eber Lan
and Meer

eber Land
nd Meer

Band 82.

1899.

Ueber Land und Meer

Deutsche Illustrirte Zeitung

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalts-Verzeichnis.

LXXXII. Band. 1899. Nr. 27—52.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Skizzen.

Reisen und Forschungen.

Wissenschaft, Kultur, Sitten und Gebräuche.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen. Feste.

Biographien u. Charakteristiken.

Natur.

Litteratur.

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Europa.

Amerika.

Asien.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Kunstgewerbe.

Malerei.

Originalzeichnungen.

Photogr. Naturaufnahmen.

Farbige Reproduktionen.

Poesie.

Landwirtschaft, Industrie, Technik, Handel und Verkehr. Oeffentliches Wohlfahrtswesen.

Militär und Marine.

Musik und Theater.

Sport und Jagd.

Alpines.

Rätsel.

Schach.

Notizblätter.

Briefmappe.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Über Land und Meer.

No 27.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman

von

Friedrich Jacobsen.

I.

Hugo Stolle drehte sich in seinem Bette um und betrachtete mit verschlafenen Augen das Zimmer. Die Junisonne stand bereits ziemlich hoch am Himmel, aber sie hatte erst seit wenigen Minuten ihren Weg über die Dächer gefunden und erfüllte nun den ganzen Raum mit einem flimmernden Licht, das den Schläfer endlich geweckt hatte.

Er gähnte herzhaft, stützte den Kopf in die Hand und sah nach dem großen Schreibtisch hinüber, auf dessen schwarzem Lederbezug ein einziger Brief lag. Ein Brief mit roter Zehnpfennigmarke, also ein richtiges Schreiben zum Lesen und kein Futter für den übrigens leeren Papierkorb. Er hatte am Abend zuvor, als Hugo ziemlich spät vom Augustinerkeller heimkam, noch nicht dort gelegen, folglich mußte die Hauswirtin ihn hereingebracht haben, ohne daß ihr Mieter aus seinem tiefen Schlafe erwacht war.

Indessen — es kommen manche Dinge über Nacht gute und schlimme.

Hugo warf mit einem entschlossenen Ruck die Beine aus dem Bett, blieb aber sitzen und betrachtete nachdenklich den kleinen, zerrissenen Teppich, der sich vor seinem Lager zusammengeknüllt hatte; es überkam ihn plötzlich der Gedanke, daß seine gesamte Junggesellen-einrichtung doch recht verwahrlost, und daß die Einsamkeit seines Daseins etwas langweilig sei.

Außerdem verspürte er einige Kopfschmerzen.

Er stand endlich seufzend auf, ging im Hemd an den Schreibtisch und nahm den Brief in die Hand. Das blaue Couvert trug am Kopf die gedruckte Firma einer großen Berliner Zeitung, und Hugo zerriß es mit einer hastigen Bewegung, so daß der einliegende Bogen ebenfalls einen Riß bekam.

Und dann las er, die beiden Hälften zusammenhaltend, atemlos folgendes:

„Sehr geehrter Herr!

„Wir haben Ihren Roman ‚Runen‘ mit großem

Die Unruhen auf Samoa: Krieger von der Partei Mataafas.

Vergnügen gelesen und sind gern bereit, denselben für unsre Zeitung zu erwerben. Einige kleine Abänderungen und insbesondere die Wahl eines aktuelleren Titels werden Sie uns gewiß gestatten.

„In der Erwartung, daß ein Honorar von dreitausend Mark Ihren Wünschen entsprechen wird, senden wir dasselbe gleichzeitig ab und haben, in der Hoffnung einer dauernden Geschäftsverbindung, die Ehre zu zeichnen

Hochachtungsvoll und ergebenst
Die Redaktion."

Hurra!

Hugo warf die Fetzen des Briefes auf den Tisch und begann einen tollen Indianertanz in der Stube aufzuführen, fuhr dann in seine Beinkleider und steckte die Hände in die Taschen.

Die Sonne malte einen breiten flimmernden Streif auf den Fußboden — es sah aus wie ein Strom von Gold, wie lauter funkelnagelneue Doppelkronen.

Dreitausend Mark!

„Ich hätte das Ding für die Hälfte hingegeben," sagte der Glückliche leise, „pah, für fünfhundert, wenn's nicht anders sein konnte! Aber es muß doch wohl so viel wert sein!" Und dann trat er vor den Spiegel und kräuselte seinen kleinen, dunkeln Schnurrbart. „Also das ist die Visage eines berühmten Schriftstellers — hm, wird sich gar nicht übel in den illustrierten Blättern machen!"

Hugo Stolle lebte seit einigen Jahren als Schriftsteller in München.

Die Art, auf welche er in diesen Beruf hineingeraten war, unterschied sich nicht wesentlich von dem gewöhnlichen Wege; äußere Umstände hatten das meiste dazu gethan, von einem unbezwinglichen Drange war niemals die Rede gewesen.

Als Sohn eines Beamten war er zum Studium bestimmt worden, hatte infolgedessen das Gymnasium durchgemacht und sodann in München einige Kollegien für Germanistik belegt. Es war ihm niemals ein Zweifel darüber aufgestiegen, daß er sein Leben dereinst als Gymnasiallehrer in irgend einer Provinzialstadt beschließen werde, und sein Verkehr hatte sich fast ausnahmslos auf Kommilitonen beschränkt; nur mit dem etwa fünfzehn Jahre älteren Hofschauspieler Franz Becker war er durch Zufall etwas näher bekannt geworden; aber auch diese Berührung mit der Kunst war ihm nie mehr gewesen als ein angenehmer Zeitvertreib für müßige Stunden.

Da starb ganz plötzlich sein Vater und hinterließ ihm absolut nichts, womit er seine Studien beenden und drei bis vier Jahre als unbesoldeter Probelehrer sein Dasein hätte fristen können.

Verwandte und Gönner, die ihn unterstützten, besaß er nicht, ebensowenig aber Angehörige, auf die er Rücksicht zu nehmen hatte, und so stand er mit vierundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt, ein freier Mann mit halbvollendeter Bildung und leeren Taschen.

In dieser wenig beneidenswerten Lage entsann Hugo sich zum erstenmal, daß seine Gymnasialaufsätze wegen ihrer leichten, flüssigen Form von einem schöngeistig veranlagten Lehrer öfters gerühmt worden waren; das bunte, bewegte Leben der Kunststadt München gewährte ihm Stoff die Hülle und Fülle — kurzum, er setzte sich eines Tages hin, schrieb eine kurze Plauderei über irgend ein unwesentliches Thema und hätte die Freude, das Ding nach wenigen Tagen bei einer Münchener Redaktion für dreißig Mark anzubringen.

Dieser erste Erfolg ermutigte ihn zur Fortsetzung. Er machte sich an eine kleine Novelle, und als auch diese ziemlich rasch mit zweihundert Mark honoriert wurde, war der Würfel gefallen und der Schriftsteller fertig.

Zeit zum Studium fand sich doch nicht mehr, und das Kollegiengeld schmälerte die Einnahme zu stark; Hugo Stolle ließ sich exmatrikulieren, strich das „stud. phil." auf der Visitenkarte an seiner Zimmerthür aus und schrieb statt dessen „Schriftsteller" darunter. Im übrigen aber behielt er sowohl seine alte Wohnung als auch einen Teil seiner studentischen Gepflogenheiten. Er stand ziemlich spät auf, arbeitete einen Teil des Tages mit der Feder, flanierte nachmittags, um Stoff zu sammeln, in der Stadt oder der Umgegend und verbrachte die Abende ziemlich regelmäßig hinter dem Maßkrug in irgend einem Bräu. Seine studentischen Beziehungen verrannen rasch in den Sand; neue Bekanntschaften knüpfte er wenig oder gar nicht an; insbesondere waren ihm die litterarischen Cliquen mit ihren gegenseitigen Lobhudeleien verhaßt — es steckte noch ein Stück akademischen Ideals in seinem Kopf, und das ließ sich nicht so leicht heraustreiben.

Aber allmählich kam Hugo mit seiner litterarischen Thätigkeit auf praktische Wege; er sah ein, daß die beständige Abfassung kleiner Arbeiten zu rasch erschöpft.

Mancher Stoff, der für ein größeres Werk ausgereicht hätte, verpuffte in dem Raum weniger Spalten; unersetzbare Originale zerflossen in einer Plauderei zu Schatten, und wenn das so fortging, dann mußte nach Verlauf weniger Jahre ein geistiger Bankerott eintreten. Da setzte Hugo sich an einem schönen Tage hin und schrieb seinen ersten Roman.

Er hatte sich vor dieser Probe seines Könnens mitunter heimlich gefürchtet; es war ihm in hypochondrischen Stunden wohl der Gedanke gekommen, daß sein Talent in dem breiten Strombett einer größeren Erzählung versiechen werde, und nun hatte sich schließlich alles ganz leicht und fast wie von selbst gemacht.

Hugo war sehr glücklich.

Vielleicht weniger wegen der dreitausend Mark, obwohl diese Summe im Verhältnis zu den früheren Honoraren glänzend genannt werden konnte, als aus einem andern Grunde.

Die Redaktion der ***Zeitung galt für sehr kritisch und hatte auf ein großes Leserpublikum Rücksicht zu nehmen; es durfte als sicher angenommen werden, daß ein von diesen gestrengen Herren zugelassener Schriftsteller thatsächlich alle modernen Eigenschaften besaß, um schnell in den Mund der Leute zu kommen.

Hugo kleidete sich an diesem Morgen mit dem Behagen eines Mannes an, der nicht ans Arbeiten denkt, und während er so in dem sehr einfach ausgestatteten Zimmer auf und ab ging, durchkreuzten allerlei Pläne seinen Kopf.

Eine neue Ausstattung?

Unsinn, er war noch nicht berühmt genug, um stilvoll sein zu müssen — vorderhand ließ sich an einem Schreibtisch von Tannenholz noch ebenso gut dichten als an einem eichengeschnitzten Diplomatentisch.

Eine Reise?

Hugo wohnte, was kleinere Ausflüge anlangte, in der denkbar glücklichsten Gegend.

Mit Lodenjoppe, Rucksack und Bergstock hatte er bisher seiner Wanderlust vollauf Genüge leisten können; die Bahn führte ihn für wenige Groschen mitten ins Gebirge, und dort lebte sich's billiger als auf dem Münchener Pflaster.

Das war auch kein Plan für den Besitzer von dreitausend Mark!

Ob der Geldbriefträger noch nicht bald eintraf?

Nein, er war noch nicht in Sicht, nur die gelbe Paketpost hielt unten auf der Straße, und die konnte heute der Kuckuck holen.

Hugo hatte ihr Herannahen in den letzten Tagen mit geheimer Furcht beobachtet; er sah schon im Geist den Beamten mit einem flachen, länglichen Paket aussteigen und die Treppen heraufkommen; dieses Wahngebilde war nun zerstoben, und es sollte sich niemals wieder einstellen! Nur der behäbige Mann mit der großen Geldtasche auf dem Bauch wird fortan dieses Haus betreten und seinen Goldregen ausstreuen.

Hugo Stolle konnte es in der dumpfen, vom Sonnenlicht durchglühten Stube nicht mehr aushalten; er nahm seine letzte Doppelkrone aus einer kleinen, im Wäschespind versteckten Pappschachtel, setzte den leichten Strohhut auf die krausen, dunkeln Haare und stieg die Treppen hinunter.

Wer ihn so mit elastischen Schritten die Straße entlang gehen sah, erhielt den Eindruck eines leichtherzigen, sorgenfreien Menschen.

Was kostet die Welt?

Hugo lenkte seine Schritte nach der weit draußen gelegenen, vornehmen Heßstraße. Er spürte bisweilen die Versuchung, eine Droschke zu besteigen, aber die alte Gewohnheit siegte, und es war überdies zu köstlich, recht weit auszuschreiten, gerade wie einer, der dem flüchtigen Glück auf der Spur ist und es sicher zu überholen hofft.

Junge, hübsche Mädchen kamen ihm entgegen, die er freundlich anlachte — ein altes Radiweib kreuzte seinen Weg und erhielt einen Nickel — hätte ein recht armer, elender und unglücklicher Mensch ihn angesprochen, dann wäre vielleicht auch das Zwanzigmarkstück ins Rollen geraten.

Aber in der Heßstraße gab es höchstens Leute, die sich einbildeten, arm und unglücklich zu sein. Hugo lachte bei diesem Gedanken vor sich hin, und dann sprach er leise einen Namen aus. Einen Namen, dessen Träger mindestens dreimal in der Woche von den heiteren Münchenern mit Jubel begrüßt wurde, einen Namen, den jeder nannte, so oft von Scherz und Freude, von Witz und Humor die Rede war: Franz Becker.

Der Schriftsteller durchschritt den Vorgarten eines vornehm zurückgelegenen Hauses, nickte dem Portier wie ein alter Bekannter zu und schellte an der Korridorthür des Parterregeschosses.

Er mußte hier wohl viel aus und ein gehen, denn das öffnende Mädchen ließ ihn ohne weiteres eintreten und sagte nur:

„Ich glaube nicht, daß Sie gelegen kommen, Herr Doktor; er hat wieder seinen Tag, und es ist schon zweimal in die Apotheke geschickt worden," worauf Hugo mit einem verständnisvollen Lachen den Kopf schüttelte, ohne weitere Umstände an die nächste Zimmerthür klopfte und gleich darauf mit einem kräftigen Hurra beide Flügel aufriß.

In der Mitte eines vornehm ausgestatteten und gegen die Sonne sorgfältig verhüllten Salons stand ein mit kostbaren Fellen belegtes Ruhebett, und auf diesem lag ein schwarz gekleideter, langer, hagerer Mann.

In der schlaff herabhängenden Rechten hielt er eine eng beschriebene Papierrolle, während die halb heraufgezogenen spitzen Kniee einen aufgeschlagenen Band von Brockhaus' Konversationslexikon stützten.

Auf einem dicht an das Kopfende gerückten Tischchen standen oder lagen verschiedene Medizingläser, eine Wasserkaraffe, Zucker, eine Uhr, ein Thermometer und ein Hygrometer.

Der glückliche Besitzer aller dieser Gegenstände mochte etwa vierzig Jahre alt sein; das blasse, scharfgeschnittene Gesicht hatte einen geistvollen Ausdruck; es war vollkommen bartlos, und über dem schmalen, sarkastischen Mund ragte eine große, spitze Nase geradlinig in die Luft.

Das war Franz Becker, der berühmte Komiker des Königlichen Residenztheaters.

Bei Hugos stürmischem Eintritt richtete er sich ein wenig auf, legte die sehr schöne, wohlgepflegte Hand auf das Herz und sagte mit tiefer Stimme:

„Guten Morgen, Hugo — schrei, bitte, nicht so, wenn es dir möglich ist, das verursacht mir Herzklopfen."

Der Angeredete schritt an das Fenster und riß die Vorhänge auseinander.

„Es ist mir nicht möglich," entgegnete er entschieden, „ich muß die Sonne sehen und sie anbrüllen. Hip, hip, hip, Hurra!"

„Bist du vielleicht auf dem Wege, verrückt zu werden?" fragte der Komiker mit einer Grimasse.

„Nein, aber berühmt!"

Becker legte sich gelassen wieder zurück und schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht viel Unterschied dabei," entgegnete er dann nach einer Pause. „Sieh mich an, Hugo — ich bin berühmt, fast so berühmt wie der Gorilla im Berliner Aquarium. Und ich werde ganz bestimmt demnächst ebenso verrückt sein."

Stolle setzte sich auf den Rand des Schreibtisches und schlenkerte mit den Beinen.

„Das ist nicht unmöglich, Franz, wenn du so fortmachst. Was hast du denn wieder?"

„Das Vieh leidet an Hypochondrie," fuhr jener fort. „Seine Leibärzte sagen, das käme vom Mangel an Bewegung, aber ich weiß es besser. Die arme Kreatur soll den Menschen spielen und ist doch ein Aff'; ich bin ein Mensch und muß Affenrollen geben. Es kommt alles auf eins hinaus."

Er stand auf, kniff das rechte Auge zu und rollte mit dem linken.

„Siehst du etwas an meinem Auge?"

„Nein."

„Natürlich, das sagen sie alle. Das ist eben die Hypochondrie, von der wir Komiker geplagt werden. Eine Geisteskrankheit oder der Beginn dazu. Ich habe Schmerzen."

„Wo?"

„Hier oben in der linken Hälfte des Kopfes und von da über den Hals bis zum Herzen herunter. Dazu das Herzklopfen! Ich habe im Brockhaus nachgeschlagen, da steht etwas vom nervus sympathicus, der die linke Körperhälfte ernährt. Wenn der erkrankt,

dann kriegt man einen Kropf, und das Auge tritt hervor. Es ist die sogenannte Glotzkrankheit, und ich habe die Glotzkrankheit.“

„Ist sie absolut tödlich?“ fragte Stolle sehr gelassen und schlenkerte weiter.

„Ich weiß nicht,“ sagte Becker ernst. „Hier steht, daß sie sich jahrelang hinziehen kann. Natürlich ist das nur ein versteckter Ausdruck für das Ende. Man magert ab —“

„Bis nur das Auge und der Kropf übrig bleibt.“

Becker trat an das Fenster und sah mit einem Blick stiller Ergebenheit hinaus.

„Es ist ja immer eine erfreuliche Sache, wenn andre Leute sich wohl genug fühlen, um ihren Scherz zu treiben,“ bemerkte er endlich etwas anzüglich. „Wolltest du mir nicht eine Mitteilung machen?“

Der junge Schriftsteller rutschte vom Schreibtisch herunter und trat dicht neben seinen Freund. Er legte seinen Arm um die Schultern des Schauspielers und sagte herzlich:

„Franz, laß mal die Mimerei sein und gieb dich, wie du wirklich bist — du glaubst ja doch nicht in Wahrheit an all das dumme Zeug. Sei ein guter Kerl und freue dich mit mir: ich habe meinen Roman für dreitausend Mark an eine große Zeitung verkauft und bin ein gemachter Mann. Was sagst du dazu?“

Ueber das Gesicht des Komikers glitt ein feines Lächeln.

„Was soll ich dazu sagen, Hugo? Gemachte Männer pflegen sich nicht viel um die Meinung andrer zu kümmern. Wenn ich dir Glück wünsche, dann schimmert die Möglichkeit durch, als ob es auch anders hätte kommen können, und wenn ich sage: mach so fort, dann klingt es gönnerhaft. Was möchtest du hören?“

„Die Wahrheit!“

Hugo stieß das kurze Wort etwas hastig hervor und wandte sich dann ab. Die großen, forschenden Augen des Mimen waren ihm unbequem, sie hatten ungeachtet ihrer Schönheit einen etwas spöttischen Ausdruck.

Und Becker begann langsam in dem Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Also Grobheit,“ sagte er nachdenklich, „denn die Wahrheit gilt heutzutage dafür. Ja, siehst du, mein lieber Junge, dreitausend Mark sind ein hübsches Stück Geld. Man kann dafür zwei Jahre lang studieren. Nimm deine Studien wieder auf, mache das Examen und werde Schulmeister.“

Der sonnige Morgen schien doch nicht ganz halten zu wollen, was er bei seinem Aufgang versprochen hatte; es zog eine Wolke über den Himmel und hüllte für einige Augenblicke die Welt in graues Licht.

In dem Zimmer war es sehr still geworden.

Hugo setzte sich auf die Ottomane und streichelte mechanisch ein prachtvolles Tigerfell. Er dachte in diesem Moment daran, daß dieser Königstiger einstmals wegen seiner Schönheit und Kraft bewundert worden war; dann hatte ein Stück Blei der Herrlichkeit ein Ende gemacht, und der Rest wurde mit Füßen getreten.

„Du sprichst mir also das Talent ab,“ sagte er leise; und Becker blieb stehen.

„Kommst du mir auch mit dem abscheulichen Wort? Ich werde nervös, wenn ich es nur hören muß! Talent! Wir ersticken in Talenten! Es giebt gar keinen Menschen, der nicht, o, so talentvoll wäre! Die Dummheit und das Genie sind ausgestorben, wir können alle fliegen — wie die Zaunkönige! Fliege, wenn du willst!“

So kamen die beiden öfters zusammen; der nervöse, grillenhafte Künstler mußte sich immer erst austoben, dann wurde er ruhiger.

Und so geschah es auch hier.

Er nahm neben Hugo Platz, fühlte sich den Puls, schnappte nach Luft und fuhr fort:

„Wir führen einen Kampf gegen Windmühlen, mein Junge, warum soll man sich darüber aufregen? Wenn es nach meiner Schrulle ginge, dann würde keine Zeile geschrieben und kein Wort gemimt, es würde keine Leinwand verdorben und kein Klavier zerhämmert. Aber wir haben nun mal Papier und Bretter und Leinwand, und wir haben vor allem, Gott sei's geklagt, eine Unmasse Menschen, die ihre Augen und Ohren und ihr bißchen Hirn auch noch zu andern Dingen brauchen wollen, als wozu Gott der Herr sie in seiner Gnade schuf. Aber mußt du denn auch dabei sein?“

„Ich bin nun einmal darin,“ sagte Stolle mit einem leisen Seufzer.

„Stimmt, Hugo. Du bist aushilfsweise in die Fremdenlegion eingetreten. Halte das Bild fest — wer ausreißen kann, der thut's. Oder er müßte denn eingeboren sein und sich zum Führer emporschwingen. Hast du den Mut, dich als Eingeborener im Lande der Kunst zu fühlen?“

Der Hieb saß, und Hugo gab ihn in seinem Aerger zurück.

„Hast du den Mut?“ fragte er.

Franz Becker, der berühmte Schauspieler, den Tausende einen großen Künstler nannten, nahm die Rolle, in der er beim Eintritt seines Freundes studiert hatte, vom Boden auf und schlug die Blätter nachdenklich um.

Seine schöne, tiefe Stimme hatte einen seltsamen Klang, als er entgegnete:

„Wenn ich nur die Hälfte des Wissens besäße, welches du dein eigen nennst, dann wäre die Frage bald gelöst. Aber ich war der Sohn eines armen Schuhmachers, und mein Vater konnte mir keine andre Bildung mitgeben als die Weisheit der Dorfschule. Ich nannte nichts mein eigen als die Fähigkeit, das Gesicht zu verziehen und den Leuten nachzuäffen. Ich habe viel Prügel deshalb bekommen, aber was man uns austreiben will, das wird häufiger unser Brot, als was man uns eintrichtert. So kam ich auf die Bühne, weil meine Eltern glaubten, daß ich zu nichts anderm tauglich sei. Aber es ist auch damit ein Elend. Sieh dir einmal meine Nase an, sie ist lang und spitz, und ich kann ihr mancherlei Gestalt geben. Aber eine Falstaffnase kann ich nicht daraus machen, und ich soll doch heute abend den Falstaff spielen — dieses versoffene Genie. Da werde ich Pappe nehmen müssen und kleben, und ich werde mich gezwungen sehen, obendrein ein Kissen vor den Bauch zu binden. Ist das eine Kunst, die vom Kleister abhängt, und müßte ich nicht gelernt haben, meine Nase einzuziehen wie eine Schnecke ihre Fühlhörner und mich aufzublasen wie ein Frosch?“

Hugo lachte und stand auf.

„Du bist nun einmal heute in hypochondrischer Stimmung, Franz. Nimm dir Urlaub und geh in eine Sommerfrische.“

„Das werde ich auch thun,“ sagte Becker nachdenklich. „Ich glaube, diese Verstimmungen kommen hauptsächlich aus dem Magen. Aber für Karlsbad bin ich zu dünn, und in die Alpen kann ich meines Herzleidens wegen nicht gehen. In Tirol hat ohnehin jeder dritte Mensch einen Kropf.“

„Geh an die See,“ riet Stolle.

„Mein Großvater mütterlicherseits hat am Strande einen Herzschlag bekommen, er war Bootsmann in Triest. Wir arten ja meistenteils nach der Mutter, und vor dem Atavismus kann man sich heutzutage gar nicht mehr retten. Indessen werde ich mir die Sache überlegen, es giebt ja noch andre Pfützen als das Mittelmeer.“

Hugo verabschiedete sich von dem Kauz.

Er war unzufrieden mit sich selbst, denn der eigentliche Zweck seines Besuchs bei Becker war nicht zur Sprache gekommen.

Der junge Schriftsteller hatte, wie die meisten Anfänger, große Pläne. Der langsame und tropfenweise Erfolg seiner belletristischen Thätigkeit genügte ihm nicht, die Hast der Zeit schlich wie ein Gift auch durch seine Adern und zerrte an seinen Nerven. Er wollte mit einem Schlage das große litterarische Los gewinnen, und das war nur möglich durch die Bühne.

Er hatte einen Stoff — unklar, schattenhaft wie ein Phantom, aber doch einen Gedanken, dem die glückliche Stunde der Gegenwart vielleicht zum Licht verhalf; darüber wollte er mit dem erfahrenen Schauspieler reden, aber der grämliche Spott des Mimen hatte ihn abgeschreckt.

Und nun ging er statt dessen ins Hofbräu.

Der Hof und das große, rauchige Lokal waren voll Menschen; die Fremden kamen und gingen; es herrschte überall jene sorglose Stimmung, die dem Süddeutschen eigen ist und von den Reisenden gern geteilt wird.

Man sah viele hübsche junge Damen mit kurz geschürzten Kleidern und umgehängten Täschchen; kaum irgendwo zeigte sich ein blasses Gesicht, aber es war viel Lachen da und wehendes Haar und heiße Wangen.

Mitten hinein in den Schwarm setzte Hugo sich auf eine umgestürzte Tonne, ließ einen vollen Maßkrug herbeibringen und betrachtete das lustige Treiben.

In solchen Stunden, die er sich oft gönnte, war er ganz besonders stolz auf sein schönes, fröhliches München; er fühlte sich, obwohl kein Eingeborener, mit diesem bunten Leben verwachsen, und es dünkte ihn unmöglich, sich jemals davon loszusagen — gab es ihm doch Stoff für ein Menschenalter!

Dieser lange, schwarze, melancholische Theatermann war eine Fledermaus, die aus der Nacht hervorgeflattert kommt und sich wie ein Gespenst an den Menschen krallt! Was ihm nur einfiel mit seinem thörichten Rat, als wenn es ein pures Vergnügen wäre, jetzt noch semesterlang die Bänke der staubigen Hörsäle zu drücken; sich im Examen schinden zu lassen und dann schließlich irgendwo in einem Winkel des Reiches selbst den Schinder zu spielen!

Frei! frei!

Eine helle Mädchenstimme — irgend ein fremdes Menschenkind — lachte in der Nähe, und Hugo Stolle wurde plötzlich nachdenklich.

Frei?

*

Hugo hatte, seitdem er das Studium aufgegeben, eine ganz absonderliche Gewohnheit angenommen.

Er ging jeden Tag zu einer bestimmten Stunde nach der Bavaria hinaus und passierte dabei eine ganz bestimmte Straße.

Dieselbe lag nicht gerade auf seinem Wege und zeichnete sich auch keinesfalls durch besondere Schönheit aus; im Gegenteil trugen die hohen Häuser ein altmodisches Gepräge, und zwischen den Pflastersteinen lugte sogar hie und da ein Grashalm hervor.

Außer einigen Gemüsekellern gab es da keine Läden, und die Parterregeschosse wurden zumeist von kleinen Bürgern bewohnt.

Aber an dem allerersten Tage, als der junge Schriftsteller in diese Welteinsamkeit verschlagen wurde, sah er hinter einem der Fenster einen blonden Mädchenkopf.

Das feine, über irgend eine Arbeit geneigte Profil erregte seine Phantasie, und er schrieb, alles übrige hinzudichtend, in den nächsten Tagen eine kleine Novellette, die indessen nirgends Aufnahme fand, da die Redaktionen sich für einen Mädchenkopf ohne realistischen Hintergrund nicht in dem gleichen Maße erwärmen konnten wie der jugendliche Verfasser.

Hugo ärgerte sich darüber und beschloß, die langweilige Straße zu meiden; wenige Tage später ging er natürlich abermals desselben Weges.

Diesmal wurde ihm der realistische Hintergrund klar; das Parterrefenster stand offen, und er konnte mit einem raschen Blick den ganzen Inhalt der Stube umfassen. Altväterische Mahagonimöbel ohne die geringste Spur von Stil, aber mit einem Hauch von Behagen; einige Stickereien, die ein überwiegend weibliches Element vermuten ließen, aber kein Geruch von Lavendel und getrockneten Rosenblättern.

Die junge Dame — oder richtiger das junge Mädchen — saß an dem nämlichen Platz und zeichnete irgend etwas; sie feuchtete den Bleistift mit ihren roten Lippen an, und Hugo wünschte sekundenlang, ein Bleistift zu sein. Er wurde statt dessen ein Pedant, der täglich zu derselben Stunde denselben Weg ging, bis er herausgebracht hatte, daß die Blonde nicht nur zum Zeitvertreib zeichnete, und daß sie in Gesellschaft einer alten, würdigen Frau lebte.

Dann kam der erste Gruß.

Ein Blatt war zufällig — natürlich zufällig — zum Fenster hinaus auf die Straße geweht und wurde von dem vorübergehenden Schriftsteller zurückgegeben. Es standen einige Arabesken darauf, nichts Bedeutendes, und Hugo Stolle sagte auch nichts Bedeutendes bei der Rückgabe.

Er sagte nur: „Bitte, mein Fräulein,“ und sie erwiderte: „Danke, mein Herr,“ aber sie sprach es mit einer hübschen, weichen Mädchenstimme, hinter der ein kleines Lächeln steckte. Später ärgerte Hugo sich, daß ihm nichts Gescheiteres eingefallen war, aber es ist wohl schwer, über eine Nichtigkeit geistreiche Bemerkungen zu machen, wenn man nicht gerade Kritiker ist.

Das Grüßen wurde aber seitdem ständig, und es ging von der Form zu einem stummen Inhalt über.

Dann kam ein großer, schöner, regenschwerer Tag, an dem Hugo durch die Ausstellung im Glaspalast bummelte und seine blonde Schöne vor einem ziemlich guten Gemälde in Andacht versunken fand.

Da faßte er sich ein Herz und redete sie an.

Auf dem stummen Grußcomment fußend, nannte er

Beppo. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.

Giuseppa. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.

seinen Namen und fragte, ob sie auch male, denn daß sie der Zeichenkunst beflissen sei, habe er schon längst herausbekommen.

Nein, sie war keine Malerin. Sie betrieb das Zeichnen als Gewerbe, gewissermaßen als Handwerk, denn sie war bei einem großen Stickereigeschäft angestellt und hatte für dasselbe die Muster zu entwerfen.

„Das erfordert immerhin etwas Kunstfertigkeit,“ sagte sie mit einem Seitenblick auf einige Erzeugnisse der jüngsten Schule, „aber zu einer tüchtigen Malerin reicht meine Fähigkeit doch wohl nicht aus, und ehe ich anfange zu klecksen, will ich mich lieber in meinem engen Kreise bescheiden.“

Während dieser kurzen Unterhaltung waren die beiden jungen Leute, langsam nebeneinander hergehend, dem Ausgang zugeschritten; die Gegenwart der Kunst hatte ihnen die Zunge gelöst, aber als der Straßenlärm zu ihren Ohren drang, wurden sie wieder Menschen verschiedenen Geschlechts, die einander noch sehr wenig kannten.

Es regnete, und nur Hugo führte einen Schirm bei sich. Natürlich bot er seine Begleitung an, die indessen auf eine ganz unbefangene Weise abgelehnt wurde. Dagegen nahm das junge Mädchen den Schirm leihweise an, nachdem ihr Begleiter versichert hatte, doch noch im Glaspalast bleiben zu wollen.

Wohin sie ihn schicken sollte?

„Nirgends hin, wenn's beliebt; ich werde ihn heute nachmittag oder morgen im Vorbeigehen mitnehmen, wenn ich darf — durchs Fenster,“ setzte er lachend hinzu.

Das war sehr fein gesponnen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Lyrik.

Verpaßt.

Lang sahst du nach dem Glücke aus
Mit brennendem Verlangen,
Und als es klopfte an dein Haus,
Da warst du ausgegangen.

Du schwatztest mit der Nachbarin,
Du kauftest einen Flitter,
Schnell eilt es weiter, hin ist hin,
Und ach! das Nachsehn bitter.

Doch tröste dich, du armer Wicht,
Man kann nicht ewig harren —
Wen von uns allen hatte nicht
Das Glück schon mal zum Narren?

Clotilde von Schwartzkoppen.

Reich mir den Trunk!

Reich mir den Trunk und mische ihn gut!
Sieh — ich bin müde zum Sterben.
Genossen hab' ich mit raschem Blut
Genug des Süßen und Herben.

So kehr' ich denn ein bei dem alten Glück,
Ein stiller, verdrossener Zecher.
Nein, nein — zieh nicht deine Hand zurück!
Mich dürstet — gieb mir den Becher!

Und ist es Vergessen, ist's neue Not,
Was meine Lippen tranken —
Mir gilt es gleich; doch ist es der Tod,
So will ich dir's sterbend danken!

Maidy Koch.

Wandern ade!

Ich war ein wanderfrohes Blut,
Dem's nie daheim gefallen,
Dem's Wonne war, in Sonnenglut
Und Frost weltein zu wallen.

Und rief mich Amt und Pflicht zurück
In heimatliche Gassen,
Da war's mir stets, als müßt' das Glück
Ich in der Fremde lassen ...

Nun ist's ein Jahr, daß ich zuletzt
Den Wanderstab geschwungen:
Das Glück sitzt an der Wiege jetzt
Bei meinem prächt'gen Jungen.

Paul Lang.

Miß Bob.

Aus den hinterlassenen Papieren eines Radfahrers

veröffentlicht von

Eugen von Tempsky.

Das letzte Decennium dieses Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Fahrrades. Jeder und jede radelt. Ernste, in Amt und Würden ergraute Männer, von denen viele an Aufgeblasenheit den Luftreifen ihrer Räder nichts nachgeben, würdige Matronen, im Besitz der arrondiertesten Körperformen, huldigen dem Radfahrsport ebenso eifrig als junge und jüngste Leute. Ich, Edgar Friedrich Meyer, Sohn der in der gesamten Gummibranche als Fabrikanten der weltberühmten Excelsior-Galoschen bekannten Firma Meyer & Co. in Treptow-Berlin, habe mich längere Zeit gegen das Radeln ablehnend verhalten. Neu auftretenden Moden, Sports und Richtungen in Kunst und Wissenschaft gegenüber beobachte ich so lange eine gewisse Zurückhaltung, bis die gute Gesellschaft ihr Placet dazu gegeben hat. Das halte ich für korrekt; und Korrektsein ist für den Gentleman das erste Erfordernis. Dadurch unterscheidet er sich von dem Proleten. Das Radfahren ist nicht nur populär — was für mich ja nicht maßgebend wäre —, nein, es ist fashionable geworden. Folglich fahre ich auch Rad. Nach beendigtem Lernkursus, den ich sonderbarerweise durchaus nicht so schnell und leicht absolvierte, als ich vorausgesetzt hatte, schaffte ich mir die beste Maschine an, die für Geld zu haben war. Meine Kenntnisse in der Gummibranche unterstützten mich dabei hinsichtlich der Auswahl der Pneumatikreifen.

Jeder Sport erfordert unbedingt auch das für ihn adäquate und korrekte Kostüm. Benedikt auf der Leipzigerstraße entsprach den weitgehenden Anforderungen meines durch mehrjährigen Aufenthalt in London und Paris geläuterten Geschmackes in anerkennenswertester Weise. Unser alter Prokurist Schwarz, der mich von Kindesbeinen auf kennt, und dem ich demgemäß auch manche Freiheiten in seinem Benehmen mir gegenüber gestatte, die ich von einem andern korrekterweise nicht dulden würde, mußte natürlich einige schlechte Witze machen, nachdem er mich zum erstenmal in meinem Bicycle-Dreß gesehen hatte. „Na, Fritze,“ sagte er in seinem vulgären Berlinisch, „jetzt sind Se woll nu Sommerleitnant bei die Spinnraddragoner jeworden?“ — „Lieber Schwarz,“ entgegnete ich, „machen Sie keine schlechten Witze über Dinge, von denen Sie nichts verstehen!“ — „I, wo wer' ick nich!“ sagte er ganz unverfroren, „ick strample ja ooch von wejen Homer un die Homeriden. Ja, ja, Fritze:

So 'n Zweirad is 'n feines Ding,
Det looft von janz alleene;
Da setzt man sich bloß oben druff
Und strampelt mit die Beene!

Aber so 'ne Kluft is nischt for mich; ick binde mir man bloß die Hosenbeene mit 'ne Strippe zu.“

Ich würdigte ihn keiner weiteren Entgegnung und tröstete mich mit dem Bewußtsein, das zu sein, was der Franzose „correctement mis“ nennt.

Der Sommer war gekommen und mit ihm auch für die oberen Zehntausend die Verpflichtung, das heiße und verödete Berlin auf einige Zeit zu verlassen. Ich hatte mich entschlossen, einige Wochen in Dresden zu verbringen und die reizende Umgebung nach den verschiedensten Richtungen auf meinem Rade zu durchkreuzen; später wollte ich auf vierzehn Tage zur Hochsaison nach Ostende. Ich habe für Dresden immer ein besonderes Penchant gehabt. Mein Gott! es ist ja Provinz, gemildert durch Ausländer, gute Theater und die Sächsische Schweiz; mir bedeutet Dresden aber immer eine Idylle nach dem aufreibenden weltstädtischen Leben Berlins. Als Nebenzweck galt mir noch der Besuch unsrer dortigen Kunden. Unser Fabrikat ist zwar seit Jahren in so hervorragender Weise auf dem Weltmarkt eingeführt, daß wir mit Ordres stets überhäuft sind und demgemäß vom Kundenbesuch vollständig absehen könnten. Indessen noblesse oblige — und es steht daher einem so solid fundierten und so vortrefflich geleiteten Unternehmen wie dem unsrigen sehr wohl an, seinen Abnehmern gegenüber in Bezug auf Urbanität und Kulanz eher zu viel als zu wenig zu thun.

Jetzt war ich also in Dresden, wohnte im Hotel Bellevue, hatte die Elbbäder vor der Thür, das Belvedere mit seinen feinen, vom besten Publikum besuchten Konzerten in unmittelbarer Nähe und machte täglich kreuz und quer Ausflüge auf meinem Cleveland. Ich wurde hier erst zum enragierten Radfahrer, oder sagen wir vielmehr — das Wort Sport ist ja englisch, und alle darauf bezüglichen Ausdrücke sollten daher konsequenter- und korrekterweise dem Englischen entlehnt werden — wheel-man. Ich überzeugte mich immer mehr, daß ich mit meinem Rover eine außerordentlich glückliche Wahl getroffen hatte, und ich hätte ihn nicht für das Doppelte und Dreifache dessen, was er mich gekostet, aus der Hand gegeben. Er war eine ganz ausgezeichnete Tourenmaschine, die vorzüglich lief und mich selbst Steigungen wie bis zur Höhe der Bastei leicht überwinden ließ.

Eines schönen Morgens hatte ich mein Rad nach der Dresdener Heide gelenkt, die ich auf der nach Radeberg führenden Chaussee durchquerte. Nach einem leichten Imbiß machte ich mich auf den Rückweg, um bei guter Zeit wieder in Dresden zu sein, da ich für den Nachmittag in Schandau zur Kur weilenden Bekannten meinen Besuch zugesagt hatte.

In gehobener Stimmung — ich war eben von einem sehr gentlemanlike aussehenden Wheelman, der an der Wegseite rastete, in englischer Sprache nach dem Loschwitzer Wege befragt worden — rollte ich durch den schattigen Hochwald dahin. Es berührt mich immer angenehm, wenn man in mir entweder den Offizier in Zivil oder den Engländer vermutet. Als Sohn der Firma Meyer und Co., als Deutscher und speziell als Berliner habe ich zwar meinen berechtigten Stolz. Indessen gilt mir das Benehmen des Offiziers einerseits und des Engländers andrerseits als ein gewisser „standard“, den ein jeder zu erreichen sich bemühen sollte, der die Prätensionen und Ambitionen des wahren Gentleman in sich spürt. Ich bin weit entfernt, mich eitler Selbstüberschätzung hinzugeben, aber verhehle nicht, daß ich mir bis zu einem gewissen Grade des eignen Wertes bewußt bin.

In angenehmer Vorempfindung des mir heute nachmittag in Schandau bevorstehenden liebenswürdigen Empfanges hing ich ungestört meinen Gedanken nach, die plötzlich eine unerwartete Unterbrechung erfahren sollten. Aus einem etwa hundert Schritt vor mir in die Chaussee mündenden Seitenwege sah ich einen kleinen Radfahrer mir entgegenkommen, der abgesessen war und seine Maschine an der Lenkstange führte. Es interessierte mich, zu wissen, weshalb der junge Mensch auf der vortrefflich gehaltenen Kunststraße zu Fuße ging. Beim Näherkommen sah ich zu meiner größten Ueberraschung, daß mein Sportsgenosse eine junge Dame in elegantestem Radfahrkostüm war, die mich mit ängstlichen, bittenden Augen anblickte. Wie der Blitz war ich abgesprungen; angeborene Ritterlichkeit und radfahrerisches Solidaritätsgefühl drängten mich, dem reizenden jungen Wesen, dem ein Unfall zugestoßen zu sein schien, meine Hilfe anzubieten.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Gnädigste?“ fragte ich mit respektvollem Gruße.

„Ach Gott! Sie sind zu freundlich — ich bin in rechter Verlegenheit,“ erwiderte sie errötend, „der Vorderreifen ist kaput — über einen zerbrochenen Flaschenboden bin ich weggefahren, und jetzt weiß ich mir nicht zu helfen.“

Ich überzeugte mich, daß der Reifen des Vorderrades luftleer und schlaff war. In meiner Werkzeugtasche hatte ich alles Nötige, um den Schaden zu reparieren: Gummilösung und Plättchen, Benzin, Luftpumpe und Schraubenschlüssel. Ich wußte auch aus dem „Wheel“, einer englischen Radfahrerzeitung, ganz genau, was zu thun war. Leider erwies sich aber mein praktisches Können dem theoretischen Wissen nicht adäquat, und ich kam mit der Sache nicht zu stande. Mir triefte der Schweiß von der Stirn — ich gab mir die größte Mühe, aber es war mir nicht möglich, die Schraube unterhalb der Felge zu lösen. Bei meinen Bemühungen entging es mir nicht, daß die Maschine ein recht klappriges, altes Möbel war — von der schlechten Qualität der Gummireifen überzeugte mich der erste Griff —, das zu dem eleganten Kostüm seiner Besitzerin —

olivenfarbige Beinkleider, hohe hellbraune Ledergamaschen — einen eklatanten Gegensatz bildete.

Die junge Dame schien meine Gedanken zu erraten. „Ach! ich schäme mich recht über das minderwertige Ding," sagte sie weinerlich; „aber denken Sie sich, neulich war mein Bruder mit ein paar Kameraden bei uns draußen, und da muß sich der dicke Schemberg durchaus auf mein Cleveland setzen... Sie fahren auch Cleveland, wie ich sehe!"

‚Vornehm,' dachte ich mir, ‚sehr vornehm;' mir war nämlich vorgestern in der Oper der auffallend korpulente Gardereiteroffizier vom Dienst auf meine Frage als Prinz Schemberg bezeichnet worden.

„Schemberg fällt natürlich damit um und verbiegt mir das linke Pedal vollständig. Gestern ist mein schönes Rad zur Reparatur in die Stadt geschafft worden. Ich hatte heute solches Verlangen zu radeln; da habe ich's mit meiner alten, ausrangierten Maschine versucht. Es ging auch ganz gut, bis auf das Malheur mit dem dummen Glas."

„Meine Gnädigste," sage ich, „ich bin untröstlich, — aber die Schraube ist eingerostet; vielleicht giebt es hier herum einen Schmied, der helfen kann."

„Du lieber Gott, nein! Ich bin bekannt hier in der Gegend. Ach, ich wünschte, ich wäre zu Hause! Die sitzen jetzt beim Lunch, und ich bin so hungrig!"

„Dem ist leicht abzuhelfen, mein gnädiges Fräulein. Die Heidemühle ist zu Fuß in einer Viertelstunde von hier zu erreichen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, Sie dahin geleiten zu dürfen — ich gestatte mir übrigens, meine Gnädigste, mich Ihnen zu präsentieren — Meyer-Treptow."

„Ach, wie reizend!" rief sie voller kindlicher Freude aus. „Denken Sie sich, Papa spricht so oft von einem Herrn von Treptow, einem alten Regimentskameraden — gewiß ein Verwandter von Ihnen... Sie sind doch auch Soldat?"

„Ich habe seinerzeit bei den dritten Gardedragonern ... mein Jahr abgedient," wollte ich sagen. Die schöne Unbekannte aber fiel mir ins Wort. „Das trifft sich herrlich, Herr von Treptow! Da sind ja auch Sie ein Regimentskamerad von Papa. Der hat ja — 's ist freilich lange her — auch bei den dritten Gardedragonern gestanden. Ach! ich wünschte, ich wäre erst bei Papa, — ich habe noch so weit!"

Ich fand es vorläufig nicht für opportun, das Mißverständnis hinsichtlich meines Namens aufzuklären, dem ich gewohnheitsgemäß die Bezeichnung unsers Fabrikationsortes hinzufüge, um uns von einem gleichnamigen Konkurrenten zu unterscheiden, dessen unbedeutendes Etablissement sich in Köpenick befindet. Sicher gab es bei uns in der Mark, dem Lande der Quitzow, Levetzow, Jagow, Zastrow, Treskow e tutti quanti auch Herren von Treptow. Ich kam zunächst auf meinen vorher gemachten Vorschlag hinsichtlich der Heidemühle zurück. „Verzeihen Sie, meine Gnädigste," sagte ich mit der mir eignen Gewandtheit, „wenn ich mir nochmals den Vorschlag gestatte, meine Begleitung zur Heidemühle anzunehmen und sich zunächst dort etwas zu restaurieren; das Weitere ließe sich ja dabei besprechen!"

„Nein, Herr von Treptow, das geht auf keinen Fall!"

„Aber ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein, warum nicht?"

„Nein, es geht nicht, wirklich nicht!"

Ich muß ein sehr verwundertes Gesicht gemacht haben, denn die kleine, reizende Aristokratin fuhr halb lachend, halb ärgerlich fort: „Es geht nicht — es ist zu dumm — ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll — das Ungewöhnliche der Situation —"

„Aber, meine Gnädigste, das dürfte Sie doch nicht abhalten. Würdigen Sie mich der Ehre, einen Imbiß, wie ihn die Heidemühle bietet, mit mir zu teilen, und wenn ich Ihnen sonst irgendwie dienen kann."

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr von Treptow, aber das geht wirklich nicht!"

„Mein gnädiges Fräulein, in unsern Kreisen kann man sich gegebenen Falles über gewisse Dehors, wie soll ich sagen..."

Sie lachte schelmisch. „Also gut! Ich mache von Ihrer Liebenswürdigkeit Gebrauch. Aber ich bitte um Ihre Karte, damit Papa persönlich seinen Dank abstatten kann."

Diese Bitte kam mir etwas ungelegen. Die junge Dame vermutete in mir — ganz ohne mein wissentliches Zuthun, wie ich ausdrücklich zu betonen für nötig finde — den Offizier. Auch gegen den „Herrn von Treptow" hatte ich nicht protestiert. Eine vorzeitige Aufklärung hätte das Vertrauen, das die Dame offenbar in mich setzte, möglicherweise erschüttert. ‚Was nicht ist, konnte ja auch noch werden!' dachte ich. Mein Vater, der Kommissionsrat Meyer-Treptow, hatte begründete Aussichten, in absehbarer Zeit nobilitiert, ja vielleicht baronisiert zu werden; hatte er doch dem in einer Residenz Mitteldeutschlands befindlichen Versorgungshaus für hilfsbedürftige Gouvernanten, Vorleserinnen und Gesellschaftsdamen bedeutende Zuwendungen gemacht. Ich bedauerte, keine Karte bei mir zu haben, murmelte aber nochmals meinen Namen mit — wie ich allerdings eingestehen muß — stärkerer Betonung des „Treptow" — und mein Hotel.

„Ich danke Ihnen, Herr von Treptow. Papa hat, wie ich weiß, morgen in Dresden zu thun. Er wird nicht verfehlen, Ihnen zur Besuchszeit seinen Dank abzustatten."

Wir hatten inzwischen die Richtung nach der Heidemühle eingeschlagen. ‚Blood will tell' dachte ich mir, als ich an der Seite dieses Wesens von ausgesprochenster Distinktion dahinschritt. Diese elegante mittelgroße Gestalt, der das hierzulande ungewöhnliche Radfahrerinnenkostüm — in Paris und London ist es das allgemein übliche — so vortrefflich stand, diese feinen Züge, das kurze dichte Lockenhaar, die ganze unbefangen-vornehme Art und Weise zu reden und sich zu geben, schienen mir untrügliche Merkmale der echten Aristokratin. Wie reizend plauderte sie doch! Im Sommer wäre es so hübsch hier! Aber der Winter! Da kämen die vielen langweiligen Gesellschaften und Bälle; sie tanze ja so gern, aber es ginge hier überall so steif zu. Und zu Hofe müßte sie auch gehen. Da wäre es erst recht steif und langweilig. Die Prinzessin Sophie allein wäre lustig und herzig. Sie könnte aber gar nicht so, wie sie wollte. Geradelt hätte sie auch; das hätte man ihr aber verboten, und da wäre sie ärgerlich geworden und hätte das dadurch markiert, daß sie während des ganzen letzten Winters bei keiner Hoffestlichkeit erschienen wäre. Sie selbst dankte Gott, keine Prinzessin zu sein, die doch immer von allen möglichen Etiketterücksichten eingeengt wäre und Ordre parieren müßte. Da hätte sie es viel besser; denn der gute Papa ließe ihr alle mögliche Freiheit, und sie könne thun und lassen, was sie wolle.

Ich war entzückt von dem unbefangenen Geplauder der kleinen Comtesse — denn auf dem feinen Batisttaschentuche, mit dem sie sich Luft zufächelte, hatte ich Monogramm und Grafenkrone bemerkt. Es war jetzt nahezu Mittag; die Sonne brannte heiß auf die staubige Chaussee hernieder, und in dem dichten Nadelwald regte sich kein Lüftchen. Wir waren daher froh, als wir die Heidemühle erreicht hatten. Auf der Veranda des recht einladend aussehenden Wirtshauses fanden wir ein schattiges und kühles Plätzchen. Außer einem alten Herrn, der weit ab von uns sein Mittagsmahl verzehrte, schienen wir die einzigen Gäste zu sein. Der sich sehr devot nach den Befehlen des Herrn Baron erkundigende Wirt — der Mann war Menschenkenner und hatte ein Auge für distinguierte Persönlichkeiten — stellte uns Forellen, junge Hühner und eine Omelette soufflée in Aussicht. Wir wurden rasch und gut bedient und ließen es uns trefflich munden. Die kleine Gräfin hatte um Harzer Sauerbrunnen gebeten, der gleichzeitig mit einer von mir heimlicherweise bestellten, sorgfältig eingekühlten Flasche Pommery Gréno serviert wurde.

„Eine ganze, große Flasche Champagner wollen Sie austrinken?" fragte meine reizende Tischgenossin mit einem Blick, in dem ein gewisses unwilliges Erstaunen zu liegen schien. Sie hielt mich wohl gar für einen Schlemmer, und ich fühlte mich etwas in meiner Contenance erschüttert.

„Gnädigste Comtesse," sagte ich und wurde, wie ich glaube, etwas rot und verlegen, denn man kann einer Comtesse nicht so ohne weiteres Champagner anbieten wie gewissen andern Damen, „werden mir doch die Ehre erweisen, mit mir auf den glücklichen Zufall anzustoßen, der mich in die Lage brachte, Ihnen dienen zu dürfen."

„O gewiß," lachte sie, „aber nicht mit Krabbelwein, wie ich den Champagner immer als Kind nannte; der echauffiert mich zu sehr. Mit ‚Sekt in Zivil' — damit bezeichnet mein Vetter Fürstenberg — Sie kennen ihn gewiß, er steht bei den Kaiser-Kürassieren — alle kohlensauren Wasser — thue ich Ihnen gern Bescheid."

„So gestatten Sie mir wenigstens, Ihrem ‚Sekt in Zivil' einen kleinen militärischen Anstrich durch eine geringe Beimischung von Champagner zu geben," bat ich.

„Vor einem so guten Witz streiche ich die Segel. Also meinetwegen! Aber nur einen Tropfen!"

Wir stießen an. Ich war von der ganzen eigenartigen Situation, in der ich mich befand, entzückt. Die reizende junge Dame, zu deren Ritter mich ein glücklicher Zufall gemacht hatte, bestritt die Hauptposten der Unterhaltung, indem sie von einer Menge Herren in hoher Stellung und großen Damen sprach, deren persönliche Bekanntschaft sie bei mir voraussetzte, die mir aber zum größten Teil nur dem Namen nach bekannt waren. Die Verlegenheit, meine teilweise Unkenntnis des Terrains, auf dem sie sich mit so großer Sicherheit bewegte, eingestehen zu müssen, blieb mir erspart. Ich hatte zu wiederholtenmalen Champagner in ihr Glas gegossen und sie davon getrunken, ohne von dem veränderten Charakter ihres Getränkes Notiz zu nehmen. Eben wollte ich wieder auffüllen, da bedeckte sie aber schnell das Glas mit ihrer Hand, die von einigen Tropfen des aus der geneigten Flasche fließenden Champagners benetzt wurde.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädigste Comtesse," sagte ich.

„Ach, erflehen Sie lieber meine Verzeihung für die Heimtücke, mit der Sie mich zum Champagnertrinken gebracht haben," erwiderte sie schmollend. „Erst jetzt merke ich, daß ich beim Schwatzen anstatt Harzer Sauerbrunnen Champagner getrunken habe. Ich muß ja so rot wie eine Päonie sein!"

„Gnädigste Comtesse können versichert sein, daß die leichte Röte Ihrer Wangen entzückend —"

„Schneiden Sie keine Komplimente, Herr von Treptow. Und lassen Sie die gnädigste Comtesse — das ist langweilig! Meine Bekannten nennen mich nur Miß Bob.... Zu komisch, nicht wahr? Aber ich bin daran gewöhnt und mag es gerne. Ich heiße nämlich Roberta — ein schrecklicher Name, meinen Sie nicht auch? Ich hab' ihn meinem Onkel und Paten, dem Fürsten Salm, zu verdanken. Meine gute alte englische Gouvernante hat mich aber Miß Bob getauft; darauf höre ich am besten — alle Menschen nennen mich so."

Ich war einigermaßen in Verlegenheit. Miß Bob konnte ich, da ich durch längere Bekanntschaft nicht dazu qualifiziert war, doch schwerlich zu ihr sagen. ‚Aber warum denn nicht?' dachte ich mir, da sie mich doch ausdrücklich dazu autorisierte. Sie war entzückend, die kleine Miß Bob. Die paar Schluck Champagner hatten ihre Wangen, in deren Grübchen übermütige Amoretten ihr Spiel zu treiben schienen, leicht gerötet, und die großen Rehaugen mit den langen seidigen Wimpern blitzten mich schelmisch an.

„Warum betrachten Sie meine Hand so nachdenklich?" fragte sie plötzlich. Sie hatte die Fingerspitzen in den Champagnerkühler gesteckt und spielte mit einem Stückchen Eis. „Ich habe kein so zierliches Patschchen wie die meisten jungen Damen." Die Hand war in der That nicht klein, aber doch schmal und wohlgeformt. „Ich rudere nämlich auch tüchtig. Da sehen Sie her" — damit spritzte sie mir neckisch einige Tropfen Eiswasser ins Gesicht —, „meine Hand ist groß und ausgearbeitet."

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Kuß auf die mir dargereichte Rechte zu drücken. Rasch entzog sie mir ihre Hand. „Das ist dumm!" sagte sie halb ärgerlich — und dann wie in plötzlichem Uebermut und mit besonderer Betonung: „Die Hand küßt man doch nicht!"

Ich war einen Augenblick konsterniert und überlegte eben, ob ich kühner werden sollte. Ehe ich mich schlüssig machen konnte, rief der kleine Uebermut in gänzlich verändertem, ängstlichem Tone: „Um Gottes willen, schon drei Uhr! Um fünf speisen wir. Zum Diner muß ich zu Hause sein. Was sollen die sich denken, und Papa würde sich zu Tode ängstigen, wenn ich nicht pünktlich bin!"

Am Tage nach dem Gefechte bei Matafalo auf Apia.

Besetzung des Obergerichtsgebäudes in Apia durch Mannschaften des britischen Kreuzers „Porpoise“.

Die Unruhen auf Samoa.

Das Jungmann-Denkmal auf dem St. Jacobi-Kirchhof in Hamburg.

Theodor Preußers Grab in Borby.

Blick auf Borby und Eckernförde.

Eckernförde. Nach photographischen Aufnahmen von Hans Breuer in Hamburg.

Das ernüchterte mich und brachte mir zum Bewußtsein, in welche schiefe Lage ich möglicherweise kommen könnte, wenn die Comtesse zu Hause vermißt würde. Ihr Vater, der Graf, könnte mich in sehr fataler Weise zur Rechenschaft ziehen.

„Wie weit haben Sie bis zu Ihrem Schlosse?“ fragte ich eifrig.

„Ach, zu Wagen komme ich kaum in zwei Stunden hin; wie lange ich zu Fuße brauche, weiß ich gar nicht. Und ein Wagen ist hier herum überhaupt nicht aufzutreiben. O Gott, hätte ich doch mein Rad! In einer kleinen Stunde wäre ich zu Hause!“

Mir kam eine Idee. „Ihnen ist geholfen, Gräfin,“ sagte ich rasch. „Sie nehmen meine Maschine — Sie fahren ja Herrenrad — und sind in einer Stunde zu Hause. Von dort können Sie mir die Maschine unschwer wieder hierher schicken.“

„Das ist prächtig!“ jubelte sie. „Mit Freuden mache ich von Ihrer großen Liebenswürdigkeit Gebrauch. Wie soll ich Ihnen danken, Herr von Treptow? Sie erweisen mir einen großen Dienst!“

„Ich halte es für ein Glück, Gräfin“ — sie sah mich halb vorwurfsvoll, halb bittend an — „Miß Bob, dienen zu dürfen.“

„Nochmals meinen innigsten Dank, mein lieber Herr von Treptow,“ sagte sie warm und reichte mir ihre Rechte, die ich respektvoll küßte. „Und seien Sie außer Sorge wegen Ihres Cleveland. Der Sohn unsers Gärtners ist ein gewandter und zuverlässiger Fahrer. In längstens zwei Stunden sind Sie wieder im Besitz Ihres Rades.“

Ich führte meine Maschine, die neben der invaliden der Gräfin an der Brüstung der Veranda gelehnt hatte, die Treppenstufen hinab und hielt sie zum Aufsteigen für die schöne Reiterin bereit. Die Gräfin mußte mich erst daran erinnern, den Sattel für sie niedriger zu stellen. Das war bald gethan. Ein Händedruck, ein dankbar-liebevoller Blick aus ihren schönen Augen — leicht und gewandt schwang sie sich in den Sattel — einige rasche Radumdrehungen, und schon war Miß Bob an der Wegbiegung meinen Blicken entschwunden.

Ich beschloß aus der Not eine Tugend zu machen und die Rückkehr meines Rades mit möglichstem Behagen abzuwarten. Ich trank zunächst meinen Champagner aus, bestellte dann Kaffee und Cognac und streckte mich behaglich in Gesellschaft einer guten Zigarre auf einen bequemen Rohrdiwan, der unweit von unserm Tische stand. Meine Gedanken weilten bei der reizenden Miß Bob, die jetzt auf meinem Cleveland dem väterlichen Schlosse zueilte. Ich gratulierte mir zu dem glücklichen Zufall, der mir die Bekanntschaft der entzückenden jungen Gräfin vermittelt hatte. Wer weiß, wozu das noch führte? Mein Vater, der Kommissionsrat, würde gewiß nobilitiert, wahrscheinlich baronisiert werden. Ich, der junge Baron, konnte ruhig meine Augen zur Gräfin Roberta — wie hieß sie doch mit ihrem Familiennamen? Nun, das würde ich ja bald von dem Gärtnerburschen hören — erheben. Während dieser angenehmen Gedankenreihe hatte ich unwillkürlich die Augen geschlossen. Ich sah mich als glücklichen Bräutigam Roberta zum Altar führen, die Zigarre entfiel mir — ich schlief ein.

Ich mußte wohl mehrere Stunden geschlafen haben, als ich von fernem Donnergeroll geweckt wurde. Ich wußte zuerst gar nicht, wo ich war, und rieb mir schlaftrunken die Augen. Der Wirt kam eben die Stufen der Veranda herauf. „Hat jemand nach mir gefragt? Ist mein Rad da?“ fragte ich noch halb verwirrt. „Nein, Herr Baron, es war niemand hier, seitdem die Dame weggefahren ist. Ihr Rad hat übrigens einen bösen Schaden“ — ich erschrak — mein teurer Cleveland hatte also doch Schaden gelitten —, „aber ich habe mir erlaubt, ihn — so gut es ging — zu reparieren. Ich bin alter Radler und weiß Bescheid. Bis Dresden und auch noch weiter kommen Sie auf alle Fälle.“

Also mein Rad war doch da, — ich mußte wohl vorhin falsch verstanden haben. Ich bedankte mich bei dem freundlichen Helfer in der Not, beglich meine Rechnung, sah nach der Uhr — es war halb sieben — und ging zu meinem Rade, das wieder wie vorher hinter einer Rollwand stand — ich sah nur die Lenkstange seitlich hervorragen. Doch das war ja gar nicht mein Cleveland. Das war ja die klapprige, alte Maschine von Gräfin Roberta. Mein Rad, das in zwei Stunden, also um fünf, spätestens halb sechs Uhr hier sein sollte, ließ noch auf sich warten. Wie sollte ich mir diese Verzögerung erklären? Den Versuch, mir von dem Wirte Aufklärung zu verschaffen, wollte und konnte ich nicht machen. Er kannte augenscheinlich die Comtesse nicht; ich eigentlich auch nicht, da ich ihren Namen ja nicht wußte. Ich beschloß, noch eine halbe Stunde zu warten und dann, wenn bis dahin mein Cleveland nicht eintraf, mit dem Rade Robertas — so gut es ging — nach Dresden zu fahren. Ich wartete vergebens. Wahrscheinlich hatte sich das nicht so gemacht, wie Miß Bob vorhatte. Der Gärtnerbursche war vielleicht nicht disponibel, oder irgend was andres war dazwischen gekommen. Der Himmel umzog sich immer mehr mit Gewitterwolken; ich mußte eilen, um noch vor Ausbruch des Gewitters die Stadt zu erreichen. Ich schwang mich also auf das struppierte Stahlroß und pedalisierte los. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Der vorhin nur dumpf grollende Donner war inzwischen stärker geworden, und jetzt fing es auch zu regnen an. Ich beschleunigte mein Tempo, soviel es die vom Regen schlüpfrig werdende Straße zuließ. Plötzlich kam ich an einer besonders glatten Stelle ins Schwanken und wäre gestürzt, wenn ich nicht noch im richtigen Moment die Bremse angezogen hätte und gewandt abgesprungen wäre. Aber was war das? Zischend entwich die Luft meinem Vorderrade. Ein kleines, scharfes Steinchen hatte sich zwischen Bremse und Radreifen geklemmt und die vom Wirte der Heidemühle reparierte Stelle wieder aufgerissen.

Jetzt war ich in einer recht fatalen Lage. Mir blieb nichts andres übrig, als das Unglücksrad vor mir herschiebend meinen Weg nach Dresden fortzusetzen —, denn ein Obdach gab es hier weit und breit nicht, und unter den Waldbäumen mochte ich der Blitzgefahr wegen keinen Schutz vor dem immer stärker niederströmenden Regen suchen. Müde und bis auf die Haut durchnäßt mußte ich bis zum Albertplatz mitten in Dresden-Neustadt wandern, ehe ich eine Droschke für mich und einen Dienstmann für mein Rad fand, der es am andern Morgen — heute war es schon zu spät — nach einer Reparaturwerkstatt bringen sollte.

Im Hotel angelangt, begab ich mich sofort auf mein Zimmer, um nach einem leichten Souper, dem ich wenig Ehre anthat, von dumpfem Kopfschmerz geplagt und fiebernd, mein Lager aufzusuchen. Mein Schlaf war unruhig und von mannigfachen angstvollen Träumen heimgesucht. Schließlich träumte ich, daß ich mit Gräfin Roberta auf einem Tandem-Zweirad entfloh; der alte Graf, mit schußbereitem Revolver in der Hand, jagte hinter uns her. Unser Tandem lief entsetzlich schwer; ich wußte, daß der racheschnaubende Graf uns immer näher kam. Wie ein Verzweifelter, mit keuchender Brust und aufs äußerste angespannten, schmerzenden Muskeln arbeitete ich. Plötzlich that sich ein Abgrund vor uns auf, wir drei sausten hinunter, ich fühlte, wie mein Körper dumpf aufschlug ... Da erwachte ich und fand mich mit schmerzenden Gliedern auf dem Fußboden vor meinem Bett liegen. Der helle Tag schien ins Zimmer. Ich hatte mir einen heftigen, akuten Muskelrheumatismus zugezogen — ein aristokratisches Leiden, wie ich höre —, der mich auf einige Tage an mein Zimmer fesselte und erst einem energischen Heilverfahren in Gestalt von heißen Bädern, salicylsaurem Natron und einer Schwitzkur wich. Den Besuch des Grafen, dem ich mit einigem Herzklopfen entgegensah — wer weiß, wie der alte Herr das kleine, pikante Abenteuer mit seiner Tochter auffaßte! — hätte ich als bettlägeriger Patient natürlich nicht annehmen können.

Als ich nach zwei Tagen wieder an der Table d'hote erscheinen konnte, wurde ich von meinen Tischnachbarn, mit denen ich während meines Dresdener Aufenthalts bekannt geworden war, mit Fragen bestürmt. Die Herren waren auch eifrige Radler, und der Umstand, daß ich an jenem Abend durchnäßt und radlos ins Hotel zurückgekehrt war, interessierte sie natürlich. Ein junger Polizeiassessor fiel mir ganz besonders durch seine Neugierde beschwerlich. Ich fand die Herren damit ab, daß mir ein Unfall zugestoßen sei, wobei mein Rad beschädigt worden war. Mit schwerem Herzen dachte ich dabei, was wohl aus meiner schönen Clevelandmaschine geworden war. Möglicherweise hatte Gräfin Roberta oder vielmehr Miß Bob, wie ich sie in Gedanken zu nennen liebte, das Rad nicht zurücksenden können, ohne sich zu kompromittieren. Vielleicht hatte sie mein gutes Stahlroß irgendwo verbergen müssen, bis eine günstige Gelegenheit ihr die Rücksendung ermöglichte.

Die Unterhaltung meiner Tischnachbarn hatte sich inzwischen den mannigfachen Verbesserungen zugewendet, die während des letzten Jahres in Bau und Ausrüstung der Räder gemacht worden waren. Auch von den verschiedenen Sicherheitsvorkehrungen, die den Diebstahl ohne Aufsicht gelassener Maschinen verhindern oder zum mindesten erschweren sollten, war die Rede.

„Apropos, meine Herren,“ sagte der Polizeiassessor, „wir sind heute vom Berliner Polizeipräsidium benachrichtigt worden, daß ein Gaunerpaar, das den Diebstahl von Fahrrädern als Spezialität betreibt, sich unser Dresden als neues Operationsfeld ausgesucht hat.“

„Vor einigen Tagen habe ich in Berliner Blättern,“ warf mein Gegenüber ein, „davon gelesen. Ein internationales Gaunerpaar — ein ganz gerissener Kerl mit seiner Geliebten —“

„Mit seiner Geliebten? Keine Spur!“ unterbrach ihn der Assessor laut lachend. „Vater und Sohn sind die beiden — das steht aktenmäßig fest! Der Junge ist ein bildhübscher Bengel von fünfzehn Jahren — bitte, hier ist seine Photographie. Steht ihm das fesche Radlerinnenkostüm nicht famos? Er soll seine Rolle brillant spielen; schon verschiedenen galanten Herren hat er ihre Räder abgeluchst.“

Ich hatte gerade meine Tasse Mokka zum Munde geführt, — ich glaubte, der Schlag sollte mich rühren! Der Kaffee kam mir in die unrechte Kehle — ich wäre fast erstickt; der krampfhafte Husten, der meinen ganzen Körper erschütterte, cachierte zum Glück meine Fassungslosigkeit. Die Photographie, die unter den Herren zirkulierte, kam auch in meine Hände. Nur einen Blick warf ich darauf — kein Zweifel, das war „Sie“, nein „Er“, der nichtswürdige Fahrraddieb!

Ich, Edgar Friedrich Meyer-Treptow, der ich mir schmeicheln darf, ein weltkluger, mit den mannigfachsten Erfahrungen ausgerüsteter Mann zu sein, war in einer unerhörten Weise gefoppt worden! Gefoppt von einem Bengel in den Flegeljahren, den ich für eine junge Gräfin gehalten und mit der respektvollsten Liebenswürdigkeit behandelt, dem ich die Hand geküßt hatte. Wenn ich noch von einem Weibe, einer in allen Künsten der Koketterie geübten, raffinierten Person, einer Circe, in dieser schmählichen Weise angeführt worden wäre — das hätte ich noch verwinden können! So aber war ich von einem infamen Bengel düpiert worden — das war mehr, als ich ertragen konnte! Zu dem Schaden aber, der mir durch den Verlust meiner vortrefflichen und mir so lieben Clevelandmaschine erwachsen war, wollte ich nicht noch den Spott fügen, und ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, als von dem mir widerfahrenen Streich Anzeige gemacht. Mit mühsam bewahrter Fassung wünschte ich gesegnete Mahlzeit und ging auf mein Zimmer. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich dort auf eine Zeitlang die korrekte, gentlemanlike Haltung verlor, die mir sonst unter allen Umständen eigentümlich zu sein pflegt. Es litt mich nicht mehr in den engen Wänden meines Gemachs. Hinaus stürmte ich, ins Freie, um stundenlang planlos in den Alleen des Großen Gartens umherzuirren. Mit mühsam wiedergewonnener äußerer Ruhe kehrte ich — ein gebrochener Mann — auf mein Zimmer zurück. Morgen reise ich via Berlin nach Ostende, um dort in dem aus lautem Pariser Boulevardtreiben und der ruhigen Majestät der ewigen Salzflut zusammengesetzten Milieu Trost und Vergessenheit zu suchen.

Zu Nutz und Frommen meiner Sportgenossen im besonderen und aller derer im allgemeinen, die, wie ich, nur zu leicht geneigt sind, den chevaleresken Impulsen angeborener Ritterlichkeit zu folgen, schrieb ich diese Zeilen nieder, die dereinst, wenn ich nicht mehr bin, das Licht der Oeffentlichkeit erblicken mögen.

S. M. Kadettenschulschiff „Stein“ im Kieler Hafen.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

I. Musterung in Divisionen (Seekadetten).*

Wer zum erstenmal den deutschen Kriegshafen in Kiel besucht, dem ergeht es ähnlich wie jenem Knaben, der am Hofe des Königs den Blick nicht von den reichgeschmückten Dienern abwenden konnte, weil diese sein Auge mehr fesselten als der König selbst in seinem einfachen Soldatenrock. Der Besucher kann sich einer gewissen Enttäuschung beim ersten Anblick der nebelgrau gekleideten Panzerschiffe unsrer Kriegsflotte, welche weniger einem Schiff als vielmehr einer schwimmenden Panzerbatterie mit Kanonen und Maschinen ähnlich sind, nicht erwehren. Auch stellt man sich im Binnenlande diese „Schiffskolosse“ immer viel größer vor, als sie in Wirklichkeit sind.

Da sieht der Besucher dann, bei einer Bootsfahrt durch den Hafen, ganz am Ende desselben, nicht weit von den Schleusenthoren Holtenaus, die schmucken Schulschiffe liegen, mit ihren ragenden Masten und in dem freundlich glänzenden, weißen Gewande ihrer Schiffskörper, und — unwillkürlich an dem ersehnten Anblick sich labend, ruft er voll Bewunderung: „Das sind doch noch Schiffe, diese Schulschiffe; da sieht man's doch gleich, daß es Schiffe sind; wie prächtig machen diese sich!“ — Guter Freund, das Schulschiff drückt dir gerührt die Hand ob solcher glänzenden Rechtfertigung und Anerkennung. Denn seine grauen Kameraden, die panzerumgürteten und kanonenstarrenden Schwimmer von der Brandenburg-Klasse bis zum kleinsten Aviso, blicken im Vollgefühl ihrer bewußten Stärke, vom erhabenen Standpunkt der modernen Seekriegstaktik halb mitleidig, halb geringschätzend auf das arme, geplagte Schulschiff, jenes „Mädchen für alles“ in der Marine, herab, ungefähr wie auf ein vorsündflutartiges Fahrzeug, das „ganz unmodern armiert“ und „ohne jeglichen Gefechtswert“ sei. „Knüppelkahn“ nennen sie es wegen seiner Masten und Rahen und all der Hölzer, die eines Segelschiffes Kraft und Schmuck sind.

S. M. Kadettenschulschiff „Charlotte“ im Hafen von St. Thomas.

Doch stören solche spottenden Kosenamen keineswegs die treue deutsche Kameradschaft unter den Besatzungen der verschieden gearteten Schiffe. Kamerad bleibt Kamerad, ob er des Kaisers Dienst thut an Bord eines erstklassigen Panzers oder eines Schulschiffes. Man sagt sogar, daß das Offizier- und Unteroffiziercorps für die Schulschiffe besonders ausgesucht sei. —

Es ist 9 Uhr 15 Minuten vormittags. „Musterung in Divisionen!“ hat der wachthabende Offizier dem Bootsmannsmaaten der Wache zugerufen. Des gewohnten Ganges des Dienstbetriebes an Bord nicht unkundig, hat derselbe schon auf dieses Kommando gewartet, denn „Klarmachen zur Musterung!“ ist längst gewesen; eine Viertelstunde ist seitdem verflossen. Sofort wiederholt der Bootsmannsmaat das Kommando und schrillt dann mit seiner Pfeife, welche er stets als Zeichen seiner Maatenwürde an einer Schnur trägt, den „Allemannspfiff“ übers Oberdeck und durch das Luk in das Batteriedeck (eine Treppe tiefer), wo der Pfiff sofort von dem wachthabenden Batterie-Unteroffizier aufgenommen und in derselben Weise zugleich für das noch eine Treppe tiefer liegende Zwischendeck weitergegeben wird, bis das Kommando „Musterung in Divisionen!“ im Zwischendeck austönt.

* Wir beginnen hiermit eine mit Momentaufnahmen illustrierte Artikelserie, die sicher das Interesse unsrer Leser in Anspruch nehmen wird. D. Red.

Das ist die überaus einfache, aber schnellste Methode der Befehlsübermittelung im Dienstbetrieb an Bord. Der wachthabende Offizier bedient sich zur Ausführung seiner Befehle stets dieses einfachen und wirksamen Mittels, indem er die Leute, welche er braucht und haben will, „aufpfeifen“ läßt. Der Bootsmannsmaat der Wache aber, — das ist der Mann, nach dessen Pfeife alle, vom Deckoffizier abwärts, wenn auch nicht tanzen, so doch flink und behende springen müssen. Wie wenn man in einen Bienenkorb sticht, so ist die Wirkung des „Allemannspfiffes“. Aus allen Luken und Niedergängen quellen sie förmlich hervor, stürzend, stoßend, rennend, die steilen Treppen herauf. Bevor wenige Sekunden verflossen sind, steht jeder auf seinem Platz in der Division. An Bord entspricht eine „Division“ etwa der Compagnie in der Armee. Die seemännische Besatzung der Schulschiffe ist in vier Divisionen geteilt, die unter je einem Leutnant zur See (Oberleutnant) als ihrem Divisionsoffizier stehen. Das Maschinenpersonal unter dem Maschinen-Ingenieur und die Seekadetten unter ihrem Seekadettenoffizier (Oberleutnant z. S. oder Kapitänleutnant) bilden für sich je eine Division.

Den Offizieren wird die Musterung sowie die Zeit zu jedem Dienst persönlich gemeldet. Ohne Zeitverlust begeben auch sie sich zu ihren Divisionen beziehungsweise auf ihren Musterungsplatz. Jede an Bord eingeschiffte Person ist verpflichtet, an der Morgenmusterung teilzunehmen. Da werden die laufenden Meldungen und Berichte dem Kommandanten erstattet, dienstliche Angelegenheiten kurz besprochen, Strafen diktiert nnd bekannt gemacht, Befehle erteilt.

So empfängt der Kommandant jeden Morgen vom Schiffsarzt den Krankenrapport mit erklärenden Zusätzen über Ab- und Zugang von Kranken, über das Befinden dieses und jenes.

Dem Schiffsarzt, im Range eines Stabsarztes, steht ein Assistenzarzt zur Seite, dem die eigentliche Behandlung der Kranken obliegt, während der Stabsarzt der verantwortliche Leiter des Lazarettes ist und gewissermaßen der fachmännische Beirat des Kommandanten in allen sanitären Angelegenheiten mit eigner Verantwortlichkeit. —

Die Divisionen stehen in Reih und Glied. Mit schnellem Blick hat der Korporalschaftsführer (Unteroffizier oder Fähnrich z. S.) die Häupter seiner kleinen Schar gezählt und sie auf Reinlichkeit und Ordnungsmäßigkeit in ihrem Anzuge gemustert, worauf er die entsprechende Meldung seinem Zugführer (Leutnant z. S. oder Fähnrich z. S.) macht. Von den Zugführern erhält der Divisionsoffizier und von diesem wieder der „Erste Offizier“ die Meldung über das Zur-Stelle-sein und die abgehaltene Musterung der Mannschaft.

Der „Erste Offizier“, nach dem Kommandanten der rangälteste Seeoffizier an Bord, ist die eigentliche Seele des inneren Schiffsdienstes. Er regelt nach dem Befehl des Kommandanten den ganzen Dienst an Bord durch Aufstellung der Schiffsroutine und der Rollen für jeden einzelnen Dienstzweig und wacht über seine ordnungs- und sachgemäße Ausführung. Der erste des Morgens an Deck, kommt er als der letzte des Abends zur Koje. Von früh bis spät in der Tretmühle des täglichen Dienstes, überall anordnend und befehlend, von der Reveille bis zur Ronde

Der Bootsmannsmaat der Wache pfeift zur „Musterung in Divisionen!“ auf.

mit Meldungen aller Art überlaufen, von Anfragen gejagt, hat er den schwierigsten und aufreibendsten Dienst an Bord, voller Aerger, Verantwortung und Scherereien. Unter seinem Befehl stehen sämtliche eingeschifften Seeoffiziere, deren direkter Vorgesetzter er ist.

Die Kadetten sind in vier Quartiere eingeteilt, deren Quartierältester als primus inter pares dem Quartier gegenüber die Stelle eines Korporalschaftsführers einnimmt. Auf dem Bilde „Musterung in Divisionen am Wochentage" ist der Moment des Meldens seitens des Quartierältesten festgehalten. Es steht gerade der des IV. Quartiers in strammer Haltung vor dem Seekadettenoffizier und meldet sein Quartier „zur Stelle". Ein andrer kann es gar nicht sein. Denn die beiden ersten Quartiere auf dem rechten Flügel „rühren", die Meldung ist also schon geschehen, während die beiden andern „still stehen" zum Zeichen, daß ihr Quartierältester seine Meldung macht und der des III. Quartiers die seine soeben erstattet, aber, auf dem Wege, wieder einzutreten, noch nicht „Rührt euch!" kommandiert hat.

Nach erhaltenen Meldungen seitens der Quartierältesten beginnt der Seekadettenoffizier seine Musterung, die Front beider Glieder entlang schreitend und jeden Seekadetten scharf ins Auge fassend, hier lobend, dort tadelnd. Wer ihm „unangenehm aufgefallen" ist oder sonst zu herbem Verweis Anlaß gegeben hat, entert schnell einmal über den Kreuztop zur Sühne für seine „Luschigkeit" im Anzuge, weil er „sich durchaus nicht an Ordnung gewöhnen könne", eine Strafe, zugleich Uebung, welche ungefähr dem Auswendiglernen einiger Virgil- oder Homerverse gleichkommt, nur daß sie nicht so poetisch ist, vielmehr „ganz gewaltig" in die Beine zieht und die Lunge stärkt.

Vormusterung der Seekadetten durch den Seekadettenoffizier.

Der Schiffsarzt überreicht dem Kommandanten den Krankenrapport (unterhalb der Kommandobrücke Musterung).

Inzwischen hat der „Erste Offizier" von sämtlichen Divisionsoffizieren die Meldungen erhalten, hat auch hie und da in den Divisionen einen musternden Blick selbst gethan und stattet schließlich dem Kommandanten die Meldung ab: „Die Mannschaft ist gemustert!" worauf er die Musterung mit dem Kommando: „Divisionsweise wegtreten!" beendet.

Der Quartierälteste der Seekadetten meldet sein Quartier „zur Stelle" (Musterung in Divisionen am Wochentage).

Im Anschluß an die Musterung findet nach Anordnung des Kommandanten ein oder mehrere Male in der Woche eine kurze Andacht statt, welche auf dem Oberdeck unter freiem Himmel vom Schiffspfarrer abgehalten wird.

Ein Vergleich der beiden Meldebilder läßt die verschiedene Art des militärischen Meldens erkennen. Der Offizier macht seine Meldung stets „gehorsamst" und so weiter und unter Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung und nimmt auch in dieser Haltung Meldungen entgegen; der nicht im Offiziersrang Stehende dagegen meldet ohne jeglichen Ergebenheitsausdruck kurz seine Sache und nimmt dabei die vorgeschriebene stramme Haltung an.

In der beschriebenen Weise verläuft mit sehr geringen Abweichungen die tägliche Morgenmusterung. Des Sonntags tritt die Besichtigung seitens des Kommandanten hinzu, welche sich auf die einzelnen Divisionen, sowie auf das ganze Schiff oder einen Teil desselben erstreckt. Auch geht der Sonntagsmusterung eine Vormusterung seitens des „Ersten Offiziers" voran.

Der „Erste Offizier" meldet dem Kommandanten die Mannschaften gemustert.

Wir sehen die Seekadetten im Sergejackett sich dazu „klar machen". Einer besieht und mustert den andern, bürstet hier ein Stäubchen fort und streicht dort eine Falte glatt, rückt Jackett und Mütze zurecht, damit das scharfe Auge der verschiedenen Vorgesetzten, die heute mustern, keinen Makel entdecke. Und doch, ich weiß nicht wie? — es war ja vorher nicht, es muß gerade zuletzt beim Zurechtsetzen der Mütze gekommen sein — ein Rockanhängsel guckt neugierig dem Seekadetten X aus dem Jackett heraus. Der Kommandant hat's natürlich sofort bemerkt, ein vorwurfsvoller Blick trifft den Seekadettenoffizier, schweigend muß er ihn ertragen, aber Seekadett X „geht über den Großtop", der um 20 Webeleinen (Stufen) höher ist als der Kreuztop.

Bei der Sonntagsmusterung haben wir Gelegenheit, die Seekadetten in ihrem besten Anzuge, in der ungemein kleidsamen Tracht der weit ausgeschnittenen Tuchjacke und mit dem zierlichen Dolch in vergoldeter Scheide an der Seite, zu bewundern. Ueberall, wo unsre Seekadetten sich darin zeigen, namentlich im Auslande, erregen sie Freude und Bewunderung. Es ist ihr „Sonntagsnachmittagsausgehanzug". Das Sergejackett wird an Land nur bei gemeinsamen Ausflügen und Partien getragen. Als „Ueberzieher" dient das Peajackett, ein gewöhnliches, kurzes Tuchjackett, das im Unterschiede von dem Sergejackett nicht mit schwarzen, sondern mit goldenen Uniformknöpfen versehen ist.

Der Dienstanzug der Kadetten an Bord, das sogenannte „Arbeitspäckchen", besteht aus einer oben geschlossenen Bluse und aus Beinkleidern von weißem

Baumwollenstoff, worunter bedarfsweise wärmere Kleidungsstücke getragen werden können. Er zeichnet sich mehr durch hervorragende Zweckmäßigkeit als übermäßige Schönheit aus. Aeußerst praktisch und nicht häßlich ist die „schottische

Morgenandacht auf dem Vorderdeck.

Kadettenmütze“. Sie sitzt fest auf dem Kopfe, ist aber in den Tropen ziemlich warm und ohne jeglichen Sonnenschutz. Die Fähnriche z. S. sind dem Arbeitsjäckchen bereits entwachsen, ihr Dienstanzug an Bord ist das Sergejackett mit Uniformknöpfen und schwarz und rot durchwirkten silbernen Achselitzen.

Wald.

Novelle von Wilhelm von Polenz.

I.

Auf der kleinen Station des winzigen Städtchens Kupferberg hielt der Zug bereit zur Abfahrt. Es war nur eine Sackbahn mit Sekundärbetrieb, die diesen verlorenen Winkel mit der übrigen Welt durch zwei Züge täglich in Verbindung setzte. Die dritte Klasse saß leidlich voll, in der zweiten war nur ein einziger Passagier zu erblicken: ein Knabe von etwa elf Jahren mit

Klarmachen der Seekadetten zur Sonntagsvormusterung.

einer blauen Schülermütze auf dem blonden Krauskopfe. Er stand am geöffneten Fenster und beugte sich zu einer Frau hinab, mit der seine Züge auffällige Aehnlichkeit zeigten. Die ältere Schwester hätte man gesagt, aber er nannte die hübsche Person „Mama“.

Sie gab ihm jene rührend gutgemeinten Ratschläge mit auf den Weg, ohne die wohl keine rechte Mutter ihren Jungen aus den Ferien in die Schule zurück läßt. Zunächst für die Fahrt: nicht hinauslehnen, warm halten, richtig umsteigen. Dann für die Pension: nicht zu lange lesen bei Licht, die Kleider gut halten, keine nassen Füße! Und vor allen Dingen oft nach Haus schreiben! Ermahnungen, die zu halten im Abschiedsschmerz in redlichster Absicht versprochen wird, und die am nächsten Morgen doch meist schon in den Wind geschlagen sind.

Die junge Mutter war ergriffen und kämpfte sichtlich mit den Thränen, während sie die kleine, mit Zwirnhandschuhen bekleidete Hand ihres Jungen hielt und sanft drückte. Hellmut war ruhiger oder stellte sich wenigstens so; denn er hielt es für unmännlich, die Rührung, welche auch in seinem Herzen arbeitete und ihm bereits — ein unangenehm kitzelndes und würgendes Gefühl — bis zum Halse gestiegen war, öffentlich zu zeigen.

Zum dritten Male schon fuhr er so aus den Ferien in die Pension zurück; denn er war zu Ostern aus dem Haus gekommen, und jetzt waren die Herbstferien zu Ende. Bisher hatte er stets geweint gegen seinen Willen, hinterher schämte er sich vor dem Bahnpersonal; diesmal aber sollten ihn die Schaffner sicherlich nicht „flennen“ sehen.

Ob er noch irgend einen Wunsch habe, fragte jetzt die Mutter halblaut, obgleich kein Mensch daran dachte, das Zwiegespräch zu belauschen. Hellmut überschlug im Geiste schnell noch einmal seine Liebhabereien: die Briefmarkensammlung, der Spazierstock, Schlittschuhe, Taschengeld, der Küchenvorrat für die nächsten Tage. Für alle seine Bedürfnisse war schon gesorgt, soweit man sie der Mutter mitteilen konnte; denn das mit den Zigaretten wollte er doch lieber für sich behalten.

Sonntagsmusterung der Seekadetten. „Augen rechts!“

Noch einmal sagte die Mutter jetzt: „Mutchen, wenn du dir irgend etwas wünschest, dann sage mir's, mein Kind!“

Der Knabe merkte in früh entwickelter Lebensklugheit, daß er in diesem Augenblick alles bei der Mutter durchsetzen könne. Er sann scharf nach. Gab es denn wirklich gar nichts, was sein Herz begehrt hätte? — Halt, da war etwas! Aber beim bloßen Drandenken erzitterte er vor Schreck über solche Kühnheit. Er errötete über das ganze Gesicht. „Ach Mamachen! . . .“ Sie ermutigte ihn; so etwas Unerschwingliches würde es schon nicht sein. Aber ihm schwindelte geradezu bei dem Gedanken. „Ach, Mamachen, solch Hirschgeweih möchte ich gern haben. Weißt du, von Papa seinen!“

Er hatte es ganz hastig hervorgestoßen, wissend, daß er Unmögliches erbitte. Denn die Geweihsammlung hatte er von frühester Kindheit auf als das Geheiligtste betrachten gelernt, was es in der Oberförsterei gab.

Die Züge der jungen Frau verdüsterten sich, als sie den kindlichen Wunsch vernahm. Ein Hirschgeweih! — Nein, das konnte sie allerdings nicht schaffen.

Sonntagsmusterung der Seekadetten durch den Kommandanten.

Alles andre, nur nicht das! Nie würde sich der Oberförster von einem Stücke seiner Sammlung trennen, die für ihn das Wichtigste war auf der Welt. Und nun gar dem Jungen zuliebe! Er behauptete ja so schon immer, „der Bengel wird verhätschelt."

Traurig blickte die Mutter ihren Jungen an. Er sah so süß aus. Das Verlangen machte seine großen, lebhaften Augen hell aufleuchten. Gott, war das Kind schön! Und ihm sollte sie eine Bitte abschlagen!

„Wenn's auch nur ein schwaches Geweih wäre, Mama, nur von einem geringen Hirsche," fuhr der Junge fort, dem, in einer Oberförsterei aufgewachsen, alle Jagdausdrücke von klein auf geläufig waren. „Siehst du, die andern Jungens glauben mir's immer nicht, wenn ich ihnen von unsern Hirschen erzähle. Sie verstehen gar nichts davon und lachen. Wenn ich aber ein wirkliches Geweih hätte, dann müßten sie mir doch glauben, nicht wahr, Mama?"

Die Mutter verstand das natürlich und war sofort ganz auf seiner Seite gegen die andern Jungens. Es bedurfte gar nicht mehr groß seines Schmeichelns. Bei ihr war es beschlossene Sache: Hellmut sollte das Geweih bekommen. Ob mit oder ohne Wissen ihres Mannes, das wußte sie jetzt noch nicht genau.

Der Stationsvorsteher trat mit der bekannten Wichtigkeit dieser Leute, die meist im umgekehrten Verhältnis steht zum Umfange des ihnen unterstellten Betriebes, auf seinen nur wenige Quadratruten umfassenden Perron heraus. Er begrüßte die Frau Oberförster. Die Schaffner, deren nicht ganz so viele beim Zuge waren, wie Passagiere drinnen, begannen die Thüren zu schließen. Die Lokomotive ließ verdächtige Töne hören. Alles deutete darauf hin, daß sich der Zug demnächst in Bewegung setzen werde.

„Leb wohl, mein guter Junge!" sagte die Mutter, „und behüt' dich Gott! Zu Weihnachten kommst du wieder. Schreibe mir nur recht bald, wie du angekommen bist." Das Letzte war schon mit zitternder Stimme gesagt. Dann noch ein Händedruck, ein nochmaliges „Leb wohl!" das sich in einem Schluchzen verlor, und sie ging von dannen.

„Mamachen!" rief der Knabe ihr nach, „grüß die Dine von mir. Ich habe vergessen, Abschied von ihr zu nehmen."

Die Mutter winkte dem Abfahrenden zu; ja, sie wollte es ausrichten.

Waldine war der alte Vorstehhund des Vaters, der Verzug der ganzen Oberförsterei. Und als Hellmut nun an diesen treuesten Freund dachte, der jetzt traurig in seiner Hütte lag und ihm gewiß böse war, da war es mit seiner tapfer bis dahin gewahrten Fassung aus. Er zog das Taschentuch und stopfte es wie einen großen weißen Pfropfen zwischen die Zähne. Aber es half auch diesmal nichts. Es war stärker als er. Als der Schaffner nach dem Billet sehen kam, fand er den Jungen in Thränen.

Seine Mutter war inzwischen langsam vom Bahnhof zur Stadt gegangen, noch ganz mit ihren Gedanken bei dem Kinde. Es deuchte ihr, als sei ihr der Abschied noch nie so schwer geworden wie diesmal. Auf das Wiedersehen zum Weihnachtsfest hatte sie sich und den Jungen vertrösten wollen; aber wie endlos lange schien's bis dahin! Wie freudlos würde das Haus sein ohne das aufheiternde Lachen und Lärmen des Kindes! Wie furchtbar einsam die langen Winterabende!

Wie ein fröstelndes Erschauern packte es die junge Frau. Warum konnte sie nicht mit Hellmut gehen? Seit ihre Mutter gestorben war — jetzt vor Jahresfrist —, war Hellmut doch das einzige Wesen, dem sie mit dem Herzen nahe stand. Warum hatte man ihr den Jungen auch noch genommen? Die Dorfschule genüge nicht, war gesagt worden. Als ob gar so viel darauf ankomme, was solch ein Kind lernt! Sie war überhaupt nicht gefragt worden. Ihr Mann hatte es ihr eines Tages einfach mitgeteilt: der Junge müsse nun aus dem Hause, in die Stadt, das Gymnasium besuchen.

Bei der Erinnerung daran hatte Anna einen Augenblick das Gefühl, als könne sie unmöglich wieder in ihr Heim zurückkehren. Was wartete ihrer dort? Aber gleichzeitig fühlte sie auch, daß sie nicht den Mut habe, ihrer Lage zu entfliehen. Der Macht der Gewohnheit nachgebend, dachte sie bald darauf schon wieder darüber nach, was für Besorgungen sie heute für den Haushalt zu machen habe.

Anna betrat verschiedene Läden, die sämtlich um den unebenen, am Berghang gelegenen Marktplatz des Städtchens gelegen waren. Man kannte und behandelte sie als geschätzte Kundin. Zuletzt fiel ihr noch ein, daß ihr Mann kürzlich wieder über Rheumatismus geklagt habe, und sie ging in die Apotheke, die Einreibung zu bestellen, welche der Oberförster gegen diese Altersplage anzuwenden pflegte. Dann schritt sie zum Gasthofe. Der Wagen, der sie hergebracht hatte, stand davor auf dem Pflaster, die Deichselstange senkrecht gen Himmel streckend. Sie bat den Wirt, welcher der Frau Oberförster dienstbeflissen entgegenkam, ihr den Kutscher Schrupper zu rufen. Schrupper war Faktotum in der Oberförsterei, eigentlich Waldläufer, aber, wenn es nötig war, kutschierte er auch.

Nach geraumer Weile erschien dieser Getreue, der es, wenn er einmal in einem Gasthause war, nie sehr eilig hatte, davon wegzukommen. Die Quellenhahner Oberförsterei lag einsam für sich im Walde; zur Kirche wie zur Schule hatte man gleichmäßig weit, über eine Stunde Wegs. Die Kirche würde Schrupper, dessen Religion einem primitiven Pantheismus ähnelte, gern drangegeben haben, wenn er den Gasthof dafür um eine halbe Meile hätte näher rücken können.

Schrupper, in gestrickter Aermelweste, mit einer Jägermütze auf dem grauen Kopfe, fing an, den Braunen anzuschirren. Er nahm sich Zeit dabei, mit jenem bewußten Eigensinn alter Dienstboten, die wissen, daß sie unentbehrlich geworden sind, und es nicht mehr der Mühe für wert halten, Diensteifer an den Tag zu legen. Als das Pferd im Geschirr stand, sämtliche Einkäufe aufgepackt waren und der Waldläufer auf dem Bocke saß, stieg Anna in den zweisitzigen Planwagen. Der Gaul, ein hochbeiniges, etwas überbautes Tier, setzte sich auf ein Zügelrucken hin in Bewegung und trabte in der Diagonale über die Untiefen des Marktes von Kupferberg, was so aussah, als gleite ein Boot über eine leicht bewegte Wasserfläche dahin.

Eine Weile ging es bergab, dann zog sich der Weg an einem Flüßchen hin, an dem noch einzelne Häuser eines verstreut gelegenen Dorfes auftraten, schließlich verließ man alle menschlichen Wohnstätten, um sich im Walde wiederzufinden, der auf unübersehbare Strecken Berge und Niederungen bedeckte.

Von jenen heimlichen Schauern, die den Naturfreund ergreifen, wenn er in die Säulenhalle des Waldes eintritt, empfand Anna nichts. Sie kannte das zu genau. In der Quellenhahner Oberförsterei gab es nur zwei Dinge von Interesse: Jagd und Bäume. Alles drehte sich darum.

Anfangs, als sie als junge Frau, achtzehnjährig, aus der Stadt hierher gekommen war, mitten in den Wald hineinversetzt, da hatte auch sie wohl für die Waldespoesie geschwärmt. Aber jetzt, wo sie ganz genau wußte, daß jeder dieser Millionen Stämme im Pflanzgarten aufgezogen, dann in Reihen gepflanzt wird, um schließlich mal gefällt, vermessen und mit einer Nummer versehen hinausgefahren zu werden, ja daß man Bücher darüber führe und weitläufige Rechnungen, da war für sie das Idyllische geschwunden.

Es hatte Zeiten gegeben, wo sie diesen Wald gefürchtet hatte: die vielen Bäume, die sich aufstellten wie eine Mauer zwischen sie und das wirkliche Leben. Dann war es ihr vorgekommen, als sei sie eingedämmt, gefangen, bewacht von riesigen Schildwachen. Wo sie ging und stand, zu jeder Jahreszeit, das gleichförmige Braun der Nadelholzstämme, das dunkle ernste Grün ihrer Wipfel. Dann haßte, dann verabscheute sie diese Einförmigkeit, die ihr nichts zu sagen hatte, sie nur unendlich traurig stimmte.

Auch heute wieder standen sie hochaufgerichtet steif zu beiden Seiten des Weges, die langweiligen Riesen, in gleichmäßigen Abständen, einer dem andern zum Verwechseln ähnlich. Bis eine Bestandesgrenze kam, die Einblick gewährte in die schier endlosen Räume des Waldreviers.

Man fuhr durch einen ganz alten Bestand. Hundertjährige Tannen mit silberweißen Stämmen, astfrei bis in die Kronen hinauf. Alle Töne klangen hier gedämpft wie in einem mächtigen Gewölbe. Anna erinnerte sich daran, daß ihr Mann zu sagen pflegte, wenn man durch diesen Bestand kam: „Hier ist der Hektar seine zehntausend wert!" — Es war kühl und düster, wie in einer Gruft, schien es Anna. Und obgleich sie den Weg nun wohl schon hundertmal gefahren, meinte sie: sie werde nie wieder hinauskommen, nie wieder das Tageslicht erblicken. Wie verwunschen kam sie sich vor. Ein schwerer Alp lag beklemmend auf ihrer Brust.

Da machte sie Schrupper durch eine Bemerkung aufschrecken; sie hatte ganz vergessen, daß da noch ein Mensch sei. Er meinte, mit dem Peitschenstiel in den Wald hineinweisend: „Dort die Buche läßt schon die Blätter; nun wird sich's bald einwintern!"

Eine Buche stand dort als einziger Laubbaum im Nadelholz, überschlank, durch die schneller wüchsigen Nachbarn mit zum Lichte emporgetrieben. Am Boden um sie her ein Kranz gelber und brauner Blätter, der sich von der dunkeln Decke von Streu und Moos lebhaft abhob. Eben sank ein kleines gelbliches Blatt, langsam sich drehend, vom Wipfel zum Boden hinab.

„Nun wird sich's bald einwintern!" — Warum mußte er das sagen? Es war ihr wie ein Stich; ihr, der der Winter so verhaßt war. Im Sommer gab's doch wenigstens eine Art von Leben hier oben. Da kam hin und wieder jemand zu Besuch, man sah menschliche Gesichter, erfuhr etwas von der Welt. Aber im Winter war alles in Schnee vergraben. Wie spärlich und kärglich waren doch alle Freuden zugemessen! Wie kurz ist Sommerlust, und wie endlos lang dagegen der Winter, wie hart, einsam und öde!

Jetzt wußte sie auf einmal, warum ihr plötzlich so unsäglich bang zu Mute geworden war: sie fuhr ja dem Winter entgegen, in die trübe, lichtarme Zeit der kurzen Tage und langen Nächte hinein.

Und noch tiefer sank ihr Mut. Bis auf einmal, wie ein plötzlich aus dunkler Nacht auftauchendes Licht, der Gedanke an Weihnachten vor ihr stand.

Ja, Weihnachten! Da würde Hellmut wiederkommen. Für volle vierzehn Tage würde sie dann an ihrem Jungen ein Labsal haben und eine Zerstreuung. Und in der Zwischenzeit konnte man sich vertrösten mit Gedanken an das Fest und an die Ueberraschungen, die man dem Kinde bereiten wollte.

Dabei fiel ihr das Hirschgeweih ein, das sich Hellmut gewünscht hatte. Hätte sie nur gewußt, wie sie sich das verschaffen könne. Etwa auf einen Augenblick warten, wo ihr Mann in der Gebelaune sein würde? — Aber diese Augenblicke waren so selten!

Ob nicht vielleicht Schrupper Rat wußte. Sie liebte den Waldläufer zwar nicht, aber der Mensch war mit allen Hunden gehetzt, und er besaß das Ohr des Oberförsters.

Anna begann eine Unterhaltung mit dem vor ihr Sitzenden. Sie wußte, daß es ein Thema gab, für das der Alte stets zu haben war: Hellmut. Schrupper war unbeweibt und kinderlos. Der „junge Herr", wie er Hellmut nannte, seit der die Gymnasiastenmütze trug, war der Abgott des alten Burschen.

Sowie die junge Frau den Namen des Knaben nannte, hellten sich Schruppers verwitterte Züge auf. Als er aber Hellmuts Herzenswunsch vernommen, legte sich sein Gesicht sofort in ernste Falten. Ein Hirschgeweih! Das war keine Kleinigkeit. Der Oberförster sich von ein paar Stangen trennen?... Er selbst, Schrupper, wie überhaupt das ganze niedere Forstpersonal, durfte keine Hirsche schießen. Selbst dem Herrn Oberförster war nur eine beschränkte Anzahl zum Abschuß gestattet. Kapitalhirsche wurden für den Landesherrn, der ein großer Nimrod war, reserviert.

Dem Oberförster ein Geweih entwenden, war ausgeschlossen, denn der kannte jedes einzelne Exemplar seiner Sammlung genau und führte Buch darüber. Aber schließlich, die Hirsche werfen ja ab! Schrupper war berühmt dafür, daß er eine Spürnase habe für verlorene Stangen. Zwar hatte er strengen Befehl, alle Jagdtrophäen abzuliefern; aber wenn es galt, Hellmut einen Wunsch zu erfüllen, machte er sich kein Gewissen daraus, eine Unterschlagung zu begehen.

Nach einiger Zeit des Ueberlegens antwortete der Waldläufer schmunzelnd: „Wird geschafft, Frau Oberförster, wird geschafft! Aber der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Dabei warf er der jungen Frau einen verständnisvollen Blick zu.

Anna war zwar durch seine Vertraulichkeit unangenehm berührt, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, zu sagen, daß sie keine Unehrlichkeit wolle.

Man war inzwischen an eine Wegekreuzung gekommen. Hier stand, rings von Wald umgeben, ein einzelner Gasthof, weit und breit in der Gebirgseinsamkeit das einzige bewohnte Gebäude. Die Schenke erfreute sich nicht des besten Rufes; es hieß, es sei eine Stätte des Schmuggels, der über die nahe Landesgrenze getrieben wurde. Die Grenzwächter hatten daher ein Auge auf das Haus. Auch Wilddiebereien sollten in früheren Zeiten von hier ausgeübt worden sein.

Zu Annas Staunen hielt Schrupper an, stieg ab und löste einen Strang. Der Braune sei müde, sagte er zur Erklärung, und müsse ausruhen. Dann ging er in die Schenke.

Die junge Frau kannte seine Schwäche. Aber noch niemals bisher hatte er sich unterstanden, hier einzukehren. Das war ein starkes Stück! Sie wollte es ihrem Manne sagen. Aber dann fiel ihr Schruppers Blick von vorhin ein und sein: „Der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Das war's! Schon nutzte er ihre Mitwisserschaft des Geplanten aus. Sie bereute jetzt, sich mit dem abgefeimten Burschen eingelassen zu haben.

Er ließ sie lange warten. Dann erschien er, das Gesicht noch um einige Abstufungen dunkler gefärbt als vorher, aber mit sicherem Schritte. Schwanken sah man ihn überhaupt niemals; betrank er sich einmal wirklich, dann auch gleich so, daß er liegen blieb.

Der Abend sank herein. Im Walde war es beinahe Nacht. „Jetzt lauft er noch einmal so gut!" sagte Schrupper und trieb den alten Gaul mit Peitsche und Zügel an.

Die Fahrt ging weiter in den Wald hinein. Von hier aus gab es keine menschliche Wohnung bis zur Quellenhayner Oberförsterei. Bald schoben sich die Bäume rechts und links ineinander, bildeten eine große, dunkle, undurchdringliche Wand. Die Fichten griffen mit geisterhaften Händen nach den Vorbeieilenden. Auf den Waldwiesen stand der Nebel in weißen Tüchern. Nur die Baumkronen dahinter ragten frei und stolz zum Himmel, leise sich wiegend und miteinander verkehrend in schamhaftem Nachtgeflüster.

*

Als Anna sich der Oberförsterei näherte, fiel ihr auf, daß die Hausthür offen stand, und daß Leute mit Licht davor standen und laut sprachen. Schrupper, dessen Sinne trotz des Alters nicht nachgelassen hatten, richtete den Kopf nach vorwärts wie ein Jagdhund, der anzieht. „Der Herr hat was erlegt," sagte er dann, „womöglich den Sechzehnender oben von der Fuchslehde."

Und so war es auch. Der Oberförster stand auf den steinernen Stufen, die zum Hause emporführten. Vor ihm lag ein Kapitalhirsch, auf frische Brüche gebettet, wie's ihm zukam. Man war eben dabei, ihm das Geweih auszuschlagen. Ein Mann hielt die Stangen mit ausgespreizten Armen, ein andrer leuchtete.

„Frau, ich habe ihn!" rief Oberförster Seltmann, sowie der Wagen anhielt. Schrupper sprang ohne weiteres vom Bocke und gesellte sich den Waldarbeitern zu, die das Stück hereingebracht hatten.

Anna war an dergleichen gewohnt. Tagelang, das wußte sie bereits, würde von nichts andrem gesprochen werden, als von dem erlegten Hirsche. Seit langem schon hatte man ihm nach dem Leben getrachtet. Es war ein besonders schlauer und vorsichtiger Bursche, auf den bereits einigemal geschossen worden war, und der wie gefeit gewesen. Eigentlich gebührten derartig starke Hirsche dem Landesherrn, aber der hier wechselte über die Grenze, war einmal hüben, einmal drüben anzutreffen; darum galt er für vogelfrei, denn niemand wollte ihn dem Nachbar gönnen. Es war daher wirklich ein Ereignis für das Quellenhayner Revier, daß er nun endlich zur Strecke gebracht worden.

Der Oberförster war mit dem Ausschlagen zu Ende gekommen. Er verpustete sich von der schweren Arbeit, die er, wie es alter Weidmannsbrauch, stehend, dem Hirsch zu Ehren im vollen Anzuge, ausgeführt hatte; dann sprach er den Erlegten an: „Ein braver Hirsch!" war sein Urteil.

Er begann, seine Frau auf die Schönheiten des Geweihs aufmerksam zu machen. Es war ein ungerader Sechzehnender. Die Rosen und die Stangen weit hinauf mit Perlen dicht besetzt, das Gehörn hoch vereckt.

Anna hörte nur mit halbem Ohre hin. Sie konnte diesen Dingen nun einmal kein Interesse abgewinnen. „Schade, daß Mutchen das nicht erlebt!" sagte sie und ging ins Haus.

Die Männer blieben draußen. Es war von alters her Schruppers Aufgabe, im Quellenhayner Forsthause jedes Wildbret aufzubrechen und zu zerwirken. Er verstand das wie kein andrer. Oberförster Seltmann, ermüdet von der Jagd, hatte sich gesetzt und sah zu, wie der Waldläufer mit kundiger Hand die Haut aufschürfte, das Gescheide herauszog, das Geräusche aus dem Aufbruch ausschied; Herz, Lunge, Leber für den Tisch, das Gescheide für die Hunde.

Der Oberförster war ein stämmiger Mann, dem man die sechzig, die er auf dem Buckel hatte, nicht ansah. Der Bart, der eigentlich schon unter den Augen anfing, hing ihm, gelbgrauen Flechten gleich, wie man sie manchmal an ganz alten Lärchenbäumen sieht, in langen Strähnen auf den starken Leib hinab. Energisch sprang die Adlernase aus dem Haardickicht vor. Die großen Ohrmuscheln, die niedere Stirn, das Wenige, das man von den Wangen sah, alles von gesunder, braunroter Weidmannsfarbe bedeckt.

Seine Frau war inzwischen im Hause thätig. Die aus der Stadt heimgebrachten Besorgungen waren auszupacken und einzuräumen. Das ganze Haus war bald von würzigem Bratengeruch erfüllt; denn es war so hergebracht, daß der Oberförster das, was ihm von Hirsch oder Reh nach Jägerrecht zukam, noch am selben Abende, an dem er das Stück geschossen, verzehrte. Amalie, die Köchin, wußte den Braten herrlich mit Schmoräpfeln und einer pikanten Brühe anzurichten. Die Hausfrau war froh, daß sie alle Hände voll zu thun hatte, so empfand sie doch die Leere, die durch Hellmuts Abreise im Hause entstanden war, nicht so stark.

Bei Tisch zeigte sich der Hausherr außerordentlich aufgeräumt. Sonst konnte sich das Ehepaar oft ganze Mahlzeiten hindurch stumm gegenübersitzen. Aber heute hatte der Oberförster die Geschichte des erlegten Hirsches zu erzählen, und die war nicht kurz.

Wie er auf den Gedanken gekommen war, gerade auf diesem Platze sich aufzustellen, und was ihn zu der sicheren Annahme geführt, daß der Sechzehnender dort heraustreten müsse. Wie es allmählich heller und heller geworden — denn Oberförster Seltmann war auf den Frühanstand gegangen —, dann das plötzliche Auftreten des starken Hirsches am jenseitigen Rande der Fuchslehde, zunächst zu weit, um einen sicheren Schuß anzubringen. Und nun die Angst, daß er Wind bekommen könne. Bald darauf Heraustreten eines Tieres mit Kalb auf seiner, des Schützen, Seite. Infolgedessen Näherziehen des Hirsches, erst flüchtig, dann ganz vertraut. Das Anlegen der Büchse, Gedanken dabei. Zielen, endlich der Schuß.

Das alles erzählte Seltmann mit peinlicher Umständlichkeit, wie sie nur der eifrige Jäger zu würdigen versteht. Anna kam es vor, als habe sie dasselbe schon mindestens ein dutzendmal mit angehört; für sie unterschieden sich diese Geschichten kaum voneinander.

Aber mit dem Schuß war die Sache noch keineswegs abgethan, nun wurde sie, nach Ansicht des Erzählers, erst recht eigentlich interessant.

Er war gut abgekommen, der Hirsch hatte gezeichnet, war aber doch noch flüchtig geworden und quer über die Fuchslehde abgezogen, zum Schrecken des Schützen die Richtung nach der Reviergrenze, die hier gleichzeitig Landesgrenze war, nehmend. Nachsuchen wollte er nicht sofort, wohl wissend als erfahrener Jäger, daß man dem verwundeten Wild Zeit lassen muß, sich niederzuthun und krank zu werden. Aber das Herz bebte ihm bei dem Gedanken, daß ihm der Kapitalhirsch abermals entgehen sollte. Er hatte einen Bruch auf den Anschuß gelegt und sich entfernt. Auf dem Nachhausewege begegnete er Waldarbeitern, die den Schuß gehört und einige Zeit darauf etwas durchs Dickicht hatten brechen hören. Er schickte daraufhin einen der Männer nach der Oberförsterei, „Findig", den Schweißhund, am Leitseile zu holen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Mann mit dem Hunde zurück war. Nun wurde zum Anschuß zurückgegangen und Findig auf die Fährte gesetzt. Sie führte zur Grenze. Hellroter Schweiß zeigte, daß der Hirsch zwar angeschossen, aber nicht ins Leben getroffen sei. Die Fährte ging über die Grenze. Zähneknirschend mußte der Schütze den Hund an der Fangleine zurückziehen.

Aber nun fiel ihm ein, daß die Stelle, wo die Arbeiter das auffällige Geräusch gehört haben wollten, doch viel weiter in sein Revier hinein gelegen sei. Er begab sich also, obgleich mit wenig Hoffnung, dorthin. Inzwischen war die Mittagsstunde herangekommen. Diesmal wurde der Hund freigelassen; Findig verschwand und blieb lange Zeit aus. Endlich schien er von neuem eine Schweißfährte angefallen zu haben. Der Hirsch hatte wohl also doch einen Haken geschlagen und befand sich auf diesseitigem Revier. Jetzt führte der Hund gerade in eine Fichtendickung hinein, man hörte ihn anschlagen, abgebrochen, unsicher, bald hier, bald da, als verfolge er, — schließlich gab er Standlaut. Es konnte kein Zweifel mehr sein, das Wild hatte sich dem Hunde gestellt. Mühsam schlug sich der Schütze durch das Dickicht, um jenseits auf einer Lichtung den Hirsch mit gesenktem Kopfe vor dem Hunde zu finden. Ein zweiter, glücklicherer Schuß machte dem Kampfe ein Ende.

Anna hatte alles das über sich ergehen lassen, ja mit scheinbarem Interesse zugehört. Sie wollte ihrem Manne gerade heute die Laune nicht verderben. Denn sie hatte einen Plan, den sie nur durchzusetzen hoffen durfte, wenn der Hausherr bei guter Laune blieb.

Es handelte sich um Franziska, die Magd. Sie war der Hausfrau ein Dorn im Auge mit ihrer Langsamkeit. Schon längst arbeitete Anna an ihrem Sturz, aber der Oberförster wollte sich nicht von diesem Dienstboten trennen, weil Franziska bereits seiner ersten Frau in Treue gedient hatte. Anna fühlte diese Anhänglichkeit natürlich nicht, sie sah nur die Fehler der Alten, die ihr schon manche schwere Stunde bereitet hatten. Ihr Wunsch war seit langem, sich ein wirkliches Stubenmädchen halten zu können. Aber bei ihrem Gatten war sie bisher mit diesem Anliegen auf taube Ohren gestoßen. Es war früher so gegangen, also konnte es auch weiterhin so gehen. Der Grund, den seine Frau anführte, daß die Damen in der Stadt alle ihr Stubenmädchen hätten, war für Seltmann nicht stichhaltig. „Du bist eine einfache Forstmannsfrau," pflegte er darauf zu erwidern. „Und eine Oberförsterei ist keine Villa!" Es war eine von Seltmanns Eigentümlichkeiten bei bestimmten Anlässen denselben Grundsatz mit denselben Worten immer und immer zu wiederholen. So hetzte er denn ein solches Wort, das vielleicht einmal treffend gewesen, durch stete Wiederholung zu Tode.

Wenn irgend etwas, so war es gerade diese eigensinnige Schwerfälligkeit, die Anna an ihrem Mann so verhaßt war. Zur Verzweiflung konnte er sie damit treiben, ihr beweglicheres Temperament stand dem völlig ohnmächtig gegenüber; wie an einen Block geschmiedet, den nichts von der Stelle zu rücken vermag, fühlte sie sich.

Jetzt stand man nun wieder mal vorm Quartalswechsel, da wäre es Zeit gewesen, zu kündigen. Ein Vierteljahr noch wollte sie's aushalten, aber zu Neujahr mußte nun endlich der längst ersehnte Wechsel eintreten.

Sie ließ den Gatten die Wildleber aufessen, sie redete ihm zu, sich ein Glas Wein zu gönnen, das er sich heute redlich verdient habe. Dann, als Franziska abgedeckt hatte und er in der gewohnten Sofaecke lehnte, seine Pfeife schmauchend, vor Müdigkeit und Wohlbehagen stöhnend, neben ihm auf dem Polster „Findig", der heute zum Lohne für seine Großthat den bevorzugten Platz teilen durfte, fing Anna an, zunächst ihren Plan schlau vorbereitend, all die Dummheiten und Nachlässigkeiten aufzuzählen, die Franziska wieder in den letzten Wochen begangen hatte, um schließlich mit dem unverhüllten Verlangen vorzutreten, das Haus müsse nun endlich von ihr befreit werden.

Die junge Frau stieß heute zu ihrem eignen Staunen nicht auf den gewohnten Widerstand. Der Alte seufzte zwar und meinte, er thäte es ungern, zählte auch alle Verdienste Franziskas aus längst entschwundenen Zeiten noch einmal auf, meinte aber schließlich resigniert: es werde wohl doch nicht anders gehen, man werde eine jüngere Kraft annehmen müssen; denn, so schloß er, sie bekämen nächstens einen fremden Herrn ins Haus.

„Einen Eleven?" fragte Anna befremdet; es war das erste Wort, was sie darüber hörte.

„Unsinn, Eleven! Mit dem Abführen solch junger Köter geben wir uns nicht mehr ab, nicht wahr, Findig?" Damit kraute er den Hund hinter den Behängen, der seine Zustimmung durch behagliches Knurren zu erkennen gab.

Anna kannte ihren Mann; die wichtigsten Dinge behielt er stets für sich, sprach niemals mit ihr über seine Pläne, teilte ihr immer nur Thatsachen mit. Es that ihr doch stets von neuem weh, wenn sie sehen mußte, wie über ihren Kopf weg entschieden wurde.

„Ja, ja!" sagte der Oberförster und wendete sich dabei nicht an seine Frau, sondern an den Hund, den zu liebkosen er fortfuhr. „Wir bekommen vornehmen Besuch, Findig! Ein Herr Major und dazu Freiherr! Zeit seines Lebens am Hofe gewesen, und jetzt will der Herr Forstmann werden. Wird sich umsehen, der Herr Baron! Der grüne Rock ist gar schön, aber er will verdient sein. Wir haben ihn uns verdient — wir — nicht wahr, Findig?"

Anna war gekränkt durch seine Art, aber die aufgefangenen Brocken hatten doch ihre Wißbegier gereizt.

„Wird denn der Herr, von dem du da sprichst, auf längere Zeit zu uns kommen?“ fragte sie.

„Vorläufig soll er auf ein Jahr bei mir bleiben. Denkt wahrscheinlich auch, es wird ihm nur so anfliegen, wozu unsereiner ein Leben gebraucht hat.“

„Und ein Herr vom Hofe, sagst du, ist das?“

„Gewesen, gewesen! Flügeladjutant, oder wie sie das nennen. Na, ich werde mich seinetwegen nicht genieren; dazu sind wir zu alt — nicht wahr, Findig?“

Anna blickte schweigend vor sich hin. Das, was sie hatte durchsetzen wollen, Franziskas Entlassung, trat jetzt gänzlich in den Hintergrund vor dem Neuen, das sie eben erfahren. Ein fremder Herr ins Haus! Sie erschrak bei dem Gedanken. Was für eine Umwälzung mußte das hervorrufen in allem! Wie würde sie als Hausfrau den Ansprüchen gewachsen sein, die so einer stellte!

Sie fragte kleinlaut, ob es denn schon fest beschlossene Sache sei, ob sich denn nichts mehr daran ändern lasse.

„Da beißt keine Maus einen Faden mehr von ab, Frau!“ rief der Oberförster. „Wir haben Kontrakt! Er hat ein Quartal schon im voraus bezahlt, Pension, alles inbegriffen. Das ist abgemacht. Erst hat er Vorträge gehört an der Akademie, und nun will er die Geschichte praktisch erlernen. Na, immerzu! Viel Gescheites wird nicht dabei herauskommen. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Und warum sollte ich denn das Lehrgeld nicht mitnehmen? — Im übrigen wird man's ja erleben! Ich sehe der Sache jedenfalls mit Seelenruhe entgegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag von Eckernförde,

5. April 1849.

(Siehe die Abbildungen S. 441.)

Mit lodernder Begeisterung erfolgte vor fünfzig Jahren die Erhebung der Lande Schleswig und Holstein gegen die dänische Unterdrückung, aber die Ränke der Diplomatie bereiteten der patriotischen Hingabe ein schmähliches Ende, und erst fünfzehn Jahre später sollte der „verlassene Bruderstamm“ vom Joche der Fremdherrschaft befreit werden. Einen Lichtpunkt in jenen vergeblichen Kämpfen bildet der Tag von Eckernförde. Am 3. April 1849 hatte der Befehlshaber des dänischen Ostseegeschwaders, Garde, dem Kommandeur Paludan befohlen, die Strandbatterien bei Eckernförde zu zerstören und alsdann die Stadt zu besetzen. Die feindliche Flottille bestand aus dem Orlogschiff „Christian VIII.“ (84 Geschütze), der Fregatte „Gefion“ (48 Geschütze), der Korvette „Galathea“ (32 Geschütze), den Dampfbooten „Hekla“ und „Geyser“ mit je 8 Kanonen. Jenen 180 Geschützen vermochte die Küstenverteidigung nur zwei Batterien mit 10 Kanonen entgegenzustellen; erst im Verlaufe des Gefechtes griff noch eine nassauische Batterie in den Kampf ein.

Den Befehl über die oben erwähnten, den Hafen von Eckernförde verteidigenden Batterien führte Hauptmann Eduard Jungmann; in der Nordbatterie kommandierte er persönlich, in der Südbatterie der Unteroffizier Theodor Preußer.

In der Frühe des 5. April, des Gründonnerstag, schritt Kommandeur-Kapitän Paludan durch Einfahrt in die Eckernförder Bucht zum Angriff und überschüttete die beiden Batterien mit einem Hagel von Geschossen, aber schon nach kurzem Kampfe gerieten seine beiden größten Fahrzeuge, die Fregatte „Gefion“ und das Linienschiff „Christian VIII.“, in mißliche Lage. Infolge ungeschickten Manövrierens erlitt die „Gefion“ durch das Feuer der Südbatterie so schweren Schaden, daß sie den Dampfer „Geyser“ herbeirief, sie aus dem Bereich des feindlichen Feuers zu schleppen; Theodor Preußers wohlgezielte Schüsse vereitelten jedoch den Versuch. Nicht minder übel stand es um das Admiralschiff „Christian VIII.“, in dessen Raum Feuer ausgebrochen war. Paludan beorderte den Dampfer „Hekla“ zur Hilfe, doch dieser mußte sich, schwer beschädigt, zurückziehen, damit er nicht selbst den Untergang finde. Da stieg mittags nach 12 Uhr am Großmast des dänischen Admiralschiffes die Parlamentärflagge hoch, aber trotz seiner verzweifelten Lage glaubte Paludan noch, sich einer überhebungsvollen Sprache bedienen zu dürfen. Er schlug die Einstellung der Feindseligkeiten unter der Bedingung vor, daß seine Flottille die Bucht ungehindert verlassen dürfe; im andern Falle würde er Eckernförde in Brand schießen. Jungmann gab die stolze Antwort: „Ich werde schießen, solange ich eine Kugel und ein Geschütz habe, es sei denn, die Dänen ergeben sich ohne Klausel.“

Nach vierstündiger Pause begann der Kampf von neuem. Das Schicksal der „Gefion“ schien besiegelt, dagegen suchte Paludan mit seinem Admiralschiff „Christian VIII.“ zu entkommen, doch nun griff die mittlerweile aufgefahrene nassauische Batterie ins Gefecht ein, und einen von See zur Hilfe herbeieilenden Dampfer zwang die Nordbatterie zu eiliger Flucht. An Bord des Admiralschiffes herrschte die äußerste Verwirrung; die Brandkugeln hatten an mehreren Stellen gezündet, die Flammen züngelten an der Takelage empor, und der aufs äußerste erschöpften Mannschaft versagte die Kraft zum Löschen. Da das Feuer sich der Pulverkammer näherte, entschloß sich Paludan zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, und abends gegen halb sieben Uhr sank die Danebrogflagge von der Gaffel „Christians VIII.“ Die „Gefion“ hatte schon nachmittags um 5 Uhr die Flagge gestrichen, der Rest der dänischen Flottille das Weite gesucht. Auf deutscher Seite sollte der Tag von Eckernförde noch ein schweres Opfer fordern. Gleich nach Einstellung des Feuers hatte sich Unteroffizier Preußer, der Kommandeur der Südbatterie, an Bord des brennenden Admiralschiffes begeben, um die Rettung der Verwundeten und sonstigen Zurückgebliebenen zu beschleunigen, da flog — es war gegen 8 Uhr — unter furchtbarem Krachen „Christian VIII.“ in die Luft, mit ihm Theodor Preußer; seine Leiche fand man später unter den Trümmern. Den Dänen kostete der Tag an Toten 6 Offiziere und 125 Gemeine, an Verwundeten 12 Offiziere und 60 Gemeine; unverwundet gefangen wurden 39 Offiziere und 904 Gemeine. Die Deutschen hatten nur 4 Tote und 14 Verwundete.

Die Verdienste Eduard Jungmanns wurden durch seine Ernennung zum Major anerkannt, aber nach Auflösung des schleswig-holsteinischen Heeres, 1850, erhielt er keine Pension, ja die Bundesversammlung verweigerte ihm auch die sonst üblichen Prisengelder für die „Gefion“; erst 1858 gewährte ihm Preußen ein bescheidenes Jahresgehalt. Am 25. März 1862 starb er in Hamburg und wurde auf dem dortigen Jakobi-Kirchhof bestattet, wo ihm im Juni 1864 die schleswig-holsteinischen Veteranen ein Denkmal errichteten. Schon zu Ostern 1849 hatte Theodor Preußer in Borby bei Eckernförde einen Denkstein erhalten, auf dem sich ein Geschütz vom Orlogschiffe „Christian VIII.“ erhob. Aber die Dänen zerstörten das Monument, und erst 1865, nach der endgültigen Befreiung der Herzogtümer, erhielt der Held ein neues Denkmal, geschmückt mit einem 1864 eroberten Kanonenrohre. Die Inschrift besagt, daß Theodor Preußer seinen Tod bei der Rettung überwundener Feinde fand. Zum Schluß noch einige Worte über die Schicksale der Fregatte „Gefion“. Ueber ihren Besitz entspann sich ein langwieriger Streit, der endlich dahin geschlichtet wurde, daß die Fregatte unter dem Namen „Eckernförde“ der neu begründeten deutschen Flotte eingereiht wurde. Als diese nach kurzem, kläglichem Bestande unter den Hammer kam, erwarb Preußen die Fregatte und nannte sie wiederum „Gefion“. Unter diesem Namen hat sie noch viele Jahre Dienste gethan, zuletzt als Schulschiff, bis sie altersschwach und baufällig wurde.

Fr. Colberg.

Phot. H. Wernecke, Hamburg.

Gedenkbuch für das neue Rathaus zu Hamburg. Entworfen und ausgeführt von G. Hulbe.

Zu unsern Bildern.

Die unter dem Sammelnamen Samoa bekannte polynesische Inselgruppe (früher die Gruppe der Schiffer- oder Navigationsinseln genannt) bietet ihrer eigenartigen politischen Verhältnisse wegen von Zeit zu Zeit Grund zu allgemeiner Beunruhigung dar. Wie bekannt, wird das samoanische Inselreich von eignen Königen oder Stammeshäuptlingen regiert, jedoch unter der gemeinsamen Kontrolle von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten. Die genannten Mächte haben ein gleichmäßiges Interesse an den Inseln, schon weil sie mit denselben Freundschafts- und Handelsverträge abgeschlossen haben, in denen ihnen zugleich Häfen zur Niederlage für Kohlen und andre Schiffsbedürfnisse zur Verfügung gestellt wurden. Den ersten derartigen Vertrag schlossen die Vereinigten Staaten im Jahre 1898 ab; er brachte ihnen neben der Zusicherung der samoanischen Freundschaft den Hafen Payo-Paye auf Tutuila ein. Im folgenden Jahre unterzeichneten England und Deutschland gleiche Verträge, wobei Deutschland den Hafen Salunfata auf Upolu erhielt. Stadt und Distrikt von Apia auf Upolu wurden unter eine Municipalität gestellt, an deren Spitze die Konsuln der drei Schutzmächte stehen. Kritisch wird die Lage jedesmal bei einer Thronerledigung, wie kürzlich nach dem Tode des Königs Malietoa, dessen Herrschaft durch einen am 14. Juni 1889 von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrag anerkannt worden war. Unsre Abbildungen geben einige charakteristische Scenen aus den jüngsten Kampftagen wieder: Krieger der Mataafa-Partei, ein Bild der Kampfbereitschaft am Tage nach dem Gefechte bei Matafalo auf Apia und die Besetzung des Obergerichts in Apia durch Mannschaften des englischen Kreuzers „Porpoise“.

Zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten des Hamburger Rathauses gehört das von der Familie des verstorbenen Bürgermeisters Petersen gestiftete Gedenkbuch, das, in kostbarer Ausstattung gehalten, dazu bestimmt ist, Gedenkblätter, insbesondere aus der Geschichte des Rathauses, aufzunehmen. Die in reicher Vergoldung ausgeführten Deckel sind mit dem großen Hamburgischen Staatswappen und dem Reichsadler geschmückt. In die Innenseite des Vorderdeckels ist die goldene Medaille eingefügt, die der Senat in Anlaß der Feier des Anschlusses Hamburgs an das deutsche Zollgebiet schlagen ließ und die die Bildnisse der Bürgermeister Dr. Petersen und Dr. Versmann zeigt, die 1886 und 1897, als der Grundstein zu dem Rathause gelegt ward und als die Einweihung des Gebäudes stattfand, als Präsidenten des Senats an der Spitze des Staates standen. Unterhalb der Medaille steht, umgeben von den Ansichten des alten, 1842 zerstörten Rathauses, des Rathauses in der Admiralitätstraße und des neuen Rathauses die Widmung: „Einem Hohen Senate zur Erinnerung an Bürgermeister Carl Friedrich Petersen J. U. D. gewidmet von der Familie Petersen 1898.“ Darunter befindet sich das Wappen der Familie. In den vier Ecken sind die Jahreszahlen angebracht, die für die Geschichte des Rathauses von Bedeutung sind: 1842, 1886, 1892 und 1897. Zwischen den Zahlen ist in schöner gotischer Minuskelschrift als Randleiste der Spruch angeordnet:

Libertatem quam peperere majores
Digne studeat servare posteritas.

Zu deutsch: Die Freiheit, welche die Altvordern geschaffen, mögen die Nachkommen sich würdig zu erhalten bemühen.

 — Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

„Was ist denn da zu bewundern, Herr Becker?"

„Der Sinn für das Notwendige. Moden sind notwendig, denn ohne sie gäbe es keine Abwechslung, keine Unterhaltung, keine Narrheit, kein Oben und Unten. Kleider sind auch notwendig, wenn auch nicht immer angenehm."

Margarete Brinkmann stand auf und sah aus dem Fenster.

„Setzen Sie sich nur wieder hin," fuhr der unerschütterliche Mime fort, „die Gegend ist häßlich, ich sehe lieber etwas Hübsches. Ich bewundere Sie. Sie könnten ebensogut darauf verfallen, in Oel zu malen, das ist ganz leicht. Man braucht nur mit den verkehrten Farben auf der Leinwand hin und her zu fahren und sich nichts dabei zu denken. Dann kommt man in die Sezession, und das Auslegen besorgen andre. Aber es ist nicht notwendig, in Oel zu malen."

Grete blickte nachdenklich in ihren Schoß.

„Ich habe in der letzten Zeit angefangen, für Journale zu zeichnen," sagte sie zaghaft.

„Journale sind notwendig," entgegnete Becker mit einem tiefsinnigen Kopfnicken. „Wie sollten sich die zehntausend Männlein und Weiblein des ‚Kürschner' austoben, wenn es keine Journale gäbe! Kanäle müssen sein, sonst kriegen wir eine geistige Ueberschwemmung. Es giebt sogar nützliche und gute Journale, was noch mehr sagen will. Aber warum zeichnen Sie für die Journale? Sie knicken dadurch die Zeilen, und Sie knicken die Phantasie, und endlich knicken Sie sich selbst."

„Mich selbst?" fragte Grete und gab sich unwillkürlich einen Ruck.

„Sie werden endlich wie ein Taschenmesser zusammenklappen. Günstig natürlich. Man kann ein Künstler sein oder ein Handwerker, es ist beides gut. Aber wenn wir die Kunst zum Handwerk machen, dann werden wir wie ein Pendel, das nirgends Ruhe findet. Und der Mensch hält auf die Dauer das Pendeln nicht aus, er wird davon müde und griesgrämig und hypochondrisch. Und zuletzt hängt er oder hängt sich —"

Franz Becker brach mit dem letzten Worte scharf ab, und es klang, wie wenn irgendwo in einem Musikstück eine Saite springt.

Er wurde auch erst wieder gesprächiger, als der Zug Starnberg erreicht hatte und die Schar der Ausflügler sich auf die bereitstehenden Schiffe verteilte.

Man wollte nunmehr beisammen bleiben, aber Frau Brinkmann behauptete, daß sie ihren Kaffee nur halb bekommen hätte und das Versäumte in der Kajüte nachholen müsse.

„Die Grete war ja gar nicht zu halten," sagte sie; „ich weiß nicht, was in das Mädel gefahren ist, sie ist doch sonst nicht so Hals über Kopf."

Hugo mußte natürlich mit hinunter, und das andre Paar blieb einstweilen auf dem Verdeck zurück.

Becker bemächtigte sich galant eines Tuches, das Grete über dem Arm trug, und wickelte sich ganz in Gedanken hinein.

„Es ist kühl auf dem Wasser," sagte er fröstelnd, „ich begreife nicht, wie Sie das in dem leichten Fähnchen aushalten können. Aber Sie sind jung, so wunderbar jung — ich liebe diese Jugend wie ein alter Onkel. Und Sie haben auch rasches Blut; trotz Ihrer blonden Haare und ungeachtet Ihrer vernünftigen Ansichten können Sie doch ‚Hals über Kopf' sein, wie Ihre Frau Mutter sich ausdrückt."

Grete hatte allmählich alle Scheu vor dem Kauz abgelegt, sie begann sich über ihn zu amüsieren.

„Vernünftige Ansichten?" sagte sie. „Ich habe ja noch gar keine geäußert."

Er nickte.

„Stimmt. Aber Sie haben geschwiegen. Schweigen ist Vernunft, sogar Weisheit. Unter Umständen eine sehr beredte Weisheit. Soll ich Ihnen die Tiefe Ihrer Gedanken verraten?"

„Nun?"

„Sie halten mich erstens für einen Narren."

„Falsch!" sagte Grete mit einem kleinen Aufwerfen der hübschen Lippen.

„Wenn das Weib ‚nein' sagt, meint es ‚ja'. Zweitens: sehen Sie sich mal das Panorama an — es ist fast so schön wie auf dem Theater. Dahinten die Spitze des Wendelstein. Dahinauf wünschen Sie mich in diesem Augenblick — mich, der ich da oben sitzen würde wie der berühmte Greis auf dem Dache. Es ist grausam von Ihnen, aber gerecht."

„Warum gerecht, Herr Becker?"

„Sie kennen doch das schöne Stück von Faust und Grete? Die hatten sich lieb, aber der Teufel kam dazwischen, dieser lange, dürre, unausstehliche Kerl, den ich ungeachtet Ihrer Frau Mutter niemals gespielt habe, und den ich doch so gern einmal spielen möchte."

Margarete erhob sich und lehnte sich über den Bord des Schiffes. Es war ihr wunderlich zu Mute, und sie wußte selbst nicht, warum.

Becker stand neben ihr.

„Sie gehören zu den Menschen, die sich selbst schlecht machen," sagte das Mädchen plötzlich leise. „Das ist nicht recht von Ihnen. Sind Sie nicht Hugos Freund?"

Es kam ganz von selbst, daß sie den Vornamen des jungen Schriftstellers diesem Manne gegenüber nannte, und die Verwirrung ihrer Seele hatte keinen Anteil daran, aber der tiefe, feine Sinn, den ihre Frage barg, trieb ihr das Blut in die Wangen.

Der Schauspieler blickte auf das holde, jugendliche Antlitz nieder, und seine scharfen Züge verwandelten sich allmählich. Sie wurden ernst und weich, und sie nahmen einen gütigen Ausdruck an.

Leise und deutlich, mit jenem tiefen, melodischen Tonfall, den er in seinen glücklichsten Rollen zu finden wußte, sagte er:

„Ich bin der Freund eines Mannes, der seinen besten Freund verloren hat. Denn der beste Freund der Menschen ist die Kraft, sich selbst zu wägen, und der Mann, von dem ich rede, hält das Gewicht nicht mehr in seinen Händen. Er besitzt auch nicht eine Freundin, ob er es sich gleich einbilden mag, denn die Freundschaft zwischen den Geschlechtern ist ein Wahn. Zwischen den Geschlechtern ist nur Kampf oder Liebe. Es wird heute eine Entscheidung fallen, und es wird sich entscheiden, ob Kampf oder Liebe, ob Gram oder Glück den Sieg davontragen soll. Ich sehe im Geiste Sand, den der Sturm zerstäubt, und in dem keine Wurzelfaser haften kann, und ich sehe die Flut zurückgehen, um einer unfruchtbaren Ebbe Platz zu machen. Ich kenne den Sand und die Ebbe, denn sie sind mein eignes Leben, und sie sind bitter... Möge die Hand der Liebe den, der mein Freund ist, vor einem gleichen Schicksal bewahren; *meine* Stimme kann das verlorene Gewicht der Wagschale nicht ersetzen."

Nach diesen dunkel und prophetisch klingenden Worten wandte Franz Becker sich ab und ging langsam an das andre Ende des Schiffes.

Margarete blickte ihm scheu nach, und sie sah, daß seine Züge wieder den gewöhnlichen spöttischen Ausdruck annahmen.

Sie sah, wie er sich fest in ihr Tuch wickelte, und sie hörte, daß er dem Kellner befahl, einen Cognac herbeizubringen.

„Einen Cognac, so groß wie die Narrheit der Menschen und so echt wie ihre Falschheit!" sagte er mit einer theatralischen Handbewegung zu dem verblüfften Ganymed.

Inzwischen saßen Hugo Stolle und Frau Pastorin Brinkmann unten in der Schiffskajüte und tranken Kaffee. Die eine that es aus Neigung, der andre that es aus Höflichkeit — aber Genuß hatte keiner davon.

„Es hätte so hübsch werden können," sagte Frau Brinkmann mit einem leisen Vorwurf, „und nun muß dieser Mensch dazwischen kommen. Ich kann mir nicht helfen, Herr Stolle, aber alles, was mit der Bühne zusammenhängt, hat für mich etwas Flattriges und Unsolides. Wie kommen Sie nur zu *der* Freundschaft?"

Hugo machte ein etwas bedrücktes Gesicht.

„Wie das so geht, Frau Pastorin. Die Schauspieler gehören doch gewissermaßen mit zur Litteratur, und Becker hat mitunter wirklich ganz gescheite Ansichten. Er leidet freilich auch an sonderbaren Schrullen."

„Dieses Kostüm!" fuhr Frau Brinkmann fort. „Aber der arme Mensch hat wahrscheinlich nichts andres anzuziehen. Man weiß ja, was so 'n Theaterkram einbringt."

Hugo wurde lebhafter.

„Da sind Sie aber im Irrtum, Frau Pastorin. Jede Kunst bringt heutzutage etwas ein, wenn sie nur richtig betrieben wird. Becker hat eine sehr bedeutende Gage, und er legt sich ein Vermögen zurück."

„Wirklich?"

Frau Brinkmann rückte etwas vor und blickte die Kajütentreppe hinauf. Sie konnte gerade die langen Beine des Mimen sehen, und sie betrachtete dieselben angelegentlich.

„Er ist wie ein Storch," sagte sie kopfschüttelnd. „Also solide und wohlhabend? Aber Schrullen hat er, sagen Sie?"

„Ganz sonderbare Schrullen. So hat er mir zum Beispiel gestern den Rat gegeben, die Schriftstellerei an den Nagel zu hängen — just an demselben Tage, wo ich meinen ersten Roman für dreitausend Mark verkauft habe."

Es war ein Trumpf, den Stolle ausspielte, und Frau Brinkmann saß einen Augenblick da, als wenn sie nicht bedienen könnte. Endlich entgegnete sie langsam:

„Dreitausend Mark — das ist ja ein ganzer Haufen Geld. Aber so was kommt doch wohl nur selten vor. Haben Sie denn nicht Lust, den Rat Ihres Freundes zu befolgen?"

Es war ein Glück, daß das Schiff anlegte, denn Hugo stand im Begriff, eine gereizte Antwort zu geben, und er hatte sich doch vorgenommen, an diesem Tage nur reizend zu sein. Ja, so entzückend wie nur möglich — es hatte seine Gründe.

Und dann wanderten alle ins Grüne.

Franz Becker fand die Gegend für sein Kostüm zu flach, und er sprach die Absicht aus, sich von der Gesellschaft zu trennen und ins Gebirge vorzudringen.

„Bis an das Ende dieser Stange," sagte er und bohrte seinen langen Bergstock in die Luft.

Aber Frau Brinkmann war plötzlich wie umgewandelt; sie überschüttete den Schauspieler mit Liebenswürdigkeit und bat ihn, den Tag durch seine Gegenwart zu verherrlichen.

„Man kommt so selten mit geistvollen Männern in Berührung," sagte sie; zu diesem heiteren Bilde gehört die heitere Kunst — Sie dürfen nicht von uns gehen!"

So schlenderten die vier an dem mit Villen besetzten Seeufer entlang.

Sie besuchten das Schloß Berg, und der alte Kastellan erzählte ihnen mit gedämpfter, zitternder Stimme von der letzten Nacht, die ein unglücklicher, an Glanz gewöhnter Fürst in diesen schlichten Räumen zugebracht hatte; sie gingen hinunter an die historische Stelle, wo ein einfacher Gedenkstein aufragt, und sahen schweigend auf das Wasser, das in Brusthöhe schimmernde Kieselsteine überspült.

Sie wurden alle bewegt, und Franz Becker lehnte sich nachdenklich auf seinen Bergstock. Er sah grotesk aus, wie er so dastand, aber man vergaß das Sonderbare seiner Gestalt über der Tiefe des Blicks, mit dem er jede einzelne der kleinen, glitzernden Wellen zu zählen schien.

„Flach," sagte er, „flach. Kein Platz zum Tauchen und doch das Grab eines großen Lebens. So müssen wir enden, wenn das Meer uns zu eng dünkt und seine unendliche Tiefe noch nicht bodenlos genug. Auftreiben im Sand, das ist unser Los. O Kunst, Kunst, Kunst!"

Die Stimmung dieses Anblicks und dieser Worte überschattete die folgenden Stunden; es war, als ob eine Wolke über die Sonne gegangen wäre.

„Und das will ein Komiker sein?" sagte Frau Brinkmann etwas später zu Hugo, als sie nach der Rottmannshöhe emporstiegen und Becker sich wieder zu Margarete gesellt hatte.

„Er besitzt den echten Humor, der unter Thränen lächelt," entgegnete jener. „Sie sollten ihn sehen, wenn er im ‚Verschwender' das Hobellied singt oder als Herr Senator verlassen auf der Kiste sitzt. Aber er leidet an Hypochondrie, wie so viele seines Standes."

„Ist er kränklich?"

„Ich glaube kaum, daß irgend ein körperliches Leiden bei ihm zu Grunde liegt. Er zermartert sich freilich mit den unsinnigsten Kuren, lebt heute als Vegetarier und trinkt morgen zwei Flaschen Sekt; er wohnt seines Herzens wegen Parterre und turnt dabei am Reck wie ein Clown. Aber das sind nur harmlose Schrullen, der Hauptgrund seiner trüben Stimmungen liegt im Beruf."

„Freilich kein sehr solider Beruf," sagte die Frau Pastorin seufzend, „wie alles Künstlertum."

„Oder vielmehr im Fach," fuhr Hugo fort, ohne den fatalen Nachsatz zu beachten. „Franz Becker ist im Grunde genommen mit Leib und Seele Schauspieler, aber das Fach lastet auf seiner Seele. Die Schauspieldirektoren wollen ja jetzt keinen Unterschied mehr machen, aber es hilft alles nichts, das Publikum macht ihn, und diesem grausamen Tyrannen muß sich alles fügen. Becker hält sich für berufen zum Tragöden, und ich

Ankunft vor der Gruftkapelle.

Nach einer Momentaufn. von Hugo Rudolphy in Berlin.

Rückkehr Kaiser Wilhelms von der Beisetzung.

Nach einer Momentaufn. von Strumper & Co. in Hamburg.

Die Beisetzung der Fürstin und des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh am 16. März 1899.

Bauende Finken. Nach dem Gemälde von Marie Laux-Nestler.

möchte wohl mal einen Hamlet von ihm sehen, aber das Publikum würde ihn erbarmungslos auspfeifen, denn er ist nun mal für die Zuschauer der Spaßmacher, und diesen Stempel löscht ihm keiner von der Stirn."

Frau Brinkmann schüttelte den Kopf. Sie hatte sich wenig in ihrem Leben mit Kunstfragen befaßt, es kam ihr wunderlich vor, daß ein Mensch über diese Dinge sonderlich in Aufregung geraten konnte.

Und dennoch schien es ihr, als ob auch der junge Schriftsteller merkwürdig erregt sei. Sie stand seiner Thätigkeit äußerst kühl gegenüber, es dünkte sie Thorheit, den sicheren Boden eines Brotstudiums zu verlassen, um zu fabulieren; sie legte nicht, wie Becker, in ihr Urteil den strengen Maßstab der Kunst, sondern sie urteilte lediglich als praktische Frau und als die Witwe eines Beamten, der ihr eine, wenn auch nur kleine Pension hinterlassen hatte.

Mit dem Schauspieler dünkte es sie freilich eine andre Sache zu sein; seine Kunst brachte ihm Vermögen ein, und das war eine schöne, vererbliche Sache, besser noch als Pension.

Die Frau Pastorin blieb auf der Höhe stehen und blickte sich aufatmend nach dem andern Paare um.

Tief unten kamen sie langsam den bequem gebahnten Weg hinangestiegen. Becker stützte sich nach der Art, wie Alpentouristen schwierige Stellen zu überwinden pflegen, seitwärts auf seinen Bergstock; er wuchtete sich theoretisch langsam, mit ungeheurem Kraftaufwand in die Höhe, während Grete neben ihm her tänzelte und kaum mit der Spitze des zierlichen Sonnenschirms das Erdreich berührte.

„Er plagt sich wie immer mit einer Idee," sagte Hugo halblaut.

„Er ist vorsichtig," entgegnete Frau Brinkmann wohlgefällig. „Sehen Sie nur das leichtsinnige Ding, wie es neben ihm her gaukelt. Als ob es keine Steine auf dem Wege gäbe. Sie hat so feine Knöchel, Herr Stolle."

„Ja," bestätigte der Schriftsteller bewundernd.

„Sie wird noch mal einknicken. Da, jetzt giebt er ihr die Hand. Wie nett! Ihr Freund gefällt mir immer besser, Herr Stolle, und gegen die Hypochondrie giebt es Mittel. Mein Seliger litt auch daran, aber ich habe sie ihm ausgetrieben."

Das Mittagessen, das die Reisenden auf der Rottmannshöhe einnahmen, hätte sehr hübsch werden können. Die Preise waren billig, und das Bier übertraf sich natürlich selbst; man saß so nett zusammengerückt auf der Veranda und wurde von keinem Menschen gestört, denn unten in Leoni war Konzert, und deshalb befand sich der ganze Sonntagstrubel dort.

Es hätte sogar sehr nett sein können, denn Grete saß zwischen den beiden Herren, und Frau Brinkmann blickte mit einem strahlenden mütterlichen Lächeln auf ihr hübsches, blondes Töchterchen, indem sie jede kleine Aufmerksamkeit, die demselben zu teil wurde, sorgfältig abwägend registrierte.

Aber gerade dieses Kreuzfeuer von Aufmerksamkeiten züngelte über einem Pulverfaß. Hugo Stolle vertrat die stille Ansicht, daß er seinen Freund nicht als Rivalen, sondern nur als paßliche Unterhaltung für Frau Brinkmann mitgenommen habe, und Becker wiederum verkehrte zu selten in bürgerlichen Kreisen, um nicht den hausmütterlichen Zauber des kleinen Pfarrtöchterchens gern auf sich einwirken zu lassen. Er war zu lange Hagestolz, um nicht im allgemeinen als Weiberfeind zu gelten; aber eine Ausnahme bestätigte ja nur die Regel.

Grete merkte endlich mit feinem weiblichen Instinkt, daß Hugo den Schauspieler mit argwöhnischen Blicken betrachtete, und sie hob etwas überstürzt die Tafel auf, um zwischen den beiden Männern heraus und ins Freie zu schlüpfen.

Sie ging trällernd in den Wald, denn Frau Brinkmann mußte ihren Nick haben und hatte sich schon in einer schattigen Ecke festgesetzt. Becker aber schien diese Gewohnheit nicht zu respektieren, denn er fertigte sich eine Zigarette und sagte mit harmlosem Lächeln:

„Soll ich Ihnen auch eine drehen, gnädige Frau? Anfeuchten können Sie natürlich selbst."

Hugo vernahm nicht mehr die Antwort der alten Dame; er hatte sich ebenfalls so ganz verloren auf den Weg gemacht, bummelte vor der Terrasse ein bißchen hin und her und verschwand dann plötzlich mit einem affenartigen Sprung in demselben Pfad, der sein schönes Wild aufgenommen hatte.

Es war eine köstliche Sonntagsstille im Walde; selbst die Eichkätzchen raschelten nicht, sondern sie lugten nur und putzten die Pfötchen. Ein alter Specht saß auf einem alten Stamm und nickte, anstatt zu hämmern; über den Wipfeln der Bäume schwebte ein Falke und hielt die Schwingen regungslos — alles wartete auf ein Ereignis, und dann glitt ein Flüstern durch die Blätter:

„Still — still — die Jugend geht durch den Wald — und die süße Thorheit!" (Fortsetzung folgt.)

Rudyard Kipling.

In den siebziger Jahren beherbergte die englische Erziehungsanstalt Westward Ho einen Zögling, an dem nicht mehr viel zu erziehen war. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieser Zögling an Lebensweisheit allen seinen Lehrern weit überlegen war. Und als der Sechzehnjährige im Jahre 1881 wieder seine indische Heimat erreichte, war er ein fertiger Mann, fähig, auf eignen Füßen zu stehen, bereit, mit eignen Händen sich sein Lebensschiff zu zimmern. Das war Rudyard, der Sohn des Leiters der Kunstschule von Lahore, John Lockwood Kipling. Die indische Sonne reift alles rascher, üppiger, Blumen, Menschen und Gedanken. Kein Abendländer wäre im stande gewesen, mit zwanzig Jahren einen Novellenband zu veröffentlichen wie „Plain Tales from the Hills", das erste Prosawerk

Nach einer Phot. von Elliot & Fry, London.

Rudyard Kipling.

Rudyard Kiplings. Die Leute des Westens müssen auf vier Jahrzehnte eines reichen Lebens zurückblicken, ehe sie ein Buch schreiben, das so viel Schärfe der Beobachtung, so viel Reife des Urteils, so viel Maßhalten der Empfindung enthält wie jenes Erstlingswerk des Anglo-Indiers.

John Lockwood Kipling, Künstler und Gelehrter zugleich, hat ein seltsames Buch geschrieben, „Beast and Man in India". Dieses Buch scheint mir für die Beurteilung Kiplings von entscheidender Bedeutung zu sein. Es versucht mit viel Wissen und Geschick die wesensverwandte Art von Tier und Mensch in Indien zu erklären, beide als Ergebnisse derselben natürlichen, in Sonne, Luft und Boden begründeten Voraussetzungen hinzustellen. Diese vom Vater wissenschaftlich verteidigte Lehre hat sich in den Schriften des Sohnes in ein künstlerisches Prinzip umgesetzt. Für Rudyard Kipling ist der Mensch nichts andres als eine höher und feiner geartete Raubtierspezies. So eine Art felis homo. Der Tiger, der, nach Beute lüstern, aus dem Uferdickicht des Ganges hervorbricht, der Stammeshäuptling einer Raubhorde, der die Garnison einer englischen Grenzfestung in Atem hält, der britische Beamte, der gleichmütig das Leben seines Freundes, das Eheglück einer Familie seiner Ehrsucht opfert — sie alle sind Glieder einer Familie, Kinder einer Sonne. Dieser Zug, Welt und Menschen zu betrachten, geht durch alle Werke Kiplings. Man kann ihn nicht cynisch nennen. Er tadelt nicht und höhnt auch nicht. Er findet nur, die Menschen seien so und müssen auch so dargestellt werden. Man muß sich aber wohl hüten, in Kiplings Büchern lauter Teufel und Hexen zu suchen. Im Gegenteil, es sind meist ganz manierliche Leute, die wir da kennen lernen, thatkräftig, liebenswürdig, klug, unterhaltend. Nur dürfen sie keine Gelegenheit haben, ihrer elementaren Raubtiernatur zu folgen. Denn dann verblaßt die westliche Schminke und, umgekehrt wie im Märchen, werden aus Feen und Prinzen zottige Ungeheuer und widerwärtige Sumpftiere.

Nach seinen englischen Lehrjahren, sofern jene Zeit diesen Namen verdient, warf sich Kipling mit frischer Kraft in das indische Getriebe. Und den Beruf, der ihm vielleicht den tiefsten Einblick gönnte in jene Summe von Jammer und Reichtum, Schönheit und Niedrigkeit, Märchenpracht und Lebensnot, die man Indien nennt, diesen Beruf ergriff der nach westlichen Begriffen kaum flügge gewordene Jüngling mit Feuer und glänzendem Erfolg: den Beruf des Journalisten. Als Berichterstatter — vornehmlich Kriegskorrespondent in den zahllosen Scharmützeln der Engländer an der Nordgrenze Indiens — schärfte er Geist und Feder und sammelte das ungeheure Kapital von Wissen und Erfahrung, das er in seinen zahlreichen Skizzen verwertete. Hier war es auch, wo er jenen litterarischen Typus schuf, der ihn mit einem Schlage in die vorderste Reihe des schriftstellerischen England stellte, den Typus „Tommy Atkins" (Spitzname für den englischen Liniensoldaten).

„And, Thomas, here's my best respects to you!" So schließt die Zueignung, die Kipling seinen berühmten Kasernenliedern (Barrack-Room-Ballads) vorangeschickt hat. Ich kann es mir nicht versagen, einem deutschen Leserkreise die von Kipling so unvergleichlich geschilderte Welt Thomas Atkins in flüchtigen Linien anzudeuten. In ruhigen Zeiten steuert Tommy beherzt durch die vielen Leiden und kargen Freuden des Barackenlebens. Tag für Tag in sengender Hitze Gefechtsübungen und Exerzieren. Heute hinter verwegenen Pferde- und Flintendieben her, morgen von schleichendem Fieber erfaßt, täglich gewärtig, der Cholera zu erliegen. Nur abends hat er Zeit, mit den Kameraden zu würfeln, seinen Kummer mit Whisky oder mit einem zweifelhaften Liebesabenteuer zu betäuben. Manchmal denkt er in einem stillen Winkel der Kaserne an sein Heimatsdorf in Lancashire, wo es wohl etwas langweilig war, wo aber nach einem friedfertigen Leben ein seliges Ende bevorstand. Hier aber lauert der Tod hinter jedem Busch, er steckt in jeder Frucht, er sitzt in jedem Glase, das die verschmachtende Lippe berührt. Da will es Thomas wie eine Erlösung erscheinen, wenn das Lager abgebrochen wird, wenn es gilt, in Birma eine Eingeborenenrevolte niederzuschlagen oder einen plündernden Grenzstamm aus dem Reiche zu jagen. Dann heißt es, den großen Marsch antreten. Aber die entsetzliche, markfressende Hitze zieht mit. Sie strömt aus der lohenden Sonne nieder, sie dampft aus dem glühenden Boden der unabsehbaren Sandwüste. Und das Furchtbarste ist die Nacht. Die Soldaten stöhnen wie Tiere, kein Schlaf schließt ihnen die Augen. Da geschieht es wohl, daß Thomas seinen beiseitegestellten Gott wiederfindet und mit ihm einen Kontrakt schließt. Er wolle ja gern wieder ein wenig beten, der Teufel möge ihn holen, wenn er's je wieder vergesse, Gott möge ihm auch dies und das anthun, aber er solle ihm Schlaf senden. Kein Gott erhört den fluchenden Beter. Und da kommen die dunkeln Stunden, in denen Thomas die Patronen seines Martinigewehrs mit mehr Barmherzigkeit erfüllt scheinen als die Seele der sanften Schwester, die ihn im Hospital von Delhi den Schrecknissen der Cholera entrissen hatte. Endlich liegt die Wüste hinter ihm. Noch ein paar Märsche durch die giftigen Moore des Indus, und dann geht es hinauf in das dunkle Bergland. Immer höher, immer steiler. Mit Feuerbränden und Kolbenschlägen werden jähe Steige gebahnt. Thomas klettert freudig, denn er weiß, oben wartet die Erquickung. Aber die Erquickung kommt mit ungebetener Wucht. Galten noch vor wenigen Tagen seine Verwünschungen der höllengleichen Hitze, heute ruft Tommy einem messerscharfen Eiswinde seine bewährtesten Flüche entgegen. Nichts schützt vor der Kälte der kafirischen Berge, kein Pelz wehrt ihr, kein Whisky ertränkt sie, kein Feuer verzehrt sie. Hundertfach schleicht sie heran. Im heulenden Sturm kommt sie geflogen, sie pfeift aus den nachtschwarzen Klüften des dunkeln Felslandes. Und nachts schreckt die ermatteten Schläfer das Alarmhorn, dessen langgezogene Klänge das Gewinsel des Schneesturms unheimlich übertönen. Mit erstarrten Händen wird die beeiste Büchse ergriffen, und nun geht es hinaus, einem geheimnisvollen Feinde, vielleicht einem unbekannten Tode entgegen. Tommy und seine zahllosen Kameraden, das sind die rechten Helden Kiplings, die Conquistadoren der Neuzeit, die Schöpfer der englischen Macht, die Entdecker des englischen Reichtums, aber auch die Pfadfinder englischer Gesittung.

Doch der Dichter ist nicht nur der Sänger des Soldatenlebens. Mit seinen unbarmherzigen Augen durchdringt er das Geheimnis des Dschungels und seiner seltsamen Bewohner, aber er entziffert auch die Rätsel der menschlichen Seele. Die Tragödie des Künstlers, der um das Beste betrogen wird, das er vom Leben erhofft, um den Glauben an die Geliebte, und dem ein neidisches Geschick das Köstlichste raubt, das die Natur einem Künstler schenkt, das Licht der Augen, diese Tragödie hat Kipling mit vollendeter Meisterschaft in seinem einzigen Romane „The light that failed" („Erloschenes Licht") dargestellt.*) Die Technik dieses Romans fordert besondere Bewunderung. Mit überlegenem Humor, mit grausamer Lebenswahrheit hat der Dichter eine Reihe von Scenen, die fast als Komödien zu bezeichnen sind,

*) In deutscher Uebersetzung in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen", sowie auch in Buchform im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Die genannte Zeitschrift wird demnächst weitere Beiträge des gefeierten Dichters bringen.

Ueber Land und Meer.
№ 27.

Aus Zeit und Leben.

(Text siehe umstehend.)

Admiral Köster.

Paul Wallot.

Professor Franz Stuck.

Déroulède.

General Roget.

Marcel Habert.

Ludwig Bamberger.

Graf Leo Tolstoj.

Abbé Lorenzo Perosi.

1899 (Bd. 82).
Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.–

Aus Zeit und Leben.

(Siehe die Porträts auf vorhergehender Seite.)

Unter den Charakterköpfen aus dem Tagesleben, die wir heute unsern Lesern vorführen, stellen wir den des neuen Generalinspekteurs unsrer Marine, des Admirals Köster, voran. Der Mann mit den sympathischen Zügen, aus denen Freundlichkeit und Energie hervorleuchten, ist ein theoretisch wie praktisch vorzüglich erfahrener Seemann, den eine glänzende Carriere bereits in eine Reihe von hervorragenden Stellen geführt hat. — Paul Wallot, der geniale Schöpfer des neuen deutschen Reichstagsgebäudes, und Franz Stuck, der kühne Führer der jungen Münchener Malerschule, sind infolge der Angriffe, die der Abgeordnete Dr. Lieber in öffentlicher Reichstagssitzung gegen einen von Stuck herrührenden Entwurf zu einem für das Reichstagsgebäude bestimmten Gemäldefries gerichtet hat, neuerdings der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Die Beweise der Anerkennung und Sympathie, die bei diesem Anlaß den beiden Künstlern aus den weitesten Kreisen zu teil geworden sind, werden sie für das Herbe einer Kritik entschädigt haben, die, so wie sie ausgeübt wurde, jedenfalls nicht berechtigt war. — An die stürmischen Scenen, die sich in Paris am Tage der Beerdigung des Präsidenten Faure (24. Februar) abspielten, erinnern uns die nächsten Porträts, den Führer der französischen Patriotenliga, Déroulède, seinen Genossen Marcel Habert und den Brigadegeneral Roget darstellend. Ob es sich bei dem Straßentumult um die That eines Wahnwitzigen oder einen wirklich beabsichtigten Angriff auf die derzeitige französische Staatsform gehandelt hat, läßt sich einstweilen noch nicht sagen. Da Déroulède und Habert vor das Schwurgericht verwiesen sind, werden die Gerichtsverhandlungen Aufschluß darüber bringen. — In dem am 14. März in Berlin im Alter von 76 Jahren verschiedenen Ludwig Bamberger hat Deutschland einen seiner bedeutendsten Parlamentarier und einen Publizisten ersten Ranges verloren. Bamberger, ein eifriger Parteigänger der revolutionären Bewegung des Jahres 1848, schloß sich später der nationalliberalen Partei an, machte jedoch die Sezession mit, wurde Mitglied der deutsch-freisinnigen Partei und trat bei Begründung der freisinnigen Vereinigung in diese ein. Er war ein ausgezeichneter Kenner der Zoll- und Währungsfragen und hat sich bei Behandlung derselben große Verdienste erworben. In das Zollparlament entsandte ihn seine Vaterstadt Mainz, im Reichstag vertrat er zuerst den Wahlkreis Mainz-Oppenheim, später Alzey-Bingen. — Der hochbetagte russische Dichter und Denker Leo Tolstoj hat — vielleicht sein letztes größeres Lebenswerk — einen neuen Roman, den ersten seit „Anna Karenina", beendigt, „Auferstehung". Derselbe erscheint in einer von dem Dichter genehmigten, nach seiner Originalhandschrift angefertigten Uebersetzung von Ilse Frapan und Wladimir Tomin mit Beginn des nächsten Quartals in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" (Deutsche Verlags-Anstalt" in Stuttgart). — Unser letzter Charakterkopf macht die Leser mit Abbé Lorenzo Perosi, dem in letzter Zeit so vielgenannten italienischen Tonmeister, bekannt, dessen Oratorium „Die Auferweckung des Lazarus" in diesem Winter in einer Reihe deutscher Städte zur Aufführung gelangt ist.

Zur geneigten Beachtung.

Das **erste** und **zweite** Quartal (Nr. 1—26) des laufenden 41. Jahrgangs von **„Ueber Land und Meer"**, der schon mit dem 1. Oktober 1898 seinen Anfang nahm, kann von **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege zum Abonnementspreise nachbezogen werden, auf dem sie das dritte Quartal (Nr. 27 und folgende) erhalten und zwar zum Preise von M. 3.50 pro Quartal (bei der Post M. 3.75). Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung des Abonnementsbetrages von 7 Mark zur sofortigen direkten Uebersendung der beiden Quartale gern bereit. — Für diesen Betrag erhalten die verehrlichen Abonnenten u. a. nachstehend verzeichnete

Romane: Ringende Seele von Bernhardine Schulze-Smidt — Die Nachtigall von Johanna Niemann — Die Siebolds von Lyskirchen, von Ernst Muellenbach.

Erzählungen: Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande von Heinrich Seidel — In der „Winterfrisch" von Rudolf Greinz — Das geheime Mal von L. Westkirch — Was Johann Heinrich Pleskow am Weihnachtsabend gefunden hat von Regine Busch — Das Gänsemännlein von Otto von Leitgeb, illustriert von Wilhelm Hoffmann — Die Kuhhaut von Ernst Johann Groth — Lumpa, der Hase von Stanislaus Lucas — Der Räuber Bákonya von M. Roda-Roda — Wie der Lieutenant Hubertus von Barnim sich verloben wollte von Gustaf Dickhuth — Zeichen und Wunder von Ant. Andrea.

Novellen: Spätrot von G. von Berlepsch — Ikariden von A. Schöbel — Das Kuckucksei von Charlotte Niese — Polnisches Eddelmann von Georg Freiherrn von Ompteda

In den Buchausgaben werden diese hochinteressanten Werke der Erzählungslitteratur mindestens das Doppelte des Abonnementspreises für das 1. und 2. Quartal kosten.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. — Deutsche Verlags-Anstalt.

Handschriften-Beurteilung.

P. W., St. Louis. Der bewegte, unruhige Duktus und die ungleiche Höhe Ihrer Schrift deuten auf Erregbarkeit, die rasch hingeworfenen Buchstaben auf Lebhaftigkeit und Thätigkeit und die liegende Schrift auf leidenschaftliches Empfinden, dem Sie sich aber nicht unbedingt hingeben; denn die oft eckigen Basen der Minuskeln verraten Widerstandskraft, und die einzelnen senkrecht stehenden Schenkel derselben lassen erkennen, daß Sie kühler scheinen möchten als Sie in Wirklichkeit sind, was oft innere Konflikte hervorruft und Sie launenhaft erscheinen läßt. Die dicken Querstriche und keulenartigen Endungen lassen auf einen energischen Willen schließen, und daß derselbe nicht immer auf die liebenswürdigste Weise geäußert wird, verraten die scharf auslaufenden Endstriche. Sie brauchen oft mehr, als Sie sich vorgenommen haben, bestreben sich, zu sparen, aber da Ihnen der wahre Einteilungssinn abhanden geht, thun Sie es am unrichtigen Ort und haben nie den gewünschten Erfolg. (Weite, gezogene Schrift, am Ende der Linie zusammengedrückt, womöglich unter die Linie geschrieben.) Sie neigen zu Depression. Sie haben Sinn für Humor (geschwungener Anstrich), sind gewandt, eitel und selbstgefällig.

Paula aus Frankfurt a. M. Eine etwas oberflächliche, der Kraft und Tiefe in der Empfindung ermangelnde Frauennatur. Im Umgang heiter und angenehm, mitteilsam und keinen Launen unterworfen. Thätig, praktisch und alle Eigenschaften einer tüchtigen deutschen Hausfrau besitzend. Man wird bei Ihnen immer jedes Ding an seinem Platze finden, und Ihren Nächsten werden Sie das Leben durch kleine Aufmerksamkeiten zu verschönern wissen.

Goldelse. Ein Streben nach Größe ist unverkennbar vorhanden, doch können Sie nicht Maß halten und fehlt Ihnen innere Distinktion und wahre Vornehmheit. Sie sind lustig, schlagfertig und gewandt, haben ein gutes, wohlwollendes Herz, da aber Energie und Beharrlichkeit fehlen, darf man nicht zu fest auf Sie bauen. Sie halten auf Eleganz, doch ist Ihr Geschmack nicht durchgebildet und das „Moderne“ fesselt Sie mehr als das Aesthetisch-Schöne. Sie brauchen viel und sind auch im Geldausgeben, wie in anderm, unüberlegt und sorglos.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).

Briefmappe.

E. R. 100. Für den Abdruck in unsern Blättern nicht geeignet. Wir bitten um die genaue Adresse behufs Rücksendung.

H. R. in W. Ihren Zwecken dürfte am meisten die von Dr. G. Krause in Cöthen, Anhalt, herausgegebene „Chemiker-Zeitung“ entsprechen, die bereits im 23. Jahrgange erscheint und über alle Weltteile verbreitet ist (vierteljährlich 5 Mark). Auch für Techniker, Ingenieure, Fabrikanten und Apotheker ist das Blatt von Wert.

H. J. in Sarajevo. Uns unbekannt.

K. in Sch., Oesterreichisch-Schlesien. Wir werden Erkundigungen einziehen.

O. Sch. in Sofia. Ohne genaue Kenntnis der Verhältnisse läßt sich nicht raten. Am besten unterrichten Sie sich aus einem Gartenbuche, zum Beispiel: Davidis, „Küchen- und Blumengarten“ (Leipzig, Baedeker, gebunden 4 Mark), Hesdörffer, „Unter Blumen“ (Berlin, Schmidt, gebunden 3 Mark), Kalender, „Der Blumengarten“ (Köln, Bachem, kartoniert 1,80 Mark).

Goldkäfer in S. Mit kleinen Käfern zu scherzen hat unsre Redaktion leider keine Zeit.

K. v. G. in M. Die interessanten Vorträge, die Oberhofmeister Freiherr Ernst von Mirbach über die Reise des deutschen Kaiserpaares in Palästina gehalten hat, sind in Buchform bei Mittler & Sohn in Berlin erschienen (1 Mark).

Silbenrätsel.

Als größte Wohlthat, die hienieden
Natur den Sterblichen vergönnte,
Vielleicht der Ersten stillen Frieden
Mit Fug und Recht man nennen könnte.

Der, welchem auf dem Lebenspfade
Das Glück stets treu, mag anders denken;
Wie selten aber solche Gnade
Wird auf ein Haupt sich niedersenken!

Die Zweite will Erquickung bieten,
Umsonst wie auch zu hohen Preisen;
Nur möge jeder es verhüten,
Ergeben ihr sich zu beweisen.

Das Ganze soll die Erste bringen,
Und ließ sich's aus dem Lethe füllen,
Würd' es am besten oft gelingen,
Die Sehnsucht nach ihr bald zu stillen. M. Sch.

Wechselrätsel.

Mit **i** ein Meister, der Erhabnes schuf,
Mit **u** ein Nichts und doch im besten Ruf. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 25:

Des Schauspiel-Scherzrätsels: Zwei Silben.
Des Bilderrätsels: Schmeichelei ist der Diebesschlüssel zum Herzen.
Des Worträtsels: Filz.

Litteratur.

— Zu den sympathischen Erscheinungen unter den jüngeren Dichtern gehört Hermann Friedrichs, dessen gesammelte Werke der Verlag von Freund & Jeckel zu Berlin in vier Bänden herausgiebt. Als Friedrichs vor etwa fünfzehn Jahren mit seiner Gedichtsammlung „Erloschene Sterne“ zuerst die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, durfte man ihn zu den „Jungen“, den „Stürmern und Drängern“ rechnen, aber im Gegensatz zu manchen andern dieser Poeten, die durch wüstes Gebaren zu ersetzen suchten, was ihnen an innerer Kraft fehlte, offenbarte er doch von vornherein eine kernige Eigenart. Inzwischen hat sich der gärende Most zu lichtem Weine geklärt, und in den vier stattlichen Bänden begegnen wir nur Erzeugnissen einer gereiften Dichtkunst. Mit dem poetischen Schwung, der sie auszeichnet, verbindet sich überall eine künstlerische Form, während freilich nach andrer Richtung Hermann Friedrichs vor Widerspruch nicht sicher ist; insbesondere dürfte er mit seinen „Kampfesliedern“ bei gläubigen Gemütern anstoßen. Doch wir können die Dichtungen nicht im einzelnen zergliedern und müssen uns mit einer allgemeinen Inhaltsangabe begnügen. Die beiden ersten Bände umfassen die lyrischen und epischen Dichtungen, woran sich im dritten Bande sieben größere Novellen und im vierten die Dramen reihen. Mit diesen hat Friedrichs bisher kein Glück gehabt. Nur eines, „Verwirktes Glück“, gelangte bisher zur Darstellung, während die andern vier noch der Aufführung harren. Dabei packen die Dramen in der Lektüre, und die deutschen Bühnenleiter klagen andauernd über den Mangel an brauchbaren Stücken. So sollten sie doch mit den Werken eines berufenen Poeten, die allerdings nicht zu der seichten „gangbaren“ Ware gehören, wenigstens den Versuch machen!

Schering's Pepsin-Essenz

(Pepsin-Wein) nach Vorschrift von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis ¹/₁ Fl. 3, ¹/₂ Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
→ Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz. ←

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter —
in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen **Eisen-Trink- und Bade-Quellen. Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern.** Kaltwasserprozeduren, ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Atmungs- und Verdauungsorgane,** zur Verbesserung der **Ernährung** u. der **Konstitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** u. der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prospekte gratis.

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt Chemnitz.

Sommer- u. Winterkur, tägl. v. 5—10½ M., Alles inbegr., auch 1. Consult. u. Zwischenmahlzeiten. **Dir. Arzt Dr. Disqué,** Verf. v. „Naturg. Beh. d. Krankheiten", 5. Aufl., geb. 3 Mk. und „Diätet. Küche", 3. Aufl., geb. 1,80 M. O. Spamer, Leipzig. **II. Arzt Dr. Burkhart. Einz. Naturheilanstalt mit heilgymnast. Zander- u. orthopäd. Institut.** Gr. Erfolge bei **Nervenleiden** (Hypnose, Hydrotherap., Elektrizit., elektr. Bäder), **Rückenmarkskrankh.** (kompensatorische Uebungstherapie), **Nieren-, Blasenl., Gicht, Rheumatismus** (Sandbäder), **Zuckerkrankh., Magen-, Darmleiden** (Feststellung der Diät nach Untersuchung des Mageninhalts), **Korpulenz** (elektr. Lichtbäd.), **Lungen-, Herz-, Frauenleiden** (Thure-Brandt), **Rückgratsverkrümm.** 2c. 3 Aerzte u. 1 Aerztin. Prosp. frei durch die Direktion. **Der Vorstand.**

Marienbad.

Glaubersalzhaltige, Eisen- und erdig-alkalische Quellen, Kohlensäure-, Moor-, Stahl-, Dampf-, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserheilanstalt. Wirksam gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Stauung im Pfortadersystem, Blasenleiden, Frauenkrankheiten, allgemeine Erkrankungen, Fettleibigkeit, Blutarmut, Zuckerharnruhr etc. Versand der Mineralwässer durch die Brunnenversendung. — Salzsudwerk. Versand von natürlichen Brunnensalzen, Pastillen. Neuerbaute Kolonnade und Badeanstalt. — Elektrische Stadt-Beleuchtung. Hochquellwasserleitung.
Saison 1. Mai bis 30. September. Frequenz **20 000** (excl. Passanten).
Prospekte vom Bürgermeisteramte gratis.

Bester Reifen

CONTINENTAL PNEUMATIC

Continental-Caoutchouc u. Guttapercha-Compagnie Hannover.

Canfield Schweissblatt.

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

TRADE MARK Canfield

Canfield Rubber Co.,

HAMBURG, Grosse Bleichen 16.
☞ Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield". ☜
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

Bad Ems

Illustrirte Beschreibung v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- u. Pensionsverhältnisse gratis d. **Kurhaus Schloss Langenau.**

Sommersprossen

verschwinden schnell und gründlich, **unfehlbar** und **sicher** durch mein **einzig erfolgreiches,** unschädliches Mittel. Unter Garantie frco. geg. Mk. 2.50 Briefmarken oder Nachnahme, nebst lehrreichem Buch: **„Die Schönheitspflege"** als Ratgeber. Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel, Cosm. A. Berlin, Eisenbahnstr. 4.**

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

Bewährt als vorzüglich lindernden Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

75 PFENNIGE.

Stellung. Prospect gratis — **Existenz.** Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert.
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Preisgekrönt: **Pelz-Kapseln**

D. R. G. M. • Oest. Pat. einzig bewährter **Schutz** für Pelze, Uniformen, Kleider, für alles, was man vor **Motten** oder **Staub** in eigener Behausung schützen will. In 37 Größen und 8 Formen fabriziert.
Ferd. Plaschil, Dresden, Carusstr. 2.
Prospekte kostenlos.

Ueberzeugen Sie sich, dass meine **Deutschland-Fahrräder** u. Zubehörtheile die besten und dabei die allerbilligsten sind.
Über 1000 Anerkennungen.
Wiederverkäufer gesucht.
Haupt-Katalog gratis & franco.
August Stukenbrok, Einbeck
Deutschlands grösstes Special-Fahrrad-Versand-Haus.

Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.
Aug. Spangenberg, Berlin, Neanderstr. 3.

Prämiirt: **Brüssel** 1876, **Stuttgart** 1881. **Porto Alegre** 1881, **Wien** 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr., „ „ 260 „, „ „ 700 „ — C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke. — Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen.

Burk's Pepsinwein (Essenz)
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4.—.

Burk's Eisenchinawein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.
Man verlange **ausdrücklich:**
☞ „Burk's Pepsinwein", ☜ „Burk's China-Malvasier" etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma. **C. H. Burk. Stuttgart.**
= Export nach überseeischen Ländern. =

Foulards-Seidenstoffe

gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße u. farbige Seide mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private auch in einzelnen Roben porto- und zollfrei ins Haus. Tausende von Anerkennungsschreiben. Proben umgehend.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Königl. Hoflieferanten.

HELICAL PREMIER

Premier Fahrräder seit 24 Jahren Erste Marke

The Premier Cycle Co. Ltd.

Nürnberg-Doos. — *Berlin O. 27.*

Nº 4711 Captol

nach Zeugnissen dermatologischer Professoren und Aerzte vorzüglichst bewährtes

Haarwasser

welches **Kopfschuppen** und das dadurch verursachte **Ausfallen der Haare** sicher beseitigt.

Hergestellt nach Angaben des Herrn
Dr. med. J. Eichhoff
Specialarzt für Hautkrankheiten in Elberfeld
von
FERD. MÜLHENS • No. 4711 • KÖLN.

In allen Apotheken, Drogen- und besseren Parfümerie-Geschäften zu Mk 3,— u. Mk. 2,— pr. Flasche zu haben.

Dampfmaschinen

eincylindrig und compound
Wand- und Bockmaschinen
in allen gangbaren Grössen
auf Lager bei
MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

No 28.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899. Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Erscheint jeden Sonntag. Redakteur. Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman

von

Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag ging Hugo in die bewußte Straße, vermißte indessen den blonden Kopf am Fenster und kehrte um.

Den folgenden Tag war er glücklicher; es kam zu einem vorläufig sehr kurzen Besuch, und an diesen reihten sich in der Folge andre, bei denen nicht mehr ein altes Regendach, sondern die Kunst das Bindeglied zwischen zwei jungen Menschenkindern wurde.

Margarete Brinkmann stammte aus einer gebildeten Familie und hatte selbst eine sorgfältige Erziehung genossen. Ihr Vater war Prediger in Mitteldeutschland gewesen, hatte aber früh das Zeitliche gesegnet und keine Reichtümer hinterlassen.

Margarete besaß ein hübsches Zeichentalent und hatte auch das Lehrerinexamen gemacht; als praktisches Mädchen entschloß sie sich indessen rasch, lieber die seltenere Fähigkeit zu verwerten, anstatt in einen unendlich dornenreichen Wettbewerb einzutreten.

Sie knüpfte Verbindungen mit einer Weltfirma an und verzog dann nach München — nicht wegen der Kunststadt, sondern lediglich deshalb, weil ihr neuer Brotherr dort wohnte.

Die Mutter ging natürlich mit, steckte ihre Pension in den gemeinsamen Haushalt, und die beiden Frauen befanden sich auf diese Weise leidlich wohl. Sie hatten wenigstens nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen und konnten sich sogar hie und da einen kleinen Luxus gönnen.

Es lag dennoch mitunter eine leise Schwermut auf Grete Brinkmanns feinen Zügen, und als Hugo in dem kleinen Kreise etwas bekannter geworden war, schob er diesen freilich nur seltenen Anflug von Melancholie auf die Abstammung.

Frau Pfarrer Brinkmann war nämlich eine Dänin.

Ihre Wiege hatte an jenem wüsten, unendlich einsamen und fast unbekannten Teil der jütländischen Westküste gestanden, den die Seeleute in Erinnerung an grauenhafte Stürme und schreckliche Schiffbrüche die Jammerbucht nennen; dort war ihr Vater Schullehrer gewesen, und von dort hatte der junge deutsche Theologe sie aus einem halb versandeten Häuschen hinweggeführt, als seltsame Laune oder geheimnisvolle Ahnung ihn zu einer Wanderung durch jene Einöden bewog.

Die Dänen des Festlandes haben fast alle ein ernstes, träumerisches Wesen, das auch den Zügen sein Gepräge verleiht, und wenn die Enkeltochter des alten Lassen, der ein wortkarger und grübelnder Mann

Auf dem Wege zur Gruftkapelle. Nach einer Momentaufn. von Willy Wilcke in Hamburg.

Die Beisetzung der Fürstin und des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh am 16. März 1899.

gewesen sein sollte, mitunter sehr nachdenklich über ihren Zeichnungen saß, dann konnte ein stiller Beobachter wohl auf die unvermeidliche Lehre vom Atavismus verfallen.

Inzwischen war Hugo Stolle bei seinen häufigen Besuchen nicht nur ein heimlicher, sondern auch ein sehr aufmerksamer Beobachter geworden, und er suchte nach einem andern Grunde; keineswegs nach jenem alltäglichen, auf den die Eitelkeit junger Leute zumeist verfällt, denn es bestand zwischen den beiden scheinbar nur ein rein kameradschaftliches Verhältnis, eine Art geschlechtslose Freundschaft, deren Grundlage die Kunst im weitesten Sinne bildete. Margarete Brinkmann liebte die Kunst mit jener scheuen, ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, mit der wir etwa einen Vater und eine Mutter lieben; die Kunst war ihr etwas Großes, Heiliges, ein Altar, vor dem sie nicht hinzuknieen wagte, den sie nur aus der Ferne betrachtete, wie aus einer Vorhalle. Und das machte sie oft traurig und mutlos.

Der junge Schriftsteller empfand auch eine Liebe in seinem Herzen, aber soweit die eigne Thätigkeit in Frage kam, ging ihm jede Empfindung der Ehrfurcht ab.

„Jede Kunst ist eine Stufenleiter," pflegte er zu sagen, wenn das Gespräch darauf kam, „es ist Thorheit, den Fuß von der ersten Sprosse zurückzuziehen, weil die oberste Schwindel verursacht. Die Mehrzahl der Menschen leidet an Schwindel, und nur wenige wollen durch den Künstler bis zur Höhe geführt werden. Ich für meine Person will lieber unter meinesgleichen bleiben, und wenn es Pygmäen sind, als daß ich der Einsamkeit anheimfalle."

So stritten sie sich bisweilen, aber der Einfluß des rücksichtsloseren Mannes auf das zaghaftere Weib blieb doch nicht aus.

Margarete zog sich allmählich von der handwerksmäßigen Ausübung ihrer Kunst zurück. Sie unternahm kleine Zeichnungen für illustrierte Blätter, mit denen Hugo Verbindung hatte, und der junge Schriftsteller brachte dieselben für gutes Geld unter.

Es war keine befriedigende Thätigkeit, für diese oder jene aktuelle Romanphrase eine zeichnerische Randglosse zu entwerfen; es dünkte sie so unendlich gleichgültig, ob der Held und die Heldin so oder so aussahen, ob sie diese oder jene Stellung einnahmen; ihr war der Gedanke alles, und sie hätte am liebsten die tiefsinnig symbolischen Zeichnungen eines Sascha Schneider entworfen; aber Hugo lachte zu diesen Skrupeln und meinte, daß die beiden Künste der Dichtung und der Malerei sich so am besten ergänzten.

„Wie wir selbst," sagte er einst in einer Dämmerstunde.

Es war das erste Mal, daß er ihre gegenseitigen Beziehungen in einen persönlichen Rahmen faßte, und das geschah nicht wieder.

Denn Margarete war über diese Ergänzungstheorie sehr nachdenklich geworden und hatte die hübschen, feinen Lippen ganz eigentümlich zusammengepreßt.

Gerade an diese eine flüchtige Minute dachte Hugo, als er, ein Fremder unter Fremden, im Hofbräu saß und den bunten Lebensstrom an sich vorüberrauschen ließ.

Es war viel Schaum dabei und viel Glitzern, es konnte wohl einer denken und fragen, ob auch Tiefe zu finden sei. Und wer so fragte, der mochte vielleicht schwermütig werden.

Hugo gab den Rest seines Kruges an einen durstigen Droschkenkutscher und entfernte sich langsam aus dem Getümmel.

Er empfand ein sonderbares Mißbehagen, das gerade an diesem siegreichen Tage vielen andern ferngeblieben wäre — das Mißbehagen einer ungelösten Frage.

Welcher?

Die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, als der Schriftsteller seine Wohnung wieder betrat. Er war um ganz München herumgelaufen, hatte in irgend einer wüsten Vorstadtkneipe gegessen — gerade wie einer, dem das Unglück und nicht das Glück begegnet ist — und fühlte eine Erschöpfung, die doch nicht zu der körperlichen Anstrengung im Verhältnis stand. Der Geldbriefträger war dagewesen und wollte ungefähr um diese Zeit wiederkommen. Hugo legte sich aus dem Fenster und sah die Straße hinunter; er brauchte nicht lange zu warten — wenn einmal das Geld ins Rollen gekommen ist, dann rollt es schnell.

Aber das fünffach gesiegelte Couvert, das der Stephansjünger auf dem alten Schreibtisch zurückließ, enthielt kein Gold, sondern drei große graubraune Scheine — Papier für Papier.

Hugo ging, so müde er war, zu einem in der Nähe wohnenden Banquier, und als er dann, die rechte Hand in der schweren Tasche seines Beinkleids, zurückgekehrt war, begann er ein sonderbares Treiben.

Er entleerte die drei versiegelten Geldrollen ihres Inhalts, zählte sie sorgfältig durch, schob den ganzen glänzenden Mammon auf einen Haufen zusammen und begann damit zu spielen.

Das feine Klingen und Klirren entzückte sein Ohr, und der Schimmer des Metalls in der Abendsonne — denn es waren viele neugeprägte Stücke dabei — erfreute sein Auge.

Er hatte mehr als einmal in seinem Leben die Phrase von dem „Wühlen im Gelde" hingeschrieben, ohne sich viel dabei zu denken, und nun empfand er zum erstenmal, daß es doch mehr als eine Redensart sei.

Hugo begann die Habsucht und den Geiz mit allen häßlichen und lächerlichen Auswüchsen des Lasters zu begreifen — vom Scharren bis zum Wühlen.

Er begriff vorderhand nur mit der Phantasie des Dichters, aber zuletzt wurde ihm ganz traurig um das Herz.

Durfte es denn geschehen, daß in den Wettbewerb um Ruhm und Ehre die niedrigste Leidenschaft eingriff, welche das Menschengeschlecht beherrscht, und mußte nicht auf diese Weise das Streben nach dem Ideal früher oder später absterben, um einem Schacher mit Modewaren Platz zu machen?

„Ich stehe heute an einer Grenze," sagte der junge Schriftsteller seufzend, indem er das Geld einschloß. „Ein Schritt darüber hinaus, und ich sinke zu den unteren Zehntausend hinab."

Er setzte sich hin, schrieb einen Brief und sandte denselben mit einem Dienstmann fort. Nach Verlauf einer Stunde war die Antwort in seinen Händen; sie war auf eine zierliche Visitenkarte geschrieben und bestand nur aus wenigen Worten. Aber Hugo las diese wenigen Worte mit einem zufriedenen Lächeln, barg das Kärtchen in seiner Brieftasche und rüstete sich früher als gewöhnlich zum Schlafengehen.

Als er im Bett lag, fiel ihm ein, daß sein Freund Becker jetzt gerade den Falstaff spiele und von seinen Verehrern mit Beifall überschüttet werde.

Der erntete Ruhm und Geld.

Unter diesen Grübeleien schlief Hugo ein, und durch seine Träume wanderte die Idee von einem großen Werke, dem viele Tausende zujubeln sollten. Von einer Dichtung, der man goldene Lorbeerblätter streuen werde, von einem litterarischen Ereignis.

II.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und die Sonne machte seinem Namen Ehre.

Hugo fand sich schon frühzeitig auf dem Zentralbahnhof ein und musterte aufmerksam die bunte Menge der Fahrgäste, die, größtenteils bergmäßig ausgerüstet, von allen Seiten herzuströmte.

Er wartete offenbar auf jemand, aber der, den er plötzlich sah, war es nicht.

Ueber die Köpfe aller ragte die dürre Gestalt Franz Beckers um ein Erkleckliches empor. Der Komiker hatte seine gewöhnliche schwarze Hülle abgestreift und sich in ein Lodengewand geworfen; seine hageren Beine steckten in Wadenstrümpfen, und in der Hand hielt er einen Bergstock, mit dem man die Wolken hätte umrühren können.

Hugo duckte sich hinter den breiten Rücken eines Brauers, aber der Mime hatte ihn schon entdeckt und schritt wie ein Storch auf ihn zu.

„Morjen," sagte er, „endlich doch mal eine Physiognomie unter diesen Kürbissen! Hm — ganz gewöhnlicher Bummelanzug — hast du ein besonderes Ziel?"

„Natürlich; du etwa nicht?"

„Nein, nur aus dem Gemeinen ins Erhabene — aus diesem Biersumpf ins Gebirge."

„Trotz deiner Glotzkrankheit?"

„Unsinn, mein Junge, das war gestern, als mir der Falstaff im Magen lag. Ich habe nach der Vorstellung mit unserm Theaterarzt gekneipt. Das ist ein Prachtmensch. Ich bin ganz gesund, und das Herzklopfen kommt nicht vom Herzen, sondern von unten herauf, weißt du, vom Sitzen. Ich muß heute noch zweitausend Meter kraxeln."

„Viel Glück, Franz, ich gehe an den Starnberger See."

„Kann man da auch kraxeln?" fragte Becker mit einem unschuldigen Gesicht, und Hugo lachte.

„Du bist wohl nicht viel aus München herausgekommen — mit dem Steigen ist es da nur mäßig."

Der Schauspieler dachte ernsthaft nach und zog seine heruntergerutschten Wadenstrümpfe hoch.

„Weißt du, Hugo, mäßig ist gerade mein Fall. Immer allmählich, sagte der Doktor. Hol's der Henker, ich gehe mit an den See!"

Durch die allmählich leer gewordene Halle flatterte ein helles Gewand — ein schwarzer Schatten folgte langsamer hinterdrein.

Es war Margarete Brinkmann mit ihrer Mutter.

„In Gottes Namen," sagte Hugo mit einem leisen Seufzer. Und dann wandte er sich den Ankommenden zu.

„Guten Morgen, Fräulein Grete, pünktlich wie immer. Ah, das schöne Kleid!"

„Ist ein altes Fähnchen," sagte sie fröhlich. „Guten Morgen, Herr Stolle. Es war hübsch von Ihnen, uns zu dem Ausflug aufzufordern, Mutting kommt so wenig hinaus."

Sie brach ab und trat an die Seite der Mutter. Becker war mit vorsichtigen Theaterschritten herangekommen und verbeugte sich tief. Es sah aus, als wenn er die beiden Damen mit seiner spitzen Nase aufpicken wollte; dazu hatte er die lange Spielhahnfeder nach vorn gedreht, und die Strümpfe waren ihm abermals heruntergerutscht.

„Gott soll mich bewahren," sagte Frau Brinkmann leise.

Hugo stellte vor und setzte hinzu: „Mein berühmter Freund, der alle Welt durch seine Kunst entzückt." Aber er stiftete damit eine kleine Verwirrung an.

Frau Brinkmann kam nur selten in das Theater, und Lustspiele wurden von ihr grundsätzlich vermieden; so hatte sie zwar von Franz Becker etwas gehört, aber sein Rollenfach war ihr vollständig fremd.

Während Hugo und Grete sich zusammenthaten, ging sie mit dem langen Mimen voraus und knüpfte ein passendes Gespräch an.

„Ich habe vor längerer Zeit Ihr Talent im Faust bewundert," sagte sie harmlos. „Der Mephisto ist mir sonst keineswegs sympathisch, aber wie er die Frau Schwertlein an der Nase herumführt, das gaben Sie geradezu köstlich."

„Ja, er ist im Grunde genommen ein Hanswurst," entgegnete Becker ernsthaft. „Der Kerl bildet sich ein, Philosoph zu sein, aber die Leute nennen ihn doch einen dummen Teufel. Man hat mir bisher nur gestattet, ihn hinter den Coulissen zu spielen, aber auf der Bühne würde es mir noch ganz anders glücken, denn was bedeutet das Leben gegen die Bretter?"

Das Pfeifen der Lokomotive unterbrach diese künstlerische Betrachtung. Es galt, schnell einzusteigen, und Hugos ganze Berechnung wurde über den Haufen geworfen.

Er hatte es sich so hübsch gedacht, Frau Brinkmann an den Schauspieler abzutreten und mit Grete ein gemütliches Plauderstündchen zu halten, aber eine Menschenwoge riß das Vierblatt auseinander, und Hugo befand sich plötzlich an der Seite der würdigen alten Dame, während Becker mit dem jungen Mädchen in eine andre Abteilung hineingedrängt wurde.

„Sie dürfen sich mir getrost anvertrauen," sagte er schmunzelnd zu seiner hübschen Nachbarin, „ich werde Sie nicht fressen, denn ich bin Vegetarier strengster Observanz. Aber Sie könnten mich bekehren."

Grete fühlte sich etwas befangen in der Nähe des wunderlichen Menschen. Sie lugte hinüber in die hinterste Abteilung des Wagens, und Becker fing den Blick auf.

„Die Rollen in diesem Sonntagsstück sind ganz richtig verteilt," bemerkte er tröstend. „Ihre Frau Mutter habe ich soeben kennen gelernt, sie ist eine ideal angelegte Natur. Hugo desgleichen. Wir beide, Sie und ich, bilden das praktische Element."

„Sie sind doch Künstler!" sagte Grete mit verwunderten Augen.

„Und deshalb unpraktisch, meinen Sie, — das ist nur äußerlich, wie dieser Anzug eines Bergfexen. Aber ich will nicht von mir reden, sondern von Ihnen. Mein Freund hat mir von Ihnen erzählt, sehr viel sogar. Sie zeichnen, je nachdem es Mode ist, Krinolinen oder Prinzeßkleider. Ich bewundere Sie deshalb."

Grete lachte.

lose verknüpft, und ihre Summe ergab eine der tiefsten Tragödien, die je Geist und Können eines Dichters beschäftigt haben. Der Roman spielt zum großen Teile in London, wurde also geschrieben, nachdem Kipling wieder englischen Boden betreten hatte.

Bis zu dieser Zeit gab es für den Dichter nur eine Heimat: Indien. Die Salons der reichen Snobs in Simla und Calcutta, die Hungerdistrikte im Innern mit den namenlosen Helden des indischen Zivildienstes, das geheimnisvolle Leben der unendlichen Dschungeln des Gangesgebietes — das waren die Tummelplätze seiner rastlosen Feder. Bis dahin hatte er bloß Engländer gesehen, nicht England. Nun zog er aus, auch das Mutterland zu erobern. Der Weg führte ihn über Amerika, wo er den Mann fand, der ihm am teuersten geblieben ist, Wolcott Balestier. Zwei Jahre später zerriß der Tod das Freundschaftsverhältnis. In Dresden erlag Balestier plötzlich einer tückischen Krankheit. Seine Schwester, Karoline Starr Balestier, ist heute die Gattin Kiplings.

Im Jahre 1889 betrat der Dichter den Boden Englands. Und heute schwört alles, was englisch redet, auf seine künstlerische Heilslehre. Und doch sind die Wege, auf denen die englischen Romanschreiber zumeist wandeln, nicht die Wege Kiplings. Auf völlig verschiedenartigem Boden geboren, in einem seltsamen, exceptionellen Leben herangereift, der gewohnheitsmäßigen Kultur entfremdet, was waren ihm die starren Gebote der englischen Tradition, was konnte die englische Aesthetik ihm anders sein als ein leerer Schall? Ihm schienen die künstlerischen Mittel und das stoffliche Feld der englischen Romanlitteratur bedenklich hinter der Zeit zu sein. Auf den Gebieten der englischen Politik, der englischen Technik, des englischen Handels, welch ein kraftvolles Regen, welch ein rastloses Vorwärtsdringen! Und in den englischen Romanen ein betrübender Stillstand, eine ewig gestrige Tonart oder ein nutzloses Seufzen nach einer für immer verschwundenen Zeit. Kipling aber wollte seinen Landsleuten zeigen, daß die Zeit der meerdurchfurchenden Dampfer, der weltenverbindenden Kabel auch ihre eignen Dichter verlange. Und wenn seine Skizzensammlungen „Wee Willie Winkee“, „Life's Handicap“ (mit der vielgerühmten Novelle „Without Benefit of Clergy“) und „Many Inventions“ noch auf zeitloses Indien weisen, so sind seine beiden letzten Werke, „Captains Courageous“ und vor allem „The Day's Work“ die Ergebnisse seiner weitgedehnten Reisen durch die Länder der englischen Zunge und zugleich die Pfadweiser seiner zukünftigen künstlerischen Entwicklung.

Schöngeistern mag schwül genug zu Mute werden, wenn sie in den Skizzen von „The Day's Work“ in die subtilsten Geheimnisse der Schiffsbaukunst, des Brückenschlagens und des Eisenbahnwesens eingeweiht werden. Das Kunstwerk der Zukunft wird ja wohl auch nicht in der mitunter zwar sehr genialen und witzigen, aber doch allzu sachlichen Beschreibung solcher Dinge bestehen. Aber gerade in diesem Skizzenbuche hat Kipling gezeigt, welchen Weg der Künstler einschlagen soll, der mit dem machtvollen Sturmschritt unsrer Zeit gehen will, ohne zu fürchten, daß ihm der ästhetische Atem ausgeht. Vom künstlerischen Standpunkt anfechtbar ist nur die Behandlung des Stoffes, nicht seine Wahl. Mit dem sicheren Blick des feinen Künstlers und des englischen Patrioten erkannte Kipling, daß in dieser Welt der täglichen Arbeit, in der die zugreifenden Arme und die kühnen Berechnungen herrschen, eine der Voraussetzungen für die Blüte eines modernen Staates liegt. Diese ewig sich regende gewaltige Welt, deren verschieden geartete Phänomene wir unter dem Terminus „Handel“ zusammenfassen, birgt ja in dem harmonischen Zusammenwirken aller ihrer Elemente das Geheimnis der politischen Erfolge Englands. Nie sind die Captains courageous des britischen Staatsschiffes einem andern Stern gefolgt als dem Merkur. Für angeblich „idealere“ Interessen ist seit den Plantagenets kein Kahn vom englischen Gestade abgestoßen. Mit viel Witz und wenig Behagen nennt Mignet die englischen Söldner des Spanischen Erbfolgekrieges „bewaffnete commis voyageurs“ der Londoner Woll- und Eisenhändler. Und ein englischer Dichter sollte sich in dieser Welt nicht heimisch fühlen?

Das Element aber, das vor allem andern die Seele Kiplings erfüllt, die Welt, die ihn zu den kühnsten Gedanken anfeuert, die seine Kunst zu den vollsten und reichsten Tönen bewegt, das ist das Meer. Man kann sagen, daß seine Seele wie Gudrun nach der See blickt, von der das Heil kommen soll. In seiner Gedichtsammlung „The Seven Seas“ scheidet der Dichter das Meer in sieben Teile. Eine Zahl, die der splitterrichtenden Prüfung des Geographen vielleicht nicht standhält, die aber eine heilige Zahl ist. Ihm, dem Anglo-Indier, ist die See heilig und heilig alles, was sie angeht. Denn ihm ist sie das wundervolle Reich, in dem sein Volk die Oberherrlichkeit hat. Nur ein flüchtiger Blick in das Buch läßt erkennen, was dem Dichter die See ist: die Wiege von Englands Größe, die Schöpferin seines Reichtums, die Mutter seiner Gesittung, der Wall seiner Freiheit, Licht- und Machtspenderin zugleich. Und so verkündet der Dichter uns alles, was dieses vielbedeutende Meer ihm zuraucht. Nichts ist seiner Schaffenslust fremd, was mit der See in Verbindung steht. Kein Stoff ist ihm zu spröde. Das Buch hebt mit einer markigen Zwiesprache an, die die ewig gebärende Mutter England mit ihren Söhnen jenseits der sieben Seen hält. Das alles ist, dem erhabenen Stoffe folgend, in einem Andante maestoso gehalten, worin aber, wie immer bei Kipling, ab und zu ein munteres Scherzo kichert. In diese welthistorische Unterhaltung senden die großen Toten, deren Gebeine auf dem Grunde der sieben Meere liegen, ihre klagenden Gesänge. Dazwischen aber surren auch die elektrischen Kabel. Und in den folgenden Liedern tauchen in reizvollem Wechsel alle die Bilder auf, die der Dichter mit dem scharfen Seemannsauge auf seinen Reisen erspäht hat. Sie wissen uns alle etwas zu sagen: M'Andrew, der schottische Seebär, der aus dem Aechzen seines Steuerrades die Geschichte seines Lebens heraushört, Reuben Paine, der auf einer Raubjagd nach Seeottern von Tom Hall mit der tröstlichen Versicherung erschlagen wird, „seinen Witwen werde geholfen werden, soviel immer sich auch finden mögen“. Es sind im Grunde sehr struppige, ungewaschene Gesellen, die uns da vorgestellt werden. Aber unter der Zauberrute des Dichters werden sie zu Helden und Sehern. Wie massiges Quarzgestein geht ihre Rede. Aber aus dem Quarz schimmern Adern von funkelndem Golde. Zwischen alle diese Lieder streut Kipling eine Geschichte des Künstlertums, wie sie schöner nie gesungen wurde. Und wieder ist es für ihn die See, die die Kunst geschaffen, sie von ihrem ersten Lallen bis zu ihren vollendetsten Gebilden mit ihrem Branden und ihrem Wogen begleitet hat. Die Phantasie des Dichters wird hier von der Wissenschaft gewiß nicht Lügen gestraft. Waren es nicht seefahrende Völker, die den ersten Grund der Kultur und mit ihr der Kunst gelegt haben?

Diese Liebe zur See, die das Herz Kiplings erfüllt, hat ihn wohl der wahlverwandten Gedankenwelt des Deutschen Kaisers nahe gebracht. Alle die mit dem Meere verknüpften Wünsche und Ziele des Kaisers, sie sind in den Werken des Dichters in künstlerischer Form wiederzufinden. Man hatte bei dem warmen Anteil des deutschen Herrschers an dem kranken englischen Dichter die Empfindung, als grüßten sich zwei gewaltige Seefürsten. Auch der Kaiser wird beim Lesen der „Seven Seas“ die sichere Empfindung gehabt haben, daß solche Lieder nur unter einer fremden, fernen Sonne gesungen werden konnten. In allen Schriften Kiplings wohnt eben zweifaches Leben, wie es nur aus der klangvollen Vermählung östlichen und westlichen Wesens erklärt werden kann. Zu dem berauschenden Duft der indischen Orchis gesellt sich der herbe Reiz der englischen Feldblume. Daß der vornehmste Dichter unsrer Tage von jenseits der sieben Seen gekommen ist, hat seine tiefe Bedeutung. Vielleicht zeugt die deutsche Weltpolitik auch ihre deutsche Weltlitteratur. Vielleicht kommt auch dem deutschen Volke der große Perlenfischer, der aus der Tiefe der sieben Meere seinem Volk die schimmernden Schätze holt.

Dr. G. A. Crüwell - Wien.

Münchener Neubauten.

(Siehe die Abbildungen Seite 457.)

Wer zurzeit die Stadt München durchstreift, kann sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß daselbst eine außerordentlich rege Bauthätigkeit herrscht. Ganze Stadtteile sind seit kurzem neu entstanden; auf allen Seiten werden neue Häuserkomplexe gegen die Vororte vorgeschoben, deren einige infolgedessen schon in die Umgrenzung des städtischen Burgfriedens eingeschlossen sind. Im Innern der Stadt erwachsen aus den Trümmern der niedergerissenen alten Häuser, die im Laufe der Zeit für Wohn- und Geschäftszwecke unrentabel geworden sind, Neubauten, die den erhöhten Anforderungen besser gerecht werden. Neue Aufgaben wecken neue Kräfte! Der Bauthätigkeit unsrer Tage wohnt ein frisches, starkes Streben nach künstlerischer Gestaltung inne, ein energisches Ringen mit der technischen und künstlerischen Lösung schwieriger Probleme, die erst die Entwicklung unsrer Zeit herbeigeführt hat, ein Bedürfnis und Suchen nach einem neuen Stil und manchmal etwas wie Vorahnung eines solchen. Jetzt ist für die Architektur die Gärungsperiode gekommen, die ihre beiden Schwesterkünste schon hinter sich haben.

In München stehen Künstler wie M. Dülfer, Th. Fischer, Helbig und Haiger in den Reihen der Vorkämpfer der neuen Bewegung, die, frei von Nachahmung einer schon vorhandenen Stilweise, dabei doch fern von gesuchter Originalität, einer selbständigen, eigenartigen künstlerischen Anschauung zum Ausdruck verhelfen will. Aehnliche Prinzipien verfolgen die Künstler, die in mehr oder weniger enger Anlehnung an einen gegebenen Baustil diesen doch mit modernem, individuellem künstlerischen Empfinden neu ausgestalten und beleben. Hier könnten unter andern die Architekten Hocheder, Pfann, Em. Seidl genannt werden. Einen starken, weitreichenden Einfluß auf das Münchener Bauwesen hat die künstlerische Persönlichkeit Gabriel Seidls ausgeübt, der ein unübertrefflicher Meister in der Anwendung historischer Baustile ist. Er hat dem deutschen Renaissancestil, der gegenüber dem italienischen in argen Mißkredit gekommen war, zu neuem Ansehen verholfen, so daß uns heut in München vielfach der schlichte Zauber deutscher Bauweise entgegenklingt; er hat neuerdings im Charakter des genuesischen Palaststiles gebaut und auch damit wieder anregend gewirkt.

Ein andrer wichtiger Faktor, der bestimmend auf die Entwicklung der Münchener Bauweise wirken muß, sind die lokalen Verhältnisse bezüglich des Baumaterials. Der gegebene Baustein ist der Ziegel, der aus der allernächsten Umgebung leicht beschafft wird. Den Traditionen früherer Zeiten gemäß hat sich in München der Putzstil gehalten und weiter entwickelt im Gegensatz zu den Ziegelgegenden der norddeutschen Tiefebene, wo der Roh- und Verblendziegelbau stark Aufnahme gefunden hat.

Die Mühe nun, sich mit dem Studium der Erzeugnisse der modernen Bauthätigkeit Münchens näher zu befassen, lohnt sich selbst durch eine Fülle künstlerischer Genüsse und Erkenntnisse. Wir wollen versuchen, eine kurze Betrachtung in dem Sinne zu geben, bei der uns die beigefügten Abbildungen von Nutzen sein werden. Für denjenigen, der in einer Stadt herumspaziert und seine Umgebung betrachtet, ist in erster Linie das äußere architektonische Bild, die Fassadengestaltung, bestimmend und maßgebend. So wollen wir uns bei der Besprechung auch nur mit der Außenseite der Häuser beschäftigen, da die Beschränkung des Raumes leider ein gründlicheres Eingehen auf den Stoff verbietet.

Für die Wirkung eines Baues ist, wie leicht einzusehen, seine Umgebung von wesentlicher Bedeutung, gleichwie für ein Bild der abschließende Rahmen. Darin liegt der große Reiz mittelalterlicher Städte, daß nie das Gesamtbild in seiner Einheitlichkeit gestört wird. Dieser Vorteil ergab sich damals natürlich sehr viel leichter dadurch, daß die Häuser nicht wie heute in kunterbuntem Durcheinander aller Stilarten durcheinandergewürfelt waren, sondern im großen durchgehends den gleichen oder einen ähnlichen Charakter trugen. Diese reizvolle Wirkung eines abgeschlossenen Städtebildes beruhte ferner aber auch auf dem Grunde, daß Haus für Haus, wenn auch oft ganz einfach und schlicht, mit künstlerischem Geschmack gebaut war. Dazumalen waren eben die Handwerker Künstler und die Künstler Handwerker.

Eine moderne Stadt muß von vornherein auf ein Gesamtstädtebild verzichten. Eine Entschädigung ist aber dadurch zu erreichen, daß man darauf sieht, den Hauptstraßen, Plätzen und so weiter den Charakter eines einheitlichen Architekturbildes zu verleihen. Unübertrefflich in seiner wundervoll monumentalen, geschlossenen Wirkung ist doch der Königsplatz in München mit seinen beiden griechischen Tempelbauten, der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude und dem mächtigen Thorbau der Propyläen: die schönste bauliche Anlage, die wir dem hohen Kunstsinn König Ludwigs I. zu verdanken haben. Neuerdings hat sich der Maximiliansplatz immer mehr mit hervorragenden Bauten geschmückt, und dadurch ist ein großartiges Architekturbild geschaffen. In vornehmer Ruhe lagern die breiten, wohlgegliederten Baumassen des Justizpalastes, überragt und zusammengehalten durch die imposante Kuppel. Die schönen, kräftigen Formen des frühen Barockstiles beleben die ausgedehnten Flächen der Fassaden in edlem Rhythmus, ohne doch die Grundstimmung ruhigen Ernstes zu stören — ein Meisterwerk des Erbauers F. v. Thiersch. In schönem Einklang mit dem Justizpalast steht der Monumentalbau der Deutschen Bank, dessen prachtvolles Baumaterial — im Sonnenlichte leuchtet der Stein in warmem Goldgelb — die schönen klassischen Formen der italienischen Hochrenaissance herrlich zum Ausdruck bringt. Durch die Säulenstellung des Oberbaues, durch die kräftige Betonung der vorspringenden attikabekrönten Ecken erhält der Bau eine reiche Gliederung und interessante Gruppierung. Die Kuppeln, die an den Ecken hinter dem figurengeschmückten Attika-Aufbau sich noch herausheben, kommen perspektivisch nicht recht zur Geltung und beeinträchtigen nur die monumental-dekorative Wirkung der Attiken. Hinsichtlich einer nicht unwesentlichen Frage kann man wohl andrer Meinung sein als der Erbauer, Architekt Albert Schmidt, nämlich ob es ein glücklicher Griff war, in diesem Falle die Formensprache der italienischen Renaissance zu wählen. Für diesen Stil ist zum Beispiel das Verhältnis der Fensteröffnungen zur Mauerfläche und nicht minder eine gewisse Strenge und Symmetrie der Fassadenteilung von großer charakteristischer Bedeutung. Diese ästhetischen Anforderungen ließen sich aber hier, wie man sieht, mit den praktischen Bedürfnissen des Hauses nicht recht vereinigen. Immerhin bleibt aber dem Bau ein hoher künstlerischer Wert, sowohl an sich wie in dem großartigen Gesamtbilde des Maximiliansplatzes, das noch vervollständigt wird durch die prächtige Fassade des Bernheimerhauses, durch die malerischen Baumassen der Synagoge und durch das in seinem schlichten Kleide bescheiden in der Ecke stehende Künstlerhaus Gabriel Seidls, dessen Hauptvorzug darin besteht, daß es sich ungemein glücklich in das Gesamtbild des Platzes einfügt.

Eindringlicher als das Deutsche Bankgebäude wirkt durch die straffe, symmetrische Gliederung die an der Promenadestraße gelegene Fassade der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, die ihr Schöpfer, der Berliner Architekt Emil Schmid, in modernem Barockstil gehalten hat. Kräftig springen die Bossenquadern, die Pilaster, die Gesimse vor,

Porträt der Gräfin Z.... Nach dem Gemälde von **Franz v. Lenbach.**

Deutsche Bank.

Villa Stuck.

Villa des Generalkonsuls Meyer.

Haus des Apothekers Buchner.

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank.

Haus des Baumeisters Zeh.

Münchener Neubauten. Nach photographischen Aufnahmen.

mit ihren starken Schatten die Fassade ungemein belebend. Manchmal ist aber des Guten an wuchtigen Ausladungen und Abmessungen doch zu viel gethan. So sind zum Beispiel die Figuren des Mittelbaues, sowohl die Hermen des Portals als auch die Giebelfiguren, entschieden zu groß geraten, so daß sie störend wirken. Es wäre ein großer Vorteil für die Fassade, wenn der Bau nicht an einer engen Straße, sondern an einem breiten Platz stände, wo eine gute Fernwirkung gesichert wäre. Für das Nachbarhaus wäre es übrigens noch sehr viel vorteilhafter, wenn die Hypothekenbank ihren Platz wechseln könnte; denn die zarte, reizvolle Putzarchitektur der erzbischöflichen Residenz, ein sehr wertvolles Werk aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich von Curilliés), wird ganz erdrückt durch die kräftige Hausteinfassade der Bank.

Von vornherein anspruchsloser als ein Monumentalbau stellt sich natürlich ein Wohnhaus hin. Als eine sehr glückliche Lösung muß das Haus Schubertstraße 8 bezeichnet werden, das Architekt Spannagel entworfen hat. Aus der Fassade spricht die trauliche Behaglichkeit eines bürgerlichen Heims. Die zum Genusse schöner Sommerabende einladende Loggia, der gemütlich geräumige Erker, die beiden Giebel, die ein bescheidener Ausdruck echter bürgerlicher Würde sind, alle diese einzelnen malerischen Architekturelemente vereinigen sich wie selbstverständlich zu einem einfachen, schlichten Ganzen. Künstlerisch wohl abgewogen und daher ein besonders feiner Reiz ist die Verteilung des Ornamentes nur auf bedeutungsvolle Stellen, als Fensterumrahmung, als Fries oder als besonderer Giebelschmuck.

Mehr den Charakter eines Geschäftshauses als den eines Wohnhauses trägt das Haus Nymphenburgerstraße 160, das nach Plänen von Professor Romeis entstanden ist. Die Lage an einer Straßenkreuzung berechtigt entschieden zu einem monumentalen Ausbau mit dem Eckturm, dessen Vorbild, nebenbei erwähnt, der Münzturm in Hall ist. Nur sind bei der geringen Abmessung des Platzes, auf dem sich der Bau erhebt, die Massen zu nahe aufeinandergerückt und beeinträchtigen einander in der freien Entfaltung und Wirkung. Einen imposanten Eindruck wird indessen der Bau aus weiterer Perspektive immer machen. Wie das vorherbesprochene Haus entnimmt auch dieses seine Formensprache aus dem reichen Schatze der deutschen Renaissance.

Italienischen Charakter weist das Haus in der äußeren Prinzregentenstraße auf, dem Generalkonsul Mayer gehörig und von Architekt Kirschner gebaut. Es ist der Stadtvillenstil, wie er in den letzten Jahrzehnten sich eingebürgert hat, und für den der rechte Geschmack heutzutage nicht mehr vorhanden ist. Eine vornehme, wenn auch etwas langweilig gleichmäßige Würde zeichnet alle diese und ähnliche Häuser aus.

Der eigenartigste Bau, den wir in unsern Abbildungen bringen, ist jedenfalls die Villa Stuck, für die der Besitzer selbst alle Pläne entworfen hat. Von weitem wirkt der Bau, der in antikisierenden Formen gehalten ist, durch seine harte Silhouette sehr nüchtern. Bei näherer Betrachtung fehlt es jedoch nicht an reizvollen, malerischen Einzelheiten; zu diesen zählen die Terrassenanlage mit der Pergola, der Säulenvorbau der Auffahrt, dessen dicke Säulen, die doch eigentlich nur sehr gering belastet sind, allerdings einigermaßen verwundern. Die Hauptvorzüge verschließt aber dieses Haus in seinem Innern. Hier konnte der dekorative Künstler Stuck nach Herzenslust schalten und walten. Leider öffnet sich uns heute die bronzene Eingangspforte nicht, doch wir trösten uns mit der Hoffnung: vielleicht ein andermal!

E. Meier.

Der deutsche Aufsatz.

Eine Geschichte aus der Bukowina

von

Marco Brociner.

Warum die deutsche Sprache drei Geschlechtswörter hat: der, die, das — ist sicherlich eine höchst überflüssige Frage, über die vielleicht ein Sprachphilosoph tiefsinnige Betrachtungen anstellen mag. Theophil Prodan war kein Philosoph. Und wenn man an ihn die Frage gerichtet hätte, was Philosophie sei, würde er seine dunkeln Augen weit aufgerissen und ganz verdutzt dreingeschaut haben. Gleichwohl brütete er mit ängstlicher Beklommenheit darüber, warum im Deutschen das eine Hauptwort mit dem männlichen Artikel, ein andres mit dem weiblichen und ein drittes wieder mit dem sächlichen gebraucht wird. Warum? Dieses Problem lastete wie ein Alp auf ihm, es raubte ihm seine Nachtruhe, er dachte daran wachend und träumend. Wie hätte Prodan aufgeatmet, wenn es ihm gestattet gewesen wäre, sämtliche Hauptwörter der deutschen Sprache über einen Leisten zu schlagen und mit demselben Geschlechtswort auszurüsten! Dann wären seine deutschen Schulaufgaben, in denen er regelmäßig das Geschlecht der Hauptwörter verwechselte und zum Beispiel das Hund, der Feder, die Gedicht schrieb, fehlerfrei gewesen, und die folternde Angst davor, in der ersten Gymnasialklasse sitzen bleiben zu müssen, hätte ihm nicht die Gemütsruhe geraubt.

Theophil Prodan war Rumäne. In der Volksschule hatte er vier Jahre hindurch Deutsch gelernt. Als er sie verließ, konnte er notdürftig deutsch radebrechen. Aber das Wenige, das er sich an deutschen Sprachkenntnissen angeeignet, kam ihm fast vollständig im Laufe der acht Jahre abhanden, die er hernach in seinem Heimatdorfe Golesti zubrachte, wo sein Vater Pope war. Theophil hatte während dieser Zeit anfangs als Ministrant seines Vaters und in den letzten Jahren als Küster und Glöckner des Dorfkirchleins ein sorgenloses Leben geführt. Da fügte es der Zufall, daß eines Tages seinem Vater eine unerwartete Erbschaft im Betrage von sechstausend Gulden zufiel. Dieser außerordentliche Glücksfall erweckte plötzlich in dem alten Popen den ehrgeizigen Gedanken, seinen Theophil studieren zu lassen. „Die sechstausend Gulden," führte er seinem Sohne eindringlich zu Gemüte, „genügen vollständig für deinen Unterhalt während der acht Jahre an dem Gymnasium zu Suczawa und für die vier Jahre an der Universität zu Czernowitz. Mache mir also die Freude und werde Doktor."

Theophil sträubte sich lange dagegen. Ihm graute vor dem Gymnasium. Er wies darauf hin, daß er bereits zwanzig Jahre alt, im Besitze eines schwarzen Spitzbärtchens und von einer auffallenden Körperlänge sei. Als zwanzigjähriger, baumlanger, spitzbärtiger Bursch in der ersten Gymnasialklasse auf einer Bank mit Knaben zu sitzen, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind, war doch eine recht peinliche Sache. Nicht minder bedenklich erschien ihm der Umstand, daß die Vortragssprache am Gymnasium zu Suczawa deutsch war. Wie würde er büffeln und seinen armen Kopf anstrengen müssen, um die Professoren zu verstehen! Aber alle diese Einwände halfen nichts. Der Pope hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, aus seinem Sohn einen Doktor zu machen. Und so mußte sich Theophil fügen. Der arme Bursche machte im Anfang schwere Zeiten durch. Man lachte und spottete über den robusten, baumlangen Schüler der ersten Gymnasialklasse, der über seine Kameraden wie eine Eiche über Zwergholz emporragte. Aber Theophil war trotz seiner Länge, trotz seiner Bärenstärke so sanft, so still, blickte mit seinen dunkeln Augen so treuherzig in die Welt, daß er die Lacher und Spötter allmählich entwaffnete. An schweren Kümmernissen fehlte es ihm freilich auch dann nicht. So fleißig er auch war, er blieb doch einer der Letzten in der Klasse. Er hatte eben, wie er selbst wehmütig lächelnd gestand, einen harten Kopf, der nur schwer etwas aufnahm. Die meisten Sorgen bereiteten ihm jedoch die drei Geschlechtswörter im Deutschen. Und der Lehrer der deutschen Sprache, Professor Rohrmoser, war überaus streng und rücksichtslos und geriet jedesmal außer sich, so oft Theophil in seiner barbarischen Weise die Artikel verwechselte. Theophil suchte daher auf Schleichwegen die Gunst des gestrengen Professors zu erringen. Er hatte sein Quartier in einem Stübchen gegenüber dem Häuschen, darin Professor Rohrmoser wohnte. So oft nun dieser eine Fuhre Holz kaufte, konnte man Theophils Hünengestalt vor der Scheune im Hofraum erblicken, wo er das Holz sägte und klein hackte. Im Frühling hatte er im Vorgärtchen mit ausdauerndem Fleiß gearbeitet, Beete hergerichtet und die Bäume sorgsam beschnitten. Er erwies seinem Lehrer auch einen andern, zwar stillen, aber sehr förderlichen Dienst. Professor Rohrmoser pflegte seit dem Tode seiner Frau, die vor zwei Jahren plötzlich gestorben war, im Gasthause des Herrn Leitner ab und zu ein Gläschen über den Durst zu trinken und dabei dort spät über die Mitternachtsstunde zu bleiben. So oft dieses geschah, erhielt Theophil von Fräulein Marie, dem einzigen Kinde des Professors, die Weisung, ihren Vater heimzubringen. Theophil wartete mitunter Stunden hindurch vor dem Gasthause, bis wankend der Professor erschien, den er dann fürsorglich nach Hause brachte. Professor Rohrmoser erkannte diese Dienste willig an. Gleichwohl wiederholte er bei den Konferenzen immer wieder den Satz: wenn Prodan nicht endlich erlernt, den deutschen Hauptwörtern die ihnen zukommenden Geschlechtswörter zu erteilen, so lasse ich ihn die unnachsichtlich erste Klasse repetieren.

Was Wunder, daß der arme Bursche gegen die Geschlechtswörter tief erzürnt war und in dem Wahne lebte, der Himmel hätte sie eigens deshalb erschaffen, um ihm das Leben zu verbittern! Was Wunder, daß er gerade heute — an einem heißen Julinachmittage — mit bebender Angst an den deutschen Aufsatz dachte, der zwischen zwei und drei Uhr nachmittags in der Klasse unter den wachsamen Augen des Professors Rohrmoser ausgearbeitet werden mußte! Von diesem Aufsatze hing alles ab. Fiel er gut aus, dann war für Theophil jede Gefahr glücklich abgewendet. Ein Mittel gab es allerdings, um den Professor auch dann sanft zu stimmen, wenn der Schulaufsatz mißglückte. Wenn Fräulein Marie bei ihrem Vater für Prodan ein gutes Wort einlegte, so war selbst im schlimmsten Falle sein Aufsteigen in die zweite Klasse gesichert. Dieser Gedanke summte in Prodans Kopf, als er, die Bücher unter dem Arm, sein Stübchen verließ, um sich in die Schule zu begeben. Auf der Straße angelangt, blieb er stehen und starrte auf die von Rankgewächsen umsponnene Veranda des gegenüberliegenden Häuschens. Auf einmal huschte eine dunkle Röte über sein bleiches Gesicht. Auf der Veranda stand ein junges Mädchen, kaum sechzehn Jahre alt, das rosige Gesicht von blonden Locken umwallt.

„Fräulein Marie," stammelte Prodan, ehrerbietig die Mütze ziehend.

Sie winkte ihm mit der Hand. Er schritt mit pochendem Herzen heran.

„Sie brauchen keine Angst zu haben," rief Marie, „Papa ist nicht zu Hause. Warum so bleich?"

„Ach, Fräulein Marie," murmelte er, „heute ist ja, Sie wissen doch, das Aufsatz . . ."

„Der Aufsatz . . . männlich," dozierte Marie.

„Der Aufsatz?" rief er, schmerzlich erstaunt.

„Jawohl, der Aufsatz. Sie haben also Angst?"

„Furchtbare Angst. Ach Gott, wenn ich nur Geschlechtswörter weglassen könnte."

Sie lachte auf. Es war ein helles, frischperlendes Lachen.

„Was fällt Ihnen ein? Die Geschlechtswörter sind unbedingt notwendig. Wenn Sie die weglassen, dann kriegen Sie sicherlich ‚Ganz ungenügend‘. Man darf mit der deutschen Sprache nicht so umspringen, wie Sie glauben. Lassen Sie sich aber keine grauen Haare wachsen. Ich habe ein probates Mittel, ich helfe Ihnen."

Er riß die Augen auf.

„Sie helfen mir?" Ein ungläubiges Lächeln schwebte um seinen Mund.

„Sie thun mir leid, lieber Prodan. Sie sollen nicht sitzen bleiben! Ich habe von Papa kurz vorher das Thema für den heutigen Schulaufsatz erfahren. Es lautet: ‚Ein Frühlingsmorgen im Walde‘. Was hätten Sie für Gedanken darüber?"

„Wird mir vielleicht einfallen," entgegnete er düster, „wenn ich mir Kopf zerbreche, aber Geschlechtswörter zu Gedanken, das ist ja das Punkt, wo ich mich nicht auskenne."

„Der Punkt, nicht das Punkt, ist erledigt," erklärte sie nachdrücklich. „Ich habe für Sie gesorgt. Hier" — sie reichte ihm ein beschriebenes Blatt —, „das ist der von mir ausgearbeitete Aufsatz. Den brauchen Sie nur während der Stunde abzuschreiben. Aber vorsichtig, hören Sie, vorsichtig, damit Papa nicht hinter den Schwindel kommt."

Er stand verblüfft da. Das war ja Rettung, ein unerwartetes Glück! Seine Lippen bewegten sich, er konnte jedoch keinen Laut hervorbringen. Aber eine Thräne, die an seiner Wange herablief, verkündete, wie tief ihn diese edelmütige That gerührt hatte.

„Verdiene ich kein Wort des Dankes?" lächelte sie.

„Sie sind eine gute Mädchen," glitt es über seine bebenden Lippen.

Sie schlug die Hände zusammen.

„Mädchen ist doch sächlich, Prodan, sächlich . . . Um Gottes willen!"

„Merkwürdig," sagte er verzagt. „Mädchen ist doch weiblich Wesen, lebend Geschöpf, nicht Sache. Warum sächlich, warum?"

„Thut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen, — ein Mädchen ist zwar keine Sache, aber doch sächlich. Grübeln Sie darüber nicht weiter. Schreiben Sie nur vorsichtig die Aufgabe ab, dann können Sie beruhigt sein."

„Wie gut Sie sind!" murmelte er. „Adieu, Fräulein Marie." Er verneigte sich ehrerbietig und ging. Ab und zu verhielt er jedoch die Schritte, schüttelte den Kopf und murmelte: „Mädchen sächlich und ist doch lebend Geschöpf und weiblich Wesen. Merkwürdig!" —

Es war eine Stunde später. Professor Rohrmoser saß stumm und düster auf dem Katheder. Die dumpfe Hitze des Julinachmittags schien ihn eingeschläfert zu haben. Er hielt die grauen Aeuglein, die starrende Brauen überschatteten, halb geschlossen und nickte ab und zu. Es war dies jedoch nur einer seiner beliebten Kniffe. Professor Rohrmoser schlummerte nicht. Im Gegenteil. Er war heute viel wachsamer als sonst und blinzelte lauernd über die sechzig Schüler hin, die mit tiefgeneigten Köpfen an dem Aufsatz arbeiteten. Auf einmal reckte er ein wenig den Kopf vor. Ein boshaftes Lächeln glitt um seinen Mund. Er hatte bemerkt, daß Prodan, dessen bleiches, schwarzbärtiges Gesicht von den blonden Knabenköpfen in der letzten Bank seltsam abstach, allerhand verdächtige Bewegungen vollführte, hin und wieder sich an die Wand lehnte, scheinbar sinnend niederstarrte, dann mit der Hand an die Stirn griff, als wäre ein Gedanke in ihm aufgeblitzt, und hernach erst zu schreiben begann.

„Eine Schwindelei," murmelte der Professor, „kein Zweifel, Prodan schreibt den Aufsatz ab."

Professor Rohrmoser erhob sich und betrat das Podium vor dem Katheder. Er sah putzig aus: ein untersetztes Männlein mit einem großmächtigen Kopf, die starke Nase rötlich angehaucht, um das bärbeißige Gesicht ein kurzgeschorener, graumelierter Bart.

„Prodan!" rief er.

Die Köpfe der Knaben fuhren empor. Alle Blicke richteten sich auf den Angerufenen, der sich zögernd erhob und mit weitgeöffneten Augen, aus denen eine tiefe Seelenangst sprach, auf das Männlein am Podium starrte.

„Wenn ich nicht irre," begann Professor Rohrmoser, „ist Ihr Vater Pope in einem zwei Stunden von hier entfernten Städtchen. Nicht wahr?"

Prodan nickte.

„Und was hatten Sie, wenn man fragen darf, für einen Beruf, bevor Sie den kühnen Gedanken faßten, das Gymnasium zu besuchen?“

Prodans bleiches Gesicht erglühte in heller Röte.

„War ich,“ stammelte er, „Diener von Kirche, und Glocken habe ich auch gezogen.“

Aus sechzig Knabenkehlen erscholl ein brausendes Lachen. Professor Rohrmoser machte eine abwehrende Bewegung. Es wurde wieder mäuschenstill in der Klasse.

„Also Kirchendiener und Glöckner,“ sagte der Professor. „Ein ehrbarer Beruf. Weshalb haben Sie ihn aufgegeben? Ist es wirklich absolut notwendig, daß Sie auf Schulbänken herumrutschen?“

„Muß ich ja. Vater will es haben. Soll ich Doktor werden, sagt er.“

„Doktor!“ rief der Professor. „Das ist ein zu hohes Ziel für Ihren Ehrgeiz. Ich rate Ihnen freundschaftlich: werden Sie wieder Kirchendiener und Glöckner. Dazu braucht man nicht zu wissen, ob ein Hauptwort im Deutschen männlich, weiblich oder sächlich ist. Und nun setzen Sie sich.“

Prodan sank nieder. Er atmete auf. ‚Gottlob,‘ dachte er, ‚er hat nichts gemerkt.‘ Und nun fing er wieder an, aus dem Blatt Papier, das er auf den Knieen hielt, bedächtig abzuschreiben. Als er damit fertig war, stützte er die Ellenbogen auf die Bank, vergrub das Gesicht zwischen den Händen und betrachtete forschend den Professor, der jetzt auf dem Podium hin und her tänzelte. ‚Hat Gesicht wie Bulldogg,‘ klang es in ihm, ‚und Töchterlein ist so schön wie Heilige.‘ Das Bild des blondlockigen Mädchens tauchte dabei vor ihm auf. Und ihm war, als sähe er sie leibhaftig vor sich, und als schlüge an sein Ohr ihr Lachen, das sich anhörte wie das Zwitschern eines Rotkehlchens, so süß und lockend.

„Das Mädchen,“ sagte er halblaut, „sächlich Geschlecht und doch lebend Geschöpf, ein Weib! Ein Weib!“ wiederholte er, von einem wonnigen Glücksgefühl durchschauert. Da bimmelte die Schulglocke. Die Stunde war zu Ende.

*

Prodan wanderte bald darauf seiner Wohnung zu, aber nicht gedrückt und gebückt wie sonst, sondern den Kopf hoch erhoben und mit strahlenden Augen. Er war auch nicht so scheu wie sonst und betrat heiter lächelnd das Gärtchen vor dem Häuschen des Professors Rohrmoser. Er gewahrte Marie unter einem breitkronigen Nußbaum, von einer Schar weißer Täubchen umschwärmt, denen sie aus der Schürze, die sie zusammengerafft hielt, Maiskörner streute. Und sie that dies mit einem so eindringlichen Eifer, daß sie zusammenfuhr, als plötzlich der baumlange Mensch unmittelbar vor ihr stand.

Ihre braunen Augen blitzten ihn schelmisch an.

„Nun? Alles glücklich vorüber?“

„Wort für Wort abgeschrieben. Herr Vater hat nichts gemerkt.“ Er lachte auf.

Sie betrachtete ihn mit musternden Blicken. Dabei machte sie einige Entdeckungen. Er war eigentlich nicht häßlich. Er hatte so schöne dunkle Augen und ein so hübsches schwarzes Spitzbärtchen. Und war so interessant bleich wie ein Romanheld.

„Wollen Sie mir eine kleine Freude bereiten?“ fragte sie.

„Freilich,“ entgegnete er. „Wünsche ich nur, daß Fräulein Feind haben, daß ich ihn durchprügel. Aber fest!“

„Das ist prosaisch,“ rief sie, „ich verlange einen poetischen Dienst. Sie haben mich doch ein bisserl lieb, nicht wahr?“

Auf eine solche Frage war er nicht gefaßt. Er kraute sich verlegen hinter den Ohren.

„Wenn Sie mich also ein bisserl lieb haben,“ fuhr sie fort, ohne seine Antwort abzuwarten, „dann müssen Sie mir auch eine Liebeserklärung machen. Aber nicht mündlich. Nein, schriftlich. Und auch nicht in Prosa. Nein, in Versen. Ein Gedicht müssen Sie mir machen, ein Gedicht.“

„Ein Gedicht!“ schrie er entsetzt auf.

„Jawohl. Sie geben es mir aber nicht in die Hand. Das wäre prosaisch. Sie steigen wie in einem Roman heute nacht über die Hecke ins Gärtchen und legen das Gedicht dort auf das Brett vor mein Fenster. Morgen früh finde ich es. Ich freue mich jetzt schon darauf,“ fügte sie lachend hinzu und klatschte mit den weißen, zarten Händchen.

„Ein Gedicht!“ sagte Prodan mit einer Jammermiene, „und in deutscher Sprache! Mein Gott, weiß ich nicht, wie das ich soll fertig bringen!“

„Machen Sie es nur, so gut Sie können. Auf die Geschlechtswörter lege ich gar keinen Wert. Schalten Sie damit ganz nach Belieben. Wenn es sich nur schön reimt, so zum Beispiel wie Herz, Schmerz, Liebe, Triebe, Sonne, Wonne. Das genügt. Wollen Sie?“

„Muß ich ja,“ entgegnete er resigniert, „geh' ich gleich nach Hause und fange an zu dichten. Bis morgen haben Sie den Gedicht. Guten Abend, Fräulein Marie.“

*

Prodan war sich der Schwierigkeit des Auftrages, den ihm das übermütige Backfischlein erteilt hatte, sehr wohl bewußt. Aber da ihm Marie ausdrücklich erklärt hatte, daß sie auf die ihm so verhaßten Geschlechtswörter keinen Wert lege, glaubte er, die Arbeit doch bewältigen zu können. Und so saß er denn vor seinem Schreibtisch, die heißen, pochenden Schläfen mit den Händen pressend und dabei bald in die flackernde Flamme der Kerze, bald auf das weiße Blatt vor ihm starrend, auf dem mit kalligraphisch ausgeführten Schriftzügen die Worte: „An Fräulein Marie Rohrmoser“ prangten. Er saß bereits seit einigen Stunden da, sinnend, brütend, Gedanken, Wendungen, Reime suchend. Aber je mehr er sann, je tiefer er sich in seine Aufgabe versenkte, desto wirrer wurde es ihm im Kopfe, bis er endlich verzweifelt aufsprang, eine Weile im Stübchen auf und ab rannte, sich dann wieder an den Tisch setzte und, einer jähen Eingebung folgend, die Feder ergriff.

„Ist schon bald Mitternacht!“ schrieb er, „und ist mir doch nicht möglich, Gedicht zu machen. Und habe doch im Herz so viel, was ich möchte sagen. Denk' ich, daß auf Welt ist Mädchen so gut, klug und schön wie geschätzte Fräulein Marie, kommt mir zu lachen. Denk' ich, daß ich bin so dumm und Vater giebt Geld aus umsonst, kommt mir zu weinen. Das wollte ich sagen gereimt und dazu noch, daß geschätzte Fräulein Marie mit Schmerz und Achtung liebt

unterthäniger Theophil Prodan.“

Nun lehnte er sich in den Stuhl zurück, atmete erleichtert auf und überflog die Zeilen. Was er da in Prosa ersonnen, schien ihm doch zu behagen, denn seine Mienen heiterten sich allgemach auf, und auf einmal lachte er still vor sich hin . . .

*

Es war tags darauf um die vierte Nachmittagsstunde. Professor Rohrmoser stand wieder, die Stirn finster gerunzelt, auf dem Podium. Er hatte eben die Hefte verteilt, nur eins hielt er noch in der Hand. „Theophil Prodan!“ klang es durch die tiefe Stille.

Prodan richtete sich empor und schritt stolz und heiter zur Estrade hin.

„Prodan,“ begann Professor Rohrmoser seltsam lächelnd, „Sie haben eine vortreffliche Aufgabe geliefert. Sie verdienen also ‚Vorzüglich‘.“ Er hielt inne. In Prodans Augen leuchtete es freudig auf.

„Also ‚Vorzüglich‘,“ fuhr Professor Rohrmoser fort, „aber die Sache hat einen Haken. Sie haben nämlich die Arbeit abgeschrieben. Ja oder nein?“

Prodan war totenbleich geworden, er senkte stumm die Lider.

„Ihr Schweigen ist ein Geständnis. Gleichwohl hätte ich Gnade für Recht ergehen und Sie durchschlüpfen lassen, wenn nicht noch etwas andres hinzugekommen wäre, etwas Gemeines, Rohes, Furchtbares, das mich zwingt, ein Exempel zu statuieren. Ich meine das da“ — dabei brachte er aus dem Heft ein Blatt zum Vorschein, das er in die Höhe hob — „dieses Blatt habe ich heute früh rechtzeitig entdeckt. Denkt euch,“ wendete er sich an die Klasse, „dieser Lümmel schreibt Liebesbriefe.“ Ein Kichern ging durch das Schulzimmer. „Ja, Liebesbriefe,“ brauste er auf, — „und Sie wagen es, mit derartigen frivolen Stilübungen meine Tochter zu behelligen, Sie Lump, Sie!“

Dabei erhob er den Arm, und seine Hand fiel klatschend auf Prodans Wange. Es wurde plötzlich totenstill in der Klasse. Prodan stieß einen dumpfen Laut aus und ballte die Faust. Kalkweiß, keuchend, mit den Zähnen knirschend, in den weitgeöffneten Augen eine flammende Glut, den Oberkörper vorgebeugt — so stand er einige Momente da. Auf einmal sank ihm das Haupt tief zur Brust, er wich einige Schritte zurück, wendete sich um, ergriff seinen Hut und wankte hinaus. Auf der Straße angelangt, blieb er stehen und strich mit der Hand über seine hämmernden Schläfen. ‚Wohin?‘ fragte er sich. ‚In eine Schenke,‘ fiel es ihm ein. Er trat denn auch in die nächste Wirtsstube und bestellte Wein, eine ganze Flasche. Und trank ein Glas nach dem andern. Aber der Wein verscheuchte nicht seinen dumpfen Gram. Finster, wie er gekommen, verließ er die Schenke, begab sich heim und begann seine Sachen zu packen. Eine halbe Stunde später verließ er, auf dem Rücken ein kleines Ränzel, in der Rechten einen Ziegenhainer, seine Wohnung. Es dämmerte bereits. Aber noch webte ein goldiger Schimmer um die Baumwipfel im Gärtchen des Professors Rohrmoser. Am Gartenthore stand Marie, sehr bleich und sehr traurig. Sie hatte bereits erfahren, was sich in der Schule zugetragen, und der Gedanke, daß sie eigentlich alles verschuldet hatte, bedrückte sie. Heute morgen hatte sie länger als sonst geschlafen. So war es gekommen, daß ihr Vater auf dem Fensterbrett das Blatt gefunden. Und der arme Mensch hatte noch deshalb einen Schlag ins Gesicht bekommen! Nein, das war zu schlecht von Papa. Ach, wenn Mama noch lebte! . . . Das waren so ihre Gedanken, als sie Prodan heranschreiten sah. Er blieb vor ihr stehen.

„Wohin die Reise?“ fragte sie erschreckt.

„In die Heimatsdorf,“ entgegnete er und versuchte zu lächeln, „dieses Kopf paßt nicht für Studieren. Da nützt nichts. Wissen Sie,“ fügte er leise und mit gesenkten Blicken hinzu, „wissen Sie, was heute in der Schule . . .“

Sie nickte.

Er hob die Lider. „Ich hätte Mord begehen können,“ murmelte er, „so wild war ich. Aber da dachte ich: ist ja Ihr Vater, Fräulein Marie, darum habe ich geduldet. Leben Sie wohl.“

Er sah Thränen in ihren Augen schimmern. Einige Momente noch schauten sie sich beide an, beide wehmütig lächelnd, dann wandte er sich um und ging . . .

Am andern Morgen gegen neun Uhr stand Prodan, verloren vor sich brütend, in der Glockenstube seines heimatlichen Kirchleins. Er hatte eben den Gottesdienst eingeläutet.

‚Es waren doch schöne Tage,‘ klang es ihm durch die Seele, und dabei gaukelte etwas Helles, Goldiges vor ihm, aus dem allmählich ein blondlockiger Mädchenkopf emporwuchs mit zwei herrlichen, thränenfeuchten Augen, und gleichzeitig vernahm er wie aus traumweiter Ferne ein leises, süßes, trillerndes Mädchenlachen . . .

Wald.

Novelle

von

Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Obgleich Anna unter der Einsamkeit des Quellenhayner Forsthauses litt, war sie doch schon so sehr dem Verkehr mit Menschen entfremdet, daß der Gedanke, ein neues Gesicht an ihrem Tische zu sehen, sie geradezu beängstigte. Und nun gar ein Herr, der aus einer glänzenden, ihr fremden Welt stammte!

Ihr Vater war Kaufmann gewesen. Er hatte in einer mittelgroßen Stadt zu den Ersten seines Standes gehört. Anna war aus einer stattlichen Geschwisterzahl die Jüngste.

Es war flott zugegangen im väterlichen Hause. Weitgehende Gastfreundschaft wurde geübt. Der Vater, ein lebenslustiger, weit herumgekommener, vielseitiger Mann, pflegte mannigfaltige Interessen und sorgte für eine gute Erziehung seiner Kinder. Die ganze Familie gewöhnte sich an eine behagliche, geschmackvolle Lebensweise.

Nun starb der Vater im besten Mannesalter. Der Nachlaß war bestürzend gering, dazu das Geschäft ungeordnet. Das behagliche Leben war mit einem Schlage beendet. Die Familie ging auseinander. Die Söhne suchten sich ihren Lebensunterhalt auswärts. Die Töchter hatten bis auf die jüngste bereits geheiratet; für Anna hieß es nun eine Versorgung finden.

Ein junger Mann, der sich dem anmutigen jungen Mädchen bei Lebzeiten ihres Vaters in der unverkennbaren Absicht genähert hatte, um sie zu werben, zog sich schnell von der Verarmten zurück. Bei der Enttäuschung, welche sie darüber empfand, wurde es ihrer Umgebung leicht, sie zu einer Vernunftheirat zu bewegen. Ein alter Bekannter der Familie, vor einiger Zeit Witwer geworden, begehrte sie zur Frau. Der Unterschied der Jahre war groß, aber manches sprach doch für die Partie.

Oberförster Seltmann lebte, wenn auch nicht in glänzenden Verhältnissen, so doch in durchaus gesicherter Lage. Seine Stellung war eine selbständige und keinem Zufall unterworfen; sollte er, was bei seinem Alter nicht unwahrscheinlich, vor ihr sterben, so war der Witwe eine Pension sicher. Die Kinder aus erster Ehe waren erwachsen und befanden sich außer dem Hause.

Dazu kam für Anna noch besonders der Gedanke an die Naturschönheit, die Waldesluft, die Einsamkeit der Berge. Sie hatte die Sehnsucht: weg aus ihrer bisherigen Umgebung, dem Schauplatze, wo sie in ganz andern, glücklicheren Verhältnissen gelebt. Zum Vergessen schien die Quellenhayner Oberförsterei, dieser entlegenste Winkel des Landes, gerade gut.

Ihre Mutter ging mit ihr. Während der ersten Jahre verlief das Leben äußerlich ruhig, wie es sich Anna nicht angenehmer wünschen konnte. Ein Sohn wurde geboren; das Kind gab genug Arbeit. Ueberhaupt fehlte es daran nicht. Die Vorräte für den Haushalt waren hier oben, fern jeder Bahnverbindung, nicht leicht zu beschaffen; der Oberförster zeigte sich zudem keineswegs als ein leicht zu befriedigender Hausherr, dabei war er ein Feind jeder unnützen Ausgabe, kurz, Anna, die an eine Wirtschaft aus dem Vollen gewohnt war, mußte oft ernstlich nachsinnen, wie sie ihr Wirtschaftsgeld einteilen solle, um auszukommen. Und nun fiel auch noch die Mutter in dauerndes Siechtum. Neue Sorge und neue Last für Anna. Die junge Frau kam über den schweren Pflichten, die ihr das Leben auferlegte, kaum zur Besinnung, jedenfalls

Frühling.

Nach dem Gemälde von Paul Hey.

nicht zum Grübeln; sie war froh, wenn sie ihr Tagewerk vollbringen konnte.

An kleinen Aufregungen fehlte es nicht; vor allem gab der heranwachsende Knabe Anlaß dazu. Hellmut war ein lebhaftes, phantasievolles Kind, mehr nach dem Herzen der Mutter geraten als nach dem Sinne des Vaters. Der Oberförster hatte drei Söhne großgezogen; aus allen dreien war etwas geworden, wie er gelegentlich mit Genugthuung zu erwähnen für nötig fand. Er war der Ansicht, daß solcher Erfolg der erzieherischen Einwirkung der Hundepeitsche zu verdanken sei, mit der er nicht gegeizt hatte. Er begann auch bei Hellmut diese erprobte Methode anzuwenden. Freilich bedachte er dabei nicht, daß der Sohn seiner zweiten Frau aus ganz anderm Holze geschnitzt sei als seine drei älteren Söhne, die mehr oder weniger Durchschnittsmenschen waren. Die Schwierigkeiten, welche das jüngste Kind machte, verdrossen den alten Mann und störten ihn in seiner Bequemlichkeit. Gelegentlich bekam es Anna zu hören, daß mit ihr die Unruhe Einzug gehalten habe in der bisher so friedlichen Quellenhayner Oberförsterei. Anna, anfangs tief verletzt durch solche Vorwürfe, gewöhnte sich im Laufe der Zeit so daran, daß sie sie kaum noch vernahm.

Zwei Ereignisse waren es, welche dem Leben in der Oberförsterei ein gänzlich verändertes Gepräge gaben: Annas Mutter starb. Die junge Frau war dadurch um eine dem Herzen wohlthuende Sorge ärmer. Und bald darauf ein Verlust, der sie nicht minder schwer traf: Hellmut mußte das väterliche Haus verlassen.

Der Anlaß dazu war folgender: Infolge der rauhen Behandlung hatte der feinfühlige Knabe den Vater mehr fürchten als lieben gelernt, unwillkürlich schloß er sich den Frauen an, bei ihnen Schutz vor der Härte des Vaters suchend. Und je mehr der Oberförster sah, daß er sich ein Muttersöhnchen heranziehe, desto schärfere Saiten hielt er aufzuziehen für notwendig. Die Mutter nahm natürlich Partei für das Kind und vertuschte gelegentlich eines seiner kleinen Vergehen, um ihren Liebling vor Züchtigung zu schützen. Es konnte nicht fehlen, daß der Oberförster allmählich dahinter kam. Er sah ein, daß hier etwas geschehen müsse, und fragte einen Mann um Rat, auf dessen Ansicht er viel gab. Es war dies Pastor Waibel, Pfarrer im nächsten Kirchdorfe, ein Verwandter der ersten Frau des Oberförsters.

Der Rat Pastor Waibels ging dahin, Hellmut aus dem Hause zu thun, um den Jungen dem mütterlichen Einfluß, der kein günstiger zu sein scheine, zu entziehen.

Anna hatte sich in zehnjähriger Ehe an manche Zurücksetzung gewöhnen müssen, so daß sie bis zu einem gewissen Grade abgestumpft war, aber dieses Erlebnis verwundete sie dort, wo Frauen am empfindlichsten sind. Daß ihr Mann auf solche Verdächtigung gehört hatte! Daß er daraufhin ihr das Schwerste hatte anthun dürfen: sie von ihrem Kinde zu trennen! Davon würde ein Stachel sitzen bleiben für alle Zeiten.

Das Haus war leer und das Leben schal für die junge Frau geworden, seit die beiden liebsten Menschen von ihr gegangen. Mutchen kam ja in die Ferien, aber das zeigte der Mutter erst recht, was sie verloren. Mehr und mehr wuchs das Kind heraus aus der Hilflosigkeit, die ihm Hilfe notwendig machte. Das empfand Anna bei jedem Wiedersehen mit erneuter Deutlichkeit. Wie erschreckend schnell das ging, dieses Selbständigwerden! Bald würde er ihrer überhaupt nicht mehr bedürfen!

Und weiter besaß Anna ja nichts. Die Brücken, die sie zur eignen Kindheit hätten zurückführen können, waren abgebrochen. In den ersten Jahren kamen wohl noch hie und da Verwandte und alte Freunde, sie zu besuchen; aber die blieben mit der Zeit auch weg. Man hatte sie vergessen, der Weg war wohl auch zu weit und zu umständlich hier herauf. Korrespondenzen mit Freundinnen, die sie eine Zeitlang geführt, waren eingeschlafen, die Bücher, die sie mitgebracht, längst zum Ueberdruß gelesen.

Anna mußte jetzt, wo sie so viel Muße zum Nachsinnen hatte, oft an ihre glückliche Mädchenzeit denken. Was hatte sie da alles gehabt an Zerstreuung für Geist und Gemüt. Damals waren im elterlichen Hause mannigfaltige Bedürfnisse höherer Art in ihr geweckt worden, der Sinn für Geselligkeit und geschmackvolle Unterhaltung. Sie hatte sich in allerhand Künsten und Handfertigkeiten geübt. Das war seitdem alles liegen geblieben. Es fehlte die Anregung, es fehlten die Augen, für die es sich verlohnt hätte, dergleichen zu entfalten.

Was es an Geselligkeit hier oben gab, das beschränkte sich für Anna auf den Umgang mit den Frauen der benachbarten Forstleute. Das waren einfache, herzlich gute Geschöpfe, deren Ehrgeiz nicht über den Wunsch hinausging, das Hauswesen zur Zufriedenheit ihrer Männer zu versehen. Die einzige Frau von höherer Bildung war die Gattin eben jenes Pastors Waibel, der Hellmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Aber gegen diese Dame hatte Anna von Anfang an eine ausgesprochene Abneigung gefaßt. Die Frau Pastorin, eine ältere kinderlose Person, suchte etwas darin, Anna empfinden zu lassen, wie jung und unerfahren sie sei, und wie dankbar sie ihrem Manne sein müsse, daß er sie geheiratet habe. Mit Vorliebe sprach sie von der verstorbenen Frau Seltmann, und wie es zu deren Zeiten doch ganz anders im Quellenhayner Forsthause gewesen. Diese und ähnliche Sticheleien trugen natürlich nicht dazu bei, die junge Frau zu erfreuen. Man kam in kein rechtes Verhältnis zu einander.

Anna verstand sich oft selbst nicht mehr. Jene Anna, die als Mädchen so lustig und unbefangen in den Tag hinein gelebt hatte, schien ihr heute eine fremde, gänzlich ferngerückte Person zu sein. Ihre Vergangenheit lag vor ihren Blicken wie eine Landschaft, deren fernstes Ende hell erleuchtet ist von einem Sonnenblicke; was zwischen ihr und jenen heiteren Gefilden lag, war grau und wurde düsterer und düsterer, je länger sie darauf blickte.

Im letzten Sommer war sie in Erbschaftsangelegenheiten ihrer Mutter mit dem Oberförster in der Landeshauptstadt gewesen. Ein Leiden, das sie plötzlich befiel, hatte sie gezwungen, den Arzt zu befragen. Bisher hatte ihr so gut wie nie etwas Ernsthaftes gefehlt. Der Doktor, ein bekannter Frauenarzt, untersuchte sie und erklärte sie für hochgradig nervös, sie müsse einen Luftwechsel vornehmen; wo möglich Seeluft, empfahl er.

Anna war selbst erstaunt über die Aeußerungen des gelehrten Mannes. War sie nervös? Was bedeutete das Wort überhaupt in ihrem Falle? Ueber ihren Gesundheitszustand hatte sie niemals ernster nachgedacht; wenn sie sich unbehaglich gefühlt, so hatte sie das auf ganz andre Ursachen zurückgeführt.

Oberförster Seltmann war sehr wenig erbaut über das, was der berühmte Arzt seiner Frau da in den Kopf gesetzt hatte. Das sei alles Unsinn, behauptete er. Einen gesünderen Aufenthalt als den Wald gebe es nicht. Er selbst sei ein beredtes Zeugnis dafür, denn er habe unter Bäumen seine Sechzig erreicht, und bis auf das bißchen Reißen im Beine fehle ihm nichts. Nein, von Luftwechsel und Seebädern wollte er kein Wort mehr hören. Anna habe ja doch alles, was der Mensch sich nur wünschen könne, bei ihm.

Daran, daß, wenn die Seele siecht, auch der Körper in Mitleidenschaft gezogen wird, dachte der Oberförster nicht; und wenn es jemand unternommen hätte, ihm das auseinanderzusetzen, würde Seltmann wohl mit einem derben Lachen auf solchen „Blödsinn“ geantwortet haben.

II.

Es winterte sich zeitig ein, wie der alte Schrupper prophezeit hatte. Während in der Ebene noch der Spätherbst mit braunen, roten und gelben Farbentönen unumschränkt im Regimente saß, lag im Quellenhayner Reviere bereits eine leichte Schneedecke. „Nun sehen wir nichts mehr von Wiesen und Saaten bis zum April!“ sagte Schrupper. Er war hier oben geboren und kannte den Winter seiner Berge aus langjähriger Erfahrung.

Major von Rüstädt, der bei Oberförster Seltmann seine forstmännischen Kenntnisse vervollkommnen wollte, wurde im Schlitten abgeholt. Es war ein tolles Schneegestöber, durch welches Schrupper den Herrn von der Station nach der Quellenhayner Oberförsterei fuhr. Man hielt an der einsamen Waldschenke; der Fahrgast verdachte es dem Kutscher nicht, daß er unter solchen Witterungsverhältnissen eine Herzstärkung zu sich nahm, ja, er selbst genehmigte auch eine solche.

Der Major fand vor Schruppers kritischem Blicke Gnade. Er schien ein feiner Mann zu sein. Mehrere Koffer brachte er mit, einen Gewehrkasten und einen edlen langhaarigen Hühnerhund von rotgelber Farbe. Er selbst war unter seinem Fahrpelz, der noch den roten Uniformkragen aufwies, in einen Anzug von starkem braunen Loden gekleidet; Tirolerhut und Jagdstrümpfe vollendeten seinen jägermäßigen Aufzug.

„Für den werden Sie bei uns keine Verwendung haben,“ sagte Schrupper, nachdem er den Hund mit kundigem Blicke gemustert; „wir haben nur Holzjagd.“

„Ich komme auch nicht der Jagd wegen zu euch!“ erwiderte der Major. „Der Hund ist mein lieber Freund.“

Das war die ganze Unterhaltung gewesen auf der langen Fahrt. Der Major schien kein Mann von vielen Worten, vielleicht machten ihm auch seine Gedanken zu schaffen.

Major von Rüstädt hatte von seinem achtzehnten Lebensjahre an, wo er als Avantageur eingetreten, bis vor einigen Jahren Uniform getragen. Seine Carriere war, da er zeitig aus der Front in den Dienst des Hofes berufen wurde, eine ungewöhnlich schnelle gewesen. Er hatte mehrere Jahre als militärischer Begleiter eines Prinzen fungiert, zuletzt war er Flügeladjutant seines Fürsten gewesen.

Den Abschied hatte er infolge einer Hofintrigue nehmen müssen. Eine der zahlreichen Prinzessinnen sollte verheiratet werden. Zu aller Welt Befremden hatte sie den durchaus ebenbürtigen Bewerber ausgeschlagen, dabei durchblicken lassend, daß ihre Neigung einem andern gehöre. Man zerbrach sich eine Zeitlang am Hofe den Kopf, welcher Unselige gemeint sein könne; schließlich sprach die Vermutung dafür, daß es Rüstädt sei. Er war im Hofdienst nicht selten mit der Prinzeß zusammengekommen und als eleganter Offizier von schmuckem Aeußeren wohl geeignet, einem Mädchen, vielleicht sogar einer Dame von Geblüt, den Kopf zu verdrehen. Der Korb war am jenseitigen Hofe übel vermerkt worden; ein Prügelknabe mußte gefunden werden. Rüstädt hatte Rivalen, die diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, ihn aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen.

Er selbst ahnte zunächst nichts von dem Unwetter, das sich über ihm zusammenzog. Erst an der kühlen Behandlung von oben und der Schadenfreude der Hofschranzen merkte er, daß er in Ungnade gefallen sei. Er bat um den Abschied, der ihm ohne weiteres gewährt wurde. Zwar bot man ihm Vermittlung an, ihn bei einem benachbarten Kontingente anzubringen; aber er war zu stolz, das anzunehmen. Die Art, wie man ihn behandelt, hatte ihn tief verletzt, um so mehr, als er sich in der Sache mit der Prinzeß schuldlos wußte. Hatte die Dame etwas für ihn gefühlt, so durfte er sich sagen, daß er nichts dazu gethan habe, solche Gefühle herauszufordern.

Diese ganze, für sein Ehrgefühl peinliche Angelegenheit hatte ihm die Augen geöffnet über die Zweideutigkeit des Hofdienstes. Er hatte sich wahrlich nicht dazu gedrängt; man hatte ihn seiner Fähigkeiten wegen dazu ausersehen, ihn herausgerissen aus dem eigentlichen Soldatenleben, das seinen Neigungen weit mehr entsprach als dieses höhere Lakaientum. Er glaubte sich zwar die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Fürsten gewonnen zu haben; mehr als ein Huldbeweis ließ ihn das annehmen, aber welchen Wert hatte solche Huld, wenn die erste beste Verdächtigung sie in Ungnade verwandeln konnte? Rüstädt fühlte sich beleidigt und sah doch nicht, an wen er sich halten solle, um sich Genugthuung zu verschaffen. Er hatte die besten Jahre seines Lebens im Fürstendienste zugebracht, und jetzt trug er nichts davon als eine Majorspension und eine Anzahl Bratenorden, die ihn an viele Lasten und Entsagungen, aber an wenig wirkliche Freuden erinnerten.

Rüstädt stand in jenem Lebensalter, wo der Mann sich noch im vollen Besitze der Kraft fühlt, aber doch schon seine Grenzen kennt und weiß, daß das Alter nicht mehr allzu fern ist; wo man sich daher sehnt, Früchte reifen zu sehen an seinem Leben. Aber er hatte ja nicht einmal Samen ausgestreut, nichts hatte er für sich selbst angebaut, nicht das bescheidenste Gärtchen gepflegt, das ihm jetzt als Zufluchtsstätte hätte dienen können.

Er stammte aus einer Offiziersfamilie. Die Eltern waren längst tot, die Schwestern hatten sich verheiratet. Er besaß Verwandte und Bekannte genug, und doch wußte er auf der weiten Welt niemanden, den er ganz sein hätte nennen können. Sicherlich wäre es ihm nicht schwer gefallen, eine Frau zu bekommen, wenn er sich überhaupt mit Heiratsgedanken getragen hätte. Er stellte sehr hohe Ansprüche an Erscheinung, Erziehung, Formen und Herkunft. Vor dem Elend spieß-

bürgerlichen Familienlebens schauderte ihm. Da noch lieber ein einsames Junggesellentum, nur mit der Verantwortung für sich selbst belastet.

Und doch wieder graute ihm vor diesem ziel- und zwecklosen Dasein des Pensionierten, wie er es an so manchem Kameraden erlebt hatte. Nein, das war nicht seine Sache, den ganzen Tag mit Zeitungslesen, müßigem Geschwätz am Biertisch, Kaffeehausgehen oder Theaterlaufen zu verbringen. Sollte auch aus ihm solch ein neunmalkluger, über alles orientierter Raisonneur werden, deren es so viele unter den Abgehalfterten gab? Und auch dazu war er verdorben, den Onkel seiner Neffen zu spielen. Und gar erst im Frack, mit allen Dekorationen behangen, herumgereicht zu werden als liebenswürdiger Schwerenöter, der keinen Spaß verdirbt und eine Gesellschaft anputzt — nein, um Gottes willen, nichts von alledem!

Rüstädt kannte die große Welt. Er hatte in seiner Stellung die Augen offen gehalten. Er war gewohnt, als Begleiter von Fürsten die Menschheit in Parade an sich vorbeidefilieren zu sehen. Er wußte, was hinter diesen Loyalitätsbezeugungen, diesen feierlichen Mienen steckte, dieser gemachten Festtagsstimmung, die das gewöhnliche Volk seinem Fürsten gegenüber aufzuführen für nötig hält, und die von diesen nur zu gern für echt genommen wird. Er war als stummer Betrachter dieses Mummenschanzes Skeptiker geworden und hielt im allgemeinen nicht viel von den Menschen, weder von den großen noch von den geringen.

Sein Ideal wäre es gewesen, irgendwo zu leben, wo man von seinesgleichen möglichst wenig gesehen hätte. Falls er das Geld dazu gehabt, würde er sich ein Landgut gekauft haben, möglichst abgelegen, um dort in Frieden seinen Kohl zu bauen. Aber er mußte damit rechnen, daß er kaum mehr besaß als seine Pension. Er war doch noch zu jung, um als einzigen Lebenszweck das Studium zu betrachten, wie man viertausend Mark jährlich am besten einteilen könne. Er fühlte die Kraft in sich, noch etwas zu leisten und damit sich selbst eine Art von Befriedigung zu gewinnen.

Von den wenigen Berufen, die zu ergreifen für Rüstädt jetzt noch möglich war, zog ihn der des Forstmanns am meisten an. Er war ein begeisterter Naturfreund und hatte als Adjutant eines jagdliebenden Fürsten Gelegenheit gehabt, sich im Weidwerk zu vervollkommnen. Er liebte überhaupt die grüne Farbe, fühlte sich zu allem, was Forst und Jägerei anging, hingezogen. Von allen Gesellschaftsklassen, die er beobachtet hatte, schienen ihm die Forstleute noch am meisten Rückgrat und rechtschaffene derbe Männlichkeit zu besitzen. Und was war das für ein schöner, des Mannes würdiger Beruf: Kultivieren, Waldungen anpflanzen und hegen für die Zukunft. Konnte es eine nützlichere, im besten Sinne des Wortes konservativere Thätigkeit geben? Dabei unabhängig und vor allem unbehelligt. In seinem Forsthause würde man sitzen mitten im Walde, allein mit seinen Hunden und Bäumen, weitab von allen Intriguen und Schikanen. Das war das Bild, das den glänzenden Offizier und verwöhnten Hofmann schließlich von allen Zukunftsträumen am meisten beglückte.

Rüstädt wußte genau, daß sich ein solcher Traum nur verwirklichen läßt durch Arbeit. In seiner jetzigen Seelenverfassung sehnte er sich nach Thätigkeit, nach der Möglichkeit, nach so langem Phäakenleben endlich mal seine Kräfte zu erproben an einer ernsten Aufgabe.

Er besuchte eine Forstakademie. Zu statten kam ihm dabei, daß er, ehe er in die Armee eingetreten war, das Abiturientenexamen abgelegt hatte. Zwei Jahre lang hörte er die Vorlesungen an der Akademie mit Fleiß. Sie befriedigten ihn nur teilweise. Die Vorlesungen waren meist auf ein jüngeres, harmloseres Auditorium berechnet. Sein Wissensdurst fand nicht die rechte Nahrung; er hatte nicht das Gefühl, als ob sein Gesichtskreis hier wesentlich erweitert werde. Als einer, der nicht mehr viel Zeit zu versäumen hat, wurde Rüstädt ungeduldig. Er sehnte sich aus der grauen Theorie der Lehrsäle weg in die grüne Wirklichkeit des Waldes. Angewandt wollte er dieses klug ersonnene System sehen. Vor allem wünschte er zu erproben, wie weit er selbst im stande sei, das Erlernte in Thaten umzusetzen.

Er unterbrach also den vorgeschriebenen, langwierigen Lehrgang und beschloß, sich für einige Zeit einem Praktiker in die Lehre zu geben. Auf seine Erkundigungen erfuhr er, daß Oberförster Seltmann, was erprobte Tüchtigkeit anlange, der Erste sei unter seinesgleichen. Auch das Abgelegene des Quellenhayner Reviers sagte seinem auf Weltflucht gerichteten Geschmacke zu.

Er schrieb also an den Oberförster, legte ihm seine Wünsche dar und erhielt bald eine zusagende Antwort.

*

Wenn Oberförster Seltmann geglaubt hatte, er werde es in dem Freiherrn von Rüstädt mit einem verwöhnten Herrchen zu thun bekommen, das nur zu bald ein Haar in der Sache finden und sein Lehrgeld im Stich lassen werde, hatte er sich gründlich getäuscht. Schon an der Art, wie der Mann sich ausgerüstet hatte, mit derber, praktischer Forstmannskleidung, sah der Oberförster, daß er keinen Gecken vor sich habe. Sehr bald merkte er auch an der Unterhaltung, daß der Baron ein ausgetragener Weidmann sei. Nun erschrak der alte Isegrimm allerdings; sollte der Mann etwa unter dem Vorgeben, hier oben forstmännischen Studien obzuliegen, gekommen sein, um ihm seine Hirsche abzuschießen? Aber in dieser Beziehung konnte ihn Rüstädt beruhigen. Er hatte zwar seinen Drilling mitgebracht und seinen Hund, aber nur, weil er sich von diesen beiden Gefährten ungern getrennt hätte. Zur Beruhigung des Alten ging er nur mit einem Stock bewaffnet ins Revier und führte Unkas stets an der Leine aus.

Daß es dem Fremden mit dem Studium des Forstfaches ernst sei, sollte der Oberförster übrigens bald glauben lernen. Der Major ließ sich jeden Morgen um fünf Uhr durch seine Weckuhr aus dem Bette trommeln. Mit dem andern Forstpersonal ging er hinaus auf die Holzschläge, wo jetzt eifrig gearbeitet wurde. Er beteiligte sich am Numerieren und Vermessen. Selbst beim Aufbereiten der Nutzhölzer legte er, um die Sache von Grund auf kennen zu lernen, Hand ans Werk. Der Oberförster überraschte ihn eines Tages, wie er in einer gestrickten Aermelweste gleich den Waldarbeitern darüber her war, eine starke Fichte zu fällen.

Wenn Oberförster Seltmann zum Abnehmen und Abposten der Schläge hinausging, war der Major sein steter Begleiter. Das gab dann Anlaß zu einer zwanglosen Art von Unterricht. Seltmann war nicht besonders redselig von Natur, aber sein Schüler wußte ihn durch beharrliches Ausfragen zur Mitteilsamkeit zu bringen.

Da war einmal zu erklären, warum hier Fichten angeschont worden waren und dort Lärchen, weshalb man hier Fichte und Kiefer in schachbrettartigem Verbande gepflanzt, oder in welchen Fällen Hügelpflanzung der Reihensaat vorzuziehen sei. Das wichtige Gebiet der Bodenklassen gab unerschöpflichen Stoff zu Bemerkungen. Frost und Eis verhinderten zwar in dieser Jahreszeit, in den Boden zu dringen und Proben des Erdreichs zu entnehmen, und auch die Flora, Blumen, Stauden und Gräser, die bei Beurteilung der Bodenklasse so wichtig ist, war durch die Schneedecke dem Auge entzogen, aber doch konnte der Neuling unter kundiger Führung lernen, allein aus dem Aeußeren des Stammes, seinem Umfang, seiner Länge, der Färbung seiner Rinde, dem Moos daran und manchem andern Kennzeichen, auf die Güte des Mutterbodens zu schließen, aus dem er seine Nahrung sog. Und was gab es da noch alles über die Bonitierung, den Umtrieb, die Verjüngung zu sagen! Warum man hier Kahlschlag machte und dort Plenterschlag; weshalb hier umgewandelt, da durchforstet wurde. Wie alte Fehler sich rächten; wie zum Beispiel noch nach fünfzig Jahren die Entnahme von Streu in dem kümmerlichen Stande des Holzes sich deutlich abzeichnete. Oder dort das kernfaule Holz deutete auf ungenügende Durchforstung in der Jugend zurück. Und dann die vielen kleinen Handwerkskniffe, mit denen eine geregelte Forstkultur der Natur unter die Arme greift: die Umsäumungen und Loshiebe, damit sich ein Bestand an die Freiheit gewöhnen soll, die Windmäntel, damit ein andrer vor dem Sturm geschützt werde. Das Unterbauen, auf daß der Boden stets unter Schatten bleibe, die Läuterung, damit Luft und Licht an den jungen Baum herandringe.

Und alles das wurde an der Hand von Karten und Tabellen geprüft. Ein groß angelegter Plan lag dem Ganzen zu Grunde. Der Ertrag konnte auf Jahrzehnte im voraus berechnet werden. Ein Posten kontrollierte da den andern. Das, was das willkürlichste, freieste Ding der Welt zu sein schien, das Wachstum der Bäume, ward bis zu einem gewissen Grade durch menschliche Intelligenz vorausbestimmt und festgelegt.

Es lag nicht nur Ordnung und System in diesem Getriebe, sondern wirkliche Größe. Rüstädt begriff jetzt erst ganz, warum ihm das Forstfach anziehender erschienen als irgend ein andrer Beruf. Es war eine ernste Beschäftigung, würdig, eines Mannes Leben auszufüllen. Wälder aufbauen, die man niemals mit eignen Augen erwachsen sehen würde, Bäume anpflanzen, die kaum die nächste Generation fällen und nutzen mochte! Griff man damit nicht weit in die Zukunft hinaus? Und welche Summe von Treue, Fürsorge und Entsagung war in solch einem Walde aufgespeichert! Welch ein redendes Zeugnis war er von menschlicher Kraft und menschlichem Charakter! —

Rüstädt hätte sich keinen besseren Führer wünschen können als den alten Seltmann. Der hatte die größte Hälfte seines Lebens hier oben zugebracht. Die Bestände unter vierzig Jahren waren vor seinen Augen aufgewachsen. Das Revier war sein Heim, sein Garten, ein Teil seines Lebens. Er selbst glich solch einem alten, knorrigen Stamme, von oben bereift, mit Flechten behangen, aber im Kernholz noch voll und zähe. Ein großer Theoretiker war Seltmann nicht, und von der Buchgelehrsamkeit hielt er wenig. Vier Jahrzehnte Praxis trennten ihn von der Wissenschaft. Aber wenn er eine Behauptung aufstellte, dann war sie begründet durch hundertfältige Erfahrung. Und gerade diese ergraute Kennerschaft hatte Rüstädt gesucht, nachdem er in den Hörsälen so viel blasse Theorie hatte in sich aufnehmen müssen.

Die beiden Männer kamen gut miteinander aus. Rüstädt sah über gewisse gesellschaftliche Mängel hinweg, über die äußere Rauheit des Alten. Denn in dieser Umgebung suchte man keinen abgeschliffenen Salonmenschen. Und der Oberförster achtete in dem Major einen Mann, der mit Fleiß und Energie bestrebt war, sich in eine ihm bis dahin völlig fremde Thätigkeit einzuleben. Dem Alten schmeichelte übrigens auch — wenn er sich das auch um keinen Preis anmerken lassen wollte —, daß eine Persönlichkeit wie der Major, der am Hofe in einflußreicher Stellung gewesen, nun bei ihm in die Lehre ging. Er hatte in früheren Jahren ja manchen Eleven gehabt, aber das waren junge, unerfahrene Menschen gewesen, bei denen die gute Lehre zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus gegangen war. Hier hatte er nun endlich mal einen gefunden, bei dem die Unterweisung sichtlich anschlug; und es ist immer für ältere Leute ein erhebendes Bewußtsein, im Schüler die Tradition weitergepflanzt zu sehen. Der Meister fühlt dadurch seine Persönlichkeit über das Grab hinaus fortgepflanzt.

*

Mit ganz andern Augen betrachtete Anna den Gast in ihrem Hause. Man sah ihn eigentlich nur zum Mittagessen, denn die andern Mahlzeiten nahm der Major in seinem Zimmer ein. An Unterhaltung hatte Anna durch den fremden Herrn auch nicht gewonnen; denn wenn es früher einsilbig zugegangen war zwischen ihr und dem Gatten, so unterhielten sich jetzt die Männer über Forst und wieder Forst. Und dieses Thema interessierte die junge Frau heute ebenso wenig wie vordem. Ueber Unhöflichkeit von seiten des Gastes konnte sich Anna nicht beklagen; er machte ihr beim Eintreten und beim Gehen stets seinen Kratzfuß, und wenn er ihr je einmal auf Treppe oder Flur begegnete, zog er den Hut so tief, daß es sie eigentlich genierte. So höflich behandelt zu werden, war sie gar nicht mehr gewohnt. So viel Korrektheit hatte fast etwas Beängstigendes. Da hätte er doch lieber mal einen Blick auf ihr Kleid werfen können; es schien geradezu weggeworfen an ihn, daß sie neuerdings zum Mittagessen immer ihr Neuestes trug. Oder er hätte doch gelegentlich mal was erzählen können, etwas zum besten geben von seinen Erlebnissen; ein Herr wie er mußte doch Interessantes erlebt haben! Aber auf einen solchen Einfall schien er nicht zu kommen. Anna hätte weinen können vor Verdruß über die Geringschätzung. Manches an ihm gefiel ihr trotzdem recht gut. Er kleidete sich nach Art der Forstleute, aber in Stoff, Farbe und Schnitt seiner Kleidung lag doch etwas Gewähltes, Verfeinertes. Seine ganze Erscheinung drückte Vornehmheit aus, ohne daß man zu sagen gewußt hätte, worin sie eigentlich liege. — Diese Hände! Anna konnte sich nicht entsinnen, je so etwas Gepflegtes gesehen zu haben. Und wie er mit diesen Händen umging, wie er ein Glas, eine Gabel damit angriff, als sei es eine Ehre für den Gegenstand, von ihm berührt

zu werden! Und was mochte der Mann mit seinem Haar anstellen, daß es diesen seidenartigen Glanz hatte? Sie war allerdings durch Seltmann nicht verwöhnt. Er war nie sonderlich für das Feine eingenommen gewesen, und jetzt im Alter ließ er sich erst recht gehen in Kleidung, Eßweise und Ausdrücken. Anna hatte das immer mit heimlichem Kummer gesehen, ohne hoffen zu dürfen, etwas daran zu ändern. Sie war wohl selbst auch schon so geworden? Womöglich verachtete sie dieser feine Herr, sah in ihr nur eine kleine, ordinär gekleidete, schlecht frisierte Person, nicht viel besser als die gewöhnlichen Dorffrauen, wenn er sie überhaupt sah! Denn der umflorte Blick seiner grauen, träumerischen Augen glitt über sie hinweg, an ihr vorbei, als sei sie für ihn das gleichgültigste Ding der Welt. Sein Verhalten ärgerte sie auch noch in andrer Weise, als Hausfrau. Nach Tisch wurde in der Quellenhayner Oberförsterei Kaffee getrunken. Anna besaß ein echt Meissener Kaffeegeschirr von gewähltem Muster, ein Hochzeitsgeschenk. Obgleich bereits einigemal zum Kaffeestündchen eingeladen, hatte der Major stets dankend abgelehnt: er vertrage Kaffee nicht. Sie glaubte ihm das nicht; wahrscheinlich traute er ihrem Kaffee nicht. Aber wie man durch das neue Mädchen, die an der alten Franziska Stelle angenommen war, erfuhr, kochte er sich auf seinem Zimmer Thee. Ja, er hatte verschiedenerlei Büchsen mitgebracht, Konserven enthaltend; also die Kost war ihm auch nicht mal recht. Dabei war noch niemals im Quellenhayner Forsthause so opulent gelebt worden wie jetzt, wo man solchen Herrn in Pension hatte. Daß der Major jeden Morgen um fünf Uhr heißes Wasser zum Bade verlangte, erleichterte den Gang des Hauswesens auch nicht gerade. Von seinem Zimmer ging in den Abendstunden, wo er dort allein war, ein feiner aromatischer Tabaksgeruch aus, der das ganze Haus erfüllte.

Anna vermied es anfangs peinlich, sein Zimmer zu betreten, das doch in ihrem Hause lag. Aber das neue Mädchen redete ihr zu, sie müsse sich einmal die Sachen ansehen, die der Herr habe. Wunderdinge wußte die Person davon zu erzählen. Endlich ließ ihr die Neugier doch keine Ruhe, und eines Morgens, als Rüstädt mit dem Oberförster ins Revier gegangen war, trat Anna in das Zimmer, klopfenden Herzens. Das Mädchen, das in den Sachen des Fremden schon ganz zu Haus war, gab die Erklärungen dazu. Er ließ ja alles unverschlossen liegen: Toilettengegenstände, Geld, selbst Briefe. In einem Kasten von Olivenholz lagen Photographien aufgeschichtet, Bilder von Damen und Herren, Ansichten von Plätzen, bunt durcheinander; viele trugen Unterschriften, auch solche von fürstlichen Persönlichkeiten waren darunter. In einem Etui lagen die Orden und Ehrenzeichen. Dann gab es ein kostbares Reisenecessaire von Juchtenleder, mit Krystallglas, Silberdeckeln und Elfenbein. Auf einem an verborgener Stelle angebrachten Schilde hatte das Auge der indiskreten Hausmagd folgende Inschrift entdeckt: „Die Prinzessen Luise und Ernestine ihrem besorgten Reisemarschall Freiherrn von Rüstädt.“ Ferner waren da Bücher mit und ohne Abbildungen; vor allem französische Romane in gelben Umschlägen schien der Major zu bevorzugen. Auch in die Briefgeheimnisse des Herrn wollte die Person ihre Herrin einweihen, denn da seien erst interessante Geschichten drin, — aber da wurde Anna sich mit einem Male bewußt, was sie thue. Sie erschrak vor sich selbst und verließ das Zimmer, das nie wieder zu betreten, solange der Major im Hause sei, sie sich fest vornahm.

(Fortsetzung folgt.)

Oberbürgermeister Emil von Rümelin †.

Oberbürgermeister Emil von Rümelin †.

Am 24. März ist in Baden-Baden, wo er Erholung von längerem schweren Leiden suchte, Emil von Rümelin, der Oberbürgermeister der württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, gestorben. In ihm verliert Württemberg einen seiner tüchtigsten Verwaltungsbeamten, der sich in seinem letzten Wirkungskreise trotz einer Amtsdauer von nur sechs Jahren große und bleibende Verdienste erworben hat. Emil Rümelin wurde am 21. Juni 1846 in Ulm geboren. Nach Absolvierung seiner Studien trat er in den Staatsdienst ein, in dem er bis zum Obersteuerrat vorrückte. Am 18. November 1892 wurde er zum Stadtschultheißen von Stuttgart gewählt. Nach Bestätigung der Wahl durch den König erfolgte am 9. Januar 1893 die feierliche Beeidigung und Amtseinsetzung durch den Stadtdirektor; am 21. Dezember erhielt Rümelin den Titel eines Oberbürgermeisters. Die sechs Jahre seiner Amtsthätigkeit als Stuttgarter Stadtvorstand sind für die städtischen Verhältnisse nach mehr als einer Richtung hin bedeutungsvoll geworden. Es sei nur an die Rathausfrage erinnert, die während der Amtsführung des Verstorbenen zur Entscheidung gebracht wurde, und mit der der wichtige Plan der Sanierung der Altstadt in enger Verbindung steht, an die Feststellung eines generellen Stadterweiterungsprojektes, an die Erweiterung des Straßenbahnnetzes, an die Förderung des Hochbauwesens, an die Ausarbeitung der Pläne für den neuen Schlacht- und Viehhof, an die Ausdehnung der Wasserleitung und Kanalisation, an die Anstellung eines eignen Stadtarztes, an die Schaffung eines städtischen Arbeitsamtes, sowie an die Ausführung des Stuttgarter Elektricitätswerkes. Bei der Gründung des württembergischen Städtetages wirkte Stuttgart unter Rümelins Führung in hervorragender Weise mit. Auch die Beziehungen zu den größeren deutschen Städten außerhalb Württembergs wurden lebhaft gepflegt, insbesondere trat der Verstorbene für den regeren Besuch der Versammlungen und Vereine ein, die wohlthätigen und gemeinnützigen Bestrebungen dienen, so des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, der im September 1895 in Stuttgart tagte. Die im Jahre 1896 mit so großem Erfolge veranstaltete Ausstellung für Elektricität und Kunstgewerbe war hauptsächlich seiner Initiative zu verdanken. Vor etwa Jahresfrist wurde der Verstorbene in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste zum Ehrenritter des Ordens der Württembergischen Krone ernannt.

Der Kaiser Wilhelm-Turm im Grunewald bei Berlin. Nach dem Entwurf von Baurat Schwechten.

Nach einer phot. Aufn. von Wald. Tizenthaler, Berlin.

Der Kaiserturm im Grunewald b. Berlin.

Auf dem Karlsberge im Grunewald bei Berlin ist am 22. März, dem Geburtstage weiland Kaiser Wilhelms I., der Kaiserturm fertiggestellt worden. Das stolze, in gefälligen Formen aus rotem Sandstein aufgeführte Bauwerk ist ein Huldigungsdenkmal, das der Kreis Teltow dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause errichtet hat. Der Entwurf rührt von Baurat Schwechten her. Seinen Platz hat das Denkmal gegenüber dem Dorf Gatow gefunden; es ist von dem beliebten Ausflugsort der Berliner, Schildhorn, nach kurzer Wanderung durch den schattigen Wald unschwer zu erreichen. An der der Havel zugekehrten Seite des Turmes ist die Inschrift angebracht: „Der Kreis Teltow erbaute mich 1897.“ Auf der entgegengesetzten Seite, nach der Waldseite zu, wird die Inschrift fortgesetzt und geschlossen mit den Worten: „König Wilhelm I. zum Gedächtnis.“ Von der 36 Meter hohen Aussichtshalle genießt man eine weitreichende Fernsicht; die tiefer gelegene Halle enthält eine Kolossalbüste Kaiser Wilhelms I.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 28.

Aus Zeit und Leben.

Die Beisetzung in Friedrichsruh.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 449 und 452.)

An demselben Tage, an dem vor elf Jahren die sterbliche Hülle Kaiser Wilhelms I. im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt wurde, am 16. März, hat auch der gewaltige erste deutsche Reichskanzler an der Seite seiner Gemahlin, der ihm im Tode vorangegangenen Fürstin Johanna, in der Gruftkirche zu Friedrichsruh seine letzte Ruhestätte gefunden. Um 11 Uhr 25 Minuten traf Kaiser Wilhelm II. zu der Beisetzungsfeierlichkeit in Friedrichsruh ein. Zum Empfang waren am Bahnhof Fürst Herbert von Bismarck, Graf Wilhelm von Bismarck, Graf Rantzau und Generaloberst Graf Waldersee anwesend. Vorher hatten zwei Personenzüge und zwei Extrazüge die Teilnehmer an den Feierlichkeiten zu Tausenden herangeführt. Die Mitglieder des Reichswahlvereins begaben sich, zu Abteilungen von je hundert Mann geordnet, von denen jeder eine Wachsfackel trug, über die Bahn auf den Weg zur Gruftkirche. Zehn Minuten nach Ankunft des Kaisers wurden die Särge unter Trommelwirbel heruntergetragen. Die Musik spielte den Choral „Jesus meine Zuversicht“ und beim Verlassen des Schloßportals „Wenn ich einmal soll scheiden“. Hinter der Musik folgten die Bataillonsfahne der zur Feierlichkeit abkommandierten Compagnie des 74. Regiments, die Geistlichkeit, der Sarg der Fürstin, dann der des Fürsten, beide getragen von Mitgliedern des Hamburger Anscharvereines von 1866. Zur Seite des Sarges der Fürstin schritten Förster mit Palmen, neben dem des Fürsten Kürassiere des Seidlitz-Regiments. Hinter dem Sarge ging der Kaiser in Kürassieruniform, links neben ihm Fürst Herbert, dann folgte Frau von Arnim mit dem Grafen Wilhelm, dahinter Gräfin Wilhelm mit zwei Töchtern und ein Gefolge von 35 hohen Militär- und Zivilpersonen. Die Dienerschaft trug Kränze und Palmen. Im Innern der Gruftkirche begann der stimmungsvolle und einfache Trauerakt mit dem gemeinsamen Gesange „Die wir uns alle hier bei einander finden“. Darauf hielt Pfarrer Westphal die Trauerrede, welcher der Vers 13 der Offenbarung Johannis 14 zu Grunde gelegt war: „Und ich hörte eine Stimme zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Nach der Predigt sprach der Geistliche ein Gebet, das von der Gemeinde stehend angehört wurde und mit dem Vaterunser schloß. Sowie der Geistliche schwieg, ertönten draußen die Ehrensalven. Sodann setzte die Orgel ein und begleitete einen gemeinsamen Choralgesang. Damit war die Feier zu Ende, und die Teilnehmer begaben sich ins Schloß zurück, während die Spaliere sich auflösten.

Nach einer Momentaufn. von Hugo Rudolphy in Berlin.

Ankunft Kaiser Wilhelms in Schloß Friedrichsruh.

Der Trauerzug. — Nach einer Momentaufn. von Strumper & Co. in Hamburg.

Die Beisetzung der Fürstin und des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh am 16. März 1899.

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

Litteratur.

— Das Prachtwerk „Orientreise des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger“ vom Fürsten E. Uchtomski liegt nunmehr vollständig vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Das Erscheinen des zweiten Bandes hatte sich dadurch verzögert, daß der Verfasser von dem jungen Zaren gleich nach dessen Regierungsantritt mit einer diplomatischen Sendung nach China betraut wurde und erst nach Erledigung dieser Aufgabe zur Vollendung des Werkes schreiten konnte. Der Wert desselben ist durch die Verzögerung nicht im geringsten beeinträchtigt worden. Der Fürst schreibt lebendig und anschaulich, und wie einerseits seine Schilderungen von Land und Leuten sich sehr anziehend lesen, so haben andrerseits seine Darstellungen vielfach ein hohes politisches Interesse. Beispielsweise darf man bei der bevorzugten Vertrauensstellung, deren der Fürst sich bei seinem Monarchen erfreut, als sicher annehmen, daß seine Anschauungen über die fremden Kolonialsysteme in Asien von den maßgebenden Kreisen Rußlands geteilt werden. Daß nach dieser Richtung namentlich England und seine Verwaltung in Indien eine ziemlich scharfe Beurteilung erfährt, kann nicht befremden. Vorzugsweise beschäftigt sich dieser zweite Band jedoch mit China und Japan. Der Mordanschlag, der in letzterem Lande gegen den damaligen Großfürsten-Thronfolger verübt wurde, wird vom Verfasser beträchtlich anders dargestellt, als es seinerzeit in den Tagesblättern geschah. Hiernach ist der jetzige Generalgouverneur von Kreta gar nicht als der Lebensretter des Zarewitsch anzusehen, vielmehr hat dieser sich selbst dem Mörder entzogen, und Prinz Georg von Griechenland half nur, den letzteren unschädlich zu machen. Infolge der Frevelthat wurde die Orientfahrt nicht so weit ausgedehnt, als ursprünglich beabsichtigt war, aber auch die Rückreise durch Sibirien weist des Fesselnden viel auf. Wesentlich erhöht wird die Anschaulichkeit der Schilderungen durch die zahlreichen Abbildungen, die der berühmte Maler N. Karasin nach Photographien ausgeführt hat, und die hier in Holzschnitt oder Heliogravüre wiedergegeben sind. Insgesamt enthält das Werk 549 Abbildungen, dazu mehrere Karten.

— In neuer wohlfeiler Ausgabe liegen die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm von Kügelchen vor (Berlin, Richard Wöpke). Ein Sohn des einst hochgeschätzten Geschichts- und Bildnismalers Gerhard von Kügelchen und selbst ein achtbarer Künstler, schildert der Verfasser seine Knaben- und Jünglingsjahre mit einer anheimelnden Liebenswürdigkeit, die auch heute, da er schon seit mehr als dreißig Jahren unter dem Rasen ruht, von ihrer Frische nichts eingebüßt hat. Als Knabe war er Zeuge von Preußens Erniedrigung und Deutschlands Erhebung, viele bedeutende Personen in der politischen wie in der litterarischen und Kunstwelt lernte er von Angesicht kennen und giebt interessante Beiträge zur Charakteristik ihres Wesens. Nicht minder fesselnd sind die Schilderungen des herzlichen Familienlebens, dessen Glück freilich durch ein furchtbares Ereignis vernichtet wurde, denn der Vater wurde, noch ein rüstiger Mann und schaffensfroher Künstler, das Opfer eines nichtswürdigen Verbrechens. Abgesehen von dieser erschütternden Katastrophe ist der Eindruck des Buches derjenige einer gemütvollen, aus edelm Herzen quellenden Heiterkeit.

— In 15. Auflage erscheint in Meyers Reisebüchern (Leipzig, Bibliographisches Institut) der Wegweiser durch den Harz, begleitet von 20 Karten und Plänen wie einem Brocken-Panorama. Eine besondere Bereicherung der neuen Auflage ist die Beigabe von Reiseplänen für Radfahrer.

— Seinen bemerkenswerten Werken zur Napoleon-Litteratur hat der Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig jetzt auch das berühmte „Mémorial de Sainte Hélène“ von Las Cases beigesellt, unter dem Titel „Napoleon I., Tagebuch von St. Helena“, verdeutscht und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Daß der Uebersetzer die acht Bände des Originals auf zwei zusammengedrängt hat, wird man ihm nicht verargen, denn ein so umfangreiches Werk wie jenes würde heute kaum bei deutschen Lesern auf entsprechenden Absatz rechnen können; auch scheint es, als habe der Uebersetzer mit Sorgfalt das Wichtigste aus den Gedanken und Meinungen Napoleons ausgewählt. Wie bekannt, schrieb Las Cases die Memoiren des Gefangenen von St. Helena großenteils nach dessen Diktat nieder, und wenn auch der einstige große Eroberer sich darin nicht durchweg gab, wie er wirklich war und dachte, so spiegelt sich in den Aufzeichnungen jedenfalls wider, wie er sein Empfinden und Denken von der Mit- und Nachwelt aufgefaßt wissen wollte. In diesem Sinne wird das „Mémorial“ seinen bleibenden Wert behalten.

— Lebenskunst und Lebensfragen“ betitelt Max Haushofer ein Buch, in dem er, abgesehen von dem religiösen und dem politischen Gebiet, so ziemlich alle Fragen behandelt, die sich auf das moderne Leben, den gesellschaftlichen Verkehr und die Stellung des einzelnen zu demselben erstrecken (Ravensburg, Verlag von Otto Maier). Aus seinen Anschauungen spricht eine gereifte Erfahrung, ein gesundes Urteil, und wenn er in manchem Punkte der heutigen Lebensführung auch zu einer herben Kritik gelangt, so ist doch der Grundton seiner Ausführungen ein versöhnlicher, getreu nach dem beherzigenswerten Worte in dem Kapitel über häusliches Behagen: „Liebe und Verträglichkeit sind das köstlichste Mobiliar.“ Solche Kernworte ließen sich noch viele anführen aus dem Buche, das, allen gelehrten Ballast verschmähend, im Ton treuherziger Schlichtheit und mit edler Herzenswärme goldene Wahrheiten sagt.

— Seinen naturwissenschaftlichen Bilderatlanten hat das Bibliographische Institut in Leipzig jetzt auch denjenigen zur Zoologie der niederen Tiere angeschlossen. Mit seinen 292 Holzschnitten und dem erläuternden Text von Professor Dr. William Marshall gewährt das Buch einen gründlichen Einblick in die interessante Lebewelt. Auch den Sammlern von Schmetterlingen und Käfern wird es willkommene Anregung und Belehrung bieten.

Tonkunst.

— Unter der reichen Fülle neu erschienener Musikstücke aus dem Verlage von Breitkopf & Härtel-Leipzig sei aus dem Gebiete klassischer Kompositionen hervorgehoben die „Phantasie“ op. 2 von Heinrich Schenker, ein zwar ziemlich schwieriges, aber gediegenes und dankbares Konzertstück. Von gesanglichen Noten erwähnen wir „Die späte Hochzeit“ von A. von Fielitz (Text von Eichendorff), für mittlere Stimmen mit Pianobegleitung als wirkungsvolles Vortragsstück. Eine große Auswahl neuer Lieder giebt der gleiche Verlag heraus, die Robert Müller komponiert hat. So vielseitig sich der fleißige Komponist in diesen Liedern giebt, die von op. 1—12 für jede Stimmlage, jede Stimmung Entsprechendes bieten, Heiteres wie Ernstes, Trinklieder für Baryton, sowie schwärmerische Tonbilder für Tenor oder hohen Sopran, so fehlt es all diesen Schöpfungen doch zu sehr an Melodik, um sie schnell beliebt zu machen. Das Streben zum Absonderlichen, zum absolut Charakteristischen gestaltet die Müllerschen Lieder für nicht sehr routinierte Sänger wenig dankbar. Glücklicher ist Robert Müller in seinen einfachen, leichten Klavierkompositionen zu zwei und vier Händen. Hier giebt er sich als kluger und guter Lehrer, indem er den Schülern in leichten Tonstücken nicht nur Anregung bietet durch die Wirksamkeit der einfachen Sachen, sondern er giebt auch Gelegenheit, daß Vortrag sowie äußere Form in verschiedenster Weise gebildet werden.

Worträtsel.

Ich denke, lieber Leser, mir ein Wort,
Ein sehr bekanntes hier und allerort.
Nur bleibt's ein Rätsel, wie du dich auch quälst,
Selbst wenn die Lösung hier du nicht verfehlst,
Weil dieses Wort nur schwer zu definieren. —
Ich will auf eine Art es buchstabieren
Und werde, daß du's leichter magst erkennen,
Vier seiner Eigenschaften dir nun nennen. —
Nenn' ich die erste, such' ein Wörtchen fein,
Des Anfangsbuchstab' auch mit meinem Wort gemein,
Und so dann weiter fort, wie ich es angegeben:
Ohn' dieses Wort giebt's auf der Welt kein Leben. —
Ein Diamant blitzt manchmal hell und klar,
Doch oft wird inne man, daß es kein echter war;
Und dieses hat mein Wort mit ihm gemein:
Es blitzt oft vor dem Kauf und ist — kein Edelstein;
Und mancher Käufer hat dies schon empfunden. —
Hast aber du geschickt herausgefunden
Den echten Stein, wo jeder Irrtum fern,
Dann gleicht mein Wort dem hellen Himmelsstern,
Der treu auf allen Wegen dich begleitet,
Wenn Nacht und Finsternis um dich gebreitet;
Der freundlich dir sein sanftes Licht wird spenden,
Bis du das ird'sche Leben mußt beenden. —
Nun komm' ich auf den letzten Laut zurück:
Ein Stern — so sagt man — bringt uns Menschen Glück?
Dasselbe auch von meinem Wörtchen gilt,
Sofern es deine Hoffnungen erfüllt,
Nur hat die Welt sich drüber nicht geeint,
Weil's manchmal gut, doch öfter — bös' erscheint. B. S.

Wechselrätsel.

Eine der edeln Gestalten, wie sie uns Lessing geschaffen,
Grüßt aus dem Rätselwort dich, immer des Willkomms gewiß;
Aber sobald ihre Stelle tauschen die beiden Vokale,
Birgt es nur Unheil im Schoß, scheut sich nicht blutiger That.
M. Sch.

Hieroglyphenrätsel.

Die Ringlein im Texte sind die Vokale.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 26:

Des Umstellrätsels: Ostindien. Leonidas. Italiener. Melisse. Menelaus. Eberstein. Magenta. Inselreich. Namenstag. Irländer. Singapore. Sarasate. Edelstein. Jerusalem. Usurpator. Valerian. Aquarell. Balsamine. Ispahan. Transvaal. Olim meminisse juvabit.

Des Silbenrätsels: Spitzbergen.

Richtige Lösungen sandten ein: A. C. Claussen, Rittergut Melz (2). Erik Bensen in Hannover (3). „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (4). Frau Rosa Hechinger in München (4). J. F. Maier in Magstadt. Gräfin v. P. in Berlin (2). Johann P. Stoppel in Hamburg. v. S. in Kaluga. Leonie Tressenheimb in Batavia (5). Hugo Klein in Bruchsal. Karl M. in Luzern (3). Dr. Pf. in S. ? in Paris (4). Mary Loewendahl in Lake-View. „Mutter und Tochter" in Agram. „Stammtisch" in Biberach (4). Adrienne de Beauregard in Cannes (2). „Quidam" in Konstanz. Dr. Alexander Kulic in Sulzbach. „Hausmaus" in Troppau (3). F. K. in St. Ingbert (3. Freundl. Grüße der treuen Löserin). Fr. Htte. Helbling-Tschudy, zurzeit in Thur (3).

Handschriften-Beurteilung.

Hildegard in B. Wenig tief in der Empfindung, äußeren Einflüssen zugänglich, noch unselbständig, mitunter naiv offen, halten auf Zierlichkeit und Nettigkeit an sich und um sich.

Paul in B. Solch gezwungene Schriftübungen wie die Ihre leiten leicht irre im Urteil. Noch sehr jung und unfertig, eine gewisse Schwere und Langsamkeit macht sich geltend. Was Sie thun, wird gründlich besorgt und zu Ende geführt; Sie sind auch pünktlich und ordentlich.

F. le F. Keine eigenartig entwickelte Individualität, aber ein sehr achtenswerter, thätiger und recht energischer Mann — wohl Kaufmann? — verständig und kaum in Gefahr, in Extreme zu geraten. Weniger reich an eignen Ideen als praktisch im Verwerten bereits vorhandener. Sie denken logisch und klar, sind überlegt in Ihren Ausgaben und nicht frei von Egoismus.

Hedwig in B. Material ungenügend; siehe diesbezüglich meinen jedermann franko und kostenfrei zur Verfügung stehenden Prospekt. Der Leidenschaft fähig, treu, pflichtgetreu und gewissenhaft. Ungleich in der Aeußerung der Willenskraft, oft nachträglich noch nachbessern wollen.

Stadtschultheiß M. in L. Sie sind ein etwas krittliger und schwieriger Herr, der sich nicht gern dreinreden läßt. Energisch, thätig, vorsichtig, gewandt, jedoch zu ehrenhaft, um krumme Wege zu gehen oder unerlaubte Mittel anzuwenden.
L. Meyer, Maienfeld b. Ragaz, Schweiz.

Allgemeine deutsche Sport-Ausstellung MÜNCHEN

Zahlreiche sportliche Vorführungen, Wettbewerbungen und Festlichkeiten aller Art.

für **Jagd-** u. **Hunde-**Sport, **Schiess-, Fischerei-, Reit-** und **Fahr-, Brief-Tauben-**Sport, **Körperliche Uebung, Berg-, Wasser-, Radfahr-** und **Automobil-**Sport, **Luftschiffahrt, Spiel-Sport, Sammel-Sport** u. Andere.

Unter dem Allerhöchsten Protektorate Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.

15. Juni **1899** bis 16. Oktober

Täglich geöffnet von 9 Uhr Vormittags.
Regelmässige Konzerte Nachmittags und Abends.

Stoewer's Greif

Stoewer's Greif sind tadellos gebaut.

Greif No. 31a = 10½ Ko.
Greif No. 31 = 12 Ko.
(schneidigste Halbrenner am Markt).
Greif No. 36 hochelegantes **Damenrad.**

Bernh. Stoewer, A. G. Stettin.
ca. 21000 Fahrräder.
ca. 52000 Nähmaschinen.
ca. 1600 Arbeiter.

Patent-Motor-Wagen „Benz“

— Ersatz für Pferde. — Für 2, 4, 6, 8 und 12 Personen.

Preis von M. 2200.— an
mit ca. 3pferdigem Motor.

Bis 1. Nov. 1898 wurden **1600** Wagen abgeliefert.

Bei den Wettfahrten „Paris-Bordeaux“ — „Paris-Marseille“ — „Chicago“ — „Marseille-Nice“ glänzende Resultate erzielt.

Vertretungen und **Lager** in Berlin, Dresden, Crefeld, Paris, London, Brüssel, St. Petersburg, Moskau, Nymwegen, Wien, Budapest, Mailand, Basel, Copenhagen, Buenos-Aires, Singapore, Mexiko, Bombay, Capetown.

Benz & Co., Rheinische Gasmotoren-Fabrik, **Mannheim** (Baden).

Gossmann's Natur-Heilanstalt. Anerkaunt schönste

Wilhelmshöhe bei **Cassel.**

Naturheilanstalt, direkt am weltberühmten Wilhelmshöher Park (Lieblingsaufenthalt der kaiserl. Familie). Reinste ozonr. Luft. **Physikal.-diätet. Heilmethode.** Hervorr. Einricht. f. **Luft-Lichtstationen, Sonnenbäder.** Erfolgr. Behandlung bei Erkrankung der **Nerven, Atmungsorgane, Magen-, Leber-, Nieren-** u. Blasenleiden, Schwächezuständen und Folgen der Quecksilberbehandlung, **Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheiten, Gicht, Rheumatismus,** Blutarmut, **Frauenleiden** (Thure Brandt-Massage d. d. Aerztin). Vorzügliche Heilerfolge bei **Tropenkrankheiten,** bes. **Malaria,** auch **Winterkur** bei allem Comfort. — **Herrlicher Aufenthalt für Erholungsbedürftige.** Approbierter Arzt und Aerztin. Näheres im Prospekt.

Jung und dabei gut vorbereitet soll der angehende Marinekadett sein.

Wissenschaftliche Lehranstalt für angehende Marinekadetten zu Kiel.

1. Kursus: Vorbereitung auf die oberen Klassen eines **Realgymnasiums** in verhältnismäßig kurzer Zeit. **Gymnasiasten mindestens ohne Zeitverlust.**
2. Kursus: Vorbereitung auf das Kadetteneintrittsexamen selbst. (Examensfächer sind: Mathematik, Physik, Französisch [incl. Conversation], Englisch [incl. Conversation] und Zeichnen.

Circa 600 Marinekadetten sind bisher aus der Anstalt hervorgegangen.

Dir. Dr. Schrader.

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die verbesserte Leube-Rosenthal'sche Fleischsolution

der Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ)* — **Jena** — das leicht verdaulichste Nahrungsmittel für **Magen- und Darmkranke,** ein vorzügliches Kräftigungsmittel f. Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. Vorrätig in den Apotheken; nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direkt.

* Um das **Originalpräparat** zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.

Naturheilanstalt Sonneberg b. Coburg.

Herrliche Lage am Südabhange des Thüringer Waldes. Individuelle Behandlung chron. Krankheiten; anerkannte Heilerfolge! Preise mäßig! Prospekte d. d. Direktor **Dr. Kayser.**

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Teil von Süddeutschland und auf die Alpen. Prächtige ausgedehnte Hochwälder, romantische Thäler und Felspartien, viele Gebirgsseen, Wasserfälle, Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Interessante Gebirgsbahnen. Weltberühmte Badeorte mit heissen und kalten, mineralischen und säuerlichen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke. Erholung für Ermüdete. Geeignet zu kurzen Wanderungen wie zum längeren Verweilen. Vortrefflicher Aufenthalt als Uebergang zum Hochgebirge, sowie als Nachkur bei der Rückkehr aus dem Süden. Mildes Klima der geschützten Thäler, das auch im Frühjahr und im Herbst eine Erholungskur ermöglicht. Bequeme Reiseverbindungen, gutgehaltene Strassen und Fusswege. Zahlreiche Aussichtstürme und Rasthäuser. Intelligente, gutmütige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. — **Verein Schwarzwälder Gastwirte,** der allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung sichert und durch seine **Geschäftsstelle in Hornberg** (Schwarzwaldbahn) die Liste seiner Mitglieder mit Orientierungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes unentgeltlich versendet.

Kranken-Wagen,

Ruhestühle für Strasse u. Zimmer, Closets, Bidets etc. **Verstellbare Keilkissen** für Asthmatiker, Wöchnerinnen etc. Preis 22 M. Man verlange Catalog IV. grat. u. franko. **R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik,** Berlin, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Nordseebad Helgoland.

Kühler Sommer. Warmer Herbst.
Jagd, Fischfang, Segelsport, Theater, Concerte, Reunions etc. — Ausführliche Prospekte in den Bureaux des Nordseebäder-Verbandes und der Firma Rudolf Mosse. Nähere Auskunft erteilt die **Bade-Direction.**

Bad Salzschlirf.

SCHUTZMARKE — ST BONIFACIUS

Saison 15. Mai bis 30. September.

Sool- u. **Moorbäder. Bonifaciusbrunnen (Lithiumquelle) Eisen-, Schwefel-** u. **Bitterwasserquelle.** Vortreffliches Klima. Unübertroffene Heilerfolge bei **Gicht, Nieren-** und **Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen-** und **Gallensteinen, Rheumatismus, Leber-, Magen-** und **Unterleibsleiden, Hämorrhoiden** und **Verstopfung.** Prospekte und Wohnungsnachweis durch die **Brunnen-** und **Badeverwaltung** in **Salzschlirf** (Station der Bahn Fulda-Gießen). Zu **Trinkkuren** im **Hause** ist der **Bonifaciusbrunnen** (nebst Gebrauchsanweisung) durch die Mineralwasserhandlungen oder direkt durch die Brunnenverwaltung in Salzschlirf zu beziehen. **Badearzt: Sanitätsrat Dr. Gemmel.**

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke Höchst a. M.,** Deutschland.

Name als „Marke“ geschützt.

„Pulver“ verlange man in den Apotheken ausdrücklich mit der Aufschrift „Migränin“.

Goddard's Plate Powder

(Putz-Pulver ohne Quecksilber).
Das Beste zum Putzen und Polieren von feinsten Gold- und Silber-Sachen. Erzielt bei wenig Arbeit hohen Glanz, **ohne zu schrammen** oder sonst das Metall anzugreifen. Spart Zeit. **Ein** Versuch veranlasst dauernden Gebrauch. Verkauf in Schachteln à 60 Pfg. und M. 1.20.
In **Mainz:** M. J. Rückert, Silberwaren.
In **Stuttgart:** Otto Wennberg, Juwelier, Königsstr. 19a.
In **Weissenfels:** A. Eichapfel, Juwelier.
General-Agent:
P. G. Schmidt, Friedenau-Berlin.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Zu korpulent

6te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 60 Pfg. Zu beziehen von **L. Pietsch,** Chemisches Laboratorium, **Dresden-Blasewitz. V.**

Kanton Unterwalden. Engelberg Schweiz. 1019 M. ü. M.

Route Luzern-Stansstaad (Vierwaldstätter-See) -Engelberg (Elektr. Bahn)

Hotel Titlis

I. Rang. 240 Betten. Personenaufzug. Elektr. Beleuchtung in allen Räumen. Parkanlagen. Zimmer- und Pensionstarif zur Verfügung.
Gegenüber dem Hotel Titlis wird mit Mai 1899 die neue

Kaltwasserheilanstalt

ein Etablissem. I. Rang. mit 250 Betten u. allem modern. Komfort eingerichtet,

neu eröffnet.

Die Anstalt entspricht auch den weitgehendsten Anforderungen der heutigen Wissenschaft und bietet alles, was auf dem Gebiete der Wasser-, mechanischen und elektrischen Behandlung gefordert werden kann. Saison Mai bis Oktober. Prospekt.

Der Besitzer: **Ed. Cattani.**

Sommersprossen

verschwinden vollkommen in **7 Tagen** mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: **Theodor Lechky,** dipl. Apoth. in **Prag,** Brenntegasse 18.

!!! DAMEN !!! können sich durch Vorzeichnen von Stickmustern hohen Verdienst erwerben (leicht zu erlernen). Maschine hierzu 300 M. Prosp. L. Neumayer & Co., Merseburg a. S.

Peinlich saubere Ausführung und grösste Haltbarkeit

sind die Vorzüge der

„Wanderer“.

Wanderer-Fahrradwerke vorm. Winklhofer & Jaenicke
Chemnitz-Schönau.

Backt mit

Dr. Oetker's Backpulver

Briefmappe.

R. v. in M. Der deutsche Nationalverein wurde am 24. August 1859 in Eisenach begründet. Der Hauptzweck bestand in der Agitation für Errichtung des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung. Nach Begründung des Norddeutschen Bundes löste sich der Verein im Herbst 1867 auf.

R. E. in B. Durch Verträge sind für neutral erklärt die folgenden europäischen Staaten: die Schweiz (durch die Pariser Akte vom 20. November 1815), Belgien (Londoner Vertrag vom 15. November 1814) und Luxemburg (Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867), ferner der Kongostaat (Berliner Akte vom 26. Februar 1885).

O. v. H. in E. Nach dem Tode des Erbprinzen Alfred, einzigen Sohnes des regierenden Herzogs gleichen Namens, ist der nächstberechtigte Thronerbe im Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha der Herzog Arthur von Connaught (geboren 1. Mai 1850, seit 13. März 1879 vermählt mit der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, Tochter des verewigten Prinzen Friedrich Carl). Zeitungsnachrichten zufolge soll in dem jüngst zu Nizza unter dem Vorsitz der Königin Viktoria gehaltenen Familienrat der Herzog von Connaught zu Gunsten seines Sohnes Arthur (geboren 13. Januar 1883) auf die Thronfolge in Sachsen-Koburg verzichtet haben. Es würde also nach menschlicher Berechnung dereinst ein Enkel des berühmten preußischen und deutschen Heerführers die Herzogskrone tragen.

Hella S. in New York. Herzlichen Dank und Gruß! Wir haben Ihren Wunsch dem Autor übermittelt.

G. in S. Eine illustrierte französische Jugendzeitschrift besteht in dem Blatte „La Famille“ (Paris, Rue Cadet 7, jährlich 10 Franken).

J. C. F. in Nürnberg. Die Wochenschrift „Praktischer Ratgeber im Obst- und Gartenbau“ (Frankfurt a. O., vierteljährlich 1 Mark). Dorthin mögen Sie sich auch wegen Ihrer andern Anfrage wenden.

Alter Abonnent in H. Wir wollen sehen, ob sich Ihr Wunsch erfüllen läßt.

Hermann K. in N., N. J. H. in G., Alfred G. in M., F. P. in O., A. v. N. in T., Walter K. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

U. L. in F. Sie erhalten genaue Auskunft durch das Buch „Bäder und Sommerfrischen im bayrischen Hochland und Allgäu“ (München, Ph. L. Jung, 1,50 Mark).

J. K. in L. Wir veröffentlichen nur Originalbeiträge, die noch nicht gedruckt worden sind.

Ueber die Pflege der Zähne wird heutigentags so viel geschrieben, und mit Recht. Leider aber wird im allgemeinen immer noch zu wenig beachtet, wie sehr unsre Gesundheit und unser Wohlbefinden von der sorgfältigen Pflege der Zähne abhängt. Durch deren regelmäßige Reinigung kann die Gesundheit und Schönheit der Zähne bis ins hohe Alter erhalten werden. Unter den Zahnreinigungsmitteln, die so zahlreich empfohlen werden, hat sich „Sargs Kalodont“, fabriziert von F. A. Sargs Sohn & Cie., k. und k. Hoflieferanten in Liesing bei Wien, einen ersten Platz errungen und behauptet, da es ohne Gefahr selbst für das zarteste Email der Zähne von Kindern verwendet werden kann. — Auch die von der genannten Firma hergestellten Glycerin-Toilette-Seifen erfreuen sich großer Beliebtheit und sind von Autoritäten wie J. von Liebig, F. Wöhler, Professor Hebra und so weiter bestens empfohlen worden.

Allgemeine deutsche Sport-Ausstellung MÜNCHEN

Zahlreiche sportliche Vorführungen, Wettbewerbungen und Festlichkeiten aller Art.

für **Jagd-** u. **Hunde-**Sport, **Schiess-, Fischerei-, Reit-** und **Fahr-, Brief-Tauben-**Sport, **Körperliche Uebung, Berg-, Wasser-, Radfahr-** und **Automobil-**Sport, **Luftschifffahrt, Spiel-Sport, Sammel-Sport** u. Andere.

Unter dem Allerhöchsten Protektorate Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.

15. Juni **1899** bis 16. Oktober

Täglich geöffnet von 9 Uhr Vormittags.
Regelmässige Konzerte Nachmittags und Abends.

STOEWER'S GREIF SIND TADELLOS GEBAUT.

Greif No. 31a = $10\frac{1}{2}$ Ko.
Greif No. 31 = 12 Ko.
(schneidigste Halbrenner am Markt).
Greif No. 36 hochelegantes **Damenrad.**

Bernh. Stoewer, A. G. Stettin.

ca. 21000 Fahrräder.
ca. 52000 Nähmaschinen.
ca. 1600 Arbeiter.

Patent-Motor-Wagen „Benz“

— Ersatz für Pferde. — Für 2, 4, 6, 8 und 12 Personen.

Preis von M. 2200.— an
mit ca. 3pferdigem Motor.

Bis 1. Nov. 1898 wurden **1600** Wagen abgeliefert.

Bei den Wettfahrten „Paris-Bordeaux“ — „Paris-Marseille“ — „Chicago“ — „Marseille-Nice“ glänzende Resultate erzielt.

Vertretungen und **Lager** in Berlin, Dresden, Crefeld, Paris, London, Brüssel, St. Petersburg, Moskau, Nymwegen, Wien, Budapest, Mailand, Basel, Copenhagen, Buenos-Aires, Singapore, Mexiko, Bombay, Capetown.

Benz & Co., Rheinische Gasmotoren-Fabrik, **Mannheim** (Baden).

Gossmann's Natur-Heilanstalt.

Wilhelmshöhe bei Cassel.

Anerkannt schönste Naturheilanstalt, direkt am weltberühmten **Wilhelmshöher Park** (Lieblingsaufenthalt der kaiserl. Familie). Reinste ozonr. Luft. **Physikal.-diätet. Heilmethode.** Hervorr. Einricht. f. **Luft-Lichtstationen, Sonnenbäder.** Erfolgr. Behandlung bei Erkrankung der **Nerven, Atmungsorgane, Magen-, Leber-, Nieren-** u. **Blasenleiden, Schwächezuständen** und **Folgen der Quecksilberbehandlung, Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden** (Thure Brandt-Massage d. d. Aerztin). Vorzügliche Heilerfolge bei **Tropenkrankheiten**, bes. **Malaria**, auch **Winterkur** bei allem Comfort. — **Herrlicher Aufenthalt für Erholungsbedürftige.** Approbierter Arzt und Aerztin. Näheres im Prospekt.

Jung und dabei gut vorbereitet soll der angehende Marinekadett sein.

Wissenschaftliche Lehranstalt für angehende Marinekadetten zu Kiel.

1. Kursus: Vorbereitung auf die oberen Klassen eines **Realgymnasiums** in verhältnismäßig kurzer Zeit. **Gymnasiasten mindestens ohne Zeitverlust.**
2. Kursus: Vorbereitung auf das Kadetteneintrittsexamen selbst. (Examensfächer sind: Mathematik, Physik, Französisch [incl. Conversation], Englisch [incl. Conversation] und Zeichnen.
Circa 600 Marinekadetten sind bisher aus der Anstalt hervorgegangen.

Dir. Dr. Schrader.

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die verbesserte Leube-Rosenthal'sche Fleischsolution

der Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ)* — Jena — das leicht verdaulichste Nahrungsmittel für **Magen- und Darmkranke,** ein vorzügliches Kräftigungsmittel f. Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. Vorrätig in den Apotheken; nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direkt.

* Um das **Originalpräparat** zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Teil von Süddeutschland und auf die Alpen. Prächtige ausgedehnte Hochwälder, romantische Thäler und Felspartien, viele Gebirgsseen, Wasserfälle, Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Interessante Gebirgsbahnen. Weltberühmte Badeorte mit heissen und kalten, mineralischen und säuerlichen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke. Erholung für Ermüdete. Geeignet zu kurzen Wanderungen wie zum längeren Verweilen. Vortrefflicher Aufenthalt als Uebergang zum Hochgebirge, sowie als Nachkur bei der Rückkehr aus dem Süden. Mildes Klima der geschützten Thäler, das auch im Frühjahr und im Herbst eine Erholungskur ermöglicht. Bequeme Reiseverbindungen, gutgehaltene Strassen und Fusswege. Zahlreiche Aussichtstürme und Rasthäuser. Intelligente, gutmütige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. — **Verein Schwarzwälder Gastwirte**, der allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung sichert und durch seine **Geschäftsstelle in Hornberg** (Schwarzwaldbahn) die Liste seiner Mitglieder mit Orientierungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes unentgeltlich versendet.

Naturheilanstalt Sonneberg b. Coburg.

Herrliche Lage am Südabhange des Thüringer Waldes. Individuelle Behandlung chron. Krankheiten; anerkannte Heilerfolge! Preise mäßig! Prospekte d. d. Direktor **Dr. Kayser.**

Nordseebad Helgoland.

Kühler Sommer. Warmer Herbst.
Jagd, Fischfang, Segelsport, Theater, Concerte, Reunions etc. — Ausführliche Prospekte in den Bureaux des Nordseebäder-Verbandes und der Firma Rudolf Mosse. Nähere Auskunft erteilt die **Bade-Direction.**

Kranken-Wagen,

Ruhestühle für Strasse u. Zimmer, Closets, Bidets etc. **Verstellbare Keilkissen** für Asthmatiker, Wöchnerinnen etc. Preis 22 M. Man verlange Catalog IV. grat. u. franko. **R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik,** Berlin, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Bad Salzschlirf.

Saison 15. Mai bis 30. September.

SCHUTZMARKE — ST. BONIFACIUS

Sool- u. **Moorbäder. Bonifaciusbrunnen** (Lithiumquelle) **Eisen-, Schwefel-** u. **Bitterwasserquelle.** Vortreffliches Klima. Unübertroffene Heilerfolge bei **Gicht, Nieren-** und **Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen-** und **Gallensteinen, Rheumatismus, Leber-, Magen-** und **Unterleibsleiden, Hämorrhoiden** und **Verstopfung.** Prospekte und Wohnungsnachweis durch die **Brunnen-** und **Badeverwaltung** in **Salzschlirf** (Station der Bahn Fulda-Gießen). Zu **Trinkkuren** im **Hause** ist der **Bonifaciusbrunnen** (nebst Gebrauchsanweisung) durch die Mineralwasserhandlungen oder direkt durch die Brunnenverwaltung in Salzschlirf zu beziehen. **Badearzt: Sanitätsrat Dr. Gemmel.**

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art.

Name als „Marke“ geschützt.

„Pulver“ verlange man in den Apotheken ausdrücklich mit der Aufschrift „Migränin“.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke Höchst a. M.**, Deutschland.

Goddard's Plate Powder

(Putz-Pulver ohne Quecksilber).
Das Beste zum Putzen und Polieren von feinsten Gold- und Silber-Sachen. Erzielt bei wenig Arbeit hohen Glanz, **ohne zu schrammen** oder sonst das Metall anzugreifen. Spart Zeit. **Ein** Versuch veranlasst dauernden Gebrauch. Verkauf in Schachteln à 60 Pfg. und M. 1.20.
In **Mainz:** M. J. Rückert, Silberwaren.
In **Stuttgart:** Otto Wennberg, Juwelier, Königsstr. 19a.
In **Weissenfels:** A. Eichapfel, Juwelier.
General-Agent:
P. G. Schmidt, Friedenau-Berlin.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Zu korpulent

6te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 60 Pfg. Zu beziehen von **L. Pietsch,** Chemisches Laboratorium, **Dresden-Blasewitz. V.**

Kanton Unterwalden. **Engelberg** Schweiz. 1019 M. ü. M.

Route Luzern-Stansstaad (Vierwaldstätter-See) -Engelberg (Elektr. Bahn)

Hotel Titlis

I. Rang. 240 Betten. Personenaufzug. Elektr. Beleuchtung in allen Räumen. Parkanlagen. Zimmer- und Pensionstarif zur Verfügung.
Gegenüber dem Hotel Titlis wird mit Mai 1899 die neue

Kaltwasserheilanstalt

ein Etablissem. I. Rang. mit 250 Betten u. allem modern. Komfort eingerichtet,

neu eröffnet.

Die Anstalt entspricht auch den weitgehendsten Anforderungen der heutigen Wissenschaft und bietet alles, was auf dem Gebiete der Wasser-, mechanischen und elektrischen Behandlung gefordert werden kann. Saison Mai bis Oktober. Prospekt.
Der Besitzer: **Ed. Cattani.**

Sommersprossen

verschwinden vollkommen in **7 Tagen** mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu *M.* 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: **Theodor Lechky,** dipl. Apoth. in **Prag,** Brenntegasse 18.

!!! DAMEN !!! können sich durch Vorzeichnen von **Stickmustern** hohen Verdienst erwerben (leicht zu erlernen). Maschine hierzu 300 M. Prosp. L. Neumayer & Co., Merseburg a. S.

Peinlich saubere Ausführung und grösste Haltbarkeit sind die Vorzüge der

„Wanderer“.

Wanderer-Fahrradwerke vorm. Winklhofer & Jaenicke
Chemnitz-Schönau.

Backt mit

Dr. Oetker's Backpulver

Briefmappe.

R. v. in M. Der deutsche Nationalverein wurde am 24. August 1859 in Eisenach begründet. Der Hauptzweck bestand in der Agitation für Errichtung des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung. Nach Begründung des Norddeutschen Bundes löste sich der Verein im Herbst 1867 auf.

R. E. in B. Durch Verträge sind für neutral erklärt die folgenden europäischen Staaten: die **Schweiz** (durch die Pariser Akte vom 20. November 1815), **Belgien** (Londoner Vertrag vom 15. November 1814) und **Luxemburg** (Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867), ferner der **Kongostaat** (Berliner Akte vom 26. Februar 1885).

O. v. H. in E. Nach dem Tode des Erbprinzen Alfred, einzigen Sohnes des regierenden Herzogs gleichen Namens, ist der nächstberechtigte Thronerbe im **Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha** der Herzog Arthur von Connaught (geboren 1. Mai 1850, seit 13. März 1879 vermählt mit der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, Tochter des verewigten Prinzen Friedrich Carl). Zeitungsnachrichten zufolge soll in dem jüngst zu Nizza unter dem Vorsitz der Königin Viktoria gehaltenen Familienrat der Herzog von Connaught zu Gunsten seines Sohnes Arthur (geboren 13. Januar 1883) auf die Thronfolge in Sachsen-Koburg verzichtet haben. Es würde also nach menschlicher Berechnung dereinst ein Enkel des berühmten preußischen und deutschen Heerführers die Herzogskrone tragen.

Hella S. in New York. Herzlichen Dank und Gruß! Wir haben Ihren Wunsch dem Autor übermittelt.

G. in S. Eine illustrierte französische Jugendzeitschrift besteht in dem Blatte „La Famille“ (Paris, Rue Cadet 7, jährlich 10 Franken).

J. C. F. in Nürnberg. Die Wochenschrift „**Praktischer Ratgeber im Obst- und Gartenbau**“ (Frankfurt a. O., vierteljährlich 1 Mark). Dorthin mögen Sie sich auch wegen Ihrer andern Anfrage wenden.

Alter Abonnent in H. Wir wollen sehen, ob sich Ihr Wunsch erfüllen läßt.

Hermann K. in N., N. J. H. in G., Alfred G. in M., F. P. in O., A. v. N. in T., Walter K. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

U. L. in F. Sie erhalten genaue Auskunft durch das Buch „**Bäder und Sommerfrischen im bayrischen Hochland und Allgäu**“ (München, Ph. L. Jung, 1,50 Mark).

J. K. in L. Wir veröffentlichen nur Originalbeiträge, die noch nicht gedruckt worden sind.

Ueber die Pflege der Zähne wird heutigentags so viel geschrieben, und mit Recht. Leider aber wird im allgemeinen immer noch zu wenig beachtet, wie sehr unsre Gesundheit und unser Wohlbefinden von der sorgfältigen Pflege der Zähne abhängt. Durch deren regelmäßige Reinigung kann die Gesundheit und Schönheit der Zähne bis ins hohe Alter erhalten werden. Unter den Zahnreinigungsmitteln, die so zahlreich empfohlen werden, hat sich „Sargs Kalodont“, fabriziert von F. A. Sargs Sohn & Cie., k. und k. Hoflieferanten in Liesing bei Wien, einen ersten Platz errungen und behauptet, da es ohne Gefahr selbst für das zarteste Email der Zähne von Kindern verwendet werden kann. — Auch die von der genannten Firma hergestellten Glycerin-Toilette-Seifen erfreuen sich großer Beliebtheit und sind von Autoritäten wie J. von Liebig, F. Wöhler, Professor Hebra und so weiter bestens empfohlen worden.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Haus-, Jagd- u. Wirtschafts-Joppen.

Einreihige Joppenform mit Umlegekragen.

Nr. 4270. Grünlicher Baumwollstoff, luft- und waschecht, ohne Futter. Mit drei Taschen ohne Klappen und mit Gummizug. Ausserordentlich preiswert . . . . M. 1.50.

Nr. 4271. Grünlicher Baumwollstoff in besserer Qualität. Ohne Futter, mit Gummizug und drei Taschen ohne Klappen. Beliebter Haus- und Bureaurock . . . . M. 2.50.

Nr. 4272. Modebrauner Baumwollstoff. Diagonalmuster, ohne Futter, mit Gummizug und drei Taschen ohne Klappen. Sehr haltbar . . . . M. 3.25.

Nr. 4861. Grünliches Jagdleinen, wasserdicht präpariert, ohne Futter, mit Gummizug und drei Taschen ohne Klappen. Sehr praktisch für Jäger und Landwirte . . . . . . M. 5.—.

Nr. 5087. Halbwollener melierter Diagonalstoff, modebraun, ohne Futter, mit Gummizug und vier Taschen ohne Klappen. Ausserordentlich preiswert . . . . . . M. 5.—.

Nr. 5088. Guter melierter Diagonalloden, ohne Futter, mit Taillenriegel und fünf Taschen ohne Klappen. Sehr beliebt und preiswert. **Grünlich** oder **dunkelmodebraun** . M. 6.50.

Nr. 5089. Feiner melierter Loden, in den Aermeln gefüttert, mit Gummizug und fünf Taschen. Sehr praktische Joppe für jeden Gebrauch. **Dunkelgrau** oder **dunkelgrünlichbraun** . . . . M. 8.—.

Nr. 5090. Kräftiger melierter Sommerloden, wasserdicht präpariert, in den Aermeln gefüttert, Achseln wattiert. Mit fünf Taschen ohne Klappen und mit Taillenriegel. Beliebte Jagd- und Wirtschaftsjoppe. **Mittelgrau** oder **dunkelmodebraun** . . . . M. 8.75.

Nr. 5091. Feiner melierter Loden, wasserdicht präpariert, in den Aermeln gefüttert, mit Taillenriegel und fünf Taschen, Achseln wattiert. Elegante Jagd- und Touristenjoppe. **Grünlich** oder **mittelmodebraun** . . . . M. 11.—.

Nr. 5092. Sehr feiner melierter Sommerloden, in den Aermeln gefüttert, Achseln wattiert, mit fünf Taschen und Taillenriegel. Elegante Joppe, für jeden Gebrauch passend. **Mittelmodebraun** oder **grünlich** . . . . M. 12.50.

Nr. 5093. Feinster weicher Loden, wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter, Gummizug und fünf Taschen. Hochelegant und solid. **Dunkelgrünlichbraun** oder **modebraun** . . M. 15.—.

Einreihige Form mit Umlegekragen, Sattel, Brust- und Rückenfalten.

Nr. 4869. Guter grünlicher, sehr dauerhafter Zwirnstoff, luft- und waschecht, ohne Futter, mit Gummizug und fünf Taschen. Sehr praktische und beliebte Jagdjoppe . M. 5.—.

Nr. 4870. Grünliches, äusserst leichtes Jagdleinen, ohne Futter, mit Gummizug und fünf Taschen. Ausserordentlich beliebte Sommerjagdjoppe . . . . M. 7.25.

Nr. 5094. Feiner melierter Loden, mit Aermelfutter und gefüttertem Achselstück, Gummizug und fünf Taschen. Praktisch und solid. **Grünlichbraun** oder **dunkelgrau** . M. 11.50.

Nr. 5095. Bester gezwirnter Loden, mit Aermelfutter und wattierten Achseln, fünf Taschen ohne Knöpfvorrichtung und nur im Rücken mit Falten. Ausserordentlich haltbar, elegant und wetterfest. **Mittelmodebraun** oder **dunkelmodebraun** . . . . M. 17.50.

Unseren mit über 4000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog u. Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.

Herren-Anzüge, Havelocks, Sommer-Paletots, Herren-Beinkleider, Sommer-Jaquets und Westen.

Premier Fahrräder seit 24 Jahren Erste Marke

HELICAL PREMIER

The Premier Cycle Co. Ltd.

Nürnberg-Doos. — Berlin O. 27. — Eger (Böhmen).

Weber's Würfel-Thee

Otto E. Weber

Radebeul-Dresden.

garantirt aus ächt chinesischen Theeblättern gepresst, **haltbarer** (aromatischer), **praktischer** und **ausgiebiger**, daher sparsamer als loser Thee.

In Packungen zu 20, 25, 30 u. 40 Pf.

*Behufs rascher, allgemeiner Einführung liefert die Fabrik von **Otto E. Weber, Radebeul-Dresden**, nach Orten, wo noch keine Niederlagen, Probeaufträge von M. 3 an, franko Nachnahme an Jedermann.*

Richard Maune, Dresden,
Marienstraße 32,
fabriziert **Krankenfahrstühle**
für Zimmer und Straße, Selbstfahrer, Universalstühle, verstellbare Ruhestühle, Closetstühle, Lesetische, Krankenmöbel jeder Art.

Verstellbare Kopfkissen,
unentbehrlich f. Brust-, Asthma-, Rheumatismus- u. Rückenleidende, sowie f. Wöchnerinnen, Korpulente und an Schlaflosigkeit Leidende; in jede Lage leicht stellbar. Preis in bester Ausführung mit Sprungfedern und Haarpolster ℳ 20.—, innerhalb Deutschland franko ℳ 22.—. Angabe der innern Bettbreite.

Kataloge gratis.

Dampframmen.

Direct wirkende **Patent-Rammen.**

Direct wirkende *Lacour'sche Rammen.*

Rammen mit endloser Kette.

Rammen mit rücklaufender Kette.

Elektrische Rammen.

Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen für Rammen.

Alle Systeme und Grössen auf Lager

MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

HOHENLOHE'SCHES HAFER-MEHL

einzig richtiger Zusatz zur Kuhmilch für kleine Kinder und Magenleidende. Niederlagen durch Plakate kenntlich.

REINIGT DAS BLUT

DURCH HEILSAME PFLANZEN!

Das ausgezeichnetste Mittel hierfür ist der

THEE CHAMBARD

als leichtes Abführmittel jederzeit, mit besonderem Erfolg aber im Frühling von Jedermann zu gebrauchen.

ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN

GENERAL-DEPÔT: **ZAHN & SEEGER**, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.
Die Schachtel 1 Mark.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der bekannte **photograph. Apparat**

Phönix.

Praktischster und billigster Apparat, **kein Spielzeug!** Jeder kann damit **ohne Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen.
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Bilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Chocolat SUCHARD

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

ODONTA

ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Kolnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Dr. Harang's Halle S. Einj.-Institut.

Vorbereitung zum **Einj.-Prim.-Abitur.-Exam.** — 135 Schüler bestand. s. 1894, darunter 93 Einj. — 35 Pensionäre. — Prospekt

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

No 29.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Grete Brinkmann hatte sich am Fuße einer mächtigen Eiche niedergelassen und saß dort ganz still wie ein Reh, das sich niederduckt und äugt; sie hörte die Schritte des Mannes im vorjährigen Laub rascheln und begann aus Ranken wilden Epheus einen Kranz zusammenzubasteln. Aber es war keine Andacht und keine Liebe bei der Sache.

Und dann befand Hugo sich plötzlich an ihrer Seite, warf sich ohne Rücksicht auf seinen schönen hellgrauen Anzug in das Moos nieder und sagte:

„Nun kommen Sie mir nicht mehr aus, Fräulein Grete; heute muß sich die Sache entscheiden, und das werden Sie sich ja wohl selber gesagt haben.“

Sie blickte ihn mit ihren klugen, grauen Augen an und schüttelte leise den Kopf.

„Daß Sie eine Thorheit begehen wollen, lieber Freund. Ich darf Sie doch so nennen?“

„Ein andrer Ausdruck würde mir tröstlicher sein,“ sagte er leise und zupfte am Moos.

„Lassen wir es vorläufig mal bei dem ersten.“

Sie sah ihn an, halb lächelnd und halb mitleidig, und dann gab sie ihm plötzlich den Epheukranz.

„Da, den haben Sie verdient. Herr Becker erzählte mir, daß Sie Ihren ersten Erfolg errungen haben. Dem Dichter gehört der Kranz.“

Er nahm das Rankengeflecht und legte es neben sich. „Danke. Aber ich will kein Grünfutter — ich will Sie, Grete.“

Er hatte sie schon häufiger „Fräulein Gretchen“ genannt, und sie hatte es sich gefallen lassen. Aber nun kam er schlankweg mit „Grete“, und das wurde bedenklich.

Sie verlor indessen nicht die Fassung, sondern legte das Kinn in die Hand und machte ein ernsthaftes Gesicht.

„Es mußte wohl schließlich so kommen,“ sagte sie. „Eine Weile wird das Ding Freundschaft genannt, und man freut sich darüber. Dann verfallen die Männer auf Dummheiten. Schade!“

„Haben Sie mich denn nicht ein bißchen lieb, Gretchen?“

Er gab sich einen kleinen Ruck, und sie zog die Fußspitze unter das Kleid.

„Nehmen Sie doch nur Vernunft an, Hugo. Was soll denn das werden?“

„Mann und Frau!“ entgegnete er rasch, und rutschte abermals etwas näher. Nun lag er schon fast zu ihren Füßen, und Grete seufzte ein wenig.

„Ach du lieber Gott, eine Künstlerehe! Sie haben nichts, und ich habe nichts; wir können doch nicht von Wurzeln und Waldbeeren leben!“

„Zur Not schon,“ meinte er zuversichtlicher. „Wir sind doch bisher nicht Hungers gestorben, Sie und ich. Freilich — später —“

Er biß sich auf die Lippen und sah nachdenklich in die Luft.

„Freilich —“ wiederholte Grete und blickte ebenfalls in die Luft.

Und da dachten sie sich beide etwas.

Plötzlich fing er mit „du“ an.

„Ich will dir etwas sagen, liebe Grete. Ueber die Hauptsache sind wir uns ja einig —“

„So?“

„Nämlich, daß wir uns lieb haben —“

Jetzt wollte Grete aufstehen, aber er legte seine Hand auf ihren Arm, und da mußte sie sitzen bleiben.

„Daß wir einander sehr gut sind,“ wiederholte er mit einem zärtlichen Blick. „Ich hatte dieses Gefühl schon lange, aber zum richtigen Durchbruch kam es erst heute — oder gestern, mit der Aussicht auf etwas Sicheres, weißt du —“

1819/89 Min Port Klaus Groth

(Klaus Groth im siebzigsten Lebensjahre. Zu dem Artikel Seite 469.)

Margarete Brinkmann duldete es, daß er seinen Satz unterbrach, sich jetzt vollends neben sie setzte und seinen Arm ganz leise um ihre Schultern legte.

Sie war kein zimperliches Mädchen, und daß einer ihr ganz ernsthaft vom Heiraten sprach, dünkte sie nicht gerade schrecklich.

Aber es lag doch etwas auf ihrer Seele, und plötzlich kam es zum Durchbruch.

„Lieber Hugo," sagte sie sehr herzlich, aber doch anders, wie angehende Bräute zu sprechen pflegen, „das ist alles recht schön und gut. Wir kennen uns nun ziemlich lange, und ich glaube, daß Sie — ich glaube, daß du es ehrlich mit mir im Sinne hast. Ich könnte mich auch recht wohl entschließen, deine Frau zu werden — lieber deine Frau als die eines andern. Aber es sind Bedenken dabei, die ich dir nicht verhehlen darf; verzeih mir, daß ich in diesem Augenblick so ruhig und vernünftig darüber rede.

„Wenn du irgend ein Amt hättest, Hugo, und wäre es auch noch so klein, oder wenn du auch nur ein Handwerk betriebest, dann würde ich freudig meine Hand in deine Hand legen und getrost mit dir durch das Leben gehen; aber du hast dir einen Beruf erwählt, der ja sehr schön ist und sehr ideal, und der dich frei macht von vielen Plagen, die ein gewöhnliches Menschenkind auf sich nehmen muß. Ich fürchte mich trotzdem vor diesem Beruf. Er verträgt keine Sorgen, Hugo, am wenigsten solche, wie die Ehe sie mit sich bringt, denn der Schriftsteller soll mit der Ruhe und Heiterkeit seines Geistes Handel treiben, und wenn einmal eine Kette da ist, die den Flug seiner Gedanken zu Boden zieht, dann wird die Ware wertlos, und dann ist der Bankerott da . . . Du sollst mich nicht mißverstehen, Lieber. Ich fürchte nicht für mich den Augenblick, wo das Werk eines Jahres mißglückt vor dir liegt und keine Früchte tragen will, aber ich fürchte ihn für dich. Der ledige freie Mann kann ein Jahr verlieren, er rafft sich wieder auf und beginnt den Kampf aufs neue, aber ein Schriftsteller, der die Sorge um andre auf sich geladen hat, der bleibt, wenn er einmal zu Boden gestreckt wurde, im Staube liegen, und die schöpferische Kraft seines Geistes verrinnt im Sand."

Hugo Stolle hatte seinen Arm langsam von Margaretes Schulter niedergleiten lassen und blickte finster vor sich nieder. Er raffte eine Handvoll welke Blätter vom Waldboden auf, betrachtete sie nachdenklich und streute sie dann in die Luft.

„Das mißglückte Werk," sagte er endlich langsam. „Ich verstehe dich, Margarete, deine Gedanken haben etwas andres ausgedrückt als deine Worte. Wer eine schöpferische Kraft besitzt, der läßt sich nicht zu Boden strecken, er muß wieder empor. Aber du glaubst nicht an meinen schriftstellerischen Beruf, meine Arbeit ist in deinen Augen nur ein Notbehelf. Und du willst nicht die Gefahr auf dich nehmen, an der Seite eines berufslosen Mannes zu leben. Ist es nicht so?"

Sie sah ihn nicht an.

„Ich wollte, Hugo, daß du deinem ursprünglichen Lebensplan nicht treulos geworden wärest. Aber es ist auch jetzt noch nicht zu spät, ihn wieder aufzunehmen. Ich würde gern warten."

Wie ein Hauch flog die leise Bitte zu ihm hinüber, und er stand in diesem Augenblick am Scheidewege. Aber in seiner Brust stieg ein schmerzlicher Groll auf, der das Nachdenken verwirrte.

„Also auch du," sagte er rauh und erhob sich, „du wie alle andern! Was ich bisher geleistet habe, ist nichts, was ich künftig leisten werde, wird weniger als nichts sein. Du glaubst nicht an mich, du liebst mich nicht."

Auch Margarete hatte ihren Platz verlassen, und so standen die beiden jungen Menschenkinder einander gegenüber.

Es war ein Nachmittagswind aufgewacht, und er schauerte über ihre Köpfe hin. Keine Sonne, keine freundlichen Lichter im Walde.

„Du thust mir weh," sagte das Mädchen leise. „Wie gerne wollte ich an dich glauben, Hugo, und wie glücklich wäre ich über deinen Ruhm. Aber dann mußt du ein großes Werk vollbringen — etwas Dauerndes. In die Mode kannst du ja kommen, ohne ein wirklicher Meister zu sein, vielleicht sogar schneller als ein Meister; aber das wäre mir um deinetwillen nicht genug, und es würde keinen Bestand haben. Mode ist Flitter und Wind."

Margarete sah sehr hübsch und begehrenswert aus, wie sie so dastand und mit den roten Lippen verständige Dinge sagte. Es lag in dem etwas blaß gewordenen Gesicht und in der ganzen jungfräulichen Erscheinung etwas Herbes, Unnahbares, was den Mann reizte, diese Hülle zu sprengen. Dann mußte es köstlich sein, wenn diese selbigen Lippen Unverständiges stammelten. Hugo richtete sich plötzlich auf, und aus seinen Augen leuchtete ein Entschluß.

„Margarete," sagte er ernst und feierlich, „ich hatte gehofft, daß diese Unterredung anders werden sollte. Aber vielleicht hast du recht. Ich bin bereit, dir zuliebe und in der Hoffnung auf deinen Besitz meine Studien wieder aufzunehmen, aber ich will das nicht thun ohne einen letzten Versuch. Wenn du es aufrichtig meinst, dann mußt du mir diese Probe gönnen, und ich kann verlangen, daß du sie abwartest. Was ich bis jetzt geleistet habe, war nichts, es war Fronarbeit. Auch mein letztes Werk rechne ich dazu, aber gerade das giebt mir die Möglichkeit, den großen Wurf ohne Hast zu wagen. Ich brauche dazu ein Jahr — gieb mir das Jahr, wir sind beide jung. Wenn ich dann als Sieger zu dir komme, dann sollst du die Frau eines Dichters von Gottes Gnaden werden; unterliege ich, was Gott verhüten möge, dann soll die Vergangenheit abgestreift sein; ich will mein Examen machen und in die Verbannung gehen. Mit dir, Margarete, wenn du mich dann noch magst. Soll das ein Wort sein?"

„Es soll eine That sein," entgegnete sie schlicht und reichte ihm die Hand.

Er machte den leisen, zaghaften Versuch, das Mädchen näher an sich heranzuziehen, aber er fand einen ebenso leisen Widerstand und ließ davon ab.

Und dann stellte er die seltsamste Frage, die wohl überhaupt zwischen einem Manne und einem Weibe aufgeworfen werden kann, zumal wenn sie noch beide jung sind und gleich weit entfernt von der kühlen Berechnung des Alters.

Er fragte: „Sind wir denn nun eigentlich miteinander verlobt, Margarete?"

„Du sollst ganz frei sein," entgegnete sie rasch. „Nicht der leiseste Gedanke an einen Zwang soll deine Seele belasten, denn nur so wirst du dein Vorhaben ausführen können. Wenn das Jahr herum ist, das du dir selber gesetzt hast, ist es an der Zeit, ein Wort zu geben oder es zu unterlassen; mich selbst wirst du nach diesem Jahre wiederfinden wie heute, oder ich müßte gestorben sein, Hugo." —

Inzwischen waren Becker und Frau Brinkmann auf ein Familiengespräch verfallen, wie es gesetzten Leuten zukommt.

„Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, hochverehrte Frau Pastorin," sagte der Mime, „daß ich Ihnen eine Zigarette angeboten habe. In meinen Kreisen rauchen alle Damen, und man findet nichts Anstößiges daran, aber Sie mögen es wohl anders gewohnt sein. Nicht wahr, mit Komikern sind Sie bisher ziemlich wenig in Berührung gekommen?"

„Niemals," entgegnete Frau Brinkmann ernsthaft, „aber ich finde, daß sehr angenehme Leute darunter sind. Nein, Herr Becker, die Kreise, in denen ich aufgewachsen bin, waren so ganz anders — mein Vater war Schullehrer."

Sie seufzte, und der Schauspieler machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Das ist doch noch wenigstens was. Der meinige war Flickschuster oder eigentlich Schuhflicker, denn die Leute sagten, von der Schusterei hätte er nur wenig verstanden; er war ein großer Philosoph — Gott hab' ihn selig."

„Mein Vater grübelte auch viel," nahm Frau Brinkmann wieder das Wort. „Die furchtbare Einsamkeit brachte ihn wohl darauf."

„So, die Einsamkeit. Wo war denn das? Mich dünkt, Frau Pastorin, Ihre Aussprache klingt nicht nach bayrisch Bier und Knödeln. Sie ist natürlich feiner, meine ich. Wo sind Sie geboren?"

„In Jütland an der Jammerbucht. Ich bin eine Dänin."

„Also deshalb diese weichen Laute, die ich auch an Ihrem Fräulein Tochter bewundert habe!"

Frau Brinkmann lächelte und strich die Falten ihres Kleides glatt. Becker aber fuhr fort:

„Von der Jammerbucht habe ich schon gehört; das muß ja eine höchst interessante Gegend sein."

„Eine unbekannte Wüste," sagte die alte Dame, in der Erinnerung wehmütig lächelnd. „Dänemark ist ja nicht groß, und man sollte denken, daß die Herren in Kopenhagen jeden Fußbreit Landes kennen, aber wenn mal einer zu uns hinauskam, dann hatte ich immer das Gefühl, als ob er auf Entdeckungen ausginge. Zwei- oder dreimal ist das während meiner Mädchenjahre geschehen, öfter nicht. Wir waren vergessen, Herr Becker, und wie sollte das auch anders sein? Meilenweit kein Städtchen und kaum ein Dorf; im Sand und Moor verstreute Hütten; längs der Küste wilde, zerrissene Dünen, davor das unheimliche, gefürchtete Skagerrak. Schiffe sahen wir nur am Horizont, sie fürchteten die Riffe und den Strand; was zu uns kam, waren Trümmer und Leichen."

Franz Becker schüttelte sich ein wenig.

„Das muß furchtbar nett gewesen sein — pfui Teufel! Und dennoch höre ich aus Ihrer Beschreibung einen Laut — ich glaube wahrhaftig, Frau Pastorin, Sie haben den Jammer nach dieser Jammerbucht!"

Die Jütländerin blickte mit den stillen Augen ihres Stammes über den herrlichen, vor ihr ausgebreiteten See. „Wer hier wohnen darf, an den kommt die Sehnsucht nicht so leicht heran," sagte sie endlich. „Aber ich habe dennoch in meiner Familie ein Beispiel davon erlebt, wie mächtig der Drang nach der Heimat sein kann."

„Doch keine Tragödie?" fragte Becker teilnehmend. „An diesem schönen Sommertage sollte man nur von Lustspielen reden!"

Frau Brinkmann nickte.

„Eine Tragödie, jawohl. Es ist nun schon so viele Jahre her, daß ich wohl davon sprechen kann, ohne mich allzusehr aufzuregen. Und es thut ganz gut, mal davon zu reden . . . Wir waren zwei Kinder, Herr Becker, ich und mein jüngerer Bruder Eberhard. Ein kluger Junge, dem das Lernen leicht wurde. Aber er war nicht vom Strand wegzubringen und nicht aus der Düne. Das Meer war sein erstes Wort beim Aufwachen und sein letztes beim Schlafengehen. Warum auch nicht? Aber es war in meiner wilden Heimat nicht alles gut, was mit dem Meer zusammenhing. Eines Abends traf mein Vater ihn in einer schlimmen Gesellschaft — bei zwei Männern, die auf der Düne ein Feuer angezündet hatten. Sie haben wohl schon davon gehört, was das damals bedeutete — heute werden solche Feuer nicht mehr angebrannt.

„Sehen Sie, Herr Becker, mein Bruder war ein Kind, und er hatte natürlich keinen Anteil an der Schlechtigkeit, aber er stand doch dabei. Und andern Tags that mein Vater ihn nach Aalborg auf die Lateinschule. Er bekam Freitische, und die Lehrer sagten, er würde mal studieren können — ja, wenn das Meer nicht gewesen wäre, dann hätte er auch studiert, aber das wusch ihn weg. Eines Tages kam er heim, ohne Sack und Pack, und ohne daß seine Lehrer etwas davon wußten — er war fortgelaufen, der Junge, ganz selbständig, mit seinen fünfzehn Jahren. Ich sehe ihn noch vor mir, so rank und schlank wie eine junge Tanne oder wie ein Mastbaum, denn Bäume gab es nicht in unsrer Sandwüste, mit denen man ihn hätte vergleichen können.

„Er wollte zur See, partout und partout, das Stillsitzen behagte ihm nicht und das Latein. Aber wenn Eberhard seinen Kopf aufsetzte, mein Vater that es auch, denn das waren eben zwei Jüten, und die haben allesamt harte Köpfe. Also der Junge sollte zurück auf die Schule, schon am andern Tage; aber als der andre Tag aufging, da war Eberhard fort — über Nacht, heimlich, Gott weiß, wohin. Wir haben ihn nicht wiedergesehen."

Frau Pastorin Brinkmann hatte sich warm und weich gesprochen; es war nicht, als wenn sie einem Fremden diese Familiengeschichte erzählte, und sie legte dabei ihre Hand auf den Arm des Schauspielers.

„Das alte Lied," sagte dieser nachdenklich. „Er wird zur See gegangen sein, und sie hat ihn behalten."

„Jawohl, die Tiefe. Das schwankt unter den Füßen, und wenn ein Brett nicht mehr hält, dann geht es nach unten. Wer einen Beruf hat, in dem die Füße fest stehen, der sollte nicht aufs Meer."

„Nein," entgegnete Becker, „er sollte es nicht. Aber das Meer ist ein Zauberer; wie Sie so davon reden, hat es mich selbst behext."

Frau Brinkmann machte ein erschrockenes Gesicht.

„Um Gottes willen, Sie wollen doch nicht zur See gehen? In Ihren —"

„In meinen Jahren," vollendete er lächelnd. „Nein, verehrte Frau Pastorin; ich bin zwar an unsichere Bretter gewöhnt — sehr unsichere sogar —, aber die letzten sechs möchte ich doch lieber in deutscher Erde

haben als im Bauche eines internationalen Haifisches. Auf die See will ich nicht und in die See noch weniger, aber an das Meer — dazu haben Sie mir Lust gemacht. Wissen Sie nicht so 'n Sommerplätzchen für einen Hypochonder? Mit Meerrauschen, Dünensand, Strandhafer, Heide, Moor und Marsch? Es ist ein bißchen viel auf einmal, aber irgendwo muß sich das doch zusammenfinden."

Frau Brinkmann dachte nach, und dann sprach sie ein einziges Wort aus: „Sylt." —

Am Abend dieses bewegten Tages saßen Hugo Stolle und Franz Becker im Ratskeller. Der Schauspieler haßte das Münchener Bier und hatte daher diese Stätte des Weines aufgesucht. Dem Schriftsteller war es heute einerlei, wo er seine gemischten Gefühle versenkte.

„Ihr seid alle beide thörichte Kinder," sagte der Mime kopfschüttelnd. „Entweder der Mensch heiratet, wenn er's nicht lassen kann, oder er bleibt ledig. Das ist klipp und klar, und darin liegt Logik. Aber so 'n Frikassee von gemischten Empfindungen ist mir ein Greuel; man weiß nicht, ob das Fisch oder Fleisch vorstellen soll. Die Philosophie gehört nicht in die Liebe."

Hugo seufzte.

„Du kannst recht haben, Franz. Es ist mir auch etwas kümmerlich zu Mute; diese bedingte Verlobung oder, wenn du lieber willst, diese bedingte Ledigkeit oder diese ledige Verlobtheit — so, nun weiß ich selber nicht mehr aus und ein! Aber die Hauptsache ist: ich habe das Mädel lieb!"

„Hat das Mädel dich auch lieb?"

„Sie sagt es."

„Hast du sie beim Schopf gekriegt und geküßt?"

„Nein!"

Der Mime zog eine Grimasse, als ob er Essig geschluckt hätte.

„Dann habe ich dich untertaxiert — und sie auch. Ich dachte, sie sollte dich unbesehen nehmen und hinterdrein von all deinen Dummheiten kurieren. Aber erst kurieren wollen und dann nehmen — das ist gegen die Weibernatur. Sie ist eine nordische Sphinx, aber von der Mutter hat sie's nicht."

Sie tranken schweigend einige Gläser Rüdesheimer. Dann fragte Becker:

„Und was willst du nun thun, Hugo?"

„Ein großes Werk schreiben," entgegnete jener, vom Wein begeistert. „Ich werde dem Mädchen zeigen, was ich kann, und dann soll sie mein werden!"

„Prosit!"

Becker stieß an und fuhr fort:

„Hast du dir schon einen Brutplatz für dein Werk ausgesucht? Denn hier in München, wo ihr euch täglich sehen könnt, ist diese Fastenzeit doch eine eigne Sache. Du wirst in die Einsamkeit gehen müssen."

Die Gasflammen sangen, es war still geworden unter dem niedrigen Gewölbe des Kellers. Die beiden einsamen Männer hingen ihren Gedanken eine Weile nach, ohne zu reden. Der Schriftsteller war die Antwort auf Beckers letzte Bemerkung schuldig geblieben, und jener hatte wohl auch kaum darauf gewartet.

Nun goß Becker den Rest aus seiner Flasche in das Glas, trank langsam aus und sagte mit einem schwermütigen Lächeln:

„Es giebt viele Plätze auf der Welt, wo man in der Einsamkeit über Weisheit nachsinnen kann. Aber sie besitzen fast alle ein Geheimnis, dem man mehr nachgeht als der Weisheit. Im Waldesdunkel steht der Nachtschatten, und auf dem Moore lockt das Irrlicht, über den Bergen steigt der Adler, und im Thale rinnt der Bach. Sand — Sand ist das beste."

III.

Julisonne — Hochsommer.

Der Badezug verließ den Marschbahnhof in Tondern und fuhr nach Westen; rechts und links erstreckten sich Kornfelder mit schweren Garben und Fenne mit buntem Mastvieh. Hie und da tauchte ein Bauernhof auf, unter Linden und Ulmen vergraben, sonst kein Wald, kein Baum, kein Zaun. Kaum hie und da ein Fliederstrauch am Wärterhäuschen.

Der Zug war nicht übermäßig stark besetzt; Hugo Stolle saß in einer kleinen Rauchabteilung zweiter Klasse allein.

Hinter der angelehnten Thür des Nebenraumes ging es lebhafter zu; dort lachten und schwatzten junge Mädchen durcheinander, bisweilen wurde auch eine etwas knarrende Männerstimme laut.

Dann sprach eine offenbar ältere Dame dazwischen; sie mußte Autorität besitzen, denn es war danach eine Weile stumm, bis das girrende Lachen wieder anhub.

Hugo lugte bisweilen flüchtig durch die schwankende Thür, aber er sah nur helle Kleider und flatternde Schleier; dann versank er wieder in seine Grübeleien.

Er war auf einer Reise nach Sylt begriffen.

Die Insel sollte ihm keinen eigentlichen Badeaufenthalt gewähren, sondern in erster Linie eine Zuflucht für stille Arbeit — für „sein Werk". Er wäre auch an jeden andern Platz gegangen, aber Franz Becker hatte ihn auf den Gedanken gebracht.

Der Schauspieler wollte ebenfalls dorthin kommen, aber er befand sich augenblicklich noch in Berlin; man munkelte etwas von einem Uebertritt an das Königliche Schauspielhaus oder an ein andres großes Residenztheater.

Hugo dachte indessen während dieser Fahrt weniger an seinen Freund als an die in München zurückgelassenen unklaren Verhältnisse.

Sein Abschied von Margarete war kurz und fast kühl gewesen; es sollte ja vorerst nur eine verständige Freundschaft zwischen ihnen bestehen, später durfte dann die Liebe in ihr Recht treten. Aber sie fühlten beide, daß man die Empfindungen des Herzens nicht mit einem Preiscourant versehen, und daß man sie nicht mit dem Metermaß messen kann. Die Ehe ist wohl mitunter ein Handelsartikel geworden, die Liebe wird es nimmermehr sein.

Nur fort! fort!

Briefe?

Nein, sie wollten sich auch nicht schreiben, das hätte wie ein Zwang ausgesehen, der doch so ängstlich vermieden werden sollte — nur wenn einer dem andern irgend etwas besonders Wichtiges, eine innere Wandlung etwa, mitzuteilen hatte, dann sollte es gestattet sein, sich schriftlich hierüber zu äußern.

Es flog eine Rauchwolke am Wagenfenster vorüber und verhüllte die Aussicht.

Hugo lächelte.

Das sind unsre Pläne; wir verhüllen damit die Fernsicht und das Sonnenlicht; ein Lufthauch — fort!

Er ließ das Fenster herunter und lehnte trotz aller Warnungen der väterlichen Eisenbahnverwaltung den Oberkörper weit hinaus; da war der Lufthauch, an den seine Seele gedacht hatte, und er roch nach Seetang und Schlamm.

Am Fenster rechts erschien ebenfalls ein Kopf; ein rotes, bartloses Männergesicht unter weißen, kurzgeschorenen Haaren. Ein gutmütiges Gesicht, dem aber doch nicht der schlaue Zug um die kleinen Augen fehlte.

„Morjen, Herr Nachbar," sagte der Graukopf. „Merken Sie auch was?"

„Das Meer."

„Stimmt auffallend. Wir werden bald bei der großen Badewanne angelangt sein, und dann kann die Panscherei losgehen. Haben Sie Vorliebe für die Seekrankheit?"

„Es ist meine erste Reise an die See!" entgegnete Hugo.

„Ei Herrjeses, dann werden Sie was erleben. Großartig, sage ich Ihnen!"

„Die Seekrankheit?"

„Na, das weniger. Aber diese Brandung! Der reine Seifenschaum! Ich bin nämlich Seifenfabrikant aus Leipzig."

„Und ich Schriftsteller aus München."

Sie verbeugten sich voreinander auf lebensgefährliche Weise und zogen sich zurück.

Nebenan sagte die maßgebende weibliche Stimme:

„Das war wieder eine rechte Thorheit, Emil. Es kann doch unmöglich andre Leute interessieren, was du fabrizierst. Im Bade ist man international."

Darauf entgegnete die joviale Stimme: „Seife ist auch international, Aurora. Höchstens die Hottentotten ausgenommen."

„Station Hoyer-Schleuße! Alles aussteigen!"

Zuerst stieg eine junge Dame aus, oder sie flog vielmehr aus dem Nebencoupé wie ein Gummiball.

Zwischen Bahndamm und Deich lag ein Stück Wiesenland, auf dem einige Landleute Heu mit dem Rechen schichteten. Das junge Mädchen raffte sein graues Reisekleid etwas empor, lief auf sehr zierlichen, braunbeschuhten Füßchen an den nächsten Heuhaufen und warf sich graziös hinein.

„Gott sei Dank!" sagte sie aufatmend.

Sie war sehr hübsch, ohne schön zu sein. Unter dem weißen Filzhut und dem blauen, aufgebundenen Schleier quollen dunkle, krause Haare auf die schmale Stirn; die Augen schillerten in unbestimmten Farben zwischen grau, blau und grün, die Lippen waren rot und übermütig.

Der Reiz ihrer Erscheinung übte sofort seinen Einfluß. Sie hatte das Heu rings um sich verstreut, und einer der Arbeiter, ein alter, grämlicher Mann, kam scheltend heran. Als er vor ihr stand, verzogen sich seine Mienen zu einem behaglichen Grinsen, während sie ihn mit siegesbewußtem Lachen ansah.

„Ne," sagte er, „dor kann ik nich schellen. So 'n lütt smucke Deern, de kann dohn, wat se will. Bliewen Se man sitten, Früelein, und wenn ik en junger Kerl wer —" Er fuhr mit der Hand über den Mund und ging an seine Arbeit zurück.

Inzwischen hatte sich das Bild etwas verändert. Die Leipziger Familie war nunmehr vollständig ausgestiegen und stand, den Deich betrachtend, zwischen den übrigen Reisenden auf dem Perron — Vater, Mutter und die eine Tochter, während die andre noch immer unbekümmert auf dem Heu saß.

Der Seifenfabrikant trug einen großkarierten Jackettanzug, flatternde Halsbinde und Lackschuhe mit Rosetten; er war halb noch ein Gebilde der Grimmaschen Straße, aber doch schon in der Umhäutung begriffen, denn er zog sofort eine Strandmütze aus der Tasche, in Jockeyform, und bedeckte damit seinen runden Schädel.

Die Frau neben ihm trug einen Klemmer und Ringellocken; sie war hager, konnte aber früher mal hübsch gewesen sein, wie ihre älteste Tochter es noch war.

Während die Heuhüpferin auf der Wiese höchstens zwanzig Jahre zählen mochte, war die Schwester schon drei bis vier Lenze weiter vorgerückt. Sie war größer, schlanker, blonder, mit einem kleinen Hieb ins Rotgelb und einigen wenigen Sommersprossen über dem Nasenrücken. Die Haare lagen in festem griechischem Knoten glatt am kleinen Kopf; sie gaben den Zügen etwas Strenges, und die feingeformten Lippen nicht minder. Und diese Lippen sagten vorwurfsvoll:

„Aber Asta, schämst du dich denn gar nicht?"

„Nicht im geringsten," entgegnete die Getadelte schnippisch und wippte auf ihrem elastischen Sitz. „Dies ist der Anfang von Sylt. Auf Sylt werde ich mich im Sande kugeln und die Dünen hinabrutschen. Komm, Kläre, und hilf mir wippen."

„Danke schön. Was würde Oskar dazu sagen?"

„Dein Assessor? Der sieht es ja nicht; aber vielleicht sähe er es ganz gern."

Das letzte Wort flog leiser von den übermütigen Lippen, und Kläre wurde rot. Dann folgten die beiden Mädchen den vorausgegangenen Eltern auf den Kamm des Deiches.

Hugo schlenderte langsam hinterdrein.

Er machte einen kleinen Umweg über die Wiese, denn neben dem Heuhaufen lag etwas. Ein perlgrauer Damenhandschuh, Nr. 6¼.

Der junge Schriftsteller hob das zierliche Ding auf und that es vorsichtig in seine Brusttasche.

„Das giebt eine hübsche Anknüpfung," murmelte er lächelnd; aber erst sondieren, mit Seifensiedern ist das eine absonderliche Sache."

Und da lag das Meer, das ewige, unendliche Meer, dem die Dichter mehr Namen gegeben haben, als jemals die Liebe der Geliebten gab.

Hugo Stolle rühmte sich auch, ein Dichter zu sein, aber er stand auf dem Deich neben zwei angekoppelten Schafen und war stumm. Ueber seine Lippen und in seine Seele kam kein Vergleich, und er machte ein etwas enttäuschtes Gesicht.

War es denn wirklich die gerühmte und gescholtene Nordsee, das brüllende, majestätische Ungetüm mit dem schnaubenden Salzatem?

Weit hinaus ein graues Schlammbett, aus dem sonderbar geformte Pflanzen emporragten wie grünangelaufene Krebsscheren; mitten hindurch ein Siel von trübem, brackigem Wasser, mit Strohwischen umsteckt und geradlinig zum Verzweifeln; ganz dahinten ein mattes Blinken wie eine Ahnung von Wasser, und über dem Ganzen träge Sonnenglut, Geruch von Teer, Fischen und faulendem Seetang.

Der Seifenfabrikant stand in der Nähe und weidete sich an dem Gesicht seines süddeutschen Bundesbruders.

„So was haben Sie wohl noch nicht gesehen, mein Gutester," sagte er. „Es ist beinahe so schön wie die

Frühlings Einzug.

Nach dem Gemälde von Elisabeth Sonrel.

Pleiße, und abends können Sie auch die Frösche quaken hören. Aber sparen Sie nur Ihre Gefühle auf bis nachher; wenn wir erst dieses Wattenmeer verdaut haben, dann wird die Geschichte schon appetitlicher; ich kenne das, denn ich bin als seebefahrener Leipziger schon einmal dagewesen."

Dann ging alles aufs Schiff. Die Anker wurden gelichtet, und der Dampfer pflügte durch das Siel; man spürte noch kein Schwanken, sondern nur das Zittern des Decks vom Stampfen der Maschine.

Hugo lehnte sich über Bord und blickte nach dem schwindenden Lande zurück; in einiger Entfernung von ihm hatte das Leipziger Ehepaar auf Klappstühlen Platz genommen, die beiden jungen Damen waren wie mutwillige Sommervögel nach vorn geflattert.

„Emil," sagte die Frau des Fabrikanten, „wer war der Herr, mit dem du dich vorhin so intim unterhalten hast?"

„Das war ein Münchener Schriftgelehrter, mein Schatz; er schreibt Bücher."

Die Dame hob das Glas an die Augen und ließ es wieder sinken. „Er sieht bedeutend aus," sagte sie, „er muß ein berühmter Schriftsteller sein; wie ist sein Name?"

„Weiß ich nicht, liebes Kind; wir haben uns nur so berochen."

„Emil! Wie plebejisch!"

„Na, du lieber Gott, so sagen wir immer im Klub. Uebrigens wird der Name ja bald in der Kurliste stehen."

„Das verstehst du nicht, Emil. Die Namen berühmter Männer kommen extra in die Zeitung, mit einer Aufzählung ihrer Werke."

„Meinetwegen, wenn er so 'n großes Tier ist. Aber er sieht mir noch ein bißchen grün aus."

Das Ehepaar schwieg einen Augenblick, dann sagte die Dame:

„Emil, das Schiff beginnt sich zu bäumen; ich glaube, mir wird schlecht. Hole, bitte, das Flacon aus der Reisetasche!"

„Unsinn, Aurora. Willst du nicht lieber einen Schnaps? Echter Gilka!"

Aber Aurora winkte stumm ab.

In der That begann das Schiff ganz leise und sanft zu wiegen. Man hatte das eigentliche Wattenmeer erreicht, und die Flut atmete unter einer Brise.

Kläre und Asta befanden sich im Schnabel des Schiffes; erstere saß ehrsam auf einer Bank, während die Schwester auf einem zusammengerollten Ankertau hockte und ihre Fußknöchel betrachtete, deren zierlicher Bau durch die schwarzen Strümpfe vorteilhaft gehoben wurde.

„Du hast ja nur einen Handschuh an, Asta," sagte Kläre plötzlich.

„Stimmt, Schwester Weisheit. Ich kann ihn doch nicht über beide Hände ziehen."

„Wo ist denn der andre?"

„Futsch, wie Papa sagt. Aber ich kriege ihn wieder."

„Wo soll er denn sein?"

„Das ist mein Geheimnis; das heißt, ein bißchen will ich dir verraten. Er befindet sich am Herzen eines sehr hübschen jungen Mannes."

„Asta!"

„Was ist denn da weiter? Ich hatte ihn bei dem Heuhaufen liegen lassen — vergessen natürlich —, und da sah ich, wie der bewußte junge Mann ihn aufhob und in seine Brusttasche steckte. In die linke. Aber erst sah er sich die Nummer an, und dann machte er ein ganz verzücktes Gesicht."

„Ist er hier auf dem Schiffe?"

„Natürlich. Er wird doch nicht hinterher schwimmen wie ein Apportierhund!"

Kläre stand auf. „Du mußt den Handschuh sofort zurückverlangen, Asta."

Der Kobold blieb indessen hocken und machte ein sehr verschämtes Gesicht.

„Aber Kläre, wie kann ich denn das? Dann wäre der Aermste ja fürchterlich blamiert. Nein, er muß ihn ganz von selbst zurückbringen, und er thut es auch. Vielleicht thut er es auch nicht," setzte sie seufzend hinzu, „und das wäre eigentlich recht schade."

„Natürlich; ganz neue zu drei Mark!"

„Darum scher' ich mich wenig, Papa hat Geld genug; aber die nette Bekanntschaft!"

Frau Aurora hatte Seebeine bekommen. Sie verließ den Gatten bei der Gilkaflasche und ging mit vorsichtig ausgebreiteten Armen zu ihren Töchtern. Unterwegs duckte sie zusammen, denn eine kreischende Möwe strich dicht an ihrem Kopfe vorüber.

„Seht, Kinder," sagte sie belehrend, „welch ein erhabener Anblick. Unter uns das unbarmherzige Meer und über uns jener mütterliche Vogel, der die Federn aus dem eignen Busen rauft, um damit sein Heim zu schmücken!"

Asta lachte.

„Aber Mama, das thun ja die Eidergänse."

„Dann habe ich es als Kind anders gelernt," entgegnete die Dame unbeirrt. „Ihr braucht übrigens nicht zu lachen, Mutterliebe findet sich überall."

Sie blickte auf die immer deutlicher hervortretende Küste der Insel und fuhr aufgeregt fort:

„Dort scheinen schon die ersten Badegäste aufzutauchen, aber mein Gott, wie unanständig, so nahe am Schiff!"

„Dat sünd Seehunne, Madamm," belehrte sie ein vorübergehender Matrose, und Frau Aurora kehrte stumm zu ihrem Gatten zurück, ohne die in den Wellen spielenden Tiere eines ferneren Blickes zu würdigen.

Von der Naturgeschichte hatte sie einstweilen genug, aber sie war keine verzagte Frau, und sie setzte ihre Hoffnung auf die Bekanntschaft mit dem berühmten Schriftsteller.

Die Verwirrung, die durch das Landen vieler Menschen hervorgerufen zu werden pflegt, hatte sich allmählich gelöst; das Bähnchen fuhr pustend von Munkmarsch ab und führte die Badegäste quer durch die Insel nach Westerland, vom Wattenmeer an die eigentliche Nordsee.

Hugo Stolle hatte einen Fensterplatz inne und blickte hinaus. Er wußte ja aus Beschreibungen, was sein Auge sehen würde — eine baumlose, nackte Ebene, Sand, Heide, Moor und Marsch, und die Fahrt durch Schleswig hatte ihn bereits auf alle diese Dinge vorbereitet.

Aber was er hier sah, das war anders.

Er konnte noch keinen Ausdruck dafür finden, denn das Fremdartige lag wohl mehr in der Gesamtheit als im einzelnen, und es mußte noch der Wind wehen, um das Bild zu vollenden; aber ein Gedanke tauchte immer wieder aus dem Chaos der Empfindungen empor: Freiheit! Freiheit!

Noch engten hölzerne Wände den Atem ein; noch ahnte man mehr den Salzhauch, als daß man ihn spürte; aber bald steht dein Fuß auf der Düne, und du wendest deinen Rücken dem Festland zu, auf dessen Boden deine Füße unsicher wurden; du breitest deine Arme aus und rufst jubelnd, wie einst jene Krieger des Xenophon riefen nach Irrfahrt und Mühsal:

„Thalatta! Das Meer!"

Da lag links von den Schienen im Abendsonnenschein etwas Wunderbares, Seltsames. Man ahnte nicht sein Dasein, man traute seinen Augen nicht, wenn man es sah, und dennoch war es vorhanden; nicht als Laune der Natur, sondern zum Zeugnis des strebenden Menschengeistes, der den Willen der Schöpfung zu bezwingen sucht.

Ein Hain.

Unvermittelt aus der Ebene aufsteigend, wie ein Heiligtum umwallt, und so klein, so klein, wie wir uns als Kind die Wüstenoase dachten, ragte das Wäldchen in die stille Luft. An seinem Saum waren die Bäume so niedrig, daß die Hand eines Kindes die Wipfel berühren konnte, und gegen die Mitte wuchsen sie nicht höher empor als die Decke eines Zimmers; und dennoch erweckte das verschlungene Geäst die Vorstellung von Wildnis und Schatten.

„Man hat den Versuch gemacht, die Insel aufzuforsten," sagte ein Herr in Hugos Nähe zu seinem Nachbar; „aber der Südwest hat die Stämme verkrüppelt und die Kronen zusammengedrückt; es ist wieder einmal ein Beweis von dem unfruchtbaren Kampf gegen das Unabänderliche."

„Und doch findet man dort Schatten," entgegnete der andre nachdenklich.

Es war ein flüchtiges Wort, mitten aus der Unterhaltung herausgerissen, aber Hugo spann seine Gedanken daran weiter.

Unabänderlich!

Dann fuhren sie in den kleinen, zierlichen Westerländer Bahnhof ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbe.

Von

Robert Pohl.

Schon an ihrer Nase oder, besser gesagt, ihrem Rüssel kann man die Barbe unter ihren sämtlichen Gattungskollegen mühelos herauskennen, obwohl sie auch sonst genug prägnante Merkmale aufzuweisen hat. Die Barbe gehört zur Klasse der Cyprinoïden und verdankt ihren Namen (Barbine, Barme, Parm, französisch barbeau, lateinisch Barbus fluviatilis) den vier fleischigen Bartfäden, die wurmartig an ihrem engen, wulstigen Maule herabhängen. Der länglich gestreckte, hechtähnlich gebaute Leib ist auf dem Rücken schön olivgrün gefärbt, geht an den Seiten ins Grünlichweiße und am Bauche in die lichte Farbe der Unschuld über. Die gabelförmige Schwanzflosse mit ihren neunzehn Strahlen ziert ein feiner schwarzgrauer Saum; die kräftige, zwölfstrahlige Rückenflosse, deren zweiter und dritter Strahl einen starken Stachel zückt, schillert ins Stahlblaue, die Brust- und Bauchflossen sind gleichmäßig rötlich angehaucht.

Die Barbe sucht ihre Nahrung, die aus Schnecken, Maden, Würmern und tierischen Abfällen aller Art besteht, auf dem Boden der Flüsse, Bäche und Seen. Eine so sich mästende Barbe kann im Laufe der Jahre bis zu 1 Meter lang und 6 bis 8 Kilo schwer werden, büßt jedoch diese körperliche Entwicklung mit der Feinheit ihres Fleischgeschmackes. Nur die kleineren und jungen Barben — in Frankreich barbillon genannt — sind zart und wohlschmeckend; ein in Sardellenbutter oder im eignen Fette über einem Kohlenfeuer gebratener barbillon ist ein nicht zu unterschätzender Genuß. Im allgemeinen aber ist die Barbe als Speisefisch wenig beliebt, gewährt jedoch dem Angler einen anregenden Sport. Während der beiden Laichmonate, Mai und Juni, erleidet sie nicht nur eine seelische, sondern, was mehr ins Gewicht fällt, eine körperliche Umstimmung: ihr Fleisch wird mager, erhält einen unangenehmen Beigeschmack und kann das heftigste Unwohlsein verursachen. Der Rogen gilt sogar für giftig und sollte jederzeit fortgeworfen werden; das Landvolk benutzt ihn als drastisch und sicher wirkendes Arznei- und Blutreinigungsmittel.

In schnell fließendem Wasser mit kiesigem Grunde, unter begrünten Ufern und an tiefen Stellen schwimmt die Barbe in großen Schwärmen herum, kann jedoch auch in stilleren Seen und Teichen gezüchtet werden, wenn sie daselbst genügende Nahrung und horizontale Bodenbeschaffenheit findet. Sie übernimmt da die Rolle des Hechtes im Karpfenteiche, wozu sie sich ihrer Lebhaftigkeit wegen ganz besonders eignet.

In den Laichmonaten erfaßt die Barbe ein heftiger Wandertrieb; weite Strecken schwimmt sie stromaufwärts, und an Stellen, wo des Anglers Blick sonst vergeblich nach ihr ausspähte, erscheint sie nun in riesiger Anzahl. Gegen Oktober bezieht sie ihr Winterstandquartier, und wenn die Nachtfröste beginnen, hört ihr Fang mit der Angel auf; die lockendsten Köder verfangen nicht mehr, und in stumpfer Gleichgültigkeit liegen dann die Barben in großer Gesellschaft an tiefen, geschützten Stellen, ohne sich zu rühren, bis die wärmende Frühjahrssonne sie zu neuer Regsamkeit anspornt. Als Kuriosum sei hier angeführt, daß, als im Jahre 1811 die Einfassung des Wasserrades an der oberen Brücke in Zürich untersucht wurde, man dort — Schinz ist mein Gewährsmann — so viel Barben gefunden habe, daß man in einigen Stunden über zehn Zentner fing, doch wogen die größten Fische nicht über drei Pfund. Sie lagen mehrere Fuß übereinander; die kleinsten warf man wieder ins Wasser. Ich gehe immer mit ein wenig Mißtrauen an die Wiedergabe derartiger Wundergeschichten, und 1811 liegt ein wenig weit hinter uns; doch auch der bekannte österreichische, im Februar 1889 verstorbene Angelfischer J. Pfundheller teilt eine Episode mit, die Zeugnis für das zeitweise massenhafte Auftreten der Barbe giebt. Er sagt: „An einem Frühsommertage, wo ich in der Donau am sogenannten ‚Schneidergrunde' mittels Kahn fischte, geriet meine Wurfangel in einen großen Barbenzug. Es folgte Biß auf Biß, und in wenigen Stunden waren meine und meines Kollegen große Ködervorräte aufgebraucht; aber es wog auch die gemachte Beute über 75 Pfund!" Relata refero; mir selbst sind derartige Massenexpeditionen von Barben bisher nicht vorgekommen.

Zum Fange der Barbe gehört eine feste Angelrute mit steifem Spitzteile, gute, aber nicht zu dicke Schnur, dazu schweres Bleigesenke — etwa eine durchbohrte Flintenkugel —, weil man immer auf dem Flußgrunde, dabei in scharfer Strömung zu fischen hat. Beim Fange mit der Rute vom Ufer aus verwenden viele statt der Schnur vom Vorfache bis gegen die Rutenspitze einen sehr dünnen, geglühten Kupfer- oder Messingdraht, der den Widerstand des Wassers leichter besiegt. Das Vorfach (Zug) selbst soll aus starkem Gutfaden (Armstrongpoil) bestehen; glaubt man, daß man auf besonders große Exemplare stoßen werde, dann greife man zu einem aus zwei- oder dreifach gedrehtem Seidendarm verfertigten Vorfache. Eine von vielen Autoritäten empfohlene Vorrichtung zum Barbenfange ist die Barbenwage. Dieses

Instrument ermöglicht es, zu gleicher Zeit mit zwei verschiedenen Ködern zu fischen, ohne daß sie sich mit der Schnur verwickeln. Die Barbenwage besteht aus einem 25 bis 30 Centimeter langen Stahldraht, in dessen Mitte sich ein Ring befindet, in dem ein starker Doppelkarabiner samt Schnur eingehängt wird. Auch an den beiden Enden des Wagebalkens sind Doppelkarabiner angebracht, in die man die beköderten Angeln — an starkem, dreifach gedrehtem Poil — einhängt. Oberhalb des Knopfes der Schnurschleife läßt man ein schweres Kugelblei in die Schnur ein, das so durchbohrt sein muß, daß die Schnur mit voller Leichtigkeit hindurchläuft. Man kann auch noch ein Blei unterhalb der Wagemitte befestigen; es soll dadurch bezweckt werden, daß die Wage auf dem Kiesgrunde liegen bleibt und nur die von der Strömung emporgehobenen Köder wenige Zoll über dem Boden spielen. Nie darf das Blei den Grund verlassen, denn die Barbe steigt nicht auf, um den Köder zu holen. Als solchen verwendet man gereinigte Tauwürmer, Käse, Grieven (Rückstände des ausgepreßten Talges, bei Lichtziehern und Seifensiedern erhältlich), Krebsschweifchen, Brotkrumen, mit gekochten Kartoffeln zu einem Teige gemengt, Maden, Rindshirn und Rindsrückenmark, Schnecken und Speckschnittchen, die man vorher in warmes Wasser legte, bis sie weiß und zähe wurden. Alle Lehrbücher empfehlen den vorherigen Einwurf von Grundköder an jene Stellen, wo man zu fischen beabsichtigt; ich kann mich trotzdem nicht oder nur bedingt dafür erklären. Die scharfe Strömung spült doch jeden Grundköder in wenigen Augenblicken weitab; selbst wenn man ihn, nach Ziller, zu Kugeln in der Größe eines Hühnereies und in die Mitte derselben, um sie zu beschweren, einen kleinen Stein knetet, würden auch diese Kugeln vom Flusse rasch fort- und zu Plätzen hingeführt werden, die dem Angler nicht erreichbar sind. Etwas andres ist's in Seeen, Teichen und stillen Gewässern; da mag eine Vorfütterung am Grunde angebracht sein.

Die Barbe ist äußerst mißtrauisch und gleicht in dieser Beziehung dem Karpfen; lange spielt sie um den Köder herum, bevor sie ihn, und dann auch nur recht vorsichtig, ergreift. Der Haken soll daher ganz im Köder versteckt sein. Fischt man mit Floß (durchbohrter Kork), so sieht man an der hüpfenden Bewegung desselben, ob eine Barbe sich gefangen; man gebe ihr aber Zeit, den Köder zu verschlucken und haue erst dann an, wenn der Kork ganz unter das Wasser taucht und rasch und stetig fortgezogen wird. Nach dem Anhauen aber beginnt erst der aufregende Kampf, denn die Barbe ist ein kräftig-wilder, trotziger Geselle, der sich so leicht nicht ergiebt; seine Widerstandskraft ist stärker als die jedes andern Süßwasserfisches von der gleichen Größe. Mit einem heftigen Ruck fährt er in die Tiefe, stellt sich senkrecht mit dem Kopfe auf den Kies und versucht die Leine mit dem Schweife abzuschlagen, liegt dann eine Minute fest und bewegungslos auf dem Boden, um plötzlich wieder in die Höhe oder zwischen Wasserkraut und Gesträuch zu schießen, wo die Angelschnur sich leicht verwickelt und abreißt. Gar mancher Angler, den seine Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit im Stiche ließ, mußte dafür mit dem Verluste von Fisch und Schnur, wenn nicht gar mit dem Bruche der Rutenspitze büßen.

Es sei mir zum Schlusse erlaubt, noch eine im September des Vorjahres erlebte eigentümliche Begegnung anzuführen. In der Absicht, Aschen zu fangen, stand ich, mit dem feinsten Fliegenangelzeug ausgerüstet, das für diesen Zweck unbedingt erforderlich ist, bei Lana in Tirol an dem rechten Ufer der Etsch, da, wo ein kleiner Seitenbach, der Marlinger Gießen, in den Fluß einmündet. Das Wasser ist an dieser Stelle ziemlich seicht, der Grund kiesig, das Ufer sanft abfallend. Nachdem ich eine kleine Strecke resultatlos abgegangen war, sah ich plötzlich den gelblich glitzernden Schein einer Asche, die nach meiner Mittelfliege aufging — ich fischte mit drei winzigen künstlichen Fliegen am Vorfache. Ein rascher, sanfter Ruck des Handgelenkes, und der Fisch war gefangen. Es schien ein Kapitalkerl zu sein, denn meine gespließte Bambusgerte bog sich wie ein Fiedelbogen, und sausend ging die Schnur von der Rolle. Ich hatte alle Aufmerksamkeit nötig, um Herr der Situation zu bleiben und meine Beute nicht zu verlieren. Endlich, nach drei bis vier Minuten langem Trillen (Ermüden des Fisches durch Nachgeben und Wiederanziehen) gelang es mir, die Asche an das Ufer zu schleifen, die gar nicht so groß war, als mich ihre Kraftanstrengung vermuten ließ. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als hinter ihr, an der Endfliege, ein zweiter Fischkopf, der einer großen Barbe, auftauchte, die wütend um sich schlug. Eine Barbe an der Fliege, — das war mir in meinem Fischerleben noch nicht vorgekommen! Als ich auch diesen Fisch glücklich landete, war die Erklärung des seltenen Vorkommnisses gegeben. Mein kleiner Fliegenhaken saß von außen am Auge der Barbe, die offenbar der Asche neugierig in dem Momente nachgeschossen war, als diese sich mit meiner Mittelfliege beschäftigt hatte. Beim Anhieb war die Barbe meiner Endfliege zu nahe gekommen, konnte trotz aller Gegenwehr nicht mehr los, und so hatte ich das Vergnügen, statt des einen zwei Fische nach Hause zu tragen. Die Asche wog 65 Deka, die Barbe über ein Kilo.

Klaus Groths Geburtshaus in Heide.
Originalzeichnung von Nicol. Bachmann.

Klaus Groth.

Zum achtzigsten Geburtstage.

Von

Dr. A. Römer.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 463, 470 und 472.)

Ein Bahnbrecher, ein Pfadfinder ist es, dessen achtzigster Geburtstag überall, soweit die niederdeutsche Zunge klingt, also weit über unsre Grenzen hinaus, auch in Holland, Vlaamland und ganz besonders jenseit des großen Wassers, teilnahmvolle Herzen findet. Mag ihn auch die hochdeutsche Welt als einen gefeierten Dichter schätzen — uns ist er mehr! Klaus Groth erscheint uns wie jener Märchenprinz, der in echtem Wagemut das verzauberte Dornröschen befreite, der zu dem vergessenen, verschollenen Königskinde durch Gestrüpp und Waldesdickicht hindurchdrang, der es aus tiefem, jahrhundertelangem Schlummer wachküßte, das nicht mehr gekannte oder gar verachtete Dornröschen der plattdeutschen Dichtung.

Ein großes, ein herrliches Ideal war es, um das Klaus Groth in unermüdlicher Arbeit gerungen, um das er gestritten und gelitten hat. Anders als Fritz Reuter, der erst durch die grausame Festungshaft aufgerüttelt, verinnerlicht und zum Poeten wurde. Es ist aber merkwürdig, wie die beiden Meister, auf deren Schöpfungen der Ruhm unsrer neueren plattdeutschen Dichtung ruht, nur durch dornenvolle Wege zu ihrem Ziel gelangt sind. Denn auch Klaus Groth hat ein Martyrium getragen. Es ist rührend zu lesen, wie er Tag und Nacht im stillen Kämmerlein mit Anspannung aller Kraft gearbeitet hat, dem heißen Wissenstriebe Genüge zu thun, sein geistiges Wesen durch Bildung frei zu machen und zu vertiefen, wie er diesem ungezügelten Drange seine ganze Jugend geopfert hat.

Klaus Groth hat ohnedies durch die ewigen, unberechtigten Vergleiche mit Fritz Reuter zu leiden gehabt, und seine stille Größe ist durch den sieghaften, sonnigen Humor, durch die derb zugreifende Kunst seines mecklenburgischen Genossen hier und dort etwas in den Schatten gestellt worden. Da ist ein offenes, klärendes Wort am Platze!

Beide Dichter sind unabhängig voneinander ihren Weg gegangen, und die Freunde niederdeutscher Dichtkunst können nur bedauern, daß das Leben sie nicht zusammengeführt hat, daß sie nicht Freunde geworden sind, nachdem die einstige Fehde längst verjährt war, diese Fehde, die im Grunde doch nur darauf beruhte, daß Klaus Groth in dem Verfasser der „Läuschen un Rimels“ unmöglich die Kraft und Bedeutung des späteren Dichters erkennen und ahnen konnte. Er glaubte damals einen Rückfall zu sehen in die possenhaften Improvisationen eines Bärmann und Bornemann, er fürchtete eine neue Gefahr für die eben erst durch seine Kunst geadelte plattdeutsche Dichtung. Nun, er hatte sich getäuscht, wie viele andre, die Reuter weit näher standen, und er hat selber später aus vollem Herzen mit eingestimmt in das begeisterte Lob, das den Meisterwerken des großen Wirklichkeitsdichters gespendet wurde.

Beide dürfen wir feiern als die Wiedererwecker der niederdeutschen Litteratur, die in ihren Schöpfungen zugleich sprachliche und kulturhistorische Denkmäler für alle Zeiten hinterlassen. Aber es ist müßig, sie in Parallele zu stellen; dazu sind sie ganz verschieden geartet. Der eine vielleicht der größte Humorist, den Deutschland besessen, in dem sich Gemüt und köstliche Laune so wunderbar vereinen, ein Meister lebensprühender Charakterisierung, ein Erzähler von Gottes Gnaden. Und der andre, der große dithmarsche Poet, ein Lyriker, der für jede Regung der Menschenseele, für jede fein beobachtete Stimmung der Natur die reinsten, zartesten, innigsten, aber auch markige und ergreifende Töne findet: seine schlichten, herzigen, neckischen Lieder sind wie frische, duftige Blüten und klingen wie Musik, auch ohne ihre zahlreichen Kompositionen; voll Schwung und Kraft aber ist er als Balladendichter. Nach Uhlands Heimgang rief ihm 1862 sein dithmarscher Landsmann Friedrich Hebbel das stolze, treffende Wort zu: „Der alte Uhland ist tot — nun kann Ihnen die Krone des Liedes niemand mehr streitig machen.“ Es hieße beinahe Elstern nach dem „Heisterkrog“ bringen, wenn ich neben dem Lyriker Klaus Groth, der seinem einstigen „Heiligen“, dem schottischen Volksdichter Robert Burns, ebenbürtig zur Seite tritt, auch den Epiker, den fast unvergleichlichen Meister des poetischen Idylls, rühme. Perlen sind es, sein „Peter Kunrad“, sein „Ulrich Hans, de letzte Zigeunerkönig,“ die erschütternde, tief poetische „Rumpelkamer“, „Ut de Marsch“ (namentlich das wundervolle „Uennermeel“), „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder“ und dann die reifste Frucht seiner Kunst, der „Heisterkrog“: Wie ein niederländischer Meister malt er uns mit sicheren Zügen Stimmungsbilder der Natur, von der dem Meere abgerungenen fruchtbaren Marsch; wie hat er das Volksleben belauscht und dargestellt, und dann die mit psychologischer Feinheit, in wahrhaft großem Zuge durchgeführte Handlung, die, allmählich einsetzend, gewaltig, eindrucksvoll, fast dramatisch sich entwickelt bis zu dem tragischen Ende, das für immer den Sonnenschein auslöscht im Leben Jans van Haarlem. Ein ganzes Menschenschicksal tritt uns entgegen, seelenergreifend. Klaus Groth weist selbst dem „Heisterkrog“ den ersten Platz unter seinen Idyllen ein, und mit Recht; sein Freund Emanuel Geibel hat dieses Kleinod überhaupt als das schönste Idyll bezeichnet, das in deutscher Sprache erschienen ist.

Die Einsichtsvollen sollten nicht immer wieder den einen plattdeutschen Großen zu Ungunsten des andern erheben. Reuter hat ohnedies durch seinen drastischen Humor die Massen für sich. Beide sind groß in ihrer Art, beide sind zwei ragende Säulen für sich, die mit ihrer gewaltigen Kraft ein Dach tragen, die stolze, neugeschaffene niederdeutsche Kunst. Freuen wir uns — wie bei Schiller und Goethe —, daß wir „zwei solche Kerle“ haben. Und im Grunde kommt es ja nur darauf an, ob der Kernspruch unsers Quickborndichters zu Recht besteht:

„Hoch oder platt,
Drög oder natt,
Beer oder Win,
Grof oder fin —
Awer echt mutt et sin.“

Und echt, urecht ist auch das Werk Klaus Groths!

Heute seh' ich im Geiste die hohe Gestalt des ehrwürdigen Greises an der Gartenthür seines anmutigen, stillen Häuschens am Schwanenweg zu Kiel, wie unser Bild ihn zeigt. „Min Port“ hat er selbst darunter geschrieben in seiner klaren, scharfen, jugendlichen Schrift. „Min Port“ — wer denkt da nicht an das tief empfundene wehmutsvolle Gedicht, das diesen Titel führt! Es entstand 1882, als der älteste Sohn des Dichters in die Fremde zog, nach der Neuen Welt. Vorher schon war die treue Lebensgefährtin den Weg gegangen, von dem es keine Wiederkehr giebt. Ja, es ist still geworden in dem idyllischen Heim des achtzigjährigen Quickbornsängers, und still, beschaulich, wie es seine Art ist, mag er verflossene Zeiten und Bilder der Vergangenheit sich vor die Seele zaubern. Nirgend aber wird sein geistiges Auge mit größerer Liebe verweilen als bei einem kleinen, unscheinbaren Häuschen mit hohem, spitz zulaufendem Holzgiebel — das rührend einfache Geburtshaus des Dichters, das uns sein begabter Landsmann und Freund, Maler Nikolaus Bachmann, gezeichnet hat. „An dissen Placken weer he so to seggn mit alle Fasern vun sin Hart un sin Gefôhl fastwurtelt, as de Bom voer Doer.“ Oder wie Klaus Groth hochdeutsch singt — Brahms hat das Lied komponiert:

„Wie traulich war das Fleckchen,
Wo meine Wiege ging!
Kein Bäumchen war, kein Heckchen,
Das nicht voll Träume hing.“

Am 24. April 1819 ist Klaus Groth zu Heide geboren, dem Hauptstädtchen von Norderdithmarschen, das damals etwa 5000 Einwohner hatte und jetzt gegen 8000 zählt. Wer den Dichter will verstehen, soll in seine Lande gehen — dies geflügelte Wort gilt begreiflicherweise doppelt und dreifach für den plattdeutschen Dichter. Wer aber seine Werke kennt, der ist auch mit seiner Heimat vertraut. Nirgend tritt sie uns mit dem Leben, dem Charakter und Empfinden des Volkes unmittelbarer entgegen als in den „Vertelln“, den Prosa-Erzählungen Klaus Groths, vor allem in der wundervollen, schlichten Heimweh- und Heimatsgeschichte „Vun den Lüttenheid“. Hier stehen wir ganz auf dem Boden jener kleinen Welt, in der unser Dichter groß geworden ist.

„De Lüttenheid“, die Kleinheide, ist der südöstliche Teil des Städtchens. Dort lag und liegt sein Vaterhaus an einem großen, grünen Platz, „unse grote Spelplatz“:

„Dar spel ik bet to Schummern hin,
Dar geb dat Steen un Sand;
Des Abends hal mi Obbe*) rin
Und harr mi bi de Hand.

Denn wünsch ik mi, ik weer so grot,
Dat ik dar roewer seh,
Un Obbe meen un schütt den Hot,
Dat keem noch veels to fröh.

Dat keem so wit, ick heff se sehn,
De Welt dar buten voer:
Ik wull, se weer man half so schön
As do min Platz voer Doer.“

Und auf der andern Seite des Platzes lag die dem Vater gehörige Windmühle, die unsre Leser im Bilde sehen. Nicht weit von der Geburtsstätte des Dichters steht das Haus der Familie Brahms. Klaus Groth hat einmal gesagt**): Wenn sein Landsmann und Freund Brahms etwas von ihm komponiere, so empfinde er das immer wie die Verleihung eines Verdienstordens.

Das Städtchen Heide liegt gerade „twischen Marsch un Geest“. Westlich die reiche, fruchtbare Marsch — dort ist der Geburtsort Hebbels, Wesselburen. Oestlich die waldreiche Geest mit Heide und Moor — malerisch breitet sich hier Tellingstedt aus, die Heimat der Mutter des Dichters, dem Knaben einst eine Wunderwelt, „Min Jungsparadies“ (1876. Gesammelte Werke, Band 4).

Klaus Groths Wiege stand auf einem historisch merkwürdigen Boden. Rings um Heide zählt man mehr als sechs Schlachtenorte. Da hatten „de olen Ditmarschers“, die Helden der letzten deutschen Republik, einst gegen den Ansturm der Dänen und Holsten mit ihrem Blute die Freiheit verteidigt, bis sie in der „letzten Fehde“ am 20. Juni 1559 für immer unterging. Von dieser Geschichte künden Klaus Groths prächtige Balladen „Ut de ol Krönk“ (Chronik), zu denen sein Freund Professor Müllenhoff einst die Anregung gab; sie tragen als Motto das stolze Wort des Geschichtsschreibers Neocorus: „Ditmerschen dat schölen Buren sin? It mögen wol wesen Heren.“

Und diese ruhm- und ahnungsreiche Vergangenheit verkörperte sich dem Knaben in seinem Großvater, der nach allem, was der Dichter später geschrieben, tiefen Einfluß auf ihn geübt hat. Kurz vor seinem Tode (1835) sprach er zu seinem Enkel Klaus: „Du hast eine so schöne Stimme, du kannst so schön singen, erfreue damit noch viele Menschen.“ Ein prophetisches Wort!

Ein halbes Jahr nach dem Großvater starb die Mutter, eine stille, sanftmütige Frau. Von ihr sagt unser Dichter in rührender, kindlicher Liebe:

„Ja, wäre meine Mutter mir geblieben,
Wohl hätt' ich nimmer einen Vers gesungen
Und reich und stumm gelauschet ihrem Munde.“

Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen — dies Goethe-Wort gilt auch von unserm plattdeutschen Dichter:

„So heet ik eben drum Klaus Groth,
Wil dat ik to de Groten hör
Un Hartwi Groth min Vatter weer.“

*) Großvater.
**) In seinen von Eugen Wolff herausgegebenen Lebenserinnerungen.

Klaus Groth. Modelliert von Harro Magnussen.

(Original in der Bibliothek zu Antwerpen.)

Frühlingsgruß
eines alten Sängers.

I.

Hell int Finster schint de Sünn,
Schint bet deep int Hart herin;
All wat kold is, dump un wak,
Drivt se weg, as Is un Snee.

Winter weent sin blanksten Traan;
Vörjahrsblöthen wiest mi an,
Kinnerfreid so frisch as Dau
Treckt mi dör [illegible] Himmelsblau.

Noch is Tid! o kamt man in,
Himmelsblau un Vörjahrsschin!
Lacht noch enmal warm un blid
Deep int Hart! o noch is't Tid!

Kiel 1819 24 April 1899

Klaus Groth

(Autogramm.)

Dieser Hartwig Groth, ein wackerer, in der Gemeinde angesehener Mann, war „mehr rationalistisch veranlagt“. Er betrieb einen Mehl- und Milchhandel, und da er die Müllerei gelernt, erwarb er die Windmühle in Heide, der „Zehnmühlenstadt“. Von Märchen und sonstigem „Aberglauben“ mochte er nichts wissen. Aber ein Moment ist bedeutsam: er sprach das Plattdeutsche besonders schön und hielt bei seinen Kindern auf deutliche Aussprache. Klaus Groth hat natürlich in der Kindheit bloß plattdeutsch gesprochen; Hochdeutsch hörte er nur in der Schule und in der Kirche.

Unser Dichter war der älteste Sohn; der zweite war sein Lieblingsbruder, „Min Jehann“ († 1860):

„Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
Weeſt noch? bi Nawers Sot*) . . .“

Sein Bruder und ein Freund sind die Urbilder des „Detelf“, des Helden in der Erzählung: „Wat en holsteensch'en Jung drömt, dacht un belevt hett voer, in un na den Krieg 1848“. Diese auch geschichtlich wertvolle Schilderung (1855, umgearbeitet 1880) war die erste plattdeutsche Prosa wieder seit Jahrhunderten.

Aus dem Familienkreise des Dichters erinnern wir noch an „Tante Christine“, seinen guten Engel:

„Wenn ich am Knabenspiel mich satt genossen,
Dann hört' ich in der süßen Dämmerstunde
Geschichten wunderbar aus deinem Munde,
Bis Traum und Wahrheit ineinander flossen.“

Auch er selbst war bald unter den Kameraden ein gesuchter Märchenerzähler.

Es können hier ja die Momente, die Klaus Groths Entwicklung beeinflußt haben, kaum flüchtig angedeutet werden: der lebhafte Verkehr im Vaterhause und in der Mühle, die Volkslieder, die er hörte und sammelte und die oft ausdrucksvollen, von Mund zu Mund überlieferten plattdeutschen Sprüche und Fragmente, die im Volke lebten. Diese Bruchstücke waren, wie er selbst meint, von größerer Wichtigkeit für ihn als die beiden Poeten, die man als seine Vorbilder ausgiebt: der Schotte Robert Burns und der alamannische Dichter J. P. Hebel. Doch auch diese beiden hat er einst mit Begeisterung gelesen, und sie haben ihm das Ziel klarer vor Augen gerückt, als er in seinem dunkeln Drange des rechten Weges sich noch nicht ganz bewußt war.

Zunächst beseelte ihn ein Wissensdrang ohnegleichen, und die schöpferische Kraft drängte er zurück, bis er mit nie ermattender Arbeit, mit einer sich selbst und seine Jugend opfernden, wahrhaft eisernen Anstrengung sich zur Höhe menschlichen Wissens durchgerungen hatte.

Mit seinem reichen Können der Schule längst entwachsen, wurde er, vierzehn Jahre alt — ganz so wie Friedrich Hebbel — Schreiber beim Kirchspielvogt seines Städtchens. Zu thun gab es da so viel wie nichts; um so mehr blieb ihm Zeit und Muße, unermüdlich zu lernen und für sich zu arbeiten. Er bildete seinen Stil nach Franklins Methode, beschrieb ganze Berge von Papier, vertiefte sich in alle möglichen Sprachen, in Litteratur und Sage, in philosophische Studien. Auch ein ganzes Konversationslexikon las er durch, und wenn er selbst daran den „Magen“ sich nicht verdorben hat, so ist das gewiß ein Zeichen unverwüstlicher geistiger Gesundheit. „Wohinut? He arbei as en Perd. He lehr, wat he lehrn kunn, ob't vellicht en Mal to bruken weer as en Sloetel voer en unbekannt Sloett.“

Von Jugend auf ein Freund der Musik, die ihm noch jetzt Sonnenschein ins einsame Haus bringt, übte er sich ganze Tage lang an einem tonlosen, alten Klimperkasten, den er selbst reparierte und stimmte. Im Sommer begann der Morgen für ihn schon um drei Uhr. Da er nur lernen und immer

*) Nachbars Brunnen.

Kosaken setzen über einen Fluß. Nach dem Gemälde von Josef von Brandt.

wieder lernen wollte, kam er mit neunzehn Jahren aufs Schullehrerseminar nach Tondern. Das wichtigste war auch dort für ihn das private Studium, dem er sich mit leidenschaftlichem Eifer hingab.

Als Mädchenschullehrer ging er 1841 in die Heimat zurück, auch in dieser Eigenschaft ein ganzer Mann und nach dem Urteil seiner Fachgenossen „ein Lehrer, wie er nicht oft vorkommt“. Daneben widmete er in Wald und Feld sich jetzt namentlich der Botanik und Zoologie. Klaus Groth ist einer der intimsten Kenner der heimischen Flora und Fauna, und es ist merkwürdig, daß er für Mathematik und für die exakten Naturwissenschaften die gleiche Empfänglichkeit und Begabung zeigte wie für linguistische Studien. Dabei war er in den sechs Schulmeisterjahren auch ein thatkräftiger Förderer aller gemeinnützigen Bestrebungen.*)

Schon lange galt ihm der Kranz des Dichters als das schönste Ziel. Nun sah er, welcher ungehobene Schatz in der plattdeutschen Sprache ruhte, nun erkannte er Klaus Groths „poetische Sendung“. Aber da kamen die Folgen der Ueberarbeitung: seine Kraft brach zusammen. Er legte sein Amt nieder und suchte Erholung auf der Ostseeinsel Fehmarn bei seinem wackeren Seminarfreunde Leonhard Selle, der dort in Landkirchen Organist und Lehrer war. Gemeinsam studierten sie weiter und lasen Dichtungen aller Zeiten und Völker. Klaus Groth sagte einmal: „Was ich damals in fünf Jahren alles gelesen habe, würden wohl vier Pferde nicht ziehen können.“

Hier ist nach und nach auch der „Quickborn“ entstanden. Die sprichwörtliche Sehnsucht des echten Dithmarschers zog ihn hinüber nach der Heimat, nach seinem Jugendparadies. „Je drückender“ — sagt Müllenhoff — „das Leiden auf ihm lastete, desto sonniger und farbenreicher erschienen ihm die Tage der Kindheit. Diese Sehnsucht, kann man sagen, hat den ‚Quickborn‘ gedichtet ... Aber dieses Werk ist die reife Frucht eines durch das angestrengteste Streben in sich vollendeten und gebildeten Geistes.“

Sein Dichten und Trachten galt dem großen Ziele, „die Ehre der plattdeutschen Mundart zu retten“. Man lese nur das schöne Vorwort, das Klaus Groth 1852 seinem „Quickborn“,**) diesem köstlichen, unversieglichen Jungbrunnen, voransetzte:

„... Ich wollte, ich könnte selber kommen, wenn ihr abends hinterm Ofen sitzt, und euch meine Lieder sagen und sprechen, recht als wäret ihr's selbst, nur mit Reim und Takt, wie die Dichtkunst es lehrt — ihr solltet euch verwundern! — nicht über meine Kunst, denn die halt' ich gering, aber über den Klang und Gesang, der in den platten Tönen steckt, die da schelten können wie keine und doch schmeicheln und weinen — nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thränen im Auge zerdrückt.“

Das Erscheinen des „Quickborn“ weckte einen Sturm der Begeisterung; es war bei dem Ringen des deutschen Stammes gegen dänische Vergewaltigung zugleich eine große, erlösende That. Und wie es litterarisch zu würdigen ist, das will ich hier nur kurz andeuten durch das Wort aus einem Briefe Hebbels an Klaus Groth (1857): „Ihre That fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten.“

Auch einem Irrtum, der immer wieder auftaucht, will ich hier gleich entgegentreten. Man glaubt und sagt vielfach, unser Dichter habe vor 47 Jahren einen großen Wurf gethan, dann aber nichts mehr dem „Quickborn“ Ebenbürtiges geschaffen. Zunächst nun ist der „Quickborn“ immer und immer erweitert und bereichert worden, bis in die achtziger Jahre hinein. Dann aber wird ganz vergessen, daß Klaus Groth auch später noch eine Reihe trefflicher Werke geschaffen hat.

Der „Quickborn“ hatte ihm einen gelehrten Freund gewonnen, seinen Landsmann, den berühmten Germanisten Karl Müllenhoff. In Kiel, wohin Klaus Groth im Sommer 1853 — damals noch leidend — übersiedelte, arbeiteten beide einen vollen Winter hindurch an der Feststellung der plattdeutschen Grammatik und Orthographie, und auch poetisch waren die Anregungen Müllenhoffs von wohlthätigem Einfluß.

In Bonn weilte der Dichter 1855/56 in freundschaftlichem Verkehr mit Männern wie dem alten Ernst Moritz Arndt, mit Böcking, bei dem er wohnte, mit Dahlmann, dem Herausgeber des Neocorus, mit dem Philologen Welcker, dem lebenslustigen Karl Simrock und vor allem mit seinem geistvollen Landsmann Otto Jahn. Dieser Kreis, der jede Scheingröße und Mittelmäßigkeit unerbittlich bekämpfte, bietet dem greisen Dichter noch jetzt eine Fülle der schönsten Erinnerungen. Der Quickbornsänger hatte durch sein phänomenales Wissen den gelehrten Professoren nicht wenig imponiert, und so verlieh 1856 die Bonner philosophische Fakultät dem Autodidakten, dem so verdienstvollen Förderer der plattdeutschen Sprache, die Würde eines Ehrendoktors.

1857 gewann Klaus Groth seine Lebensgefährtin: Doris Finke, die Tochter eines Bremer Großkaufmanns, die er bei seinem Freunde Ohm Köster kennen und lieben lernte. Er hat ihr einen hochdeutschen herzigen Liederstrauß gewidmet, der sein ganzes Glück atmet. 1858 machten sie Hochzeit. Seine Frau war von feiner musikalischer Bildung und eine Duzfreundin von Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall. Neunzehn Jahre hat sie unserm Dichter treu und liebevoll zur Seite gestanden. Von den beiden noch lebenden Söhnen hat einer im fernen Argentinien eine Besitzung, der andre ist Mitinhaber der bekannten Weingroßhandlung Leon von Beckerat in Rüdesheim.

Um die Zeit seiner Verheiratung trat Klaus Groth an der Kieler Universität in den Lehrkörper für das Fach der deutschen Sprache und Litteratur ein. Sein Wissen hätte ihn auch befähigt, Botanik zu dozieren. 1866 wurde er zum Professor ernannt; eine Zeitlang war er auch Direktor des Museums für schleswig-holsteinische Altertümer. An Auszeichnungen hat es ihm nicht gefehlt. Der Schillerpreis wurde ihm zu teil und die goldene Medaille für Kunst, die damit zum erstenmal einem Dichter verliehen wurde. Leyden, die älteste Akademie für germanische Philologie, und die vlämische Akademie ernannten ihn zum Mitgliede. In Oxford, Leyden und Amsterdam mußte er Vorlesungen halten und wurde als Gelehrter und Dichter gefeiert.

Wie aber auch das deutsche Vaterland seinen Quickbornsänger ehrt, das soll nicht bloß in der meerumschlungenen Heimat, nein, überall, soweit nur deutsche Herzen schlagen, die Feier seines achtzigsten Geburtstages beweisen.

„Noch is't Tid,“ so schließt das von leiser Wehmut durchhauchte, zarte Gedicht von seiner Hand, das er für seine Freunde „über Land und Meer“ niedergeschrieben hat. Es führt hier den Titel „Frühlingsgruß eines alten Sängers“. Ja, noch is't Tid — und noch ist es auch Zeit, den edeln Meister zu ehren und des Himmels Segen auf sein würdiges Haupt zu erflehen.

Die Groth-Mühle in Heide.
Originalzeichnung von Nicol. Bachmann.

*) Reiches Material findet man hierzu und auch sonst über das Leben des Dichters in der zum 80. Geburtstage erscheinenden Biographie von H. Sierds (Lipsius & Tischer).

**) „Quickborn“ ist auch der Name eines Dorfes in Dithmarschen, in dem Verwandte des Dichters gelebt haben sollen.

Perkeo.

Humoreske in fünf Gesängen

von

M. Barack.

1. Per che!

Ein welscher Bursche, zwerghaft klein,
— Weiß nicht, wie er sich nannte —
In des Kurfürsten[1]) Dienst trat ein
Vom schönen Pfälzerlande.
Und weil er, wenn er etwas sprach,
Bekräftigend „per che!“[2]) danach
Beifügte, ward im ganzen Land
Er stets „Perkeo“ nur genannt.

Und weil gar klug und witzig er
Und lustig auch gewesen,
So hat der Kurfürst ihn, sein Herr,
Zum „lust'gen Rat“ erlesen.
Und stellte ihn zum eignen Spaß
Als Wächter auf beim großen Faß[3])
Und sprach: „Behüte mir den Wein,
Den trinken wir zwei ganz allein!“

Und treulich that Perkeo, was
Der Herr ihm aufgetragen,
Von früh bis spät stand er am Faß
Und füllte mit Behagen
Den köstlich kühlen Edelwein
Sich ins geliebte Krüglein ein,
Und kam der Kurfürst zu ihm je,
So trank er und sprach nur: „per che!“

So trieb er's fast zehn Jahre. Da
— Als er wollt' eins genießen —
Geschah ihm, was noch nie geschah:
Es wollt' kein Wein mehr fließen.
Und als er mit dem Pegel maß,
Da fand sich völlig leer das Faß.
Laut schrie er auf: „O weh, o weh,
's ist nichts mehr drin — per che, per che!“

Karl Philipp kam dazu und lacht'
Und sprach: „Das ist ein Stücklein,
Das nicht leicht einer nach dir macht:
Dreihunderttausend Krüglein
Zu trinken in so kurzer Frist
— Fast hundert auf den Tag —, dies ist
Schier wunderbar, ich muß gestehn,
So etwas hab' ich nie gesehn!

Und weil's mir gar so seltsam dünkt,
Daß einer es kann treiben
Wie du — und solchermaßen trinkt,
So soll aufs Faß man schreiben:
‚Der Wein darin kam in Verlurst
Durch eines Zwerges Riesendurst!‘“
Da lacht' Perkeo auch und sprach
Bekräftigend „per che!“ danach.

2. Des Kurfürsten Liebstes.

Und wieder saßen Fürst und Zwerg
Am neugefüllten Fasse
Im Kellerraum zu Heidelberg
Und schwelgten in dem Nasse.
Der Kurfürst zwar sah finster aus
Und zog die hohe Stirne kraus,
Perkeo aber trank gar froh
Und war in dulci jubilo.

Doch jedes Scherzwort, jeder Witz
Des Zwergs umsonst war heute:
Der Kurfürst schien auf seinem Sitz
Gar schwerer Sorgen Beute,
Umsonst auch war gefüllt sein Krug,
Karl Philipp that draus keinen Zug
Und schob ihn stets mit trübem Blick,
Als wäre Essig drin, zurück.

[1]) Karl Philipp. Er regierte von 1716 bis 1742. [2]) Zusammengezogen aus „Per Bache“ (bei Bacchus). [3]) Es ist damit nicht das jetzt in Heidelberg gezeigte „große Faß“, das erst 1751 gebaut wurde, sondern das von Kurfürst Karl Ludwig im Jahre 1664 erbaute „alte große Faß“ gemeint. Es hielt 14 Fuder weniger als das „neue“, faßte aber doch die immerhin noch ansehnliche Summe von 222 Fuder = 222 000 Flaschen. Karl Philipp ließ es ausbessern und mit kurpfälzischem Landwein füllen.

Da endlich rief Perkeo, der
Schon etwas war berauschet:
„Ich seh' es deutlich, gnäd'ger Herr,
Wir beide sind vertauschet,
Der Narr seid Ihr, der Fürst bin ich,
Denn keine Sorgen quälen mich,
Doch Euch — per che! — bedrücken sie,
Ich seh' es, denn Ihr trinket nie!"

Da raffte auf der Kurfürst sich
Und sprach zuletzt mit Lachen:
„Die Heidelberger ärgern mich,[1])
Drum sag, was soll ich machen?
Soll ich, um sie bestraft zu sehn,
Nach Düsseldorf — nach Jülich gehn?
Dies, kluger Narr, dies sag mir nun:
Soll oder soll ich nicht es thun?"

Da sprach der Zwerg: „Erst saget mir,
Eh Antwort ich kann geben,
Habt dorten Ihr auch, so wie hier,
Solch großes Faß voll Reben?"
Da lacht' Karl Philipp und sprach: „Nein,
Solch Fäßlein giebt's nur hier allein,
Allein nur hier im Pfälzerland,
Am Rheines- und am Neckarstrand!"

„Wohlan denn, Herr, so sag' ich Euch:
Wär' mein die Pfalz, und wäre
Auch mein dies Faß und — Euerm gleich —
Ein hold Gemahl: auf Ehre,
Ich wollt' — per che! — an diesen drei'n
Mich all' mein' Tage gern erfreun
Und gehrte nie ein beſſ'res Glück,
Wollt' niemals ändern mein Geschick!"

Da rief der Fürst: „Beim großen Faß!
Ich glaub', du sprachst das Rechte,
Mein Glück ist viel zu schön, als daß
Es sich nicht an mir rächte,
Wenn undankbar ich würde gehn
Und ihm den Rücken wollte drehn.
Stoß an: die Pfalz, mein Weib, der Wein,
Sie sollen stets mein Liebstes sein!"

(Schluß folgt.)

[1]) Er hatte angeordnet, daß die Heiliggeistkirche den Katholiken zum Gebrauch übergeben werden solle, und als die Protestanten darein nicht willigen wollten, ärgerte er sich so sehr, daß er nach seinem ihm zugefallenen Jülichschen Erbe hinweggehen wollte. Später verlegte er auch wirklich seinen Hof, aber nicht nach Düsseldorf, sondern nach Mannheim.

Die russische Kirche in Wien.

(Siehe die Abbildung Seite 478.)

Im aristokratischen Viertel auf der „Landstraße" in Wien, das die Botschaftspalais Deutschlands, Englands und Rußlands beherbergt, erhebt sich, anstoßend an das letztere Palais und mit ihm verbunden, der Bau der am 16. April eingeweihten russischen Kirche. Wer die stille Seitengasse betritt, bleibt wie festgebannt stehen, denn er glaubt sich plötzlich von der Donau an die Newa versetzt. Mit seinen hochragenden zwiebelförmigen Kuppeln, den charakteristischen Kugelspitzen, glitzernden Kreuzen und in bunten Farben schillernden Fassaden, Dächern und Türmchen macht das neue Gotteshaus den Eindruck eines Baues von echt russischem Gepräge. Die Pläne der Kirche, deren Errichtung einem Wunsche des Zaren Alexander III. zu danken war, stammen in der That aus St. Petersburg und wurden von Professor Kotow, dem Hofarchitekten der heiligen Synode, entworfen, während in Wien der Architekt Giacomelli die Ausführung leitete. Zwei Eingänge führen ins Innere der Kirche. Durch das eine Thor gelangt man über einige Treppen abwärts in die Krypta, die den täglichen Andachten und den Trauerfeierlichkeiten gewidmet ist, während die breite Stiege des zweiten Eingangs in den geräumigen Festraum führt, der den kirchlichen Zeremonien an hohen Feiertagen dient. Sehr charakteristisch für den Baustil sind namentlich der spitzdachige, mit grünglasierten Ziegeln gedeckte Vorbau dieser Treppe, den vorn ein buntschillerndes Mosaikbild schmückt, wie nicht minder die offenen Glockenstuben, die Loggien und das große Fenster. Alles ist mit farbigen gebrannten Ziegeln und Majoliken verkleidet, was einen fremdartig-bunten, aber durchaus nicht unharmonischen Gesamteindruck macht. Die hohe, kupfergedeckte Mittelkuppel wird von vier gewaltigen Säulenmonolithen aus rotem schwedischen Granit getragen, deren Kapitäle aus dunkelm Karst-Marmor und deren Sockel aus Syenit geschnitten sind. Der Innenraum hat eine Höhe von 27 Metern; die Höhe der ganzen Kirche beträgt vom Straßenniveau bis zu den vergoldeten, mit glitzernden Krystallen gezierten Kreuzen 52 Meter. Besondere Pracht wurde auf die Ausschmückung der Innenräume der Kirche verwendet, doch sollen die Malereien, die allein fast eine halbe Million Mark kosten und von hervorragenden russischen Künstlern geschaffen werden, erst in zwei Jahren nach vollständiger Austrocknung des Mauerwerks angebracht werden. Der originelle Kirchenbau, dessen Kosten (rund eine Million Mark) ausschließlich der Kaiser von Rußland und der dortige Kirchenbaufonds tragen, bildet unstreitig eine neue Sehenswürdigkeit Wiens.

M. W.

Der Empfang der „Bulgaria"-Mannschaft in Hamburg.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben".)

Einen großartigen Empfang bereitete die Stadt Hamburg dem glücklich heimgekehrten, durch die Tapferkeit und Entschlossenheit seiner Mannschaft aus äußerster Gefahr erretteten Dampfer „Bulgaria". Am Morgen des 1. April fuhren die dicht besetzten Dampfer „Silvana" und „Blankenese" dem Schiffe entgegen, an dessen Oberdeck alsbald die erhebende Feier ihren Anfang nahm. Nach einer ergreifenden Ansprache des Seniors Behrmann begrüßte Admiral Köster die Offiziere und Mannschaften im Namen des Kaisers Wilhelm II., worauf der kommandierende General des 9. Armeecorps, von Massow, den Sympathien des Landheeres herzlichen Ausdruck verlieh und der preußische Gesandte in Hamburg, Graf Wolff-Metternich, unter Worten warmer Anerkennung Mitteilung von den der Mannschaft verliehenen Auszeichnungen machte. „Die schönste Anerkennung", sagte der Gesandte in seiner bedeutungsvollen Rede, „bleibt die, die in Ihrem Gewissen liegt, und die Ihnen unser Kaiser zollt. Ihnen allen hat Se. Majestät Auszeichnungen verliehen, mir dieselben gleich mitgegeben und mich beauftragt, sie Ihnen hier noch an Bord des Schiffes, das Sie so wacker verteidigt haben, auszuhändigen. Die hohe Auszeichnung, die Herrn Kapitän Schmidt zu teil wurde, ist Ihnen bereits bekannt. Der Königliche Hausorden von Hohenzollern wird nur denen verliehen, die Sr. Majestät persönlich Dienste geleistet haben. Sie können hieraus erkennen, mit wie hoher Befriedigung Se. Majestät von dem Verhalten des Kapitäns Schmidt erfüllt worden ist, so daß er die Rettung der ‚Bulgaria' als einen dem Vaterlande und damit auch ihm selbst persönlich geleisteten Dienst betrachtet. Die hohe Rangstufe des Kreuzes der Komture des Königlichen Hausordens von Hohenzollern zeigt die Größe des Dienstes an, den Kapitän Schmidt Sr. Majestät geleistet hat." Dann erfolgte die allgemeine, zwanglose Beglückwünschung, während welcher auf den mit hinausgefahrenen Vergnügungsdampfern Böllerschüsse gelöst wurden, brausende Hurrarufe erschallten und lustige Musikweisen erklangen. Unter gleichen Kundgebungen erfolgte die Rückfahrt der Dampfer „Silvana" und „Blankenese", an deren Bord sich auch die Offiziere und Mannschaften der „Bulgaria" begeben hatten. An den Ufern zeigte sich überall reicher Flaggenschmuck, und auch die Straßen der Stadt trugen das gleiche Festkleid. Unter fortwährenden Hurrarufen und Böllerschüssen langten die Dampfer um $1^1/_4$ Uhr im Hafen an. Von da begab sich die Mannschaft nach dem Rathause, wo Empfang durch den Senat stattfand. Bürgermeister Dr. Mönckeberg hielt die Begrüßungsrede, auf die Kapitän Schmidt tiefgerührt dankte. Dann wurden der gesamten Mannschaft eigens für sie geprägte hamburgische Denkmünzen, teils in Gold, teils in Silber, überreicht und hierauf die wackeren Seeleute zur Börse geführt, wo sie von der gesamten Handelskammer an der Treppe empfangen und nach dem Korridor der Börsenhalle geleitet wurden. Der Präsident Woermann hielt eine herzliche Ansprache, die mit einem jubelnd aufgenommenen Hoch auf Kapitän, Offiziere und Mannschaften schloß. Dieselben wurden alsdann in den Rathauskeller geführt, wo die Handelskammer ein Diner gab. Ein an den Kaiser Wilhelm gerichtetes Huldigungstelegramm fand herzliche Erwiderung.

Marinebilder

aus dem

Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

2. Segelmanöver.

I.

Hei, wie sie laufen und entern, heißen und holen, fieren und lüften, alle miteinander, Seekadetten, Schiffsjungen und Matrosen, denn „alle Mann" zum Segelmanöver sind „aufgepfiffen"! Da packt mit stürmischer Gewalt der furor maritimus des echten Seemanns Herz, er beflügelt die Tritte, er schmeidigt den Leib und stärkt den Geist zum kühnen Wagemut. Kein schöneres und zugleich interessanteres Schauspiel giebt's auf dem Gebiet der seemännischen Exerzitien, als ein frisches, fröhliches Segelexerzieren. Lautlos, ohne Rufen und Schreien, vollzieht es sich, nur Winken und Zeigen ist den Toppsoffizieren und ihren Untergebenen gestattet. Die schallende Kommandostimme des Ersten Offiziers setzt von der Kommandobrücke herab den ganzen Segelmechanismus in Bewegung, daß sich Hunderte von starken Händen flink, geschäftig rühren an Deck, im Mars und auf den Rahen, und die Beine fliegen übers Deck und in den Wanten, bis zum Topp des Mastes, bis zur Nock der Rahe. Nichts stählt so die Kraft des Körpers, ihn zugleich behend, gelenkig machend, nichts erzieht den Seemann so zum herzhaften Draufgehen und zu kühnem Wagemut, nichts weckt so sein mutiges Selbstvertrauen und fördert die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer militärischen Solidarität und Subordination, jenes gemeinsamen Wirkens unter einem Willen zum Heile des Ganzen, als ein gut geleitetes Segelmanöver ohne Hast und Hetze. Da oben auf der Rahe, wenn der Wind heult und die Segel schlagen, wenn es, im großen Bogen herüber- und hinübersausend, durch die sturmdurchbrauste Luft geht und dunkle Nacht die tragenden Enden und das ganze Arbeitsgebiet einhüllt: ja, da bleibt niemand oben, dem nicht durch Uebung und Gewöhnung Muskeln gewachsen und Gewandtheit des Körpers und Kühnheit des Geistes in der militärischen Dienstübung anerzogen sind. Auch weiß der Rahegast oben wohl, daß er mit seinen Kameraden auf der Rahe Hand in Hand arbeiten muß; er kennt seine Abhängigkeit von den Kameraden an Deck, daß sie nicht zu früh holen und ihn herunterreißen; er sieht, wie das ganze Getriebe an Deck und in der Takelage bei dem Segelmanöver ein Wille leitet, die klare Sachkenntnis und das seemännisch geübte Auge des Kommandierenden.

Der erzieherische Charakter des Segelmanövers zur Stärkung des Körpers in der seemännischen Gewandtheit und umsichtigen Behendigkeit, sowie zur Erstarkung des Geistes im nötigen Selbstvertrauen und solidarischen Pflichtbewußtsein tritt bei keiner andern seemilitärischen Dienstübung so deutlich hervor.

Wer mit einigem Verständnis einem Segelmanöver beiwohnen will, muß in die Kenntnis der wichtigsten Bestandteile einer Segelschiffstakelage eingeweiht sein. Es sei die Erläuterung unsrer Schulschiffstakelage, wie sie bisher, vor der Kabinettsorder vom 20. Februar d. J. bestand, in allgemeinen Zügen hier darum gestattet.

Unsre Schulschiffe „Charlotte", „Stein", „Stosch", „Gneisenau", „Moltke", „Nixe", ursprünglich als Kreuzerfregatten gebaut, haben Vollschiffstakelage mit drei Masten, von denen der vordere „Fockmast" oder „Vortopp", der mittlere „Großmast" oder „Großtopp" (50 m hoch) und der hintere „Kreuzmast" oder „Kreuztopp" genannt wird. Jeder Mast besteht aus dem eisernen Untermast, der in der Mastspur des Kielschweines ruht, und aus den hölzernen Mars- und Bramstengen, deren äußerste Spitze (der Topp) im Flaggenknopf endet. Mit den 3 „Toppen" oder Masten steht das „Vorgeschirr" in harmonischer Wechselwirkung. Man versteht darunter den Mast am Bug, in der Längsrichtung des Schiffes. Derselbe entspricht in seinen Bestandteilen, Bugspriet, Klüverbaum und Außenklüverbaum, den drei Teilen eines Mastes.

Zur Herstellung einer festen Stütze und Verbindung von Mast und Stenge dienen die Salings und das Eselshaupt. Gut erkennbar ist die Bramsaling, jenes Querstück zwischen der Mars- und Bramstenge, während die untere Saling auf dem Untermast durch den Mars, den „Mastkorb" des Nichtseemanns, verdeckt wird. Die Querbalken über den Masten sind die „Rahen".

Unsre Schulschiffe fahren vier Rahen an jedem Mast, die Unterrahe, Marsrahe, Bram- und Oberbramrahe, welche stets in Verbindung mit ihrem zugehörigen Topp genannt werden, also die des Großtopps: Großrahe, Großmarsrahe, Großbramrahe und Großoberbramrahe.

Die Rahen sind sowohl „auf und nieder," wie horizontal zu bewegen und führen die Rahesegel, welche an ihnen „untergeschlagen" oder befestigt sind.

Nach einer phot. Aufn. von A. Renard, Kiel.

S. M. Schulschiff „Gneisenau“ unter Segel.

Die Bezeichnung ihrer Namen entspricht der der Rahen. Man unterscheidet Untersegel an dem Fockmast (die Fock) und an dem Großmast (das Großsegel), während die Unterrahe des Kreuztopps ohne Segel ist und deshalb auch „blinde oder Baginrahe“ genannt wird, und man unterscheidet ferner an jedem Mast das Mars-, Bram- und Oberbramsegel. Am Fockmast heißen demnach die Segel von unten nach oben genannt: „Fock, Vormarssegel, Vorbramsegel und Voroberbramsegel“, an den beiden andern Masten entsprechend ebenso, indem Groß- beziehungsweise Kreuz- vor die Segelnamen gesetzt wird.

Außer den Rahesegeln führt jedes Schiff noch Gaffel- und Stagsegel, welche den gemeinsamen Namen „Schrat- oder Trysegel“ (sprich Trei-) haben und zur Segelführung bei vorlichem Winde dienen. „Gaffeln“ sind die Rundhölzer, welche in schräger Richtung von dem oberen Teil des Untermastes nach hinten zu gehen. Sie gleiten in einer Führung des sogenannten „Schnaumastes“ (dünner Untermast), der sich an der Achterkante des Untermastes befindet. Der Kreuztopp — ohne Untersegel, da dies bei achterlichem Winde den vorderen,

Auf der Jakobsleiter (Seekadetten beim Aufentern).

stärker ziehenden Untersegeln zu viel Wind entziehen und eine volle Ausnutzung derselben hindern würde, hat dafür ein größeres Gaffelsegel, das zur bequemeren und ergiebigeren Handhabung an einem, um den unteren Teil des Schnaumastes beweglichen, starken Mastbaum, dem sogenannten „Besansbaum“, „ausgeholt“ (befestigt) werden kann. Die Gaffel am Fockmast heißt „Vorgaffel“, die am Großmast „Großgaffel“ und am Kreuzmast „Besansgaffel“.

Zur Klasse der dreieckigen Stagsegel gehören die Segel des Vorgeschirrs am Bugspriet, Klüver- und Außenklüverbaum und heißen Vorstengestagsegel, Klüver und Außenklüver.

Die „Stagen“ sind die starken, umkleideten Drahttaue, welche die Masten und Stengen nach vorn stützen; zur achterlichen Stütze für die Stengen (nicht für die Masten!) dienen die gleichgearteten „Pardunen,“ und zur seitlichen Stütze der Masten und Stengen dienen die „Wanten“, jene bekannten seitlichen Strickleitern.

Die Stagen, Pardunen, Wanten gehören zu dem „stehenden Takelagegut“; das Tauwerk, welches zum Segelsetzen, -reffen, -stellen dient, wird das „laufende Gut“ der Takelage genannt. Dasselbe steht entweder mit den Rahen oder direkt mit den Segeln in Verbindung und wird auf dem Oberdeck an den Nagelbänken, welche zu beiden Seiten der Masten an der Reeling (Bordwand) und rings um den Mast herum angebracht sind, „belegt“ (befestigt).

Zum Aufheißen der Rahen und somit der an ihnen befindlichen Segel dienen die „Fallen“, während mittels der „Toppnanten“ die Rahen in der Vertikalebene und mittels der „Brassen“ in der Horizontalebene gedreht werden.

Zum Arbeiten mit den Segeln, welche aus „Kleidern“ (Segeltuchstreifen) mit Segelgarn zusammengenäht und ringsum mit einem Tauende, dem „Liek“, eingefaßt sind, gebraucht man die „Schoten“, wenn das Segel zum Setzen „ausgeholt“ (ausgespannt) werden soll; die „Geitaue“ und „Gordings“, wenn es geborgen und festgemacht werden soll; erstere, um die äußeren, unteren Ecken, die „Schothörner“ nach der Mitte der Rahe und letztere, um die „Lieken“, die ganze untere Kante des Segels nach der Rahe überhaupt aufzuholen, wodurch das Schlagen der Segel gehemmt wird; und endlich, wenn die Segel verkleinert oder „gerefft“ werden sollen, die „Refftaljen“, welche das Segel mit der Außenkante („Seitenliek“) nach der „Rahnock“ (äußerstes Ende) aufholen, um leichter das Reff einstecken zu können. Damit der Wind gut in die Segel hereinfahren kann, werden die Seitenlieken auf der Luv- oder Windseite mittels „Bulins“ nach vorn „steif geholt“.

Die Erklärung dieser allgemeinen Dinge und Bestandteile einer Segelschiffstakelage mag genügen, um den Leser in stand zu setzen, der Durchführung eines Segelmanövers mit einigem Verständnis und Interesse folgen zu können.

Die Toppsgäste, Bram- und Oberbramrahgäste im Mars.

„Klar zum Manöver!“ schallt's durch alle Decke, schrillt's durchs ganze Schiff. Binnen weniger Sekunden sind die unteren Decke geräumt, und „alle Mann“ stehen auf ihren Manöverstationen, in Reih und Glied, zu Gruppen vereinigt: die Leute mit einem und zwei roten Streifen auf dem rechten Oberarm auf der Steuerbordseite (I. und II. Hälfte der Steuerbordwache) und die Backbordwache, mit dem linken einfach und doppelt rotgestreiften Oberarm, auf der Backbordseite; bei dem Kreuztopp die Schanzgäste, bei dem Großtopp die Achtergäste, bei dem Vortopp die Kuhlgäste, auf der Back beim Vorgeschirr die Backsgäste. Sie müssen die „Enden“ an Deck bedienen, welche Rahe und Segel und Stenge in Bewegung setzen.

Zu Höherem berufen sind die Rahegäste (Gäste oder Gasten = Genossen), welche ebenfalls bei ihren Toppen angetreten sind. Ihre Führer und Leiter droben in der Höhe sind die Toppskadetten (Fähnriche z. S.) und Unteroffiziere.

Der „Toppsoffizier“, mit dem wunderbaren und wunderwirkenden Handapparat einer „Winkflagge“ in der Hand, womit er seine Kommandos „winkt“, mustert schnell seine „Mastdivision“, ob jede Station vollzählig ist, wirft einen seemännisch orientierenden Blick nach den Nagelbänken, ob die aufgehängten Enden klar zum Loswerfen sind, schärft den Leuten am Stopper und Poller noch Achtsamkeit ein, und daß sie gut aufpassen, und harrt dann mit seiner

In den Wanten (Seekadetten beim Aufentern).

Schar, nicht ganz ohne Unruhe und Aufregung, des Kommandos von der Brücke, das die Segelschlacht eröffnen soll, welche die drei Toppen liefern werden.

Vorauf entern die Toppskadetten und Unteroffiziere gewissermaßen als Spitze der enternden Rahgäste. Kaum haben sie das Deck verlassen, da schallt's von der Kommandobrücke: „Toppsgäste, Bram- und Oberbramrahgäste von beiden Wachen! — Enter auf!“ Sie haben es am höchsten und den weitesten Weg, die Toppsgäste sind mit den schwierigeren Posten und Arbeiten betraut. Kühn, in gewandtem Lauf, entern sie auf und warten im Mars, bis das Gros der Gasten heraufstürmt zum gemeinsamen Kampf auf Rahen und Stengen.

S. M. Schulschiff „Charlotte“ bei „Enter auf!“

In der Pütting (Seekadetten beim Aufentern).

„Alle Segel setzen!“ lautet die übers Deck schallende Kampfparole; „Segel los!“ schmettert's sofort als Ankündigungssignal hinterdrein, das alle Rahgäste, welche noch nicht oben sind, zur Kampfbereitschaft elektrisiert und an die Jakobsleiter treibt (kurze, feststehende Leiter, welche vom Deck bis ans Want führt), um gleich darauf aus der lauernden gedeckten Stellung (den Kopf nicht über die Reeling!), wenn's Kommando ruft: „Enter auf!“ loszustürmen, die Jakobsleiter herauf ins Want, — Hände, Rippen, Köpfe, Füße des Neben-, Vorder- oder Hintermannes nicht achtend, — denn wer nicht vorstürmt, bleibt zurück, das Unterwant hat 40 Webeleinen (Stufen), und in den Püttings (schräge Leitern am Mars) gebietet Vorsicht ein langsames Tempo, — also vorwärts, vorwärts, munter, daß die Beine fliegen, bis der Mars erreicht ist und ein neues Kommando das weitere Vordringen befiehlt. Lange läßt es auch nicht auf sich warten, die kostbare Zeit der wenigen Minuten geht bald vorüber. „Leg aus!“ tönt's nach oben herauf, und mit einemmal wird's auf den Rahen lebendig; vorn übergelegt — so weit, daß einem schwindlig werden kann beim Anblick von unten, — mit den Füßen in den „Pferden“ (Taue unterhalb der Rah zur Stütze für die Füße) lösen sie die Bänsel und Bänder und halten das losgemachte Segel noch fest, bis das Kommando: „Laß fallen!“ die Gleichmäßigkeit dieses Exerzitiums befiehlt. Sobald das Segel losgelassen ist, „legen“ die Rahgäste „ein“ und kehren an Deck oder in den Mars zurück, während die Decksgäste sogleich holend und heißend in Thätigkeit treten. Die Segel werden an den Schothörnern ausgeholt, die Rahen geheißt, daß die Segel steif zu stehen kommen, und endlich das ganze Rah- und Segelwerk angebraßt.

S. M. Schulschiff „Charlotte“ bei „Leg aus!“

Wie lange hat's gedauert? — 10 Minuten? eine Viertelstunde? — Weit gefehlt, lieber Leser! In 2 Minuten und 18 Sekunden standen sämtliche Segel, klar zum Losgehen. Mit derselben affenartigen Geschwindigkeit werden die Segel wieder von Deck aus gegeit und aufgeholt und dann oben auf der Rah geborgen und festgemacht.

Alle Segelmanöver können auch von der Hälfte des bei „Alle Mann“ aufgewendeten Personals, von der Steuerbord- oder Backbordwache allein, ausgeführt werden. Und gerade dieses Exerzitium ist für den praktischen Segeldienst auf hoher See von der größten Wichtigkeit. Dem wachhabenden Offizier steht immer nur eine „Wache“, Tag und Nacht, zur Verfügung, während „Alle Mann“ nur mit Genehmigung des Ersten Offiziers bezüglich des Kommandanten „aufgepfiffen“ werden dürfen, was immer, zumal in stürmischer Nacht, das ganze Schiff in Alarmzustand versetzt. Ja, wo es nur angeht, sucht der wachhabende Offizier, um seine Leute zu schonen und ihnen die Nachtruhe nicht unnötig zu rauben, sich mit der Hälfte seiner „Wache“ bei Ausführung eines Manövers zu behelfen. Und auch dies muß geübt und exerziert werden, so daß ein und dasselbe Manöver die verschiedensten Ausführungsarten aufweist.

Auf der Rah ausgelegt.

Segel losmachen.

Wald.

Novelle
von
Wilhelm von Polenz.

III.

Die Anwesenheit des Fremden hatte den Zwiespalt in Annas Wesen vermehrt. Durch das Eintreten dieses Mannes in ihren Gesichtskreis, der aus einer fremden, glänzenden Welt gleichsam herniedergestiegen kam zu ihnen, wurde die Erinnerung an jene verfeinerte Lebensweise wieder in ihr wachgerufen, die sie in ihrer Mädchenzeit gekannt hatte. Da gingen mit einem Male viele alte Wunden in ihrem Innern auf, die nur oberflächlich verheilt gewesen waren. Warum mußte sie über all das jetzt wieder grübeln, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war?

Sie mußte ihre Mutter anklagen, die auf dem kleinen Friedhofe des nächsten Kirchdorfes schlummerte, ihre Mutter, der zuliebe sie diesen Schritt gethan, einen Mann zu nehmen, den sie im besten Falle achten konnte, wie vielleicht eine Tochter ihren Vater achtet. Was hatte sie nun, wo ihre Mutter tot war? Ihren Jungen! Aber auch der war ihr genommen worden. Auch Hellmut stand schon da draußen in jener großen Welt, jenseits des Waldes, in der sie auch einmal gelebt hatte, die ihr jetzt wie ein verlorenes Paradies erschien. Jeder, der von da draußen zurückkam, brachte etwas mit von dem Glanz, dem Duft des wirklichen Lebens. Ja, da draußen gab es Schönheit und die Befriedigung von tausend Wünschen!

Sie war doch noch jung! Der Spiegel sagte es ihr täglich, daß sie noch nicht zu den Alten gehöre. Das Klopfen ihres Blutes sagte es ihr, das Vibrieren ihrer Nerven. Sie sehnte sich nach so vielem, was ihr das Leben noch schuldig war. Manches Glück war ihr gezeigt worden von ferne, aber als sie sich eben anschicken wollte, danach zu greifen, war es ihr grausam entrissen worden.

Nun saß sie hier oben in diesem düsteren Waldreviere wie ein Vogel hinter den Stäben seines einsamen Käfigs. Sollte das das Ende sein? Sollte sie weiter so leben in dieser zermürbenden, die Nerven auf die Folter spannenden Einsamkeit der Waldeseinöde, bis sie wirklich eine alte Frau sein würde?

In ihrem innersten Herzen glaubte sie daran selbst nicht. Es war etwas in ihr: eine Hoffnung, unausgesprochen, scheu, und doch wie innig von ihr geliebkost im geheimen, daß es für sie noch einmal Frühling werden müsse nach so langem Winter.

Anna fühlte lebhafte Sehnsucht nach ihrem Jungen. Wie langsam die Zeit verging! Weihnachten wollte und wollte nicht herankommen! Hellmut schrieb zwar hin und wieder mal aus der Pension, aber das waren Briefe, wie sie solche Jungens eben in Eile schreiben, hingeworfen, von dem erfüllt, was sie gerade beschäftigt, ohne auf das einzugehen, was ihm die Mutter in ihren langen, gefühlvollen Briefen alles vorhielt, ganz in jenen naiven Egoismus getaucht, der den jungen Menschen nun einmal eigentümlich ist.

Anna wollte mehr; sie sehnte sich nach einem warmen Tone. Sie wollte das Wort „Liebe" zwischen den Zeilen lesen. Von wem sonst konnte sie denn Liebe heischen, wenn nicht von ihrem Kinde? Sie hatte ja niemand anders, wollte niemand anders haben. Zufrieden geben wollte sie sich mit ihrem Geschick, wenn ihr nur dieses Glück erhalten blieb. Das wollte sie sich nicht rauben lassen, das sollte ihr ein Ersatz sein und ein Schutz.

Auch ein andrer sah Hellmuts Kommen mit versteckter Sehnsucht entgegen: der Waldläufer Schrupper. Der alte Kerl, trotzig und wenig menschenfreundlich im übrigen, hatte sich in die Liebe zu diesem Jungen mit einem gewissen Starrsinn verbissen. Er betete das schöne, zuthuliche Kind an, wie alte Leute den Sonnenschein verehren, der ihr kaltes Blut erwärmt.

Schrupper hatte den Jungen eingeweiht in alle Künste und Schliche der Jägerei. Lange ehe der Oberförster seinem Sohne die alte, einläufige Perkussionsflinte in die Hand gegeben, hatte Hellmut aus Schruppers Doppelzeug geschossen. Birschen, Hunde abführen, Fallen stellen, Fährten ansprechen wurden dem Sohne des Oberförsters schon mit jungen Jahren vertraute Dinge. Wenn man den Jungen nirgends finden konnte, dann wurde Schrupper gefragt, der wußte schließlich immer Auskunft über Hellmuts Verbleib. Sie hatten zusammen so eine Art Banditenfreundschaft geschlossen. Manche gemeinsam begangene kleine Uebertretung band sie mit unsichtbaren Ketten aneinander. Dem „jungen Herrn" zuliebe machte sich Schrupper, der überhaupt nicht an zartem Gewissen litt, nichts aus einem Vergehen. Der Alte hätte, wenn es darauf angekommen wäre, seiner Seele Seligkeit verkauft für den Jungen.

Hellmut kam einige Tage vor dem heiligen Abend an. Anna hatte allerhand Ueberraschungen vorbereitet. Der Postbote, der nur einmal des Tages von der nächsten Agentur bis zur Quellenhayner Oberförsterei den weiten Weg machte, hatte in den letzten Tagen viele Pakete gebracht. Auch für den Major war einiges gekommen. Das Hausmädchen deutete verstohlen an, daß es bei dem Herrn oben wieder mal allerhand Interessantes zu sehen gebe; aber die Hausfrau verwies der Person diesmal die Neugier aufs strengste.

Anna wußte nicht recht, wie man es mit dem Gaste halten solle zu Weihnachten. Der Oberförster hatte gemeint, man möge ihn zu der Feier zuziehen, aber der Hausfrau war der Gedanke peinlich. Wenn sie sich von einem Fremden beobachtet wußte, war ihr alle Freude an dem Kinde verdorben. Womöglich würde der Major die Nase rümpfen; er war ja so hochmütig!

Schließlich kam alles anders, als Anna sich's vorgestellt hatte. Der kleine Hellmut selbst gab den Anlaß dazu.

Von dem Tage ab, wo der Junge ins Haus kam, ging mit Rüstädt eine Aenderung vor sich. Mit unverhohlener Bewunderung lag sein Blick auf dem Angesicht des anmutigen Knaben. Er redete ihn in freundlichstem Tone an; das Kind errötete, faßte sich aber bald ein Herz, durch die einnehmende Weise des Fremden beruhigt.

Daß Herr von Rüstädt so scherzen konnte, so frei und leutselig! Anna war überrascht und glaubte einen ganz andern Mann vor sich zu haben. Wie kameradschaftlich er den Knaben behandelte, als seinesgleichen! Wieviel glücklicher und jünger er selbst auf einmal in Gegenwart des Kindes erschien!

Es war nicht zu verwundern, daß Hellmut für den Fremden eine starke Neigung faßte. Ein wie dankbares Publikum ist man doch in dem Alter, und wie hat man gleich sein ganzes Herz in der Hand. Wie ein Wunder staunte der Junge zuerst den fremden Herrn an; seine Erscheinung, seine ganze Art hatte etwas Mysteriöses, in seiner Neuheit fast Beängstigendes. Und als der merkwürdige Mann aus seiner Höhe zu ihm herabstieg und sich auf Freundesfuß stellte mit Hellmut, da war es um den Jungen geschehen.

Von jetzt ab fand man ihn während des größten Teiles des Tages in Rüstädts Nähe. Er ging mit dem Major ins Revier, war bei ihm im Zimmer, so oft er dort geduldet wurde, folgte ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen.

Hellmut hatte seine Angewohnheiten völlig verändert gegen früher. Schrupper konnte diesmal schön warten. Der Junge kam nicht zu ihm, nicht einmal zum Aufstellen von Fallen auf Fuchs, Marder und Iltis oder zum Wildfüttern, was in dieser Jahreszeit stets die Hauptbeschäftigung der beiden Spießgesellen gewesen war. Auch die Mutter sah nicht viel von ihrem Jungen. „Darf ich zum Herrn Major?" das war sein drittes Wort.

Rüstädt zeigte ihm, was er an Lebenserinnerungen, Büchern und Bildern besaß, soweit dies für die Augen eines Kindes geeignet war. Und dazu wußte er mancherlei aus dem Gedächtnis zu erzählen, was die Phantasie des lebhaften Kindes stark packte.

Zum Weihnachtsabend wurde der Major feierlich vom Oberförster eingeladen. Allerdings dürfe man sich auf nichts Großartiges gefaßt machen, setzte der Alte in seiner Biederkeit sofort hinzu, er sei hier bei einfachen Forstleuten zu Gaste, die keine großen Sprünge machen könnten. Rüstädt nahm die Einladung an und bereute es nicht. Die Freude, die der kleine Hellmut bei der Bescherung an den Tag legte, half über alles Peinliche hinweg, das sonst vielleicht für ihn das Hineingezogenwerden in einen fremden Familienkreis gehabt haben möchte. Rüstädt schenkte dem Jungen seinen illustrierten „Lederstrumpf", das einzige Buch, das er sich aus früher Lebensperiode aufbewahrt hatte, und gewann damit Hellmuts Herz vollends.

Der Major stand in dem Lebensalter, wo einen das Wesen eines hoffnungsvollen Knaben mit eigenartiger Rührung und Sympathie ergreift. Man fühlt in solchem Kinde die eigne Vergangenheit grün werden. Man sieht den jungen Baum mit seinen dünnen Zweigen, seinen schlanken Jahrestrieben, wie er's nicht erwarten kann, schnell genug vorwärts zu kommen mit der neugierigen Spitze. So bist auch du einst überschnell ins Holz geschossen! Und man weiß nur zu gut, daß auch für den vorwitzigen jungen Schößling die Zeit kommen wird, wo auch er langsamer wachsen muß, wo fast ein Stillstand eintreten wird. Aber es thut doch wohl, dieses ahnungslose, flotte Grünen mit anzusehen, wenn auch ein wenig Melancholie und Resignation dabei ist. Die Jugend, die goldne Jugend! Wem schmeichelte sie sich nicht ins Herz! —

So öffnete Rüstädt denn gern die Thür seines Zimmers, so oft er das schüchterne Klopfen hörte, welches ihm sagte, daß Hellmut draußen stehe und Einlaß begehre. Er wollte auch mal Feiertag machen, jetzt in der Weihnachtszeit. So angestrengt hatte er gearbeitet in dem Wirtschaftsplane, dem Hiebsplane, den Holztaxen, den Abposteverzeichnissen, Manualen und Geldrechnungen des Revieres, die ihm der Oberförster zur Verfügung gestellt hatte, daß ihm die Zahlen schließlich vor den Augen tanzten und er froh war, eine harmlose Abziehung zu finden durch seinen kleinen Freund.

Der dritte im Bunde war „Unkas", der Hühnerhund des Majors. Unkas war ein irischer Setter von seltener Schönheit, brandrot, das seidige, leichtgewellte Haar mit einem leichten, ins Violette spielenden Schimmer. Die Läufe bis zu den Pfoten gelblich befedert, mit langem Behang und stattlicher, leicht gebogener Rute. Wunderbar an diesem herrlichen Tiere war der Gesichtsausdruck, der in den großen, verständigen Augen vom tiefsten Ernst bis zum freudigsten Mitfühlen wechseln konnte.

Wenn der Major sagte: „Unkas ist mein lieber Freund!" so meinte er das in vollem Ernste. An Bescheidenheit und Ergebenheit übertraf das Tier sicherlich jeden Menschen. Stundenlang konnte der Hund langausgestreckt auf der Diele liegen, den Kopf mit den intelligenten Augen zwischen den Vorderpfoten, seinen Herrn unverwandt betrachtend. Dann, wenn sich der Herr ihm zuwandte, war Unkas sofort da, mit fragendem Blicke und leicht wedelnder Rute. Eine Handbewegung, ein Blick genügte, und der Hund wußte, was sein Herr wolle. Es hatte sich zwischen den beiden eine Zeichensprache ausgebildet, welche die menschliche Art, sich durch Worte zu verständigen, geradezu unnötig machte.

Dagegen mußte allerdings „Diana", die Vorstehhündin deutscher Rasse, verblassen. Diana hatte das Gnadenbrot in der Oberförsterei. Auf der Jagd war sie ihrer abnehmenden Nase wegen kaum noch zu gebrauchen. Bisher war sie Hellmuts vertraute Freundin gewesen; aber seitdem Unkas mit seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit aufgetreten, war es mit dem Interesse des Knaben für die alternde Diana aus. Das treue Tier schien die Vernachlässigung schwer zu empfinden; einigemal noch schleppte es seine rheumatischen Knochen die Treppe hinauf bis vor Hellmuts Schlafstubenthür und wartete dort geduldig.

Als der Junge aber an ihr vorbeischritt, achtlos, ohne sie überhaupt zu sehen, da verstand Diana, daß sie vergessen sei, und zog sich in ihr einsames Verließ im Hundezwinger zurück.

*

Hellmut hatte das Elternhaus wieder verlassen. Der Abschied war ihm schwerer geworden denn je; der Umgang mit dem Major war etwas Außerordentliches gewesen, und nur der Gedanke, was er den „andern" in der Schule nun alles zu erzählen haben werde von diesem Wundermanne, konnte den Jungen einigermaßen trösten.

Das Quellenhayner Forsthaus versank, nachdem der Knabe gegangen, wieder in seine dämmerige Winterruhe. Das Verhältnis der Erwachsenen, das sich durch die Anwesenheit des rotbäckigen Kindergesichts mit seinen lebensfrohen Augen leichter und vertrauter gestaltet hatte, fiel bald wieder in seine frühere graue Nüchternheit zurück. Wieder mußte sich Frau Anna grämen, daß der Major mit ihrem Manne nur über Forstsachen sprach, und daß er für sie nichts als frostige Korrektheit übrig hatte.

In dieser Zeit wurde der Oberförster unpäßlich. Er war eines Tages bei ungünstiger Witterung

leicht gekleidet ausgegangen, hatte sich erhitzt und dann im Winde gestanden. Das war selbst für seine eiserne Natur zu viel gewesen. Einige Tage lang hütete er das Zimmer auf Annas Zureden, dann litt es ihn nicht länger drinnen. Er brachte von seinem unvorsichtigen Ausgange Gliederschmerzen mit heim, und am nächsten Tage lag er mit heftigem Fieber im Bett.

Anna ließ gegen den Willen ihres Mannes, der die Aerzte haßte, den nächsten Doktor holen. Der nahm den Fall nicht leicht; es sei nicht der gewöhnliche Rheumatismus — der bei Oberförster Seltmann wie bei vielen seines Berufes zu einer Art Hausfreund geworden war —, diesmal seien innere Teile in Mitleidenschaft gezogen. Der Arzt verhehlte der jungen Frau nicht, daß die Krankheit einen ernsten Ausgang nehmen könne.

Anna erschrak in innerster Seele. Sie hatte sich in zehnjähriger Ehe so sehr an Seltmann und selbst an seine rauhen Seiten gewöhnt, daß der Gedanke, er könne ihr entrissen werden, sie mit Schauder erfaßte. Ein Gefühl großer Verantwortlichkeit kam mit einem Male über sie. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, allein gelassen zu sein in der Welt. Was sie an ihrem Manne besitze, welch ein Schutz und Halt er ihr sei, sah sie jetzt auf einmal in klarem Lichte. Wenn sie sich auch früher manchmal mit dem Gedanken an die Witwenschaft beschäftigt hatte, so erschien ihr nunmehr diese Möglichkeit furchtbar.

Mit einem Eifer, den sie dem Gesunden gegenüber nimmermehr an den Tag gelegt hätte, widmete sie sich der Pflege des erkrankten Mannes. Sie sann nichts andres als sein Wohlbefinden, wollte nichts andres denken, als was seine Genesung befördern konnte. Sie that mehr, als ihr zuträglich war, wachte ganze Nächte hindurch, wies die Pflegerin ab, die der Doktor anbot. Mit einem gewissen Eigensinn klammerte sie sich an die Pflichten einer Gattin, als wolle sie sich dahinter verschanzen, als wolle sie Regungen betäuben, die sie von diesen Pflichten abwendig machen könnten.

Oberförster Seltmann hatte, sobald er eingesehen, daß er diesmal mit einem seiner gewöhnlichen rheumatischen Anfälle — die acht Tage selten überschritten — nicht davon kommen werde, sein eignes Revier einem der Unterförster zur Beaufsichtigung übergeben wollen. Aber der Major ersuchte ihn, die Revierverwaltung ihm anzuvertrauen. Er glaubte inzwischen so viel gelernt zu haben, um sich die Uebernahme einer solchen Aufgabe zutrauen zu können. Und der Oberförster, der Herrn von Rüstädts Tüchtigkeit schätzen gelernt hatte, wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Es war die Zeit im Forstjahre, wo die meisten Nutzhölzer aufbereitet werden. Rüstädts Aufgabe war also vor allem, das niedere Forstpersonal bei den Vermessungsarbeiten, dem Numerieren und Eintragen der gefällten Hölzer zu kontrollieren. Schrupper sollte den Major begleiten, um ihm zur Hand zu gehen mit Dienstleistungen.

Die Sache war nicht ganz einfach. Rüstädt fühlte sich selbst noch unerfahren darin. Um keinen Preis aber wollte er sich irgend welche Unsicherheit anmerken lassen, denn das wäre das Ende seiner Autorität gewesen bei den Leuten. Der Waldläufer ging hinter ihm drein mit dem dümmsten Gesichte von der Welt, als verstünde er gar nichts von dem Geschäfte. Was ihm befohlen wurde, that Schrupper zwar, aber nicht um einen Deut mehr. Sein altes, verwittertes Rübezahlgesicht ließ nichts sehen von der Schadenfreude, mit der er auf den Augenblick wartete, wo der Herr Major sich gründlich blamieren werde.

Rüstädt that ihm den Gefallen nicht. Er besaß von Natur einen klaren Blick und verstand es, seine Aufmerksamkeit im richtigen Augenblicke auf das gerade Vorliegende zu sammeln. Mit solchen Gaben kommt der Nichtzünftige oft weiter als einer, der eingefuchst ist in alle Kleinigkeiten des Berufes. Dazu hatte er sich als Offizier die Freude am Detail angeeignet; er wußte, daß nichts, auch das Kleinste nicht, unwichtig sei im Dienst.

Er merkte sehr bald, daß die Waldarbeiter, darauf bauend, daß er Neuling sei, allerhand Nachlässigkeiten durchzupaschen versuchten. Da wurden Vorsichtsmaßregeln umgangen, die für Gesundheit und Leben der Leute von größter Wichtigkeit waren. Beim Fällen ließ man lange Stöcke stehen, obgleich Vorschrift war, den Abschnitt so tief wie möglich zu legen. Stücke, die bei sorgfältiger Auswahl sehr gut als Nutzholz verwendbar gewesen wären, wurden mit ins Brennholz gehackt, weil es den Arbeitern eine augenblickliche Bequemlichkeit verschaffte.

Natürlich stellte der Major solchen Unfug, sobald er dahinter gekommen, schnell und gründlich ab. Schwieriger war es, den Leuten auf die Schliche zu kommen, wenn sie es versuchten, falsch zu messen, um höhere Accordlöhne zu erzielen. Die Differenzen im Maß waren oft nur geringfügig, machten aber in Menge doch etwas aus. Allein konnte Rüstädt die unzähligen Stämme, Klötze, Stangen und Rollen unmöglich nachmessen. Aber durch zahlreiche Stichproben, die er machte, deckte er solche Unregelmäßigkeiten doch auf und beugte durch rücksichtslose Bestrafung der Wiederholung vor.

In den Pausen während der Arbeit ließ sich dann Rüstädt an dem Feuer nieder, das die Waldarbeiter unterhielten. Da saß er wie einer von ihnen, sein Frühstück verzehrend und aus der Flasche trinkend — nur daß er nicht wie sie Schnaps darinnen hatte, sondern kalten Thee. Unkas lag neben ihm, jede Bewegung seines Herrn mit klugen Augen verfolgend und geduldig auf den Augenblick wartend, wo er sein Teil an der Mahlzeit bekommen werde. Vor ihm die Flamme des Reisigfeuers, die sich gelbrot zitternd von dem dunkeln Grün des Nadelwaldes abhob. Ein wenig abseits die Holzfäller, starke, grobkörnige Gesellen, die doch so viel Respekt vor höherer Lebensart empfanden, daß sie in seiner Gegenwart nur halblaut flüsterten und ihre üblichen derben Späße mäßigten. Dem frischen Kien entströmte ein würziger Duft. Vor ihm lag der Holzschlag mit seinem grotesken Durcheinander übereinandergestürzter Stämme. Und drüber der Wald, die aufrechten Bäume, die auf das Leichenfeld herabschauten, mit flüsternden Kronen ihren Gesellen da unten ein Grablied singend.

Mit jedem Atemzuge sog man da Gesundheit ein. Das Auge versank in den ernsten, schlichten, urkräftigen Farbenharmonien der Waldlandschaft. Die eintönige und doch große Melodie, die der Wind auf jenem Wipfelmeere erklingen ließ, beruhigte die Seele, machte sie still und nachdenklich.

Wie heimlich war das, wie beruhigend! Was konnte man noch mehr wollen? Rüstädt war es, als habe er nun endlich das Heim gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt.

Er war bisher ein Mensch gewesen des äußeren Erlebens. Der bunte Wechsel der Geselligkeit hatte ihm keine Zeit gelassen, einem Zuge zum nachdenklichen In-sich-hinein-Lauschen, der ihm eigen war, Folge zu geben. Und nun schenkte ihm der Wald, der selbst solch ein schweigsamer Grübler ist, diese Gelegenheit.

Es gab genug Stoff zum Nachdenken: das Leben vor allem mit seinen kleinen und großen Erlebnissen. In wie verändertem Lichte sah er alles das jetzt, wo er auf seine bisherige Welt wie aus der Klause des Einsiedlers zurückblickte. Von wie mancher seiner Handlungen erkannte er nun erst die eigentlichen Gründe. Wie vieles erschien ihm schal, was er damals als das Erstrebenswerteste betrachtet hatte. Wie gründlich war er vom geselligen Ehrgeiz geheilt; nichts vermochten ihm jetzt noch jene Auszeichnungen und Ehrenzeichen, die ihm damals doch eine Art Freude bereitet, zu bedeuten, nachdem er ihre Nichtigkeit durchschaut.

Und wie waren ihm die Frauen verleidet! Er hatte die Liebe gekostet in mancherlei Form. Der Weg zu den Frauen war ihm eben nicht schwer gemacht worden. Auch für ihn gehörten — wie für die meisten Männer — jene Siege zu dem, worauf er sich am meisten zu gute that.

Und was war ihm jetzt von alledem geblieben! Einige Erinnerungen, die er um keinen Preis der Welt hätte hergeben mögen. Im übrigen das Gedenken an eine Reihe genossener Schäferstunden, flatterhaft und schon verbleichend wie die Billetdoux, die er davon aufbewahrte. Und manche Demütigung war damit verknüpft, manche Enttäuschung, manches bittere Gefühl. Da, wo er ernst geliebt, war er nicht befriedigt worden, und wo er nur getändelt, hatte er nur zu schnell Ueberfättigung empfunden.

Er glaubte, wenn er das Facit zog solcher Erfahrungen, daß das Kapitel der Frauenliebe abgeschlossen sei für ihn, ein für allemal. Ja, er hoffte das sogar. Denn was konnte nun noch kommen für ihn, wo er doch nicht mehr zu den Jungen zählte, wo er die Eleganz der äußeren Erscheinung, die ihm sein Stand bisher zur Pflicht gemacht, vertauscht hatte mit der rauhen Einfachheit, die dem gewählten Berufe besser stand.

Und außerdem, die wenigen wirklich vollkommenen Liebesfreuden, die er genossen, wollte er sich doch nicht besudeln lassen durch irgend welches billige und seiner nicht würdige Abenteuer. Vor einem Wegwerfen seiner Gefühle graute ihm.

IV.

Während des Oberförsters Erkrankung gab es im Quellenhayner Forsthause keinen gemeinsamen Mittagstisch. Der Major pflegte, wenn es die Witterung irgend zuließ, seine Mahlzeiten im Walde abzumachen, wie es die Holzfäller jahraus jahrein thaten, und an den Sonntagen aß er für sich allein auf seinem Zimmer.

Als aber allmählich dauernde Besserung im Befinden des Hausherrn eintrat, da konnte er sich einer Einladung Frau Annas, wenigstens Feiertags wieder zum Mittagbrot zu erscheinen, nicht entziehen. Er legte also seinen schwarzen Rock an. Seit langem befand er sich zum erstenmal wieder allein in weiblicher Gesellschaft.

Anna war durch die angestrengte Krankenpflege sehr herabgekommen. Ganz mager und durchsichtig erschien sie dem eignen prüfenden Blicke, als sie sich ein wenig putzte für dieses Mittagessen und sich dabei genauer im Spiegel musterte. Sie mußte daran denken, was der Arzt damals in der Stadt gesagt hatte, daß sie etwas für ihre Nerven thun müsse. Wie hatte sie sich darüber gewundert! Aber jetzt wußte sie, was Nerven seien. Bei der geringsten Kleinigkeit traten ihr Thränen in die Augen, die Kniee zitterten ihr, und die Augen brannten; denn wirklich erquickenden Schlaf hatte sie seit Monaten nicht gekannt.

Dazu das Verhalten des Rekonvalescenten, der nicht bemerkte, daß seine Frau sich opferte, alles als selbstverständlich ohne Dank hinnahm, und der, je mehr sich seine Gesundheit kräftigte, desto unleidlicher wurde. An allem, was für ihn geschah, fand er zu mäkeln und geriet außer sich, wenn ihm nicht jeder Wunsch sofort erfüllt wurde.

Schreien hätte Anna oft mögen vor innerer Spannung. Das Schrecklichste war, daß sie den trostlosen Zustand stumm ertragen mußte, ohne die Möglichkeit, irgend jemand ihre Not zu klagen, ohne je ein freundliches Wort zu hören oder einen Blick des Einverständnisses zu wechseln. So arm, so bettelarm an Glück und Liebe war sie sich noch nie vorgekommen.

Rüstädt bemerkte wohl ihre Blässe und das Zittern ihrer Hand, als sie die Suppe austeilte, aber er dachte nicht weiter darüber nach; natürlich, sie hatte ja einen kranken Mann!

Ueberhaupt hatte er sich bisher nicht viel mit dieser Frau beschäftigt, auch in Gedanken nicht. Das einzige, das ihm stärker an ihr aufgefallen, war etwas Ungünstiges: eine gewisse Unsicherheit, die er auf mangelnden gesellschaftlichen Schliff zurückführte. „Sie hat keine Kinderstube gehabt!“ Das war das harte Urteil, das Rüstädt zur Hand hatte, mit dem er sich über Erscheinungen an ihrem Wesen hinwegsetzte, die ihm hätten zu denken geben müssen.

Aber heute stimmte ihn die unverkennbare Verwirrung der jungen Frau zu Mitleid. Er wollte ihr darüber hinweghelfen. Allen Ernstes sann er über einen Unterhaltungsstoff nach, der ihr angenehm sein könnte. Ueber die Krankheit ihres Mannes zu sprechen, würde ihr vermutlich wenig lieb sein. Aber sicherlich hörte sie gern von ihrem Jungen. Er hatte vor einiger Zeit einen Brief vom kleinen Hellmut erhalten — beantwortet war er noch nicht —, daran knüpfte er jetzt an.

Sowie er von Hellmut zu sprechen begann, ging eine Aenderung in Annas Zügen vor sich. Glück strahlte aus ihren Augen, die Wangen färbten sich. Er fand auf einmal, daß sie eigentlich viel anmutigere Züge habe, als ihm bisher aufgefallen war.

Sechs Wochen noch, so rechnete sie vor, dann war Ostern, dann würde sie ihren Jungen wieder haben. Der Major lobte den Brief, den er von Hellmut erhalten hatte, seiner sauberen Handschrift und seiner netten Gedanken wegen. Er meinte, Hellmut sei gut beanlagt und werde gewiß einmal ein tüchtiger Oberförster werden.

Während er darüber in scherzendem Tone sprach, verdüsterten sich die Züge der jungen Frau mehr und mehr. Eine wunde Stelle mußte bei ihr berührt worden sein. Er schwieg befremdet.

„Nein, Förster soll Mutchen nicht werden,“ meinte Anna, „wenigstens ich wünsche das nicht.“

„Schließlich, das läge doch nahe!“ erwiderte Rüstädt. „Er ist in einem Forsthause aufgewachsen und hat Interesse für Wild und Wald. Was gäbe es denn auch Schöneres auf der Welt!“

Anna schüttelte den Kopf, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber.

„Sie scheinen andrer Ansicht zu sein, Frau Seltmann?“ fragte Rüstädt, dessen Neugier durch ihr merkwürdiges Verhalten nun doch rege geworden war.

„Ich kann diesen Wald nicht ausstehen!“ platzte sie auf einmal heraus, dabei einen Blick nach der Thür des Nebenzimmers werfend, wo ihr Mann lag. Rüstädt hatte ein völlig neues Gesicht vor sich, das ihn durch die Leidenschaftlichkeit seines Ausdrucks bestürzt machte.

„Sonderbar!“ sagte er, um nur etwas zu sagen. „Andre Leute sehnen sich nach dem Walde und seiner Schönheit.“

Sie hatte auf diese Bemerkung nur eine Geste der Verachtung. Daß es ihr mit ihren Worten ernst gewesen, sah er an den Thränen, die mit einem Male in ihren Augen erschienen.

„Vielleicht fühlen Sie sich etwas weggesetzt hier oben,“ sagte er, bestrebt, auf ihre Gedanken einzugehen. „Ich gebe zu, es mag sein Unangenehmes haben zu Zeiten, zum Beispiel jetzt, wo Ihr Mann erkrankt ist. Aber schließlich, dafür haben Sie hundert andre Annehmlichkeiten als Ersatz . . .“

In diesem Augenblicke machte sich der Kranke im Nebenzimmer bemerkbar. Die Hausfrau stand vom Tische auf und begab sich zu ihm, den Gast allein lassend.

Wider Willen wurde Rüstädt Ohrenzeuge eines ehelichen Zwistes. Der Oberförster wollte durchaus von einem Gerichte essen, das der Arzt verboten hatte. Anna stellte ihm vor, daß die Speise sich nicht mit der Medizin vertrage. Aber Seltmann blieb eigensinnig auf seinem Willen bestehen. Die Worte, die er dabei gebrauchte, waren nicht gerade von der feinsten Art. Seinen Willen setzte er aber schließlich durch.

Der Major achtete den Oberförster als einen ganzen Mann, ja er verehrte den alten Isegrimm; aber Seltmanns neueres Verhalten befremdete ihn. Das war nicht mehr Knurrigkeit, wie sie das Alter des Mannes und seine Krankheit hätten entschuldbar erscheinen lassen, das war Mangel an Zartgefühl, starkes Sich-gehen-lassen. Ihm war die ganze Scene äußerst peinlich. Unwillkürlich stellte er sich auf Seite des schwächeren Teiles. Seine Ritterlichkeit empörte sich, da er eine Wehrlose leiden sah.

Nach einiger Zeit kam Anna wieder zurück, verstimmt und verlegen. Sie bat um Entschuldigung; dabei traten ihr erneut Thränen in die Augen. Dann blickte sie zum Fenster, seinen Blick vermeidend, und Rüstädt hörte ihr Atmen.

Er wollte ihrem Kummer nicht auch noch die Beschämung hinzufügen. Als sei nichts geschehen, als habe er nicht das geringste bemerkt, begann er zu plaudern.

So war er auf einmal mitten drin im Erzählen von seinem früheren Leben; er gab Reiseerlebnisse, Anekdoten, dies und jenes aus der Gesellschaft und vom Hofe zum besten.

Er hatte sich nicht verrechnet. Bald saß ihm die junge Frau gegenüber, mit freudig belebtem Gesichte seinen Worten lauschend, ganz beherrscht von dem neuen Eindrucke, aller Kummer weggewischt. ‚Eine echte Frau!‘ dachte er. Wie leicht war es doch, in solchem Gemüte Regen und Sonnenschein abwechseln zu machen.

Man mochte zu den Frauen stehen, wie man wollte, es that doch wohl, in solcher Gesellschaft zu sein, nachdem man so lange nur immer die rauhere Luft geatmet, die den Mann bei der Arbeit umgiebt. Mal wieder die linde Atmosphäre, die eine Frau um sich verbreitet, — wie wohlig wurde einem dabei zu Mute! Das sanftere Organ, die gefälligeren Formen, all das Aesthetische zu genießen, das für den Mann seine liebenswerteste Verkörperung im Weibe findet. Rüstädt hatte das zwar nicht mit Bewußtsein entbehrt; aber wie der musikalische Mensch, wenn er einige Zeit keine Musik gehört, elektrisiert wird vom Klange der ersten Geige, so ging es ihm hier. Eine Saite in seinem Innern, die lange unberührt geblieben, wurde in Schwingungen versetzt. Kleine Züge: ein Blick, der Tonfall der Stimme, ihr Lächeln, ihr Erröten erinnerten an Altbekanntes, Längsterlebtes. Wehmütiges Erinnern, fast wie Mitleid mit sich selbst, überkam ihn.

Als ihn die junge Frau bat, nach Tisch eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken, folgte er gern dieser Einladung. Und da sie ihn selbst zum Rauchen aufforderte, sprang er hinauf, um sich seinen türkischen Tabak zu holen. Er kam zurück, ein Album unter dem Arm, das er Anna vorlegte. Von der Mutter anfangend, erzählte er ihr dann, wen die einzelnen Bilder darstellten. Anna folgte ihm mit offenem Munde.

Der armen kleinen Frau wirbelte es im Kopfe. Von jeher hatte sie geheime Bewunderung für die ihr fremde Welt der vornehmen Leute empfunden. Und wie dieser Mann davon sprach! Leichthin scherzend nannte er Namen hochgeborener Personen; alles das, wovor sie eine an Scheu grenzende Ehrfurcht empfand, erschien ihm als das Alltäglichste der Welt. Sein Wesen konnte einem den Atem versetzen!

Wie lächerlich eng und ärmlich mußte einem Manne, der solche Dinge erlebt hatte, hier alles vorkommen! Sie hätte in den Boden versinken mögen vor Scham, ihrer Kleidung, ihres einfachen Haushalts halber. Aber dann wieder fühlte sie aus seinen Worten heraus, daß er nicht hochmütig sei. Er prahlte nicht mit seinen Bekanntschaften und Erlebnissen; im Gegenteil, eine gewisse Geringschätzung ließ er für all das durchblicken. Es schien ihm ernst zu sein mit seiner Behauptung, daß er sich nirgends wohler gefühlt als hier oben in der Einsamkeit des Quellenhahner Reviers.

Seltsamer Mann! Wenn sie an seine bisherige Verschlossenheit dachte, und daß sie eine Art von Angst vor ihm gehabt, weil er gar so ernst und zugeknöpft erschien, mußte sie sich wundern über solche Wandlung. Heute plauderte und lachte er so natürlich und herzlich, daß man gar nicht anders konnte, als mitzuthun. Und bei alledem diese gewählten Formen, die edle Sprache, die Höflichkeit, die er in Blick, Geste und Anrede zu legen verstand! Anna glaubte so etwas noch nie erlebt zu haben; es machte sie nur anfangs ein wenig verlegen, dann aber kam sie über ihre Befangenheit hinweg, und schließlich genoß sie die Anmut dieses Verkehrs mit wonnigem Behagen und wünschte sich nichts Besseres.

Als sich Rüstädt schließlich verabschiedete, um, wie er sagte, noch einen Gang in den Forst zu unternehmen, blieb sie auf ihrem Platze zurück wie verzaubert. Jedes Wort der Unterhaltung wiederholte sie sich. Es war eigentlich gar nichts so Außergewöhnliches gesprochen worden, nichts von Belang hatte sich ereignet; und doch erschien es ihr, als sei heute in ihr Leben etwas Neues eingetreten. Wie einem Kinde ging es ihr, das durch einen schmalen Spalt Einblick bekommen hat in das Weihnachtszimmer.

Wie halb geistesabwesend ging sie den Rest des Tages umher, verträumt war sie die ganze Woche über. Mit einer verstohlenen Freude, die sie sich nicht recht eingestehen wollte, und doch auch mit innerem bangem Erzittern sah sie dem nächsten Sonntage entgegen, der sie wieder mit dem Major zusammenführen würde.

Für Rüstädt war dieses Mittagessen und das Plauderstündchen nachher nur ein kurzes, schnell erledigtes Zwischenspiel gewesen, an das er kaum einmal flüchtig zurückdachte. Am Sonnabend ließ er der Hausfrau durch das Mädchen mitteilen, daß er am Sonntag nicht zu Tisch da sein werde.

Noch einmal war Schnee gefallen, obgleich man bereits tief im März war. Der Major hatte sich ausgedacht, im Schlitten nach einem bekannten Aussichtspunkt jenseits der Landesgrenze zu fahren. Welch bittere Enttäuschung er damit der Hausfrau bereite, ahnte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nach einer phot. Aufn. von Heydenhauß & Nebert, Wien.

Die neue russische Kirche in Wien. Nach dem Entwurf von Professor Kótow.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 19.

Von P. Nielsen in Kopenhagen.
(„Nationaltidende“.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 16.

W. 1. Df7—g8
S. 1. Lg7—f8
W. 2. Lg6—e4
S. 2. Kd4, Bd5×e4
W. 3. Dg8—g4, c2—c3 matt.

A.

S. 1. d3×c2
W. 2. Dg8—c8 und
S. 3. Dc8—c3 (×c5) matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: F. Schneider in Neunkirchen zu 13 und 14; Karl Fritsch in Klein-Neusiedl zu 13, 14 und 15; J. B. Fleischmann in Lübeck zu 15.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer
№ 29.

Aus Zeit und Leben.

Nach einer phot. Aufn. von Hans Breuer, Hamburg.

Kapitän Schmidt begiebt sich an Bord der „Blankenese".

Nach einer phot. Aufn. von John Thiele, Hamburg.

Das zertrümmerte Verdeck der „Bulgaria".

Schreiber chm

Nach einer phot. Aufn. in Ponta Delgada.

Offiziere und Mannschaft.

Zum Empfang der „Bulgaria"-Mannschaft in Hamburg. (Text Seite 473.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

Worträtsel.

Ich war in dir seit deiner Kindheit Tagen,
Es zog mein Wesen frühe schon dich an,
Ich blieb in dir, als ernstrer Sinn getragen
Dich immer weiter auf der Lebensbahn.
Und immer reicher bin ich mitgezogen,
Je mehr du strebtest nach des Daseins Zier;
Ob ich auch manchmal deinen Sinn betrogen,
Du bliebst mir treu, du ließest nicht von mir.
Und als dein Haar im Zeitensturm ergraute,
Als müder ging der Pulse rascher Lauf,
Dein Auge nach dem nahen Himmel schaute,
Da ging ich still von dir zu ihm hinauf!

Silbenrätsel.

Die Erste Staunen, Schmerz und Freude,
Wie Mitgefühl bei andrer Leide
Zu künden weiß, und um der Andern
Zu nahn, mußt du gen Süden wandern,
Denn in dem Land der Hesperiden
Wahrt sie des Volkes Glück und Frieden.
In ihrem schönen Hafen sehen
Die Letzten viele Flaggen wehen,
Doch mildern kaum die Meeresfluten
Der Tropensonne Flammengluten.
Wo Berge ihre Häupter heben,
Durft' ein geheimnisvolles Weben
Das Ganze schützend einst entfalten,
Sich selbst dabei verborgen halten.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 27:

Des Silbenrätsels: Schlaftrunk.

Des Wechselrätsels: Kiß — Kuß.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (4. Beste Gegengrüße und Dank für die Erinnerungskarte). A. C. Claussen, Rittergut Melz. Heinrich Vogt in B. P. Hoffmann in Dresden (eine solche Licenz kann ja wohl mal durchschlüpfen). Jakob F. Maier in Magstadt (2). Baronin K. W. aus Wien (3). Frau Ida Kremer in Robschütz (3). Anatol Habicht in München. Henriette H. in Brünn (noch nicht ganz druckreif). Dr. Bourda in Prag. v. H. in Kiel (4). Erik Bensen in Hannover (3. Lösung R. A. schon dagewesen). Edgar Berlin in Langenberg (2). „Tudor" in Boston (4). Frau Rosa Hechinger in München. Hildegard v. Pf.-St. in B. „Adelaide" in Bordighera. „Moselblümchen" in Coblenz. Jean Reuß in St.

Notizblätter.

Ausstellungen.

— Die Münchener Jahresausstellung im Königlichen Glaspalast wird auch in diesem Jahre am 1. Juni eröffnet. Die Einsendung der Kunstwerke muß bis zum 30. April erfolgt sein. Aus den jetzt schon vorhandenen Anmeldungen ist mit Sicherheit zu ersehen, daß der Jahresausstellung 1899 seitens der Künstlerschaft Deutschlands und des Auslandes dasselbe rege Interesse wie früher zu teil wird.

— Unter dem Protektorat des Kaisers Nikolaus II. findet in den Tagen vom 3. bis 15. Mai in St. Petersburg eine internationale Blumenausstellung statt. Wer nähere Auskunft hierüber wünscht, möge sich an die Kommission wenden: Karavannaja Nr. 20, St. Petersburg.

Denkmäler.

— Das für Berlin bestimmte Richard Wagner-Denkmal wird laut Anordnung des Kaisers Wilhelm seinen Platz am Goldfischteich im Tiergarten erhalten, wo nach dem Wunsche des Monarchen auch die Statuen andrer berühmter deutscher Tonmeister errichtet werden sollen. Die für das Wagner-Denkmal erforderliche Summe ist bereits vollständig aufgebracht. Der Kaiser hat dem Vorschlage zugestimmt, daß kein allgemeines Preisausschreiben, sondern ein engerer Wettbewerb unter sieben Künstlern stattfinden soll, an die demnächst die Aufforderung zur Einreichung von Entwürfen ergehen wird.

Litteratur.

— Terrainaufnahmen der Schlachtfelder um Metz bietet Eugen Jacobi, Königlicher Hofphotograph daselbst, in einer elegant ausgestatteten Mappe dar. Dieselbe umschließt 23 Blatt, von denen 4 der Schlacht bei Colombey-Nouilly (14. August 1870) gewidmet sind, während 8 auf die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour (16. August) und 11 auf die Schlacht bei Gravelotte-St. Privat (18. August) entfallen. An der Hand dieser vorzüglich gelungenen Photographien, denen die Ortsbezeichnungen und kurze Angaben über das dargestellte Terrain wie die entsprechenden Truppenteile beigedruckt sind, läßt sich der Gang der ebenso ruhmreichen wie blutigen Kämpfe genau verfolgen. So bildet die Mappe für alle Kombattanten ein bedeutsames Erinnerungsalbum, und von hohem Werte ist sie für alle, die in kriegswissenschaftlicher Absicht das gewaltige Ringen um die Feste Metz studieren wollen. Kaiser Wilhelm II. hat die Widmung des Werkes entgegengenommen.

— Im Gegensatz zu manchen andern Werken auf dem Gebiete der Kosmetik, die mehr oder weniger der Reklame zu dienen suchen, ist das Buch „Lehre und Pflege der Schönheit des menschlichen Körpers" von Dr. med. P. Thimm durchaus ernst zu nehmen (Leipzig, Georg Thieme). Der Verfasser geht von dem Gesichtspunkte aus, daß alle „Verschönerungskunst" auf anerkannten medizinisch-hygienischen Grundsätzen beruhen müsse, und erteilt nach dieser Richtung seine Ratschläge und Warnungen. Dabei giebt er keine trockenen Anweisungen, sondern kleidet seine Lehren in das Gewand geist- und lichtvoller Essays, in denen er auch die Poesie und den Humor zu Worte kommen läßt. So gewährt das Buch neben seinen ernsten, beherzigenswerten Grundideen auch eine anregende Unterhaltung.

— Einen anziehenden Beitrag zur Geschichte der deutschen Journalistik liefert die Festschrift, die Dr. Otto Kuntzemüller dem fünfzigjährigen Bestehen der bekannten Zeitung „Hannoverscher Courier" gewidmet hat (Hannover, Gebrüder Jänecke). Die fünfzig Jahre, die seit Begründung des „Courier" (früher „Zeitung für Norddeutschland" betitelt) vergangen sind, gehören zu den bedeutungsvollsten in der neueren deutschen Geschichte, und mit hohem Interesse liest man von den Schwierigkeiten, unter denen das Blatt ins Leben gerufen wurde, und von den mancherlei Fährlichkeiten, die es im Laufe der Zeiten zu bestehen hatte. In guten und bösen Tagen hat sich der „Hannoversche Courier" als ein wackerer Vorkämpfer deutscher Einheit bewiesen, und mancher bedeutende Schriftsteller legte bei ihm den Grund zum litterarischen Ruhme. Das Bildnis des Begründers Georg Jänecke ist dem vornehm ausgestatteten Buche beigegeben.

Litteratur.

— Unter dem Titel „Bismarck in der Karikatur“ hat K. Walther eine Sammlung illustrierter Scherze aus der internationalen Witzblätterlitteratur zusammengestellt (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung). Das Buch enthält allerdings einige Bilder, die schon in dem vor acht Jahren erschienenen Werke von Grand-Carteret wiedergegeben sind, wandelt aber sonst auf eignen Bahnen, indem es vornehmlich die deutschen, österreichischen und englischen Witzblätter ausgiebiger berücksichtigt und die Sammlung bis zum Tode des großen Kanzlers fortführt. Der Herausgeber hat seine Auswahl mit Geschick getroffen und giebt, wo es der Gegenstand erfordert, auch die nötigen Erklärungen.

— Das schon früher von uns erwähnte, von Detlev von Liliencron herausgegebene Werk „Up ewig ungedeelt“ hat mit der 20. Lieferung seinen Abschluß erreicht (Hamburg, Verlagsanstalt vormals J. F. Richter). Es behandelt die schleswig-holsteinische Erhebung von ihren Anfängen bis zu ihrem traurigen, durch diplomatische Ränke verschuldeten Ausgange und schließt daran die Schilderung der endlichen Befreiung im Jahre 1864. Was dem gut volkstümlichen Werke einen besonderen Reiz verleiht, das sind einerseits die zahlreichen Beiträge von Augenzeugen und Kampfgenossen, andrerseits die Menge der Abbildungen aus den sturmbewegten Tagen vor fünfzig Jahren. Zu vielen Porträts gesellen sich landschaftliche Darstellungen, Scenen aus der Erhebung und den Kämpfen und Wiedergaben von Flugblättern und Karikaturen.

— Die neue, sechste Auflage von Meyers Kleinem Konversationslexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) hat bereits den zweiten Band abgeschlossen, so daß die Vollendung des ganzen Werkes binnen kurzem zu erwarten steht. Wir haben schon früher hervorgehoben, welche wesentliche Erweiterung und sorgfältige Durcharbeitung nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und Forschung wie nach Lage der politischen Verhältnisse die neue Auflage erfahren hat. In sicherem Ausdruck erteilen die einzelnen Artikel zuverlässige Auskunft, die häufig von bildlicher oder kartographischer Darstellung begleitet ist. Auch der neue Band ist reich an solchen vorzüglich ausgeführten Beigaben in Holzschnitt, Kupferstich oder Farbendruck. Das treffliche Werk ist in 80 Lieferungen oder drei Bänden zu beziehen.

Briefmappe.

Abonnent in Winsen. Die Werke von Johannes Richard zur Megede sind sämtlich im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen: „Unter Zigeunern“ und „Kismet“ (gebunden je 4 Mark), „Quitt“ (gebunden 6 Mark), „Von zarter Hand“ (2 Bände, gebunden 8 Mark). Ungebundene Exemplare der Band 1 Mark weniger.

Harald. Ihrer Anfrage scheint irgend ein Mißverständnis zu Grunde zu liegen. Von den fraglichen mythologischen Vorgängen ist uns nichts bekannt.

Esperanza de Sta. Fé. Gern gewähren wir Ihrer Bitte Aufnahme:

Wer schickt mir für meine Schulkinder, behufs Gründung einer Schulbibliothek, ältere Jugendschriften, Erzählungen, Schullese- und Lehrbücher, alte Nachschlagewerke und so weiter? Jede, auch die geringste Gabe ist hochwillkommen, und es ist gleich, ob es deutsche, spanische, französische oder englische Bücher sind. Viele brave Kinder sagen im voraus herzlichen Dank.

S. Ziehl, Lehrerin,
Esperanza de Santa Fé,
Republik Argentinia,
Südamerika.

R. M. in D. Das Gedicht „Nach Sevilla, nach Sevilla, Wo die hohen Prachtgebäude In den breiten Straßen stehen“ und so weiter ist von Clemens Brentano. Sie finden es in seinen ausgewählten Gedichten, die der Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn jüngst in zweiter Auflage herausgegeben hat.

A. N. in E. Auf solche Vermittlung können wir uns nicht einlassen und Ihnen für solchen Zweck auch kein andres Blatt empfehlen. Am besten erlassen Sie eine Anzeige in einer großen Tageszeitung.

Philatelist. Der 15. Nachtrag zu Schaubeks Briefmarkenalbum ist im Verlage von C. F. Lücke in Leipzig erschienen. Alle vom Herbst 1897 bis zum Herbst 1898 in den Verkehr gebrachten Postwertzeichen umfassend, kann dieser Nachtrag jedem Markensammelbuche als Ergänzungsheft dienen.

Sparsame Hausfrau. Treffliche Anleitungen zur Verwertung der Speisereste im Haushalt giebt Margarete von Bennigsen, die Verfasserin des bekannten „Deutschen Kochbuches“, in ihrem Werkchen: „Wo bleiben die Reste?“ (Holzminden, Fr. Wiegand). — Anweisungen zu schnell lohnender Obstzucht nach vereinfachtem Verfahren erteilt die Schrift „Das Buschobst“ von Johannes Böttner (Frankfurt a. d. O., Trowitzsch & Sohn). Zur näheren Veranschaulichung dienen zahlreiche Abbildungen.

D. S. in Barmen. Für einen Aprilscherz zu spät und nicht fein genug.

Ostpreußin. Den Verfasser von „Quitt“ hat Ihr Brief herzlich erfreut.

„Das lieblose Wort“. Ein Gedicht dieses Titels ist uns unbekannt. Vielleicht hilft uns ein freundlicher Leser auf die Spur und giebt auch den Namen des Autors an.

Schachbriefwechsel

S. in Bulgrin. Nr. 16 und 17 lösten Sie richtig; in Nr. 18 aber haben Sie den Gegenzug d2—d1S außer acht gelassen, der Ihren Lösungsversuch 1. Dh1—h3 widerlegt.

Prof. K. W. in Wien. Lösungen zu 16, 17 und 18 tadellos.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 30.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Frau von Schubert, geborene Freiin von Stumm-Halberg.

Gräfin Otto zu Castell-Rüdenhausen, geborene Prinzessin zu Stolberg-Roßla.

Gräfin Josephine Yorck von Wartenburg.

Frau von Gyllensvärd, geborene Gräfin Piper.

Gräfin Helene von Zeppelin-Aschhausen, geborene Freiin Böcklin von Böcklinsau.

Frau von Zieten, geborene Freiin von Lobenstein.

Zu dem Artikel: „Berliner Hofwinter 1899“, Seite 485.

Sand.

Roman
von
Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Keine Anzahl von Badegästen begab sich gleich in den Ort mit der zielbewußten Sicherheit vorsichtiger Leute, die schon im voraus ein Heim bestellt haben; andre drängten sich in unruhiger Hast um die kleine, neben dem Bahnhof belegene Bretterbude, wo die Wohnungen nachgewiesen würden.

Die Leipziger Familie gehörte zu den letzteren.

Hugo schlenderte vorüber und streifte so dicht an Asta vorbei, daß er fast ihr Kleid berührte. Er lächelte heimlich, im Bewußtsein des Raubes, den er auf seinem Herzen trug, und auch Asta biß sich auf die frischen Lippen. Einen Moment ruhten die Augen der jungen Leute ineinander, dann wurde das Mädchen rot und drehte sich ab.

Hugo ging weiter. Er hörte nur noch, wie der Seifenfabrikant dem Manne in der Bude seinen Namen nannte:

„Emil Schramm aus Leipzig," und wie seine Frau hinzufügte:

„Kommissionsrat Schramm mit Familie."

Dann verhallte das übrige im Stimmengewirr.

Da lag die Villenkolonie mit ihren geradlinigen Straßen. Hugo Stolle ging, langsam dem Menschenstrom folgend, vorwärts; er hatte keinen Plan und kein Ziel, er fühlte sich behaglich in dieser schrankenlosen Freiheit und war selbst neugierig, wo er stranden würde.

In seiner Brieftasche steckten gegen dreitausend Mark, die er sich wieder aus dem Golde in Papier umgewechselt hatte; das reichte für sehr lange Zeit, wenn man sich einzurichten verstand.

Und Hugo hatte die ernsthafteste Absicht, sich einzurichten; er war nicht hierher gekommen, um zu faulenzen, sondern um zu arbeiten — wo, erschien ihm einerlei.

Im langsamen Vorwärtsschlendern warf er gleichgültige Blicke auf die schmucken, bunten Villen, die ziemlich unvermittelt aus dem grünen Rasen emporragten; da war schon nicht mehr ein Zusammenhang vorhanden mit dem eigentlichen Städtchen, sondern hier standen bereits die Vorposten der modernen Gründung, und dann dehnte sich nach Süden eine weite, fast unbebaute Fläche, die von einem wenig betretenen Triftweg durchschnitten ward.

Etwa zehn Minuten vom Orte entfernt, dagegen fast im Schutze der Dünen, lag ein kleines Haus. Seine Mauern waren aus dunkelrotem, verwittertem Backstein aufgeführt, und der Mörtel war aus den Fugen herausgefallen. Das ziemlich hohe, vom Moos durchfilzte Strohdach reichte so tief auf die Erde, daß eines Mannes Hand den Rand berühren konnte; die darunter befindlichen bleigefaßten kleinen Fenster wiesen keine Gardinen und keine Blumen auf.

Hugo hatte auf der Fahrt von Munkmarsch nach Westerland schon ähnliche Gebäude gesehen; es waren Behausungen der friesischen Einwohner, die dem modernen Spekulationsgeist noch keinen Raum gegeben hatten, aber dieses hier erschien einsamer, ärmer und verwahrloster als alle übrigen.

In der Nähe des Hauses weideten auf der kurzen Grasnarbe zwei zusammengekoppelte dürre Schafe; ein halbwüchsiges Mädchen von zigeunerartigem Aussehen pflöckte sie um und betrachtete dabei den Fremden mit gleichgültigen Augen. Sie war ärmlich, aber sauber gekleidet und trug ein rotes Kopftuch über den dunkeln, krausen Haaren.

Hugo hatte einen plötzlichen Einfall.

Er trat an das Mädchen heran und fragte, auf das Haus deutend:

„Wer wohnt da?"

„Ebe Hahn," sagte jene auf hochdeutsch.

„Vermietet er auch an Badegäste?"

Sie zuckte die mageren Schultern und zerrte an ihren Schafen.

„Weiß nicht; es hat ihn noch keiner danach gefragt."

„Thun sie es denn nicht alle?"

„Kann schon sein."

„Was ist Ebe Hahn?" forschte Hugo weiter, da ihm das einsilbige Ding Spaß machte.

„Nix."

Das war die kürzeste aller Antworten und dennoch die bedeutsamste.

Hugo ging langsam weiter. „Nichts, wie so viele," sagte er leise — „wie ich selbst."

Dann kam er näher an das Haus heran und sah, daß es auch einen Garten besaß. Aber was war das für ein Garten!

Sonst lieben es die Friesen, der kargen Natur durch Schmuck nachzuhelfen, aber in diesem von hohen Erdwällen umgebenen Viereck blühte keine Blume.

Kartoffeln, Möhren und Grünkohl, einige Johannisbeer- und Stachelbeersträucher, sowie der unvermeidliche Flieder — das war alles.

Es lag eine wilde, düstere Stimmung auf diesem Stücklein Erde, und das lange, grobe Gras, das den Wall überwucherte und, mit Brennnesseln untermischt, nach allen Seiten herunterhing, erhöhte noch diesen Eindruck bis zur Trauer. Jetzt war es in der stillen Luft unbewegt, aber wenn der Wind darüber hinstrich, und wenn es zu flattern begann, dann vermochte das Auge wohl kaum irgend etwas zu schauen, was friedhofartiger gewesen wäre als dieses Symbol des Vergessens.

In dem Garten, dicht neben der Umfriedigung, stand ein Mann und grub.

Hugo trat heran und fragte:

„Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?"

„Das kann wohl sein," entgegnete jener, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Dann möchte ich Sie fragen, Herr Hahn —"

Hugo stutzte und schwieg. Der grabende Mann hatte plötzlich mit der Arbeit aufgehört; er lehnte sich auf seinen Spaten und sah über den Wall.

Er hatte ein sonderbares Gesicht, in dem viel geschrieben stand. Eckige Stirn, buschige Brauen, durchdringende blaue Augen, ein schmaler, festgeschlossener Mund und ein starker, verwilderter Seemannsbart gaben das Gepräge. Das dunkelblonde Haar zeigte einige graue Streifen; der Mann mochte zwischen fünfzig und sechzig Jahren alt sein.

Er hatte bei Nennung seines Namens einen scharfen Blick auf den Fremden geworfen, dann schüttelte er leise den Kopf und spuckte aus.

„Schon gut. Was wollen Sie von mir?"

„Kann ich bei Ihnen Wohnung bekommen?

„Nein."

„Schade. Haben Sie keinen Platz?"

„Platz wär' schon da — im Pesel.*) Aber ich vermiete nicht an Badegäste."

„Ich bin kein Badegast."

„So, was sind Sie denn?"

„Ich schreibe Bücher. Und ich wollte bei Ihnen ein Buch schreiben."

Ebe Hahn stellte seinen Spaten beiseite und trat noch näher an den Wall heran.

„Was soll denn das für ein Buch werden?"

Die Frage klang so sonderbar in dem Munde eines einfachen Mannes, daß Hugo nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte. Aber dann entgegnete er in dem Tone, wie man Volksmärchen erzählt: „Das Buch soll von einem handeln, der auszog, um König zu werden; aber sie schlugen ihm den Kopf ab."

Ebe Hahn spuckte abermals aus.

„Es ist noch nicht das Schlimmste, was einem passieren kann. Aber der Mann hätte daheim bleiben sollen. Kommen Sie, Herr."

Er stieg über den Wall und ging mit Hugo nach dem Hause. Sein Entschluß schien sich geändert zu haben, aber er fragte nichts weiter, sondern öffnete stumm die quergeteilte Thür und ließ seinen Gast vorausgehen.

Links von dem aus Lehm gestampften Hausflur lag ein kleines, einfensteriges Zimmer mit dem Blick auf die nahen Dünen. Es war sehr einfach ausgestattet und besaß nach Friesenart ein in die Wand eingelassenes Bett. Aber alles war sauberer, als das Aeußere des Hauses hatte vermuten lassen.

„Das ist der Pesel," sagte Ebe Hahn. „Ich brauche ihn nicht, ich wohne drüben mit der Gitte. Wenn es Ihnen nicht zu schlecht ist, dann können Sie meinetwegen bleiben, solange es Ihnen beliebt. Kaffee kann die Gitte Ihnen kochen oder auch Thee, wie Sie wollen. Sonst müssen Sie in einem Gasthof essen, wie die andern es thun; ich bin nicht darauf eingerichtet."

Hugo nickte.

„Die Gitte ist wohl Ihre Tochter?"

*) Pesel: die gute Stube bei den Friesen.

„Nein, ich bin ledig. Das Mädchen stammt aus einer Taternfamilie,*) die vor Jahren über Sylt zog. Die Mutter starb, und da haben sie mir das Kind geschenkt."

Jedes der Worte wurde ruhig und gleichgültig gesprochen, aber der Inhalt war seltsam.

Einige Stunden später hatte Hugo sich häuslich eingerichtet. Es bedurfte dazu nicht vieler Umstände, denn er hatte nur die notwendigsten Gegenstände mitgenommen — ein Tisch und ein Stuhl waren die Hauptsache.

Eine Art Manuskript befand sich auch schon im Koffer — lose Blätter mit dem ersten Entwurf zu einem Trauerspiel „Konradin", und Hugo nahm die zwischen Strümpfen und Chemisetten sorgfältig verpackte Mappe heraus, um ihr einen Platz auf seinem künftigen Arbeitstisch anzuweisen.

Aber er schlug sie nicht auf, sondern setzte sich nur davor hin.

Es war wohl schon zu dunkel geworden, um noch etwas zu sehen, und eine richtige Arbeitslampe sollte erst gekauft werden; aber auch ohne diese äußerlichen Umstände wäre der junge Schriftsteller schwerlich in der Stimmung gewesen, seine Gedanken auf das Werk der nächsten Wochen und Monate zu richten; er war zerstreut und dachte an vielerlei.

Das mußte erst kommen.

Inzwischen war ganz unmerklich die Nacht heraufgeschlichen. Hugo fuhr verwirrt vom Stuhl empor und blickte sich um. Er hatte richtig geschlafen, den Kopf auf der Mappe, gerade so, wie die Abspannung der Reise über ihn gekommen war.

Und nun flog es ihm plötzlich durch den Sinn, daß er unter allen Gästen dieser Insel wohl der einzige sei, der noch nicht an dem Strande gewesen war.

Draußen schien nur wenig Mondlicht, aber doch gerade genug, um die dunkeln Umrisse der Dünen auch durch das Fenster erkennen zu lassen; sie schienen sich leise zu bewegen, in gleichförmigen, wellenartigen Linien — es mußte wohl nach der Stille des Tages ein Wind aufgekommen sein, der durch den Sandhafer strich.

Im Hause war alles ruhig; Hugo verließ geräuschlos die Stube und ging hinaus.

Es wehte kühl und gleichmäßig von Westen.

Rechts lag in einiger Entfernung Westerland, überstrahlt von elektrischem Licht und wie illuminiert von erhellten Fenstern. Man konnte deutlich die drei Hauptstrandübergänge erkennen und sogar die kleinen, dunkeln Gestalten, die dort unablässig hin und her wanderten. Auch einige verwehte Klänge von Konzertmusik kamen herübergeschwebt, aber sonst war es hier draußen still und dunkel.

Hugo ging in der Richtung des Strandes vorwärts. Unter seinen Füßen federte die feine Grasnarbe; es war, als ob man darüber hinschwebte wie ein Schatten, ohne das leiseste Geräusch zu verursachen.

Um so deutlicher vernahm dagegen das Ohr einen andern Laut, der aus den Dünen zu kommen schien oder hinter denselben hervor. Ein leises Fauchen, aber ohne Pause, immerfort, unaufhörlich.

Hugo hatte den Fuß der Dünen erreicht, und er sah, daß er geradeswegs hinanklimmen mußte, denn es führte hier kein Pfad hinüber, und es war keine Einsenkung in der Nähe.

Er faßte mit seinen Händen in das lange, harte Gras, das in einzelnen Dolden aus dem Sande emporwuchs und seine tausend Wurzeln so fest durch den unfruchtbaren Boden wand, daß es die Last des Mannes trug.

So stieg der Einsame mühsam bergan, und je näher er dem Gipfel kam, desto frischer fühlte er es um seine pochenden Schläfen streichen, und desto lauter wurde das Fauchen hinter der Düne. Dann stand er oben, — und da war es.

Unter einem dunkel umwölkten Himmel rollte das Meer langsam heran. Es wurde weniger von dem leichten Winde als durch die Flut und seine eigne Schwere getrieben, und seine Wellen klatschten daher nicht auf den Vorstrand, sondern sie hoben sich nur und sanken hin.

Es war kein Schaum zu sehen, sondern nur eine schwarze, rollende Fläche, die das spärliche Mondlicht in sich auffog; aber am Horizont stand eine Wolkenbank, und es wetterleuchtete aus ihrem Schoße.

Hugo stieg die Düne hinunter und überschritt den weißen Sandstreifen, der ihn vom Wasser trennte.

*) Tatern: Bezeichnung für einen jütländischen Nomadenstamm.

Es konnte noch nicht Hochflut sein, oder die Ebbe war schon eingetreten, denn ein schwarzer Steindamm hob sich aus den Wellen und gestattete, eine Strecke weit in die See zu gehen.

Aber Hugo that es nicht, denn er fürchtete sich. Er hatte die Empfindung, als müßten die Wogen hinter ihm zusammenschlagen und ihn im Rückfluten hinausziehen in diese weite, große, unbekannte Dunkelheit, aus der es kein Entrinnen giebt und keine Wiederkehr.

Und dann blickte er sich um.

Der Strand war ganz still und einsam, nicht einmal eine Möwe strich vorüber. Weit drüben nach rechts leuchteten noch die Strandhallen am Fuße der Dünen, aber auch dort erlosch eine Flamme nach der andern, und wenn die letzte versank, dann mußte es hier draußen schauerlich öde sein.

Schon in dieser stillen Nacht, wieviel mehr nicht in jenen finsteren Nächten, wenn der Sturm die Nordsee bis an den Fuß der Dünen trieb, und wenn der Herbst den letzten Badegast verscheucht hatte.

„Nein," sagte der einsame Strandgänger leise, „bis das eintritt, werde ich nicht mehr hier sein."

Er wandte sich um und stieg wieder die Düne hinauf. Einmal war es ihm, als ob eine dunkle Gestalt vor ihm her huschte und hinter dem Kamm der Sandhügel verschwand, aber es konnte auch eine Täuschung sein oder ein Vogel, den die jetzt vom Nebel erfüllte Luft ins Riesenhafte vergrößerte.

Drüben in Westerland war es noch hell; die Badegäste saßen jetzt in den Restaurationen gruppenweise beisammen; es war wohl kaum einer allein.

Auch in Ebe Hahns kleinem, abgelegenem Hause brannte noch Licht.

Hugo konnte durch das unverhüllte Fenster in die rechts vom Flur befindliche Stube blicken. Er sah seinen Hauswirt am Tische sitzen und in einem Buche lesen. Wahrscheinlich war das ein alter Volkskalender oder sonst irgend eine Geschichte, die dem Gesichtskreis eines schlichten Mannes entsprach; aber immerhin gewährte das Bild einen seltsamen Anblick und entsprach nicht der Vorstellung behaglicher Abendruhe, wie sie nach des Tages Last unter einem schlichten Dache gern einkehrt.

Ebe Hahn war wohl einsamer, als die Lage seines Hauses und der ledige Stand es notwendig machte, und als Hugo sein eignes Zimmer betreten hatte und sich zum Schlafen auskleidete, überkam ihn selbst wie eine Ansteckung das Leid der Fremde.

Er dachte an München und an alles, was er dort zurückgelassen hatte, und in dem Uebergang zwischen Wachen und Traum wünschte er die ganze Gegenwart hingeben zu dürfen um ein Heim und um ein Wort der Liebe.

VI.

In ein ziemlich geräumiges Parterrezimmer der „Villa Nielsen" schien am nächsten Morgen die helle Sonne, obwohl die Fenster, so gut es anging, mit Vorhängen verhüllt waren.

Längs der Wand standen zwei Betten, und auf dem Rande des einen saß Asta, während ihre Schwester Kläre an dem gemeinsamen, etwas klein ausgefallenen Waschtisch stand und sich die rotblonden Haare kämmte.

Die beiden Mädchen waren noch in etwas dürftiger Toilette, und besonders Asta schien sich soeben erst erhoben zu haben. Sie gähnte ein wenig und wippte auf der Bettkante hin und her, so daß bei jeder Bewegung ein greulich knarrendes Geräusch entstand.

„Asta," sagte Kläre gelassen, „muß das denn sein? Mich dünkt, du hast mir diese Nacht genug vorgequietscht."

„Kann ich denn etwas dazu, wenn das Ding knarrt?" entgegnete Asta vorwurfsvoll.

„Nein, aber du hättest wenigstens still liegen können."

„Es war mir rein unmöglich, zu schlafen, Kläre."

„Das ist doch sonst nicht deine Schwäche."

„Nein, für gewöhnlich nicht. Aber die Wände sind hier so dünn, und Papa hat nebenan geschnarcht wie ein Dachs. Ich wollte, wir säßen wieder in unsrer Villa im Rosenthal."

Kläre schwieg. Sie war in Leipzig mit einem Assessor verlobt, der keinen Urlaub bekommen hatte, und sie stellte deshalb ebenfalls ihre Betrachtungen an.

„Du hast doch keinen, nach dem du dich sehnen könntest," sagte sie endlich.

„Leider."

„Na, warte nur, es kommt auch an dich die Reihe. Aber beneiden thue ich deinen Zukünftigen nicht."

„Von wegen dem Quietschen?" frug Asta vorwitzig.

„Dummes Ding!"

„Er muß thun, was ich will," fuhr Asta nachdenklich fort und schlenkerte zur Abwechslung mit den Beinen. „Dein Oskar tanzt auch, wie du geigst, aber ich werde mit einem ganzen Orchester kommen. Bums! da ist Papa aus dem Bett gefallen!"

„Willst du dich nicht anziehen, Asta?"

„Ich riskier's nicht," sagte Asta kläglich, „da oben klafft der Vorhang eine halbe Meile."

„Unsinn, wir haben ja kein Gegenüber."

„Ja, du, das ist eigentlich dumm. Denk dir doch, wie hübsch das an Regentagen wäre. Man sitzt mit einem Roman am Fenster — drüben sitzt jemand und schreibt einen! Er müßte natürlich jung und hübsch sein, Kläre —"

„Und das gäbe dann den dritten Roman," vollendete Kläre trocken. „Allons, Asta, ich bin mit meiner Toilette fertig, nun kannst du herankommen, der Waschtisch ist leider nur einschläfrig."

Eine halbe Stunde später fand sich die Familie Schramm in der Veranda am Kaffeetisch zusammen. Der Kommissionsrat sah sehr unternehmend aus; er hatte einen roten Fes auf den Kopf gestülpt und rauchte türkischen Tabak aus einem Tschibuk.

„An der Nordsee kann man sich das auf nüchternen Magen leisten," sagte er entschuldigend zu seiner Frau; „die Menschen werden hier alle höllisch nervenfest, und ich will hoffen, Aurora, daß du dir an deinem Manne ein gutes Beispiel nimmst — natürlich nur im Hinblick auf die Nerven und nicht etwa auf die türkischen Gewohnheiten."

Frau Aurora hatte die neueste Nummer der Badezeitung vor sich und studierte emsig die Kurliste. Sie schüttelte abwehrend den Kopf und fuhr mit ihrer Häkelnadel die Kolonnen langsam herunter.

„Wir stehen noch nicht darin, Emil," sagte sie endlich. „Das kommt davon, wenn man es so wie Krethi und Plethi macht, anstatt sich vorher eine Wohnung zu bestellen. Alle vornehmen Herrschaften thun das."

„Dieses ist mir Pomade," entgegnete der Seifenfabrikant gelassen. „Bis auf die quietschenden Betten — damit meine ich hauptsächlich dich, Asta — bin ich mit dem Logis sehr zufrieden. Unser Hauswirt, Kapitän Nielsen, ist ein humaner Mann; er hat mir schon einen Wink gegeben, wo man die besten Nordseewellen kriegt — so nennt sich nämlich hierzulande eine Art Grog."

Asta hatte sich der Badezeitung bemächtigt.

Sie begann von hinten zu lesen und sagte plötzlich: „Andre Leute haben es freilich besser, Mama, die brauchen sich gar nicht selbst anzumelden, sondern die werden avisiert. Lies mal das da."

Und da stand unter dem redaktionellen Teil folgende Notiz:

„Wie uns von geschätzter Seite mitgeteilt wird, trifft demnächst der Schriftsteller Herr Dr. Hugo Stolle aus München zu längerem Aufenthalt in unserm Badeort ein. Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß der erwähnte Herr sich durch eine größere Anzahl novellistischer Arbeiten bereits einen geachteten Namen bei dem deutschen Publikum erworben hat.

„Wir können ferner verraten, daß Herr Dr. Stolle zurzeit an einem epochemachenden Werk arbeitet und dasselbe auf unsrer Insel zu vollenden beabsichtigt."

Frau Aurora sah verklärt auf das Blatt, während Asta mit Kläre einen bedeutsamen Blick wechselte.

„Emil," sagte sie erregt, „das ist ein höchst interessantes Zusammentreffen. Dieser berühmte Schriftsteller ist derselbe, den du gestern durch das Coupéfenster kennen lerntest, und mit dem du später vor dem Einschiffen noch eine Unterhaltung führtest."

Herr Schramm rührte gelassen in seiner Kaffeetasse: „So, haben wir noch einmal miteinander gesprochen? Das kann nichts Bedeutendes gewesen sein."

„Besinne dich nur, Emil. Ihr standet neben zwei weidenden Schafen, und der Dichter machte ein sehr tiefsinniges Gesicht."

„Richtig, Aurora, nun entsinne ich mich. Ich gab dem jungen Menschen eine naturwissenschaftliche Erläuterung und sagte zu ihm, daß man an der Nordsee die Enten — nein, Pardon, die Frösche — quaken hören könnte. Er schien sehr erbaut davon zu sein."

Frau Schramm wandte sich gekränkt ab, aber Asta rückte ihren Stuhl neben den Vater und zog letzteren am Ohrläppchen zu sich heran.

„Das giebt eine hübsche Bekanntschaft, Papachen," sagte sie schmeichelnd. „Bei der nächsten passenden Gelegenheit stellst du uns den Herrn vor, — du weißt ja doch, wie sehr Mama sich für alles interessiert, das mit Kunst und Litteratur zusammenhängt."

Der Kommissionsrat stand offenbar sehr unter dem Pantoffel seines jüngsten Töchterchens.

„Ist ja schon recht, Kleine," entgegnete er schmunzelnd. „Ich bin nicht gerade sehr für diese Windhunde, denn am Ende pumpen sie einen noch an, aber Mama hat nun mal diese Vorliebe, wenn ich auch zwischen Seife und moderner Poesie keinen rechten Zusammenhang finden kann."

„Das weiß Gott," warf Kläre bissig dazwischen, „wenigstens sind, was Sauberkeit betrifft, mehr Unterschiede als Aehnlichkeiten vorhanden."

Und mit dieser Kritik wurde der Kaffeetisch aufgelöst.

Die Familie Schramm ordnete sich zum Zug an den Strand, und als sie den Uebergang bei der Friedrichsstraße erreicht hatten, kaufte der Kommissionsrat drei hölzerne Schaufeln und verteilte dieselben unter seine Damen.

Frau Aurora, die ebenso wie ihre Töchter zum erstenmal auf Sylt war, betrachtete mißtrauisch das ihr übergebene Werkzeug und fragte, was sie damit beginnen solle.

„Sand graben," entgegnete Schramm ernsthaft. „Es ist eine kindliche Beschäftigung und bringt keinen Deut ein, aber ich habe nichts dagegen, wenn einer bisweilen Allotria treibt. Man darf nur keinen Beruf daraus machen. Uebrigens ist es Mode, Aurora, und wenn du chic sein willst, dann mußt du buddeln."

„Aber du selbst hast ja keine Schaufel," wandte die Frau mißtrauisch ein.

„Wenn du ein Loch gewühlt hast, werde ich mich hineinlegen, Rorchen. Du darfst mich auch zuschütten, wenn ich nur mein Familienhaupt oben behalte. Es geschieht dieses häufig en masse, und der Strand hat alsdann die Physiognomie eines dürren Feldes voller Kohlrüben."

Vorderhand war der Anblick des Strandes allerdings freundlicher. Fast die ganze Strecke zwischen dem Herren- und Damenbade bildete eine zusammenhängende Kette von kleinen Sandfestungen, die mit bunten Wimpeln verziert und mit angeschwemmten Holzstücken ausgebaut waren. Zwischen diesen leicht zerstörbaren Werken geschäftiger Menschenhände wimmelte und lagerte hauptsächlich der weibliche Teil der Badegäste, während die Kinder zumeist mit nackten Beinen am Strande herumsprangen und den Schaum der Wellen sich um die Füße spülen ließen.

Die Herrenwelt war weniger stark vertreten, denn die Flut hatte den Höhepunkt erreicht, und die meisten befanden sich weiter nach rechts im Bade.

Das Ehepaar Schramm gehörte nur zu den Luftschnappern, dagegen brannten die beiden jungen Damen vor Verlangen, ihre in der Pleiße erlernten Schwimmkünste an einem ernsthaften Gegner zu erproben, und sie flatterten alsbald davon, nachdem sie ihre Schaufeln dem Papa übergeben hatten.

„Da gehen sie hin," sagte der Seifenfabrikant tiefsinnig und schulterte rechts und links die beiden Werkzeuge. „Sie werden als Amphibien wiederkommen, Aurora, und du wirst künftig wie eine Glucke sein, der man Enteneier untergelegt hat. Aber die menschliche Natur hat auf ihrer höheren Kulturstufe einen unbezwinglichen Trieb nach dem Wasser, und ich will dieses von wegen des größeren Seifenverbrauchs nicht weiter tadeln. Komm, Alte, wir wollen uns in den Sand einbuddeln, denn auch diese Untugend hat ihre Vorzüge, sintemal man die Zeit damit totschlägt." —

Zeit. Hugo Stolle dachte an dasselbe Wort, als er sich nach einem unruhigen Schlaf an seinen Tisch setzte und die Mappe öffnete.

Er wollte mit der Ausarbeitung der ersten Scenen beginnen und berechnete dabei, daß das ganze Werk in ungefähr vier Wochen fix und fertig sein könne, wenn er jeden Tag nur drei bis vier Manuskriptseiten zu stande brachte.

„Das ist eine Kleinigkeit," sagte er zu sich selbst, „dabei kann man das Leben auch noch genießen."

Gräfin Else von Rödern, geborene Nasse.

Gräfin Rosalie von Hohenau.

Gräfin Adolf von Götzen.

Gräfin Isa von Frankenberg.

Freifrau Carl von Zedlitz und Leipe.

Fräulein Susanne von Bergen.

Gräfin Elisabeth von Wachtmeister.
Gräfin Thomasine von Schmettow, geborene Gräfin von Wachtmeister.

Freiin Olga von Stosch.

Fräulein Margarethe und Fräulein Bertha von Bock und Polach.

Zu dem Artikel: „Berliner [illegible]

Fräulein Hedwig von Schröder.

Fräulein Josefine von Hahnke.

Fräulein Daisy von Usedom.

Freiin Leopoldine von Bodelschwingh.

Gräfin Felicia von Talleyrand-Périgord.

Freiin Agnes von Bodelschwingh.

Fräulein Hildegard von Woedtke.

Fräulein Mathilde von Ziethen.

Freiin Else von der Horst.

Und dann blickte er hinaus in den Sonnenschein.

Das düstere Bild des verflossenen Abends hatte freundliche Farben angenommen; wohl erstreckten sich gen Süden nach wie vor die Dünen in unendlicher Einförmigkeit, und das Land dahinter war zum größten Teil unbebaut, aber man ahnte doch einen Pulsschlag des Lebens, und er war so nahe gerückt, daß man nur die Hand zu regen und den Fuß zu heben brauchte, um ihn auch zu spüren.

Hugo schlug die Mappe wieder zu und nahm seinen Hut.

Nein, er wollte nicht in das Menschengewühl, aber er sehnte sich nach neuen Eindrücken, die ja auch seiner Arbeit zu gute kommen mußten. Wie das kommen sollte, blieb ihm freilich unklar.

Draußen stand Ebe Hahn und sonnte sich.

Der Mann schien in der That keine geregelte Beschäftigung zu haben, und Hugo machte darüber eine halb scherzhafte Bemerkung.

„Hier thut keiner was Rechts," entgegnete Hahn mürrisch. „Im Sommer kommt das Geld von selbst, und im Winter geht es von selbst. Was sonst noch geschieht, darüber redet man am besten nicht."

Er lachte etwas spöttisch und fügte dann hinzu: „Haben Sie Ihr Buch schon angefangen?"

„Man muß hier erst zur Ruhe kommen!" entgegnete Hugo.

„Jawohl, das denkt man so. Aber dann kommt allerlei dazwischen: die Sonne und der Nebel und der Sturm. Es ist alles wie behext, und zuletzt verfällt einer auf das Grübeln. Da ist erst recht keine Ruhe. Ich an Ihrer Stelle risse alles Papier in Fetzen und schmisse mich in die Dünen. Sand ist noch das Beste — viel Sand, der alles verweht."

Hugo schritt langsam weiter.

Die Ausdrucksweise dieses äußerlich so schlichten Mannes gab ihm zu denken; dahinter steckte irgend etwas, vielleicht etwas Unergründliches. Ein umdüsterter Geist, wohl gar ein Geist, der in Nacht ging?

Hugo entsann sich eines alten Mannes, der in den Straßen von München umherlief. Er war harmlos irrsinnig, Mangel an Erfolg und Anerkennung hatten ihn des Verstandes beraubt. Und wenn er so des Wegs kam, dann redete er immer von Asche — Asche.

Dieser hier sprach von Sand — Sand —, aber es war doch anders.

Ueber die Wimpel hinaus, die von den Dünen aus den Damenstrand begrenzten, führte landwärts ein wenig betretener Pfad nach Süden; diesen verfolgte Hugo, und endlich lagen die Häuser von Westerland ganz klein hinter ihm. Hier mußte auch der Strand einsam sein, und als sich in der einförmigen Dünenkette eine Senkung zeigte, richtete der Wanderer seine Schritte dorthin.

Abermals befand er sich allein dem Meere gegenüber, aber die Sonne schien, und es wehte kein Wind; die heraufsteigende Mittagsstunde schwebte über dem Sande, und die glitzernde Tiefe atmete wie im Traum.

Dicht am Fuße der Düne, weiter herauf, als in stillen Sommertagen die Flut zu steigen pflegt, lag halb versandet der zersplitterte Stumpf eines Mastbaums. Verwitterte Stricke hingen noch an ihm, und die Bruchstelle am zähen Holze legte ein beredtes Zeugnis ab von der furchtbaren Gewalt, mit der die empörten Wellen das Menschenwerk zerschmettert hatten.

Hugo setzte sich auf diesen letzten stummen Zeugen eines herbstlichen Dramas und hing seinen Gedanken nach; kaum der Schrei einer Möwe unterbrach die tiefe Einsamkeit, und nur das leise Pfeifen der kleinen, flinken Strandläufer mischte sich in das eintönige Summen der allmählich zurückebbenden See.

Wie träumerisch schön mußte es sein, hier mit einem einzigen geliebten Menschen beisammenzusitzen, weltvergessen, wie das erste oder wie das letzte Menschenpaar.

Da kam eine helle Gestalt den Strand entlang gegangen. Hugo erkannte schon von weitem die graziösen Formen der Mädchengestalt und dann aus geringerer Entfernung das entzückende, sorglose Lächeln der roten Lippen.

Es war Asta, die hier einen einsamen Spaziergang nach dem Bade machte.

Ihre scharfen Augen mußten wohl auch den Schriftsteller erkannt haben, denn sie blieb plötzlich stehen, schien einen Moment unschlüssig zu sein, ob sie umkehren oder weitergehen solle, und begann dann kleine glänzende Kiesel im Sande aufzulesen, die sie sorgfältig mit ihrem Taschentuch abtrocknete.

Hugo lächelte. Die Kleine war entschieden etwas kokett, das hatte er schon tags zuvor herausbekommen; warum sollte er ihr denn nicht den Gefallen thun und die Bekanntschaft jetzt anknüpfen? Es war ja Badefreiheit!

Er nahm den kleinen Handschuh, der noch immer in seiner Brusttasche steckte, glättete ihn sorgfältig und näherte sich mit dem Hut in der Hand ehrerbietig der jungen Dame. Er sah, daß sie sich auf die Lippen biß, um das Lachen zu unterdrücken, und dieser Anblick versetzte ihn in eine höchst angenehme Stimmung.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „und erschrecken Sie nicht. Ich bin kein Strandräuber, sondern ein ehrlicher Mann, der nur den Wunsch hegt, Ihnen Ihr Eigentum zurückzugeben."

„Woher wissen Sie denn, mein Herr," entgegnete sie scheinbar ernsthaft, „daß dieser Handschuh mir gehört?"

Hugo blickte auf die kleinen Hände nieder.

„Sechseinviertel," sagte er dann trocken, „eine unwahrscheinliche Nummer, aber es muß stimmen."

Sie lachten sich beide an. Jedes von ihnen wußte ganz genau, wie die Sache zusammenhing, und jedes wußte es vom andern. Aber dieses kleine, unausgesprochene Geheimnis dünkte sie ganz allerliebst; es wob eine luftige Brücke, die nicht durch aufklärende Worte zerstört werden durfte.

„Man sollte fast glauben, daß Sie Sachverständiger sind," sagte Asta endlich. „Aber da ich es besser weiß, Herr Doktor Stolle, so spreche ich dem berühmten Schriftsteller meinen Dank aus."

„Sie kennen mich, gnädiges Fräulein?" fragte Hugo ehrlich erstaunt, und er vergaß darüber ganz, das Beiwort „berühmt" geziemend abzulehnen.

„Natürlich; Sie stehen ja schon in der Zeitung, Herr Doktor."

„Unbegreiflich," wollte Hugo sagen, aber er biß sich auf die Lippen. Warum sollte er denn dieser reizenden jungen Dame bekennen, daß er noch durchaus nicht berühmt sei, und daß nur ein sonderbarer Zufall hier sein Spiel haben könne? Vielleicht war es gar nicht einmal ein Zufall, sondern der Ruhm war thatsächlich über Nacht gekommen wie ein Geschenk der Götter.

„Auf den ‚Doktor' habe ich keinen Anspruch, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit einem leichten Lächeln. Die Herren von der Presse meinen es natürlich gut, aber sie vergessen, daß ein Schriftsteller mehr Gewicht auf den Namen als auf den Titel legt. Ich habe freilich studiert — natürlich."

Sie gingen wie gute Bekannte einige Schritte nebeneinander her, und es war hübsch von Asta, daß sie die rehfarbenen Handschuhe abstreifte und die grauen dafür anzog, denn der Bruder des Findlings steckte richtig in ihrer Kleidertasche.

Hugo konnte indessen mit ziemlicher Muße die feinen weißen Finger betrachten, und er stellte mit geheimer Befriedigung fest, daß sie keinen goldenen Reif trugen.

Er machte sich den Grund dieser Zufriedenheit nicht klar oder dachte wenigstens nicht weiter darüber nach; aber natürlich, es ließ sich doch schließlich mit einer jungen Dame besser plaudern, wenn sie noch nicht gebunden war.

Ob auch so gefahrlos?

Asta blieb plötzlich stehen und atmete tief auf.

„Wie einsam!" sagte sie halblaut. „Ich bin nach dem Bade so planlos fortgeschlendert und viel weiter hinausgekommen, als es meine Absicht war. Nochmals meinen besten Dank, Herr Dok—, Herr Stolle. Es wird meine Eltern gewiß freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Mama schwärmt sehr für Litteratur. Wir essen nachmittags um drei Uhr im ‚Deutschen Kaiser'."

Sie gab ihm unbefangen, aber mit einem ganz leichten Druck die Hand Numero sechseinviertel, nickte freundlich lächelnd und wandte sich zum Gehen.

Hugo sah ihr nach und betrachtete die kleinen Spuren ihrer Füße im feuchten Sande. Das war auch eine seltene Nummer, wie das ganze reizende Geschöpf.

Er begab sich zurück an seinen melancholischen Mastbaum und warf sich in den Sand.

„Sie ist allerliebst," sagte er kopfschüttelnd, „aber ein koketter Racker. Donnerwetter, das mit dem ‚Deutschen Kaiser' war deutlich. Ich werde in den ‚Deutschen Kaiser' gehen. Natürlich, drei Mark das Couvert und Weinzwang, aber das ist ja nicht auf ewig."

Der frische Seegeruch, den ihre feuchten Haare ausgeströmt hatten, schwebte noch um ihn, und er spürte die Wärme ihrer Hand an seinen Fingern.

Dann wühlte er nachdenklich im Sande; die Sonne hatte denselben auf der Oberfläche durchglüht, tiefer unten war er kühl.

So ist es im Leben. Es gleißt und glänzt, es atmet die Wärme des Lichtes aus. Und wenn wir tiefer in das Geheimnis eindringen, dann schauert es kühl herauf bis ins Mark. Nur nicht graben und grübeln. Der leichte, gedankenlose Genuß ist das beste.

Aber da sind Mahner überall. Dieser zersplitterte Maststumpf im Sande — was spricht er? Ich strebte in die Wolken, und ich spiegelte mich in der Tiefe. Da kam ein Herbststurm und brach mich, da kam eine Brandung und warf mich in den Sand. Was ist Streben und Glück? —

„Asta," sagte Frau Aurora einige Stunden später, als die Familie Schramm sich im ‚Deutschen Kaiser' an einer Ecke der Mittagstafel versammelt hatte, „warum legst du den Stuhl neben dir um; wir sind doch vollzählig beisammen?"

Asta spielte mit ihrem Messer und wurde ein wenig rot. „Du weißt doch, Mama, daß Kapitän Nielsen gesagt hat, er würde vielleicht zum Nachtisch auf eine Viertelstunde kommen."

„Ach so."

Kläre saß neben Asta. Sie bog sich zu der Schwester hinüber und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich saß nach dem Bade oben auf der Düne, Asta, und du weißt, daß ich gute Augen habe. Deine Handschuhe sind wohl wieder vollzählig? — Au!"

Asta hatte die Spötterin auf den Fuß getreten. Sie war wütend, stellte den Stuhl wieder gerade und warf ihre Handschuhe darauf.

Es waren aber nicht die grauen, sondern lange gelbe mit sieben Knöpfen.

In diesem Moment erschien Hugo unter der Thür. Es waren noch viele Plätze frei, aber er manövrierte sehr geschickt, schlängelte sich um die Tische herum, warf verlegene Blicke auf jeden besetzten Stuhl, sah dann plötzlich Herrn Schramm und begrüßte ihn mit einer höflichen Verbeugung. Das übrige machte sich dann mit Astas heimlicher Hilfe ganz unauffällig wie von selbst. Man stellte sich einander förmlich vor, Hugo erwähnte ganz beiläufig, daß er dem gnädigen Fräulein — hier verneigte er sich gegen Asta — schon einen kleinen Dienst hätte leisten dürfen, und dann saß er glücklich neben Asta, die ihre Handschuhe ganz in Gedanken wieder an sich genommen hatte.

Das Gespräch kam sehr schnell auf die Litteratur.

„Also Sie schreiben Bücher," sagte der Kommissionsrat. „Sie müssen es nicht übelnehmen, daß ich noch nichts von Ihnen gelesen habe, aber der Teufel soll sich durch all das Zeug hindurcharbeiten."

„Aber Emil!"

„Ich weiß, was du sagen willst, Aurora. Mit dem ‚Zeug' meine ich weder die Schriften unsers verehrten Herrn Tischgenossen noch überhaupt irgend jemand, denn ich bin ein gebildeter Sachse und trete keinen auf die Hühneraugen. Aber in betreff der Bücher geht es wie mit dieser Weinkarte: man weiß vor lauter Etiketten nicht, wo man anfangen soll! Kellner, eine Chateau Larose!"

„Und mir eine halbe Lafitte," fügte Hugo hinzu.

Der Kommissionsrat warf ihm einen mißtrauischen Blick zu, der ungefähr besagte: ‚Willst du mich übertrumpfen, oder hast du Geld?' Dann fuhr er fort: „Sie gedenken wohl längere Zeit auf Sylt zu bleiben und nicht bloß als Sommerfrischler?"

„Ich beabsichtige, hier ein größeres Bühnenwerk fertigzustellen," entgegnete Hugo und reichte Asta die Sauce, wobei sich die Hände der beiden jungen Leute streiften.

„Ach ja, die Bühne!" mischte sich nun Frau Aurora in das Gespräch. „Wir sind in Leipzig am Stadttheater abonniert und gehen jede Woche zweimal hinein. Mein Mann liebt hauptsächlich das Komische, während ich mehr für das Tragische bin. Diese gemischte Läuterung von Furcht und Mitleid, wie Rudolf Gottschall sagt —"

„Das hat er auch nur von den alten Heiden," warf der Kommissionsrat dazwischen. „Mir ist der ganze tragische Rummel zu antiquiert, und wenn Renz nach Leipzig kommt, dann laufen die Leute doch zu dem. Nein, Kinder, ich halte es mit meinem Kollegen, Johann dem munteren Seifensieder! Sich nicht so

bös aus, Norchen, ich mache ja Seife en gros. Und ich will auch en gros lustig sein! Charlys Tante, das ist mein Fall. Prost beisammen!"

Hugo hatte sich in der Pause zwischen Fisch und Braten auf den Stuhl zurückgelehnt und plauderte halblaut mit Asta.

Ob sie auch für das Tragische wäre, wie ihre Frau Mama?

„Nein, ganz und gar nicht," versicherte sie lachend. „Wir bilden in unsrer Familie ein geteiltes Lager; Papa und ich auf der einen Seite, Mama und Kläre auf der andern. Kläre ist nämlich sehr tragisch. Sie ist mit einem Assessor bei der Staatsanwaltschaft verlobt und spricht wie ein Buch vom dolus eventualis. Papa sagt, das wäre die tristeste Sache, die ihm jemals vorgekommen sei."

Darin stimmte Hugo bei, und dann begann er von dem fröhlichen Künstlerleben in München zu erzählen.

Asta seufzte und nahm einen Löffel voll Eis.

„Wir haben ja auch unsern Karneval in Leipzig, aber das ist gerade wie dieses Fruchteis. Es friert einen bis in den Magen hinein. Kläre findet ihn sehr nett, sie meint, es kämen niemals Ausschreitungen dabei vor. Aber ich meine, wenn man einmal närrisch sein will, dann muß auch die Zimperlichkeit zu Hause bleiben. Sind Sie gern närrisch?"

„Pudelnärrisch!" versicherte Hugo eifrig und trank sein Glas leer. Dann wurde er plötzlich ernsthaft. Da stand ein Gesicht vor seinem Geiste, ein liebes, schönes, gutes Gesicht. Aber mit tiefen, nachdenklichen Augen, so ganz anders als diese leuchtenden Sterne, in die er soeben blickte.

Hugo goß langsam den Rest aus seiner Flasche und hob den funkelnden Wein gegen das Licht. Da sagte Asta leise wie ein Hauch: „Sie waren soeben weit weg von hier. Sie haben an jemand gedacht."

Er lächelte befangen, und über ihr bewegliches Gesicht lief ein leichter, flüchtiger Schatten. Aber dann stieß sie mit ihrem Nachbar an und fuhr fort:

„Hier auf diesen Dünen soll man an niemand denken und an nichts als an die Gegenwärtigen und an die Gegenwart. Denn der Wind wirbelt alles durcheinander, und wenn man nur einmal die Augen schließt, dann ist alles mit Sand überweht."

Die Tafel leerte sich allmählich, man war beim Nachtisch angelangt. Und während Asta Mandeln knackte, Schramm nach seinem Zigarrenetui suchte und Frau Aurora sich zu einem ästhetischen Gespräch mit Hugo rüstete, betrat ein neuer Gast den Saal.

„Guten Tag, Herr Kapitän!" sagte die etwas vernachlässigte Kläre freundlich und raffte ihr Kleid zusammen, um neben sich Platz zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Vellberg bei Schwäbisch Hall.

(Siehe die Abbildung Seite 487.)

Außer ihren zahlreichen vielbesuchten und vielbesungenen Landschaftsbildern birgt die schwäbische Erde eine Fülle lieblicher Gegenden, die, fernab von den Heerstraßen des Verkehrs, ihre stillen und ungeahnten Reize nur dem Fußwanderer erschließen. Eine solche verborgene Schönheit ist das Thal der Bühler, eines der Hauptzuflüsse des Kochers. In vielfältigstem Schluchtenwerk aus den dichtbewaldeten Limpurger Bergen zusammenrinnend, schneidet das Flüßchen tief ein in die Muschelkalkebene und gleitet in engen, abwechslungsreichen Krümmungen dahin. Wer ihm folgt, stößt in Obersontheim auf das Geburtshaus des Dichters Schubart, aber erst weiter abwärts bleibt er gefesselt stehen vor dem uralten Bergstädtchen Vellberg. Riesenhaft erheben sich über dem friedsamen Thalgrund auf schmalem Berg die halbabgenagten Rundtürme um das Städtchen, das rückwärts zusammengedrängt wird durch den dichtverwachsenen Stadtgraben und ganz vorn auf der Spitze das zackengiebelige Schloß trägt. Welch hochmalerischer Anblick! Wild und keck schaut das Schloß hinab auf das spiegelnde Wasser und die grünende Aue und späht hinüber auf die jenseits liegende Röckenburg mit der Kirche, einer der ältesten des Landes, und der dort befindlichen Grablege derer von Vellberg, eines edelfreien Geschlechts, das nach Zerstörung seines Schlosses durch den Schwäbischen Bund (1523) den herrlichen Rittersitz sich schuf, den unser Bild uns vorführt. Nach dem Aussterben des Geschlechts (1592) begehrte die in der Gegend mächtige Reichsstadt Hall nach dem reichen Erbe und erwarb es nach schweren Opfern und langen Prozessen. Sitz eines reichsstädtischen Amtmanns, fielen Stadt und Schloß Vellberg 1802 an Württemberg; was aber Vellberg jahrhundertelang gewesen, ist es heute noch: die Perle des Bühlerthals.

Berliner Hofwinter 1899.

Von

G. von Wilkau.

(Zu den Porträts Seite 479, 482 und 483.)

Die Tage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht. Und die Jahre haben dasselbe Schicksal! Zu Anfang der vorigen Saison schien es, als solle sie eine verhältnismäßig stille sein, aber wie glänzend, andauernd und originell sie sich dann weiterhin entwickelte, haben unsre Leser seinerzeit vernommen. Und als der Hofwinter 1899 begann, meinte man, er müsse ganz besonders prächtig werden. Schien doch kein Wölkchen am Horizont der „Großen Welt" zu stehen, und sprach doch allein schon die ungewöhnlich hohe Zahl der neuen Erscheinungen bei Hofe für die Annahme eines vorzugsweise belebten und interessanten Karnevals. Neben der entsprechenden Auswahl von Herren wurden den Majestäten mehr als achtzig, zum großen Teil jüngere Damen bei der Defiliercour und den beiden Hofbällen vorgestellt. Im Rahmen des Krönungs- und Ordensfestes, der Investitur des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der Defiliercour, des ersten großen und des am 7. Februar nachfolgenden zweiten kleineren Hofballes und der Galavorstellung im Königlichen Opernhause floß der Strom höfischer Pracht in gewohnter Fülle dahin.

Da kam aus Meran die Nachricht vom Tode des jungen Erbprinzen von Sachsen-Koburg, und die Teilnahme an der Trauer des verwandten Fürstenhauses schnitt die ferneren Festlichkeiten am Hofe selbst ab und endete den in diesem Jahre ohnehin nur kurz bemessenen Fasching, soweit er offiziell war, vor der Zeit.

So stand heuer nur zweimal im Weißen Saal des Kaiserschlosses die vornehme Jugend in Tanzkolonnen und in der gewohnten Aufstellung: vor dem Throne die Offiziere der Gardeducorps mit ihren Damen, rechts das erste, links das zweite Garderegiment, hinter diesem das Regiment Elisabeth, hinter jenem die Gardehusaren und so fort, die Regimenter nach Farben geordnet. In dieser auserlesensten Umgebung hat sich nur zweimal das farbenprächtige Bild, die freie und vornehme Grazie der Bewegung entwickelt, in der unsre jungen Damen und Herren durch die auf kaiserlichen Wunsch seit Jahren gepflegte Ausübung der schönen Tänze alten Stiles nachgerade Meister und Meisterinnen geworden sind. Die Vorliebe für die solcherart wieder zum Leben erweckte edle, schulgerechte Tanzkunst ist im steten Steigen begriffen. Wie sie auch in weiteren Kreisen des großen Publikums schon Wurzel gefaßt hat, so führt sie dahin, daß in der hohen Aristokratie, in der man ja am meisten Anlaß und Gelegenheit hat, sie zu pflegen, immer mehr Schätze der Vergangenheit ans Licht des scheidenden Jahrhunderts emporgezogen werden: nach dem Menuett und der Gavotte, die wir schon kennen lernten, ist nun auf Befehl des Kaisers auch die alte Française in der zierlichen und lebhaften Gestalt und mit den kunstvollen Pas, wie sie der welsche Meister Rameau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfand, unter die am Hofe zugelassenen Tänze aufgenommen worden.

So sehr die Einschränkung der großen Feste im Königlichen Schlosse das gesellschaftliche Bild veränderte und so lebhaft man dies bedauerte, getanzt und gefeiert hat man trotzdem auch in dieser Saison genug. Wer in den so ungemein ausgedehnten Kreisen der Aristokratie nur einigermaßen eingeführt war, konnte die Tage zählen, an denen ihm nicht drei, vier Einladungen zugleich ins Haus flatterten. Die von den Offizieren der Berliner und Potsdamer Garnison veranstalteten beiden Kavalierbälle, die zu Anfang der Saison stets im Hotel Kaiserhof stattfinden, die großen Feste bei der Generalität und den Ministern, die zahllosen Bälle, die innerhalb der Hofgesellschaft gegeben werden, das alles rauschte wie sonst vorüber. Ungezählt waren die Empfänge, die Soireen mit und ohne musikalische und theatralische Unterhaltung. Von den letzteren wurden zwei beim Gesandten Badens, Herrn von Jagemann, besonders bemerkt. Auf beiden war in den kunstfreundlichen Salons die Bühne aufgeschlagen, darauf neben der jüngeren Tochter des Hauses — die ältere, Fräulein Lina von Jagemann, verlobte sich zu Anfang des Winters mit Herrn Ulrich von Schilling — die Schwestern Freiinnen von Zedtwitz, Fräulein Lilli von Werner und andre männliche und weibliche Sterne unter den schauspielerischen Talenten des Berliner Highlife in mehreren Einaktern auftraten.

Auch an jenen aristokratischen Wohlthätigkeitsfesten und Bazaren war kein Mangel, in deren künstlerisch geschmackvoller Anordnung man in der Reichshauptstadt in den letzten Wintern eine hohe Stufe der Vervollkommnung erreicht hat, und auf denen auch der bescheidenere Sterbliche Gelegenheit findet, die hier waltenden und mitwirkenden Damen der exklusivsten Kreise wenigstens par distance persönlich kennen zu lernen. Vom Hergebrachten völlig abweichende Ereignisse auf diesem Gebiet, wie sie im letztvergangenen Winter etwa der unterm Protektorat des erlauchten Bruders der Kaiserin veranstaltete Bazar im alten Reichstagsgebäude oder die Festvorstellung der Gräfin von der Gröben im Königlichen Schauspielhause darstellten, hatte die gegenwärtige Saison allerdings nicht zu verzeichnen. Es müßte denn hier das im Dezember veranstaltete Richard Wagner-Fest genannt werden, an dessen Spitze die Frau Prinzessin Max zu Hohenlohe-Oehringen, Gemahlin des Rittmeisters im 1. Garde-Ulanenregiment, stand, und das durch seine auffallend reiche scenische und dekorative Ausstattung wie durch seine ungewöhnlich großartige und weite Anlage hervorragte. Hunderte von liebenswürdigen Frauen und Mädchen waren daran beteiligt, und in einer Ausdehnung, wie man es bisher wohl im Auslande, aber in Deutschland noch kaum gewohnt war, hatte man dabei nicht nur die Damen der Hofgesellschaft um ihre Mitwirkung ersucht, sondern auch diejenigen der Finanz, der Kunstwelt und weiter Kreise der guten bürgerlichen Gesellschaft. Der Ertrag des imposanten Festes war denn auch ein hoher; er mag viel dazu beigetragen haben, daß die Sammlungen des „Komitees für die Errichtung eines Wagner-Denkmals in Berlin" bald nach der Eröffnung geschlossen werden konnten. Zum Kapitel der Wohlthätigkeitsfeste ist allerdings das letzte Wort noch nicht gesprochen worden. Erfahrungsgemäß pflegen gerade die glänzendsten dieser Unternehmungen oft gegen Ausgang der Saison stattzufinden, und so mag, ehe das Ende des Monats April deren endgültigen Abschluß bringt, uns hier noch manche Ueberraschung beschieden sein.

Einen schönen Erfolg trug das alljährliche Fest des Militärhilfsvereins davon, das durch die Gegenwart beider Majestäten ausgezeichnet wurde. Dem Komitee standen vor die Excellenzen Frau von Lignitz, Gemahlin des kommandierenden Generals des 3. Armeecorps, und Frau General von der Planitz, geborene Gräfin von der Schulenburg. Das reiche Programm brachte neben dramatischen Darbietungen und von dem Maler W. Lucas von Cranach wirkungsvoll gestellten „Lebenden Bildern" eine Neuerung, indem es in den mannigfaltigen Figuren eines zugleich feierlichen und anmutig bewegten Gruppenwalzers von Anno 1833 eine Anzahl von jungen Damen und Herren der Aristokratie auf der Bühne im kunstvollen Tanze auftreten ließ.

In der so in kurzen Strichen gezeichneten Berliner Hofsaison 1899 waren verschwindend wenig ausländische, dafür aber, wie oben gesagt, eine ausnahmsweise große Anzahl einheimischer Damen als neue Erscheinungen zu bemerken. Manche von ihnen tauchten allerdings nur als flüchtig wieder verschwindende Sterne auf. Gräfin Edgar Henckel von Donnersmarck, geborene Prinzessin von Windisch-Grätz, zum Beispiel, ferner die junge Gräfin von Westphalen und Gräfin von Reichenbach-Goschütz, geborene Gräfin zu Dohna, verweilten nach der Defiliercour nur noch kurze Zeit in Berlin. Viele andre aber wurden uns im Laufe der Saison zu bekannten Erscheinungen. Und von diesen dürfen wir in nun schon gewohnter Weise wieder eine Anzahl von Porträts veröffentlichen, denen nachstehend einige persönliche Notizen hinzugefügt seien.

In Frau Oberst von Schubert, Gemahlin des Kommandeurs des Eisenbahnregiments Nr. 1, sehen wir eine Tochter des westrheinischen Großgrundbesitzers und Mächtigen im Reiche der Industrie, Freiherrn von Stumm-Halberg. Gräfin Josephine York von Wartenburg, Gattin des Obersten im Großen Generalstabe, ist eine geborene von Bronikowski aus Esthland. Gräfin Helene von Zeppelin entstammt dem zum elsässischen Uradel gehörenden Hause der Freiherren Böcklin von Böcklinsau. Graf Zeppelin, derzeit Kaiserlicher Regierungsassessor und ständiger Hilfsarbeiter des Statthalters von Elsaß-Lothringen, ist zugleich Besitzer der Erbherrschaft Aschhausen und Senior des bekannten schwäbischen Geschlechtes. Eine geborene Württembergerin finden wir weiter in Frau von Zieten, Gemahlin des gegenwärtig zum Großen Generalstab kommandierten Majors, der bei dem Rathenower Husarenregiment desselben Namens steht. Amerika ist das Vaterland der Freifrau Carl von Zedlitz und Leipe und der Gräfin von Götzen. Graf Adolf Götzen, Leutnant bei den 1. Garde-Ulanen, war bis vor etwa Jahresfrist der deutschen Botschaft in Washington zugeteilt, nachdem er sich zuvor durch seine Afrikaforschungen in weiten Kreisen bekannt gemacht hatte. Mit dem Grafen Otto zu Castell-Rüdenhausen, Leutnant im 1. Garde-Feldartillerieregiment, vermählte sich vor einigen Monaten Prinzessin Marie zu Stolberg-Roßla, einzige Tochter des verstorbenen Fürsten aus dessen Ehe mit seiner gleichfalls verstorbenen ersten Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Arnim-Zichow. Gräfin von Schmettow, die junge Gattin des Grafen Bernhard, der beim Ulanenregiment Kaiser Alexander von Rußland steht, gehört ebenfalls durch Geburt einer sehr bekannten Familie an. Ihr Vater, Herr der Herrschaft Bassendorf in Pommern, ist der Aelteste des nach Deutschland übergesiedelten Zweiges der Grafen von Wachtmeister; ihre Mutter entstammt der noch in Schweden blühenden Linie dieses dort seit Jahrhunderten ansässigen und mächtigen Geschlechtes. Das gräflich Wachtmeistersche Haus wird auch in der Berliner Musikwelt oft genannt. Beide Töchter, die jetzige Gräfin Schmettow wie die noch unvermählte Comtesse Elisabeth, haben schöne und geschulte Gesangsstimmen, die man in vornehmen Konzerten schon öffentlich hörte; die Gräfin selbst ist eine vorzügliche Klavierspielerin und hochbegabte Komponistin, ihr Salon eine Sammelstätte nicht nur der Aristokratie, sondern auch der Künstler

und der Kunst. Frau von Gyllensvärd nennt ebenfalls Schweden ihre Heimat. Ihr Gatte, Offizier der dortigen Armee, ist auf ein Jahr zur Dienstleistung beim Kaiser Alexander Gardegrenadierregiment in Berlin entsandt. Auch die Grafen Piper gehören zu den berühmten Familien des Landes. Sie haben reichen Großgrundbesitz; auf seiner letzten Nordlandsreise sagte sich Se. Majestät der Kaiser bei ihnen zu Gast an. Gräfin Else von Roedern war die jüngste unter den neu vorgestellten verheirateten Damen. Ihr Gatte wurde erst vor einigen Wochen zum Regierungsassessor in Freienwalde a. O. ernannt.

In die höchsten militärischen Kreise führen die Namen des Fräulein von Hahnke und der beiden Fräulein von Bock und Polach. Erstere ist die Tochter des Generaladjutanten des Kaisers und Chefs des Militärkabinetts, die letzteren sind Töchter des kommandierenden Generals des Gardecorps. Aus der ersten Ehe des Kommandeurs des Regiments Gardeducorps, Grafen Wilhelm, mit Freiin Laura Saurma von und zu der Jeltsch entstammt Gräfin Rosalie von Hohenau. Durch die zweite Gemahlin des Grafen Hohenau, Prinzessin Margarete zu Hohenlohe-Oehringen, ist ihr Gräfin Isa von Frankenberg verwandt, einzige Tochter des preußischen Wirklichen Geheimen Rates, Herrn der Herrschaft Tillowitz, die eine der größten und schönsten in Schlesien ist, Grafen Fred von Frankenberg und Ludwigsdorff. Ihre Mutter ist ebenfalls eine geborene Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen. Aus ehemals österreichischem Uradel entstammt Freiin Olga von Stosch aus Schloß Laukau in Schlesien. Felicia, zweite Tochter des Majors a. D. Grafen Archimbald von Talleyrand und Périgord, gehört durch beide Eltern dem höchsten Adel Frankreichs und Deutschlands an. Ihre Mutter ist eine geborene Vicomtesse de Gontaut-Biron, ihr Vater ein jüngerer Bruder des Herzogs von Dino zu Paris und ein Vetter des Herzogs von Sagan. Die Kreise der Diplomatie entsandten Fräulein Susanne von Bergen, die mit ihrer Schwester im letztvergangenen Winter zu den bekannteren jugendlichen Erscheinungen der Saison in Rom zählte. Se. Excellenz Herr von Bergen ist vermählt mit einer Spanierin aus dem Hause de Alcalá und wirkte lange Zeit als deutscher Gesandter in Mittelamerika. Fräulein von Usedom ist eine Tochter des Generals und Kommandanten des Zeughauses zu Berlin, Freiin Else von der Horst die Tochter des Generallieutenants z. D. und Schwägerin des Kommandeurs des Kaiserin Elisabeth Gardegrenadierregiments und früheren Gouverneurs der älteren kaiserlichen Prinzen Freiherrn Moritz von Lyncker. Der Vater des Fräulein Hildegard von Woedtke ist Wirklicher Geheimrat und Direktor im Reichsamt des Innern. In Fräulein Hedwig von Schroeder sehen wir die jüngste von drei schönen Schwestern, den Kindern des Obersten A. von Schroeder und seiner Gemahlin, geborenen Ecke von Oetinger. Zum westfälischen altangesessenen Adel gehören die beiden Töchter des Kammerherrn Freiherrn von Bodelschwingh, dessen aus Holland gebürtige Gattin eine Baronin d'Ablaing von Giessenburg ist. Fräulein Mathilde von Ziethen ist die Tochter des früheren Kommandeurs der Dragoner in Metz, Besitzers des Fideikommisses Kranzlin in Mecklenburg; ihre verstorbene Mutter entstammte dem bekannten Geschlechte der Grafen von Zieten in Schlesien.

Lerchenflug.

Es ist im stillen, feuchten Walde
Das erste Blümlein just erblüht,
Doch ob der kaum enteisten Halde
Klingt schon ein jauchzend Lerchenlied.

Ich schaue still, den Blick erhoben,
Ihr nach, wie sie sich aufwärts schwingt;
Wie mir dein Lied voll Dank und Loben,
Du kleines Tier, zu Herzen dringt.

Es schwellt die Brust mir zum Zerspringen
Ein ungestümer Sehnsuchtsschmerz —
Dürft' ich, wie du, mich aufwärts schwingen
Ins tiefe Blau — und himmelwärts!

Die zarten Flügel, die dich tragen
Hinan — hinan — ermatten nicht.
Wie mag dein kleines Herze schlagen,
So fern der Welt — so nah dem Licht?

Noch höre ich dein süßes Singen,
Da dich mein Blick schon längst verlor —
Ach, trügest du auf deinen Schwingen
Auch meine Seele mit empor!

Hedwig Gräfin Rittberg.

Aus der Sternenwelt.

Ein neuer Komet. — Jupiter in Erdnähe. — Der neue Mond des Saturn.

Auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien wurde am 3. März dieses Jahres durch den Direktor Mr. Swift ein Komet entdeckt, der bei günstigen Beobachtungsverhältnissen auch dem freien Auge sichtbar ist. Der Komet stand tief am Abendhimmel, ging aber schon gegen 8 Uhr abends unter. Als tags darauf die Nachricht mittels Kabeltelegramms in Deutschland bekanntgegeben war, wurde der Komet von Professor Kreutz in Kiel an drei Abenden (am 4., 6. und 9. März) beobachtet, und aus diesen Beobachtungen leitete der Gelehrte die Bahnelemente des Kometen ab. Es geht aus diesen hervor, daß der Komet sein Perihel, das ist seine Sonnennähe, am 13. April passiert bei einem kürzesten Sonnenabstande von 0,327 Erdbahnhalbmesser. Eigentümlich ist die Bahnlage dieses Kometen. Schreiber dieser Zeilen machte den Versuch, sie aus den Elementen des Professors Kreutz zu konstruieren und dem Leser in der nachstehenden Figur vorzuführen. Die große

Bahnlage des Kometen Swift 1899 a.

Ellipse stellt perspektivisch die Erdbahn dar, die man sich als Ebene zu denken hat. Der parabolische Bogen mn versinnlicht den Kopf der Kometenbahn ohne Rücksicht darauf, ob sich diese Bahn am Himmelsraume schließt oder ob sie offen bleibt. Der punktierte Teil derselben zeigt die Strecke unterhalb der Erdbahnebene. In dem Punkte ☊ (der „aufsteigende Knoten" genannt) erhebt sich die Bahn über die Ebene der Erdbahn. Acht Grade davon entfernt befindet sich der Punkt der kürzesten Entfernung von der Sonne oder das Perihel P. Zur Zeit seiner Entdeckung stand der Komet noch unterhalb der Erdbahnebene in a;

Die Bahnen der acht Saturnmonde. (Der neunte Mond hat das Vierfache der Entfernung des achten vom Zentralkörper.)

die Erde war in E am 3. März (die Monate sind in der Zeichnung immer auf den 20. gestellt). Man sieht, daß die Gesichtslinie Ea damals nicht weit an der Sonne vorüberging. Die Beobachtungen waren noch ziemlich günstig. Je weiter aber die Erde E in der Bahn vorwärts rückte, um so mehr näherte sich der Komet a dem ☊, und um so ungünstiger wurden die Beobachtungen. Denkt man sich nun die Erde in E' (am 13. April) und den Kometen im Perihel P, so steht die Sonne dazwischen, und der Beobachter sieht nichts vom Kometen. Erst wenn die Erde in E" (etwa 10. Mai) und der Komet in c angelangt sein werden, kann der Beobachter ihn wieder sehen, obschon sein Abstand von der Erde ein bedeutend größerer ist als in a. Auf jeden Fall ist es zu bedauern, daß diese kometarische Erscheinung gerade in der Zeit des Maximums ihrer Helligkeit hinter die Sonne tritt und mit ihr am Tage über unsern Horizont geht. Stände die Erde im Monat Mai dort, wo sie im März steht, so hätten die Erdbewohner an dem Kometen in c eine prächtige, dem freien Auge sichtbare Himmelserscheinung.

Am 25. April dieses Jahres tritt der Planet Jupiter in seine größte diesjährige Erdnähe. Dieselbe ist sogar bedeutender als die vom vorigen Jahre und wird gewiß den Astronomen hinsichtlich der photographischen Aufnahmen oder direkten Zeichnungen der so ungemein interessanten Oberfläche des Planeten sehr willkommen sein. Wir haben an dieser Stelle im vorigen Jahre die Physiognomie der Jupiteroberfläche, wie sie aus der Hand des berühmten astronomischen Zeichners Dr. V. Cerulli zu Teramo bei Ancona hervorgegangen, wiedergegeben. Die Bilder datieren aus der Erdnähe des Jupiter 1897. Im Vorjahre war es der nicht minder tüchtige Zeichner Josef Rheden, der am Clarkschen Zwölfzöller der k. k. Sternwarte in Wien die Oberfläche des Jupiter aus vier Beobachtungen gezeichnet und sogar die mannigfachen Farbentöne wiedergegeben hat, in denen die Zonen der Oberfläche erschienen. Die Zeichnungen sind in Heft 2 und 3 der astronomischen Zeitschrift „Sirius" (Verlag von Eduard Heinrich Mayer, Leipzig 1899) erschienen und verdienen in hohem Grade die Beachtung der Leser. An keinem Himmelskörper sind Unstetigkeit und Wandelbarkeit so auffallend wie an der Oberfläche des Riesenplaneten Jupiter, so daß der Zeichner die größte Mühe hat, die Eindrücke im einzelnen zu fixieren. Freilich hat man es hier mit der flüchtigen Veränderung und Umgestaltung dunst- oder wolkenförmiger Erscheinungen zu thun, die ein getreuer Abdruck von Vorgängen sind, die sich auf der wirklichen festen Oberfläche des Planeten spielen; doch welcher Art diese Vorgänge sind, das hat man noch nicht ergründet. Auf jeden Fall haben sie ihre Ursache in den inneren Verhältnissen des Jupiter; denn nach der Annahme der Astronomen soll dieser Planet noch im „glühenden Zustande", das ist in jener Sturm- und Drangperiode sich befinden, der sich eine Welt voll Wundergestalten entschlagen soll, und die zum Vorläufer das merkwürdig intensive, bisher noch unerklärliche Licht hat, mit dem Jupiter in mondlosen Nächten die hellsten Sterne am Himmel überstrahlt. Im Monat April dieses Jahres ist dieses Licht besonders glänzend. Der Planet wandelt in mäßiger Höhe und ist die ganze Nacht sichtbar.

Wer sich für die Sonnenfinsternisse auf dem Jupiter interessiert, kann ihrer im Laufe des Monats während der ersten Nachthälfte drei bequem beobachten. Die erste findet am 14. April statt. Um 9 Uhr 49 Minuten abends Stuttgarter Ortszeit sieht der Beobachter den kreisrunden Schatten des Mondes I auf der Jupiterscheibe erscheinen. Nach 16 Minuten kommt der Mond selbst nachgefolgt. Mond und Schatten ziehen über die stürmisch bewegte Oberfläche des Planeten dahin. Um 12 Uhr 1 Minute Mitternacht erfolgt der Austritt des Schattens und in 15 Minuten darauf der des Mondes aus der Jupiterscheibe. Die zweite Sonnenfinsternis spielt sich am 29. April ab und wird vom Monde II verursacht. Es muß hier bemerkt werden, daß vom 25. April ab, dem Tage der Erdnähe und des Sonnengegenscheins des Jupiter, bei Sonnenfinsternissen nicht die Schatten, sondern die Monde zuerst in die Jupiterscheibe eintreten. Der Verlauf der Eklipse vom 29. April ist daher folgender: Eintritt des Mondes 8 Uhr 5 Minuten abends, Eintritt des Schattens 8 Uhr 14 Minuten abends. Austritt des Mondes 10 Uhr 19 Minuten, Austritt des Schattens 10 Uhr 34 Minuten abends. Die dritte Sonnenfinsternis findet am 30. April statt und wird wieder vom Monde I verursacht. Der Eintritt des Mondes erfolgt um 7 Uhr 52 Minuten abends, der Eintritt des Schattens um 8 Uhr 6 Minuten abends. Der Austritt des Mondes findet um 10 Uhr 10 Minuten, der des Schattens um 10 Uhr 18 Minuten abends Stuttgarter Ortszeit statt.

Große Sensation erregte neulich die von der Cambridge-Sternwarte bei Boston angelangte Depesche von der Entdeckung eines neuen Saturnmondes, der der neunte in der Reihe, zugleich der äußerste aller den Ringplaneten umkreisenden Monde ist. Die kosmische Natur hat die Umgebung des Saturn geradezu verschwenderisch ausgestattet. Abgesehen von den Ringen, die ein vielumfassendes System

Vellberg bei Schwäbisch Hall. Nach der Natur aufgenommen von Hofphotograph Brandseph in Stuttgart.

bilden und — gemäß den neueren Forschungen — aus Tausenden und Abertausenden von Möndchen bestehen, kannte man bis jetzt acht Satelliten, die — wie die Figur auf S. 486 zeigt — in der Ebene der Ringe und in ungleichen Abständen den Planeten umschweben. Diese acht Monde führen Eigennamen: Mimas, Enceladus, Tethys, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus. Ihre Abstände vom Saturn liegen zwischen 184 326 und 3 537 870 Kilometern, die Umlaufzeiten betragen der Reihe nach 0.9, 1.4, 1.9, 2.7, 4.5, 15.9, 21.3, 79.3 Tage. Der neue (neunte) Mond ist nahe 13 Millionen Kilometer von Saturn entfernt und braucht zu einem Umlaufe 18 Monate.

Die Entdeckung des neunten Mondes geschah auf photographischem Wege durch E. C. Pickering auf der Sternwarte zu Arequipa in Peru, am 17. August vorigen Jahres. Pickering, der die Platten nicht untersucht hatte, schickte sie ahnungslos an seinen Bruder William Pickering, Direktor der obengenannten Cambridge-Sternwarte, der erst im März dieses Jahres die photographische Platte durchforschte und auf diese Art den fremden Stern als den äußersten Saturnmond erkannte. Auf der Wiener Sternwarte ist er am großen Refraktor unsichtbar. Die nähere Bestimmung seiner Bahnelemente ist im Zuge.

Josef R. Ehrlich.

Der Wechsel in den deutschen Armeekommandos.

(Zu den Porträts auf „Zeit und Leben“).

Die Errichtung neuer Armeecorps hat im deutschen Heere mehrere bedeutsame Wechsel im Kommando zur Folge gehabt. An die Spitze des neugebildeten 18. Armeecorps, mit dem Sitze in Frankfurt a. M., wurde der General der Infanterie Oskar von Lindequist berufen, bisher kommandierender General des 13. (württembergischen) Armeecorps. Zu Jülich am 10. Dezember 1838 geboren, trat Lindequist 1857 aus dem Kadettencorps als Leutnant in das Kaiser Alexander-Regiment zu Berlin ein, nahm als Adjutant der 1. Gardedivision am Feldzuge von 1866 und in demjenigen von 1870—71 als Generalstabsoffizier des Gardecorps teil. Im Jahre 1872 zum Major und Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms I. ernannt, wurde er 1877 Oberstleutnant, 1882 Kommandeur des 1. Garderegiments, 1887 Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade. 1890 übernahm er als Generalleutnant das Kommando der 21. Division. Zum Generaladjutanten des Kaisers Wilhelm II. ernannt, trat er 1890 an die Spitze der 26. (1. Königlich württembergischen) Division und erhielt 1895 das Kommando über das gesamte württembergische Armeecorps.

Sein Nachfolger in Stuttgart, Generalleutnant Freiherr von Falkenhausen (geboren 23. September 1844 in Guben), ist ebenfalls aus dem Kadettencorps hervorgegangen. Im Mai 1862 kam er als Leutnant in das 1. Garderegiment, besuchte von 1865 bis 1868 die Kriegsakademie, wurde dann Regimentsadjutant und nahm in dieser Stellung auch an den Schlachten bei St. Privat und Sedan, sowie an der Einschließung von Paris teil. Nach dem Kriege trat er in den Generalstab und wurde 1879 Major. Vom Dezember 1885 bis Februar 1887 kommandierte er ein Bataillon im 65. Regiment und kam dann als Oberstleutnant und Chef des Stabes des Gardecorps in den Generalstab zurück. Vom Juni 1890 ab kommandierte er zwei Jahre das Kaiserin Augusta-Regiment, wurde dann Generalmajor und Kommandeur der 29. Infanteriebrigade in Aachen. Im März 1894 wurde er Oberquartiermeister und im Januar 1895 Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium. 1896 rückte er zum Generalleutnant auf und wurde 1897 zum Kommandeur der 2. Garde-Infanteriedivision ernannt, an deren Spitze er seitdem gestanden hat.

Der neu ernannte kommandierende General des 19. (2. Königlich sächsischen) Armeecorps, General der Infanterie von Treitschke, wurde am 30. Januar 1840 zu Dresden geboren. Er trat im Mai 1859 als Portepeejunker beim vormaligen 2. Jägerbataillon in den Dienst, wurde gleich darauf zum Leutnant und 1870 zum Hauptmann befördert. Den Feldzug 1870—71 machte er als Generalstabsoffizier bei der mobilen 1. Infanteriedivision Nr. 23 mit. 1875 erfolgte seine Kommandierung zum Großen Generalstabe in Berlin, in welcher Stellung er zum Major aufrückte. Im September 1882 zum Oberstleutnant im Generalstabe des Generalkommandos befördert, wurde er 1883 zum Bataillonskommandeur im 1. (Leib-)Grenadierregiment Nr. 100 und 1884 zum Kommandeur des 2. Jägerbataillons Nr. 13 ernannt. Unterm 1. April 1887 erfolgte seine Beförderung zum Oberst und Kommandeur des Schützen-(Füsilier-)Regiments „Prinz Georg“ Nr. 108. Von Anfang 1889 bis Anfang 1892 war er Chef des Generalstabes des Armeecorps; in dieser Stellung wurde er 1891 zum Generalmajor befördert. Im März 1892 erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur der 5. Infanteriebrigade Nr. 63, im März 1893 zum dienstthuenden General à la suite des Königs Albert, im April 1895 zum Generalleutnant und Generaladjutanten und im April 1897 zum Kommandeur der 2. Division Nr. 24.

Perkeo.

Humoreske in fünf Gesängen

von

M. Barack.

(Schluß.)

3. Perkeos Traum.

Einstmals geschah es, daß der Zwerg
Des Fürsten und Pfalzgrafen [1])
Am großen Faß zu Heidelberg
Gar süß war eingeschlafen.
Manch Krüglein ja vom edeln Naß,
Das lagerte im Riesenfaß,
Hatt' er zuvor getrunken
Und war drum hingesunken
Sternhagelvoll.

Doch weil er hart lag und vielleicht
Im rings verspritzten Weine
Am kalten Estrich etwas feucht,
So fing der arme Kleine
Gar schweren Traum zu träumen an,
Es seufzt und stöhnt der trunkne Mann
Wie einer, dem's in Aengsten
Bang, bänger und am bängsten
Wird in Gefahr.

Und in der That war solches auch
Der Grund von seinen Qualen:
Durchs Spundloch in des Fasses Bauch
— Träumt er — sei er gefallen
Und schwimme jetzt — so meinte er —
Verzweifelnd im Weinmeer umher
Und müsse drin versinken
Und jämmerlich ertrinken,
Gleich einer Maus.

Er schwamm und schwamm — da durch den Kopf
Fuhr's ihm: „Hätt' leer getrunken
Das Faß ich, wär' ich armer Tropf
Jetzt nicht darin versunken.
Doch, was versäumte ich zu thun,
Wie wär's, wenn ich es thäte nun?
Könnt' ich's nicht noch vollbringen?
Gewiß, es muß gelingen:
Ich sauf' es aus!“

Gedacht, gethan: er schwamm und trank
In langen, gier'gen Zügen
Und dachte endlich: „Gott sei Dank,
Ich werd' im Kampfe siegen!“
Da plötzlich — wehe! — fühlte er,
Er könnt' kein Tröpflein schlucken mehr
Und müsse jetzt ertrinken, —
Laut schrie er auf im Sinken
Und — wurde wach.

Da dachte er: „Es wäre das
Fürwahr ein keck Beginnen,
Wenn einer dieses Riesenfaß
Aussaufen wollt' — von innen
In einem Zug! Bei meiner Ehr',
Den, der hierzu befähigt wär',
— Ich will es nur gestehen —
Den Kerl, den möcht' ich sehen:
Der wär' mein Mann!

Doch sintemal und alldieweil
Ja solches ganz unmöglich,
So thu' ich's langsam, ohne Eil'
Und ‚schluckcessive‘ täglich
Hübsch nach und nach! Und brauch' ich auch,
Ich armer, zwerghaft kleiner Gauch,
Ein Jährlein oder zweie
Dazu, vielleicht auch dreie:
Ich hab' ja Zeit!“

Und lachend drehte er den Hahn
Und füllte sich sein Krüglein
Und fing alsdann zu trinken an
Langsam in kleinen Züglein.
Und schlürft's bedächtig aus und leckt
Die Lippen sich und denkt: „Es schmeckt
Doch besser, wenn man trocken
Dazu kann außen hocken
Als drinnen — Prr!“

[1]) Die ersten Beherrscher der Pfalz hatten den Titel „Pfalzgraf“ geführt. Ihn behielten sodann auch die späteren Herrscher neben ihrem Kurfürstentitel bei.

4. Treue Liebe.

Und wieder saß vereint beim Wein
Der Zwerg mit dem Kurfürsten.
Sie schenkten sich ins Krüglein ein
Und thäten wacker bürsten,
Doch diesmal nur der Fürst war froh
Und recht in dulci jubilo,
Der Zwerg dagegen grämlich —
In seinem Aussehn nämlich.

Karl Philipp machte Witz auf Witz,
War ausgelassen, lachte
Und traf mit manchem Geistesblitz
Den Zwerg, der bei sich dachte:
„Ein Narr, ein rechter, müßt' ich sein,
Wenn ich die Laune, die der Wein
In ihm erzeugt, zerstörte
Und gegen ihn mich wehrte!“

Drum schwieg er still. Da rief der Fürst
Zuletzt schier ungeduldig:
„Man merkt es wohl, daß alt du wirst,
Du bleibst die Antwort schuldig.
Ich glaube fast, du bist verliebt,
Weil schweigsam du und so betrübt:
Die Liebe macht ja grämlich
Und auch nicht selten — dämlich!“

Da macht' der Zwerg ein ernst Gesicht
Und sprach: „Ihr habt's getroffen,
Ich hab' ein Lieb — ich leugn' es nicht —
Und sage es ganz offen:
Ich lieb' ein edles Fürstenkind,
Wie man auf Erden keins mehr find't,
Karl Ludwig hat's erzeuget
Und war ihm stets geneiget.

„Es ist gar groß und stark gebaut,
Beleibt und kerngesund auch,
Denn niemals hat man noch erschaut
Solch stattlich feisten Rundbauch.
Kraftstrotzend und doch wundermild,
Ist es von edelm Geist erfüllt,
Darum in echter Minne
Lieb' ich's mit treuem Sinne.

„Gar züchtig ist es angethan
Und mir drum um so lieber:
Es hat ein hölzern Röcklein an
Und Eisenreife drüber.
So lieb' ich es schon lange Zeit
In aller Zucht und Ehrbarkeit,
Bin stets ihm treu verblieben
Und will es ewig lieben!

„Muß seinen Namen nennen ich? —
Ihr habt ihn wohl erraten,
Ich weiß ja, Ihr verstehet mich
Und — riechet auch den Braten.
Zudem ist Euch mein Lieb' bekannt,
Es zählet ja zum höchsten Stand
Und zu der feinsten Rasse:
Ich sprech' vom großen Fasse!“

Da lacht' der Kurfürst: „Gott sei Dank,“
— So rief er — „daß es das ist,
Und daß du grämlich nur und krank
Aus Liebe zu dem Faß bist!
Doch solche Liebe hege nur
Und in dem Herzen pflege nur:
Zu ihr geb' meinetwegen
Ich meinen besten Segen!“

5. Treu bis zum Tod.

Perkeo war in großer Not:
Karl Philipp, sein Gebieter
Und edler Gönner, ach, war tot!
Er stieg zum Keller nieder
Und suchte Trost beim großen Faß
In dem geliebten edeln Naß
Und mischt' den Wein im Sehnen
Nach seinem Herrn mit Thränen.

Bekümmert drehte er den Hahn
Und füllte sich das Krüglein,
Und trauernd setzte er es an
Und trank in kleinen Schlücklein
Und seufzte tief und seufzte schwer
Und sprach: „Heut geht mir alles quer,
Karl Philipp, warum starbst du?
O Herr, weshalb verdarbst du?!

Wie hat an deinem Durste sich
Mein Aug' und Herz geweidet!
Jetzt ist mir katzenjämmerlich,
Mir ist die Welt verleidet,
Die Welt, in der ein solcher Mann
Wie du — kaum flügge — sterben kann:
Will nichts mehr von ihr sehen,
Will auch zu Grabe gehen!"

Sprach's und füllt einmal noch den Krug
In seiner tiefen Trauer
Und trank ihn aus in einem Zug.
Dann faßte ihn ein Schauer:
Fest hüllt er sich in sein Gewand
Und streckt — den Kopf in seine Hand
Gestützt — die müden Glieder
Beim Faß zur Ruhe nieder.

So lag er noch, der kleine Mann,
Und so ward er gefunden,
Als man am nächsten Morgen dann
Ihn sucht' im Keller drunten.
Gar friedlich lag er da und schlief —
Den letzten, ew'gen Schlaf so tief,
Die kalte, starre Hand doch
Das Krüglein hielt umspannt noch.

Vielleicht daß er beim Sterben dacht':
„Es wäre sehr wohl möglich,
Daß, wer die Reis' ins Jenseits macht,
Leicht Durst bekömmt unsäglich.
Und wenn er in der andern Welt
Dann einen kühlen Trunk bestellt,
So muß vor allen Dingen
Sein Krüglein er mitbringen!"

Neuestes vom Büchermarkt.

Die „Kollektion Wiegand" (Leipzig) ist ein Hafen für die Modernen. Mit der symbolischen Epheuranke auf den graubroschierten Einbänden segeln sie bald triumphierend, bald zaghaft in eine Welt hinaus, von der sie meinen, daß sie ihr etwas zu sagen haben. Die Namen klingen oft fremdartig, und was sie an Ladung von geistigem Hab und Gut mitbringen, ist sehr verschieden, ganz ohne Wert wohl nirgends. Ihre Führer sind Wahrheitssucher. Eine Erkenntnis, ein Mitleid, eine Entrüstung hat sie angefeuert, aufgestachelt, der Lüge, der Heuchelei, dem Vorurteil, der Gewohnheit den Krieg zu erklären, sie aus einer erkaltenden, verfinsterten, verdorbenen Welt zu treiben, in der ihre offenkundigen oder heimlichen Opfer nach Tausenden zählen. Sie bedienen sich verschiedener Waffen, vom Peitschenhieb, der reizt und aufweckt, bis zum Steinwurf, der, allzu plump und wuchtig, sein Ziel verfehlt oder zu schwer verletzt.

Amalie Skram gehört zu den Steinwerferinnen. Die Leidenschaftlichkeit ihres Künstlertemperaments verführt sie dazu, ihr Wunsch, die Wahrheit zu geben ohne Schleier, ohne Schminke, ohne Gewand, ganz nackt. Aber ist es denn die Wahrheit, die heilsame Wahrheit wenigstens, die zur Besserung leitet? Der Roman „Lucie" läßt mich daran zweifeln. Der Stein fällt in eine Pfütze. Ekle Wasser spritzen auf und treffen den Leser, der, angezogen und gebannt von der herben Feinheit der Darstellung, das Buch plötzlich mit einem entsetzten „Pfui" zur Seite wirft. „Lucie", die Frau mit der Vergangenheit, hat wenig gesündigt und muß viel leiden. Ihr Mann, der sich zutraut, nicht bloß vergeben, sondern auch vergessen zu können, quält das unglückliche Geschöpf einer andern Bildungssphäre, einer andern geistigen Rasse nach der Schwierigkeit. Aber das giebt doch noch keinen Kommentar für den tiefen Fall, den Lucie halb unbewußt, halb unzurechnungsfähig erleidet, und dessen Konsequenzen sie nach langem, verborgenem und verbissenem Jammer dem Tod zur Beute geben. Warum soll nicht vorkommen können, was in „Lucie" sich ereignet? Nur daß der widerlichsten aller Möglichkeiten hier jede Beweiskraft fehlt. Den Mann trifft keine oder doch höchstens eine ganz indirekte Schuld. Und doch will Amalie Skram mit allen Mitteln die Last gerade auf die Schultern des Mannes — des Ehemannes — abschieben. Sie ist überhaupt nicht objektiv, sondern steht voreingenommen zur Partei der Frau, statt klar und kühl nach beiden Seiten abzuwägen und es dem Leser zu überlassen, auf welcher er die Verantwortlichkeit finden will. Ob auf Seite der Frau, die vom Leben zu viel und von der Gesellschaft zu wenig kennt, oder auf der des Mannes, der dieser Gesellschaft, der er entstammt und die er zu verachten meint, am Ende doch den entscheidenden Einfluß auf seine intimsten Verhältnisse einräumt.

„Die Leute vom Felsenmoor" derselben Verfasserin ist dasselbe Genre und doch ein andres. Auch hier die außergewöhnliche Kraft und leidenschaftliche Wahrheitsliebe, die zugleich hinreißt und abschreckt, die ängstliche Sucht, nichts zu verschweigen oder nur mit deutendem Finger zu berühren, sondern alles zu sagen, ohne Hülle zu zeigen, auch das Ueberflüssigste und Abschreckendste. Aber die Töne, die Amalie Skram anzuschlagen liebt, geben hier eine stimmungsvollere Melodie. Es ist ein armseliges Volk, das an der norwegischen Küste vom Fischfang lebt und seine Kinder aufs Meer hinaus schickt. Die Kultur hat es kaum gestreift. Schwerfällig im Denken und Thun, keucht es dahin, unter der Last der Arbeit und der Armut! Farblos und ohne Duft erhebt sich die Blume der Liebe aus diesem stacheligen Geblätter. Kaum daß ein flüchtiger Sonnenstrahl sein verklärendes Glanzlicht darüber wirft. Die Verfasserin aber bleibt sich selbst treu. Ihr scharfes Auge wird nirgends durch eine Spur von Sentimentalität getrübt.

Nicht Sentimentalität, sondern ein reiches, warmes Empfinden, eine ausnehmende Knappheit und wundervolle Zartheit der Pinselführung zeichnen den Dänen Hermann Bang aus. Es giebt wenige Werke der Neuen und Neuesten, die seinem Roman „Am Wege" (Berlin, S. Fischer) den Rang streitig machen können. Ihm steht das Lächeln wie die Thräne, denn beide sind nicht aufdringlich: hier ein feines Lippenzucken der Ironie, dort ein nasser Glanz, der sich selten zu einem hellen Tropfen verdichtet. „Am Wege" spielt sich das Leben einer Frau ab, ein Schicksal, das still, friedlich und behaglich dahinzufließen scheint, wie der Bach durch die smaragdenen Wiesen ihrer nordischen Heimat. Und doch gleitet die spielende Welle über Untiefen, die niemand sieht und niemand ahnt. Es kommt auch zu keiner dramatischen Wendung, zu keinem Fall, kaum zu einer Schuld. Die Liebe zwischen der schönen Frau Bai und Huus, „der sich nicht auf die Frauenzimmer versteht," wie ihr lebemännischer Gatte voll Verachtung sagt, ist ihr das Keuscheste und Rührendste, was man denken kann. Dazu ein ganz eigenartiges, bis in die kleinsten Züge meisterhaft geschildertes Milieu: eine weltferne Eisenbahnstation, auf der Bai, der Inspektor und ehemalige Leutnant, mit seiner Frau lebt, und ringsum die ländliche Gesellschaft, bestehend aus einer Pastorenfamilie, einer weinerlichen Witwe mit zwei männerangelnden Töchtern, ein paar Landleuten, einer alten Lehrerin und so weiter. Die Figur des Ehemannes, der gut ißt, gut trinkt, sich an seinen Erinnerungen eines angenehmen Schwerenöters weidet und in den Augen der meisten als ein Prachtmensch dasteht, ist mit besonderer Meisterschaft herausgearbeitet. Und über dem Ganzen liegt der Duft der dänischen Landschaft, in deren grüne, schwermütige Stille nur ab und zu das Rasseln der Züge wie mit der Sprache der Welt hineintönt.

Die stille, ein wenig indifferente Frau, die Jahre hindurch ein automatenhaftes, farbloses Leben der Pflicht ohne Klage, ja ohne Bewußtsein führt, bis plötzlich ein Blitzstrahl aufzuckt, ihr armes Dasein beleuchtet und wieder verlöscht, ist überhaupt Herman Bangs Spezialität. Diese Frau spielt auch in der ersten der „Dänischen Novellen" (Kollektion Wiegand, Leipzig) die Hauptrolle, einem Bändchen erlesenen Inhaltes, zu dem auch Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen und so weiter ihre Beiträge geliefert haben. Mit einem ungewöhnlichen Gemisch von Schwermut, Humor und Bitterkeit erzählt Bang die Geschichte eines feierlichen Diners, das der Zufall einem armen Ehepaar zu Ehren einer großen Sängerin in einer kleinen Stadt aufzwingt. Wie der Hausfrau erst bei dieser Gelegenheit alle Mängel ihrer Einrichtung und ihres Lebenszuschnittes klar werden, so mißt sie auch ihre eigne verblühte, abgearbeitete, unelegante Person an der siegesbewußten, selbstherrlichen Künstlerin und blickt diesem glänzenden, aber kalten Meteor nach, ohne Neid und Zorn, nur in hoffnungsloser Ermattung. Erna Juel-Hansen bearbeitet ebenfalls ihr Lieblingsthema, die geistige Entwicklung des Kindes zur Jungfrau, dieses Stadium, in dem der Mehrzahl der Mütter ihr eignes Geschlecht ein Buch mit sieben Siegeln zu sein pflegt, und in dem von seiten der Erziehung die verhängnisvollsten Irrtümer begangen werden.

Den Frauen gelten auch August Strindbergs „Ehestandsgeschichten". Der berühmte Weiberfeind rückt gegen sie mit gar feinen und scharfen Waffen an. Er zielt und trifft mit unfehlbarer Sicherheit, wo es sich um Herzenskälte, Borniertheit, Halbbildung und Gewöhnlichkeit der modernen Gefährtin des modernen Mannes handelt. Sein geistvoller Spott wagt sich an jedes Thema, auch das heikelste. Stets aber hält er sich dabei innerhalb streng gezogener Schranken. Il y a des choses qui se font, mais qui ne se disent pas, und deshalb verletzt Strindberg niemals. Die Fragen, die er anregt, finden keine pikante Antwort. Hoher sittlicher Ernst spricht aus ihnen, die Sorge um den Verfall der Rassen und die Glücklosigkeit des Individuums. Die „Ehestandsgeschichten" sind nicht für Backfische. Dem vorurteilslosen, weltkundigen Leser aber werden sie eine Fülle der Anregung geben, die durch die Feinheit und Grazie der Darstellung noch an Reiz gewinnt.

Marcel Prévost ist weder so ernsthaft noch so diskret. „Was Frauen schreiben" (Kollektion Wiegand, Leipzig) atmet die ganze dreiste Zierlichkeit, die diesem vielgelesenen Franzosen eigentümlich ist. Der Spiegel von derzeitigem Frauen-Lieben und -Leben hält sich nicht an das Chamissosche Vorbild. Ohne einen kleinen Ehebruch oder etwas Aehnliches geht es in keiner dieser Selbstbiographien und Kritiken ab. Das Ganze aber klingt doch harmloser, als man es sonst bei Marcel Prévost gewohnt ist. Ja, manchmal gleitet sogar ein ganz echter kleiner Sonnenstrahl wirklichen Gefühles über den parfümierten, schillernden Sumpf, in dem alle diese Frauen in naiver Verdorbenheit so lustig herumschwammen oder noch schwimmen.

Von Maupassants gesammelten Werken sind in Georg von Omptedas Uebersetzung (Berlin, F. Fontane) die drei ersten Bände herausgekommen, lauter kleine Sachen: Novellen und Skizzen, für den litterarischen Gourmet Leckerbissen seltenster Art. Zum Lobe des großen Mannes, dem der Tod die geniale Feder so vorzeitig aus der Hand nahm, braucht kaum noch etwas hinzugefügt zu werden. Als Erfinder, Beobachter und Stilist hat er seinesgleichen weder jenseits der Vogesen noch bei uns. Daß ein Schriftsteller von Omptedas Begabung es unternommen hat, Maupassant ins Deutsche zu übertragen, wird die Kenntnis seiner Werke den weitesten Kreisen erschließen und dadurch den Geschmack des lesenden Publikums aufs glücklichste beeinflussen.

Doch auch Ompteda selbst wirkt durch einen neuen Novellenband in dieser Richtung. „Weibliche Menschen" (Berlin, F. Fontane) zeigen sein Talent in der verschiedenartigsten Beleuchtung. Immer aber steht eine Frau im Mittelpunkte der Handlung und des Interesses. Nicht der Typus des Durchschnittsweibes vom Ende des Jahrhunderts, sondern ein rassiges, eigenartiges Geschöpf aus der sogenannten Gesellschaft oder dem Volke. Am weitesten ausgesponnen ist „Die Principessa". Vielleicht nicht zu ihrem unbedingten Vorteil. Denn die Schilderungen des herzoglichen Jagdschlosses „Herbstfrieden", die Aufregung der Hetzen und einer sehr vornehmen Gastfreundschaft, so stimmungsvoll sie auch gelungen sind, überranken die eigentlichen Vorgänge doch ein wenig als Wucherpflanzen und lassen über dem Milieu manchmal die Personen vergessen. Die übrigen Novellen trifft dieser Vorwurf nicht. Sie werden durch kein „Zuviel" beeinträchtigt, sondern sind kleine, scharfumrissene, in eine besondere Stimmung getauchte Bilder aus den verschiedenartigsten Lebenssphären. Als das bedeutendste will mir „Weibliche Menschen" selbst erscheinen: vier Frauen, die im Leben eines Mannes eine Rolle spielen, in Scherz und Ernst bis zum tragischen Ende. Die Briefform macht das Ganze nur um so anschaulicher. Ein jeder dieser weiblichen Menschen redet seine ganz besondere Sprache und zeigt seine Art in eignem Lichte. „Selma" ist reizend, eine Dienstmädchengeschichte voll liebenswürdiger Ironie und intimster Kenntnis der Daseinsauffassung im Souterrain.

Das letzte Werk Alphonse Daudets trägt den Titel „Die Stütze der Familie" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es ist ein Pariser Sittenroman wie alle die andern, die seinen Namen auf die Liste der Unsterblichen gesetzt haben. Eine besondere Spezies der Eitelkeit wird darin gegeißelt und ihr Einfluß auf die Entwicklung eines Charakters und eines Schicksals mit Meisterhand nachgewiesen. Raimund Eudeline ist der Sohn eines heraufgekommenen und von der Welle des Unglückes wieder hinabgespülten Handwerkers. Sein Vater ist ein Schwärmer für klassische Bildung, die ihm imponiert, weil er sie nicht besitzt. Sterbend sucht er wenigstens für seinen Aeltesten den verlorenen Platz im Gymnasium wieder zurückzugewinnen. Es gelingt, und Raimund bereitet sich vor, die Stütze der Familie zu werden. Aber die Wissenschaft, die Bildung, die ihn frei und thatkräftig machen soll, übt den entgegengesetzten Einfluß. Er wird schlaff, genußsüchtig, ein Prahler und Selbstling. Um im Lichte eines Märtyrers zu erscheinen, giebt er seinen Bruder preis, der in rührender Aufopferung die eigentliche Stütze der Familie ist, stempelt ihn zum Säufer und Schwachkopf. In einem Buche verleumdet er seine Freunde, seine Familie, die ihn anbeten und bewundern. Er prahlt mit der Vornehmheit und der Eleganz der schönen Ministersfrau, die in heißer Leidenschaft zu dem Jünglinge entbrennt, der ihr Sohn sein könnte, und nimmt die Liebe und das Geld der edeln Geneviève, um sie zuletzt in Elend und Schande zu verlassen. Und dabei ist Raimund keineswegs schlecht und kalt, sondern nur ein Schwächling, über den ab und zu die Erkenntnis seines Unwertes wie eine Sturzsee hereinbricht, und der sich selbst alles dessen beschuldigt, dessen die Seinigen in ihrer blinden Vergötterung ihn niemals zu beschuldigen den Mut finden. So im Schlußkapitel, in dem er gesteht, welche Triebfeder ihn bewegte, als Marinesoldat für seinen Bruder in die weite Welt zu gehen. Nicht Großmut war es, sondern Feigheit! Er konnte seine Familie nicht ernähren, und nun kam eine neue Drohung hinzu: die Ehe, die Frau, das Kind! Denn wenn er geblieben wäre, hätte er Geneviève heiraten müssen, und vor dem allem wich er zurück, fürchtete er sich beinahe wie vor dem Tode. „Und laßt mein Kind nicht Latein lernen," so endigt Raimund, „laßt es keine klassischen Studien machen! Indem mein Vater das Gegenteil für seinen Sohn erbat, brachte er mich ins Unglück!" Das will sagen: hütet es vor der falschen Bildung unsrer Tage, die nicht bis ins Innere dringt, sondern nur die Oberfläche glättet und vergoldet, ein Mittel zum Zweck, eine Leiter

in jene Kreise des Luxus und des Strebertums, die die Kraft, den Willen und das Gefühl eines Menschen aufsaugen und die geschwächte geistige Konstitution mit den Krankheiten des Jahrhunderts unheilbar infizieren.

Den köstlichsten Humor, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, atmet die Erzählung des Ungarn Koloman Mikszath: „St. Peters Regenschirm“ (Berlin, Fischer & Franke). Der Leser wird in die fremde Welt slowakischen Dorfs- und Kleinstadtlebens eingeführt und sogleich in einen Bann genommen, der ihn bis zum Ende festhält. Das Lächeln des Vergnügens bleibt unaufhörlich um seine Lippen, während er Georg Wibor nach dem alten Regenschirm suchen hilft, in dessen Griff sein illegitimer Vater auf dem Totenbette eine Bankanweisung für ihn hinterlegt haben soll. Die Anweisung findet sich nicht, es bleibt sogar ungewiß, ob sie jemals in dem Stiel des alten Regenschirms gewesen ist, um den sich, ein sehr natürlich aufgeklärtes Wunder, eine vollkommene Legende gesponnen hat. Aber seine Segenskraft bethätigt sich trotzdem aufs glänzendste, denn ohne ihn hätte Georg Wibor niemals eine „so großartige Hochzeit gefeiert und den Besitz der reizendsten Frau der Welt erlangt“.

Romantik, Humor, feiner Spott und warme Empfindung erheitern und fesseln im „Gefangenen von Zenda“ von Anthony Hope. Ein junger Engländer der Jetztzeit kommt auf seiner Reise nach Tirol in ein fabelhaftes Königtum Ruritanien und erlebt als Doppelgänger des Herrschers Abenteuer wie ein Ritter des Mittelalters. Die Handlung ist äußerst spannend, fast auf jeder Seite begiebt sich irgend etwas, tritt eine neue, unerwartete Wendung ein. Und so bietet „Der Gefangene von Zenda“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) jedem etwas: entweder die Aufregung des Miterlebens, die den Atem raubt und das Herz klopfen macht, ohne sich um Gründe und Motivierungen zu kümmern, oder den Genuß der leisen Satire, die diesen gänzlich unmodernen Roman auch noch mit dem Reiz des Modernen umkleidet.

M. zur Megede.

„Laß fallen!“

„Heiß Bram- und Oberbramrah!“

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

2. Segelmanöver.

II.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, eine annähernd erschöpfende Darstellung aller Segelmanöver unsrer Kriegsschiffe geben zu wollen; wohl aber sei es gestattet, den Leser einen Einblick in die gewöhnlicheren Segelmanöver thun zu lassen, welche eine Segelfahrt über den Ozean zur Frühjahrszeit in der Regel notwendig macht. Begleiten wir eines unsrer Schulschiffe auf der Heimreise von Westindien durch den nordatlantischen Ozean, soweit es unter Segel die Reise zurücklegt.

Der Anker wird gelichtet. Kräftig legen sich die Leute in die Spaken des Gangspills, einer senkrecht stehenden Ankerwinde, und „hieven“ nach dem Takt der Trommel und Pfeife des Spielmannes „rund“, bis der Anker dem Meersgrunde entwunden und mittels Kattens und Fischens in einer horizontalen Lage am Bug außenbords befestigt ist. Auch die Schraube wird gelichtet, damit die Fahrt durch sie nicht gehemmt wird. Dieselbe sitzt in einem starken bronzenen Rahmen und wird mit diesem im Schraubenbrunnen über einem aufgestellten Bock hochgeheißt und so belegt.

Am Gangspill. „Hiev rund!“

Es weht eine leichte Backstagsbrise (halb von achtern), nach der Beaufortschen Windstärkeskala etwa Windstärke 3—4. Die Brassen bringen das Schiff gut an den Wind, und leicht, wie ein geflügelter Riesenschwan, gleitet es über die dunkle Flut. Einige Tage bleibt das Wetter unverändert schön. Der blaue Himmel spiegelt sich in der friedlichen, glatten See, und das Schiff liegt ruhig, ohne störende Schwankungen und Bewegungen. Da, unmerklich, hebt und senkt sich die Flut, wie von einem tiefen, ruhigen Atemholen des Meeres, das Schiff gerät in Schwankungen, die mit dem Seegang nicht im Einklang stehen, am Horizont zeigen hie und da sich verdächtige Wolkengebilde und trübe atmosphärische Erscheinungen, das Barometer fällt einen Millimeter, zwei, drei, — schon steht es tief, so tief, daß es einer Warnung gleichkommt. Man spürt immer noch nicht ein Stärkerwerden des Windes, aber man fühlt in dem Heben und Senken, in den stark und stärker werdenden seitlichen Schlingerbewegungen des Schiffes das zornverhaltene, aufruhrbrütende Atmen des Meeres, die Wirkung der steigenden Dünung. Stunden vergehen, es zeigen sich keine ernsten Sturmeszeichen, aber um so deutlicher fühlt man sie in dem unruhiger werdenden Schiff, das gleichsam wie ein lebendes Wesen seinen grimmigsten Feind wittert, mit dem es einen Gang auf Leben und Tod zu bestehen haben wird.

Der „Herr“ Bootsmann beim Schraubenlichten.

„Segel fest!“ (Sch

Schraube gelichtet.

Der nächste Morgen bricht an. Das Schiff ist seiner Oberbramsegel entledigt, der wachhabende Offizier hat sie wegnehmen und die Oberbramrahen in den Mars bringen lassen, da mehr Wind aufkam, zu viel, als daß ohne Bedenken mit ihnen weiter gefahren werden konnte. Und nun mehren sich die Sturmeszeichen von Stunde zu Stunde. Immer höher geht die Dünung, stärker wird der Wind, der Himmel umzieht sein Angesicht, weißer Schaum kocht aus dem zornverhaltenen Beben des Meeres hervor, und — das Barometer fällt, es ist nicht aufzuhalten. Schon sind die Marssegel einfach gerefft; Windstärke 6—7, die Bramsegel müssen geborgen, ein zweites Reff muß in

Der Sturm naht. Segelreffen. „Ein Reff ins Marssegel!"

die Marssegel gesteckt werden; immer noch zu viel Leinwand; es brüllt der Wind mit stärkerer Gewalt über das empörte, in stolzen Wogen sich hinwälzende Meer und setzt sich in die Segel, daß sie zum Platzen voll stehen.

„Klar zum Manöver!" — „Alle Mann" stehen auf ihren Manöverstationen. „Segel bergen!" vernimmt man von der Brücke, „das dritte Reff in die Marssegel! — das Reff in die Untersegel!" lautet die Marschroute. Die Segel werden aufgegeit, die Rahen vierkant und fest gebraßt, die Marsrah bis auf die Kappe gefiert (heruntergelassen), die Refftaljen ausgeholt, und nun, wackere Jungens, die Mütze fest aufs Ohr und ein mutiges Seemannsherz in der Brust, die stürmische Höhe — „Enter auf!" — „Leg aus!" — und verrichte deine Arbeit mit Ausdauer und Treue.

Aber noch immer nicht hat sich der Zorn Neptuns gelegt. Dumpf heult und pfeift der Wind durch die Takelage, das Meer braust und rollt in majestätischen Wogen — ein schaurig-schöner Anblick, der fesselt, aber auch betäuben kann! — gegen das Schiff, daß es ächzt und krächzt in allen Fugen und wie ein weidwund geschlagenes treues Tier sich schmerzhaft, ungebärdig in der salzigen Flut hin und her, von einer Seite auf die andre, kopfüber und herunter wälzt.

Dem schönen Schwan müssen noch mehr Federn ausgerupft werden. Das letzte, „vierte Reff in die Marssegel" ist unaufschiebbar. Stark gerupft, kämpft er nun mit Sturm und Wogendrang, aber seine Kraft ist ungebrochen, er giebt den Kampf noch lange nicht auf. Mit aufgerefften Marssegeln, Sturmbesan (kleinerer und stärkerer Besan) und Klüver jagt das Schiff durch die rollenden Wogen, durch die brausende Flut mit einer Fahrt von 12 Seemeilen (24 Kilometer) die Stunde. Haushoch kommen sie in langem Zuge, eine nach der andern, heran und stoßen gegen die Flanken des Schiffes, daß donnernd und klatschend in weißem Gischt die Flut hoch über die Reeling in die Luken und Niedergänge, bis in die Batterie und gar bis ins Zwischendeck spritzt. Wehe dir, wackerer Kämpfer, wenn diese Riesenwoge da, spottend allen Oelbeuteln, sich auf dich stürzt und dich überschüttet mit der Fülle ihrer Kraft! Und siehe, mit ungebrochener, unbezwingbarer Gewalt ergießt sie sich dumpf aufrauschend und brausend über das hochbordige Schiff und füllt sein Oberdeck mehr denn fußhoch mit der salzigen Flut, alles darin niederwerfend und durchnässend, manch einen auch tränkend mit dem unwillkommenen, salzig-bitteren Trank. Nicht noch einmal so, du wütiger Meeresbeherrscher Neptun, denn sonst — zwei Schläge halt' ich wohl aus, aber den dritten — ich weiß nicht, ob ich ihn überwinde! (In diesem Moment S. M. Schiff „Charlotte" im Sturm.)

Vor der stärker und stärker werdenden Gewalt der Wogen muß das Schiff schließlich doch die Flagge streichen und „beidrehen", ehe es zu spät ist. Sturmsegel werden gesetzt und das Schiff im geeigneten Moment an den

„Ein Reff ins Marssegel!" „Enter auf!"

Wind gebracht, daß es ihn von vorn einbekommt. Auf diese Weise macht das Schiff keine Fahrt mehr voraus, sondern wird seitlich abgetrieben. Dadurch entsteht auf der Windseite (Luv) eine verhältnismäßig glatte Fläche auf der See, in der die heranrollenden Wogen sich wie in einer künstlichen Oelung des Meeres verlaufen, in der zum mindesten ihre Kraft gebrochen wird.

Ueber dies Stadium des Beiliegens hinaus giebt es nur noch ein schlimmeres Moment, und — Gott sei Dank! — es tritt nicht zu oft ein. Das ist der Orkan mit seiner verheerenden Gewalt, vor der kein Segel mehr stand hält. Das Schiff treibt steuerlos vor „Top und Takel", ein Spielball der Wellen im wahrsten Sinne des Wortes.

Nach überstandenem Sturm dauert die Dünung und damit das starke Schlingern des Schiffes noch tagelang an. Erst ganz allmählich beruhigt sich die See.

Und fragst du die verwegenen, wettergebräunten braven Seemänner, die auf der See ergrauten und das Meer lieben und kennen im sonnigen Frieden wie im tobenden Aufruhr: „Ist dir nicht bange?" dann lachen sie dir ins Gesicht: „Landratte, das verstehst du nicht!"

S. M. Schulschiff „Charlotte" im nordatlantischen Sturm am 25. Februar 1898.
Nach einer Zeichnung des Leutnant Waldschmidt.

Wald.

Novelle

von

Wilhelm von Polenz.

V.

Dem Schneefall war bald Tauwetter gefolgt. Die Zeitung meldete vom Steigen der Flüsse und von Wasserfluten, die drunten in der Ebene viel Schaden angerichtet haben sollten. Hier oben merkte man davon nichts; der Wald mit seinem moosigen Grunde sog das Schneewasser in sich ein und speicherte es vorsichtig auf, recht wie ein kluger Hausvater, der in Zeiten des Ueberflusses an magere Tage denkt, um später, wenn die Ebene in Sommerdürre lechzt, von seinem Vorrate abgeben zu können.

Noch lag an schattigen Stellen, in Abgründen und Schluchten der Schnee, aber am Waldrande nach Süden zu, wo die Sonne anprallte, befreite sich schon junges Leben.

Die Anemonen gucken hervor. Ihre Pracht ist vergänglich wie Kindesschönheit; milchzart sind sie, im Blühen schon welkend, man würde sie gänzlich übersehen, wenn ihrer nicht so viele bei einander stünden. Ihre Geschwister, die Himmelsschlüssel, halten noch zurück. Die Grashalme dagegen beginnen sich zu recken, jeder für sich, als wäre er was Rechtes. Es ist ein Leben und Streben des kleinen Volkes. Die Bäume sind noch tot oder scheinen wenigstens so; sie wollen sich die Maskerade zu ihren Füßen eine Weile mit ansehen, ihre Zeit kommt später. Erhaben blicken die hohen Fichten drein, sie haben den Rummel nun schon manch liebes Jahr mit angesehen; auf den Winter muß Frühjahr folgen, sie wissen es ganz genau, wozu sich so beeilen! — Die Salweide ist allen voraus auf dem Plane mit honiggelben und silbergrauen Kätzchen. Sie nimmt die Zeit wahr. Jetzt ist sie noch die Vielgesehene, die Allbewunderte; später, wenn sich aus ihrem Schmucke erst die unscheinbaren Blätter entwickelt haben werden, dann wird sie zum Aschenbrödel unter den schöneren Geschwistern. Auch mit der Birke geht etwas vor. Wie ein Schleier liegt es über ihrer jungfräulichen Gestalt. Ueberzart, spröde, durchsichtig, ein wenig gebückt steht der weiße Stamm, gekrönt von dem lila schimmernden Rutengewirr des Wipfels. Sie scheint selbst nicht zu wissen, wo das mit ihr hinauswill: diese tausend schwellenden Triebe zum Aufbrechen bereit. Bald wird auch sie in Blüte stehen, hell leuchtend, lieblich und keusch mitten im Ernste des Schwarzholzes, wie ein Mädchen, das sich unter Männer verirrt hat.

Der Wald wartet, der treue Wald! Der Lenzeshauch, der jetzt mit seinen Wipfeln spielt, schmeichelt ihm nur; ganz anders hat der Wintersturm zu ihm gesprochen. Da ging es ums Leben. Wer da nicht stark war in Kern, Splint und Wurzelwerk, der lag, ehe er sich's versehen, zerschmettert am Boden.

Noch wirbelt eine Menge alten Laubes umher, friedlos, ratlos, jedem Windstoße preisgegeben — landstreichendes Volk ohne Heimat.

Krähen stolzieren auf der nassen Wiese. Der Hase geht seinem verliebten Treiben im Unterholze nach, wo so leicht kein Auge hindringt. Die ersten Sänger üben schüchtern ihre Kehlen. Es ist Vorfrühling. Alles noch jugendlich schülerhaft, nur so versuchsweise. Das Große soll erst noch kommen, das fühlen auch diese Kleinen.

Ueber den Bergen liegt ein Dunst, milchweiß ist der Himmel, die Erde buntscheckig, braun der Sturzacker, gelbgrau Stoppel und Brache, dazwischen hie und da eine saftgrüne Wintersaat. Dieses Grün, so prächtig leuchtend unter all den alten, toten, schmutzigen, bleichsüchtigen Tönen. Wie sich das so hat unter der Schneedecke entwickeln können! — Man kann auch leben in Kälte und Finsternis, abgeschlossen von allem Licht, aller Freiheit, fern aller Wärme, unter eisiger Decke.

Einmal muß der Schnee ja doch schmelzen, einmal wird die Saat den blauen Himmel über sich lachen sehen, einmal muß es doch Frühling werden . . .

Anna sah von diesen stillen Wandlungen des Lebens nichts. Seit Monaten vegetierte sie in der dumpfen Luft des Krankenzimmers. Und doch stieg ihre tief gesunkene Zuversicht und Lebensfreude unmerklich, unaufhaltsam, wie der Saft im Baume steigt aus unerforschter Quelle, von wunderbaren Kräften getrieben und angezogen, bis er alle Zweige erfüllt hat hinauf zu den äußersten Enden. Auch sie stand wie solch eine jungfräuliche Birke mitten im rauhen Nadelholz, voll zurückgedrängter Lebenslust, bereit zum Grünen, des Sonnenblickes wartend, der alle ihre Blüten mit einem Male wachküssen würde.

Träumerisch und in sich gekehrt ging sie einher all die Zeit über. Die häuslichen Pflichten erfüllte sie mit stiller Hingabe. Mit zarterer Hand noch als vordem pflegte sie den Rekonvalescenten. Innige, feierliche Frömmigkeit erfüllte sie allen Menschen gegenüber. Als trage sie Feiertagskleidung, so kam sie sich selbst vor; als schwebe etwas in der Luft wie Veilchenduft, war es ihr zu Sinne. Alles schien gewandelt, verjüngt, jedes Ding, jeder nüchterne Vorgang hatte an Bedeutung gewonnen. Sie stand mit einem Male von Ehrfurcht ergriffen vor dem Leben, das so viel besser war, als sie es je geahnt.

An die Zukunft dachte Anna nicht, wollte sie nicht denken. Sie begehrte nichts, die Gegenwart war so schön. Was etwa noch kommen konnte, mußte ja den zarten Schleier, der jetzt die Dinge umgab, zerstören.

Sie sah den Major nur ganz selten. Früh in zeitiger Morgenstunde hörte sie ihn sein Zimmer verlassen und die Treppe hinabgehen. Dann pflegte er den Hundezwinger zu öffnen, um Unkas herauszulassen. Anna konnte das von ihrem Zimmer aus sehen. Dreißig Schritt nur von ihr entfernt stand er da unten, nicht ahnend, daß er beobachtet werde. Wie der Hund wedelnd an ihm emporsprang, außer sich vor Freude, den Herrn wieder zu sehen, wie der Herr sich zu dem edeln Tier niederbeugte, es zu liebkosen — sie konnte sich an dem einfachen Vorgange, der sich jeden Morgen wiederholte, nicht sattsehen.

Dem Manne, den ihre Gedanken so umschwebten, zu begegnen, vermied sie. Sie scheute sich vor dem Zusammensein mit ihm. Mußte er ihr nicht ansehen, wie es mit ihr stehe?!

Ganz für sich wollte sie ihr Geheimnis behalten, es behüten, davon zehren, aber von keinem Auge seine süße Heimlichkeit entweihen lassen.

Oberförster Seltmann war jetzt wieder so weit hergestellt, daß er an sonnigen Tagen gut verwahrt in der Laube vorm Hause sitzen konnte. Hier empfing er die Frühjahrssonne, die seinen alten Gliedern wohlthat, aus erster Hand. Rüstädt suchte ihn dort gelegentlich auf und berichtete ihm über den Fortgang der Kulturarbeiten. Der Alte erteilte seine Anweisungen und Befehle: daß dort Hügelpflanzung gemacht werden müsse, während an einer andern Stelle Saat angezeigt sei; wo Fichte, wo Kiefer, wo Tanne hinkommen solle.

Jetzt im Frühjahr drängte die Arbeit, und Seltmann verwünschte oft genug mit kräftigen Ausdrücken sein Leiden, das ihn gerade in dieser wichtigen Zeit dem Forste fernhielt. Rüstädt übernahm gern die Beaufsichtigung der Pflanzerkolonnen. Eintönig schien es zwar, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht dazustehen und einem Haufen Weiber und halbwüchsiger Kinder auf die Finger zu sehen, daß die Entfernung der einzelnen Pflanzen genau innegehalten, die Hügel nicht zu niedrig angehäuft, die Bäumchen richtig in das Erdreich eingedrückt und die Wurzeln mit Boden bedeckt würden. Aber auch hier half ihm wieder die Freude an der Sache, welche ihm nichts unwichtig erscheinen ließ.

So hatte Rüstädt noch nie das Erwachen der Natur beobachten können wie in diesem Frühling, so aus nächster Nähe. So hatte er sich selbst noch nie als ein Teil gefühlt der wachsenden, sich verjüngenden Welt. Die milden Lüfte umschmeichelten ihn wie die Wellen eines linden Bades, er fühlte, wie die Liebkosung eines jeden Sonnenblickes auch in ihm etwas hervorlockte: ein Keimen und Sprossen, das die Hüllen sprengen wollte, ein Pochen des Blutes, ein machtvolles Emporquellen aus dem innersten Grunde allen Seins.

Wenn sein Blick über die feinen Konturen der fernen Berge schweifte, Formen, die ihn in ihrer edeln Keuschheit oftmals entzückt hatten, dann fühlte er, daß ihn das heute nicht befriedige. Er wollte etwas ihm Näheres, eine minder kalte, nicht unerreichbare Schönheit. Aber wenn abends der Ruf der Holztaube aus den Wipfeln erklang, ein langgezogener, gurrender Laut, der um Erhörung warb, dann wußte er, daß er unbefriedigt sei, fühlte eine leere Stelle, ein sehnendes Verlangen, fast wie einen körperlichen Schmerz.

Was für ein Thor er doch war! In seinem Alter noch nicht über dergleichen hinaus zu sein! Und doch, was konnte der Mensch dafür, wenn auch in ihm wie in Grashalm, Baum und Tier der Frühling den Kreislauf des Lebenssaftes beschleunigte! War es ein Unrecht, die Natur ihre stillen Wunder wirken zu lassen?

*

Hellmut war zu den Osterferien eingetroffen. Er zeigte sich vom ersten Tage ab merkwürdig still und machte nicht den Eindruck eines Jungen, der, auf vierzehn Tage vom Schulzwange befreit, im Elternhause Freiheit genießen darf.

Natürlich fiel der Mutter sein verändertes Wesen auf. Sie nahm den Jungen beiseite und fragte ihn aus. Nach einigem Zögern und Winden kam es denn heraus: er hatte keine guten Zensuren.

Mit Ach und Krach war er versetzt worden. In Aufmerksamkeit und Fleiß hatte er „ungenügend“, und in einem Briefe, den ihm sein Pensionsvater an die Eltern mitgegeben, stand zu lesen, daß Hellmut, nachdem er bisher stets Eifer an den Tag gelegt, sich im letzten Quartal auffällig zerstreut und nachlässig gezeigt habe. Zurückgeführt wurde diese Wandlung auf allzu eifriges Lesen von Indianergeschichten, die dem Jungen den Kopf völlig verdreht hätten.

Das war nun freilich schlimm! Unter Thränen versprach der Junge seiner Mutter, daß er sich in Zukunft bessern wolle. Sie war ihm nicht einen Augenblick böse, die schlechte Zensur machte auf sie nur geringen Eindruck. Aber mit Hellmut fürchtete sie sich vor dem Vater, der keinen Spaß verstand. Wie würde er die Nachricht aufnehmen, gerade jetzt, wo er besonders grillig und leicht erregt war! Die größte Angst hatte sie davor, daß sich der Oberförster wieder an seinen Verwandten, Pastor Waibel, wenden könne, der ja damals Hellmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Dieser Herr war in letzter Zeit mehr als einmal dagewesen, um den Kranken zu besuchen und zu trösten, — wie Anna, die ihm nie viel Gutes zugetraut hatte, aber stillschweigend annahm: um zu schnüffeln. Wenn Pastor Waibel sich etwa in die Sache mischte, dann wußte sie genau, daß es einen schlimmen Ausgang für ihren Jungen nehmen werde.

Guter Rat war teuer. Sollte man den Brief mit seinem bösen Inhalt vielleicht zu verheimlichen suchen, bis Mutchens Ferien vorüber, damit der Zorn des Oberförsters dann nur sie treffen könne und nicht mehr das Kind? Und doch auch widerstand es ihr, den Jungen zum Mitwisser solcher Heimlichkeiten zu machen. Wenn ihr nur jemand hätte in diesem Streite zwischen mütterlicher Sorge und Gewissenhaftigkeit einen Rat geben können!

Auch der Major merkte etwas. Das gedrückte, kopfhängerische Wesen des Knaben, der doch früher so offen und lebenslustig gewesen, fiel ihm auf. Aus Hellmut selbst war nichts herauszubekommen. Rüstädt fragte daher eines Tages die Mutter, als er ihr zufällig begegnete, darüber aus.

Anna zögerte mit der Antwort; seine Anrede kam ihr zu überraschend, verwirrte sie völlig. Und doch durchzuckte es sie freudig, daß er ihr Gelegenheit bot, ihr Herz auszuschütten. Denn im geheimen hatte sie keinen heißeren Wunsch, als sich ihm anzuvertrauen. Wenn es einen Menschen gab, der hier helfen konnte, so war er es, er mit seinem feinen Takt, mit seiner vornehmen Herzensgüte!

Sie hatte überhaupt ihm gegenüber das Gefühl, daß er vieles in ihrem Leben zurechtrücken könne, wenn er nur wollte. Woher ihr die Zuversicht kam, wußte sie nicht, aber eines stand für sie fest: er war gütig und freundlich. Sie sah es seinen Augen an, fühlte es aus seinem Lächeln heraus, erkannte es an tausend kleinen Zügen, die nur eine Frau beobachtet: er war ein guter Mensch. Ihm konnte man Vertrauen schenken, ihm durfte man glauben. Er würde gewiß auch hierin das Rechte für sie finden!

Nachdem der erste Schreck über seine unvermutete Anrede gewichen, war ihr die Zunge gelöst. Sie sprach offener zu ihm, als sie es selbst jemals für möglich gehalten hätte, über eine Angelegenheit, die doch zu den intimeren des Familienlebens gehörte.

Rüstädt nahm sofort lebhaften Anteil an der Sache. Er fühlte sich selbst in gewissem Grade schuldig an Hellmuts Mißgeschick; denn er war es ja gewesen, der dem Jungen zu Weihnachten den Lederstrumpf geschenkt hatte. Die Folgen thaten ihm herzlich leid. Auch die Sorge der Mutter begriff er und vermochte sie mit-

zufühlen. Er wünschte, wenn es irgend anging, eine harte Züchtigung von seinem jungen Freunde fernzuhalten. Aber gegen den Gedanken, dem Vater die unangenehme Nachricht vorzuenthalten, war er durchaus eingenommen. Das würde einer Unterschlagung gleichkommen, die sich früher oder später doch bestraft machen werde. Aber er erklärte sich bereit, die Vermittlung zu übernehmen dem Oberförster gegenüber. Da er selbst ja die unschuldige Ursache gewesen zu dem Unglück, wollte er auch die Folgen auf seine Kappe nehmen. Er würde also vor den Vater treten, ihn mit dem unerfreulichen Inhalt des Briefes und der Zensur bekannt machen und, wenn nötig, das Strafgericht verhindern.

Die Dankbarkeit, welche die junge Frau an den Tag legte, erschien dem Major etwas überschwänglich. Was für sonderbare Wesen waren doch diese Frauen! Sie zitterten vor einem Nichts, das die Phantasie zu einem Ungeheuer aufgebauscht hatte; über einem drohenden Wölkchen, das sich zeigte, konnten sie alle Fassung verlieren, und die Aussicht auf eine glückliche Wendung versetzte sie sofort wieder in den siebenten Himmel.

Dem Oberförster gegenüber hatte Rüstädt keinen allzu schwierigen Stand. Seltmann war einer von denen, die für das ruhige Wort eines vernünftigen Mannes stets offene Ohren haben, während ihn die unausgeglichene Art der Frauen mit ihren Gedankensprüngen verstimmte und widerhaarig machte. Als der Major ihm die Sache auseinandergesetzt und dabei seine eigne Mitschuld nicht übergangen hatte, fand der alte Mann gute Laune genug, zu erklären, daß er diesmal Gnade für Recht ergehen lassen wolle, da der Junge solche Fürsprache gefunden habe.

Natürlich vermehrte dieser Zwischenfall die Verehrung, welche Hellmut für den Major hegte, noch um ein Großes. Rüstädt aber beschloß, seinen Einfluß, den er auf das Kind nun mal besaß, zu benutzen, um es zum Guten zu leiten. Er nahm dem Jungen das Versprechen ab, sich eine Zeitlang jeder zerstreuenden Lektüre zu enthalten. Den Ehrgeiz des leicht beweglichen Knaben wußte er zu entzünden, indem er ihm ausmalte, wie erhebend das Gefühl sein werde, wenn er zum nächsten Halbjahrswechsel bessere Zensuren heimbringe, als er je zuvor gehabt. Ja, er ließ sich so weit herab, den Jungen bei den Ferienarbeiten zu unterstützen, ihm zu helfen, die Scharte auszuwetzen.

Das drohende Ungewitter hatte sich also dank dem Eingreifen des Majors in hellsten Sonnenschein verwandelt.

Dankbarer noch als das Kind war ihm die Mutter, die ihren Glauben bestätigt gefunden hatte.

*

Einer der Unterförster des Quellenhahner Forstes feierte die silberne Hochzeit. Oberförster Seltmann wünschte, daß seine Frau an seiner Stelle dazu gehen solle, da er selbst noch nicht so weit hergestellt war, um sich die Teilnahme an einem solchen Feste zu gestatten.

Anna ging ungern; sie wußte, welcher Art die Geselligkeit sei, die sie dort zu erwarten hatte. Sie war mit den Frauen der Forstleute ringsum nie recht warm geworden, und der derbe Ton, der unter den Männern herrschte, war ihr ein Greuel.

Auch Major von Rüstädt war eingeladen worden. Er hatte angenommen, weniger der Unterhaltung wegen, an der ihm nichts gelegen war, als in dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit einmal die Vertreter der grünen Farbe in zwangloser Weise kennen zu lernen.

Es war an einem Sonntag. Hellmut war bereits aus den Ferien in die Schule zurückgekehrt. Anna ließ sich von Schrupper fahren. Rüstädt, dem ein Platz im Wagen angeboten worden, zog es vor, bei herrlichem Frühjahrswetter zu Fuß zu gehen. Er kannte die alte Chaise zur Genüge und wußte, daß auf schlechten Waldwegen darin zu kutschieren kein Vergnügen sei. Auch scheute er sich vor einer stundenlangen Fahrt in Gesellschaft der Frau Oberförster. Die Sache konnte ihre Längen bekommen, denn viel zu sagen hatte man sich ja doch nicht.

So ein einsamer Gang durch den Wald, allein mit Unkas, der nicht störte, beim Genießen eines schönen Bildes nicht durch das weibliche „Ach, wie reizend!" aus jeder Stimmung geworfen — das war sein Glück, seine Leidenschaft. Er kannte in seiner gegenwärtigen Verfassung keinen innigeren Wunsch, als den Rest des Lebens in dieser beschaulichen, einfachen Weise zu verbringen, unbelästigt durch die komplizierten Ansprüche, welche die große Welt da draußen an einen stellte, ungestört auch durch Begierden, die das Gemüt verwirrten und beunruhigten. —

Rüstädt kam als Letzter der Geladenen. Er fürchtete beinahe, daß man auf ihn gewartet habe. In einem nicht allzu großen Zimmer, wie es eine Försterei eben bietet, fand er eine für den Raum viel zu zahlreiche Gesellschaft versammelt. Meist waren es Forstleute mit ihren Ehehälften. Männer, denen Gesundheit und Abhärtung aus dem wettergebräunten Angesicht strahlte; stattlich und schmuck nahmen sie sich aus in ihren grünen Uniformen. Rüstädt und Pastor Waibel waren die einzigen Schwarzröcke in der Gesellschaft.

Man hatte Herrn von Rüstädt den Ehrenplatz gegeben, neben der Silberbraut. Ihm zur Linken war die Frau Pastorin gesetzt worden. Man saß sehr eng und seinem Gegenüber nahe an einem schmalen Tische, der sich durch die offene Thür ins Nebenzimmer erstreckte.

Die Unterhaltung war von vornherein laut. Zwischen den einzelnen Gerichten gab es lange Pausen, die von den Gästen dazu benutzt wurden, manchen mehr oder weniger launigen Trinkspruch auszubringen. Besonders Ausgiebiges leistete darin der geistliche Herr, der gleich nach der Suppe das Jubelpaar hatte leben lassen und nun bei jedem weiteren Gange mindestens eine Rede hielt. Auch der Major fiel ihm zum Opfer, den er als einen „aus der auserlesenen Zahl der wenigen Begünstigten, den Stufen des Thrones nahe Stehenden" bezeichnete. Rüstädt war von solchem Ruhme wenig angenehm berührt.

Noch unangenehmer aber wurde ihm das Verhalten seiner Nachbarin, der Gattin des Geistlichen. Diese Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, von Herrn von Rüstädt zu erfahren, warum er den Hofdienst quittiert habe.

Der Major versuchte, um so indiskreten Ausforschungen zu entgehen, ein Gespräch mit der Hausfrau zu seiner Rechten anzuknüpfen; aber das war nicht so leicht, denn diese gute Frau befand sich in steter Sorge um den Gang des Mahles. Bald fürchtete sie, daß eines von den Mädchen eine Schüssel fallen lassen könne, dann wieder war sie in Angst, daß ein Gericht nicht zureichen werde. Ein paarmal während des Essens stand sie auf, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Mit solchem Quecksilber eine Unterhaltung in Fluß zu halten, war schwer, und so fiel denn Rüstädt immer wieder der redseligen Pastorin zum Opfer. Sie begann über Seltmanns zu sprechen, die sie ja als Verwandte ihres Mannes genau kenne. Die Dame verbreitete sich über frühere und jetzige Vorgänge im Quellenhahner Forsthause, über das sie äußerst genau unterrichtet schien. Haarklein erzählte sie Annas Vorgeschichte, nach der niemand sie gefragt hatte, schilderte das Leben in Annas Elternhause, das sie als leichtfertig und üppig bezeichnete, die Hoffahrt des jungen Dinges, das mit mehr als einem Manne kokettiert habe. Dann war der plötzliche Tod des Vaters gekommen, mit dem pekuniären Zusammenbruche im Gefolge. Nun waren die Freier natürlich weggeblieben. Anna müsse Gott danken, daß Seltmann sie schließlich noch zur Frau genommen. Statt aber dafür dankbar zu sein, spiele sie die Hochmütige. Mit niemand in der Gegend habe sie Verkehr, nichts sei gut genug für sie, ihren Jungen verziehe sie, dem Oberförster mache sie das Leben schwer.

Rüstädt hatte wiederholt versucht, der giftigen Klatschsucht dieser Dame Einhalt zu thun — vergeblich! Die Worte flossen ihr, in halblautem Getuschel, wie Honigseim von den Lippen. Bei dem lauten Durcheinandersprechen, dem Klappern von Messern, Tellern und Gläsern stand nicht zu befürchten, daß jemand sie hören werde. Aber wie alle feinfühlenden Menschen empfand auch Rüstädt ein starkes Gefühl der Beschämung für jedes Zeugnis niedriger Gesinnung, das andre ihm gegenüber an den Tag legten. Das, was er hier über Frau Seltmann zu hören bekam, ließ ihn völlig unbeeinflußt; er glaubte der Erzählerin nicht, der Grund ihrer moralischen Entrüstung war zu durchsichtig.

Im Gegenteil, in dieser Beleuchtung gesehen, erschien ihm Anna nur um so sympathischer. Die Aermste! Jetzt verstand er ihre Abneigung gegen das Leben hier, gegen ihre Umgebung. Sie war eine ganz andre Atmosphäre gewöhnt, war eine Pflanze, die, an einen rauhen Standort verpflanzt, nicht gedeihen konnte.

Unwillkürlich schweifte sein Blick nach der Richtung hin, wo Anna saß. Nein, wirklich, sie paßte nicht in diese Umgebung! Offenbar litt sie unter dem Lärmen und den derben Späßen, die jetzt, wo der Wein die Zungen zu lösen begann, sich ungeniert hervorwagten.

Man konnte Frau Anna nicht nachsagen, daß sie übertrieben elegant gewesen sei, und von der Hoffahrt und Eitelkeit, welche die Pastorin ihr nachsagte, sah man nichts an ihrem äußeren Menschen; aber doch stach sie von ihrer Umgebung stark ab. Für ihre zarten Farben und den feinen Schnitt ihres niedlichen Köpfchens bildeten die Erscheinungen der sicherlich seelensguten, aber herzlich plumpen Förstersfrauen mit ihren geröteten Wangen und plumpen Taillen den denkbar günstigsten Gegensatz.

Mit einem Male fühlte Rüstädt ein starkes Interesse in sich erwachen für dieses Wesen. Schade! — Unwillkürlich ergriff ihn Bedauern, daß so viel Anmut ungenossen verkümmern solle.

Das Mahl zog sich noch lange hin, und der spätere Nachmittag kam heran, ehe man ans Aufstehen dachte.

Rüstädt bemerkte, daß Anna angegriffen aussah. Ihm selbst war auch nicht gut zu Mute; der Wein war nicht zum besten gewesen, und die Luft wurde nachgerade unerträglich. Er trat zu der jungen Frau hin und fragte sie, ob er etwas für sie thun könne. Anna bat, er möge ihr den Wagen bestellen. Sofort machte sich Rüstädt daran, Schrupper zu suchen.

Der war nicht so leicht zu finden. Pferd und Wagen hatte er, da bei dem Försterhause keine Ausspannung war, eine halbe Stunde entfernt im nächsten Dorfgasthofe untergebracht. Schrupper selbst wurde schließlich in der Küche entdeckt, wo er sich's bei Essen und Trinken hatte gut sein lassen. Sein dunkelroter Kopf, die lallende Sprache und der unsichere Gang ließen keinen Zweifel aufkommen, in welchem Zustande er sich befand.

Der Major ließ Frau Seltmann nicht im unklaren darüber, wie es um ihren Kutscher stehe; er konnte unmöglich dazu raten, sich Schrupper anzuvertrauen.

„Dann gehe ich zu Fuß; es ist ja noch Tag!" rief Anna.

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie begleiten," sagte Rüstädt.

Anna errötete, erwiderte jedoch nichts. Der Major schloß daraus, daß sein Vorschlag angenommen sei.

Man zögerte nicht lange mit der Ausführung, denn Rüstädt rechnete aus, daß sie gerade noch vor Anbruch der Dunkelheit die Oberförsterei erreichen könnten. Er verabschiedete sich von Wirten und Gästen, pfiff Unkas heran und schritt bald darauf neben der jungen Frau fürbaß durch den Wald.

Anfangs schwiegen sie beide, Anna bedrückt durch das Alleinsein mit ihm. Dann fing der Major an zu plaudern, von Hellmut sprach er und was der Junge jetzt wohl treiben möge. Im Anschlusse daran erzählte er ein paar lustige Streiche aus seiner Schülerzeit. Bald hatte er die Genugthuung, die junge Frau munter lachen zu hören.

Auch ihr war auf einmal die Zunge gelöst. Sie sprach über die Gesellschaft, die man eben verlassen hatte, machte sich sogar ein wenig lustig über Ton und Manieren, die dort geherrscht, und erzählte, nicht minder boshaft als die Frau Pastorin, daß die gute Frau Pastor Waibel kein Dienstmädchen länger als ein Vierteljahr in ihrem Pfarrhause zu halten vermöge.

Rüstädt glaubte eine ganz andre Person vor sich zu haben. Sicherlich, das war nicht die Anna, die bei Tisch mit ihren leidenden, nervös gespannten Zügen sein Mitleid wachgerufen hatte. Aber sie gefiel ihm auch so, in diesem natürlichen Gewande, wie sie der weiblichen Klatschsucht munter ihren Zoll entrichtete.

Der Weg ging bergab, bergauf, durch wechselnde Bestände. Hie und da gestattete eine Schneise oder ein Durchhieb wie durch ein Guckloch überraschenden Ausblick.

Der Frühling war nun ganz ins Land gekommen. Nicht mehr der Vorfrühling war es, der in karger Sprödigkeit mit seinen Gaben geizt; der volle, sieghafte Lenz hatte Einzug gehalten, hatte sein Füllhorn in der Gebelaune eines jungen reichen Fürsten ausgeschüttet. Die Fluren drunten im Thal prangten wie ein vielfarbiges Mosaik, in der Ferne tauchte hie und da die blaue Masse eines Berges auf, und all das in der würdigen Umrahmung des Forstes.

Aber auch der Wald fing an, sich zu schmücken: ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine blühenden Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunkeln Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grün schillerndes Wölkchen gehüllt. Und all diese zarten Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.

Die Sonne stand tief, und im dichten Holze herrschten bereits die Schatten der Dämmerung. In ihrer ganzen Glorie leuchtete dann die Scheidende auf, wenn sie in einer Lücke zwischen den Stämmen auftauchte. Unwillkürlich waren die beiden wieder schweigsam geworden, gepackt von der Größe der wechselnden Bilder.

Anna hatte diesen Weg schon einigemal, meist in Gesellschaft ihres Mannes, zurückgelegt. Aber es war ihr, als gehe sie ihn heut zum erstenmal. Jetzt wußte sie mit einem Male, daß die Welt schön sei, schön und voller Wunder. Nie hatte sie bisher geahnt, was Frühling sei; eine Jahreszeit war so ziemlich für sie gewesen wie die andre; jetzt empfand auch sie den Rausch, der aus all diesen die Welt erneuernden Säften und Düften auf sie eindrang. Ihr Herz klopfte, nicht vor Angst, im Fieber der Spannung. Irgend etwas mußte sich ereignen, etwas Unerhörtes. Sie stand in gläubiger Erwartung eines Außergewöhnlichen, das in ihr Leben treten sollte, alles von Grund aus umgestaltend, wie hier der Frühling die ganze Welt verjüngt hatte.

Die Sonne war untergegangen. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Nur über dem Wege der Streifen Himmel, an dem jetzt allmählich die Sterne still leuchtend hervortraten, blieb heller. Zu beiden Seiten lag eine dunkle Wand: der Forst.

Rüstädt hatte sich verrechnet. Am Morgen war ihm der Weg viel kürzer erschienen, — man würde spät zu Haus sein, — aber er bereute es nicht.

Der Abend war mild. Noch betäubender fast wie am Tage dufteten Blumen und Blätter. Stimmen, die im Lichte geschwiegen, wurden laut. Dort ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf erschallen, ein Rehbock, der im Holze gestanden, schreckte plötzlich mit tiefer, fast menschlicher Stimme dicht neben dem Wege und polterte davon. Ueber der Waldwiese lagen dichte Nebelschwaden. Ein unheimlicher Ort war das mit einem weit bekannten alten Wahrzeichen. Ein Stein stand errichtet, darauf zwei verschlungene Herzen eingegraben unter einem Kreuz. Ein Forstmann, so ging die Sage, dem die Frau untreu geworden, hatte sich hier an ihr und ihrem Liebhaber gerächt.

Schweigend gingen Rüstädt und Anna hier vorbei, sich getrennt zu beiden Seiten des Weges haltend. Ein Fichtendickicht kam; wieder tiefe Dunkelheit. Man war jetzt schon auf Quellenhayner Grund, in einer halben Stunde mußte man zu Hause sein. Unkas, der bis dahin still neben seinem Herrn hergeschritten war, begann plötzlich leise zu knurren, als wittere er Verdächtiges, und schlug dann kurz an.

Anna eilte zum Major und ergriff seinen Arm. „Es ist nichts!“ sagte er. „Haben Sie keine Angst.“ Dabei umfaßte er aber doch seinen Stock fester.

Der Hund beruhigte sich wieder. Eine kurze Weile ließ die Frau ihren Arm in dem seinen. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte. Für einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, diese kleine Hand zu ergreifen und an sein Herz zu drücken. Aber es war eine Aufwallung, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Er redete ihr vielmehr zu, wie man einem hilflosen Kinde zuredet, das sich im Dunkeln fürchtet.

Anna schritt neben ihm gesenkten Hauptes. Wie wohl das that! Wenn man hätte so wandern können, immer fort, weit weg! —

Der Gedanke, jetzt in ihr Haus zurückzukehren, schien ihr unmöglich. Ins Elend ihres Ehelebens zurück; den nüchternen Tagesdienst häuslicher Pflichten genau wieder da antreten, wo sie ihn verlassen — ihr graute.

Nein, sicherlich, zwischen hier und der Oberförsterei mußte sich etwas ereignen. Das Große, auf das sie wartete, würde geschehen! Der neben ihr, zu dem sie ein Vertrauen hegte ohne Grenzen, würde ein Wort sprechen, eine That thun; ihm war ja alles möglich! Und hätte er plötzlich einen Zaubermantel entfaltet, der sie beide davongetragen in himmlische Gefilde, er sollte sie bereit gefunden haben. Nicht gewehrt hätte sie sich, einfach sich hingegeben, mit selig zu ihm aufgerichtetem Blicke.

Rüstädt ahnte nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Er hörte zwar ihr schnelleres Atmen, fühlte den Druck ihrer Hand fast krampfartig auf seinem Arme. Alles das schrieb er auf Rechnung ihrer Aengstlichkeit. Er bemitleidete sie wirklich, und noch viel weniger als vorher konnte es ihm beikommen, ihre Schwäche auszunutzen.

Als sich die Bäume teilten und man an den Rand der Feldmark kam, von der die Oberförsterei umgeben lag, blieb der Major stehen und sagte in dem Gefühl, einer Verantwortung enthoben zu sein, unwillkürlich aufatmend: „Da wären wir! Sie werden auch froh sein, wieder zu Ihrem Manne zu kommen.“

Mit einem jähen Ruck ließ Anna den Arm ihres Begleiters fahren. Hastig, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte, eilte sie dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Der Eichenzweig für das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh.

Der Eichenzweig für das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh.

Eine besondere Verehrung brachten und bringen dem großen Kanzler, der nun im Mausoleum zu Friedrichsruh den ewigen Schlaf schläft, die Bewohner der freien Stadt Hamburg entgegen, und mit den Männern wetteiferten in den begeisterten Huldigungen stets die Frauen. So ließen sie es sich auch nicht nehmen, der Gruft, in welcher der Unsterbliche schlummert, einen weihevollen Schmuck zu spenden. Die Sammlung, die zu diesem Zwecke unter den Frauen Hamburgs veranstaltet wurde, brachte einen so reichen Ertrag, daß ein hervorragendes Erzeugnis deutschen Kunstgewerbes dargebracht werden konnte, ein silberner, stark vergoldeter Eichenzweig: eine sinnige Gabe, die einerseits an die kernige deutsche Eigenart des Verewigten, andrerseits an seinen geliebten Sachsenwald erinnert, der so großen Reichtum majestätischer Eichbäume birgt. Ein Werk des Hamburger Goldschmiedes Alexander Schönauer, ruht der mehr als einen Meter hohe Zweig auf einer beinahe mannsgroßen Platte aus schwarzem Marmor, die an einer Wand des Mausoleums ihren Platz erhält. Dem knorrigen Ast einer mächtigen Eiche nachgebildet, ist der Silberzweig ganz frei und naturalistisch gearbeitet; seine Blätter sind, wie die des Waldes, jedes nach Größe und Form individuell gestaltet und jedes einzelne mit seinen Rippen und Adern über die ganze Oberfläche besonders ziseliert. Die Vergoldung ruft auf der blanken Vorderseite der Blätter mit ihren krausbewegten Flächen verschiedenfarbige Reflexe hervor und zeigt auf den Rückseiten einen matten rötlichen Ton, so daß der Zweig einen Schimmer von der Stimmung des herbstlichen Waldes erhält. Die überall zwischen den Blättern verteilten Eicheln bestärken diesen Eindruck. Ueber der Gabelung liegt der Wappenschild des Fürsten Bismarck mit den drei Eichenblättern im Klee-Dreiblatt und blauem Grunde, und darunter jetzt die aus blankem Silber gearbeitete Schleife an. Auf dem breit herabhängenden Bande steht in getriebener, vergoldeter Schrift, die wie Goldstickerei auf einem Atlasbande behandelt ist, die Widmung: „Von den treuen und dankbaren Frauen Hamburgs, März 1899.“ Am herabhängenden Ende des Bandes ist an goldenen Schnüren die Kapsel mit dem Hamburger Wappen auf rotem Emailgrund befestigt. Den Gedanken, aus dem die ganze Widmung hervorgegangen ist, sprechen die Worte aus Bismarcks großer Rede in Jena vom 31. Juli 1892 aus, die auf dem rechten unteren Teil der Marmorplatte in Goldschrift eingegraben sind: „Was unsre Frauen sich angeeignet haben, das werden unsre Kinder verteidigen.“

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 20.

Turnierpartie, gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 24. Januar 1899.
(Abdruck nur mit Genehmigung des Vorstandes gestattet.)

Spanische Partie.

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Th. v. Scheve.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	22. Sd1—e3!	Kg7—h8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	23. Se3—f5	Dh4—h5
3. Lf1—b5	Sg8—f6	24. h3—h4	Sf6—e4
4. 0—0	Sf6×e4	25. Sf5×d6	c7×d6
5. d2—d4	Lf8—e7	26. g2—g3	Dh5—f5 [11]
6. Dd1—e2	d7—d5 [1]	27. Ld2—f4	Tg8—g6
7. Sf3×e5	Lc8—d7	28. a2—a4	Df5—c8
8. Se5×d7 [2]	Dd8×d7 [3]	29. a4—a5	f7—f5
9. Tf1—e1 [4]	Ke8—f8	30. Te1—a1	Dc8—b7
10. Sb1—c3	Se4—f6 [5]	31. b2—b3	Kh8—h7
11. Lb5×c6	b7×c6	32. a5—a6	Db7—a7
12. De2—a6	h7—h6 [6]	33. b3—b4	Tg6—g8
13. Da6—b7	Ta8—e8	34. c2—c4	Tg8—b8 [12]
14. Db7×a7	g7—g5	35. c4—c5 [13]	Tb8×b4
15. Da7—a6 [7]	Kf8—g7	36. c5×d6	Tb4—b8 [14]
16. Da6—d3 [8]	Le7—d6	37. Lf4—e5	Da7—d7
17. Lc1—d2	Dd7—g4	38. Ta1—b1!	Tb8—b5
18. h2—h3	Dg4—h4	39. Tb1×b5	c6×b5
19. Te1×e8	Th8×e8	40. Dd3—a3	Dd7—a7
20. Ta1—e1	Te8—g8 [9]	41. d6—d7	Da7×d7
21. Sc3—d1!	g5—g4 [10]	42. a6—a7	b5—b4
		43. Da3—a6	Aufgegeben.

[1]) Gegen den hier üblichen Zug Se4—d6 ist der Angriff neuerdings anscheinend erheblich verstärkt worden. Die hier gewählte Abweichung ist aber auch nicht günstig.

[2]) Oder 8. Lb5×c6 b7×c6 9. Tf1—e1 mit ähnlicher Fortsetzung wie im Text.

[3]) Bei 8. . . . . Sc6×d4 behauptet Weiß mit 9. Sd7—e5†! c7—c6! 10. De2—h5 g7—g6 11. Se5×g6 f7×g6 (Sg8—f6) 12. Dh5—e5 das bessere Spiel.

[4]) Oder 9. Lb5×c6, worauf b7×c6 geschehen muß, da Dd7×c6 10. Tf1—e1 0—0 (0—0—0) wegen 11. f2—f3 Se4—e6 (f6) 12. De2×e7 T—e8 De7—h4 (b4) fehlerhaft wäre.

[5]) Bei Se4×c3 11. b2×c3 (Le7—d6 12. c3—c4 a7—a6 13. Lb5×c6 b7×c6! 14. c4—c5 Ld6—e7 15. Lc1—f4 nebst gelegentlicher Besetzung der b-Linie) ist das weiße Spiel trefflich entwickelt.

[6]) Das Bauernopfer erweist sich schließlich als ungenügend. Gegen c6—c5 kam vielleicht 13. Lc1—g5 (nicht 13. Da6—b7 wegen Dd7—c8) (c5×d4 14. Te1×e7 Dd7×e7 15. Sc3×d5 De7—d6 16. Da6×d6 c7×d6 17. Sd5×f6 g7×f6 18. Lg5×f6 Th8—g8 19. Lf6×d4 für Weiß in Betracht.

[7]) Weiß beeilt sich, die Dame wieder ins Spiel zu bringen.

[8]) Noch besser vielleicht 16. Da6—f1, um baldigst f2—f4 ziehen zu können.

[9]) Falls hier Sf6—g4, so nicht etwa 21. Te1×e8 wegen Ld6—h2† 22. Kg1—h1! Sg4×f2† 23. Kh1×h2 Sf2×d3 24. c2×d3 Dh4×d4; wohl aber auch dann einfach 21. Sc3—d1 (Ld6—h2† 22. Kg1—f1!).

[10]) Oder Sf6—e4 22. f2—f3 Se4—g3 (oder Ld6—g3) 23. Sd1—e3 und so weiter.

[11]) Der Angriff von Schwarz ist zurückgeschlagen; vielleicht war f7—f5 nebst Dh5—e8 etwas besser.

[12]) b4—b5 muß verhindert werden. Falls d5×c4, so 35. Dd3×c4 Da7—d7 (oder Tg8—c8 36. Dc4—e6) 36. d4—d5 c6×d5 37. Dc4×d5 und gewinnt.

[13]) Damit verschafft sich Weiß einen zweiten Freibauern, der die Partie dann schnell entscheidet.

[14]) Schwarz hat nichts Besseres. Sein Spiel ist rettungslos.

Ueber Land und Meer.

№ 30.

Aus Zeit und Leben.

Phot. Th. Andersen, Stuttgart.
General der Infanterie v. Lindequist.

Phot. R. Perscheid, Leipzig.
General der Infanterie v. Treitschke.

Phot. J. C. Scharwächter, Berlin.
Generalleutnant v. Falkenhausen.

Der Wechsel in den deutschen Armeekommandos. (Text siehe Seite 488.)

Das Demmersche Haus in Braunschweig.

Unsre mittelalterlichen Fachwerksgebäude mit dem reichen ornamentalen und Figurenschmuck, den Sinnsprüchen und sonstigem Zierat verschwinden zum lebhaften Bedauern aller Kunstfreunde immer mehr von der Bildfläche, und mit dem Untergange dieser Zeugen altdeutschen Kunsthandwerks, des stolzen, aber auch frommen und humorvollen Bürgersinnes geht ein Stück nach dem andern von der Romantik unsrer alten Städte verloren. Die meist mit niedrigen Räumen, kleinen Fenstern und steilem Dache ausgestatteten Bauten unsrer Vorfahren genügen ebensowenig mehr unsern heutigen Ansprüchen an eine bequeme und gesunde Wohnung wie den vielerlei geschäftlichen Anforderungen, und so ist es denn nur zu erklärlich, wenn ein Privatmann, der auf den Ertrag seines Grundstücks angewiesen ist, dahin strebt, möglichst bald an der Stelle seines altmodischen und unpraktischen Hauses einen modernen Bau erstehen zu lassen.

So ist denn, wie in vielen andern Städten, so auch in Braunschweig, im Laufe weniger Jahre unter den mittelalterlichen Holzarchitekturbauten stark aufgeräumt worden — trotz aller Proteste der Kunstfreunde und des lokalpatriotisch gesinnten Teiles der Braunschweiger Bewohnerschaft. Nichts hat aber die Freunde mittelalterlicher Holzarchitektur in Braunschweig, ja im ganzen deutschen Vaterlande so betrübt als die Nachricht, daß auch das Demmersche Haus, im Sacke Nr. 5, von seinem derzeitigen Eigentümer abgebrochen werden sollte. Jedem, der der alten Welfenstadt einen Besuch abgestattet hat, wird die überreich geschmückte Fassade dieses stattlichen Bauwerks in lebhafter Erinnerung geblieben sein. Das Haus ist um 1536 von einem Patrizier Namens Friedrich Huneborstel nach dem Vorbilde des „Brusttuches" in Goslar erbaut worden. Während die Dachschwelle mit einer kräftigen Rankenverzierung versehen ist, bedeckt die Schwelle des oberen Bodengeschosses eine Maßwerkverzierung, die über die Winkelbänder hinweg zu den Ständern emporwächst und hier in kandelaberartige Zierformen übergeht, die wiederum als Stützen der figurengeschmückten Tragbänder dienen. Die Füllungen des Maßwerkes sind mit Drachen, Masken, Affen, spielenden Kindern, ebenso die Fensterriegel mit allerlei Ungetümen geschmückt. Die Hauptverzierung des unteren Bodengeschosses bilden auf die Ständer geschnitzte, in Nischen stehende Figuren, die der römischen Mythologie entnommen sind. Auf den Tragbändern des Ober- und Untergeschosses finden sich Figuren, die zum Teil die verschiedenen Stände andeuten sollen, zum Teil allegorischer Natur sind und mitunter in recht drastischen Stellungen sich befinden. 1890 wurde das Haus vom Verein zur Erhaltung der Baudenkmäler unter der Leitung des Baurats Pfeifer polychrom vermalt, wodurch der Fassadenschmuck erst zur rechten Geltung gelangte. Die Füllbretter im oberen Bodengeschoß erhielten gelbe, von grünen Blattranken umgebene Wappenschilder mit den Attributen der Monate, die des unteren Geschosses Ornamente, die mit Spruchbändern abwechseln.

Phot.-Verl. von George Behrens, Hofkunsthandlung, Braunschweig.
Das Demmersche Haus in Braunschweig.

Da der Abbruch des Hauses leider unvermeidlich ist, so hat der Stadtmagistrat von Braunschweig kürzlich mit dem jetzigen Besitzer einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Stadt den Abbruch und die sämtlichen Materialien übernimmt. Es soll dann das Gebäude an einer andern Stelle auf fiskalischem Boden wieder errichtet werden. Zu den immerhin beträchtlichen Kosten des Erwerbes und Wiederaufbaues des Hauses hat der Regent, Prinz Albrecht von Preußen, ein eifriger Förderer aller künstlerischen Bestrebungen, eine namhafte Beihilfe in Aussicht gestellt.

Julius Reißner.

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

Aber auch der Wald fing an, sich zu schmücken: ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine blühenden Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunkeln Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grün schillerndes Wölkchen gehüllt. Und all diese zarten Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.

Die Sonne stand tief, und im dichten Holze herrschten bereits die Schatten der Dämmerung. In ihrer ganzen Glorie leuchtete dann die Scheidende auf, wenn sie in einer Lücke zwischen den Stämmen auftauchte. Unwillkürlich waren die beiden wieder schweigsam geworden, gepackt von der Größe der wechselnden Bilder.

Anna hatte diesen Weg schon einigemal, meist in Gesellschaft ihres Mannes, zurückgelegt. Aber es war ihr, als gehe sie ihn heut zum erstenmal. Jetzt wußte sie mit einem Male, daß die Welt schön sei, schön und voller Wunder. Nie hatte sie bisher geahnt, was Frühling sei; eine Jahreszeit war so ziemlich für sie gewesen wie die andre; jetzt empfand auch sie den Rausch, der aus all diesen die Welt erneuernden Säften und Düften auf sie eindrang. Ihr Herz klopfte, nicht vor Angst, im Fieber der Spannung. Irgend etwas mußte sich ereignen, etwas Unerhörtes. Sie stand in gläubiger Erwartung eines Außergewöhnlichen, das in ihr Leben treten sollte, alles von Grund aus umgestaltend, wie hier der Frühling die ganze Welt verjüngt hatte.

Die Sonne war untergegangen. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Nur über dem Wege der Streifen Himmel, an dem jetzt allmählich die Sterne still leuchtend hervortraten, blieb heller. Zu beiden Seiten lag eine dunkle Wand: der Forst.

Rüstädt hatte sich verrechnet. Am Morgen war ihm der Weg viel kürzer erschienen, — man würde spät zu Haus sein, — aber er bereute es nicht.

Der Abend war mild. Noch betäubender fast wie am Tage dufteten Blumen und Blätter. Stimmen, die im Lichte geschwiegen, wurden laut. Dort ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf erschallen, ein Rehbock, der im Holze gestanden, schreckte plötzlich mit tiefer, fast menschlicher Stimme dicht neben dem Wege und polterte davon. Ueber der Waldwiese lagen dichte Nebelschwaden. Ein unheimlicher Ort war das mit einem weit bekannten alten Wahrzeichen. Ein Stein stand errichtet, darauf zwei verschlungene Herzen eingegraben unter einem Kreuz. Ein Forstmann, so ging die Sage, dem die Frau untreu geworden, hatte sich hier an ihr und ihrem Liebhaber gerächt.

Schweigend gingen Rüstädt und Anna hier vorbei, sich getrennt zu beiden Seiten des Weges haltend. Ein Fichtendickicht kam; wieder tiefe Dunkelheit. Man war jetzt schon auf Quellenhahner Grund, in einer halben Stunde mußte man zu Hause sein. Unkas, der bis dahin still neben seinem Herrn hergeschritten war, begann plötzlich leise zu knurren, als wittere er Verdächtiges, und schlug dann kurz an.

Anna eilte zum Major und ergriff seinen Arm.

„Es ist nichts!“ sagte er. „Haben Sie keine Angst.“ Dabei umfaßte er aber doch seinen Stock fester.

Der Hund beruhigte sich wieder. Eine kurze Weile ließ die Frau ihren Arm in dem seinen. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte. Für einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, diese kleine Hand zu ergreifen und an sein Herz zu drücken. Aber es war eine Aufwallung, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Er redete ihr vielmehr zu, wie man einem hilflosen Kinde zuredet, das sich im Dunkeln fürchtet.

Anna schritt neben ihm gesenkten Hauptes. Wie wohl das that! Wenn man hätte so wandern können, immer fort, weit weg! —

Der Gedanke, jetzt in ihr Haus zurückzukehren, schien ihr unmöglich. Ins Elend ihres Ehelebens zurück; den nüchternen Tagesdienst häuslicher Pflichten genau wieder da antreten, wo sie ihn verlassen — ihr graute.

Nein, sicherlich, zwischen hier und der Oberförsterei mußte sich etwas ereignen. Das Große, auf das sie wartete, würde geschehen! Der neben ihr, zu dem sie ein Vertrauen hegte ohne Grenzen, würde ein Wort sprechen, eine That thun; ihm war ja alles möglich! Und hätte er plötzlich einen Zaubermantel entfaltet, der sie beide davongetragen in himmlische Gefilde, er sollte sie bereit gefunden haben. Nicht gewehrt hätte sie sich, einfach sich hingegeben, mit selig zu ihm aufgerichtetem Blicke.

Rüstädt ahnte nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Er hörte zwar ihr schnelleres Atmen, fühlte den Druck ihrer Hand fast krampfartig auf seinem Arme. Alles das schrieb er auf Rechnung ihrer Aengstlichkeit. Er bemitleidete sie wirklich, und noch viel weniger als vorher konnte es ihm beikommen, ihre Schwäche auszunutzen.

Als sich die Bäume teilten und man an den Rand der Feldmark kam, von der die Oberförsterei umgeben lag, blieb der Major stehen und sagte in dem Gefühl, einer Verantwortung enthoben zu sein, unwillkürlich aufatmend: „Da wären wir! Sie werden auch froh sein, wieder zu Ihrem Manne zu kommen.“

Mit einem jähen Ruck ließ Anna den Arm ihres Begleiters fahren. Hastig, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte, eilte sie dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eichenzweig für das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh. Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Der Eichenzweig für das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh.

Eine besondere Verehrung brachten und bringen dem großen Kanzler, der nun im Mausoleum zu Friedrichsruh den ewigen Schlaf schläft, die Bewohner der freien Stadt Hamburg entgegen, und mit den Männern wetteiferten in den begeisterten Huldigungen stets die Frauen. So ließen sie es sich auch nicht nehmen, der Gruft, in welcher der Unsterbliche schlummert, einen weihevollen Schmuck zu spenden. Die Sammlung, die zu diesem Zwecke unter den Frauen Hamburgs veranstaltet wurde, brachte einen so reichen Ertrag, daß ein hervorragendes Erzeugnis deutschen Kunstgewerbes dargebracht werden konnte, ein silberner, stark vergoldeter Eichenzweig: eine sinnige Gabe, die einerseits an die kernige deutsche Eigenart des Verewigten, andrerseits an seinen geliebten Sachsenwald erinnert, der so großen Reichtum majestätischer Eichbäume birgt. Ein Werk des Hamburger Goldschmiedes Alexander Schönauer, ruht der mehr als einen Meter hohe Zweig auf einer beinahe mannsgroßen Platte aus schwarzem Marmor, die an einer Wand des Mausoleums ihren Platz erhält. Dem knorrigen Ast einer mächtigen Eiche nachgebildet, ist der Silberzweig ganz frei und naturalistisch gearbeitet; seine Blätter sind, wie die des Waldes, jedes nach Größe und Form individuell gestaltet und jedes einzelne mit seinen Rippen und Adern über die ganze Oberfläche besonders ziseliert. Die Vergoldung ruft auf der blanken Vorderseite der Blätter mit ihren krausbewegten Flächen verschiedenfarbige Reflexe hervor und zeigt auf den Rückseiten einen matten rötlichen Ton, so daß der Zweig einen Schimmer von der Stimmung des herbstlichen Waldes erhält. Die überall zwischen den Blättern verteilten Eicheln bestärken diesen Eindruck. Ueber der Gabelung liegt der Wappenschild des Fürsten Bismarck mit den drei Eichenblättern im Klee-Dreiblatt und blauem Grunde, und darunter jetzt die aus blankem Silber gearbeitete Schleife an. Auf dem breit herabhängenden Bande steht in getriebener, vergoldeter Schrift, die wie Goldstickerei auf einem Atlasbande behandelt ist, die Widmung: „Von den treuen und dankbaren Frauen Hamburgs, März 1899.“ Am herabhängenden Ende des Bandes ist an goldenen Schnüren die Kapsel mit dem Hamburger Wappen auf rotem Emailgrund befestigt. Den Gedanken, aus dem die ganze Widmung hervorgegangen ist, sprechen die Worte aus Bismarcks großer Rede in Jena vom 31. Juli 1892 aus, die auf dem rechten unteren Teil der Marmorplatte in Goldschrift eingegraben sind: „Was unsre Frauen sich angeeignet haben, das werden unsre Kinder verteidigen.“

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 20.

Turnierpartie, gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 24. Januar 1899.
(Abdruck nur mit Genehmigung des Vorstandes gestattet.)

Spanische Partie.

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Th. v. Scheve.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	22. Sd1—e3!	Kg7—h8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	23. Se3—f5	Dh4—h5
3. Lf1—b5	Sg8—f6	24. h3—h4	Sf6—e4
4. 0—0	Sf6×e4	25. Sf5×d6	c7×d6
5. d2—d4	Lf8—e7	26. g2—g3	Dh5—f5 11)
6. Dd1—e2	d7—d5 1)	27. Ld2—f4	Tg8—g6
7. Sf3×e5	Lc8—d7	28. a2—a4	Df5—c8
8. Se5×d7 2)	Dd8×d7 3)	29. a4—a5	f7—f5
9. Tf1—e1 4)	Ke8—f8	30. Te1—a1	Dc8—b7
10. Sb1—c3	Se4—f6 5)	31. b2—b3	Kh8—h7
11. Lb5×c6	b7×c6	32. a5—a6	Db7—a7
12. De2—a6	h7—h6 6)	33. b3—b4	Tg6—g8
13. Da6—b7	Ta8—e8	34. c2—c4	Tg8—b8 12)
14. Db7×a7	g7—g5	35. c4—c5 13)	Tb8×b4
15. Da7—a6 7)	Kf8—g7	36. c5×d6	Tb4—b8 14)
16. Da6—d3 8)	Le7—d6	37. Lf4—e5	Da7—d7
17. Lc1—d2	Dd7—g4	38. Ta1—b1!	Tb8—b5
18. h2—h3	Dg4—h4	39. Tb1×b5	c6×b5
19. Te1×e8	Th8×e8	40. Dd3—a3	Dd7—a7
20. Ta1—e1	Te8—g8 9)	41. d6—d7	Da7×d7
21. Sc3—d1!	g5—g4 10)	42. a6—a7	b5—b4
		43. Da3—a6	Aufgegeben.

1) Gegen den hier üblichen Zug Se4—d6 ist der Angriff neuerdings anscheinend erheblich verstärkt worden. Die hier gewählte Abweichung ist aber auch nicht günstig.

2) Oder 8. Lb5×c6 b7×c6 9. Tf1—e1 mit ähnlicher Fortsetzung wie im Text.

3) Bei 8. . . . . Sc6×d4 behauptet Weiß mit 9. Sd7—e5†! c7—c6! 10. De2—h5 g7—g6 11. Se5×g6 f7×g6 (Sg8—f6) 12. Dh5—e5 das bessere Spiel.

4) Oder 9. Lb5×c6, worauf b7×c6 geschehen muß, da Dd7×c6 10. Tf1—e1 0—0 (0—0—0) wegen 11. f2—f3 Se4—e6 (f6) 12. De2×e7 T—e8 De7—h4 (b4) fehlerhaft wäre.

5) Bei Se4×c3 11. b2×c3 (Le7—d6 12. c3—c4 a7—a6 13. Lb5×c6 b7×c6! 14. c4—c5 Ld6—e7 15. Lc1—f4 nebst gelegentlicher Besetzung der b-Linie) ist das weiße Spiel trefflich entwickelt.

6) Das Bauernopfer erweist sich schließlich als ungenügend. Gegen c6—c5 kam vielleicht 13. Lc1—g5 (nicht 13. Da6—b7 wegen Dd7—c8) (c5 ×d4 14. Te1×e7 Dd7×e7 15. Sc3×d5 De7—d6 16. Da6×d6 c7×d6 17. Sd5×f6 g7×f6 18. Lg5×f6 Th8—g8 19. Lf6×d4 für Weiß in Betracht.

7) Weiß beeilt sich, die Dame wieder ins Spiel zu bringen.

8) Noch besser vielleicht 16. Da6—f1, um baldigst f2—f4 ziehen zu können.

9) Falls hier Sf6—g4, so nicht etwa 21. Te1×e8 wegen Ld6—h2† 22. Kg1—h1! Sg4×f2† 23. Kh1×h2 Sf2×d3 24. c2×d3 Dh4×d4; wohl aber auch dann einfach 21. Sc3—d1 (Ld6—h2† 22. Kg1—f1!).

10) Oder Sf6—e4 22. f2—f3 Se4—g3 (oder Ld6—g3) 23. Sd1—e3 und so weiter.

11) Der Angriff von Schwarz ist zurückgeschlagen; vielleicht war f7—f5 nebst Dh5—e8 etwas besser.

12) b4—b5 muß verhindert werden. Falls d5×c4, so 35. Dd3×c4 Da7—d7 (oder Tg8—c8 36. Dc4—e6) 36. d4—d5 c6×d5 37. Dc4×d5 und gewinnt.

13) Damit verschafft sich Weiß einen zweiten Freibauern, der die Partie dann schnell entscheidet.

14) Schwarz hat nichts Besseres. Sein Spiel ist rettungslos.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 30.

Aus Zeit und Leben.

Phot. Th. Andersen, Stuttgart.

General der Infanterie v. Lindequist.

Phot. A. Perscheid, Leipzig.

General der Infanterie v. Treitschke.

Phot. J. C. Schorwächter, Berlin.

Generalleutnant v. Falkenhausen.

Der Wechsel in den deutschen Armeekommandos. (Text siehe Seite 488.)

Das Demmersche Haus in Braunschweig.

Unsre mittelalterlichen Fachwerksgebäude mit dem reichen ornamentalen und Figurenschmuck, den Sinnsprüchen und sonstigem Zierat verschwinden zum lebhaften Bedauern aller Kunstfreunde immer mehr von der Bildfläche, und mit dem Untergange dieser Zeugen altdeutschen Kunsthandwerks, des stolzen, aber auch frommen und humorvollen Bürgersinnes geht ein Stück nach dem andern von der Romantik unsrer alten Städte verloren. Die meist mit niedrigen Räumen, kleinen Fenstern und steilem Dache ausgestatteten Bauten unsrer Vorfahren genügen ebensowenig mehr unsern heutigen Ansprüchen an eine bequeme und gesunde Wohnung wie den vielerlei geschäftlichen Anforderungen, und so ist es denn nur zu erklärlich, wenn ein Privatmann, der auf den Ertrag seines Grundstücks angewiesen ist, dahin strebt, möglichst bald an der Stelle seines altmodischen und unpraktischen Hauses einen modernen Bau erstehen zu lassen.

So ist denn, wie in vielen andern Städten, so auch in Braunschweig, im Laufe weniger Jahre unter den mittelalterlichen Holzarchitekturbauten stark aufgeräumt worden — trotz aller Proteste der Kunstfreunde und des lokalpatriotisch gesinnten Teiles der Braunschweiger Bewohnerschaft. Nichts hat aber die Freunde mittelalterlicher Holzarchitektur in Braunschweig, ja im ganzen deutschen Vaterlande so betrübt als die Nachricht, daß auch das Demmersche Haus, im Sacke Nr. 5, von seinem derzeitigen Eigentümer abgebrochen werden sollte. Jedem, der der alten Welfenstadt einen Besuch abgestattet hat, wird die überreich geschmückte Fassade dieses stattlichen Bauwerks in lebhafter Erinnerung geblieben sein. Das Haus ist um 1536 von einem Patrizier Namens Friedrich Huneborstel nach dem Vorbilde des „Brusttuches" in Goslar erbaut worden. Während die Dachschwelle mit einer kräftigen Rankenverzierung versehen ist, bedeckt die Schwelle des oberen Bodengeschosses eine Maßwerkverzierung, die über die Winkelbänder hinweg zu den Ständern emporwächst und hier in kandelaberartige Zierformen übergeht, die wiederum als Stützen der figurengeschmückten Tragbänder dienen. Die Füllungen des Maßwerkes sind mit Drachen, Masken, Affen, spielenden Kindern, ebenso die Fensterriegel mit allerlei Ungetümen geschmückt. Die Hauptverzierung des unteren Bodengeschosses bilden auf die Ständer geschnitzte, in Nischen stehende Figuren, die der römischen Mythologie entnommen sind. Auf den Tragbändern des Ober- und Untergeschosses finden sich Figuren, die zum Teil die verschiedenen Stände andeuten sollen, zum Teil allegorischer Natur sind und mitunter in recht drastischen Stellungen sich befinden. 1890 wurde das Haus vom Verein zur Erhaltung der Baudenkmäler unter der Leitung des Baurats Pfeifer polychrom vermalt, wodurch der Fassadenschmuck erst zur rechten Geltung gelangte. Die Füllbretter im oberen Bodengeschoß erhielten gelbe, von grünen Blattranken umgebene Wappenschilder mit den Attributen der Monate, die des unteren Geschosses Ornamente, die mit Spruchbändern abwechseln.

Phot.-Verl. von George Behrens, Hofkunsthandlung, Braunschweig.

Das Demmersche Haus in Braunschweig.

Da der Abbruch des Hauses leider unvermeidlich ist, so hat der Stadtmagistrat von Braunschweig kürzlich mit dem jetzigen Besitzer einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Stadt den Abbruch und die sämtlichen Materialien übernimmt. Es soll dann das Gebäude an einer andern Stelle auf fiskalischem Boden wieder errichtet werden. Zu den immerhin beträchtlichen Kosten des Erwerbes und Wiederaufbaues des Hauses hat der Regent, Prinz Albrecht von Preußen, ein eifriger Förderer aller künstlerischen Bestrebungen, eine namhafte Beihilfe in Aussicht gestellt.

Julius Reißner.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Silbenrätsel.

1. 2.

Zum Wichtigsten gehöre ich auf Erden,
Und rechnen muß der kluge Mensch mit mir:
Ach, könnte ich von ihm beherrschet werden!
Doch seine Macht, die Blitze lenkt, steht hier
Vor einer Schranke, die, trotz aller Mühen,
Stets spottete der Menschenkraft und -list;
Und wird ihm je noch der Erfolg erblühen, —
Ob dann die Welt mit mir zufriedner ist?

3.

Ich diene meistens, Kühlung dir zu spenden,
Wenn ich auch gleich aus Glut geboren bin;
Vertraue mich nicht an den Kinderhänden!
Der Seemann zählt mich, doch in anderm Sinn.

1. 2. 3.

Ein Stückchen Zukunft soll ich dir enthüllen,
Und thu' es auch, soweit ich es vermag;
Nicht immer werd' ich deinen Wunsch erfüllen,
Befrägt mich auch dein Blick den ganzen Tag. W. M.

Worträtsel.

Liest du mein Wort, wie es ist, so prangt es in Kronen und Bändern;
Reißt du ihm 's Herz aus der Brust, End' ist's von Glanz und von Pracht.

Rätseldistichon.

Glücklicher Wurf im Beginn, ein sicherer Primus am Schlusse,
Mit orientalischem Amt, wenn sie vereinigt, belehnt. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 28:

Des Worträtsels: Das Weib.

Des Wechselrätsels: Recha — Rache.

Des Hieroglyphenrätsels: Ueberträgt man den Anfangsbuchstaben des Namens eines jeden Hieroglyphenbildes auf das darunterstehende hieratische Schriftzeichen, so hat man die Bedeutung aller im Texte vorkommenden Schriftzeichen. So bedeutet das Zeichen unter der Hieroglyphe Nagel = N und so fort. Der ganze Text unter Einschaltung der nötigen Vokale lautet alsdann: Eine Minute Ueberlegung erspart eine Stunde Umweg.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (8). E. Riebow-Kruse in Hamburg. Jakob F. Maier in Magstadt. Gräfin v. P. in Ch. (2). Erik Bensen in Hannover (2). „Barbacan" in Kopenhagen. Jadwiga v. B. in Warschau (3). Leonie Bähnke in Tilsit. „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2). A. C. Claussen, Rittergut Melz. J. K. in Appenzell (1). Anna Lüders in Viersen. Jos. C. Stoppel in Hamburg. Maud Bomholdt in Cincinnati (4). „Moselblümchen" in Coblenz.

Notizblätter.

Unterrichtswesen.

— Die Zahl der zum Hören von Vorlesungen zugelassenen Frauen betrug im letzten Wintersemester an den preußischen Universitäten 414, die sich auf die einzelnen Hochschulen wie folgt verteilten: Berlin 238, Bonn 26, Breslau 32, Göttingen 26, Greifswald 17, Halle 15, Kiel 17, Königsberg 33, Marburg 10. Nur 22 der Zugelassenen gehörten dem Alter unter 20 Jahren an, 250 waren zwischen 20 und 30, 142 über 30 Jahre alt. 276 besaßen die Reichsangehörigkeit. Von den Ausländerinnen entfielen 59 auf Rußland, 50 auf Amerika. Dem Bekenntnis nach waren, soweit darüber Mitteilungen gemacht sind, 300 evangelisch, 24 katholisch, 88 mosaisch, dem Familienstande nach 374 ledig, 36 verheiratet, 3 verwitwet. Als Studienfächer waren genannt bei 159 Geschichte und Philosophie, bei 92 Kunst und Litteratur, bei 72 neuere Sprachen, bei 48 Naturwissenschaften und Mathematik, bei 14 Medizin, bei 3 Zahnheilkunde, bei 13 Rechts- und Staatswissenschaften, bei 9 Theologie, bei 4 alte Sprachen. Als Stand des Vaters waren in 133 Fällen akademische Berufsarten, in 17 Offiziersstand, in 13 Lehrerstand, in 23 mittlerer und unterer Beamtenstand, in 3 Künstlerberuf, in 144 Kaufmannsstand, in 24 landwirtschaftlicher Beruf, in 33 sonstige gewerbliche Berufsarten angegeben. Mißstände, die sich aus dem gleichmäßigen Besuch der Vorlesungen durch männliche und weibliche Studierende ergeben hätten, sind nicht bekannt geworden. Gleichwohl besteht in Universitätskreisen vielfach noch Abneigung gegen die Zulassung der Frauen, wie dies erneut bei Besprechung der Angelegenheit in der im Oktober vorigen Jahres abgehaltenen Rektorenkonferenz hervorgetreten ist. Den Frauen die Zulassung zur Immatrikulation und damit ein Recht auf Besuch sämtlicher Vorlesungen zu gewähren, hält die preußische Regierung unter diesen Umständen nicht für angezeigt.

Schachlitteratur.

— Durch ein neues Doppelbändchen unter dem Titel „Schachaufgaben, vierter Teil, gesammelt von Hermann von Gottschall," hat die Reclamsche Universalbibliothek die Schachlitteratur nicht unwesentlich bereichert. Das Schriftchen ist eine Fortsetzung des von dem verstorbenen Jean Dufresne ins Leben gerufenen Unternehmens, auch dem minder bemittelten Schachfreund Gelegenheit zur Vervollständigung seiner Bibliothek zu geben. Es enthält auf 157 Seiten des bekannten Reclamschen Sedezformats — nach Titel und Vorwort — 80 zweizügige, 140 dreizügige, 60 vierzügige Aufgaben, 20 Endspielstudien und 6 leichtere Selbstmattaufgaben; alles mit größter Sorgfalt und demjenigen Sachverständnis ausgewählt und geordnet, das der Verfasser sich als langjähriger Leiter der Aufgabenabteilung der „Deutschen Schachzeitung" erwerben mußte. Die beigefügten ausführlichen Lösungen am Schluß des Buches umfassen weitere 65 Seiten. Wir werden nicht ermangeln, gelegentlich einige Proben aus dieser Zusammenstellung zu bringen, in der wir selbstverständlich auch mehreres von dem wiederfanden, was wir in unsrer Schachrubrik im Laufe der Jahre unsern Lesern vorführten.

Schachbriefwechsel.

Doberan. Sie wollen Nr. 17 mit 1. Dh8–d8 lösen und lassen Schwarz Th7×h6 ziehen. Wie aber, wenn er einen andern Zug thut?

C. L. in Hamburg. 1. Tc3–e3 löst Nr. 18 **nicht**; Schwarz entgegnet f7–f5.

Sch. in Istraurischken. Das Winterturnier der Berliner Schachgesellschaft ist leider noch nicht beendet. Sobald dies der Fall ist, werden wir das Ergebnis mitteilen. Einstweilen stehen **Caro, Schallopp** und **von Scheve** am besten und untereinander gleich.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: J. F. Thaden in Großensiel zu Nr. 14; F. Schneider in Neunkirchen zu 15 und 16; J. Carr in Göttingen zu 16; Dr. Th. Schaad in Schaffhausen zu 16 und 17; Senglier in Bulgrin zu 18.

Briefmappe.

N. B. in Br. Nach Vollendung der juristischen Studiums, beziehungsweise Ablegung der letzten der vorgeschriebenen Staatsprüfungen, hat der Betreffende sich beim Ministerium des Auswärtigen seines Heimatlandes zum Eintritt in den diplomatischen Dienst zu melden.

W. v. M. in B., O. N. in Mexiko, Paul E. in Br., J. H. in München, A. K. in F., H. v. Z. in G., L. B. in N., Th. E. in N., M. St. in L., J. D. H. in B–n, Karl P. in Berlin, Karl W. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Als Ersatz der Muttermilch wird heutigen Tages so vielerlei aus Arzt- und Laienkreisen empfohlen, daß die bedrängte Mutter für ihr Kind zumeist in Verlegenheit ist, was sie diesem an Stelle der Muttermilch darreichen soll. Unter den Kindernährmitteln, die sich eines unbestritten guten Rufes erfreuen, ist in erster Linie „**Kufekes Kindermehl**" zu nennen, das, mit Kuhmilch verdünnt, von den Kindern gern genommen und von zahlreichen Aerzten erprobt und empfohlen wird.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Litteratur.

— Eine Fahrt um den Erdball ist heutigentages, wo die Zahl der Globetrotter in stetem Wachsen begriffen ist, nichts Seltenes mehr, und wer mit der Schilderung einer solchen Rundfahrt noch aufmerksame Leser finden will, der muß sich schon auf eine besondere Erzählungskunst verstehen oder dem aus andern Berichten bereits Bekannten Neues hinzufügen. Das letztere ist nun bei Georg Schweitzer der Fall, der seine „Reise um die Welt“ von dem Gesichtspunkte aus antrat: die wirtschaftlichen Verhältnisse der fremden Länder zu studieren und darzulegen, welche Aussichten sich dort dem Europäer, insbesondere dem Deutschen, nach materieller Seite eröffnen. Schweitzer nahm im Jahre 1898 seinen Weg über Aegypten nach Indien, Siam, China, Japan, Amerika und von dort zurück in die Heimat. Einen besonderen Abschnitt widmet er dem neuen deutschen Besitz in China, und wie hier so giebt er auch sonst Fingerzeige, wie der deutsche Kaufmann und Kapitalist, der Ingenieur und Industrielle sich erfolgreich an dem internationalen Wettbewerb zu Gunsten des Handels und der Ausbeutung des natürlichen Reichtums der fremden Länder beteiligen können. Vieles ist schon erreicht, und der Autor meint, daß Deutschland ebenbürtig mit den andern Nationen in die Schranken treten könne, wenn nur seine Pioniere im Heimatlande die nötige Unterstützung finden. Dabei bewegt sich der Verfasser keineswegs in Hyperbeln, sondern weist auch auf begangene Fehler und ihre Abstellung hin. Eine größere Anzahl Abbildungen ist dem lesenswerten Buche beigegeben.

— Die Freunde des Stahlrosses werden die von E. Wegener und J. Grüß herausgegebenen Rad-Rundfahrten in Deutschland gern willkommen heißen (Berlin, Franz Ebhardt & Comp.). Die Rundfahrten sind so zusammengestellt, daß sie alles Sehenswerte der entsprechenden Gegend berücksichtigen, und neben Touren von einem oder mehreren Tagen finden sich auch größere Fahrten. Die Naturschönheiten und sonstigen Sehenswürdigkeiten sind unter Beigabe von Abbildungen liebevoll geschildert, und selbstverständlich fehlt es nicht an übersichtlichen Wegekarten. Die uns vorliegenden acht Hefte umfassen in zwei Bändchen Thüringen und in je einem den Harz, die Sächsisch-Böhmische Schweiz, die Mecklenburgische und die Holsteinische Schweiz, die Insel Rügen wie das Wesergebiet nebst dem Teutoburger Wald.

— In dritter Auflage erscheint Julius Stindes ergötzliches Buch „Die Opfer der Wissenschaft“ (Berlin, Freund & Jeckel). Das Werkchen sendet seine satirischen Pfeile einerseits gegen die Ueberhebung der Naturphilosophie und die Leichtgläubigkeit der Halbbildung, andrerseits gegen die blinde Verehrung des Ausländischen. In seinem launigen Versteckensspiel hatte der Autor sich nicht verrechnet, denn als er unter dem Pseudonym „Alfred de Valmy“ sein Werkchen zum erstenmal in die Welt schickte, wurde das Buch thatsächlich von vielen als die Arbeit eines echten Franzosen angesehen und auch als solche kritisiert. In der neuen Auflage nun hat Julius Stinde den Schleier gelüftet, und er bekennt sich offen als Urheber der litterarischen und naturwissenschaftlichen Satire. Franz Skarbina und Richard Knötel begleiten dieselbe mit einer Reihe flotter Bildchen.

— Die „Diätetische Küche“ von Emma Mattes-Jaworska (Leipzig, Franz Deuticke) unterscheidet sich von den andern Kochbüchern dadurch, daß ihre Anweisungen sich zugleich auf die rationelle Ernährung in Krankheitsfällen erstrecken. So finden sich neben den Angaben, wie die einzelnen Speisen zu bereiten sind, auch Mitteilungen über ihre medikamentöse Wirkung, und in einem Anhange sind von fachmännischer Seite die Speisen und Getränke zur Verwendung bei den einzelnen Krankheiten systematisch zusammengestellt. Die Kochrezepte sind in so großer Anzahl vorhanden, daß für jede Krankheit sich ein abwechslungsreicher Speisezettel entwerfen läßt. Aber auch für Gesunde lassen sich nach dem Buche wohlschmeckende und bekömmliche Gerichte in reicher Fülle bereiten.

— Ausgewählte Märchen von Zachris Topelius, dem berühmten finnisch-schwedischen Dichter, bietet Alberta Schnell in guter Verdeutschung dar (Dresden, E. Pierson). Der Band vereinigt dreizehn Märchen, in denen innige Empfindung und fröhlicher Humor zu glücklichem Ausdruck gelangen. Auch Erwachsene werden die Dichtungen gern lesen.

— „Hundert Kinderlieder“ hat Johannes Trojan zu einem schmucken Bändchen vereinigt (Berlin, Freund & Jeckel). Der Titel ist nicht mißzuverstehen, denn das Buch enthält keineswegs nur Liedchen, die allein für das Verständnis des kleinen Volkes berechnet sind, sondern auch solche, die aus dem Herzen und dem Empfinden der Jugend heraus für Erwachsene gedichtet wurden. Manche der Gedichtchen werden den Lesern bekannt sein, denn der Verfasser gehört zu den am meisten geschätzten Mitarbeitern unsrer Unterhaltungsblätter, und seit vielen Jahren hat er die illustrierte Weihnachtslitteratur um viele hübsche Beiträge bereichert; aber neben solchen mehr oder minder bekannten Gedichten finden sich auch andre, die hier zum ersten Male im Druck erscheinen.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Knaben-Waschkonfektion.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Nr. 1433. Nr. 1422. Nr. 1419.

Nr. 623. Schwarz-weiss gemusterter Strohhut für grössere Knaben, mit schwarzem Band und Hohlrand. Modernste Form! Weiten: 52, 54 und 56 Cm. . . . . M. 3.–.

Nr. 624. Dieselbe Form, weiss mit schwarzem Band . M. 3.–.

Nr. 1420.

Nr. 1419. Bluse aus hellgestreiftem Ripsstoff mit weissem Kragen und Bordenbesatz.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	2.70.	2.85.	3.–.	3.15.	3.30.	3.45.	3.60.	3.75.

Nr. 1422. Anzug aus schwerem Baumwoll-Crêpe mit Bordenbesatz; a) weiss mit hellblauem Kragen, b) beige mit marinefarbigem Kragen, c) marine mit mittelblauem Kragen.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	3.75.	4.–.	4.25.	4.50.	4.80.	5.10.	5.40.	5.70.

Nr. 1420. Bluse aus hell- oder mittelfarbig gestreiftem halbwollenen Flanell.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	3.25.	3.40.	3.55.	3.60.	3.80.	4.–.	4.25.	4.50.

Nr. 1427. Anzug aus feinstem marinefarbigen Satin-Drell mit abnehmbarem roten Satin-Kragen und Brustteil.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	7.50.	7.80.	8.10.	8.40.	8.80.	9.25.	9.75.	10.25.

Nr. 1433. Anzug aus marinefarbigem Köper-Drell mit beigefarbigem Besatz.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	4.60.	4.85.	5.10.	5.40.	5.70.	6.–.	6.35.	6.70.

Grössen-Angabe: Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9	
Passend für das Alter von ca.	3	4	5	6	7	8	9	10	Jahren.
Ganze Länge des Beinkleides	64	68	72	76	80	84	88	92	Cm.
	Beinkleid mit festem					mit losem Leibchen.			

Unser ausführliches **Preisverzeichnis** versenden wir unberechnet u. portofrei.

Nr. 1427. Nr. 1424.

Nr. 1424. Anzug aus dunkelgemustertem kräftigen Waschstoff mit Bordenbesatz.

Grösse	2	3	4	5	6	7	8	9
M.	3.90.	4.20.	4.50.	4.80.	5.10.	5.40.	5.70.	6.–.

Salzkammergut

Oesterreich.

Saison: Mai bis October.
Directe Schnellzugs Verbindungen.

Auskünfte, Prospecte, Wohnungsverzeichnisse gratis und franco v. d. Curcommissionen **Ischl** (500 Meter ü. d. Meere), **Gmunden** am Traunsee (422 Meter über dem Meere), **Aussee** (657 Met. ü. d. Meere) und den Gemeindevorständen der Sommerfrischen **Goisern, Hallstatt, Gosauthal, Ebensee, St. Wolfgang, Mondsee, Traunkirchen** und **Attersee.**

Herrliche Alpenländer, Höhencurorte, Gletscher, waldreiche Sommerstationen, Heil- und Seebäder (18—20° R.), Mineralquellen Gebirgsseen: **Traunsee, Attersee, Hallstädtersee, Mondsee, Altausseer-, Grundl-, Toplitz- und Oedensee, Wolfgangsee, Gosau-Vordersee** etc. Terraincuren nach Prof. Oertel. **Schafbergbahn.** Curanstalten u. Bäder jeder Art. Sanatorien. (In Gmunden neuerbaut mit Pension und Park.) **Besteingerichtete Hôtels** I., II. und III. Rang. **Restaurants, Kaffeehäuser, Curmusik, Theater, Concerte** etc. **Tarife** für Logis, Speisen, Führer, Wagen etc. im Salzkammergut **mässig**, laut behördl. Vorschrift im Interesse der Fremden in **Hôtels und überall öffentlich aufliegend.**

Brief von der Tante.

. . . . wenn Du für Deine Aussteuer die Betten bestellst, so vergiss nicht, **Westphal & Reinhold's Patent-Matratzen** zu wählen, welche in jedem besseren Geschäft zu haben sind, Catalog sende anbei . . . .

Illustrirtes Preisbuch gratis und franco über

Kinderwagen und -Möbel

in vornehmster Ausstattung. Sehr hübsche Wagen M. 13.80. Neuheiten in feinen und feinsten Wagen in prachtvollen Farbenzusammenstellungen. **Kinderstühle mit Topf M. 2.55** und höher. **Krankenwagen, Zimmerclosets, Ruheklappstühle, Kinderschreibpulte, Sportwagen, Gartenmöbel, Kinderbettstellen, Reisekörbe** ꝛc. Direkt. Vers., Francolief. **Fritz Steinmetz, Nürnberg.** Geschäft besteht seit 1854.

nach **NORWEGEN** bis zum **NORDCAP** und nach **Spitzbergen.**

mit dem Transatlantischen Doppelschrauben-Schnelldampfer **Auguste Victoria**

Hamburg-Amerika Linie

Die „Auguste Victoria" ist nach dem eigens für solche Reisen vollzogenen Umbau einer der grössten, schnellsten und comfortabelsten Dampfer der Welt.

Abfahrt von Hamburg 2. Juli 1899.

Fahrkarten von **Mk. 500** an je nach Lage der Zimmer. — Anmeldungen nimmt entgegen die **Hamburg-Amerika Linie,** Abtheilung Personenverkehr, **Hamburg,** sowie deren Vertreter.

Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf Sylt

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Unvergleichlich schöner Strand.
Seebad und Luftkurort I. Ranges.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen. Illustrirte Broschüre sowie alles Nähere durch die

SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Jeder Deutsche im Auslande und jede exportierende Firma

verlange kostenlos von dem Echo-Verlag in Berlin SW., Wilhelmstr. 29, eine Probenummer des Echo. Das Echo, verbunden mit Industriellem Echo, ist das Organ der Deutschen im Auslande und das Export-Fachblatt der deutschen Industrie.

1400

Stilv. **Laubsäge-, Schnitz-, Flach-** und **Kerbschnitt-, Holzbrand-** etc. etc. -Vorlagen a. Papier u. Holz. **Anleitungen. Utensilien. Maschinen, Werkzeuge, Materialien.** Zeitschrift „Der Dilettant". Illustr. Preislisten f. 30 ₰ Briefm.

Mey & Widmayer, München.

Goddard's Plate Powder

(Putz-Pulver ohne Quecksilber).

Das Beste zum Putzen und Polieren von feinsten Gold- und Silber-Sachen. Erzielt bei wenig Arbeit hohen Glanz, **ohne zu schrammen** oder sonst das Metall anzugreifen. Spart Zeit. **Ein** Versuch veranlasst dauernden Gebrauch. Verkauf in Schachteln à 60 Pfg. und M. 1.20.

In **Mainz:** M. J. Rückert, Silberwaren.
In **Stuttgart:** Otto Wennberg, Juwelier, Königsstr. 19 a.
In **Weissenfels:** A. Eichapfel, Juwelier.

General-Agent:
P. G. Schmidt, Friedenau-Berlin.

STOEWER'S GREIF

SIND TADELLOS GEBAUT.

Greif No. 31a = 10½ Ko.
Greif No. 31 = 12 Ko.
(schneidigste Halbrenner am Markt).
Greif No. 36 hocheleganter **Damenrad.**

Bernh. Stoewer, A. G. Stettin.

ca. 21000 Fahrräder.
ca. 52000 Nähmaschinen.
ca. 1600 Arbeiter.

Backt mit

Dr. Oetker's Backpulver

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 31.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman
von
Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Kapitän Nielsen war ein hochgewachsener, rüstiger Mann von einigen sechzig Jahren. Er hatte alle Meere der Welt befahren, ein Vermögen erworben und sich endlich in seinem Heimatort Westerland eine Villa gebaut, deren Parterreräume er mehr aus Geselligkeitstrieb als des Geldes wegen an Badegäste vermietete, während er selbst in den oberen Räumen als Junggeselle hauste.

Er besaß eine gediegene Bildung und galt als wandelnde Chronik seiner Heimatinsel; mit den bei ihm wohnenden Badegästen pflegte er einen freundschaftlichen Verkehr zu unterhalten und dabei vorzugsweise die Jugend zu begünstigen; die beiden frischen, hübschen Töchter des Kommissionsrats hatten es ihm offenbar angethan, und er nahm auch jetzt mit einem behaglichen Schmunzeln an Kläres Seite Platz, um seinen Kaffee zu trinken.

„Ich muß doch sehen, wie es meinen Gästen hier gefällt,“ sagte er; „ist das Meer galant gewesen, liebes Fräulein?“

„Die Wellen waren köstlich!“ entgegnete Kläre.

„Sie können mitunter etwas zudringlich sein. Wenn wir mal eine frische Brise bekommen, dann werden Sie sich wohl vor Anker legen müssen, um nicht an den Strand geworfen zu werden.“

„Gott bewahre!“ sagte Frau Schramm erschrocken.

„Es werden hier noch andre Dinge an den Strand gespült, als junge Damen,“ fuhr der alte Herr gemütlich fort; „Dinge, die weit weniger hübsch aussehen.“

„Ja,“ meinte der Kommissionsrat und roch an seiner Zigarre, „bei Wenningstädt sollen sie einen toten Seehund gefunden haben.“

Nielsen lachte.

„Gehen Sie um Gottes willen nicht auf den Leim. Dieser Seehund ist ein altes Paradestück des Hausknechts im Wenningstädter Hotel; der Kerl schleppt das Vieh gegen eine Mark Trinkgeld jeden Morgen ins Hotel, und am nächsten Morgen liegt es an einer andern Stelle wieder draußen.“

„Seehunde habe ich noch nicht gefunden,“ erklärte Frau Aurora aufgeregt, „aber diese zahllosen Kisten, mit denen der Strand bedeckt ist, erregen mein Entsetzen. Mein Gott, von wie viel Elend und Jammer könnten diese Zungen reden, wenn sie nicht stumm wären!“

„Damit ist es auch nicht so schlimm,“ tröstete der unerschütterliche Kapitän. „In den Kisten waren meistenteils Konserven, und die faulen Stewards warfen das Zeug über Bord, um es nicht wegstauen zu müssen. Es hat alles seinen natürlichen Grund.“

„Heute vormittag saß ich auf einem zersplitterten Mast,“ sagte Hugo nachdenklich, und Kapitän Nielsen wurde plötzlich ernst.

„Ja, lieber Herr, das ist es; das sind die stummen Zeugen. Lag der Maststumpf nicht drüben hinter dem Damenstrande, und befand sich noch ein Stück Tau daran?“

„Allerdings.“

„Der trieb im vergangenen Herbst mit einer Leiche an, — ein blutjunger Matrose, der sich daran festgebunden hatte. Wir konnten seinen Namen nicht feststellen und haben ihm

Häuptlingstochter von Samoa.

Nach einer photographischen Aufnahme.

auf dem Friedhof für Heimatlose ein Grab gegeben. Jawohl, meine Herrschaften, drüben am Festland in den großen Städten, da sieht man die Tragödien auf der Bühne, aber hier erlebt man sie auf einem andern Theater."

Es war in dem kleinen Kreise auf einige Sekunden still geworden. Die leichtbewegte Asta wischte mit ihrem feinen Spitzentaschentuch einen feuchten Schimmer aus den hübschen Augen und ließ das Tuch fallen.

Hugo hob es auf und gab es zurück! „Möchte es die bitterste Thräne bleiben," sagte er leise.

Und dann flog ein andres Wort in die stumme Pause. Frau Aurora fragte, ob man auf Sylt denn auch einen Strandräuber zu sehen bekommen könnte. „Das muß interessant sein," sagte sie mit weit geöffneten Augen.

Kapitän Nielsen lächelte etwas sarkastisch.

„Weiter hinauf nach Norden, an der jütländischen Küste, mag dergleichen vielleicht vorkommen. Ich entsinne mich wenigstens, daß in meinen jüngeren Jahren die Jammerbucht keinen besonders guten Ruf genoß. Aber unter der deutschen Regierung ist das undenkbar."

„Auch die Fürbitte um gesegneten Strand?" fragte Hugo und spielte mit einer Erika, die er Asta heimlich entwendet hatte.

„Auch das, verehrter Herr. Der gesegnete Strand steht unter scharfer Kontrolle; kleine Mausereien kommen natürlich hier so gut vor wie überall, aber ein Stück Holz hat schließlich nicht viel mehr Wert als meinetwegen — eine Blume."

Asta wurde rot und sah den Alten vorwurfsvoll an; der harmlose Kommissionsrat aber schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das kann ich mir gar nicht denken, Herr Kapitän; in meiner Fabrik stehlen die Kerls gewerbsmäßig."

Ueber das biedere Gesicht des Seemanns glitt ein Schatten.

„Sie haben wohl mit Leuten aus aller Herren Ländern zu thun, Herr Kommissionsrat. Hier auf Sylt ist die Bevölkerung ungemischt; freilich, wenn mal einer aus der Fremde herkommt und sich bei uns ansiedelt, dann ist das nicht immer ein Segen."

Er brach ab und wandte sich an Hugo.

„Wo haben Sie denn eigentlich Wohnung genommen, Herr Stolle?"

„In einer Räuberhöhle," entgegnete der junge Schriftsteller lachend, „bei Ebe Hahn. Es war eine Poetenidee."

Nielsen blickte verwundert auf und strich sich den weißen Backenbart; dann versank er in tiefes Schweigen.

Frau Aurora hatte kaum von einer „Poetenidee" gehört, als sie lebhaft wurde und nach den näheren Umständen fragte.

Hugo machte den Versuch, in humoristischer Weise seine Bekanntschaft mit dem sonderbaren Manne zu schildern, und es gelang ihm auch, das Interesse der Damen wachzurufen. Aber während er sprach, schlich ein sonderbares Gefühl in sein Herz, von dessen Ursprung er sich keine Rechenschaft geben konnte. Vielleicht waren die Augen der beiden Männer daran schuld, die mit sehr verschiedenem Ausdruck auf ihm ruhten.

„Jedenfalls ist Ebe Hahn ein Geheimnis," schloß er endlich verwirrt; wissen Sie vielleicht etwas Näheres über den Mann, Herr Kapitän?"

„Ich weiß nichts," sagte der Alte finster. „Niemand weiß etwas von ihm, er ist ein Däne. Gesegnete Mahlzeit, meine Herrschaften." —

Als die Familie Schramm sich in Villa Nielsen zur Siesta verteilt hatte, sagte Asta zu Kläre:

„Du, er ist reizend!"

Kläre schrieb an ihren Bräutigam und nickte zerstreut: „Ja, ein recht liebenswürdiger alter Herr!"

„Du denkst wohl an deinen ewigen Assessor mit der großen Platte," meinte Asta spöttisch. „Ich spreche natürlich von dem Schriftsteller."

„Er ist ein Geck," sagte Kläre ruhig und wedelte in Ermangelung eines Löschpapiers mit dem Briefbogen in der Luft.

Asta legte sich auf ihr Bett und schwieg trotzig.

„Er tändelt mit Handschuhen und mit Blumen und mit Herzen," fuhr Kläre in ihrer Strafpredigt fort. „Nimm dich in acht, Kind, daß er nicht auch mit dir sein Spiel treibt. In München wird er eine sitzen haben, die sich nach ihm grämt, und wer weiß, wo sonst noch. Ich kenne diese Poeten, sie sind flatterhaft und entschuldigen sich damit, Goethe sei auch ein Schmetterling gewesen. Wenn sie nur sonst was von ihm hätten!"

„Du urteilst wie der Blinde von der Farbe," murmelte Asta gähnend. „Hast du denn schon etwas von ihm gelesen?"

„Du etwa?"

Asta richtete sich etwas betroffen auf.

„N—ein, das allerdings nicht."

„Er ist gar nicht berühmt!" triumphierte Kläre, „er wird wohl Reporter bei einem Wurstblatt sein!"

„Und das ist mir Wurst!" schloß Asta die Unterhaltung. „Er hat einen hübschen Schnurrbart, und ich werde morgen zur Reunion mein Erikafarbenes anziehen. Erika ist seine Lieblingsblume."

Inzwischen redete nebenan das Ehepaar Schramm über denselben Gegenstand.

„Er interessiert sich offenbar für Asta," sagte Frau Aurora und wickelte ihre Löckchen; „ich habe ganz deutlich gesehen, daß er ihr heimlich eine Blume entwendete."

„Dann werde ich mit ihm mal durch die Blume reden," brummte der Kommissionsrat. „Der Kaktus ist auch eine Blume, Aurora, aber er hat Stacheln. Was? Der Musjö will meiner Tochter wohl Seifenblasen vormachen, und ich soll die Seife dazu liefern? Dazu sein mir Sachsen zu helle!"

„Was hast du denn nur gegen ihn, Emil?"

„Nichts. Aber muß ich ihm darum mein Kind an den Hals schmeißen? Er ist power."

„Das glaube ich noch lange nicht. Sein Aeußeres zum mindesten —"

„Unsinn, darauf pfeife ich! Die Schneider pumpen heutzutage jedermann. Aber hast du gesehen, Aurora, wie er seinen Wein trank? Der Aff', eine bessere Sorte zu bestellen als ich! Reiche Leute trinken überhaupt nur Surius — hm, ja so, das wollte ich nun eigentlich nicht sagen. Aber wie er daran herumnippte, als wenn's die größte Rarität wär'! Daran merkt man den Hungerleider, ganz abgesehen davon, daß er nicht mal ein anständiges Quartier bezahlen kann!"

Emil Schramm hatte sich in Hitze geredet und zog den Rock aus, als wenn er boxen wollte. Frau Aurora seufzte.

„Du hast es nun einmal gegen die Litteratur. Es giebt doch auch Schriftsteller, die sehr viel verdienen."

Der Kommissionsrat spreizte die Finger auseinander.

„Häng an jeden einen; sie langen — die Finger mein' ich."

„Mag sein; aber kannst du denn deiner Tochter nicht genug mitgeben?"

Der Kommissionsrat schwieg ein Weilchen, dann schob er beide Daumen in die Aermellöcher seiner Weste und trat vor den Spiegel.

„Rorchen," sagte er mit einem leisen Anflug von Ironie, „bin ich nicht eigentlich ein ganz imposanter Kerl?"

„Du, Emil? Nun ja, gewiß."

„Ich flöße den Leuten Respekt ein, verlaß dich darauf. Aber thue ich das, weil ich Seife koche? Gott bewahre! Oder weil ich Kommissionsrat bin? Bilde dir keine Schwachheiten ein! Nein, ich imponiere den Leuten, weil ich Geld habe. Nicht weil du es haben könntest, Aurora, denn du warst arm wie eine Kirchenmaus, als ich dich nahm. Und darum bin ich in meinem Hause die letzte Instanz, wenn du auch in manchen Dingen das Oberwasser hast. Und nun denke dir den Fall mal umgekehrt, Aurora. Der arme junge Mann würde mir leid thun. ‚Asta, gieb mir mal fünf Groschen, ich möchte ein Glas Nektar trinken', oder ‚Asta, pump mir mal eine Mark, ich muß ein neues Band für meine Harfe haben'. Pfui Spinne, mir wird ganz labberig bei dem Gedanken! Und nun kennst du meine Philosophie, Aurora, und es ist nicht die Philosophie des Unbewußten, sondern des Bewußten!"

Daraufhin schwieg Frau Schramm, und es schwebte die Stille einer Nachmittagssiesta über der Villa Nielsen.

Draußen aber murmelten die Wellen eintönig über den Strand, und die Badegäste gruben sich ein in den Sand, und wenn sie recht tief gekommen waren, ohne etwas andres als Sand zu finden, dann schüttelten sie verwundert den Kopf, und eine junge Frau sagte zu ihrer Freundin:

„Hören Sie mal, Beste, wenn wir nicht bald einen Sturm erleben oder eine Liebesgeschichte, dann wird die Sache allmählich langweilig."

Worauf die Freundin entgegnete:

„Mir sollte beides recht sein; das eine kommt überdies selten ohne das andre."

V.

Hugo sprach auf dem Wege vom ‚Deutschen Kaiser' nach seiner Wohnung in dem Badebureau vor. Dort wurde auch die Kurzeitung herausgegeben, und er wollte Erkundigungen wegen jener ihn selbst betreffenden Notiz einziehen.

Man empfing ihn sehr höflich und wurde noch zuvorkommender, als er seinen Namen nannte.

„Sie werden hoffentlich nichts dagegen haben, Herr Doktor, daß wir die kleine Indiskretion begingen," sagte der Herausgeber des Blattes, „aber es ist begreiflich, daß wir im Interesse unsers Bades gern auf bekannte Namen hinweisen. So etwas zieht immer. Wir haben übrigens die Notiz von einer Persönlichkeit erhalten, die Ihnen wahrscheinlich auch bekannt ist. Herr Hofschauspieler Becker aus München hatte die Güte —"

Der Geschäftsmann lächelte, als wenn er sagen wollte: „Wir wissen ja, wie das gemacht wird; eine Hand wäscht die andre."

Hugo entfernte sich nachdenklich. Er war einesteils enttäuscht, denn in seinen eignen Augen verlor der Artikel an Wert; derselbe war nicht mehr ein Erfolg, sondern sollte erst Erfolg schaffen; aber auf der andern Seite freute Hugo sich doch über den Freundschaftsdienst. Und wenn dieser kritische Mann ihm ein Lob spendete, dann mußte doch wohl Grund zum Lobe vorhanden sein.

Jetzt nur vorwärts auf der Bahn, hinauf zum Ziel! In dieser Stimmung betrat der junge Schriftsteller seine Wohnung und setzte sich an den Arbeitstisch. Er konnte kaum erwarten, bis die Schreibmappe aufgeschlagen vor ihm lag, bis das Papier gebrochen war und die neue Feder eingetaucht.

Hugo nahm sich nicht einmal die Zeit, seine gesammelten Notizen nochmals einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen, um den Stoff zu klären und eine Uebersicht zu gewinnen; der Schaffensdrang war mächtig über ihn gekommen, es war nicht die Zeit, um zu disponieren, es war die Stunde da, um zu schreiben!

Seite füllte sich auf Seite, und wenn das so fortschritt, dann mußte in einigen Wochen das ganze Werk vollendet sein, — „Aus einem Guß und kein Stückwerk," sagte Hugo leise, während die Feder kaum den Gedanken folgen konnte.

Die Zeit schritt vor, und Gitte kam endlich herein, um das Bett abzudecken.

Hugo fuhr von seiner Arbeit auf und blickte verwirrt das Mädchen an; er hatte Essen und Trinken vergessen und spürte auch jetzt keinen Hunger.

„Ist es denn schon so spät?" fragte er.

„Es geht auf zehn," sagte sie leise, „die Fremden kommen alle vom Strande zurück. Wollen Sie denn nicht mehr ausgehen, Herr?"

„Nein," entgegnete Hugo, „ich werde wohl einen Teil der Nacht hindurch arbeiten. Kannst du mir nicht vielleicht eine Tasse Thee besorgen, Kind? Das hält munter."

Sie nickte, verschwand und kam nach kurzer Zeit mit der dampfenden Theekanne zurück. In der andern Hand hielt sie einen Teller mit Brot, Butter und Schafkäse.

„Sie sollten doch etwas essen," sagte sie verständig, „das thut nicht gut, so ohne alles."

Hugo betrachtete zum erstenmal das Mädchen aufmerksamer; sie hatte sich entschieden gegen gestern zu ihrem Vorteil verändert. Die Kleidung war sauberer, und die Haare starrten nicht mehr so wirr um den Kopf. Dadurch erhielt auch das Gesicht ein reiferes Gepräge.

„Wie alt bist du eigentlich, Gitte?" fragte der junge Mann freundlich.

„Fünfzehn Jahre, Herr."

„Potztausend, das hätte ich nicht gedacht! Dann bist du wohl schon aus der Schule?"

Sie wurde rot und nickte.

„Ich brauche nicht mehr hineinzugehen, aber ich habe es auch sonst wenig gethan."

„Warum denn nicht, Brigitte? So heißt du doch?"

„Ja, so bin ich wohl genannt worden... Warum? Die andern wollten mich nicht leiden."

Freilich, sie war ein Taterkind. Wohl auch aus Jütland, wie Ebe Hahn. Hugo empfand Mitleid.

„Da hast du wohl recht wenig gelernt, Brigitte?"

„O, doch nicht," sagte sie eifrig. „Ebe Hahn hat mich unterrichtet."

„Der?"

„Er weiß sehr viel," versicherte das Mädchen ernst-

haft. „Drüben liegen eine ganze Menge Bücher, gewiß ein Dutzend. Und darin liest er."

„Kannst du mir nicht mal eins von den Büchern zeigen, Kind?"

„Das darf ich nicht; er könnte böse werden."

„Ist er denn so schlimm, Brigitte?"

„O nein, er ist sonst sehr gut, aber er ist bisweilen wunderlich. Er hat so seine Tage."

„So so. Und heute ist wohl gar so 'n Tag, was?"

Das Mädchen drehte den Kopf rückwärts und horchte. Man hörte die Hausthür leise knarren, und dann entfernten sich die Schritte eines Mannes über den weichen Boden.

„Das ist er," sagte Brigitte, „jetzt geht er fort. Wenn er seinen Tag hat, dann kann er es nicht zu Hause aushalten, dann muß er hinaus und kommt erst am nächsten Morgen zurück."

„Wo geht er denn hin, Mädchen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie hastig. Und dann schlüpfte sie plötzlich zur Thür hinaus.

Hugo blieb kopfschüttelnd zurück.

Er aß einige Bissen, trank seinen Thee und zündete sich eine Pfeife an. Dann versuchte er wieder seine Gedanken auf die Arbeit zu lenken, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Da stand etwas Rätselhaftes zwischen ihm und seinem Denken, und er vermochte nicht einmal die Züge dieser Sphinx zu erkennen.

Redeten sie von einem Menschenlos?

Hugo las durch, was er geschrieben hatte, und es dünkte ihn plötzlich nicht mehr so gut wie eine Stunde zuvor. Er versuchte, sich den Eindruck der einzelnen Scenen auf der Bühne zu vergegenwärtigen, aber auch diese erste aller Fähigkeiten eines Dramatikers schien ihm abhanden gekommen zu sein. Wenn er sie überhaupt jemals besessen hatte.

Die tiefste Mutlosigkeit, die sich eines Menschen bemächtigen kann, ein Zweifel an der eignen Kraft, kam plötzlich in dieser heranrückenden Mitternachtsstunde über den jungen Schriftsteller, aber Hugo wehrte sich dagegen, weil er den Grund nicht finden konnte.

„Ich habe wohl auch meinen Tag, wie der verrückte Ebe Hahn," sagte er schließlich und schlug die Mappe zu. „Schlafe, was willst du noch mehr!"

Aber auch der Schlaf wollte nicht kommen.

In dem niedrigen Wandbett war die Luft zum Ersticken dumpf, und wenn ein Moment des Halbtraumes eintrat, dann gaukelten wirre Bilder vor der Seele des abgespannten Mannes.

Es war auch ein rotes Lippenpaar und eine blühende Erika dabei.

Hugo stand endlich auf. Er tauchte das Gesicht in die Waschschüssel, rieb sich die Augen und lachte plötzlich.

„Des Rätsels Lösung!" sagte er ganz laut und erschrak dann fast vor dem Klang seiner eignen Stimme. „Ich bin verliebt oder zum mindesten auf dem besten Wege, mich zu verlieben. Flüchtige Poetenlaune, weiter nichts, aber genug, um eine lyrische Stimmung zu erzeugen. Wie soll man dabei Dramen dichten?"

Draußen stand der Vollmond am tiefblauen Himmel und überstrahlte das Land mit einem klaren, stillen Licht; er verbreitete eine fast schattenlose Helligkeit, denn es waren auf der weiten Fläche kaum irgendwo Gegenstände vorhanden, die einen Schatten hätten werfen können. Und dieser Anblick erschien so seltsam, daß Hugo einem nächtlichen Ausflug nicht zu widerstehen vermochte.

Er verließ das totenstille Häuschen und schlenderte planlos vorwärts.

Es war eine so unendlich linde Sommernacht, wie nur die Nähe des schlafenden Meeres sie hervorzuzaubern vermag, und kein Lüftchen strich über die Halme. Die Vorboten des Morgens hatten sich noch nicht eingestellt, aber sie konnten nicht mehr fern sein; Mitternacht war längst vorüber, und die Sonne säumte nicht in diesen Hochsommertagen.

Hugo geriet allmählich in eine ihm bis dahin vollständig unbekannte Gegend. Die Dünen bildeten hier nicht eine einfache Kette, die das Meer vom Lande trennte, sondern sie rückten weiter in die Insel hinein und gaben derselben das Gepräge von Berg und Thal.

Da oben in List sollte dieser alpine Charakter die ganze Nordspitze beherrschen, so daß man sich verirren konnte; ganz so schlimm war es hier freilich nicht, aber dennoch wußte man am Grunde eines Sandkessels nicht, ob hinter der nächsten Anhöhe das Meer lag, oder abermals Sand und Ried. Denn das Meer verhielt sich still wie ein lauerndes Raubtier.

Mitten in dieser Wüstenei erblickte Hugo plötzlich einen dunkeln Körper, und im Näherkommen erkannte er Ebe Hahn.

Der Mann lag am Fuße einer Düne, die den Ausblick auf das Meer verdeckte. Er hatte sich ein förmliches Bett in den Sand gegraben und die ausgezogene Jacke unter den Kopf gelegt; aber er schlief nicht, sondern stützte den unbedeckten Kopf in die linke Hand, während er mit der Rechten im Sande wühlte.

Er regte sich kaum, als Hugo herantrat, sondern schlug nur die Augen auf und sagte ruhig:

„So, Sie sind das; ich dachte schon, es wäre wieder mal der Strandvogt. Haben Sie es auch heraus?"

„Was soll ich heraus haben?" fragte Hugo.

„Daß es eine Narrheit ist, sich zu plagen. Als ich gestern abend fortging, sah ich durch Ihr Fenster, und Sie saßen über Ihrem Schreibwerk. Sie schreiben ja von dem Manne, der König werden wollte und dem man dafür den Kopf abschlug. Sie möchten wohl auch so 'ne Art König werden."

Hugo setzte sich neben den wunderlichen Menschen in den Sand.

„Und das nennen Sie eine Thorheit, nicht wahr?"

„Es giebt vielleicht größere, aber es ist eine von den vielen. Für wen plagen Sie sich denn? Haben Sie Frau und Kinder?"

„Nein," sagte Hugo, „ich bin allein. Aber man will doch irgend etwas Nützliches thun."

Ebe Hahn streckte sich lang aus und lachte leise vor sich hin.

„Dann kann ich Ihnen einen guten Rat geben. Machen Sie es wie ich. Es giebt gar nichts Nützlicheres für den Menschen, als hier im Sande zu liegen und das Mondlicht über sich hingehen zu lassen. Wenn einer es erst gewohnt ist, kann's auch der Sturm sein."

„Haben Sie das Ihr Lebenlang gethan?" fragte Hugo.

„Leider nicht. Man wird ja erst spät klug. Es war auch mal 'ne Zeit, wo ich über den Büchern saß wie Sie, nur mit dem Unterschied, daß ich doch zu gescheit war, um selbst Bücher zu schreiben. Oder meinetwegen zu jung. Dann sah ich mir die Welt an."

„Als Seemann?"

„Natürlich, ich wollte mindestens Kapitän werden. Aber ich kam nicht über den Topgast hinaus. Wissen Sie auch, Herr, warum?"

„Vielleicht haben Sie zu viel an die Bücher gedacht," sagte Hugo lächelnd.

„Stimmt. Auf der Schulbank dachte ich an die See, und auf der See dachte ich an die Schulbank. Es war nichts Ganzes, und nun liege ich hier im Sande wie ein Seehund. Das ist wenigstens etwas Ganzes."

„Warum liegen Sie denn nicht in Ihrem Bett?"

„Weshalb thun Sie es nicht?" fragte Ebe Hahn.

„Ich konnte nicht schlafen."

„Sehen Sie, genau so geht es mir auch. So 'n Haus über dem Kopf, das macht wunderliche Gedanken. Man ist selbst in einem Hause geboren, und andre Leute wohnen in einem Hause. Da fragt man sich denn wohl nachts, warum man trotz alledem nicht so ist wie andre Leute. Aber hier draußen im Sande, da vergehen alle die dummen Gedanken. Man könnte beinahe glauben, ganz allein auf der Welt zu sein."

Ebe Hahn begann wieder mit den Fingern im Sande zu wühlen, als wenn er irgend etwas herausgraben müsse, und Hugo betrachtete eine Weile das ruhelose Gebahren.

„Sie lieben wohl die Einsamkeit," sagte er endlich, „und darum sind Sie hier."

Der andre riß einen Büschel Dünengras aus und warf ihn von sich. Man hörte die Sandkörner aus dem verwundeten Boden niederrieseln, aber sonst regte sich kein Laut.

„Es ist hier nur der Schatten von einer Einsamkeit," sagte er endlich. „Sie müssen wohl aus einer großen Stadt herkommen, wenn Sie das hier schon einsam nennen. Jawohl, in diesem Sandloch, da wächst nur der Strandhafer, und um diese Nachtstunde fliegt höchstens eine Möwe darüber hin. Aber sobald die Sonne aufgegangen ist, kriechen all die fremden Menschen wie Ameisen in jeden Winkel hinein, so daß einer sich nicht zu retten weiß vor dem Geschnatter... Wissen Sie, was einsam ist, Herr?"

Hugo schüttelte den Kopf. Das mußte etwas Ueberwältigendes sein, was dieser Mann unter Einöde verstand, denn schon die augenblickliche Stille wirkte fast lähmend.

„Denken Sie sich viele Meilen lang und breit wie diesen Fleck," fuhr Ebe Hahn fort. „Kein Haus, wo ein Mensch wohnen könnte, denn der wandernde Sand gräbt es ein. Kein Weg, den ein Mensch finden könnte, denn der fliegende Sand weht ihn zu. Ich sage Ihnen, Herr, kein grüner Rasen, so groß, daß Sie darauf lagern können, und kein Baum, so klein wie der kleinste Baum im Lornsenhain. Wenn Sie Ihre Stimme heben und rufen, so verschluckt die Luft den Schrei, und wenn Sie das Auge aufmachen, um zu sehen, so wissen Sie nicht hundert Schritt von einer Meile zu unterscheiden. Das ist Einsamkeit, Herr."

„Wo liegt diese Gegend?" fragte Hugo fröstelnd.

„Es ist gar keine Gegend, es ist nur ein weißer Fleck auf der Karte. Kein Mensch kennt ihn, kein Mensch redet davon, es steht in den Büchern nichts davon geschrieben. Und wenn die Schiffer von weitem das Dünengebirge sehen, dann setzen sie Segel bei oder machen Dampf auf, denn sie fürchten sich. Die kennen den Platz auch nicht, denn wenn sie dorthin kommen, sind sie tot. Vielleicht bin ich der einzige, der noch was davon weiß, denn ich bin dort geboren, als die paar Hütten noch nicht ganz versandet waren."

„Sie sehnen sich wohl dorthin?" sagte Hugo.

„Man wäre hübsch allein," entgegnete Ebe Hahn. „Sehnsucht? Ich kenne das nicht mehr, ich beneide nur den Seehund, der auf dem Strand liegt und sich sonnt. Aber Sie sind noch jung; Sie sollten dorthin gehen und Bücher schreiben."

„Es ist ja keiner da, der sie liest."

„Das wäre just das Gescheite bei der Sache. Die Bücher sollen verdammt sein, und das Denken!"

Ebe Hahn wühlte sich tiefer in den Sand und schob die Jacke unter den Kopf. Ein leiser Windhauch strich über die Dünen und rauschte in den Halmen. Hugo richtete sich auf.

„Sie möchten noch schlafen; ich will gehen."

„Meinetwegen können Sie schon dableiben; mit dem Schlafen ist das doch nichts, über dem Festland wird es schon rot. Aber diese Nacht war schön. Davon weiß der Tag gar nichts, wie schön sie sein kann. Wenn Sie gehen wollen, hat das einen andern Grund; Sie denken, ich bin verrückt."

„Sie sind ein Grübler," entgegnete der Schriftsteller ausweichend.

„Die Leute glauben es alle," fuhr jener fort, ohne die Antwort zu beachten. „Sie glauben vielleicht noch Schlimmeres. Mir macht es Spaß. Das kommt, wenn man zwischen dem Sande sitzt. Da oben in List wohnt eine alte Frau, die ist noch viel verrückter als ich. Die Dünen haben ihr Häuschen fast aufgefressen, aber sie hockt noch immer am Herde und malt Figuren in den Sand. Die würde Ihnen was erzählen, das können Sie gar nicht alles aufschreiben. Wenn Sie mal in einer Nacht, wie diese Nacht ist, Ihr Papier samt und sonders in Fetzen gerissen haben, dann gehen Sie hin zu der alten Frau, die sagt Ihnen, zu was wir in der Welt da sind."

Ebe Hahn warf sich herum auf den Bauch und drehte seinem Gefährten den Rücken.

Hugo ging. Er nahm den Eindruck mit sich, daß dieser Mann thatsächlich aus der Nacht heraus rede, aber ob es die Nacht des Geistes sei oder nur das Dunkel einer zerrissenen, gehetzten und verbitterten Seele, das blieb ungewiß, und die Grenzen verschwammen vielleicht ineinander.

Und dann kam ihm ein gedankenschweres Wort in den Sinn:

> „O Mensch, gieb acht!
> Was spricht die tiefe Mitternacht?
> Ich schlief — ich schlief.
> Aus tiefem Traum bin ich erwacht,
> Die Welt ist tief,
> Und tiefer, als der Tag gedacht."

Da flammte der Morgen herauf, und die Scheibe des Mondes wurde blasser.

Jene unaussprechlich tiefe Stille, die nur dem Erwachen vorauszugehen pflegt, lagerte über der Insel und den Häusern des kleinen Badeortes; nur in den wenigen Bäumen, die hie und da vor den einzelnen Villen standen, flüsterte ganz leise der Morgenwind.

Man sah sehr viele offene Fenster, hinter denen die niedergelassenen weißen Vorhänge sich leise bewegten; es waren wohl zumeist Schlafzimmer, die auf diese Weise der Seeluft zugänglich gemacht wurden.

Man befand sich hier zwar im hohen Norden, aber

Nach dem Gemälde von John Collier.

Maienkönigin.

Nun wehn die grünen Fahnen
Von jedem Strauch und Baum,
Und süßes Frühlingsahnen
Erfüllt den Erdenraum.
Ein übermächtig Freuen
Umfängt die ganze Welt:
Die Königin des Maien
Heut ihren Einzug hält.

Es wölbt zur hohen Feier
Von Zweigen, jung belaubt,
Ein duftig-zarter Schleier
Sich über ihrem Haupt:
Sei uns gegrüßt, du Hehre,
Holdselige Gestalt!
Dir brausen volle Chöre
Durch Busch und Feld und Wald.

Zum hohen Königsschlosse
Lenkt sie des Zelters Schritt,
Es geht in langem Trosse
Ein bunt Gefolge mit, —
Und allen in den Händen,
Mit Blüten rot und weiß,
Die zarten Frühlingsspenden
Vom zarten Maienreis.

Die Fürstin zu empfangen,
Ist alles schon bereit,
Es strahlt im Frühlingsprangen
Des Schlosses Herrlichkeit.
Hell klirren alle Speere,
Und jubelnd schallt's dahin:
Sei uns gegrüßt, du Hehre,
Du Maienkönigin!

54.

dennoch erschien das Klima, wenigstens in dieser Nacht, so weich und milde, daß der Gedanke an einen Schlaf in den Dünen sein abenteuerliches Gepräge verlor.

„Ich werde nächstens den Versuch machen; vielleicht findet es Anklang und wird endlich Mode," sagte Hugo nachdenklich und blieb einen Moment stehen. Neben ihm lag die Villa Nielsen, still und vornehm, und auch dort standen im Erdgeschoß die Fenster offen.

Der junge Schriftsteller lächelte vor sich hin.

„Du liebst die Sonne; bist du auch dem Mondlicht hold? Es wäre wie ein Traum aus Tausend und eine Nacht, wenn ich dich sehen könnte im magischen Lichte, eine geschlossene Rose im Sande. — Vorbei!"

VI.

Reunion!

Du häßliches Wort für eine schöne Sache, sie schelten dich alle, und sie hängen dir doch alle an. Solange es Philosophen und alte Jungfern giebt, wird man dich schmähen, solange Jugend, Schönheit, Lachen und Flitter auf der Welt die Herrschaft behaupten, wirst du die Königin der Bäder sein!

Der Kommissionsrat Emil Schramm aus Leipzig besaß wenig von einer alten Jungfer, desto mehr aber von einem Philosophen, und er brummte über die für den Abend in Aussicht genommene Reunion. Er saß mit Aurora einträchtig in einem Strandkorb, hatte die karierten Beine vor sich auf zwei Stühle gelegt und betrachtete nachdenklich die heranschießenden Wellen.

„Ich habe die Menschen für vernünftiger taxiert," sagte er. „In Kissingen oder Karlsbad, wo es zur Lebensaufgabe gehört, mager zu werden, kann ich nichts gegen einen ordentlichen Hopsa einwenden, dort gehört er gewissermaßen zu den notwendigen Uebeln der Existenz. Aber wenn man sich den ganzen Tag im Sande abgebuddelt und mit diesem kindlichen Spaten das Kreuz verrenkt hat, dann soll der Deubel noch mit Grazie das Tanzbein schwingen! Das ist eine Narrheit und gegen die menschliche Natur!"

Frau Aurora schüttelte den Kopf.

„Lieber Emil, du sollst ja gar nicht tanzen," sagte sie sanft; „es ist doch nur wegen der Kinder."

„Du redest, wie du es verstehst, Aurora. Was? Bin ich ein Mümmelgreis und mit Zipperlein behaftet? Wenn ich walzen sehe, dann kriege ich selbst die Drehkrankheit, und für dich stehe ich erst recht nicht ein. Die Kinder, sagst du? Kläre liegt an der verlobten Kette, und Asta braucht sehr notwendig einen Kappzaum. Ich weiß recht gut, worauf deine mütterliche Spekulation hinausläuft. Aber es paßt mir nicht in die Skatkarten, daß so 'n Pegasusreiter meine Tochter in den Arm nimmt und mit ihr einen olympischen Galopp aufführt. Dazu soll ich wohl noch ein Ballvatergesicht machen?"

„Aber wir haben nun mal die Toiletten eingepackt," sagte Frau Aurora hartnäckig.

„Also der richtige dolus eventualis, oder die unverfälschte weibliche Hinterlist. Na, ich gebe mich, aber das sage ich dir, Aurora, du kannst dich meinetwegen aufdonnern, so viel es dir beliebt, ich für meine Person gehe kariert auf den Ball, mit dem halben Strand auf dem Rücken, und wenn ich mich extra dafür im Sande wälzen sollte. Und nun laß uns einen ehrenvollen Rückzug antreten, denn die Nordsee ist mir schon dreimal unter dem Stuhle durchgelaufen, und ich will mir nicht meinen Sitzapparat verkühlen."

Hugo hatte den ganzen Tag über sehr emsig gearbeitet. Zum Mittagessen war er in die äußerste Strandhalle gegangen und hatte sich in einem ganz versteckten Winkel „kleines Menü" servieren lassen; es lag durchaus nicht in seiner Absicht, das ganze teure Badeleben mitzumachen, aber heute abend —. Es war ja nur jede Woche einmal Reunion, und wer konnte wissen, auf wie viele Wochen!

Als die Sonne hinter den Dünen verschwand, kleidete er sich um. Am schwarzen Bratenrock hing ein Knopf los, und Hugo rief nach Brigitte.

Sie kam, holte Nadel und Zwirn und machte sich an die Arbeit, während Hugo in Hemdärmeln daneben saß und dem langsamen Fortschreiten des Werkes zusah.

„Das will wohl nicht recht," sagte er.

Sie biß den Faden mit den weißen Zähnen ab und seufzte.

„Ich habe es erst spät gelernt, und so was Feines kommt mir sonst nicht unter die Hände. Sie wollen wohl heute abend tanzen?"

„Natürlich, Brigitte, recht flott! Du möchtest wohl auch?"

„Mit wem?" sagte sie trotzig, und dann fügte sie plötzlich leidenschaftlich hinzu: „Ich wollte, ich wäre tot!"

Hugo schwieg betroffen. Der Ton, mit dem das junge Ding diese Worte sprach, war nicht kindlich, sondern verriet eine über ihre Jahre hinausgehende Reife und ein gefährliches Sinnen. Freilich, es war Zigeunerblut in diesen braunen Wangen, und vor Hugos Seele stieg plötzlich ein seltsames Bild empor.

In jener Sandwüste, die Ebe Hahn geschildert hatte und der auch dieses Kind entstammen mochte, zieht ein armseliger Karren entlang; bunte Lappen flattern um sein Gerüst, dunkle Gestalten gehen nebenher. Es sind die Parias der dänischen Halbinsel, die Nachkommen der Sonnenkinder, Zigeuner, versprengt bis an die Grenze Europas, Tatern genannt, und vom plumpen Jüten verhöhnt.

Sie lagern am Strande und singen schwermütige Weisen von einem verlorenen Paradies, aber die Brandung verschlingt den Ton ihrer Stimme, und sie haben nicht einmal eine Weide, um das Tamburin aufzuhängen, wie die Kinder Israels es thaten an den Wassern zu Babylon.

Hugo legte ganz leicht seine Hand auf den dunkeln Kopf des Mädchens. „Armes Ding," sagte er mitleidig, „ich glaube, du gehörst nicht hierher. Du und der andre, ihr seid fremd und einsam; du solltest nach dem Süden gehen, wo die Sonne scheint und wo die Menschen lachen. Weißt du, wie das ist? Ich bin daher gekommen."

Sie sah ihm ernsthaft ins Gesicht, und ihre Augen glänzten in feuchtem Schimmer, aber ohne Thränen.

„Ich gehe nicht dorthin," entgegnete sie endlich leise. „Ich weiß nicht, was ich mit dem Sonnenschein anfangen soll; ich kann nicht lachen, und ich kann nicht weinen, und das gehört doch zusammen."

„Warum kannst du nicht, Brigitte?"

Das Mädchen bog sich ganz nahe an sein Ohr und flüsterte geheimnisvoll:

„Ich habe bei Nacht die Nebelfrau über das Moor gehen sehen. Ihr Kleid sieht aus wie die Sommerheide, und ihre Augen sind graugrün. Wen sie ansieht, der vergißt das Lachen und das Weinen, der muß zwischen den Dünen im Sande sitzen und auf das Meer blicken. Nehmen Sie sich in acht vor der Nebelfrau, sonst werden Sie auch behext!"

Fort war sie wie ein Schatten, und Hugo vollendete nachdenklich seinen Anzug.

Es war eine Sage, die von den Lippen des Mädchens zu ihm herüberflatterte, eines jener tiefsinnigen Hirngespinste, die aus Nebel und Moor geboren werden.

Aber sie klang wie das Wort einer Norne.

Die Musik schmetterte, als Hugo den großen Saal des „Deutschen Kaisers" betrat, in dem das Fest der Badegäste abgehalten wurde.

Es war viel Jugend und Schönheit beisammen, und auf den Wangen der Mädchen lag nicht die Blässe der Großstadtluft, sondern der frische Hauch vom Kusse des Seewindes. Eine kurze Spanne Zeit mochte ihn wieder abstreifen, aber die Zeit war noch nicht gekommen, und aus den glänzenden jungen Augen leuchtete die Lust der gegenwärtigen Minute.

In einer Ecke des Saales saß die Familie Schramm.

Der Kommissionsrat hatte seine Drohung, kariert zu erscheinen, nicht ausgeführt, sondern den behäbigen Korpus in einen Smoking gezwängt und das Knopfloch mit einem Bändchen geschmückt. Er trug ein leidendes Ballvatergesicht zur Schau und schnitt bisweilen Grimassen, denn die Lackschuhe drückten ihn.

„Wenn der Kopf unvernünftig ist, dann müssen die Füße darunter leiden," sagte er zu seiner Frau. „Es ist mit Oben und Unten in der ganzen Welt nicht anders, und wenn ich in meinem Comptoir eine Dummheit begangen habe, dann kriegt der Lehrjunge es auszufressen. Hast du schon deinen Orpheus gesehen, Aurora? Du machst mir einen so sehr gebändigten Eindruck, womit ich übrigens keinen Vergleich aus der Unterwelt geholt haben will."

Asta sah reizend aus. Sie trug ein erikafarbenes Kleid von schillernder Seide und in den Haaren einen Zweig aus Erikablüten; „die reine Lüneburger Heide," sagte Schramm mit einem schmunzelnden Seitenblick, „nur nicht ganz so trostlos."

Nein, sie war durchaus nicht trostlos, sondern ihre Augen — richtige Kronleuchteraugen — funkelten vor Lust und huschten erwartungsvoll durch den Saal. Nebenbei war sie ein klein wenig nervös und klappte den Fächer auf und zu, so daß der Kommissionsrat endlich bemerkte: „Wenn du das Ding hinten statt vorne hängen hättest, Asta, dann könnte man dich für einen radschlagenden Pfau ästimieren."

Er fand aber bei den Damen keine Gegenliebe mit dieser naturwissenschaftlichen Betrachtung.

Endlich kam Hugo. Er hatte unterwegs Kapitän Nielsen getroffen und trat zusammen mit dem alten Herrn an die Familie Schramm heran. Der Kommissionsrat begrüßte seinen Hauswirt mit hervorragender Liebenswürdigkeit.

„Es ist wohlthuend," sagte er, „wenn man endlich mal ein vernünftiges Gesicht zu sehen bekommt. Ich habe den ganzen Tag über nichts als Seewind und Aerger geschluckt; wenn es Ihnen recht ist, Kapitän, dann verankern wir uns drüben in der Weinstube bei den Vätern; dieses hier ist ohnehin ein dämliches Vergnügen."

Nielsen fand nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, und die beiden steuerten in den Nebenraum.

Unterwegs sagte Schramm vertraulich:

„Ich hätte den Olympier gern mitgenommen, denn sonst verdreht er meinen Weibern den Kopf. Aber ich bin heute abend in keiner lyrischen Stimmung und könnte am Ende grob werden, was man einem Sachsen nicht nachsagen soll."

Hugo mußte den verlassenen Sitz zwischen Asta und Frau Aurora einnehmen. Letztere fühlte lebhaft die Verpflichtung, das borstige Benehmen ihres Gemahls gut zu machen, und da gerade eine Pause in der Musik eintrat, stürzte sie sich auf eine litterarische Unterhaltung.

„Es ist geradezu unglaublich," sagte sie, „wie wenig Verständnis man heutzutage litterarischen Dingen entgegenbringt. Da war ich noch gestern abend in der hiesigen Leihbibliothek, um mir Ihre Werke zu verschaffen, aber der ungebildete Mensch meinte ganz naiv, das müsse wohl ein Irrtum sein, denn Sie hätten überhaupt noch kein Buch erscheinen lassen. Was soll man nun dazu sagen?"

Hugo sagte vorläufig nichts, sondern fühlte sich etwas unbehaglich, ungeachtet er so dicht neben Asta saß, daß er das „Erikafarbene" mit der Hand streifen konnte.

Es war ja leider nur zu richtig, was der „ungebildete" Buchhändler behauptet hatte, aber wie sollte er das Frau Aurora auseinandersetzen, ohne in der Achtung der Dame zu sinken, wie sollte er das jetzt in diesem Augenblick, wo Kläre etwas spöttisch nach ihm hinüberblickte und Asta mit dem Fächer leise seinen Arm berührte?

Die Musik setzte wieder mit einem Walzer ein, und der hübsche Kobold zwinkerte lustig mit den Augen; im nächsten Moment war Hugo aufgesprungen und hatte das Mädel im Arm.

Frau Aurora blickte schmunzelnd durch ihr Glas auf das hübsche Paar, und Kläre tippte leise mit der Fußspitze das Parkett. Es war doch langweilig, tanzen zu sehen und selbst die Mauerblume zu spielen.

Hugo und Asta tanzten sich schon in der ersten Runde miteinander ein. Asta hatte etwas Eigenwilliges in ihren Bewegungen, was während der ersten Takte zum Durchbruch kommen wollte; aber dann gab sie plötzlich diese Selbständigkeit auf, schmiegte sich ganz weich in den Arm ihres Partners und überließ sich vollkommen seiner Führung.

Und bei der zweiten Runde bog sie den Kopf zurück und sah ihm in die Augen.

„Es geht gut," sagte er leise, und sie entgegnete lächelnd: „Köstlich, wie Meereswellen."

Ihre Blicke ruhten einen Moment ineinander, dann mußten sie in die Reihe treten und gingen langsam mit den andern Paaren Arm in Arm vorwärts.

„Warum sind Sie so spät gekommen?" fragte Asta. „Hatten Sie sich festgedichtet?"

„Glauben Sie das, Fräulein Asta?"

Die vertrauliche Anrede schien ihr nicht zu mißfallen. Sie bog den Kopf leise lachend an seine Schulter und flüsterte: „Ich glaube überhaupt, daß Sie lieber tanzen als dichten. Wissen Sie auch, daß ich Ihnen vorhin durchgeholfen habe?"

„Wieso?" fragte er etwas befangen.

„Nun natürlich, Mama gegenüber. Gestehen Sie es nur, Sie sind ja noch viel zu jung, um schon so berühmt zu sein, wie Mama glaubt."

„Ich gestehe,“ sagte Hugo lachend und drückte ganz leise den reizenden Arm.

„Und da gab ich Ihnen einen Wink,“ plauderte Asta weiter. „Wir wollen doch tanzen, dazu sind wir hier. Uebrigens finde ich berühmte Leute langweilig.“

„Gott sei Dank, daß ich nicht berühmt bin!“ entgegnete Hugo mit Ueberzeugung.

„In Leipzig habe ich einige kennen gelernt,“ fuhr Asta fort. „Von der Universität und vom Reichsgericht. Sie haben kahle Köpfe und Brillen, und was sie sagen, klingt so furchtbar klug. Dann kommt man sich selbst dumm vor, und das ist langweilig.“

Sie tanzten abermals miteinander und fühlten sich sehr glücklich, daß sie nicht klug waren.

Einmal, als Hugo sein Gesicht ganz dicht über das duftende Haar des Mädchens neigte, dachte er auch an etwas andres. Er hatte niemals mit Margarete getanzt, und er hatte nie den Arm um sie gelegt. Sie waren in vollkommener persönlicher Freiheit aus einander gegangen, und es bestand zwischen ihnen nur das Bindeglied eines Gedankens.

Und dieser Gedanke stand wie ein Schatten irgendwo im Saal. Oder war es eine Verkörperung?

Im Vorübertanzen warf Hugo einen flüchtigen Blick auf die Eingangsthür. Sie war mit Zuschauern besetzt, und unter diesen ragte die lange, dunkle Gestalt eines Mannes hervor. Die Strahlen des Kronleuchters drangen nicht so weit, um das Gesicht zu erhellen, aber Hugo hatte das unbehagliche Gefühl, als ob zwei durchdringende Augen auf ihm ruhten und jede seiner Bewegungen beobachteten.

Es überkam ihn wie Trotz, und er legte seinen Arm fester um die schlanke Taille des Mädchens, so daß Asta zu ihm aufblickte und dann vorwurfsvoll die Augen wieder niederschlug.

„Sie sind müde,“ sagte er gleichsam zu seiner Entschuldigung, und sie entgegnete tief aufatmend:

„O nein, ich könnte bis morgen früh tanzen.“

Ein letzter verklingender Ton, dann war dieser Traum zu Ende.

Hugo warf einen Blick nach der Thür, der Platz, wo die dunkle Gestalt gestanden hatte, war leer. Er führte seine Tänzerin sehr langsam nach der Saalecke und fragte unterwegs, ob er es wohl wagen dürfe, Fräulein Kläre um den nächsten Tanz zu bitten.

„Lassen Sie es lieber,“ sagte Asta leise. „Kläre ist, wie Sie wissen, verlobt, und obendrein sehr tugendhaft. Sie hält es für unrecht, mit jemand anders zu tanzen als mit ihrem Bräutigam.“

„Würden Sie auch so denken, Fräulein Asta?“

„Nicht im geringsten,“ entgegnete sie lachend. „Tanzen ist keine Sünde, sonst hätten wir ja auch eben gesündigt.“

Er hatte eine Antwort auf den Lippen, die vielleicht inhaltsschwer gewesen wäre, aber er schwieg. In der Nähe von Frau Aurora stand wieder jene lange Gestalt, als wenn sie aus dem Erdboden emporgewachsen wäre, und Asta drückte mit einem leichten Erschrecken den Arm ihres Begleiters.

„Mein Gott, wer ist das? Der Mensch sieht ja unheimlich aus!“

Es war Franz Becker.

Der Komiker machte in der That einen etwas seltsamen Eindruck. Sein von der Schminke mißhandeltes Gesicht hatte niemals frische Farben besessen, aber in der grellen Beleuchtung des elektrischen Lichtes erschien es in diesem Augenblick aschfahl, und die großen dunkeln Augen strahlten in einem fieberhaften Glanz. Er streckte seine lange, schmale Hand aus und sagte mit seiner tiefsten, aber etwas hohl klingenden Stimme:

„Willkommen, mein Junge, auf der Insel der Seligen. Es ist in der That noch nicht mein Geist, sondern lediglich mein Gebein, was du vor dir siehst, und du darfst mich daher dieser liebenswürdigen jungen Dame vorstellen, obwohl es noch nicht Mitternacht geschlagen hat.“

Hugo war befangen. Er hatte den Freund nicht so bald erwartet, und es war ihm nicht angenehm, gerade in diesem Moment unter seine forschenden Augen zu treten, aber er faßte sich rasch und machte die Familie Schramm mit dem Schauspieler bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Max Schneckenburger.

Zu seinem Todestage, 3. Mai 1849.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben.“)

Ein eigenartiges Geschick hat über Max Schneckenburger, dem Dichter der „Wacht am Rhein“, gewaltet. Als sein Sang im Sommer 1870 das ganze deutsche Volk zu heller Begeisterung entflammte, ruhte er schon über zwanzig Jahre unter dem Rasen, die Weise, in der das Lied ertönte und für unabsehbare Zeit fortklingen wird, ist nie an sein Ohr gedrungen, nie ward ihm auch nur die leiseste Ahnung von der fortreißenden Gewalt, die dereinst sein Lied ausüben sollte, nie auch die Ahnung der von ihm so heißersehnten Neugeburt des deutschen Vaterlandes. Man könnte dies ein tragisches Geschick nennen, und doch wäre das zu viel gesagt; denn wenn dem Dichter auch die irdische Laufbahn nur kurz gesteckt war — er starb, nachdem er kaum das Mannesalter erreicht hatte —, so floß sein Leben doch friedlich und gedeihlich dahin, er war ein glücklicher Gatte und Vater, und im Kreise der Freunde sah er auch seine poetische Begabung anerkannt. Freilich, versagt blieb ihm die große, fast übermenschliche Freude: zu sehen, wie die Deutschen auf seinen Kampfruf sich einten und mit ihm unvergleichliche Siege errangen.

Max Schneckenburger wurde am 17. Februar 1819 zu Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg als Sohn von Tobias Schneckenburger geboren, der sich vom Bauernknecht zum Ackerbürger und Kaufmann emporgearbeitet hatte. Obwohl ihn seine Neigung zum Studium hinzog, fügte er sich doch dem Wunsche des Vaters und wurde Kaufmann. Sein um fünfzehn Jahre älterer Bruder Matthias, ein hervorragender Theologe, war 1834 als Professor an die neubegründete Universität Bern berufen worden, und dorthin folgte ihm alsbald Max, der in einem angesehenen Geschäfte Stellung fand. Im Sommer 1836 trat er in eine Eisengießerei zu Burgdorf, unweit Bern, ein und verblieb in derselben, von Stufe zu Stufe aufrückend und schließlich als Teilhaber, bis zu seinem Tode. Im Oktober 1842 verheiratete er sich, erst 24 Jahre alt, mit Luise Weikersreuter, einer Tochter des Pfarrers in seinem Heimatsorte Thalheim.

Max Schneckenburger besaß eine weit über das Durchschnittsmaß hinausgehende Bildung. Schon auf der Schule hatte er eifrig Sprachstudien getrieben, die er als Kaufmann fortsetzte, dazu das Studium der Litteratur und Geschichte fügend; Reisen nach England und Frankreich erweiterten seinen Gesichtskreis. In Burgdorf wurde er neben Adolf Spieß, dem berühmten Turnlehrer und Turnschriftsteller, der Mittelpunkt der deutschen Kolonie, die sich hier angesiedelt hatte, und in diesem Kreise, der seine poetische Begabung kannte und ehrte, brachte er die „Wacht am Rhein“ zum ersten Male zum Vortrag. Es war im Herbst 1840, „da Thiers die Welschen aufgerührt hatte“, die Zeit, da der Bürgerkönig Louis Philipp wähnte, die Scharten, die seine Regierung in der Orientpolitik erlitten hatte, mit der Eroberung des linken Rheinufers auswetzen zu können. Ein einmütiger Schrei der Entrüstung antwortete in Deutschland der übermütigen Herausforderung, und der allgemeinen Empfindung gab Niklas Becker, der junge Gerichtsschreiber von Geilenkirchen, in seinem Liede „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ zündenden Ausdruck. Welche gewaltige Wirkung das Lied ausübte, ist in diesem Blatte vor vier Jahren, bei der fünfzigsten Wiederkehr von Beckers Todestage, geschildert und zugleich auf die ungeheure Menge der Nachahmungen seines Gedichtes hingewiesen worden. Eine Nachahmung nun kann man Schneckenburgers Gedicht nicht nennen, denn es bewegt sich in anderm Versmaß und in anderm Gedankengange, aber daß der junge Poet gleich vielen andern Dichtern durch Beckers erfolgreiches Rheinlied die Anregung empfangen hat, ist sehr wahrscheinlich. Gleich nach dem ersten Vortrage soll Adolf Spieß eine Weise für den Text gefunden haben, und eine Komposition desselben, vom Berner Organisten Mendel, wurde schon 1840 gedruckt, wobei dem Gedichte nur die Initialen M. Sch. beigefügt waren. Teils mit dieser Chiffre, teils ohne jeden Hinweis auf den Dichter findet sich die „Wacht am Rhein“ in den verschiedensten deutschen Zeitschriften bis ins Frühjahr 1841 hinein, aber das Beckersche Rheinlied übertönte alle übrigen, und so fiel Schneckenburgers Sang der Vergessenheit anheim, bis er durch Karl Wilhelm, den Dirigenten der Krefelder Liedertafel, zu neuem Leben erweckt wurde.

Bis dahin vergingen allerdings viele Jahre. Zum ersten Male brachte Karl Wilhelm die von ihm gefundene Tonweise anläßlich der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., am 11. Juni 1854 zu Gehör, aber das Lied blieb zunächst auf die Krefelder Liedertafel beschränkt, und auch bei dem ersten Bundesfest des Deutschen Sängerbundes zu Dresden, 1865, fand es keine sonderliche Beachtung. Im stillen muß es sich jedoch weiterverbreitet haben, denn sonst hätte es nicht, als 1870 wieder die höhnischen Drohungen von Paris ergingen, plötzlich aller Ecken und Enden erklingen können. Die ins Feld rückenden Krieger stimmten es an, auf den Gassen und in den Volksgärten der Heimat erschallte es, und als auf feindlichem Boden die ersten siegreichen Schlachten geschlagen wurden, da war die „Wacht am Rhein“ bereits das Schutz- und Trutzlied, der Nationalsang der Deutschen.

Doch niemand wußte recht Bescheid um den Dichter, und daß ihm die gebührende Ehre wurde, war wesentlich ein Verdienst des „Schwäbischen Merkur“ in Stuttgart und des Kirchenhistorikers Professor Hundeshagen in Bonn. Die genannte Zeitung konnte auch ungefähr den Tag feststellen, an dem die „Wacht am Rhein“ niedergeschrieben worden, denn sie brachte einen Brief Schneckenburgers an seine Braut zum Abdruck, dem eine Abschrift des Gedichtes beigefügt war; jener Brief aber trug das Datum vom 30. November 1840. Beckers Lied „Sie sollen ihn nicht haben“ erschien, wie noch hinzugefügt sei, zuerst in der „Trierschen Zeitung“ vom 18. September 1840.

Wenigstens die Hinterbliebenen Schneckenburgers, der schon am 3. Mai 1849 dahingeschieden war, sollten sich seines Triumphes freuen. Der Witwe — ebenso dem

Karl Wilhelm,
der Komponist der „Wacht am Rhein“,
geb. 5. September 1815, gest. 26. August 1873.

Komponisten Karl Wilhelm — setzte das Reichskanzleramt nach Beendigung des Krieges eine Jahrespension von 3000 Mark aus; der älteste Sohn des Dichters, gleich dem Vater Max genannt, hatte den Feldzug als Jäger in der württembergischen Felddivision mitgemacht.

Von den sonstigen Gedichten Schneckenburgers ist nichts in weitere Kreise gedrungen, und doch enthält sein Nachlaß, der 1870 unter dem Titel „Deutsche Lieder“ veröffentlicht wurde, manche wertvolle poetische Gabe. Die Gedichte vaterländischen Inhalts wiegen darin vor, und unter ihnen findet sich manches von gut volkstümlichem Gepräge, wie „Schwarzwälders Gruß an den Elsaß“, der folgendermaßen anhebt:

> O Elsaß, o Elsaß, du schönes grünes Land,
> Nimm überm blauen Strome die warme Bruderhand.
> Jahrhundert, Jahrhundert stehst du in welscher Pflicht,
> Und wären's tausend Jahre, bist doch ein Welscher nicht.“

Wie innig er auch in der Fremde an der deutschen Heimat hing, bekundet ergreifend das Gedicht, das er kurz vor seinem Tode niederschrieb:

> Wenn ich einmal sterben werde
> Weit von meinem Vaterland,
> Legt mich nicht in fremde Erde,
> Bringt mich nach dem heim'schen Strand.
>
> Meines Herzens Flamme lodert
> Einzig dir, Germania,
> Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
> Sei mein Staub den Vätern nah.
>
> Wenn die Nebel dann vergehen
> Ob dem heil'gen Deutschen Reich,
> Laß, o Gott, ihn auferstehen,
> Meinen Schatten, still und bleich.
>
> Daß er seinen Blick erlabe
> An dem herrlichen Gesicht,
> Ruhig wiederkehr' zum Grabe,
> Harrend auf das Weltgericht.

Der Wunsch des Dichters ging zunächst nicht in Erfüllung, vielmehr wurde er in Burgdorf bestattet, und erst zu Beginn der achtziger Jahre erfolgte die Ueberführung seiner irdischen Ueberreste nach dem heimatlichen Boden. Dort, in Tuttlingen, ward ihm auch am 19. Juni 1892 ein würdiges Denkmal errichtet. War auch Max Schneckenburger kein großer Dichter, so hat er doch einmal Töne gefunden, die im Herzen seines Volkes verwandte Klänge weckten, die es begeisterten zu kühnen Thaten und erhabenen Opfern, und darum gebührt ihm in der Geschichte des neuen Deutschen Reiches neben den ruhmgekrönten Helden des Schlachtfeldes ein ehrenvolles Gedächtnis.

E. Sch.

Transport nach der Möweninsel.

Partie von der Möweninsel mit kreisenden Möwen.

Möweneier-Ernte in Kunitz.

Von

Georg Krause.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Rehnert zu Hirschberg i. Schl.

„. . . und werden wir Sie Montag, den 2. Mai, erwarten und gern früh $1/_2$6 Uhr mit nach der Insel nehmen,“ so schloß der liebenswürdige Bescheid des Herrn Leutnant Zurock, Besitzers des herrlichen Möwensees mit seiner weit über die Grenzen des Reiches bekannten Möweninsel. Endlich also sollte mein langgehegter Wunsch, die zierliche Lachmöwe (Xema ridibundum Leach) auf ihrer stärksten Brutkolonie Deutschlands an Ort und Stelle besuchen und studieren zu können, in Erfüllung gehen.

Mit Freuden traf ich alsbald meine Vorbereitungen zur Reise, und zur Mittagstunde des 1. Mai verließ ich in Begleitung des bekannten Landschaftsphotographen Rehnert, dem wir unsre schönen Aufnahmen verdanken, mein liebes Hirschberg. Das Wetter, gestern noch trübe und regnerisch, hatte sich vollkommen aufgeklärt und brachte einen wahrhaft idealen ersten Maientag. In sommerlich dunstigem Schleier präsentierte sich der bläuliche Riesengebirgskamm und sandte uns mit seinen nur matt herüberleuchtenden Schneefeldern die letzten heimatlichen Scheidegrüße zu. Mein künstlerischer Beirat schien aber heute für alle Naturschönheiten wenig Sinn zu haben und schimpfte über Staub, Hitze und vor allem über sein verpaßtes Mittagessen. Da: „Merzdorf — Goldberg, Liegnitz umsteigen!“, und kling, kling, kling bimmelten oder bummelten wir nach wenigen Minuten hinunter durchs liebliche Katzbachthal in nicht gerade beängstigender Geschwindigkeit. O, du prosaische Künstlerseele! Eben betrachte ich mir mit einer gewissen Achtung oben im Gepäcknetz jenes kleine, mit vielen Schrammen bedeckte Instrument, das mein Reisekollege bereits vom sonnigen Süden bis zum höchsten Norden geschleppt, und hier Palmen, dort Andrés Ballonhaus „abgeknipst“ hatte, da werde ich auch schon wieder aus meinem Gedankengang durch die tiefsinnigen Betrachtungen meines Visavis über Magenknurren und krummgetrocknete Bahnhofsbrötchen jäh herausgerissen. Doch alles nimmt ein Ende, auch solche Fahrt.

Liegnitz! In einem Anfluge ehrlichen Mitleides und auch in Anerkennung mildernder Umstände helfe ich, zumal ich meist ohne Gepäck reise, meinem gequälten Freunde, so gut ich kann, und trage die beiden kostbaren Camera nebst Stativ, während ihm der Löwenanteil, zwei schwere Ledertaschen voll Platten, gern überlassen wird. So gelangen wir zum Droschkenplatz. Hier erblicken wir aber nur einige leere Hotelwagen und einen achselzuckenden Schutzmann, der uns begreiflich macht, daß Droschken und sonstige Vehikel an einem so herrlichen Tage wie heute nicht mehr zu haben seien und wir ganz gut in $1^1/_4$ Stunde zu Fuß in Kunitz sein könnten. Bei dieser erfreulichen Mitteilung konstatierte ich eine gelinde Verzweiflung in dem biederen Gesichte meines Genossen; denn schon ist es $^1/_4$ auf 4 Uhr, und noch sollten bei der prächtigen Nachmittagsbeleuchtung am See einige Aufnahmen gemacht werden. Also, nicht erst lange besonnen, das Mittagessen auf 6 Uhr verschoben und resigniert zugeschritten! In aller Schnelligkeit dekorierte ich zwei muntere Jungen mit Taschen und Apparaten, und bald befanden wir uns auf der im reichsten Blütenschnee prangenden Chaussee nach Groß-Beckern, beziehungsweise Kunitz. Die Hitze wurde durch eine frische Brise angenehm gemildert, Lerchengesang überall, kurz, ein Wetter wie zum Wandern geschaffen.

Gleich nach Verlassen der Stadt begrüßte uns die erste Möwe, mit ihrem plärrenden „Krrriäh“ langsamen Fluges die Felder absuchend. In immer größeren Trupps kamen sie herangeschwebt, je mehr wir uns unserm Ziele näherten. Es gewährte einen entzückenden Anblick, die herrlichen weißen Segler über dem frischen Grün der Saatfelder oder dem dunkeln Ackerboden in graziösen Linien auf- und niedersteigen zu sehen. Hoch oben im blauen Aether zogen vier Störche ohne Flügelschlag ihre riesigen Spiralen, langsam dem Blicke entschwindend. Jetzt begann auch mein Lichtbildner beim Betrachten der anziehenden Scenerie seine materialistischen Gesinnungen zu vergessen und schritt mit altgewohntem Humor flott an meiner Seite zu. Bald tauchte der kurze, viereckige Kirchturm inmitten des freundlichen Kunitz auf, und als sich uns von der Dorfstraße aus der breite, tiefblaue See entrollte, waren alle Strapazen vergessen. Bei dem steifen Winde hatte sich ein ganz respektabler Wellengang gebildet, und mit überschlagenden weißen Schaumkronen rannten die Wogen auf den Strand, eine reguläre Brandung hervorrufend. Weit drüben aber lag die Möweninsel, mein langersehntes Ziel. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein undeutliches Brausen, ein Stimmengewirr, und gleichzeitig konnte man mächtige Wolken winziger weißer Punkte aufsteigen und kreisen sehen; dazu die herrliche, klare Luft, das freundliche, im großen Halbkreise sich ausdehnende Dorf und — nicht zuletzt sei seiner gedacht — das gastliche Wirtshaus „Zur Möweninsel“. Der Schüler Daguerres war längst unsichtbar geworden und schwelgte in materielleren Genüssen, erschien aber bald neugestärkt mit der zufriedenen Miene eines Glücklichen. Nach seiner Meinung war es für seine Aufnahmezwecke bereits zu spät geworden; wir rüsteten uns zu einem Rundgang um den riesigen See, um, jeder auf seinem Gebiete, Studien zu machen. Was in der Seele meines Freundes vorging, entzog sich meinen Beobachtungen, da bald seine ganze Person einen so weiten Vorsprung gewann, daß er zeitweise unsichtbar wurde. So war es mir vergönnt, in aller Ruhe jene Natureindrücke auf mich einwirken zu lassen und voll zu genießen, von denen man sagen kann: „Es waren köstliche Minuten.“

Bevor ich auf meine Beobachtungen näher zurückkomme, möchte ich einige topographische Bemerkungen einfügen. Der Kunitzer See besitzt eine Wasserfläche von mehr als 450 preußischen Morgen, — also ein ganz achtenswertes Becken. Seine Gestalt könnte man am besten mit einem nach Nordosten gerichteten Profil mit langer Nase bezeichnen. In der Gegend des rechten Mundwinkels läge dann die Möweninsel. Diese ist ungefähr viermal so lang als breit und nur $5^1/_4$ Morgen groß. Das Dorf umschließt in weitem Bogen die Westseite des Sees, im Osten und Süden umsäumen hohe Pappeln das Ufer, während nach Norden zu der Blick über eine mächtige Wasserfläche schweifen kann und das Auge in dem flachen Ufer

Nach Sonnenaufgang.

Beim Eierlesen.

Die Schöpfkelle.

einen nur geringen Halt findet. An dieser nördlichsten Stelle, der Nasenspitze des gedachten Profils, liegt die einzige Abflußstelle des Sees. Zuflüsse sind nicht vorhanden. Die größte Tiefe soll ungefähr 30 Fuß betragen.

Ich schlenderte also allein meines Weges. Vor mir huschten merkwürdige Gestalten herum, dunkle, gerade Hälse mit originell gehäubten Köpfen und mächtigem Backenbart. Es waren Haubensteißfüße (Podiceps cristatus L.), welche sofort wieder mit elegantem Ueberschlag kopfüber in den Fluten verschwanden, um erst auf 50—80 Meter Entfernung und nach minutenlanger Pause aufzutauchen. Das reizende Köpfchen mit dem in der Abendsonne glänzenden spitzen Schnabel wurde dabei scharf beobachtend nach allen Seiten gedreht, der längliche Vogelkörper bei meiner Annäherung tief unter Wasser gesenkt; so tauchte bald hier, bald da, stets aber unerwartet, ein „Krontäucher“, wie ihn die Seebewohner nennen, auf. Ich bin ganz ratlos, wo ich zuerst hinsehen und alles in mich aufnehmen soll. Eine solche Menge von bei uns relativ seltenen Vogelgestalten hatte ich noch nie beisammen gesehen! Und hier, unter zierlichem Kopfnicken, treiben sich mehrere Pärchen Wasserhühner (Fulica atra L.) nahe am Ufer herum. Sie sind im Gegensatz zu den Haubentauchern äußerst zutraulich und umschwimmen mich in kleinen Bogen. Ein Nest enthielt bereits sieben Eier, hatte also fast vollzähliges Gelege. Verschiedene Wildenten (Anas boschas und crecca) stiebten vor mir auf, der Drosselrohrsänger (Acrocephalus turdoides Meyer) wetterte aus voller Kehle seinen Abendgesang heraus, und mit schwirrendem, aber leichten Fluge strichen Trupps der niedlichen Uferläufer (Actitis hypoleucus Ill.) über das Wasser. Bald mußte die Sonne versinken, aber noch gab es ein wüstes Getöse auf und über der Möweninsel.

Ein Quadratmeter Niststäche.

Inzwischen stieß ich an der Südseite des Sees wieder zu meinem Begleiter, und die dort am Ufer entlang führende Straße benutzend, gelangten wir nach zweistündiger Abendwanderung wieder im Dorfe an. Nach meiner Schätzung enthält der See neben den Möwen folgende Vogelbevölkerung: 100 Pärchen Haubensteißfüße, 30 Pärchen Wasserhühner und 20 Pärchen diverse Enten.

Die Schatten der Nacht waren inzwischen hereingebrochen, aber immer noch schwebten vereinzelte Möwen über dem dunkeln Wasser, nach Beute suchend. Unter den Erzählungen der für Natur sehr empfänglichen, freundlichen Wirtin verging der Rest des Abends, und zeitig suchten wir unser behagliches Stübchen auf. Während mir bald die ruhigen Atemzüge meines Reisegefährten den Schlaf des Gerechten anzeigten, sollte ich keine Ruhe finden. Heiteres Lachen und Stimmengewirr erschallten aus den unteren Gasträumen; dann schlug von Zeit zu Zeit die Dorfuhr; ich fing an, die Eindrücke des heutigen Tages zu rekapitulieren und die morgigen auszumalen. Befand ich mich heute als Ornithologe in einem regulären Vogelparadiese, so sollte ich morgen bei Tagesgrauen als Oologe in eine Art von Schlaraffenland eingeführt werden. Ich wurde immer munterer. Unten war längst alles verstummt, da — ein scharfer, kurzer Vogeltriller unter meinem Fenster, der erste Morgengruß eines Rotschwänzchens! 3/4 3 Uhr. Ein unbestimmter Dämmerschein brach ins Zimmer. Eine halbe Stunde später drang der erste Möwenschrei herüber, und nun erhob ich mich schnell vom Lager. Kein Wölkchen stand am fahlen Morgenhimmel, aber es wehte ein scharfer Wind, und der See führte mächtige Schaumkronen. Ich trommelte meinen Freund aus seinen süßen Träumen, doch weder Drohungen noch meine schönsten Kosenamen konnten ihn

Kunitzer Strandpartie.

Verpacken und Zählen der Möweneier.

bewegen, sich von der Notwendigkeit des Aufstehens zu überzeugen. In meiner Not öffnete ich alle Fenster, und die scharfe, kräftige Seeluft wirkte auch hier Wunder.

Klar und deutlich trug uns der Wind das Morgenkonzert der Möwen herüber. Nach einiger Zeit rötete es sich im Osten, majestätisch erschien das Tagesgestirn, ein glühend rotes Oval, vor uns über den Wassern, und bald erstrahlte die Landschaft in feurigen Tinten. Wir rüsteten uns zum Aufbruch nach den weiter unten am Parkthor schaukelnden Booten, die uns nach der Insel tragen sollten. Pünktlich 1/26 Uhr begrüßte uns der liebenswürdige Besitzer nebst Gemahlin, und die Vorbereitungen zur Einschiffung aller zur Eierlese nötigen Requisiten begannen. Dicke Säcke mit Häcksel, große runde Transportkörbe und kleine Sammelkörbchen waren bald eingenommen; wir verließen mit unsrer kleinen Flottille, die durch eigenartige, von je zwei Personen gedrehte Schaufelräder bewegt wurde, das Ufer. Noch bewahrte die Insel ihren altgewohnten Eindruck, da, auf ungefähr 500 Meter, entstieg ihr plötzlich eine mächtige weiße Vogelwolke unter vieltausendstimmigem Getöse, über der Insel hin und her kreisend. Jetzt erst war ich in der Lage, die ungeheure Menge, deren weiße Körper gleich Schneeflocken die Luft durchwirbelten, zu taxieren. Zeitungsberichte sprechen von 10 000 Stück; ich stimme aber der Ansicht des Besitzers bei, daß es fast so viel Paare sein können.

Das Getümmel eines so ungeheuern Schwarmes bot einen imposanten, fesselnden Anblick. Ein großer Teil, wohl an 5000 Stück, ließ sich bald im Schutze der Insel auf der uns gegenüberliegenden Seite nieder, die Wasserfläche wie mit einem weißen Tuche bedeckend. Wir landeten, und mit den ersten Schritten auf der Insel hätte ich beinahe einige Eier zertreten; denn zu meiner Ueberraschung lagen überall, wo man hinsah, zwischen den Grasstuppen die Gelege jener schönen, grün, braun oder blau gezeichneten Möweneier. Eine solche Unmenge von Nestern, auf kleinstem Raume zusammengedrängt, hatte ich nicht erwartet! Vorsichtig rechts und links tretend, begab ich mich nun sofort beim Anblicke so überreichen Materiales auf meine oologische Streife, bald hier, bald dort in mein Körbchen auflesend, was mir begehrenswert erschien. Aber auch das Lesepersonal ging schnellstens ans Werk. Zuerst wurde die Insel ringsherum, also am Ufer entlang, und dann furchenartig in vierfacher Reihe hin und her abgesucht. Bei dieser tadellos organisierten Eierlese konnte also unmöglich ein Gelege übersehen werden. In wenigen Minuten waren die Sammelkörbchen, die ungefähr je hundert Eier fassen können, bis zum Rande gefüllt. Sie wurden einfach niedergestellt und mit neuen, leeren Körben vertauscht, während die vollen sofort zur Zählstelle wanderten. Hier hatte es sich inzwischen, im Schatten eines Strauches auf einem Feldstuhle sitzend, die Gattin des Besitzers nicht nehmen lassen, das subtile Verpacken und Zählen der Möweneier zu überwachen. Schon waren mehrere der großen, runden Versandkörbe gefüllt, aber immer noch wurden volle Sammelkörbchen herangeschleppt. Das Geschrei der Möwen hatte etwas nachgelassen, da der größte Teil sich draußen auf den Wellen schaukelte; die übrigen aber, wahrscheinlich die Männchen, standen in bedeutender Höhe über unsern Köpfen, um das Terrain zu rekognoscieren, dabei ein sanftes „Keck“ rufend, das aus den tausenden Kehlen in ihrem verschiedenen Tonfall ein wirklich angenehmes Konzert abgab. Man merkte es diesen Tieren deutlich an, daß sie die Sache kannten und nur spähten, ob wir noch nicht bald fertig wären. Nach knapp zwei Stunden (denn länger darf die Suche nicht dauern, weil sonst die Möwen ihre Eier verlieren und ins Wasser fallen lassen) wurde endlich das letzte Körbchen zugetragen. Die heutige Ernte ergab die ansehnliche Menge von 53 Schock (3180 Stück) und trotzdem ein nur mittelmäßiges Resultat, wie mir der Besitzer bemerkte. Kurz vor der Abfahrt suchte noch ein Mann die rings um die Insel im Schilfe stehenden Nester auf, wobei hauptsächlich die weißen Eier des Haubentauchers, die dem Personale zufallen, erbeutet wurden. Zur leichteren Bergung derselben diente eine an langer Stange befestigte Suppenkelle. Interessant war mir auch das Eintreffen meiner Vermutung. Ehe wir nämlich hinüberfuhren, gedachte ich der eventuellen Sterblichkeitsziffer, also wie viele Möwen wohl pro Tag infolge eines natürlichen Todes abgehen mögen. Ich zog dabei eine Parallele zwischen einer Stadt von 10—15 000 Einwohnern und der Möwenkolonie von gleicher Kopfzahl, nahm also 2—3 Todesfälle pro Tag an. Mein Rechenexempel stimmte, denn es finden sich nach Aussage der Leute stets einige tote Möwen. Ich las deren drei Stück auf, die ich zu Präparationszwecken mitnahm.

Mit unsrer delikaten Ladung verließen wir gegen 8 Uhr die Insel. Die zwei Stunden waren mir im Fluge vergangen. Ein Trupp Wildgänse schwenkte in großem Bogen über uns dahin und zeigte die Absicht, sich niederzulassen. Nochmals bewunderten wir die lange weiße Linie der auf dem Wasser schwimmenden Möwenkörper. Auf der Insel wurde es mit jeder Minute lebhafter, je weiter wir uns entfernten, und bald stand eine dichte Vogelwolke, deren Stimmengewirr immer intensiver wurde, über ihr. In zwölf Minuten hatten wir, von der frischen Brise unterstützt, das Dorf erreicht und folgten nun der freundlichen Einladung des liebenswürdigen Besitzerpaares, im Schlosse das Frühstück, frische, selbstgelesene Möweneier, „an der Quelle“ einzunehmen.

Die ganze Jahresausbeute an Möweneiern beträgt durchschnittlich 600—700 Schock und entspricht einem Werte von 4800—5600 Mark. Der Export ruht in den Händen eines Liegnitzer Großhändlers; er erstreckt sich hauptsächlich nach Württemberg, Baden, Bayern und Anhalt, ja sogar nach Frankreich wird diese Delikatesse versandt. Bedenkt man ferner, welchen unberechenbaren Nutzen die Möwen in der ganzen Umgebung durch fleißiges Absuchen der Aecker nach Würmern, Schnecken und Engerlingen bringen, so kann man diese Kolonie als einen Segen für die Gegend betrachten.

Leider nur zu bald schlug uns die Stunde des Abschieds, und unter herzlichstem Danke für die genußreichen Stunden schieden wir von dem gastfreundlichen Hause. Zur Mittagsstunde trug uns das Dampfroß wieder unsern Bergen zu.

Wald.

Novelle

von

Wilhelm von Polenz.

VI.

Rüstädt konnte sich nicht länger darüber täuschen: er wurde geliebt. Tausend Kleinigkeiten bestätigten es ihm. Ihr verschämtes Erröten, wenn sie einander im Hause begegneten, die Art, wie sie ihn zu meiden suchte, um doch immer wieder in seine Nähe gezogen zu werden, die verstohlenen Blicke, die er plötzlich auf sich gerichtet fühlte, wenn er jetzt wieder mit dem Ehepaare zu Tisch niedersaß, und ihre Verwirrung, wenn er sie bei solchem Blicke ertappte.

Es ist etwas Außerordentliches für den Mann, das Erkennen, daß ein Weib ihn liebt. Wie ein starker Wein wirkt es, das Blut tief erwärmend, um vieles berauschender noch, dieses Bewußtsein, daß ein andres Sein sich mit dem deinen zu vereinen begehrt. Das löst im männlichen Empfinden ein Triumphgefühl, dem nichts gleichkommt.

Und gerade, daß er so gar nichts dazu gethan, daß diese Liebe über ihn gekommen war wie ein Naturereignis, jäh und überraschend, das machte sie ihm zum ergreifenden Wunder. Bei allen seinen bisherigen Liebesverhältnissen war er der begehrende Teil gewesen; hier bot sich ihm ein Wesen an, für dessen Lieblichkeit ihm die Augen erst eigentlich aufgingen, da er dessen Neigung gewahr wurde. Wie eine Blume, die am Wege steht und spricht: ich bin da! Sollte er vorüberschreiten, an sich haltend, sittlich stark wohl, aber auch um ein Glück ärmer, wie ihm wohl noch keines so süß verlockend gewinkt hatte.

Er stand in dem Alter, wo man sich nicht mehr mit der Keckheit des Jünglings in ein Liebesabenteuer stürzt. Das Leben hatte ihm ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit anerzogen. Er wußte, daß jede That Folgen hat, und daß nirgends genauere Abrechnung gehalten wird als in Liebesdingen. Er wußte auch, daß der entfesselten Leidenschaft Zaum und Zügel anzulegen unmöglich ist. War der Zunder einmal entzündet, dann flammte der Stoß in rücksichtsloser Flamme auf. Hier gab es nur ein Entweder — Oder, Hingabe oder Flucht.

Aber sein Alter und seine gereifte Erfahrung wurden auch wieder zum Fallstrick für ihn. Die Erinnerung an Genossenes begleitete ihn auf Schritt und Tritt, ein melancholisches und doch erwärmendes Gefühl, wie man es wohl hat, wenn man in alten Büchern eingepreßte Blumen findet und entdeckt, daß sie doch noch einen schwachen Duft ausströmen.

Sollte er denn wirklich verzichten auf dieses Süßeste, was die Erde bot? Das Leben schien so arm ohnedem! Wahrlich, dann war das Alter wirklich angebrochen mit seiner grauen Langweile, wenn man auf die Gefühle verzichtete, die einem wie keine andern Kraft, Eigenart und Persönlichkeit zum Bewußtsein brachten.

Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich der Versuchung durch die Flucht zu entziehen. Die Gelegenheit, jetzt hier abzuschließen, war gerade günstig, wo die Kulturarbeiten beendet waren. Er hatte nun alles, was es im praktischen Forstbetrieb gab, kennen gelernt, und das war ja sein ursprünglicher Plan gewesen. Freilich lautete sein Kontrakt mit Oberförster Seltmann auf ein Jahr, aber sicherlich konnte der ohne große Schwierigkeiten gelöst werden.

Aber es war ihm doch nicht recht ernst mit dem Plane, zu verreisen. Wo sollte er auch hingehen? Etwa auf die Akademie zurück? Das Semester hatte ja schon vor einiger Zeit begonnen! Und dann graute ihm auch vor dem Hörsaale, nachdem er den lebendigen Wald kennen gelernt hatte. Noch nie glaubte er die Natur so verstanden zu haben wie in diesem Frühling. Warum jetzt gerade gehen, jetzt, wo das Leben sein schönstes Fest feierte? Noch ein paar Wochen wenigstens, nur ein paar Wochen!

So wurde nichts aus seiner Abreise.

Seitdem der Oberförster wieder die Revierverwaltung selbst in die Hand genommen hatte, gab es für Rüstädt draußen nicht mehr viel zu thun. Er hätte, um seine Zeit auszunutzen, zu den schriftlichen Arbeiten zurückkehren müssen, die er ganz hatte liegen lassen. Aber die Forstregister und Tabellen mit ihren trockenen Zahlenreihen wollten ihm jetzt nicht mehr recht munden. Er war zerstreut, seine Gedanken irrlichtelierten umher, es schien unmöglich, sie zu geordneter Geistesarbeit zusammenzufassen.

Knabenhafte Neigungen kamen über den gereiften Mann. Er begann planlos durch Wald und Flur zu schweifen wie ein verliebter Jüngling. Irgendwo im Moose oder Grase, am Bachrand auf der Wiese warf er sich nieder. Auf dem Rücken liegend, konnte er stundenlang dem Treiben der Wolken, ihrem langsamen Ineinander-Aufgehen und sich Verschieben zuschauen. Oder er pflückte Blumen, warf sie ins Wasser und sah ihnen nach, wie die einen schnell davongetragen wurden im Wirbel, die andern irgendwo in einer Krümme des Laufes hängen blieben. Nur einen Begleiter hatte er bei seinen Fahrten: Unkas, der seinen Herrn aus klugen Augen mit unverwandt zärtlichem und ergebenem Blicke ansah, als verstehe und billige er alles, auch diese Thorheiten.

Oberförster Seltmann hatte jetzt, wo der Rehbock geschossen werden durfte, seine abendlichen Ausgänge zu Birsch und Anstand wieder aufgenommen. Den Major hatte der schußneidische Alte auch jetzt noch nicht aufgefordert, ihn zu begleiten.

Aber auch Rüstädt blieb des Abends nicht in der Oberförsterei. Er fürchtete sich dort, es war ihm, als brenne ihm da der Boden unter den Füßen. Nein, nicht allein sein mit ihr unter einem Dache an diesen linden, den Sinnen schmeichelnden Frühsommerabenden!

Vielmehr ging er ins Freie, nicht allzu weit weg von der Oberförsterei. Sein Lieblingsplatz war eine Waldbank, die am Rande einer großen Kultur errichtet war. Dort saß er stundenlang, belauschte den Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, das friedliche Aesen des Wildes, bis der hereinsinkende Abend alle Stimmen zum Schweigen brachte und der Mond über den gezackten Wipfeln der Fichten aufstieg.

Eines Abends, als er von dort zurückkehrte, begegnete ihm im Dunkel eines schmalen Waldsteiges ein menschliches Wesen. Es mußte jemand vom Forsthause sein, denn Unkas eilte schwanzwedelnd voraus, als habe er die Witterung eines Bekannten. Erst als die Gestalt dicht vor ihm war, erkannte Rüstädt, daß es Anna sei. Sie hielt das Gesicht unter einem bunten Tuche verwahrt.

Er stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; Anna hätte er zu allerletzt hier erwartet. Er wußte, daß sie nachts nicht ins Freie ging.

Unwillkürlich blieb er stehen, und auch sie machte Halt. „Ich denke, Sie fürchten sich um diese Zeit im Walde?“ sagte er.

„Ich! — O nein!“ erwiderte sie und lachte verlegen.

„Wo wollten Sie denn hin, Frau Seltmann?“

Sie zögerte mit der Antwort. Dann meinte sie: sie habe nur ihrem Manne ein wenig entgegengehen wollen, der jeden Augenblick vom Anstand heimkehren müsse. Er wußte sofort, daß sie nicht die Wahrheit sprach, ihr Ton verriet sie, und zum Ueberfluß hatte er den Oberförster nach einer ganz andern Richtung ausgehen sehen. Ihn suchte sie also nicht.

Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn, versetzte ihm den Atem.

Langsam schritten sie den schmalen Steig hinab, nach dem Forsthause zu, Seite an Seite. Es war ganz dunkel, vor ihnen leuchtete der Ausgang, ein ferner, lichter, runder Fleck. Rüstädt wußte, daß die Entscheidung fallen müsse, ehe sie das Ende des Ganges erreicht haben würden. Ein leichter Schauer, wie ein

Fieber, lief ihm in der schwülen Luft vom Wirbel bis zur Zehe. Keines sprach ein Wort; es war, als höre man die Herzen durch die Nachtstille klopfen.

Schon wurde das helle Thor vor ihnen weiter. Man sah die Landschaft draußen im Silber des Mondscheins gebreitet. Da beugte er sich zu ihr hinab; ihr Mund kam ihm auf halbem Wege entgegen. Ein kurzes, heißes Umfangen und ebenso schnelles Losreißen. Einige hastig gestammelte, unverstandene Laute.

So kommen sie an den Waldesrand, wo die Dunkelheit allzu jäh dem tageshellen Lichte des Vollmonds weicht. Unvermittelt machen sie Halt, sehen einander in die bleichen Gesichter. Unkas steht vor ihnen und blickt sie aus menschenklugen Augen an. Sie schämen sich vor dem Tiere.

Das Forsthaus ist nicht weit. Jetzt hört man Stimmen von dort. Der Oberförster ist deutlich herauszuerkennen. Wie 's scheint, hat er gute Beute gemacht; man kann's aus seinem freudig erregten Sprechen schließen.

Wie auf Verabredung trennen sich Anna und Rüstädt, ohne Gruß. Sie eilt dem Hause zu, er in den Wald zurück.

*

Der nächste Morgen fand den Major noch spät im Bette. Er hatte eine wunderliche Nacht hinter sich. Bis zum Beginn des Morgengrauens war er im Walde umhergerannt, ohne Weg und Steg. Dann, um überhaupt in das Forsthaus zu gelangen, hatte er müssen Schrupper wecken, der ihm die Hausthür öffnete. Auf Zehen hatte er sich in sein Zimmer geschlichen. Aber obgleich von Erregung und Anstrengung erschöpft, fand er doch keinen Schlummer. Aus einer Stimmung stürzte er in die andre. Seine Phantasie malte ihm die lieblichsten Bilder vor von einem nun beginnenden Liebesglück; aber immer wieder erhob die Vernunft warnend dagegen den Finger. Unbehagen und Selbstvorwürfe behielten schließlich die Oberhand. Von fieberhafter Unruhe gequält, wälzte er sich auf seinem Lager, bis ihn ein bleierner Schlummer von allem Grübeln befreite.

Als er aufwachte, kam ihm das Erlebnis vom Abend zuvor wie ein Traum vor, und nicht einmal wie ein angenehmer. Die Sonne schien an den weißen Vorhängen vorbei hell ins Zimmer; alles sah so blank aus. Er dehnte sich und rieb sich den Kopf.

Also wieder mal ein Liebesabenteuer! Daß ihm alten Kerl noch so etwas widerfahren sollte! Er konnte es nicht ändern, er mußte vor sich hinlachen. Nein, eigentlich war das doch zu verrückt! Wiederholt den Kopf schüttelnd, kleidete er sich an.

Als er seinen Thee getrunken und sich die erste Zigarette angezündet hatte, sagte er sich, daß er nun vernünftig sein müsse. Es galt Kriegsrat halten mit sich selbst.

Die schwüle Nachtstimmung war verflogen bis auf den letzten Rest, als ob die helle Morgensonne sie aufgesogen hätte. Zur Nüchternheit des Tages erwacht, sah er die Lage völlig klar: eine verheiratete Frau liebte ihn, und er liebte sie bis zu einem gewissen Grade. Die Gelegenheit war zur Versucherin geworden. Nur dem Zufall verdankten sie, daß nichts geschehen, was nicht ungeschehen zu machen wäre. So würde es nicht wieder abgehen! Darin kannte er sich zu genau. Die arme kleine Frau! Sie spielte mit dem Feuer. Sie hatte keine Erfahrung. Kopflos stürzte sie sich in ein Abenteuer, aus dem sie unversehrt nicht herauskommen konnte. Er, der Erfahrene, mußte den Kopf kühl behalten, auch für sie mit. Es wäre Schmach gewesen, ihre Arglosigkeit auszunutzen.

Nein, das wollte er ihr nicht anthun!

Er kam sich selbst sehr edelmütig vor. Wirklich, anständiger als er konnte man nicht gut handeln. Eine solche Gelegenheit nicht benutzen! Vielleicht war es übertriebene Gewissenhaftigkeit. Wie mancher würde ihn als einen Thoren verlachen!

Er wollte also das Feld räumen. Die Sache sollte in völlig unauffälliger Weise bewerkstelligt werden. Dem Oberförster würde er sagen, er habe einen wichtigen Brief erhalten, der ihn zu einer Reise nötige. Dann wollte er das übrige von auswärts schriftlich abmachen, seine Schuld berichtigen und sich seine Sachen nachkommen lassen.

Sofort fing er an, sich an die Vorbereitung dieses Planes zu machen, begann Papiere auszusuchen und zu verpacken. Das Mittagessen ließ er sich aufs Zimmer kommen unter dem Vorwande, nicht ganz wohl zu sein; in Wahrheit, um Anna nicht unter die Augen zu kommen. Nachmittags ging er aus, um auf der Posthilfsstelle seine Briefe und Zeitungen umzubestellen. Von diesem Gange zurückkehrend, wollte er dem Oberförster seine Absicht, abzureisen, mitteilen. Doch fand es sich, daß dieser bereits zur Birsch ausgefahren war. Rüstädt begab sich daher auf sein Zimmer und fuhr im Ordnen seiner Siebensachen fort.

Er war noch nicht lange dabei, als sich unversehens die Thür aufthat und die Hausfrau eintrat.

Anna erschrak, als sie in dem dämmerigen Raume den Major erblickte; sie hatte ihn auswärts geglaubt. Mit bestürzter Miene stand sie auf der Schwelle. Einen Blumenstrauß in ihrer Hand zu verstecken, fand sie nicht die Geistesgegenwart.

Die Blumen verrieten Rüstädt alles.

„Das ist ja wunderschön!“ rief er und nahm Anna die Blumen ab. Dann lief er hastig, ein Glas zu holen, goß Wasser ein und steckte die Blumen da hinein. Vor Erregung war er ganz linkisch. Annas Anwesenheit entfesselte einen wahren Ansturm sich überstürzender Empfindungen in ihm.

Unerhört! Sie suchte ihn auf in seinem Zimmer! Um diese Stunde, wo ihr Mann in sicherer Entfernung war.

Die Hand zitterte ihm, während er den Blumen Wasser gab; er goß über, achtete nicht darauf. Es waren bescheidene Sommerblumen, wie sie in dem Gärtchen an der Oberförsterei blühten.

Anna stand noch immer an der Thür, lehnte am Pfosten mit schlaff herabhängenden Armen. Er sah nur ihren Scheitel, denn ihr Haupt war zur Brust herabgesunken. Wenn sie ein Wort gesagt hätte, wenn sie geklagt, auch nur still geweint hätte, dann wäre der Zauber gebrochen gewesen. Nichts konnte ihn gewaltiger ergreifen als diese stumme Ergebung.

Ihre Haltung sagte ihm: ‚Ich bin hier, ich kann nicht anders! Ich schäme mich, ich fürchte mich vor dir, aber meine Liebe ist stärker. Ich bin dein!‘

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, unwillkürlich, nur um dem Ueberschwall der Gefühle eine Ableitung zu geben. Er wußte, er stand im entscheidenden Augenblick. Wie in einen Strudel fühlte er sich hineingezogen. Seiner selbst bewußt und doch unter einem Banne, handelte er in jener unheimlichen, hellseherischen Klarheit, wie wir sie in Träumen oder in großen Gefahren entwickeln.

So trat er auf sie zu, mit lächelndem Angesicht, mit Gebärden, die voller Weihe waren. Leicht strich er ihr über das Haar und richtete ihr das gesenkte Haupt auf. Der Blick, den sie zu ihm emporschickte, kam wie aus weiter Ferne, aus unendlicher Tiefe. Langsam legte sie ihm die Hände um den Nacken und zog ihn an sich.

*

Für Anna ging mit diesem Tage ein neues Leben an. Das wirklich Entscheidende im Dasein der Frau, die große Liebe, war in ihr erwacht. Zwecklos und haltlos, ein flatterndes Blatt im Winde, hatte sie sich von wechselnden Ereignissen und Einflüssen dahin und dorthin wenden lassen, jetzt — so schien es ihr — hatte sie einen Ruhepunkt gefunden. Ihr Leben, meinte sie, habe von Anfang an diesem einen Ziele zugestrebt. Kein ängstliches Umhertappen gab es nun mehr, kein unfruchtbares Sehnen im Zwielicht dunkler Gefühle; die Sonne war aufgegangen, unter der fortan ihre Tage dahingehen würden.

Sie war merkwürdig ruhig geworden. Scheu und unsicher war sie bisher gewesen in ihren Handlungen, hatte gezittert in Furcht, wenn sie ihren Gatten in Kleinigkeiten hinterging; und nun in diesem Schwersten, das eine Frau einem Manne anthun kann, zeigte sie eine überlegene Vorsicht. Die Kühnheit des Nachtwandlers schien ihren Fuß zu leiten.

Anna hatte das Stubenmädchen entlassen, da ihr die neugierigen Augen der Person unbequem waren. Die alte Franziska, deren Sturz sie selbst im Herbst zuvor veranlaßt hatte, wurde jetzt wieder zu Gnaden angenommen. Von der war keine Indiskretion zu befürchten; denn die sah nicht rechts, nicht links von ihrer Arbeit weg.

Und dazu erleichterte der Oberförster in seiner Arglosigkeit den beiden die Gelegenheit. Seiner neu erstarkten Gesundheit sich erfreuend, war er den ganzen Tag im Revier, unternahm weite Ausfahrten, die Unterbeamten kontrollierend, und ging des Abends auf den Rehbock. Seltmann lachte den Major aus, nannte ihn einen „Stubenhocker“ und „Professor“, weil er ihn in seinem Zimmer in Forstjournale, Revierkarten und Holztabellen vergraben glaubte.

Inzwischen lebten die beiden in den Tag hinein, sorglos bis zum Uebermut, von dem starken Tranke junger Leidenschaft berauscht. Das Glück hatte in Anna selbst das mütterliche Gewissen zum Schweigen gebracht. Sie vermochte an ihren Jungen zu denken, ohne zu erröten. Was sie früher geliebt, liebte sie jetzt um so viel inniger. Alles hatte ja neuen Wert für sie bekommen, die ganze Welt sah sie in andern und stärkeren Farben.

Sie war dieselbe geblieben und war doch eine andre geworden. Jene Anna, die als Mädchen ein heiteres, sorgloses Leben genußfroh im elterlichen Hause zugebracht, war wieder in ihr erwacht. Als habe sie zehn Jahre geschlummert, — und nun war ein Prinz gekommen, der sie erweckt aus ihrem Zauberschlaf, als wären die Jahre daher nur ein böser Traum gewesen, so lachte der sonnige Morgen, der jetzt strahlte, sie an. Nichts hatte sie eingebüßt an Jugend, Spannkraft und Schönheit. Alle ihre Triebe hatten knospenhaft geschlummert unter dem Schnee des Winters und brachen, geweckt durch die Liebkosungen des Lenzes, zur vollen Blüte auf. Es war nicht jenes bräutlich verschämte Knospen, jenes scheue Lugen der Triebe im Vorfrühling, es war das bewußte Ausbrechen der Sommerpracht, wo Blatt und Frucht zugleich den Baum schmücken und die nahende Reife künden.

Und die Natur war den beiden günstig gesinnt. Kurz nur währte der Sommer hier oben; das schienen die Bäume, Blumen und Vögel wohl zu wissen. Aber in ihrem Rausche ließen sie sich nicht beirren, wenn auch der Herbst bald kommen mußte. Sie blühten und jubelten und machten Feiertag, gerade weil dem einen Sonntag sechs nüchterne Wochentage folgen mußten.

Nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur — die Liebe selbst wies ihn ihr. Mit einemmal war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre lang gelebt mit verschlossenen Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert. Sie sah die Pracht der mächtigen, von tausend Säulen gebildeten Hallen, das luftig gewölbte Dach darüber, die schillernden Fliesen des Bodens, die leuchtenden Fenster, durch welche die Lichtwellen ungehindert aus- und einflossen.

Der Sinn für die Schönheit des Kleinen und Kleinsten erwachte in ihr. Wie liebte sie auf einmal all die harmlosen Lebewesen um sie her in Luft und Erdreich, deren Dasein sie vordem kaum beachtet hatte. Mit kindlicher Freude beobachtete sie das Wiebeln und Kriebeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauschte sie dem Jubilieren der Vögel unter dem Blätterwerk.

Der Wald wurde der liebste Freund der beiden. Er schien sie zu verstehen, wie sie ihn verstanden; er war verschwiegen, sah alles und sagte nichts. Er rauschte ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache, ewig schöne Melodie.

Anna war reich geworden wie eine Königin. Eine ganze Welt war ihr geschenkt. Sie war dem Geliebten dankbar dafür von ganzem Herzen. Sie war ihm ergeben wie eine Magd. Nichts verlangte, nichts forderte sie für ihre Hingabe als Liebe. Mit tausend Beweisen ihrer Neigung umgab sie ihn. Täglich fand er jetzt einen blühenden Strauß in seinem Zimmer. Wenn er ihr begegnete, flog sie auf ihn zu, ihr dunkler, tiefer Blick sagte ihm: ‚Ich liebe dich!‘

Und wenn die Dämmerung anbrach und er mit hastigen Schritten in den Wald zum Stelldichein eilte, dann fand er sie schon am Platze, in Sorge, daß er heute nicht kommen möchte.

Rüstädt war immer wieder von neuem überwältigt von der unerhörten Kraft solcher Hingebung. So war er noch nie geliebt worden, mit einer Liebe, die alles aufs Spiel gesetzt, alles preisgab um seinetwillen. Das war berauschend! Das erzeugte in ihm, dem reifen Manne, eine Gegenglut, wie sie den Jüngling nicht entflammt haben würde.

Sie waren füreinander bestimmt, von Uranfang her. Solche Liebe gewährte einen Freibrief. Im Unrecht waren Gesetz und Ordnung, die ein Weib an einen ungeliebten Mann fesselten. Sie waren im Recht! Natur, Jugend, Frühling, der Wald, alle Schönheit der Welt waren auf ihrer Seite.

VII.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Hellmut ins Haus kam. Den Gatten zu täuschen, war der

Eingeborene von Matupi.

Ersteigen einer Kokospalme.

Eingeborenenhütte in Apia.

Französische Missionskirche in Apia.
Brot bereitende Samoanerinnen.

Haus des Königs Malietoa bei Apia.
Deutsche Matrosen in Matupi, Granaten füllend.

Bilder aus Samoa. Nach photographischen Aufnahmen.

Pfingstsonntag-Morgen am chinesischen Turm im Englischen Garten zu München. Originalzeichnung von Paul Hey.

jungen Frau nicht schwer aufs Herz gefallen, aber das unschuldige Gesicht ihres Jungen wurde ihr zum schneidenden Vorwurf.

In voller Arglosigkeit war Hellmut stets um die beiden; wie hätte er auch ahnen können, daß er im Wege sei! Seine wißbegierigen Augen, seine verfänglichen Fragen, die naiven Bemerkungen, die er nach Kindesart gelegentlich fallen ließ, machten die Mutter erzittern. Der Junge war schließlich doch das stärkste Band, das sie an Haus und Gatten fesselte, der lebendige Mahnruf an ihre Mutterpflichten.

Nicht daß das plötzlich erwachte mütterliche Gewissen das liebende Weib in ihr nun ertötet hätte! Ihr Lieben hatte nur eine andre Färbung angenommen. Es war nicht mehr das erste, unüberlegte Hingeben, das nach nichts anderm fragt, das einfach dem Triebe folgt. Diese Blindheit war von ihr gewichen, sie hatte eingesehen, was sie thue, und war erschrocken, als habe jemand die Nachtwandelnde angerufen.

Mit um so verzweifelterer Gewalt klammerte sie sich an den Geliebten. Ihre Leidenschaft war bewußter, schlug in höherer, verzehrender Flamme auf, als habe sie durch das Widrige neue Nahrung erhalten.

Rüstädt aber begann die Fesseln schwerer und schwerer zu fühlen, die er sich mit diesem Verhältnis auferlegt hatte. Er schmeckte den tragischen Beigeschmack sofort mit, den Annas Neigung in dem Augenblicke bekommen hatte, da das eigne Fleisch und Blut ihr wieder vor die Augen trat. Und auf seiner Zunge mußte dieser Geschmack zu Galle werden. Der tödlichste Feind jeder Leidenschaft, das Moralisieren, nistete sich bei ihm ein. Nur noch wie ein Dieb, der die Entdeckung fürchtet, wagte er von der verbotenen Frucht zu kosten. Auf kurze Augenblicke des Taumels folgten lange Stunden unbehaglicher Selbstvorwürfe, die ihm die Freude in der Knospe zerfraßen.

Zwar redete er sich zur Besänftigung des Gewissens vor, daß er weniger Verführer als Verführter sei; aber diese Entschuldigung genügte ihm nicht, sie half ihm vor allem nicht über das unheimliche Bewußtsein hinweg, daß er einen arglosen Biedermann, der ihm im besten Glauben sein Haus geöffnet, schmählich hintergehe. Die Gegenwart des Oberförsters wurde ihm geradezu unerträglich. Er kam sich in Gegenwart eines Mannes, den er in seiner Ehre kränkte, selbst ehrlos vor. Daß er gezwungen war, ihm gegenüber das bisherige freundliche Verhältnis aufrecht zu erhalten, diese schlechte Komödie empfand er als tiefe Demütigung.

Eines Tages bekamen Seltmanns Besuch von ihren Verwandten, Pastor Waibel und Frau. Man saß bei schönem Sommernachmittagswetter in der Gartenlaube. Rüstädt, der bei offenem Fenster in seinem Zimmer auf dem Sofa lag und las, mußte das Klappern der Tassen und Löffel und das Durcheinanderreden mit anhören. Die Gäste fragten auch nach ihm, und er sah im Geiste Annas Erröten, wie sie darauf Rede und Antwort zu stehen hatte.

Dieses Anhören einer Unterhaltung, die nicht für ihn berechnet war, wurde ihm peinlich; er nahm Hut und Stock und rief Unkas. Er wollte möglichst unbemerkt das Haus verlassen.

Aber dieser Plan mißlang. Pastor Waibel bemerkte den Major und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, sofort eine Unterhaltung beginnend. So konnte Rüstädt nicht umhin, auch zu der Frau Pastorin zu treten, um sie zu begrüßen. Und bald sah er sich an dem Tische sitzen, vor sich eine Tasse Kaffee, neben sich die Pastorin.

Rüstädt ärgerte sich über sich selbst, daß er diesem unerwünschten Zusammensein nicht geschickter aus dem Wege zu gehen verstanden hatte. Er war zerstreut. Dabei wußte er ganz gut, daß es galt, auf seiner Hut zu sein. Der Blick der Pastorin eilte von ihm zu Anna und zurück. Was hatte die unselige Person, deren Gesicht einem lebendigen Fragezeichen glich! Wieviel wußte sie bereits?

Und Anna schien durch seine Anwesenheit erst recht den Kopf verloren zu haben. Sie errötete ein über das andre Mal, verhetterte sich in der Unterhaltung und ließ schließlich mit zitternder Hand den Deckel der Meißener Kanne fallen, der eine Untertasse des besten Geschirrs zerbrach. Das trug ihr ein barsches Anfahren von seiten des Gatten ein.

Rüstädt saß wie auf Kohlen. Eine wahre Erlösung bedeutete es für ihn, als Hellmut jetzt angesprungen kam. Pastor Waibel, der, selbst kinderlos, seinen Hang zum Schulmeistern gern an andrer Leute Kindern befriedigte, nahm den Jungen alsbald ins Gebet; der mußte ihm vordeklinieren und konjugieren und Genusregeln aufsagen.

Hellmut, der eigentlich einen Ausgang in den Wald zum Schießen von jungen Holztauben geplant hatte, war natürlich von dieser unvorhergesehenen Abhaltung wenig erbaut. Er warf flehende Blicke nach dem Major hinüber; der war doch sein Freund, der hatte ihm doch früher stets geholfen, der mußte doch Mittel und Wege finden, ihn hiervon zu befreien. Aber der Major saß stumm und teilnahmlos da, an ihm vorüberblickend.

Hellmut wußte nicht viel; aus der gedehnten, nachlässigen Art zu antworten hörte man deutlich seinen Widerwillen heraus. Der Pastor fuhr im Examinieren fort, nergelte an jeder Antwort herum und gab zu verstehen, daß Hellmut erstaunliche Lücken aufweise. Die Pastorin saß mit schadenfroher Miene dabei, Anna war sehr erregt, bei dem Oberförster schwoll die Zornader bedenklich an. Ein Gewitter war im Anzuge, noch vor Abend würde es wohl einschlagen, und Hellmut hatte schon eine dumpfe Ahnung, bei wem.

„Setz dich ein wenig hinter die lateinische Grammatik, mein Sohn, den Rat gebe ich dir! Sonst wird nie etwas aus dir werden,“ sagte Pastor Waibel.

„Die ganzen Ferien kein Gewehr mehr angerührt!“ platzte der Oberförster heraus.

Das war zu viel für Hellmuts bisher nur mühsam bewahrte Fassung. Er brach in Thränen aus und ging heulend ab. Anna war ganz bleich geworden und konnte die Thränen auch nicht zurückhalten.

Rüstädt entfernte sich hierauf mit kurzem Abschied von der Gesellschaft. Das schiefe Verhältnis, in das er neuerdings zu allen Personen dieses Familienkreises geraten, war ihm noch nie so klar geworden wie durch dieses kleine Erlebnis.

Er durfte Anna nicht helfen, mußte stumm und unthätig zuschauen, wie sie gequält wurde. Und auch für ihren Liebling konnte er nicht einschreiten. Früher, ja, da hatte er ihn schützen können. Aber wie durfte er das jetzt noch wagen!

Wie hatte sich alles geändert! Sein Verkehr mit Hellmut hatte die Harmlosigkeit eingebüßt. Der Anblick des Kindes war für ihn noch mehr als ein bloßer Vorwurf, er bedeutete ihm die peinliche, nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Geliebte einem andern angehört hatte und noch kraft des Gesetzes angehörte.

Und wenn er sich auch hundertmal sagte, daß Liebe stärker sei als Gesetz, das Bewußtsein, daß er der Draußenstehende sei, blieb. Es lag so etwas Unvornehmes in diesem Diebesgefühl. Von vornherein klebte dem jungen Glück eine Unsauberkeit an, es lag wie ein Meltau auf ihrer Neigung.

Mit Schrecken nahm Anna eine Unruhe bei ihm wahr, ein Zurückweichen. Der weibliche Argwohn ist schnell rege. Sie glaubte, er wolle sich ihr entziehen, sei ihrer wohl gar überdrüssig.

Eifersucht regte sich in ihr. Manches, das er ihr vordem erzählt, die Bilder und Andenken, die sie bei ihm gesehen, fielen ihr ein und beunruhigten sie. Er unterhielt vielleicht doch Beziehungen zu andern Frauen, dachte wenigstens noch an sie.

Es kam zum ersten bitteren Wortwechsel zwischen ihnen. Sie warf ihm bei nichtigem Anlaß vor, daß er sie nicht mehr liebe, daß er sie, da sie ihm alles geopfert, verachte. Und während er sie zu beruhigen suchte und ihr seine ungeschwächte Neigung beteuerte, fühlte er im Grunde, daß sie recht habe, und daß er lüge.

Schon drückte ihn die Bürde der Verantwortung, die er auf sich genommen, schwer. Wie in ein unsichtbares Netz fühlte er sich verstrickt; Spinnweben waren es anfangs gewesen, mit der Zeit wurden Ketten daraus, die tiefer und tiefer ins Fleisch schnitten, je heftiger man sich ihnen zu entwinden suchte.

*

In dieser Zeit kam aus der Residenz eine Nachricht, die die ganze Gegend in die größte Aufregung versetzte. Der Landesfürst wollte im Quellenhayner Revier jagen. Im Gebiete der Oberförsterei lag nämlich ein Jagdschlößchen, das der Fürst in früheren Jahren oft, in letzterer Zeit nur selten besucht hatte. Jetzt war befohlen worden, dort schleunigst Vorkehrungen für den Empfang des erlauchten Gastes und seines Gefolges zu treffen.

Dem Oberförster kam das sehr wenig gelegen. Er war von Natur und Erziehung keineswegs Hofmann, und wenn er auch jedem, der seinen loyalen Unterthanensinn anzuzweifeln sich vermessen hätte, einen gehörigen Denkzettel gegeben haben würde, so liebte er es doch mehr, die Hoheit aus der Ferne zu verehren, als in allzu nahe Berührung mit ihr zu kommen. Und diesmal gab es für ihn besonderen Grund, das Kommen des Landesvaters nicht zu wünschen; er hatte nämlich als Weidmann kein ganz reines Gewissen. Es war den Förstern nur eine beschränkte Anzahl Wild jährlich abzuschießen gestattet. Was von starken Hirschen und Böcken nicht gerade Wechselwild war, wurde für den Monarchen zurückbehalten. Da nun aber Seine Königliche Hoheit sich in den letzten Jahren dem Reviere ferngehalten, war der Oberförster sicher geworden und hatte, von der Jagdpassion fortgerissen, die Grenzen des gestatteten Abschusses etwas stark überschritten. Das, fürchtete er, würde jetzt schrecklich an den Tag kommen. Und der Fürst, sonst ein nachsichtiger, liebenswürdiger Herr, verstand in dieser Beziehung, wie allgemein bekannt, keinen Spaß. Der Oberförster, obgleich gerade kein Hasenfuß, sah dieser Begegnung entgegen, wie etwa ein Schuljunge, der eine Dummheit gemacht hat, das Kommen des Rektors erwartet.

Seine letzte Hoffnung in dieser heikeln Lage war der Major. Seltmann hatte die Vorstellung, daß ihm Herr von Rüstädt, als ehemaliger Hofmann, hier sicherlich werde helfen können.

Ueberhaupt war der Major, seit das Kommen des Landesherrn feststand, allgemein in den Vordergrund der Erwartungen getreten. Vereine und Privatleute wandten sich an ihn, als einen Sachkenner, mit allerhand Fragen. Man plante großartige Ehrungen: Fackelzug, Umzüge, Deputationen, und was alles die Loyalität des Volkes bei solchen Anlässen zu ersinnen vermag. Es wurde Rüstädt schwer, den Eifer der guten Leute zu beschwichtigen; sie wollten es ihm nicht glauben, daß der Landesvater am liebsten ganz von solchen Dingen verschont bleibe.

Rüstädt selbst sah dem fürstlichen Besuche mit geteilten Gefühlen entgegen. Er liebte seinen Fürsten, und der alte Herr war ihm stets wohlgewogen gewesen. Er wußte, daß die Intrigue, der er zum Opfer gefallen war, nimmermehr an höchster Stelle Billigung gefunden hätte, wäre nur die Wahrheit bis dorthin gedrungen. Er war auch jetzt noch eines guten Empfanges von seiten des Fürsten gewiß, aber um keinen Preis wollte er sich aufdrängen. Viel zu stolz war er, mit freundlichem Gesicht zu scherwenzeln, wo er ein Recht zu haben glaubte zum Grollen. Darum beschloß er, solange es irgend anging, sich fernzuhalten.

Doch das kam schließlich anders, als er gedacht hatte. Kaum war nämlich der Fürst eingezogen und hatte durch Oberförster Seltmann von Rüstädts Anwesenheit auf Quellenhayner Revier gehört, als er umgehend einen Herrn aus seiner Begleitung zu diesem schickte, mit der Aufforderung, sich der Gesellschaft anzuschließen und am Sport teilzunehmen.

Der Zufall wollte es, daß der Ueberbringer dieser Botschaft einer von der Clique war, die Rüstädt ehemals ein Bein gestellt hatten. Er empfing den Betreffenden mit schneidender Kälte und erklärte, er werde es sich sehr überlegen, ob er kommen wolle. Es wurde ihm die Genugthuung, zu sehen, in welches Entsetzen der gute Herr — ein Hofschranze vom reinsten Wasser — bei dem bloßen Gedanken geriet, Seiner Königlichen Hoheit einen ablehnenden Bescheid überbringen zu müssen. Nachdem er den Braven so eine Weile hatte zappeln lassen, ließ er sich schließlich erweichen und sagte zu. Im Ernste konnte eine so liebenswürdige Einladung ja doch nicht ausgeschlagen werden.

Der Fürst empfing seinen ehemaligen Flügeladjutanten aufs zuvorkommendste und bevorzugte ihn auch in der Folgezeit in geradezu auffälliger Weise. Die nächste Folge davon war, daß sich auch das Gefolge beeilte, den wieder zu Gnaden Aufgenommenen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zu behandeln; was er von dieser Art Höflichkeit zu halten habe, wußte Rüstädt.

Der hohe Herr, der sich trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis für die einzelne Person bewahrt hatte und der sich gern über die intimsten Verhältnisse eines jeden unterrichtete, zog Rüstädt wiederholt ins Gespräch und ließ sich von ihm über seine Zukunftspläne erzählen. Der Fürst, der auch vom Forstwesen etwas verstand und der es liebte, den Leuten gelegentlich auf den Zahn zu fühlen, stellte hie und da Fragen, die offenbar darauf ausgingen, zu erkunden, wieweit Rüstädt bereits in die Fachkenntnisse eingedrungen sei.

Rüstädt überlegte, ob er nicht doch die Gelegenheit

benutzen solle, den Fürsten aufzuklären über die Nichtigkeit der Gründe, die seinen Abschied veranlaßt hatten. Aber er ließ den Gedanken wieder fallen. Zu gut kannte er den alten Herrn in allen seinen Eigenheiten. Der war kein Freund von Enthüllungen, hielt sich alle peinlichen Eindrücke, soweit es irgend ging, vom Leibe. Einer so gearteten Persönlichkeit gegenüber den Unschuldsbeweis anzutreten, wäre völlig zwecklos gewesen. Sicherlich hätte er nur einen Skandal heraufbeschworen, ohne doch die Wahrheit an den Tag zu bringen. Rüstädt begnügte sich also damit, dem Hofgesinde gegenüber seine unverhohlene Verachtung an den Tag zu legen.

Seine Königliche Hoheit schien übrigens irgend etwas mit Rüstädt im Sinne zu haben, denn er erkundigte sich auch bei Oberförster Seltmann nach der bisherigen Thätigkeit des Majors.

Der Aufenthalt des Landesherrn verlief zur Zufriedenheit für alle Teile. Die loyalen Leute der Gegend hatten ihre Deputationen, Böllerschüsse, Reden und Feuerwerke losgelassen. Der Fürst selbst hatte gute Jagdbeute gemacht. Oberförster Seltmanns Befürchtung aber, daß man wegen des allzu reichlichen Abschusses Rechenschaft von ihm fordern werde, war Gott sei Dank nicht in Erfüllung gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Himmelsthor.

Ein Seelchen naht schüchtern dem himmlischen Thor,
Ein leuchtender Engel hält Wache davor.
Der spricht zu dem Seelchen: „So schlüpf doch hinein,
Wie frierst du! Da drinnen ist Sonnenschein!“

Das Seelchen, es zögert und bittet und spricht:
„Du lieblicher Engel, ich friere ja nicht
Und warte so gerne, denn hinter mir drein
Kommt schluchzend und suchend mein Mütterlein!“

Paul Grotowsky.

Eine Wanderung durch die Londoner Parks.

Von

Lucy Walters.

Drückende Luft — brausender Lärm — schmucklose, vom Rauchnebel arg mitgenommene Häuserreihen — ein schier unentwirrbarer Knäuel von Cabs, Omnibussen und Lastwagen, durch den sich die flutende Woge des Menschenstroms nur mit knapper Not hindurchrettet — das ist London!

Goldiger Sonnenschein, Kirchenstille, sammetgrüne Rasenflächen, schimmernde Wasserspiegel, farbenprächtige Boskettts und schattige Alleen — das sind die Parks und Gärten der Themsekönigin — die erquickenden Oasen in der Wüste des großstädtischen Lebens und Treibens!

Wohl keine Stadt der Welt hat eine solche Menge an „Grün“ aufzuweisen wie London, von den kleinen Squares an, die den Mittelpunkt der aufeinandertreffenden Straßen bilden und oft nur aus ein paar Dutzend Bäumen bestehen, bis zu den unabsehbaren Anlagen von Regent und Hyde Park. Letzterer bildet zusammen mit den Kensington Gardens, von denen er nur durch den Serpentinefluß getrennt ist, hauptsächlich den Sammelplatz des Highlife, und Rotten Row an einem schönen Frühsommertag zeigt alles, was London an Eleganz, Schönheit und Vornehmheit aufzuweisen hat. Wagen auf Wagen, mit prächtigen Pferden bespannt, rollt dann durch die breiten, schattigen Alleen — Amazonen im knappen Reitkleid mit wallendem Schleier, Reiter in tadelloser Jockeyhaltung, Kinder auf Scotland-Ponies dazwischen — auf der Promenade die Herren mit der unvermeidlichen Blume im Knopfloch, die Damen in den elegantesten und, dem Mut der Engländerin entsprechend, oft gewagten Toiletten — alles wogt durcheinander — ein farbenprächtiges, glänzendes Bild, das sich dem Auge des Beschauers in seiner Eigenart unvergeßlich einprägt.

Der Wasserspiegel der Serpentine glänzt und schimmert, und die fröhliche Kinderschar, die sich am Ufer mit dem Füttern der Enten und mit dem Ablassen kleiner Segelboote vergnügt, jauchzt noch einmal so hell auf, wenn ein paar flüchtige Foxterriers von der Allee aus die harmlosen Wasservögel attackieren, die nun schnatternd und flügelschlagend in ihr feuchtes Element zurückflüchten.

Während sich die „oberen Zehntausend“ von London in diesem Teil des Parkes kurz vor der späten Dinerstunde ein Rendezvous geben, halten nach Norden zu, am Eingang von Marble Arch, die Sozialisten mit Vorliebe ihre Meetings ab, und es ist ein durch den Gegensatz doppelt seltsames Schauspiel, die bewegte Volksmasse zu sehen, die da Kopf an Kopf, applaudierend oder murrend, den Rednern lauscht; die haben sich hier ihre Tribünen unter freiem Himmel aufgebaut, auf solche Weise höchst praktisch Saalmiete und Beleuchtungskosten sparend, und da reden sie nun, gestikulierend und ihre Stimme laut erhebend, auf das Publikum ein, das ab und zu Lust bekommt, mitzusprechen. Obwohl dann die Debatten mit großer Lungenkraft und lebhafter Zungenfertigkeit ausgefochten werden, geht es im ganzen dabei doch sehr harmlos zu, und „allgemeine Heiterkeit“ herrscht hier noch öfter als in den Sälen der Volksvertretung. Sogar der sonst so ernsthafte Policeman amüsiert sich dann — im übrigen läßt er jeden sprechen, soviel und was er mag; in England ist eben alles frei, „Hunde von Maulkorb und Leine, und Menschen vom Preß- und Redezwang“.

Wenige hundert Schritt weiter entfaltet sich ein neues Tableau. Die Rasenflächen dehnen sich hier in fast unabsehbarer Weite aus — die Alleen von Park Lane schimmern wie ein ferner Wald herüber, und um das Idyll vollständig zu machen, sieht man hier weidende Schafherden und barfüßige Hütejungen, die, lang ausgestreckt auf dem Boden liegend, in den blauen Himmel hineinstarren und sich die Sonne auf den bloßen Kopf scheinen lassen, aber auch mit derselben stoischen Ruhe einen tüchtigen Platzregen aushalten; denn die Engländer, speziell die Londoner, sind nicht anspruchsvoll bezüglich des Wetters und: „A fine day, is n't it?“ lautet meistens die Begrüßung, wenn der Nebel auch noch so dicht und schwer auf dem Häusermeer liegt. Ja, es kann sogar vorkommen, daß man, von einem heftigen Gewitter überrascht, in den nahe der Serpentinebrücke gelegenen Erfrischungspavillon flüchtet, und daß Frau Wirtin dort mit „Fine day, is n't it?“ den unvermeidlichen Thee serviert, während der Regen stromweise über die Galerie in den Kies stürzt. Kommt des Antwortenden „Y-Yes“ in diesem Fall etwas gedehnt heraus, so ruft das unbegreiflich anspruchsvolle Wesen des Fremdlings ein vorwurfsvolles Kopfschütteln hervor, und „Madam“ zieht sich unwillig hinter ihren brodelnden Samowar zurück. Doch verlassen wir eiligst diesen Erfrischungstempel, vor dessen entsetzlichen Getränken und hundertjährigen Cakes der harmlose Wanderer übrigens gar nicht genug gewarnt werden kann — vorüber an den farbenprächtigen Boskettts der Kensington Gardens, die auch für den Botaniker von hohem Interesse sind, gelangt man, sich links wendend, zum Albert-Memorial, einem der großartigsten Denkmäler der Welt, das seine leuchtende Spitze weit über die Baumriesen seiner Umgebung hinaus erhebt: „Queen Victoria and her people to the memory of Albert, Prince Consort, as a tribut of their gratitude for a life devoted to the public“ besagt die goldschimmernde Inschrift des tempelartigen Baues, dessen prachtvoll ausgeführte vier Eckgruppen Asien, Amerika, Europa und Afrika verkörpern, während der Fries eine kunstvolle Darstellung großer Gelehrten und Künstler vom Altertum bis zur Neuzeit giebt: Virgil und Goethe, Phidias und Thorwaldsen, Hiram und Erwin von Steinbach, Pythagoras und Reynolds friedlich aneinander gereiht! Eine Menge von Menschen umsteht fast immer dies interessante Kunstwerk, und man kann da immer, besonders an Sonntagen oder am Bankfeiertag, die tiefsinnigsten Bemerkungen nicht nur über Wissenschaft und Musik, sondern auch Kritiken über Hogarths Bullenbeißer und Raphaels Windspiel hören — denn ebenso, wie man in London Gelegenheit hat, eine große Menge prachtvoller lebender Hunde zu bewundern, ebenso sieht man die Lieblinge mit Vorliebe auf Denkmälern angebracht, und Publikum und Künstler sind gleich interessiert für ihre Darstellung. Byrons prachtvoller Neufundländer an Hyde Parks Corner ist gewiß mit liebevollerer Sorgfalt von dem Bildhauer modelliert als sein Herr!

Doch, revenons à nos moutons! Man kann das hier im wahren Sinne des Wortes sagen, denn wenn man sich nach Regent Park wendet, findet man ebenso wie in Hyde Park eine Menge behaglich grasender Hammelherden — die übrigens für die englische Landschaft typisch sind — kein Wunder also, daß Johnny so hübsch in der Wolle sitzt. Am Sonntag sammelt man nebenher auch die verlorenen Menschenschäflein durch den Gottesdienst im Freien ein, gerade wenn sie im Begriff sind, sich in die weltlichen Freuden des Crickets zu stürzen — doch wird in der That wohl niemand, der solch einen Gottesdienst unter den schattigen Baumkronen von Regent Park miterlebt und die sanften Klänge des „Never more to walk alone“ gehört hat, sich dem Zauber dieses Augenblicks entziehen können. Darum sind auch die Zuhörer meistens viel andächtiger unter dem grünen Blätterdach, durch das die Sonnenstrahlen hindurchflimmern, als in den säulengetragenen Hallen der riesenhaften, düstern St. Pauls-Kathedrale.

Hat der Hauptstrom von Spaziergängern vor dieser „Kirche im Freien“ gestockt, so flutet er um so schneller weiter, nachdem der Schlußgesang verhallt ist, und einen ganz besondern Anziehungspunkt scheinen die im Norden des Parks gelegenen Zoologischen Gärten zu bilden. Hat man dort alle Sorten zahmer und wilder Tiere bewundert, sich an Affen und Schlangen, an den platschenden Seelöwen und dem augenscheinlich etwas blasierten Krokodil ergötzt, die prachtvollen Teppichbeete angestaunt und der Löwenfamilie einen Besuch abgestattet, so sucht man sich in den eleganten Räumen des neueröffneten Theesalons zu stärken, in dem das Nationalgetränk mit den unvermeidlichen Marmeladen und Gelees von blondlockigen Nymphen serviert wird, die in ihrem hohen, kunstvollen Lockenbau einen zierlichen Spitzentuff tragen. Hier im Saal kommt man erst dazu, sich das Publikum recht anzusehen, das sich draußen zu sehr zwischen Boskettts und Zwingern verlor — und wenn man eben aus dem Kaninchenhaus kommt, kann man sich beim Anblick dieser seelenvergnügt ihre Brunnenkresse schmausenden Menschheit über die Darwinsche Theorie nicht wundern. Wie wohl sich alle bei diesem Grünfutter befinden: Vater, Mutter und Kind — jedes hält ein Bündelchen Kresse in der Hand und zupft die Blätter mit den Zähnen ab. Nun kommt eine neue Menschenwoge herein, es wird eng und heiß in dem umschlossenen Raum, und man ergreift die Flucht, um draußen bald an den wundervollen See zu gelangen, dessen Schwäne nicht stolzer einhersegeln können als Jung-Charlie in seinem flotten Boot. Die blonde Mary an der einen, die braunäugige Flory an der andern Seite — Jane in der offenen Matrosenbluse mit dem kecken runden Hütchen am Steuer. Nach der Ruderpartie geht's wahrscheinlich ans Federballschlagen — die Rackets liegen schon im Boot — und Regent Park bietet ja für alle derartigen Spiele im Freien die prachtvollsten Plätze, auf denen sich die kleinen wie die großen Kinder glückselig vergnügen. Verfolgt man den breiten Querweg, so gelangt man nach Primrose Hill und genießt dort einen entzückenden Blick über das unabsehbare Häusermeer Londons von der einen, über das herrliche Grün des Parkes von der andern Seite — vorausgesetzt nämlich, daß der Nebel keinen Querstrich durch die Rechnung macht. Ein wenig davon giebt es freilich immer, doch es erscheint als eine besonders schöne Eigenart all dieser englischen Landschaftsbilder, daß die Sonne sie nicht blendend und sengend, sondern wie durch einen sanften Schleier gedämpft beleuchtet, Nach Maryleboneroad zu liegen — eingehegt und der großen Menge unzugänglich, die königlichen Botanischen Gärten, die für jeden Freund der durch Kunst verschönten Natur ein genußreicher Aufenthalt sind. Die Anlagen haben eine eigenartig vornehme Schönheit, die Glashäuser enthalten kostbare tropische Pflanzen. Ein kleines Museum an der linken Seite des Parks birgt außer einer umfangreichen Steinsammlung noch eine Menge andrer, mehr allgemein interessanter Dinge, zum Beispiel eine riesige Baumwollstaude unter Glas. Entfernt von dem lustigen Bunt der riesigen Pelargoniengruppe senkt „Napoleons Weide“ (aus einem Steckling von St. Helena gezogen) ihre grauen Zweige trauernd auf den smaragdfarbenen Rasen, auf der rechten Seite des Hauptweges breiten sich höchst originelle Teppichbeete in Fächerform aus, und steile Stufen führen auf gewundenen Wegen zu einem allerliebsten kleinen Belvedere, von dem aus man nur ins Grüne hineinsieht und völlig vergessen kann, daß man sich mitten in einer großen Stadt befindet.

In einem ganz andern Teil von London, in dem traurigen Osten, liegt Viktoriapark. Der weite Weg führt durch die ganze City, durch Whitechapel und Hakneyroad mit ihren großen und doch so unsagbar armselig erscheinenden Häusern. Auch hier im Viktoriapark giebt es weite, gut gehaltene Rasenflächen, schattige Bäume und kunstvoll angelegte Blumenparterres — letztere fast zu kunstvoll! Diese etagenförmig aufgebauten Teppichbeete haben trotz all ihrer Schönheit in Farbenzusammenstellung und Form eine verdrießliche Aehnlichkeit mit den englischen Hochzeitskuchen, und die mit Vorliebe angebrachten Echeverienarten übernehmen die Rolle jener Zuckerverzierungen, die sich rosettenartig um den Aufbau des unter Glas gesetzten steifen Prunkgebäcks legen.

Der Lage des Viktoriaparks entsprechend findet sich in ihm, wie in dem südlich gelegenen Southwark Park, natürlich nicht das beste Publikum, aber es ist wahrlich um so besser und notwendiger für diese traurigen Stadtteile, solch schattige Erholungsplätze, solch weite, grüne Flächen zum Spielen für die Kinder zu haben — und wie glückselig tummelt sich hier die kleine Schar beim Cricket, welch fröhliches Lachen tönt von den Schaukeln und den Turngeräten her! Die schmalen blassen Gesichtchen röten sich vor Freude, und dann hellen sich auch die oft so sorgenvollen und abgehärmten Züge der Mütter ein wenig auf.

Auch Battersea Park, im Südwesten der Stadt, ist ein Erholungsort für die arme Bevölkerungsklasse, aber es sieht hier doch freundlicher in seiner Umgebung aus. Vor den kleinen, niedrigen Häusern wuchert der Goldlack, und die Ranken der rotblühenden Bohne klettern lustig bis zum Dach hinauf. Die Nordseite des Parkes zieht sich an der Themse entlang, und eine breite, schöngebaute Brücke verbindet hier Battersea mit dem bessern Stadtteil Chelsea, aus dem auch eine Menge von Besuchern in die Gärten hineinströmt, besonders der Kinder wegen, die hier prächtige Spielplätze finden. Und welch eine Menge von dem kleinen Volk kann man hier sehen! Da sind sie zu Hunderten, erst die ganz kleinen Babies, die auf dem Arm der Mutter oder Wärterin wie ein Bündel weißer Spitzen aussehen und mit dem lang herabfallenden hellen Schleier sorglich bedeckt sind — dann die richtigen Kate Greenaway-Figuren im kurzen krausen Kleid, mit nackten Beinchen und riesenhaften Helgoländern — die halbwüchsigen Jungen, teils in sehr mangelhafter Toilette sich um den Rand des kleinen Teiches boxend und jagend oder seine Tiefe ausmessend, teil als angehende junge Gentlemen in Cylinder und kurzer Jacke ihre Zugehörigkeit zum Gymnasium zeigend — ein Schwarm Backfischchen mit lang herabhängender Haarmähne, die ein Weilchen

glückselig alle gegebenen Anstandsregeln vergessen und, volle Freiheit genießend, auf dem Rasen umhertollen.

Und die reifere Jugend? Da giebt es auch hier endlose Lawn Tennis-Partien, einen Konzertpavillon, eine große Promenade, und in den schattigen Alleen wandeln die Pärchen, Hand in Hand oder dicht aneinander geschmiegt, die alten und doch immer neuen Versicherungen ewiger Liebe austauschend.

Ebenso wie in Hyde und Regent Park führt auch in Battersea nicht nur der flotte Marssohn in der leuchtend roten Uniform seine niedliche „maid" spazieren, die dann ihr weißes Häubchen mit einem mehr oder minder geschmackvollen Federhut vertauscht hat — auch der junge Kaufmann giebt sich hier mit seinem Schätzchen ein Rendezvous, wovon man sich an den geschäftsfreien Donnerstag- oder Sonnabend-Nachmittagen zur Genüge überzeugen kann. Den alten Herren, die gern ihre Zeitung lesen, und den Matronen, die mit großem Eifer den Strickstrumpf oder eine ähnliche Arbeit handhaben, bleibt die „Lästerallee" überlassen, von der aus sie das vorüberwogende Publikum Revue passieren lassen.

Die Anlagen zeigen bei einer Fülle des prachtvollsten und auch kostbarsten Materials leider viel mehr guten Willen als wirkliche Kunst; der vegetativen Anmut der herrlichen Gewächse ist oft ein grausamer Zwang angethan, und die Teppichbeete, sowie besonders die Blumenumrandungen der Boskets zeigen stellenweise eine Farbenpracht, die mehr blendet als erfreut.

St. James und Green Parks, mitten in der Stadt am Buckingham-Palace gelegen und nur durch die breite „Mall" voneinander getrennt, haben mehr das Gepräge vornehmer Einfachheit; auch hier belebt Wasser die Landschaft, und wunderschöne alte Bäume strecken schattenspendend ihre weiten Zweige über die Alleen hin, die aber nicht nur von Erholungsuchenden belebt sind; auch eilige Fußgänger, die keinen Blick für Blumen und Rasen übrig haben, durchhasten die Hauptgänge, die von einem belebten Stadtteil zum andern führen.

Und Finsbury Park in dem villenartig angelegten Norden, Victoria Embankment an der Waterloobrücke, Queens Kennington und Camberwellnew Park, sowie eine Menge kleiner öffentlicher Gärten — sie alle sind eine Freude und ein Segen für die umwohnende Bevölkerung; sie alle bieten prächtige Plätze für die Spiele der Jugend und sind stets aufs sauberste in Ordnung gehalten.

Nicht inmitten der Stadt liegend und doch untrennbar von der Gesamtheit ihrer Parkanlagen sind die Kew Gardens, die jeder Londoner kennt und liebt, zu denen wahre Wallfahrten unternommen werden. Der Botaniker findet hier die seltensten Pflanzen aufs sorgfältigste klassifiziert und mit Namenstafeln versehen; wer Holzkunde studieren will, sieht im Museum eine ausgezeichnete Sammlung von Hölzern aller Weltteile; der Gärtner wird von der ebenso praktischen als schönen Anlage der Treibhäuser und von dem Kulturzustand der Gewächse entzückt sein. Wer sich für Kunst interessiert, findet eine Bildergalerie, wer schöne Bauten liebt, herrliche Wintergärten, in denen man von hohen Galerien auf einen Wald von Palmen herabsieht — der chinesische Turm bietet einen weiten Ausblick bis zu dem lieblich gelegenen Richmond. In den weiten Anlagen kann man Teppichbeete und Rosarien bewundern, in den schattigen Alleen einsame Spaziergänge unternehmen. Hier leuchtet die Sonne von einem weniger umwölkten Himmel auf den schilfumwachsenen See — die ganze Landschaft hat einen mehr umschlossenen, man könnte fast sagen deutschen Charakter. In den Kronen der Libanoncedern, in den tief zum Wasser herabhängenden Zweigen der Trauereschen rauscht es geheimnisvoll, vom nahen Gehölz lockt die wilde Taube, der Duft einer riesigen blühenden Linde erfüllt die Luft, surrende Bienen und bunte Schmetterlinge durchgaukeln die Luft — es ist wie ein Märchentraum — und kein Laut von dem rauschenden Leben und Treiben der nahen Riesenstadt dringt in dies stille Heiligtum. Kehrt man aber zurück aus dem lichtdurchstrahlten kleinen Paradies in das unendliche London, dann scheint der Dunstkreis, der sich darauf lagert, doppelt schwer lastend. Sind nicht Cheapside und die ganze City wie in Wolken gebettet? Das sieht in der That aus wie der berüchtigte englische Nebel, und — da kommt er ja wirklich — der „fog"! Weich und schwer legen sich seine graugelben Falten auf die hochstrebenden Türme von Westminster Abbey, auf das altersgraue Gemäuer des Towers — sie sinken langsam herab auf die Straßen, das Wagengerassel dämpfend, die Aussicht versperrend — ganz London in einem undurchdringlichen Schleier bergend! Und nun wird's Zeit, sich in den Mackintosh zu hüllen, denn die Regentropfen fallen — erst langsam, groß und schwer, dann dichter und dichter, „wie Bindfäden". „Il pleut des chats" würde der Franzose fröstelnd sagen — aber der Engländer spannt vergnügt seinen riesigen Schirm auf und lächelt: „A fine day, is n't it?"

Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth auf Kap Martin.

Zu unsern Bildern.

Die Wirren auf Samoa, die schon für beigelegt galten, haben unerwartet eine ernste Wendung genommen, ja eine Weile lang schien es, als ob der Friede unter den beteiligten Mächten gefährdet sei. Zum Glück aber bewahrten die leitenden Staatsmänner eine gelassene Ruhe, wozu nicht wenig das entschiedene Auftreten der deutschen Regierung beigetragen haben mag, die durch den Mund des Staatssekretärs von Bülow die unerschütterliche Wahrung der vertragsmäßigen Rechte für eine Ehrensache des deutschen Volkes erklärte. Die zur Regelung der Angelegenheiten ernannte Kommission trat am 25. April von San Francisko an Bord des amerikanischen Dampfers „Badger" die Reise nach den Schifferinseln an. Der Vertreter Deutschlands ist der erste Sekretär der Botschaft zu Washington, Baron Speck von Sternburg. Jedenfalls wird Samoa noch für längere Dauer im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen, und so dürfen unsre Abbildungen von Land und Leuten auf allgemeines Interesse rechnen.

Die Stadt München, so reich an landschaftlichen Reizen in ihrer Umgebung, hat auch in ihrer nächsten Nähe einen prächtigen Erholungsort, den Englischen Garten, der sich vom Hofgarten der königlichen Residenz aus weithin ausdehnt. Inmitten des herrlichen Parks liegt der mit einem Kaffeehause verbundene Chinesische Turm, um den sich zur guten Jahreszeit stets ein fröhliches Treiben entwickelt. Besonders lustig geht es hier am Morgen des Pfingstsonntags zu. In dichten Scharen strömen die Münchener herbei, sich mit Speise und Trank zu erquicken und den Klängen der Musik zu lauschen, und die Jugend läßt sich natürlich nicht die Gelegenheit zu einem munteren Tänzchen entgehen.

Auf Kap Martin bei Mentone, wo die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich wiederholt ihren Aufenthalt genommen, wurde am 6. April ein der Verewigten gewidmetes Denkmal feierlich enthüllt. Dasselbe besteht aus einem dreimal gegliederten vierkantigen Obelisken, dessen Vorderseite ein Doppeladler und die ungarische Krone zieren. Von den Fängen des Wappentieres geht ein zierliches Lorbeergewinde aus, das sich rings um den Stein windet. Der eigentliche Gedenkstein trägt die Inschrift: „En Souvenir du séjour au Cap Martin de sa Majesté Elisabeth, Impératrice d'Autriche et Reine de Hongrie. 1894–1895–1896–1897." Auf dem letzten der drei sich verjüngenden Sockel liest man die Schlußreime einer von der Gräfin Montgommery gedichteten Ode. Das Denkmal ist, ohne den Unterbau dreier Stufen, 7 Meter hoch. Das Material wurde in drei ganzen Blöcken aus den Kalkfelsen von La Turbie gewonnen, und zwar an einer Stelle, wo die verewigte Kaiserin gern ausruhte und von dort aus auf das Getriebe in Monte Carlo und Mentone herniedersah. Entworfen und ausgeführt wurde das Denkmal vom Architekten Tersling, einem in Paris ausgebildeten jungen Norweger. Die Kosten im Betrage von 10000 Franken wurden durch Sammlungen aufgebracht, zu denen die greise Kaiserin Eugenie 1000 Franken beisteuerte.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 20.

Von Ernst Parain in München.
(„Sammler".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 17:

W. 1. Ka5—b5
S. 1. Th7×h8 (—g7)
W. 2. Se6(×)g7
S. 2. Ke5×f6 od. bel.
W. 3. Sf2—g4, Tf6—f5 matt.

A.

S. 1. f7×e6 (Da1-a2)
W. 2. Tf6—f5††
S. 2. Ke5×f5, e6
W. 3. g2—g4, Se6×d4, Dh8—e8 matt.

B.

S. 1. d3—d2
W. 2. Lh6—f4†
S. 2. Ke5—d5
W. 3. Db8—a8 (auch Se6—c7) matt.

C.

S. 1. Ke5—d5
W. 2. Dh8—a8 (auch Tf6—f5)†
S. 2. Kd5—e5 (×e6)
W. 3. Sf2—g4 (Dh8—e8) matt.

D. S. 1. beliebig anders W. 2. Sf2—g4† S. 2. Ke5—d5, e4 W. 3. Dh8—a8 matt.

Schachbriefwechsel.

W. R. in Düsseldorf. Sobald Sie Schwarz auch andre Züge thun lassen als den einen, den Sie annehmen, werden Sie finden, daß Sie von der Lösung der Aufgaben 17 und 18 noch weit entfernt sind.

P. L. in Kattowitz. 1. Dh1—h3 als Lösungszug der Nr. 18 scheitert an der Entgegnung d2—d1S.

Th. K. in Budapest. Sie wollen Nr. 18 mit 1. Dh1—g1† Kd4—e4 2. Dg1×g5 lösen. Schwarz braucht sich aber nun nicht durch 3. Dg5—f4 mattsetzen zu lassen, sondern entweicht sofort nach f3, worauf ein Mattzug nicht vorhanden ist.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Julius Richter in Brünn und Schindler in Fürstenberg (Mecklenburg).

Partie Nr. 21.

Gespielt zu Berlin am 8. Februar 1899.

Königsläuferspiel.

Weiß: Rosentreter. — Schwarz: R.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	e7—e5	10. Lc4×f7†	Ke8—f8
2. Lf1—c4	Lf8—c5	11. Sc3—e4!	Dg2×h1†
3. Sg1—f3	d7—d6	12. Ke1—e2	b7—b6 6)
4. d2—d4	e5×d4	13. Lf7×g8	Th8×g8
5. c2—c3 1)	d4×c3	14. Lc1—g5 7)	Lc8—a6†
6. Dd1—b3!	Dd8—f6 2)	15. Ke2—d2	La6—c4
7. Sb1×c3	c7—c6 3)	16. Lg5—e7†	Kf8—e8
8. e4—e5!	Df6—g6 4)	17. Db3×c4	Dh1×f3
9. e5×d6	Dg6×g2 5)	18. Dc4×g8†	Ke8—d7
		19. Dg8—d8†	Aufgegeben.

1) Ein Bauernopfer im Interesse der Beschleunigung der Entwicklung.

2) Besser Dd8—e7, etwa mit der Fortsetzung 7. Sb1×c3 Sg8—f6 8. Lc1—g5 c7—c6.

3) Sg8—e7 war vorzuziehen. Indessen erhielt auch dann Weiß mit 8. Lc1—g5 Df6—g6 9. Lg5×e7 Dg6×g2 20. Lc4×f7† Ke8×e7 11. Sc3—d5† Ke7—d8! 12. 0—0—0 eine überwiegende Angriffsstellung.

4) d6×e5 konnte 9. Sc3—e4 Df6—e7 10. Se4×c5 De7×c5 11. Lc4×f7† Ke8—f8 12. Lf7×g8 Th8×g8 13. Sf3—g5 zur Folge haben.

5) Dies sieht wegen des dreifachen Angriffs gewinnbringend für Schwarz aus, wird aber von Weiß glänzend widerlegt. Auch bei 9. . . . . Lc5×d6 10. 0—0 steht Weiß ausgezeichnet.

6) Auch Lc8—g4 nützt nicht viel. Weiß wird zwar zu dem Deckungszuge 13. Se4—g5 genötigt, doch ist dieser Deckungszug zugleich ein Angriffszug, und außerdem droht die Dame nun auf b7 hineinzuschlagen. Eine wohl denkbare Fortsetzung wäre 13. . . . . Dh1—g2 14. Lc1—e3 Lc5×e3 15. Ke2×e3 Lg4×f3 16. Sg5—e6† Kf8×f7 17. Se6—f4† Lf3—d5 18. Db3×b7†.

7) Sehr stark und glänzend. Weiß droht in drei Zügen Matt. Auch 14. Se4—g5 führte mit Leichtigkeit zum Ziele.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 31.

Aus Zeit und Leben.

Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein“.

Das Schneckenburger-Denkmal in Tuttlingen.

Das Geburtshaus Schneckenburgers in Thalheim bei Tuttlingen.

Das Grabmal Schneckenburgers in Tuttlingen.

Zu Max Schneckenburgers 50. Todestage, 3. Mai 1899. (Text siehe Seite 501.)

Nach Aufnahmen von Hofphotograph F. Kugler in Tuttlingen.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Notizblätter.

Forschungsreisen.

— Der schwedische Forschungsreisende Dr. Swen Hedin tritt im Sommer abermals eine Reise nach Zentralasien an, wozu jetzt die Mittel gesichert sind. Schon gleich nach der Rückkehr von seiner letzten, dreijährigen Expedition hatte er den Plan zu einer neuen Forschungsreise gefaßt, und diese soll nun $2^1/_2$ Jahre dauern. Seine Forschungen werden sich hauptsächlich auf das nördliche und mittlere Tibet erstrecken. Längeren Aufenthalt gedenkt er in Kaschmir und auf dem Karakorum zu nehmen. Von Tibet (vorausgesetzt, daß der Durchzug gelingt) aus begiebt er sich nach Indien. Der Zar, dem Dr. Hedin die russische Uebersetzung seines Werkes über die letzte Expedition überreichte, hat ihm alle mögliche Unterstützung zugesichert, sowie die Begleitung einiger Kosaken in Aussicht gestellt.

Ehrungen.

— Der in Gelehrtenkreisen rühmlichst bekannten Direktorin des Schleswig-Holsteinschen Museums vaterländischer Altertümer zu Kiel, Fräulein Johanna Mestorf, ist zu ihrem siebzigsten Geburtstag (17. April) der Professortitel verliehen worden. In Preußen geschah es zum ersten Male, daß eine Dame diesen Titel erhielt. Eine weitere Auszeichnung ließ die Deutsche Kaiserin dem Fräulein Mestorf durch Verleihung der silbernen Frauenverdienstbrosche zu teil werden.

Unterrichtswesen.

— In New York soll demnächst mit der Errichtung der ersten Handelsschule begonnen werden, und zwar nach deutschem Muster. Dieser Entschluß ist auf Empfehlungen des Bundeskommissars für Erziehungswesen, Harris, zurückzuführen, der die deutschen Handelsschulen für mustergültig hält. Der Stundenplan wird, genau wie in den deutschen Handelsschulen, vor allem fremde Sprachen umfassen, sowie Nationalökonomie, Handelsgesetze, Handelsgeographie und Statistik, Buchführung, Rechnen, internationalen Handel und Warenkenntnis. Kommissar Harris machte in einem besonderen Bericht darauf aufmerksam, daß der deutsche Kaufmann hauptsächlich den vortrefflichen Handelsschulen seine Ueberlegenheit über alle Konkurrenten und seine großartigen Erfolge auf dem Weltmarkt zu verdanken habe.

Versteigerungen.

— Am 2. Mai bringt die Kunsthandlung von R. Bangel in Frankfurt a. M. die Gemäldesammlungen des verstorbenen Königlich sächsischen Gesandten von Fabrice in München und des Dr. med. G. Kraus in Darmstadt, sowie eine Sammlung von Skizzen und Aquarellen zur Versteigerung. In allen diesen Sammlungen befinden sich hervorragende Werke moderner Meister.

Litteratur.

— Denjenigen, welche die berühmte Felseninsel am Eingang des Golfs von Neapel zu längerem oder kürzerem Aufenthalt besuchen wollen, sei das Büchlein „Ein Winter auf Capri“ von Paul Matter warm empfohlen (Stuttgart, J. Fink). In gemütvoller Weise erzählt der Autor von seiner Reise nach dem herrlichen Eilande, seinem monatelangen Weilen daselbst und all den Herrlichkeiten, die zu schauen ihm vergönnt war. Für die Schönheiten der Natur, die Eigenart von Land und Leuten hat er einen offenen Blick, und wer seinen anziehenden Schilderungen folgt, fühlt sich wohl verlockt, auf den gleichen Pfaden zu wandeln. Daneben hat die Schrift auch ihren rein praktischen Wert, denn sie unterrichtet den Fremden genau über das, worauf er auf Capri und in seiner Umgebung das Hauptaugenmerk richten muß. Soweit der Verfasser das religiöse Gebiet streift, vertritt er den evangelischen Standpunkt.

— Gehört Heinrich Seidel auch nicht zu jenen Dichtern, die die größte Gemeinde in deutschen Landen besitzen, so ist doch der Kreis derer, die ihn schätzen und lieben, ein auserwählter. Seidel rechnet zu jenen vornehmen Humoristen, die mit anscheinend geringen Mitteln große Wirkungen erzielen. Er stimmt, je wie es ihm gefällt, zu stillem Behagen, weiß herzliches Lachen zu entfesseln oder innige Rührung zu erwecken. Mag er seiner mecklenburgischen Heimat die Motive entnehmen oder sie aus der jüngsten Weltstadt Berlin schöpfen, deren stille, dem gewöhnlichen Auge verborgene Reize er meisterlich schildert, stets fesselt er den Leser mit dem Inhalt seiner Erzählungen und der feinen Anmut der Darstellung. Doch wir brauchen die Eigenart Heinrich Seidels nicht näher darzulegen, denn er ist unsern Lesern durch manchen Beitrag in gebundener wie ungebundener Rede wohlbekannt, und erst jüngst veröffentlichten wir aus seiner Feder die humorsprudelnde Geschichte „Reinhard Flemmings Abenteuer“. Mit Freuden werden die Verehrer des Dichters seine „Erzählenden Schriften“ begrüßen, die jetzt der Verlag von Cotta Nachfolger zu Stuttgart in 58 Lieferungen oder 7 Bänden herausgiebt. Dieselben werden umfassen die Geschichten von „Leberecht Hühnchen“, dieser Prachtfigur, deren goldenes Gemüt in unsrer Zeit des immer mehr um sich greifenden Materialismus und Pessimismus doppelt wohlthuend erscheint, ferner die „Vorstadtgeschichten“ und die „Geschichten und Skizzen aus der Heimat“, weiter „Phantasiestücke“ — worunter wohl die dem Märchentone sich nähernden Erzählungen und Skizzen zu verstehen sind — und die reizvollen Erinnerungen „Aus meinem Leben“. Die Ausstattung dieser Gesamtausgabe ist zu loben.

— Die unter Leitung von Professor Dr. Alois Brandl veranstaltete neue Ausgabe von Shakespeares Werken (Leipzig, Bibliographisches Institut) schreitet rüstig vorwärts. Bereits liegen der 7. und 8. Band vor, welche die Lustspiele enthalten: „Komödie der Irrungen“, „Liebes Leid und Lust“, „Die beiden Veroneser“, „Sommernachtstraum“, „Kaufmann von Venedig“, „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Viel Lärm um nichts“ und „Die lustigen Weiber von Windsor“. In seinen Einleitungen und Anmerkungen verwertet der Herausgeber alle bemerkenswerten Ergebnisse der Shakespeare-Forschung, und wie seine Darstellung jedem Gebildeten leicht verständlich ist, so eröffnen seine auf sorgfältigem Studium beruhenden Erörterungen auch dem Fachmann mancherlei neue Gesichtspunkte. Besonders sei auf die Entstehungsgeschichte der Dramen hingewiesen, die bei manchem dieser Werke das Schaffen des großen Briten in neuem Lichte erscheinen läßt.

— In der Sammlung von Lebensbildern, die Dr. Gustav Diercks unter dem Titel „Männer der Zeit“ im Verlage von Karl Reißner zu Dresden herausgiebt, ist ein neuer Band erschienen: „Die Brüder Grimm“ von Dr. Karl Franke. Wie von dem äußeren Leben des berühmten Brüderpaares so entwirft der Verfasser auch vom litterarischen Wirken desselben ein anschauliches Bild, so daß die Brüder Grimm vor dem Leser sowohl als große Gelehrte wie als edle, hoher Verehrung würdige Menschen erscheinen.

Labyrinthrätsel.

Wer wird zum Ziel nicht mutig durch sich ringen,
Harrt dort ein Schöpfer edler Harmonien!
Den gleichen Lohn will dir das Rätsel bringen,
Erfaßt du fröhlich seiner Lösung Mühn.

So suche denn die Musenzahl der Worte,
Zu der den Weg ich leise deute nur;
Nimm je ein Zeichen weg von ihrer Pforte
Und reih sie auf wie eine Perlenschnur.

Das Erste mag dich angenehm erquicken,
Doch solltest du auf Freiersfüßen gehn,
Erregt's vielleicht bedeutend mehr Entzücken,
Kannst du's in andrer Zeichenordnung sehn.

Nun nenne mir die Quelle milder Labe,
Die ihr stets neu geübte Hand entzieht;
Und umgestellt halt heilig bis zum Grabe
Die schönste Blume, die im Herzen blüht.

Dann nahen holde Jungfraun sich im Reigen,
Sieh ihre Schönheit wechseln mit dem Jahr;
Doch voll sie zu genießen muß entsteigen
Aus neuer Mischung dir ein treues Paar.

Du folgst dem Rätsel gern wohl nach dem Süden,
Zum Störenfried in einem Paradies;
Er läßt sich nicht in andre Formen schmieden,
Kopf oder Fuß, ganz nach Gefallen lies!

Am Schlusse grüßt ein vielgeliebter Sprößling,
Und welche Freude, wenn sein Händchen hält,
Ihn dir zu reichen, einen Blütenschößling
Von seinem Ich, nachdem es umgestellt.

Sobald die rechten Lettern fest verbunden,
Darfst du den Liebling der Kamöne schaun,
An dessen Werken in geweihten Stunden
Sich, lauschend, wirkend, Tausende erbaun.

M. Sch.

Kombinationsaufgabe.

Die Buchstaben der obigen Figur ergeben, richtig verbunden, eine Sentenz aus Schillers „Don Carlos". Wie lautet dieselbe?

Worträtsel.

Großes in Großem bin ich; sprichst aus du mich dortiger Regel,
Kling' ich germanischem Ohr als wie Verwundrung und Schmerz —
Aendre ein Zeichen in mir, so bin ich hellenischen Ursprungs;
Aber gewertet nun bin ich als vom Kleinen ein Kleinst's.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 29:

Des Worträtsels: Wunsch.
Des Silbenrätsels: Oreaden.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy, zurzeit in Stuttgart (2). „Maus und Muki" nebst Agnaten und Kognaten in Hamburg-Uhlenhorst (2). A. C. Claussen, Rittergut Melz. Baronin K. W. in Meran (3). Anatol Habicht in München. Lore v. G. in D. (3). Dr. W. Hilfreich in Jassy. „Antoinette und Adrienne" in Cannes. A. B. Chalet Victoria, Schweiz. „Laguna" in Paramaribo (2). „Köbi" in Bern. D. Z. in Oberstein. „Moselblümchen" in Coblenz. Wilhelm Henkel in Stuttgart.

Excelsior Pneumatic

ist doch der beste Radreifen

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

Alleinige Fabrikanten
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, V. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.
Überall Vorräthig.

Königlich Sächsische Staats-Medaille.

Ein neuer Hutkoffer,

Mädler's Patent

D. R.-Pat. No. 85676.

Es ist dieser der einzige Koffer, welcher Damenhüte auf Reisen vor Druck und Beschädigung schützt. Derselbe ist aus der patentirten Rohrflachsplatte hergestellt, aufs eleganteste eingerichtet, mit Einsatz und je nach Grösse mit vier bis sechs Huthaltern versehen. Betreffender Koffer zeichnet sich ganz besonders aus durch seine Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit.

	Länge	Breite	Höhe	Gewicht ca.	Preis	
Nr. 941.	40 cm	30 cm	30 cm	2,550 kg	M. **27.—**	mit 1 Einsatz aber ohne Halter
„ 942.	50 „	26 „	39 „	3 „	„ **30.—**	
„ 943.	50 „	34 „	39 „	3,375 „	„ **33.—**	
„ 947.	50 „	26 „	39 „	3,650 „	„ **35.—**	m. 1 Eins. u. 4 Halt.
„ 948.	50 „	34 „	39 „	4,250 „	„ **40.50**	mit 1 Einsatz und 6 Haltern.
„ 949.	55 „	34 „	42 „	4,625 „	„ **45.50**	
„ 950.	60 „	40 „	50 „	7 „	„ **62.50**	

Meine Fabrikate sind zu beziehen **nur** durch Fabrik und Verkaufslokale.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
BERLIN Leipzigerstr. 101/102. — LEIPZIG Peterstr. 8. — HAMBURG Neuerwall 84.
Illustrirte Preislisten gratis.

Wohlschmeckend — leicht verdaulich.

Van Houten's Chocolade

(Ess-Chocolade)
Sie wird verkauft in Croquetten in Blechdosen und Pastillen in Blechdosen, à 55 Pf. per Blechdose; in Tafeln à 50 Pf.; in Dosen, enthaltend 30 kleine Tafeln, à M. 2,50 per Dose.

„Adler" Erste Marke

in Fahrrädern.
Höchste Auszeichnungen. Grösste Verbreitung.
Adler-Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Jede Dame kauft **Seiden**stoffe Sammte u. Velvets am **besten** u. **billigsten** direct v. d. Fabrik u. Hndlng.
von Elten & Keussen, Krefeld.
v. E. & K.
Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.
Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).
Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, 1/2 Fl. 1 M. 60.

Otto Ring's Syndetikon — KLEBT LEIMT KITTET ALLES
Zu haben in Flaschen und Tuben à 25 und 50 Pfg.
Zur Probe 3 Tuben franco gegen Einsendung von 50 Pfg.
Otto Ring & Co., Friedenau-Berlin.

Fahrräder

verpfändete
für 1/3 des Wertes, sowie 500 Stück von Aktien-Gesellschaft wegen Geldregulierung auf Probe unter Garantie
nur 130 Mark.
Prospekt gratis! **Berlin,** Auguststr. 41.

Jedermann kann photographiren
illustrirte Anleitung u. Preisverz. kostenfrei
FABRIK photogr. Apparate
C. P. Goerz
Optische Anstalt
Berlin-Friedenau,
Rheinstr. Nr. 54.
Goldene Preussische Staatsmedaille.

Manchester-Sammet, glatt und gerippt, zu Radf.-, Reit-, Sport-, Kinderanzügen. Muster frei. **S. Schwarz**, Berlin 14.

Kaufen Sie unsere guten bekannten Qualitäten, Damit erzielen Sie die richtigste Sparsamkeit!

Mann & Schäfer

Mann & Schäfer's „Rundplüsch"-Schutzborde,
unbedingt die beste für praktische Haus- und Strassenkleider, übertrifft alle Nachahmungen und ist **nur dann echt**, wenn meterweise mit „Mann & Schäfer" bedruckt. Fordern Sie überall diese Ursprungs-Garantie!

„Monopol"

Mann & Schäfer's „Monopol"-Schutzborde,
die vornehmste Qualität mit **reiner** Mohair-Plüschkante, ist zum Unterschiede von vielen geringern Fabrikaten meterweise mit „Monopol" bedruckt und verdient den Vorzug vor allem Aehnlichen.
Mann & Schäfer, Barmen.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Siebzehn Medaillen

ODONTA

ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.
F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe.
Filiale Wien Kölnerhofgasse 6.
35 jähriger Erfolg.

Mit Recht wird F. Wolff & Sohn's **Odonta**-Zahnwasser jedem andern Präparat vorgezogen, da es einen wirklich feinen, äusserst angenehmen Geschmack hat und zur Pflege des Mundes wie Erhaltung der Zähne ein Mittel von ganz **hervorragender Wirksamkeit** und bis heute noch unübertroffen ist.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Friseur- und Drogengeschäften.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

J. B. Graesser,

Glasfabrikant, Zwickau i/S.
Hofl. Sr. Königl. Hoh. Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen,
liefert **Glaswaaren** in Crystall u. Halbcrystall decorirt u. geschliffen
Wirthschafts-Gegenstände u.s.w.
Prachtcatalog auf Verlangen franco.

Von Johannes Richard zur Megede sind früher erschienen:

Unter Zigeunern. Roman von **Johannes Richard zur Megede.** Preis geheftet *M.* 3.—, elegant gebunden *M.* 4.— In Saffian gebunden mit dem Familienwappen des Autors in farbiger Prägung *M.* 10.—.

Ein Urteil über den Roman:

„Neues Wiener Tagblatt“: J. R. zur Megede bewährt sich in seinem Werke „Unter Zigeunern“ als einer der Hervorragendsten auf dem Gebiete des Gesellschaftsromans. Zwei besser geartete Menschenkinder geraten unter die „Zigeuner des Salons“ und können nur durch den Tod sich vor dem traurigen Schicksal bewahren, ebenfalls Zigeuner zu werden. Die tiefe Tragik, welche in diesem Verzweiflungskampfe liegt, kommt in ergreifender Weise zum Ausdruck, und die Darstellung des großstädtischen Lebens beweist, daß wir es mit einem ernsten, scharf beobachtenden Sittenschilderer zu thun haben.

Kismet — **Frühlingstage in St. Surin — Schloß Tombrowska. Von Johannes Richard zur Megede.** Preis geheftet *M.* 3.—, elegant gebunden *M.* 4.— In Saffian gebunden mit dem Familienwappen des Autors in farbiger Prägung *M.* 10.—

Ein Urteil über das Werk:

Theodor Fontane: Die „Kismet“-Geschichte, die „Frühlingstage in St. Surin“, „Schloß Tombrowska“, überall ein großes erzählerisches Talent, überall die für einen Romancier so wichtige Gabe, den Leser kräftig zu packen und festzuhalten. Trotz im einzelnen aufsteigender Bedenken und trotzdem mir das Lesen in später Stunde herzlich schlecht bekommt, las ich doch weit über Mitternacht hinaus, bis ich zu Ende war. Das ist ein Erzählertriumph. Vielleicht ist diese Macht, das Interesse zu zwingen, innerhalb der Romanschreibekunst überhaupt die Hauptsache, für die Leserarmee nun schon ganz gewiß, auch wohl dann noch, wenn ein paar alte Grognards das eine und andre beanstanden sollten.

Quitt! Roman von **Johannes Richard zur Megede.** Preis geheftet *M.* 5.—, elegant gebunden *M.* 6.— In Saffian gebunden mit dem Familienwappen des Autors in farbiger Prägung *M.* 10.—

Urteile über den Roman:

„The Literary World“: Those who prefer social to historical novels cannot do better than turn to J. R. zur Megede's lively story *Quitt*, which gives an excellent picture of the East Prussian squire, with his inordinate pride, his coarseness, his narrowness, his dislike of innovations, social or agrarian. Zur Megede possesses an intimate knowledge of his subject; his skill in portraying character, his power of description, and his humour go far to prove that the young author has a great future before him. Even those who do not care for the political questions involved will follow with unfailing interest and keen sympathy the story of the proud young Countess Marie von Wilnein.

„Münchener Allgemeine Zeitung“: Eine Fülle von Einzelscenen in dem Buche sind mit einer Kraft und Anschaulichkeit geschildert, daß man dabei zu sein glaubt und lange, nachdem man sie in sich aufgenommen, den Eindruck lebhafter, farbenreicher Bilder behält, so die kühne „Race“, in der Marie zum erstenmal Lojas Gewalt über die Tiere und seinen unbeugsamen Charakter erkennt, so der Brand, bei dem sie sich über ihre Liebe für Loja klar wird, die Scenen im Cirkus, die erste Begegnung, die Martha Gellmann mit Marie v. Wilnein nach der gemeinsam verlebten Pensionszeit hat und die bittere Demütigung, die sie dabei aus allen Himmeln reißt. . . . Seit langer Zeit haben wir kein Erzeugnis moderner Romanlitteratur kennen gelernt, von dem wir auch nur annähernd so starken Eindruck empfangen hätten.

Bestellungen

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Den Bestellschein bitten hier abzutrennen!

Bestellformular

umstehend, das, entsprechend ausgefüllt, an die Buchhandlung gesandt werden wolle, welche „Ueber Land und Meer“ liefert. Die verehrlichen Postabonnenten belieben ihre Bestellung ebenfalls an eine Buchhandlung zu richten; wo die Verbindung mit einer solchen fehlt, vermittelt die unterzeichnete Verlagshandlung gern die Zusendung des Gewünschten.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Dr. Lahmann's

Gesundheit ist Reichthum

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3168 eingetragene Schutzmarke.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

J. Paul Liebe's Malz-Extract rein

In Apotheken & Drogenhandlungen. DRESDEN. Kräftigend, schleimlösend.

Dasselbe m. Eisen, Kalk, Leberthran. Malzextract-Bonbons u. s. w.

65 ₰ — 100 ₰. Kräftigend für Kinder, Frauen, Kranke; bei Husten schleimlösend.

Malzextrakt, rein
Malzextrakt-Pulver
Malzextrakt-Kugeln

Liebe's fordern!

Premier-Fahrräder

seit 24 Jahren

Erste Marke.

HELICAL PREMIER

THE PREMIER CYCLE Co. LTD.

Nürnberg-Doos. Berlin O. 27.
Eger (Böhmen).

Das erste Moorbad der Welt,

FRANZENSBAD

besitzt die **stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer** und **Lithionsäuerlinge.** Neben den **weltberühmten Moorbädern** noch **Mineralbäder, Gasbäder** und die **kohlensäurereichsten,** neuerdings bei **Herzkrankheiten erprobten Stahlbäder.**

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospekte gratis.

Jede Auskunft erteilt das **Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.**

MIETOSE

ist **Fleisch-Eiweiss**
in leicht löslicher Form.
Hervorragendes
Nähr- und Kräftigungs-Mittel
für
schwächliche u. genesende Personen.

TORIL

ist ein vorzüglicher
Fleisch-Extract,
welcher alle nährenden Bestandtheile des Fleisches enthält und deshalb ohne Fleisch-Zusatz zur Herstellung von Suppen, Saucen etc. von hervorragender Beschaffenheit zu verwenden ist.

„Toril" enthält im Gegensatz zum Liebig'schen sowie zu allen übrigen Fleisch-Extrakten auch die Eiweissstoffe des Fleisches in löslicher Form.

Nur echt, wenn mit dem Namenszug
„Geheimrath Prof. Dr. Classen"
versehen.

Tüchtige Vertreter in allen Städten des In- und Auslandes gesucht.

Verlangen Sie frei ausführliche Beschreibungen von der

Eiweiss- & Fleisch-Extract-Cie.
Altona-Hamburg.

Gesichtspickel,

Finnen, Pusteln, Mitesser, Hautröte, einzig und allein schnell, sicher und radikal zu beseitigen franko gegen 2.50 ℳ Briefmarken oder Nachnahme nebst neuem Buch:

„Die Schönheitspflege"

zur Belehrung. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. **Berlin, Eisenbahnstr. 4.**

Prämiirt: **Brüssel** 1876, **Stuttgart** 1881. **Porto Alegre** 1881, **Wien** 1883.

Burk's Arzneiweine

C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke.

In Flaschen à ca. 100 Gr., „ „ 260 „, „ „ 700 „ — Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen.

Burk's Pepsinwein (Essenz)
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4.—

Burk's Eisenchinawein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier"** etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**

= Export nach überseeischen Ländern. =

KEIN **ASTHMA** MEHR.

Augenblicklich behoben.

Belohnungen: Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und hors concours.

Auskunft gratis und franko.

Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkch.).

Luzern.
Hôtel und Pension de l'Europe.
I. Ranges. Am See. 200 Betten. Billige Preise.
Basel, Hôtel Euler. Bucher-Durrer.

LUFTKURORT und PENSION
BÜRGENSTOCK
GEGENÜBER von LUZERN.
die Perle des Vierwaldstätter-See's
870 m üb. Meer, 433 m ü. d. See.
Grossartiger WALDPARK, ausgedehnte, ebene Spazierwege
Unvergleichliche Rundsicht.
PROSPECTUS franco
BUCHER-DURRER.

ROM, Grand Hôtel Quirinal.
PEGLI bei Genua. Grand Hôtel Méditerranée, gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn bei Luzern, 1900 m ü. M.
Stanserhornbahn, Grossartigstes Hochgebirgspanorama.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

Kanton Unterwalden. **Engelberg** Schweiz. 1019 M. ü. M.

Route Luzern-Stansstaad (Vierwaldstätter-See) -Engelberg (Elektr. Bahn)

Hotel Titlis

I. Rang. 240 Betten. Personenaufzug. Elektr. Beleuchtung in allen Räumen. Parkanlagen. Zimmer- und Pensionstarif zur Verfügung.

Gegenüber dem Hotel Titlis wird mit Mai 1899 die neue

Kaltwasserheilanstalt

ein Etablissem. I. Rang. mit 250 Betten u. allem modern. Komfort eingerichtet,

neu eröffnet.

Die Anstalt entspricht auch den weitgehendsten Anforderungen der heutigen Wissenschaft und bietet alles, was auf dem Gebiete der Wasser-, mechanischen und elektrischen Behandlung gefordert werden kann. ***Saison Mai bis Oktober.*** *Prospekt.*

Der Besitzer: **Ed. Cattani.**

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke

Görbersdorf i. Preussisch-Schlesien

versendet Prospekte gratis. **Russischer Sekundär-Arzt** vorhanden. Russische Kapelle projektiert.

Schönfels Zugerberg

937 m über Meer.

Luftkurort — altbewährt — **Wasserheilanstalt.**

Gesamtes Wasserheilverfahren: Abreibungen, Einwicklungen, Bäder und Douchen aller Art, mit stehendem und fliessendem Wasser etc. **Moorbäder, elektrische Behandlung** und **schwedische Heilgymnastik.**

Ausgedehnte ebene Spaziergänge auf angrenzenden Wiesen und Waldungen; grosser Park. Pittoreskes Alpenpanorama. Komfortabel eingerichtetes Haus mit Zentralheizung. Pension von Fr. 7.— an. Post, Telegraph, Telephon. Prospekte gratis.

Kurarzt: Dr. **Tschlenoff,** aus Zürich. — Eigentümer: **A. Kummer.**

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk.

Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.

Pracht-Katalog 144 Seiten stark **gratis u. franco.**

Emil Lefèvre, Berlin S.

Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Handschriften-Beurteilung.

Marine. Eine sensible, sehr empfindungsfähige, äußeren Einflüssen zugängliche, dabei gutmütige und entgegenkommende Natur, stets in Gefahr, das Gefühl zu sehr dominieren zu lassen, und weder genügend energisch, noch widerstandsfähig, um starken Versuchungen gewachsen, immer pflichtgetreu und überhaupt treu zu sein; auch nicht offen. Praktisch-verständig, doch nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus.

Veritas. Ihre Schrift zeigt Bildung und Intelligenz in Ihrer besonderen Eigenart; auch Neigung für das Bizarre, Aparte liegt darin (siehe g-Schleifen). Sie haben Noblesse, aber Sie wissen sich einzuschränken (große, aber gedrängte Schrift). Sie haben ein gutes Herz mit weichen Regungen und sind selbstloser Hingabe fähig, aber Sie lassen doch den Verstand dominieren, halten sich reserviert und bleiben überlegt (ziemlich viele Kurven, keine Egoismushaken, dabei aber wenig schiefe Schriftlage und gut gestellte i-Punkte und Ueberstriche).

Loni J. Sie sind stolz und eine von der Schablone der Alltäglichkeit abweichende Natur, die eigne Wege sucht und findet. Vielseitig beanlagt, aber — da Konzentrationsfähigkeit fehlt — in Gefahr, sich zu zersplittern. Zur Ueberhebung geneigt. Oft recht schwierig, oft auch in Konflikt mit sich selbst, ehrgeizig strebend, aber manchmal gehemmt durch ein Gefühl von Schwäche. Sie haben Phantasie, Sinn für Poesie, selbständige, geistreiche Ideen.

Bedingungen, unter welchen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, womöglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gr.) extra beigefügt ist. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Fl. 1.50. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Fl. 2.60 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Fl. 5.20. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe.

E. D. B. in Rom. Besten Dank, doch können wir die Dichtungen nicht bringen, da sie, obwohl von warmer Empfindung, doch in der Form nicht vollkommen sind.

A. G. in D. Uns ist ein Gedicht mit dem Anfang „O, sei nicht bös, verlaß mich nicht im Groll“ unbekannt. Vielleicht vermag ein freundlicher Leser den Verfasser zu nennen.

„Tandem“. Jedes größere Ostseebad würde Ihren Wünschen entsprechen, freilich kaum große Abwechslung in den Radtouren bieten. Am besten fragen Sie direkt bei einigen Badedirektionen an, die Ihnen gern Auskunft erteilen werden.

H. L. in B. 1. Die Verleihung des Ordens bringt zugleich diejenige des Erbadels mit sich. 2. Ihrem Wunsche werden wir nachzukommen suchen.

Heinrich St. in U., M. W. in Hamburg, W. P. (oder T.?) in W., Schweiz, J. D. in B., Margarete M. in Berlin, Paul G. in Ch. Mit Dank abgelehnt.

An der zu Ehren Voltas, des Erfinders der nach ihm benannten Voltasäule, von Mai bis Oktober in Como stattfindenden Ausstellung beteiligt sich von deutschen Ausstellern in besonders hervorragender Weise die Firma R. Wolff in Magdeburg-Buckau, die eine 100pferdige Compound-Lokomobile ausstellen wird. Die Maschine soll in einem besonderen Pavillon zur Aufstellung gelangen und zum Betriebe von Dynamomaschinen dienen, welche den Strom für die elektrische Beleuchtung der Ausstellung abgeben.

Handschriften-Beurteilung.

Marine. Eine sensible, sehr empfindungsfähige, äußeren Einflüssen zugängliche, dabei gutmütige und entgegenkommende Natur, stets in Gefahr, das Gefühl zu sehr dominieren zu lassen, und weder genügend energisch, noch widerstandsfähig, um starken Versuchungen gewachsen, immer pflichtgetreu und überhaupt treu zu sein; auch nicht offen. Praktisch-verständig, doch nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus.

Veritas. Ihre Schrift zeigt Bildung und Intelligenz in Ihrer besonderen Eigenart; auch Neigung für das Bizarre, Aparte liegt darin (siehe g-Schleifen). Sie haben Noblesse, aber Sie wissen sich einzuschränken (große, aber gedrängte Schrift). Sie haben ein gutes Herz mit weichen Regungen und sind selbstloser Hingabe fähig, aber Sie lassen doch den Verstand dominieren, halten sich reserviert und bleiben überlegt (ziemlich viele Kurven, keine Egoismushaken, dabei aber wenig schiefe Schriftlage und gut gestellte i-Punkte und Ueberstriche).

Loni J. Sie sind stolz und eine von der Schablone der Alltäglichkeit abweichende Natur, die eigne Wege sucht und findet. Vielseitig beanlagt, aber — da Konzentrationsfähigkeit fehlt — in Gefahr, sich zu zersplittern. Zur Ueberhebung geneigt. Oft recht schwierig, oft auch in Konflikt mit sich selbst, ehrgeizig strebend, aber manchmal gehemmt durch ein Gefühl von Schwäche. Sie haben Phantasie, Sinn für Poesie, selbständige, geistreiche Ideen.

Bedingungen, unter welchen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, womöglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gr.) extra beigefügt ist. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Fl. 1.50. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Fl. 2.60 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Fl. 5.20. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe.

E. D. B. in Rom. Besten Dank, doch können wir die Dichtungen nicht bringen, da sie, obwohl von warmer Empfindung, doch in der Form nicht vollkommen sind.

A. G. in D. Uns ist ein Gedicht mit dem Anfang „O, sei nicht bös, verlaß mich nicht im Groll" unbekannt. Vielleicht vermag ein freundlicher Leser den Verfasser zu nennen.

„Tandem". Jedes größere Ostseebad würde Ihren Wünschen entsprechen, freilich kaum große Abwechslung in den Radtouren bieten. Am besten fragen Sie direkt bei einigen Badedirektionen an, die Ihnen gern Auskunft erteilen werden.

H. L. in B. 1. Die Verleihung des Ordens bringt zugleich diejenige des Erbadels mit sich. 2. Ihrem Wunsche werden wir nachzukommen suchen.

Heinrich St. in U., M. W. in Hamburg, W. P. (oder T.?) in W., Schweiz, J. D. in B., Margarete M. in Berlin, Paul G. in Ch. Mit Dank abgelehnt.

An der zu Ehren Voltas, des Erfinders der nach ihm benannten Voltasäule, von Mai bis Oktober in Como stattfindenden Ausstellung beteiligt sich von deutschen Ausstellern in besonders hervorragender Weise die Firma R. Wolff in Magdeburg-Buckau, die eine 100pferdige Compound-Lokomobile ausstellen wird. Die Maschine soll in einem besonderen Pavillon zur Aufstellung gelangen und zum Betriebe von Dynamomaschinen dienen, welche den Strom für die elektrische Beleuchtung der Ausstellung abgeben.

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten HEWEL & VEITHEN in KÖLN a. Rh. u. WIEN.

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Liebe's Malz-Extract rein. DRESDEN. Kräftigend, schleimlösend.

In Apotheken & Drogenhandlungen.

Kräftigend für Kinder, Frauen, Genesende; bei Husten schleimlösend.

Malzextrakt, rein
Malzextrakt-Pulver
Malzextrakt-Kugeln

Liebe's fordern!

Premier-Fahrräder

seit 24 Jahren

Erste Marke.

HELICAL PREMIER

THE PREMIER CYCLE Co. LTD.

Nürnberg-Doos. Berlin O. 27.
Eger (Böhmen).

MIETOSE

ist **Fleisch-Eiweiss**
in leicht löslicher Form.
Hervorragendes
Nähr- und Kräftigungs-Mittel
für
schwächliche u. genesende Personen.

TORIL

ist ein vorzüglicher
Fleisch-Extract,
welcher alle nährenden Bestandtheile des Fleisches enthält und deshalb ohne Fleisch-Zusatz zur Herstellung von Suppen, Saucen etc. von hervorragender Beschaffenheit zu verwenden ist.

„Toril" enthält im Gegensatz zum Liebig'schen sowie zu allen übrigen Fleisch-Extrakten auch die Eiweissstoffe des Fleisches in löslicher Form.

Nur echt, wenn mit dem Namenszug
„Geheimrath Prof. Dr. Classen"
versehen.

Tüchtige Vertreter in allen Städten des In- und Auslandes gesucht.

Verlangen Sie frei ausführliche Beschreibungen von der

Eiweiss- & Fleisch-Extract-Cie. Altona-Hamburg.

Gesichtspickel,

Finnen, Pusteln, Mitesser, Hautröte, einzig und allein schnell, sicher und radikal zu beseitigen franko gegen 2.50 ℳ Briefmarken oder Nachnahme nebst neuem Buch:

„Die Schönheitspflege"

zur Belehrung. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Exp. Ab. **Berlin, Eisenbahnstr. 4.**

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881, Wien 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr. . . 260 . . 700 .

C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke.

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen.

Burk's Pepsinwein (Essenz)
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4.—

Burk's Eisenchinawein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich:**
„Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier" etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**

= Export nach überseeischen Ländern. =

Das erste Moorbad der Welt,

FRANZENSBAD

besitzt die **stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer** und **Lithionsäuerlinge.** Neben den **weltberühmten Moorbädern** noch **Mineralbäder, Gasbäder** und die **kohlensäurereichsten,** neuerdings bei **Herzkrankheiten erprobten Stahlbäder.**

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospekte gratis.

Jede Auskunft erteilt das **Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.**

Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe. I. Ranges. Am See. 200 Betten. Billige Preise. Basel, Hôtel Euler. Bucher-Durrer.

LUFTKURORT und PENSION
BÜRGENSTOCK
die Perle des Vierwaldstätter-See's
610 m üb. Meer
183 m üb. d. See.
GEGENÜBER von LUZERN.
Grossartiger WALDPARK
ausgedehnte, ebene Spazierwege
Unvergleichliche Rundsicht.
PROSPECTUS franco
BUCHER-DURRER.

ROM, Grand Hôtel Quirinal.
PEGLI bei Genua. Grand Hôtel Méditerranée, gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
bei Luzern, 1900 m ü. M.
Stanserhornbahn,
Grossartigstes Hochgebirgspanorama.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.
Belohnungen: Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkch.).

Franz Christoph's
Fussboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe,
Sofort trocknend, geruchlos,
von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

Kanton Unterwalden. **Engelberg** Schweiz. 1019 M. ü. M.

Route Luzern-Stansstaad (Vierwaldstätter-See) -Engelberg (Elektr. Bahn)

Hotel Titlis

I. Rang. 240 Betten. Personenaufzug. Elektr. Beleuchtung in allen Räumen. Parkanlagen. Zimmer- und Pensionstarif zur Verfügung.

Gegenüber dem Hotel Titlis wird mit Mai 1899 die neue

Kaltwasserheilanstalt

ein Etablissem. I. Rang. mit 250 Betten u. allem modern. Komfort eingerichtet,

neu eröffnet.

Die Anstalt entspricht auch den weitgehendsten Anforderungen der heutigen Wissenschaft und bietet alles, was auf dem Gebiete der Wasser-, mechanischen und elektrischen Behandlung gefordert werden kann. **Saison Mai bis Oktober.** *Prospekt.*

Der Besitzer: **Ed. Cattani.**

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke
Görbersdorf i. Preussisch-Schlesien

versendet Prospekte gratis. **Russischer Sekundär-Arzt** vorhanden. Russische Kapelle projektiert.

Schönfels Zugerberg 937 m über Meer.

Luftkurort — altbewährt — **Wasserheilanstalt.**

Gesamtes Wasserheilverfahren: Abreibungen, Einwicklungen, Bäder und Douchen aller Art, mit stehendem und fliessendem Wasser etc. **Moorbäder, elektrische Behandlung** und **schwedische Heilgymnastik.**

Ausgedehnte ebene Spaziergänge auf angrenzenden Wiesen und Waldungen; grosser Park. Pittoreskes Alpenpanorama. Komfortabel eingerichtetes Haus mit Zentralheizung. Pension von Fr. 7.— an. Post, Telegraph, Telephon. Prospekte gratis.

Kurarzt: Dr. **Tschlenoff,** aus Zürich. Eigentümer: **A. Kummer.**

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk. **Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.**

Pracht-Katalog 144 Seiten stark gratis u. franco.

Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Handschriften-Beurteilung.

Marine. Eine sensible, sehr empfindungsfähige, äußeren Einflüssen zugängliche, dabei gutmütige und entgegenkommende Natur, stets in Gefahr, das Gefühl zu sehr dominieren zu lassen, und weder genügend energisch, noch widerstandsfähig, um starken Versuchungen gewachsen, immer pflichtgetreu und überhaupt treu zu sein; auch nicht offen. Praktisch-verständig, doch nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus.

Veritas. Ihre Schrift zeigt Bildung und Intelligenz in Ihrer besonderen Eigenart; auch Neigung für das Bizarre, Aparte liegt darin (siehe g-Schleifen). Sie haben Noblesse, aber Sie wissen sich einzuschränken (große, aber gedrängte Schrift). Sie haben ein gutes Herz mit weichen Regungen und sind selbstloser Hingabe fähig, aber Sie lassen doch den Verstand dominieren, halten sich reserviert und bleiben überlegt (ziemlich viele Kurven, keine Egoismushaken, dabei aber wenig schiefe Schriftlage und gut gestellte i-Punkte und Ueberstriche).

Loni J. Sie sind stolz und eine von der Schablone der Alltäglichkeit abweichende Natur, die eigne Wege sucht und findet. Vielseitig beanlagt, aber — da Konzentrationsfähigkeit fehlt — in Gefahr, sich zu zersplittern. Zur Ueberhebung geneigt. Oft recht schwierig, oft auch in Konflikt mit sich selbst, ehrgeizig strebend, aber manchmal gehemmt durch ein Gefühl von Schwäche. Sie haben Phantasie, Sinn für Poesie, selbständige, geistreiche Ideen.

Bedingungen, unter welchen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, womöglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gr.) extra beigefügt ist. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Fl. 1.50. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Fl. 2.60 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Fl. 5.20. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe.

E. D. B. in Rom. Besten Dank, doch können wir die Dichtungen nicht bringen, da sie, obwohl von warmer Empfindung, doch in der Form nicht vollkommen sind.

A. G. in D. Uns ist ein Gedicht mit dem Anfang „O, sei nicht bös, verlaß mich nicht im Groll" unbekannt. Vielleicht vermag ein freundlicher Leser den Verfasser zu nennen.

„Tandem". Jedes größere Ostseebad würde Ihren Wünschen entsprechen, freilich kaum große Abwechslung in den Radtouren bieten. Am besten fragen Sie direkt bei einigen Badedirektionen an, die Ihnen gern Auskunft erteilen werden.

H. L. in B. 1. Die Verleihung des Ordens bringt zugleich diejenige des Erbadels mit sich. 2. Ihrem Wunsche werden wir nachzukommen suchen.

Heinrich St. in U., M. W. in Hamburg, W. P. (oder T.?) in W., Schweiz, J. D. in B., Margarete M. in Berlin, Paul G. in Ch. Mit Dank abgelehnt.

An der zu Ehren Voltas, des Erfinders der nach ihm benannten Voltasäule, von Mai bis Oktober in Como stattfindenden Ausstellung beteiligt sich von deutschen Ausstellern in besonders hervorragender Weise die Firma **R. Wolff in Magdeburg-Buckau**, die eine 100pferdige Compound-Lokomobile ausstellen wird. Die Maschine soll in einem besonderen Pavillon zur Aufstellung gelangen und zum Betriebe von Dynamomaschinen dienen, welche den Strom für die elektrische Beleuchtung der Ausstellung abgeben.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Schusswaffen.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Nr. 5008 und 5009. Nr. 5010 und 5011.

Nr. 5000 und 5001.

Nr. 5002 und 5003.

Nr. 5004 und 5005.

Nr. 5006 und 5007. Nr. 5012 und 5013.

Nr. 5000. Flobert-Techin, mit neuer Verschlussklappe und Patronenauswerfer, geschnitztem Nussholzschaft, blau poliertem Lauf, gehärteter Garnitur, Kaliber 6 mm., ca. 1 Meter lang . . . . M. 13.–.

Nr. 5001. Dasselbe Techin, Kaliber 9 mm. . M. 13.–.

Nr. 5002. Flobert-Techin, System Warnant-Sicherheitsverschluss, Patronenauswerfer, geschnitzter Nussholzschaft, blau polierter Lauf, gehärtete Garnitur, Kaliber 6 mm. . . . . M. 14.–.

Nr. 5003. Dasselbe Techin, Kaliber 9 mm. . M. 14.–.

Nr. 5004. Flobert-Techin, mit langem Warnant-Sicherheitsverschluss, Patronenauswerfer, geschnitztem Nussholzschaft, blau poliertem Lauf, gehärteter Garnitur, Kaliber 6 mm. . . . . M. 15.–.

Nr. 5005. Dasselbe Techin, Kaliber 9 mm. . M. 15.–.

Nr. 5006. Zentralfeuer-Revolver „Bulldogg“, Nussbaumschaft, vernickelt, Kaliber 320 = 7 mm. . M. 7.50.

Nr. 5007. Derselbe Revolver, Kal. 380 = 9 mm. M. 8.–.

Nr. 5008. Zentralfeuer-Revolver „Constabulary“, mit etwas längerem Lauf, geschnitztem Kautschukgriff, vernickelt Kaliber 320 = 7 mm. . . . . . M. 9.–.

Nr. 5009. Derselbe Revolver, Kaliber 380 = 9 mm. . . . . M. 9.75.

Nr. 5010. Zentralfeuer-Revolver, System Smith & Wesson, mit selbstthätigem Patronen-Auswerfer, verziertem Kautschukgriff, fein vernickelt. Kaliber 320 = 7 mm. . . . . M. 16.50.

Nr. 5011. Derselbe Revolver, Kaliber 380 = 9 mm. . . . . M. 17.50.

Nr. 5012. Zentralfeuer-Revolver „Baby“, ohne Hahn, dunkelblau, Griff mit Elfenbeinschalen, sehr elegant, Kaliber 320 = 7 mm. . . . . M. 23.50.

Nr. 5013. Derselbe Revolver, Kaliber 380 = 9 mm. . . . . M. 24.50.

Munition.

Flobert-Patronen Marke Adler.

Mit Rundkugel Kal. 6 mm. d. Schachtel = 250 Stck. M. 1.90.
Mit Schrotlad. Kal. 6 mm. d. Schachtel = 100 Stck. M. 1.75.
Mit Rundkugel Kal. 9 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.–.
Mit Schrotlad. Kal. 9 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.50.

Zentralfeuer-Revolver-Patronen.

Platzpatr. Kal. 320 = 7 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.50.
do. Kal. 380 = 9 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.65.
Mit Kugel Kal. 320 = 7 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.75.
Mit Schrot Kal. 320 = 7 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 2.25.
Mit Kugel Kal. 380 = 9 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 1.90.
Mit Schrot Kal. 380 = 9 mm. d. Schachtel = 50 Stck. M. 2.50.

Unsern mit über 4000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Strassen-Fahrstühle z. Schieben oder Selbstfahren, **Krankensessel** mit u. ohne Closet, **Tragstühle, Bett-Tische, stellb. Kopfkissen** M.20 fco., **Zimmerclosets. August Spangenberg,** Berlin, Neanderstr. 3

Continental

bester Reifen!

unerreichbar.

Pneumatic.

CONTINENTAL-CAOUTCHOUC- & GUTTAPERCHA-COMP. HANNOVER.

Canfield Schweissblatt.

MARQUE DE FABRIQUE Canfield

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.

Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.

Canfield Rubber Co., Hamburg, Grosse Bleichen 16.

Nur echt mit unserer Schutzmarke **„Canfield“.**

Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

Drehkrähne
Laufkrähne
Bockkrähne
Derrickkrähne
Aufzüge
Transport-Vorrichtungen
Drehscheiben
für Dampf-, hydraulischen und elektrischen Betrieb, verbesserte patentirte
Priestman-Greifbagger
Löffelbagger bauen

MENCK & HAMBROCK
Altona-Hamburg.

Brief von der Tante.

. . . . wenn Du für Deine Aussteuer die Betten bestellst, so vergiss nicht, **Westphal & Reinhold's Patent-Matratzen** zu wählen, welche in jedem besseren Geschäft zu haben sind, Catalog sende anbei . . . .

CACAO SUCHARD

GEPRÜFT UND BEWÄHRT

200 Kochrecepte hervorgegangen aus dem Preisausschreiben der Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie.

Obige Koch-Broschüre **gratis** erhältlich bei den Verkaufsstellen von **LIEBIG** Company's **FLEISCH-EXTRACT**

Warum?

ist die beste Einmachebüchse der Welt die

Pat. Perfect-Conservebüchse?

PERFECT.

Weil bei derselben der Inhalt, wie Gemüse, Obst u. dgl., nur mit Glas in Berührung kommt, somit die Reinheit des Geschmacks der Conserven erhalten bleibt.

Weil der Perfect-Verschluß absolut zuverlässig ist und viele Jahre halten kann.

Weil die Conserven niemals dem Verderben ausgesetzt sind, denn im Falle ungenügenden Einkochens hebt sich der Glasdeckel von selbst, welchen Vorzug kein anderes Glasdeckel-System aufweist.

Weil jede Büchse in der gratis beigegebenen Patent-Schutz-Hülse sterilisirt wird, wodurch Zerspringen unmöglich ist und jeder beliebige Kochtopf verwendet werden kann.

Jeder Büchse ist eine genaue Gebrauchsanweisung über das Einmachen beigelegt.

Zu haben in allen besseren Glas-, Porzellan- und Haushaltungsgeschäften, wo nicht, direkt von den Erzeugern

Glashüttenwerke Adlerhütten A.-G. in Penzig i. Schl.

Zu korpulent

6te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 60 Pfg. Zu beziehen von **L. Pietsch,** Chemisches Laboratorium, **Dresden-Blasewitz, V.**

Backt mit

Dr. Oetker's Backpulver

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 32.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Aus der diesjährigen Frühjahrsausstellung der Wiener Sezession: Triumphierender Antonius. Gipsplastik von Arthur Strasser.

Sand.

Roman
von
Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Frau Aurora war sofort Feuer und Flamme. „Es ist reizend,“ sagte sie, „daß wir nunmehr den Kothurn Arm in Arm mit der Feder in unserm kleinen Kreise begrüßen können. Mein Mann wird sich ganz besonders freuen, er ist so sehr für das Komische. Augenblicklich hat er sich freilich zu einem Glase Grog zurückgezogen.“

Becker verbeugte sich tief.

„Jeder Mensch will sich einmal erholen, gnädige Frau,“ entgegnete er ernsthaft. „Wir Spaßmacher haben auch von Zeit zu Zeit dieses Bedürfnis, und wenn man nicht Lethe trinken kann —

„Was für einen Thee?“ fragte Frau Schramm aufhorchend.

Einige junge Herren, die schon lange Asta aus der Ferne umschwärmt hatten, traten herzu und machten der Unterhaltung ein Ende. Becker faßte seinen Freund unter dem Arm und zog ihn mit sich.

„Komm,“ sagte er, „diese Frau könnte mein Tod sein. Die Aerzte haben mir auf einige Zeit das Lachen untersagt. Wie kommst du in diesen Entenstall?“

„Die Leute sind sehr liebenswürdig,“ entgegnete Hugo verstimmt, „und du hast keinen Grund, dich über sie lustig zu machen.“

Der Schauspieler blieb stehen und betrachtete die Gruppe aus der Ferne durch seine Lorgnette.

„Du hast recht, Hugo, es ist eine wilde Taube dabei, und sie kann girren wie alle ihres Geschlechts. Wo trinkt man hier eine vernünftige Flasche Wein?“

Hugo scheute sich, mit Becker allein zu sein, denn er hatte ein schlechtes Gewissen.

„Wollen wir uns zu dem Kommissionsrat setzen?“ fragte er.

„Zu dem komischen Herrn?“

„Es ist nicht so schlimm,“ tröstete Hugo. „Er siedet Seife und ist grob, aber im übrigen —“

„Hat er eine schöne Tochter. Also drei gute Eigenschaften beisammen. Komm.“

Nielsen und Schramm hatten sich in die Geheimnisse der Sylter Wellen vertieft. So wurde ein aus Wasser, Arrak, Rotwein, Zucker und Gewürz zusammengebrautes Getränk genannt, das sich unter den Badegästen einer großen Beliebtheit erfreute.

Nach dem ersten Glase schüttelte Schramm den Kopf. „Es ist zu viel Rotwein darin,“ sagte er.

„Nein,“ protestierte der Kapitän, „er ist zu stark von Wasser.“

„Vielleicht liegt der Grund lediglich an der zu geringen Menge Arrak,“ entschied Schramm und rief den Kellner.

„Sie sind schwach in Chemie, junger Mann,“ sagte er zu dem befrackten Jüngling. „Eine solche Labbrigkeit setzt man allenfalls Frauenzimmern vor, aber für meinen Geschmack ist dieser Grog zu lyrisch. Bringen Sie mir eine Sturmwelle, denn wenn ich absolut Wasser schlucken soll, so kann das noch zeitig genug auf der Rückfahrt über Helgoland besorgt werden.“

Die Sturmwelle kam und wurde für gut befunden.

Kapitän Nielsen aber knüpfte an das letzte Wort an und fragte, ob jener denn die Absicht habe, Helgoland zu besuchen.

„Ich werde mich bald auf diesen patriotischen Felsen zurückziehen,“ entgegnete Schramm. „Man ist dort besser im stande, seine Familienpflichten zu erfüllen und das Weibervolk zu überwachen. Hier verkrümelt sich bald die eine und bald die andre im Sande, und wenn man endlich die Häupter seiner Lieben zählt, dann hat sich plötzlich ein Schwiegersohn hinzugefunden, man weiß nicht wie.“

Nielsen lachte. „Früher oder später werden Sie Ihr jüngstes Fräulein Tochter doch hergeben müssen.“

„Ich werde das Mädel nicht auf die Sparkasse thun,“ erwiderte der Kommissionsrat gelassen. „Aber wenn es nach mir geht, dann soll sie einen Seifenfritze heiraten. Das ist ein reinliches Geschäft und ernährt seinen Mann, denn mit Ausnahme der Hottentotten und ähnlicher Kaffern hat sich, um mit meiner Aurora zu reden, die ganze Kultur diesen Handelsartikel als Bildungselement zugelegt.“

„Wenn Fräulein Asta aber nicht will?“ bemerkte Nielsen und blickte tiefsinnig in sein leeres Glas.

„Dann will sie eben nicht. Es ist schon möglich, denn die Schramms haben alle einen dicken Kopf. Kommt da nicht der Tintenfisch angeschwommen?“

„Ja, das ist Herr Stolle, und er hat noch einen bei sich.“

„Auch vermutlich so 'n Kunstfatzke. Ich glaube, Kapitän, das ist der Schlangenmensch aus Cirkus Renz. Der Kerl hat sich ja wohl ein Regenschirmfutteral über den Leib gezogen!“

Hugo kam heran, stellte den Komiker vor und fragte, ob es den Herren angenehm sei.

„Sehr angenehm,“ sagte Schramm. „Wir genießen hier Badefreiheit und Grog. Wird Ihnen das Getränk auch nicht zu stark sein, Herr Becker?“

„Mein Arzt hat mir Vorsicht anempfohlen,“ entgegnete der Schauspieler melancholisch, „ich werde mich wohl mit einer halben Flasche Sekt begnügen müssen.“

„Unsinn, Herr, Sie sollten bayrisch Bier trinken! Gedenken Sie auf Sylt zu baden?“

Becker zuckte die Achseln. „Man hat mir gesagt, daß der Wellenschlag sehr stark sei.“

„Ich habe noch nichts davon verspürt,“ entgegnete Schramm gemütlich. „Ich gehöre zu den Sandflöhen, die am Strande herumhüpfen und andre Leute zwicken. Außerdem sammle ich Muscheln, Steine und Erfahrungen. Es ist eins so trostlos wie das andre.“

„Ich glaube, Sie sind ein großer Philosoph,“ bemerkte der Mime nachdenklich und öffnete vorsichtig seine Flasche. „Ich bin auch so 'n Stück von einem Raritätensammler gewesen, und ich habe gefunden, daß nichts dabei herauskommt. Die beste Erfahrung, die wir machen können, besteht in der Erkenntnis, daß alles Sand ist, und daß wir gescheit sind, wenn wir uns in den Sand legen, um zu sterben.“

„Den Henker auch!“ sagte der Kommissionsrat streitsüchtig, „sehe ich aus wie ein lebensmüder Seehund? Wenn ich schimpfe über die Erfahrungen, die ich auf diesem lieblichen Eiland mache, so habe ich meine wohlerwogenen Gründe“ — dabei flog ein bedeutsamer Blick nach Hugo hinüber —, „aber deshalb denke ich noch lange nicht daran, alle viere von mir zu strecken und mich unterbuttern zu lassen. Woran es bei Ihnen fehlt, merke ich auch schon; es geht uns allen so. Ich bin Seifensieder en gros, und darum kann ich keine Seife riechen, und Sie sind Spaßmacher en gros, und darum ist Ihnen der Humor abhanden gekommen, und Sie sind Hypochonder geworden. Haben Sie eine Frau?“

Becker schüttelte, zum erstenmal lächelnd, den Kopf.

„Es ist das beste Mittel gegen Grillen,“ fuhr Schramm fort. „Wer eine Frau hat, der kriegt auch Kinder, natürlich meistenteils Töchter, das ist statistisch festgestellt. Sagen wir zwei, denn dieses ist das wenigste. Glauben Sie, Herr, daß zwei ausgewachsene Töchter einem Vater Zeit lassen, Raupen im Kopf zu haben? Nein, sie lassen ihm weder die Zeit noch die Raupen, denn die haben sie selbst. Auf Ihr Wohl, Herr Doktor Stolle, entschuldigen Sie, daß ich nichts mehr im Glase habe.“

Man merkte die Sturmwellen, und der Kapitän stand auf, indem er Hugo unter den Arm faßte.

„Kommen Sie,“ sagte er halblaut, „wir wollen sehen, wie es den Damen geht, sonst giebt es Vorwürfe.“ Und dann fügte er im Weitergehen hinzu: „Hoffentlich ist Ihr Freund ebenso langmütig wie lang, denn der Herr Kommissionsrat scheint sich heute abend in einer etwas bissigen Stimmung zu befinden.“

Hugo war klug genug, um sich selbst als den Grund dieser Verstimmung zu betrachten, und er fühlte sich außerdem nicht ohne Schuld. Wohin sollte dieses tändelnde Spiel mit einem hübschen und lebhaften Mädchen führen, und wer konnte es einem Vater verdenken, dagegen Protest zu erheben?

Die Form dieses Widerspruchs war freilich mitunter etwas drastisch, aber Hugo befand sich in einer weichen, versöhnlichen Stimmung, und unter dem Einfluß derselben beschloß er ... Ja, was hatte er denn eigentlich beschlossen, und was sind Vorsätze unter dem Einfluß von zwei strahlenden Augen? „Seife in kochendem Wasser,“ würde Schramm gesagt haben.

Asta winkte Hugo schon aus der Ferne mit dem Fächer. Sie that es natürlich ganz heimlich und in einer Weise, die nur von sehr scharfen und sehr eingeweihten Augen bemerkt werden konnte, aber dieses kleine Einverständnis war gerade das Gefährliche bei der Sache.

Hugo befand sich im nächsten Augenblick an ihrer Seite, und sie sagte schmollend:

„Es ist langweilig geworden. Mama und Kläre sind zu einer bekannten Familie hinübergegangen — nein, nicht hinsehen, sonst werden sie aufmerksam — und mein letzter Tänzer konnte nicht in Tritt kommen. Wo waren Sie denn so lange?“

„Bei Ihrem Herrn Papa, Fräulein Asta. Er hat mich scheußlich behandelt.“

Sie lachte in ihrer koboldartigen Weise.

„Papa kann furchtbar komisch sein, aber schließlich thut er doch, was man will. Ist das nicht die ‚Blaue Donau‘?“

Ja, es war der Tanz aller Verliebten, und Hugo zog mit einem Blick des Einverständnisses seine Handschuhe an. Alle guten Vorsätze waren vergessen, als er die leichte Gestalt wieder im Arm hatte, und die forschenden Augen Beckers wachten nicht mehr über ihm.

Er sagte leise irgend ein Wort, dessen Bedeutung ihm selbst unklar blieb; aber es war wohl ein zärtliches Wort gewesen, ein Laut, wie er im Rausch und halb unbewußt gleich einem träumenden Hauch über unsre Lippen kommt.

Asta blieb plötzlich tiefaufatmend stehen.

„Führen Sie mich, bitte, zu Mama,“ sagte sie leise und verwirrt, „es ist hier so dumpf, ich bin schwindelig geworden.“

Sie waren nur noch einige Sekunden zusammen, und Hugo wurde von der Verwirrung des Mädchens hingerissen.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er atemlos.

„Nein!“

„Sehen wir uns morgen, Fräulein Asta?“

Sie nickte nur und legte den Fächer auf die Lippen. Es war eine vieldeutige Bewegung, und Hugo konnte sich das übrige hinzudenken, denn Frau Aurora kam in diesem Augenblick herangerauscht, nahm ihr Töchterchen in Beschlag und begann daran zu putzen und herumzustriegeln, denn der Tag war stürmisch gewesen, und die Erikablüte drohte, sich aus den dunkeln Locken zu verflüchtigen.

Bald darauf erfolgte der Aufbruch.

Schramm kam gemeinsam mit Becker aus dem Nebenzimmer und war in sehr jovialer Stimmung. Er hatte den Mimen untergefaßt und sagte:

„Es thut mir leid, daß wir schon auseinander müssen, ich hätte nie gedacht, daß in München so vernünftige Leute wachsen. Aber wenn es Ihnen recht ist, so buddeln wir uns morgen ein nachbarliches Strandloch; es ist besser, im Sande zu sitzen als in der Tinte, womit ich übrigens auf unser tintenkleckfendes Jahrhundert keinen Stein geworfen haben will.“

Und dann gab es im Durcheinander des Abschieds noch eine kleine, bemerkenswerte Episode.

Kläre gähnte hinter ihrem Fächer und meinte, daß sie am nächsten Morgen nicht baden, sondern ausschlafen wolle, und Frau Aurora stimmte dem bei.

Asta aber bemerkte mit einem sehr gleichgültigen Gesicht, es werde für sie alsdann nur ein Spaziergang übrig bleiben, und als Schramm fragte, wohin man als vernünftiger Mensch in dieser Sandwüste denn gehen könne, ohne für ein Kamel gehalten zu werden, entgegnete sie lachend:

„Es giebt ja auch Wälder, Papachen, aber du sollst in deiner Morgenruhe nicht gestört werden.“

Im Saale erlosch ein Licht nach dem andern, und die Kellner stülpten die Stühle um.

Hugo lehnte an einer Säule und betrachtete nachdenklich eine Erikablüte, die von irgendwoher vor seine Füße gefallen war, und die er heimlich aufgehoben hatte. Es haftete ein zarter Duft an den welk gewordenen Kelchen, aber es war kein Hauch von der Heide.

Da kam Franz Becker langsam durch den Saal gegangen. „Denkst du an den Schlaf?“ fragte er.

Hugo barg den Zweig in seiner Brusttasche und wandte sich um. „Es ist wohl noch nicht spät, Franz.“

„Nein, ich glaube, kaum Mitternacht. Ich möchte noch einen Gang an den Strand machen; willst du mich begleiten?“

Der andre nickte, und sie verließen zusammen das Hotel.

Es war wiederum eine Mondnacht, aber ein leichter, feiner Nebel wogte durch die stillen Straßen und erfüllte die Luft mit Silberglanz.

Die beiden Männer schritten schweigend neben-

einander her, und als sie den Kamm der Dünen erreicht und einen freien Blick über das Meer gewonnen hatten, legte Becker seine Hand auf den Arm des Begleiters und deutete nieder auf die umschleierte See.

„Sie verhüllt sich wie ein schlafendes Weib," sagte er. „Ich habe mich lange danach gesehnt, einmal in meinem Leben den Anblick zu genießen, wenn ein einsames Licht oder der Abglanz eines Lichtes über der großen, schweigenden Tiefe steht. Nun suchen meine Augen nach diesem Bilde, und es ist verschleiert."

„Das sind rätselhafte Worte," entgegnete Hugo nachdenklich; „was willst du damit sagen?"

Der Schauspieler begann langsam zum Strande niederzusteigen. Er sprach weiter, aber es schien, als wenn er zu einem Unsichtbaren rede.

„Ich dachte an mein Leben," fuhr er fort. „Wenn ich wäre wie die Sonne, und wenn ich eignes Licht und eigne Wärme besäße, dann wollte ich die Tiefe erleuchten und erwärmen. Aber ich gehe dahin mit erborgtem Lichte wie der matte, kalte Gesell da oben, und wenn ich das Geheimnis der Nacht ergründen will, dann kommt der Nebel und verstreut meine letzte Kraft. Es ist ein unfruchtbares Dasein."

„Es ist das alte Lied und das alte Grübeln," sagte der Schriftsteller. „Warum bist du so schwermütig? Das Leben ist doch schön!"

Franz Becker ging vorwärtsgebeugt am Strande entlang, als wenn er Kieselsteine suchen wollte, und in seinem blassen Antlitz wühlte eine seltsame Unruhe.

„Du hast eine Rose im Sande gefunden," entgegnete er leise, „und darum sprichst du, das Leben sei schön. Es ist die Genügsamkeit am Augenblick, es ist die Angst vor morgen. Ich sage dir, die Rose im Sande hat keine Wurzeln, und der Wind wird morgen ihre Blätter verstreuen, — dann sagst du, das Leben sei schal."

Hugo blieb stehen. „Willst du mich tadeln?" fragte er finster.

„Kann ich die Düne tadeln, weil sie ihre Gestalt verändert? Wir sind nicht alle von Granit."

Sie gingen schweigend weiter, und der Nebel lichtete sich allmählich.

Vor ihren Augen lag ein neues Bild. Zur Rechten strebte ein dunkelrot gefärbtes Erdreich schroff gegen den Nachthimmel auf; unten am Strande ragten einige Badehütten aus dem tiefen Sande.

„Wo sind wir?" fragte Becker. „Aefft mich das Mondlicht, oder hat diese Insel plötzlich ein andres Antlitz bekommen?"

„Wir sind in Wenningstedt," entgegnete Hugo, froh, daß die kurze Unterhaltung eine andre Wendung nahm.

„Also auch noch Spuren von Menschen."

„Nur ein paar Hütten und ein Dutzend Badegäste, die die Einsamkeit lieben."

Der Schauspieler setzte sich auf einen umgestürzten Strandkorb und bohrte seinen Stock in den Sand.

„Hier könnte es mir behagen. Wenig Menschen, am liebsten gar keine. Da oben an der Nordspitze — in List — soll es noch einsamer sein."

„Ganz einsam, wie die Leute sagen. Warum fragst du danach?"

„Weil ich mich dort einnisten möchte."

„Was willst du da oben, Franz?"

„Schlafen."

„Ist das eine deiner neuen Krankheiten?" fragte Hugo, mit einem Versuch zu scherzen, obwohl ein sonderbares Gefühl sein Herz beschlich.

Franz Becker antwortete zuerst nicht, sondern wühlte im Sande. Endlich hob er das blasse Gesicht zum Monde empor.

„Ich will nichts mehr von Krankheiten und von Aerzten wissen. Die Aerzte sind Narren."

„Bravo, Franz, das ist der Weg für dich zur Gesundheit. Haben sie dich wieder einmal ausgelacht?"

„Nein, zum erstenmal nicht. Du weißt, ich brauche das zum Leben wie die Luft. Ich war bei einem ihrer Häuptlinge in Berlin. Der Mann sollte noch mehr lachen als die andern, und daran wollte ich eine ganze Weile zehren. Der Charlatan klopfte und horchte eine ganze Weile an mir herum, was noch keiner vorher gethan hatte, und dann sagte er — nichts."

Hugo stutzte.

„Wirklich gar nichts, Franz?"

„Hm, so gut wie nichts. Ich habe seine wenigen Worte ganz genau behalten. ‚Wenn Sie Geld genug haben zum Leben,' sagte er, ‚dann hängen Sie die Schauspielerei an den Nagel.'"

„Und nun willst du dich vor der ganzen Welt im Sande vergraben?" entgegnete Hugo unmutig. „Wahrlich, Franz, für einen so großen Thoren hätte ich dich nicht gehalten!"

„Es liegt eine tiefe Weisheit in dieser Sache," sagte der Schauspieler gelassen. „Wenn wir schlafen gehen wollen, dann ziehen wir unsern Rock aus und hängen ihn an den Nagel. Aber aus unsrer Haut können wir nicht herausfahren, die müssen wir anbehalten bis an das Ende. Ich habe der Kunst gedient, aber sie war nicht meine Haut, sondern sie war nur ein Kleid aus bunten Lappen. Ein Narrenwams, wenn du willst. Ich ziehe es aus und lege mich in den Sand, denn ich kann nicht nackend in der Welt herumlaufen zum Spott der Menschen. Gieb acht, du wirst es mir nachmachen. Du trägst auch nur einen geborgten Domino, und wenn der Fasching aus ist, dann kriechst du in deine Werktagskleider zurück. Denn du bist zu jung zum Schlafen. Komm, wir wollen heim."

Er stand auf und reckte seine Glieder.

Ein Windstoß kam und warf Wellenschaum auf den Strand; er trieb Wolken über den Mond, und es ward plötzlich so dunkel, daß man nur mit Anstrengung die schroffen Umrisse des roten Kliffs erkennen konnte.

„Dort führt ein Weg entlang," sagte Becker, nach Norden deutend. „Bei Sturm müssen die Wellen bis an den Fuß der Wand heranreichen, und wer sich dann auf diesem Wege befindet, der muß mit der Flut kämpfen. Er wird seine Nägel in das Erdreich schlagen, um auf die Höhe zu gelangen, und wenn er oben ist, dann wird die Heide ihn aufnehmen. Du kannst es erleben, Hugo, vielleicht zu einer Zeit, wo ich weiter und tiefer und einsamer sein werde als List und Thule und als das Ende der Welt."

VII.

Asta setzte sich in ihrem Bette aufrecht und blinzelte nach den verhängten Fenstern der Schlafstube hinüber. Es war ein kleiner Spalt vorhanden, und durch diesen fiel ein schmaler Sonnenstreif in das Zimmer. Dieser einzige Strahl sah aber so munter und frisch und jugendlich aus, daß man an einem sehr schönen Sommermorgen gar nicht zu zweifeln vermochte.

Asta gähnte ein bißchen und schielte sodann auf das gegenüberstehende Bett ihrer Schwester. Sie konnte von Kläre nichts weiter sehen als eine zierliche Nasenspitze und etwas rotblondes Haar, und dieser Anblick gab ihr offenbar die Entschlossenheit zurück, denn nachdem sie noch einige Augenblicke das Muster ihrer Decke betrachtet hatte, schlüpfte sie aus dem Bett und begann sich geräuschlos anzukleiden.

Sie war dabei so behutsam wie ein Kätzchen und vermied es sorgfältig, mit dem Wasser zu planschen und mit der Zahnbürste zu klappern, obgleich es ihr offenbar sehr schwer ankam, die gewohnte Lebhaftigkeit zu dämpfen. Aber endlich stieß sie doch an einen Stuhl, biß sich in die Lippen und sagte: „O!"

In diesem kritischen Augenblick murmelte Kläre aus ihren Kissen heraus: „Dummes Ding, glaubst du, daß ich nicht merke, was du vorhast?"

Asta schnitt eine kleine Fratze und lachte verlegen.

„So? Ich dachte, du träumtest noch von deinem Assessor! Was soll ich denn vorhaben?"

„Irgend eine Thorheit sicherlich."

„Danke schön. Uebrigens thätest du besser, weiterzuschlafen, du mußt seit gestern abend von dem Zugucken noch ganz dumm sein."

„Ich habe wenigstens mehr gesehen, als mir lieb ist."

Asta schwieg, aber als sie vor den Spiegel trat, um eine dunkelrote Schleife vorzustecken, fing Kläre wieder an: „Für wen machst du dich denn so schön, Asta?"

„Thue ich das wirklich?" fragte Asta unschuldig. „Laß mir doch die kleine Freude; wir armen Mädchen verblühen ja so schnell. Oder meinst du nicht, Kläre?"

„Willst du wirklich spazieren gehen?" sagte Kläre, der dieses Thema offenbar unangenehm war.

„Natürlich, Schatz. Dazu sind wir ja hergekommen."

„Allein, Asta?"

„Kannst du mir vielleicht einen Bräutigam verschaffen, der mich begleitet? Alt genug wäre ich dazu!"

Diesmal schwieg Kläre, und Asta schüttelte gelassen den Sand aus ihren Strandschuhen, schlüpfte hinein und sagte: „Die sind mir plötzlich so weit geworden; hast du sie vielleicht gestern abend in Gedanken angezogen, Kläre?"

Mit dieser letzten kleinen Bosheit auf den Lippen tänzelte sie hinaus, und Kläre legte sich seufzend in die Kissen zurück. ‚Du wirst auch noch mal anrennen,' dachte sie im Einschlafen.

Draußen im Vorgärtchen stand Kapitän Nielsen und putzte an seinen Rosen.

„Potztausend, Fräulein Astachen," sagte er verwundert, „schon so früh segelklar? Das ist ja gerade, als wenn wir gestern abend nicht getanzt, sondern vor Anker gelegen hätten wie eine alte Fregatte! Wo soll die Reise denn schon hingehen?"

Asta stellte sich neben den Alten und liebäugelte mit den Blumen.

„Lieber Herr Kapitän, Sie glauben gar nicht, was ein geplagter Badegast für seine Gesundheit alles thun muß. Wissen Sie nicht einen recht schönen Spaziergang über Land? Vielleicht nach Keitum?"

„Es ist nirgends schöner als am Wasser," entgegnete Nielsen kopfschüttelnd, „aber wo Sie hinkommen, da vergißt man das sandige Elend."

„Das war hübsch gesagt, Herr Kapitän, und dafür dürfen Sie mir eine Rose schenken."

Der Alte suchte lächelnd das schönste Exemplar aus und bestand darauf, es dem Mädchen selbst anzustecken. Asta ließ sich's gefallen, klopfte ihn auf die Finger und schlug den Weg nach Keitum ein. Aber bei der nächsten Ecke machte sie eine Schwenkung und wanderte dem Bahnhof zu. Von dort führte der Schienenstrang über Heideland nach Munkmarsch, und Asta fragte einen Bäckerjungen, wie man am besten nach dem Lornsenhaine hingelangen könne.

„Gehen Sie man bloß den Weg entlang, wo die Tafel steht," belehrte sie der Jüngling.

„Aber der ist ja verboten!"

„Das macht nix. Die Badegäste kehren sich nicht daran; die Badegäste thun, was sie wollen."

Asta fühlte sich sehr als Badegast. Sie hatte auch im Sinn, zu thun, was ihr beliebte, und wenn einer gekommen wäre, sie zu pfänden, dann hätte sie ihm vielleicht die Rose von ihrer Brust gegeben.

Aber es kam keiner.

Die Heide lag sonnenbeglänzt in unendlicher Einsamkeit, nur ein Falter taumelte hie und da von Blüte zu Blüte, und bisweilen schrie eine Möwe.

Es mußte schauerlich unheimlich sein, unter einem stürmischen, bewölkten Nachthimmel durch diese große Einsamkeit zu wandern, über einen sagenumwebten Boden, in dessen Tiefe die Helden schliefen und die Erdmänner wühlten, aber das Sonnenkind mit den roten, lächelnden Lippen dachte nicht an die Möglichkeit von Sturm und Finsternis — es war Sommer und die Zeit zum Tändeln.

Und da lag der seltsame Hain wie eine Wüstenoase.

Asta ging an dem Erdwall entlang, der das grüne Blättergewirr wie ein Heiligtum umsäumte, und sie lugte neugierig in die Wildnis hinein, die scheinbar weglos ihr Geäst durcheinander schlang, aber endlich fand sich dennoch eine Lücke und ein Pfad, der, mit langem Grase überwuchert, den Eindruck machte, als ob seit unvordenklichen Zeiten keines Menschen Fuß diese Wildnis betreten habe.

Es sang kein Vogel in dieser Stille, und es zirpte keine Grasmücke; Asta blieb plötzlich stehen und legte die Hand auf das klopfende Herz. Und dann stampfte sie mit dem zierlichen Fuß das feuchte Erdreich.

Auf einer kleinen Lichtung, die mitten in das Gehölz eingeschmiegt lag, stand eine Bank, und auf dieser Bank saß ein Mann.

Er las in einem Buche und schien von dem Inhalt desselben so sehr gefesselt zu sein, daß er das Herannahen des Mädchens nicht bemerkte und erst aufblickte, als ein Zweig knackend zerbrach; dann aber erhob er sich langsam und zog den Hut mit einer tiefen Verbeugung.

Es war Franz Becker.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein," sagte er ehrerbietig, „ich hätte wahrlich nicht zu träumen gewagt, daß dieser Tag so angenehm beginnen sollte. Sie haben sich auch durch den Sonnenschein hinauslocken lassen."

„Ich liebe diese frühe Stunde," entgegnete Asta kurz, „sie pflegt am einsamsten zu sein."

„Ganz mein Fall. Außerdem pflegt Morgenrot einen Regen zu bringen, und man thut daher klug, das Gute vorweg zu nehmen."

„Wie interessant," sagte Asta spöttisch. „Solche Wetterstudien habe ich noch nie angestellt; besitzen Sie noch mehr davon in Vorrat?"

„Ich bin in dieser Beziehung geradezu unerschöpflich,"

Auerhahnbalz.

Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.

versicherte der Mime ernsthaft. „So fühle ich zum Beispiel ganz genau, wenn ein Gewitter bevorsteht, wie es in diesem Augenblick der Fall ist."

Die beiden schritten langsam nebeneinander dem Ausgang des Wäldchens zu, und Asta betrachtete mit einem halb verzweifelten Blick den wolkenlosen Himmel.

„Es könnte sein!" platzte sie plötzlich heraus.

„Wir sind schon mitten darin," sagte Becker mit leisem Lächeln. „Sie dürfen mich getrost als Blitzableiter benutzen, mein gnädiges Fräulein; es ist schon so vieles in mich hineingefahren, daß die schönen, zornigen Augen einer jungen Dame weiter keinen Schaden verursachen werden. Aber warum zürnen Sie mir?"

„Weil Sie unausstehlich sind!" entgegnete Asta mit einer von Thränen halb erstickten Stimme.

Der Schauspieler sah mit einem eigentümlich stillen, nachdenklichen Blick vor sich nieder und schwieg eine Weile, bevor er abermals das Wort nahm.

Aber seine Stimme hatte nicht mehr den vorigen spöttischen Klang, sondern war weich und tief.

„Ich bin an diesem schönen Morgen ausgegangen, um etwas Gutes zu thun," sagte er. „Und ich handelte dabei gegen die menschliche Natur, denn ich that es, ohne an mich selbst zu denken. So muß ich denn auch die Folgen davon tragen. Die Gelegenheiten, wo der Mensch ganz ohne selbstsüchtige Ziele etwas Gutes unternimmt, sind so selten, daß er von der Mitwelt nicht verstanden, und daß er deshalb ein Ungeheuer genannt wird. Sie selbst, mein gnädiges Fräulein, haben nur den kleinen, mädchenhaften Ausdruck ‚unausstehlich' auf mich angewandt, und ich muß Ihnen für diese Milde dankbar sein. Das Gute aber, was ich im Sinn hatte, kann ich Ihnen nicht mit nackten Worten sagen; es würde brutal klingen von den Lippen eines fremden Mannes, und ich habe nicht das Glück, Ihnen so nahe zu stehen wie ein Vater oder wie ein älterer Bruder. Wenn Sie mir indessen gestatten wollen, in einem Bilde zu sprechen . . ."

Er schwieg einen Moment und heftete seine großen dunkeln Augen forschend auf das Mädchen, und unter diesem Blick fühlte Asta einen Schauer über ihr Herz gehen. Sie nickte stumm.

„Von einem Bilde will ich lieber sprechen," fuhr Becker fort. „Ich sah es im verflossenen Jahre in einer Ausstellung, und seitdem hat die Erinnerung daran mich nicht verlassen. Am Saum einer Heide steht ein junges Weib. Es ist Dämmerung, und die Wolken umlagern den fahlen Horizont. An den niedergedrückten Weidenbüschen und an den flatternden Gewändern sieht man, daß es stürmt. Die Züge des jungen Weibes sind schön, und wie der Abglanz der untergegangenen Sonne auf dem Himmel ruht, so liegt auf diesen Zügen der Abglanz eines erloschenen Lächelns. Es kann auch ein Lachen gewesen sein voll Uebermut und Lust. Aber das Lachen ist verweht, und die Nacht sinkt nieder . . . Ich kannte den Maler und fragte ihn, was dieses Bild bedeute. ‚Wenn ihr es nicht versteht,' sagte er, ‚dann will ich einen Schmetterling hinzumalen, den der Sturm in den Ginster geworfen hat.'"

Der Schauspieler machte eine Pause und sah in die flimmernde Luft.

„Wir stehen am Saum der Heide," fügte er dann leise hinzu, „und Sie sind an meiner Seite. Es ist schwer, daran zu glauben, daß dieser sonnige Morgen einmal Nacht werden kann und diese stille Luft Sturm, und daß dieses junge Antlitz, das ich jetzt vor mir sehe, einmal jenem Bilde gleichen könnte. Es muß auch nicht sein, aber es kann sein. Das wollte ich sagen . . . Darf ich hier von Ihnen Abschied nehmen?"

Er verbeugte sich abermals tief und ging mit langen Schritten davon.

Auf dem Wege nach Westerland begegnete er Hugo. Der Schriftsteller wollte mit einem flüchtigen Gruß vorüber, aber Becker faßte ihn unter den Arm und sagte:

„Kehr mit mir um. Ich weiß, wohin du willst, ich komme daher. Der Platz ist einsam, und ich traf nur eine schöne, wilde Holztaube unter dem Geäst. Ich habe sie mit meinem Schatten verscheucht; es ist ein Verhängnis, daß ich überall sein muß, wo man mich nicht begehrt. Aber es wird nicht mehr lange währen."

*

Nachmittags herrschte ein reges Leben an der See. Der laue Wind war in eine frische Brise umgesprungen und trieb die Wellen über den Vorstrand. Die vorgebauten Sandfestungen waren bereits hinweggespült, und die glücklichen Besitzer der weiter aufwärts gelegenen bemühten sich eifrig, durch Aufwerfen höherer Wälle einem gleichen Schicksal vorzubeugen.

In einem Sandloch stand Franz Becker und arbeitete, als wenn es um Tagelohn ginge. Er hatte eine ganz kleine Kinderschaufel erstanden und sich damit bereits so tief eingewühlt, daß nur noch der scharfgeschnittene Kopf mit der langen Nase hervorragte.

Plötzlich wurde er von Schramm angesprochen, der, die Strandmütze im Nacken und die Hände in den Aermellöchern der Weste, behaglich angeschlendert kam.

„Sie wollen wohl direkt bis zu den Antipoden," sagte der Kommissionsrat; „bei Ihrer Länge könnte man Sie dann füglich als Erdachse benutzen."

Der Mime stieg aus dem Loch und betrachtete sein Werk. „Als ich jung war, bildete ich mir mitunter ein, daß die Welt sich um mich drehe," entgegnete er. „Später wird man bescheidener und baut sich ein Heim. Dieses ist mein Heim."

„Und das wird Ihnen bald voll Nordseewasser laufen."

„Jeder schützt sich gegen Eindringlinge, so gut er vermag," sagte Becker gelassen. „Bisweilen genügt eine Handvoll Sand, mitunter gehört auch mehr dazu. Wie befinden sich Ihre Damen?"

„Danke, den Umständen nach wohl. Meine Frau hat Migräne, und Asta ist den ganzen Tag über verschnupft gewesen."

„Das kommt wohl von gestern abend."

„Ach, Unsinn, sie hat doch nicht auf der Nasenspitze getanzt. Wollen Sie ein bißchen mit nach Wenningstedt hinausbummeln? Ich habe da oben auf der Düne eine famose Giftbude entdeckt, da könnten wir zusammen einen nehmen."

Becker warf noch einen Blick auf die immer näher kommenden Wellen und nickte: „Mir soll's recht sein, ich habe die Buddelei ohnehin satt."

Die beiden Männer gingen langsam dem Herrenstrande zu. Sie schwiegen und betrachteten einander gegenseitig von der Seite; Schramm schien irgend etwas auf der Seele zu haben, und Becker wartete offenbar auf eine Explosion. Endlich sagte der Kommissionsrat:

„Ich habe verschiedenes satt. Wir sind ja einander ziemlich fremd, aber wir haben doch eine Flasche Wein zusammen getrunken, und Sie scheinen mir trotz Ihrer Mimerei ein ganz verständiger Mann zu sein. Was halten Sie von Helgoland?"

„Wenn wir es behutsam nach der Ostsee bugsieren könnten," entgegnete Becker vorsichtig, „dann würden wir es vielleicht noch länger konservieren können. Es ist ziemlich kostbar."

„Ach was, glauben Sie, daß ich mit Ihnen politisieren will? Ich meine, es ist wohl nett dort?"

„Ohne Zweifel. Man soll sein Geld noch besser los werden können als hier."

„Dieses ist mir Hekuba; die Seife schmeißt was ab. Ich liege nämlich in einem häuslichen Zwist. Der Assessor, mein künftiger Schwiegersohn, hat Urlaub bekommen und möchte nach Helgoland. Kläre infolgedessen natürlich auch. Meine Frau und Asta haben sich auf diese Sandbank versessen, wo die Leute dichterisch veranlagt sind, und ich liege dabei im Skat. Was würden Sie an meiner Stelle thun?"

„Die ‚Kobra' fährt morgen," sagte Becker langsam. „Nehmen Sie Plätze auf der ‚Kobra'."

Schramm blieb stehen und blickte tiefsinnig vor sich in den Sand. „Sie haben es ja verflucht eilig, mich los zu werden. Darf ich um Ihre Gründe bitten, Herr?"

„Es ist schwer, darüber zu reden," entgegnete Becker ausweichend.

Sie gingen weiter, und der Kommissionsrat schüttelte wiederholt den Kopf. Endlich nahm er wieder das Wort:

„Sie haben recht, Verehrtester, auf diese Weise kommen wir nicht zu Kante. Mir fällt da ein Märchen ein. Es soll jemand was erzählen, und er will nicht. Da wird ihm der Rat gegeben, es dem Ofen zu berichten, und natürlich steckt einer im Ofen. Einen Ofen haben wir hier nicht, aber den Wind haben wir, der uns soeben um die Nase fährt. Erzählen Sie mal, bitte, dem Winde irgend etwas aus Ihrem Leben, meinetwegen von Ihren litterarischen Kreisen in München. Sie wissen, daß ich mich seit einiger Zeit ganz besonders für Litteratur interessiere. Also: ‚Ich habe einen Freund —'"

„Einen einzigen Freund," sagte der Schauspieler mit wehmütigem Lächeln. „Er ist viel jünger als ich, und ich trage ihn deshalb auf meinem Herzen, denn ich möchte ihn glücklich sehen. Unsre Zeit sucht nicht mehr das Glück im engen Kreise, ein jeder stürmt hinaus, um die Welt zu erobern, und dennoch ist die Welt nicht größer geworden, als sie es früher war, die Kraft aber ruht häufiger als ehedem in der Einbildung. Das ist eine Krankheit unsrer Zeit, und auch mein Freund ist ihr verfallen. Wenn eines Menschen Hand ihn retten kann, so ist es die Hand eines Weibes."

„Halt," unterbrach der Kommissionsrat den Sprechenden, „hier wollen wir mal einen Knoten machen. Ich nehme an, daß Sie in diesem Augenblick nicht mimen, sondern daß Sie die Wahrheit reden. Sie sehen zum wenigsten ernst genug dazu aus. Also ein Frauenzimmer kann Ihren übergeschnappten Freund retten — bon, wenn sie närrisch genug dazu ist, meinetwegen. Jedenfalls aber sind wir wohl darin einverstanden, daß ich als Familienvater nicht zugleich Kapitän einer Rettungsstation bin."

„Das Mädchen, von dem ich rede, hat seinen Vater bereits verloren," fuhr Becker mit einer leichten Handbewegung fort. „Sie wird über kurz oder lang ganz allein in der Welt stehen, und es muß sich alsdann herausstellen, ob das Vertrauen, das sie in meinen Freund gesetzt hat, auf Felsen gegründet ist. Ich hoffe und wünsche es von ganzem Herzen, aber ich sehe neben dem Felsen wehenden Sand, und ich kann in diesem Augenblick nicht unterscheiden —"

Der Schauspieler blieb stehen und blickte vor sich hin; Schramm aber legte seine Hand auf den Arm des Begleiters.

„Sie sind augenblicklich ein bißchen trans," sagte er, „und deshalb werden Sie poetisch. Uebrigens waren Ihre Worte ja auch für den Wind. Also lassen Sie mich mal in meiner Weise fragen. Hat der Tintenfisch, von dem Sie reden, das bewußte Mädel lieb?"

„Sie haben miteinander von Liebe gesprochen," entgegnete Becker unsicher.

„Gut. Sind sie miteinander verlobt?"

„Nicht so recht eigentlich, aber doch halb und halb. Es ist eine Art Probezeit zwischen den beiden vereinbart worden."

Schramm lächelte behaglich vor sich hin und spitzte die Lippen, als wenn er pfeifen wollte.

„Diese Geschichte dünkt mich etwas klackerig," sagte er endlich, „aber das geht mich ganz und gar nichts an. Oder richtiger ausgedrückt, ich bin Ihnen für Ihre Mitteilungen ungeheuer verbunden. Ich werde ganz und gar keinen Gebrauch davon machen, das heißt, abermals richtiger ausgedrückt, ich werde schweigen und handeln. Hier ist die Giftbude; wollen Sie ein Nordlicht mit mir genehmigen?"

Sie stiegen die Treppe, die vom Wenningstedter Badestrande in die Dünen führte, hinan und betraten die kleine Bretterbude, in der verschiedenartige Liqueure feilgehalten wurden.

Der Kommissionsrat bestellte zwei Nordhäuser und stieß mit dem Schauspieler an.

„Sie sind ein Ehrenmann," sagte er; „es thut mir leid, daß Sie zu alt sind, um mein Schwiegersohn zu werden. Wenn ich einmal gesagt haben sollte, daß alle Mimen Windhunde sind, dann nehme ich das Wort zurück, denn Sie machen eine rühmliche Ausnahme. Ich möchte mit Ihnen zusammen eine Sandhütte bauen und Philosophie treiben, aber nachdem wir dieses Scheidewasser getrunken haben, ist das nicht mehr angängig. Morgen werde ich auf Helgoland meine Lämmer weiden. Führen Sie das Ihrige inzwischen am blauseidenen Harfenband auf die Heide, und wenn ihm die bitteren Kräuter nicht schmecken wollen, so vertrösten Sie es auf den Einfluß der Zeit. Ausgewachsene Lämmer bekommen einen zufriedenen Sinn."

Am Abend dieses Tages war es in der Villa Nielsen frühzeitig dunkel. Auf dem Flur standen die gepackten Koffer, und die Insassen der unteren Etage lagen in ihren Betten.

Kläre dachte an das baldige Wiedersehen mit ihrem Bräutigam und konnte vor Freude nicht schlafen. Sie setzte sich im Bett auf und horchte. Dann stand sie leise auf, huschte zu der Schwester hinüber und setzte sich auf den quietschenden Rand des Lagers.

„Asta," sagte sie weicher, als es sonst ihre Art war, „du weinst."

Asta drehte sich um und bohrte den Kopf in die Kissen. „Es fragt doch keiner danach, ob ich weine oder nicht," entgegnete sie trotzig.

„Sitzt es denn wirklich so tief, Kind?"

Asta schwieg und schluckte, als ob sie das Weinen unterdrückte. Dann faßte sie sacht nach der Hand ihrer Schwester: „Ich wollte, ich wäre katholisch, dann ginge ich in ein Kloster.“

„Das ist Unsinn, Asta, da könntest du ja niemals heiraten.“

„Ich will auch gar nicht heiraten,“ sagte Asta eigensinnig und setzte nach einer Pause hinzu: „Wenigstens werde ich mich sehr bitten lassen, bis ich es thue.“

„Das ist recht, Kleine, man soll sich nicht wegwerfen. Hör nur, wie es weht!“

„Das ist mir ganz egal. Mir ist überhaupt alles einerlei ... Was willst du morgen anziehen?“

„Ich denke, wir nehmen beide die neuen Kostüme mit den Seemannskragen.“

Eine kleine Pause. Dann entgegnete Asta mit veränderter Stimme: „Du, das ist schneidig. Und wenn Papa die Seekrankheit kriegt, dann lachen wir ihn aus.“

Kläre lachte schon. Aber sie verbarg es unter einem kleinen Zähneklappern, hüpfte in ihr Bett zurück, kroch unter die Decke und rief leise hinüber:

„Gute Nacht, Nonne Asta!“

„Gute Nacht, alte Kläre!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Rhein-Elbe-Kanal.

Von

J. L. Algermissen.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts suchte Preußen durch Anlage von Kanälen in seinem Gebiete östlich der Elbe einerseits fruchtbare Ländereien in den Niederungen zu gewinnen, andrerseits bequeme Verkehrswege zwischen Weichsel, Oder und Elbe zu schaffen, da für Massengüter die Beförderung auf der Landstraße zu teuer war. Mit der Einführung der Bahnen trat die Pflege der Kanalanlagen zurück: das Vorhandene wurde unterhalten und weiter benutzt, aber an Erweiterungen oder Anlage neuer Strecken dachte man nicht, man hielt sie angesichts des immer mehr sich verdichtenden Bahnnetzes für unnötig und darum ertragslos. Für die weniger dicht bevölkerten und der Industrie entbehrenden Landstriche östlich der Elbe trifft das heute noch zu, besonders seit in den letzten 15 Jahren dort so viel Neben- und Kleinbahnen gebaut sind, daß man kaum noch Orte von 1000 Einwohnern findet, die nicht ihren Bahnhof haben. Trotzdem spielt der Wasserverkehr zwischen Elbe und Oder auf der Strecke Magdeburg-Berlin-Frankfurt a. O. eine derart bedeutende Rolle, daß zum Beispiel Berlin trotz seiner zwölf Güterbahnhöfe 80 Prozent seiner Güter, wenn auch der Hauptsache nach Baumaterialien, Brennstoffe und Lebensmittel, auf den Kanälen zugeführt erhält. Aber gerade für diese Massenartikel kommt es auf Billigkeit an, die auf dem Wasserwege besonders dann erzielt werden kann, wenn schnelle Beförderung nicht verlangt wird.

Seit der Einführung der Dampfschiffe und der Schleppschiffahrt in größerem Umfange, etwa seit 40 Jahren, hat der Verkehr auf der Elbe und dem Rheine sich mächtig gehoben; letzterer ist die bedeutendste Wasserstraße der Welt, aber eine Wasserverbindung zwischen den beiden Strömen ist, abgesehen von dem schwierigen Umwege durch die Nordsee, nicht vorhanden. Den Güteraustausch für das Gebiet zwischen den beiden Strömen vermittelt allein die Eisenbahn. Soweit das gebirgige Mitteldeutschland in Frage kommt, läßt sich daran nichts ändern; denn Wasserwege sind an ebene Landstrecken gebunden und können, wenn sie ertragsfähig bleiben sollen, mit Rücksicht auf die Bau- und Betriebskosten nur geringe Höhenunterschiede überwinden. Anders dagegen liegt die Sache dort, wo die nordwestdeutsche Tiefebene anfängt, deren Südrand bei Ruhrort am Rheine beginnt und wenig nördlich von Essen, Bochum, Dortmund über Münster, Osnabrück, Minden, Hannover um den Nordfuß des Harzes herum zur Elbe bei Magdeburg führt. Diese Linie durchschneidet das rheinisch-westfälische Industriegebiet an der nördlichen Langseite und durchquert die fruchtbarsten, auch gewerblich am meisten entwickelten Teile der Provinzen Westfalen, Hannover und Sachsen, ein Gebiet, auf dem wegen seiner starken Bevölkerung die Eisenbahn mit ihrem engmaschigen Netze heute den stärksten Nah- und Fernverkehr Deutschlands bewältigt. Derselbe ist seit zwanzig Jahren ununterbrochen gewachsen und hat einen solchen Umfang erreicht, daß selbst bei einer etwas verlangsamten Weiterentwicklung in zehn Jahren die Eisenbahnen nicht mehr im stande sein werden, seinen Anforderungen zu genügen, wenn auch Geleise, Züge, Personal und Fuhrpark fortwährend vermehrt werden. Soll aber der Industrie und Gewerbethätigkeit der genannten Provinzen der mühsam errungene Platz auf dem Weltmarkte erhalten bleiben, so darf der Verkehr in keiner Weise beeinträchtigt oder an weiterer Steigerung behindert werden.

Schon kurz nach der Verstaatlichung seiner Bahnen im Anfange der achtziger Jahre faßte daher Preußen den Ausbau einer großen Wasserstraße zwischen Rhein und Elbe ins Auge, und zwar im Anschlusse an sein ostelbisches Kanalnetz. Am dringendsten war die Entlastung des Bahnverkehrs in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete für Erz-, Eisen- und Kohlentransporte; besonders mußte dem Kohlenbergbau der Absatz an den Küsten der Nordsee gewahrt, beziehungsweise wieder erobert werden, da hier die englische Kohle der deutschen einen erdrückenden Wettbewerb macht. Durch Gesetz vom 9. Juli 1886 wurde zunächst der Dortmund-Ems-Kanal bewilligt, welcher den Nordostrand des rheinisch-westfälischen Industriegebietes mit der Nordsee verbindet durch eine 270 Kilometer lange Kanallinie, deren südliche Strecke ausdrücklich als ein Teil des geplanten großen Rhein-Elbe-Kanals bezeichnet wurde. Anfangs 1894 wollte die Regierung auch die Mittel für die 40 Kilometer lange Anschlußstrecke nach dem Rheine bewilligt haben, um diese mit der Linie Dortmund-Ems gleichzeitig fertigzustellen und so mit einem Schlage eine durchgehende, lebensfähige Wasserstraße vom Rheine nach der Nordsee zu schaffen, gleichsam eine neue Rheinmündung, die für einen großen Teil unsrer Aus- und Einfuhr von den Holländern uns unabhängig machen kann. Aber leider brachte eine, wenn auch nur kleine Mehrheit im Abgeordnetenhause, welche die Anschlußstrecke als ein bequemes Einfallsthor für ausländisches Getreide bezeichnete, die Vorlage zu Falle, und so blieb der Regierung nichts übrig, als die Dortmund-Ems-Linie mit einem Kostenaufwande von 75 Millionen Mark, wenn auch einstweilen gewissermaßen als Sackgasse und Versuchsstrecke, fertigzustellen. Dies ist jetzt geschehen, und im August dieses Jahres soll der Kanal in ganzer Ausdehnung dem Verkehre übergeben werden.

Inzwischen haben die Bahnschwierigkeiten in dem Gelände, das der lange geplante Rhein-Elbe-Kanal durchschneiden soll, sich dermaßen vermehrt, daß die Regierung sich entschloß, den Anträgen der beteiligten Provinzen nachzugeben, und unterm 14. März 1899 eine neue Vorlage über den Ausbau des gesamten Rhein-Elbe-Kanals dem Abgeordnetenhause zugehen ließ. Der 466 Kilometer lange Kanal, in den Abmessungen des Dortmund-Ems-Kanals mit 2,5 Meter Wassertiefe, 18 Meter Sohlen- und 30 Meter Wasserspiegel-Breite für Schleppkähne von 600—750 Tonnen Tragfähigkeit gedacht, soll, von Laar am Rheine ausgehend, im Thale der Emscher auf der 40 Kilometer langen Strecke mit 7 Schleusen 33 Meter höher steigen, bei Herne in den fertigen Dortmund-Ems-Kanal münden, diesen in nordöstlicher Richtung auf 102 Kilometer benutzen, bei Bevergen nach Osten abbiegen und über Minden, Hannover nördlich von Magdeburg gegenüber dem Ihle-Kanale in die Elbe geleitet werden, zu welcher der Abstieg auf 60 Kilometer Länge mit 4 Schleusen von je 5 Meter Hubhöhe erfolgt. Die rund 366 Kilometer lange Strecke von Herne bis Oebisfelde hat nur 2 Schleusen, eine so günstige Wasserhaltung, wie sie kein andrer Kanal der Welt erreicht. Bei den französischen Kanälen entfällt auf je 2 Kilometer, bei dem Bromberger Kanale auf je 3—4 Kilometer und bei der Main-Kanalisation auf je 7—8 Kilometer je eine Schleuse.

Eng verbunden mit dem Rhein-Elbe-Kanal ist die Weser-Kanalisation von Hameln bis Bremen. Die Strecke Hameln-Minden, 61 Kilometer mit 10 Schleusen, will Preußen gleichzeitig mit dem Rhein-Elbe-Kanal bauen und hat daher die Kosten mit rund 20 Millionen Mark in diese Vorlage aufgenommen, während Bremen, obwohl nur wenige Kilometer auf seinem Gebiete liegen, die 150 Kilometer mit 15 Schleusen von Minden bis Bremen ganz für seine Kosten (43 Millionen Mark) übernommen hat, um sich den wertvollen direkten Anschluß an das deutsche Kanalnetz zu sichern.

Preußen verlangt vom Abgeordnetenhause zur Durchführung des Rhein-Elbe-Kanals einschließlich Grunderwerbs, jedoch ausschließlich der Hafenanlagen, die den Beteiligten zur Last fallen, 261 Millionen Mark, die mit 3 Prozent verzinst und mit 1/2 Prozent getilgt werden sollen. Die Bauzeit ist auf 8 Jahre veranschlagt. Erst nach Eröffnung des vollen Betriebes sollen die Interessenten zu Beiträgen herangezogen werden. Ohne irgend einen Zwang haben dieselben sich rechtsverbindlich verpflichtet, für die gesamten Verwaltungs-, Betriebs- und Unterhaltungskosten, geschätzt auf jährlich 2 132 500 Mark, sowie für die 3 1/2 prozentige Verzinsung und Tilgung eines Baukapitals von 93 150 000 Mark aufzukommen, während der Staat dies für den Rest der Bausumme von rund 168 Millionen Mark übernimmt, beides natürlich nur insoweit, als die jährlichen Gesamtkosten von rund 11 1/4 Millionen Mark durch Kanalgebühren nicht gedeckt werden. Nach dieser Richtung hin haben aber jahrelange, zum Teil auf ungünstige Verhältnisse sich stützende, sehr sorgfältige Ermittelungen ergeben, daß voraussichtlich schon das erste Betriebsjahr einen Ueberschuß über die obigen Gesamtkosten ergeben wird. Wahrscheinlich wird es gehen wie bei allen großen Verkehrsumwälzungen: in den ersten Jahren, bis der Verkehr an die neuen Wege sich gewöhnt hat, wird es etwas hapern, aber bald die Anlage sich selbst unterhalten. Auch grundsätzliche Gegner der Wasserstraßen werden sich sagen müssen: wenn Interessenten, die wirklich zahlen können, im Notfalle auch zahlen müssen, eine derartige hohe Garantie übernehmen und Preußens vorsichtiger Finanzminister, der mit 1/4 seines 2 Milliarden Mark betragenden Etats auf den Ueberschuß der Staatsbahnen von mehr als 1/4 Milliarde Mark angewiesen ist, den durch den Kanal zu erwartenden Barausfall von 60 Millionen Mark bei den Bahnen durch anderweitige Verkehrshebung völlig auszugleichen hofft, dann liegt keine Veranlassung vor, die Vorlage abzulehnen. Eine Zurückweisung der Vorlage im Abgeordnetenhause wäre um so mehr zu bedauern, als dann auch der weitere Ausbau des östlichen Kanalnetzes und die Fortsetzung der Main-Kanalisation von Frankfurt bis zur bayrischen Grenze unterbleiben dürften. Geschieht letzteres nicht, so ist auch Bayern nicht in der Lage, den Main bis Bamberg weiter zu kanalisieren und den alten Ludwigs-Kanal, der den Rhein mit der Donau verbindet, zu einer leistungsfähigen Wasserstraße umzugestalten. Ebenso dürfte dann der für 160 Millionen Mark geplante Oder-Donau-Kanal von Kosel nach Wien, der für Schlesien von großer Bedeutung ist, wieder in weite Ferne rücken.

Uebersichtsplan des Rhein-Elbe-Kanals

Weniger zaghaft ist man in Oesterreich-Ungarn, wo doch die Verhältnisse bedeutend ungünstiger liegen: mit großen Kosten ist die Donau vom Eisernen Thore aufwärts bis nach Wien reguliert, und bis 1911 sollen weitere 42 Millionen Kronen für Restarbeiten verwendet werden, in der richtigen Erkenntnis, daß die Donau als leistungsfähige Wasserstraße trotz aller Eisenbahnen das wirtschaftliche Rückgrat des Landes ist und bleiben wird. Das preußische Abgeordnetenhaus wird jetzt vor die Frage gestellt, ob es für die geringe Summe von 261 Millionen Mark, die nur hergeliehen, nicht hergegeben werden soll, dem Staate eine durchgehende, für die Großschiffahrt ausreichende Wasserstraße vom Rheine bis zur Weichsel schaffen will, die durch den Rhein, den Dortmund-Ems-Kanal, die Weser und die Elbe mit der Nordsee, sowie durch den Kaiser Wilhelm- und Elbe-Trave-Kanal, die Oder und Weichsel mit der Ostsee in direkter Verbindung steht und in diesem Umfange ihresgleichen nicht finden dürfte. Einzelne Privatinteressen mögen ja vorübergehend geschädigt werden; aber solche Pläne darf man nur nach großen Gesichtspunkten beurteilen, die hoffentlich auch nach Gebühr gewürdigt werden.

Wald.

Novelle

von

Wilhelm von Polenz.

VIII.

Der fürstliche Aufenthalt in der Gegend dauerte reichlich zwei Wochen. Währenddessen sah Rüstädt Anna kaum flüchtig einmal. Er hatte sich wieder mal in der altgewohnten Atmosphäre des Hofes bewegt, war von neuem in Berührung gekommen mit der guten Gesellschaft. Seine Glieder hatten sich doch in dem leichteren und gefälligeren Kleide wohlgefühlt, dessen er sich fast entwöhnt zu haben glaubte. Wie in einem lauen Bade, das alle Poren öffnet, war er sich vorgekommen in diesem sorglos-opulenten Dasein.

Mit einem Schlage war er wieder mitten drin gewesen in dem ganzen Ton. Der ihm angeborene Hang zur Eleganz hatte neue Nahrung bekommen. Er war wieder empfindlich geworden für die Aeußerlichkeiten der Lebensführung. Er selbst fühlte den Rückschlag, es verdroß ihn, aber konnte er's ändern?

Als er zum erstenmal wieder mit dem Ehepaar Seltmann zu Tisch niedersaß, störte ihn die spießbürgerliche Einrichtung, die geschmacklose Art, wie gedeckt war. Und selbst an Annas Haltung fand er im geheimen manches auszusetzen. Etwas Unwägbares war es, wie eine Verstimmung der Nerven, aber es quälte ihn.

Die kurze Trennung hatte genügt, ihn weit von Anna zu entfernen. Er hatte sich in der Zeit der Abwesenheit auf sich selbst besinnen können. Er sah, daß er auch ohne sie zu leben vermochte, ja, daß das Leben ohne die stete Aufregung und ohne all das Demütigende, das in der Angst vor Entdeckung lag, eigentlich glücklicher und würdiger sei.

Wir befinden uns in einem fortgesetzten Wandlungsprozeß auch den liebsten Menschen gegenüber. Fast unmerklich, wie die Stellung der wandelnden Sterne, verschiebt sich das Verhältnis der Menschen zu einander. Aber auch diese nur scheinbar dunkeln Vorgänge stehen unter festen Gesetzen, wie der Gang der Gestirne oder wie das Zusammenschießen der Krystalle.

Rüstädt glaubte eine andre Person vor sich zu sehen, als er, vom Hoflager zurückkehrend, Anna zum erstenmal wieder gegenübertrat. Sie hatte sich sicherlich nicht geändert in den vierzehn Tagen, aber er sah sie mit andern Augen. Es kommt ja so viel auf die Beleuchtung an, in der wir Dinge und Menschen sehen; unser eignes Bewußtsein ist doch die Kamera, die alles aufnimmt und alles widerspiegelt.

Seine Phantasie hatte sich in der Zeit, wo er dem Quellenhahner Forsthause fern war, viel mit Anna beschäftigt. Er war keineswegs so übersättigt, daß sie ihm nicht mehr begehrenswert erschienen wäre. Aber er sah aus der Ferne, wo die Sinne nicht mitsprechen, ihre Fehler und Unvollkommenheiten deutlicher. Er hatte sich vorgestellt, wie es sein möchte, wenn er mit ihr verheiratet wäre, bis in Kleinigkeiten hinein sich das Bild ausmalend. Bei dem Gedanken an ein tägliches Zusammensein, an all die lästigen Plackereien in enger Häuslichkeit erkannte er erst, daß die Neigung, die er für sie empfand, doch nicht von der Art und Kraft sei, um der ernüchternden Wirkung des Alltags standzuhalten.

Gewiß, sie hatte ihm ja ihr Selbst rückhaltlos preisgegeben; es konnte ihn rühren, wenn er daran dachte, wie sie ihn liebte. Aber bei aller Dankbarkeit stand doch das eine mit der Härte eines Gesetzes für ihn fest: man macht nicht ein Weib zu seiner Frau, das man unter leichteren Bedingungen gehabt!

Als ob sie etwas Böses ahne, befand sich Anna in elender Stimmung all die Zeit über, wo Rüstädt sich in der Umgebung des Fürsten aufhielt.

Sie war allein gelassen mit ihrem Jungen, denn auch der Oberförster wurde durch den Fürstendienst in Anspruch genommen. Wie würde sie früher solche Freiheit genossen haben; aber in ihrer jetzigen Gemütsverfassung war ihr alle Freude vergällt. Das Kind konnte ihr nicht mehr ein und alles sein; es war ihm ein Rivale erwachsen. Und sie selbst fühlte, daß sie dem Kinde niemals wieder das sein würde, was sie ihm einst gewesen. Ja, Hellmuts Gegenwart fing an, sie zu quälen wie ein Vorwurf; denn das Bewußtsein begann in ihr zu keimen, daß sie sich als Mutter viel schwerer versündigt habe denn als Gattin.

Der Knabe begriff natürlich nichts von alledem, er fühlte nur, daß die Mutter anders gegen ihn geworden war. Unwillkürlich teilte sich etwas von ihrer unglücklichen Stimmung dem Kinde mit. Er begann in zudringlicher Kindesart die Mutter auszuforschen, was es gebe, erhielt Antworten, die sein geweckter Verstand als Unwahrheit durchschaute, und wurde auf diese Weise nur noch verwirrter.

Dazu kamen die Erfahrungen, die Hellmut mit dem Major hatte machen müssen. Hellmut konnte natürlicherweise auch hier nicht den natürlichen Zusammenhang verstehen; er fühlte nur die Zurückweisung und war gekränkt.

Man hatte ihn herausgerissen aus seiner Kindlichkeit, hatte ihn durch die Beachtung, die man ihm schenkte, verwöhnt, nun mit einem Male wandte man sich von ihm ab. Hellmut war wie aus allen Himmeln gestürzt. Die erste Erfahrung war es, die der Junge mit der Wandelbarkeit der Menschengunst machte, die erste wirklich bittere Erfahrung mit dem Leben.

Auch mit Schrupper, der früher sein Intimus gewesen, hatte er ja gebrochen in dem Augenblicke, da er sich dem neuaufgehenden Gestirn des Majors zugewendet. Mit dem wieder anzuknüpfen, verbot dem Knaben etwas wie ein keimendes männliches Selbstbewußtsein. Die alte Waldine war verendet und lag draußen am Waldrande begraben neben manch anderm treuen Hunde. Dazu das Verbot des Oberförsters, ein Gewehr anzufassen! Es kam viel Unglück auf einmal für Hellmut. Er schlich trübe und unbeschäftigt umher und sah dem Ende der großen Ferien fast mit Sehnsucht entgegen.

Die mannigfaltigen feinen Fäden, die sich zwischen den drei Personen: Rüstädt, Anna und Hellmut, angesponnen hatten, schienen mit einem Male wie abgeschnitten, und was noch an Verbindung zwischen ihnen bestand, war verwirrt. Anna merkte dem Major, als er in ihr Haus zurückkehrte, sofort mit jenem gesteigerten Fühlvermögen des liebenden Weibes an, daß er ein andrer geworden sei. Sie argwöhnte, daß er sich ihr entziehen wolle.

Um dieser für sie wichtigsten Frage auf den Grund zu kommen, suchte sie eine Aussprache mit Rüstädt. Aber ein Mißgeschick, das ihn völlig unerwartet getroffen, nahm die Aufmerksamkeit des Majors fürs nächste ganz in Anspruch.

Er hatte für die Zeit, wo er der Jagdeinladung des Landesherrn gefolgt war, seinen geliebten Unkas in der Oberförsterei gelassen; denn für Anstand und Birschfahrt wäre der Vorstehhund ja nur im Wege gewesen. Schrupper, der die andern Köter versorgte, sollte auch auf Unkas ein Auge haben.

Als der Major zurückkehrte, fand er seinen Hund nicht vor. Schrupper, darüber zur Rede gestellt, gab an: als er eines Morgens das Futter gebracht, sei Unkas verschwunden gewesen, dabei die Thür des Zwingers verschlossen. Wahrscheinlich sei der Hund über die Umzäunung geklettert und habe sich auf die Suche nach seinem Herrn gemacht. Er habe angenommen, der Hund sei inzwischen bei dem Herrn Major angekommen, sonst würde er längst Alarm geschlagen haben.

Inzwischen waren aber Tage vergangen. Rüstädt bereute jetzt aufs lebhafteste, den guten Hund nicht besserer Fürsorge anvertraut zu haben. Es galt nun, sich auf die Suche zu machen nach dem Tier. Keinem andern wollte Rüstädt das überlassen, er ging selbst. Oberförster Seltmann, der regen Anteil an dem Unglück nahm, gab ihm Findig, den Schweißhund, mit, der viel mit Unkas gespielt hatte, und der beim Auffinden seines Kameraden vielleicht gute Dienste leisten konnte.

Rüstädt durchstreifte nun die Ortschaften weit und breit; überall, wo Hunde gehalten wurden, fragte er an. Früh brach er auf, um erst spät abends heimzukehren. Mehr als einmal war er genötigt, wenn kein Wirtshaus in der Nähe war, die Gastfreundschaft eines Bauern oder eines Tagelöhners in Anspruch zu nehmen.

Er lernte dabei die Gegend erst eigentlich kennen. Immer von neuem war er entzückt von der Eigenart der Landschaft. Auch die einfachen Leute kamen seinem Verständnis näher. Er nahm mit Staunen wahr, welch ein vortrefflicher, gar nicht so ungenießbarer Kern sich unter der herben und rauhen Schale bei dieser Art verbarg. Sowie die Leute hörten, was der fremde Herr vorhabe, waren sie sofort mitleiderfüllt zur Hilfe bereit, wiesen ihm Weg und Steg und halfen ihm sogar suchen.

Aber es war alles vergebliche Mühe. Unkas war und blieb verschwunden, und Rüstädt mußte sich allmählich mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, diesen lieben Freund eingebüßt zu haben.

Da kam eines Tages ein alter Landstreicher von jenseits der Landesgrenze und erzählte, während er in der Oberförsterei die ihm gereichte Armensuppe verzehrte, droben auf der Fuchslehde liege ein veraaster Köter; beim Beerenpflücken sei er darauf gestoßen.

Die Fuchslehde war ein berüchtigter Forstort auf dem Bergrücken, ein langgestreckter kahler Fleck mit sumpfigem Untergrund, mächtige Felsblöcke darüber hin verstreut. Außer Birkengestrüpp, Wacholdersträuchern und Heidekraut wollte nichts Rechtes fortkommen. Hier war ein beliebter Schlupfwinkel für Grenzschmuggler, Holzdiebe und Wilderer.

Man forderte den alten Vagabunden auf, den Weg zu dem Kadaver zu zeigen, — und richtig, da lag Unkas, bereits stark in Verwesung begriffen, aber doch noch erkenntlich an der ungewöhnlichen Farbe des Haares. Es stellte sich bei näherem Zusehen heraus, daß das Fell wie ein Sieb von Schroten durchlöchert war.

Der Major hatte mit Zärtlichkeit an dem edeln Tiere gehangen. Ein ehemaliger Kamerad, der nach Afrika ging, hatte ihm den Hund zum Andenken hinterlassen. Doppelt traurig für Rüstädt, daß er ihn auf so grausame Weise verlieren mußte. Wer den Frevel verübt, war nicht zu ermitteln; man vermutete Wildschützen, die immer bereit waren, der grünen Farbe einen Possen zu spielen.

Dieses Ereignis verleidete Rüstädt den Aufenthalt in der Oberförsterei vollends. Er sehnte sich danach, sein Bündel zu schnüren und dem Quellenhahner Revier den Rücken zu kehren.

Aber er verschob die Mitteilung an den Oberförster, daß er nun gehen wolle, von einem Tag auf den andern, gewissermaßen auf einen stichhaltigeren Grund für seinen Entschluß wartend. Noch nie hatte er an sich selbst eine solche Unentschlossenheit erlebt.

Was ihn noch hielt, wollte er sich nicht recht eingestehen. Er versuchte sich einzureden, sein Verhältnis zu Anna sei eine abgethane Sache. Aber eine Stimme seines Innern sagte ihm sehr nachdrücklich, daß er in dieser Form unmöglich scheiden könne. Er fürchtete sich vor dem Abschied von ihr.

*

Eines Tages kam ein Brief mit behördlichem Stempel aus der Residenz an Major von Rüstädt.

Von der herzoglichen Forst- und Domänenverwaltung wurde ihm geschrieben, daß er ins Auge gefaßt sei, im Landesforstdienst Verwendung zu finden. Dazu sei notwendig, daß er eine Prüfung ablege. Er werde daher ersucht, sich baldigst behufs Vornahme solcher Prüfung da und da einzufinden.

In einigen privaten Zeilen war noch angedeutet, daß an höchster Stelle der ausgesprochene Wunsch vorhanden sei, ihn baldigst in Stellung zu sehen.

Die Nachricht, überraschend wie sie kam, elektrisierte Rüstädt geradezu. Mit einem Male sah er die schönsten Aussichten für seine Zukunft eröffnet. Nun sollte er ein Amt, eine Thätigkeit haben, die fortan sein ganzes Leben ausfüllen würde. Das hatte er ja erstrebt von dem Augenblicke an, wo er der Hofcarriere entsagt. Aber daß sein Hoffen so schnelle Erfüllung finden sollte, hatte er sich nicht träumen lassen. So hatte ihn sein alter guter Fürst also doch nicht vergessen! Das also war der geheime Sinn seines Lächelns gewesen, als er ihn mit „Weidmannsheil, Rüstädt!“ entlassen hatte.

Und vor dem Examen bangte ihm durchaus nicht. Er fühlte sich gut beschlagen. Hatte er doch auf der Akademie mit Fleiß gehört, und sein Aufenthalt in der Oberförsterei war ihm nicht minder förderlich gewesen.

In der ersten Erregung teilte Rüstädt dem Oberförster sogleich seine glücklichen Aussichten mit. Es war beschämend für ihn, zu sehen, mit welch aufrichtiger Freude der Alte den Erfolg seines Schülers begrüßte. Er bat, seiner Frau das mitteilen zu dürfen, und der Major konnte dazu nicht gut „nein“ sagen.

Die Nachricht wurde Anna bei Tisch mitgeteilt. Rüstädt wagte nicht, in ihr Gesicht zu blicken; mit Herzklopfen wartete er auf eine Aeußerung. Sie ließ keinen

Abenddämmerung. Nach einem Aquarell von Paul Barthel.

Laut hören, aber als er schließlich verstohlen nach ihr hin blickte, bemerkte er, daß sie sehr blaß war. Seltmann tadelte sie ihrer Gleichgültigkeit wegen und erhob das Glas, um mit Rüstädt auf alsbaldige Anstellung anzustoßen.

Nach Tisch fuhr der Oberförster aus; er werde vor Abend nicht wieder da sein, erklärte er. Es wäre ein leichtes gewesen für Rüstädt, ihn zu bitten, daß er ihn mitnehme, um auf diese Weise einem Alleinsein mit Anna zu entfliehen; aber er that es schließlich nicht. Er wollte der Auseinandersetzung, die doch einmal kommen mußte, nicht aus dem Wege gehen.

Lange war er denn auch nicht in seinem Zimmer, als er einen leichten Schritt auf der Holzstiege vernahm, einen ihm so wohlbekannten Schritt; wie manches Mal hatte er ihm klopfenden Herzens entgegengeharrt!

Aber heute flog er nicht auf sie zu. Er ließ sie eintreten, und ohne ihr auch nur die Hand zu reichen, machte er ihr eine steife Verbeugung.

Anna nahm Platz, und jedes blickte in einer andern Richtung. So blieben sie eine ganze Weile stumm, in gedrückter Haltung, bis dem Manne der Zustand unerträglich wurde.

Er trat zu ihr und sagte, bestrebt, seiner Stimme einen angenehmen Klang zu geben: „Du hast mir nicht gratuliert, Anna!"

Sie erwiderte darauf weiter nichts als: „Du willst von hier fort?"

„Ich muß!" beeilte er sich zu versichern. „Ich soll mich einer Prüfung unterziehen, und dazu will ich noch allerhand vorbereiten. Besuche muß man da machen, und equipieren will ich mich doch auch, falls ich wirklich bald eine Anstellung bekäme."

„Und was wird aus mir?" fragte sie mit dem Tone echter Leidenschaft, seine in falscher Gleichgültigkeit gehaltenen Ausführungen unterbrechend.

Er war nicht auf diese Frage vorbereitet. Sie setzte ihn in Verlegenheit. Was aus ihr werden sollte? Lieber Himmel! Sie hatte ihr Kind, sie hatte den Kreis ihrer häuslichen Pflichten. Ja, ihre „Pflichten", das war das lösende Wort, an das er sich klammerte. Er wies sie auf ihre Pflichten.

Sie sah ihn mit großen Augen an. Von Pflichten sprach er! Sie traute ihren Ohren kaum. Das wagte er ihr zu bieten, wo sie mit vollem Herzen zu ihm gekommen war, Hilfe suchend, das Höchste von ihm erwartend dafür, daß sie ihm das Höchste gewährt hatte! Und da kam er mit mageren Ausreden, sprach von Pflichten, die zu vergessen niemand anders als er sie gelehrt hatte! War das Hohn?

„Ja, wir müssen auseinandergehen, Anna!" sagte er und beugte sich zu ihr hinab, mit zitternder Stimme, denn der Gedanke und fast noch mehr der Ausdruck, den er ihm verlieh, begann ihn selbst zu ergreifen. „Wir müssen! Es ist bitter. Das Herz blutet mir. Aber was soll ich thun! Sage nur selbst, was soll ich thun?"

Sie schwieg auf diese Frage, aber der Vorwurf, der in diesem Schweigen lag, traf ihn doch.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und wußte doch wieder nicht, wie er es sagen sollte, denn das einfache: „Zwischen uns ist es aus und muß es für alle Zeit aus bleiben!" hätte doch allzu kraß geklungen. Aber wie ihr diese herbe Thatsache beibringen?

„Das ist so im Leben, Anna! Wir müssen versuchen, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Wir haben uns hinreißen lassen. Wer der Anlaß gewesen, will ich nicht untersuchen. Auch dein Mann ist nicht freizusprechen von Schuld. Vieles liegt in den Verhältnissen. Kurz, die Versuchung war da! Was in der Leidenschaft geschehen, ist geschehen! Aber nun, wo wir gewissermaßen ruhiger geworden sind, wo wir die Sache mehr durch die Brille der Vernunft ansehen . . ."

Weiter kam er nicht, denn hier brach Anna, deren Miene schon während des Letzten nichts Gutes geweissagt, in einen Strom von Thränen aus.

Er wollte sie trösten, doch sie stieß ihn mit einer Härte, die er nicht an ihr kannte, von sich. Ihr Schluchzen wurde zu einem verzweifelten Stöhnen. Er fürchtete für sie und bangte auch zugleich wegen einer möglichen Entdeckung. Aber sie zeigte sich für alle Beruhigungsmittel unzugänglich.

Schließlich trat er unmutig über Eigensinn und Unberechenbarkeit des Frauencharakters ans Fenster und blickte hinaus. Das Schluchzen hinter ihm wurde allmählich stiller.

Er hörte ein Geräusch und sah sich um. Anna war aufgestanden und stand an der Thür mit verweintem Gesicht, auf dem Sprunge, zu gehen. Genau an der Stelle hatte sie gestanden an jenem für ihr Verhältnis entscheidenden Abende. Für einen Augenblick hatte er die Vision, als stehe sie noch einmal vor ihm wie damals: ‚hier bin ich, nimm mich hin!'

Er lief nach ihr, wollte sie halten, aber sie schüttelte den Kopf und war draußen, ehe er sie erreicht hatte.

Rüstädt blieb in großer Unruhe zurück. Eine der peinlichsten Stunden seines Lebens brach an. Er hatte das quälende Bewußtsein, taktlos, ja roh gewesen zu sein. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen für jedes Wort, das er gesagt hatte. Wie mußte er in ihren Augen dastehen! Sie hatte ein Recht, sich auf das bitterste über ihn zu beklagen.

Und doch, was sollte, was konnte er thun? Sollte er sein Leben etwa an das dieser Frau ketten? Was verband sie denn Gemeinsames als Erinnerungen, deren man sich bei nüchternem Ueberlegen schämen mußte? Einer solchen Frau seinen Namen geben? Nein!

Und doch hatte ihm ihr: „Was wird aus mir?" in die Seele geschnitten. Dieses eine Wort offenbarte ihm die ganze trostlose Verzweiflung ihres Gemüts.

Darin glichen sich eben alle solche Verhältnisse: die Frau nimmt die Liebe viel ernster als der Mann. Sie setzt ihr Alles ein, giebt sich ohne Rückhalt. Der Mann, im Augenblicke vielleicht schrankenloser und glühender, bleibt doch der Kältere und Ueberlegtere, hält sich immer eine Thür zur Freiheit offen. So war es auch hier wieder. Was für ihn nur eine Episode gewesen, das hatte Anna aufgefaßt als den Wendepunkt ihres Daseins. Unvorsichtig, ohne jede Berechnung, hatte sie ihr Alles gesetzt auf ihn, den sie liebte. Und darum mußte sie getäuscht werden, denn sie hatte nicht gerechnet mit dem Ehrgeiz des Mannes, der vor allem sich selbst durchsetzen will und selbst die Liebe drangiebt, wenn sie ihm hinderlich ist, seine Pläne zu verfolgen.

Seit Rüstädt durch das Schreiben der herzoglichen Behörde der Erfüllung seiner kühnsten Hoffnungen um so viel näher gerückt war, schien alles, was in ihm von Energie und Ehrgeiz geschlummert, so straff angespannt, daß die feineren und weicheren Saiten seiner Natur darüber nicht zu Worte kamen. Hier galt es den Ausbau seines Lebens! Daß dabei das Glück eines andern Lebens, in das er verhängnisvoll eingegriffen, zu Grunde gehen könne, wollte er nicht sehen.

Den Selbstvorwurf beschwichtigte er schließlich damit: einmal hatte der Bruch ja doch kommen müssen. Der Schnitt, je eher und je gründlicher ausgeführt, war um so leichter zu ertragen. Mit der Zeit würde ihr Schmerz Linderung finden und die Wunde verheilen.

Am nächsten Morgen schon reiste er ab. Er hatte den ersten Zug gewählt. Seine Annahme, daß Anna bei der Abfahrt nicht zugegen sein werde, bestätigte sich. Der Oberförster aber war auf den Beinen und gab dem Major bis an die Grenze des Reviers das Geleite. Er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Rüstädt, wenn er erst den grünen Rock trage, sich wieder im Quellenhayner Forsthause zeigen werde.

Rüstädt murmelte etwas wie eine Zusage, gab sich selbst dabei aber das Versprechen, daß ihn sein Weg nie wieder hier herauf führen solle. Für ihn war dieses Lebenskapitel abgeschlossen.

IX.

In Annas Dasein war die Sonne untergegangen. Nach kurzer Sommerlust brach für sie mit einem Male jäh, ohne Uebergang, der Winter herein.

Die Demütigung, sich verschmäht zu sehen, ertrug sich leichter als das Bewußtsein, für alle Zeit verlassen zu sein, verlassener, als sie es vorher gewesen. Ein Gefühl trostloser Leere kam über sie, wie man es hat, wenn durch den Tod ein lieber Mensch jäh von unsrer Seite gerissen wird. Wie angedonnert steht man vor der dunkeln Grube, vor dem düstersten aller Rätsel: daß nicht mehr sein soll, was gewesen, ein gähnendes Nichts, wo eben noch frisches Leben und Liebe.

Der Major war verschwunden aus dem Quellenhayner Revier, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Selbst der Oberförster hatte erwartet, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte aus etwas von sich hören lassen würde; ein paar Worte wenigstens hätte er doch schreiben können!

Anna konnte sich nicht darein finden. Es war doch gar nicht möglich! So ganz und gar konnte er sie doch nicht vergessen haben. Gewisse Worte, Augenblicke, Vertraulichkeiten, Erlebnisse, die sich ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hatten, von denen sie zehrte, an denen sie sich erwärmte, mußten doch auch ihm unvergeßlich geblieben sein. Er hatte doch dasselbe gefühlt! Die Flamme seiner Leidenschaft hatte die ihre entzündet, gemeinsam waren sie emporgewachsen, bis sie schließlich zusammenschlugen über den Menschen, ihr Fühlen, Denken, alles in einem Wirbel davontragend. Konnte man so etwas vergessen? Sicher, die Erinnerung daran, die Sehnsucht danach mußte ihm auf der Seele brennen. Er mußte die Oede des Alleinseins empfinden wie sie.

Anna fragte häufig den Postboten nach Briefen. Ja, sie ging so weit, sich bei der Agentur zu erkundigen, ob postlagernde Briefe da seien. Sie glaubte, Rüstädt scheue sich vielleicht, unter ihrer wirklichen Adresse an sie zu schreiben. Sie konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß eines Tages Botschaft von ihm kommen werde. Aber die Tage kamen und gingen, und ihre Hoffnung blieb unerfüllt.

Und so mußte sie sich allmählich in das Unerhörte finden: sie war verlassen, betrogen von ihm, der ihr als der Inbegriff aller ritterlichen Tugend, der Großmut und Hochherzigkeit erschienen war!

Anna hielt es nicht für notwendig, ihren Kummer zu verbergen. Wie geschlagen schlich sie umher. Des Nachts fand sie keinen Schlaf, warf sich weinend und stöhnend auf ihrem Lager hin und her. Der Herzenskummer stand ihr im Gesicht geschrieben. Sie magerte ab, ihre Haltung ward schlaff. Sie versäumte die häuslichen Pflichten, ließ alles gehen, wie es gehen wollte, kümmerte sich um nichts, weil ihr alles zum Ekel geworden war.

Oberförster Seltmann, der sich im allgemeinen nicht viel um die Gemütsverfassung seiner Umgebung kümmerte, wurde doch endlich aufmerksam; dadurch, daß Anna die Wirtschaft vernachlässigte, bekam er es gewissermaßen am eignen Leibe zu spüren, daß nicht alles in der alten Ordnung sei.

Weit davon entfernt, den wahren Zusammenhang sofort zu begreifen, fühlte er sich zunächst nur unbehaglich. Er klagte gelegentlich seinem Vertrauten, dem Pastor Waibel gegenüber, welch ein Geist in Anna gefahren sei. Der Geistliche zuckte die Achseln und ließ Andeutungen hören, die den Oberförster stutzen machten.

Nun fing er an, seine Frau zu beobachten. Wäre es möglich, daß sie sich das Fortgehen des Majors zu Herzen genommen? Und wenn, auf welche früheren Vorgänge ließ das schließen?

Selbst als sie den Argwohn ihres Mannes zu ahnen begann, hielt Anna es nicht der Mühe für wert, zu heucheln oder auch nur sich zusammenzunehmen. Eine große Gleichgültigkeit war über sie gekommen. Mochten die Menschen doch sehen, wie es mit ihr stand, mochte man sie doch verlästern, mochte man mit Fingern auf sie weisen und alle Steine der Verdammung auf sie werfen: es wäre ihr nur ein Labsal gewesen im Vergleich zu der Qual, mit der sie heimlich gefoltert wurde.

Die Sorge, ihr Mann könne alles entdecken, schreckte sie kaum noch. So zaghaft sie früher vor seinem Zorn gewesen, so ruhig sah sie ihm jetzt entgegen. Mochte es doch zu einem Ausbruche seiner Brutalität kommen! Sie sehnte sich geradezu danach. Er konnte sie niederschießen. Erlösung wäre das gewesen! Oder hätte er sie geschlagen, so wie er den Jungen manchmal schlug, dann würde sie gewußt haben, was zu thun; dann hätte er ihr ein Recht gegeben zu dem Schritte, den sie schon manchesmal erwogen: ihn zu verlassen.

Es kam zunächst zu keinem Ausbruch. Seltmann hegte Verdacht, aber ohne rechten Anhalt. Und nun, wo die Gelegenheit, etwas Sicheres festzustellen, längst vorüber war, fing er an, seine Frau zu überwachen. Er kam zu ungewohnter Stunde aus dem Forste zurück, um sie zu überraschen, er sah, wenn Briefe ankamen, nach Stempel und Handschrift.

Anna ertrug sein Spionieren mit absichtlich zur Schau getragener Verachtung. Sie wollte ja nichts vor ihm verbergen. Er konnte sie ja fragen, sie würde ihm alles gesagt haben. Aus ihrem eignen Munde hätte er erfahren, was er auf diese Weise nimmermehr herausfinden sollte.

Seltmann hatte es früher nicht der Mühe für wert gehalten, mit seiner Frau in irgendwie tieferen Gedanken- und Gefühlsaustausch zu treten; ihre Bedürfnisse waren ihm fremd, ihre Seele war ihm ein verschlossenes Buch. Kein Wunder, daß er sie jetzt erst recht nicht verstand, wo sie in so außergewöhnlicher Verfassung war.

Sein Mißtrauen war ein ganz äußerliches, von außen in ihn hineingetragenes. Jedes feinere Empfinden für die Person oder gar für die komplizierte Individualität einer Frau ging ihm ab. Argwohn quälte ihn, er vermutete, daß Anna ihn hintergangen habe, vielleicht noch hintergehe. Dieser Argwohn saß wie ein Stachel in seinem Fleisch. Der ganze Mann war wie verändert, unruhig, ja unsicher geworden. Der alte, wetterharte, in mancher Gefahr erprobte Bursche stand verzagt. Er sah weder Weg noch Ziel vor sich in dieser Sache, die viel zu fein gesponnen war, um von seinen derben Händen entwirrt zu werden. Einfach zugreifen und den Knoten zerreißen ging auch nicht an. Das geheime Bewußtsein, daß er selbst nicht frei sei von Verschuldung, trug auch dazu bei, seine sonst feste Hand zittern zu machen und sein klares Weidmannsauge zu trüben.

So gingen die Tage hin in der Oberförsterei, trübe und unbehaglich. Kaum, daß die Eheleute überhaupt noch miteinander sprachen. Eine schwere Katastrophe schien in der schwülen Luft zu hängen.

Inzwischen war der Spätherbst herangekommen mit rauhen Stürmen und den ersten Vorboten von Frost und Schnee. Finsterer noch als sonst stand der Wald. Die wenigen Laubbäume unter dem Nadelholz büßten täglich von ihrem Blätterschmuck ein; bald waren die prächtigen Herbstfarben ausgelöscht, das letzte Zeichen verwischt, das noch an Frühling und Sommer erinnern konnte. Nebel senkten sich schwer über die Waldlandschaft hernieder, wollten sich nicht heben lassen von der Sonne, die keine Kraft mehr hatte. Kalt und grau schien die ganze Natur, die Welt voll Todesahnungen und jede Hoffnung auf bessere Zeiten begraben.

Der Witterung zum Trotze ging Anna viel ins Freie. Sie suchte jene Plätze auf, an denen sie im vergangenen Sommer in seiner Gesellschaft geweilt. Jedes gemeinsame Erlebnis, jedes Wort, jeder Händedruck und Kuß, dessen Zeuge allein der verschwiegene Wald gewesen, lebte wieder auf in ihrem Gedächtnis. Und der graue Flor, den der November darüber gelegt hatte, stimmte gut zu ihrer Stimmung. Trostlos dem Ende zugeneigt, wie die in Leichenfarbe gekleidete Welt, war ihr Gemüt, ihr Hoffen vernichtet, unwiederbringlich dahin, wie Blätter, Gras, Blumen, die Zeugen ihres Glückes gewesen.

Kam da eines Tages Frau Pastorin Waibel zu Besuch in die Oberförsterei — wie sie selbst angab, nur um mal zu sehen, was die Verwandten machten. Der Oberförster war gerade nicht zu Haus, und Anna mußte sehen, wie sie allein mit der Dame fertig werde.

Die Pastorin erzählte erst dieses und jenes, aber es ging aus ihrem Gebaren hervor, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Nach einiger Zeit kam sie auch heraus damit: „Hast du denn schon gehört, liebe Anna, die Mönchsroder Försterei ist nun endlich besetzt?"

Das Mönchsroder Revier lag jenseits des Berges und grenzte auf der Höhe mit dem Quellenhayner Forst.

Anna fuhr zusammen bei der Frage, von einer eigentümlichen Vermutung gepackt. Und ohne ihre Wißbegier irgend zu verbergen, fragte sie atemlos: „Wer hat die Stelle bekommen?"

„Daß dir dein Mann so etwas nicht sagt!" meinte die Pastorin mit lauerndem Blick. „Du kennst den neuen Förster; er war ja ein ganzes Jahr bei euch. Die Leute sagen, er hätte die Stelle durch Protektion erhalten. Merkwürdig, daß der Herr gerade so in eure Nähe kommen mußte! — nicht? Aber daß dir dein Mann gar nichts davon gesagt hat! Herr von Rüstädt ist nämlich schon angetreten."

In diesem Tone erzählte sie weiter, dabei immer gespannt in Annas Gesicht blickend.

Anna war erbleicht; so stark hatte die Freude auf sie gewirkt. Alles Blut wurde ihr nach dem Herzen getrieben. Sie lächelte, ohne es zu wissen, und starrte mit weiten Augen die Sprecherin an. Ihr Kopf schwindelte, aber ihr Herz jubelte. Etwas zu äußern, war sie nicht im stande.

*

Rüstädt sah sich, nachdem er in seine Försterei eingezogen, zunächst einmal im Revier um. Mit Hilfe der Karten beging er die Grenzen und nahm dann die einzelnen Bestände dran. Bald merkte er, daß er auf einen Platz gestellt worden, wo es Arbeit gab.

Die Försterei Mönchsroda war vor nicht allzu langer Zeit errichtet aus Ankäufen, die der Fiskus gemacht. Das Land, minderwertig und schlecht gepflegt, war zu Kulturzwecken vom Staate erworben worden. Schließlich hatte man diese einzelnen Stücke zusammengelegt und daraus ein selbständiges Revier gebildet. Wirklich alte Bestände, wie sie Rüstädt vom Quellenhayner Revier her kannte, gab es hier nur verschwindend wenige, dafür aber um so mehr liederlichen Bauernbusch, der durch Aufforsten und Anschonen erst der regelrechten Forstkultur gewonnen werden sollte.

Ein andrer würde vielleicht darüber geklagt haben, auf einen so unwirtlichen Platz gekommen zu sein; Rüstädt war damit gerade einverstanden. Hier war er vor eine das Leben ausfüllende Aufgabe gestellt. Von hier wollte er nicht wieder fortgehen, selbst wenn man ihm mit der Zeit bessere Stellen anbieten sollte; hier wollte er seine Tage beschließen. Sein einziges Interesse sollte forthin sein: dieses Stück Oedland, das ihm sein gütiger Fürst anvertraut, auf die denkbar höchste Stufe der Kultur zu bringen.

Freilich jetzt, wo der Winter vor der Thür stand, war nicht viel Großes zu unternehmen. Höchstens die Arbeit für das kommende Jahr konnte man vorbereiten. Sein Vorgänger hatte die Stelle nur als Durchgangsposten betrachtet und darum nur das Notwendigste ausgeführt. Die meisten Arbeiten hatte er von Schulkindern und Frauen ausführen lassen, darum fehlte es an einem Stamm geschulter Waldarbeiter.

Um den Winter nicht müßig zu verbringen, beschloß Rüstädt, einige der wildesten Partien, in denen Schneebruch gehauft, und die niemals gesäubert worden waren, zu läutern. Dazu brauchte er Männer. Er schrieb also die Arbeit aus. Unter den Leuten, die sich meldeten, wählte er die, welche seinem beim Militär geübten Blicke als die Kräftigsten und Ausdauerndsten erschienen. Sie sollten ihm den Grundstock abgeben für einen Waldarbeiterstamm, mit dem er später das Entwässern, Wegebauen, Anlegen von Saatkämpen und Meliorationen aller Art vornehmen wollte.

Solche Thätigkeit hielt ihn von früh bis Abend in Atem. Wenn ihn die Dunkelheit ins Haus trieb, arbeitete er dann noch an dem arg vernachlässigten Forstschreibwerk, um schließlich, beim türkischen Tabak angelangt, seine Pläne weiterzuspinnen, im Geiste den Forst emporwachsen zu sehen, zu dem jetzt noch nicht einmal der Same in die Erde gesenkt war. Selten nur fand er Lust dazu, in den französischen Romanen zu lesen, von denen er sich eine Anzahl zur Unterhaltung mitgebracht. Selbst der Zeitung vermochte er in dieser Stimmung keinen Geschmack abzugewinnen.

Das Mönchsroder Forsthaus war aus einem ehemaligen Bauernhause entstanden, dessen Land man zum neugebildeten Revier geschlagen hatte. Die einzige große Stube lag zu ebener Erde, mit niedriger Holzdecke und mächtigem Kachelofen, in dem sich gleichzeitig die Kocheinrichtung befand. Alles das war geblieben, wie es die ehemaligen Besitzer verlassen. Rüstädt zog in dieses Zimmer, das wärmste und gemütlichste im Hause.

Eine alte Frau, die er angenommen, kochte ihm die Mittagsmahlzeit. Den Thee früh und abends bereitete er sich selbst. Einige Konserven und ein paar Dutzend Flaschen guten Weins hatte er für alle Fälle mitgebracht. Im Hundezwinger bellten ein Vorstehhund deutscher Rasse und ein Teckel. Sein Waffenschrank war schon von früher her gut versehen. Rüstädt hatte alles, was er zu Leben und Beruf brauchte.

Sein jetziges Einsiedlerleben stach merkwürdig genug gegen die letzten Wochen ab, die er in der Residenz zugebracht. Man hatte ihm Abschiedsfeste gegeben. Noch einmal hatte er wohl oder übel Besuche machen und Einladungen annehmen müssen.

Es war ihm prophezeit worden, er werde es in der Einsamkeit von Mönchsroda nicht lange aushalten; nur zu bald werde er von da zurückkehren in die wirkliche Welt. Wie schlecht kannten ihn die Menschen doch!

Mit wahrer Befriedigung hatte er schließlich seine Gesellschaftsanzüge weggeschenkt, als Gegenstände, die er nie mehr brauchen würde, mit vollem Bewußtsein die Schiffe hinter sich verbrennend.

Er dachte nicht daran, in dem neuen Heim irgend welchen geselligen Verkehr zu pflegen. Während seiner Lehrzeit im Quellenhayner Revier hatte er ja Land und Leute hier herum einigermaßen kennen gelernt, und er war der Ansicht, daß es nicht der Mühe lohne, Beziehungen anzuknüpfen. Er wollte die Menschen in Ruhe lassen und erwartete, daß sie ein gleiches Verhalten ihm gegenüber beobachten würden. So hoffte er sich eingraben zu können wie der Dachs in seinen Bau.

Daß sein Haus kaum dritthalb Stunden vom Quellenhayner Forsthause entfernt lag, hatte ihm schon manche sorgenvolle Stunde bereitet. Diese Nachbarschaft war das einzige, was er an seinem Mönchsroder Reviere auszusetzen fand. Sie rief ihm die Erinnerung wach an einen Abschnitt seines Lebens, den er kaum noch zu begreifen vermochte.

Wert und Unwert eines Gefühles kann man recht eigentlich erst aus einer gewissen Entfernung bemessen. Jetzt, nachdem Monate vergangen, seit er Anna zum letztenmal gesehen, erkannte Rüstädt erst, wie wenig ihm eigentlich das Verhältnis zu ihr bedeutet hatte. Eine kurze Episode war es gewesen in seinem Leben. Ein leichter Sieg, auf den er sich nicht allzuviel einbilden durfte. Jugend, Unerfahrenheit und nicht zu allerletzt die Gelegenheit hatten sie ihm als leichte Beute in die Hand gespielt. So oft er früher ernsthaft geliebt, wenn es zum Bruch gekommen, hatte er eine schmerzliche Krise seines ganzen Seins durchgemacht, wie verwaist war er sich jedesmal vorgekommen. Aber diesmal war die Wunde schnell geheilt. Die Wonne des Zueinanderfindens, die Freude des Einanderzugehörens hatte er ausgekostet, und als sich die Tragik solcher Liebe verhängnisdrohend zu melden begann, da hatte ihn ein gütiges Geschick von ihrer Seite weggversetzt.

Anna würde inzwischen wohl auch ruhiger geworden sein und eingesehen haben, daß es so das beste sei. Er hatte ihr nicht geschrieben, obgleich ihn die Versuchung in der ersten Zeit manchmal angewandelt. Er glaubte, wenn sie nichts von ihm höre, werde sie ihn am ehesten vergessen.

Jetzt kam alles auf sein Verhalten an, sagte er sich. Er mußte kaltes Blut bewahren, er mußte die einmal angenommene Rolle mit Konsequenz zu Ende führen. So allein nur war es möglich, ein unerquickliches Nachspiel zu verhindern.

Auch darum schon wollte er in keinem Hause der Umgegend verkehren, weil es der Zufall doch hätte fügen können, daß er ihr am dritten Orte begegnete.

(Schluß folgt.)

Marinebilder

aus dem

Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

3. Unterricht, Exerzieren, Turnen, Fechten.

Eine eigentümliche Bedeutung hat das Wort „Routine" an Bord. Im gewöhnlichen Gebrauch versteht man unter „Routine haben" nichts andres als eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit in seinem Fache besitzen. „Schiffsroutine" wäre demnach „die Gewandtheit im Schiffsdienst". Weit gefehlt, lieber Leser! „Schiffsroutine ist die Tafel, auf welcher der Plan für den Dienst an Bord steht," sagt dir der besser unterrichtete Matrose in der Instruktionsstunde.

Die Schiffsroutine ist gewissermaßen der Stundenplan für den gesamten Schiffsdienst, welche, wie der Stundenplan in der Schulstube, auf einer Tafel an einem geeigneten Platz des Oberdecks hängt, damit der Wachhabende jederzeit danach seine Befehle erteilen kann. Sie ist, den Verhältnissen der verschiedenartigen Schiffe entsprechend, einheitlich für die gesamte Marine festgelegt. 9 Uhr 15 Min. findet nach ihr „Musterung in Divisionen" auf allen Schiffen der Kriegsmarine statt, und dieser folgt an den Wochentagen, Sonnabend als der Rein-Schiff-Tag ausgenommen, ein zweistündiger Dienst, der unter dem Gesamtnamen „Divisionsdienst" verschiedene Dienstzweige innerhalb der einzelnen Divisionen in sich schließt. Am Sonntag findet nach der Morgen-

Unterricht der Seekadetten in ihrer Messe.

musterung und der Besichtigung seitens des Kommandanten der Gottesdienst statt, der auf den Schulschiffen von dem Schiffspfarrer und auf den Schiffen, die keinen Pfarrer an Bord haben, von dem Kommandanten selbst oder von einem durch ihn bestimmten Offizier in der Weise gehalten wird, daß der betreffende Offizier eine Predigt vorliest und mit Vaterunser und Segenswunsch die Feier schließt. Während des Gottesdienstes wird über der Kriegsflagge, die zu dem Zweck etwas niedergeholt wird, der Kirchenwimpel mit dem roten Kreuz auf weißem Grunde geheißt.

Die Nachmittagsstunden von 2—4 Uhr und von 4^{30} bis 5^{30} Uhr werden ebenfalls entweder dem Divisionsdienst oder kleinerem Dienst gewidmet.

Der Seekadettendienst nimmt in der Schiffsroutine eine besondere Abteilung ein. Die Seekadetten, als Offiziersaspiranten, erhalten naturgemäß von der

Instruktionsübungen der Seekadetten unter eigenartigen Verhältnissen.

übrigen Besatzung gesondert ihre Ausbildung, müssen jedoch bei einzelnen Dienstleistungen Hand in Hand mit den Matrosen und Schiffsjungen arbeiten und an dem Allemannsdienst teilnehmen.

Um 6 Uhr müssen sie aufstehen und sofort eigenhändig „ihr Bett machen“, seemännisch ausgedrückt: „ihre Hängematte zurren“, d. i. sie fest zu einer länglichen Rolle verschnüren und dann in dem Hängemattenkasten an Deck ordnungsmäßig „stauen“, verpacken. Nach der Morgentoilette, für die ihnen ein „Waschraum“ mit je einem Waschbecken für 2 Kadetten und 40 Minuten Zeit gewährt wird, werden sie von dem Seekadettenoffizier auf Ordnung und Reinlichkeit des Anzuges gemustert und bis zum Frühstück seemännisch oder instruktiv beschäftigt. In der ersten Zeit ihrer Ausbildung stehen die Enterübungen im Vordergrunde, bis die nötige Fertigkeit darin erreicht ist. Der Seekadett muß in einer bestimmten Zeit über die drei Masten, herauf und herunter, ohne Unterbrechung, auf den Strickleitern („Wanten“) gekommen sein („geentert haben“), um als „Freienterer“ von den morgendlichen Enterübungen befreit werden zu können.

Das Frühstück besteht aus Kaffee und Butterbrot, wozu ein oder mehrere Male etwas Käse gegeben wird. 7^{45} Uhr aber muß die Messe (Wohn-, Eß-, Schlaf- und Unterrichtsraum der Seekadetten) von den Stewardsmaaten (Matrosen als Gehilfen des Stewards) geräumt und „klar zum Unterricht“ sein. Der Seekadett vom Wochendienst treibt zur Eile, daß jeder auf seinem Platz sitzt, die nötigen Hefte und Bücher zur Hand hat, und Punkt 7^{45} Uhr klopft er an die Thür des Unterricht habenden Offiziers und meldet „die Seekadetten zum Unterricht angetreten“, nachdem er kurz vorher dem Seekadettenoffizier „die Messe klar zum Unterricht“ gemeldet hat.

Da sitzen sie denn an ihren mit eingelassenen Tintenfässern versehenen Tischen wie noch vor ein paar Monaten auf der Schulbank ihres Gymnasiums, das sie zum großen Teil mit dem Zeugnis der Reife (etwa 30—40 Prozent der eintretenden Seekadetten) verließen, in der gewiß nicht unbescheidenen Hoffnung, nun endlich der niederziehenden Schulbank entflohen zu sein! Statt dessen holt die militärische Zucht sie wieder dorthin und läßt sie dieselbe $2^1/_2$, früher gar $3^1/_2$ Jahre drücken. Armer Seekadett, wie bitter sind doch die Enttäuschungen des Lebens! Aber bedenke, welch ein köstliches Pfund der Verantwortung dir später anvertraut wird, damit du mit ihm wuchern sollst, um zu hoher Ehre auf der Stufenleiter deines schönen Berufes aufzusteigen. In jeder Dienstleistung an Bord trägt der Seeoffizier eine große, ernste Verantwortung für Hunderte von Menschenleben, sowie für Millionen von kostbarem

Instruktionsübungen der Seekadetten auf dem Achterdeck.

Schiffsmaterial, eine Verantwortung, die der Armeeoffizier in diesem Umfange nicht annähernd kennt. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß die Vorbildung des Seeoffiziers wissenschaftlich und technisch gut fundiert sein muß, um ihn zu befähigen, den komplizierten Apparat des vielseitigen Kriegsmarinedienstes selbständig und sicher zu handhaben.

Neben die spezifisch seemännischen und militärischen Unterrichtsfächer in der allgemeinen Dienstkenntnis, Steuermannskunde und dem Signalwesen, in der Seemannschaft und dem Maschinendienst, in der Artillerie und Feuertechnik tritt Mathematik (ebene und sphärische Trigonometrie, Algebra und Stereometrie) und Naturlehre (Gesetze der Mechanik und Hydrostatik, Physik), die englische und französische Sprache als Unterrichtsgegenstand in den Ausbildungsplan der Kadetten und Seekadetten. An Bord wird der schulmäßige Unterricht vorzugsweise von praktischen Gesichtspunkten aus geleitet und beständig mit der seemännisch-militärischen Praxis in Verbindung gebracht. Die eigentliche wissenschaftliche Vorbildung erfolgt erst während der nächsten $1^1/_2$jährigen Fähnrichszeit auf den Marineschulen sowie in den Spezialkursen auf dem Artillerie- und Torpedoschulschiff.

Gewehrexerzieren der Seekadetten: Einzelgriffe.

„Präsentiert das Gewehr!“

Der Ausbildungsgang des Offiziernachwuchses war bisher folgender: Das erste Jahr als Kadett auf einem Kadettenschulschiff, das zweite Jahr als Seekadett (Fähnrichsrang) auf den Kadetten- und Schiffsjungenschulschiffen zur Befestigung und Erweiterung der Kadettenkenntnisse, die erste Hälfte des dritten Jahres auf S. M. Artillerieschulschiff „Mars“ und S. M. Torpedoschulschiff „Blücher“, endlich das letzte Jahr auf der Marineschule bis zur Ablegung der Offiziersprüfung und Ernennung zum Säbelseekadetten, der sehr bald, nach ein paar Wochen, das Offizierspatent folgte.

Der Eintritt der Seekadetten findet am 1. April jeden Jahres statt. Die ersten 5—6 Wochen dienen der infanteristischen Ausbildung auf dem Exerzierplatz des Seebataillons (Marine-Infanterie) in Kiel und der ersten seemilitärischen Unterweisung. Diese erteilt der Seekadettenoffizier, und jene leitet ein Leutnant des Seebataillons, welcher den Seekadetten zur weiteren Ausbildung in dem infanteristischen Dienst an Bord der Schulschiffe folgt. Erst nach dieser Zeit, während deren sie in den Räumen der Marineschule untergebracht sind, kommen sie an Bord, in das eigentliche Arbeitsgebiet ihres Berufes.

Eine völlig neue Welt umgiebt sie hier, aber die Brust hebt sich im Vollgefühl erfüllter Freude und jugendlichen Stolzes. Ein unnennbarer Zauber breitet sich über die ersten Tage des An-Bord-seins. Wohin das Auge blickt, und was das Ohr vernimmt, überall Neues, Einzigartiges, das seinen seeromantischen Reiz auf ein jugendfrisches Gemüt nicht verfehlen kann. Der junge Seekadett kommt aus dem Schauen und Staunen, aus dem Fragen und Forschen gar nicht heraus.

Doch geht diese Zeit des „Dösens“, wie man an Bord alles müßige Nichtsthun nennt, schnell vorüber. Die Schiffsroutine hat keine Rubrik fürs Dösen und Träumen. Sie reklamiert jeden Augenblick, der nicht der Freizeit als heiliges Privilegium zugestanden ist. Mit der Meldung: „Zeit zum Dienst!“ hat sie durch den Fähnrich der Wache, den Adjutanten des wachhabenden Offiziers, den Ersten Offizier an ihre Autorität erinnern lassen, der sich selbst der Kommandant unterwirft. Ein kurzes „Soll gemacht werden!“ aus dem Munde des Ersten Offiziers hat aufs neue ihre Autorität sanktioniert. Und nun wird das Uhrwerk der Routine vom wachhabenden Offizier aufgezogen mit dem einfachen Schlüssel des Kommandos: „Antreten zum Dienst nach der Routine!“ Eine Abweichung von der Routine wird durch die nötigen Befehle bekannt gegeben. Die Pfeife des Bootsmannsmaaten der Wache bringt endlich jeden Mann im Laufschritt auf seinen Platz, und wenige Sekunden danach beginnt der gewohnte Tagesdienst.

Unsre Bilder führen uns Scenen aus dem Exerzierdienst, Turnen und Unterricht der Seekadetten vor Augen.

Der Unterricht wird der Zeitersparnis halber in Parallelcöten oder wachweise erteilt. Die Seekadetten sind, wie die gesamte Besatzung, zur geregelten Durchführung des Wach-

Turnen: Die Hocke.

Turnen: Der Hochstand auf dem Reck.

Fechten der Seekadetten.

Kontrafechten der Fähnriche.

dienstes in zwei Hälften, in die Steuerbord- und Backbordwache geteilt. So sehen wir die eine Wache auf den Bänken ihrer Messe, die andre steuerbord achtern an Deck sitzen. Ueber die letztere Art der Abhaltung einer Instruktionsstunde bezw. von Instruktionsübungen würde der brave Unteroffizier von der Landarmee bedenklich den Kopf schütteln. Wo bleibt da das Zusammenfahren, der hörbare Ruck, das knallende Hackenzusammenschlagen des Gefragten, wenn er respektwidrig an Deck hockt? Ja, ja, lieber Gestrenger, in der Marine ist das halt anders und kann vieles nicht so sein wie in der Armee! Das Wasser hat eben keine Balken, und die Decksplanken des Schiffes sind meistens zu beweglich, um auf ihnen die stramme Haltung des Soldaten inne zu halten. Da pendelt die „ganze Instruktionsstunde" hin und her, wie der Perpendikel an des alten Großvaters Standuhr, und bei dem Pendeln, das oft zu weit ausschlägt, geht die Aufmerksamkeit aus dem Kopfe in die Beine, und der Gewinn ist dahin.

Die Instruktionsübungen der Seekadetten unter den Waschjollen geben eine recht charakteristische Illustration von der Art, wie an Bord mit den Raumverhältnissen gerechnet und jeder Platz ausgenutzt werden muß. Es ist „Zeugwäsche" gewesen, die Wäsche muß trocknen, und die Seekadetten müssen belehrt und unterrichtet werden. Wenn dies nach dem altbewährten Erfahrungssatz: „Docendo discimus" geschieht, so profitieren die Seekadetten zu gleicher Zeit noch etwas von der hochwichtigen militärischen Abfragekunst des instruktiven Unterrichts. Wo aber ist die Schulstube? Die Messe ist von der andern Wache besetzt, in der Batterie exerzieren die Schiffsjungen an den Kanonen, auf dem Oberdeck ist jeder Raum vom Dienst in Beschlag genommen, es bleibt nur das Achterdeck, der gewohnte Platz, übrig. Also: „Antreten auf dem Steuerbordachterdeck!"

Das Gewehrexerzieren, sowie das Turnen und Fechten der Seekadetten steht unter der Leitung des Leutnants vom Seebataillon. Im ersteren werden nur die Seekadetten weiter geübt, während Turnen und Fechten auch die Fähnriche haben. Zu der Ausrüstung der Seekadetten gehören darum außer dem Gewehr auch das gewöhnliche Infanterieseitengewehr und die Patronentasche.

Sehr fleißig wird das Turnen an Bord getrieben. Die meisten Seekadetten kommen in diesem Dienstzweige schon mit den besten Leistungen an Bord. Es spricht ja viel Anlage und Uebung beim guten Turnen mit, aber es läßt sich bei den eintretenden Seekadetten auch die Verschiedenartigkeit der genossenen Bildungsinstitute unschwer erkennen. Ein Kadett vom Kadettencorps schlägt im Turnen durchschnittlich den gewesenen Gymnasiasten. Ersterer hat überhaupt in allen militärischen Dingen und Exerzitien ein entschiedenes Uebergewicht über den Humanisten vom Gymnasium, was dieser jedoch, namentlich wenn er Abiturient ist, durch eine gründlichere wissenschaftliche Durchbildung ausgleicht.

Es ist eine vielumstrittene Frage, ob der Seekadett nach absolviertem Abiturientenexamen oder möglichst jung mit dem Reifezeugnis für Prima eintreten soll. Das empfehlenswertere dürfte wohl sein, daß er, wenn er nicht zu alt wird — nicht über 20 Jahre! — erst sein Abiturientenexamen macht — „sicher ist sicher!" — und dann sich zum Eintritt meldet. Gereut hat es noch niemand.

In der „Hocke", einem Sprung über die Reckstange aus dem Stütz, sehen wir eine Turnerleistung, zu welcher mehr Mut und Schneid als Kraft und Uebung gehört, während der „Hochstand" auf dem Reck eine Turnerleistung ersten Ranges ist. Dem turnenden Fähnrich schauen die Seekadetten bewundernd zu.

Der Fechtunterricht wird mit dem Hiebrapier, dem bekannten Korbschläger der Studenten, in freier (nicht verhängter) Auslage (Glacéfechten) erteilt. Die Seekadetten lernen zunächst die einzelnen Hiebe und Deckungen und fechten später nach angesagten Hieben gegeneinander, während die Fähnriche in dem regelrechten Kontrafechten geübt werden, wobei Kopf und rechter Arm bewehrt sind.

Sommertoilette.

Von

Carl Bulcke.

„Es wird bald Sommer," sagte meine Wirtin,
Als sie heut morgen mir den Kaffee brachte,
„Ich denk', wir hängen heut im Garten
Die Sommerkleider des Herrn Doktor auf,
Sie müssen tüchtig schon verstaubt sein. Heute
Hat auch Johanna Zeit — die Wäsche ist vorüber —
Und kann mal tüchtig klopfen. Guten Morgen."
Von meinen Büchern sah ich auf: „Wahrhaftig, ...
Wie sagte sie doch gleich? ... Es wird bald Sommer ..."
Und dann ganz ernsthaft auf die Bücher starrend:
„Die Frage ist bestritten ... Windscheid sagt so,
Perchta ist andrer Ansicht. Die Verjährung
Wird sicher unterbrochen, wenn ... ach so ...
Wie sagte sie doch gleich? Es wird bald Sommer ..."
Und über meinen Schreibtisch sah ich plötzlich
Hinweg und sah der Birken junges Laub
Da draußen sich in zartem Winde regen
Und sah die Sonne auf den Rasen brennen
Und sah die Spatzen sich im Sande baden,
Die Nachbarskinder sich im Grase balgen,
Und sah das Leben sich des Lebens freuen —
Und glaubt', ich säh' es heut zum erstenmal.
„Es wird bald Sommer —" leise sprach ich's nach. —
Die Sonne brannte auf dem grünen Buchsbaum,
Der strenge Duft drang auf bis in mein Zimmer. —
Mir ward so schwül. Ich schloß das Fenster.

Und wieder saß ich über meinen Büchern.
Vom Kirchturm scholl es zwölf. Ich schrak empor.
Genug für jetzt. Nachmittags geht es weiter.
Und lustig klappt' ich meine Bücher zu.

Als ich ins Nebenzimmer trat, gewahrt' ich
Auf einem Tische sorgsam ausgebreitet
Ein Stillleben von seltsam bunter Art:
Hier ein paar Taschentücher, dort Zigarren,
Glacéhandschuhe, Pferdebahnbillets,
Ein Federhalter, ein paar Taschenbürsten,
Ein Strafgesetzbuch, eine Meerschaumpfeife —
Just all die Dinge, die den Winterschlaf
In meinen Kleidertaschen still verschlafen
Und ihren Herrn jetzt vorwurfsvoll begrüßten.
Und einen Zettel fand ich: Konzertprogramm.
18. Juni. Rudolffsche Kapelle.
Sieh da. Mit Bleistift lässig hingekritzelt
Ein kleiner Brief.
„Mein lieber, süßer Hans,
Nun sitz' ich Dir zwei Stunden gegenüber,
Die Tante will nicht weg. Sei mir nicht böse,
Heut kann ich Dich nicht sprechen. Aber morgen
Um elf triffst Du mich sicher vor der Post.
Ich kann so wenig fort und möcht' so gern.
Ich hab' von Dir geträumt und sprach im Traum
Und rief ganz laut im Schlafe Deinen Namen;
Im Nebenzimmer schlief die Mutter und erwachte.
‚Sag, wer ist Hans?' fragt sie den ganzen Tag,
Und fragt und fragt und will es mir nicht glauben,
Daß ich den Zeisig meinte. Arme Mutter.
Ach Hans, ich hab' Dich ja so endlos lieb.
Ach bleib mir gut. Ich kann nicht von Dir lassen,
Behalt mich lieb. Es soll Dich nie gereuen.
Viel tausend Küsse. Deine treue Else."

Es wird bald Sommer. Draußen schrein die Spatzen,
Ein lauer Wind fährt lässig durch das Laubwerk
Des jungen Kirschbaums dicht vor meinem Fenster
Und stäubt die weißen Blüten wirbelnd nieder.
Wie ist es heiß. Ich bleib' zu Hause heut ...
Ich muß noch tüchtig fleißig sein. Drum vorwärts.
Jetzt ist die beste Zeit. Nur vorwärts, vorwärts.
Und wieder sitz' ich über meinen Büchern
Und stütz' den Kopf in meine beiden Hände:
Nur vorwärts, vorwärts, eh' der Tag verrinnt.

„Behalt mich lieb. Es soll dich nie gereuen.
Viel tausend Küsse. Deine treue Else."

Die Fenster auf. Die schwüle Sommerluft
Schlägt mir aufs Herz. Wie mir die Stirn nur brennt.
Ich glaube wirklich, ich bin krank. Die Augen
Thun weh. Ach ...
Else, Else, Else ...

Es wird bald Sommer. Draußen steht Johanna
Und klopft mit lauten Hieben unbarmherzig
Die Sommerkleider vom vergangnen Jahr.

Triumphierender Antonius.

(Siehe die Abbildung Seite 511.)

Die heurige Frühjahrsausstellung der Münchener „Sezession" hat durch Strassers großartige Gipsplastik „Marc Anton" einen Magnet von stärkster Anziehungskraft erhalten. Ein Schüler des Professors Kundmann, rückt Arthur Strasser, den man bisher nur als Meister der Kleinplastik schätzte, mit diesem Werke, sowie durch seine treffliche Büste Kaiser Franz Josephs im „Seidenhof" der vorjährigen Wiener Jubiläumsausstellung im Prater in die vorderste Reihe der Wiener Plastiker. Auf Kosten der österreichischen Regierung in Erz gegossen, soll dieses schon durch seine Größe imponierende Kunstwerk, dessen vor zwei Jahren im Künstlerhaus ausgestellte Skizze dem Künstler die große goldene Staatsmedaille brachte, das Hauptstück der österreichischen Plastik auf der Pariser Weltausstellung werden. Nachher wird sich für den auf seinem Siegeswagen thronenden Triumphator in Wiens Mauern wohl ein geeigneter Platz finden lassen. So mag Marcus Antonius, der Enkel des „Redners" Antonius, mit seinen beiden Kollegen im Triumvirat, Octavian und Lepidus, durch die Thore Roms eingezogen sein, als er über alle ihm verdächtig erscheinenden Personen, mehrere tausend an der Zahl, darunter auch Cicero, das Todesurteil sprach. Welche unheimliche, vor keiner That zurückschreckende Cäsarenallmacht, die die Welt zu ihren Füßen sieht, spricht aus diesem Antlitz! Diese derben Züge um Mund und Kinn lassen den Schwelger und Genußmenschen Antonius, der in den Armen der ägyptischen Königin Kleopatra starb, nicht verkennen. Strasser entlehnte den meisterhaft durchgearbeiteten Antoniuskopf einer römischen Münze. Interessant wegen seiner historischen Treue ist der Siegeswagen, und Prachtstücke sind die drei Löwen des Gespanns, ein Männchen und zwei Weibchen. In Haltung und Gangart sind sie dem Künstler besonders geglückt. Strasser hat sie in der Kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn und bei Hagenbeck sozusagen nach dem Leben porträtiert. Wie ein Hauskätzchen schmiegt sich ein andres junges Löwenweibchen an den Imperator an.

Die mit so feinem und dabei durchaus modernem Geschmack schaffenden Architekten der Sezession, Joseph Olbrich und Joseph Hoffmann, haben diesmal wieder Wunderdinge in der Ausschmückung vollbracht. Man kann sich wohl kaum einen stimmungsvolleren Rahmen für Strassers Antonius denken, als ihn Olbrich hier gestaltet hat. Der in Goldmosaik erglänzende und mit einem zierlichen Wandfries geschmückte Raum stellt eine Art altrömischer Cella dar und zeigt, wie der Mittelsaal eines modernen Skulpturenmuseums, etwa einer zukünftigen Wiener Glyptothek, aussehen soll. Vier abgekappte Säulen mit Reliefmedaillons umgeben das gewaltige Gipsmodell. Die Büsten der als Porträtistin in Wien sehr modern gewordenen Russin Feodorowna Ries und die stark realistisch wirkenden Statuetten ihres Landsmannes Fürsten Trubetzkoy, sowie andre plastische Arbeiten, welche die Seitenwände dieses herrlichen Raumes zieren, bilden diesmal doch nur eine Staffage des Strasserschen Werkes.

Dr. Weinberg.

Kuckucksleben.

Von

Wilhelm Haacke.

Wo kleinere und größere Laub- und Nadelholzwälder, ausgedehnte Baumgärten mit ruhige Verstecke bietendem Strauchwerk, wo Wiesen, Triften und Sümpfe, Büsche und Geröhricht an Teichen und Flüssen, ja selbst, wo trockene Kiefernheiden und Hochgebirge die eine oder die andre oder auch mehrere Arten kleiner Singvögel beherbergen, ist im Sommer in der Regel auch ein Vogel

anzutreffen, über den wohl mehr geschrieben und gestritten worden ist, als über irgend eine andre Art der Klasse. Dieser Vogel, unser seinem Namen und Ruf nach allbekannter Kuckuck, ist bezüglich seiner Lebensweise nur sehr wenigen so genau bekannt, daß sie sich den von ihnen adoptierten Namen der „Kokzygologen“ oder Kuckucksgelehrten beilegen durften. Was sie, namentlich zwei von ihnen, nämlich der kürzlich verstorbene Nestor der deutschen Ornithologen Dr. Eduard Baldamus und der verdiente Leipziger Forscher Dr. Eugène Rey, über das Leben des Kuckucks erforscht und neuerdings zusammengestellt haben, verdient, weil manche gangbaren Annahmen ergänzend und berichtigend, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Zu dem, was über das Kuckucksleben ins große Publikum gedrungen ist, gehört namentlich die Thatsache, daß unser Vogel seine Eier nicht selbst bebrütet, sondern sie in die Nester andrer Vögel legt und diesen die Fürsorge für seine Nachkommenschaft überläßt. Und um dieses Brutschmarotzertum des Kuckucks drehen sich in der That fast alle Fragen, die die Kokzygologen bisher beschäftigt haben und wohl noch auf geraume Zeit in Anspruch nehmen werden.

Die Frage, die gewöhnlich zuerst gestellt zu werden pflegt, nämlich die, warum der Kuckuck nicht selbst brüte, kann heute noch nicht beantwortet werden. Man hat versucht, das Brutschmarotzertum des Kuckucks mit seiner Nahrung in Zusammenhang zu bringen, die zu gewissen Zeiten der Hauptsache nach aus behaarten Raupen besteht; aber inwiefern diese Eigentümlichkeit damit zusammenhängt, daß der Kuckuck seine Kinder andern Vögeln anvertraut, ist nicht einzusehen. Denn der Kuckuck frißt auch andre Insekten und wüßte wohl auch für seine Jungen genügende Nahrung herbeizuschaffen, falls diese behaarte Raupen nicht sollten vertragen können. Ebensowenig, wie die Ernährungsweise des Kuckucks, hat sein innerer Bau Anhaltspunkte zur Erklärung seines merkwürdigen Schmarotzertums gegeben. Dasselbe gilt von der Zeit, die er zur Ablegung seiner Eier beansprucht. Es ist zwar behauptet worden, daß er nur alle sechs bis sieben Tage ein Ei lege, und daß er deshalb, wollte er selbst brüten, zu gleicher Zeit Junge sehr verschiedenen Alters im Neste haben würde; indessen hat sich diese Behauptung als ein Irrtum herausgestellt. Der Kuckuck legt allerdings nicht jeden Tag ein Ei, aber doch einen um den andern, und dieser Umstand dürfte einem erfolgreichen Selbstbebrüten der Eier nicht hinderlich sein. Die Anzahl der Eier hat man gleichfalls heranziehen wollen, um das Brutschmarotzertum begreiflich zu machen. Sie ist nämlich sehr hoch, da der Kuckuck im Jahre einige zwanzig Eier legt; aber viel eher, als die Ursache des Brutparasitismus kann man die hohe Eierzahl als dessen Folge betrachten. Endlich hat man die angebliche Polygamie des Kuckucks, die bald in der Form der Vielmännerei, bald in der der Vielweiberei behauptet worden ist, für das Brutschmarotzertum des Kuckucks verantwortlich zu machen gesucht. Sie ist jedoch von tüchtigen Kuckuckskennern bestritten worden. Zu Ungunsten der Annahme von Polygamie spricht unter andern die Thatsache, daß das Standquartier des einzelnen Kuckucks eng begrenzt ist und immer wieder von seinem Inhaber aufgesucht wird. Ein Altmeister deutscher Vogelkunde, Johann Friedrich Naumann, hat einen Kuckuck fünfundzwanzig Jahre lang auf das von ihm gewählte Fleckchen zurückkehren sehen, was deshalb leicht zu beobachten war, weil sich dieser Vogel durch einen absonderlichen Ruf vor seinen Artgenossen auszeichnete. Der betreffende Kuckuck war, wie aus der Thatsache, daß er einen Ruf ertönen ließ, hervorgeht, ein Männchen. Aber auch die Weibchen hängen mit großer Zähigkeit an ihrem Revier, dessen Grenzen oft sehr eng sind. Dieses hat man deshalb feststellen können, weil jedes Kuckucksweibchen zeitlebens gleiche Eier legt, die sich in der Regel nicht unbeträchtlich von denen andrer Weibchen unterscheiden, und öfter hat man in einer bestimmten Hecke oder Gebüschgruppe etliche Jahre hindurch Kuckuckseier von dem Weibchen gefunden. Aus der Thatsache der Anhänglichkeit des Kuckucks an das einmal gewählte Standquartier, das in der Regel der Geburtsort des betreffenden Vogels ist oder diesem doch sehr nahe liegt, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Kuckucke in Einzelehe leben; denn man würde sonst entweder mehr als ein Männchen oder mehr als ein Weibchen nahe bei einander finden. Außerdem hat man öfter beobachtet, daß das Kuckucksweibchen von einem Männchen begleitet war, und daß dieses lebhafte Teilnahme an dem Treiben des Weibchens zeigte.

Die Aufgaben, die dem Kuckucksweibchen zufallen, sind sehr zeitraubend, und aus dem Brutschmarotzertum des Kuckucks ist nicht etwa der Schluß zu ziehen, daß das Kuckucksweibchen zu faul zum Bebrüten seiner Eier und zur Pflege seiner Jungen sei. Die Sorge, die es mit der Unterbringung der ersteren hat, ist sehr schwer, und die Schwierigkeiten, auf die es dabei stößt, werden von Woche zu Woche nach seiner Ankunft aus der Winterherberge, die gewöhnlich in der ersten Hälfte des April erfolgt, bedeutender. Von allen Nesthockern dürfte das Kuckucksweibchen mehr durch die Sorge um seine Brut in Anspruch genommen sein als das Weibchen irgend einer andern Art. Bald nach seiner Ankunft sieht es sich nach nestbauenden Vögeln um, denen es seine Eier anvertrauen könnte, und dabei ist es genötigt, die Fortschritte des Nestbaues zu überwachen, und zwar nicht bloß bei einem, sondern bei vielen Vogelpärchen, damit ihm jederzeit ein Nest, das zur Aufnahme seiner Eier geeignet ist, zur Verfügung stehe. In kurzer Zeit hat es alle oder wenigstens nahezu sämtliche Nester der kleinen Sängerarten seines Reviers aufgespürt, um sie von da an sorgfältig zu beobachten. Zwar ist die Anzahl der in erster Linie in Betracht kommenden Arten im April und Anfang Mai noch nicht allzu groß. Aber schon Mitte Mai beträgt sie einige dreißig. Da die kleinen Vögel mißtrauisch sind, so huscht das Kuckucksweibchen still und geräuschlos durch niederes Buschwerk, über Waldblößen, Wiesen und Felder und durch Geröhricht in Sümpfen und an Fluß- und Teichufern. Findet es dabei einen Nesteigentümer zu Hause, so drückt es sich scheinbar teilnahmlos vorüber; aber zur rechten Zeit kehrt es zurück, das heißt, in einem Augenblick, wo die Erbauer des Nestes dieses zeitweilig verlassen haben. Sobald die heimzusuchenden Vögel das Kuckucksweibchen bemerken, entzieht es sich deren Angriffen, an denen nicht selten auch die Nachbarn teilnehmen, durch die Flucht, wobei es oft zu harten Kämpfen kommt.

Die Unterbringung seiner Eier macht dem Kuckucksweibchen nach allem obigen viel Mühe. Aber es besitzt eine Anzahl Instinkte, die ihm seinen Zweck erreichen helfen. Einer davon besteht darin, daß es in ein Pflegernest nur je ein Ei legt. Wenn sich zwei oder mehr Kuckuckseier in einem Vogelnest finden, so kommen sie immer von ebensoviel Weibchen her, was schon daraus hervorgeht, daß sie untereinander verschieden sind.

Nicht immer legt das Kuckucksweibchen sein Ei nach Art andrer Vögel in das auserwählte Nest, sondern nur dann, wenn dieses offen ist und den großen Vogel tragen kann. Ist das Nest aber unzugänglich, oder machen seine Eigentümer dem Kuckucksweibchen viel zu schaffen, so legt dieses sein Ei auf den Erdboden, um es bei nächster Gelegenheit schnell und unbemerkt in das Pflegernest zu schieben. Dabei trifft es aber, sofern das Nest etwa in einer Baumhöhle steht, mitunter eine recht schlechte Wahl; denn nicht selten kommt es vor, daß das Eingangsloch zu eng ist, um dem herangewachsenen jungen Kuckuck ein Verlassen des Nestes zu gestatten. Baldamus fand einmal an einem einzigen Tage sechs oder sieben Skelette von verhungerten Kuckucken in Höhlungen von Kopfweiden. Daß tote Kuckucke gerade in solchen Bäumen häufig angetroffen werden, scheint zu dem Spruche geführt zu haben: „Der Kuckuck hat sich zu Tode gefallen in einer alten Weiden.“

Ist das erste Ei glücklich untergebracht, so tritt an das Kuckucksweibchen die Sorge heran, nun auch die übrigen in geeignete Nester zu legen, und außerdem hat es jetzt die schon untergebrachten Eier zu überwachen, wobei es gleichzeitig drei oder mehr Pflegenester zu beobachten hat. Findet es irgendwo eine bedenkliche Störung, so trägt es das gelegte Ei wieder im Schnabel weg, um es anderswo unterzubringen. Vogelnester, von denen es weiß, daß sie von Menschen besucht worden sind, benutzt es manchmal gar nicht erst. Die Nester, die ein Kuckucksei oder einen jungen Kuckuck bergen, besucht das Kuckucksweibchen, wie wir von Baldamus erfahren, täglich mehrmals, und zwar so lange, bis das Junge flügge ist. Hierbei soll es vom Männchen, allerdings in nicht zu großer Nähe, begleitet werden. Ein schwedischer Naturforscher, Wetterberg, will auch beobachtet haben, daß es sein Ei oft in eine günstigere Lage zu den Eiern der Pfleger bringe. Von diesen entfernt es in der Regel eines oder mehrere, manchmal schon einen oder einige Tage vor dem Legen seines eignen Eies. Nur wenn es nicht gut an die Nester kommen kann, das heißt, wenn diese in Baumlöchern erbaut sind, gelingt es dem Kuckucksweibchen nicht, diesem Instinkte zu folgen.

Die Frage, wie sich die von dem Kuckucksweibchen heimgesuchten Vögel dem ihnen untergeschobenen fremden Ei gegenüber verhalten, ist noch nicht zu völliger Zufriedenheit gelöst. Ueber den herannahenden Kuckuck ist kein Nesteigentümer erfreut. Bei allen Pflegerarten des Kuckucks zeigen die Besitzer des von diesem auserkorenen Nestes Mißtrauen, Furcht und Angst dem herannahenden Kuckuck gegenüber. Sie suchen ihn zu vertreiben, zum mindesten durch Geschrei. Oft ist das Kuckucksweibchen genötigt, die Flucht zu ergreifen, ehe es seinen Zweck erreicht hat; es muß dann einen günstigeren Augenblick benutzen. Nicht selten kommt es zu einem so heftigen Kampf, daß das Kuckucksei dabei zu Grunde geht. Trotz alledem wird dieses in vielen Fällen angenommen, und zwar, wie es scheint, in den meisten, wenn auch nicht ohne vorhergegangene Bedenklichkeiten bei den heimgesuchten Vögeln. Aber es kommt auch vor, daß diese ihr Nest verlassen, wenn sie ein Kuckucksei darin finden. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich verschiedene Vogelarten dem Kuckuck gegenüber verschieden verhalten. Die einen sind mehr, die andern weniger bedenklich, und demgemäß ähnelt das Kuckucksei bald mehr, bald weniger den Eiern der Pfleger, eine Aehnlichkeit, die wohl dazu bestimmt ist, die Nesteigentümer zu täuschen. Freilich kommt es auch oft vor, daß man in dem Neste einer Vogelart ein Kuckucksei findet, das nicht den Eiern dieser, wohl aber denen einer andern Art ähnelt. Da die Anzahl der häufiger von dem Kuckuck als Pfleger seiner Jungen in Anspruch genommenen Vogelarten sehr beträchtlich ist, so ist auch die große Mannigfaltigkeit der Kuckuckseier einigermaßen zu verstehen; sie ist bedeutender als bei irgend einem andern Vogel, und wir müssen darin eine Förderung des Brutschmarotzertums erblicken.

Eine günstige Eigentümlichkeit haben wir auch darin zu sehen, daß der junge Kuckuck gewöhnlich vierundzwanzig Stunden früher ausschlüpft als seine Stiefgeschwister. Ist das geschehen, so nehmen sich die Pflegeeltern seiner mit derselben Liebe und Aufoferung an, die sie ihren eignen Kindern zuwenden. Der starke Brutpflege-Instinkt der Vögel dürfte dies erklären. Ueber das weitere Schicksal des jungen Kuckucks und seiner ausgeschlüpften oder wenigstens zum Ausschlüpfen bereiten Stiefgeschwister ist nur so viel mit Sicherheit bekannt, daß der Kuckuck nach einiger Zeit der alleinige Insasse des Nestes ist. Wie aber die legitimen Eier oder Jungen seiner Pflegeeltern aus dem Neste kommen, darüber haben sich die Kuckuckskundigen noch nicht einigen können. Kein Geringerer als der berühmte Dr. Jenner, der Erfinder der Schutzpockenimpfung, behauptete, er habe beobachtet, wie ein junger Kuckuck seine Stiefgeschwister eins nach dem andern auf seinen breiten Rücken geladen und über den Nestrand geworfen habe, und ein bedeutender englischer Ornithologe, Professor Newton in Cambridge, berichtet, daß andre ähnliches gesehen hätten, und daß Versuche, an diesen Instinkten des jungen Kuckucks zu zweifeln, völlig ungerechtfertigt seien. Gleichwohl meint Baldamus, daß nicht der junge Kuckuck, sondern seine Mutter es sei, die dafür sorge, daß jener der alleinige Insasse des Nestes würde. Er hält es für ein Märchen, daß der junge Kuckuck Eier und Junge der Pfleger aus dem Neste werfe, und meint, solches könne höchstens unabsichtlich geschehen. Manchmal, meint Baldamus, käme es auch wohl vor, daß der junge Kuckuck seine Stiefgeschwister erdrücke, und daß sie dann von ihren eignen Eltern fortgeschafft würden.

Die Frage, ob der Kuckuck gelegentlich auch selbst brüte, hat die Vogelkundigen wiederholt beschäftigt und ist jedesmal entschieden verneint worden. Groß war die Entrüstung, als Oberförster Adolf Müller vor etlichen Jahren berichtete, daß er ein brütendes Kuckucksweibchen angetroffen habe. Aber obwohl er mit seiner Angabe ziemlich allein steht, so ist doch nicht recht einzusehen, warum es nicht gelegentlich vorkommen soll, daß das Kuckucksweibchen selbst brütet, giebt es doch auch und zwar die amerikanischen Regenkuckucke, die umgekehrt in der Regel selbst brüten, aber zuweilen ihre Eier fremden Vögeln unterschieben. Demnach ist es wohl geraten, die Frage nach dem gelegentlichen Brüten des Kuckucksweibchens offen zu lassen. Auch die Frage, ob sich die Fürsorge des letzteren für seine Jungen auch auf die Zeit ausdehne, nachdem diese das Nest der Pfleger verlassen haben und selbständig geworden sind, ist noch nicht gelöst.

Vergleichen wir die ausländischen Kuckucke mit dem unsrigen, so finden wir alle möglichen Uebergänge vom Brutschmarotzertum bis zu der üblichen Brutpflege der Vögel. Wie schon erwähnt, legen die amerikanischen Regenkuckucke ihre Eier nur zuweilen in ein fremdes Nest; meistens errichten sie ein eignes, aber in recht liederlicher Weise, so daß der Bau mehr einem nachlässig zusammengeschichteten Reisighaufen gleicht. Mitunter richten sie auch ein fremdes Nest für ihre Zwecke her oder benutzen es ohne weitere Veränderung. Auch die Regenkuckucke sollen ihre Eier in Zwischenräumen legen: wiederholt fand man verschieden weit in der Bebrütung vorgeschrittene Eier in einem und demselben Neste. Die südeuropäischen Häherkuckucke legen nicht bloß eins, sondern mehrere Eier in ein Pflegernest; auch sollen sie die Pflegereier entfernen. Der australische Bronzekuckuck gleicht zwar darin dem unsrigen, daß er nur ein einziges Ei in ein fremdes Vogelnest legt; aber es ist behauptet worden, daß er seine Jungen, nachdem diese das Nest verlassen haben, aufsuche, sie füttere und aus dem Bereiche des Pflegernestes fortführe. Und die jungen Bronzekuckucke sollen in Massen andre Oertlichkeiten aufsuchen, an denen sich Männchen und Weibchen in annähernd gleicher Anzahl zusammenfinden, Nester bauen, deren jedes mit drei Eiern belegt wird, und die Eier selbst ausbrüten. Ein afrikanischer Verwandter des Bronzekuckucks soll sich wenigstens seiner ausgeflogenen Jungen annehmen. Aehnliches wird von dem australischen Pfeifkuckuck berichtet. Auch die Jungen dieser Art werden sehr schnell ausgebrütet und verdrängen oder erdrücken ihre Stiefgeschwister. Das Weibchen eines indischen Kuckucks, des schwarzen Guckels, soll das Nest der Glanzkrähe, dem es gewöhnlich sein Ei anvertraut, häufig aus einiger Entfernung beobachten. Sein Junges soll nämlich, sobald es sein von dem der Eltern verschiedenes und zwar geflecktes Kleid anlege, seitens der Pflegeeltern aus dem Neste geworfen werden, worauf dann die rechte Mutter käme und sich ihres hilflosen Kindes annähme. Jedenfalls hat man beobachtet, daß ein Weibchen des schwarzen Guckels einen jungen Vogel seiner Art fütterte. Auch der schwarze Guckel legt jedesmal nur ein Ei in das auserkorene Pflegernest. Die Angehörigen einer großen Abteilung von Kuckucken brüten selbst nach der Art andrer Vögel.

Etliche Kuckucke, die Madenfresser, zeichnen sich dadurch aus, daß mehrere Weibchen ihre Eier in ein und dasselbe Nest legen und gemeinsam bebrüten. Nähert man sich einem Neste des zu den Madenfressern gehörigen Ani, so fliegen die Weibchen, etwa ein halbes Dutzend an Zahl, laut klagend vom Neste weg. Es ist nun eine höchst merk-

würdige Thatsache, daß solche Gesellschaftsbrüter, wie die Madenfresser, auch unter den in Amerika heimischen Kuhvögeln, die durchaus nicht mit den Kuckucken verwandt sind, vorkommen, und zwar deswegen, weil sich andre Kuhvogelarten durch ein ähnliches Brutschmarotzertum auszeichnen wie die Kuckucke. Die Kuhvögel stellen also ein vollkommenes Gegenstück zu den Kuckucken dar.

Brutschmarotzer sollen auch die in Afrika hausenden Spähvögel sein; ihre Eier würden, so lautet ein Bericht, in Zwischenräumen von zwei Tagen gelegt, und zwar auf die Erde, von wo aus sie in das vorher erwählte Pflegernest transportiert würden. Ein französischer Naturforscher verfolgte einmal ein Weibchen des Spähvogels während dessen ganzer Legezeit; es brachte jedes seiner drei Eier auf die geschilderte Weise bei einer von drei Pflegerarten unter, worauf es mit seinem Männchen, das sich stets in einiger Entfernung von ihm gehalten hatte, verschwand, um erst nach Wochen wieder zu erscheinen. In dem einen der Nester, in denen es seine Eier untergebracht hatte, befand sich jetzt ein junger Spähvogel; der wurde, als er angefangen hatte, zu fliegen, von seiner rechten Mutter gerufen und folgte ihr sofort zum großen Leidwesen der Stiefeltern. Sie führte ihn seinem Vater zu, der sich des Jungen annahm, worauf die Mutter ihre Jungen aus den beiden andern Nestern, in denen sie Eier untergebracht hatte, entführte.

Ueber die Entstehung des merkwürdigen Brutschmarotzertums der Kuckucke, Kuhvögel und Spähvögel sind manche Vermutungen ausgesprochen worden; allein die Fragen, um die es sich dabei handelt, sind noch so wenig weit der Lösung entgegengeführt, daß wir gern darauf verzichten, unsre Leser darüber zu unterhalten. Ist doch die Kenntnis unsers Kuckucks und seiner Verwandten, sowie der übrigen Brutschmarotzer unter den Vögeln noch immer sehr lückenhaft. Was wir indessen darüber mitteilen konnten, dürfte geeignet sein, Naturfreunde auf einen Gegenstand der Beobachtung hinzuweisen, der vielleicht noch manches erforschenswerte Geheimnis birgt.

Die neue Synagoge in Köln.

Die israelitische Gemeinde Kölns gehört zu den ältesten in Deutschland und blühte namentlich während des Mittelalters. Sie hatte ihre erste Synagoge an Stelle der späteren Ratskapelle. Diese Synagoge wurde im vierzehnten Jahrhundert zerstört, als die Juden aus der Stadt vertrieben wurden. Erst in der französischen Zeit bildete sich in Köln wieder eine jüdische Gemeinde. Eine modernen Verhältnissen entsprechende Synagoge erhielt dieselbe 1861 durch den Neubau in der Glockengasse, und eine zweite Synagoge ist kürzlich am Königsplatz in der westlichen Neustadt eingeweiht worden. Der mächtige Bau ist in romanischem Stile als Zentralanlage mit großer Vierung und Kuppel ausgeführt, der hinter die Fluchtlinie zurücktritt, während zwei Flügelbauten in dieser liegen. Eine Freitreppe führt in die dreithorige, von reichgegliederten Flügelmauern begrenzte Vorhalle des Mittelbaues. Hinter derselben erhebt sich der Giebel mit großer Rosette, flankiert von zwei schlanken Turmpyramiden auf terrassenförmigem Unterbau, und hinter ihm die Vierung mit einer Fenstergalerie unter dem Dache. Das Innere des Zentralbaues ist Gemeinderaum; Almemor, Kanzel, Allerheiligstes, Ein-, Durch- und Wandelgänge, Treppen, zwei, beziehungsweise eine Empore an den Kopfseiten, sowie verschiedene Garderoben, Geschäftszimmer und zwei Säle liegen in den Flügelbauten. Das Innere hat zu ebener Erde 800 Sitzplätze für Männer, auf zwei Seiten- und zwei Kopfemporen 600 für Frauen und über dem Allerheiligsten 60 für Sänger. Eine Orgel ist nicht vorhanden, die Akustik gut. Kanzel und Allerheiligstes können von allen Sitzplätzen übersehen werden. Architekturteile fehlen, dagegen sind alle Flächen vollständig mit Malereien bedeckt, die Professor Schaper in Hannover entworfen und der Kölner Maler E. Niederhäuser ausgeführt hat. Pläne und Ausführung des ganzen Bauwerks rühren von den Kölner Architekten Schreiterer und Below her.

J. L. A.

Aeußere Ansicht.

Das Allerheiligste, davor die Kanzel.

Die neue Synagoge in Köln. Nach photograph. Aufnahmen von E. Niederhäuser, Maler in Köln.

Zu den Porträts auf „Zeit und Leben“.

In Petersburg erfolgte Mitte April die Verlobung des Erbprinzen Danilo von Montenegro mit der Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz, der am 24. Januar 1880 geborenen zweiten Tochter des Erbgroßherzogs Adolf Friedrich und seiner Gemahlin Elisabeth, geborenen Prinzessin von Anhalt. Der Bräutigam, am 29. Juni 1871 zu Cettinje geboren, bekleidet im russischen Heere den Rang eines Obersten. Mit dieser Verbindung geschieht es zum fünften Male, daß Sprossen des montenegrinischen Fürstenpaares in Verwandtschaft mit alten Fürstenhäusern kommen. Am 7. August 1889 vermählte sich Prinzessin Militza, erstgeborene Tochter des Fürsten Nikolaus Petrowitsch Njegosch und der Fürstin Milena, in Peterhof mit dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch von Rußland. Wenige Wochen darauf, am 28. August, wurde ihre jüngere Schwester Stana, ebenfalls zu Peterhof, die Gemahlin des Herzogs Georg von Leuchtenberg und erhielt damit gleichfalls den Titel Kaiserliche Hoheit. Ein noch glänzenderes Los war der dritten Schwester, Prinzessin Helene, beschieden, die am 24. Oktober 1896 in Rom dem Kronprinzen Viktor Emanuel von Italien die Hand reichte, und am 18. Mai 1897 erfolgte in Cettinje die Vermählung der vierten Schwester, Prinzessin Anna, mit dem Prinzen Franz Joseph von Battenberg.

Professor Dr. Heinrich Kiepert, der berühmte, am 20. April in Berlin verstorbene Geograph und Kartograph, war daselbst am 31. Juli 1813 geboren. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde er von den 1837 bis 1839 in Kleinasien beschäftigten preußischen Offizieren mit der Redaktion ihrer topographischen Arbeiten betraut und bereiste 1841 bis 1842 den nordwestlichen Teil Kleinasiens. Im Herbst 1845 übernahm er die technische Leitung des Geographischen Institutes zu Weimar, kehrte aber Ende 1852 nach Berlin zurück. Er wurde 1853 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, hielt Vorlesungen an der Universität und erlangte an derselben 1859 eine außerordentliche, 1874 eine ordentliche Professur. 1870 bereiste er Palästina und Karien, 1886 Lesbos, 1888 Karien, Mysien und die Troas. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete Kiepert durch den „Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien“; dann folgten Karten zu Robinsons und Smiths „Palästina“, die „Karte von Kleinasien“, der „Neue Handatlas der Erde“, der „Atlas antiquus“ und andre bedeutende Werke, die den Verewigten in die erste Reihe der modernen Kartographen stellten.

Aus den Wirren auf Samoa führen wir eine Reihe von Porträts vor, welche die im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehenden Personen darstellen. Neben dem deutschen Generalkonsul Rose gewahren wir den „König“ Tanu-Mafili, den Schützling der Amerikaner und Engländer, den amerikanischen Admiral Kautz, der nach den Zeitungsberichten die Beschießung von Apia geleitet hat, und die beiden Deutschen, Pflanzer Hufnagel und Kaufmann Fr. Marquardt, die von den englisch-amerikanischen Truppen gefangen genommen wurden, inzwischen aber dem Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes „Falke“, Korvettenkapitän Schönfelder, ausgeliefert worden sind.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 22.

Gespielt im Winterturnier der Berliner Schachgesellschaft am 10. Febr. 1899. Abdruck nur mit Genehmigung des Vorstandes gestattet.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Bendix. — Schwarz: W. Cohn.

Weiß.	Schwarz.		
1. d2–d4	d7–d5	17. Sg3–f5	Se7×f5
2. c2–c4	e7–e6	18. Ld3×f5	b4×a3!!
3. Sb1–c3	Sg8–f6	19. Lf5×c8	Tf8×c8
4. Lc1–g5	Lf8–e7	20. Tc1–a1	Lb7–a6
5. e2–e3	0–0	21. Tf1–c1	Lf6–e7
6. Sg1–f3	b7–b6	22. Sf3–e5	f7–f6
7. Lg5×f6 1)	Le7×f6	23. Se5–c6 5)	Le7–f8
8. c4×d5	e6×d5	24. Sc6–a7	Tc8–a8
9. Lf1–d3	Sb8–c6 2)	25. Dc2×c7	Dd6×c7
10. Ta1–c1	Sc6–e7	26. Tc1×c7	b6–b5
11. Dd1–c2	h7–h6	27. Sa7–c6	b5–b4
12. 0–0	Lc8–b7	28. Sc6–e7†	Lf8×e7
13. Sc3–e2	Ta8–c8	29. Tc7×e7	b4–b3 6)
14. b2–b4	Dd8–d6	30. Ta1×a3	b3–b2
15. a2–a3	a7–a5	31. Ta3–b3	La6–c4!
16. Se2–g3 3)	a5×b4!! 4	32. Te7–e8†	Kg8–h7!!
		Weiß giebt die Partie auf.	

1) Dieser Abtausch ist nicht besonders empfehlenswert. Wahrscheinlich geht der Läufer überhaupt besser nach f4 und g3.

2) Schwarz behandelt die Partie ganz eigenartig. Der üblichen Spielweise würde jetzt c7–c5 entsprechen.

3) Hier rechnet Weiß wohl nicht weit genug und verrechnet sich. 16. b4×a5 Dd6×a3 17. Tc1–a1 beziehungsweise 16. .... b6×a5 17. Dc2–a4 verdiente den Vorzug.

4) Schwarz giebt mit gutem Bedacht die Qualität gegen zwei Bauern her. Da die letzteren verbundene (beziehungsweise verbindungsfähige) Freibauern sind, so ist er dabei in entschiedenem Vorteil.

5) Dieses Springermanöver gewinnt allerdings einen Bauern, rettet aber die Partie nicht.

6) Einfacher, aber minder elegant war Ta8–b8 (30. Te7–a7 La6–c4 nebst a3–a2, b4–b3 und so weiter).

Aufgabe 21.

Von M. Gomolla in Eisenach.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

a b c d e f g h

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 18:

W. 1. Tc3–f3
S. 1. Le2×c4
W. 2. c2–c3†
S. 2. Kd4×d5, –e4
W. 3. Tf3,Sd5–f6matt.

A.

S. 1. Le2×f3
W. 2. Dh1–a1†
S. 2. Kd4×c4, –e4
W. 3. Sd5–e3, Da1–e5 matt.

B.

S. 1. Sa5×c4
W. 2. Tf3–d3†
S. 2. Le2×d3
W. 3. c2–c3 matt.

C.

S. 1. Kd4×c4
W. 2. Tf3–f4†
S. 2. g5×f4
W. 3. Dh1–e4 matt.

Auf andere Gegenzüge entscheidet das hübsche Drohspiel 2. Dh1–h4† und 3. Tf3–f4 matt.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 32.

Aus Zeit und Leben.

Prinz Danilo von Montenegro und seine Verlobte, Prinzessin Jutta von Mecklenburg-Strelitz.

Professor Dr. Heinrich Kiepert († 20. April 1899).

Admiral Kautz,
Kommandeur des amerikanischen Geschwaders vor Samoa.

Legationsrat Fritz Rose,
deutscher Generalkonsul in Apia.

Tanu-Mafili,
der von den Engländern und Amerikanern eingesetzte „König" von Samoa.

Kapitän Hufnagel,
der auf Samoa gefangen genommene deutsche Pflanzer.

Fr. Marquardt,
der auf Samoa gefangen genommene deutsche Kaufmann.

Von den Wirren auf Samoa.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern — M. 14.—

Silbenrätsel.

Hörst du die Zweite zum erstenmal
Aus dem geliebtesten Munde,
Ist, statt des Hangens und Bangens Qual,
Zuversicht mit dir im Bunde.

Schließt sich die Erste den Letzten an,
Werden sie paarweis verliehen,
Steigen und fallen helfen sie dann,
Müssen sich vielfach bemühen.

Nimmt ihren Platz die Zweite zurück,
Jagt auf arabischem Pferde
Pfeilschnell das Ganze vorüber dem Blick,
Fern unsrer heimischen Erde.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 30:

Des Silbenrätsels: Wetterglas.
Des Worträtsels: Rubin — Ruin.
Des Rätseldistichons: Pascha.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau H. M. in Wydrica, Rußland (2). A. Merz in Seitsch. A. C. Claussen, Rittergut Melz. Adeline Modersohn in New York (3). v. D. in B. (2). „Gerda und Kurt“ in Andernach. Mary Harding in Maskat (4). August Pf. in Eßlingen. ? in Paris. „Köbi“ in Bern (4). Gräfin von P. in Ch. (4). Dr. Trott in Baltimore (3). Fr. Rosa Hechinger in München (2). „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst.

Notizblätter.

Vereine.

— Der „Erste österreichisch-ungarische Geflügelzuchtverein in Wien“ hat jüngst die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens begangen. Man hatte in England, in Frankreich und — seit Oettel — auch in Deutschland längst mit dem rationellen Betriebe der Geflügelzucht glänzende Erfolge erzielt, ehe man in Oesterreich-Ungarn diesem wichtigen Nebenzweige der Landwirtschaft, woran heute in beiden Reichshälften zusammen alljährlich durch den Export von Eiern, Federn und Schlachtgeflügel über dreißig Millionen Gulden verdient werden, die gebührende Aufmerksamkeit zuwandte. Die Anregung zur Gründung eines Geflügelzuchtvereins in Wien ist von den drei Oettel-Enthusiasten Baron Villa-Secca, Baron Pirquet und J. Bruszkay ausgegangen. Am 4. Mai 1874 fand die konstituierende Versammlung des Vereins statt. Das Glück war dem Unternehmen günstig: die erste, im Jahre 1875 veranstaltete Ausstellung des Vereins wurde von 30 000 zahlenden Personen besucht, und schon ein Jahr später nannte die Gesellschaft das Vereinshaus im Prater ihr eigen. Bald zählten Fachleute von glänzenden Namen, wie Dr. Baldamus (Koburg), Dr. Bodinus (Berlin), Hugo du Roi (Braunschweig), Robert Oettel (Görlitz), Graf La Perre de Roo (Paris), Otto von Wogau (Moskau) und viele andre zu den Mitgliedern und Gönnern des Vereins, der, von seinem langjährigen ersten Präsidenten, Baron Villa-Secca, mit Takt und Sachkenntnis geleitet, sofort auch im Auslande großes Ansehen gewann. Der Verein konnte denn auch stets eine höchst ersprießliche Thätigkeit entwickeln. Er hat bisher über dreißig Ausstellungen veranstaltet, alljährlich an landwirtschaftliche Kasinos, an Pfarrer, Lehrer, Förster und sonstige Interessenten edles, gut legendes und reichlich Fleisch ansetzendes Geflügel unentgeltlich verteilt, bezüglich der Regulierung des Prämiierungswesens für Oesterreich-Ungarn Bahnbrechendes geleistet und sich durch die unter dem Einflusse des Reichskriegsministeriums eifrig und — wie der Sieg in dem Wettfluge Wien-Berlin und Berlin-Wien (1898) darthat — mit Erfolg betriebene, für den Kriegsfall so wichtige Brieftaubenpflege auch in Sportkreisen einen Namen gemacht. Volkstümlich ist der Verein hauptsächlich durch seine Ausstellungen geworden. Es war daher ein glücklicher Gedanke, auch anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des Vereins eine internationale Ausstellung zu veranstalten, die in den Tagen vom 1. bis 5. April in den Sälen der Gartenbaugesellschaft in Wien stattgefunden hat. Pietätvoll wurde bei dieser Gelegenheit des ersten, 1894 verstorbenen Präsidenten des Vereins gedacht. Sämtliche Aussteller erhielten nämlich eine „Jubiläumsmedaille“, die, von J. Schwerdtner in Wien ausgeführt, auf der Vorderseite das Bildnis des Freiherrn von Villa-Secca und auf der Rückseite die Umrisse des während seiner Präsidentschaft erworbenen Vereinshauses mit der Inschrift „I. österreichisch-ungarischer Geflügelzuchtverein 1874 — Jubiläumsausstellung 1899“ zeigt. R. v. Enderes.

Denkmäler.

— Der Königin Luise wird in Magdeburg ein Denkmal errichtet werden, für das bereits, ohne daß bisher ein öffentlicher Aufruf erlassen wäre, aus privaten Kreisen 40 000 Mark gesammelt sind.

Litteratur.

— Die Erfahrungen während seiner unfreiwilligen Muße in Weichselmünde hat **Johannes Trojan** in einem liebenswürdigen Buche niedergelegt: „Zwei Monat Festung“ (Berlin, Freund & Jeckel). Wie bekannt, mußte Trojan, in der Welt als feinsinniger Poet geschätzt, aber vielleicht von manchem, den es anging, als verantwortlicher Redakteur des „Kladderadatsch“ nicht eben geliebt, einige der in seinem Blatte verübten Frevel durch acht Wochen Festungshaft büßen, und wie er diese überstanden hat, das erzählt er mit schalkhafter Laune in dem vorliegenden Buche. Im Grunde durfte er sich nicht beklagen. Es war ihm ein verhältnismäßig „fideles Gefängnis“ beschieden, denn er hatte eine leidliche Unterkunft, eine achtbare Verpflegung, die überdies durch liebe Freunde in Speise wie Trank eine erkleckliche Aufbesserung erfuhr; auch fehlte es ihm nicht an angenehmer Gesellschaft, sogar der unterhaltsame Männerskat war vorhanden, und wenn er durchaus Trübsal blasen wollte, so wurde ihm das durch eine gute Mundharmonika erleichtert. Kurzum, es erging ihm nicht so schlecht, wie es einem in politisch-satirischen Freveln ergrauten Sünder von Rechts wegen hätte ergehen sollen, er durfte sogar außerhalb seiner Bastille Spaziergänge unternehmen, ja mit allerhöchstem Urlaub sich auf einige Tage entfernen, aber eines fehlte ihm doch: die zwanglose Bewegung, das Thun und Lassen nach eignem Gefallen, ohne Genehmigung eines gestrengen Königlich preußischen Festungsgouvernements. Freilich that unser Gefangener einen verhängnisvollen Schritt, über dessen Tragweite, nach seinem Buche zu urteilen, er sich heute noch nicht klar ist. **In nächster Nähe der Kerkermauern ließ er seine Familie sich ansiedeln, so daß er, auf den Wall steigend, sich durch Zeichen und Rufe mit ihnen** verständigen konnte. Daß solche Begrüßungen aus der Ferne, statt die Sehnsucht zu stillen, das Verlangen nach Freiheit nur erhöhen mußten, liegt doch auf der Hand! Wie nun der Gefangene über seine Leiden sich hinwegzuhelfen suchte, das möge man selber lesen. Auch in diesem Buche zeigt Trojan, ein wie scharfer Beobachter er für das Kleinste des Kleinen ist, wie er unscheinbaren alltäglichen Dingen, die das gewöhnliche Auge nicht einmal wahrnimmt, poetischen Reiz abzugewinnen weiß. Und auch die Erinnerungen an seine Jugendzeit und die der Feste Weichselmünde so nah benachbarte Vaterstadt Danzig, die er in die Erlebnisse seiner Festungshaft verflicht, werden dem Leser willkommen sein, denn es sind Kabinettsstücke liebenswürdiger Kleinmalerei. Nicht zu vergessen die hie und da eingestreuten Gedichte, in denen neben dem überlegenen Humor auch ein wenig verhaltene Wehmut zum Ausdruck kommt, wie es wohl bei jemand geschehen kann, der zwar nicht im schlechtesten Gefängnis hockt, aber doch nicht begreift, warum man ihn überhaupt eingesperrt hat.

Briefmappe.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen **senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.**

Frau H. M. in Wydrica, Rußland. Die erste Erwähnung der Gabel findet sich bei Petrus Damianus (gestorben 1072), der berichtet, daß **eine byzantinische Prinzessin diese Neuerung nach Venedig gebracht habe; er eifert gegen das Instrument als eine sündhafte Verweichlichung.**

R. v. M. in B. Nach den neuesten Forschungen ist Chopin nicht, wie die Handbücher angeben, am 1. März 1809, sondern am 22. Februar 1810 geboren (in älteren Lexiken der Tonkunst findet sich das Datum des 8. Februar 1810). Ob die Absicht, zum fünfzigjährigen Todestage des Künstlers (gestorben 17. Oktober 1849) seine Gebeine nach Polen überzuführen, verwirklicht werden wird, steht noch dahin, denn in Frankreich hat sich dagegen Widerspruch erhoben. Dieser wird damit begründet, daß der Künstler einerseits halbfranzösischer Abkunft war, andrerseits zur Höhe seines Ruhmes in Paris gelangte, wo er auch bestattet wurde.

E. R. in P. Wir sind nach Ihrem Wunsche verfahren.

Pomona. Eingehende Auskunft erteilt die Schrift „Der Zwergobstbaum und seine Pflege“ von Obergärtner Max Löbner (Berlin, Gustav Schmidt, 2,50 Mark). Aus den von vielen Abbildungen begleiteten Anweisungen läßt sich ersehen, daß selbst in kleinen Gärten und an einigermaßen freistehenden Gebäudemauern Zwergobstbäume sich mit Erfolg pflanzen lassen.

August B. in W., Ludwig J. in Berlin, Dr. M. Z. in L. Mit Dank abgelehnt.

Foulards-Seidenstoffe

gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße u. farbige Seide mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private auch in einzelnen Roben porto- und zollfrei ins Haus. Tausende von Anerkennungsschreiben. Proben umgehend.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Königl. Hoflieferanten.

HOHENLOHE'SCHES HAFER-MEHL

einzig richtiger Zusatz zur Kuhmilch für kleine Kinder und Magenleidende. Niederlagen durch Plakate kenntlich.

Lübeck-Kopenhagen-Malmö

täglich Nachmittags 6¼ Uhr mittelst erstklassiger Postdampfer.

Lübeck-Kalmar-Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 6¼ Uhr.

Tagesanschluss der Schnellzüge von: Frankfurt a. M. 6.5 V. Cassel 10.0 V. Magdeburg 1.2 N. Hannover 1.30 N. Lüneburg 4.17 N. Berlin 1.14 N. Dresden 6.8 V. Leipzig 10.40 V.

Dampfschiff-Rundreisebillets:
Lübeck-Kopenhagen-Gothenburg-Stockholm-Lübeck oder umgekehrt, mit Passieren des an Naturschönheiten reichen Göta- und Trollhätta-Kanals für die Zeit von Mitte Mai bis Ende September. I. Kajüte à 84 M. 40 Pfg.

Kombinierbare Rundreisebillets
via Lübeck werden mit Benutzung obiger Linien auf allen am Verkehr beteiligten Eisenbahnstationen ausgegeben.

Fahrkarten-Ausgabe sowie vorherige Schiffsplatzbestellung bei

Lüders & Stange, Lübeck.

VAN HOUTEN'S

Köstlich im Geschmack, gesund — nahrhaft und leicht verdaulich.

CHOCOLADE

findet allgemeinen Beifall.

Croquetten und Pastillen à 55 Pfg. per Blechdose; in Tafeln à 50 Pfennig; in Dosen, enthaltend 30 kleine Tafeln: Mark 2.50 pr. Dose

---

Magenleidenden und **ZUCKERKRANKEN** welche sich für eine geeignete und bewährte Ernährung interessieren, sende **kostenfrei**

Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie.

F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik, Frankfurt a. M. III.

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Zu beziehen durch die Apotheken.
Frankfurt a. M. Rosenapotheke.

Karl Engelhard, Fabrik pharmaceutischer Präparate.

Kufeke's Kindermehl.

Bester Zusatz zur Milch verhütet u. beseitigt Erkrankung.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Otto E. Weber Radebeul-Dresden.

Drei Tassen Thee für einen Pfennig

lassen sich mit **Weber's Würfel-Thee** herstellen. Aus ächt chinesischen Theeblättern gepresst, haltbarer (aromatischer), ausgiebiger, praktischer, daher viel sparsamer als loser Thee. In Packungen zu 20, 25, 30 u. 40 Pfennigen.

Behufs rascher, allgemeiner Einführung liefert die Fabrik von ***Otto E. Weber, Radebeul-Dresden,*** *nach Orten, wo noch keine Niederlagen, Probeaufträge von M. 3 an, franko Nachnahme an Jedermann.*

Name als „Marke" geschützt.

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke Höchst a. M.,** Deutschland.

„Pulver" verlange man in den Apotheken ausdrücklich mit der Aufschrift „Migränin".

Zirkel-Marke. * System Walton.

Bedburger Linoleum

nach den neuesten Erfindungen der Technik in höchster Vollkommenheit hergestellt. — Zu beziehen durch die meisten Geschäfte der Branche.

Bedburger Lincrusta

*

Eleganteste Wand- und Deckenbekleidung für **Wohn-** und **Speisezimmer, Corridore, Treppenhäuser** u. s. w. Herrliche, von **ersten Künstlern entworfene, preisgekrönte Muster.**

In den meisten Tapetengeschäften zu haben.

Rheinische Linoleumwerke Bedburg

Bedburg bei Köln.

Premier- Fahrräder haben sich seit 24 Jahren bestens bewährt.

Premier- Fahrräder erfüllen vermöge ihrer grossen Vorzüge die höchsten Ansprüche.

Premier- Fahrräder haben die grösste Verbreitung und sind im In- und Auslande eingeführt.

Premier- ist anerkannt die **Erste Marke.**

The Premier Cycle Co. Ltd.

Nürnberg-Doos
Eger (Böhmen)
Berlin O. 27
Wien VII.

Zu korpulent

6te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 60 Pfg. Zu beziehen von **L. Pietsch,** Chemisches Laboratorium, **Dresden-Blasewitz, V.**

Becker & Marxhausen Cassel. CARTONNAGEN-FABRIKEN IN CASSEL & HANN. MÜNDEN. Vorzügliche Einrichtung für Massenfabrikation. Telegr. Adresse: Cartonnage Cassel.

Backt mit

Dr. Oetker's Backpulver

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Damen-Hüte.

Nr. 127. Leichter Hut in modernem breiten Strohgeflecht, Rand mit Sammetband eingefasst und um den Kopf Sammetband gelegt, **weiss mit schwarz, schwarz mit schwarz,** . . . . M. 2.–.

Nr. 128. Hochmoderne Form! Praktischer Hut aus **meliertem Stroh** mit einfarbigem Ripsband garniert, **marine-weiss, grün-weiss, tabak-weiss** oder **rot-weiss meliert.** Sehr geeignet für Sportzwecke . . . . M. 4.–.

Nr. 129. Feiner leichter Strohhut, Rand mit Ripsband-Einfassung und Garnitur von Ripsband, **weiss mit schwarzem** Ripsband, **schwarz mit schwarzem** Ripsband . . . . M. 5.–.

Nr. 130. Aparte Neuheit! Modernes Strohgeflecht. Vorrätig: **grünlichgrau** mit **schwarz, weiss** mit **weiss, marine** mit **marine** garniert . . . . M. 3.50.

Nr. 145. Hochaparter Hut aus **feinem Stroh** mit reicher, äusserst moderner Garnitur von Taffet und langer, echter Straussfeder, **weiss mit weisser** Taffetseide und weisser Straussfeder, **schwarz** mit **schwarzer** Taffetseide und schwarzer Straussfeder. Sehr chic! . . . . M. 25.–.

Nr. 145. — Nr. 133. — Nr. 142.

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 4000 Abbildungen ausgestattetes Preisverzeichnis versenden wir unberechnet und portofrei.

Damen-Hüte.

Nr. 133. Kleidsamer Hut in gerader, sogenannter Matrosenform mit einfarbigem Kopf und buntgemusterter Krempe, sehr reich mit Ripsband und Agraffe garniert, **weisser Kopf** mit bunter Krempe in zarten Farben und **resedagrünem** Ripsband, **modefarbener** Kopf mit bunter Krempe und **modefarbenem** Ripsband . . . . M. 5.75.

Nr. 124. Kleidsamer Strohhut mit einfarbigem Sammet und Moiréband garniert. Vorrätig: **roter Rand mit buntem Kopf, grüner** Rand mit buntem Kopf . . . . M. 2.–.

Nr. 142. Vornehmer Hut in **aparter Form** aus **vorzüglichem feinen Stroh** mit reicher Garnitur von gezogenem Taffet, hochstehender Straussfeder und imitierten Schlangenreihern mit Jetschmuck, sowie Metallagraffe, **schwarz** mit **schwarz** oder **weiss mit weiss** garniert . . . . M. 18.–.

Nr. 143. Höchste Neuheit! Aparte Form aus **Schweizer Bastgeflecht,** an der Seite mit Taffetrosen und imitierten Schlangenreihern mit Jetschmuck sehr chic garniert, **schwarz** mit **weissen** Taffetrosen, **schneeweiss** mit **schwarzen** Taffetrosen, **silbergrau** mit **weissen** Taffetrosen, **blassheliotrop (jacinthe)** mit **weissen** Taffetrosen . . . . M. 16.50.

Drei beliebte Badeapparate.

Ueber 40 000 Wellenbadschaukeln D. R.-P. verkauft.

Badeeinrichtungen und Apparate nur bewährter Systeme für den Hausgebrauch, sowie zur Einrichtung von Bade-, Kur- und Heilanstalten, ferner Klosets, Bidets, Waschtoiletten und Konservatoren (Eisschränke) fabrizieren

Moosdorf & Hochhäusler, *Berlin 123,* Köpenicker Landstrasse. Kataloge kostenfrei.

Filialen: *Berlin,* Kommandantenstr. 60, *Frankfurt a. M.,* Kaiserstr. 55.

1899 **München** 1899

Jahres-Ausstellung

von Kunstwerken

im kgl. Glaspalast.

1. Juni bis Ende October

täglich geöffnet von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Brief von der Tante.

. . . . wenn Du für Deine Aussteuer die Betten bestellst, so vergiss nicht, **Westphal & Reinhold's Patent-Matratzen** zu wählen, welche in jedem besseren Geschäft zu haben sind, Catalog sende anbei . . . .

---

nach **NORWEGEN** bis zum

NORDCAP

und nach Spitzbergen.

mit dem transatlantischen Doppelschrauben-Schnelldampfer

„**AUGUSTE VICTORIA**“

Hamburg-Amerika Linie

nach dem eigens für solche Reisen vollzogenen Umbau einer der größten, schnellsten und comfortabelsten Dampfer der Welt.

Abfahrt von Hamburg 2. Juli 1899.

Fahrkarten von **Mk. 500** an je nach Lage der Zimmer. — Anmeldungen nimmt entgegen die **Hamburg-Amerika Linie, Abtheilung Personenverkehr, Hamburg** sowie deren Vertreter.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der bekannte **photograph. Apparat**

Phönix.

Praktischster und billigster Apparat, **kein Spielzeug!** Jeder kann damit **ohne Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen.

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Bilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Schönheit

Zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisches Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë,** ges. geschützt. Unübertroffen bei roter u. spröder Haut, Sommersprossen und Hautunreinigkeiten. Unter Garantie frko. geg. Mk. 2.50 Briefm. od. Nachn., nebst Gratisbeigabe d. neuen Buch.: „**Die Schönheitspflege**“ a. Ratgeber. Glänz. Dank- u. Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. **Berlin,** Eisenbahnstr. 4.

Koschat-Album.

Band I—IV.

Auswahl der beliebtesten **Kärntner Lieder,** componirt von **Thomas Koschat.**

Für **eine Singstimme,** hoch und tief, mit Pianoforte, Band I, II, III, IV à ℳ 3.–. Für **zwei Singstimmen** mit Pianoforte (Duett-Album), Band I und II à ℳ 3.–. Für **Pianoforte** allein, Band I, II, III, IV à ℳ 2.–. Für eine **Violine** ℳ 2.– Für zwei **Violinen** ℳ 3.–. Für zwei **Flöten,** Band I und II à ℳ 2.–. Für **Cornet à Pistons,** Band I und II à ℳ 2.–. Für eine **Zither,** Band I, II, III à ℳ 2.–. Für zwei **Zithern** ℳ 3.–. Für **Guitarre** ℳ 2.–.

Koschat-Walzer-Album für Pianoforte (oder für eine Singstimme mit Pianoforte). Neue Ausgabe in vornehmster Ausstattung geheftet ℳ 3.–.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 33.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman
von
Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Als Hugo in den Vormittagsstunden des folgenden Tages — natürlich ganz zufällig — an der Villa Nielsen vorüberging, standen die Fenster des Parterregeschosses weit auf, und der Wind flatterte so rücksichtslos mit den weißen Vorhängen des Zimmers, in dem Asta und Kläre gehaust hatten, als ob er niemals Rücksicht auf zwei junge Damen zu nehmen gehabt hätte.

Zum Ueberfluß erschien in diesem Augenblick Kapitän Nielsen mit einer kurzen Seemannspfeife zwischen den Zähnen hinter der Fensterbrüstung und lehnte sich behaglich hinaus. Er nickte dem jungen Schriftsteller freundlich zu, blies eine tüchtige Rauchwolke von sich und rief hinüber:

„Guten Morgen, Herr Stolle, kommen Sie schon von Munkmarsch her?“

„Warum glauben Sie das, Herr Kapitän?“ entgegnete Hugo mit einem unbehaglichen Gefühl und trat in den Vorgarten.

„Na, ich dachte, Sie hätten den Herrschaften das Geleit gegeben, — Sie standen doch mit dem Herrn Kommissionsrat auf einem so freundschaftlichen Fuße.“

„Fort?“ sagte Hugo tonlos und legte, einen Halt suchend, seine Hand auf das Fensterbrett.

„Gänzlich alle geworden, Verehrtester. Heute früh mit der ‚Kobra‘ nach Helgoland. Und davon haben Sie nichts gewußt?“

„Kein Wort, Herr Kapitän. Haben Sie mir nichts zu bestellen?“

Der alte Herr schüttelte mit einem feinen Lächeln den Kopf.

„Wenn ich ein kleiner nackter Bengel wäre mit 'n Paar Flügeln an den Schultern, dann vielleicht. Aber als Fräulein Asta von mir Abschied nahm, da gab sie mir nur die Hand, und diesen stummen Händedruck werde ich zum Trost für mein eignes altes Herz behalten. 's ist eine Hexe, das Mäbel!“

Hugo mußte wohl ein sehr bestürztes Gesicht machen, denn Nielsen griff plötzlich in die Tasche und zog einen grauen Damenhandschuh hervor.

„Das ist beim Aufräumen gefunden worden,“ sagte er nachdenklich. „Nummer sechs ein Viertel, eine wahre Kinderhand. Ich glaube, solche Dingerchen trug nur Fräulein Asta. Sie werden das jedenfalls besser wissen. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, der jungen Dame ihr Eigentum zurückzugeben.“

Hugo streckte die Hand aus und nahm das Andenken in Empfang.

„Noch eine Frage, Herr Kapitän,“ sagte er dann zögernd. „Ist dieses Zimmer zu vermieten?“

Gemalt von Therbusch.

v. Zieten

„Nein," entgegnete Nielsen ernsthaft, „ich werde es von heute ab selbst bewohnen. Ich will mich auf die Lyrik schmeißen und Gedichte machen, dafür ist dies der rechte Platz. Wie ich höre, sind Sie Dramatiker und gehen mit einer Tragödie um; da ist es besser, daß Sie bei Ihrem Jüten bleiben, der hat so was Dramatisches an sich."

Hugo kehrte langsam in seine Wohnung zurück.

Das Wetter war unruhig, und die Sonne stand hinter Wolken; es hatte fast den Anschein, als ob schon jetzt, mitten im Sommer, der Herbst kommen wollte.

In dem wüsten Garten des einsamen Hauses stand Ebe Hahn und wühlte zwischen seinen Kohlpflanzen.

„Es ist einer drinnen, der Sie sprechen will," sagte er, als sein Mieter vorüberging; „er sieht aus wie ein Gespenst, und die Gitte hat sich vor ihm gefürchtet."

An Hugos Arbeitstisch saß Franz Becker.

Er hatte das Manuskript des „Konradin" aufgeschlagen vor sich liegen und schien darin gelesen zu haben. Sein Gesicht war blaß und nachdenklich, und als er Hugo die Hand reichte, zuckten die Finger leise.

„Es ist freundlich von dir, daß du mich in meiner Einsamkeit aufsuchst," sagte Stolle; „ich hätte nicht geglaubt, daß noch irgend jemand an mich dächte."

Der Schauspieler schwieg einen Moment.

„Ich komme auch nur, um Abschied zu nehmen," entgegnete er dann.

„Also du auch! Es ist seltsam, wie alles so plötzlich auseinanderfliegt, gerade als wenn ein Gespenst über die Insel gegangen wäre."

Becker nickte.

„Ich spüre seine Hand täglich mehr. Es ist greulich, unter all den lachenden Menschen immer einen Schatten zu sehen, — in der Einsamkeit wird das vielleicht besser. Ich will nach List hinauf und mich dort eine Weile begraben. Gehst du vielleicht mit?"

Hugo schwieg und sah zum Fenster hinaus, während der Schauspieler seine lange, schmale Hand auf das Manuskript legte.

„Es ist eigentlich nichts mehr vorhanden, was dich hier halten könnte," fuhr der Mime fort. „Dein Werk kannst du ebensogut da oben vollenden, wo keine Menschenseele dich stört. Ich habe den Anfang gelesen, es ist so etwas darin, was zu der Stimmung dieses ultima Thule passen könnte. Wir gehen jeden Tag hinaus auf die Düne, sitzen dort im Sande und reden miteinander. Weißt du, Hugo, wovon wir sprechen wollen?"

„Von nichts," sagte jener finster.

„Ich verstehe schon. Du möchtest am liebsten von etwas reden, das vorübergeflogen ist wie ein Sommernachtstraum. Warum greifen deine Hände nach solchem Gespinst? Das zerrinnt und äfft dich! Aber denke dir nur, wie schön das sein könnte. Wie die letzten Menschen der Erde sitzen wir da droben auf einem weißen Hügel und sehen zu unsern Füßen die schwarze Flut wogen; wir spähen aus, um die niemals untergehende Mitternachtssonne zu entdecken, und sehen statt dessen die sonnenlose Nacht heraufsteigen. Und dann —"

„Was dann, Franz?"

„Dann kommt die gewaltige Sehnsucht nach Liebe in unser Herz. Nicht nach einem Spinngewebe, Freund, sondern nach dem ewig gleichmäßigen Lichte, das nicht ausgeht. Und dann trennen wir uns. Du kehrst dahin zurück, wo du hergekommen bist, zu der Liebe, die du niemals hättest verlassen sollen, um einem Phantom nachzujagen — ich lege mich hin und schlafe, bis die Mitternacht zu reden beginnt."

Zum erstenmal sprach Franz Becker von Margarete. Er nannte dabei nicht ihren Namen, aber er sprach mit so beredtem Blick von ihr und von dem Unrecht, das an ihr begangen wurde, daß kein klares Wort deutlicher hätte sein können.

„Laß mir Zeit," bat Hugo. „Ich hatte mir ein Ziel gesteckt, und es ist etwas dazwischen gekommen. Ich kann noch nicht überblicken, wie weit es in mein Leben eingreift, und ob irgend etwas darin sterben muß. So schattenhaft wie diese Worte sind, ist auch meine nächste Zukunft. Das muß ich allein durchkämpfen, ohne daß jemand neben mir steht und von Recht und Unrecht redet. So allein, wie du da oben sein willst mit deinem Phantom, werde ich hier unten bleiben. Ich bitte dich, Franz, laß uns hier auseinandergehen."

Der Schauspieler stand auf und schlug das noch immer offene Manuskript zu.

„Es muß alles seinen Gang nehmen," sagte er langsam, „und wir Menschen sind thöricht, wenn wir in das Rad des Schicksals eingreifen wollen. Also auseinander. Vielleicht kommst du noch einmal herauf in meine Einsamkeit; ich habe mir sagen lassen, daß es nur eine Tagreise sei. Du wirst mich wohl lange Zeit da finden, ich habe keine Eile nach Veränderung."

Schon unter der Hausthür drehte er sich noch einmal um und deutete nach dem Garten hinüber, wo Ebe Hahn seiner Beschäftigung oblag.

„Das ist also der Mann," sagte er, „von dem du mir neulich erzähltest. Der Mann, dem es am besten dünkt, in den Dünen zu liegen und zu schlafen. Er hat wahrscheinlich ebenso seinen Beruf verfehlt wie mancher andre und ist jetzt erst zur Erkenntnis der menschlichen Bestimmung gelangt. Uebrigens ein interessantes Gesicht, ich muß das schon irgendwo gesehen haben. Leb wohl!"

VIII.

Seit diesem Tage war Hugo allein.

Er bemühte sich auch gar nicht, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, sondern vergrub sich ganz in seine Arbeit, die auf diese Weise allerdings sehr rasch gefördert wurde.

Es war sein ehrlicher Vorsatz, das beste Können einzusetzen, die letzte Vergangenheit zu vergessen und, wie Becker sich ausgedrückt hatte, zu der Liebe zurückzukehren, die er niemals hätte verlassen sollen; aber das eine wurde so schwer wie das andre.

Es war zwischen Hugo und Margarete verabredet worden, daß keiner dem andern während der Trennungszeit schreiben solle, und diese Bedingung hätte von Rechts wegen als eine Last empfunden werden müssen. Hugo fühlte indessen gerade das Gegenteil, und er redete sich dabei ein, daß nur die Freude am Schaffen die Gegenwart beherrsche und mit der Vollendung des Werkes die alten Gefühle wiederum ihr Recht beanspruchen würden.

Mit dieser Schaffensfreude war es ganz eigentümlich bestellt.

Es reihte sich fast mühelos Scene an Scene, und der tägliche Anblick einer düsteren Landschaft schien der Färbung des Stoffes zum Vorteil zu gereichen; aber wenn der Schriftsteller die anschwellenden Blätter überlas und sich die Bühnenwirksamkeit zu vergegenwärtigen suchte, dann überkam ihn mitunter die Empfindung, als ob das alles gar keine dramatische Poesie sei, sondern eine Balladenlyrik, wie sie im schottischen Hochland zwischen Nebel und Sturm gedichtet worden ist. Aber er wußte das nicht genau, denn es fehlte ihm der Maßstab für sein eignes Können, und er war gar zu gern bereit, dennoch an einen großen und dauernden Erfolg zu glauben.

Nach einigen Wochen angestrengter Arbeit war das Stück fertig.

Die ungewöhnlich rasche Vollendung konnte wohl als Bürgschaft für das Talent des Verfassers genommen werden, aber Hugo scheute sich dennoch, die Tragödie noch einmal im Zusammenhang zu überarbeiten; er hätte doch am Ende mutlos werden können, und dann war alles aus. Er packte das Manuskript ein und sandte es mit einem kurzen Begleitschreiben an die ihm persönlich bekannte Intendantur des Hoftheaters in München.

Er hätte auch selbst zurückreisen können, um sein Werk eigenhändig zu überreichen, und jedenfalls wäre das für jeden andern unter den obwaltenden Umständen der natürlichste Weg gewesen. Aber Hugo redete sich ein, daß die geistige Anstrengung der letzten Wochen eine gründliche Erholung fordere, die natürlich nirgends besser als auf Sylt gefunden werden könnte.

Er blieb.

Inzwischen hatte sich in dem Badeleben eine große Veränderung vollzogen.

Ein ungewöhnlich früher Herbst schien seinen Einzug halten zu wollen, denn mit dem Ende des August traten heftige Winde auf, die Regen und Nebel im Gefolge hatten, und von diesem Augenblick an begann der Strand zu veröden.

Jeder Zug, der von Westerland nach Munkmarsch abging, war von Reisenden überfüllt, die mit ängstlicher Hast das Festland zu erreichen strebten, und an jedem Tage schloß das eine oder andre Hotel seinen Betrieb, weil die Unkosten den Verdienst überschritten.

Die Strandhallen wurden mit Brettern verschlagen, und der Sand wehte ungehindert über die Veranden, die noch vor kurzem mit plaudernden Gästen besetzt waren; das elektrische Licht beleuchtete nicht mehr am Abend die Straßen, und Westerland, der schmucke, kokette Badeort, stand nach wenigen Tagen da wie eine treulos verlassene Geliebte.

Die Einwohner sahen es kaum, denn sie waren Jahr für Jahr an diese Erscheinung gewöhnt; sie nahmen dieselbe als etwas Natürliches hin und begannen sich für Spätherbst und Winter einzuspinnen. Aber der einzelne Fremde, der noch wie ein vergessener Posten zurückgeblieben war, spürte das Absterben der Natur und des Lebens mit um so größerer Schärfe, und es durchschauerte ihn oft bis ins Mark.

In München schien wohl noch die Sonne.

Hugo war nahe daran, seinem Entschluß treulos zu werden und die Heimreise anzutreten. Einmal mußte es ja doch sein, warum nicht jetzt? Er konnte doch nicht ewig auf dieser Insel bleiben!

Da kam ein Brief von der Theaterintendantur in München.

Man schrieb, daß das Stück gelesen und zur demnächstigen Aufführung angenommen worden sei. Das Datum der Premiere stand nicht dabei, man schien die persönliche Anwesenheit des Verfassers entweder nicht zu erwarten oder über den Tag noch nicht im klaren zu sein.

Immerhin aber war der Erfolg überraschend und konnte den Verfasser zu großen Hoffnungen berechtigen, denn die Erstlingsarbeit eines Bühnenschriftstellers pflegt erfahrungsmäßig auf ihrem Wege durch die Intendanz bis zur Bühne mit Schneckenfüßen behaftet zu sein.

Brigitte hatte das Schreiben mit dem Kaffee hereingebracht und dann nach ihrer Gewohnheit mit dem Aufräumen des Zimmers begonnen; es war der erste Brief, den Hugo empfing, und sie schielte neugierig nach dem Lesenden hinüber.

„Du möchtest wohl wissen, was darin steht," sagte Hugo gut gelaunt; „es ist eine sehr gute Nachricht."

„Dann ist sie wohl von Ihrer Braut?"

„Von meiner Braut?" wiederholte jener langsam und betroffen. „Weißt du denn, Mädchen, ob ich eine habe?"

„Ich sah Sie doch zusammen tanzen," entgegnete Brigitte mit einem feindseligen Blick, „drüben im Deutschen Kaiser, denn ich stand unter der Thür. Und auch sonst —"

„Du bist thöricht, Kind. Die Dame, von der du sprichst, hat mich längst vergessen. Sie ist ja fort —"

„Und nun werden Sie auch fortgehen," sagte das Mädchen leise.

„Ich sollte wohl eigentlich. Denke dir, Brigitte, ich habe doch ein Theaterstück geschrieben — du weißt ja —, und das soll nun in einer großen Stadt von richtigen Schauspielern aufgeführt werden. Da muß ich doch zugegen sein."

Sie setzte sich auf einen Stuhl und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Dann werden wohl sehr viele Leute kommen und sich das ansehen?"

„Gewiß, sehr viele."

„Ist es ein Stück zum Weinen oder zum Lachen?"

„Zum Weinen, Brigitte."

„So. Und wenn sie alle sehr weinen?"

„Dann bin ich mit einemmal ein berühmter Mann."

Sie wickelte das Schürzenband um den Finger und zog die Stirn vor lauter Nachdenken in Falten.

„Wenn die Leute nun aber nicht weinen mögen? Wenn sie vielleicht statt dessen lachen?"

Hugo stand auf. Es war ihm plötzlich ganz schwül geworden; er ging durch das Zimmer und blickte zum Fenster hinaus. Um den Himmel hingen dunkle Wolken.

„Wie kommst du auf die Thorheit, Brigitte?"

„Ich weiß nicht, es ist mir so wie ein Gefühl, aber ich sehe es nicht deutlich."

Hugo machte den Versuch, seine sonderbare Stimmung hinwegzuscherzen.

„Du bist ja ein halbes Zigeunerkind," sagte er lächelnd; „kannst du mir nicht wahrsagen, wie die Sache mit meinem Schauspiel ausgehen wird?"

„Ich sehe nicht deutlich," wiederholte sie ernsthaft. „Es muß eine sein, die ganz alt ist und niemals Herzklopfen hat. Ich kenne so eine."

„Wohnt sie hier auf der Insel?"

Brigitte hob die Hand und deutete gegen Norden: „Oben im Listerland — zwischen den Dünen — allein."

„Und wie ist ihr Name?"

„Die Leute nennen sie Meiken. Ich weiß nicht, wie sie sonst heißt, aber der Name ist bekannt."

„Gut, Brigitte, ich werde die alte Meiken besuchen — vielleicht schon heute."

„Und Sie gehen noch nicht fort von Sylt?"

„Nein," entgegnete Hugo finster, „vorläufig nicht. Wenn die Leute lachen wollen, dann mögen sie es allein thun, ich will das nicht hören."

Er verließ die Stube und trat vor die Thür. Er hörte, wie Brigitte drinnen ihre Arbeit fortsetzte und leise ein Lied dazu summte.

Das war noch niemals vorgekommen.

Draußen stand Ebe Hahn auf einer Leiter und flickte sein Strohdach. „Nun wird es munter," sagte er zu Hugo. „Der blanke Hans fängt an, die Zähne zu blecken. Sie können hören, wie er draußen knurrt. Die Möwen schreien auch schon über den Dünenkamm, bald kommt der Sturm."

„Heute schon?" fragte Hugo.

„Heute noch nicht. Ich meine auch keinen bestimmten Sturm, sondern die stürmische Zeit, das Wetter um den Herbst herum. Das ist mehr wie 'ne Mütze voll Wind, die mal kommt und mal geht. Sie sollen noch Ihre Freude daran haben, denn ich glaube, Sie sind für so was angelegt."

„Kann schon sein," sagte Hugo. „Sie versichern wohl Ihr Dach, daß es Ihnen nicht wegfliegt?"

„Der Sturm macht gründliche Arbeit. Haben Sie was im Kopf, das Sie los werden möchten? Halten Sie die Stirn in den Nordwest, er fegt alles rein. Aber man muß noch jung sein."

„Ich möchte heute nach List hinaufgehen," lenkte Hugo ab; „ist das an einem Tage zu erreichen?"

„Wenn Sie bald aufbrechen — ja. Aber Sie brauchen sich ja nicht zu überhasten. Immer hinein in den Sand, wenn man schlafen will; der Dünenhafer singt das Wiegenlied dazu!"

Um die Mittagszeit brach Hugo auf.

Der Besuch bei der alten Meiken war natürlich nur ein Scherz in seinen Augen; vielleicht existierte das Weib nicht einmal, sondern lebte nur in der Phantasie der abergläubischen Insulaner — thatsächlich galt die Wanderfahrt einem andern.

Es konnte zwar niemand wissen, ob der hypochondrische Schauspieler noch in List weilte, oder ob ihn die Unruhe schon an einen andern Ort gejagt hatte, aber Hugo wollte hierüber jedenfalls Gewißheit erlangen, und es trieb ihn außerdem in seiner augenblicklichen Stimmung nach irgend einer Mitteilung.

Er war während seines ganzen Aufenthalts in Westerland nach Norden nicht über Wenningstedt und nach Süden nicht über Rantum hinausgekommen; seine täglichen Spaziergänge waren im Mittelpunkt der Insel, dem eigentlichen Marsch- und Heideland, geblieben, und als er nun zum erstenmal seinen Fuß in die wilde Einsamkeit hinaussetzte, die am Nordrande des roten Kliffs beginnt, da überschauerte ihn ein seltsames Gefühl, und er ging dahin wie im Traum.

Das Heideland mit seinen aufragenden Hünengräbern und den melancholischen Wassertümpeln lag hinter dem Wanderer, und der Fuß schritt durch tiefen, leise knirschenden Sand. Rechts und links, so weit das Auge reichte, hoben sich gleichförmig die Dünen gegen den bleifarbenen Himmel; sie durchschnitten, Berg und Thal bildend, die ganze Breite der Insel, sie erstickten jeden Gedanken an Baum und Strauch, und nur das langsam wogende, lange Sandgras verlieh diesem starren Bilde einen Schein von Leben.

Es wehte nicht, sondern eine fast regungslose Atmosphäre lauerte feucht und kühl auf den Augenblick, wo die erste Herbstböe das Wolkengeschiebe zerreißen und in Fetzen über den Himmel verstreuen wird; dann stöhnt die See, und dann peitscht der Sand, dann schreit die Möwe.

Hugo blieb stehen und atmete tief auf.

War das nicht schon ihr Schrei, mit dem die Möwe sturmverkündend die Welle streift und ihr Nest sucht im Dünengras?

Nein, kein Laut, es müßten denn die Stimmen der Toten sein.

„Die Sahara," sagte der einsame Mann leise.

Wer sie durchwandert hat, den graust,
Sie liegt vor Gott in ihrer Oede
Wie eine nackte Bettlerfaust.

Die Dämmerung sank tiefer und tiefer herab.

Es war kein Weg und kein Wegweiser vorhanden, nur Dünen und Dünenthäler dehnten sich aus, eins wie das andre — eins wie das andre.

Es ward so dunkel, daß man sehen konnte, wenn ein Licht leuchtete.

Es brannten zwei Flammen — weit vorn. Das mußten wohl die beiden Leuchttürme sein, die den Scheitel der Insel krönen, aber sie werfen ihren Schein so fern, daß die dazwischen liegende Wüste unendlich erscheint für einen müden, strauchelnden Fuß.

Hugo hatte ein besonders tiefes Thal erreicht und setzte sich erschöpft in den Sand. Wenn es schlimm kam, dann mußte er hier übernachten, aber er befand sich doch wie in einem Nest, und die hohen Wälle gewährten Schutz gegen den Sturm.

Seltsam tief öffnete sich der Kessel in den Dünen, und Hugo sann darüber nach, ob hier wohl das berühmte und sagenumwebte Jakobs-Kressen-Thal sein könne. Er kannte die Topographie der Insel nicht so genau, um zu wissen, daß dieses Thal sich am südlichen Ende befindet, aber die Erzählung des Volksmundes war ihm bekannt.

Kressen ist eine schöne Hexe, und Jakob ist blind vor Liebe; sie äfft ihn, und er eilt ihr nach von Düne zu Düne, um einen Kuß von ihren schönen, lachenden Lippen zu erlangen. Sie aber fährt wie ein Irrwisch über Flugsand und Schlick, und wie er ihr nacheilt, verschlingt ihn die Tiefe. Nun sitzt sie am Kliff und lacht — die Lorelei des Nordens.

Der verirrte Mann legte seinen Kopf in das Dünengras und schloß die Augen.

„Ich höre den Ton deiner Stimme," sagte er leise. „Lache nur — lache nur! Ich folge dir doch, ich kann dich nicht vergessen. Wenn mir nur einer sagen könnte, was Liebe ist . . ."

Er richtete sich wieder auf und lauschte. Es war kein Laut an sein Ohr gedrungen, aber er hatte plötzlich das Gefühl, als ob irgend etwas oder irgend jemand in seiner Nähe sein müsse.

„Bist du es?" sagte er ganz laut in die hereinbrechende Nacht, und dann durchfröstelte ihn der Gedanke, daß er wie ein Irrsinniger rede mit einem Phantom.

Er stand auf und stieg mühsam die vor ihm liegende Düne hinan. Die Kniee versagten ihm fast den Dienst, und er mußte sich fest mit den Händen in das zähe Riedgras klammern. Er mußte dem Meere näher gekommen sein, denn das dumpfe Rauschen der Brandung schlug deutlicher an sein Ohr.

Vor ihm lag etwas Dunkles mitten im Sande.

Aus den Umrissen ließ sich erkennen, daß es eine kleine, halbvergrabene und überwehte Hütte war, vielleicht die einstmalige Wohnstätte von Menschen, vielleicht aber auch noch heute das Heim eines lebenden Wesens, denn wenn auch hinter den erblindeten Scheiben der Fenster kein Licht hervorleuchtete, so glimmte dennoch ein matter Funke in die Dunkelheit, wie der letzte Rest eines erlöschenden Herdfeuers.

Hugo trat an die niedrige Thür und pochte. Er mußte das Klopfen zwei- bis dreimal wiederholen, bis endlich drinnen ein leises Geräusch entstand: schlurfende Schritte kamen näher, und ein Riegel wurde zurückgeschoben.

In der Thüröffnung erschien die Gestalt einer uralten, zusammengekrümmten Frau, der das dünne, weiße Haar wie zerraufter Flachs in das runzelige Gesicht hing. Sie hielt eine kleine, qualmende Küchenlampe in der mageren Hand, und als sie das trübe Licht hob, um den späten Gast zu beleuchten, fiel der Strahl in zwei dunkle, tiefliegende Augen von seltsamem Glanze.

„Bin ich hier bei Mutter Meiken?" fragte Hugo, einer plötzlichen Idee Ausdruck gebend, und die Alte nickte freundlich.

„Das ist ein gutes Wort, mein Söhnchen, es ist besser als viele andre. Woher kommst du noch so spät?"

„Von Westerland, und ich wollte nach List."

„Dann hat Miß Puck dich genarrt, daß du vom Wege abgekommen bist. Komm herein, es ist bei Nacht nicht gut im Listerland."

Sie ging ihrem Gast voran und öffnete die Thür zu der kleinen Wohnstube. Dort zog sie mit einer Stricknadel den Docht der Oellampe in die Höhe und schob einen Stuhl an das glimmende Herdfeuer.

Hugo ließ sich erschöpft nieder und betrachtete neugierig seine Umgebung.

Es war ein schlichter, niedriger Raum mit ärmlicher Ausstattung. An der Wand hing eine alte Kuckucksuhr, und am Herde stand ein Spinnrad, aber nirgends fanden sich Spuren von dem, was die Leute redeten. Die Bewohnerin dieser Hütte sollte eine Wahrsagerin sein, aber wo war der Rabe und das Pentagramm?

„Ihr wohnt hier sehr einsam, Mutter Meiken," sagte Hugo nach einer Pause, während welcher die Frau am Herde rumorte und den Theekessel übers Feuer brachte.

„Ich wohne im Sand," entgegnete sie kopfnickend. „Du bist über Moor und Heide gekommen, da war es auch einsam, aber man kann doch die Erdmänner wühlen hören. Hier im Sande ist es ganz stumm. Warum sagst du nicht ‚du' zu mir, Söhnchen?"

„Das darf ich nicht, Mutter."

„Es giebt nur das eine Wort auf Sylt, und von der neuen Mode mag ich nichts wissen. Das haben die Fremden mitgebracht."

„Ich gehöre auch zu den Fremden," entgegnete Hugo lächelnd; aber Meiken schüttelte den Kopf.

„Ei, Söhnchen, das sollst du nicht sagen. Die andern kommen, um bei uns gesund zu werden, und wenn sie gesund geworden sind, dann gehen sie wieder fort. Du bist ja noch da."

„Und weswegen bin ich wohl noch hier, Mutter Meiken?" fragte Hugo.

„Du willst allein sein; das steht in deinen Augen. Hat dich vielleicht eine genarrt?"

„Es hat mich eine genarrt," entgegnete Hugo und legte den Kopf in die Hand.

Da ward es still, nur die Kuckucksuhr rief. Die Alte ging geschäftig hin und her; sie kochte Thee und stellte Brot auf den Tisch.

„Du mußt essen, Söhnchen," sagte sie, „und dann will ich dir ein Bett zurechtmachen. Nach List kommst du nicht mehr heute abend; es ist kein Weg, und du wirst liegen bleiben. Dann deckt dich der Sand zu, denn wir kriegen vielleicht Sturm über Nacht. Ei, so jung, so jung, das wäre schade."

Sie streichelte ihm die Backen und schob seinen Stuhl an den Tisch. Er mußte essen, und währenddem spann sie. Draußen begann der Wind zu rohren, und man hörte die Sandkörner am Fenster entlang rieseln.

„Wir werden hier auch zugedeckt," sagte Hugo aufhorchend.

Meiken ließ ihr Spinnrad ruhen und legte nachdenklich die Hände in den Schoß.

„Es kommt mit der Zeit, ja. Aber es geht langsam, eine Handvoll nach der andern. Hinten die Küche ist schon begraben, dann wandert der weiße Spuk weiter. Aber mich hält es schon aus, und wenn ich tot bin, dann brauchen sie mich nicht einzuscharren. Die Düne thut's schon allein, die Düne besorgt alles."

„Wie lange wohnt Ihr nun schon hier?"

„Weiß nicht. Viele, viele Jahre. Die Uhr da sagt jede Stunde, aber man zählt nicht."

„Und immer allein?"

Meiken begann abermals zu spinnen und schwieg lange.

„Mich hat auch einer genarrt," sagte sie endlich. „Als ich jung war, da wollten wir beide hier zusammen wohnen — Jens und ich. Damals stand die große Düne noch weiter westwärts, und das Haus war so frei wie die größte Stelle in Keitum. Jens ging nur noch einmal in See, und ich setzte mich indessen hin, um auf ihn zu warten. Hier auf diesem Stuhl saß ich jeden Tag an meinem Spinnrad, — es ist noch alles dasselbe wie damals. Und hier sitze ich noch."

Die alte Frau bog sich näher zu ihrem Gast herüber und sprach leiser.

„Ich weiß, wer mich genarrt hat, daß ich noch immer hier sitze wie damals. Es ist nicht mein Jens, denn der konnte wohl nicht zurückkommen — es ist der Tod."

„Kuckuck!" sagte die Uhr an der Wand.

„Wir haben keinen lebendigen Kuckuck auf Sylt," fuhr Meiken mit einem Blick auf die Wand fort. „Da zählte ich bisweilen nach der Stimme des hölzernen Vogels und fragte, wie lange ich noch warten sollte, aber endlich hörte ich auf zu zählen, denn ich wußte, daß der Tod mich um das Meinige genarrt hatte. Nun ist er es müde geworden, und nun geht er an mir vorbei. Er wirft mir nur bisweilen eine Handvoll Sand an das Fenster, damit ich ihn nicht vergessen soll; aber er kommt nicht. Vielleicht stellt sich eher noch der Jens ein."

Hugo hatte seine Hand auf den Tisch gelegt, und

Huis ten Bosch im Haag (Parkseite).

Mittelwand des Oranjesaales mit der „Friedensthür“. Darüber van Tuldens Gemälde: Prinz Friedrich Heinrichs Einzug als Statthalter.

Das Haus der Friedenskonferenz im Haag.

Frühlingsidyll. Nach dem Gemälde von C. von Bodenhausen.

die Alte streichelte, während sie sprach, mit ihren runzeligen Fingern die Rechte des jungen Mannes.

„Die Leute sagen, daß Ihr in die Zukunft sehen könnt,“ sagte Hugo, und Meiken nickte mit seltsamem Lächeln.

„Vielleicht ein bißchen — so viel wie Gott will.“

„Und Ihr habt doch keinen andern genommen,“ fuhr jener fort.

„Keinen andern,“ entgegnete das Weib und schloß die Finger um das Handgelenk ihres Gastes. „Söhnchen, Söhnchen, ich fühle, wie das hier klopft unter meinen Fingern. Du hast schwarze Haare, du bist wohl weit vom Süden heraufgekommen; da haben die Menschen heißes Blut und denken heute an den einen und morgen an den andern. Wir hier oben denken nur an einen oder an eine, aber das thun wir ein ganzes Leben.“

Sie drehte Hugos Hand um und legte den Zeigefinger auf die Linien derselben.

„Du möchtest etwas wissen, ob du daran glaubst oder nicht. Ich sage dir, ich weiß nichts von dieser Schrift, ich kann nicht darin lesen, das kann Gott allein. Aber ohne Zauberei weiß ich doch etwas.“

„So sagt es mir, Mutter.“

„Söhnchen, du hast eine Schuld, denn deine Augen gehen seitwärts von meinen Augen, du hast eine Schuld, denn deine Füße gehen seitwärts vom Wege, wo andre gehen. Du hast eine Schuld, denn dein Blut klopft, und du bist doch nicht krank. Das sagt dir Meiken, die nicht aus diesem Hause gekommen ist und doch vieles gesehen hat.“

„So sagt mir auch, Mutter, was es für eine Schuld ist.“

„Bin ich allwissend?“ fragte die Alte herb. „Ich kann mir's denken — ja. Dich hat eine genarrt, sagst du. Söhnchen, Söhnchen, ich weiß, was die Sünde der Welt ist, und womit sie gestraft wird. Hat vielleicht dich die eine genarrt, weil du die andre narrtest?“

„Kuckuck,“ sagte die Uhr.

Es war spät geworden, und Mutter Meiken rüstete ihrem Gast das Lager.

Sie trug vom Boden getrocknetes Seegras herbei und schichtete es vor dem Herde zusammen, dann zog sie sich in die anstoßende Kammer zurück, und Hugo blieb mit seinen Gedanken allein.

Er konnte lange nicht schlafen, denn seine Umgebung war zu seltsam, und der Wind erhob die Stimme immer lauter.

Auf dem Herde sank das glimmende Torffeuer allmählich in einen Haufen Asche zusammen, und es ward so dunkel, daß kaum von den Fenstern her ein matter Schimmer herüberkam, dazu murrte in der Ferne das Meer, und zwischen den einzelnen Stößen des Windes vernahm das Ohr jenes leise Rieseln des Sandes, das in uns die Vorstellung des Rast- und Ruhelosen erweckt.

Mitternacht.

Hugo hörte zwölfmal den Ruf der Uhr — Kuckuck — Kuckuck —

> Gieb acht, gieb acht;
> Was spricht die tiefe Mitternacht?
> Ich schlief — ich schlief —
> Aus tiefem Traum bin ich erwacht.

Die Asche auf dem Herde lag kalt; es war kein Funke mehr darin zu erwecken. Der Sturm schwieg, und es ward plötzlich stille.

Wenn wir zwischen Sand und Asche ruhen, wenn über uns die Mitternacht steht und das Schweigen mit seinem Odem uns anhaucht, dann erwachen wir aus dem Traum, und wir denken an den Schlaf. An den letzten und tiefsten Schlaf, in dem wir nicht mehr geplagt werden von dem Weh, und in dem wir nicht mehr gehetzt werden von der Lust.

An den Schlaf, der die Züge des Menschenangesichts glättet und die Falten der Leidenschaft löst, der kein Lächeln kennt und keine Thränen, in dessen Bereich Jubel und Schmerzensgeschrei verhaucht wie der Laut im luftleeren Raum.

Wir denken um die Mitternacht an den Tod.

Der schlaflose Mann griff an seine Brust, es war ihm, als ob ein Alp darauf laste.

Wenn wir nichts mehr auf der Welt zu erfüllen haben, dann sinnen wir gern mit einem stillen Blicke nach über das Geheimnis des Schweigens. Aber solange noch eine That zu thun und eine Schuld zu sühnen, solange noch eine Thräne zu trocknen und ein Lächeln zu locken ist, so lange wenden wir uns ab von der Nacht und wollen nichts wissen vom Schweigen.

Hugo richtete sich empor und stand endlich auf.

Es war etwas in ihm erwacht, und es zerrann etwas in ihm zu einem Schemen. Die Einsamkeit und das Grausen der Nacht weckten in ihm das Sehnen nach Licht, aber er dachte nicht mehr an den blendenden Glanz, der uns die Finsternis um so tiefer empfinden läßt, sondern an eine Mitternachtssonne, die nicht untergeht.

Er sann nach über das Geheimnis der Liebe und gab das Rätsel der Leidenschaft preis . . .

Ueber die Dünen kam ein leicht umflortes Mondlicht heraufgestiegen und streute magische Lichter zwischen den leise wogenden Sandhafer. Es war fast ganz still geworden, und es hatte den Anschein, als ob noch einmal im Scheiden der Sommer sein Gespinst über die Erde streuen wolle.

Hugo horchte an der Thür, die zum Nebengelaß führte.

Amalia von Solms und ihre vier Töchter.
Gemalt von Honthorst.
(Zu dem Artikel: „Huis ten Bosch im Haag, das Haus der Friedenskonferenz“.)

Er vernahm die tiefen, regelmäßigen Atemzüge eines schlafenden Menschen, und um seine Lippen legte sich ein schwermütiges Lächeln.

„Du bist treu gewesen,“ sagte er leise, „du hast Ruh'. Schlafe, — was willst du noch mehr!“

Er legte ein Geldstück auf den Tisch und daneben einen Zettel aus seiner Brieftasche. Bei dem Leuchten des Mondes schrieb er einen schlichten Gruß und Dank auf das Papier und verließ dann leise die Hütte. Es kostete ihn Mühe, die Thür geräuschlos zu öffnen, denn der Sand lag fast einen Fuß hoch davor aufgehäuft, und bei der Dämmerbeleuchtung konnte man sehen, daß die hintere Seite des Häuschens fast vollständig unter einer immer näher und näher rückenden Düne begraben war.

Eines Tages wird es nicht mehr vorhanden sein, und wenn der Kreislauf von hundert Jahren seine Trümmer abermals aufdeckt, dann blicken fremde Menschen gleichgültig darauf nieder, und keiner weiß, daß sie bedeutsamer sind als ein Grabdenkmal von kararischem Marmor.

(Schluß folgt.)

Huis ten Bosch im Haag, das Haus der Friedenskonferenz.

Von

F. H. W. Scheel.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 530.)

War es im vergangenen Jahre die feierliche Krönung der jugendlichen Königin der Niederlande, die die Blicke der ganzen Welt auf dieses gesegnete Land vereinigte, so richten sich auch jetzt wieder die Gedanken aller Völker auf die freundliche Residenzstadt Haag, die von dem Zaren Nikolaus II. ausersehen ward als die Stätte, von der die Verwirklichung seiner schönen und hehren Friedensidee ausgehen soll. Die Königin Wilhelmina gab sofort nach Eintreffen einer an sie gerichteten Anfrage, ob die Konferenz im Haag tagen könne, ihrem freudigen Einverständnis Ausdruck und zögerte nicht, einen Zusammenkunftsort zu bestimmen, würdig einer so glänzenden Versammlung und würdig vor allem dem hohen Ziele, das diese hier zusammenführt. Ihre Wahl fiel auf das „Huis ten Bosch“,*) eines der zierlichsten und hübschesten ihrer Schlösser, gelegen inmitten eines im Süden der Stadt sich weithin ausdehnenden, durch König Wilhelm I. zum Park umgeschaffenen Waldes, „het Bosch“ genannt, nach dem auch das Schloß seinen Namen erhielt.

Ursprünglich durch Prinz Friedrich Heinrich von Oranien bestimmt zu einem Sommersitz für seine Gemahlin, Amalia von Solms, erhielt der „Oranjesaal“ — denn von einem solchen war damals nur die Rede —, noch bevor er vollendet war, durch den frühzeitigen Tod des Prinzen (14. März 1647) eine ganz andre Bestimmung. Amalia von Solms, in tiefster Trauer um den innig geliebten Gemahl, beschloß, das noch unvollendete Gebäude zu einem Erinnerungstempel für ihn umzugestalten „ter vereeuwiging van zijn roem en van hare smart“.**) Aber nicht nur einer Verherrlichung der Person Friedrich Heinrichs selbst als Sieger und Städtebezwinger sollte der Oranjesaal dienen, es mußte vielmehr ein andrer Gedanke in den Vordergrund treten, und zwar der, daß der Prinz durch seine Siege den nach unheilvollen Kriegsläuften so sehnlichst herbeigewünschten Frieden vorbereitet und möglich gemacht hatte — den Frieden nach achtzigjährigem, blutigem Kampfe! Der siegende Held mußte vor allem als Friedensstifter dargestellt und verewigt werden, als welchen ihn, wenn er selbst den Friedensabschluß auch nicht mehr erlebte, sein Volk verehrte, und als welcher er auch heute noch im Gedenken der Niederländer fortlebt.

Nach den durch Friedrich Heinrich gutgeheißenen Plänen bestand das Schloß in der Hauptsache nur aus einem achteckig angelegten, 50 Fuß im Durchmesser haltenden Empfangssaal, dem sich zu beiden Seiten eine Anzahl kleinerer Gemächer anschloß. Amalia von Solms ließ schon kurze Zeit nach dem Tode ihres Gemahls jenen Empfangssaal mit einer Kuppel versehen, inklusive welcher der Oranjesaal nunmehr eine Höhe von 60 Fuß erhielt. Sie kümmerte sich persönlich und bis in die kleinsten Einzelheiten um den Bau und die Ausschmückung dieser ihrem verewigten Gemahl geweihten Ruhmeshalle, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihr bei der Ausführung dieser Idee das Vorbild ihrer Zeitgenossin Maria de Medici vor Augen stand, die um dreißig Jahre früher, nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrichs IV. von Frankreich, das von ihr gestiftete Luxemburg-Palais durch die Meisterhand Rubens' zu einem ähnlichen Ehrentempel umschaffen ließ. Amalia von Solms stand die geniale Hand eines Rubens oder eines van Dyck nicht mehr zur Verfügung, beide hatten bereits das Zeitliche gesegnet. Aber es waren doch Männer vorhanden, auf die sich die Kunst jener vererbt hatte, und die von Amalia nunmehr auserwählt wurden, ihre Pläne auszuführen; unter ihnen in erster Reihe Rubens' bekannte Schüler Jordaens und van Tulden, die mit ihrem großen Meister bereits an der Galerie des Luxemburg-Palais gearbeitet hatten, wie auch Pieter Zoutman von Haarlem. Außer diesen dreien berief Amalia noch andre, nicht minder hervorragende holländische Maler, wie Gerard Honthorst, Cesar von Everdingen, Salomon de Bray, Pieter de Grebber, Jan Lievens, Cornelis Brisé und den Vlamen Thomas Willeboots.

Noch heute, nach fast 250 Jahren, sehen wir die Werke dieser Meister in einer so wunderbar erhaltenen Frische der Farben vor uns, daß man vor eben erst vollendeten Gemälden zu stehen glaubt. Trotz der hie und da etwas übertriebenen Sucht, alles und jedes zu allegorisieren — eine bekannte Schwäche jener Zeit —, findet man sich doch leicht in ihnen zurecht. Friedrich Heinrichs Leben mit all dem Glück und all den Triumphen, die ihm beschieden gewesen, zieht an uns vorüber, von seiner Geburt an bis zu jener letzten Allegorie von der Hand de Grebbers, die den Statthalter über den Tod triumphierend darstellt.

Wie oben schon erwähnt, lag Amalia von Solms vor allem daran, Friedrich Heinrich als Friedensstifter zu feiern, und so begegnen wir denn in diesem Saale fast auf Schritt und Tritt Darstellungen des Friedens, zuletzt und in ent-

*) Haus zum Busch.
**) Zur Verewigung seines Ruhmes und ihres Schmerzes.

schieden schönster Ausführung bei jener kleinen Thür, durch die die Delegierten der Friedenskonferenz ihren Einzug in den Oranjesaal halten werden: „Kraft“ und „Weisheit“ öffnen dem Palm- und Oelzweig schwingenden Genius des Friedens die Thür.

So stellt sich denn der Oranjesaal als ein Tempel des Friedens in des Wortes schönster Auslegung dar. Auch wer seine Geschichte nicht kennt und ihn gänzlich unvorbereitet betritt, wird sofort seine Bedeutung erkennen und sich dem Zauber nicht entziehen können, der von den herrlichen Gemälden ausgeht.

Die junge Königin Wilhelmina*) konnte ihren Herzenswunsch, daß die Friedenskonferenz zum Heile der Völker ausschlagen möge, nicht schöner und feinfühlender symbolisieren als durch die Wahl eben dieser Friedensstätte für die ernsten Verhandlungen, denen nun Millionen voll Spannung lauschen. Die Verhandlungen wird der niederländische Minister des Aeußern, W. H. de Beaufort, eröffnen.

*) Die Photographien unsrer Abbildungen sind mit besonderer Erlaubnis der Königin Wilhelmina vom Verfasser aufgenommen und vom Photographen A. J. M. Steinmetz im Haag ausgeführt worden.

Wald.

Novelle

von

Wilhelm von Polenz.

X. (Schluß.)

Mit Oberförster Seltmann sollte Rüstädt nur allzu bald zusammenkommen.

Der Oberförster hatte eine Versammlung sämtlicher Förster der Umgegend einberufen, um zu beraten, was gegen die neuerdings wieder frecher denn je auftretende Wilddieberei geschehen solle.

Auch Rüstädt folgte der Aufforderung, aber er sah der Begegnung nicht gerade mit angenehmen Erwartungen entgegen. Auf den ersten Blick erkannte er, daß Seltmann nicht mehr unbefangen sei. Von der biederen Offenheit, mit der ihm der Oberförster ehemals begegnet, war heute keine Rede. Die Begrüßung der beiden Männer fiel steif und frostig aus.

Dem Major war es fast lieber so. Der Groll des Mannes schien ihm leichter zu ertragen als seine Freundlichkeit. Nichts hatte ihn bisher bei dem ganzen Handel so gedemütigt als die Notwendigkeit, dem Gatten gegenüber eine erlogene Zuvorkommenheit aufrecht zu erhalten.

Rüstädt entfernte sich aus der Versammlung, so früh es irgend angängig war, um dem Alten das Peinliche seiner Anwesenheit zu ersparen. Daß die andern Forstleute ihm das wahrscheinlich als Hochmut auslegen würden, nahm er mit in Kauf. War man doch so wie so nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er nicht von der Pike auf gedient hatte. Wahrscheinlich mißtraute man auch dem Aristokraten, hielt ihn wohl gar für einen Streber, der Carriere machen wollte. Nun, das konnte Rüstädt nicht ändern; mit der Zeit würden ihn die Leute schon besser kennen lernen.

Bei jener Versammlung waren energische Maßregeln beschlossen worden. Die Wilddiebe kamen von jenseits der Landesgrenze; es war ihnen daher besonders schwer beizukommen, da jede Verfolgung aufhören mußte, sobald sie sich und ihre Beute ins neutrale Gebiet gerettet hatten.

Regelmäßige Patrouillengänge entlang der Grenze waren verabredet worden. Ein Förster sollte den andern auf seinem Jagdgebiet unbeanstandet Durchgang gewähren. Ein Kennwort ward ausgegeben, Hilfs- und Alarmsignale wurden ausgemacht.

Die ganze Jägerei der Gegend befand sich in Alarmzustand. Seltmann, als der älteste und angesehenste Weidmann weit und breit, hatte die Führung in diesem Feldzuge im kleinen übernommen.

Auch Rüstädt widmete sich der Sache mit Eifer. Er wollte den andern zeigen, daß er würdig sei, das grüne Kleid zu tragen. Er erkannte hierin einen Appell an seine Unerschrockenheit. Der Offizier in ihm war erwacht.

Er machte fleißig Rundgänge in seinem Forste. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Wohl aber waren auf einem andern Revier bereits Schüsse gewechselt worden zwischen Wilderern und Förstern, ohne Ergebnis.

Der erste starke Schneefall trat Mitte November ein. Am frühen Morgen schon fand er Rüstädt auf den Beinen, der den hochwillkommenen Spurschnee ausnutzen wollte, um Fährten zu untersuchen. Fuchs, Marder, Iltis und andres Raubzeug schienen in Ueberzahl vorhanden, so daß er beschloß, Fallen aufzustellen.

Als er von seiner Streife durchs Holz auf den Hauptweg kam, der nach seinem Hause führte, fielen ihm im Schnee menschliche Fußspuren auf. Man war da vor kurzem gegangen; die Spur war noch ganz deutlich. Es war ein kleiner Fuß, wie von einem Kinde oder von einer Frau. Wahrscheinlicher war das letztere, denn an einigen Stellen hatten die Röcke geschleppt.

Rüstädt verfolgte diese Fußstapfen voll Spannung; ein beunruhigender Verdacht hatte sich seiner bemächtigt. Die Spur führte zum Waldrand an eine Stelle, von wo aus, tiefer im Gelände, das Mönchsroder Forsthaus zu erblicken war. Dort war man stehen geblieben — ein runder Fleck zeigte sich ausgetreten im Schnee —, dann war man umgekehrt und über den Berg in der Richtung nach dem Quellenhayner Forst zurückgegangen.

Also hier hatte sie gestanden und nach seinem Hause hinabgeblickt! Vielleicht war es nicht das erste Mal gewesen. Nur der frisch gefallene Schnee war zum Verräter geworden.

Rüstädt erschrak in innerster Seele. Diese kleine Fußspur im tiefen Schnee redete eine deutliche Sprache zu ihm; sie sagte ihm, daß Anna ausgehe, nach ihm zu suchen. Alle seine Annahmen waren also falsch; sie hatte ihn nicht vergessen, sie wollte nicht von ihm lassen. Und würde sie sich begnügen, hier am Waldrande zu stehen und sehnsuchtsvolle Blicke nach seinem Hause zu schicken? Wie er die Frauen kannte, nicht! Eines Tages würde sie von neuem vor ihn treten mit ihrem verhängnisvollen: „Was wird aus mir?“

*

Am nämlichen Abend, als Rüstädt in seinem Armstuhle saß, darüber nachsinnend, wie er nach dieser Entdeckung sein Verhalten einrichten wolle, hörte er plötzlich durch die Nachtstille einen Ton hallen, der ihn auffahren machte: ein Schuß, wenn auch in weiter Ferne.

Er sprang ans Fenster, öffnete es und lauschte in die Nacht hinaus. Ein zweiter Schuß fiel; diesmal hatte er genau die Richtung feststellen können.

Er überlegte: sollte er zu einem seiner Kollegen gehen und sich mit ihm vereint auf die Suche nach den nächtlichen Schützen machen? Aber er hatte es weit bis zum nächsten Forsthause. War es seiner nicht würdiger, die Sache allein auszuführen? Einen Augenblick nur schwankte er, dann hatte er auch schon seinen Drilling in der Hand, und damit hinaus.

Die Nacht war windstill und mondklar, dazu leuchtete der Schnee, so daß man hätte meinen können, es sei heller Tag.

Rüstädt schritt, ohne einen Weg anzunehmen, quer durch den Wald, bergan, in der Richtung der vernommenen Schüsse. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte mit gespannten Sinnen nach jedem Laut, sorgfältig bedacht, selbst so wenig als möglich Lärm zu machen.

Ueber eine Stunde war er schon so gegangen, ohne das geringste Verdächtige entdecken zu können.

Seine Gedanken, anfangs ganz bei der Sache, fingen an, sich anderem zuzuwenden. Eine leichte, beinahe freudige Laune kam über ihn. Es ist schwer, sich der eigenartigen Stimmung zu entziehen, die der Mondschein im Walde ausübt. Alles ist wie verzaubert. Das grelle Licht rückt die Dinge so nahe an uns heran, das Dunkel erscheint dunkler und das Geheimnisvolle geheimnisvoller. Jeder Spuk mochte in solcher Nacht glaubhaft erscheinen. Mehrmals meinte er in einem ungewöhnlichen Stein oder Strauch eine verdächtige Gestalt zu erkennen; ja, das eine Mal war er seiner Sache ganz sicher: dort stand ein Kerl mit angelegter Büchse. Schließlich war es ein harmloser Baumstumpf, der ihm das Herz hatte schneller klopfen machen.

Rüstädt malte sich aus, wie es sein würde, wenn er von Wilderern überfallen worden und auf dem Platze geblieben wäre. Er war bei seinem eignen Begräbnis anwesend, hörte die Grabrede und fühlte sich plötzlich von aufrichtiger Trauer und inniger Rührung erfaßt, als habe er soeben einen guten Freund begraben. Wie wenig Menschen gab es doch schließlich, denen sein Tod etwas bedeutet hätte, die ihn ernstlich betrauern würden! Wie allein war man doch in der Welt, wie furchtbar allein!

Und mit einem Male waren seine Gedanken bei Anna — er wußte selbst nicht, wie das kam. Sie war ihm wunderbar nahe, als schreite sie neben ihm, als halte er ihre Hand in der seinen, wie einst. O, wie er sie in diesem Augenblick liebte, aus seiner Vereinsamung heraus! Was war das Leben, wenn man nicht das Bewußtsein hatte, wenigstens einem Mensch anzugehören? Es war Unsinn, alles Unsinn, was er sich da vorgeredet hatte, daß sie ihm gleichgültig geworden sei. Wenn er sie jetzt hier gehabt hätte, wie wären alle Gründe der Vernunft verflogen, mit denen er sich hatte fest machen wollen! Er dachte an seine Entdeckung vom Morgen; in ganz andrer Beleuchtung erschien sie ihm jetzt. Also im Schnee hatte sie gestanden um seinetwillen! Er sah sie ordentlich vor sich, von einem Fuße auf den andern tretend, unschlüssig, sich nicht getrauend, zu ihm hinabzugehen. Vielleicht saß sie jetzt noch auf drüben im Quellenhayner Forsthause und dachte seiner. Er erwärmte sich an dem Gedanken.

Inzwischen war er auf den Bergkamm und damit an die Grenze seines Reviers gekommen. Hier begann die Fuchslehde, jener Streifen Oedland, auf welchem Unkas verendet gefunden worden war.

Rüstädt machte Halt, vor ihm lag eine Lichtung; gegenüber das Fichtendickicht war bereits Quellenhayner Revier. Weiter wollte er nicht gehen. Es war ja doch aussichtslos, auf ein paar ferne Schüsse hin einen ganzen großen Wald abzusuchen.

Während er noch stand, hörte er auf einmal ein Knacken, wie wenn auf einen dürren Zweig getreten worden sei. Da — noch einmal! Es kam von jenseits der Lichtung, aus den Fichten. War es Tier oder Mensch?

Rüstädt glaubte das eigne Herz schlagen zu hören; er umfaßte den Lauf seines Gewehres fester, überlegend, daß er durch den Mond, der gerade über ihm stand, gutes Büchsenlicht habe.

Die dunkle Masse der Zweige ihm gegenüber teilte sich an einer Stelle; zwei Männer traten hintereinander auf den halberleuchteten Platz heraus. Einen Augenblick machten sie Halt und schritten dann quer über die Lichtung.

Als das volle Mondlicht ihre Gestalten traf, erkannte sie Rüstädt; es war Oberförster Seltmann, begleitet von Schrupper, der den Schweißhund an der Leine führte.

Rüstädt überlegte, ob er sie ruhig vorbei lassen solle. Aber Findig hatte bereits Witterung von ihm bekommen und schlug an. Sofort sprangen beide Männer, die eben den Hochwald erreicht hatten, jeder hinter einen Baum und gingen in Anschlag. Da rief Rüstädt das Kennwort und trat aus seinem Versteck hervor. Der Oberförster antwortete mit dem Kennwort und kam vor, noch nicht ahnend, mit wem er es zu thun habe. Rüstädt lüftete grüßend den Hut, wobei ein Mondstrahl über sein Gesicht fiel. Der Oberförster machte jäh Halt.

So standen sie eine Weile und blickten einander an, Gewehr im Arm, so nahe, daß jeder das Auge des andern erkennen konnte. Keiner sagte etwas. Dann machte der Oberförster Kehrt und ging fort.

Rüstädt blieb stehen, völlig überwältigt von dem eben Durchlebten. Findig drängte sich an ihn heran und sprang, den alten Freund wieder erkennend, freudig bellend an ihm in die Höhe.

Dann kam auch Schrupper und erzählte: etwa in der elften Stunde hätten sie zwei Schüsse gehört und seien aufgebrochen, um den Wildschützen beizukommen. Mit Hilfe des Hundes hätten sie auch Anschuß und Schweiß gefunden, aber leider zu spät. Die Spuren führten nach der Landesgrenze; den Spitzbuben war es also wieder einmal geglückt, sich und die Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Oberförster pfiff dem Hunde, der sofort folgte, und auch Schrupper ging seinem Herrn nach.

Langsam schlug Rüstädt den Heimweg ein, tief in Gedanken. Er wurde das Bild nicht los: Annas Gatte ihm gegenüber, Gewehr im Arm, ihn mit dem scharfen Weidmannsauge musternd. Selbst für den Mutigsten hat es etwas tief Beunruhigendes, das Bewußtsein, einen Todfeind zu haben.

XI.

Pastor Waibel kam jetzt öfters in die Quellenhayner Oberförsterei. Wenn er Anna begegnete, ließ er

Burghof.

Westseite der Burg.

Eingang zur Burg.

Wahrzeichen der früheren Gerichtsbarkeit.

Burg Ranis in Thüringen. Originalzeichnungen von C. Martin.

Gefährliche Nebenbuhler. Nach dem Gemälde von Mór Karvaly.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

sie durch vernichtende Blicke seine moralische Entrüstung fühlen.

Was machte sie sich aus solcher Verachtung! Konnte ein Mann wie Waibel verstehen, daß sie sich ihrer Liebe nicht schämte, jetzt erst recht nicht schämen wollte?

Was der Pastor mit ihrem Gatten bespreche bei solchen Gelegenheiten, wußte Anna nicht; daß es für sie nicht günstig sei, schloß sie daraus, daß der Oberförster nach jeder Zusammenkunft mit dem geistlichen Vetter nur noch finsterer vor sich hin brütete. Anna machte sich darüber keine tieferen Sorgen, aber das, was sie eines Tages erfahren sollte, kam ihr doch überraschend und versetzte sie in die größte Erregung.

Zwischen den beiden Männern war besprochen worden, daß Hellmut die Weihnachtsferien nicht im elterlichen Hause verbringen solle, sondern unter Pastor Waibels Obhut in dessen Pfarrhause. Das erfuhr Anna nur ganz gelegentlich, als sie ihrem Manne von Vorbereitungen sprach, die man für Hellmuts Bescherung zu treffen habe.

Anna hatte sich zwar daran gewöhnt, vieles über ihren Kopf weg angeordnet zu sehen, aber das hier war ihr zu viel. Ihr Junge während der Ferien in ein fremdes Haus gegeben! Was dachte ihr Mann denn?

Weshalb das sein solle, fragte sie. „Weil ich's so bestimmt habe!“ entgegnete er ihr. Aufs höchste aufgebracht, meinte Anna dagegen, sie werde das nicht zulassen, sie verlange den Jungen.

Ihr Mann maß sie mit einem feindlichen Blicke. „Wenn du die Mutter danach wärst, ja! Aber einer Frau wie dir vertraut man nicht sein Kind an.“

Anna senkte das Haupt, schwer getroffen. „Ihr wollt mir das Kind nehmen?“ fragte sie nach einiger Zeit, Thränen in der Stimme. Der Oberförster schwieg.

„Ihr werdet den Jungen nicht zwingen!“ rief die Mutter, zum Aeußersten gebracht. „Er wird sich's nicht gefallen lassen. Er hat mich lieb; er gehört mir!“ Mehr brachte sie im Augenblicke nicht heraus vor Weinen.

„Das laß nur Waibels Sorge sein!“ erwiderte Seltmann kühl; „Waibel wird den Bengel in die Kur nehmen. Es ist die höchste Zeit, daß er gestutzt wird. Er ist allzusehr nach der Frau Mama geraten! Alles Flennen ändert nichts!“

„Und der heilige Christ für das Kind?“ klagte Anna.

„Heiligen Christ werden wir in diesem Jahre überhaupt nicht haben,“ erwiderte Seltmann in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß.

An dem Tage, der Hellmut bringen sollte, fuhr der Oberförster selbst nach Kupferberg, um den Jungen an der Bahn in Empfang zu nehmen, was bisher stets Sache der Mutter gewesen. Diesmal würde sie ihn überhaupt nicht zu sehen bekommen; er sollte sofort in das Pfarrhaus befördert werden.

Anna war wie von Sinnen. Eine solche Vergewaltigung, — nein, das durfte nicht sein! Wenn sie selbst körperlich gemißhandelt worden wäre, so hätte sie das leichter ertragen als den Gedanken, daß ihr Junge für sie büßen solle. Das arme Kind würde ja gar nicht den Zusammenhang verstehen. Und ihn zu wissen in den Händen eines Paares, dem sie gegen ihr Fleisch und Blut jede Grausamkeit zutraute! Hellmut, dieses lebendige, freiheitgewohnte Kind, in Korrektion gegeben! Verzweifeln würde er!

Nein, sie wollte das nicht ertragen! Aber was für Mittel hatte sie in der Hand, es zu verhindern? Dem Jungen schreiben? — Man würde ihm den Brief nicht geben. Selbst zu ihm gehen? — Man würde sie nicht zu ihm lassen.

Es gab nur einen Menschen, der hier helfen konnte, der eine, zu dem sie trotz allem, was geschehen, noch immer ein tief gegründetes Vertrauen hegte, der ihr helfen mußte, weil sie ihn so grenzenlos geliebt und noch liebte.

Heute, das wußte sie, würde sie den Mut finden, bis zu ihm zu dringen; heute brauchte sie nicht mehr zagend von ferne zu stehen, sich nicht getrauend, seine Schwelle zu überschreiten. Heute gab ihr ja das Unglück ein Recht, vor ihn hinzutreten und zu bitten: hilf mir!

*

Der Oberförster war noch nicht lange fort auf seinem Schlitten, als sich Anna in der Richtung nach dem Mönchsroder Forsthause auf den Weg machte. Sie kannte den Weg ja nur zu gut, den Berg hinan und hinab; in anderthalb Stunden konnte man dort sein. Tapfer schritt sie durch den hohen Schnee.

Rüstädt war nicht zu Haus. Aber die Aufwartung sagte, er esse jeden Tag pünktlich um zwei Uhr zu Mittag, eine halbe Stunde vorher komme er herein, um sich umzuziehen. Anna beschloß also, zu warten.

Klopfenden Herzens betrat sie das Zimmer, das er bewohnte; kaum, daß sie es wagte, sich auf den Stuhl zu setzen, den ihr die Aufwartung diensteifrig anbot. Sie sah sich um. Da waren die bekannten Gegenstände, die ihn umgaben: Bilder, Rauchzeug, Schreibsachen, Bücher, alles, wie er es auch in ihrem Hause um sich gehabt hatte. Dasselbe feine Aroma des Tabaks, den er zu rauchen pflegte, herrschte auch hier. Dort hing sein Gewehr, auf dem Tisch lag ein Jägerhut, ein paar Handschuhe von Wildleder darüber. — Die ganze Persönlichkeit stand mit einem Male zum Greifen deutlich vor ihr, als sie diese Zeugen seines Tageslebens wiedererkannte.

Anna bemerkte, daß die Einrichtung des Zimmers manches zu wünschen übrig ließ; an verschiedenen Stellen lag Staub. Wie gern hätte sie hier Ordnung gestiftet! Es war so schmerzlich, zu denken, daß er es nicht gut habe. Wie hätte sie ihn umgeben mögen mit aller fürsorgenden Aufmerksamkeit! Wie gern würde sie jede Mühe und Anstrengung auf sich genommen haben, wenn es ihm galt!

Rüstädt kam pünktlich zur angegebenen Zeit. Anna sah ihn vom Walde hereinkommen mit den beiden Hunden. Pfeifend schritt er an den niederen Fenstern des Zimmers vorbei. Dann hörte sie, wie er draußen die Hunde einsperrte; bald darauf trat er ein.

Anna hatte sich erhoben. Er starrte sie an wie eine Geistererscheinung.

Er fühlte es mit jäher Erkenntnis: sein Schicksal stand vor ihm. Es sollte ihm nichts erspart bleiben. Er hatte geglaubt, leichteren Kaufs davonzukommen. Aber eine liebende Frau läßt sich nicht so abschütteln.

Rüstädt war sehr bleich geworden. Schnell ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann plötzlich, seiner Pflichten als Hausherr eingedenk werdend, reichte er Anna die Hand und führte sie zu einem Stuhle.

Sie dankte ihm mit einem Blicke, von seiner Aufmerksamkeit angenehm berührt. Sie hatte es ja gewußt, daß er ihr freundlich begegnen würde. Ihr Zutrauen hatte sie nicht getäuscht.

Ermutigt durch den guten Anfang, begann sie von dem zu sprechen, was sie hergeführt: Hellmut und das Geschick, das ihm zugedacht sei. Die Zunge war ihr nun einmal gelöst, sie berichtete weiter von ihren eignen Bedrängnissen, was sie alles durchgemacht in der letzten Zeit. Davon erzählte sie mit der eifernden Geläufigkeit einer Frau, die sich in ihrem Rechte weiß.

Welchen Eindruck ihre Worte auf Rüstädt machten, konnte sie nicht erkennen. Er stand an einem der Fenster und blickte hinaus, wohl bestrebt, ihr seine Züge zu verbergen.

Rüstädt hörte jedes Wort und war ergriffen. Schwerer noch als das, was sie sagte, traf ihn das, was sie verschwieg. Was hatte sie leiden müssen durch ihn und um ihn! Und der schwerste Vorwurf, zwischen ihren Worten unausgesprochen, aber für sein Ohr doch deutlich vernehmbar: erst hast du meine Liebe genossen, und dann bist du gegangen, hast mich im Stiche gelassen in schwerer Zeit, hast mich der Gefahr ohne Schutz überlassen. Mit unerträglicher Wucht fiel ihm die Anklage aufs Gewissen: Feigheit!

Und trotz alledem dieses Vertrauen zu ihm! Keine Bitterkeit, keine Rache, keine Drohung! Nur dieser unermeßliche Glaube. Das entwaffnete ihn vollends. Er fühlte sich klein ihr gegenüber. Sie war ihm rührend und verehrungswürdig gleicherzeit. Wie klein und niedrig erschien sein Verhalten im Vergleich zu dem ihren! Wahrhaftig, dessen war auch nur eine Frau fähig, einer solchen, die bitterste Kränkung vergessenden und vergebenden Liebe.

Sie bat, daß er ihr den Jungen verschaffe; er müsse eingreifen, dürfe nicht dulden, daß das Kind der Mißhandlung ausgesetzt werde.

Rüstädt sah sofort, daß das, was sie sich in weiblicher Lebhaftigkeit als ganz leicht ausführbar vorgestellt hatte, unmöglich sei. Wie konnte er sich in Hellmuts Erziehung einmischen? Nein, hier durfte er nichts thun! Der Angelegenheit mußte er sich — das geboten Vernunft und Zartgefühl — fernhalten.

Aber ganz andre Gedanken und Absichten waren in ihm rege geworden. Möglichkeiten erblickte er vor sich, an die er wohl schon früher verstohlen gedacht, aber die er absichtlich in den Hintergrund gedrängt hatte. Klarer und klarer sah er den Weg, den er zu gehen haben würde, um aus diesem Wirrsal widerstreitender Gefühle und Pflichten herauszukommen. Und auf diesem Wege würde er auch die Mutter, die jetzt ratlos zu ihm geflüchtet war, auf diesem Wege würde er auch Anna herausführen aus allen ihren Bedrängnissen.

Eine klare, schlichte Stimmung hatte sich seiner bemächtigt, wie einem zu Mute ist, wenn man in einer sittlichen Frage einen großen Entschluß faßt.

Mit ernsten, ruhigen Worten vermochte er Anna auseinanderzusetzen, daß er ihren Wunsch jetzt nicht erfüllen könne. Anna brach in Thränen aus. Wenn er ihr nicht helfen wollte, wer denn dann?

Er redete ihr in freundlicher Weise zu und brachte sie schließlich dazu, die Sache in ruhigerer Weise anzusehen. Der Oberförster liebte sein Kind doch schließlich auch, und etwas wirklich Schlimmes würde dem Jungen sicherlich nicht geschehen.

Noch hielt er die Zeit nicht für gekommen, ihr von den Plänen zu sagen, die in seinem Innern gärten. Er nahm ihr nur das Versprechen ab, daß sie sich in Geduld fassen wolle, und beim Abschied bat er sie mit bewegten Worten um Verzeihung für allen Kummer, den er ihr bereitet.

XII.

Eine große Ruhe war über Anna gekommen, seit sie mit Rüstädt gesprochen hatte. Was er vorhabe, wußte sie nicht eigentlich, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß er alles zum Guten hinausführen werde. Wirklich getröstet legte sie den Heimweg zurück.

Der Oberförster war noch nicht heimgekehrt, wie sie richtig berechnet hatte. Er kam erst abends. Anna brachte es über sich, ihn nach Hellmut auszufragen. Seltmann war mißgestimmt und ließ nicht viel heraus. Nur daß der Knabe sich nicht in die Neuordnung der Dinge habe fügen wollen, deutete er an; das sei ihm aber schnell ausgetrieben worden.

Anna mußte sich mit diesen hingeworfenen Brocken begnügen, sie sagten ihr genug. Aufs neue fühlte sie sich in Unruhe gestürzt. Im Geiste sah sie ihren Jungen in dem fremden Hause, bei diesen kalten, ihm feindlich gesinnten Leuten. Weinend mochte er sich zu Bett geschlichen haben, mochte sich trostlos und ratlos nach der Mutter sehnen, gleich ihr keinen Schlummer findend.

Am nächsten Morgen wollte sie nochmal ernstlich mit dem Oberförster sprechen. Vielleicht würde er doch ein Einsehen haben und Hellmut kommen lassen. Die Unterredung, die sie heute mit Rüstädt gehabt, hatte ihr Selbstvertrauen gehoben. Sie traute sich zu, ihrem Manne die Stirn zu bieten.

Aber als sie bei hellem Tageslicht erwachte, fand sie, daß sie sich verschlafen habe. Der Oberförster war bereits ins Revier gegangen. Anna erwog bei sich, ob sie es nicht wagen solle, anspannen zu lassen und zu Pastor Waibel zu fahren, um Hellmut zu besuchen. Wenn sie ihn auch nicht mit sich fortnehmen durfte, so konnte sie ihm doch wenigstens einige Eßwaren zustecken. Es wurde nämlich behauptet, die Pastorin knausere mit dem Essen, und Anna glaubte solchem Gerüchte nur zu gern.

Sie saß, dieses und ähnliches bedenkend, noch am Frühstückstische, als sie auf ein scharrendes Geräusch an der Außenwand aufmerksam wurde. Nach dem Fenster blickend, erkannte sie dort auf einmal das Gesicht ihres Jungen, die Nase gegen die Scheibe gedrückt, mit feuerroten Backen, wie er großäugig ins Zimmer starrte.

Anna saß einen Augenblick starr vor Schreck, dann sprang sie ans Fenster. Hellmut, der auf einem Sägebock stand und sich auf den Fußspitzen zu dem für ihn noch immer hohen Parterrefenster emporreckte, machte der Mutter verstohlen allerhand Zeichen. Sie verstand; der Vater war nicht da, er konnte ruhig sein. Sie öffnete einen Fensterflügel und küßte den Jungen mitten ins Gesicht. Darauf war sie ihm beim Einsteigen behilflich.

Als Hellmut in dieser Weise eingedrungen war, fiel er seiner Mutter in die Arme, noch völlig außer Atem. Er hatte zwei gute Stunden Wegs hinter sich, die er zum größeren Teile im Trabe zurückgelegt.

Nachdem man sich genug gethan mit Umarmen und Küssen, ging Hellmut an den gedeckten Tisch, an dem sein Blick begehrlich haften blieb. Die Mutter fragte ihn, ob er denn schon etwas genossen habe. Er erzählte, er sei vor allen andern im Pfarrhause aufgestanden und davongelaufen.

Natürlich gab das der Mutter Anlaß, das Kind zu bedauern und von neuem an ihr Herz zu schließen. Was irgend an Leckerbissen im Hause war, schaffte sie heran und hatte die Genugthuung, den Jungen tapfer einhauen zu sehen.

So saßen die beiden einander gegenüber, als sei nichts geschehen. Hellmut erzählte von lustigen Streichen, die sie in der Klasse ausgeführt hatten, und die Mutter, in diesem Augenblicke selbst ein großes Kind, erlebte alles mit.

Als der Junge gesättigt war, drängte sich die Frage auf: was weiter? Da wurde sich Anna freilich mit einem Male wieder bewußt, was über ihr schwebe. Was sollte werden, wenn der Oberförster zurückkehrte? Wie würde er Hellmuts Flucht aufnehmen? Wie sollte man seinen Zorn beschwichtigen? Ratlos stand sie vor solchen Fragen.

Aber Hellmut hatte schon einen Plan fertig. Nicht ohne Nutzen hatte er seine Indianerbücher gelesen. Er wollte mit der Mutter fliehen, weit weg. Eßwaren sollten mitgenommen werden für einige Tage, und damit in den Wald. Diesen Gedanken trug er mit Feuer und nicht ohne Beredsamkeit vor; ihm war es völlig ernst mit seinem Vorschlage.

Die Mutter schüttelte traurig den Kopf; das ging ja nicht! Ihr wurde jetzt erst die ganze Schwierigkeit ihrer Lage klar, als das Kind seinen abenteuerlichen Plan auskramte. Was sollte sie thun? Den Jungen zu Pastor Waibel zurückschicken? Auf keinen Fall! Ihn hier versteckt halten? Wie bald mußte das an den Tag kommen! Und das Kind, das jetzt mit strahlenden Augen vor ihr saß, der strafenden Hand des Vaters überantwortet zu sehen, das brachte sie nicht übers Herz.

Ihre Gedanken gingen wieder den Weg, den sie in letzter Zeit immer gegangen waren, wenn sie um Rat und Hilfe verlegen war, zu Rüstädt. Kein andrer konnte hier helfen! Dem Ratschlag, den er ihr geben würde, wollte sie sich blindlings unterwerfen.

Hastig machte sich Anna zum Ausgang bereit und befahl Hellmut, mitzukommen. Sie sagte ihm nicht, was sie vorhabe, denn noch scheute sie sich, den Namen des Majors vor des Kindes Ohren zu nennen.

*

Rüstädt hatte eine schlaflose Nacht außerhalb des Bettes zugebracht. Das Erlebnis vom gestrigen Tage hatte ihn in der Tiefe aufgewühlt. Er verlebte eine Reihe jener seltenen Stunden, wo der Mensch unter dem Hochdrucke des Außerordentlichen, befreit von allen kleinlichen Rücksichten und Erwägungen, zu großen, freien, weit in die Zukunft vorgreifenden Entschlüssen gelangt.

Das Ergebnis war: er würde Anna heiraten.

Wahrlich, nicht leichten Herzens war Rüstädt zu diesem Entschlusse gekommen. Er wußte, daß Minne und Ehe zwei grundverschiedene Dinge sind. Er gab seine Freiheit auf. Er, der so sehr an einem ruhigen Dasein hing, er, der für die Einsamkeit so viel Gaben mitbrachte, sollte sich fortan in die zerreibenden Sorgen und Unbequemlichkeiten des Familienlebens schicken! — Und was tauschte er für seine geliebte Unabhängigkeit ein? Konnte er sicher sein, mit Anna glücklich zu werden? Würde sie nicht vielleicht in der Ehe ganz andre Seiten hervorkehren als die lichten Züge, die er jetzt an ihr sah? Würde nicht von vornherein ein Schatten liegen auf ihrem Glücke: die nicht aus der Welt zu schaffende Thatsache, daß sie zuvor einem andern angehört, und das Bewußtsein, daß sie gemeinsam diesen andern hintergangen hatten? Waren das nicht verhängnisvolle Morgengaben?

Aber wenn Rüstädt auch alles das klar vor sich sah, so stand dieser Gedankenreihe doch eine andre, ebenso geharnischte gegenüber: das Bewußtsein, wie viel er gut zu machen habe. Ob er glücklich werde, das war eine Frage von untergeordneter Bedeutung der ehernen Pflicht gegenüber. Seine Ehre war verpfändet in dieser Sache. Er konnte Anna nicht im Stiche lassen in einer Lage, der sie nicht gewachsen war, und in der sie, blieb Hilfe aus, zu Grunde gehen mußte. Keiner der Vorwürfe, die er sich seit gestern gemacht, war schwerer auf sein männliches Selbstbewußtsein gefallen als der, daß er den feigen Versuch gemacht hatte, eine Frau für sich in die Bresche springen zu lassen. Er hätte sich selbst verachten müssen, wäre er ein zweites Mal der Gefahr aus dem Wege gegangen.

Nun hatte er der Notwendigkeit mutig ins Angesicht geschaut, und da war ihm diese Antwort geworden.

Daß Anna einwilligen werde, stand für Rüstädt fest. Niemals zwar war zwischen ihnen über diese Möglichkeit gesprochen worden, aber unausgesprochen hatte es oft genug in der Luft geschwebt, zu heikel, um mit nüchternen Worten abgemacht zu werden. In der Frage der Frau: „Was wird aus mir?“ hatte es mit inbegriffen gelegen.

Wie aber würde sich der Gatte zu der Frage einer Scheidung stellen? Wußte er alles? Und wenn, mußte er dann nicht das Verlangen hegen, eine Ehe aufzulösen, die, längst zur Lüge geworden, ein Aergernis bedeutete für einen Mann von Ehre? —

Aber der Oberförster — wie ihn Rüstädt kannte — war ein verschlossener, schwer zu berechnender Charakter. Konnte man wissen, was im Laufe eines sechzigjährigen Lebens für Ansichten und Grundsätze sich bei ihm abgelagert und versteinert haben mochten! — Er dachte an manchen Zug von Eigensinn und Trotz, den er an dem Alten beobachtet. Er dachte auch an jenes nächtliche Zusammentreffen neulich auf der Fuchslehde und an den unheimlichen, haßerfüllten Blick, mit dem ihn der Oberförster da gemessen hatte.

Leichten Kaufes würde er seine Rechte an Anna jedenfalls nicht aufgeben. Sein Weib mußte ihm schließlich doch ans Herz gewachsen sein in zehnjähriger Ehe. Einmal hatte er sie doch geliebt! War nicht ein Zeugnis dafür da, das deutlich sprach?

Ja, dieses Kind! Das war ein andres schweres Bedenken. Gesetzt den Fall, der Oberförster willigte in die Scheidung, würde er nicht den Knaben für sich beanspruchen? Hatte er nicht bereits den ersten Schritt gethan, das Kind den Händen der Mutter zu entziehen? Gewiß, wenn er Hellmut behielt, so bedeutete das eine große Verantwortung und eine Last weniger für Rüstädt; aber wie würde Anna, die so an dem Jungen hing, eine solche Maßregel ertragen?

Alle diese Fragen gehörten schließlich vor den Richter, das wußte Rüstädt wohl. Er selbst war in Rechtssachen wenig bewandert. Aber er ahnte, daß es von Bedeutung sei, wie eine solche Angelegenheit von vornherein in die Wege geleitet werde, und daß durch Unkenntnis des Gesetzes hierin leicht viel versehen werden könne.

Er entschloß sich daher, an einen Jugendfreund zu schreiben, der Jurist war. Er schilderte ihm seinen Fall, ohne Namen zu nennen, als suche er Rechtsbelehrung für dritte Personen.

Rüstädt schrieb eben an diesem Briefe, als Anna, ihren Jungen an der Hand, bei ihm eintrat.

Die herzliche, lebhafte Freude, die Hellmut beim Wiedersehen mit seinem Freunde und Gönner an den Tag legte, half über die Befangenheit der Begrüßung hinweg. Rüstädt, dem Annas Besuch völlig unerwartet kam, glaubte zu bemerken, daß sie allein mit ihm zu sprechen wünsche. Er schickte also den Jungen ins Freie; einen günstigen Vorwand dazu gaben ihm die Hunde, die Hellmut noch nicht kannte. Sobald er fort war, berichtete Anna in Hast, was sich inzwischen ereignet habe.

Rüstädt erkannte sofort, daß hier ein arger Fehler begangen worden sei. War nicht dem Oberförster eine neue schwere Kränkung zugefügt dadurch, daß man eigenmächtig in seine Vaterrechte eingegriffen? Und auf ihn, Rüstädt, mußte der Verdacht fallen, als unterstütze er solches Thun. Wie erschwerte dieser unbedachte Schritt Annas das, was er vorhatte! Wieder einmal waren die Ereignisse schneller vorangeschritten, hatten einen ganz andern Weg genommen, als vorher berechnet worden.

Sollte er Anna deshalb Vorwürfe machen? Von ihrem Standpunkte aus hatte sie ganz natürlich gehandelt! Furcht und Verzweiflung hatten sie von ihrem Gatten weg zu ihm getrieben. Es konnte ihn ja nur mit Stolz erfüllen, welche Größe des Vertrauens sie ihm zeigte.

Er mußte nun endlich offen mit ihr reden.

Obgleich Anna auf die Frage, die er jetzt an sie richtete, seit seinen gestrigen Abschiedsworten nicht völlig unvorbereitet war, so kam ihr sein wirklicher Antrag doch mit erschütternder Wucht. Eine körperliche Schwäche befiel sie, sie mußte sich setzen; unter Thränen nur vermochte sie ihm endlich ihr Jawort zu geben.

Er achtete ihre Ergriffenheit. Keine knabenhafte Leidenschaftlichkeit — das fühlte er — war hier am Platze. Das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen, kam ihm zwar beim Anblicke ihres in seiner Verschämtheit doppelt lieblichen Gesichtes, aber er unterdrückte diese Wallung. Denn jetzt, wo er sie als seine Braut betrachtete, wo er den Entschluß gefaßt, diese Frau über alle Hindernisse hinweg zu der Seinen zu machen, achtete er sie höher, war sie für ihn ein Heiligtum geworden, dessen Reinheit er um keinen Preis der Welt hätte entweihen mögen.

Rüstädt hätte es Anna gern erspart, diese glückliche Stunde durch Vernunfterwägungen und Sorgen um das Nächstliegende zu stören, aber es ging nicht anders; die Ereignisse trieben gebieterisch auf eine Lösung hin.

Zunächst mußte der Junge seinem Vater wieder zugeführt werden. Und wenn auch Anna bat und Vorstellungen machte, Rüstädt fühlte zu sicher, daß er im Rechte sei, der weiblichen Logik gegenüber. Freilich wurde es ihm schwer genug, ihren rührenden Bitten gegenüber standhaft zu bleiben.

Eines versprach er zu thun: er wollte den ersten Anprall des Grimmes von seiten des Oberförsters selbst bestehen. Er wollte zu ihm gehen, ihm sagen, was sich inzwischen ereignet, ihm erklären, wie es gekommen, und so weit wie möglich ihn zu großmütigem Verzicht zu stimmen versuchen.

Der Gang war nicht leicht, aber er mußte gethan werden. Vor allem jetzt Offenheit, sagte sich Rüstädt, nachdem durch Heimlichkeit bereits so viel gesündigt worden war.

In dieser Absicht machte er sich auf den Weg nach der Quellenhayner Oberförsterei. Anna sollte einstweilen mit Hellmut in seinem Hause bleiben. Erst mußte von Mann zu Mann alles ins gleiche gebracht sein, ehe er zuließ, daß sie dem Gatten wieder unter die Augen trete.

Als er ging, standen Anna und Hellmut in der Hausthür und sahen ihm nach. Am Waldrande angekommen, an jener Stelle, wo er einst Annas Fußstapfen im Schnee entdeckt, machte er Halt und schaute sich um. Die beiden standen immer noch und winkten ihm — er winkte wieder.

Wunderbar! Die Frau und der Knabe in seinem Hause und er auf dem Wege zu dem Gatten und Vater, um sich von ihm die beiden zu erbitten!

Das Leben war doch ein rätselvolles Ding! Man faßte Entschlüsse, man bereitete Pläne vor, man erreichte Ziele, und alles das schien ohne Einfluß auf den eigentlichen Lebensgang. Die wirklich wichtigen und entscheidenden Ereignisse kamen, ohne daß man es merkte, gegen unsern Willen. Erst nach Jahren vielleicht begriff man, was man vorzeiten gethan, und warum man es gethan. Jetzt stand er am Ende einer solchen Kette von Handlungen. Ahnungslos hatte er das vorgenommen und jenes unterlassen, ohne ein Ziel, nur den Bedürfnisse des Augenblickes folgend, und nun war auf einmal etwas da: ein Resultat, von ihm nicht beabsichtigt, dem er sich doch fügen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Und so in tiefer Verwunderung über das Lebensrätsel, aber auch in Ehrfurcht vor seinem tieferen Sinne, von dem ihm eben eine schwache Ahnung aufgegangen, schritt er dahin und verschwand hinter den Bäumen.

Anna, an die sich der Knabe geschmiegt hatte, sah ihm noch lange nach.

XIII.

Pastor Waibel war, nachdem Hellmuts Entweichen bemerkt worden, dem Flüchtling, von dem er richtig annahm, daß er sich dem Elternhause zugewandt habe, nachgefahren.

Aber er kam zu spät. Hellmut hatte bereits in Begleitung seiner Mutter die Oberförsterei verlassen. Niemand wollte wissen, wohin sich die beiden gewandt hatten.

Nun dauerte es wieder einige Zeit, bis der Geistliche den Oberförster ausfindig gemacht hatte. Pastor Waibel berichtete seinem Verwandten mit einem beträchtlichen Aufwande moralischer Entrüstung die Flucht des jungen Uebelthäters und daß, wie's scheine, die eigne Mutter mit ihm unter einer Decke stecke.

Bei dem Oberförster schwoll die Zornader. Nach

seiner Art sagte er nicht viel; er wisse, was er zu thun habe. Der Geistliche konnte den Heimweg einschlagen mit der Genugthuung, den beiden, wann immer der Oberförster sie finden sollte, einen heißen Empfang bereitet zu haben.

Wo er Anna zu suchen habe, war für Seltmann sofort klar; er machte sich auf den Weg nach dem Mönchsroder Forsthause.

Er war noch nicht weit weg von der Oberförsterei, als ihm Schrupper nachgelaufen kam, seinen aufgeregten Mienen nach zu schließen mit wichtiger Nachricht. In der vergangenen Nacht hatte ein Kampf stattgefunden zwischen Forstleuten und Wilderern; einer der Wildschützen war, durch einen Schuß verwundet, den Förstern in die Hände gefallen, die andern waren entwichen. Die Nachricht davon hatte vor kurzem ein Kurier überbracht. Alles, was zur grünen Farbe hielt, war nun auf den Beinen; man wollte versuchen, ob man nicht auch der Flüchtigen habhaft werden könne.

Unter alltäglichen Umständen würde diese Nachricht den Oberförster in nicht geringe Aufregung versetzt haben, — was bedeutete sie ihm heute, im Vergleich zu dem, was ihm selbst widerfahren war! Er befahl Schrupper, sich an dem Kesseltreiben zu beteiligen, er selbst habe keine Zeit dazu. Kopfschüttelnd blickte der Waldläufer seinem Herrn nach; mit dem konnte heute auch nicht alles richtig sein.

Hastig schritt Oberförster Seltmann vorwärts, zuschneidend quer durch die Bestände, Wildwechsel und Schneisen benutzend; der gewöhnliche Weg mit seinen Krümmen wäre ihm heute viel zu lang erschienen. Die innere Erregung versetzte dem alten Manne häufig den Atem; er mußte wiederholt Halt machen. Seine Frau davongelaufen, — das Blut pochte ihm in den Schläfen, vor den Augen flimmerte es ihm.

Seltmann hatte die Ehe nie anders aufgefaßt, als daß allein der Mann Rechte habe, die Frau nur Pflichten. Das war wohl von Anbeginn so von Gott geordnet; gegrübelt hatte er darüber ebensowenig als über andre Fragen. Anna hatte er geheiratet, um den leeren Platz auszufüllen, der durch den Tod der ersten Frau entstanden war. Geliebt hatte er sie, gewiß! Es war eine Liebe, aus Gewohnheit entstanden, weil er ihr Gesicht eine Reihe von Jahren um sich gesehen hatte, und weil sie die Mutter seines Jungen war.

Pferdemarkt in Rotterdam.

Die Empörung, die der getäuschte Ehemann empfand, entsprang hauptsächlich dem Gefühle, daß er aus diesem für ihn so bequemen Zusammenleben, das außerdem sein gutes Recht war, jäh herausgerissen wurde durch ihre Untreue. Wie konnte, wie durfte ihm so etwas geschehen!

Sechzig Jahre war er geworden. In Ehren hatte er gelebt, in Treue seinem Fürsten gedient und mit Eifer seinen Beruf erfüllt. Und nun geschah ihm das! Was wußte er von solchen Sachen! Nie hatte er sich mit Frauenzimmergeschichten eingelassen. Kaum daß er hin und wieder mal gehört oder gelesen hatte, daß solche Dinge vorkämen. Ihm persönlich waren die Weiber furchtbar gleichgültig gewesen all sein Lebtag. Seine Jagd war ihm am kleinen Finger lieber als alle Liebesabenteuer. Und zum Lohne dafür, daß er sich so anständig geführt und so solid gehalten, brach nun diese Katastrophe über ihn herein!

Seine Entrüstung wäre vielleicht nicht so stark aufgeflammt, wenn nicht Pastor Waibel das Eisen geglüht hätte. Seltmann erfuhr durch ihn, daß solche Vergehungen nach göttlichem und menschlichem Recht unverzeihlich seien, und daß er als Gatte und Vater die Pflicht habe, mit unbarmherziger Strenge gegen die Missethäter vorzugehen.

Die bittersten Gefühle hegte Seltmann gegen Rüstädt. Er sah in ihm einen abgefeimten Buben, der, die Gastfreundschaft mißbrauchend, Anna mit glatten Verführungskünsten umgarnt hatte. Wie hatte es dieser Fuchs verstanden, ihn zu überlisten! Wie hatte er sich in sein Vertrauen eingeschlichen, um ihm hinter seinem Rücken das Schwerste anzuthun. Daß er den Menschen nicht zeitiger durchschaut, verdroß ihn am meisten.

Der Major mochte sich vorsehen! Wäre nicht neulich, als er ihm zur Nachtzeit oben an der Grenze begegnete, Schrupper dabei gewesen, hätte er jenem allein, Mann gegen Mann gegenübergestanden, einer von ihnen beiden hätte den Schauplatz nicht lebendig verlassen.

Der Oberförster war nicht mehr allzu weit von jener Lichtung auf dem Bergkamme, wo sich die nächtliche Begegnung abgespielt hatte. Schon senkte sich der Weg zum jenseitigen Hange, und bald befand er sich auf Mönchsroder Revier.

Otto Eerelman

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

[N]ach dem Gemälde von Otto Eerelman.

Unwillkürlich überlegte der Oberförster, was er thun würde, wenn er jenem jetzt begegnen sollte, wenn man einander von neuem gegenüberstünde, so nahe, daß einer das Weiße im Auge des andern erkennen könnte. — Er würde ihn anrufen, ihm befehlen, sich schußbereit zu machen, und dann: eins, zwei, drei! — Er glaubte kaum, daß seine Hand zittern würde.

Und während er sich noch dieses Bild ausmalte in allen Einzelheiten, fiel sein Blick von ungefähr auf einen dunkeln Gegenstand, der breit über den Weg etwa zwanzig Schritte vor ihm lag.

Ein Gegenstand? Nein, ein Mensch! Er erkannte das Haar auf dem Haupte, die Arme, die weit ausgestreckt in den Schnee griffen. Es war ein Mann. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der grüne Jägerhut neben ihm.

Oberförster Seltmann blieb stehen wie angedonnert. War das Wirklichkeit, was er sah? Ein ähnliches, zum Verwechseln ähnliches Bild hatte ihm seine Phantasie soeben vorgegaukelt. Unwillkürlich griff er an seine Büchse, die ihm über der Schulter hing. Nein, er hatte nicht geschossen, — daran war er schuldlos.

Dann schlich er sich auf den Zehen näher, mit großen, starrenden Augen. Ja, er war es. Er erkannte ihn jetzt ganz deutlich.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sich der Oberförster zu entschließen vermochte, den Körper zu berühren. Er ergriff eine der feinen, weißen Hände, hob sie und ließ sie fallen.

Jawohl, er war tot! Dann drehte er die Leiche um. Der Schuß saß vorn auf der Brust. Nur wenig Blut war zu sehen, die Wunde klein, Kugelschuß. Der Tod mußte sehr schnell eingetreten sein, das Gesicht war nicht im mindesten verzerrt; im Schnee sah man keine Spuren, die auf Todeskampf gedeutet hätten.

Beraubt war die Leiche nicht; Uhr, Ringe, Brieftasche, alles befand sich an seinem Orte. Kein Zweifel, die That war von Wilderern begangen. Nichtsahnend war Rüstädt ihrer Rache für den gefangenen Spießgesellen zum Opfer gefallen. So wenig war er auf einen Ueberfall vorbereitet gewesen, daß er nicht einmal ein Gewehr bei sich gehabt; ein einfacher Spazierstock lag neben ihm.

Der Oberförster dachte nicht an ein Aufsuchen der Spuren, um die Mörder zu verfolgen. Er wäre es gar nicht im stande gewesen. Die Augen mit der Hand bedeckend, lehnte er an einem Baumstamm.

Alles, was er eben noch gedacht und gewollt, seine Leidenschaft, sein Haß waren verstummt. Diese grellen Töne mußten schweigen in Gegenwart eines Höheren, dessen Majestät sich niemand entzieht. Der Tod hatte sein ausgleichendes Wort gesprochen.

Eine ganze Weile verharrte der alte Mann so, unbewußt den toten Feind ehrend. Dann kam ihm der Gedanke, die Leiche zu bergen. Die nächsten Menschen waren Waldarbeiter, die er auf seinem Reviere mit Holzfällen beschäftigt wußte. Sie herbeizuholen, machte er sich jetzt auf den Weg. Es ging nur langsam vorwärts, die Füße waren ihm wie Blei.

Endlich kam er bei den Männern an. Er hieß sie eine Tragbahre anfertigen und mit frischem Tannenreisig belegen. Zur Eile trieb er die Leute an, denn die Sonne stand bereits tief, die Dunkelheit mußte bald hereinbrechen.

Seltmann schritt den Trägern voran. Als man sich der Leiche näherte, sah der Oberförster, daß sie nicht mehr allein war. Zwei Gestalten erblickte er. Die eine neben dem Entseelten knieend, halb über ihn gebeugt: Anna! Und das Kind daneben: Hellmut!

Hatte ihn Rüstädts Tod erschüttert, so gab ihm dieser Anblick einen Stich ins Herz. Dort kniete seine Frau! Konnte er sie dem Toten streitig machen? — Sollte er hingehen und sie von ihm wegreißen? — Er war nicht im stande, einen Schritt vorwärts zu thun. Es war, als stünde ein unsichtbarer Engel über jener Gruppe, der seine Schwingen über sie gebreitet hielt, jedem wehrend.

Diese dort gehörten zusammen; er besaß keinen Anspruch mehr auf sie. Freiwillig hatten sie sich abgewandt von ihm, dem andern zu. Er wollte sie nicht zurückrufen.

Und so wandte er sich, ohne daß ihn Anna oder Hellmut bemerkt hätten, und schlug den Weg nach seinem vereinsamten Hause ein.

Neue Lyrik.

Friede.

Des Tages Ufer sanft verblaßt,
Wirf ab, was du getragen hast
An Lust und Leid und werde still,
Da nun der Abend kommen will.

Des Schlummers ruhevolles Meer
Schwillt heimlich rauschend um dich her,
Und ferne auf der Wogen Schaum
Wiegt lächelnd sich ein schöner Traum.

Er schaut dich an — du kennst den Blick!
Vor langen Jahren trug dein Glück
Das Antlitz, das dort lächelnd winkt.
Dein Herz wird still ... die Welt versinkt.

Du treibst dahin auf weiter Flut —
Wie ruhst du sanft, wie ruhst du gut,
Nun dich die Welle singend hebt
Und über dir der Friede schwebt.

Anna Ritter.

Der altmodische Garten.

Heute fand ich früh am Morgen
Einen Garten, weltverborgen,
Einem Paradiese gleich.
Und ich hatt' es gut getroffen,
Denn just stand das Pförtlein offen
Zu dem stillen, kleinen Reich.

Welch ein Duften, welch ein Glänzen!
Centifolien schwer umkränzen
Manch ein farbig' Blumenbeet,
Drauf die stolze Königskerze
Friedlich bei „gebrochnem Herze",
„Braut im Haar" und Goldlack steht.

Zwischen hohen Taxushecken
Sandsteingötter sich verstecken,
Die der Zahn der Zeit zernagt.
Längst ließ Amor Hand und Bogen,
Und, um ihren Kopf betrogen,
Stumm die arme Venus klagt.

Da, auf moosbewachsnen Wegen,
Kam mir alte Zeit entgegen
Jugendfrischen Angesichts.
Kam Großmütterlein gegangen,
Maienrosen auf den Wangen,
In dem Glanz des Morgenlichts.

Mit den lichten, krausen Löckchen,
In dem engen, kurzen Röckchen,
Mit den schwarzen Bänderschuh'n.
Zierlich tänzelt auf dem Kleide
Ihr der Ridikül von Seide,
Drinnen „Werthers Leiden" ruhn.

Und ob ihrem eignen Herzen
Auch erspart der Liebe Schmerzen,
Ihr das Glück blüht rosenrot,
Sitzt sie unter Geißblattranken
Gern ein Stündlein in Gedanken,
Weint um fremde Herzensnot.

Adelheid Stier.

Blumenorakel.

(In oberösterreichischer Mundart.)

Du liab's, woaß*) Bleamerl, sprich:
Sag, liabt mei Schatz nur mich?

„Er liabt mi, er liabt mi von Herz'n!"
Kloans Bleamerl, darffst net scherz'n!

„Er liabt mi mit Schmerz'n goar?"
Dös woas i bessa: 's is net woahr!

„Er liabt mi net," soll's hiazet**) heiß'n?
I wir dir glei ins Stengerl beiß'n!

Oans, zwoa! Wia d' Luft dia Blatterl tragt,
Und wia's mir drin im Herz'n schlagt!

Es is mir ordentli beklomma, —
Juchhe! „Er liabt mi," is außikomma!

Hiaz is mir a wohl zu sag'n erlaubt:
Wär's anders g'west, — i hätt's e***) net glaubt!

Charlotte Neuwirth.

*) weißes. **) jetzt. ***) ohnehin.

Burg Ranis in Thüringen.

(Siehe die Abbildungen Seite 534.)

Abseits von der Heerstraße allgemeiner Reiseziele liegt im westlichen Teile von Thüringen, anderthalb Stunden von der Stadt Pößneck entfernt, Burg Ranis, eine der schönsten Burgen in deutschen Landen und doch nur wenig bekannt. Die Bauart des Ganzen ist frühgotisch, doch muten die verwitterten und verwachsenen Thorbogen romanisch an. Das graufarbige Gestein unterscheidet sich in der Farbe kaum noch von dem Dolomitfelsen, auf dem der Bau ruht.

Wie lange die alten Mauern schon stehen, darüber berichten uns die alten Urkunden wenig, doch führen sie die Entstehung der Burg auf das Zeitalter Karls des Großen zurück. Dieser gründete einige Burgen an der Saale, zum Beispiel die Sorbenburg in Saalfeld. Sie hatten zunächst den Zweck, gegen das Vordringen der Sorben eine Feste zu sein. Zur Zeit der Ottonen war Ranis wahrscheinlich eine Pfalz deutscher Kaiser, die es oftmals von Saalfeld aus besuchten, um in den wildreichen Gründen der Umgebung der Jagd obzuliegen. Jedenfalls war Ranis unmittelbares Reichsgut. 1139 wurde es nebst Saalfeld und einem Gebiet im Orlagau von Kaiser Philipp von Schwaben dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen geschenkt, zum Danke dafür, daß er zu den Hohenstaufen übertrat. Als der Landgraf aber den Hohenstaufen die Treue brach, überzog ihn Philipp mit Krieg, und Ranis gelangte wieder in seinen Besitz. Beim Tode Philipps fiel es an Kaiser Otto IV., der 1209 Ranis mit Saalfeld an die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg für 1000 Thaler verpfändete. Kaiser Friedrich II. belehnte sie später mit der Burg, die nun über zwei Jahrhunderte im Besitze der Grafen von Schwarzburg blieb. Um 1430 kam Ranis durch Kauf an das Haus der Wettiner. Im Jahre 1445, bei der Altenburger Teilung, fiel Thüringen an Herzog Wilhelm, der seinen Sitz auf Ranis nahm. 1446 feierte Wilhelm in Jena seine Hochzeit mit Anna, der ältesten Tochter Kaiser Albrechts II., doch wurde die Ehe sehr unglücklich. Dicht bei Ranis hatten auf einem hohen Felsen die Brandensteiner ein Schloß gebaut und ihm ihren Namen gegeben. Herzog Wilhelm entbrannte in heißer Leidenschaft für die schöne Katharina von Brandenstein, verstieß seine Gemahlin, die Kaiserstochter, und heiratete nach ihrem Tode die „schöne Käthe". Burg Ranis schenkte er seinem Schwager Heinrich von Brandenstein. In Glanz und Fülle lebten nun hier die Brandensteiner, doch ihre Verschwendung zwang sie 1571, Ranis samt Brandenstein an den Ritter Melchior von Breitenbauch zu verkaufen. Mit ihm nahm das alte, ehrenreiche Adelsgeschlecht, bisher in Thüringen, im Vogtlande und in der Gegend von Meißen seßhaft, Besitz von der Burg, und bis auf den heutigen Tag ist sie dessen Eigentum geblieben.

Wer Burg Ranis aufsucht, versäume nicht, seinen Weg nach der sagenumwobenen Ilsenhöhle zu nehmen. Dieselbe soll ursprünglich eine unterirdische Verbindung mit Schloß Brandenstein gewesen sein, und wenn auch diese Angabe durch kein historisches Zeugnis bekräftigt ist, so ist es doch Thatsache, daß man in dieser Höhle ein gutes Stück vordringen kann, tief unter den Schloßkörper; bald verengt, bald erweitert sich der teilweise arg verfallene Gang, und endlich versperren zerborstene Felsstücke den Weg derartig, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wird.

Den übersichtlichsten Anblick gewährt die Burg von der Westseite, obwohl angeklebte Mauerstücke und eingebaute neuere Fenster die Einheit des Stils teilweise zerstört haben. Südlich liegt ein alter Friedhof vor den Augen des Beschauers; stolz ragt die alte Burg von hier aus in die Höhe. Der große Park mit seinen verfallenen Mauern und Ruinen, mit seinen wilden Buchen- und Nadelbäumen, den alten Terrassen und Steinsitzbänken verleiht der Burg den Schimmer poetischer Romantik.

C. M.

Hans Joachim von Zieten.

Zum zweihundertjährigen Geburtstage.

Von

Dr. A. Römer.

(Siehe die Abbildungen Seite 527 und auf „Zeit und Leben".)

Die Legendenbildung, mit der die Phantasie des Volkes das Bild ihrer Lieblinge zu umranken pflegt, zerflattert meist zwar unter dem Lichte strenger Kritik, sie ist aber doch ein sicherer Gradmesser für die allgemeine Wertschätzung und die Popularität geschichtlicher Persönlichkeiten.

Welche Fülle anekdotischer Sagen und Erinnerungen knüpfen sich an das Leben des großen, unvergleichlichen Preußenkönigs. Von den sonstigen Helden der fridericianischen Zeit aber stand dem Volke und der fast dichterisch arbeitenden Tradition keiner näher — selbst nicht die strategisch

bedeutenderen Feldherren — als der kühne, tapfere, schnell wie der Blitz dreinschlagende Zieten. Wer kennt nicht Theodor Fontanes kerniges Gedicht:

> Joachim Hans von Zieten,
> Husarengeneral,
> Dem Feind die Stirne bieten
> Thät er die hundertmal;
> Sie haben's all' erfahren,
> Wie er die Pelze wusch
> Mit seinen Leibhusaren,
> Der Zieten aus dem Busch.

Die Episode, die der Dichter in den weiteren Strophen erzählt, hat vor vielen andern den Vorzug der geschichtlichen Wahrheit: Als der alte Zieten einst bei der königlichen Tafel einnickte — wie das öfter geschah — und ein Höfling ihn wecken wollte, wehrte es der große König ab, indem er sagte: „Er hat für uns genug gewacht."

Andre poetische Legenden, wie zum Beispiel die in dem bekannten Gedichte von Friedrich von Sallet, werden jedoch von der historischen Kritik energisch angefochten, obwohl sie teilweise auch in die biographische Litteratur übergegangen sind. Namentlich die Verwandte der zweiten Gemahlin Zietens, Frau von Blumenthal, hat bei ihrer Lebensbeschreibung in der Aufnahme solcher unbeglaubigten Züge des Guten etwas viel gethan. In neuerer Zeit haben da zwei Männer gründlich aufgeräumt und an die Stelle der Sagenbildung die kritische, exakte Forschung gesetzt: Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld und ganz besonders Dr. Georg Winter in seiner zweibändigen Zieten-Biographie, die der Großneffe des altberühmten Reitergenerals, Graf Zieten-Schwerin auf Wustrau, persönlich veranlaßt hat. Trotzdem hat das Bild des wackeren Helden nichts von seinem Nimbus und seiner Bedeutung eingebüßt.

Ins Reich der Fabel gehört auch der alte Volksglaube, daß Zieten wohl das Schwert meisterlich zu führen verstand, nicht aber die Feder. Die von Winter mitgeteilten Berichte des Generals lassen darüber keinen Zweifel mehr. Daß natürlich ein General des achtzehnten Jahrhunderts bei dem Mangel gelehrter Bildung mit der Rechtschreibung auf dem Kriegsfuße stand, ist ganz selbstverständlich. Da macht in Bezug auf die deutsche Sprache auch der große König selbst keine Ausnahme. Aber man betrachte nur einmal Zietens eleganten Namenszug in unserm Faksimile; diese Unterschrift aus einem Briefe an Friedrich II. läßt beinahe die sichere Schneidigkeit des „Husarissimus" graphologisch erkennen.

Der Stammsitz der Familie Zieten seit dem Mittelalter her ist Wustrau in der Mark, am Ruppiner See gelegen. Die alte „Kaluppe", in der Hans Joachim am 14. Mai 1699 zum erstenmal in die Welt geblickt hat, ist längst von der Bildfläche verschwunden; er selbst hat später dort — mit Hilfe des Königs — ein festgefügtes, stattliches Wohnhaus errichten lassen.

Zieten war der älteste Sohn von sieben Geschwistern. Sein Vater Joachim Matthias (1657—1720) lebte mit seiner Gattin, einer geborenen von Jurgas aus Ganzer, in bescheidenen Verhältnissen. Das Wustrauer Rittergut teilte er mit zwei andern Familien, die sich als übermütige Nachbarn erwiesen; sein eigner Grundbesitz war nur etwa 4000 Thaler wert. Von Jugend auf war es der Wunsch des Sohnes, das überkommene Gut ertragsfähiger zu gestalten, und er wurde in der That nachmals ein ebenso trefflicher Landwirt wie Kriegsmann. Seine Hauptneigung aber gehörte schon frühzeitig dem Soldatenstande. Dabei war er schwächlichen Körpers und von Gestalt unansehnlich — ein mißlicher Umstand in der Zeit Friedrich Wilhelms I., des Freundes der „langen Kerle".

Seine soldatische Laufbahn stand denn auch anfangs unter dem Zeichen entschiedenen Mißerfolges. Siebzehn Jahre alt, trat er beim Regiment Schwendy als junger Freikorporal ein, und vier Jahre darauf war er Fähnrich. Aber weiter kam er nicht, und als man ihn sichtlich im Avancement überging, nahm er voll Bitterkeit seinen Abschied. Doch das Soldatenblut ließ ihm keine Ruhe. Im Lustgarten zu Berlin machte er sich dem König als Zuschauer bei einer Parade bemerkbar und erreichte, daß er bei der Verstärkung des Regiments Wuthenow zu Insterburg als Dragonerleutnant mit zurückdatiertem Patent eingestellt wurde. Als Premierleutnant aber hatte er unerquickliche Zerwürfnisse mit seinem Chef, dem Stabsrittmeister der Schwadron; bei dessen verschlagenem Charakter und dem temperamentvollen Ungestüm des ehrlichen Zieten kam es zu Konflikten, die dem jungen Offizier erst einjährige Festungshaft und schließlich gar die Strafe der Kassation eintrugen (1730).

Doch das Soldatenglück erwies sich ihm wieder hold. Während er zu Hause weilte „auf Grasung", wie die Kavalleristen sagen, errichtete der König in Potsdam eine Leibhusarencompagnie. Die Generale von Buddenbrock und von Flanß waren Zietens Fürsprecher, und so nahm ihn Friedrich Wilhelm I. noch 1730 wieder in Gnaden auf, freilich nicht ohne ernste Mahnung. Im übrigen war die kleine Statur dem Husarenleutnant kein Hindernis, sondern gerade sehr förderlich. Jetzt konnte er unter den Augen des Königs Eifer und Geschicklichkeit beweisen, und es verging nur ein halbes Jahr, da war er Rittmeister und Chef einer zweiten Husarencompagnie.

Wohl setzte es nochmal eine Arreststrafe (wegen fünf gedrückter Pferde), aber bald konnte Zieten mit seiner Truppe die erste glänzende Probe ablegen. Es war in dem Kriege, der 1733 zwischen Frankreich und Oesterreich wegen der polnischen Successionsfrage entstand. Friedrich Wilhelm I. entsandte zum Reichsheer ein Hilfscorps von 10000 Mann. Fast die einzigen Thaten dieses Krieges waren die gelungenen Aufklärungsritte der Husaren unter der schneidigen Leitung Zietens, der in dem österreichischen Husarenkommandeur Baranyai einen ausgezeichneten Lehrmeister gewann. Nach der Rückkehr ernannte ihn der König am 29. Januar 1736 zum Major „in Consideration seiner guten Qualitäten, seiner erworbenen Kriegs-Experienz und in vorjähriger Campagne am Ober-Rhein rühmlichst bezeigten Vigilanz und Tapferkeit".

Im Jahre 1737 vermählte Zieten sich mit Leopoldine Judith von Jurgas, die ihm ein trauliches Heim schuf. Aber nicht lange durfte er sich zu Hause des ruhigen Glückes freuen, denn bald ergriff der geniale Friedrich die Zügel der Regierung, und nun begann in drei Kriegen das gewaltige Ringen um Schlesien.

Schon im ersten dieser Kriege errang Zieten mit seinen Husaren glänzende Ehren. Namentlich der kühne Ueberfall bei Rothschloß („le plus grand coup") war ein echtes Reiterstück, und diese erfolgreiche Attacke gelang Zieten gegen seinen österreichischen Lehrmeister Baranyai, der beinahe in seine Gefangenschaft geriet. Der König belohnte die Waffenthat durch den Orden pour le mérite. Bei Olbendorf hieb Zieten dann die arg bedrängten Ulanen heraus; er wurde nun Oberst und Chef des Regiments, das seinen Namen führen sollte.

Im Frieden galt es, die Lehren des Krieges zu beherzigen und die Schlagfertigkeit der Reiterei noch zu verstärken. Aber auch durch eine schriftliche theoretische Disposition gewann Zieten die Anerkennung des Königs. Als dann der Kriegssturm wieder durchs Land brauste, errang Zieten im zweiten schlesischen Kriege Erfolg auf Erfolg; der König ernannte ihn zum Generalmajor „in Consideration der treuen und distinguirten Dienste". Es ist nicht möglich, hier alle Gefechte zu berühren, aber das Wesentlichste sei doch kurz hervorgehoben. Eine seiner berühmtesten Thaten war in jenem Feldzuge der Ritt nach Jägerndorf. Der Held hat hier das fast Unmögliche mit einer staunenswerten Kühnheit möglich gemacht. Es galt, dem Markgrafen Karl, dessen Corps von dem des Königs völlig abgeschnitten war, Friedrichs Befehl zu überbringen. Zieten gelang hier das wunderbare Wagnis, mit kaum 600 Mann durch die etwa 14000 zählenden leichten Truppen der Oesterreicher hindurchzureiten und sich durchzuschlagen. Ein Ritt von zwölf Meilen!

Bei Hohenfriedberg hatte Zieten erst gegen Ende des Kampfes einzugreifen, hingegen fiel ihm bei Eröffnung des Gefechtes von Katholisch-Hennersdorf die Hauptrolle zu. Von den eroberten Trophäen erhielten Zieten und Rüsch silberne Pauken für ihre Regimenter. Der Husarengeneral war im Gefechte verwundet worden und mußte in Görlitz sich zu unfreiwilliger Muße bequemen. Es war die Zeit, in der er, etwas empfindlich, es nicht verwinden konnte, daß Winterfeldt ihm vorgezogen und zum Oberbefehlshaber der Avantgarde ernannt worden war. Der König wies bei aller Anerkennung seiner Verdienste solche Klagen mit Entschiedenheit zurück.

In der folgenden Friedenszeit zog sich Zieten sogar das offene Mißfallen seines Herrschers zu, als es ihm nicht hinreichend gelingen wollte, Ordnung und Mannszucht in seinem Regiment aufrecht zu erhalten und die Desertion zu verhindern. Seine Gewandtheit als Reiter konnte er 1750 bei einem glänzenden „Karussellreiten" erproben, das der König zu Ehren seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Bayreuth, im Lustgarten und an der Stechbahn zu Berlin veranstaltete. Das prächtige Schauspiel dieser Quadrillen entzückte Voltaire über alle Maßen; Zieten errang mit drei Prinzen einen der ausgesetzten Preise, zwei kostbare Brillanten. Was aber die Unzufriedenheit des Königs über die Zuchtlosigkeit im Regiment anlangte, so führte sie allmählich zu einer gewissen Spannung. Nicht ganz aufgeklärt ist es, ob hiermit die Episode Nagysandor in Zusammenhang steht, die Einstellung jenes ungarischen Renommisten, der sich zum Husarenreformator berufen glaubte, aber durch Winterfeldt sehr drastisch abgeführt wurde.

Dann traf Zieten 1756 noch der Schmerz, seine treue Lebensgefährtin zu verlieren. Doch allmählich wich auch für ihn das Gewölk. Der König soll einmal gesagt haben: „In der Garnison taugt Zieten den Teufel nicht, und seinetwillen kann ich keinen Krieg anfangen." Nun aber stand ein neuer, furchtbarer Krieg bevor, und Friedrich söhnte sich mit dem etwas verbitterten Helden aus, indem er ihn persönlich aufsuchte. („Hör Er auf zu muckschen.") Da strahlte auch wieder das „alte Husarengesicht", und das Generalleutnantspatent that noch ein übriges.

Preußen stand jetzt gegen eine Welt von Feinden, die es von allen Seiten bedrohten. Aber gerade im Siebenjährigen Kriege feierte das Feldherrngenie des Königs seine höchsten Triumphe, und seine Größe zeigte sich besonders im tiefsten Unglück, wenn er das Vollgewicht seiner ganzen Persönlichkeit, seine wunderbare Spannkraft und geistige Energie von neuem gewaltig einsetzte. So blieben selbst Niederlagen wie Kolin, Hochkirch, Kunersdorf, die andre vernichtet hätten, bei Friedrich auf die Dauer wirkungslos.

Zietens Tapferkeit und seine unermüdlich rege Wachsamkeit zeigten sich in ihrem schönsten Glanze, und immer — bis auf die unbedeutende Schlappe von Domstädtl (1758) — heftete Zieten Sieg und Ruhm an seine Fahnen. Schon für das sichere Geleit des Heeres nach Prag (Mai 1757) hatte ihn der König mit seinem höchsten Orden, dem Schwarzen Adler, geschmückt. In der Schlacht bei Prag, die dem Grafen Schwerin das Leben kostete, verwandelte Zietens energisches Eingreifen die anfängliche Niederlage des linken Flügels der Armee in einen glänzenden Sieg, und am Unglückstage von Kolin, sowie bei Breslau hatte er allein das Feld gegen Nadasdy unentwegt und ruhmvoll behauptet. Dann kam der Sieg bei Leuthen, wo die bespöttelte „Potsdamer Wachtparade", beseelt von der hinreißenden Kraft des fridericianischen Geistes, eine dreifache Uebermacht aus dem Felde schlug — 30000 gegen 90000! Und wenn Friedrichs Niederlagen von Hochkirch und selbst von Kunersdorf ohne größere Bedeutung blieben, so dankte er das nicht zum wenigsten Zietens ausdauernder Arbeit und Umsicht. „Ich wünschte," so schrieb ihm der König, „daß ich unter meinen jetzigen Umständen im stande wäre, meine Erkenntlichkeit gegen Euch wegen Eurer unermüdeten und rechtschaffenen Dienste auf eine beträchtlichere Art an den Tag legen zu können. Ihr könnet indessen persuadiret sein, daß ich solche nie vergessen werde."

Zur glorreichen Schlacht von Liegnitz (15. August 1760), durch die Friedrich „ein Loch in den Sack seiner Feinde" riß, trug Zieten durch die Behauptung der Pfaffendorfer Höhen hervorragend bei; der König umarmte ihn

d. 22ten August 1758.
Wir stehen nun mehro vor Ew: Königl: Majestet [illegible] [illegible] [illegible] Amen.
v. Zieten

Postskriptum Zietens
zu seinem Berichte an Friedrich den Großen
vom 22. August 1758.

auf dem Schlachtfelde unter Freudenthränen und erhob ihn zum General der Kavallerie. Und ganz abgesehen von den zahllosen, frisch und keck erfaßten Gewinnen des sogenannten kleinen Krieges bleibt vor allem noch die glänzende Ruhmesthat von Torgau zu erwähnen. Hier entschied Zieten erst durch die Erstürmung der Süptitzer Höhen den bis dahin ungünstigen Stand der Schlacht zum herrlichen Siege.

Der „Marquis de Brandebourg" war durch das siebenjährige Ringen gegen eine fünffache Koalition zum größten Helden Europas geworden; der Friede von Hubertusburg gewann dem Staate, um dessen Existenz gekämpft worden war, eine gesicherte Großmachtstellung. Auch Zieten, der treueste Mitarbeiter des Königs, hatte eine Popularität errungen, wie später nur etwa Blücher.

W. H. de Beaufort,
niederländischer Minister des Aeußern.
(Text Seite 533.)

Will man aber seine Eigenart als Heerführer charakterisieren, so giebt es kein treffenderes Wort als die Aeußerung Friedrichs des Großen zu seinem Vorleser de Catt: „Ich habe meinen wachsamen Zieten; er hat Kraft und Kühnheit; Erfolge würden nicht im stande sein, ihn übermütig zu machen, Mißgeschick ihn nicht niederdrücken; er ist zufrieden, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen kann. Vor allem aber hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: wenn er das Terrain nicht gesehen hat, ist er nicht im stande, eine einigermaßen ausreichende Disposition zu entwerfen; wenn er das Terrain aber gesehen hat, macht er ausgezeichnete Dispositionen, und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, die in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden."

Prinz Heinrich, der Sieger von Freiberg, der einzige, der nach seines Bruders Urteil niemals einen Fehler gemacht, hat im Rheinsberger Park den fridericianischen Helden Denkmalsinschriften gewidmet. Von Zieten heißt es da knapp und kurz, er habe jedesmal, wenn er kämpfte, triumphiert; „sein kriegerischer Scharfblick im Verein mit seinem Heldensinn entschied über den Ausgang des Gefechts. Noch mehr aber zeichnete ihn aus seine erprobte Rechtschaffenheit, seine Selbstlosigkeit."

Noch dreiundzwanzig Jahre nach dem großen Kriege konnte sich „Vater Zieten" seines Lebens freuen und in dem wohlerworbenen Ruhme, in der herzlichen Liebe des Königs und des Volkes sich sonnen. Zu Karlsbad, wo er im Sommer 1763 Erholung suchte, traf er mit seinem tapferen, hochbegabten Gegner Laudon zusammen; Arm in Arm sah man dort die beiden Feldherren, die sich gegenseitige Achtung abgerungen hatten.

Im Alter von fünfundsechzig Jahren schloß Zieten einen neuen Ehebund: Die Auserwählte war eine Nichte seiner ersten Frau, die sechsundzwanzigjährige Hedwig Elisabeth Albertine von Platen. Der König gab den erforderlichen Konsens und wünschte Zieten zu der Verbindung „alles Glück und Vergnügen". „Wie ich dann, wann ich wüßte, wo Ihr Eure Hochzeit fêtes celebriren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf solcher zu tanzen." Das unterblieb freilich aus äußeren Gründen, doch erfreute der König zur Vermählung (23. August 1764) die Braut mit einem prächtigen Juwelenring. Und der „junge Ehemann" überraschte die Gäste als flotter Tänzer durch seinen „freien, geschmeidigen und schönen Anstand".

Das Glück, das Zieten fand, wurde gekrönt durch die Geburt eines Stammhalters, dem der dankbare König das Patent eines Husarenkornets als Patengeschenk in die Wiege legte. Und dieses Kind blieb nicht das einzige; es folgte ein zweiter Sohn, der aber bald starb, und dann noch 1773 eine Tochter.

Seine Tage verlebte er teils auf Wustrau, das er als praktischer Landwirt nach jeder Richtung verbesserte, zum andern Teil in Berlin, wo er 1763 in der Kochstraße ein Haus für 14500 Thaler erworben hatte. Der jetzige Neubau trägt noch die Gedenktafel, die an den einstigen Besitzer erinnert.

Von seiner soldatischen Rüstigkeit bis ins Alter werden staunenswerte Züge überliefert. Noch als Sechsundsiebzigjähriger kommandierte er beim dreitägigen Berliner Manöver ganz allein die Reiterei, und im sogenannten „Kartoffelkriege" von 1778 war er trotz seiner „avancierten Jahre" vom König nur mit Mühe zurückzuhalten. Rührend sind alle die Episoden, die beweisen, wie aufmerksam und liebevoll der königliche Held und Philosoph seinen wackeren Veteranen zu ehren wußte. Bekannt ist die Scene im Parolesaal des Schlosses, wo der „alte Fritz" den fünfundachtzigjährigen Greis herzlich umarmte und auf den Lehnstuhl zwang, während er selbst vor ihm stehen blieb.

Endlich waren auch Zietens Tage gekommen: am 26. Januar 1786 ist der Alte in seinem Wohnhaus zu Berlin sanft in die Ewigkeit hinübergeschlummert:

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

In der Familiengruft zu Wustrau ist er zur Ruhe gebettet. Das Grab des Reitergenerals, der dreiundsiebzig Jahre ruhmreich dem Vaterlande gedient hat, deckt ein schlichter Sandstein mit einer Darstellung von Waffen und Insignien der Feldherrnwürde; die Inschrift ist von einem Lorbeerkranz umgeben. Die Familie hat ihm in der Dorfkirche zu Wustrau ein sinnreiches Denkmal gesetzt. In Berlin erhebt sich auf dem Zietenplatz das von Schadow ausgeführte, von Kiß erneuerte Standbild des volkstümlichen Helden. Und jetzt wird in Rathenow zum zweihundertjährigen Geburtstage das Büstendenkmal enthüllt, mit dem das Regiment der Zieten-Husaren seinen einstigen Chef ehren will. Werner Begas, der reichbegabte Sohn von Reinhold Begas, hat in diesem Werk ein ausgezeichnetes Charakterbild des kühnen Reitersmannes geschaffen.

Die Zieten-Husaren aber, die ihrem Helden eine solche Huldigung darbringen, beherzigen pietätvoll das Wort des alten Fritz: „Leute, wenn ihr jemals vergessen könnt, daß der Mann euer Chef gewesen ist, so seid ihr nicht wert, daß euch die Erde trägt."

Professor Hermann Wislicenus †.

Mit Professor Hermann Wislicenus, der am 25. April in Goslar verschied, ist einer der hervorragendsten Geschichtsmaler großen Stiles dahingegangen. Zu Eisenach am 20. September 1825 geboren, besuchte er von 1844 an die Akademie zu Dresden und wurde darauf Schüler von Bendemann und Schnorr. Im Jahre 1853 begab er sich mit einem Reisestipendium nach Italien, wo er sich in Rom besonders an Cornelius anschloß. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Weimar nieder. Er führte dort verschiedene Aufträge aus, wie den großen Karton „Götterbacchanal" zu einem Deckengemälde für ein Haus in Leipzig und die Oelbilder „Die Nacht" (für den Großherzog), „Die Phantasie" (für den Grafen von Schack in München), „Die vier Evangelisten" (für die Grabkapelle der Großherzogin Maria Paulowna in Weimar), sowie mehrere Zeichnungen, wie „Ruhmeshalle deutscher Dichter" (im Museum zu Weimar), „Die Deukalionische Flut" (ebendaselbst), „Die Prometheussage" (im Museum zu Leipzig). Für das Treppenhaus des Römischen Hauses in Leipzig malte er „Brutus' Urteilsspruch" und „Die Mutter der Gracchen". Im Jahre 1868 folgte Wislicenus einem Rufe als Professor an die Akademie zu Düsseldorf.

Professor Hermann Wislicenus.

Dort entstanden die großen Gemälde „Die vier Jahreszeiten" (in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin), „Germania auf der Wacht am Rhein", „Die Lurlei" und andre. Im Jahre 1877 erhielt Professor Wislicenus den ersten Preis im Wettbewerb um die Ausmalung des Kaisersaales in der Pfalz zu Goslar mit Gemälden aus der deutschen Kaisergeschichte und Sage, deren Ausführung ihn bis kurz vor seinem Tode beschäftigte. Diese poesievollen, figurenreichen und farbenprächtigen Gemälde bildeten seine eigentliche Lebensarbeit und sichern ihm ein bleibendes Gedächtnis. Wer das schöne Waldgebirge im Herzen Deutschlands durchstreift, versäumt gewiß nicht, die an historischen Erinnerungen und romantischen Eindrücken reiche Kaiserstadt am Rande des Nordharzes aufzusuchen, zu deren berühmtesten Sehenswürdigkeiten die im Geiste der alten Zeit neu ausgebaute Pfalz gehört, in der mit Vorliebe die sächsischen und salischen Kaiser weilten. Von den Wänden des großen Kaisersaales grüßen die Gemälde von Hermann Wislicenus hernieder, die wirkungsvoll die vergangenen Jahrhunderte und ihre Helden heraufführen.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 23.

Die nachfolgende Partie entstammt einem am 10. und 11. März 1899 zwischen je zehn Spielern des British Cheß Club in London und des Manhattan Cheß Club in New York ausgefochtenen Kabelmatch, der mit 3 gegen 1 gewonnenen bei 6 unentschiedenen Partien zu Gunsten Amerikas ausfiel. Die von englischer Seite gewonnene Partie wurde von dem Veteran Blackburne geführt; sein Gegner war der jugendliche Meister Pillsbury.

Spanische Partie.

Weiß: J. W. Showalter in New York.
Schwarz: H. E. Atkins in London.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	23. Dh4—g3	h7—h6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	24. h2—h4 [9]	c7—c5 [10]
3. Lf1—b5	a7—a6	25. h4×g5	f6×g5
4. Lb5—a4	d7—d6	26. d4×c5	d6×c5
5. c2—c3	g7—g6 [1]	27. Dg3—f2	Td8—c8 [11]
6. d2—d4	Lc8—d7	28. Te1—d1	Tf8—f6
7. 0—0	Lf8—g7	29. Td1—d5	Tf6—c6
8. d4×e5	Sc6×e5 } [2]	30. Lc2—b1	Le8—f7
9. Sf3×e5	Lg7×e5 }	31. Td5—d2	Lg7—e5
10. f2—f4	Le5—g7	32. Tf1—d1	Le5—b8 [12]
11. Lc1—e3	Sg8—e7	33. g2—g3	Lb8—e5
12. Sb1—d2	b7—b5 [3]	34. Kg1—g2	De7—f6
13. La4—c2	Se7—c6 [4]	35. Td2—d7	Le5—b8 [13]
14. Sd2—f3	Dd8—e7	36. Df2—d2	Df6—e5
15. Dd1—d2	Ta8—d8	37. Td7—d8†	Kg8—g7
16. Ta1—e1	Ld7—e6 [5]	38. Le3—f2	Tc8×d8
17. b2—b3	f7—f6	39. Dd2×d8	Lb8—d6 [14]
18. f4—f5	Le6—f7	40. Dd8—d7	Tc6—b6
19. Dd2—f2	0—0 [6]	41. b3—b4!	Ld6—f8
20. Df2—h4	Lf7—e8 [7]	42. b4×c5	Lf8×c5
21. Sf3—d4	Sc6×d4 [8]	43. Td1—d5	De5—b2
22. c3×d4	g6—g5	44. Td5×c5	Db2×b1
		45. Lf2—d4† [15]	Aufgegeben.

1) Diese Verteidigung ist hier ganz wohl anwendbar.
2) Den Vorzug verdiente d6×e5.
3) Eine bessere Entwicklung gewährte 0—0 nebst eventuell Dd8—e8.
4) Nachdem einmal b7—b5 geschehen ist, sollte unsers Erachtens nun auch c7—c5 (14. Sd2—f3 Dd8—c7) folgen.
5) Die Rochade war hier entschieden besser.
6) Sc6—e5 ist wegen 20. Sf3×e5 d6×e5 21. Te1—d1 Td8×d1 22. Tf1×d1 Lg7—f8 23. b3—b4 oder 20. .... De7×e5 (f6×e5? 21. f5—f6!) 21. Le3—d4 De5—e7 22. f5×g6 nicht gut angängig.
7) Jetzt aber sollte Sc6—e5 geschehen.
8) Statt dessen kam Le8—d7 in Betracht. Weiß kommt nun mehr und mehr in Vorteil.
9) Gut und kräftig gespielt!
10) Bei g5×h4 25. Dg3×h4 Kg8—h7 26. e4—e5 mit nachfolgendem e5—e6 wird der Angriff von Weiß bald unwiderstehlich.
11) Bei Lg7—d4 28. Le3×d4 Td8×d4 29. e4—e5 Td4—f4 30. Df2—e3 erhalten die weißen Bauern freie Bahn.
12) Durch Turmtausch mittels Tc6—d6 würde Schwarz sich etwas Erleichterung verschaffen.
13) Auch hier kam Tc6—d6 (oder c7) in Betracht.
14) Das schwarze Spiel ist unrettbar. Auf Lb8—c7 könnte 48. Dd8—d7 De5—f6 (nicht Tc6—d6 wegen 49. Dd7×c7) 49. Td1—d5 Kg7—h8 (oder Kg7—g8 50. Lf2×c5 Lf7×d5 51. Dd7×d5† Kg8—h7 52. Lc5—d4 oder 49. .... Lc7—b6 50. e4—e5!) 50. Td5×c5 Tc6×c5 51. Lf2×c5 Df6—b2† 52. Lc5—f2 Db2×b1 53. Lf2—d4† Kh8—g8 54. Dd7—c8† oder 52. .... Lc7—e5 53. Dd7×f7 Db2×b1 54. Df7—e8† die Folge sein.
15) Weiß kündigte hier Matt in 7 Zügen an.

Aufgabe 22.

Von Valentino Marin in Barcelona.
(Im Ruy-Lopez-Turnier preisgekrönt.)

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1
a b c d e f g h

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 19:

W. 1. Te8—e3
S. 1. Sg2×e3
W. 2. Sg6—f8 und
W. 3. Sf8—e6 matt.

A.

S. 1. Kc5×d4
W. 2. Lc7—b6†
S. 2. c6—c5
W. 3. Te3—d3 matt.

B.

S. 1. S beliebig anders
W. 2. Te3—c3†
S. 2. Kc5×d4
W. 3. e2—e3 matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Senglier in Bulgrin zu 16 bis 19; Prof. K. Wagner in Wien zu 16, 17 und 18.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 33.

Aus Zeit und Leben.

Schloß Wustrau, wie es von Zieten erbaut wurde.

Hans Joachim von Zieten. Modelliert von Werner Begas.

Das frühere Zieten-Haus in der Kochstraße zu Berlin.

Die Gedenktafel am neuen Zieten-Hause zu Berlin.

Kirche in Wustrau mit dem Grabmal Zietens.

Zum zweihundertjährigen Geburtstage Hans Joachim von Zietens, 14. Mai 1899. (Text Seite 540.)

Notizblätter.

Kunstgewerbe.

— Der Großherzog Ludwig von Hessen beabsichtigt, auf der Mathildenhöhe in Darmstadt eine Künstlerkolonie zu errichten, die vorzugsweise der Pflege des Kunstgewerbes dienen soll. Bis zur Fertigstellung des Atelierhauses werden provisorische Ateliers errichtet, die bereits vom 1. Juli ab bezogen werden sollen. Außer den Ateliers erhalten die Künstler auch pekuniäre Beihilfe aus der Privatschatulle des Großherzogs, der sich die Oberleitung der Kolonie vorbehalten hat. Sie soll keine „Schule" sein, sondern eine unter dem Schutze des Großherzogs stehende, frei schaffende Gemeinde teils gereifter und bewährter Künstler, teils junger, verheißungsvoller Talente.

Sport.

— In den Tagen vom 14. bis zum 19. Juli findet in München der 16. Bundestag des Deutschen Radfahrerbundes statt. Das Ehrenpräsidium hat Erbprinz Philipp Ernst zu Hohenlohe-Schillingsfürst übernommen. Neben den ernsten Beratungen und dem sportlichen Teil gewährt die Festordnung auch dem zwanglosen Vergnügen ausgiebigen Raum. Das Festbuch mit Festzeichen kann vom 1. Juni ab gegen Einsendung von 6 Mark bezogen werden. Bestellungen an den Vorsitzenden des Festausschusses, Großhändler Albert Mayer zu München, Kapuzinerplatz 5.

Wetterkunde.

— Das meteorologische Institut in Kopenhagen hat ein Rundschreiben erlassen, in dem vorgeschlagen wird, daß sämtliche meteorologischen Institute Europas und Amerikas sich auf tägliche Wetterberichte von Island und den Faröer-Inseln abonnieren. Für den Fall, daß sich wenigstens 14 Institute melden, hat die große nordische Telegraphengesellschaft versprochen, ein Telegraphenkabel nach Island und den Faröern zu legen.

Versteigerungen.

— Die durch den Herzog Georg von Marlborough angelegte herrliche Gemmen- und Kameensammlung wird im Juni durch die Firma Christie, Mansen & Woods in London wieder zum Verkaufe gebracht. Im Jahre 1875 war sie zum letzten Male ausgeboten worden, und die angekündigte Versteigerung hatte damals das größte Interesse erweckt. Der Zudrang der aus allen Weltteilen herbeigeeilten Sachverständigen, Forscher und Sammler war so groß, daß es kaum möglich war, Zutritt zur Ausstellung zu erlangen. Zur großen Enttäuschung aller erwartungsvollen Sammler wurde die ganze Sammlung en bloc an David Bromilow von Battlesdenpark in Bedfordshire um den Preis von 700 000 Mark verkauft. Sein kürzlich erfolgter Tod bringt nun wieder eine Versteigerung mit sich, und es ist im Interesse der Kunst und der Wissenschaft nur zu wünschen, daß diese herrlichen Schätze, die kostbarsten Kunstwerke der Steinschneidekunst, ungeteilt an eine öffentliche Sammlung übergehen möchten, wo sie der Geschichtsforschung und dem Kunststudium allgemein zugänglich sind; denn sie bilden die wertvollste und vollständigste Encyklopädie glyptischer Kunst.

Litteratur.

— Mit der Erwähnung des Buches „Klaus Groth" von Adolf Bartels kommen wir zwar post festum, denn wenn diese Zeilen vor das Auge des Lesers gelangen, hat der große niederdeutsche Dichter bereits glücklich die Huldigungen überstanden, die ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage dargebracht worden, aber über den festlichen Ehrentag hinaus besitzt die Bartelsche Schrift ihren bleibenden Wert (Leipzig, Eduard Avenarius). Der Verfasser giebt ein anziehendes Lebensbild des Dichters und reiht daran eine geistvolle Würdigung seines Schaffens. Denjenigen, die mit Klaus Groth wohl vertraut sind, spricht der Autor aus der Seele, und solche, denen wegen der fremden Mundart der kernige und gemütvolle Sänger bisher unbekannt geblieben ist, dürften nun dem Reize, ihn kennen zu lernen, nicht widerstehen können. Dem vornehm ausgestatteten Buche ist das unsern Lesern wohlbekannte Bild (Nr. 29) beigegeben, das den greisen Dichter an der Gartenpforte seines idyllischen Heims zeigt.

— Wer ginge nicht gern „im Walde so vor sich hin", wer hätte nicht seine Freude an dem, was da in hundert Arten grünt und blüht! Aber die wenigsten kennen sich in diesen Arten aus, wissen Näheres über die zierlichen, mannigfaltigen Gewächse und Pflänzchen anzugeben, obwohl doch solche Kenntnis wesentlich die Freude am Naturgenuß erhöht. Solchem Mangel abzuhelfen, bietet sich das „Blumenbüchlein für Waldspaziergänger" von Dr. B. Plüß dar (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung). Unter Beigabe außerordentlich zahlreicher Abbildungen behandelt das Werk alle Blumen, die im deutschen Walde sprießen.

— Wie ein echter Dichter wächst und wird, lehrt anziehend das Buch „Der junge Eichendorff" von Hermann Anders Krüger (Oppeln, Verlag von Georg Maske). Liebevoll verfolgt der Verfasser, zum Teil nach den bisher nicht veröffentlichten Tagebüchern des Dichters, die Knaben- und Jünglingsjahre, die Eichendorff von Schloß Lubowitz in Schlesien nach den Universitätsstädten Breslau, Halle und Heidelberg führten, behandelt sodann die Entstehung und Veröffentlichung der Gedichte, die dem Sänger für alle Zeit einen Ehrenplatz in unsrer Litteratur sichern, und widmet einen eignen Abschnitt dem Roman „Ahnung und Gegenwart", der, heute wohl nur noch wenigen bekannt, doch seine besondere Stelle in der romantischen Litteratur einnimmt und in einer Hauptfigur ohne Frage viele Züge des Dichters selbst wiedergiebt. Die Stirnseite des Buches zeigt das Jugendbildnis Eichendorffs.

— In den Spuren des alten Familienromans, der heute eigentlich schon zu den überwundenen Standpunkten gehört, bewegt sich Anna Hartenstein mit ihrem zweibändigen Werke „Donate vom Freihof" (Berlin, Friedrich Schirmer). Indessen hat doch die Verfasserin ihren Figuren den Anschein der Lebenswahrheit gegeben, und da es der Erzählung auch nicht an Spannung gebricht, so dürften solche Leser, die von einem Romane nichts als zerstreuende Unterhaltung begehren, hier auf ihre Rechnung kommen.

— Als willkommenen Ratgeber werden die von der grünen Farbe das Buch „Kein Heger, kein Jäger" vom Grafen Ernst Sylva-Tarouca begrüßen (Berlin, Paul Parey). Das von einer Reihe hübscher Bildchen begleitete Werk giebt genaue Anleitung zur rationellen Hege des Wildes in allen seinen Arten.

Bilderrätsel.

Geographisches Zeichenrätsel.

Die Zeichen in nachfolgenden Kryptogrammen werden durch die entsprechenden Selbstlaute, ferner die fehlenden Anfangs- und Endbuchstaben durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt.

. # *l s* △ .	Stadt in Böhmen,
. *r* # *n* + *k* .	Fluß in Südamerika,
. □ □ .	Stadt in Ungarn,
. *l* .	Stadt in Rußland,
. *z* △ .	Hauptstadt eines französ. Arrondissements,
. □ *n g* △ .	Fluß in Asien,
. *l t* □ .	Gebirge in Asien,
. # *r* △ *r p* + + .	Stadt in England.

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Worte — von oben nach unten gelesen — ergeben ein Land, die Endbuchstaben — von unten nach oben gelesen — dessen Hauptstadt. G. H.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 31:

Des Labyrinthrätsels:

Birne — Erbin Be
Euter — Treue et
Horen — Ohren ho
Vesuv v
Enkel — Nelken en
Beethoven.

Der Kombinationsaufgabe:

Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz.

Des Worträtsels: Jowa — Jota.

Richtige Lösungen sandten ein. „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst. J. F. Maier in Magstadt. K. Fleschuez in München. „Hausmaus" in Troppau (6). Barbacan in Kopenhagen. Algernon Warner in Bombay (3). A. C. Claussen, Rittergut Melz (2). Lina Budsath in Suna, Lago Maggiore. ? in Paris (3). „Köbi" in Bern. A. und F. in Durlach. Annie White in Savannah (4). Dr. E. in Berlin. „Consuela" in Nizza (2).

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Kufeke's Kindermehl.

Bester Zusatz zur Milch verhütet u. beseitigt Erkrankung.

Zirkel-Marke. * System Walton.

Bedburger Linoleum

nach den neuesten Erfindungen der Technik in **höchster Vollkommenheit** hergestellt. — Zu beziehen durch die meisten Geschäfte der Branche.

Bedburger Lincrusta

*

Eleganteste Wand- und Deckenbekleidung für **Wohn-** und **Speisezimmer, Corridore, Treppenhäuser** u. s. w. Herrliche, von **ersten Künstlern entworfene, preisgekrönte Muster.**

In den meisten Tapetengeschäften zu haben.

Rheinische Linoleumwerke Bedburg

Bedburg bei Köln.

Anregend, kräftigend, ernährend blutbildend

Mk. **Fleischsaft PURO** 2,50

21% natürliches Eiweiss.

Eine tadellose Büste erzielt man durch den Gebrauch der „**Pilules Orientales**“ ohne Nachteil für d. Gesundh. i. 2 Monat Man verl. dies. b. Apoth. Ratié, 100 Rue Montmartre, Paris. Preis ℳ 4,40 pr. Flacon frco. unt. Zusendg. ein. Postanw.

Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Ca. 5000 Original-Artikel.
An 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen.

40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr.

(Verlag von Julius Becker in Berlin.)

Unentbehrl. Hilfsbuch sowohl **für die erwerbsthätige Frau** als auch **für die Frau im Hause.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

CHOCOLAT MENIER

Die Grösste Fabrik der Welt.

TÄGLICHER VERKAUF 50,000 Kilos.

Zu haben in allen SPEZEREI- DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt **an Private zu Fabrikpreisen**

Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich,** gegründet 1840.

Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in Arth und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris.

Muster umgehend franko.

Kaufen Sie unsere guten bekannten Qualitäten, Damit erzielen Sie die richtigste Sparsamkeit!

Mann & Schäfer

Mann & Schäfer's „Rundplüsch“-Schutzborde,

unbedingt die beste für praktische Haus- und Strassenkleider, übertrifft alle Nachahmungen und ist **nur dann echt,** wenn meterweise mit „Mann & Schäfer“ bedruckt. Fordern Sie überall diese Ursprungs-Garantie!

„Monopol“

Mann & Schäfer's „Monopol“-Schutzborde,

die vornehmste Qualität mit **reiner** Mohair-Plüschkante, ist zum Unterschiede von vielen geringern Fabrikaten meterweise mit „Monopol“ bedruckt und verdient den Vorzug vor allem Aehnlichen.

Mann & Schäfer, Barmen.

Versand der Fürstl. Mineralwasser von Ober-Salzbrunn.

Furbach & Striebol

Salzbrunner

Seit 1601 medicinisch bekannt.

Oberbrunnen

Niederlagen in allen Mineralwasser-Handlungen und Apotheken.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- und Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- und Blasenleiden, Gicht u. Diabetes.

Echt nur wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt. OBER SALZBRUNN. SCHUTZMARKE.

Wie die ganze Welt weiss, giebt es kein Rad,

das dem

Columbia

Fahrrad, mit oder ohne Kette, gleichkommt.

Fahrer von kettenlosen Columbia-Rädern brauchen sich keine ebenen Strassen auszusuchen.

MAKES HILL CLIMBING EASY

Alles, was menschlicher Scharfsinn erdacht und erfunden, um ein Rad vollkommen zu gestalten, **Alles,** was bestes Material, grösste Geschicklichkeit und Capital erzeugen kann, ist in den Columbia-Fahrrädern vertreten.

Cataloge gratis durch alle Columbia-Vertreter.

Ein COLUMBIA-FAHRRAD trägt Sie mit Leichtigkeit überall hin und bringt Sie sicher nach Hause zurück.

MARKT & Co. Ltd., Hamburg, London, Paris.

HOTEL GRÖBNER

GOSSENSASS TIROL.

Klimatischer Höhen- und Terrain-Kurort **Hôtel Gröbner** 1100 Meter über dem Meere.

Prachtvolle Waldwege, großartige Hochgebirgslandschaft. Angenehmer **Frühjahrsaufenthalt** und **Sommerfrische. Erholungs-Station. Schwimmbad,** Lawn-tennis-**Plätze** &c. — Bis 1. Juli und nach 15. September ermäßigte Preise.

Hôtel Gröbner in **Gossensass.**

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter —

in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink-** und **Bade-Quellen. Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern, Kaltwasserprozeduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Atmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur Verbesserung der **Ernährung** u. der **Konstitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** u. der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospekte gratis.

Preisgekrönt: Sächs. Thür. Ind.- u. Gew.-Ausst.

Vorzgl. Erfolge b. Gicht, Rheumatismus, Nerven- und Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.

Bahnstation **Eisen-Moorbad Schmiedeberg,** Postbez. Halle.

Saison: 1. Mai bis Ende September. Prospekte und Auskunft durch die städt. Badeverwaltung.

Dr. Brehmer's

Heilanstalt für Lungenkranke

Görbersdorf in Schlesien.

Aerztlicher Leiter:

Doctor Carl Servaes.

Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung.

Sanatorium

Bad Birkenwerder

bei Berlin, Tel. Amt Oranienburg No. 40.

Dirig. Arzt: **Dr. med. Ziegelroth**

„physikalisch-diätetische Behandlung.“

Erholungsbedürftige, Rekonvalescenten, Nervenleidende sowie chronisch Kranke aller Art finden Linderung und Heilung. Diätkuren, Abhärtungskuren, Wasserheilverfahren, Heilgymnastik, Massage, Licht-, Luft- und Sonnenbäder, Dampfbäder, elektrische Lichtbäder etc. Man verlange Prospekte.

Die Direktion.

Schering's Condurango-Wein

findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden, **Magenkatarrh (Magenkrampf)** als Linderungsmittel weitgehendste Anwendung.

China-Wein rein und mit Eisen. Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel v. Aerzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** u. besond. für **Reconvalescent.** empfohlen. Preis für beide Präparate per Fl. 1.50 u. 3 M., bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Drogenhandlungen.

Für **25 Millionen Damen-Kleider**

wurde nachweislich in der kurzen Zeit seit ihrer Einführung Velourskleiderschutzborde in der Originalwaare des Erfinders Vorwerk verkauft. Diese Thatsache beweist am besten die unerreichte, als unverwüstlich bewährte Qualität des Original-Fabrikates. Man achte darauf, dass sowohl die gewöhnliche Veloursborde für Strassenkleider, als auch die bessere Mohairwaare Primissima auf der Waare den Aufdruck „Vorwerk“ tragen muss. Jedes bessere Geschäft führt diese Qualitäten.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE ∗ KALODERMA-SEIFE

Gesetzlich geschützt unter № 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Krankenfahrstühle,

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36—250 Mark die

Dresdner Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden-N.,

Königsbrückerstraße 56.

Ausführl. illustr. Kataloge auf Verlangen gratis u. franko.

Felsenegg auf dem Zugerberg,

950 M. ü. M.

Altbewährter Luftkurort,

prachtvolle Lage, grosse Tannenwälder, ebene Spaziergänge. — Durch comfortabel eingerichteten Neubau erweitert. — Glas-Veranda, Wandelbahn etc. — Balkon-Zimmer. — Moderne Einrichtungen für Hydro- und Elektrotherapie, künstliche kohlensaure Bäder, Massage etc. unter tüchtiger, ärztlicher Leitung. **J. Bossard-Ryf.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nunmehr liegt vollständig vor:

Otto Luegers
Lexikon der gesamten Technik
und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben.

35 Abteilungen, geheftet in Umschlag, **à 5 Mark**
oder
7 Bände, gebunden in Halbfranz, **à 30 Mark.**

Das Werk kann auf Wunsch auch nach und nach, entweder in Abteilungen oder in gebundenen Bänden, in beliebigen Zwischenräumen durch jede Sortiments- oder Kolportage-Buchhandlung bezogen werden.

Wer über einen Namen, einen Begriff, einen Gegenstand aus dem vielgestaltigen Gebiete der Technik und ihrer Hilfswissenschaften, über die Art seiner Entstehung, Gewinnung, Verarbeitung, Verwendung etc. Auskunft erhalten möchte, der wird in „Luegers Lexikon der gesamten Technik“ in knapper, wissenschaftlicher, aber für den Gebildeten leicht fasslicher Form das Gewünschte finden. Es ist

ein lexikalisches Nachschlagewerk für alle technischen Berufsarten,

das die Vorzüge der Kürze, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit in sich vereinigt.

Urteile der Presse:

Grosse Vollständigkeit der Wortsammlung ist verbunden mit klarer und meistenteils doch wohlthuend knapper Darstellung der Wortbegriffe. Zahlreiche Litteraturangaben erhöhen den Wert des Werkes.
Glasers Annalen für Gewerbe und Bauwesen, Berlin.

Mit grosser Sorgfalt und richtigem technischem Verständnis bearbeitet.
Stahl und Eisen, Düsseldorf.

Vorzügliches Nachschlagebuch nicht nur für ausübende Techniker jeder Richtung, sondern auch für technische Hochschulen, sowie für Lehrer und Studierende an anderen verwandten Lehranstalten.
Technische Blätter, Prag.

Die grosse Zahl der für die Bearbeitung gewonnenen Mitarbeiter, unter denen sich die hervorragendsten Fachgenossen befinden, bürgt für eine gediegene Behandlung der einzelnen Stichworte.
Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Berlin.

In technischer Beziehung steht das Werk ohne jeden Vergleich da, und es sollte jeder, der mit Technik im weiteren oder engeren Sinne zu thun hat, die Kosten nicht scheuen, ein so bedeutendes, gross angelegtes Werk sich zu beschaffen.
Allgemeine österreich. Chemiker- u. Techniker-Zeitung, Wien.

Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen entgegen und liefern auf Wunsch gern die erste Hälfte der ersten Abteilung oder den gebundenen ersten Band zur Ansicht ins Haus.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

„MAIZENA“

Alleinige Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, V. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

B. Stahringer's Sanatorium Grüna

Herrliche, geschützte Lage. Reine Wald- und Gebirgsluft. Centralheizung. Electrisch. Licht. Quellwasserleitung. Vorzügliche Küche.

Heilfactoren: Diät. Hydro- und Electrotherapie, Massage (Thure Brandt), Gymnastik. Luft- u. Terrain-Kuren. Hypnose. **Aufnahme** von Kranken **jeder Art**, ausser solche mit bösartigen Neubildungen, ansteckenden Hautkrankheiten, Geisteskrankheiten, Epilepsie, vorgeschritt. Tuberkulose. **Vorzügliche Heilerfolge,** besonders bei Frauen- und Nervenleiden.

i. Sächs. Erzgeb. 400 m ü. M. Kuranstalt f. physikalische u. diätetische Heilmethoden. Station der Dresden-Chemnitz-Reichenbacher Eisenbahn. — **Das ganze Jahr geöffnet.** Dirig. Aerzte: **Dr. E. Ottmer** und **Dr. K. Schulze.** — **Prospecte kostenfrei.**

Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe. I. Ranges. Am See. 200 Betten. Billige Preise. Bucher-Durrer.

Basel, Hôtel Euler.

Luftkurort und Pension

BÜRGENSTOCK

870 m üb. Meer, 433 m ü. d. See, gegenüber von Luzern, die Perle des Vierwaldstätter-See's, unvergleichliche Rundsicht. Grossartiger Waldpark, ausgedehnte, ebene Spazierwege. Prospectus franco. Bucher-Durrer.

ROM, Grand Hôtel Quirinal.

PEGLI bei Genua. Grand Hôtel Méditerranée, gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn bei Luzern, 1900 m ü. M. **Stanserhornbahn,** Grossartigstes Hochgebirgspanorama.

Schönfels Zugerberg

937 m über Meer.

Luftkurort — altbewährt — Wasserheilanstalt.

Gesamtes Wasserheilverfahren: Abreibungen, Einwicklungen, Bäder und Douchen aller Art. **Moorbäder, elektrische Behandlung** und **Heilgymnastik. Massage.**

Ausgedehnte ebene Spaziergänge auf angrenzenden Wiesen und Waldungen; grosser Park. Pittoreskes Alpenpanorama. Komfortabel eingerichtetes Haus mit Zentralheizung. Pension von Fr. 7.— an. Post, Telegraph, Telephon. Prospekte gratis.

Kurarzt: Dr. **Tschlenoff,** aus Zürich. — Eigentümer: **A. Kummer.**

BRENNABOR-RÄDER

Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.

Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europa's. 2500 Arbeiter.

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die **verbesserte Leube-Rosenthal'sche**

Fleischsolution

der **Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ)* — Jena —** das leicht verdaulichste Nahrungsmittel für **Magen- und Darmkranke,** ein vorzügliches Kräftigungsmittel f. Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. Vorrätig in den Apotheken; nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direkt.

* Um das **Originalpräparat** zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.

№ 4711

Captol

Einziges nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestelltes

Haarwasser

nach Dr. med. J. EICHHOFF, Specialarzt für Hautkrankheiten in Elberfeld

zur Verhütung und gegen Kopfschuppen und das dadurch verursachte Ausfallen der Haare.

Alleiniger Fabrikant: **FERD. MÜLHENS · № 4711 · KÖLN.**

Der Erfolg dieses ersten nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellten Haarwassers ist eclatant und von vielen medicinischen dermatologischen Autoritäten u. Fachblättern bestätigt.

Täglich neue Anerkennungen. ● Ueberall käuflich in Flaschen à **M. 3,—** und **M. 2,—.**

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, Kinder jeden Alters, Kranke, Genesende, Magenleidende.

In ganzen und halben Gläsern.

Mellin's Nahrung macht Kuhmilch leicht verdaulich, **enthält kein Mehl.**
Mellin's Nahrung wird von den zartesten Organen sofort absorbirt,
Mellin's Nahrung erzeugt Blut, Fleisch, Nerven und Knochen.
Mellin's Nahrung ist die beste für **Magenkranke.**
Mellin's Nahrung ist **ausgiebiger** und bekömmlicher als mehlhaltige Nährmittel.
Mellin's Nahrung nach Vorschrift angewendet, **bester Ersatz für Muttermilch.**

Zu haben in Apotheken, Drogerien oder direkt durch das

General-Depôt: **J. C. F. Neumann & Sohn,** Berlin W., Taubenstrasse 51/52,

Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Handschriften-Beurteilung.

A. v. K. Viel Phantasie liegt in den starken Verdoppelungen der t, Begeisterungsfähigkeit in dem auffallend langen Ausrufungszeichen, Zuversichtlichkeit und heiterfreudige Stimmung in der ansteigenden Linienrichtung. Daß Sie trotzdem nicht mehr jung sind, fühlt man dem ganzen Schriftduktus an und ebenso, daß Ihre Bildung keine sorgfältige, gründliche ist. Dagegen beweisen Ihre accentartigen i-Zeichen ungestümes Empfinden, deren hohe Lage Sinn für Hohes und Ideales, die Versetzung derselben zurück auf die linke Seite des Buchstabens: Selbstdisciplin. Die Loslösung von kalligraphischen Regeln ist ein Beweis von geistiger Selbständigkeit.

K., San Francisco, Union Str. Wenig Bildung (schwerfällige, unschöne Schriftformen), Leidenschaftlichkeit, starkes Gefühl, Liebebedürftigkeit, die manchmal in Eifersucht übergeht (sehr schiefe Schriftlage, Egoismushaken, auf sich selbst zurückkommende Endungen). Manchmal ebenso naiv offen als andre Male schlau, verschlossen (bald anwachsende, bald abnehmende Wortendungen).

Spandau. Keine impulsive, der momentanen Stimmung folgende Natur, sondern vielmehr selbstbeherrscht, ernst und reserviert (senkrechte, schwere Schrift). Sich zu sehr in Details einzulassen und sich zu zersplittern, ist viel weniger Gefahr für Sie, als im Gegenteil allzusehr nur den Kern der Dinge ins Auge zu fassen (An- und Endstriche fehlen fast ganz). Bildung liegt in den individuellen Formen sowie im ganzen Duktus. Sie sind vorsichtig und überlegt in Handlungen und Aussagen (Adresse reichlich nach links gerückt, Punkt nach der Unterschrift) und zäh im Festhalten dessen, was Sie als richtig erkannt haben. Etwelche Schärfe macht sich in den dolchartig zugespitzten Ueber- und Querstrichen geltend. Eine tief veranlagte, alles — auch den Genuß — ernst nehmende Individualität.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).

Schachbriefwechsel.

J. C. in Göttingen. Ihre Postkarten zur Aufgabe 17, von deren Richtigkeit Sie sich wohl inzwischen überzeugt haben, sind — Ihrem Wunsche entsprechend — ungezählt dem Papierkorb überwiesen worden.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: August Höse in Lodz zu 14 und 17 (in Nr. 16 scheitert 1. Df7×d7 an Lg7—f8 2. Lg6—e4 Lf8—d6 oder 2. Dd7—c7 Lf8×b4, in Nr. 18 1. Dh1—h3 an d2—d1S); F. Schneider in Neunkirchen zu 17 und 18; J. B. in Hedewigenkoog zu 18.

Briefmappe.

F. v. L. in H. Die internationale Motorwagenausstellung findet vom 3. bis 28. September dieses Jahres in Berlin statt (Königliches Exerzierhaus, Karlstraße 12). Dem Komitee gehören Herren aus allen Ständen an, vorwiegend aus den Kreisen der Verkehrsbehörden und der Industrie. Ehrenpräsident ist der Staatssekretär des Reichspostamts von Podbielski. Anfragen und Meldungen an das Bureau, Universitätsstraße 1.

K. O. in L. Sie haben den sinnstörenden Druckfehler richtig erkannt: der neue Saturnmond (vergl. den Schluß des Artikels „Aus der Sternenwelt“ in Nr. 30) war am großen Refraktor der Wiener Sternwarte sichtbar.

E. N. in F. Vier Geschwister Büchner haben sich in der Litteratur einen Namen gemacht: 1. Georg, der geniale Dichter von „Dantons Tod“ (geboren 1813, gestorben 1837); 2. Luise, bekannt durch Erzählungen, Gedichte und Schriften zur Lösung der Frauenfrage (geboren 1821, gestorben 1877); 3. Ludwig, der Verfasser von „Kraft und Stoff“ (geboren 1824, gestorben 1. Mai dieses Jahres); 4. Alexander, Litteraturprofessor zu Caen, Verfasser litterarischer Schriften in deutscher und französischer Sprache (geboren 1827).

O. B. in D. Ein zuverlässiger Wegweiser in allen die Reise und den Aufenthalt auf Sylt betreffenden Angelegenheiten ist die von der Badedirektion herausgegebene „Beschreibung der Nordseebäder Westerland und Wenningstedt“. Dieselbe ist in allen größeren Reisebureaux und Ausgabestellen für zusammenstellbare Fahrscheinhefte unentgeltlich zu haben, auch von der Direktion in Westerland gratis zu beziehen.

L. und G. in Padang. Wir haben dem Autor Ihre Zuschrift übermittelt.

R. v. B. in L. Mögen Sie sich durch die Schrift „Die Pflege der Zähne und des Mundes“ von Zahnarzt Krauß in Stuttgart beraten lassen (Ravensburg, Otto Maier, 2 Mark). Von Werken ähnlicher Art unterscheidet dieses sich dadurch, daß es dem Laien eine Reihe bewährter Hilfs- und Linderungsmittel für Notfälle an die Hand giebt.

Hans P. in Wien, C. Sch. in Straßburg, P. v. B. in M., Ulrich G. in B., Schweiz, Meta in H. Mit Dank abgelehnt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 34.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Sand.

Roman
von
Friedrich Jacobsen.

(Schluß.)

Hugo ging dem Morgen entgegen. Eine weiche, milde Luft fächelte um seine Schläfen, und gegen die Gewohnheit der Natur schlief der letzte Rest des Windes mit der abwärts sinkenden Nacht vollends ein, bis auch das Dünengras unbeweglich dastand und auf das Kommen der Sonne zu lauschen schien.

Als der Mond blaß und tief im Westen stand und über dem Wattenmeer ein leises Rot aufzudämmern begann, hatte der Wanderer die kleine Häusergruppe erreicht, die, von einer Mühle gekrönt, am versandeten Königshafen liegt.

Unten am Strande stand ein alter Fischer und rüstete sein Boot, um auf den Fang auszufahren. Es war noch Ebbe, und der Schlick dehnte sich grau hinaus in die Dämmerung.

Hugo trat an den Mann heran und fragte, ob noch Fremde am Platze seien.

„Fremde?“ sagte der Alte verwundert. „Ich denke, Westerland ist leer; da wird es hier wohl auch leer sein.“

„Nicht ein einziger?“

„Ja, richtig, bis vor kurzem war noch einer da. Das war ein wunderlicher Herr, denn er meinte, es wäre hier zu lebendig. Schnurrig, was? Das hat noch keiner gesagt.“

„Und er ist jetzt fort?“

„Na, wohl nicht ganz. Ich glaube, er ist weiter heraufgegangen nach dem einen Leuchtturm zu.“

Der Fischer hob die Hand und deutete nach Norden, wo auf dem schmalen Ausläufer der Insel in einiger Entfernung voneinander zwei blasse Leuchtfeuer brannten.

„Nach dem westlichen,“ sagte er. „Es liegt da noch ein kleiner Krug zwischen den Dünen; wenn Sie den Fremden suchen, dann werden Sie ihn wohl dort finden.“

„Ist das noch weit?“

„Just nicht mehr weit. Bis die Sonne kommt, können Sie das langen.“

„Und der Weg?“

„Gehen Sie nur dem Licht nach, Herr. Sie sind wohl die ganze Nacht unterwegs gewesen?“

„Ich war bei einer alten Frau, die ganz allein zwischen den Dünen wohnt.“

„So, bei der närrischen Meiken. Die hat Ihnen wohl viel erzählt?“

„Vieles,“ sagte Hugo und ging weiter.

Er kam an der kleinen Kirche und dem winzigen Friedhof vorüber. Die wenigen Kreuze lagen halb im Sand vergraben — schwarzes Holz mit weißen Namen. Hie und da auch ein leeres Kreuz.

Eduard von Simson †.

Weiter, dem Lichte nach.

Es erlosch plötzlich vor einem größeren Licht — die Sonne ging auf.

Hugo stand am Fuße des schwarzen Gemäuers, das nun nicht mehr einem Leuchtturme, sondern einer Ruine glich, und sah hinaus auf das Meer. Zu seinen Füßen verlief die letzte Düne der Insel ohne Vorland in die See, und die tiefdunkle Flut, von der sich die Farbe der Nacht noch nicht hatte losringen können, nagte ruhelos atmend an dem weißleuchtenden Sande.

Drüben im Osten eine tiefstehende rote Scheibe wie die Mitternachtsonne.

Am Kamm der Düne, die nicht mit Strandhafer durchwachsen war, sondern in ihrer ursprünglichen Reinheit aufragte, saß Franz Becker mit dem Rücken gegen das Land. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah hinaus auf das Meer; als aber der Freund neben ihn hintrat und die Hand auf seine Schulter legte, blickte er gelassen auf und lächelte.

„Kommst du endlich?“ sagte er. Ich habe lange auf dich gewartet, aber ich wußte, daß du kommen würdest. Bist du müde?“

„Ein wenig — ja.“

„Dann lagere dich neben mich in den Sand. Hier ist kein Stuhl und kein Zelt, wir kehren zu der Natur zurück — immer weiter, bis in ihren Schoß.“

Hugo streckte sich in die Düne.

„Wie geht es dir, Franz?“

„Sehr gut, wie du siehst. Ich bin hier gleichsam am Ende der Welt, und wer das von sich sagen kann, der sitzt im Glück. Ich habe überwunden — hast du es auch?“

„Ja,“ sagte Hugo nachdenklich, „ich glaube wohl. Es war ein Nix, der mich neckte, aber auf dem langen Wege hierher ist er in Nacht zerronnen, und als es Tag wurde, sah ich ihn nicht mehr. Nun habe ich Heimweh.“

Der Schauspieler nickte.

„Heimweh ist sehr gut. Es ist heiß wie glühendes Eisen und schmilzt den Schnee vom Herzen. Hast du nur Heimweh nach deiner Liebe?“

„Wonach denn sonst noch, Franz?“

„Das ist nur der Anfang. Du bist nicht einfach treulos gewesen, sondern zwiefach. Heute sehnst du dich nur nach einem Weibe, morgen wirst du deine Arme nach der Wissenschaft ausstrecken.“

„Willst du auch hier den alten Streit beginnen?“ fragte Hugo bitter. „Ich war hierher gekommen, um dir mitzuteilen, daß meine Tragödie dieser Tage in München zur Aufführung kommen wird.“

Der Schauspieler lächelte und streute eine Handvoll Sand in die Luft.

„Ich weiß es. Ich habe meinen Einfluß zu deinen Gunsten geltend gemacht. Du darfst dich bei mir bedanken.“

„Das thu' ich von ganzem Herzen!“ rief Hugo freudig und streckte seine Hand aus; aber Becker erhob sich langsam und blickte nach Osten.

„Sieh,“ sagte er, „nun ist die Sonne über die Wolkenbank heraufgekommen. Es wird noch ein letzter schöner Tag werden. Aber wenn wir glauben, daß er den Sommer zurückbringt, dann geben wir uns einer Täuschung hin. Um den neuen Sommer zu erleben, müssen wir durch Sturm und Winternacht... Vergiß das nicht.“

IX.

Es waren seltsame Zeiten, die nunmehr folgten.

Hugo hatte sich auf Beckers Zureden entschlossen, einige Tage in List zu verweilen, und die Nachricht hiervon durch einen Schiffer nach Westerland bringen lassen.

Er mietete sich in dem kleinen Wirtshause ein, das am Fuße des Leuchtturms lag, borgte von dem Feuerwächter eine alte Schrotflinte und verbrachte den größten Teil seiner Zeit zwischen den Dünenthälern auf der Möwenjagd. Das Wetter blieb günstig, und die Einwohner von List versicherten, daß es seit langen Jahren nicht so schön gewesen sei. Sie meinten auch, daß bald eine plötzliche Aenderung eintreten müsse.

Der Schauspieler hatte zwar den Wunsch ausgesprochen, seinen Freund an diese nordische Einöde zu fesseln, aber er kümmerte sich trotzdem sehr wenig um Hugo und ging zumeist seine eignen Wege. Das heißt, er lag im Sande und sah auf das Meer.

In den Abendstunden waren die beiden freilich aufeinander angewiesen, und dann saßen sie auch zusammen in der einsamen Gaststube und redeten über dies und jenes, aber niemals ging das Gespräch über die allernächste Umgebung, über Wetter und See hinaus, und sobald der Zeiger der Uhr auf neun stand, zog Becker sich in seine Schlafkammer zurück. Er schien überhaupt leicht zu ermüden, die Gesichtsfarbe wurde immer blasser, und eines Tages nahm Hugo Veranlassung, mit ihm über seinen Gesundheitszustand zu reden.

„Als du dich noch mit deinen hypochondrischen Grillen plagtest,“ sagte er, „wäre es mir niemals eingefallen, ein Wort über diesen Gegenstand zu verlieren, aber nun, wo du schweigsam geworden bist —“

Sie hatten sich die kleine Kirche in List angesehen und gingen gerade über den versandeten Friedhof heimwärts. Der Schauspieler blieb stehen und bohrte seinen Stock in den Sand.

„Da hinten ist noch eine kleine Ecke frei,“ sagte er endlich. „Es sterben kaum zwei bis drei Leute jährlich in List, — ich möchte wohl wissen, wer in die Ecke hineinkommt.“

„Ist das eine Antwort auf meine Frage, Franz?“

„Eigentlich wohl nicht. Du hast recht, ich werde nicht mehr von Grillen geplagt, ich bin nur schweigsamer geworden. Warum sollen wir über meine Gesundheit reden? Das große Tier in Berlin hat diese Frage mit einem einzigen Worte abgemacht.“

„Wann kehrst du nach München zurück, Franz?“

„Niemals,“ entgegnete jener, „mein Kontrakt ist abgelaufen.“

„Davon habe ich noch kein Wort gewußt!“

„Ich mache auch kein Aufheben davon. So eine letzte Vorstellung mit Kränzen und Applaus ist mir zuwider. Es ist besser, sich in der Stille zu drücken.“

„Wohin gehst du denn von hier aus?“

Sie standen noch immer auf dem Friedhof, mitten in der Herbstsonne, und der Schauspieler spähte, die Augen mit der Hand beschattend, in die Ferne.

„Wohin ich gehe, Hugo? Das ist wohl schwer zu sagen. Wer kommt denn dort?“

Es war ein Mann, der langsam zwischen den Dünen herannahte. Er schien die beiden auf dem hochliegenden Friedhof erkannt zu haben, denn er winkte mit der Hand und hob einen Gegenstand in die Luft.

„Es ist Ebe Hahn,“ sagte Becker. „Wer dies Gesicht einmal gesehen hat, der vergißt es nie wieder; hast du nicht auch schon darüber nachgedacht, an wen dich das erinnert?“

„Niemals.“

„Sonderbar. Aber ich vergaß, daß deine Augen bis vor kurzem blind waren. Jetzt sehe ich es — er hat eine Depesche. Gieb mir deine Hand, Hugo.“

„Hier hast du sie,“ entgegnete jener befremdet; „aber warum redest du so sonderbar?“

„Es wird vielleicht das letzte Mal sein,“ sagte der Schauspieler ernst.

Ebe Hahn war herangekommen und betrat den Friedhof. Er grüßte nur mit einem kurzen Kopfnicken, übergab Hugo die Depesche und sagte: „Das ist für Sie angekommen. Ich konnte nicht wissen, wann Sie zurückkehren würden, und darum bin ich heraufgegangen. Guten Morgen.“

Kein Wort mehr oder weniger. Wie er gekommen war, so entfernte er sich wieder, gerade wie jemand, der nur aus seinem Haus in das Nachbarhaus gegangen ist, anstatt durch Nacht und Moor und Sand.

Der Inhalt des Telegramms aber war ebenso kurz und rauh wie der Ueberbringer. Die Intendantur des Münchener Hoftheaters telegraphierte:

„Konradin vom Publikum abgelehnt. Wird nicht wieder gegeben.“

Hugo drückte das Papier in der Hand zusammen und machte Miene, es fortzuschleudern. Dann aber schien er sich zu besinnen und reichte das Blatt stumm seinem Gefährten.

„Sie haben ihn nochmals gerichtet,“ sagte Becker leise, nachdem er gelesen hatte. „Was willst du thun?“

„Fort!“

„Wohin?“

„Ich weiß nicht; es ist mir gleichgültig.“

Die wenigen Sachen, die Hugo bei sich führte, waren schnell in die Umhängetasche gepackt, und nach Ablauf von einer Stunde stand der Reisende gerüstet am Fuße des Leuchtturmes. Er mußte natürlich zunächst nach Westerland zurückkehren, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen, und Becker fragte, welchen Weg er einzuschlagen gedenke.

„Am Strande entlang,“ sagte Hugo kurz; „mir graut davor, noch einmal durch all die Wüstenei zu wandern.“

„Dann werde ich dich ein Stückchen begleiten.“

„Meinetwegen, Franz.“

Sie machten sich auf den Weg und wanderten gegen Süden; zu ihrer Rechten lag das Meer, und zu ihrer Linken hoben sich die Dünen wie eine Alpenwelt gegen den Himmel.

Der Vorstrand war im Listerland nur schmal, die Dünen aber waren höher und trugen weniger die Spuren menschlicher Thätigkeit als irgendwo anders auf der ganzen langgestreckten Insel. Man fühlte, daß in dieser unbewohnten Gegend der Kampf mit den Elementen als nutzlos aufgegeben worden sei, und die Spuren ihrer Macht waren überall im Sande verstreut.

Wo das Auge hinblickte, fiel es auf halbvergrabene Schiffstrümmer, auf zerbrochene Kisten und zertrümmerte Tonnen, aber keines Menschen Hand heimste diese Reste ein, denn es gab keine Menschen in dieser Einöde.

Das Wetter war im Umschlag begriffen, als die beiden Wanderer den „Ostindienfahrer Huck“ erreicht hatten; der Himmel wurde trübe, und die See begann leise zu rohren.

„Es geht nicht mehr,“ sagte Becker, „ich werde hier umkehren müssen, der Sand ist zu tief. Wenn es dir recht ist, wollen wir uns einen Augenblick setzen; ich möchte so wie so noch einige Worte mit dir sprechen.“

Er sah sich um und deutete auf das zerbrochene Steuerruder eines Schiffes, das schon lange dort gelegen haben mußte, denn Wind und Wetter hatten die Farbe zerstört, und das nackte, verwitterte Holz gewährte einen trostlosen Anblick.

Irgend eine Hand hatte zu irgend welchem Zwecke einen vertrockneten Dornenbusch daneben in den Sand gesteckt, und diese Vereinigung von Sand und Dornen und Trümmern war so schwermütig, daß die Brust aufatmete, wenn nur eine Möwe kreischte oder ein Strandläufer zirpte.

„Ich möchte dir etwas bekennen,“ sagte Becker und nahm auf dem Steuerruder Platz. „Wenn ich das jetzt nicht sage, dann möchte es versanden und später entstellt zum Vorschein kommen, wie so vieles an diesem Strande ... Ich habe dein Schicksal in meine Hände genommen und habe daran gemodelt, als wenn es ein Stück Wachs wäre zwischen den Fingern eines Künstlers. Und wenn ich ein Stümperwerk zu stande gebracht haben sollte, so vergieb mir in dieser letzten Stunde; denn ich that es aus Liebe. Entsinnst du dich jenes Tages, Hugo, an dem wir gemeinsam den Starnberger See besuchten? Damals knüpfte sich dein Schicksal, und damals knüpfte sich mein Schicksal. Hast du noch immer keine Ahnung von dem, was seit jenen Sommerstunden in mir vorging?“

Es war, als wenn plötzlich der Himmel zerrissen und ein helles Licht aufgegangen sei.

„Ich ahne es heute,“ sagte Hugo leise.

„Sie war schön wie der junge Morgen,“ fuhr der Schauspieler mit einem wehmütigen Lächeln fort und ließ einen Zweig des Dornenstrauchs durch seine Finger gleiten. „Du hast niemals diese Schönheit ganz begriffen, aber wer so unendlich einsam und verdüstert durch das Leben gegangen ist wie ich, der sonnt sich an einem stillen, friedlichen Lichte, wie es in ihren Augen zu finden war ... Ich bin nur an einem einzigen Tage mit Margarete beisammen gewesen, und diese wenigen Stunden gaben mir die Gewißheit, daß ich sie niemals wieder vergessen würde. Aber sie liebte einen andern. Vielleicht in einer seltsamen, gelassenen Weise, Hugo, und nicht ganz so, wie Mädchen für gewöhnlich zu lieben pflegen, aber dennoch mit einer Treue, die meine Hoffnung hätte vernichten müssen, wenn deine Liebe gleich treu gewesen wäre. Aber weil ich sah, daß deine Gefühle geteilt waren, und daß die Hälfte deines Herzens an dem unseligen Wahn hing, ein großer Dichter zu sein, darum gab ich den Gedanken nicht auf, sie könnte dennoch die Meine werden. Bis mir ein grausam aufrichtiger Mann der Wissenschaft sagte, daß ich bald selbst das Eigentum eines andern sein werde.“

Franz Becker machte eine Pause und blickte den öden Strand entlang. Dann fuhr er fort:

„Ich sehe den andern bisweilen vor mir stehen, dürr und nackt wie dieser Dornenstrauch. Er braucht nur in den Sand zu greifen, um das leergelaufene Stundenglas noch einmal zu füllen, aber er winkt nur

mit der Hand. Und von dem Augenblick an, Hugo, wo ich ihn zum erstenmal sah, hatte ich nur noch den einzigen Wunsch, dich zu meiner einzigen Liebe zurückzuführen ... Du weißt, wie schwer das Schicksal mir meine Arbeit gemacht hat. Ein andres Weib hatte sein Netz nach dir ausgeworfen, und du fingst dich darin wie ein thörichter Falter. Vielleicht hat Asta dich in ihrer Weise geliebt, und vielleicht wäre ein kurzer Sonnenschein über dein Leben hingegangen, aber er mußte mit einem Treubruch erkauft werden, und daraus ist noch nie das dauernde Glück erwachsen. Ich habe deinen Sommernachtstraum zerrissen — meine Hand war es, die dich einsam machte, diese Hand, die du niemals wieder berühren wirst ...

„Ich mußte dich auch noch von einer andern Thorheit heilen, um das Glück meiner einzigen Liebe zu begründen. Wenn ich nur einen Schimmer von Hoffnung besessen hätte, Hugo, daß du jemals den Lorbeer erringen könntest, nach dem dein Herz sich sehnt, du würdest noch heute mitten im fröhlichen Kampfe stehen, anstatt gebeugt an meiner Seite zu sitzen. Aber weil ich wußte, daß du niemals über das Nichtige hinauskommen wirst — denn du bist mehr ein Mann der Wissenschaft als ein Mann der Phantasie —, so gab ich dich grausam dem Lachen der Menge preis. Ohne meine Mitwirkung wäre dein Drama niemals zur Aufführung gekommen; aber die Fürsprache des berühmten Schauspielers war mächtig genug, um einen Versuch zu ermöglichen. Ich habe gezittert, daß der blinde, lächerliche Zufall dennoch einen Scheinerfolg herbeiführen könnte, denn ich wußte, daß ein einziges Beifallszeichen dich zehn Jahre fruchtloser Versuche kosten würde, und ich jubelte in meinem Herzen, als das vernichtende Stück Papier zwischen dich und mich flatterte ... Nun bist du frei vom Wahn."

Der Schauspieler stand auf und setzte seinen Fuß auf das zerbrochene Steuerruder.

„Sprich nicht, gieb mir keine Antwort," schloß er mit einer kurzen Handbewegung. „Es müßte jedes Wort bitter herauskommen, und jedes Wort würde dich später gereuen. Du dünkst dich jetzt wie das, was ich hier unter meinem Fuße habe — laß erst einen Sturm kommen, der Sand darüber weht. Leb wohl — ich gehe nach Norden, und dein Weg führt nach Süden ..."

Er entfernte sich langsam und blickte erst nach einer langen Weile hinter sich. Auch Hugo war gegangen, und er sah ihn aus wie ein schwarzer Punkt im Sande.

Oben in den Dünen lag ein Mann. Er hatte sich tief eingewühlt und die gekreuzten Arme unter den Kopf geschoben; seine beschmutzten Stiefel ließen erkennen, daß er durch Moor gegangen war, und es mußte wohl ein weiter Weg gewesen sein, denn im Listerland fand sich kein Fleckchen schwarzer Erde.

Franz Becker sah auf seinem Heimwege den scheinbaren Schläfer und trat näher heran; es war eine Seltenheit, daß sich in dieser Wüstenei Menschen aufhielten, und wenn sie es dennoch thaten, dann mußte das einen besonderen Zweck haben.

Der ruhende Mann war Ebe Hahn.

Er schlief aber nicht, sondern richtete sich bei dem Herannahen des Schauspielers auf und betrachtete ihn mit einem mißtrauischen Blick. Dann ließ er sich wieder zurücksinken, holte eine hölzerne Seemannspfeife aus der Tasche und begann sie langsam zu stopfen.

„Ich will Sie nicht stören," sagte Becker, „denn Sie haben einen weiten Weg hinter sich. Aber ich glaube, mein Freund hat vergessen, sich bei Ihnen zu bedanken."

„Ist schon gut," entgegnete jener. „Wenn Sie dankbar sein wollen, Herr, dann geben Sie mir ein wenig Feuer, die Streichhölzer sind mir unterwegs alle geworden. Was treiben Sie denn hier im Listerland?"

Becker gab dem Mann Feuer und ließ sich nieder.

„Ich warte auf etwas," sagte er.

„Hoffen und Harren macht die Menschen zu Narren. Ich warte auch schon jahrelang auf irgend etwas; aber es will nicht kommen."

„Und deshalb liegen Sie hier in der Düne?"

Ebe Hahn stieß eine Rauchwolke aus und blickte den andern von der Seite an.

„Ich kann mir ungefähr denken, Herr, worauf das hinaus will. Sie sind ja kein Strandvogt, deshalb kann man schon darüber reden. Sie meinen, wo so vieles da unten im Sande steckt, könnte noch was hinzukommen. So um diese Jahreszeit, wenn die Stürme einsetzen. Hab' ich recht?"

„Kommt ein Sturm?" fragte Becker nachdenklich.

Ebe Hahn streckte die Hand aus: „Die Möwen fliegen landeinwärts, und im Westen schiebt sich's herauf. In zwei Stunden haben wir ihn mit Hochflut."

„Und was dann?"

„Ja, was dann? Wenn es geht, wie die Leute reden, dann liegt der Ebe Hahn bei Sturm in der Düne, und wenn die Nacht kommt, dann zündet er sich ein Feuer an. Holz genug ist ja vorhanden. Es könnte einen gesegneten Strand geben, und der Sache muß man nachhelfen. Ich glaube, die Franzosen nennen das ‚corriger la fortune'."

Der Schauspieler stutzte. Das war nicht die Ausdrucksweise eines ungebildeten Mannes, es steckte mehr dahinter.

„Solche Dinge kommen hier nicht mehr vor," sagte er langsam. Vielleicht weiter nach oben —"

„Was wissen Sie von weiter oben? Was meinen Sie damit?" fragte der andre mißtrauisch.

„Ich dachte an die jütländische Küste."

„Waren Sie schon dort?"

„Nein, niemals. Aber ich habe davon erzählen hören — so lebendig und anschaulich, wie nur einer davon reden kann, der da oben geboren ist an der Jammerbucht."

„Wie einer, der da oben geboren ist," wiederholte Ebe Hahn nachdenklich und nahm seine Pfeife aus dem Mund. Dann warf er sich mit einem Ruck auf die Seite und blickte hinaus auf das Meer.

Die Flut begann zu steigen, und es wühlte etwas Unheimliches in der Tiefe. Es warf seinen Schatten auf das Gesicht des Mannes, der die Ellbogen in den Sand grub und durch die geschlossenen Zähne schwer atmete.

„Ich glaube nicht, daß noch viele Häuser in der Jammerbucht stehen, in denen Menschen geboren worden," fuhr er dann fort. „Der Sand hat sie wohl alle aufgefressen, und wenn noch einer oder der andre lebt, dann hat er gelernt, das Maul zu halten und den Sturm reden zu lassen."

„Wie Sie, Eberhard Lassen," sagte der Schauspieler leise.

„Wie ich?!" rief jener wild. „Verdammt will ich sein, Herr, wenn das mit rechten Dingen zugeht! Was wissen Sie von mir und meiner Vergangenheit und meinem Namen, daß Sie zu mir sprechen, als ob ich auch mal an der Jammerbucht hinter den Dünen gelauert hätte — in den Sturmnächten bei den verfluchten Feuern? Steht denn das an meiner Stirn geschrieben, Herr?"

Franz Becker lächelte fast unmerklich.

„Es steht vieles in den Zügen des menschlichen Gesichts geschrieben, was nur wenige sehen, lieber Freund. Und wer es sieht, der hat absonderliche Augen — ich meine solche Augen, die in die Nacht hineinsehen. Schon bei unserm ersten Zusammentreffen fiel mir eine Aehnlichkeit auf, und der Gedanke daran hat mich nicht wieder verlassen. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen?"

Ebe Hahn nickte.

Der erste Windstoß lief über den Strand, als Becker seine Erzählung von dem verschollenen Sohne des Schullehrers Lassen an der Jammerbucht beendet hatte. Nun schwieg er und sah auf den Mann an seiner Seite.

Der hatte das Gesicht in den Händen vergraben und lag regungslos da. Endlich hob er den Kopf und sagte:

„Ich hatte gedacht, daß es alles begraben sein sollte, und nun kommt es wieder heraus wie die Schiffstrümmer aus der Wanderdüne. Ich hatte gedacht, sie wären alle tot, und ich wüßte nur nicht den Platz der Gräber, wie das bei uns Seeleuten Mode ist. Also in München lebt sie, und das Geschlecht wird nicht aussterben — ei, ei, Herr, ich wollte, Sie hätten mich nicht aufgefunden, und ich wollte, Sie hätten mir nichts erzählt. Denn was soll nun werden?"

„Ein Wiedersehen," entgegnete Becker freundlich, aber Ebe Hahn fuhr mit der Hand in die Haare.

„Haben Sie denn vergessen, wie meine Kindheit gewesen ist? Das Leben zwischen dem wilden Volk da oben — unter den Strandhyänen, wie man die Leute nennt? Ich bin dabei gewesen, so gut wie einer. Nein, Sie brauchen nicht ganz von mir wegzurücken, denn ich habe keinen erschlagen, und ich habe kein Schiff zum Stranden gebracht — ich nicht. Aber das Holz habe ich mit herbeigeschleppt, um die Flamme groß zu machen, und ich habe mit geflucht, wenn der Sturm das Feuer auslöschte. Einmal — zweimal — ich weiß nicht. Es ist doch eine Schuld, Herr, die mich von Hause forttrieb, und wenn ich hinterdrein viele Jahre hindurch alle Meere befahren habe als ein ehrlicher Seemann, und wenn ich auch mehr als einmal Schiffbruch gelitten habe — alles Salzwasser hat den Schandfleck nicht weggefressen, dazu gehört mehr als Arbeit und Unglück."

„Was gehört dazu?" fragte Becker aufstehend.

„Ich habe mich hier auf dieser Insel verkrochen und meinen Namen geändert," fuhr Ebe Hahn finster fort. „Es wurde vor Jahren eine Rettungsstation errichtet, und ich dachte dabei anzukommen. Aber Sie wissen nicht, wie das ist, wenn ein Jüte unter Friesen lebt. Meine Vergangenheit kannte keiner, aber sie wußten alle, daß ich da oben von dem verfluchten Fleck herstamme, und sie sahen mich scheel an. ‚Das ist auch einer von denen,' sagten sie hinter meinem Rücken. Die Gitte, das halbwilde Taternkind, das ich vom Wege aufgesammelt habe, weil der Mensch an der Einsamkeit zu Grunde geht — die Gitte hat auch darunter leiden müssen, der sagten sie es ins Gesicht, und sie hat darüber das Lachen und das Weinen verlernt. So bin ich meinen eignen Weg gegangen. Wenn der Sturm kam, habe ich nachts zwischen den Dünen gelegen und gelauert. Ohne Feuer, Herr, wenn es mich auch bis in die Knochen fror. Endlich mußte doch wohl die Stunde kommen, wo ich einen einzigen Menschen aus Seenot retten konnte, um meine Jugend wett zu machen! Mit den nackten Fäusten hätte ich ihn aus der Brandung auf den Strand geschleppt, wenn's nicht anders gegangen wäre, mit den Zähnen wie ein Hund! Aber glauben Sie, daß es mir auch nur ein einziges armseliges Mal geglückt ist? ‚Er lauert auf gesegneten Strand,' sagten die Leute, und die Strandvögte schlugen ein Kreuz, wenn sie meiner ansichtig wurden. Ich kann es ihnen nicht verdenken, denn sie wußten nichts von meiner Heimlichkeit, sie sahen nur in mir das fremde Tier und den Einsiedel."

Ebe Hahn holte tief Atem und schaute wild um sich. Es schien ihm eine Erleichterung zu sein, daß er endlich einmal hatte reden können, und nun stand er auch auf und schüttelte den Sand aus seinen Kleidern.

Becker reichte ihm erschüttert die Hand.

„Es wird eine Lösung kommen, ehe wir es ahnen," sagte er schlicht. „Sie wollen heim?"

Ebe Hahn wandte seinen Blick nach Norden und sah in die immer schwärzer heraufsteigenden Wolken.

„Heim? Ja, Herr, es überkommt mich bisweilen wie eine Sehnsucht. Dann möchte ich noch einmal die große Einsamkeit sehen und nach dem Platze suchen, wo das Schulhaus gestanden hat. Ich müßte mich wohl tief in die Düne hineinwühlen, um noch einen Balken und einen Stein zu finden. Und vielleicht etwas Asche. Aber weil das nicht sein kann, so will ich in meinen Bau zurückkriechen. Sie werden auch gut thun, ein Dach aufzusuchen, denn der Sturm muß bald da sein."

„Geht das so schnell?"

„Um diese Jahreszeit kommt so etwas im Handumdrehen. Wir werden bald das Wasser bis an die Düne haben."

Sie schwiegen beide einen Augenblick, und dann gingen sie auseinander. Sie waren schon etwa zehn Schritte voneinander entfernt, als Becker sich noch einmal umwandte. Er hatte Ebe Hahn nichts davon mitgeteilt, in welchem Verhältnis Hugo Stolle zu den beiden Frauen in München stand, und es war auch in diesem Moment nicht seine Absicht, davon zu reden. Aber eine sonderbare Empfindung trieb ihn zu einer letzten Frage.

„Herr," rief er, „gehen Sie bis Westerland am Strand entlang?"

Der Wind war heftiger geworden und zerriß die einzelnen Worte.

Ebe Hahn schüttelte den Kopf und rief etwas zurück; es klang undeutlich, aber das eine Wort „rotes Kliff" erreichte doch das Ohr des Schauspielers.

Franz Becker hatte schon etwas vom roten Kliff gehört. Die Umrisse desselben waren in jener Nacht vor ihm aufgestiegen, als er mit Hugo nach Wenningstedt ging, aber bei Tage war er niemals dort gewesen, und keiner hatte jemals mit ihm davon gesprochen.

Es war etwas Geheimnisvolles und vielleicht etwas Unheimliches.

Ebe Hahn schickte sich zum Weitergehen an, er schien anzunehmen, daß die Unterhaltung beendet sei,

Aula- und Hörsaalbau.

Botanisches Institut.

Schreiber chm.

Elektrotechnisches Institut.
Wandgemälde im Festsaal.

Elektrotechnisches Institut: Großer Maschinenraum.
Elektrotechnisches Institut: Eichraum.

Die Neubauten der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Nach photographischen Aufnahmen von R. Morat in Karlsruhe.

Die Wallensteiner. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann.

und der anwachsende Sturm begann überdies den Sand aufzuwühlen und die Luft zu verfinstern.

Aber da blieb er noch einmal stehen.

Der Schauspieler hatte die Hände trichterförmig an den Mund gelegt und rief etwas herüber:

„Ein Mensch — Weg nach Westerland — unten am Strande — Gegend unbekannt —“

Ebe Hahn hörte nicht mehr, und er sah nicht mehr hinter sich. Er begann zu laufen und war bald in dem beginnenden Aufruhr der Natur verschwunden.

*

Inzwischen verfolgte Hugo seinen nach Süden führenden Weg. Der durch die Flutwellen häufig bespülte Vorstrand war ziemlich hart und gewährte ein verhältnismäßig leichtes Vorwärtskommen, während oben zwischen den Dünen der lose Sand die Schritte hemmte. Allerdings war der Vorstrand, der sich in fast schnurgerader Linie am Listerlande entlang erstreckt, von ziemlich schmaler Beschaffenheit, und bei etwas höherem Wasserstand mußten die Wellen bis nahe an den Fuß der Dünen herankommen, aber das hatte nichts weiter zu bedeuten, denn die Dünen senkten sich in sanfter Abdachung gegen das Meer und konnten jeden Augenblick mit größter Leichtigkeit erstiegen werden.

Uebrigens gab Hugo Stolle auf seine Umgebung wenig acht; er war zu tief in Gedanken versunken und spürte kaum, daß der Himmel sich immer dunkler umzog, daß der Wind seine Stimme mit wachsender Stärke erhob und ein dumpfes Murren westwärts die heranbrausende Sturmflut ankündigte.

Es wurde Herbst — mochte es Herbst werden!

Pfeilgeschwind jagten die Möwen über das Meer und verschwanden kreischend zwischen den Dünen; hinter ihnen schnappte die Welle auf und netzte ihre Schwingen.

Die Nordsee wollte ein Opfer haben — mochte sie es nehmen, wo sie es fand.

Und nun stand der einsame, grübelnde Wanderer plötzlich an einer Stelle, wo die Dünen aufhören.

Kliffsende wird der Platz genannt, aber was wußte der Fremdling von diesem Namen? Er sah nur, daß zu seiner linken Hand eine rote, steile Lehmwand etwa fünfzig bis sechzig Fuß, vielleicht auch noch höher gegen den sturmbewölkten Himmel aufstieg, und daß der Vorstrand bis unmittelbar an den Fuß dieser Wand herantrat.

Rechts das Meer, links das Kliff, dazwischen ein schmaler, weißleuchtender Sandstreif.

Hugo Stolle besaß keine Ahnung davon, daß er am berüchtigten roten Kliff stand, das sich ungefähr eine halbe deutsche Meile ununterbrochen zwischen die Dünenküste legt und auf seinem Scheitel von Moor und Heide gekrönt wird — er hatte keine Ahnung, daß jener treppenförmige Pfad, der vom Strande bis zum Kamm des Abhangs führt, von den Inselbewohnern benutzt wird, um das schmale, nur bei stillem Wetter zu begehende Vorland zu vermeiden, und es war ihm noch weniger bekannt, daß die einförmige rote Lehmwand bei Sturmflut bis über Manneshöhe von der herantobenden Brandung benagt wird.

Noch war das Vorland frei, und Hugo betrat es in dem Glauben, daß die senkrechte Lehmwand zu seiner Linken nach wenigen Minuten ihr Ende erreichen und wiederum in die wohlbekannte Dünenkette übergehen werde. Aber als ungefähr zehn Minuten verstrichen waren, und das Ende sich immer noch nicht zeigen wollte, blieb er stehen und warf zum erstenmal einen besorgten Blick auf das Meer.

Es war Hochflut, und die Wogen wälzten sich schaumgekrönt aus endloser Ferne heran; eine drängte die andre mit unwiderstehlicher Gewalt, und auf den weiter draußen liegenden Sandbänken hoben sich ihre schwarzen Leiber in mächtiger Krümmung.

Das Vorland wurde immer schmäler, und es schien allmählich zu verflachen; aber endlos dehnte sich die rote Wand aus — steil und unnahbar.

„Zurück!“ sagte Hugo leise und wandte sich um. Er hatte kaum hundert Schritte gemacht, da blieb er abermals stehen und riß die Augen auf. Das Vorland war verschwunden, eine einförmige, brausende Wasserfläche dehnte sich vor ihm aus, und der Gischt spritzte bei jedem Wellenschlag an der entsetzlichen Lehmwand empor.

Abermals wandte sich Hugo nach Süden; er ging jetzt nicht mehr, sondern er begann zu laufen, denn seine Rettung beruhte auf der Hoffnung, daß das Kliffland ein Ende nehmen und der Strand südwärts noch frei von der Flut sein werde.

Und dann brach er plötzlich mit einem Schrei in die Kniee; vor ihm zeigte sich dasselbe Bild wie nordwärts, vielleicht nur noch wilder und schauerlicher; er stand auf einem schmalen Sandstreifen, von drei Seiten tobte die Nordsee im wachsenden Sturm, und auf der vierten starrte die Lehmwand unnahbar in das herabsinkende Dämmerlicht.

Unnahbar?

Wie hatte der Schauspieler gesprochen, als sie beide in stiller Sommernacht am Strande von Wenningstedt saßen und das Kliff im Mondlicht vor sich liegen sahen?

„Wer sich bei Sturm auf diesem Wege befindet, der muß mit der Flut kämpfen. Er wird seine Nägel in das Erdreich schlagen, um auf die Höhe zu gelangen, und wenn er oben ist, dann wird die Heide ihn aufnehmen.“

Hugo blickte nach oben.

Er hatte die Höhe des Lebens gewinnen wollen, und die Tiefe hielt ihn unten fest. Nun hätte er die wüste Heide gesegnet, wenn sie ihn nur aufnehmen wollte in ihren Schoß.

Die Flut stieg höher und schnappte nach den Füßen ihres Opfers. Mit dem sausenden Sturm kam der Nebel angeflogen und zerflatterte am Kliffrand in Fetzen.

Er bildete wunderliche Gestalten, die im Heidekraut wirbelten — menschlichen Leibern gleich, von grauen Schleiern umhüllt.

Hugo fühlte es kalt und naß um seine Füße zischen; er hob die Hände und schrie:

„Margarete!“

Eine Stimme gab ihm Antwort.

Oben am Rande des Kliffs erschien die Gestalt eines Mannes. Sie beugte sich über die Tiefe und winkte mit den Händen; dann kamen Worte niedergeweht, die den Schall der Brandung übertönten:

„Die Rinne! Die Rinne!“

Nun sah Hugo, was ihm bisher in der Verwirrung entgangen war. Von dem Fuße des Kliffs verlief in schräger Richtung eine schmale Rinne nach oben; für einen geübten Kletterer mußte es möglich sein, dort hinanzuklimmen.

Aber als der erschöpfte Mann den Versuch machte, glitten seine Füße kraftlos zurück, und eine neue Welle schlug ihm bis an die Kniee.

„Ich kann nicht!“ schrie er zurück; „es ist zu Ende!“

Es kam keine Antwort, aber ein dunkler Schatten glitt durch den Nebel die Wand abwärts; neben Hugo spritzte das Wasser auf, und Ebe Hahns Stimme sagte heiser:

„Vorwärts! Hinauf! Die nächste Brandung reißt uns hinaus!“

Er stemmte die Kniee in den Lehm und krallte die Linke in das Erdreich. Mit der Rechten packte er seinen Gefährten am Arm und riß ihn mit sich.

So klommen sie beide nach oben, einer den andern stützend, keuchend, stumm.

Etwa fünf Fuß unter dem Rande hörte die Rinne auf und verlief in die glatte Wand. Ebe Hahn machte an dieser Stelle Halt und sagte leise zwischen den geschlossenen Zähnen:

„Nun geben Sie acht. Ich habe die Füße eingestemmt, es hält. Steigen Sie auf meine Schulter, und von dort können Sie das Heidekraut fassen. Wenn Sie oben sind, reichen Sie mir die Hand. Aber rasch!“

Hugo that, wie ihm geheißen, denn er sah ein, daß dies der einzige Weg sei, um eine Rettung zu erhoffen. Seine Hände packten in den zähen Ginster, im nächsten Moment schwang er sich über den Rand des Kliffs und warf sich blitzschnell nieder, um dem Gefährten die Hand zu reichen.

Da sahen seine Augen etwas Furchtbares.

Die Erdscholle, auf der Ebe Hahns Füße hafteten, löste sich mit einem dumpfen Prasseln und rollte niederwärts in die Brandung. Der Unglückliche verlor den Halt und warf beide Arme in die Luft — er stieß einen Schrei aus, der fast wie wilder Jubel klang:

„Ich bin quitt!“

Dann heulte das Meer auf, und der Nebel jagte über das Moor.

X.

Es sind seit jenen Begebenheiten zwei Jahre verflossen.

An einem schönen, stillen Sommertage fuhr die „Kobra“ von Helgoland nach Sylt und näherte sich gegen Mittag der nördlichen Spitze von List. Das Meer war so glatt wie ein Spiegel, und die Sonne flimmerte blendend über der blauen Tiefe.

Am Bug des Schiffes stand ein junges Paar und spähte eifrig nach den immer deutlicher aufsteigenden Sandbergen, die das Haupt der langgestreckten Insel krönen.

„Sieh, Hugo,“ sagte die junge Frau und legte den Arm um die Schulter des Gatten, „nun scheinen sie ganz nahe. Ob der Kapitän wohl sein Versprechen erfüllen wird?“

Doktor Hugo Stolle hob seinen Krimstecher an die Augen und spähte über die Wasserfläche.

„Ich zähle mehrere Fischerboote,“ entgegnete er dann, „ich denke, daß sich die Sache machen läßt.“

In diesem Augenblick legte das Schiff bei und hißte eine Flagge. Das Zeichen wurde von einem der Fischerboote aus beantwortet, und bald darauf trat der Kapitän an die Reisenden mit der Nachricht heran, daß die Ueberfahrt nach List vor sich gehen könne.

Hugo und Margarete waren auf der Hochzeitsreise begriffen. Sie hatten einige Wochen auf Helgoland verweilt und kehrten nun über Sylt heim; aber es war nur ein kurzer Aufenthalt für die Insel in Aussicht genommen, und derselbe begann seltsamerweise an einer Stelle, die von Vergnügungsreisenden sonst am wenigsten oft besucht zu werden pflegt.

Auch der Fischer, der das junge Paar von der „Kobra“ nach List übersetzte, gab seiner Verwunderung über diesen seltsamen Fall Ausdruck:

„So junge Herrschaften kommen fast nie hierher,“ sagte er, „denn bei uns ist es nicht so lustig wie in Westerland.“

Aber Hugo entgegnete mit einem ernsten Lächeln:

„Lieber Freund, es kann auch einmal vorkommen, daß man im Sande nach etwas anderm sucht als nach bunten Muscheln.“

Der Alte nickte bedächtig: „Ja, Herr, wir finden zwischen den Dünen auch andre Dinge, aber wenn einer gern lacht, dann soll er lieber die Hände davon lassen.“

Die Augen der jungen Frau leuchteten in einem stillen Glück, aber nun wurden sie auch ernst, und keiner von den Insassen des Bootes redete ein Wort, bis der Kiel auf dem Sand knirschte.

„Dort ist die Mühle,“ sagte Hugo, „und da oben sieht man auch die beiden Leuchttürme. Ich erkenne alles wieder, es hat sich nichts verändert; ich glaube, hier wechselt nichts als der Dünensand.“

„Und das Pfarrhaus?“ fragte Margarete.

„Neben der Kirche. Ich bin niemals darin gewesen, ich kenne auch nicht den Geistlichen, denn ich wohnte oben am Leuchtturm. Aber er wird so gut derselbe geblieben sein wie alles andre.“

Sie gingen durch das winzige Dorf und an dem versandeten Friedhof vorüber. Es hatte den Anschein, als ob Margarete den letzteren betreten wollte, aber Hugo legte seine Hand auf den Arm der jungen Frau.

„Nachher, mein Liebling,“ sagte er.

Wenige Minuten später standen sie in der schlichten Pfarrstube einem sehr alten Manne gegenüber, dessen tiefbraunes, faltenreiches Gesicht von langjährigem Aufenthalt in Wind und Wetter zeugte.

Hugo hatte seine Karte hineingeschickt, und als er mit Margarete das Zimmer betrat, stand der Geistliche am Fenster und betrachtete nachdenklich das weiße Blättchen in seiner Hand.

„Es ist seltsam,“ sagte er nach der ersten Begrüßung, „dieser Name erinnert mich an eine Begebenheit der letzten Jahre. Aber es kann doch wohl nicht sein, denn ich lese hier:

‚Dr. Hugo Stolle, Gymnasiallehrer‘,

und das war damals anders. Wenn ich es nur zusammenbrächte, mein Gedächtnis wird recht schlecht.“

Hugo warf einen lächelnden Blick auf die junge Frau.

„Ihr Gedächtnis ist noch gut, Herr Pastor,“ sagte er dann. „Es handelte sich damals um einen jungen Schriftsteller, aber die Zeiten sind andre geworden.“

Nun wurde der alte Herr plötzlich lebendig.

„Ja, ja, so war es, und so stand es in dem Testament! Also der sind Sie?“

Es trat eine kurze Stille ein, und der Pastor blickte nachdenklich auf seine Gäste, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Ich kann mir ja ungefähr denken, meine Herrschaften, was Sie in diese weltvergessene Einsamkeit

geführt hat. Sie möchten etwas hören über seine letzten Stunden."

Hugo nickte.

„Es war ja so seltsam," fuhr der Alte fort. „Schon dieser letzte, verspätete Gast, zu einer Zeit, wo bereits die Stürme einsetzten. Niemand wußte so recht, wer er eigentlich war, ich hörte nur, daß er Schauspieler gewesen sein sollte. Er verkehrte mit niemand, und so hatte ich denn auch keinen Grund, mich ihm aufzudrängen; sein Beruf und mein Beruf lagen ja ohnehin weit genug auseinander.

„Gesehen habe ich ihn bisweilen, wenn er da ganz oben zwischen den Dünen im Sande lag, noch an den letzten schönen Spätherbsttagen, aber dann kamen die Stürme und die schwere See, und es war, als wenn sie ihn verschluckt hätten. Bis ich in einer Nacht geholt wurde.

„Es giebt hier oben mehr solcher Nächte, aber das war eine der schlimmsten, wo keine Laterne Licht hielt, so daß man im Finstern tappen mußte.

„Einen Stempelbogen sollte ich mitnehmen, hieß es, und da wußte ich denn, daß es sich um ein Testament handelte, denn wir haben hier ja noch das kanonische Testament vor dem Pfarrer und zwei Zeugen. Oben in dem kleinen Krug zwischen den letzten Dünen lag er. Was ihm gefehlt hat, weiß ich nicht so recht, aber es muß wohl etwas mit dem Herzen gewesen sein. Eine stille Krankheit, ohne Kampf und Schmerzen.

„Sein Testament war sehr kurz, Sie wissen es ja selbst. Er teilte sein Vermögen zwischen Ihnen, Herr Doktor, und einer jungen Dame, deren Name mir entfallen ist, und er meinte dabei, es würde wohl wieder in eine Hand kommen. Und dann stellte er noch die Bedingung mit der Wiederaufnahme des Studiums. Ja, so war es, und ich sage Ihnen das nur, damit Sie sehen, daß ich mich doch noch der Vorgänge entsinne.

„Und als diese weltliche Sache geordnet war, da habe ich, wie es meine Pflicht und mein Amt erfordert, mit ihm über sein Seelenheil geredet. Er hörte mich ganz still an und gab mir zum Schlusse die Hand. Antworten that er nicht viel, denn es kam bald darauf das Fieber und die Verwirrung. Er sprach von der Kunst und von viel Sand und von seiner Liebe. Ich habe nicht alles verstanden, und es ist wohl auch nicht überall ein Zusammenhang gewesen, wie das so geht, wenn die Seele anfängt zu wandern. Es hat draußen arg gestürmt, aber um die Morgenstunde ist es stille geworden, und da ist er eingeschlafen. Wir haben ihn dann, wie sein Wunsch war, auf unserm kleinen Friedhof begraben, ganz in der Ecke, wo ein Dornenbusch steht. Das ist die Geschichte."

Der alte Herr schwieg und blickte durch das niedrige Fenster der Pfarrstube in die flimmernde Sommerluft.

„Es ist eine sehr einfache Geschichte," fuhr er nach einer Pause fort, „aber sie wird wohl noch viele Jahre in der Erinnerung der Leute haften bleiben, oder man wird zum mindesten den Grabstein zeigen, bis der Sand ihn verweht hat. Denn es ist das erste Mal seit Menschengedenken, daß man hier oben einen Fremden begraben hat, dessen Name bekannt war."

„Weithin bekannt," sagte Hugo, und der Geistliche schüttelte den Kopf.

„Weithin bekannt, sagen Sie? Es ist ja möglich, aber das macht hier keinen Unterschied. Wir wissen wenig von Ruhm. Wenn Sie das Grab sehen wollen, dann bin ich bereit, Sie hinzuführen."

Sie gingen hinaus, und im Norden der Kirche lag das Grab.

Die kleine Marmorplatte — es war die einzige auf dem ganzen Friedhof — trug Beckers Namen und darunter die Worte: „Schlafe, was willst du noch mehr?"

„So hatte er es angeordnet," sagte der Prediger. „Ich hätte schon lieber gesehen, wenn ein Bibelspruch auf den Stein gekommen wäre, denn meine Fischer wissen nichts von Goethe. Aber man soll einen letzten Willen achten, wenn er nicht gegen die gute Sitte geht, und dieses Wort läßt sich auch verschieden auslegen. Ich glaube, der Mann ist müde genug gewesen, um sich nach dem Schlafe zu sehnen."

Es war ein kleiner Vergnügungsdampfer von Munkmarsch angekommen, der noch denselben Tag die Rückfahrt antreten wollte, und das junge Paar begab sich in Begleitung des Geistlichen an den Strand, um das Schiff zu besteigen.

Unterwegs fragte Hugo, ob die alte Meiken noch am Leben sei.

„Sie ist noch nicht gestorben," sagte der Prediger, „aber wir haben sie hier im Dorfe unterbringen müssen. Das Häuschen zwischen den Dünen drohte vollständig zu versanden, und wir konnten die Frau nicht mehr allein lassen, denn das Alter hat ihren Geist getrübt. Sie spricht nur selten, aber wenn es geschieht, dann beschäftigen sich ihre Gedanken mit jemand, der wohl längst verschollen ist, dessen Rückkehr sie aber immer noch zu erwarten scheint. Ich glaube, es handelt sich um eine Jugendliebe, aber sie nennt keinen Namen, und die Leute, die darum wissen, sind wohl alle gestorben."

Hugo und Margarete verabschiedeten sich von ihrem Gefährten und bestiegen das Schiff. Sie hatten die Absicht, am folgenden Tage über Hoyer-Schleuse die Heimreise anzutreten und die dazwischen liegende Nacht in Westerland zuzubringen.

Sie kamen erst spät im Badeorte an und begaben sich sofort in ein Hotel; als aber am nächsten Morgen die Straßen noch still waren, drängte die junge Frau schon zum Verlassen des Zimmers.

„Das kleine Haus," sagte sie, „von dem du mir so viel erzählt hast, möchte ich sehen, bevor neugierige und teilnahmlose Fremde uns beobachten. Ich will nicht hineingehen, denn es werden fremde Leute darin wohnen."

Das einstige Heim von Ebe Hahn machte einen traurigen und verwahrlosten Eindruck. Im Garten wuchs alles wirr durcheinander, und die Scheiben der Fenster waren zum Teil zerbrochen. Eine alte Frau, die gerade vorüberging, blieb stehen und betrachtete verwundert das junge Paar.

„Da wohnt niemand," sagte sie, als Hugo die Hand auf das Thürschloß legte.

„Niemand?"

„Nein, das Haus steht leer, und auf dem Gericht suchen sie nach den Erben. Ebe Hahn ist ertrunken, das werden nun im Herbst zwei Jahre."

„Und Brigitte?"

„So. Sie haben die Leute wohl gekannt? Die Gitte ist auch fort — mit einer Taternfamilie; keiner weiß, wo sie geblieben ist."

Hugo und Margarete gingen langsam nach dem Badeort zurück. Sie wußten nicht, daß sie auf ihrem Erbe gewesen waren, denn Becker hatte das Geheimnis Ebe Hahns mit ins Grab genommen.

Aber Margarete sagte:

„Mir ist so traurig zu Mute. Der Mann, der einst dort wohnte, ist mir wie ein naher Verwandter, denn er hat dir das Leben gerettet und es mit seinem eignen Leben bezahlt. Wenn ich wenigstens eine Blume auf sein Grab legen könnte!"

So kamen sie an der Villa Nielsen vorüber.

Die Fenster des Erdgeschosses standen weit auf, und die weißen Vorhänge flatterten im Seewinde. Der Kapitän trat gerade vor die Thür und erkannte Hugo. Er begrüßte ihn freundlich und warf einen fragenden Blick auf die junge Dame.

„Meine Frau," sagte Hugo einfach, und der Alte blinzelte schlau mit den Augen.

„So, das ist hübsch, Herr Doktor, das freut mich. Was macht denn die Schriftstellerei?"

„An den Nagel gehängt, Herr Kapitän," entgegnete Hugo fröhlich, „ich ziehe jetzt künftige Gelehrte groß."

„Hm, ein ganz vernünftiger Gedanke. Aber wenn Frau Aurora das erfährt?"

Er schwieg einen Moment und blickte halb schelmisch, halb mißtrauisch nach Margarete hinüber.

Die aber sagte lächelnd:

„Mein Mann hat keine Geheimnisse vor mir, Herr Kapitän. Wissen Sie etwas von der Familie Schramm?"

„Freilich, gnädige Frau, eine ganze Schiffsladung voll. Sie haben sich angemeldet mit Sack und Pack. Fräulein Kläre hat ihren Assessor geheiratet, und Fräulein Asta —"

„Nun?" fragte Hugo gelassen.

„Fräulein Asta hat eine Verlobungsanzeige beigelegt. Ein Seifensieder ist es nicht, sondern ein Doktor. Papa Schramm wird schön geflucht haben. Und sie kommen alle in diesen Tagen."

„Schade," sagte Margarete, „daß wir gerade heute abreisen."

„Heute schon, gnädige Frau?"

„Wir haben nur Gräber gesucht," entgegnete Hugo leise. „Eins fanden wir oben im Sande, das andre — wird wohl draußen in der Nordsee sein."

Der alte Seemann war sehr ernst geworden.

„Ich kann mir denken, wen Sie meinen," sagte er endlich. „Ja, lieber Herr, ganz genau läßt sich das wohl nicht feststellen, aber ich glaube doch, daß er auch in geweihter Erde ruht. Die See reißt vieles weg, aber sie giebt auch manches wieder her. In dem Winter, als Ebe Hahn verunglückte, ist einer angetrieben. Das Gesicht war nicht mehr zu erkennen, und Kleider sind Kleider. So haben wir ihn auf dem Friedhof für Namenlose begraben. Es ist das letzte Grab in der Reihe. An die Gitte hatte niemand gedacht, aber als das Mädchen eines Tages die Uhr zu Gesicht bekam, die man bei dem Toten gefunden hatte, da sagte sie, es sei seine Uhr gewesen, und nun hätte er keinen Namen. Das mag alles richtig sein, aber wir ließen ihn dennoch liegen, wo er lag, denn er besaß ja keinen Anhang, und ob es sein richtiger Name war, weiß auch keiner."

Auf das letzte Grab in der Reihe legte Margarete eine Blume von ihrer Brust. Und dann trat sie mit ihrem Gatten an den Stein, der von der Hand einer Fürstin den Namenlosen gestiftet wurde, und während die Sonne ein freundliches Licht auf ihr blondes Haupt niedersandte, las sie die Inschrift der Marmorplatte:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose,
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose."

Die Wiener Schneebergbahn.

(Hierzu die Abbildungen Seite 550 und 551.)

Oesterreich ist die Geburtsstätte der Bergbahnen. Zu einer Zeit, als man in England und Amerika noch die Seilrampen, bei denen durch feststehende Dampfmaschinen mittels Seilen und Rollen die Wagen hinaufgezogen wurden, als einziges Mittel ansah, um mit Hilfe der Dampfkraft größere Anhöhen zu befahren, entstand hier im Jahre 1854 die großartige Anlage der Semmeringbahn zur Verbindung der Reichshauptstadt mit dem Adriatischen Meere. Ghega und Engerth waren die beiden Ingenieure, an deren Namen sich dieser große Fortschritt im Weltverkehr knüpft. Während Ghega über kühne Viadukte und hohe Stützmauern, durch tiefe Tunnels und Felsgalerien den Schienenweg in langen Schleifen über den 981 Meter hohen Semmeringpaß legte, verdankt man Professor Engerth die Konstruktion der ersten Berglokomotive, die vermöge ihres Gewichtes, also durch bloße Adhäsion, die Berghöhen zu erklimmen im stande war.

Die seither in allen Gebirgsländern entstandenen Alpenbahnen bedienen sich zumeist der Zahnräder und Zahnstangen; es sind keine Adhäsionsbahnen, sondern Zahnradbahnen. Solcher Art ist auch die Eisenbahn auf den Schneeberg an der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, die seit ihrer im vorigen Spätherbst erfolgten Fertigstellung bis zum Gipfel eine neue Sehenswürdigkeit der an Naturschönheiten so überaus reichen Umgebung Wiens bildet. Während in den dreißiger Jahren, wie ein Schriftsteller berichtet, eine Schneebergpartie vierzig Gulden und drei Tage Zeit kostete, erforderte bis in die allerjüngste Zeit die Partie von Wien aus doch immerhin noch anderthalb Tage. Oder man benutzte, ebenso wie die Wiener Sonntagstouristen, die Nacht zur Fahrt nach Payerbach-Reichenau und zum Aufstieg bis zum Baumgartnerhause. In Lederhosen und mit nackten Knieen, mit Laternen, Seilen und langen Bergstöcken ausgerüstet, geben diese Touristen an Samstagabenden auf dem Wiener Südbahnhofe prächtige Typen großstädtischer „Salontiroler". Sie übernachten in dem dem österreichischen Touristenklub gehörigen Baumgartnerhause auf der Kuhplake (1436 Meter) und setzen beim Morgengrauen den Aufstieg auf den Kaiserstein fort.

Dank der neuen Schneebergbahn kann man jetzt in Wien zu Mittag speisen, auf dem Schneeberg in der Seehöhe von 1771 Metern Alpenblumen pflücken und die „Jause" einnehmen und am Abend wieder in Wien sein, um von den Strapazen dieses Ausfluges ins Hochgebirge auszurasten.

Wir benutzen zu unsrer Schneebergfahrt die Semmeringbahn bis Wiener-Neustadt, der in den Kriegen gegen die

Türken und Ungarn „allezeit getreuen Neustadt“, deren von der Kaiserin Maria Theresia gestiftete Militärakademie die vornehmste Bildungsstätte der österreichischen Offiziere ist. Dort beginnt die neue Bahnlinie, die vorerst als gewöhnliche Adhäsionsbahn das ausgedehnte Neustädter Steinfeld und die „Neue Welt“ in schwacher Steigung durcheilt, bis sich hinter den Kohlenschachten von Grünbach der im Hintergrunde vom gewaltigen Schneeberg abgeschlossene Thalkessel von Puchberg unsern Blicken öffnet. Man hat es das österreichische Chamounixthal genannt, doch Johannes Nordmann, der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Schriftsteller, stimmt diesem Vergleich nicht zu, sondern meint: „Das Puchberger Thal hat so viele Schönheiten, daß es gar nicht notwendig ist, es mit irgend einem andern Thal in Vergleich zu stellen, um ihm seine Schönheit zu beglaubigen; es ist einzig in seiner Art.“

Bis in die fünfziger Jahre erfolgte der Aufstieg auf den Schneeberg von Puchberg aus, seit Eröffnung der Südbahn wurde jedoch die rascher erreichbare Reichenauer Seite bevorzugt, und erst die neue Schneebergbahn wird diesem Gebirgsdorf wieder zu seinem alten Ansehen verhelfen. Wir besteigen in Puchberg den luftigen Aussichtswagen der hier beginnenden Zahnradbahn, die uns in 70 Minuten auf den Hochschneeberg bringt. Die nach dem System Roman Abt überaus solid erbaute, $9^1/_2$ Kilometer lange Bergbahn ruht ganz auf Eisenschwellen, und die Zahnstange ist bei stärkeren Steigungen doppelt gelegt. Die Steigung erfolgt allmählich und ist an keiner Stelle so groß, daß ängstliche Personen befürchten müßten, von Schwindel befallen zu werden. Sie beträgt 13 Prozent im Durchschnitt und übersteigt 24 Prozent nicht, während die nicht so hoch reichende Rigibahn (1750 Meter) 19 Prozent und die etwas höhere Pilatusbahn (2070 Meter) sogar Steigungen mit 35 Prozent aufweist. An Länge übertrifft die Schneebergbahn nicht bloß die beiden genannten Alpenbahnen, sondern auch die Zahnradbahnen auf den Gaisberg bei Salzburg und den Schafberg im Salzkammergut.

Hinter der noch im Thale gelegenen Haltestelle Schneebergdörfel beginnt die Zahnradbahn stärker zu steigen, sie überschreitet den „Hanslitzsattel“ und erklimmt den bewaldeten „Hengst“, einen 1419 Meter hohen, langgestreckten Vorberg des Schneeberges, und bald eröffnen sich wunderbare Blicke in die von einzelnen Weilern und Ortschaften belebten Hochthäler. Der „Kaltwassersattel“, die Verbindung zwischen Hengst und Schneeberg, wird auf einer 10 Meter hohen, kunstvollen Stützmauer überschritten, und in der Station „Baumgartner“ taucht der gewaltige Rücken der Raxalpe auf. Das früher genannte Baumgartnerhaus ist von hier aus nach halbstündigem Waldspaziergang zu erreichen.

Schreiber chm.

Leo Arnoldi †,
Erbauer der Wiener Schneebergbahn.

Während unsre Berglokomotive Wasser aufnimmt, genießen wir in vollen Zügen die aus dem Bergwald streichende würzige Luft und können hoch oben auf der Steinwand des Waxriegels die deutlich sichtbare Spur der Bahnlinie erkennen. Der rote Beschlag des Kalksteines (Reiflingerkalk) macht die für den Bahnbau in den Fels gesprengte Furche weithin sichtbar. Nun kommen wir aus dem Hochwald in die Krummholzregion, und nachdem zwei Tunnels durchfahren sind, von denen der erstere ein sogenannter Kehrtunnel ist, macht der Zug auf dem Hochschneeberg Halt. Wir sind in der Endstation Waxriegel auf dem Luxboden, 1771 Meter über dem Meeresspiegel, fast 1200 Meter über dem Puchberger Thalboden.

Ein mit dem modernsten Komfort ausgestattetes Alpenhotel mit sechzig elegant eingerichteten Fremdenzimmern, dessen Plan von Baurat Fellner entworfen wurde, ladet zu längerem Verweilen hier oben ein. Das Haus gehört der Bahngesellschaft, die am Ausgangspunkte der Zahnradbahn in Puchberg ein zweites solches Hotel im Schweizerstil erbaut hat. Vom Hochschneeberg lassen sich die lohnendsten Bergtouren leicht unternehmen, so zum Klosterwappen (2075 Meter), dem höchsten Punkte des Schneebergs, oder auf den Kaiserstein (2061 Meter), der zweiten Kuppe, wo ein Denkstein an die Besuche des Kaisers Franz in den Jahren 1805 und 1807 erinnert. Man genießt von den Hochgipfeln eine entzückende Fernsicht, die sich bis zu den Sarnthaler Alpen im Süden, in die ungarische Ebene im Osten und bis zu den Bergen des Ennsthales im Westen, ja sogar bis in die Zillerthaler Alpen in Tirol erstreckt. Weitere Spaziergänge führen zu den im Gebirge zerstreuten Sennhütten oder zu den Schutzhäusern der verschiedenen Wiener alpinen Vereine, so auf einem von der Gesellschaft D'Kienthaler neu erbauten Hochsteig am Südabhang des Gebirges zur Kienthalerhütte und so weiter.

Zum Schlusse müssen wir des Erbauers dieser Bergbahn gedenken, des Kommerzienrats Leo Arnoldi, der die Fertigstellung seines letzten Werkes nicht lange überleben sollte. Er starb am 4. Mai 1898 im Alter von 55 Jahren. Ein Sohn Westfalens, wurde Arnoldi erst nach einer ehrenvollen Militärlaufbahn als preußischer Offizier Ingenieur und Bauunternehmer im großen Stile. Seine ersten größeren technischen Arbeiten führten ihn nach Brasilien, wo er acht Jahre verweilte, sodann wurden in Thüringen, Westfalen, im Odenwald und im badischen Schwarzwald, sowie an vielen andern Orten in Deutschland große Eisenbahn- und Tunnelbauten von ihm ausgeführt. Endlich besorgte er Arbeiten am Eisernen Thor und in Siebenbürgen. Die nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten ermöglichte Zahnradbahn auf den Schneeberg, diesen alten Liebling der Wiener, hat den Namen des wackeren Mannes auch in der österreichischen Kaiserstadt sehr bekannt gemacht.

Dr. Max Weinberg.

Hengstberg. Hotel Hochschneeberg. Waxriegel, 1800 m. Kaiserstein, 2061 m.

Puchberg mit Entwicklung der Wiener Schneeberg-Zahnradbahn.

Hotel Hochschneeberg, vom Luxboden aus gesehen.

Erster Tunneleingang.

Partie bei Station Baumgartner.

Baumgartnerhaus mit Raxalpe.

Hotel Hochschneeberg, vom Wazriegel aus gesehen.

Die Wiener Schneebergbahn.

Das welsche Blut.

Von

Margarete von Oertzen.

Die kleine Schenke zum „Weißen Rößl“ liegt einsam im Etschthale; die lichten Dächer des Dörfleins Lana grüßen traumhaft herüber vom Ufer des Stromes — die Etsch rauscht, und von den Steinbrüchen am Berge tönt ein feines Klingen und Klopfen, ein rastloses Pochen.

Knorrige Weiden in endlosen Reihen begrenzen die Wildgewässer, die in aufgeregten Wellen dem Flusse zueilen. Das Gebirge ist überwunden — alles ist still im Thale. Weich zieht die Luft durch die belaubten Wipfel, das hohe Gras beugt sich im Winde.

Hier giebt es Landstraßen, auf denen lange Wagenzüge wallen, hochbepackte, alte Kutschen, Gefährte, mit Leinwand verdeckt.

Das Mittelgebirge türmt sich zur Linken wie eine Riesenburg mit Mauern, Thoren und Zinnen.

Das „Weiße Rößl“ mit seiner Front heller Fenster schläft den Mittagsschlaf. Am Abend erst, wenn die Steinbrecher heimkehren nach Lana oder Burgstall, wacht man hier auf, und die Tische drohen zu brechen unter der Last von Krügen und Flaschen, die aufgetragen werden. Dann scheint der Mond auf die Wasser der Etsch und auch auf das Gesicht der blonden Maria, der Fünfundzwanzigjährigen, die als Eigentum das „Weiße Rößl“ von den Eltern geerbt hat und ein strenges Regiment führt.

Sie braucht niemand außer ihrer lahmen und blinden Großmutter, aber Maria ließe auch keinen gelten, der Augen im Kopf und flinke Beine hätte. Ein blutjunger Knecht, eine noch jüngere Magd sind Maria in der Wirtschaft behilflich.

„Hiesl,“ hatte sie zu dem jungen Menschen gesagt, „merk dir's, bei mir wird net viel g'redet, und das Mandervolk kann ich schon gar net leid'n. Du verstehst mich wohl!“

Der Hiesl zuckte stumm die Achseln, und der Vertrag war geschlossen. Die Maria jedoch hatte seit der Geschäftsübernahme manches Mal sich gewundert.

Die „Berger“ kamen, aßen und tranken. Sie „huckten“ stundenlang lächelnd, rauchend, singend vor ihrem Wein. Nie hatte Maria es nötig, einen zurechtzuweisen, nie sprühte ein schlecht verhehlter Wunsch, ein wärmerer Schein aus den blauen Tirolerаugen.

Beileib'! Sie hätten sich geschämt, ein alleiniges Weibsbild zu beleidigen. Die Maria war's zufrieden so. Doch sie konnte außer sich geraten, wenn ihr etwas quer ging, und dann schalt sie auf die dalketen Mander, die Wasser in den Adern hätten und stehend schliefen. Die Maria selber hatte welsches Blut von mütterlicher Seite — und das verträgt sich sehr schlecht mit dem tirolischen. Das Landl wurde ihr oft zu eng. Sie hatte keine Freude an Kirchtagen und an Gesang und Tanz. Sie konnte nicht halbe Tage lang ruhig mit einem Burschen hinter dem goldenen Terlaner sitzen, es zuckte ihr in Händen und Füßen, und die Frauen der Umgegend erklärten rundweg, die Maria vom Rößl sei wild wie eine Welsche.

Ein so guter Bissen das „Weiße Rößl“ für manchen gewesen wäre — niemand wollte die „Welsche“ in den Kauf, und die Bauerssöhne von Lana überlegten sich's noch reiflich, ob sie's mit dem welschen Blut versuchen wollten. Was ein rechter Tiroler ist, das läßt sich Zeit. Und so gingen sie noch immer wie die Katzen um den heißen Brei, zu Marias unsäglicher Verachtung.

Kein Freier kam, kein Liebhaber. Wie sie sie darum haßte, die blonde Maria! Sie schwor ihnen Rache zu. Sie hätte ganz Lana in Brand stecken mögen!

Mit unverhohlen spöttischen Blicken starrte sie nieder auf die Männer, die an einem warmen Märzabend unter der großen Edelkastanie am Tisch saßen. Auf den Wiesen ringsum gurgelte leise das geschmolzene Schneewasser. Die Luft war voll halblauter, weicher Töne, als ob Vögel im Schlafe zwitscherten. Stark und süß war der Geruch des ersten Laubes, das kaum den klebrig-braunen Knospen entquollen.

„Wann's ausg'schlafen habt, no schaut's, daß's weiterkommt,“ sagte Maria endlich laut und nüchtern. Sie hätte gern jeden einzelnen derb gerüttelt, so ärgerte sie sich darüber, daß sie schliefen in der Frühlingsnacht.

„Recht hast,“ erwiderte einer und erhob sich gehorsam. „Mei — wann amal Josephstag is, no schlaf' ich den ganzen Tag und wach' nur auf zum Essen!“

„Glaub's!“ gab Maria scharf zurück. „Vielleicht wachst dir alsdann a Nachtkapp'n aus'm Kopf!“

Der andre schickte sich ebenfalls zu solider Heimkehr an. „Wünsch' wohl schlafen, Mariele!“ sagte er, ihr zunickend.

„Mariele wann d' mich noch amal heißt!“ rief sie zornig, „und wild werd' ich wie a Katz'n!“

„Mei! War net bös gemeint. Zahl'n will i!“

Maria nahm grimmig das Geld in Empfang. Da hörte sie hinter sich eine leise gesprochene Bitte. Sie machte hastig Kehrt.

Es war ein großer Mann mit verwildertem Bart und Haar. In der Dunkelheit konnte sie seine Züge nicht unterscheiden. Nur seine schlechten, zerrissenen Kleider und eine weiße Binde, in der er den rechten Arm trug. Seine Haltung war nichts weniger als demütig.

„Magst mir kein Nachtessen geben? Ich verdien's morgen ab!“ sagte er zwischen den Zähnen mit heiserer, rauher Stimme.

„Ein Bettelmann!“ warf Maria enttäuscht hin. „Es ist arg auf der Landstraßen mit dem fahrenden Volk. Bal sein's Kesselflicker und bal Korbflechter — und a Karr'n habn s' und zehn Kinder, und stehl'n thun s' wie die Raben —“

„Ich bin kein solcher,“ sprach der Mann. „Mein Vater hat ein'n Hof g'habt, und ich bin in einem Schloß zur Welt kommen —“

„Ha, ha!“ lachte Maria. „Alle Kesselflicker und Mausfallenmanderl sein in Schlösser zur Welt kommen!“

„Es kann einer Unglück hab'n,“ fuhr der Arme fort.

„Ja!“ sagte Maria mit erhobenem Kopf. „Aber ich thät' mir 's Leben nehmen, eh ich betteln thät'!“

„So!“ rief er hitzig. „Hab' ich was von dir geschenkt wollen? Abverdienen will ich's, hab' ich g'sagt. Du bist die erste, die ich ang'sprochen hab' — du — dich werd' ich mir merken, Wirtin zum ‚Weißen Rößl‘, die mir kein Stück Brot net geb'n hat, aber den guten Rat, mir 's Leben zu nehmen —“

„Jessas,“ sagte Maria achselzuckend, „ich geb' dir schon was —“

„Wirklich?“ fragte der Fremde. „Ich bin völlig neugierig — der Hunger ist mir vergang'n. Was du mir giebst, heb' ich als Andenken auf.“

„Laß dich anschauen,“ spottete Maria, die sich heute um jeden Preis eine Abwechslung verschaffen wollte, „deinen Reden nach bist du ein Prinz oder leicht der Geist vom letzten Lebenberger?“

Der Mann richtete sich auf.

„Ich bin ein Steinbrecher und hab' mit'm Sprengen Unglück g'habt und mir den Arm verschoss'n — den Arm, der arbeitet und 's Brot verdient,“ sprach er ruhig und verächtlich. „Gut' Nacht!“

Die Röte schoß in Marias Gesicht. „Beileib'! Wart!“ rief sie hastig. Sie griff in die Tasche. Ein paar Münzen, ein Schlüssel, einige Knöpfe klirrten lose darin umher. Es mochten so zwanzig Kreuzer sein.

Maria raffte die Münzen zusammen und drückte sie dem fremden Mann in die heftig zitternde linke Hand. Er atmete laut. Seine Brust hob und senkte sich.

Maria fühlte Schrecken, Reue, Scham in ihrem Herzen erwachen. Tief und tiefer neigte sich ihre Stirn.

Durchbohrend weilten die Blicke des Fremden auf dem Frauenhaar, das wie Gold matt und doch glanzvoll schimmerte.

Die Finger schlossen sich um die Gabe. Ohne weiteres Wort wandte er sich kurz.

„Mein Gott,“ sagte Maria erregt zu den Tiroler Arbeitern, die noch immer dastanden und sich wunderten, „zum Krüppel g'schlag'n, betteln müssen, verhungern vielleicht, auf der Straßen umschleichen niemand zu Leid und zur Freud' — was liegt an so einem Menschen? Daß der noch leben kann...“

„No, wenn halt alle armen Teixel so denken thäten, was war' hernach später?“

„Net alle,“ stieß Maria hervor. „Aber die, die bessere Tag kennt hab'n — und dann betteln — was liegt an so ein'm Leben?“

Die Arbeiter bekreuzten sich verstohlen. Seit sie denken konnten, hatte noch kein Weibsbild so gesprochen. Sie fürchteten die Sünde und machten sich still und niedergeschlagen davon.

Maria trug mit fester Hand die leeren Krüge ins Haus, verschloß alle Thüren, löschte alle Lichter. Ihre Kammer, zu ebener Erde gelegen, hatte ein Fenster nach dem Garten hinaus. Maria kniete nieder, um den Rosenkranz zu beten. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihre geweihte Marienmünze heut von der Halskette verloren, im Sande wiedergefunden und in die Tasche gesteckt habe.

Das Herz klopfte ihr — die Münze war fort.

„Heilige Mutter Gottes, das ist die Straf'n!“ murmelte sie und verbarg den Kopf in den Händen. Mit der Münze war aller Segen von ihr gewichen; daran zweifelte sie nicht mehr. Aber auch ihr Stolz, ihre Kraft — die blonde, hochmütige Maria vom „Weißen Rößl“ war ein schluchzendes, schwaches Diandl geworden.

Vor Tagesanbruch erwachte sie mit schwerem Kopf und seufzte in der erdrückenden Schwüle der engen Kammer. Schon längst zogen schwere Lastwagen die Straße entlang, sie hörte das Knarren der Räder, das Knallen der Peitsche.

Die Wirtin vom „Weißen Rößl“ öffnete das Fenster, um den Morgen einzuatmen. Der helle Tau lag auf den Frühbeeten. Ein Busch mit Osterblumen duftete.

Und auf dem schmalen Sims draußen fand Maria, wohlverpackt in ein Läppchen, mehrere Kupferkreuzer und einen Zettel, mit unbeholfenen Zügen beschrieben. Alles naß von Tau.

Der Inhalt dieses sonderbaren Briefes lautete also:

„Das Geld, das Du, die Wirtin vom ‚Weißen Rößl‘, mir geschenkt hast, liegt vollzählig in dem Fetzele Tuch hier bei. Ich will's nicht. Das Tuch ist von meinem Hemd, einem Bettlerhemd, und wann Du's anrührst, so denk: was liegt an so einem Menschen? Denk aber auch an die Stunde, Du weißt schon, welche. Dafür behalt' ich das Marienmünzerl, das Du mir mit dem Geld in die Hand geben hast, und wann ich's anschau', will ich mich an das Weib ohne Herz erinnern. Was liegt an Weibern, wie Du eines bist, Wirtin vom ‚Weißen Rößl‘?“

Statt der Unterschrift drei Kreuze.

Maria biß sich auf die Lippen und starrte unverwandt gen Osten, wo eine Strahlengarbe das Nahen der Sonne verkündete.

‚Er hat's gehört,‘ dachte sie, und in ihrer Brust begann es zu nagen, als habe sie eine grimmige Schlange darin. Das Fetzchen Tuch, verwaschen grüngrau, mit den paar Kupferkreuzern hatte für sie fast etwas Lebendiges.

Fort damit! Ins Feuer! Oder besser in die Etsch, in den Wirbel —

Maria wickelte den Lappen samt dem Gelde in ein kleines Wolltäschchen, das die Mädchen an einem Bande als Amulett um den Hals tragen, und in dem sie meist ein Heiligenbild oder ähnliches bewahren. Dies Säckchen verbarg sie in ihrem Mieder.

Den ganzen Tag ging sie umher, als erwarte sie etwas. Die alte, lahme und blinde Großmutter saß allein auf der Bank vor dem Hause. Unheimlich still war's.

Maria schalt weder die Magd noch den Knecht aus.

Und Tage und Nächte schwanden. Drückend heiße Sommerwochen — tot war die Gegend, tot der Fluß, tot Baum und Strauch.

Als Monde verflossen, vergaß Maria den Frühling, nur eines vergaß sie nicht: daß es nun anders werden mußte. Mit dem neuen Wein sollte Jugend ins Haus, und waren's auch nur die Welschen — aber das ewige Schlafen sollte aufhören.

Das ging über Hiesls Horizont. Die Wirtin hatte ihm bei seinem Dienstantritt eingeschärft, daß er fein brav die „Dummheiten“ mit ihr lasse, und nun er so folgsam gewesen und nicht einmal einen kecken Blick auf sie geworfen, nun schalt und stieß

sie ihn herum, wo sie konnte, und verspottete den geduldigen, schwerfälligen Jungen, wo er ihr in den Weg lief.

Sauber war er ja und ein kreuzbraver Mensch.

Sie jagte ihn hin und her wie einen Hund, um plötzlich lächelnd mit einer Halben Extrawein vor ihm aufzutauchen und ihn mit sanften Worten zum Trinken zu ermahnen.

Eines Abends hatte er zum erstenmal scheu vor ihr die Augen niedergeschlagen. Doch sie that, als merke sie nichts, und begab sich früher als sonst in ihre Kammer.

In dem Gärtchen war ein geheimnisvolles Treiben. Der Herbst glühte in dem farbigen Laub, duftete aus den Scheunen, aus den Weinbergen. Die Hauswände strömten alle Sonnenwärme wieder aus, die sie am Tage eingesogen. Auf den Wegen schlüpfte es, brach ein Zweiglein.

Der Hiesl!

‚So a Narr!‘ dachte Maria. Den Mut, gleich bei ihr zu fensterln, hätte sie ihm gar nicht zugetraut.

Plötzlich wurde sie sehr rot. Neben dem Schatten des Knechtes lief ein zweiter, kleinerer Schatten hin. Dann verschwammen die beiden Schatten in einen einzigen großen.

Maria schlug das Fenster zu. Am andern Morgen jagte sie ihren Knecht und ihre Magd unbarmherzig vom Hofe.

„Ich hab's ja g'sagt,“ sprach sie kalt. „Das giebt's net bei mir. Nie net! Ich schau' mich um nach einem andern Knecht!“

Mehr als zehn meldeten sich bei der Rößlwirtin. Sie schickte einen um den andern fort. Jedem neuen sah sie prüfend in die Augen und winkte ihm ab, ehe er noch ein Wort geredet hatte.

Das war wieder ihr unbändiger Trotz! Bei diesem gefiel ihr die Nase nicht, bei jenem die Stirn; der war zu dick und der zu klein.

So verging die Zeit. Am Ende der Woche wanderte ein großer Mensch dem „Weißen Rößl“ zu. Seine Kleider waren feiner, als die der Knechte sonst zu sein pflegen. Um den Leib trug er den roten Stoffgürtel der Welschen. Auch die Hutform entsprach nicht der des Deutschtirolers. Seine blassen Züge waren scharf geschnitten, der Mund unter dem dunkeln Schnurrbärtchen verächtlich geschwungen. Spöttisch war auch der Ausdruck der schwarzen Augen, in deren Pupille ein gelbes Licht brannte, wie eine Lampe, die man abends in der dunkeln Weinlaube anzündet.

Sofort war Maria mit sich einig: der wird mein Knecht.

Sie zwang sich zu eisiger Gleichgültigkeit, als der Fremde zum Gruß den Hut abnahm und sich in knappen Worten um die freie Stelle in ihrem Hause bewarb.

„Wohl,“ sagte sie und schlug voll die Augen zu ihm auf. „Es ist nur eine Bedingung —“

„Welche?“ sagte der Mann und sah auf sie nieder.

Maria errötete zu ihrem Aerger.

„Ihr meint leicht, ich könnt' vergessen, daß ich der Knecht bin, und daß Ihr die Wirtin seid? Nein, ich vergess' das net.“

„O, beileib',“ stammelte Maria und fuhr mit der Hand über ihre glühende Stirn. „Es ist alles recht und in Ordnung. Wie thust du dann heißen?“

„Magst mich Raffaëllo rufen.“

„So bist ein Welscher?“

„Von Trento her.“

Maria frohlockte innerlich. Dieser Schlag ins Gesicht den Frauen und Männern von Lana, wenn sie es wagte, einen Welschen anzustellen! Wie sollten sie hüpfen und springen und lamentieren und büßen für die Langweile, die Maria verkosten mußte!

Sie stand auf, stützte die Hand fest auf den Tisch, und während das Blut in ihren Schläfen pochte, sagte sie ruhig: „Du bleibst.“

Raffaëllo wandte sich ebenso ruhig fort ins Haus. Aber seine Zähne blitzten in einem bitteren Lächeln.

Am Nachmittag schon kam eine Nachbarin, um sich zu erkundigen, ob die Wirtin vom „Weißen Rößl“ wirklich statt eines alten Meraners einen jungen Welschen als Knecht genommen.

„Ich hab's gethan,“ sagte Maria. „Ich kann nehmen, wen ich will!“

„Und du willst ein glattes Gesicht; das muß man dir lassen!“ sagte die Nachbarin verbissen.

„Meinst, ich mag einen Schiachen, jede Stund' am Tag mich dran zu argern?“

„No, freilich, jede Stund' am Tag! Wie lang dauert's, und er huckt bei dir und is Rößlwirt!“

Maria flammte auf. „Und wann's so ist! Der Weg ist frei! Sie können's ja auch probier'n, die Buab'n von Lana!“

Die Nachbarin verabschiedete sich im Grimme.

Die Gefahr brannte ihren Söhnen und dessen Kameraden auf den Fersen. Das „Weiße Rößl“ stand auf dem Spiel! Die ledigen „Mander“ beschlossen insgeheim, einen Sturm zu wagen und ihr Glück zu versuchen.

Als Maria dies hörte, feierte sie den größten Triumph ihres Lebens.

*

„Heut abend wird ganz Lana und Burgstall kommen,“ sprach Maria über die Schulter zu ihrem neuen Knecht. „Du hast alles zu thun und zu besorgen, grad', als ob du Wirt wärst. Hast verstand'n?“

„Ja,“ antwortete Raffaëllo scheinbar demütig. „Ich bleib' in meiner Kammer. Jetzt sollen sie sich die Füß' wundlaufen.“

„Mir scheint, du bist net gut auf die Buab'n von Lana zu sprechen.“

Maria lächelte sanft und wiegte sich in den Hüften. „Ärgern möcht' ich s'!“

„Und da soll ich dazu helfen,“ sagte er halblaut. „Wann ich sie aber argern thu', Rößlwirtin, was giebst mir dann?“

„Was du willst,“ sagte Maria gedankenlos.

„Ein Halbe? Oder ein neues Schnürl um'n Huat? Leicht ein grünes —“

„Geh, mach weiter,“ rief die Wirtin erbost; „warum net gleich 's ‚Weiße Rößl‘?“

„Ich will's ja net g'schenkt, abverdienen will ich's,“ sagte Raffaëllo langsam.

Sie horchte auf, und eine Blässe flog über ihr erhitztes Gesicht.

„Wirst schon blaß vor Angst und Schrecken, Rößlwirtin,“ lachte Raffaëllo. „Freilich, wann's gilt, die Laner Buab'n durchs Fensterl in die Etsch —“

„Ich hoff', du richtest kein Unglück net an,“ sprach Maria und zupfte an ihrer Schürze. „Nur argern sollst die Lackln, wie s' mich geargert hab'n. Zeigen sollst ihnen: die Maria vom ‚Weißen Rößl‘ braucht das Mandervolk net — sie können heimgehn!“

„Die Maria vom ‚Weißen Rößl‘ braucht das Mandervolk,“ gab Raffaëllo zurück. „Denn sie braucht mich!“

Maria glühte den Vermessenen mit lodernden Augen an.

Wortlos standen sie einander gegenüber, die Frau in ohnmächtiger Wut bebend — der Mann in fast starrer Ruhe, die Stirn gerötet, mit zitternden Nasenflügeln.

„Was wagt der Knecht?“ stieß sie nach einer bangen Minute hervor.

„Ich bin noch nie kein Knecht net gewesen,“ flüsterte der Welsche dicht vor ihr. „Ich bin auch deiner net. Ich dien' dir frei, weil mir's g'fallt.“

„Und wenn ich dich von der Thür jag' —“

„Du jagst mich net,“ sprach er noch leiser, „Du net. In deine Augen hat's gestanden, wie die Schrift auf einem Marterl, warum du den Welschen nimmst. Und der Welsche hat's g'hört, wie du dich um ihn mit die Nachbarn verfeindet hast. Und da hab' ich dein Knecht sein wollen, net weil du Rößlwirtin bist, sondern weil du ein schön's Diandl bist ohne Herz. Man hört's so! Ich hab' halt die Herzlosen sakrisch gern. Und wann die Buab'n von Lana dir lieber sein als wie ich, so jag mich.“

Mit halbgeöffneten Lippen lauschte Maria der seltsam leisen, einschmeichelnden Stimme, die so Ungeheuerliches mit einer ihr fremden Betonung sprach.

Sie wollte auffahren, den Kecken strafen, ihm die Thür weisen — ihre ganze Natur lehnte sich gegen ihn auf.

Und dann war er fort und sie allein mit den gewohnten Menschen, dem gewohnten Schlafe, der gewohnten Einsamkeit.

„Was fallt dir ein?“ sagte sie endlich zornig. „Was für ein Recht nimmst dir?“

„Ich spiel' keine Komedi — auch für dich net, Rößlwirtin. Steh' ich heut abend für dich meinen Mann als einer, der hier was zu sag'n und zu befehl'n hat, so soll's auch so bleib'n. Ich zieh' den Herrn, net an wie a Narrenhemd.“

Maria faltete die Hände auf der Brust. Sie schwieg und kämpfte mit sich.

„Wie soll's sein?“

„Zeig den Laner Buab'n den Meister,“ sagte sie erstickt und ging mit festen Schritten aus dem Zimmer.

Sie wußte, daß sie sich damit in seine Macht gegeben. Warum that sie's? Weil sie um jeden Preis für die Jahre der Langweile an den Laner Männern sich rächen wollte? Oder war's der unerklärliche Zwang, der von dem Fremden ausging, dem Fremden, der zugleich ihr Knecht war? Es dünkte sie, als sei sie ohnmächtig vor ihm, als seien ihre Hände gefesselt unter dem dämonisch brennenden, hohnvollen Blick ihres — Knechtes.

Keine Arbeit wollte ihr gedeihen. Die Arme sanken ihr schlaff herab.

Schwül war's, schwül von Ereignissen, von Rache und Kampflust.

Das italienische Blut der Mutter überschwemmte die paar ruhigen Tropfen des tirolischen Blutes. Maria war kräftig, glühend, ein willensstarkes Weib; Er, der Knecht, ihr verwandter Stammesgenosse.

Und über die Alpen zog der heiße Sirokko und trug den Duft von Zitronen und Orangenblüten auf den versengten Flügeln. Maria hatte einen frischen Zitronenzweig mit drei reifen, schweren, goldenen Früchten einst auf dem Koffer eines Reisenden gesehen, der über die Alpenpässe gekommen, und es hatte sehnsüchtig gezuckt in ihrem Herzen.

Nun duldete es sie nicht im Hause. Ihre Brust bebte in jubelnden Siegergefühlen.

All die bedachtsamen Männer, die bis heute das Mädchen verschmäht, bewarben sich um das Haus, sobald sie fürchten mußten, ein fremder Mann werde beides über ihre Köpfe hinweg gewinnen. Es kam Leben in die Schläfer, wie die Angst vor dem Sturme eine Herde zu rasendem Laufe treibt.

Ein Welscher das „Weiße Rößl“! Wer duldet's? Ein reicher Gemeinderatssohn von Untermais wettete mit dem dicksten Weinbauern von Lana, daß es dennoch ein Deutscher über den Fremden davontragen werde. Das gäbe einen Kirchtagsschluß! In Meran war Kirchtag gewesen. Für die von Lana und Burgstall endete er im „Weißen Rößl“ am Ufer der wilden Etsch.

Und die Etsch hat auch welsches Wasser unter ihren deutschen Wellen.

Als es Abend wurde und sich die Ebene in fahlgraue Gespinste hüllte, blitzte es hell und gelblich auf: die Lichter vom „Weißen Rößl“.

Der Knecht stand in der Thür, hemdärmelig, wie es sich gehörte, nur statt des breiten ledernen Gürtels des Tiroler Bauern den roten Stoff um die Hüften. Das ließ ihn so schmiegsam erscheinen.

Maria hatte nur einen flüchtigen Blick auf ihn geworfen, ehe sie ihre Kammer aufsuchte. Er war anders als die andern; darum gefiel er ihr.

> „Wie hast du doch vor allen
> Mir gefallen;
> Um deinen roten Gürtel, um deinen Mund so rot,
> Vom Brenner bis zur Mendel schreit meine Liebesnot!“

Dies Verslein kam Maria in den Sinn. Der Reisende mit dem Zitronenzweig hatte es gesungen.

In ihrer Kammer saß sie, gewärtig der nahenden Dinge — der Ankunft ihrer plötzlich aufgetauchten Bewerber, der Enttäuschung dieser Männer, wenn sie keine Wirtin, sondern nur einen Knecht fanden.

Sie fanden sich allgemach ein. Jeder hing seinen Hut an den Nagel, sprach bedächtig seinen Gruß und bestellte ehrsam und ernsthaft eine Halbe oder ein Viertele. Man schielte auch nach der Zither. Vielleicht konnte man sich die Gunst der schönen Wirtin ersingen.

So mancher trug ein genaues Verzeichnis seines Viehstandes, der Größe seiner Ländereien in der Tasche. Das Brüllen einer Kuh ist lockender als das Klingen der Zithersaiten. Je älter und häßlicher die „Mander“ waren, desto mehr Vieh besaßen sie. Gerechtigkeit im Leben muß sein!

Maria pries ihre Klugheit, die sie einst ihre Kammer neben der Wirtsstube hatte wählen lassen.

Der Riegel war zwar vorgeschoben, allein sie hielt ihr Ohr gegen das dünne Holz der Thür gepreßt und konnte voll Schadenfreude Raffaëllos spöttische Begrüßung vernehmen.

Jetzt mußte er die Stube verlassen haben, um Wein zu holen, denn man redete freier.

„Ein verflixt sauberes Mannsbild is er ja,“

„Im Rößl, im weißen,
Brennt a Feuerl im Haus;
Wie mein Diandl thut heißen,
Das plausch' ich net aus!

Und so manch a Mann
Hat schon sakrisch than,
Weil ma a Feuerl net
Abbusseln kann!“

„Müßt sie halt selber frag'n.“

„Sag's, sie soll kommen.“

„Das gehört net zu meinem Amt. Ich hol' euch Wein aus'm Keller, aber net die Wirtin aus der Kammer.“

„Mir scheint,“ sagte der dickste Weinbauer von Lana, „der welsch' Hahn stellt sein'n Kamm?“

Orangen gefällig? Nach dem Gemälde von F. Andreotti.

sagte einer. „Und die Weiber sein unklug, was das Ding angeht. Aber mein Vieh kann sich auch sehen lass'n!“

„Es nimmt mich nur wunder, wo die Wirtin bleibt.“

„Die werd'n wir bald hab'n!“ meinte ein andrer selbstgefällig und nahm die Zither. Dazu sang er in der Fistelstimme:

Ein Hallo — dann Stille.

„Sie kommt net.“

„Sie hat dich fein net g'hört.“

„Knecht, wo ist die Wirtin?“

Maria horchte hoch auf.

„In ihrer Kammer“, sagte Raffaëllo gelassen.

„Ho, ho! Was hat die Wirtin in der Kammer zu suchen, wann Gäst' da sein?“

„Pocht ans Thürl!“

„Ans Thürl wird net pocht,“ sagte Raffaëllo ebenso ruhig wie vorher.

Stühle knarrten und stürzten um. Es wurde laut drinnen.

„Der Knecht spielt Meister,“ sagte einer herausfordernd. „Wir sein Bauern! Der Knecht gehört net zu uns!“

Das Erzherzog Albrecht-Denkmal in Wien. Nach dem Entwurf von Professor Kaspar von Zumbusch.

Originalzeichnung von Erwin Pendl.

„Habt's recht — drum hinder' ich euch net, euch fortz'machen!"

Ein Tumult entstand. Siedend heiß stieg es den Bauern in die Köpfe. Vorbei alle Träumerei, die lächelnde Ruhe, das bedächtige Abwägen.

„Wann's an Schneid hast, komm her!"

„Wann die Thür zu eng ist, es sein Fensterln da!" schrie Raffaëllo.

Der Mann mit der Zither sprang auf den Tisch und stieß mit heiserer Stimme ein Trutzg'sangl hervor:

„Ans Thürl thun ma schlag'n
Mit g'nagelte Schuah,
Den Knecht thun ma frag'n,
Leicht pfeift er dazua!"

Zugleich fuhr die Lauscherin erschrocken zurück, denn die Thür bebte unter wuchtigen Faustschlägen. Rufen, Schreien, Klirren zerbrochener Gläser.

„Jessas Maria, was hab' ich 'than!" murmelte das Weib erbleichend. „Das hab' ich net g'wollt — das net."

Die Ohren brannten ihr. Das Poltern hörte auf.

„Was wollt's, ihr Lackl?" donnerte Raffaëllos Stimme. „Bis jetzt hat keiner den Schneid g'habt, leis und alleinig an das Thürl zu klopfen. Drum rucken's zu zwölft an und pochen laut und mit die Füaß'! 's fahrt sicherer!"

Ein Wutgebrüll antwortete ihm. Ein dumpfer Fall — Raffaëllo hatte mit einer einzigen Armbewegung den nächsten weit zurückgeschleudert.

Maria hatte die Hand am Riegel. Sie wollte öffnen und mitten unter die Streitenden treten — der Trotz siegte. Sie ließ die Hand sinken.

„Nur kein Blut net!" stöhnte sie und begann zu beten. Laut — immer lauter.

„Wir verlangen die Wirtin, und das ist unser Recht!"

„Und sie mag net kommen, und das ist ihr Recht!"

„Reißt's den Welschen von der Thür! In den Garten — ans Fenster!"

Maria wich entsetzt in den äußersten Winkel ihrer Kammer zurück. Wenn es den gereizten Männern gelang, den Garten zu erreichen, so war sie vor keiner Beleidigung sicher — sie selbst hatte zu schwer beleidigt. Das ließ kein Tiroler sich gefallen, sie wußte es wohl.

Der Kies des Gartens knirschte unter den sich nahenden Schritten.

„Maria! Maria!" schrie es dicht unter ihrem Fenster.

„Sie soll's sagen, ob der Knecht ihr Mann wird!"

Maria sank auf die Kniee, zitternd, nach Art der schwachen Weiber, die schonungslos kränken und zag zusammenbrechen, wenn die Gekränkten die Waffe umkehren.

Da, wieder Raffaëllos Stimme. Nah, ganz nah.

„Wer's wagt, den erwart' ich!"

Ein Stampfen auf feuchter Gartenerde — brechendes Holz — das waren die Stangen der Reben am Hause — Stöhnen, Ringen, Gelächter, Drohen, Gemurmel.

Der erste lag am Boden, raffte sich auf, schüttelte sich. Einer nach dem andern kam an die Reihe. Nur die älteren Männer waren scheltend und fluchend fortgegangen.

Maria hielt noch immer die Hände krampfhaft gefaltet. Es war plötzlich so ruhig geworden. Keine Stimme mehr, nur humpelnde, schwerfällige, verhallende Schritte.

„Raffaëllo!" sagte sie schwach. Sie dachte nicht an die alte Großmutter, die in der Kammer neben ihr schlief und hilflos und ängstlich im Bette lag; wild und wirr jagten sich die Gefühle in ihrem Kopf und ihrem Herzen.

Nun pochte es ganz leise.

„Ja," sprach sie mühsam und laut.

„Ich — Raffaëllo."

Sie schob den Riegel zurück. Er stand vor ihr; das Blut sickerte aus einer kleinen Kopfwunde unter dem schwarzen Haar hervor.

Hinter ihm das Chaos — umgeworfene Stühle, zerbrochene Krüge, zersplitterte Fensterscheiben.

„Was du mir jetzt schenken sollst — hab' ich's verdient?" fragte er.

Raffaëllo faßte sie an beiden Armen und küßte sie auf den Mund.

Maria seufzte wie auf den Tod getroffen. Sie stieß ihn mit der geballten Faust vor die Brust und taumelte zurück. In ihren Adern rauschte eine empörte Flut und verdunkelte ihr Bewußtsein.

Unter einem Dache mit ihrem Knecht? Nein! Das war alles, was sie denken konnte.

Raffaëllo blickte ihr mit grimmigem Lachen nach, wie sie durch die geöffnete Thür wankte, auf die Straße.

„Solche Weibsen muß ma quälen, quälen, bis sie tot zusammenbrechen," stieß er hervor.

Er verschloß sorgfältig das Haus, gebot der vor Schrecken verdummten Magd, auf die alte Frau acht zu geben, und folgte dem Diandl, das er aus dem eignen Hause vertrieben.

Man schlief in den Dörfern. Nicht Mensch, nicht Hund rührte sich mehr. Schloß Lebenberg hob sich, wie von silbernen Quadern erbaut, von der dunkeln Erde in das Mondlicht hinein.

Auch hier schliefen die Bewohner. Der alte Burghof schien belebt von wunderlichen Gestalten — das waren die Schatten gewaltiger Kastanienbäume, die so viele Jahrhunderte zählten wie die Mauern dort.

Leer gähnten die Fenster verlassener Türme. Auf dem Söller wehte der Nachtwind.

Beschwerlich war der Weg zu dem Burghof von Lebenberg. Er führte den steilen Felsen hinan, der von der Mauer jäh in die Tiefe abfiel.

Maria flog den Pfad hinauf. Sie begehrte die Höhe, die freie Luft.

Die Bergketten verschwammen im Duft, über dem Thal zitterte das blaue Mondgeheimnis — goldene Feenwohnungen, getragen von den Etschwellen, erstanden vor Marias heißen, schweren Augen.

Sie lehnte sich über die Balustrade und sah das unendliche Gewirr von Ginster und Epheu sich den Felsen emporranken.

Fort! Flüchten vor ihm — sie fürchtete ihn —, in den Mondschein hinabstürzen, den Mondschein trinken mit Mund und Blick, in den Mondschein greifen, um der dunkeln Macht zu entrinnen.

Auf den Steinen des Hofes schallten die festen Schritte Raffaëllos.

„Maria!" sagte er laut und beinahe feierlich, „Maria!"

Sie lachte und sprang auf die Mauer — mit hoch erhobenen Armen — unter ihr noch immer das Gleißende, die helle Mondverführung.

Ihre Gestalt auf der Mauer, fast durchsichtig von Licht, blendete Raffaëllo, wie eine Erscheinung den Irdischen blendet.

„Maria! Hilf!" sagte er gepreßt und that einen Sprung.

Sie hatte sich nicht gerührt. Er hielt ihre Kniee umfangen und stammelte: „Was hast thun wollen, Maria! Was hast thun wollen!"

Von seinen Armen stieg es ihr warm in das entsetzenstarre Herz. Eine süße Schwäche löste ihre Glieder. Sie sank von der Mauer hinab in seine Arme.

Er hielt sie leicht umfaßt.

„Maria! Maria!" flüsterte er. Sie saßen nebeneinander auf einer Steinbank.

Plötzlich griff Maria an ihren Hals. „Es ist fort," sagte sie leise. „Ich muß es holen. Laß mich. Es ist fort."

„Was ist fort?"

„Das Am'lett."

„Bleib!" befahl er herrisch.

„Es ist den Felsen hinabg'fallen."

Er drückte sie nieder auf ihren Sitz. Sie sah, wie er mit einem Sprung über die Mauer war.

Lange dauerte es, bis er wiederkam. Seine Hand war von Dornen zerstochen. Sie hielt das Stoffbeutelchen mit den Kupferkreuzern und dem Fetzen der Bettlerjacke.

„Es ist im Epheu hangen blieben," sagte er mit eigentümlicher Stimme. „Ich hab's geholt. Also ein Fetzele Zeug und ein paar Kreuzer sein dein Amulett, Maria?"

Maria errötete. In den Augen des Knechtes aber flimmerte es seltsam und trügerisch.

„Maria," sagte er, „ich hab' kein Haus und Hof, und wegen mir dürftest du das ‚Weiß' Rößl' heut noch herschenken. Ich will dich. Arm bin ich — und doch schäm' ich mich net, mich und meine Armut dir anzutragen. Denn an einem Menschen liegt mehr als am Geld und am Gut. Ich will dich abverdienen, Maria!"

Wieder überkam sie das Grausen wie vor etwas Unheimlichem.

Unter Furcht und Liebe gelobte sie, sein Weib zu werden.

*

Raffaëllo und Maria standen in der leeren Wirtsstube — allein. Der Hochzeitslärm war verklungen, jenseits der Etsch verhallten die übermütigen Ländlerweisen.

Sogar die Liebe war trotzig bei diesen Trotzigen; sie äußerte sich fast wie Zorn, wie Feindschaft, wie leidenschaftlicher Haß.

Still, weich, kühl floß der feuchte Abendhauch durch das geöffnete Fenster. Mit ihm der Mondschein. Und das Licht flackerte.

Marias Kopf war auf die Brust gesenkt, Raffaëllos hoch erhoben.

„So arm ich bin, Maria, ich hab' doch eine Gabe für dich," sagte er nach langer Pause. Er ging auf sie zu mit ruhigem Schritt und legte einen kleinen, blanken Gegenstand vor ihr auf den Tisch.

Maria beugte sich darüber und richtete sich nicht mehr auf. Ihr Nacken, ihre Wangen wurden weiß.

Es war ein gewöhnliches Marienmünzerl, und sie kannte es.

„Maria!"

„Raffaëllo!" sprach sie dumpf. „Raffaëllo! Wo hast's her? Wer hat dir's geben? Wer?"

„Du hast mir's geb'n!" sagte er langsam.

Sie schlug beide Hände vors Gesicht.

„Du bist's! Du!" Sie verstummte. Er, den sie verspottet, verhöhnt, von dessen Bettlerjacke sie das Läppchen auf dem Herzen getragen.

„Ich hab' dir's zeigen wollen, was an so einem Menschen liegt, Maria, ich hab' mir's geschworen! Und wann ich's hab' vergessen wollen, das Münzerl da hat mich dran gemahnt. Keine Ruh' net hat mir's g'lassen — keine mehr — gehungert hab' ich, bis mein Arm gesund war und ich im Sommer hab' arbeiten können, für zehn, bis ich mir a G'wand verdient hab' und a Geld, und bis die Zeit kommen is, dir's heimzuzahl'n. Hast mich nimmer kennt ohne Bart und am hellen Tag — gelt, net? Und jetzt, als mein Weib, sag's noch amal: ‚Was liegt an so einem Menschen?'"

Maria blickte ihn an. „Und desweg' hast mich zum Weib g'nommen," sagte sie. „Aus Haß und Rache. Hoff aber net, daß du's auskosten kannst, den Haß und die Rach', denn wenn auch 's ‚Weiße Rößl' dein ist — ich bin noch net dein. Ich lach' und lass' dir 's Haus und geh' über die Alpen."

„Woher weißt dann, ob ich net jetzt mein'n Huat nehm' und dasselbige Bündele, mit dem ich kommen bin, und zu dir sprech': ‚Rößlwirtin, leb wohl — behüat di Gott — mein Amt is aus,' und fortwander' und vergess', daß ich ein Weib haben soll — woher weißt das?"

Maria bebte in empörtem Stolz.

„Vergiß, was du heut in der Kirch' geschworen hast," sagte sie feierlich, ihre Stimme mühsam meisternd. „Geh! Und ich geh' auch. Aber ein'n Feind hast in deinem Leben — den fürcht — mich!"

„Und zum Abschied, Maria, zum Abschied, was thuat ma seinem Feind?"

Sie zog den goldnen Ring mit den beiden Herzen und den verschlungenen Anfangsbuchstaben ihres und seines Namens vom Finger.

„Das . . . das!" Der Ring rollte zu Boden.

„Und die Kreuzer — und das Fetzele von meiner Jacken," sagte Raffaëllo, den Ring in der Hand wiegend. „Ich möcht' sie auch."

„Nein," sprach sie zornig, „die net. Die gehören mein. Ich will nichts von dir, Raffaëllo, als ein Fetzele Tuch. Das, wann mir's nimmst —"

Große Thränen traten in ihre starren Augen.

Raffaëllo beachtete es nicht. Er riß seinen Hut vom Nagel und verließ das Zimmer.

Maria sah sich um, faßte an ihre Stirn.

Hochzeit! Heute war Hochzeit gewesen. Es überlief sie heiß, dann eisig.

Gedemütigt! Verspottet! Er hatte ihr Gleiches mit Gleichem vergolten. Wie schämte sie sich!

Sie atmete gepreßt und schrie dann auf in sehnsüchtigem Schmerz.

Durch dieselbe Thür, an welche die Laner Buab'n im Zorn geschlagen, über dieselbe Schwelle, auf der Raffaëllo sie geküßt, ging Maria in ihrer Verlassenheit, in der Einsamkeit der kalten Herbstnacht.

Das Fenster zum Garten war offen, eine Scheibe lag zersplittert am Boden. Das Glas war mit Gewalt von außen eingedrückt worden.

Inmitten der Kammer stand Raffaëllo.

Sie sprachen kein Wort. Marias Trotz war gebrochen.

Seine Hände faßten die ihren wie mit Eisenklammern, und aus seinen Augen blitzte die wilde, grimmige Liebe des Welschen ... die Liebe, die quält, und die gequält wird.

Eduard von Simson †.

(Siehe das Porträt Seite 543.)

Hochbetagt, im neunundachtzigsten Lebensjahre, ist am 2. Mai in Berlin Martin Eduard von Simson gestorben, ein Mann, der in den um die Einigung unsers Vaterlandes geführten politischen Kämpfen mehr als irgend ein andrer das Vertrauen seiner Mitstrebenden genossen hat. Man hat den Dahingeschiedenen den „geborenen Präsidenten“ genannt, und er hat ein Recht auf die Beilegung dieses Ehrennamens gehabt. In Frankfurt am Main wurde er im Jahre 1848 schon bei der ersten Bureauwahl zum Sekretär, im September sodann zum Vizepräsidenten und nach Gagerns Eintritt in das Reichsministerium im Dezember zum ersten Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. Ebenso fiel ihm am 20. März 1850 das Präsidium des „Volkshauses“ im Erfurter Parlamente zu. Zehn Jahre später verlieh ihm das preußische Abgeordnetenhaus die Würde seines ersten Vorsitzenden. Vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1874 führte er das Präsidium des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und des Deutschen Reichstags, und er würde noch länger an der Spitze der letzteren Körperschaft gestanden haben, wenn nicht Rücksichten auf seine Gesundheit ihn im gedachten Jahre zur Niederlegung seiner Würde und bald darauf zum Rücktritt von dem politischen Leben genötigt hätten.

Während seines politischen Wirkens hat Simson Tage erlebt, wie sie nicht so leicht einem Sterblichen beschieden werden. Zweimal wurde er dazu ausersehen, einem Sproß des Hohenzollernhauses die deutsche Kaiserkrone anzubieten, einmal als das Jahr 1849 die ersten Reifnächte auf den „Völkerfrühling“ des vorhergehenden Jahres folgen ließ, und das andre Mal, nachdem Deutschland siegreich aus dem ihm im Jahre 1870 von Frankreich aufgedrungenen Kampfe hervorgegangen war. Etwas von der hoffnungsfreudigen Stimmung des Vorjahres mochte aufleben, als am 28. März 1849 feierliches Glockengeläute der Frankfurter Bevölkerung verkündete, daß in der Paulskirche die Entscheidung in der Kaiserfrage zu Gunsten des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gefallen sei, und auch der Abordnung, die den Beschluß der Nationalversammlung nach Berlin übermitteln sollte, fehlte es auf ihrem Wege und bei dem Betreten der preußischen Landeshauptstadt nicht an stürmischen Huldigungen. Um so herber gestaltete sich die Enttäuschung beim Empfange der Deputation im Rittersaale des königlichen Schlosses am 3. April. Der König erklärte auf Simsons Anrede, daß er die Krone nicht auf Grund der deutschen Reichsverfassung annehmen könne, da er ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter Deutschlands eine Entschließung nicht fassen wolle. Was folgte, ist zu bekannt, als daß hier daran erinnert zu werden brauchte. Simson selbst hätte wohl nicht gedacht, daß es ihm noch einmal beschieden sein solle, mit einer ähnlichen Botschaft an ein gekröntes Haupt betraut zu werden. Und doch sollte es so kommen. Aber um wie viel glänzender und hoffnungsfreudiger gestalteten sich diesmal die Verhältnisse! Am 3. Oktober 1867 konnte Simson als Präsident des ersten verfassungsmäßigen Reichstags des Norddeutschen Bundes dem König Wilhelm von Preußen die Adresse dieser Körperschaft nach der Burg Hohenzollern überbringen, und am 18. Dezember 1870 empfing der Monarch ihn an der Spitze der Abordnung des Norddeutschen Reichstags, die den König um Annahme der deutschen Kaiserkrone bitten sollte, in der Präfektur von Versailles. Simson wies in einer kurzen Ansprache auf die Verfassungsänderungen hin, durch die dem künftigen deutschen Staat und seinem Oberhaupte Benennungen gesichert würden, „auf denen die Ehrfurcht langer Jahrhunderte geruht, auf die das Verlangen des deutschen Volkes sich zu richten nicht aufgehört habe“, und erinnerte daran, daß der Empfang der Deputation des Reichstags in einer Stadt erfolge, in der mehr als ein verderblicher Heerzug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gerichtet worden sei. Dann verlas er die Adresse mit solcher Wärme und solchem Nachdruck, daß allen Hörern die Thränen in die Augen traten. Der König war auf das tiefste bewegt und erwiderte voll Ergriffenheit, daß er mit dem Einverständnis der deutschen Fürsten und der freien Städte dem Rufe freudig folge!

Simson war eine zu fein organisierte und vornehme Natur, als daß er sich je selbst vorgedrängt hätte. Die Rolle, die er in der Geschichte unsers Vaterlandes zu spielen berufen war, wurde ihm von dem natürlichen Verlaufe der Dinge entgegengebracht, von dem Vertrauen, das seine Persönlichkeit unwillkürlich in den Kreisen seiner näheren und weiteren Umgebung erweckte. Simsons ungewöhnliche Begabung kündigte sich schon während seiner Jugendzeit an. Am 10. November 1810 in Königsberg geboren, erledigte er seine Schul- und Studienzeit so rasch, daß er schon mit 18 Jahren das juristische Doktorexamen bestehen konnte. Dem jungen Gelehrten wurde von der Regierung ein Reisestipendium gewährt, das ihm Gelegenheit zu einem längeren Aufenthalt in Paris bot, sowie zum Studium der auf den dortigen Bibliotheken untergebrachten handschriftlichen Schätze juristischer Natur. In Paris, wohin er kurz nach der Julirevolution gekommen war, gewann Simson auch gegenüber dem neuerwachten politischen Leben zum ersten Male nachhaltigeres Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, habilitierte er sich an der dortigen Hochschule 1831 als Privatdozent für römisches Recht. Im Jahre 1833 erhielt er eine außerordentliche Professur; im folgenden Jahre zum Mitgliede des Tribunals für das Königreich Preußen berufen, wurde er 1836 ordentlicher Professor, und 1846 erfolgte seine Ernennung zum Rat bei dem genannten Tribunal. Im Jahre 1848 entsandte ihn seine Vaterstadt in die Nationalversammlung zu Frankfurt. Seiner Thätigkeit in derselben ist bereits gedacht worden, ebenso seiner Wirksamkeit im Reichstag zu Erfurt. Vom Jahre 1852 an zog er sich von der thätigen Beteiligung am öffentlichen Leben zurück, sich ganz den Obliegenheiten seines richterlichen und akademischen Berufes widmend. Erst 1858 wandte er sich wieder dem politischen Leben zu, nachdem er inzwischen zum Vizepräsidenten des Appellationsgerichtes in Frankfurt a. d. O. ernannt worden war. Im Jahre 1869 wurde ihm die erste Präsidentenstelle an diesem Gerichtshofe übertragen. Bei der Errichtung des Reichsgerichts in Leipzig am 1. Oktober 1879 fiel ihm, dem „geborenen Präsidenten“, die Leitung dieser obersten Reichsbehörde zu, um deren lebenskräftige Einrichtung er sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1891 legte er, 81 Jahre alt, das Präsidium des Reichsgerichts nieder, um sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Daß der Dahingegangene ein Freund und gründlicher Kenner der klassischen Litteratur war, braucht hier kaum besonders hervorgehoben zu werden. Bekannt ist die Verehrung, die er unserm Dichterfürsten Goethe zollte. Als Jüngling hatte er noch dem Olympier von Weimar in die Augen blicken können. Kein Wunder daher, daß auch die deutsche Goethegesellschaft ihn zum „Präsidenten“ erkor, und dieser Präsidentschaft ist er denn auch bis zu seinem Tode getreu geblieben.

Die großen und bleibenden Verdienste Simsons haben vielfach Würdigung und Anerkennung gefunden, die höchste jedenfalls durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens seitens des schon todkranken Kaisers Friedrich III. im Frühjahr 1888. Hätte das deutsche Volk Bürgerkronen zu verleihen, so würde es die Ehre dieser Auszeichnung jedenfalls dem Manne zuerkannt haben, dem es zweimal in seinem Leben beschieden war, einem Herrscher zu nahen, um ihn zur Annahme des kaiserlichen Stirnreifs zu bestimmen!

Die Neubauten der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

(Siehe die Abbildungen Seite 546.)

In den Tagen vom 17. bis 19. Mai beging die Technische Hochschule in Karlsruhe die Feier der Einweihung ihrer Neubauten: des botanischen und des elektrotechnischen Instituts, sowie des Aula- und Hörsaalbaues. Das botanische Institut, ein schmucker und freundlicher Bau, erhebt sich am ehemaligen Durlacherthor. Dahinter liegen die Gärten mit ausgedehnten Gewächshäusern. Von der Straße aus erblickt man im Hintergrunde eine gewaltige, malerische Felsgruppe mit kühn aufragenden Schroffen und wild zerklüfteten Zacken: das Alpinum. Zwischen steil abstürzenden Felswänden, wert, von kühnen Bergsteigern bezwungen zu werden, dehnen sich nach allen Richtungen friedliche Thäler aus, in denen eine reiche Alpenflora gedeiht. Selbst ein Hochgebirgssee und ein Sturzbach fehlen nicht. Direktor des auf der Höhe der Zeit stehenden Instituts ist Professor Dr. Ludwig Klein.

Das elektrotechnische Institut, erbaut von Oberbaurat Professor Warth, dem Erbauer der Straßburger Universität, hat seinen Platz zwischen dem Hauptbau der Hochschule und dem Fasanengarten. Es ist ein weltabgeschiedener Ort, zu dem kein Straßenlärm dringt, so recht für eine Unterrichtsanstalt geeignet. Das Aeußere weist nur einfachste Formen auf, auch im Innern ist jeder überflüssige Schmuck vermieden, und doch muten einen die hellen Gänge und Lehrsäle recht freundlich an. Der Eichraum mit seinem Gewölbe erinnert fast an ein gemütliches Klosterbräustübchen. Das Gebäude enthält ferner mehrere Laboratorien, Hörsäle, Professorenzimmer, Werkstätten, alles licht und geräumig, und endlich den großen Maschinensaal, ausgestattet mit allen Apparaten und Maschinen der Elektrotechnik. Eine Unmasse von Drahtleitungen durchzieht die Korridore und Lehrräume, deren Einrichtung und Ausstattung in jeder Weise den höchsten Anforderungen an ein derartiges Institut entspricht. Die Leitung liegt in den bewährten Händen des Hofrats Professor Arnold, einer Autorität auf dem elektrotechnischen Gebiet.

Nicht weit davon erhebt sich der größte der drei Neubauten, der Aula- und Hörsaalbau, nach dem Entwurfe und unter der Oberleitung des Oberbaudirektors Professor Dr. J. Durm erbaut. Er ist zwei Stockwerke hoch und besteht aus einem nach Norden ebenfalls dem Fasanengarten zugewendeten Flügelbau von 93 Meter, einem solchen nach Süden von 89 Meter und je einem nach Osten und Westen von 52 Meter Länge. Die beiden ersteren Flügel sind in der Mitte durch einen 13 Meter breiten Zwischenbau verbunden, neben dem rechts und links je ein großer Hof liegt. Der Bau dient den graphischen Lehrfächern und der Repräsentation der Hochschule, die bis dahin über keinen Festraum verfügt hatte. Daneben haben hier die zoologischen Sammlungen ein Heim gefunden.

Das Untergeschoß birgt die Räume für den Thonmodellierunterricht, für die Arbeiten der Studierenden der Zoologie und enthält außerdem eine Gipsgießerei, Kammern zur Aufbewahrung von Modellen, sowie die Heizungsanlage. Im ersten Stockwerke haben die zoologischen und kunstgeschichtlichen Sammlungen, die darstellende und praktische Geometrie, sowie (im Querbau) zwei Hörsäle Platz gefunden, von denen der größere 225 Zuhörern Raum bietet. (Ueber diesen beiden Hörsälen liegen zwei von gleicher Ausdehnung im zweiten Stock des Querbaues). Im zweiten Stockwerke ist die Architektur untergebracht; deren Räume bestehen aus vier großen Zeichensälen mit 120 Tischen; außerdem liegen hier noch weitere große Säle für Figuren- und Ornamentenzeichnen, für Aquarellieren, ein Konstruktionssaal, Räume für Sammlungen von Handzeichnungen und Photographien, eine Bibliothek. In den zum Teil zweischiffigen Korridoren sind Kupferstiche, Photographien, Zeichnungen, Baumodelle ausgestellt. Während der West-, Ost- und Nordflügel sowohl im Aeußern wie im Innern schlichte Einfachheit aufweisen und hier alles dem praktischen Zwecke untergeordnet ist, zeigt die Fassade des an der Südfront 11 Meter vorspringenden und 30 Meter langen Mittelbaues eine reiche Gliederung. In ihm befindet sich im zweiten Stockwerke die Aula. Auch diese sollte nach der ursprünglichen Bestimmung gleich den übrigen Räumen einfach ausgestattet sein, doch ermöglichten es freiwillige Gaben von ehemaligen Studierenden der Hochschule, im Betrage von 80000 Mark, sowie ein größerer Beitrag von seiten der Stadtgemeinde, dem Festsaale eine reiche künstlerische Ausschmückung zu geben. An der westlichen Schmalseite ist über der Bühne mit dem Rednerpult und den Bronzestatuen der Viktoria und der Klio ein fast die ganze Wand bedeckendes, farbenprächtiges allegorisches Gemälde von Professor Ernst Schurth (Karlsruhe) angebracht. Darunter stehen in Marmor gegraben die Namen der vier größeren technischen Hochschulen mit dem Jahr ihrer Gründung: Berlin 1799, München 1808, Stuttgart 1829, Hannover 1831. Dazwischen das badische Staatswappen, ausgeführt von der Württembergischen Metallwarenfabrik in Geislingen. Neben den Marmorpfeilern, die rechts und links von dem Schurthschen Gemälde stehen, erblickt man die Büsten des badischen Fürstenpaares, darunter Gemälde, die Stammschlösser Hohenbaden und Hohenzollern darstellend. Die gegenüberliegende Schmalwand zeigt bei ähnlicher Gliederung oben ein Gemälde: „Die Fama“ von Professor Wolf in Venedig, darunter eine Widmungstafel und rechts und links davon das Heidelberger Schloß als Vertreter der Renaissance-Baukunst (gemalt von Hesse in Karlsruhe) und das Freiburger Münster als Repräsentant der mittelalterlichen Baukunst (gemalt von Lugo in München). Vier Marmortafeln zeigen die Namen der Hochschulen Dresden 1828, Darmstadt 1836, Braunschweig 1862, Aachen 1870. Zwischen den von den Bildnissen Robert Mayers und Alfred Krupps flankierten Tafeln ist das Karlsruher Stadtwappen sichtbar.

An den beiden ebenfalls reich gegliederten Langseiten sind große Gemälde mit Ansichten kunstgeschichtlich hervorragender Bauwerke angebracht: das ägyptische Theben (von Professor Krabbes), der Konstantinbogen und das Kolosseum in Rom (von R. Baumeister), der Dom in Worms (von Manuel Wielandt), der Dom in Florenz (von Hellwag), sowie kleinere Bilder (Partien aus der römischen Campagna, die Wasserleitungsbogen und etruskische Felsengräber). Von den Malern Kemmer und Hollmann gemalte allegorische Gestalten versinnbildlichen die Fakultäten der Hochschule: Architektur, Forstwissenschaft, Maschinenbau, Ingenieurwissenschaft, Chemie, Elektrotechnik. Ferner zeigen eine Reihe von Rundbildern die Porträts von hervorragenden Technikern, die zum großen Teil an der Karlsruher Hochschule gewirkt haben. 160 Glühlichter sind bestimmt, den 12 Meter breiten, 27 Meter langen und 12 Meter hohen Festraum bei Nacht zu beleuchten, während drei mächtige

Bogenfenster dem Tageslicht den Eintritt gestatten. Der Saal macht trotz seiner üppigen, farbenglühenden Ausstattung einen durchaus harmonischen Eindruck und dürfte zu den schönsten und vornehmsten Festräumen Deutschlands gehören. Wie der den Lehrzwecken dienende übrige Teil des Aula- und Hörsaalbaues in seiner wohlerwogenen Anordnung und in seiner geschickten Ausnutzung des verfügbaren Raumes dem praktischen Blicke des Erbauers ein ehrendes Zeugnis ausstellt, so läßt nicht minder der Festsaal, dessen Entwurf ebenfalls von Oberbaudirektor Professor Dr. Durm herrührt, den mit feinem Kunstverständnis begabten Meister der Innendekoration erkennen. **K. Morat.**

Das Erzherzog Albrecht-Denkmal in Wien.

(Siehe die Abbildung Seite 555.)

Am 21. Mai, genau neunzig Jahre nach dem glorreichen Tage von Aspern, der im Jahre 1809, ebenso wie heuer, auf den Pfingstsonntag gefallen war, wurde in Wien das Denkmal des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht enthüllt, dessen Waffenruhm an den seines Vaters, Erzherzog Carl, des Siegers von Aspern, heranreicht. Es ist das fünfte in der Reihe der großen Denkmäler, die Oesterreich seinen berühmten Heerführern errichtet hat, und reiht sich den Reiterstandbildern des Prinzen Eugen, des Erzherzogs Carl, des Fürsten Schwarzenberg und des Feldmarschalls Radetzky würdig an. Das Denkmal des Helden von Novara und Mostara, des Siegers von Custozza, ist das Geschenk der österreichisch-ungarischen Armee zum Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph am 2. Dezember vorigen Jahres; die feierliche Uebergabe mußte wegen des Todes der Kaiserin Elisabeth verschoben werden. An der Spitze des Denkmalkomitees stand Erzherzog Friedrich, der Neffe und Erbe des verstorbenen Marschalls. Die Enthüllung, die im Beisein des Monarchen, fremder Fürstlichkeiten, der Erzherzoge und des Generalstabs, sowie der Hof- und Staatswürdenträger erfolgte, gestaltete sich zu einer imposanten militärischen Feier, wie sie Wien seit langem nicht gesehen hat. Sie galt nicht bloß dem berühmten Feldherrn, sondern auch dem ehemaligen Generalinspektor der österreichisch-ungarischen Armee, der sich unvergängliche Verdienste um die Reform des Wehrsystems und die Neugestaltung der ganzen Armee des Reiches erworben hat. Seinem berühmten Vater gleich, hat sich Erzherzog Albrecht, der auch den Rang eines preußischen Generalfeldmarschalls bekleidete, auch als militärischer Schriftsteller einen Namen gemacht.

Die $5^1/_2$ Meter hohe Reiterstatue ist die jüngste große Arbeit des Professors Kaspar von Zumbusch, dem Wien das figurenreiche Maria Theresia-Monument und auch das Reiterstandbild Radetzkys verdankt. Ueberraschende Porträttreue des Marschalls, sowie die edle Haltung und Gangart des Pferdes kennzeichnen das Werk des berühmten Meisters, dem es wieder gelungen ist, alle Schwierigkeiten eines Reiterstandbildes glücklich zu überwinden. Auf der hohen Augustinerbastei vor dem Palast des verblichenen Erzherzogs gelangt das gewaltige Monument zu ruhiger Wirkung, denn die Welle des großstädtischen Verkehrs, die sich aus der Augustinerstraße und aus den andern, aus der inneren Stadt auf den Albrechtsplatz mündenden Straßen gegen den Opernring ergießt, flutet tief unten vorüber. An dieser Stelle stand einst das alte Kärthnerthor. Das alte Palais und der schöne „Albrechtsbrunnen“ mit seinem „Danubius mit der Vindobona“, sowie den die Nebenflüsse und Zuflüsse der Donau allegorisierenden Marmorfiguren verleihen der darüber thronenden Erzstatue einen imposanten Rahmen. Der trefflich gelungene Guß der 10 000 Kilogramm schweren Reiterstatue erfolgte in der k. k. Kunsterzgießerei in Wien, die seit ihrem Uebergang in den Besitz des Herrenhausmitgliedes Arthur Krupp in neuem Aufschwung begriffen ist. Den sich mächtig aufbauenden Sockel bildet dunkelgrauer, weiß gesprenkelter Granit aus den Brüchen des Erzherzogs Franz Ferdinand bei Konopischt in Böhmen. Große, geschmackvoll stilisierte Bronzeschilder tragen die Widmungen. Man liest auf der Stirnseite des Denkmals: „Feldmarschall Erzherzog Albrecht von Oesterreich. 1817—1895“ — auf der linken Sockelseite: „In dankbarer Erinnerung an den siegreichen Feldherrn und väterlichen Führer“, — auf der rechten Sockelseite: „Dem Allerhöchsten Kriegsherrn Sr. Majestät dem Kaiser und König Franz Josef I. zum 2. Dezember 1898 Oesterreich-Ungarns bewaffnete Macht.“ **M. W.**

Ludwig Büchner †.

Am 1. Mai dieses Jahres ist Professor Ludwig Büchner in seiner Vaterstadt Darmstadt im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm ist der volkstümlichste Vorkämpfer jener, um die Mitte dieses Jahrhunderts sich geltend machenden materialistischen Weltanschauung dahingegangen, die alle Lebenserscheinungen auf chemisch-physikalische Vorgänge zurückführen zu können glaubte und in Karl Vogt ihren geistvollsten und in Moleschott ihren wissenschaftlich tiefsten Vertreter finden sollte. Büchners Werk „Kraft und Stoff“, das in erster Auflage im Jahre 1854 erschien, wirkte geradezu sensationell, es wurde alsbald in das Französische, in das Englische, in das Italienische, in das Spanische, in das Polnische, in das Ungarische und das Schwedische übertragen und mußte Jahrzehnte hindurch immer wieder neu aufgelegt werden. Und doch war es eine in ihrem wissenschaftlichen Gehalte nur mäßige Leistung, die kaum der von ihrem Verfasser verfochtenen Sache zu gute gekommen wäre, wenn sie nicht von einer geradezu glänzenden Darstellungsgabe getragen worden wäre und in ihr nicht auf das bündigste die Schlußabrechnung mit der jämmerlich in sich selbst zusammengebrochenen deutschen Naturphilosophie Hegelschen und zuletzt Schellingschen Gedenkens ihren Ausdruck gefunden hätte. Büchner errang den Haupterfolg seines Lebens als Wortführer einer durchaus berechtigten Reaktion. Die wissenschaftlichen Ansichten, die Büchner in dem Buche „Kraft und Stoff“ und einer Reihe diesem folgender Werke vertrat, vermochten auch tiefere Geister nicht zu dauernder Geltung zu bringen. Dem Dahingegangenen wird indes für immer das Verdienst verbleiben, daß er durch die anregende Art seines Vortrags das Interesse der gebildeten Welt wieder den Naturwissenschaften zugewandt hat. Er war klar und anschaulich in seinen Darlegungen und verstand es vortrefflich, selbst kompliziertere biologische Vorgänge dem Laien verständlich zu machen. Mit Häckel hat er am meisten dazu beigetragen, in Deutschland weiteren Kreisen das Verständnis für die Forschungen, Entdeckungen und Theorien des großen englischen Gelehrten Charles Darwin zu erschließen. Büchner war ein Forscher von vielseitiger Bildung, ein Charakter von größter Rechtlichkeit und ein Mann von ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Umgangsformen. Er stammte aus einer geistig hervorragenden Familie. Sein älterer Bruder ist Georg Büchner, der frühverstorbene geniale Dichter von „Dantons Tod“; sein jüngerer Bruder Alexander ist der bekannte Litteraturhistoriker; seine Schwester Luise hat sich als Romanschreiberin und Vorkämpferin in der Frauenfrage einen Namen gemacht. Ludwig Büchner war am 28. März 1824 in Darmstadt geboren; er studierte Medizin und habilitierte sich im Jahre 1852 als Privatdozent an der Universität Tübingen. Die Herausgabe seines Buches „Kraft und Stoff“ machte seiner Lehrthätigkeit ein vorzeitiges Ende. Er kehrte nach Darmstadt zurück und wirkte daselbst bis an sein Ende als praktischer Arzt und Schriftsteller.

Ludwig Büchner.

Zu den Bildern auf „Zeit und Leben“.

Bei seinem Besuche des Reichslandes stattete das deutsche Kaiserpaar am 3. Mai auch dem Odilienberge in den Vogesen einen Besuch ab. Der 826 Meter aufragende Odilien- oder Ottilienberg führt seinen Namen nach der heiligen Ottilie, Schutzpatronin des Elsaß und Tochter des Alemannenherzogs Eticho I., der ihr zu Ehren hier um 680 ein Kloster errichten ließ. In demselben verfaßte im zwölften Jahrhundert die Aebtissin Herrad von Landsperg den litteraturgeschichtlich berühmten „Hortus deliciarum“. Im Jahre 1546 wurde das Kloster durch Feuer zerstört, im siebzehnten Jahrhundert wieder erbaut, 1853 erneuert und den Franziskanerinnen übergeben. Die eine unsrer Abbildungen zeigt, wie das Kaiserpaar vor dem Portale des Klosters von dem Bischof Dr. Fritzen und der Generaloberin begrüßt wird. Das andre Bild veranschaulicht eine hübsche Scene, die sich bei der Verabschiedung der hohen Gäste abspielte. Kaiser Wilhelm hatte seinerzeit Patenstelle bei dem siebenten Sohne des Polierers Karl Schaaf in Klingenthal übernommen. Hier nun wurde ihm das inzwischen herangewachsene Bürschchen nebst den Eltern vorgestellt. Der Kaiser reichte seinem Paten die Hand und fragte ihn, was er werden wolle. Auf die Antwort „Soldat!“ folgte die Erwiderung: „Nun, dann werde ein tüchtiger Soldat.“

Arge Verheerungen hat am 30. April der Brand auf der Germania-Werft in Kiel angerichtet, der in der elektrischen Zentrale, anscheinend infolge von Kurzschluß, ausbrach und mit Blitzesschnelle die sämtlichen Gebäude an der Südseite ergriff, wo das Gebälk mit den geteerten Pappdächern dem Feuer reiche Nahrung bot. Zum Glück blieben die Hellingen verschont, auf denen eine außerordentlich wertvolle Last ruhte: die Neubauten des „Ersatz König Wilhelm“ und eines kleinen, gleichfalls für die deutsche Kriegsflotte bestimmten Kreuzers wie des für Rußland erbauten großen Kreuzers „Askold“. Der Verlust ist insofern als ein verhältnismäßig geringer zu bezeichnen, als von dem Brande meist nur alte Baulichkeiten betroffen wurden. Rühmend ist es anzuerkennen, daß die Verwaltung der Werft, obwohl natürlich vorläufig eine Arbeitseinschränkung eintreten mußte, nicht einen ihrer 1800 Arbeiter entlassen hat.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 23.

Von Dr. Th. Schaad in Schaffhausen.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 20:

W. 1. Tg8—e8
S. 1. f6—f5
W. 2. Tf3×f5†
S. 2. e6×f5
W. 3. Se7×d5 matt.

A.

S. 1. Sh7—g5 ꝛc.
W. 2. Tf3—f5†
S. 2. e6×f5
W. 3. Se7—g6 matt.

Der Versuch 1. Tg8—a8 f6—f5 2. Se7—g8 scheitert an 2 . . . . Sg8—f6.

Partie Nr. 24.

Gespielt zu Prag 1898. (Der „Sammler“ empfiehlt diese zwischen zwei anerkannten Problemmeistern gespielte Partie ihres eleganten Schlusses wegen der Beachtung.)

Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß: J. Svejda. — Schwarz: J. Kotrc.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Sb1—c3	Ta8—b8 [4])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	18. Dd1—a4	Dc6—a8
3. Lf1—c4	**Sg8—f6**	19. a2—a3 [5])	Lc8—d7
4. Sf3—g5 [1])	d7—d5	20. Da4—a5	Tf8—e8
5. e4×d5	Sc6—a5	21. b2—b4 [6])	e4—e3!
6. Lc4—b5†	c7—c6	22. Le2—f3	Ld7—c6
7. d5×c6	b7×c6	23. d4—d5	Lc6—d7
8. Lb5—d2	h7—h6	24. g2—g3	Tb8—b6
9. Sg5—f3	e5—e4	25. Lc1—b2	Da8—b7 [7])
10. Sf3—e5	Dd8—c7	26. Lf3—e2	Ld7—h3
11. d2—d4	Lf8—d6	27. Tf1—e1	Db7—e7
12. f2—f4	0—0	28. Le2—f3	Sf6—g4 [8])
13. 0—0	c6—c5	29. Sc3—e4	Ld6×f4!
14. c2—c3	c5×d4	30. g3×f4	De7—h4
15. c3×d4	Sa5—c6 [2])	31. Da5×a7 [9])	Dh4—f2†
16. Se5×c6 [3])	Dc7×c6	32. Se4×f2	e3×f2†
		Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Diese Fortsetzung ist bekanntlich für den Anziehenden ungünstig; es ist daher besser, mit 4. d2—d3 in die italienische Partie einzulenken.

[2]) Der schwarze Bauer e4 steht sehr stark und für das weiße Spiel hinderlich. Durch den Textzug wird der Bd4 angegriffen, da auf Sc6×d4 die Dame nicht wiedernehmen kann.

[3]) Auf die Erhaltung des gutstehenden Springers hätte Weiß Bedacht nehmen sollen. 16. Lc1—e3 ging zwar nicht wegen Sf6—d5; dagegen kam 16. Kg1—h1 in Betracht.

[4]) Schwarz will Lc1—e3 verhindern.

[5]) Es drohte Tb8—b4. Deshalb und um den Lc1 frei zu machen, empfahl sich statt des Textzuges 19. Da4—c2.

[6]) Damit wird die Dame vollends abgesperrt; aber es giebt kaum ein andres Mittel, die Entwicklung des Damenflügels zu ermöglichen.

[7]) Mit der Drohung Tb6—a6. Weiß wäre derselben besser mit 25. b4—b5 begegnet.

[8]) Ein fein berechneter Angriffszug, dessen Bedeutung vom Gegner nicht erkannt wird.

[9]) Auch andre Züge retten die Partie nicht; zum Beispiel folgte auf 31. Se4—g3 31. . . . . Sg4×h2 nebst 32. . . . . Tb6—g6.

Kleine Mitteilungen.

— In der Meistergruppe der Winterturniere der Berliner Schachgesellschaft erstritten H. Caro, E. Schallopp und Th. von Scheve, die von 18 zu spielenden Partien je 13 gewannen, gemeinschaftlich den 1., 2. und 3. Preis (300, 150 und 100 Mark) mit je $183^1/_3$ Mark; Boehlke und W. Cohn (je $10^1/_2$ Gewinnpartien) den 4. und 5. Preis (60 und 40 Mark). Stichkämpfe fanden, nachdem die Turniere ohnehin lange genug gedauert hatten, nicht statt.

— Am 30. Mai beginnt der große internationale Schachkongreß in London, auf dem ein Zweirundenturnier für 16 bis 18 Meister ersten Ranges mit Preisen von 250 bis herab zu 20 Pfund Sterling und ein Einrundenturnier für sonstige Spieler mit Preisen von 70 bis 5 Pfund zum Austrag gelangen sollen.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

Nº 34.

Aus Zeit und Leben.

Begrüßung durch den Bischof Dr. Fritzen.

Nach Momentaufnahmen von Hofphotograph E. Jacobi in Metz.

Die Vorstellung des kleinen Paten.

Das deutsche Kaiserpaar auf dem Odilienberge im Unterelsaß, 3. Mai 1899. (Text Seite 558.)

Die Brandstätte auf der Germania-Werft in Kiel. (Text Seite 558.)

Nach einer photographischen Aufnahme von Renard & Voß in Kiel.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

„**Erbonkels Geburtstag**“ von H. Haase, Hamburg.

Notizblätter.

Tonkunst.

— Hofkapellmeister a. D. W. W. Steinhart in Stuttgart feierte am 19. Mai den achtzigsten Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich trotz seines hohen Alters einer seltenen geistigen und körperlichen Frische. Aus Anlaß seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums am Königlichen Hoftheater zu Stuttgart haben wir in Nr. 33 unsers Jahrganges 1891/92 nähere Daten über seine künstlerische Laufbahn und seine erfolgreiche Wirksamkeit gegeben. Zum Beweise der geistigen Regsamkeit des Jubilars fügen wir noch hinzu, daß er noch in jüngster Zeit als Komponist thätig war. Möge dem in weiten Kreisen hochverehrten Jubilar noch ein langer, freundlicher Lebensabend beschieden sein!

— Im Verlage von Robert Forberg zu Leipzig erschien eine neue, vorzüglich bearbeitete Ausgabe von Czernys „Schule der Geläufigkeit“. Carl Heinrich Döring, Professor am Königlichen Konservatorium in Dresden, hat sich der großen Mühe unterzogen, unter der gewaltigen Menge der von Meister Czerny nachgelassenen Werke (es sind an Etüden, Uebungsstücken und Präludien allein 1571!) diejenigen Etüden auszusondern und in einem Verzeichnis möglichst stufenweis aufzuführen, die für den Schüler am förderlichsten sind. Durch genaue Prüfung der Fingersätze sowie der dynamischen Bezeichnungen der Czernyschen Originalausgaben und durch teilweise Richtigstellung des Notentextes hat Döring somit eine für die schnell und leicht fördernde Unterrichtspraxis höchst wertvolle Arbeit geliefert. An eignen Kompositionen bietet Carl H. Döring im gleichen Verlage 14 Klavier-Etüden für vorgeschrittenere Spieler. Auf genauestem Studium Czernys beruhend, sind diese Etüden doch ganz origineller Art.

Richard Kleinmichel, der sich durch seine vorzüglichen Bearbeitungen der Klavierauszüge älterer Opern längst ruhmvoll bekannt gemacht, ließ bei Robert Forberg „6 brillante Etüden“ für das Pianoforte erscheinen, op. 61. Der Titel sagt von selbst, für welche Stufe des Klavierspiels die Uebungen berechnet sind. — Six morceaux pour le piano, op. 24, von Max Reger nennt sich eine Reihe ziemlich schwieriger, aber ansprechender Kompositionen, die im gleichen Verlage erschienen sind.

— „Zwei geistliche Stücke“ („Melodie“ und „Hymne“) betiteln sich zwei Kompositionen von Hans Hiller (Verlag von Gebrüder Hug & Comp., Zürich). Die Sachen sind für Violine und Orgel wie für Violoncell und Orgel gesetzt, können aber auch für Harmonium und Pianoforte gelten. — Gleichfalls im Hugschen Verlage erschien ein Lieder-Album von Wilhelm Baumgartner, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Der 45 Lieder enthaltende Band bietet eine Reihe gediegener Tonstücke, die bei mäßiger Höhe sehr ansprechend sind, erfindungsreich in den Melodien, die sich über das Alltäglich-Banale vieler modernen Kompositionen durchaus erheben.

Kunst.

— Das von Julius Hoffmanns Verlag in Stuttgart herausgegebene Werk „Der moderne Stil“ hat mit dem fünfzehnten Hefte den ersten Band vollendet. Wie wir schon früher hervorgehoben haben, verfolgt das Unternehmen den Zweck, aus den Fachzeitschriften und sonstigen Publikationen des In- und Auslandes die besten Muster moderner Kleinkunst zu vereinigen. Allerdings ist in diesem ersten Bande vornehmlich das Ausland berücksichtigt, aber das erklärt sich daher, daß das deutsche Kunstgewerbe seine eignen Zeitschriften besitzt, zu denen das vorliegende Werk gleichsam eine Ergänzung bildet. Das Bedeutendste nun von dem, was während der letzten Jahre in den verschiedenen Ländern auf diesem Gebiete geschaffen wurde, wird hier in übersichtlicher Anordnung, von kurzen Erklärungen begleitet, zur Schau gebracht. So bietet sich eine quellende Fülle der mannigfachsten Erzeugnisse dar, die sowohl dem Kunsthandwerker wie dem Freunde des Kunstgewerbes reiche Anregung und Belehrung gewähren. Fernerhin wird das Werk, das in weiten Kreisen freudigen Beifall gefunden hat, in zwanglosen Heften, je sechs bis zwölf im Laufe eines Jahres, erscheinen.

Himmelskunde.

— Der Direktor des dänischen meteorologischen Zentralobservatoriums zu Kopenhagen, Adam Paulsen, trifft Vorbereitungen für eine wissenschaftliche Expedition, die während des Winters 1899/1900 an der Nordküste Islands systematische Nordlichtbeobachtungen anstellen soll. Vom Staate sind Herrn Paulsen 40000 Kronen bewilligt worden, und außerdem hat sich die Verwaltung des Carlsbergfonds zu einer erheblichen Beisteuer bereit erklärt, falls solche nötig sein sollte. Die Expedition, die aus vier Gelehrten besteht, wird am 30. Juli von Kopenhagen nach Reikiavik auf Island abreisen und sich von dort auf einem Küstendampfer nach Akureyri im Norden der Insel begeben, wo die Hauptstation errichtet wird. In den naheliegenden Gebirgen soll dann das eigentliche Observatorium in einer Höhe von 650—700 Meter errichtet werden. Im Juni 1900 kehrt die Expedition nach Kopenhagen zurück.

Briefmappe.

E. L. in O. 1. Wie Sie sehen, ist Ihr Wunsch schon in der vorliegenden Nummer erfüllt. 2. „Reit-Abc“ von Major a. D. Richard Schönbeck (Berlin, Paul Parey, 1,50 Mark). Unter Beigabe vieler Abbildungen erteilt das Büchlein eingehende Anleitung zum Erlernen des Reitens.

Abonnent in Z. Die Abonnementsbescheinigung ist notwendig.

„Vivos voco“. Wie es sich um die sogenannte „Schillerglocke“ verhält, deren Inschrift der Dichter zum Motto seines Liedes von der Glocke erwählte, legt anziehend die Schrift „Die Münsterglocken zu Schaffhausen“ dar (ebenda, Karl Schoch). Der Reinertrag der von Abbildungen begleiteten Schrift (1,50 Franken) ist für den Münsterorgelfonds bestimmt.

A. M. in K. „Kunkelgläser“ nannte man früher die Rubingläser. Das Rubinglas wurde von dem Chemiker Johann Kunckel (oder Kunkel) um 1680 erfunden, als er in Diensten des Großen Kurfürsten sein Laboratorium auf der Pfaueninsel bei Potsdam hatte. Hier wurden auch während der nächsten Jahrzehnte die Kunkelgläser vorzugsweise hergestellt.

R. N. in E. Eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Stipendien, die an Studierende deutscher Hochschulen verliehen werden, giebt das Buch „Wo und wie erlangt man ein Stipendium?“ von Dr. Heinrich Kube (Berlin, Hugo Steinitz). Das Werk erteilt Auskunft über die Art dieser Vergünstigungen und die Bedingungen, unter denen solche gewährt werden.

Marie R. in W., Hermann B. in Berlin, Ernst L. in S. Mit Dank abgelehnt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

— Die Kritiken, die er während der Jahre 1892 bis 1898 über die Wiener Schaubühnen geschrieben, hat Hermann Bahr unter dem Titel „Wiener Theater“ zu einem stattlichen Bande vereinigt (Berlin, S. Fischer). Ohne Frage giebt er damit teils litterarisch achtbare, teils vergnüglich zu lesende Beiträge zur Theatergeschichte der österreichischen Kaiserstadt, aber durch sorgfältigere Redaktion hätte er doch den Wert seines Buches, wenigstens für die Kreise außerhalb Wiens, erhöhen können. Er giebt seine Kritiken anscheinend genau so wieder, wie sie seinerzeit für den Bedarf des Tages geschrieben wurden, und dabei werden manche ephemeren Erscheinungen erwähnt, die längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sind. Auch erscheint es uns überflüssig, wenn zum Schlusse vieler Rezensionen angegeben wird, wie dieser oder jener Darsteller vor so und so viel Jahren die und die Rolle gespielt hat. Neben den Größen der Bühnenkunst befindet sich darunter manch kleines Lichtchen, das über den Bannkreis Wiens nicht bekannt geworden ist, für das sich kein Mensch sonst interessiert, und auch von den Großen ist mancher dahin gegangen, wo niemand mehr Lob oder Tadel berührt. Doch unbeschadet solcher Mängel gewährt das Buch — wenn man nicht zu viel davon hintereinander liest — eine anregende Lektüre. Hermann Bahr ist ein origineller Kopf und schreibt eine flotte Feder, und wenn er bisweilen auch gegenüber von Autoren, Darstellern und Direktoren voreingenommen erscheint, so muß man doch zugeben, daß er selbst in seiner Grobheit, die er recht kräftig entwickeln kann, amüsant ist.

Viel sorgfältiger ist Eugen Zabel, der Berliner Kritiker, in seinem Buche „Zur modernen Dramaturgie“ vorgegangen (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchdruckerei). Die Grundlage seiner Essays sind ebenfalls die Rezensionen, die er durch unterschiedliche Jahre für den Tagesbedarf geschrieben, aber er hat doch nachträglich diese Augenblicksbilder ergänzt und vertieft, so daß hier nicht flüchtige Kritiken, sondern ernsthafte Studien vorliegen. Dieselben erstrecken sich auf das ausländische Theater, soweit es durch die Stücke fremder Autoren oder durch die Darstellung außerdeutscher Mimen in Berlin zur Erscheinung gekommen ist. Somit erhält man einen guten Ueberblick über die Eindrücke, die während der letzten beiden Dezennien die Theaterbesucher der deutschen Reichshauptstadt von der ausländischen Bühnenkunst empfangen haben. Will man die beiden hier genannten Bücher miteinander vergleichen, so muß man ohne Frage dem Werke Zabels den Vorzug der Sorgfalt und Gründlichkeit einräumen, aber so munter liest es sich nicht wie das nur salopp redigierte Buch von Hermann Bahr.

— Der von J. Neumanns Verlag in Neudamm herausgegebene „Hausschatz des Wissens“ behandelt im vierten Bande das „Mineralreich“ und schließt sich mit seinem gediegenen Inhalt und der vornehmen Ausstattung den früheren Bänden ebenbürtig an. Der Verfasser, Dr. Georg Gürich, behandelt die reiche Fülle des Stoffes in leicht flüssiger, allgemein verständlicher Darstellung, indem er ein Hauptgewicht auf die Beziehungen der mineralogischen Wissenschaft zum praktischen Leben legt. Von besonderem Werte dürfte das Buch dort sein, wo der Rat Sachverständiger nicht sofort zur Hand ist, also auf dem Lande, entfernt von den Verkehrszentren, namentlich auch in fremden Erdteilen, wo der Landwirt oder Kaufmann oft auch Techniker sein muß. Ingleichen kann das Werk dem gereiften Schüler zur Erläuterung des Unterrichts und dem Lehrer zur Ausgestaltung seines Lehrstoffes dienen. Zu 521 Textillustrationen gesellen sich acht Beilagen in Schwarz- oder Farbendruck.

— Mit dem Titel „Ut ollen Tiden“ (Aus alten Zeiten) verrät Margarete Nerese zu wenig von dem Inhalte ihres sehr anheimelnden Buches (Leipzig, Otto Lenz). Es ist eine in plattdeutscher Mundart geschriebene Chronik der alten Stadt Kolberg an der Ostsee, die, einst eine angesehene Hansastadt, geschichtlichen Ruhm in der tapferen Verteidigung gegen Russen und Franzosen erworben und in neuerer Zeit sich zu dem besuchtesten Badeorte der Ostseeküste aufgeschwungen hat. Von den ersten Anfängen führt die Verfasserin die Geschichte der Stadt bis auf die Gegenwart fort, indem sie besonders eingehend Kolbergs berühmtesten Sohn, den wackeren Bürger Joachim Nettelbeck, behandelt. Auch dem Humor ist ein breites Feld eingeräumt, wie denn überhaupt die treuherzige „plattdütsche“ Art in dem Buche zu gewinnendem Ausdruck gelangt.

— Eine neue Folge der von Otto Hendels Verlag zu Halle a. S. herausgegebenen Bibliothek der Gesamtlitteratur bringt aus dem deutschen Schrifttum Adalbert Stifters sinnige Erzählungen „Bunte Steine“, Friedrich v. Heydens bekanntes Epos „Das Wort der Frau“, Herders Betrachtungen „Vom Erlöser der Menschheit“ und, in der Bühneneinrichtung von Demetrius Schrutz, die Birch-Pfeifferschen Dramen: „Steffen Langer“, „Glöckner von Notre-Dame“ und „Der Leiermann und sein Pflegekind“. Die fremde Litteratur ist durch Walter Scotts Roman „Der Talisman“ vertreten. Jedem Bande ist, wie üblich, ein erläuterndes Vorwort beigegeben.

— Die Kenner und Freunde der plattdeutschen Litteratur werden gern die Erzählung „Ut 'ne lütt Stadt“ von Otto Piper lesen (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung). Der Verfasser entwirft anheimelnde Bilder aus dem Leben einer mecklenburgischen Kleinstadt und schildert erheiternd, wie über den Starrsinn eines vorurteilsvollen Vaters die Liebe den Sieg gewinnt. In der Mundart folgt der Autor im wesentlichen Fritz Reuter, so daß diejenigen, die den Klassiker des Plattdeutschen verstehen, sich leicht auch in dieses Buch hineinlesen werden. Eine Reihe Abbildungen ist demselben beigefügt.

— Denjenigen, die es gelüsten sollte, das jüngst von der Türkenherrschaft im Mittelmeer befreite Eiland kennen zu lernen, sei als Führer empfohlen das Buch „Kreta in Vergangenheit und Gegenwart“ von H. Bothmer, Dragoman der ottomanischen Botschaft in Berlin (Würzburg, Leo Wörl). Das heikle politische Gebiet vermeidend, giebt der Verfasser eine eingehende Schilderung der Insel und knüpft daran einen geschichtlichen Rückblick. Zu dreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen gesellt sich eine Karte.

— Wenn heutigen Tages eine Gedichtsammlung in verhältnismäßig kurzer Frist eine neue Auflage erlebt, so will das viel sagen, denn die Gegenwart ist der Lyrik, wenigstens der in Bände gesammelten, nicht sonderlich hold. Um so mehr spricht es für den Wert einer solchen Sammlung, wenn sie in vier Jahren ebenso vieler Auflagen sich rühmen kann, und das ist der Fall bei den Gedichten von Carl Busse (Stuttgart und Leipzig, A. G. Liebeskind). Den Lesern unsers Blattes ist der Dichter aus manchem Poëm wohlbekannt, und so werden sie den Erfolg verständlich finden. Mit einer tadellosen Form, worin ihm nur wenige moderne Poeten gleichkommen, verbindet Carl Busse eigne Gedanken, warme Empfindung und markigen Ausdruck, mag er die Freude an der Natur oder die zarten Regungen des Herzens zum Gegenstande wählen, in die ernsten Fragen des Lebens sich vertiefen oder dem fröhlichen Humor Raum gewähren.

Umstellrätsel.

Mit gleichen Zeichen sich dir nennen,
Verbindest du sie passend nur —
Zwei Namen, die wir beide kennen
Aus dem Gebiet der Litt'ratur.

Der Frau die Palme zuzusprechen,
Ist hier erlaubt mit vollem Recht;
Sie wußte wahrhaft Bahn zu brechen
Der Feder erst für ihr Geschlecht.

Wie klar und feinsinnig zu schildern,
Als male ihre Werke sie,
In edler Sprache, Wort und Bildern,
Verstand ihr schöpferisch Genie.

Und was sie immer uns geboten,
Von reinem Hauch ist es erfüllt;
Ob in dem Lorbeerzweig der Toten
Das nicht als schönstes Blatt uns gilt?

Auf des Romans verschlungnen Wegen
Zeigt nach der Frau sich auch ein Mann,
Und um so lieber du entgegen
Wohl nimmst, was er für uns ersann,

Weil er nicht nur die Feder führte,
Nein, in dem letzten großen Krieg
Auch seinem Schwert ein Teil gebührte
An unsers Vaterlandes Sieg. M. Sch.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 32:

Beduine.

Richtige Lösungen sandten ein: Erik Bensen in Hannover (6). Frau Ida Kremer in Robschütz (3). A. C. Claussen, Rittergut Melz. H. Höffken in Milwaukee. D. A. in Ingelheim. „Daisy" in Stonehaven (3). Eleonore v. R. in San Remo. H. Ahrens in Bremen. G. St. in Ulm (3). Dr. K. in P. (2). Jenny Steiner in Innsbruck (3). Gräfin P. in Ch. (2). Antonie Bötticher in Straßburg. „Moselblümchen" in Coblenz. „Philipp" in Darmstadt.

Bilderrätsel.

Worträtsel.

Ich bin ein Wesen ohne Mund
Und doch verschiedner Sprache kund;
Bin stumm, ob auch die Aufgab' mein
Ist, laut in alle Welt zu schrein,

Zu drohen da, zu locken dort
Mit Warnungsruf, mit Schmeichelwort;
Doch anhänglich mich jeder kennt —
So lang mir's der und jener gönnt.

Zwei Wesen aber leben, ach,
In meiner Brust; ist's dort der Tag,
Ist's hier die Nacht — die Aufgab' mein
Heißt jetzt: still und verschwiegen sein!
Anhänglichkeit ist nicht mehr dies,
Der gute Engel mich verließ —
Wenn dann das Wort, verkehrt, erschallt,
Der Aufruhr durch die Straßen hallt!

Litteratur.

— **Tilmann Riemenschneider**, der bekannte Bildhauer und Bildschneider von Würzburg, ist der Held von **Eduard Paulus'** neuer, nach dem wackeren Meister benannter Dichtung (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). In zwölf Gesängen führt der Dichter die Hauptepochen aus dem Leben des gottbegnadeten Künstlers vor. Wir folgen ihm von seinem Geburtsörtchen im Harzgebirge zur ehrwürdigen Bischofsstadt am Main, wo ihm ein heller Glücksstern aufgeht. Er wird ein gefeierter, vielbegehrter Meister, der unvergängliche Denkmäler schafft, und steigt in der neuen Heimat zur höchsten Würde, die sie verleihen kann. Aber der Neid der Götter schläft nicht! Nachdem „Meister Dill" als erster Bürgermeister von Würzburg sich zur neuen Lehre bekannt hat und in die Wirren des Bauernkrieges verwickelt worden ist, hat er ein schweres Martyrium zu erleiden. Seines Amtes entsetzt, seiner Habe beraubt, heißt er den Tod als Erlöser willkommen! Den rechten Dank ist diesem großen Meister die Nachwelt schuldig geblieben, und darum erwirbt sich Eduard Paulus mit seinem neuen Werke ein besonderes Verdienst. Indem er Tilmann Riemenschneider in seinem Leben und Schaffen verklärt, mehrt er zugleich den eignen litterarischen Ruhm, denn er giebt eine formvollendete, Herz und Gemüt bewegende Dichtung.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899. №. 35.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

I.

Engagiert für jugendlich dramatisches Fach nach L. Alles bereit halten. Bleibe auf Durchreise drei Tage bei euch. Leni."

Mama ließ das Telegramm sinken, stieß einen kleinen Seufzer aus und sah mich an.

„Nun wäre es so weit," sagte sie mit einem Gesicht, das nicht so ohne weiteres zu definieren war.

„Ja, Gott sei Dank! Freu dich doch, Mamachen! Jetzt hat das teure Studium ein Ende, und das Verdienen fängt an; die Ernte, der goldene Regen, die Lorbeeren, der Ruhm —"

„Und das Komödiantenleben!" ergänzte sie trocken.

„Na, ja, natürlich auch das. Aber damit wollen wir schon fertig werden."

Mir war unsäglich froh und kampfesfreudig zu Mute.

Das Ziel erreicht — wir sind engagiert! Wir verdienen Geld, richten uns eine reizende, kleine Häuslichkeit ein, wir zeigen dem Publikum in L., wie man singt, was wir gelernt haben, und was wir leisten können.

Wir — die Leute lachen immer, wenn ich „wir" sage. Meinetwegen — mich ficht's nicht an.

Was wissen sie von der Wichtigkeit einer Theaterschwester, die Gardedame, Haushälterin, Repetitor, Begleiter und Kammerjungfer in einer Person ist, — die alle Partnerrollen intus hat, alle Lohengrine, Wilhelm Meister, Holländer, Fauste und so weiter, die je nach Bedarf Tenor, Baß oder Bariton — allerdings nur brummt; die alle Prosa im Kopf hat und alle Stichworte; die Liebesscenen mit Kniefall und allem sonstigen Zubehör spielt, ohne — das weiß der Himmel — je eine wirklich erlebt zu haben!

Ich habe sozusagen mitstudiert, wenn ich sie monatelang in Berlin besuchte, unsre Leni, und während der langen Sommerferien daheim. Zeit genug, um mich auf meinen Beruf vorzubereiten.

Jetzt also hinein in die Praxis!

Ich bin gerüstet. Auch für Leni steht alles bereit. Die zwei gewaltigen Reisekörbe mit den Bühnenkostümen, die einfach-geschmackvolle kleine Wäscheausstattung und die noch einfachere „Zivilgarderobe". Die Schminke wird sie sich von Berlin mitbringen.

Ich bin neugierig, wie solch Zeugs aussieht.

*

Sie ist da, unsre Kleinste, seit gestern abend.

Ein bißchen blaß, ein bißchen abgespannt von dem anstrengenden Repertoirestudium und den Verhandlungen mit den Theater-Agenten, aber bei alledem lechzend nach praktischer Bethätigung ihrer frischerworbenen Kenntnisse.

In unser stilles Kleinstadthaus ist ein frischer Wind hineingeweht mit ihrem Kommen; es wird Klavier gespielt, gesungen, anprobiert, gelacht und geplaudert ohne Ende. Wir hocken bei einander, wir drei, und Leni muß erzählen, all die Einzelheiten, die wir noch nicht wissen; Mütter interessiert besonders die Honorarfrage.

Zweihundertundvierzig Mark monatlich, die Spielgelder einbegriffen — für den allerersten Anfang schon ganz annehmbar.

„Ja, seht, viel ist es ja nicht," meinte Leni, „aber so ein erster Winter ist schließlich noch völlig als Lehrzeit aufzufassen. Für die nächste Saison schwebt schon ein Hoftheater-Engagement mit doppelt so hoher Gage.

Thronende Germania, Wandgemälde von Prof. Hermann Prell im Palazzo Caffarelli zu Rom.

(Text Seite 564.)

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

No 35.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899. Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Erscheint jeden Sonntag. Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

I.

„Engagiert für jugendlich dramatisches Fach nach L. Alles bereit halten. Bleibe auf Durchreise drei Tage bei euch. Leni."

Mama ließ das Telegramm sinken, stieß einen kleinen Seufzer aus und sah mich an.

„Nun wäre es so weit," sagte sie mit einem Gesicht, das nicht so ohne weiteres zu definieren war.

„Ja, Gott sei Dank Freu dich doch, Mamachen! Jetzt hat das teure Studium ein Ende, und das Verdienen fängt an; die Ernte, der goldene Regen, die Lorbeeren, der Ruhm —"

„Und das Komödiantenleben!" ergänzte sie trocken.

„Na, ja, natürlich auch das. Aber damit wollen wir schon fertig werden."

Mir war unsäglich froh und kampfesfreudig zu Mute.

Das Ziel erreicht — wir sind engagiert! Wir verdienen Geld, richten uns eine reizende, kleine Häuslichkeit ein, wir zeigen dem Publikum in L., wie man singt, was wir gelernt haben, und was wir leisten können.

Wir — die Leute lachen immer, wenn ich „wir" sage. Meinetwegen — mich ficht's nicht an.

Was wissen sie von der Wichtigkeit einer Theaterschwester, die Gardedame, Haushälterin, Repetitor, Begleiter und Kammerjungfer in einer Person ist, — die alle Partnerrollen intus hat, alle Lohengrine, Wilhelm Meister, Holländer, Fauste und so weiter, die je nach Bedarf Tenor, Baß oder Bariton — allerdings nur brummt; die alle Prosa im Kopf hat und alle Stichworte; die Liebesscenen mit Kniefall und allem sonstigen Zubehör spielt, ohne — das weiß der Himmel — je eine wirklich erlebt zu haben!

Ich habe sozusagen mitstudiert, wenn ich sie monatelang in Berlin besuchte, unsre Leni, und während der langen Sommerferien daheim. Zeit genug, um mich auf meinen Beruf vorzubereiten.

Jetzt also hinein in die Praxis!

Ich bin gerüstet. Auch für Leni steht alles bereit. Die zwei gewaltigen Reisekörbe mit den Bühnenkostümen, die einfach-geschmackvolle kleine Wäscheausstattung und die noch einfachere „Zivilgarderobe".

Die Schminke wird sie sich von Berlin mitbringen. Ich bin neugierig, wie solch Zeugs aussieht.

*

Sie ist da, unsre Kleinste, seit gestern abend.

Ein bißchen blaß, ein bißchen abgespannt von dem anstrengenden Repertoirestudium und den Verhandlungen mit den Theater-Agenten, aber bei alledem lechzend nach praktischer Bethätigung ihrer frischerworbenen Kenntnisse.

In unser stilles Kleinstadthaus ist ein frischer Wind hineingeweht mit ihrem Kommen; es wird Klavier gespielt, gesungen, anprobiert, gelacht und geplaudert ohne Ende. Wir hocken bei einander, wir drei, und Leni muß erzählen, all die Einzelheiten, die wir noch nicht wissen; Mütter interessiert besonders die Honorarfrage.

Zweihundertundvierzig Mark monatlich, die Spielgelder einbegriffen — für den allerersten Anfang schon ganz annehmbar.

„Ja, seht, viel ist es ja nicht," meinte Leni, „aber so ein erster Winter ist schließlich noch völlig als Lehrzeit aufzufassen. Für die nächste Saison schwebt schon ein Hoftheater-Engagement mit doppelt so hoher Gage.

Thronende Germania, Wandgemälde von Prof. Hermann Prell im Palazzo Caffarelli zu Rom.

(Text Seite 564)

Der Intendant hat mich gehört und war von meiner Stimme ganz entzückt. Ich werde voraussichtlich dort gastieren müssen im Januar."

Die doppelte Gage — fünfhundert Mark! Mir schwindelte. So viel Geld kann man ja gar nicht ausgeben.

Ich schlief erst nach Mitternacht ein. Hoftheater — fünfhundert Mark!

Heute gaben wir den Freundinnen einen Abschiedskaffee. Natürlich wollte man die Kostüme sehen.

Die großen Körbe wurden ins Zimmer geschleppt, und mit vor Entzücken leuchtenden Augen kramten die Mädchen in den Köstlichkeiten herum.

Ein Farbenrausch — und dabei alles aufs solideste gearbeitet bei einem Spezialisten für historische Trachten.

Da lagen sie auf Sesseln und Diwans herum, die prächtigen Stoffe, die Kronen, Diademe und Similibrillanten; ich wurde das Gefühl nicht los, als befänden sich unsre alten Mahagonimöbel in einem Zustand stiller Opposition diesem Theaterflitter gegenüber.

Ueber den braunen Lehnstuhl mit den „Ohren", auf dem einst der Großvater Pastor seine Predigten memorierte, floß der leuchtend rote Seidenplüsch einer mittelalterlichen Schlepprobe; auf der Platte des altfränkischen Sekretärs lag ein Krönchen aus flammenden Rubinen, eine schimmernde Gürtelkette und ein Perlenkollier von sehr schöner Zeichnung; Atlas- und Goldkäferschuhchen auf allen Stühlen, und auf dem prächtig eingelegten Schachtisch machte sich eine große, flache Blechschachtel breit: — der Schminkkasten!

Mama macht einen Bogen um diese harmlos aussehende Schatulle herum. Ich glaube, die Bühnenlaufbahn ihrer Leni würde ihr nicht halb so viel Bedenken gemacht haben, wenn die Schminke nicht wäre.

Wir vermeiden es, das ominöse Wort in ihrer Gegenwart auszusprechen.

„Du, Leni, hier sind ja ein paar einzelne Aermel," rief Lieschen Neudörfer erstaunt und schwenkte in jeder Hand ein weißseidenes Etwas in der Luft.

„Natürlich, um den Stil zu verändern," erklärte Leni. „Zu dem weißen Schlepprock zum Beispiel sind zwei Taillen da und drei Paar verschiedene Aermel: kurze Puffen, lange Altdeutsche und weite Hänger, die den Arm frei lassen."

„Gott, wie praktisch; ist das bei den andern Kostümen auch so?"

„Gewiß; auf diese Weise habe ich gar nicht so sehr viel Kleider gebraucht."

Selma Thorbeck hatte sich an einem spanischen Kostüm von goldgelbem Atlas mit schwarzen Spitzen festgeguckt.

„Du, Leni," sagte sie endlich zaghaft, „ich möchte es schrecklich gern mal anziehen, darf ich? Ich bin sehr vorsichtig."

„Wenn's dir Spaß macht —"

„Und ich das Weißseidene?" schrie Lieschen aufgeregt.

„Meinetwegen; aber erst den Kaffeetisch abräumen."

Nie ward ein Kaffeetisch rascher abgedeckt.

Es knisterte von Seide, funkelte von Gold und Schmelzflittern. Eine fremde Atmosphäre von Farbenpracht und Phantastik breitete sich aus, wie sie den großen kühlen Raum mit den tiefen Fensternischen wohl kaum je erfüllt hatte und kaum jemals wieder erfüllen dürfte.

Die Mädchen hatten heiße Wangen bekommen und nestelten mit fieberhaftem Eifer an sich herum.

„Du, hak mir mal das!"

„Ja, wo wird denn dies zugemacht?"

„Lieschen, tritt mir um Gottes willen nicht auf die Schleppe!"

Lieschen wollte sogar so etwas wie eine spanische Frisur probieren, und Leni steckte ihr einen Büschel roter Granaten hinters Ohr.

„Dahin?" meinte Lieschen gedehnt.

„Ja, gerade dahin."

„Wahrhaftig, du hast recht, es sieht kolossal echt aus."

„Herrgott, wenn man so was mal zum Maskenball der ‚Eintracht' hätte," murmelte Selma vor sich hin, indem sie sich mit brennenden Augen vor dem Spiegel drehte. „Leni, ich beneide dich."

„Um die Kostüme?" Leni lächelte leise.

„Na ja, überhaupt. Du wirst eine Berühmtheit werden, ein großes Tier; unsereins dagegen —"

„— wird Frau Pastorin."

„Was dir nicht einfällt!"

„Schweig still, wir merken's doch alle, was in der Luft liegt. Sag mal, warum quälst du dir denn neuerdings einen Madonnenscheitel an?"

„Ach — das viele Brennen verdirbt das Haar. Aber Leni, was wir ganz vergessen haben: die Schminke! Bitte, schmink dich doch mal. Kannst du's schon?"

„Ja, Kinder," sagte Leni gedehnt und reckte ihre schöne, schlanke Figur, „offen gestanden, damit ist's noch nicht weit her. Das will noch furchtbar geübt werden."

„Ach, mach's doch mal, jetzt gleich, ja?"

„Warum nicht? Bitte, Liesbeth, hol uns Schminklappen von Mama, alte, weiche Leinwand."

„Schminklappen!" sagte Mama, als sie vor dem Wäscheschrank kramte. Eine Welt von Indignation lag in dem einen Worte.

Und dann drängten sich im Zimmer die blonden und die braunen Köpfe dicht zusammen, um sich nichts von der interessanten Manipulation entgehen zu lassen.

Leni saß vor einem kleinen Stehspiegel, allerhand Dosen und Näpfchen um sich herum.

„Das sieht ja fast wie Seife aus," meinte eine, die die Arme bis mitten auf den Tisch gestemmt hatte.

„Also erst eine Schicht Vaseline," dozierte Leni, „das schützt die Haut; dann ‚Teint', das ist, was die Maler den Lokalton nennen. Wißt ihr, was das ist?"

„Nee."

„Pfui, nee!" Gewöhnt euch doch eine bessere Sprache an. Also dann das Wangenrot, wird mit der Hasenpfote aufgetragen, seht mal, so. Hier ist Rot für die Lippen. Nun eine Puderschicht, damit die Geschichte nicht glänzt. Reich mal die Quaste herüber, Selma. Jetzt die Brauen."

„Na, die sind doch bei dir von Natur dunkel genug."

„Werden noch verstärkt und nach den Schläfen hin weit ausgezogen. Ebenso muß der Augenwinkel vertieft werden mit dem schwarzen Stift. So. Und ein gehöriger Strich unter die Augen —"

„Aber Leni, das ist viel zu viel."

Leni sah sehr überlegen aus. „Ihr werdet's wissen! Denkt doch mal an die Fernwirkung."

„Ja, ja, da hat sie recht," gab Lieschen zu.

„Bist du nun fertig?"

„Ja, — das heißt," meinte Leni unsicher, indem sie sich prüfend beschaute, „da stimmt irgend was noch nicht. Sollte ich etwas vergessen haben? Ja, natürlich, nun weiß ich's, das ist's."

Und sie setzte einen kühnen, roten Klecks je in den inneren Augenwinkel.

„Pfui, das sieht aber schauderhaft aus," konstatierten die Zuschauer, die inzwischen auch angefangen hatten, sich nach Lenis Beispiel zu bemalen. Es sah allerdings ein bißchen sehr nach Landkarte aus.

„Das versteht ihr nicht, Kinder. Es belebt und leuchtet. Natürlich immer nur für die Ferne berechnet."

Es klang sehr sicher, wie sie das sagte, aber ich merkte wohl, das Schminken ist eine kleine Kunst für sich, die nicht von heute auf morgen gelernt werden kann.

„Sobald wir in L. sind, werde ich mich mit irgend einer erfahrenen Kollegin in Verbindung setzen und die Sache gründlich ausprobieren. Was jede Choristin kann, werden wir ja auch bald begriffen haben.

Tante Marie, Selmas Mutter, trat in diesem Augenblick mit Mama ins Zimmer, um zum Aufbruch zu mahnen. Drei geschminkte Gesichter starrten ihnen fremd entgegen.

„Mein Gott, Kinder, wie seht ihr denn aus? Ihr seid ja geschminkt!"

„Natürlich, muß alles gelernt sein!" rief Selma und fuhr mit der Puderquaste auf ihrem bunten Gesicht herum, daß eine Wolke dabei aufstäubte.

„Du brauchst das nicht zu lernen, mein Kind, Gott sei Dank. Für Leni ist das etwas andres. Sie kann sich dem nicht entziehen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen."

Weiß der Himmel, seit der geistliche Schwiegersohn in Sicht ist, haben sowohl Mutter wie Tochter einen starken Stich ins Salbungsvolle angenommen.

Leni lachte. „Wenn das C und D mich nicht mehr Ueberwindung kosten, als dieses B, so will ich sehr zufrieden sein."

„Nun, ich meine, angenehm kann es doch für ein junges Mädchen nicht sein, sich das Gesicht zu bemalen und von jedem Beliebigen auf der Bühne umarmt zu werden."

„Aber ich bitt' dich, Tantchen, das bin ja nicht ich, die da umarmt wird, das ist irgend eine Elsa, Carmen oder sonst eine dargestellte Figur."

„Spitzfindigkeiten, liebes Kind. Aber es ist ja gut, daß du dich so leicht dahinein findest. Ich glaube, für meine Selma wäre das nichts. Sie ist so eigen — aber das sind ja Anlagen."

Ich sah, wie Mama nervös von einem Fuß auf den andern trat.

„Nein, für Selma wäre das allerdings nichts," gab ich Tante Marie recht. ‚Siehe ihre stark bewegte Backfisch- und Tanzstundenzeit,' fügte ich in Gedanken hinzu. Sie hatte eine verflixt leichte Ader, die kleine Selma — bevor sie den Madonnenscheitel trug.

„Mußt du dich denn richtig küssen lassen auf der Bühne, Leni?" fragte Frau Thorbecks Tochter jetzt mit einem entsetzt fragenden Augenaufschlag.

„Gott bewahre," warf Leni hin, indem sie Lieschen sorgfältig abschminkte, „das würde den Betreffenden eine hohe Strafe kosten."

Tante Marie nickte billigend. „Das ist sehr berechtigt," meinte sie würdevoll. „Aber alles in allem: gieb dich keinen Illusionen hin, liebes Kind, es ist ein glatter Boden," und dann fiel so ziemlich der ganze Vorrat an verbrauchten Clichéphrasen, den alte Damen aus kleinen Städten stets in Bereitschaft halten für diese Sphäre, in die sie nie die Nasenspitze hineingesteckt haben: glänzende Außenseite, Illusionen, Enttäuschungen, Versuchungen, Fallstricke, Intriguen, Welt des Scheins . . . o . . . o . . . Ich drehte die Daumen umeinander und dachte: ‚Es ist der letzte Abend; was wir ein paar Jahre lang angehört haben, soll uns auch heute die Laune nicht verderben.'

Endlich war sie fertig. Mit der gemütvollen Bemerkung, daß „dort" schon mancher zu Falle gekommen, schloß sie ihre glänzende Rede.

„Aber Tantchen, wem sagst du denn das alles?" — ich bewunderte die himmlische Ruhe, mit der Leni sprach — „ich versichere dich, was ich vor mir sehe, ist Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Daß diese Arbeit als etwas Glänzendes, Schillerndes in die Erscheinung tritt, ändert doch nichts an ihrem eigentlichen Wesen. Ihr vor dem Vorhang seht eine Undine lachend auf die Bühne stürmen, ich, hinter dem Vorhang, sehe das verzweifelt ernsthafte Studium, das der Gestaltung dieser Scene vorausgehen mußte."

„Davon rede ich auch nicht; ich denke an das gefährliche Drum und Dran."

„Was das betrifft, so haben weder du noch ich praktische Erfahrung darin. Ich habe keine Furcht, aber auch keine Illusionen. Gar keine. Wenn es sich um irgend welche Enttäuschungen handeln würde, so könnten es nur angenehme sein. Ich sage dir, ich trete meinen neuen Beruf an, bis an die Zähne bewaffnet, aber mit einem ganzen Sack voll freudiger Zuversicht!"

II.

War das wirklich erst vorgestern, als Selma Thorbeck und Lieschen Neudörfer in Lenis Garderobe kramten und Mama mir mit indigniertem Gesicht „Schminklappen" aus dem Schranke suchte?

Es liegt so viel dazwischen — an Zeit nur achtundvierzig Stunden und an Raum fast halb Deutschland. Wir sind in eine neue Welt eingetreten.

Das, was vor zwei Tagen gewesen ist, ist für mich in weite Fernen gerückt, ist von den intensiven Eindrücken der Gegenwart zu einer Unwirklichkeit herabgedrückt, so daß ich mich kaum noch darauf besinnen kann.

Wir sind in L., im Hotel.

„Fräulein Helene Witt, Opernsängerin, und Schwester,“ steht im Fremdenbuch.

Wie das klingt! Es kommt mir höchst drollig vor, daß unsre kleine Leni diese „Opernsängerin“ ist.

Ich sah sie heimlich von der Seite an, wie sie das mit ihrer modernen steilen Schrift eintrug, dem Kellner mit würdevoller Nonchalance das Buch über die Schulter zurückgab und ihm ihre Befehle erteilte. Als er hinaus war, mußten wir beide laut lachen.

„Du machst ja stark in Würde, Kleinchen.“

„Vorbereitung zur Diva,“ gab sie großartig zurück und markierte Brünhildenschritt, der in dem mäßig großen Zimmer allerdings nicht zu voller Entfaltung kam.

Meine Augen folgten ihr kritisch. Schön ist sie nicht, aber recht hübsch; der Kulminationspunkt in ihrer Erscheinung ist Vornehmheit. Eine hohe, schlanke Blondine, sehr gut gewachsen, das Gesicht schmal und fein geschnitten, mit ausdrucksvollem Profil, sehr schön gewölbte Lippen von tiefem Rot und blaue, ziemlich tiefliegende Augen. Das leicht gewellte, aschblonde Haar nach englischer Art ganz aus der Stirn zurückgestrichen und in duftigen Puffen hoch am Hinterkopf aufgesteckt. Das ist sie.

Was mir ein bißchen Sorge macht, ist das weiße, immer noch abgespannte Gesicht. Aber nach all dem Packen, Reden, Denken und Fahren der letzten Tage darf ich mich am Ende nicht darüber wundern.

Für die Bühne haben wir ja die „ländliche Frische“ von Leichner. Im übrigen weiß ich schon, wie ich gegen den etwas mager gewordenen Hals und das spitze, blasse Gesicht zu Felde ziehen werde. Eine ganze Perspektive von Schinkenbutterbroten, Portwein und Hafersüppchen steigt vor mir auf, und Milch muß sie trinken, regelmäßig und viel; sie wird nicht wollen, natürlich, aber sie wird müssen.

Eine Stunde später, Schlag elf Uhr, schritten wir durch die gewaltige Säulenvorhalle des Stadttheaters, das, im Stil eines griechischen Tempels gebaut, wohl schon einem Jahrhundert getrotzt zu haben schien.

Es überrieselte mich leicht. Ein einschneidender Moment in unserm Leben.

Unsre kleine Leni, unsre Jüngste, that den ersten Schritt in ein neues Leben, das sie sich nach eignem Willen und mit eigner Energie erkämpft hatte; ein Leben, das so ganz weitab liegt von dem andrer jungen Mädchen, ein Leben, dessen vielfache Anforderungen einstweilen noch gar nicht zu übersehen sind.

Ich sandte ein stummes, aber dringliches Stoßgebet zum Himmel, dann fühlte ich, wie sich Lenis Hand in die meine stahl — ich hielt sie fest. Niemand von uns sagte ein Wort, sekundenlang.

Das war nicht Helene Witt, die Opernsängerin, das war ganz unsre kleine Lene, mein jüngeres Schwesterchen, das noch in allen kritischen Momenten sich instinktiv zu mir geflüchtet hatte in dem blinden Autoritätsglauben an die um zwei Jahre Aeltere.

„Hast du Courage, Kleinchen?“

Sie hob das Kinn. „Oho — für zwei!“

„Ob die Stimme gut ist? Du hast seit zwei Tagen keinen Ton gesungen!“

Sie stand schon an der Thür mit dem Schild „Bureau“, klopfte einmal energisch an und öffnete dann ohne weiteres.

Sie hat immer solch sichere, ruckhafte, aber nicht ungraziöse Bewegungen.

Ein sehr gut gekleideter junger Herr mit blondem Schnurrbart saß hinter einem gewaltigen Schreibtisch. Er hob den Kopf.

„Ist Herr Direktor Sattelreiter zu sprechen? Ich bin Helene Witt.“

Eine klassische Ruhe in ihrem Auftreten, unendlich sicher und unendlich schlicht.

Ich bewunderte sie. Ich fühlte, daß mir an ihrer Stelle die Stimme gezittert haben würde. Und ich bin mit meinen fünfundzwanzig um zwei Jahre älter als sie.

„Ah, unsre jugendlich Dramatische!“ Der Blonde erhob sich und ging ins Nebenzimmer.

„Herr Direktor —“ und dann hörte man ihn Lenis Namen murmeln.

Eine tiefe, gemütlich klingende Männerstimme antwortete ihm. „Sehr schön, ich komme.“

Und dann stand er in der Thür, von dem die Agenten versichert hatten: ein hochanständiger Herr, dieser Direktor. Das sagen sie aber von jedem, sobald sie einen Kontrakt abzuschließen wünschen.

Ich glaube, ich habe nie einen Menschen gespannter ins Auge gefaßt. Hängt doch für meine Leni so ziemlich alles von dem „Wie“ dieses Mannes ab, ob er ein Ehrenmann ist oder ein Halunke, oder nach welchem dieser beiden Extreme sein Charakter neigt.

Auch bei peinlichstem Forschen und strengster Kritik: der Mann gefiel mir. Zwischen vierzig und fünfzig, groß, kräftig, mit graublondem Spitzbart und guten, etwas kurzsichtigen hellen Augen.

„Mein Fräulein, ich begrüße Sie als Mitglied.“ Er reichte ihr die Hand, that ein paar kurze Fragen, wann sie angekommen und wo sie abgestiegen sei, und machte sie mit dem blonden jungen Mann bekannt.

„Unser Sekretär, Herr Andersen.“

Leni wies auf mich. „Meine Schwester.“

Aus der Thür des Direktorialzimmers guckten währenddem zwei Backfische mit marineblauen Sackjacketts, Matelotmützen und dicken Blondzöpfen. Sie musterten uns mit der naiven Ungeniertheit, die diesem hoffnungsvollen Alter eigen ist.

„Also in Berlin haben Sie studiert. Bei wem hatten Sie dramatischen Unterricht?“

„Bei Frau Professor Wolf-Lorenzen.“

„Und wo spielten Sie bisher?“

„Spielen? Ich bin absolute Anfängerin, Herr Direktor.“

„Ganz recht, das weiß ich ja vom Agenten. Aber Sie haben doch gewiß schon mal auf einer Bühne gestanden?“

„Noch nie.“

„Nun, zum wenigsten auf einem Liebhabertheater mitgewirkt?“

„Auch das nicht.“

„Ja, liebes Kind“ — das Gesicht des Mannes wurde zusehends länger —, „glauben Sie denn, daß Sie einiges Talent zur Darstellung haben?“

„Ich hoffe, ja,“ sagte Leni ruhig. „Das werde ich natürlich erst abzuwarten haben.“

Er sah sie ängstlich, fast bittend an, als wenn er sagen wollte: ‚Mein Fräulein, haben Sie doch die Güte, mich nicht unnötig besorgt zu machen!‘

Und sie giebt ihm ein „Nein“ über das andre! Mir wurde heiß und kalt dabei.

„Und was den gesanglichen Teil anbetrifft?“ sagte er fragend. Ich glaube, er würde sich kaum noch gewundert haben, wenn die neue jugendlich Dramatische da vor ihm ganz kaltblütig geantwortet hätte: ‚Ich weiß nicht, gesungen habe ich noch nie.‘

Da hörte ich sie aber schon antworten: „O ja, dafür stehe ich ein. Stimmlich fühle ich mich völlig sicher.“

Er atmete auf. „Nun, das ist ja schließlich das Wichtigste bei einer Sängerin. Ich möchte Sie gern gleich einmal hören, wenn es Ihnen recht ist.“

„Selbstverständlich.“

„Denkewitz,“ wandte er sich an einen langen, dürren Menschen, der inzwischen eingetreten war, „bitten Sie Herrn Kapellmeister Winterstein ins Klavierzimmer neben dem Foyer ... Wenn's gefällig ist, meine Damen.“

Seine Hand lag schon auf dem Drücker, als er noch einen Moment anhielt und sich zu den beiden Backfischen zurückwandte, die während der letzten Minuten eifrig miteinander getuschelt hatten.

„Ihr geht jetzt nach Haus und sagt der Mama, daß ich erst um halb drei zu Tisch kommen werde. Ich habe noch mit der Huckebein-Probe zu thun.“

„Papa — wir möchten —“

„Nun? Flink, ich habe nicht lange Zeit.“

„Wir möchten so gern in ‚Hans Huckebein‘ heute abend.“

Der Papa lachte kurz und amüsiert auf.

„Was euch nicht einfällt! Das ist fünfzehn Jahre alt und möchte in ‚Hans Huckebein‘! Was sagt ihr? Sechzehn? Ganz egal. Das ist nichts für euch. Maria Stuart könnt ihr euch ansehen morgen. Fritzchen darf auch mitkommen.“

„Immer die ollen Klassiker!“ brummte der eine Zwilling vor sich hin.

„Na, dann nicht, dann bleibt ganz zu Haus und macht eure Schularbeiten; das ist mir auch lieber.“

Ein unwilliges Gemurmel seitens der jungen Damen, von dem der Direktor keine Notiz weiter nahm.

„Wartet noch einmal,“ fuhr er fort und schritt in sein Zimmer zurück. „Hier ist noch etwas für die Mama mitzunehmen.“

„Fräulein Witt, gestatten Sie mir eine Bemerkung,“ wandte sich plötzlich der junge Sekretär zu Leni, „Sie kennen vielleicht das Sprichwort: ‚Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr!‘ Das gilt beim Theater in zehnfach verstärktem Maße.“

„Ich kann doch nicht anders, als die Wahrheit sagen.“

Er schlug die Hände zusammen: „Grundgütiger! Sie werden —“

Da trat der Direktor wieder ein und führte uns treppauf treppab durch alle möglichen Korridore.

Man sah hin und wieder durch eine offenstehende Logenthür in das gähnende Dunkel des Zuschauerraums, in dem einige Frauen mit Bürste und Lappen herumhantierten; endlich standen wir im Klavierzimmer.

Das also war der erste Kapellmeister, der da in den Noten kramte; der Direktor machte uns bekannt.

Er ließ seine scharfen, dunkeln Augen prüfend über Leni hingleiten, reichte ihr und auch mir mit kurzem Druck die Hand und fragte, was sie singen wolle.

„Bitte, bestimmen Sie das, mir ist alles recht.“

Während die drei am Klavier darüber verhandelten, nahm ich mir diesen jungen Kapellmeister gründlich aufs Korn.

Sehr brünett, bartlos, fast häßlich, aber ein gescheites Gesicht mit eigensinnig vorspringendem Kinn. Seine langen, schlanken, schöngeformten Klavierhände fallen mir auf. Sonst ist an seiner mittelgroßen Erscheinung nichts Bemerkenswertes. Ich schätze ihn auf dreißig Jahre. Vielleicht auch vier- bis fünfunddreißig. Es können aber auch erst fünfundzwanzig sein. Eine jener Erscheinungen, bei denen das kaum zu bestimmen ist.

Aber das alles ist ja gleichgültig. Mein Stoßgebet in dieser Minute lautet: „Lieber Gott, gieb, daß der Mann etwas kann.“ Mit tüchtigen Menschen ist leicht zusammenwirken — notabene, wenn man selbst was kann. Einen Ignoranten zum Vorgesetzten haben, der immerfort wegen der Lücken seines Könnens zittern muß und jeden, dessen geistige Ueberlegenheit er herausfühlt, mit seinem Haß verfolgt, das ist eine Aufgabe, der auch die stärksten Nerven auf die Dauer nicht gewachsen sind.

Ich hätte diesem Winterstein bis ins Herz sehen mögen. Von ihm hängt für Leni fast noch mehr ab als vom Direktor.

Die Zeiten liegen weit zurück, als ich noch dachte: ‚Das Orchester macht die Musik, und der Kapellmeister fuchtelt ein bißchen mit dem Taktstock in der Luft herum, wofür er noch dankend den Applaus einheimst — zu dumm! Ob der da steht oder nicht!‘

Wie gesagt, diese Zeiten sind für mich längst überwunden. Ich weiß, daß der Kapellmeister einer Oper ein kleiner König ist, daß an der Spitze seines schwarzen Stabes nicht nur jedes Auge, sondern das Gelingen des Ganzen überhaupt hängt.

Man hatte sich inzwischen auf die Donna Anna-Arie geeinigt. Winterstein wühlte in den Noten herum. Das Buch fand sich nicht. Er wurde ungeduldig.

„Alle Wetter, wer hat denn den Don Juan-Auszug wieder ausgeführt? Denkewitz, wissen Sie was davon?“

Der lange Theaterdiener, der sich im Zimmer zu thun gemacht hatte, wandte sich um.

„Sollte der Herr Castell den noch haben?“

„Natürlich, immer der Herr Castell! Daß der Mensch keine Ordnung lernt!“

„Umgehend wieder wegholen, Denkewitz, verstanden?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Also, was nun? Hier ist der Figaro. Wie wär's damit? ‚Ach, ich fühl's ...‘?“

Ja, es blieb bei der Arie der Gräfin.

Winterstein saß am Flügel und schlug die Tasten an. Der Direktor hatte sich mit verschränkten Armen,

ganz Erwartung, auf einen Sessel niedergelassen. Ich lehnte mit dem Rücken gegen die Fensterbank und drehte die Schnur des cremefarbenen Stores nervös zwischen den Fingern. Auf meinem Gesicht hatten sich heiße Flecken entzündet.

Instinktiv ließ ich die Schnur fahren und kniff beide Daumen ein. Zu närrisch. Aber ich hätte es nicht lassen können. Mein Herz schlug heftig.

So eine Stimme ist ein gar zimperliches Ding; Abspannung — Reise — noch keinen Ton gesungen, weil im Hotel kein Klavier — Götter, steht uns bei!

„Ach, ich fühl's, es ist entschwunden,
Ewig hin der Liebe Glück . . .“

Große, schöne, volle Töne, ein ganz klein wenig steif zwar zu Anfang, aber wundervoll im Klang, keine Spur von Befangenheit oder gar Tremulo.

Ich atmete tief auf: jetzt wußte ich schon, wir hatten gewonnen.

In prächtiger Breite floß der Vortrag dahin; sie hatte sich von der Steifheit rasch freigesungen. Auch das Piano war gut. Höhe geradezu glänzend. Jeder Ton abgerundet; kein Uebergang zu spüren in den Registern. Nichts, was kaschiert werden mußte. Ja, das war Professor Leyens Schule und Leni Witts Material!

Auch der Vortrag — hinreißend. Eine wunderbar feine Steigerung von müder Resignation bis zur wildesten Klage; jeder Satz wahrhaft durchtränkt von Innerlichkeit.

Mir ging ein leiser Schauer über die Haut.

Es war einer jener Momente, wo ich in Leni nicht die Schwester empfand, sondern die gottbegnadete Künstlerin, mit der kameradschaftlich zu verkehren eigentlich eine Anmaßung war.

Und dann wieder kam eine stolze Freude über mich: diese Künstlerin gehört mir, ist meine kleine Schwester!

Ich war so völlig im Bann dieser Eindrücke, daß ich minutenlang vergessen hatte, zu welch ernstem Zweck wir hier gegenwärtig waren.

Da sah ich, wie der Direktor sich aus seiner zurückgelehnten Stellung aufrichtete und mehrmals zu Winterstein hinübernickte.

Eingangswand: Frühling.

Thronwand: Sommer. Loggienwand: Winter.

Die altgermanischen Jahreszeiten, Wandgemälde von Prof. Hermann Prell im Palazzo Caffarelli zu Rom. (Text Seite 564.)

Petit. Loew. Dareste. Mazeau. Ballot-Beaupré. Clément. Faure-Biguet. Atthalin. Ruben de Couder. Falcimaigne. Calary. Marignan. Loubers. Reynaud.

Lepelletier. Sallantin. Letellier. Dejardins. Duboin. Sarrut. Puech. Faye. Manau, General-Prokurator. Ménard, Ober-Greffier. Sevestre. Maillet. Bard. Lasserre. Zeys.

Der Kassationshof in Paris. Originalzeichnung von Richard Carniel.

Sie hatte geendet. Ich sah und hörte wie im Traum, was nun kam.

Der Kapellmeister war aufgestanden, und der Direktor trat, seinen Klemmer putzend, nahe an den Flügel heran.

„Ich denke, das kann sich hören lassen, was, Kapellmeister?“

„Ja, bei Gott.“ Und dann, glaube ich, reichten die beiden Herren Leni warm die Hand.

„Wie wär's, wenn wir am Montag statt des ‚Don Juan‘ den ‚Figaro‘ nähmen?“ sagte irgend einer, — es wird wohl Winterstein gewesen sein.

„Jawohl, jawohl. Aber wird die kleine Steinbrügge mit der ‚Susanne‘ debütieren können? Wir haben nämlich noch eine absolute Anfängerin hier, die Koloratursängerin,“ wandte sich der Direktor erklärend an Leni.

„Ich werde mit ihr sprechen. Sie bekommen heute nachmittag Bescheid, Fräulein Witt. Glauben Sie, daß Sie die ‚Gräfin‘ leisten können, auch darstellerisch?“

„Ich habe sie öfter gesehen und mit meiner Lehrerin gründlich studiert,“ sagte Leni ruhig.

Meine Gedanken überzählten in fliegender Eile alle Einzelheiten der Kostüme für die Figaro-Gräfin. War alles da? Das Negligé — das Weißseidene — das spanische Kostüm für den letzten Akt — halt, da war noch eine Spitzengarnierung aufzuheften — aber die Perücke, mein Himmel, die Goldblonde! Sie war noch in Berlin! Der Coiffeur hatte sie nicht fertiggestellt bis zu Lenis Abreise. Also telegraphieren, gleich.

Wie im Traum traten wir auf den sonnenbeschienenen Theaterplatz hinaus, auf dem ein warmer Septemberwind gelbe Kastanienblätter umherwirbelte. Arm in Arm schlenderten wir dahin, das Herz voll von Jubel und Sonne.

Wir sprachen nicht viel; nur hin und wieder ein abgerissenes Wort, von einem heimlichen Händedruck unterstützt.

„Kleinchen?“

„Lisbeth!“

„Bist du froh?“

„O — so froh, so froh!“

„Du, und die da machen wirklich einen sehr angenehmen Eindruck, nicht wahr?“

„Und vor allem so gar nicht theatermäßig.“

„Ja, sieh, das hat mich auch so angenehm berührt. Weißt du, woran allein man ihnen die Bühnenzugehörigkeit anmerkt?“

„Nun?“

„An der guten Sprache. Sie verschlucken nichts, betonen gut und verheddern sich nicht im Satzbau. Jedes Wort kommt zu seinem vollen Recht. Sehr nachahmungswert!“

So schritten wir plaudernd ziellos dahin und ließen uns voll Behagen von der Sonne bescheinen.

„Lisbeth,“ sagte sie plötzlich mit leisem Lachen neben mir, „weißt du was?“

„Nun?“

„Wir sind jetzt ‚vom Theater‘! Zu komischer Gedanke! Du und ich! Mamas Töchter ‚vom Theater!‘“

„Ja, dat helpt nu nix.“ Wir lachten übermütig.

„Was beginnen wir nun?“ meinte Leni; „ich bin kannibalisch froh! Ich denke, wir dinieren irgendwo furchtbar nobel. Lisbethchen, ich spendiere zur Feier des Tages 'ne halbe Mosel.“

„Schön, aber erst zum Telegraphenamt.“

„Was sollen wir da?“

„Menschenkind, denkst du denn nicht an deine blonde Lockenperücke? Und dann wollen wir bei Leichner noch Teint II bestellen, der andre macht dich zu weiß bei deiner ohnehin zu hellen Haut. Und drittens zählt Mama die Stunden, bis sie über die erste Gesangsprobe Nachricht hat.“

„Ja, da hast du recht,“ sagte sie verlegen.

Und dann kritzelten wir auf dem Postamt drei Telegramme.

An Mama: „Eben Singprobe. Stimme Numero eins. Anscheinend sehr gefallen. Sind überglücklich.“

An Leichner, Berlin: „Bitte umgehend Teint II Nachnahme.“

An den Coiffeur: „Brauche dringend goldblonde Perücke. Umgehend senden.“

Der Mann am Schalter konnte die leise Spur eines Lächelns nicht unterdrücken, als er mit dem Stift zählend über die Worte tippte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prellschen Gemälde im Thronsaal des Palazzo Caffarelli zu Rom.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 559 und 562.)

Unter den Palästen der ewigen Stadt nimmt, was die äußere Gestalt anbetrifft, das Haus der deutschen Botschaft, der auf dem kapitolinischen Hügel belegene Palazzo Caffarelli, nur eine bescheidene Stelle ein, und damit stand auch das Innere bis vor kurzem in Einklang. Der Besuch, den Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1893 der Stadt Rom abstattete, brachte die Wandlung. Dem kunstsinnigen Monarchen erschien die schlichte Ausstattung der Räume, insbesondere des Thronsaales, allzu nüchtern, und im Jahre 1894 beauftragte er den Professor Hermann Prell in Dresden, den berühmten Monumentalmaler, diesen Saal mit Darstellungen des altgermanischen Jahresmythos zu schmücken und auch sonst künstlerisch auszugestalten. Dieser Mythos kennt, wie vorweg bemerkt sei, nur drei Jahreszeiten: Frühling, Sommer und Winter. In fünfjähriger Arbeit hat der Meister das Werk vollendet, für den bildnerischen Teil unterstützt von Professor Behrens, für den architektonisch-baulichen Teil von Professor Messel, in dessen Auftrage der Architekt Alfred Lesser die Arbeiten an Ort und Stelle leitete. Unverändert blieb im Saale nur die aus dem 16. Jahrhundert stammende Holzkassettendecke, deren Leiste die Caffarellischen Wappentiere, Löwe und Adler, zeigt. Die Ausschmückung erstreckt sich übrigens auch auf den Vorsaal, der zu einem Kabinettstück der Dekorationskunst ausgestaltet wurde. Die vier Prellschen Gemälde waren schon 1898 vollendet und fanden auf der damaligen Berliner Kunstausstellung allgemeine Bewunderung, aber zur vollen Geltung gelangen sie doch erst jetzt an dem Orte ihrer Bestimmung. Seit Anfang Dezember vorigen Jahres überwachte der Künstler die Anbringung der im Temperaverfahren auf Leinwand hergestellten Gemälde, die in unserm Blatte nach Photographien von Romualdo Moscioni in Rom wiedergegeben sind.

Professor Hermann Prell.

Die Jahreszeiten nach der altgermanischen Mythologie zu verkörpern, war gewiß eine schwierige Aufgabe, denn der Sonnengott Freir, der die Erdjungfrau Gerda aus der Gefangenschaft der Eisriesen befreit und sie gegen ihre Bedränger verteidigt, bis Gott und Jungfrau wieder der Gewalt des Winters verfallen, — diese Sage steht der heutigen Zeit und Anschauung recht fern, aber um so höher ist die Kunst des Meisters zu stellen, der die uns entfremdeten Gestalten zu neuem Leben führt und sie in eine landschaftliche Umgebung von höchstem poetischen Reiz rückt. Betreffs der einzelnen Darstellungen folgen wir den Erklärungen des Künstlers selbst. Das Gemälde der Eingangswand verkörpert den Frühling. Der junge Sonnengott ist mit seinem Schwertträger zur Erde hinabgestiegen und findet an einem stillen Hochgebirgssee drei Schwanjungfrauen, die ihn auffordern, die von den Eisriesen gefangen gehaltene Gerda zu befreien, die traurig auf einer vom Meere umbrandeten Felsklippe steht. Das zweite Gemälde auf der Hauptwand (Sommer) zeigt die befreite Erdjungfrau mit ihren Frauen auf blumigem Hügel ruhend, während der Sonnengott mit den Walküren die Winterriesen bis auf die äußersten Spitzen des Hochgebirges zurückgedrängt hat. Vergebens schleudern sie Felsblöcke den Siegern entgegen, umsonst schüttelt die Riesin Grid Schnee aus ihren weißen Locken, — die Macht des Winters ist gebrochen, und schäumend stürzt der Gießbach, den geschmolzenen Schnee mit sich führend, zu Thale. Das dritte Bild, an der Loggienwand, veranschaulicht die erneute Herrschaft des Winters. Die Sonne versinkt blutrot im Meere, die Erdjungfrau trauert verlassen auf einsamer Klippe. Das winterliche Meer mit seinen Dämonen braust heran, die Erde wieder in Eisesfesseln zu schlagen; Wasserfrauen singen ihren Klagegesang über den Wellen. Den greisen Sänger Bragi tröstet die Norne, in deren Hut der Rächer Vali, das junge künftige Frühlingskind, heranwachsen wird. Zwischen diesen Wandgemälden gewahrt man, mit der gemalten Architektur verbunden, drei Bronzegruppen: die Saga mit dem Haupte des Riesen Mimir, dessen weisheitsvollen Worten sie lauscht, der Sonnengott Freir, die befreite Erdenjungfrau umarmend, und die Tötung des Sonnengottes durch den blinden Riesen Hödur. In der Mitte des vierten Gemäldes, an der Fensterwand, thront die Germania vor einer von Riesen, den Symbolen der Naturgewalten, getragenen Architektur. Zu ihren Seiten als Bronzestatuen die beiden Helden des Cyklus, Sonnengott und Erdenjungfrau, in allegorischer Auffassung die Sage auf die Bestimmung des Thronsaales überleitend: Sonnenglanz des Ruhms und Reichtum der Erde mögen sich vereinen zur höchsten Zier des Vaterlandes. Unter dieser Allegorie liest man die Inschrift:

GVILELMVS II. IMPERATOR
REX
MAIORVM GLORIAE MEMOR
AEDES GERMANIAE IN VRBE AETERNA
FABVLIS PATRIAE ORNARI
IVSSIT
MDCCCLXXXXIX.

Zu deutsch: „Wilhelm II., Kaiser und König, befahl, der Vorfahren Ruhm eingedenk, Deutschlands Palast in der ewigen Stadt mit des Vaterlandes Sagen zu schmücken. 1899.“ Betreffs des an der Hauptwand aufgestellten Thrones sei noch bemerkt, daß er nach einer Zeichnung Professor Messels von Bildhauer Taubert ausgeführt ist.

Die feierliche Einweihung des neuen Thronsaales erfolgte am Vormittag des 6. Mai. In Vertretung des Kaisers Wilhelm eröffnete das italienische Königspaar die Feier. Dem Schöpfer der herrlichen Wandgemälde, der erst wenige Tage zuvor seinen 45. Geburtstag gefeiert hatte — Hermann Prell ist am 29. April 1854 in Leipzig geboren — wurden hohe Ehren zu teil. Kaiser Wilhelm verlieh ihm den Kronenorden zweiter Klasse, König Humbert das Kommandeurkreuz des Ordens der italienischen Krone. Der deutsche Künstlerverein in Rom und die italienische Accademia di San Luca ernannten ihn zum Ehrenmitgliede.

Fr. Colberg.

Palazzo Caffarelli in Rom, Haus der deutschen Botschaft.

Leb wohl, du Rose vom Dornenstrauch.

Und wenn es denn nicht kann anders sein,
Und du willst es nicht mit mir wagen,
So geb' ich mich ruhigen Herzens darein,
Und zieh' ich künftig des Weges allein,
Nicht will ich weinen und klagen.

Es blühen ja viele Blumen bunt,
Die duften und doch nicht stechen;
Daß ich die eine nicht haben kunnt',
Darob ist wohl mein Herze wund,
Doch soll es mir nicht brechen.

Leb wohl, du Rose vom Dornenstrauch,
Wie blutig dein Dorn mich gerissen,
Von deinem süßen Duft einen Hauch
Und einen Strahl deiner Schönheit auch
Hast doch du mir gönnen müssen!

Aug. B. Plinke.

Schloß Hohkönigsburg.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben".)

Die Hohkönigsburg im Unterelsaß, die dem Kaiser Wilhelm II. bei seiner jüngsten Anwesenheit im Reichslande von der Stadt Schlettstadt zum Geschenk gemacht wurde, ist nächst dem Heidelberger Schlosse wohl die schönste und am besten erhaltene Schloßruine in deutschen Landen. Sie thront auf einem 755 Meter hohen Berggipfel, der die ganze Gegend beherrscht. Hier, im schönen Leberthal, weilte einst Karl der Große oft und gern und lag der Jagd ob. In dem dicht bei Schlettstadt gelegenen Kinzheim (Kunigesheim) hatte er eine Pfalz mit dem Sitze eines Landgerichts für das ganze Elsaß. Die gewaltige Königsburg auf dem „hohen Berge" wurde aber erst von Friedrich von Hohenstaufen, der im Jahre 1080 von Kaiser Heinrich IV. mit der erblichen Herzogswürde im Elsaß beschenkt wurde, erbaut. Heute noch trägt das Löwenthor am Eingang der Burg das Wappen der Hohenstaufen. Friedrich erhob auch das nahegelegene Schlettstadt aus einem Dorfe zur Stadt, während das karolingische Kinzheim fast ganz niedergerissen wurde. Die Hohenstaufen waren selbst halbe Elsässer — die Großmutter des oben erwähnten Friedrich war eine elsässische Gräfin von Egisheim —, sie hielten sich auch nachher viel im Lande auf und hinterließen zahlreiche Spuren ihres Wirkens. Die Elsässer haben ihnen auch bis zum Untergange große Anhänglichkeit, Liebe und Treue bewahrt. Bis zum Aussterben des Geschlechts blieb die Hohkönigsburg den Hohenstaufen, dann ging sie in den Besitz der Herzoge von Lothringen über und wurde gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts an den Bischof von Straßburg verkauft. Im Jahre 1454 bemächtigten sich Raubritter der Burg, denen sie erst 1462 durch den Erzherzog Sigismund von Oesterreich wieder entrissen wurde. Die halb zerstörte Feste blieb nun im Besitze des Hauses Habsburg, wurde 1480 wieder aufgebaut und dem Rittergeschlechte von Sickingen zu Lehen gegeben. Einer neuen Zerstörung fiel sie 1633 bei der Belagerung und Eroberung durch die Schweden anheim und kam samt dem Elsaß durch den Westfälischen Frieden an Frankreich. Im Jahre 1770 wurde die Burgruine Eigentum der Familie von Boug-Orschweiler, später eines Mannheimer Banquiers, von dem sie 1865 die Stadtgemeinde Schlettstadt erstand. Diese sorgte in Verbindung mit der Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsaß für die Erhaltung der Burg. Im Westen und Osten derselben erheben sich je zwei mächtige, gut erhaltene Türme. Eine starke Mauer umgiebt das Ganze. Die Kapelle, sowie zahlreiche Gewölbe und Thore sind in gutem Stande; der westliche Teil ist der ältere, während der östliche zum größten Teil aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammt.

Kaiser Wilhelm II. war seit Jahrhunderten der erste deutsche Kaiser, der wieder die alte Hohenstaufenburg besuchte und von der Plattform den Blick über das herrliche Rhein- und Leberthal, weiter bis zum Schwarzwald und zu den Alpen schweifen ließ. In seinem Besitze ist die Burg auf alle Zeit vor dem Verfalle geschützt, und so ist hier eine Wandlung eingetreten, wie sie Friedrich Rückert vorgeahnt, als er sein schönes Gedicht von der „Straßburger Tanne" schuf, die, von der Axt des Holzfällers getroffen, zu den Stämmen des jungen Nachwuchses im Walde die prophetischen, heute in Erfüllung gegangenen Worte spricht:

„Einst einer von euch allen,
Wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Giebt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur, —
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur."

Eine Sommerfrische in Tasmanien.

Von

Felix von Nordenstein.

1. Die Seefahrt.

Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß es ein besonders schlechtes Boot war, das uns trug, aber warum es den anspruchsvollen Namen „Kreuz des Südens" führte, ist mir nie klar geworden. Ich saß mürrisch auf dem Verdeck und grübelte über den schlecht gewählten Namen, mit jener Art stumpf-verdrossenen Hinbrütens, wie es auf der See nur zu oft an Stelle des Denkens tritt. Ich bin nicht seefest, trotz aller Gelegenheit, die das Leben mir geboten hat, mit jenen ungewissen, schaukelnden Bewegungen vertraut zu werden, die einen so mysteriös-fatalen Einfluß auf Gehirn und Magen zu üben pflegen.

Ich hatte als Knabe eine Zeitlang den Plan, Seemann zu werden, hauptsächlich um ein Buch zu schreiben, dessen Titel lauten sollte: „Mein Haus — das Schiff, meine Heimat — das Meer", aber ich habe nicht Worte genug, meinem Schöpfer zu danken, daß er mich vor einem so grauenvollen Geschick bewahrt hat! Abgesehen von allen physischen Leiden, hätte es meinen Charakter verdorben. Die Seekrankheit, die andre Menschen milde und fügsam stimmt, übt auf mich eine entgegengesetzte abnorme Wirkung: ob es an meiner Leber liegt, die durch jahrelangen Aufenthalt in extremen Klimaten gelitten hat, oder ob ich ein Naturspiel bin, lasse ich dahingestellt — jedenfalls macht die See mich zänkisch.

Es war niemand auf Deck, mit dem man hätte zanken können; die frischen, lachenden Gesichter, die hier zu sehen waren, solange wir die Bai durchschifften, waren, seit wir auf offener See schwammen, allmählich blasser und ernster geworden und schließlich vom Schauplatz verschwunden.

Die einzige Ueberlegenheit, die meine Seereisen mir gegeben haben, ist die Ruhe der Erfahrung. Ich stelle mich nicht, wenn die ersten schwankenden Bewegungen auf offener See beginnen, als wäre das Ganze ein entzückender Scherz, speziell zu meiner Unterhaltung erfunden; ich überlasse mich keinen Ausbrüchen tumultuarischer Fröhlichkeit, spotte nicht ostentatiös über Seekrankheit und Seekranke, nur zu wohl wissend, wie bald die See des Spötters spotten wird; ich halte es auch nicht für geboten, die bleichen Lippen noch zu einem unnatürlichen Lächeln zu verzerren, wenn mir schon der Angstschweiß auf der Stirn perlt. Ich setzte mich also ruhig in eine Ecke, mit der heroischen Resignation eines Mannes, der genau weiß, was kommen wird, und daß weder Whisky noch Bravado dagegen hilft. Diese meine Maxime hat den Vorzug, daß sie mir eine gewisse Zähigkeit im Ausdauern verleiht, wahrscheinlich weil sie mich vor nutzloser Aufregung bewahrt und mich meine Widerstandsfähigkeit nicht in einer ermüdenden Komödie aufreiben läßt. So war ich denn auch heute der letzte auf Deck. Mit melancholischem Vergnügen hatte ich die Passagiere einen nach dem andern verschwinden sehen; die prahlenden Grünhörner waren verstummt, bis auch der letzte mit vagem Lächeln und noch vageren Bewegungen seiner Kabine zustrebte.

Da saß ich allein auf Deck und zankte im Geist mit der Compagnie, die dem miserabeln, kleinen Dinge von Dampfer den pomphaften Namen beigelegt.*)

Es war elf Uhr abends geworden; heute — Sonnabend um zwölf Uhr mittags — hatten wir Melbourne verlassen, und morgen früh — Sonntag um zehn —, sagte das Programm, sollten wir in Tasmanien anlangen. Ein Stoßseufzer entrang sich meiner Brust.

„Ach, wenn es doch alle Tag' Sonntag wär'
Und ich bei meiner —".

Nein, nicht Laurentia! So heißt sie ja gar nicht.

*

Ein paar Matrosen näherten sich, ein Bündel Seile geräuschvoll zusammenzuraffen, das in meiner Nähe am Boden gelegen. Eine innere Wut überkam mich. Auf diese Seile hatte ich mich legen wollen! Es war mir vorher nicht klar zum Bewußtsein gekommen, aber ich wußte es auf einmal ganz genau, als sie die Seile wegpackten. Mehr noch: ich fühlte, es hätte mir wohlgethan, auf diesen Seilen zu liegen. Ein natürlicher Instinkt lehrte es mich, und dem Menschen, zumal dem kranken Menschen, ist immer wohler, wenn er seinen Instinkten folgen kann. Für mich war es jetzt zu spät damit. Ingrimmig erhob ich mich. Was sollte ich hier noch, nachdem die Seile weg waren? Lieber wollte ich meine Kabine aufsuchen, vielleicht lagen ein paar Stunden Schlaf im Bereich der Möglichkeit.

Wir waren auf dem Schiff in Schafe und Böcke geteilt. Die ganze rechte Seite neben dem Speisesaal war Damenkabine, die linke gehörte der schlechteren Hälfte der Menschheit. Jede Seite faßte dreißig Marterbetten. Langsam stieg ich die Treppe hinunter, die in die Kajüte führte. Dumpfe Stickluft schlug mir entgegen, noch intensiver gemacht durch Lampendunst und Küchenqualm. Ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen Speisegerüche, der sich auf dem Schiff bis ins Krankhafte steigert; schaudernd stürzte ich durch den Eßsalon auf meine Kabine zu. Ich wußte, daß ich sie mit drei andern Passagieren teilte, doch war es mir wenigstens gelungen, mir eines der oberen Betten, und zwar dasjenige zunächst der Luke, zu sichern.

Nachdem ich das Paar Stiefel, über das ich beim Eintritt in meine Kabine gestolpert, mit verbissener Wut zur Seite geschleudert hatte, irrten meine Blicke im matten Licht der Nachtlampe über meine Schlafkameraden hin. In dem oberen Bett mir gegenüber lag ein gichtischer alter Gentleman, in Flanell gewickelt, mit einer unterm Kinn zugebundenen Nachthaube. Ob ihn das Knarren der Thür oder die Stiefelaffaire aufgeschreckt haben mochte, genug, er richtete sich, auf den Ellbogen gestützt, halb empor und stöhnte, mich anstarrend: „Ein Sturm zieht auf — ich sage, ein Sturm zieht auf. Ach, mein Knie, mein Knie!" Ich gab keine Antwort — er hatte wohl auch keine erwartet.

Mit einer Abneigung, die an Haß grenzte, betrachtete ich den jungen Bramarbas, der das untere Bett einnahm. Er hatte mich im Lauf des Tages aufs äußerste gereizt durch scherzhafte Boxbewegungen, die er fortwährend zum besten gab, kriegerische Attitüden, mit denen er andern Leuten den Weg vertrat, wenn sie harmlos auf und ab gingen, schnellgeführte Fausthiebe, von wilden Gesten begleitet, einem imaginären Gegner zugedacht — eine Pantomime, die mir unsäglich abgeschmackt erschien, während sie ihn in die heiterste Laune versetzte. Es war mit einem Gefühl schlecht verhehlter Schadenfreude, daß ich ihn plötzlich — mitten in einer seiner Evolutionen — erblassen und an die Brüstung des Schiffes stürzen sah, wo er, über Bord gelehnt, eine Reihe konvulsivischer Zuckungen ausführte, diesmal unwillkürlicher Natur und nicht von jugendlichem Boxerenthusiasmus eingegeben. Gütiger Himmel, welch eine Genugthuung es war, dies Athletengenie zur Ruhe gebracht zu wissen! Jetzt schlief er fest — wahrscheinlich aus Erschöpfung.

Seufzend wandte ich mich meinem Lager zu. In dem Bett unter mir lag ein dicker Mann mit wirrem rotem Bart, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Ich blieb einen Moment regungslos an den Boden gewurzelt, in dem fruchtlosen Bestreben, das Rätsel zu lösen, wie dieser Mensch seinen gewaltigen Körper da hineingewälzt haben mochte. Der Zwischenraum zwischen seinem und meinem Schlafplatz war so gering, daß ein zehnjähriges Kind da unten nur geduckt hätte sitzen können. Es sah aus, als hätte er seine gewichtigen Gliedmaßen in das Fach eines Bücherbrettes gezwängt. Jetzt begegneten seine Blicke den meinen und hefteten sich mit einem Ausdruck wilder Angst auf mein Gesicht. Ein schrecklicher Argwohn erfaßte mich: großer Gott, wenn der Mensch unter mir asthmatisch war?! Das Herz stand mir still! Sollte ich ihm mein Bett abtreten? . . . Nicht um die Welt! Mit zwei Schritten war ich oben und warf mich hin, ohne mir erst Zeit zum Entkleiden zu nehmen.

Es war eine Luft zum Ersticken! Ich riß die Luke auf und holte tief Atem, als der kühle Nachthauch belebend hereinschauerte. Ein giftiger Blick

*) Einen Monat nach der hier geschilderten Reise scheiterte das „Kreuz des Südens" auf derselben Tour von Melbourne nach Tasmanien und wurde zum vollständigen Wrack.

Rosetta. Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstaedt.

Am Waldessaum. Originalzeichnung von J. Schmitzberger.

von seiten des gichtischen alten Gentleman schoß zu mir herüber, mit nervösen Fingern zerrte er an seiner Nachthaube, um sie über die dem Fenster zugekehrte Wange zu ziehen. „Wir bekommen ein Unwetter — kein Zweifel!“ hörte ich ihn stöhnen. Aber wolkenlos dehnte sich der Nachthimmel über uns aus. Das „Kreuz des Südens“ durchschnitt die Wogen oder durchschnitt sie vielmehr nicht, sondern rollte, taumelte, wälzte sich in unberechenbaren Schwingungen, stellte sich auf den Kopf, einer Ente gleich, die ihr Vorderteil in die Fluten bohrt, schwang sich aufs entgegengesetzte Ende, warf sich auf die Seite, daß ich mit der Hand das Wasser berühren konnte, warf sich auf die andre Seite, daß das Knie des gichtischen Gentleman gegen die Wand schlug und ich mich festhielt, um nicht über den Rand meines Bettes zu rollen.

Aus der Damenkajüte drang verworrenes Geräusch: weinende Kinderstimmen, beschwichtigender Singsang, bei dem sich mir die Haare sträubten, Klagerufe nach der „Stewardeß“, unartikulierte Schreie, durch die Entfernung gemildert. Der dicke Mensch unter mir fing an laut zu ächzen, mir brach der kalte Schweiß aus: „Ach! verwünschtes ‚Kreuz des Südens‘!“ Das Wort war mir kaum entschlüpft, so hielt das Aechzen unter mir inne: „Landsmann! ach, Landsmann!“ hallte es herauf.

Ich hielt den Atem an. Hätte mich einer englisch angeredet, so würde ich mich gestellt haben, als verstünde ich die Sprache nicht, trotzdem ich seit achtzehn Jahren unter Engländern lebte. Dieser Ausweg war hier nicht möglich. Sollte ich thun, als hätte ich mein Deutsch vergessen? Hm, das war doch so eine Sache ... Muttersprache, Mutterlaut! Aber konnte ich mich nicht taub stellen? Natürlich, das ging! Taube Menschen reisen auch. Ich verharrte regungslos.

„Landsmann! ach, Landsmann!“

Nein, es ging doch nicht! „Was giebt's?“ fragte ich unwirsch.

„Ist Ihnen auch so schlecht wie mir?“

„Viel schlechter.“

„Ach!“ — Pause.

„Machen Sie diese Reise auch zum erstenmal?“

„Zum zehntenmal!“

„Ach, mein Gott, wie schrecklich!“

Längere Pause, dann erneutes Aechzen: „Ach, Landsmann, Landsmann!“

„Was in aller Welt?“

„Warum bin ich doch auf dies Schiff gekommen!“

„Jammerschade, daß Sie das nicht wissen.“

„Ach, ich weiß nicht, was ich anfangen soll!“

„Schlafen sollen Sie, Unglücksmensch.“

„Können Sie denn schlafen?“

„Nein, natürlich nicht, wenn Sie mich nicht schlafen lassen.“

„Ach, Landsmann“ — dies im Tone sanften Vorwurfs —, „ich sprach doch erst, als Sie zu fluchen anfingen!“

„Eben! Da war ich gerade im Einschlafen. Ich fluche nie, wenn ich wach bin.“

„Wahrhaftig? Ach, Landsmann, Landsmann!“ ...

*

Als ich aus einem wirren, unerquicklichen Schlaf erwachte, fand ich das Schiff in freudiger Aufregung. Tassen und Teller klapperten, die Stewards rannten geschäftig hin und her, fröhliche Stimmen schwirrten durcheinander, hie und da knallte ein kecker Champagnerkork — es war acht Uhr morgens, aber an Bord eines Schiffes im Angesicht des Ufers ist alles möglich.

Ich streckte mich auf meinem Lager mit einem entzückenden Gefühl wiederkehrender Lebenslust. Wir hatten den Strom erreicht, die prächtige, imposante Tamar, mit den bewaldeten Ufern und romantischen Höhenzügen in der Ferne, und das Schifflein glitt dahin ruhig wie ein Schwan auf glattem Wasserspiegel. In fünf Minuten war ich auf Deck, angesteckt von der frohen Erregung ringsum. Lachende, strahlende Babies kauerten am Boden und betasteten die Stiefel der Vorübergehenden; junge Mädchen klatschten vor Vergnügen in die Hände und riefen: „How nice! isn't it?“ Männer, die Hände unter den Rockschößen, standen breitbeinig aufgepflanzt und starrten mit angestrengter Aufmerksamkeit zu den Ufern hinüber.

Die Stewardeß eilte mit Beef-tea*) und Porridge**) zwischen den diversen Gruppen ihrer Pflegebefohlenen hin und her. Der gichtische alte Gentleman sah ganz heiter aus; er betrachtete, den Kopf seitwärts neigend, mit zusammengekniffenen Augen den wolkenlosen Himmel und verblüffte jeden Matrosen, der in seine Nähe kam, mit der Frage, wo er glaube, daß in dieser Nacht ein Sturm gewesen sei?

Von der andern Seite des Schiffes näherte sich eine rotbärtige Hünengestalt. Sein Gesicht strahlte: „Ach, guten Morgen, Landsmann!“ Ich wollte eben auf ihn zutreten, prallte aber im nächsten Moment rückwärts: hinter ihm hervor flog der fröhliche Boxer und hielt einem vorübereilenden Kellner die Faust unter die Nase.

2. Land! Land!

Was der brave Abel Janszon Tasman wohl für Augen machen würde, wenn er heute das Eiland sehen könnte, das seinen Namen der Nachwelt aufbewahrt! Ob nicht der alte Seefahrer sich staunend an die Stirn fassen müßte, das Traumgesicht, das ihn narrt, wegzuwischen, um sich auf die Vergangenheit zu besinnen? Dann würde ihn die Erinnerung zurücktragen zu jenem 24. November 1642, und die denkwürdige Morgenstunde in ihrem ganzen abenteuerlichen Reiz vor seinem geistigen Auge auferstehen. Wärmer, strahlender färbte sich der Osten, Purpurwölkchen schwebten empor über den flammenden Horizont, aus den Wogen tauchte die aufgehende Sonne, schön wie die schaumgeborene Göttin, Himmel und Meer erglühten im Morgenschein, und die stolzen Segel im Frühwind schwellend, schwammen der „Heemskirk“ und „Zeehan“ dem unbekannten Gestade zu. Undurchdringliche Wildnis deckte das Land, das noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte.

Ueppige Schlingpflanzen rankten sich um Riesen-eukalyptusstämme; Sassafras und Moschusholz dufteten, und würziger Waldgeruch schauerte erfrischend der seemüden Mannschaft entgegen. Und jetzt kommt Leben und Bewegung in die Scene: fremdartige, dunkle Gestalten erscheinen im Vordergrunde; sie neigen sich zu Boden, sie schwingen sich im Kreise, sie breiten die Arme aus, mit phantastischen Gebärden die aufgehende Sonne begrüßend — das ist das Bild, wie es Abel Janszon Tasman vor Augen stand.

Heute ragen blühende Städte an Stelle der einstigen Wildnis. Eisenbahnlinien und Telegraphendrähte durchkreuzen das Land; Tunnels sind gebohrt und Brücken geschlagen; Leuchttürme weisen dem Schiffer nachts den Weg zu gesicherten Häfen. Tausende von mutigen Ansiedlern regen die arbeitsamen Hände, das entzückende Eiland Meile für Meile dem Urwald abzuringen, und der fruchtbare Boden, sowie die auffallend günstigen klimatischen Verhältnisse krönen jede Mühe mit überraschendem Erfolg.

Alle Obstgattungen der Alten Welt gedeihen in verschwenderischer Fülle, den emsigen Fleiß mit einem Ertrage lohnend, wie ihn sich der kühle Norden nicht abgewinnen läßt. Wogende Kornfelder erfreuen das Auge des Wanderers, weite Hopfenpflanzungen hauchen aromatischen Duft aus, heitere Villen grüßen inmitten blühender Gärten; und neben der tropischen Vegetation mit ihren Magnolien, Farnbäumen und Südseemyrten haben sich ehrwürdige Eichen und Ulmen einen Platz erobert, als hätten Nord und Süd sich die Hände gereicht, Tasmanien mit Reizen auszustatten.

Es ist schwer, sich eines Zurückträumens in die Vergangenheit zu erwehren im Angesicht der jungaufschießenden Kultur Tasmaniens, und so wanderten auch meine Gedanken rückwärts, als ich an jenem goldenen Sommermorgen zu Anfang Dezember, wenig Tage nach meiner Ankunft auf der Insel, in Hobarttown am Meer saß und in die sonnige Landschaft hinausblickte. Mein Gefährte war nichts weniger als träumerisch aufgelegt, doch verharrte er, meine Stimmung respektierend, in achtungsvollem Schweigen. Als ich mich endlich umwandte und lächelnd fragte: „Nun, Brauer, was sagen Sie dazu?“ war es ein verliebtes Gesicht, das meinem Blick begegnete: „Ach, Landsmann! ... Zucker!“

Der dicke Rotbart, mit dem der Zufall mich auf dem „Kreuz des Südens“ zusammengeführt hatte, war ein kurioses Exemplar. Mit dem Moment, daß wir Land betraten, ging die erfreulichste Wandlung mit ihm vor, und der stöhnende Mann des Erbarmens entpuppte sich als kreuzfidele Haut und verkürzte mir manche Stunde durch seine harmlose Heiterkeit und nie versiegende gute Laune. Er war Bierbrauer von Fach, und wie er nie darüber wegkam, mich „Landsmann“ zu nennen — er war Bayer, und ich stamme von der Ostsee —, so nannte ich ihn der Kürze wegen „Brauer“ und will ihn auch in diesen Blättern so bezeichnen.

Brauer war zwei Jahre in Viktoria gewesen und verließ es, wie er sagte, „der Hopfen wegen“. Um diesen lakonischen Ausdruck zu verstehen, muß man in Australien gelebt haben. Die Verfälschung, die in Viktoria mit dem Bier getrieben wird, ist wahrhaft empörend: das Kraut, das die Fabrikanten dem Biere unter dem Namen „einheimischer Hopfen“ beimischen, ist nicht nur kein Hopfen — das soll auch anderweitig vorkommen —, sondern es ist im höchsten Grade schädlich durch seine verderbliche Wirkung aufs Gehirn, und tief zu bedauern bleibt es, daß die Gesundheitspolizei keine durchgreifenden Maßregeln trifft, diesem Unfug zu steuern. Die traurige Thatsache, daß die Irrenhäuser Viktorias gefüllt sind in einem Maße, das den Prozentsatz jedes andern Landes in erschreckender Zahl übersteigt, hat viel mit dem Bier zu thun, das in der Kolonie gebraut wird.

Als wir in Launceston an Land gingen, hatte Brauer mich nach einem empfehlenswerten Gasthof gefragt, und ich nahm ihn mit in das Brisbane-Hotel, das mir von früher her als ausgezeichneter Gasthof im Gedächtnis geblieben war. Der Wirt, ein rühriger, kleiner Italiener, empfing uns mit geschäftiger Freundlichkeit, und binnen kurzem saßen wir am einladenden Frühstückstische und verzehrten mit bestem Appetit die frischgebratenen Prachtflundern, die uns mit unserm Thee und Toast serviert wurden — das nie fehlende Frühstücksgericht in Launceston, das seiner Köstlichkeit wegen auch immer willkommen bleibt. Danach mieteten wir ein Cab, um den einen Tag, den wir für die Stadt übrig hatten, auch so viel als möglich auszunutzen.

Launceston nimmt, was Schönheit der Umgebung betrifft, einen niedrigeren Platz ein, wie es auch in politischer Bedeutung hinter Hobart, der Hauptstadt der Insel, zurücksteht; als Stadt aber ist es der Rivalin im Süden entschieden überlegen; es ist ein allerliebster Ort, und die hübschen Privathäuser und Gärten, sowie die vielen stattlichen Bankgebäude erhöhen den Eindruck der Wohlhabenheit und des Behagens, den das Städtchen auf den Ankömmling macht.

Zwei Ströme, Nord-Esk und Süd-Esk, begegnen sich an den Werften Launcestons. Die Nord-Esk kommt über Klippen und Steingeröll durch eine finstere Kluft, deren starre Felsen düster drohend auf die Flut in der Tiefe niederschauen. Der schönste Punkt aber ist Cora Lynn an der Süd-Esk. Durch einen gewaltigen Thorweg von Basalt stürmt das tosende Wasser, über Trümmer und Felsblöcke stürzend, Katarakt um Katarakt, Strudel um Strudel bildend, bis seine wilde Kraft sich ausgetobt, bis es die brausenden Arme um die entgegeneilende Nord-Esk schlingt und die vereinigten Wasser die stolze Tamar bilden, auf deren majestätischen Wogen Schiffe und Maste sich wiegen. Man muß in den versengten Ebenen Australiens gelebt haben, um den ganzen Zauber ermessen zu können, der für uns in dem Rauschen und Murmeln der klaren Bergströme, im Wogen der gelben Kornfelder, im ganzen Charakter der Scenerie um Launceston lag.

„Ach, Landsmann,“ rief Brauer, „welche Erholung, etwas andres zu sehen als immer nur Gummibäume und nichts als Schafherden!“

Ich nickte schweigend und sog in tiefen Atemzügen die erquickende Luft ein — Luft der gemäßigten Zone, die mich wie Odem der Heimat umwehte! Immer wieder schweiften meine Blicke über das wellige Hügelland mit dem wunderbar saftigen Grün, mit den geliebten, lange vermißten Baumgattungen, den schlanken, weißstämmigen Birken, den ernsten, schattenreichen Ahorngruppen, den grauen Weiden, die rieselnde Flüßchen überschatten. Nicht satt sehen konnte ich mich an den wogenden Kornfeldern, von

*) Fleischbrühe.
**) Legierte Suppe.

dichten Weißdornhecken eingefaßt. Auf weiten Strecken nickten noch die bärtigen Aehren im Winde, aber hie und da wiesen die Felder schon den aufgeschichteten Garbenreichtum auf. Ich überdachte, wie lange es her war, daß ich keinen bekränzten Erntewagen mehr gesehen, der die goldene Last der Scheuer zuführte ... Die Sonne senkte sich. Von der Stadt herüber tönten Abendglockenklänge, auf den Schwingen des Windes zu uns getragen; tiefer, süßer Friede lag über der Landschaft.

Ein eignes Gefühl überkam mich — mächtig, unbezwinglich! Und ob man es als Kinderkrankheit belächeln mag, und ob der Kopf es nicht gelten lassen kann, es kommt immer hin und wieder eine Stunde, wo das Herz stärker ist und recht behalten will.

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn!"

Ich war mir nicht bewußt, daß ich laut gesprochen hatte, aber der ehrliche Bayer neben mir legte seine schwere Hand auf mein Knie und sah mir starr und tief in die Augen, dann sagte er mit großem Nachdruck:

„Und die Würzburger Glöckli
Hab'n schönes Geläut,
Und die Würzburger Maidli
Sein kreuzbrave Leut!"

3. Rückblicke.

Die Eisenbahnlinie, die seit 1876 in einer Länge von 133 Meilen Launceston mit Hobart verbindet, war mir noch unbekannt. Meine bisherige Erfahrung von der Beförderung zwischen den beiden Städten beschränkte sich auf eine vierzehnstündige Coachfahrt, und wenn die letzten Stunden derselben einem auch ein wenig sauer wurden, so war die Tour im ganzen doch eine köstlich genußreiche. Die hundertzwanzig Meilen lange Fahrstraße zwischen Launceston und Hobart ist eine der vorzüglichsten makadamisierten Straßen der Welt. In „alten" Zeiten — man lebt sehr schnell hierzulande, und dieses ist der passende und glückliche Ausdruck, mit dem in Tasmanien die jüngste Vergangenheit bezeichnet wird — in alten Zeiten gab es hier nur die zwei Niederlassungen Launceston und Hobart, und es wurde eine wichtige Frage, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Da damals Hunderte von Verbrechern von England aus gelandet wurden und die Notwendigkeit, Beschäftigung für so viele Hände zu finden, sich mit fühlbar machte, unternahm die Regierung den Bau dieser Straße. Sie kostete mehr, als eine Eisenbahnlinie heutzutage erfordern würde, ist aber durchweg ausgezeichnet, führt durch die reichsten Ackerbaudistrikte der Kolonie, über viele der schönsten Ströme, gewährt reizende Ausblicke und bietet dem Fremden bei weitem mehr Gelegenheit, den landschaftlichen Charakter der Insel kennen zu lernen, als die fünfstündige Bahnfahrt. Ich erinnere mich noch mit Entzücken des Punktes, dreißig Meilen vor Hobart, wo nach einer ununterbrochenen Steigung von zwei und einer halben Meile der höchste Gipfel des Weges erreicht ist und plötzlich wie mit einem Zauberschlage ein überraschendes, völlig unerwartetes Bild sich einem enthüllt.

Jede Aehnlichkeit mit der Gegend, durch die man bisher gefahren, ist abgeschnitten: nichts mehr von den weiten Ebenen, dem langgestreckten Plateau, den ausgedehnten Grasplätzen — ein Stück bayrischen Hochlandes thut sich vor uns auf, Berge und Thäler grüßen in malerisch kühner Gruppierung, eine Scenerie, als ginge es geradeswegs nach Oberammergau.

Wir saßen im schwülen Coupé, und seufzend gedachte ich der „alten" Zeiten und der frischen, nervenstärkenden Coachfahrt. Die Bahnlinie macht andauernd so plötzliche Biegungen, daß man behauptet, die Passagiere des ersten Coupés könnten das letzte Coupé unausgesetzt im Auge behalten; von einer besonders scharfen Ecke erzählt der Volkswitz, daß die beiden Beamten an der Spitze und am Ende des Zuges daselbst Feuer austauschen, ihre Zigarren in Brand zu stecken.

Ich war froh, als wir uns endlich dem Ziel der Reise näherten. Der Zug sauste dahin unter der Brücke des wunderschön gelegenen botanischen Gartens, vorüber am prächtigen Schlosse des Gouverneurs, und vor unsern Augen entfaltete sich die Bucht, mit dem interessanten Mount Nelson im Hintergrunde und der bewaldeten Bruni-Insel in der Mitte. Der Name der Insel erinnerte mich in natürlicher Gedankenverbindung an eine Veränderung mehr, die mich hier erwartete. Die letzte Uebriggebliebene der Eingeborenen Tasmaniens, meine alte Freundin Truganini — letzte Tochter einer vom Erdboden verschwundenen Nation —, war mittlerweile zu ihren Vätern versammelt worden.

Manch lieben Winterabend hatte ich ihren Erzählungen gelauscht, und unmöglich war es, sich einer tiefen Sympathie für diese Greisin zu erwehren, deren unglückliches Schicksal ihr ebenso ein heiliges Anrecht auf Mitgefühl gab, wie ihr heroischer Mut Bewunderung einflößen mußte. Die Wohlthaten, die Truganini im Dienst der Menschlichkeit sowohl den Engländern als ihrem eignen Volk erwiesen hat, sind unberechenbar, und als die schlichte alte Eingeborene im Mai 1876 zu Grabe getragen wurde, folgten der Gouverneur von Tasmanien und die angesehensten Einwohner Hobarts ehrerbietig ihrem Sarge. Die Behandlung der Eingeborenen in den Ländern, die der Engländer kolonisiert, gehört zu den dunkeln Blättern der Geschichte Albions. Was England selbst immerhin vorbringen mag, um die Thatsachen zu beschönigen, so unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß die unerhörte Rücksichtslosigkeit und Brutalität der Eroberer die Hauptschuld an all den unglücklichen Konflikten mit der Urbevölkerung getragen haben.

Truganini war die jüngste Tochter eines mächtigen Häuptlings des Brunistammes und muß um 1810 oder 1812 geboren worden sein. Ihr Vater fiel in einem der ersten Zusammenstöße mit den Engländern; ihre Mutter, die sich mit Truganini und deren ältester Schwester rettete, wurde von den Verfolgern eingeholt und niedergemetzelt, doch gelang es den beiden Mädchen, von denen die älteste sechzehn Jahre zählen mochte, sich zu verbergen und später viele Meilen unentdeckt zu wandern, bis sie zu einem befreundeten Stamme gelangten, dem sie sich anschlossen. Zwei Jahre mochten seitdem verronnen sein — Truganini war inzwischen herangewachsen —, da wurde ihre älteste Schwester, die sich kürzlich verheiratet hatte, vor ihren Augen von Seehundsjägern weggeschleppt, die eingeborene Frauen zu rauben und als Sklavinnen mit sich zu führen pflegten. Truganini selbst ward nicht lange darauf von Holzfällern gefangen, die in der sogenannten Birkenbai für die Regierung arbeiteten. Als sie sie zum Boot trugen, hörten zwei ihrer Landsleute ihr Rufen und kamen herbeigeeilt, und auf des Mädchens flehentliche Bitten erhielten sie die Erlaubnis, sie zu begleiten. Einer von ihnen war Taraweina, ihr Verlobter. In der Mitte des Kanals auf dem Wege zur Bruni-Insel warfen die Engländer beide Männer über Bord. Die Dunkelhäute waren tüchtige Schwimmer; sie folgten dem Boot und faßten nach dem Bugspriet, um wieder hineinzuklimmen, aber die bestialischen Holzfäller hieben mit ihren Aexten die Hände vom Rumpf, die sich ans Boot klammerten, und die unglücklichen Schwimmer verschwanden vor den Augen des unseligen Mädchens unterm Wasser, die Wogen mit ihrem Blute färbend.

Diese Geschichte ist keine Erfindung, sondern traurige, nackte Wahrheit. Wie oft man auch in Europa das Urteil hören mag: „Das kann sich doch nur in Büchern zutragen!" — in Australien zum mindesten übertrifft die Wirklichkeit die Erfindung. Hierzulande, wo alles im Werden ist, wo das Leben sich noch nicht in altvorgeschriebenen Geleisen bewegt, sondern die Pfade überall erst ausgehauen werden müssen, wo ein fieberhaftes Drängen und Treiben herrscht, ein Sichregen und Wachsen, das, man möchte sagen, zusehends vor sich geht, hier ereignen sich fortwährend unglaubliche Dinge: Greuel, von denen wir schaudernd die Blicke wenden und rufen: „Unmöglich!" — aber auch Kämpfe, Thaten, Erfolge, bei deren Lektüre der ehrsame Spießbürger daheim das Buch zuklappt und meint: „Erlogen!"

Ums Jahr 1828 hatten die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Dunkelhäuten einen so scharfen Charakter angenommen, daß Gouverneur Arthur das Land unter Kriegsgesetz stellte und einen Preis aussetzte für jeden Eingeborenen, der ihm unverletzt überliefert würde: fünf Pfund Sterling für einen Erwachsenen und zwei Pfund Sterling für ein Kind. Als auch diese Maßregel sich als unzureichend erwies, ließ der Gouverneur einen militärischen Kordon von Ost nach West über die Insel ziehen, in der Hoffnung, die Eingeborenen, langsam vorschreitend, bis nach Tasmans Peninsula zu drängen, wo man dann mit Leichtigkeit ihrer habhaft werden konnte. Dieses Unternehmen kostete sechzigtausend Pfund Sterling und kulminierte in der Gefangennahme eines Mannes und eines Knaben! Ratlos stand die Regierung den verzweifelten Mißständen gegenüber. Endlich erbot sich ein menschenfreundlicher Arbeiter, der Ziegelbrenner George Augustus Robinson: wenn das Gouvernement ihm hundert Pfund Sterling jährlich geben wolle, so würde er zu den Dunkelhäuten gehen und eine Besserung der Sachlage herbeizuführen suchen. Truganini, die damals wenig über zwanzig Jahre zählte, bat, als sie von dem Plane Kenntnis erhielt, mitgehen zu dürfen. Dieses arme Geschöpf, Augenzeuge und Opfer so empörender Gewaltthaten, entwickelte eine Kühnheit und Klugheit, die staunenerregend waren. Sie erwarb sich die Kenntnis der mannigfachen Dialekte der Eingeborenen, um sich mit den verschiedenen Stämmen verständigen zu können. Vor keiner Gefahr schreckte sie zurück: sie ging als Kundschafterin der kleinen Schar Robinsons voraus, sie wagte sich allein unter die feindseligsten Stämme; wiederholt rettete sie Robinsons Leben, ihr eignes für nichts achtend, und so durchwanderte jener Tausende von Meilen der wildesten Gebiete Tasmaniens, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, erwarb sich das Vertrauen der eingeschüchterten und zur Verzweiflung gebrachten Dunkelhäute und brachte endlich den übriggebliebenen Rest der Urbevölkerung dazu, freiwillig mit ihm in ein ihnen bereitetes Asyl auf Flinders Island zu ziehen. Trotz Obhut und liebevoller Pflege, die ihnen nun zu teil wurde, siechten sie unaufhaltsam dahin, und von den über zweihundert, die in Flinders Island ein Obdach gefunden, waren nach zwölf Jahren nur noch zweiundvierzig übrig. Truganini überlebte alle; der letzte männliche Vertreter ihres Volkes, der sogenannte „König Billy", wurde 1869 zu Grabe getragen im jugendlichen Alter von vierunddreißig Jahren. Seitdem ging eine merkwürdige Wandlung mit Truganini vor. Die alte Frau war müde geworden, und es war rührend zu hören, mit welch kindlicher Freude sie auf den Heimgang in jene Welt wartete, in die ihr ganzes Volk ihr vorangegangen war und wo, wie sie sich ausdrückte, „der liebe Herr auch für seine dunkeln Kinder sorgen wird".

(Fortsetzung folgt.)

Marinebilder

aus dem

Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

4. Der seemännische Dienst der Seekadetten.

Ein völlig neues Arbeitsgebiet öffnet sich dem jungen Seekadetten in dem seemännischen Dienst. Dieser begreift die Seemannskunde oder Seemannschaft und die Steuermannskunde oder Navigation in sich.

Der eigentliche Seemann von Beruf, der unter der Flagge des Weltverkehrs und des Handels über die Meere fährt, hat nur allein mit diesem Dienstzweig der Kriegsmarine zu thun. Für ihn genügt die Kenntnis der Seemannskunst, ein Schiff von Hafen zu Hafen über den Ozean zu führen und es in gebrauchsfähigem Zustande zu erhalten. Aber der Seeoffizier einer Kriegsmarine ist Seemann und Soldat zugleich, vornehmlich Artillerist, doch auch des Infanteriedienstes nicht unkundig und bedarf zur Ausfüllung seines Postens einer Menge andrer seemilitärischer Kenntnisse, die der Kauffahrteifahrer nicht gebraucht. Immerhin muß der eigentliche Seemannsberuf die Grundlage des Wissens und Könnens eines Seeoffiziers sein.

Der Seekadett dort an dem Peilkompaß steht im Dienst der Navigation. Sie ist die Wissenschaft, die der Seemann braucht, um ein Schiff von Hafen zu Hafen sicher und auf dem besten Wege über See zu führen. Steuermannskunde ist ihr deutscher Name. Sie erfordert „ein offenes Auge, dem nichts entgeht, einen wägenden Geist, der den

Seekadett am Peilkompaß.

Seekadett am Dampfruder.

Ursachen der beobachteten Erscheinungen forschend nachgeht, und einen wagenden Mut, der zur rechten Zeit den rechten Entschluß, auf den beiden andern fußend, faßt," und sie gebraucht eine Anzahl unentbehrlicher Werkzeuge und Instrumente. Das bekannteste ist der Kompaß, der Wegweiser für den Seemann. Ueber seine Bedeutung für die Schiffahrt zu reden, hieße Wasser ins Meer schütten. Nur auf die eigentümliche Art eines Schiffskompasses sei hier mit wenigen Worten hingewiesen. Die wesentlichen Bestandteile eines Kompasses sind bekanntlich die Windrose, oder kurzweg „Rose" genannt, und die Magnetnadel. Beim gewöhnlichen Taschenkompaß schwebt die Magnetnadel über der im Gehäuse festsitzenden Rose, so daß man diese nach der Magnetnadel drehen muß, um die wahre Himmelsrichtung vor Augen zu haben. Bei dem Schiffskompaß dagegen trägt die Magnetnadel die Rose, welche unterhalb der Gradeinteilung mit mehreren parallel zur N-S-Linie laufenden Stahlmagneten fest verbunden ist, so daß sie stets mit der Magnetnadel dieselbe Richtung einhält und das Schiff sich um das Ganze dreht, je nachdem es von dem magnetischen Norden abweicht. Um diese Abweichung bequem und schnell von der mit einer Strich- und Gradeinteilung versehenen Rose ablesen zu können, ist an der weißen, inneren Wand des Kompaßgehäuses vorn (nach dem Bug des Schiffes gesehen) ein senkrechter schwarzer Strich eingetragen, der in der Vertikalebene des Kiels des Schiffes liegt, bei seitlicher Aufstellung des Kompasses in einer ihr parallel gehenden Ebene. Das ist der „Steuerstrich". Fällt beispielsweise der Südweststrich der Rose mit dem Steuerstrich zusammen, also mit der Kielrichtung nach vorn, so hat das Schiff sich so gedreht, daß der Kiel nach Südwesten zeigt. Man sagt in diesem Falle: „Das Schiff liegt SW an." Fährt es in dieser Richtung vorwärts, so hat es „Südwestkurs". Die Bewegungen des Schiffes bringen den Kompaß nicht aus seiner horizontalen Lage, da er, ähnlich wie die bekannten Schiffslampen, in zweckentsprechender, sogenannter „kardanischer Weise aufgehängt" ist.

Observationsübung der Seekadetten.

Der Peilkompaß, von gleicher Konstruktion wie der Steuerkompaß, dient vornehmlich zum Peilen, das heißt, zur Bestimmung eines Objektes auf See oder an Land, eines Seezeichens, Leuchtturms, einer Bergspitze und dergleichen, nach seiner Himmels- oder Kompaßrichtung vom Standpunkt des Beobachters aus, und ist für diesen Zweck, zum möglichst freien Umblick, auf einem erhöhten Podest der Kommandobrücke aufgestellt. Man sagt zum Beispiel, „der Leuchtturm peilt NO," das heißt, er liegt vom Schiff aus gesehen in nordöstlicher Richtung.

Indessen ist das Peilen nicht des Seekadetten Sache und Aufgabe am Peilkompaß. Lernen freilich muß er's auch, aber nicht in See, wenn das Schiff sich in Fahrt befindet. Für solche Uebungen geben die Hafentage Zeit und Gelegenheit her. Hier soll er darauf achten, daß die Leute an dem Handsteuerapparat den richtigen Kurs steuern, und dabei zugleich seine Kenntnisse in der Kompaßkunde praktisch verwerten, wie miß- und rechtweisender Kurs sich zu einander verhalten, wieviel die Variation (Abweichung des Kompasses vom wahrhaften oder astronomischen Norden) und

Dampffahrübungen der Seekadetten.

Dampffahrübungen der Fähnriche z. S.: Ueber den Achtersteven ans Fallreep gehen.

Nach einer Zeichnung des Leutnants Waldschmidt.

Seekadettensegeln im Hafen Porto Grande (Kap Verdesche Insel), Washington Head im Hintergrund.

Bootrudern der Seekadetten.

Ueber die Backspier.

Seekadetten liegen auf der Marsrah aus, um das Segel los zu machen.

Mattenflechten der Seekadetten.

wieviel die Deviation (Ablenkung des Kompasses durch die Eisenteile des Schiffes) beträgt; ferner soll er das Auge gewöhnen an den seemännisch richtigen Blick für Wind und Wetter, für Anzeichen von Windveränderung und Böen, für Segelführung und die Wirkung des Windes auf die Segel, für die Eigentümlichkeiten des Schiffes in seinen Bewegungen, ob es luv- oder leegierig ist, das heißt, ob es mehr Neigung hat, nach der dem Winde zu- (Luv) oder dem Winde abgewandten (Lee) Seite zu „gieren“ (mit dem Bug auszuschlagen), und wie dem zu begegnen ist durch zweckentsprechende Segelführung und Ruderlegung. Der wachhabende Offizier macht ihn auf dies und das bei geeigneter Gelegenheit aufmerksam, stellt Fragen und Aufgaben, um ihn zu üben und zu belehren, — und so wird der Posten am Peilkompaß zu einem nicht bloß sehr luftigen, Wind und Regen ausgesetzten, sondern auch und in erster Linie zu einem äußerst instruktiven und seemännisch interessanten.

Unter ähnlichen Verhältnissen befindet sich der Seekadett am Dampfruder, das auf der Kommandobrücke steht. Es soll allerdings mehr Spaß machen, munkelt man unter den Seekadetten. Dafür steht der Seekadett aber auch in noch gefährlicherer Nähe des wachhabenden Offiziers, der ihn mit höchst unwillkommenen Fragen über den jeweiligen Stand seiner seemännischen Bildung, wenn's ihm paßt, „belemmern“ (belästigen) kann. Und trotzdem steht der junge Seekadett gern am Dampfruder. Es ist doch ein wunderbar erhebendes Gefühl, das ihn mit freudigem Stolz ans Dampfruder bannt, wenn er sehen kann, wie der schwere Schiffskoloß, oft in seinem Element sich unbändig gebärdend, einem geringen Druck von seiner Hand gehorchen muß! Allein diese Freude dauert nicht lange. Da die Ruderhandhabung nicht Sache des Offiziers, sondern des Unteroffiziers, beziehungsweise Matrosen ist, jener vielmehr nur durch seine Ruderkommandos auf die Ruderführung wirkt, so berührt der Ausbildungsgang des Seekadetten die wirkliche Ruderhandhabung auch nur vorübergehend und übungsweise.

Mit wenigen Ausnahmen, die einige Schulschiffe betreffen, sind sämtliche Schiffe und Torpedoboote unsrer Kriegsmarine mit Dampfsteuerapparaten und Handsteuerapparaten als Hilfssteuerung ausgerüstet, weil durch das Dampfruder eine leichtere und schnellere Ruderlegung (30 Sekunden von Bord zu Bord) ermöglicht wird, was für eine sichere und exakte Manövrierfähigkeit der Schiffe von der größten Wichtigkeit ist. Der maschinelle Betrieb des Dampfruders läßt sich leicht und schnell auskuppeln, um die Hilfssteuerung des Handruders einschalten und in Thätigkeit bringen zu können.

Doch ich bitte den geehrten Leser, wenn's sein muß, gütigst um Entschuldigung, wenn ich soeben vom „Ruder“ gesprochen habe, da ich doch

ganz gewiß das „Steuer“ meine. Ganz recht! Aber in diesem Falle muß ich doch auf meinem Worte bestehen. Denn der Seemann kennt wohl eine „Steuereinrichtung“, einen „Steuerapparat“, auch wohl ein „Steuerruder“, aber „Steuer“ — nein, das Ding kennt er bloß vom Steuereinnehmer her und mag im allgemeinen nicht gern etwas damit zu thun haben.

Was der Nichtseemann „Steuer“ nennt, das ist das „Ruder“ des Seemanns. Andrerseits bezeichnet der Seemann das „Ruder“ des Nichtseemanns zum Fortbewegen eines Bootes mit „Riemen“.

Aehnliche Verwechselungen passieren öfter. Zu recht heiteren Scenen kann die ziemlich konstante Verwechselung von Kammer, Kabine und Koje Anlaß geben. Der Wohnraum des Offiziers heißt „Kammer“, sein Bett ist die „Koje“. Also ad notam für zukünftigen Bedarf!

Ein drittes, sehr wichtiges Instrument für die Steuermannskunde ist der Sextant. Wir sehen ihn in der Hand der observierenden Seekadetten. Der nichtoffizielle Ausdruck für diese Thätigkeit lautet: „die Sonne schießen“.

Sonne, Mond und Sterne spielen eine sehr wichtige Rolle in der Orientierungskunst des Seemanns. Wie unsicher schreitet der Wanderer auf seinem Wege aus, wenn ihm nicht Sonnenschein oder das milde Mond- und Sternenlicht den Weg erhellt! So weist der Kompaß wohl dem Seemann seinen Pfad übers Meer, aber fragt er: „Wo bin ich?“ darauf giebt ihm allein das leuchtende Tagesgestirn sowie das sternfunkelnde Himmelsgewölbe auf dem unermeßlichen Ozean genaue und zuverlässige Kunde. Und der Sextant, ein Winkelmeßinstrument, auf der Reflexion von Spiegeln beruhend, ist für ihn das Auge, mit dem er aus den Himmelsgestirnen den Ort seines Schiffes auf dem pfadlosen Weltmeere ablesen kann. Dies „Lesen in den Sternen“ will naturgemäß wie das Lesen in der Druckerschwärze gelernt sein.

Beobachten wir die Seekadetten bei ihren Stern-, beziehungsweise Sonnenschriftleseübungen, so sehen wir sie das Instrument gegen die Sonne gerichtet halten. Es kommt nun darauf an, daß sie durch Stellen der Spiegel und Drehen der kreisförmigen Gradeinteilung die Sonne und die Kimm (Seehorizont) in einer Linie, einander berührend sehen. Dann haben sie den Winkel, der von ihrem Auge als Winkelpunkt, mit der Sonne und der Kimm zu Schenkeln verbunden, gebildet wird. Mehr als diese Grundelemente der Sonnenschriftlesekunst wird von den Seekadetten nicht verlangt.

Des fertigen Lesens und sicheren Winkelmessens wird der Fähnrich z. S. erst im zweiten Ausbildungsjahr kundig. Mit Hilfe des oben erwähnten Winkels berechnet der Fähnrich z. S. die Erhebung der Sonne über der Kimm („die Sonnenhöhe“) und daraus schließlich mittels weiterer Beobachtungen und Vergleichungen mit dem Greenwich-Chronometer, einer genau die Greenwicher Zeit als des Nullmeridians angebenden Uhr, den Längengrad oder kurzweg die „Länge“, welche wieder mit Hilfe einer Beobachtung des höchsten Standes der Sonne (ihres „Kulminationspunktes“) durch verschiedene Rechnungen die „Breite“ des jeweiligen Schiffsortes ergiebt.

Dampffahrkunde und Bootssegeln bilden gewissermaßen die Vorschule zur selbständigen Führung eines Schiffes unter Dampf und unter Segel. Sie haben indessen auch einen praktischen Wert in sich selbst. Denn die Schiffs- und Dampfbeiboote, die den Verkehr mit dem Lande unterhalten, werden stets von Fähnrichen z. S. gesteuert, wo ein Schiff über solche verfügt. Darum wird der Seekadett, um später als „Bootssteurer“ in der Dampfpinasse oder im Kutter (Offiziersboot) sicher und gewandt seinen Posten auszufüllen, in dem Steuern und Führen der Dampf-, Ruder- und Segelboote geübt. Es erfordert eine nicht geringe Fertigkeit und Gewandtheit, mit der Dampfpinasse durch Ruderlegung und Maschinenkommandos, die durch das Sprachrohr gegeben werden, sicher zu manövrieren und namentlich bei einigem Seegang oder Strom (Ebbe und Flut) tadellos und elegant am Fallreep anzulegen, ähnlich wie ein Kutscher in vollem Trabe vorfährt und die feurigen Rosse mit einem Ruck vor der Freitreppe des Hauses pariert und zum Stillstand bringt.

Daß sicheres und elegantes Bootsegeln seine großen Schwierigkeiten hat, dürfte hinreichend bekannt sein. Neben einer guten Kenntnis der Ruder- und Segelführung, der Eigentümlichkeit des Bootes und seiner Manövrierfähigkeit müssen eine Menge andrer höchst wichtiger Dinge dabei beobachtet werden, deren Kenntnis und richtigen Gebrauch man nur durch Uebung und Erfahrung sich aneignen kann.

Die Aufgabe der Seekadettenerziehung kann sich in dieser Beziehung nur darauf beschränken, um des jungen Seemanns Auge für die zu beobachtenden Dinge zu schulen und ihn in die allgemeine Kenntnis der fürs Bootsegeln nötigen seemännischen Kunstgriffe einzuführen. Eine weitere Ausbildung bleibt den Fähnrichsjahren überlassen, welche teils auf dienstlichem, teils auf privatem Wege, je nachdem ein Fähnrich z. S. Lust und Anlage dafür in sich verspürt, geschieht. Neuerdings erfreut sich der Segelsport durch die allerhöchste Anregung des Kaisers großer Beliebtheit in den weitesten Kreisen und wird in der Kriegsmarine, von hoher und allerhöchster Stelle gefördert, eifrig betrieben.

Das „Bootsrudern“ nimmt in dem seemännischen Dienst der Seekadetten eine wichtige Stellung ein. Nicht bloß die seemännische Kunstfertigkeit, sich auf dem Wasser in einem Fahrzeug geschickt und sicher und auch elegant bewegen zu können, soll erzielt, sondern auch vor allem der ganze jugendliche Körper gekräftigt und ausgearbeitet werden. Wer je einen Riemen in der Hand gehabt und bewegt hat, der weiß aus Erfahrung, welch ein Kraftaufwand dazu erforderlich ist, und wie das Rudern in alle Knochen zieht: das beste Zeichen, daß der ganze Körper in wohlthuende und stärkende Thätigkeit versetzt wird.

Nach beendigtem Bootsrudern werden die Boote entweder gleich „geheißt“, in ihre Aufhängung zu beiden Seiten des Schiffes gebracht oder, wenn sie noch gebraucht werden sollen, an der Backspier (Rahen, die vorn zu beiden Seiten des Schiffskörpers zum Befestigen der Boote ausgebracht sind) belegt, über die auch das Ein- und Aussteigen der Bootsgäste (-genossen) erfolgt.

Aus dem weiteren Gebiet der Seemannschaft oder Seemannskunde, wozu die Kenntnis des ganzen Schiffbaues in allen seinen Teilen und Teilchen, vom Kiel bis zum Top und der Gebrauch derselben, sowie zahlreiche seemännische Arbeiten, wie Splissen und Knoten, Labsalben und Bekleiden eines Endes zur Konservierung des Tauwerks, Zu- und Abtakeln, Versehen von Blöcken, Scheren von Enden und andres gehört, führen uns zwei Bilder den Dienst der Seekadetten vor Augen: Die Seekadetten, auf der Marsrahe das Segel losmachend, und das Mattenflechten. Letzteres gehört zu den zahlreichen seemännischen Arbeiten, in denen sich des Seemanns praktischer Sinn und seine technische Geschicklichkeit und Findigkeit vereinigt. Es sind Schamfilungsmatten, in deren Flechtgeheimnisse sie der seemännische Instruktor (Obermaat) einzuführen beflissen ist. „Schamfilungsmatten“ heißen sie, weil sie zum Schutze gegen Schamfilungen, Verletzungen, Durchscheuern von Holzteilen beim Holen eines Endes, beim Festmachen mit Trossen (Art Tauwerk) und Ketten gebraucht werden.

Das Wandern.

Von

Adolph Schulze.

Die Poesie des Wanderns ist in neuerer Zeit leider stark in die Brüche gegangen. Die Eisenbahn, dieser größte Feind der Romantik, hat uns dafür ein Surrogat gebracht: das Reisen. Die alte deutsche Wanderlust steckt zwar auch heute noch in uns, aber wir suchen ihr nach moderner Art Genüge zu thun. Wer es irgend einrichten kann, der muß im Sommer seine vier Wochen fort. Er setzt sich auf die Bahn und fährt nach dem Harz, dem Riesengebirge, nach Thüringen, dem Rhein, dem Schwarzwald oder, wenn das Geld reicht, auch nach der Schweiz und dem Lande der Orangen. Ist er an seinem Ziel angekommen, so genießt er programmmäßig die schöne Aussicht von der Terrasse des „Hotels Bellevue“, macht die landläufigen Ausflüge mit, fährt mit der Zahnradbahn nach dem Rigi hinauf, sieht sich auf der Schneekoppe oder dem Brocken den Sonnenaufgang an und kehrt dann mit dem erhebenden Bewußtsein, die landesübliche Reise vollbracht zu haben, nach Hause zurück.

Man kann nicht sagen, daß diese moderne Art des Wanderns eine Veredelung bedeutet. Es geht damit wie mit dem Weihnachtsbaum, dessen altehrwürdige Wachskerzen wir heute durch Stearinlichte ersetzen. Das Stearin ist freilich billiger und erfüllt seinen Zweck schließlich auch, aber der köstliche Zauber des Weihnachtsbaumes, jener undefinierbare, aus Harz und Wachs zusammengesetzte Duft, der uns Alten als ein untrennbares Zubehör des Christbaumes erschien, ist für immer dahin. Das neue Geschlecht weiß nichts mehr von ihm und vermißt ihn daher kaum, die Alten aber gedenken seiner mit Wehmut und können sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß die neue Zeit wirklich besser sein soll als die alte.

Und doch darf man nicht ungerecht sein. Die Riesenfortschritte, die sich seit unsrer Kindheit auf allen Lebensgebieten vollzogen, haben uns in der That unschätzbare Güter gebracht; nur haben wir noch nicht gelernt, sie recht zu genießen. Das Fauchen der Lokomotiven, das Pochen der Hämmer und der aus Millionen Schloten aufsteigende Qualm haben uns betäubt. Wir müssen uns erst wieder sammeln und auf uns selbst besinnen, ehe wir im stande sind, aus den neuen Blumen Honig zu saugen. Man könnte das heutige Geschlecht mit einer Biene vergleichen, die aus der Lüneburger Heide plötzlich in eine exotische Flora versetzt wird; sie wird auch erst ratlos umherschwirren und nicht wissen, wo sie ihren Rüssel eintauchen soll. Aber mit der Zeit wird sie sich dennoch auf sich selbst besinnen und endlich lernen, sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen.

So wird es uns hoffentlich auch mit dem Wandern gehen, und gerade der Fortschritt ist es, der uns das Mittel an die Hand gegeben hat, die alte romantische Wanderpoesie in neuer, schönerer Form heraufzubeschwören. Das kleine, flinke Fahrrad, das als echtes Kind seiner Zeit aus dem kreisenden Getriebe des zu Ende gehenden Jahrhunderts hervorsprang, ist das Werkzeug, das uns in den Stand setzt, die Poesie vergangener Zeiten in potenzierter Form wieder zum Leben zu erwecken. Ja, es hat diese Aufgabe, die ihm bei seinem ersten Auftauchen kaum jemand zugetraut hätte, bereits in hohem Maße erfüllt. Unsre Landstraßen, auf denen seit fünfzig Jahren immer mehr Gras wuchs, haben bereits angefangen, sich wieder zu beleben. Frohe, wanderlustige Gesellen ziehen auf flinken Rädern überall durch das deutsche Land. Das Märchen vom Riesen mit den Siebenmeilenstiefeln, dieser volltönigste Ausdruck deutscher Wandersehnsucht, ist Wirklichkeit geworden. Nicht mehr mühsam im Schweiße unsers Angesichts schleichen wir auf staubiger Landstraße dahin, sondern wir fliegen auf leichtbeschwingten Pedalen. Mit jeder Sekunde thun sich neue landschaftliche Bilder vor uns auf, und jauchzend genießen wir ihren Zauber im Vollbewußtsein unsrer durch die moderne Technik beflügelten Kraft.

Wie anders sieht sich da die Welt an, als aus dem überfüllten Eisenbahncoupé, wo artige Kinder unsre Beinkleider als die geeignetsten Gegenstände ansehen, ihre bonbonbeschmierten Finger daran abzuwischen, während empfindsame Damen ostentativ das Riechfläschchen an die Nase führen, falls wir den Wagemut besitzen, uns eine Zigarre anzuzünden; von den rücksichtslosen Reiseonkeln, die uns auf die Füße treten oder uns mit ihren schweren Koffern Beulen in den Kopf stoßen, gar nicht erst zu reden. Haben wir wirklich das Glück, einen Eckplatz zu erwischen, so sehen wir im günstigsten Falle immer nur einen Teil der Landschaft, die von der Eisenbahn erbarmungslos in zwei Hälften zerschnitten wird. Wir sehen nie, was vor uns liegt, sondern immer nur das, was an uns vorüberfliegt. Nirgends können wir verweilen, unbarmherzig wird uns jeder schöne Ausblick im nächsten Moment wieder entrissen. Die Eisenbahn ist so recht das Bild der Unrast, des Nirgendverweilens, des unaufhörlich Zerreißenden, Trennenden; und auf der andern Seite ist sie wieder die größte Tyrannin, die uns mit unerbittlicher Härte an das Kursbuch und die Weckuhr bindet. Nicht eine Sekunde kommt sie unsrer Ungeduld entgegen, nicht eine Sekunde läßt sie uns Zeit, wenn uns der Abschied von lieben Menschen schwer wird. Und wenn wir unser Ziel erreicht haben, dann versetzt sie uns kalt und gleichgültig in die dunstige, lärmerfüllte Atmosphäre des Bahnhofes und überliefert uns den kritischen Augen beutegieriger Hoteldiener. Mißmutig, verstaubt fügen wir uns in das Unvermeidliche und landen schließlich in einem nüchternen Hotelzimmer mit feuchtem Bett und hohen Preisen.

Den Wanderfahrer dagegen kümmern weder Fahrpläne noch Weckuhren. Er bricht auf, wenn es ihm gefällt, und sobald er den Staub der Stadt von den Füßen geschüttelt hat, liegt die Welt wie ein großer Garten vor ihm. Er kann den Blick prüfend nach allen Seiten wenden und nach Belieben eilen oder verweilen. Ihm ist es, als ob jede Lerche am Wege ganz speziell zu seinem Vergnügen schmetternd in die Luft steige, jeder Fink ruft ihm ein fröhliches „Grüß Gott“ zu, und jede Blume hat nur um seinetwillen ihren duftigen Kelch erschlossen. Ist die Straße langweilig und reizlos, so eilt er im Fluge dahin, im kühlen Waldesschatten aber läßt er sein Rädchen behaglich schnurren, und wo auf luftiger Höhe eine prächtige Landschaft vor ihm auftaucht, da streckt er sich ins weiche Gras und läßt das trunkene Auge über Fluren und Seen schweifen. Des Abends aber, wenn die Schatten länger werden, dann gleitet sein Blick über freundliche Dorfwirtshäuser, hinter deren Fenstern

noch keine befrackten Kellner auf todmüde Wandervögel lauern, sondern wo er als willkommener Gast mit freundlichem „Grüß Gott“ empfangen und beherbergt wird. O, es giebt noch wahre Perlen von idyllischen Dorfwirtshäusern im Deutschen Reiche, und der Wanderfahrer lernt bald, sie zu finden. Namentlich für den Städter ist es ein köstliches Gefühl, wenn das Gezwitscher munterer Vögel frühmorgens in das geöffnete Fenster dringt und Sträuche und Gräser draußen mit blitzenden Tauperlen übersät sind. So ein taufrischer Morgen auf dem Lande ist die köstlichste Würze für das Frühstück. Die Seele badet förmlich in dem reinen Hauche frischer, ursprünglicher Natur, und mit den vollen, kräftigen Atemzügen wird oft ein gut Stück Aktenstaub und städtischer Moderluft hinweggespült.

Praktische Menschen werden vielleicht finden, daß die idealen Vorzüge des Wanderfahrens hier zu lebhaft betont wurden. Wenden wir uns also den nützlichen und materiell besser wägbaren Vorteilen zu, die das Radwandern bietet.

Um mit der Kardinalfrage zu beginnen, halten wir uns zunächst an den Kostenpunkt. Ein einigermaßen leistungsfähiger Radfahrer ist sehr wohl im stande, in vier Wochen eine Rundreise durch das halbe Deutsche Reich zu machen, bei der sich die gesamten Reisekosten, mäßige Ansprüche vorausgesetzt, nicht über 5 Mark pro Tag belaufen. Auf dieser Fahrt lernt er die schönsten Gegenden Deutschlands aus eigner Anschauung kennen und kommt mit Land und Leuten in innigste Berührung. Er kann die deutschen Ströme in ihrem Laufe verfolgen, die Landesgrenzen an den Markpfählen unterscheiden und die Höhe der Gebirge nach der Anstrengung bemessen, die seine Füße beim Treten der Pedale zu überwinden haben. Er lernt hundert verschiedene Dialekte kennen, wird mit tausendfach verschiedenen Sitten und Gebräuchen bekannt und findet stündlich Gelegenheit, die Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme miteinander zu vergleichen. Die topographische Beschaffenheit Deutschlands prägt sich ihm wie ein großes, farbenprächtiges Reliefgemälde unauslöschlich in die Seele, und wenn die Fahrt beendet ist, dann hat er einen so reichen, unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen und wechselvollen Eindrücken in sich aufgenommen, wie ihn die Eisenbahnreisen im Laufe eines ganzen Lebens nicht zu bieten vermöchten. Daneben hatte er täglich Gelegenheit, seine Kraft zu üben, seine Ausdauer zu stählen, seinen Willen zu disciplinieren und fest auf ein erstrebtes Ziel zu richten.

Gerade diese erziehliche Wirkung des Wanderfahrens sollte man nicht zu gering anschlagen. Der Radfahrer lernt fast täglich erkennen, daß Ausdauer und fester Wille selbst scheinbar unüberwindliche Hindernisse zu bewältigen vermögen. Er kommt alle Augenblicke in die Lage, diese oder jene kritische Situation rasch zu überschauen und mit schnellem Entschluß das Rechte zu thun. Eine derartige Uebung ist mehr als alles andre geeignet, unsre Willenskraft zu heben, unsre Augen zu schärfen, Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu fördern und den Mann zu kräftigem, selbstbewußtem Handeln zu erziehen. Mögen sich die Wirkungen auch nicht im einzelnen nachweisen lassen, der Allgemeinheit kommen sie zweifellos zu gute. Die auf solche Weise errungenen Charaktereigenschaften bilden in ihrer Gesamtwirkung eine nationale Errungenschaft, die sich in unzähligen Fäden fortspinnt und tausendfache Früchte trägt.

Zieht man die vorstehenden Erwägungen ernsthaft in Betracht, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß das Wanderfahren namentlich für unsre Jugend ein bedeutsamer erziehlicher Faktor ist. Einsichtige Schulmänner haben das auch längst erkannt, und die Fälle, wo Lehrer mit ihren Schülern gemeinsame größere Ferientouren unternehmen, mehren sich mit jedem Jahre. Auch bei den großen deutschen Radfahrerverbänden ist in den letzten Jahren immer mehr die Erkenntnis durchgedrungen, daß die Pflege des Wanderfahrens ihre erste und größte Aufgabe ist. Sie sind daher nicht nur bestrebt, es in Deutschland selbst zu fördern, sondern bemühen sich auch, die Landesgrenzen den Radfahrern zu erschließen. Sowohl der „Deutsche Radfahrerbund“ als auch der „Deutsche Tourenklub“ (Allgemeine Radfahrer-Union) haben in neuer Zeit mit fast allen Grenzländern Vereinbarungen getroffen, die es ihren Mitgliedern ermöglichen, die betreffende Landesgrenze ohne Hinterlegung von Zollgebühren zu überschreiten. So ist es dem Wanderfahrer leicht gemacht, nicht nur Deutschland, sondern auch fremde Länder ohne besonderen Kostenaufwand kennen zu lernen; denn der Fahrschein für eine Reise nach Italien oder der Schweiz kostet ungefähr dasselbe, was der Radfahrer, wenn er sich einzurichten versteht, für eine vierwöchentliche Reise überhaupt gebraucht. Beispielsweise läßt sich die Strecke Berlin-Frankfurt-Straßburg-Genf-Mailand-Venedig-München-Berlin recht wohl in vier Wochen bewältigen. Der Fahrpreis dafür würde sich auf mindestens 200 Mark belaufen. Mit diesem Gelde kann der Radfahrer bei kluger Einteilung sehr wohl die gesamten Reisekosten bestreiten. Er braucht sich dabei keinerlei wesentliche Beschränkungen oder Unbequemlichkeiten aufzuerlegen und bringt dafür einen Schatz an Lebenserfahrungen, Welt- und Menschenkenntnis mit nach Hause, den ihm die Eisenbahnfahrt auch nicht annähernd geboten hätte.

Und auf einer solchen Fahrt wird aus dem Muttersöhnchen ein Mann; sie weckt das Vertrauen in die eigne Kraft, erhöht das Selbstbewußtsein, lehrt den Touristen, sich in allen Lebenslagen schnell zurechtzufinden, und bringt ihn in innige, liebevolle Beziehung zu den Schönheiten der Natur, deren Wunder er im Vollgenuß physischer und geistiger Gesundheit in sich aufnimmt. Man wird begreifen, daß ein junger Mann nach einer solchen Reise mit doppelter Freudigkeit seine Berufsgeschäfte wieder aufnimmt, und daß das Verlangen nach einer Wiederholung ihm leicht über die Entbehrungen hinweghilft, die er sich vielleicht auferlegen muß, um das Geld für die nächste Reise zu ersparen.

Bei freier und gerechter Würdigung all dieser Vorzüge wird man in dem Wanderfahren ein nationales Erziehungsmittel allerersten Ranges erblicken müssen. Weder das Publikum noch der Staat sollte sich dieser Einsicht verschließen, und namentlich der letztere möge nicht zu spät erkennen, was zu seinem Besten dient. Man begegnet heute nirgends Widerspruch, wenn man die von dem alten Jahn ins Leben gerufene turnerische Bewegung als eines der wesentlichsten Fundamente unsers nationalen Aufschwunges bezeichnet. In dem Wanderfahren haben wir ein ähnliches Mittel, das die Vorzüge des Turnens, namentlich in erziehlicher Hinsicht, vielleicht noch übertrifft. Ein gesunder, vernünftig betriebener Sport aber ist das beste Mittel, wetterharte, kampfgestählte Männer zu erziehen. Vielleicht wird man es unserm Kaiser einmal als höchstes Verdienst anrechnen, daß er es verstand, die moderne sportliche Bewegung ins Leben zu rufen. In unsern Hofkreisen ist heute die Ehre, ein Segelboot gut zu führen, größer, als ein guter Vortänzer zu sein. Das ist ein Zeichen der Zeit, das den wahren Volksfreund mit hoher Befriedigung erfüllen muß. Wir können nur wünschen, daß diese Schätzung männlicher Vorzüge sich auf alle vernünftigen Sportzweige ausdehnen möge, in erster Linie aber auf das Radfahren in unserm Sinne, denn nirgends gehen körperliche und geistige Ausbildung mehr Hand in Hand als hier.

Zur Bismarck-Litteratur.

Als bald nach dem Tode des großen Kanzlers Moritz Busch in englischer Sprache seine „Tagebuchblätter“ erscheinen ließ, ging ein Sturm der Entrüstung durch die deutsche Presse. Einmal war man empört, daß Bismarcks einstiger journalistischer Handlanger, der jenem alles zu verdanken hatte, was er an litterarischer Bedeutung und materiellem Gewinn errungen, seine Erinnerungen zunächst gerade den Angehörigen jener Nation auftischte, die dem Verewigten von je am wenigsten behagt hatte, und sodann erzürnte man sich über die ungeheure Menge von „Klatsch“, die auf Lebende und Tote ihre Spritzer schleuderte und selbst die Höchstgestellten nicht verschonte. Der erstere Vorwurf ließ sich sogar noch verstärken. Leute von pessimistischer Anschauung konnten annehmen, daß es ein geschäftlicher Trick war, wenn Busch seine Aufzeichnungen zunächst im freien England drucken ließ. „Aha,“ durfte der Sensationshungrige sich sagen, „in dem Werke stehen so knifflige Sachen, daß die Herausgabe auf deutschem Boden gar nicht gewagt werden konnte — also lassen wir uns die verbotene Frucht schmecken!“ Aber wahrscheinlich liegt die Sache doch etwas harmloser. Englische Verleger zahlen ganz anders als deutsche, und für das englisch-lesende Publikum konnte Büschchen in seinen bisher nicht veröffentlichten Aufzeichnungen auch das uns längst vertraute Buch „Bismarck und seine Leute“ mit einwickeln. Das gab mehrere starkleibige Bände, teuer in beiden Hemisphären zu verkaufen. Wenn also Büschchen seine „Tagebuchblätter“ zunächst in englischer Sprache herausgab, so geschah es wahrscheinlich aus finanziellen Rücksichten, nicht in einer Art „Landesverrat“, wie bald nach dem Erscheinen hitzige Leitartikler deutscher Zeitungen andeuteten.

Erheblich schlimmer steht es um den andern Vorwurf, den des indiskreten, gehässigen Klatsches. Allerdings ist die deutsche Ausgabe,*) wie die ungenannten Herausgeber in ihrer Vorbemerkung hervorkehren, „wesentlich verschieden von der überhasteten und ungesichteten englischen“; sie bringt „vieles, was in dem arg verstümmelten englischen Texte fehlt“, und enthält manches nicht, „was dort unbedacht abgedruckt worden ist, Dinge, deren Veröffentlichung man nur beklagen kann, weil sie entweder unbedeutend oder Aeußerungen persönlicher Gereiztheit in der Umgebung des Fürsten sind“. Es liegt also sozusagen eine Ausgabe in usum Delphini vor, eine Purifizierung für den braven deutschen Leser, der vor der Kenntnis erschrecklicher Dinge fürsorglich behütet wird. Aber mancher brave deutsche Leser, der sich in Büschchens Aufzeichnungen vertieft, dürfte sich gekränkt und übervorteilt fühlen, denn nachdem er so und so viel Klatsch und Tratsch, die sich um das hehre Bild des großen Kanzlers ranken, mit dem bekannten Gemisch von Abscheu und Behagen in sich aufgenommen hat, möchte er wohl auch das andre, zu seiner Seelen Heil väterlich Unterdrückte kennen: „Herrgott, muß das erst scheußlich-schön sein!“

Schon oben haben wir erwähnt, daß Moritz Busch dem Neuen, das seine „Tagebuchblätter“ enthalten, sein allbekanntes Buch „Bismarck und seine Leute“ vorausgeschickt hat. Es bildet mehr als die Hälfte des ganzen Werkes, aber es sind doch manche Ergänzungen hinzugekommen, und die Gerechtigkeit muß man dem Verfasser widerfahren lassen, daß seine Angaben inzwischen vielfach durch andre Autoren in der Hauptsache bestätigt worden sind. Namentlich im letzten Jahrzehnt ist unsre Memoirenlitteratur durch eine ganze Reihe bemerkenswerter Werke bereichert worden, wozu in gleicher Weise Militärs und Diplomaten, Parlamentarier und hochgestellte Beamte beigesteuert haben. Sie alle waren in mehr oder minder hervorragendem Maße Mitarbeiter Bismarcks am großen Werke der Neuerrichtung des Reichs, und wenn jeder von ihnen auch die Dinge von seinem eignen Standpunkt aus betrachtet und seine besonderen Arabesken darum schlingt, so ist es doch ganz merkwürdig, wie der eine diese, der andre jene Angabe Büschchens in den Grundzügen bekräftigt. Das thut sogar Bismarck selbst wiederholt in seinen eignen Aufzeichnungen, den „Gedanken und Erinnerungen“, und der Stolz, mit dem Moritz Busch auf diese autoritative Bestätigung hinweist, ist begreiflich. Muß er also durch mehr als anderthalb Bände seiner „Tagebuchblätter“ als ein in der Hauptsache zuverlässiger Gewährsmann gelten, so darf man billigerweise auch betreffs des weiteren seine Glaubwürdigkeit nicht schlank ableugnen. Freilich ist ihm auch nicht voll zu trauen, wie ihn ja der Kanzler selbst wiederholt desavouiert hat. Bereits nach dem Erscheinen von „Bismarck und seine Leute“ beklagte er sich, daß er nach manchen Stellen als ein nergelnder und neidischer Mensch erscheine, der keinen bedeutenden Mann neben sich dulden könne, und als Busch ihm 1883 sein neues Buch „Unser Reichskanzler“ zur Prüfung vorlegte, da zieh ihn Bismarck direkt grober thatsächlicher Irrtümer, der Verwechslung von Ernst und Scherz und der ungeschickten Verwertung abgerissener Bruchstücke von Unterhaltungen.

Aehnliche Einwände dürfte der Kanzler erhoben haben, wenn ihm die zweite Hälfte der „Tagebuchblätter“ vor Augen gekommen wäre. Eine große Menge von Aussprüchen, die er in der augenblicklichen Stimmung, in Erregung oder Verdruß hingeworfen, hätte er gewiß nicht gethan oder doch eingeschränkt, wenn er geargwöhnt hätte, daß sein Hörer alles das emsig einhamstern und aufbewahren würde, bis es sich ohne Gefahr fruktifizieren lasse. Auch kann — und dies ist von besonderem Gewicht —, nachdem der Mund des Großen verstummt ist, nicht mehr der Ton vor Gericht gestellt werden, in dem dies oder jenes gesagt worden ist. Wir wissen, Bismarck war ein starker Hasser, und wer es mit ihm verdorben hatte, durfte keine Schonung erwarten, aber sein Eifer galt doch nicht den Personen, sondern der Sache, und über diejenigen, die ihm diese zu schädigen schienen, ergoß sich rücksichtslos sein Unwillen. Daß hiervon gelegentlich auch hohe und höchste Personen betroffen wurden, ist zweifellos, aber sehr richtig sagt der unlängst verstorbene Ludwig Bamberger, auch einer von denen, die an ihrem bescheidenen Teile an der Neuerrichtung des Reichs mitgewirkt haben, in seiner Schrift „Bismarck Posthumus“: „Welcher Mensch könnte es vertragen, daß jeder alles erfahre, was er in Anwandlungen des ersten Augenblicks über sich, über andre, über seine besten Freunde über die Lippen brachte! Es wäre nicht auszuhalten in der Welt, wenn dies allgemeiner Brauch würde, und nun gar, wenn es sich um eine vulkanische Natur wie Bismarck handelt!“ Aber dem Büschchen fehlt, auch in der gezähmten deutschen Ausgabe, das Unterscheidungsvermögen für das Schickliche und Unschickliche, und so erscheint bei ihm, der doch mit seiner höchsten Verehrung für den einstigen Brotherrn prunkt, Bismarck in manchem Zuge als ein kleinlicher, eigensüchtiger Mensch, der geflissentlich niederdrückte, was neben ihm von Bedeutendem emporzuwachsen drohte. In solcher niedrigen Auffassung charakterisiert Büschchen sich einigermaßen selbst. Auch er will „keine andern Götter haben neben mir“, das heißt, er gebärdet sich als den allein zuverlässigen Gewährsmann für das Empfinden und Denken seines Herrn und Meisters, alle andern, besonders die Konkurrenten im litterarischen Handlangerdienst und sodann auch die Bismarck-Biographen, sind unglaubwürdige, schlecht unterrichtete oder gar böswillige Individuen. Indem er diesem oder jenem, sei es unter Berufung auf Aeußerungen des Kanzlers, sei es auf eigne Faust, eins versetzt, erhält man nicht selten den Eindruck, als übe er einen persönlichen Racheakt gegen solche Personen aus, die ihm, dem „Vertrauten“ Bismarcks, nicht den gebührenden Respekt bezeigt haben oder ihm gar in das Gehege seiner Fruktifikation gekommen sind. Anerkennen muß man, daß er sich nicht nur an Toten reibt, die sich nicht verteidigen können, sondern auch Lebende derb genug anpackt, und es bleibt abzuwarten, ob und was diese erwidern. Nebenbei sei noch auf die unausstehliche Eitelkeit hingewiesen, mit welcher Busch andauernd seine Wenigkeit ins Vordertreffen rückt. Die konventionellen Einladungen, mit denen ihn Bismarck beehrt, druckt er wie wichtige Dokumente ab; wenn er eine halbe Stunde warten muß oder gar wieder fortgeschickt wird, so ist ihm dies eine Staatsaktion, und stellenweise gebärdet er sich, als ob ohne ihn, den ollen, ehrlichen Busch, die Karre gründlich festgefahren wäre. Rührend ist dabei die Naivität, mit welcher er nach Art des guten Schmock offen bekennt, wie er, je nach Befehl, „rechts“ oder „links“ geschrieben.

Aber unbeschadet aller ungünstigen Eindrücke, die man aus dem Werke erhält, — wer leugnen möchte, daß es

*) „Tagebuchblätter“ von Moritz Busch (Leipzig, F. W. Grunow, 3 Bde.).

interessiert, ja stellenweise in hohem Grade fesselt, würde der Wahrheit fern bleiben. Mag man von den Aufzeichnungen Buschii abziehen, so viel man immer will, es bleibt doch dank der gewaltigen Persönlichkeit, auf die sie sich erstrecken, genug übrig, um sie als einen nicht zu umgehenden Beitrag zur Charakteristik des Unsterblichen gelten zu lassen. Besonderen Wert haben die Briefe Lothar Buchers und die ihn betreffenden Aufzeichnungen. Man darf sich wundern, daß dieser merkwürdige Mann, der einstige Steuerverweigerer und Flüchtling, den Bismarck mit dem ihm eignen Scharfblick für tüchtige Kräfte zum Vertrautesten der Vertrauten erwählte, sich gerade zu Busch hingezogen fühlte, aber es ist geschehen und läßt sich auch menschlich nachfühlen. Wie sollte Bucher, der sonst so Verschlossene und Einsame, der sich seiner Dienste für Bismarck und das Vaterland wohl bewußt war, aber doch immer im Halbdunkel blieb und in der Oeffentlichkeit nie die volle Anerkennung erfuhr, wie sollte er nicht das Bedürfnis empfunden haben, sich manchmal gegenüber jemandem, dessen Verschwiegenheit er sicher zu sein glaubte, auszusprechen und gelegentlich auch — zu schimpfen! Allerdings sind nicht alle Aeußerungen Buchers gläubig hinzunehmen, denn was er über die Entstehung und den Wert der „Memoiren“ Bismarcks abfällig redet, ist inzwischen durch die Thatsachen widerlegt worden. Hiervon abgesehen, bieten gerade die Lothar Bucher betreffenden Abschnitte viel des Interessanten, bisher Unbekannten oder doch nicht in vollem Umfange Bekannten.

Um zum Schlusse zu kommen — doch nein, noch haben wir jener Kapitel zu gedenken, mit deren Hinzufügung das Werk dahin vervollständigt ist, daß jeder der drei Bände rund 600 Seiten zählt. Stehen diese Sachen auch nur entfernt im Zusammenhange mit der Monumentalfigur, zu der das Büschchen in krausem Gewucher sich emporrankt, so sind sie doch vergnüglich zu lesen: Erinnerungen aus der Zeit des Werdens und Wachsens, den sogenannten Gothaer Tagen, wo man ein einiges Deutschland durch biedere Reden, Schützenfeste und Trinksprüche vorzubereiten vermeinte, und den ernsten Vorspielen der wirklichen Einigung, den Kämpfen von 1864 und 1866. Natürlich fällt dies harmlos-amüsante Kleinzeug nicht ins Gewicht für die Beurteilung des gesamten Werkes, über das wir uns wohl deutlich genug ausgesprochen haben. Aber was man an ihm auch aussetzen möge, wie man über dieses oder jenes sich ärgere, übergehen läßt es sich nicht, und auch der Geschichtschreiber, der aus hundert Quellen, auch aus dem Wust von Tratsch und Klatsch die markanten Züge zur Charakteristik seiner historischen Figuren herauslesen muß, wird auf Büschchen nicht ganz verzichten können.

E. Sch.

Phot. E. van Bosch, Straßburg i. E.

General Frhr. von Falkenstein †.

Phot. R. Tonger, Köln a. Rh.

Kardinal-Erzbischof Dr. Krementz †.

Camille Krantz,

der neue französische Kriegsminister.

Zu unsern Porträts und Bildern.

Kardinal-Erzbischof Dr. Philippus Krementz, der in der Frühe des 6. Mai zu Köln dahinschied, war am 1. Dezember 1819 in Coblenz als Sohn eines schlichten Bürgers geboren. In Bonn und München studierte er Theologie, trat 1840 in das bischöfliche Seminar zu Trier ein und wurde am 27. August 1842 zum Priester geweiht. Alsdann Kaplan, später Pfarrer an der St. Castorkirche seiner Vaterstadt, wurde er 1853 auch Dechant des Kapitels Coblenz und 1859 Ehrendomherr an der Kathedralkirche zu Trier. Als Pfarrer der St. Castorkirche lernte ihn die spätere Kaiserin Augusta kennen und wertschätzen, und bis zu ihrem Tode hat ihm die hohe Frau ihr besonderes Wohlwollen in mannigfacher Weise zum Ausdruck gebracht. Am 22. Oktober 1867 wurde Dr. Krementz zum Bischof der Diözese Ermland gewählt, der er volle 17 Jahre angehörte, und zwar gerade in der Zeit des Kulturkampfes. Nachdem er im Dezember 1871 an den damaligen Kultusminister von Mühler ein Protestschreiben gerichtet, war er der erste Bischof, gegen den, noch vor Erlaß des Sperrgesetzes, schon 1872 die Temporaliensperre verhängt wurde. Im Jahre 1885 wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl in Köln berufen und 1893 in Rom gelegentlich des goldenen Bischofsjubiläums Leos XIII. mit dem Purpur bekleidet. Länger als zwölf Jahre hatte Kardinal Krementz den erzbischöflichen Stuhl in Köln inne, und während dieser Zeit hat der betagte Kirchenfürst, den schon die Bürde des Alters drückte, nicht nur seiner weitverzweigten, verantwortungsvollen Amtsgeschäften pflichttreu gewaltet, sondern auch rastlos im Dienste der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe gewirkt.

Kaiser Wilhelm. General v. Falkenstein.

Momentaufn. von Ferd. Bauer, Straßburg.

Kaiser Wilhelm II. und General Frhr. von Falkenstein bei der Parade in Straßburg, 6. Mai.

Eines jähen Todes verstarb am 6. Mai General Freiherr Kuno von Falkenstein, Kommandeur des XV. Armeecorps. Noch an demselben Tage hatte er in Straßburg mit der Vorführung seiner Truppen das höchste Lob des Kaisers Wilhelm II. geerntet und den Monarchen in seinem Hause als Gast begrüßen dürfen, und wenige Stunden darauf erlag er einem Leiden, das er in äußerster Pflichttreue vor den Augen des obersten Kriegsherrn zu unterdrücken vermocht hatte. Unser kleines Bildchen zeigt den verdienstvollen Heerführer, an der Seite des Kaisers die Parade abnehmend. In Eßlingen am 12. Dezember 1840 geboren, besuchte Kuno von Falkenstein das Gymnasium und dann die Realschule in Stuttgart und trat 1856 in die Kadettenschule zu Ludwigsburg ein, die er 1859 als Leutnant verließ. Im 23. Lebensjahr wurde er Oberleutnant, machte als solcher den Feldzug von 1866 mit und rückte im Frühjahr darauf zum Hauptmann vor. 1870/71 zog er gegen Frankreich ins Feld und errang sich das Eiserne Kreuz. Schon 1873, noch nicht 33 Jahre alt, war er Major, 1879 Oberstleutnant, 1884 Oberst, 1888 Generalmajor. Bereits als Oberstleutnant und Oberst war er längere Zeit in Preußen in verschiedenen Stellungen verwendet worden; 1891 übernahm er als Generalleutnant wiederum das Kommando einer preußischen Division (in Stettin), kehrte aber nach einem Jahre nach Stuttgart zurück, um als Generaladjutant des Königs Dienste zu thun. 1896 wurde er zum Kommandeur des XV. Armeecorps im Elsaß und zugleich zum General der Infanterie ernannt.

Der Fall Dreyfus nimmt andauernd das öffentliche Interesse in Anspruch, er bringt immer neue Enthüllungen, und vorläufig ist gar nicht abzusehen, welche Folgen er noch für die französische Republik nach sich ziehen wird. Das Los des Unglücklichen auf der Teufelsinsel tritt dabei schon in den Hintergrund vor den höheren politischen Gesichtspunkten, und es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die nächste Zukunft Frankreichs abhängt von der Entscheidung des Kassationshofes in Paris, den eines unsrer Bilder in Sitzung vorführt. Der vierte Kriegsminister, der binnen sieben Monaten in der unseligen Affaire zu Falle gekommen, war Freycinet, und es erscheint fraglich, ob sein Nachfolger, Camille Krantz, bisher Minister für öffentliche Arbeiten, der rechte Mann für die Lösung der heillosen Wirren ist. Am 24. August 1848 zu Dinozé im Vogesendepartement geboren, wurde Krantz, nachdem er das Pariser Polytechnikum besucht, Ingenieur der staatlichen Manufakturen, alsdann Lehrer an der Hochschule für Brücken- und Chausseebau. 1878 war er Kabinettschef des Generalkommissars der Weltausstellung. Seit 1881 gehörte er als Vertreter seines heimatlichen Departements der Deputiertenkammer an und war, bevor er als Minister für öffentliche Arbeiten in das Kabinett Dupuy eintrat, Vorsitzender der Fraktion fortschrittlicher Republikaner.

Schachbriefwechsel.

G. M. in Leipzig. In Nr. 17 scheitert Ihr Versuch 1. Dh8—a8 an der Entgegnung f7×e6 2. Da8—e4† Ke5×f6 oder 2. Tf6—f8 Th7—f7. — Nr. 18 und 19 lösten Sie richtig.

J. C. in Göttingen. Wir bitten um Erläuterung des „Gedankensplitters“, für den wir keine Erklärung wissen.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Karl Fritsch in Klein-Neusiedl zu 17, 18, 19; J. F. Thaden in Großensiel zu 18; Julius Richter in Brünn zu 19; Senglier in Bulgrin und Professor Karl Wagner in Wien zu 19 und 20.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 35.

Aus Zeit und Leben.

Nach einer Zeichnung von Baurat E. Winkler in Kolmar.

Die Hohkönigsburg vor der Zerstörung.

Die Hohkönigsburg in heutiger Gestalt.

Im Burghofe.

Nach Amateuraufnahmen von Ludwig Stirner in München.

Im Burghofe.

Schloß Hohkönigsburg, das Geschenk der Stadt Schlettstadt an Kaiser Wilhelm II. (Text Seite 565.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Silbenrätsel.

Der Name, den die Ersten künden,
Ward durch ein Dichterwerk geweiht,
Und seitdem wir ihn gern verbinden
Mit Jugendreiz und Lieblichkeit.

Wer für bedeutungslos die Letzte
Vielleicht zu halten ist geneigt,
Erkennt, daß er sie unterschätzte,
Sobald es sonnenklar sich zeigt,

Daß, welche Gegend ihn entzückte,
Er einzig und beständig sie
Bei allem Schönen nur erblickte
Als Abschluß jeder Scenerie.

Das Ganze vieler Hoffen nähret,
Das wie ein flücht'ger Traum entweicht,
Und wenn Erfüllung es gewähret,
Nicht stets zum Segen sie gereicht. M. Sch.

Worträtsel.

In mir ist Leben und ist Tod,
In mir ist weiß, in mir ist rot,
In mir ist Freud', in mir ist Schmerz,
In mir ist Ernst, in mir ist Scherz;
Und suchst Vergessen du in mir,
Du findest es, ich bürg' dafür.

Ich hege Höll' und Himmel auch,
Und Thun und Lassen, Sitt' und Brauch,
Und Haus und Hof, und Speis' und Trank,
Und Tisch und Bett, und Stuhl und Bank,
Und Frau und Mann, wie Weib und Kind —
Nun rat, worin wir alle sind?

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 33:

Des geographischen Zeichenrätsels: Pilsen, Orinoko, Raab, Tula, Uzès, Ganges, Altai, Liverpool.
Portugal — Lissabon.

Des Bilderrätsels: Alle Buchstaben, die nur einen Draht umfassen, geben das erste Wort, die mit zwei, drei und vier Drähten Höhe das zweite, dritte und vierte Wort, jedesmal der Reihe nach zusammengestellt. Es ergeben sich die vier Worte:
Grüß Gott, frohe Pfingsten!

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg (2. Besten Dank für den appetitlichen Kartengruß und freundliche Grüße und Wünsche!) Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (3. Bestens erwidert!) A. C. Claussen, Rittergut Melz (2). Jakob Fr. Maier in Magstadt (3). A. Wagner in Regensburg (2). Frau Ida Kremer in Robschütz (2). „Mabel und Maud" in Boston (2). Paul Barby in Hamburg (3). ? in Paris (3). Dr. F. in St. Gräfin P. in Ch. (4). Ada v. R. in Cannes. „Röbi" in Bern (5).

Litteratur.

— Die neue, wohlfeile Ausgabe von Ludwig Anzengrubers gesammelten Werken liegt nun vollständig vor (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Den kernigen Dichter, der in der Vollkraft seines Schaffens dahingerafft wurde, näher zu charakterisieren, wäre eine überflüssige Mühe, denn sein litterarisches Bild steht fest, und jedermann ist, wenn auch vielleicht nicht mit allen seinen Werken, so doch mit denjenigen vertraut, die seine urwüchsige Eigenart am deutlichsten erkennen lassen. Ein Erzähler, der sowohl launige Schalkheit wie tiefen Ernst zu wirkungsvollem Ausdruck zu bringen wußte, ein Dramatiker, der gleicherweise alle Regungen des Herzens in heiterer oder ergreifender Weise widerzuspiegeln verstand, hat Anzengruber zwar bei Lebzeiten nicht ganz die Anerkennung gefunden, die ihm gebührt, aber doch die Genugthuung gehabt, sein Streben und Schaffen von den Besten seiner Zeit gewürdigt zu sehen. Die Gegenwart thut mehr; sie rechnet Anzengruber zu den ausgeprägten Charakteren unsers deutschen Schrifttums, und mit jedem Jahre, das seit seinem Dahinscheiden verflossen ist, wächst sein Ruhm. Dies gilt insbesondere für den Dramatiker, aber auch seine Erzählungen und kleinen Geschichtchen besitzen ihre besondere Eigenart, nicht minder findet sich in seinen Gedichten, die dem großen Publikum weniger bekannt geworden sind, manch schimmernde Perle. Was speziell seine Theaterstücke betrifft, so ist er sowohl in den „Komödien" wie den „Tragödien" nachgeahmt worden, aber diejenigen seiner Nachbeter, die inzwischen nicht eigne Pfade eingeschlagen haben, werden vergessen sein, Anzengruber aber wird bleiben. Die neue Ausgabe umfaßt alle seine Schriften und zeigt eine würdige Ausstattung.

— Fesselnde Ehekonflikte bilden den Inhalt der Erzählung „Am blauen Gardasee" von Karl Heigel (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Während der Widerstreit der Neigungen und Empfindungen in dem einen Falle zu einem tragischen Ausgang führt, wirkt dieser läuternd auf eine deutsche Frau, die eine Herzensverirrung in ernste Gefahr zu bringen drohte. Für die seelisch vertiefte und folgerichtig entwickelte Handlung bildet das herrliche Riva, das der Hauptschauplatz der Begebenheiten ist, einen stimmungsvollen Rahmen. Die kleinen Illustrationen, die zahlreich die Erzählung begleiten, geben dem Leser eine Ahnung von der Pracht der Landschaft.

— Dem achten Teile seines großen Gesamtwerkes „Die moderne Oper" hat Eduard Hanslick, der bedeutende Musikschriftsteller und einflußreiche Kritiker in Wien, den Titel „Am Ende des Jahrhunderts" verliehen (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur). Der Band umfaßt die hervorragenden musikalischen Erscheinungen im Theater und im Konzertsaal vom Jahre 1895 bis in dieses Jahr hinein und fügt daran eine Reihe teils biographischer, teils kritischer Studien die sich auf berühmte Meister erstrecken, wie Robert Schumann, Franz Liszt, Felix Mendelssohn, Johannes Brahms, Ambroise Thomas. Eine Reihe bisher unbekannter Briefe von Schumann und Brahms gelangt hier zum ersten Abdruck. Welche Stellung Hanslick gegenüber der neuen, namentlich von Richard Wagner beeinflußten Musikrichtung einnimmt, ist bekannt, und er verfehlt auch nicht, diesen Standpunkt, welcher der Mehrheit der heutigen Tonkünstler als ein einseitiger und überwundener gilt, gelegentlich hervorzukehren. Deshalb dürften die Freunde Wagners und seiner Nachfolger manchen Ausführungen gegenüber es nicht an Einwänden fehlen lassen, aber der geistvollen Federführung des kenntnisreichen und vielerfahrenen Kritikers werden doch auch sie ihre Anerkennung zollen müssen.

Notizblätter.

Denkmäler.

— Die Ausschmückungskommission des Reichstages hatte eine Konkurrenz ausgeschrieben zur Erlangung von Entwürfen für ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., das in der Wandelhalle des Reichshauses Aufstellung finden soll. Fünf Künstler sendeten Modellentwürfe ein, aber keiner der letzteren wurde von der Kommission für annehmbar erklärt. Jetzt ist an einen einzelnen Künstler, Professor Johannes Pfuhl, der Auftrag ergangen, ein Kaiser Wilhelm-Denkmal für den Reichstag zu schaffen. Es soll ein einfaches Standbild werden, das die schlichte Art des alten Kaisers würdig zur Darstellung bringt. Das Denkmal wird in Marmor ausgeführt und in der Wandelhalle aufgestellt werden.

— Für das in Berlin zu errichtende Kaiser Friedrich-Denkmal überließ bekanntlich Kaiser Wilhelm II. seiner Mutter die näheren Bestimmungen der Ausführung. Die Kaiserin Friedrich beauftragte den Bildhauer Maison in München mit der Ausführung und besichtigte jüngst in dessen Atelier mehrere Modelle. Die hohe Frau wählte ein Reiterstandbild aus, das den Kaiser Friedrich an der Spitze der Truppen reitend darstellt. Das Standbild wird 4½ Meter hoch sein und in Bronze gegossen werden.

— Dem Prinzregenten Luitpold von Bayern soll in Würzburg, wo er am 12. März 1821 geboren wurde, zum achtzigsten Geburtstage ein Denkmal errichtet werden. Die Kosten sind auf 150 000 bis 200 000 Mark veranschlagt.

Museen.

— Der vor einigen Monaten in Speyer begründete Verein zur Erbauung eines historischen Museums für die Pfalz hat in weiten Kreisen Freunde gefunden. Allgemein hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die provisorischen Räumlichkeiten, die zurzeit die meist sehr wertvollen, seit achtzig Jahren gesammelten Gegenstände von historischer und antiquarischer Wichtigkeit beherbergen, völlig unzulänglich sind. Es wird nun die Errichtung eines auf 350 000 Mark im Rohbau veranschlagten Gebäudes geplant, zu dem die Stadtverwaltung einen Bauplatz unentgeltlich stellt. Bereits haben größere industrielle Unternehmungen namhafte Beiträge gespendet, so die Pfälzischen Eisenbahnen allein 20 000 Mark. Auch von privater Seite sind schon beträchtliche Summen beigesteuert worden.

Briefmappe.

B. B. in St., Oesterreich. Ihr humorvoller Brief hat uns vielen Spaß gemacht. Wenn doch alle Autoren, die mit ihren Einsendungen kein Glück gehabt, sich in so liebenswürdiger Art rächen möchten! Gern sehen wir übrigens weiterem entgegen.

R. M. in D. Künstlerpostkarten „vom Wetter“, von Otto Bromberger entworfen, hat die Druck- und Verlagsgesellschaft vormals Dölter in Emmendingen herausgegeben. Von „heiter“ und „wolkenlos“ bis zu „trübe“ und „stürmisch“ drückt sich in den Bildchen die Skala der Empfindungen aus.

Eduard O. in G.-G. Hier Ihr sinniges Gedicht in Lebensgröße:

Ein Bild.

Die Sonne senkt sich sanft zum Meere,
Der vollen Scheibe Purpurrot
Schwebt durch die stille Abendsphäre,
Beleuchtet mild der Erde Not.

Die Buchen in dem nahen Haine,
Getroffen von dem müden Strahl,
Erschauern fromm im Abendscheine
Und rauschen ahnungsvoll ins Thal.

Da tritt hervor aus den Gebüschen
Mit vieler Würde scheu ein Reh
Und weidet still und sanft den frischen,
Den goldbetauten Frühlingsklee.

Nun flieht es ängstlich von der Weide —
Hab' ich das fromme Tier verjagt?
Horch! Fernher tönt ein dumpf Geläute,
Und langsam, langsam wird es Nacht.

F. C. in M. Photographische Ansichten von der Ruine Hohkönigsburg bei Schlettstadt können Sie durch A. Mantels Buchhandlung in Schlettstadt beziehen.

Gesundheitspflege.

Abonnent in Amsterdam. Der Gelenkrheumatismus oder Rheumatismus acutus ist eine Infektionskrankheit. Im akuten Stadium haben sich am meisten die Salicylsäure und die verwandten Präparate, das salicylsaure Natron, das Salipyrin, Phenacetin und Salophen bewährt. Als Bäderkurorte können wir Ihnen Baden-Baden, Wildbad in Württemberg oder Pistyàn in Ungarn empfehlen. Prospekte erhalten Sie von der Direktion.

Aennie S. in München. Unruhiger Schlaf und vieles Träumen rühren häufig daher, daß man abends zu kurze Zeit vor dem Schlafengehen zu viel ißt. Auch das Liegen auf dem Rücken trägt viel hierzu bei. Ferner sind Spirituosen und starker Thee abends zu vermeiden. Medikamentös können wir Ihnen Dr. Erlenmayers Bromwasser, abends ein Glas zu trinken, empfehlen.

Dr. F.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Ueber Land und Meer

No 36.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

III.

Wie das Geld fliegt! Dies Hotelleben, die Trinkgelder, das Depeschieren — ein Zehnmarkstück nach dem andern verflüchtigt sich im Umsehen.

Ich wollte, wir hätten erst eine passende Wohnung, dann muß die Sache sich ganz anders gestalten.

Mit Denkewitz, dem Theaterdiener, war ich seit Stunden unterwegs — bis jetzt ohne Erfolg. Sehr schwer etwas Passendes zu finden! Wohnzimmer und Schlafzimmer brauchen wir — natürlich möbliert — und ein Kabinett, in dem ich mit Hilfe eines Gaskochers mir eine kleine Küche einrichten kann.

Ich beabsichtige nämlich, selbst zu kochen. Erstens weil's uns greulich ist, in ein Restaurant zu gehen, zweitens aus Sparsamkeitsrücksichten, und schließlich — wofür hat man seine Kochkünste?

Ich glaube, heute vormittag waren's fünfzehn Wohnungen, die ich unter Führung des guten Denkewitz besichtigte.

Einige Wirtinnen lehnten ohne weiteres ab, als sie hörten: vom Theater. Mir stieg das Blut in die Stirn. Aber ich mußte mir gestehen, meine Mama würde an Stelle der Damen genau so gehandelt haben.

Ein Logis war in jeder Beziehung hübsch und passend, aber die Wirtin drückte sich so fatal tolerant aus, wie völlig frei und ungeniert wir bei ihr wohnen würden; ich hab' sie nur groß angesehen und mich auf dem Absatz umgedreht.

Andre Wohnungen wieder sind zu teuer, oder aber die Sache macht einen malpropren Eindruck — genug, es ist ein Kreuz.

Heute nachmittag geht's wieder auf die Suche.

Als Dante seine „Göttliche Komödie“ schrieb, hat er eins unter seinen Höllenstrafen vergessen: die Wohnungssuche. Oder präziser ausgedrückt: Wohnungssuche seitens einer Dame, verschärft durch den Begriff: vom Theater.

Bei alledem peinigt mich der Gedanke an die blonde Perücke.

Meine Leni ist von wahrhaft klassischer Ruhe. Sie ist prachtvoll bei Stimme, probiert das Schminken und jammert nur nach einem Klavier, um endlich ihre Gräfin nochmal gründlich studieren zu können.

Es bleibt nämlich dabei, wir debütieren im ‚Figaro‘.

Morgen mittag ist die Probe. Ich muß dabei sein, und wenn ich alles andre stehen und liegen lassen soll.

*

Gottlob — gefunden!

Zwei peinlich saubere, altmodisch möblierte Zimmer mit einem guten Klavier und ein leeres Kabinett daneben mit Gasleitung. Die Wirtin wie die Zimmer: altertümlich, freundlich und sauber. Ich glaube, dies könnte uns ein „Heim“ werden.

Leni schwärmt von dem Klavier, ich von der Aussicht auf einen Gaskocher, den ich umgehend bestellt habe.

In einer Stunde werden unsre Siebensachen hingeschafft. Leni ist schon dort, es litt sie nicht länger im Hotel; mit ihrem „Figaro“ unterm Arm stiefelte sie sofort, nachdem wir gemietet, los, um von ihrem Klavier Besitz zu ergreifen.

Müde bin ich geworden von dem vielen Umherlaufen und Treppensteigen. Und dabei habe ich noch einen schier endlosen Kommissionszettel abzuarbeiten. Größtenteils Besorgungen für unsern neuen, kleinen Haushalt.

Aber es macht mir Freude, trotzdem mir der Kopf brummt. Innerhalb zwei Stunden wird in unserm neuen Home ein gemütlicher Theetisch bereitstehen, das weiß ich.

Ich schreibe als Ueberraschung eine Flunder auf meinen Besorgungszettel und höre schon im voraus Lenis schmunzelndes „Ah!“ Flundern — welche Erinnerungen! Berlin, die Markthalle am Magdeburgerplatz, regennasse, blanke Asphaltstraßen, Pferdebahngeklingel und Menschengewoge. Und mitten darin wir zwei, mit hochgeschlagenem Jackenkragen, Arm in Arm,

Florettfechterin.

Nach dem Gemälde von C. Spanyik.

Pakete in den Händen und Taschen, sehnsüchtig an den Anschlagsäulen stehen bleibend und doch in jeder Sekunde bereit, über etwas Komisches zu lachen.

Hoffnungsreiche, geldknappe, arbeitsfreudige Studienzeit!

*

Orchesterprobe.

Die Bühne spärlich von ein paar nicht sichtbaren Lichtquellen erleuchtet, von irgendwoher fällt ein blasser, bläulicher Schein Tageslicht durch die Coulissen.

Der weite Zuschauerraum liegt in völliger Dunkelheit, nur die ersten Parkettreihen und Proscenumslogen werden durch die blechbeschirmten Orchesterlampen schemenhaft aus der allgemeinen Lichtlosigkeit herausgeholt.

Ich sitze ziemlich weit zurück, völlig in Nacht getaucht. Die Arme auf der Klappstuhllehne vor mir verschränkt, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Spannung überhaupt.

Ich bin nicht die einzige im Zuschauerraum.

Eine Reihe vor mir, etwas mehr nach rechts, eine Gestalt; erst als sich meine Augen ein wenig an das Dunkel gewöhnt haben, sehe ich, daß es eine etwas rundliche, ältere Dame ist, dunkel gekleidet, mit einem Spitzenkapotthut auf leichtergrautem Haar.

Sie starrt mit der gleichen erwartungsvollen Aufmerksamkeit nach der Bühne wie ich.

Die Darsteller, in Straßenkleidern, stehen dort in Gruppen plaudernd umher; mitten unter ihnen Leni.

Sie spricht mit einem ziemlich gleichaltrigen jungen Mädchen, — vielleicht die kleine Steinbrügge, die „auch Anfängerin“? Sie ist rötlichblond, mit überaus feinem Profil und etwas ängstlichen, großen Augen; sie muß zu Leni heraufsehen beim Sprechen.

Meine Augen gleiten von Gruppe zu Gruppe. Das also sind die Kollegen! Auch von diesen hängt ein gut Teil von Lenis Wohl und Wehe ab. Ich bin sehr, sehr neugierig auf sie.

Eben tritt der Kapellmeister mit einem noch jungen, blonden Herrn zu ihr und stellt ihn vor.

Die Art, wie er sich vor ihr verbeugt und ihr dann kurz die Hand schüttelt, gefällt mir. Auch hat er so etwas Urgermanisches mit seinem starken, blonden Schnurrbart.

Zwei harte Taktschläge seitens des Kapellmeisters, dessen dunkeln Kopf ich jetzt im Orchesterraum auftauchen sehe, und im Umsehen ist die Bühne leer.

Die Ouverture schenkt man sich natürlich. Gleich mitten in die Situation hinein.

„Deutlich saget mir der Spiegel,
Daß der Hut mir herrlich steht“ —

Ja, es ist die kleine Steinbrügge.

Wenn ich die unsägliche Befangenheit abrechne, mit der sie zu kämpfen scheint, so ist die Stimme sehr süß. Aber das Spiel — hilf Himmel! Wenn Leni ebenso ungeschickt ist!

Figaro hilft ihr. Ich bemerke, wie er sie dirigiert, ihr mit seiner Routine zu Hilfe kommt. Es ist der blonde Schnurrbart, der Baßbaryton.

Figaro: „Wilhelm Guth“, steht auf dem Zettel, den ich, nach dem Licht gewendet, mühsam entziffere.

Der erste Akt interessiert mich nicht sonderlich. Leni kommt erst im zweiten.

Und es dauert so lange! Der Regisseur greift fortwährend ein, oder der Kapellmeister muß abklopfen.

„Sie müssen zu mir hersehen! Wie kann ich Ihnen sonst die Einsätze geben, Fräulein Steinbrügge!“

Ein gepreßter Seufzer rechts vor mir. Ah, die alte Dame. Ich sehe sie genauer an: dasselbe feine Gesicht, trotz der größeren Rundung, dieselben ängstlichen Augen.

Keine Frage, die Susannen-Mutter.

Zufällig sieht auch sie in diesem Moment zur Seite und bemerkt mich. Leise steht sie auf und setzt sich nahe zu mir.

„Sind Sie Mitglied oder Angehörige, liebes Fräulein?“ flüstert sie.

„Ich bin die Schwester von Helene Witt, gnädige Frau.“

„Und ich Frau Doktor Steinbrügge.“

Ich machte im Sitzen den Versuch zu einer Verbeugung.

„Meine Elsbeth ist Anfängerin.“

„Meine Schwester ebenfalls, gnädige Frau.“

„So werden wir zwei mit den gleichen Sorgen hier sitzen,“ fuhr sie halb lächelnd fort. „Ach Gott, jetzt klopft der Winterstein schon wieder ab!“

„Sie hat den Einsatz verfehlt, nicht zu ihm hingesehen.“

„Ja, das ist aber auch sehr schwer, frei spielen und doch mit den Augen immer an ihm hängen!“ klagte sie. „Ach Gott, sie ist schon ganz verschüchtert, meine Elsbeth, dann ist nämlich alles vorbei, sie verliert den Kopf!“

„Nicht doch, gnädige Frau, sie hat sich schon wieder hineingefunden, hören Sie?“

„Ach Gott, ja.“ Ein gepreßter Atemzug. Und dann nach einer Weile:

„Wie froh bin ich, daß ich Sie hier gefunden habe! Gleiche Interessen, gleiche Sorgen führen die Menschen zusammen. Aber Sie sind jung, liebes Kind, ich bin eine alte Frau, meine Nerven werden, fürchte ich, diesen Aufregungen nicht gewachsen sein. Aber was hilft es? Meine zweite Tochter kann mit ihren zwanzig Jahren wohl daheim für ihren Papa und die kleineren Geschwister sorgen — mein Mann ist Gymnasiallehrer in Breslau —, aber um die Elsbeth zu chaperonnieren, ist sie doch noch viel zu jung. So mußte ich mich schon entschließen. Ganz leicht ist's für mich nicht.“

Nein, gewiß nicht! Mir klopft schon beständig das Herz bis zum Halse herauf, mir schwindelt der Kopf von allem, was ich zu bedenken und zu besorgen habe, und ich bin jung und kräftig und — gottlob — keine Spur nervös.

Dafür ist man eine Provinzpflanze.

Ich sah interessiert zu der Frau hinüber, die ihre Mutterpflichten aus dem behaglichen Heim und dem gewohnten Wirkungskreis hinausgeführt hatten.

„Sie werden aber auch noch viel Freude erleben an Ihrer Fräulein Tochter. Bei der Stimme!“

Ich sprach aus vollster Ueberzeugung. Die Kleine hat einen wunderbaren Ton und brillante Schule. Das Briefduett mit Leni mußte prächtig werden.

Der erste Akt nahm seinen Fortgang. Die Susannen-Mutter sah schon viel fröhlicher aus.

Ich war nicht ganz bei der Sache. Der Gedanke an die blonde Lockenperücke quälte mich. Sie war immer noch nicht da. Ich hätte den Coiffeur erwürgen mögen.

Teint II ist glücklich angelangt. Leni hat sich gestern abend wieder probeweise geschminkt, und die Sache sah schon erheblich besser aus.

Nun heißt es aber erst Licht- und Fernwirkung abwarten. —

Der zweite Akt.

Ich höre und sehe nichts von den andern mehr. Nur Leni.

„Heil'ge Quelle reiner Triebe,
Gieb mir wieder des Gatten Herz!
Laß mich sterben, Gott der Liebe,
Oder lindre meinen Schmerz!“

Groß und voll fällt die Stimme in den Raum. Tadellos jeder Ton.

Ich lehne mich voll Behagen zurück. O ja, singen können wir. Da ist nichts Minderwertiges zu kaschieren, und eine musikalische Sicherheit, die wie mit dem Orchester verwachsen scheint.

„Schön, sehr schön!“ höre ich Frau Doktor Steinbrügge neben mir.

Ich muß mich hüten, nicht gar zu froh auszusehen. „O ja, sie ist gut bei Stimme,“ sage ich gelassen.

Aber der Himmel sorgt stets für Abkühlung.

Das Spiel wirkt unbeholfen, manchmal eine ihrer impulsiven, ruckhaften Bewegungen, die ich seit ihrer Kindheit an ihr kenne. Auch ist die Aufstellung der drei Partner anders, als wir sie bisher geprobt hatten. Das verwirrt sie, wie es scheint. Und wenn sie den beiden andern zuzuhören hat, sieht man's ihr förmlich an, daß sie sich innerlich fragt: ‚Himmel, wo bleib' ich nur mit meinen vielen Armen?!‘

Ich rücke unruhig hin und her.

Auch die Prosa, das gesprochene Wort, bleibt völlig unwirksam. Zu dünn, zu zahm, nicht markant und kräftig genug.

Merkwürdig — zu Hause, wenn wir Dialog übten, erschien mir ihre Sprache als eine Art rhetorische Leistung.

Nun weiß ich, daß dies für die Fernwirkung nicht halbwegs genügt. Genau noch einmal so stark auftragen!

Ich mache mir einen Knoten ins Taschentuch.

Da oben greift inzwischen der Regisseur ein. Er spricht das aus, was ich dachte. Sie wiederholt einen Satz. Gut, sehr gut.

Es kommt die große Arie der Gräfin, dieselbe, die Lenis Probenummer gewesen vor einigen Tagen.

Die Wirkung ist glänzend.

Ich sehe, wie sich in den Coulissen Gestalten vordrängen und die Köpfe zusammenstecken. In einer der vorderen Parkettreihen ist der Direktor mit einem mir fremden Herrn aufgetaucht; sie lauschen interessiert, ab und zu ein geflüstertes Wort wechselnd.

Ja, die musikalische Wirkung ist völlig unbestritten, aber die Gesten — o weh!

Immer die Hand aufs Herz, abwechselnd die Rechte und die Linke, während der halben Arie — das ist zu viel! Der Ellbogen, der spitze Ellbogen! Aber Leni, Leni, wie kann man sich nur, ein sonst so graziöser Mensch, derart ungeschickt dahinstellen!

Ich mache einen zweiten Knoten in mein Taschentuch.

Mir brummt der Kopf, ein paar heiße Flecken fühle ich auf meinem Gesicht brennen. Ich will nicht kritisieren; wenn ich da oben stände — Grundgütiger! Ich hätte am Ende auch mehr Arme als gewöhnlich. Denn was fängt man bei einer fast zehn Minuten langen Arie an? Schließlich sind doch alle Möglichkeiten der Mimik erschöpft!

Als die Probe endlich vorüber ist, habe ich nicht nur alle vier Zipfel meines Taschentuchs, sondern auch die ganze Länge meiner Uhrkette zu Knoten verbraucht.

IV.

Heute wäre also der große Tag. Unser Debüt. Ich laufe umher wie im Fieber.

Der Theaterkorb steht seit Stunden gepackt; gebe Gott, daß ich nichts vergessen habe! Immer zähle ich im Geiste noch einmal nach: das Negligé, das weiße Atlaskleid, das Spanische, der Schmuckkasten, die blonde Perücke — glücklicherweise ist sie angelangt —, die weißen Atlasschuhe, die schwarzen, die seidenen Strümpfe, das Spitzentuch und — ach, all das endlose Drum und Dran!

Ich zähle nach, wo ich gehe und stehe, wenn ich Koteletten brate oder den Kaffeetisch abräume, wenn ich Einkäufe besorge oder, begleitend, am Klavier sitze.

Dazwischen wieder repetieren wir den Dialog. Ich bin Figaro, Graf, Susanne, Cherubin — je nach Bedarf; gebe Stichworte, spiele Liebesscenen und fange innerlich immer wieder von vorn an: „das Negligé, das Atlaskleid, das Spanische, der Schmuck“ — ohne Ende.

Meine „Gräfin“ hat kein Lampenfieber, nur eine Art freudiger Erregung. Sie ist gut bei Stimme und bei Appetit. Sehr wesentlich, dies letztere, für ihr Wohlbefinden.

Mittags besuchte uns die kleine Steinbrügge, sehr aufgeregt, um mit Leni noch einige Scenen durchzuprobieren.

Ich mußte meinen Kocher ganz klein schrauben und mit der Hausschürze ans Klavier kommen zum Begleiten. Nebenbei sang ich auch noch den Cherubin und den Figaro — „sang“ ist freilich etwas euphemistisch ausgedrückt —, und zum Schluß schenkte ich jeder meiner beiden Künstlerinnen ein großes Glas Portwein ein. Sie sahen beide so blaß aus.

Es will Abend werden. Der kurze Septembertag neigt sich. Nun noch wenige Stunden, dann ist es so weit.

Ich bekomme direkt Herzklopfen.

— das Negligé, das Atlaskleid, das Spanische, die Schmucksachen — halt, der große spanische Kamm von Schildpatt liegt noch im Koffer, den hatte ich ganz vergessen. Gott sei Dank, daß mir's noch einfällt!

*

Die Morgensonne lag in breiten, goldigen Streifen auf dem Teppich, als ich blinzelnd die Lider hob.

Ein halb unbewußtes, großes Frohgefühl füllte meine Seele — was war denn nur? Wo befand ich mich? Ein wirrer Traum hatte mich weit weg-

geführt, nach Hause, zu Mama, in unsern kleinen, alten Garten mit der grünen Regentonne. Aber nein, daher stammte es nicht, das Glücksgefühl.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen. Da lag Leni, in dem schmalen, goldbronzierten Feldbett, wirr fiel ihr das lockige, blonde Haar um das blasse Gesicht.

Nun wußte ich alles.

Das Debüt war gestern abend gewesen. Todmüde, aber glückstrunken von einem Erfolg, einem unbestrittenen Erfolg, hatten wir uns um Mitternacht zu Bett gelegt.

Zu Bett gelegt, ja. Aber dann hatte das Schwatzen erst recht angefangen, bis die Erschöpfung endlich ihr Recht gefordert hatte.

Ich schließe die Augen wieder und lasse die bunten Bilder des vergangenen Abends noch einmal an mir vorüberziehen.

Ich sehe mich selbst, im Parkett sitzend, den Theaterzettel zwischen den unruhigen Fingern zerknitternd; wie das Haus sich allmählich füllt, wie die Thüren leise klappen, wie geputzte Menschen sich durch die Klappsitzreihen schieben und ihr Glas zurechtschrauben.

Dieses Publikum — wieder ein Forum mehr, von dem wir abhängig sind. Und irgend darin verstreut, wie die Rosinen in einem Kuchen — die Presse. Hu!

Ich sehe jeden einzelnen daraufhin an. Herren mit spitzen Vollbärten, goldenem Klemmer und etwas Mondschein kommen mir besonders verdächtig vor. So denk' ich mir Rezensenten nun einmal.

Ein großer Kleinmut will mich überschleichen, und daß sie vor diesen ungezählten Köpfen heute auftreten soll, will mir wie ein ungeheures Unterfangen erscheinen.

Dann wieder höre ich sie im Geiste singen, und ich schäme mich meines Kleinmutes für sie.

Wo mag sie jetzt sein? In der Garderobe, beim Ankleiden? Vielleicht steht sie in diesem Moment dicht hinter dem Vorhang und schaut durch das kleine, runde Loch mich an.

Wie sie aussehen mag in dem langen, sentimentalen Schleppgewand und der tizianroten Perücke, geschminkt, im strahlenden elektrischen Licht?

Sie wollte nicht, daß ich ihr bei der Toilette half.

„Du sollst heute nur Publikum sein, Lisbeth, nicht Kammerfrau, wofür ja doch zwei Garderobieren da sind," sagte sie. „Sonst heißt's bei den Kolleginnen: die Witt muß immer am Schürzenband ihrer Schwester hängen. Aber in der ersten Pause nach meinem Auftreten erwarte ich dich mit Ungeduld im Ankleideraum."

Auch gut. Wenn es nur erst so weit wäre! Die Zeit schlich.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit einstweilen meiner Nachbarschaft zu. Zwei Damen vor mir plaudern eifrig miteinander. Ich horche ein bißchen. Zwei Debüts auf dem Zettel, das muß sie doch interessieren, das muß ihnen doch zum wenigsten aufgefallen sein.

„Gott, wissen Sie, es war ja ganz nett, aber das Menü . . ."

„Ich habe auch schon besser gegessen," nickte die andere.

„Und der Sekt — ganz gewöhnlicher deutscher Schaumwein, zu drei Mark fünfzig. Ich meine, wenn man keinen guten Champagner bezahlen kann, so soll man's doch ganz lassen. Aber geknallt muß werden."

„Sehen Sie, ganz dasselbe sagte auch mein Mann. Mein Mann ist ja nun sehr eigen in Bezug auf Weine."

„Und das mit Recht. Was soll man sich andern Leuten zuliebe Kopfschmerzen holen?" meinte die Dame mit der rotseidenen Bluse. „Mir ist's miserabel bekommen. Gott, überhaupt, alle Abende auswärts, heute wieder Oper — aber wenn man einmal das Abonnement hat, nicht wahr?"

Gräßlich finde ich diese mittelalterliche Frau mit der rotseidenen Bluse! Das sitzt mit einem Kater da, kommt ins Theater, weil man gerade die Billets hat, und ist berechtigt, über junge, angehende Künstler zu Gericht zu sitzen!

Die Ouverture machte das liebliche Geplauder meiner beiden Nachbarinnen — nicht verstummen, aber doch leiser werden. Dann — endlich — rollte der Vorhang auf.

Die kleine Steinbrügge war im Aeußern und stimmlich eine reizende Susanne. Anfangs zwar wollte ihr die Aufregung den Atem versetzen.

Mir wurde auch das Atmen schwer und ihrer Mama, die wieder in meiner Nähe saß, wahrscheinlich noch schwerer. Nur ein Stück ihres graumelierten Haares konnte ich sehen, aber mir war, als spinne sich ein feiner, unsichtbarer Faden von ihr zu mir — die Gleichheit unsrer Interessen, die Aehnlichkeit unsrer Besorgnisse.

Ich fühlte für sie ein Unbehagen, wenn Elsbeth-Susanne da oben in einer Verlegenheitspause die Hände in den Kleiderfalten versteckte, verwirrt den Kopf sinken ließ, oder in gar zu schlecht kaschierter Aengstlichkeit an den Augen des Kapellmeisters hing.

Ich atmete mit ihr auf, wenn die kleine Sängerin an ein paar prächtigen Tönen ihrer eignen Stimme auch eine gewisse darstellerische Sicherheit wiederfand und eine wirksame Nuance zum Ausdruck brachte.

Es war ein ständiges Auf und Ab im Spiel, wie es ja unmöglich anders sein konnte bei einem allerersten Versuch.

An mir hatte sie einen sehr nachsichtigen Richter, die kleine Steinbrügge. Wer selbst im Glashause sitzt . . .

Von den andern Darstellern weiß ich nichts. Möglich, daß sie herrlich — möglich auch, daß sie miserabel gesungen haben — es ist mir nicht zum Bewußtsein gekommen.

Auch von Lenis Auftritt weiß ich nichts Bestimmtes; es hat mir vor den Augen geflimmert und vor den Ohren gebraust, als es so weit war.

Ich weiß nur, daß plötzlich eine schöne, schlanke Dame saß, die mit Susanne und Figaro scherzte und plauderte, und daß ich mir, als die liebe, vertraute Stimme an mein Ohr drang, mit einer Art tiefer Verwunderung sagte: ‚Aber das ist ja unsre Leni!'

Es durchrieselte mich. Unwillkürlich faltete ich fest die Hände um mein Opernglas.

Und ein Bild aus ferner Vergangenheit stieg vor mir auf mit greifbarer Deutlichkeit. Wohl fast zwei Jahrzehnte mochten darüber hingegangen sein.

Ich sah uns beide als kleine Mädchen am Fenster stehen; ich mit kaum verhaltener Ungeduld, Leni neben mir, mit blassem, weinerlichem Gesichtchen, das von einem grünen Augenschirm beschattet war.

Sie war sehr zart damals und hatte sich, durch Erkältung vermutlich, eine leichte Augenentzündung zugezogen, mußte tagelang im Zimmer bleiben, und ich sollte ihr Gesellschaft leisten.

Draußen lärmten die Kinder, mit denen wir sonst spielten, wild umher, sie sahen uns und riefen und winkten.

„Lisbeth, komm, wir spielen Räuber und Gendarm!"

Wie mich das reizte! Mein Lieblingsspiel und der laue Vorfrühlingstag.

Ich machte mürrisch eine ablehnende Gebärde und wies auf Leni.

„Ach, sie kann ja mit ihren Puppen spielen, komm du nur heraus," schrieen sie zurück.

Da — ein schluchzender Ton neben mir.

„Leni, was hast du?"

„Mich rufen sie nie!" klang es kläglich unter dem grünen Schirm hervor.

Sie hatte das Köpfchen tief gesenkt und wischte mit den Händen über die Augen. Ich sehe sie noch, wie sie so dastand, eine lange Hausschürze von Mama rückwärts umgebunden, die weit über das kurze schottische Kleidchen hinabfiel und auf der Erde nachschleifte. Sie spielte immer „Schleppendame".

„Leni, nicht weinen, du darfst doch nicht weinen!" rief ich ängstlich, „sonst werden deine Augen wieder rot."

„Wenn ich aber doch weinen muß?"

„Warum mußt du denn weinen?" Ich war ratlos.

„Sie mögen nicht mit mir spielen, weil ich nicht so toll laufen kann wie sie! Sie sehen mich nicht für voll an!" schluchzte sie.

Es war wirklich so. Ich selbst fühlte mich schuldbewußt, aber auch unendlich reumütig in diesem Augenblick. Ein zärtliches Mitleid stieg in mir auf. Ich hätte das Blaue vom Himmel herabholen mögen, um sie zu trösten.

Ich nahm ihr leise die Händchen von den Augen.

„Leni," sagte ich dringlich, „sei du man ganz stille. Die da draußen sind ja dumm. Die sollen dich alle noch anstaunen, später."

Sie hob ein wenig das beschattete, weiße Gesichtchen und sah mich fragend an.

„Nun ja," fuhr ich fort, „was du kannst, das können die noch lange nicht: singen! Wenn du erwachsen bist, dann wirst du eine große, berühmte Sängerin."

„Hm — ja—a," tönte es behaglich gedehnt neben mir.

„Dann fährst du in einem sehr feinen Wagen" —

Sie nickte würdevoll.

„— und hast ein weißes Kleid an, mit ganz langer Schleppe."

„Wie lang denn?"

Ich sann nach. „Nun, mindestens zweimal so lang wie Mamas Küchenschürze."

„Hm, jaa—a."

„Und dann singst du. Und wenn du gesungen hast, dann klatschen sie alle und rufen immer ‚bravo'."

„Und dann?" sagte sie erwartungsvoll.

„Ja, dann" — meine Phantasie machte einen kühnen Sprung — „dann heiratest du einen Prinzen."

Nun wurde sie nachdenklich. „Nein, das geht nicht. Der Alfred will mich ja heiraten."

„So muß sich der Alfred eben eine andre Frau suchen," entschied ich nach einigem Nachsinnen.

„Ja, er kann am Ende Selma Thorbeck heiraten."

Gewiß, das war ein Ausweg.

Wir hockten beide zusammen in dem dämmerigen Zimmer, hatten die andern da draußen ganz vergessen und spannen kindische Zukunftsträume.

Blumen, Gold, Bewunderung, Lorbeeren, rote Teppiche vom Wagen bis aufs Podium, seidene Kleider, Schokolade und Fürstenkronen, alles, was ich je von Erwachsenen aufgeschnappt, legte ich meiner kleinen Schleppendame mit dem grünen Augenschirm zu Füßen.

Behaglich, wie ein schnurrendes Kätzchen, hockte sie im Sessel und hörte mir zu.

Wenn ich heute zurückdenke, so glaube ich, daß dieser Märznachmittag, an dem meine thörichte Kinderphantasie die verwegensten Blüten trieb, der Anfang des roten Fadens war, der sich von da an unzerreißbar durch ihr Dasein schlängeln sollte.

Sie besaß schon damals eine leidenschaftliche Empfänglichkeit für Musik und ein Stimmchen — dünn wie ein Zwirnfaden, aber von unendlicher Lieblichkeit.

Wenn Gäste da waren und man forderte sie aus Scherz zum Singen auf, so gab es keinerlei Zieren; sie nickte kurz und — kroch unter den Tisch. „Wenn einer von euch lacht, muß ich weinen," erklärte sie tiefernst, und so zwang sie ihr kleines Auditorium, jedweden Heiterkeitsausbruch über die etwas ungewöhnliche Situation hübsch zu unterdrücken.

Was sie sang? Volkslieder, Kinderlieder oder — Dienstmädchenlieder, was ihr gerade im Gehör hängen geblieben war.

Eins hatte sie besonders „kreiert":

„Schlaf, mein liebes Kind,
Draußen weht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt,
Wie des Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen;
Hündchen läuft geschwind, geschwind,
Schlaf, mein liebes Kind."

Dann wurde die Tischdecke auseinandergeschoben, und die Kleine tauchte wieder hervor.

Warum sie sich immer verstecke, beim Singen, wollte man wissen.

„Ich weiß nicht."

„Ach, das weißt du doch, besinn dich nur."

Sie sann ernstlich nach und schob die Brauen zusammen. „Wenn ich singe, und ihr seht mich an, dann schäme ich mich," erklärte sie . . .

Und jetzt?

Da stand sie im langen, weißen Schleppgewande, mindestens noch einmal so lang als Mamas Küchenschürze, und tausend Augen sahen sie an, fremde, kalte Augen, und da war keine Tischdecke, unter die sie sich hätte verkriechen können!

Mir wurde heiß und kalt.

Um Gottes willen — wenn sie stecken bliebe!

Schuhplattler.

Nach dem Gemälde von Emil Rau.

Aber sie blieb nicht stecken.

Wenn sie einen Einsatz verfehlte!

Aber sie verfehlte keinen Einsatz.

Die Stimme klang prächtig in den Soli, die Duette und Ensembles klappten auf ein Haar, — ja, wenn das Spiel erst auf der Höhe stände! Dann wären wir ein gut Teil weiter.

Meine Blicke hingen wie gebannt an ihr, an jeder ihrer Bewegungen. Ich glaube, kein Mensch in dem weiten Raum, der erbarmungsloser kritisierte als ich.

Im großen und ganzen war ich angenehm überrascht. Nach den ersten zehn Minuten wurde das Spiel merklich freier, ich sah nicht mehr immerfort die Lehrsätze der Frau Koch-Lorenzen in ihren Armbewegungen, in ihren Schritten zum Ausdruck kommen.

Sie ist zweifellos sicherer als Elsbeth Steinbrügge; sie trippelt nicht wie diese, sie schreitet, wie das ja auch ihre Rolle verlangt. O ja, auf die „Schleppendame" versteht sie sich.

Aber die Prosa ist immer noch nicht ausdrucksvoll genug, — daß ich nur ja nicht vergesse, sie in der Pause darauf aufmerksam zu machen.

Auch hat sie einmal in die Coulisse gesungen, der Ton verfing sich dort und blieb für den Saal ohne jede Wirkung. Und die Schminke muß sie ändern; das Rot sitzt so nahe an den Augen, daß sie wie verweint aussieht ... Mein Taschentuch weist schon wieder drei Knoten auf.

Was mich immer wieder innerlich frohlocken macht, ist der Gesang. Sie hat eine Kadenz gesungen, man steckt die Köpfe zusammen, es wird eifrig geklatscht, das Wort „entzückend" schlägt an mein Ohr.

Es fließt mir wie Balsam über die Seele. Wer war's? Die verkaterte Dame mit der rotseidenen Bluse! Ich finde sie mit einem Male gar nicht mehr gräßlich.

Auch hinter mir klingt das hübsche Wort „entzückend", und neben mir haucht's ein Backfischchen seiner Mama ins Ohr.

Ich richte mich höher auf. Ob die Leute mir denn nicht ansehen, daß ich die Schwester bin? Wir sollen uns doch so ähnlich sehen!

Der Akt ist zu Ende. Warmer Applaus; der Vorhang muß sich noch zweimal heben, die Darsteller verbeugen sich.

Jetzt zu ihr!

Ich schiebe mich durch die Reihe, eile den Korridor zur Linken entlang bis zum Ende. Eine rote Wollportiere, dann eine Thür: „Zur Bühne. Eintritt streng verboten."

Ha, ha, das kümmert mich nicht. Ich öffne keck die Thür.

Zum erstenmal, daß ich auf einer Bühne stehe, — das also ist die Welt jenseits des Vorhangs.

Eine halblaute, fieberhafte Thätigkeit. Gegenstände aller Art werden geschoben, gerückt, gerollt; irgend etwas schwebt aus den Soffitten herab, etwas andres wird in die Höhe gewunden. Alles ist in Bewegung. Hie und da ein kurzer Ruf: „Achtung!" Menschen eilen hin und her, die unscheinbaren Gestalten der Bühnenarbeiter, Choristen in buntem Aufzuge, dort steigt des Kapellmeisters schmale, dunkle Gestalt über ein paar Möbelstücke, vor dem Loch im Vorhang drängen sich einige Choristinnen; der einzig ruhige Punkt in diesem scheinbar regellosen Durcheinander ist der Feuerwehrmann, der mit stoischem Gleichmut, wie eine düstere Mahnung, an der ersten Coulisse steht.

Ich bin völlig verwirrt und habe noch dazu das unbehagliche Gefühl eines störenden Eindringlings.

Wo ist Leni?

Dann fällt mir ein, daß sie mir gesagt hat: „Du brauchst nur geradeaus zu gehen, so kommst du direkt zu unsrer Garderobe."

Ja, Gott sei Dank ... dort eine Thür mit weißem Schild: „Garderobe der Solistinnen."

Ich öffne die Thür, auf mein Klopfen hat niemand reagiert.

Ein weiter, strahlend hell erleuchteter Raum, in halber Höhe durch vorgeschobene, weiß lackierte Holzwände in mehrere kleinere Abteilungen getrennt. Mit Reißzwecken angeheftete Visitenkarten bezeichnen die jeweilige Inhaberin. In jeder dieser Nischen ein Putztisch und Spiegel, mit einer drahtumsponnenen Glühbirne darüber; Schminkutensilien, Reisekörbe, Bühnen- und Zivilgarderobe, künstliche Blumen, Spitzen und Perücken liegen umher, mehrfach zurückgeworfen von großen, grell beleuchteten Stehspiegeln. Weiße Schultern und Arme, blonde und dunkle Haarwellen, bunt bemalte Gesichter; Garderobenfrauen mit blendendweißen Schürzen eilen hin und her, ein eigentümlicher Duft von Puder, Parfüm und gebranntem Haar schwebt wie eine Wolke über dem Ganzen. Fast ein Dutzend weiblicher Gestalten schwirren umher, darunter auch ein paar Damen in Zivilkleidung. Das plaudert, das schwatzt, das ruft durcheinander, manchmal tönt ein helles Lachen aus irgend einer Gruppe heraus.

Ich stehe wie geblendet. Niemand nimmt Notiz von mir, nur die unbeschäftigten Damen in Zivil, die so viel zu lachen haben, sehen neugierig zu mir herüber.

„Lisbeth, hier bin ich!"

„Leni!"

Ich stürzte auf sie zu. Mir war, als hätten wir uns zwei Wochen lang nicht gesehen.

Sie saß vor einem Toilettentisch, eine ältere Frau, die „Marcelline", stand vor ihr und arbeitete mit Hasenpfote und Puderquaste auf ihrem emporgewandten Gesicht herum.

„Meine Schwester — Frau Dahldorf-Jahn."

„Freut mich sehr," sagte die Marcelline bieder, indem sie mir von ihrer Rechten, die die Quaste hielt, den kleinen Finger reichte.

„Ich war nämlich schlecht geschminkt," erklärte Leni, „und da ist Frau Dahldorf so liebenswürdig —"

„Ruhig, stillhalten!"

„Ja, die Schminke war noch nicht gut, ich komme auch, um dir das zu sagen."

„Hast du noch mehr Knoten im Taschentuch?" fragte Leni lächelnd.

Frau Dahldorf nickte beifällig. „Freuen Sie sich, daß Sie jemand haben im Parkett, der genau auf Sie achtet, Kind. Das ist gar nicht zu unterschätzen, besonders für eine Anfängerin."

„Ach ja," seufzte Leni. „Lisbeth, nun sag mal, wie war ich?"

Ihr Blick hing in brennender Spannung an mir.

Die Gegenwart der Kollegin machte mich befangen.

„Nun, im allgemeinen ganz hübsch. Die Stimme klang gut" — ich steigerte diesen Ausdruck noch durch die Augensprache — „und das Spiel — nun ja — das war — sagen wir mal, so so, la la. Aber das wird ja schon besser kommen."

„Das Spiel — erlauben Sie mal," warf die Dahldorf ein, „das war für ein allererstes Mal schon sehr brav. Gott, was habe ich für Anfängerinnen gesehen! Ihre Schwester hat sich weit besser damit abgefunden, als man erwarten konnte."

„O, ich fühlte selbst, wie ich allmählich sicherer wurde," sagte Leni mit glänzenden Augen.

„Gewiß. Nur ‚kleben' Sie im allgemeinen zu sehr. Und gehen müssen Sie lernen, Bühnengang, und Raum und Schritt in Einklang bringen. Aber Sie haben darstellerische Begabung und sind nicht ungraziös. So, nun schauen Sie sich an, jetzt guckt's aus andern Augen, was?"

„O, ich danke Ihnen tausendmal, liebe Frau Dahldorf."

„Keine Ursache." Damit griff die kleine, etwas korpulente Dame mit den grauen Scheiteln gleichmütig nach einem schwarzen Strickstrumpf, nickte uns zu und trat zu den andern.

„Endlich allein," raunte Leni, „nun, Lisbeth, sag mal ehrlich —"

„Fräulein Witt, aber da sind Sie ja — sagen Sie ehrlich, wie war ich?"

Die kleine Steinbrügge. Nun sahen mich zwei blaue Augenpaare an, als ob Leben oder Tod von meinen Worten abhinge.

„Kinder, ihr habt beide ganz famos gesungen und wenigstens leidlich gespielt. Ich glaube, ihr habt gefallen."

„Wirklich? Aber haben Sie gemerkt, wie ich einmal patzte?"

„Patzte — was ist das?"

„Nun, wenn's nicht stimmt. Ich kam mit dem Orchester auseinander. Winterstein schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu — Herrgott, mir wurde siedendheiß —, aber ich fand mich zum Glück bald wieder hinein. Geistesgegenwart, das ist die Hauptsache."

Ich konnte ihr der Wahrheit gemäß sagen, daß das kleine Unglück nicht aufgefallen war.

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen. Himmel, das Klingelzeichen! Wie sitzt eigentlich meine Frisur? Adieu, adieu!"

Auch auf Leni hatte das Klingeln elektrisierend gewirkt.

„Nun haben wir keine drei Worte reden können! Aber jetzt mußt du gehen, Lisbeth," sagte sie aufstehend, „und paß genau auf." Sie schob mich zum Ausgang.

Ich fühlte aber noch zwei Taschentuchknoten zwischen meinen Fingern.

„Du, Leni."

„Ja?"

„Einmal hast du in die Coulisse gesungen, und dann kannst du im Dialog noch mehr auftragen."

„Was, noch mehr?"

„Ja. Und dann — glaub mir, du gefällst riesig. Sie haben ‚entzückend' gesagt, in meiner Nähe, mehrmals."

„Wahrhaftig?" Ein Strahlen ging über ihre Züge. „Paß mal auf, der nächste Akt wird noch besser. Adieu, halt mir den Daumen."

„Adieu."

Sie hatte recht gehabt, der nächste Akt und der letzte wurden noch besser.

Die Arie: „Nur zu flüchtig bist du entschwunden" erzielte einen starken Applaus auf offener Scene. Ich konnte mich nicht enthalten, mitzuklatschen. Ach, wenn Mama das hätte hören können!

Als der Vorhang sich zum letzten Male senkte, gab es noch einmal ehrlich begeisterten Beifall. Mein Gott, welch unsagbar süße Musik dies In-die-Hände-schlagen!

Wie in einem schönen Traum befangen, ließ ich mich von der Menge hinausschieben und bahnte mir durch die nach den Garderoben drängenden Menschen einen Weg zur Bühne.

Leni hatte ihr spanisches Gewand schon ab- und den Frisiermantel übergestreift; ihr schmales Gesichtchen glänzte vor Glück und — Kokosnußbutter, mit der sie sich eben die Schminke vom Gesicht rieb.

Ich preßte ihr stumm die Hand.

„Lenchen, Kleinchen," sagte ich endlich leise, „das ist ein Erfolg!"

Sie nickte und hantierte mit glücklicher Hast auf ihrem Putztisch herum.

„Draußen, Lisbeth," flüsterte sie, „hier kann man ja nicht reden. Die Rosée spitzt schon ohnehin die Ohren."

Sie wies mit einer kleinen Kopfbewegung nach links. Dort saß eine brünette Dame in eleganter Straßenkleidung; sie tupfte mit der Puderquaste über ihr weiches, rundes Gesicht und griff mit der Brennschere ein paarmal tief in die Stirnlocken.

„Für was macht die sich denn jetzt noch schön? Ist sie Sängerin?"

„Schauspielerin."

Frau Dahldorf-Jahn streifte an uns vorüber. „Nun, Kind, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren. Wissen Sie, was der Direktor eben sagte? ‚Donnerwetter, mit der Witt und der kleinen Steinbrügge haben wir einen famosen Griff gethan.' Und dabei rieb er sich schmunzelnd die Hände. Haben Sie mein Strickzeug nicht gesehen?"

Ich half ihr suchen und fand es auch. Die schwarze Wolle war weiß eingestäubt von Puder.

In stillem Glücksgefühl legte ich Lenis Kostüme sorgfältig in den Korb, dann hüllte ich ihr liebes, nun wieder farbloses Gesichtchen fest in die weiche, seidene Kopfhülle, so daß nur die Nasenspitze herausguckte, und hing ihr den Abendmantel um.

Als wir auf den Korridor hinaustraten, lief uns Winterstein in den Weg.

„Nun, Herr Kapellmeister," sagte Leni, „waren Sie einigermaßen zufrieden mit mir?"

„Zufrieden?" — er drückte ihr und mir fest die Hand, — „ich habe allen Respekt vor Ihrem Können, Fräulein Witt, ich denke, wir werden gute Freunde werden."

Sie hörten es alle, die Kollegen und Kolleginnen, die eifrig plaudernd die Probentafel umstanden. Mir schien, als habe er für diese extra laut gesprochen.

Und dann wanderten wir beseligt unter dem Sternenhimmel heimwärts.

Das war unser Debüt!

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Ullersdorf in Mähren,

der Schauplatz von Grillparzers „Ahnfrau“.

Von
Dr. Moritz Necker.

(Siehe die Abbildungen Seite 586 und 587.)

Grillparzers „Ahnfrau“ ist dasjenige seiner Dramen, das am meisten den Geschmack der Zeit verrät, in der es entstand (1816—1817), das am wenigsten die ganze Größe des künstlerischen Realismus offenbart, zu der der Dichter, seiner Zeit weit vorauseilend, sich im „Bruderzwist im Hause Habsburg“, in der „Jüdin von Toledo“, im „Treuen Diener seines Herrn“ erhob, das aber noch heute gern gespielt wird, weil die dichterische Leidenschaft, der Schwung und die lyrische Schönheit der stürmisch dahineilenden Sprache ihre Macht auf empfängliche Gemüter noch immer nicht verloren haben. Es ist nicht das allererste seiner dramatischen Werke, keine Jugendarbeit in dem Sinne, wie es der „Götz“ oder die „Räuber“ waren. Denn dank der liebevollen Forschung August Sauers, des ausgezeichneten Prager Litterarhistorikers, und Carl Glossys, des Verwesers des „Grillparzer-Archivs“ in Wien, wissen wir heute, daß der Dichter sich schon vor der „Ahnfrau“ mannigfach dramatisch versucht hatte; eine nur allzu lang geratene Tragödie „Blanka von Kastilien“ war unter dem Eindrucke des Schillerschen „Don Carlos“ und ihm nachempfunden, schon mehrere Jahre vorher entstanden; ein prächtiger „Spartacus“, der „Oesterreichs Anteil an der Poesie der Befreiungskriege“ nach Sauers Urteil hatte werden sollen, blieb leider als Torso unfertig liegen. Die „Ahnfrau“ wurde unter den ermunternden Zureden Joseph Schreyvogels, des berühmten Dramaturgen des Wiener Hofburgtheaters, Grillparzers erstes bühnenfähiges Werk, das denn auch im Sturm die deutschen Bühnen eroberte und den damals fünfundzwanzigjährigen Dichter mit einem Schlage in die erste Reihe der Schaffenden seiner Zeit stellte. Er mußte dafür allerdings dem Neide und dem Mißverständnis auch seinen Tribut reichlich zahlen. Die Liebe, ja die Zärtlichkeit, mit der man heute jungen, nur einigermaßen Gutes versprechenden Talenten entgegenkommt, indem man sie mit Stipendien, Tantiemen, Vorschüssen und nicht am wenigsten mit guten oder gar enthusiastischen Kritiken begrüßt und unterstützt, waren zu jener litterarisch sehr bewegten Zeit (man konnte sich damals in den Zeitungen unter dem Drucke der Preßunfreiheit doch nur über schöne Litteratur, Kunst und Musik frei äußern) noch nicht Mode. Man machte im Gegenteil jedem Neuling auf dem Parnaß das Leben so sauer als nur möglich, ließ ihn in den Journalen förmlich Spießruten laufen, suchte den bescheidenen Lorbeer, den sich so ein junger Dichter erwarb, zu zerzausen, bis man ihm seine Freude am Erfolg möglichst vergällt hatte. Von diesem Kampfe mit der Kritik wußte Grillparzer ein Lied zu singen bis in seine späten Tage. Wenn wir ihn jetzt als einen der ersten Meister realistischer Kunst anerkennen und in ihm denjenigen Dichter sehen, der in diesem kampf- und ruhmreichen neunzehnten Jahrhundert der würdige Nachfolger Goethes und Schillers in der tragischen Dichtung wurde, weil er sich mit seinem urgesunden Sinn von allen Phantastereien und allem mystischen Nebel der Romantik frei erhielt und von dieser mächtigen Strömung seiner Zeit nur gerade das angenommen hatte, was in der That von bleibendem Werte war, zum Beispiel das Verständnis für die Kulturgeschichte, so hat Grillparzer selbst dieses volle Verständnis seines wahren Wesens nicht erlebt. Er galt in sehr verbreiteten Litteraturgeschichten der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts immer als „Schicksalsdichter“, weil in seiner „Ahnfrau“ das Schicksal in der Art waltet, wie es die Müllner und Houwald dargestellt haben: als einen außerhalb des menschlichen Willens waltenden Dämon, der aus Mißverständnissen, Verwechslungen, abergläubisch verstandenen Zufällen den Menschen Leid und Elend bringt. Wir Leser der „Ahnfrau“ von heute erfreuen uns an der Macht der poetischen Stimmung, die über der ganzen Dichtung lagert; wir sehen, daß nicht ein äußerer Zufall allein — die Entführung Jaromirs von Räubern in seiner Knabenzeit — den tragischen Knoten dieses Dramas knüpft, sondern auch der Charakter der darin handelnden Menschen selbst, ihre Heftigkeit, ihre Voreiligkeit — und darum gestehen wir der Dichtung einen Wert zu, den ihr die ältere litterarische Kritik nicht einräumen mochte. Und überdies ist es heutzutage sattsam bekannt, daß die sogenannte Schicksalsidee in der „Ahnfrau“ erst auf Schreyvogels Nötigung und gegen die Empfindung des Dichters stärker betont wurde. „Unter den tiefverhüllten finsteren Mächten verstand er eher, wie schon Laube bemerkt, das dämonische Walten der Vererbung, dieses modernste Fatum vorahnend, das nun zwischen Grillparzers ‚Ahnfrau‘ und Ibsens ‚Gespenstern‘ seine grauen Fäden spinnt. Beabsichtigt hatte der Dichter ganz unbefangen bloß ein ‚Gespenstermärchen mit einer bedeutenden menschlichen Grundlage.‘“ *)

Die Entstehungsgeschichte dieses „Gespenstermärchens“ hat nun den Fleiß der Grillparzerforscher mannigfach beschäftigt. Man mußte sich naturgemäß fragen, was den Dichter, der sich bei den vorhergehenden dramatischen Versuchen entweder in der heiter sonnigen Welt der Renaissance oder im klassischen Altertum oder auf spanisch-mittelalterlichem Boden bewegte, veranlaßt haben mochte, einen so düstern Stoff zu ergreifen, der auch zu nichts in stärkerem Kontraste steht als zur Dichtung, die Grillparzer ein Jahr später vollendete, zur hellenischen „Sappho“. In seiner Selbstbiographie giebt er gerade darüber keine Auskunft. Er erzählt nämlich mit einiger Ausführlichkeit, wie er zu der Fabel der „Ahnfrau“ kam: „Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen“ und so weiter. Sodann: „Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauderhaftesten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm. Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe.“ Aber was ihn dann veranlaßte, an einer „Geistergeschichte“ Gefallen zu finden, von der er sagt: „ich fühlte genug Poesie in mir, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müßte, um viel dagegen einwenden zu können,“ — das erklärt uns der Dichter nicht; vielleicht darum nicht, weil er, der strengste Analytiker seines eignen Ich, doch nicht so weit in der Selbstanalyse gehen konnte, um auch noch die Geschichte seines Geschmacks und seiner intimsten dichterischen Entwicklung zu schreiben. Diese eigentlich künstlerische Bildungsgeschichte ist Sache der biographischen Forschung, und diese Forschung hat in der That schon manchen Versuch gemacht, zu erklären, wie es denn kam, daß Grillparzer Geschmack am Gruseligen, an Geistergeschichten finden konnte.

Solche Geschichten haben natürlich alle Kinder jener Zeit der Romantik, wo selbst auf den Bühnen Geister- und Gespenstergeschichten beliebt waren, wenn nicht von den Eltern selbst, so doch gewiß von den Mägden und Dienern der Familie mitgeteilt bekommen; auch heute wächst schwerlich ein Kind ohne eine Geistergeschichte auf und behält den Eindruck davon fürs ganze Leben. Und dem jungen Grillparzer wird's nicht anders ergangen sein. Nur trat bei ihm auch noch der Eindruck der elterlichen Wohnung hinzu, die in einem alten Wiener Hause mit großen, dunkeln Räumen gelegen war. „Die Furcht ist an und für sich eine dramatische Dichterin, welche Märchen ersinnt, Bilder an die Wand malt, den leeren Raum mit Gespenstern füllt, überhaupt in der Dramaturgie eines poetisch veranlagten Kindes eine bedeutsame Rolle spielt. Den Knaben Grillparzer hatte man eines Tages mit seinem jüngeren Bruder allein gelassen. Plötzlich schrieen beide auf: sie hatten einen Geist gesehen. Man fragte sie, wie er denn ausgeschaut habe. ‚Wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier,‘ antwortete Franz. ‚Wie ein Hörndler‘ (Hirschkäfer), meinte der Bruder. Da hat man den ganzen Unterschied zwischen einem zukünftigen Poeten und einem Alltagskinde. Aus dem zitternden kleinen Franz sprach unbewußt der Dichter der Ahnfrau. Die Furcht hatte seine geheimsten Seelenkräfte vorzeitig aus dem Schlafe gescheucht.“

So weit Karl Glossy in seinem schönen Buche „Die Jugendzeit Grillparzers“. Aber ich denke, diese Ableitung der Stimmung in der „Ahnfrau“ aus so allgemeinen und im Lauf der Zeit notwendigerweise stark verblassenden Jugendeindrücken kann, so geistreich sie an sich ist, gar wohl eine Ergänzung erfahren. Wenn man nachweisen kann, daß der Dichter später, in einem Lebensalter, wo er nicht mehr kindisch, sondern schon künstlerisch empfand, einen Eindruck empfing, der an sich geeignet war, eine künstlerische Phantasie zu beschäftigen, so wird man mit sehr großer Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, daß es eben dieser spätere Eindruck war, der ausschlaggebend für den Entschluß wurde, die „Ahnfrau“, die „Geisterdichtung“, zu schreiben. Daß Grillparzers Naturell überhaupt der Art war, aus äußeren Erlebnissen und Anregungen poetische Nahrung zu ziehen, braucht für den Kenner dieses realistischen Dichters nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Und ein solches Moment in der Lebensgeschichte Grillparzers, das für die Entstehung seiner „Ahnfrau“ von Bedeutung wurde, sind wir in der Lage zum ersten Male anzuführen. Es verschlägt gar nicht viel gegen die von uns nun mitzuteilende Behauptung, daß der Dichter selbst weder in der Selbstbiographie noch anderwärts von den Thatsachen spricht, die wir vortragen werden. Wir können auch den Grund seines Schweigens mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären.

In den Jahren 1812 und 1813 war Grillparzer zuerst Informator, dann Erzieher im Hause des Grafen Joseph von Seillern. Es war keine glückliche Zeit für den zweiundzwanzigjährigen Dichter und geprüften Juristen. Er konnte sich in dem adelsstolzen Hause nicht behaglich fühlen. Man benahm sich nicht rücksichtsvoll gegen ihn, als er auf den Gütern der Grafen Seillern, Kralitz und Lukov in Mähren, erkrankte, und die Charakteristik, die er von der Familie in der mehr als dreißig Jahre später geschriebenen „Selbstbiographie“ giebt, enthält noch den Nachhall der tiefen Verstimmung, mit der er von den Grafen Seillern schied, ebenso wie die Satire, die er in „Weh' dem, der lügt“ auf hochmütige Aristokraten schrieb, von August Sauer auf dieses Erlebnis zurückgeführt wird. Aber während des Aufenthaltes auf dem Gute der gräflichen Familie in Mähren hat er doch, wie seine im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1890, S. 53 ff., abgedruckten Briefe bezeugen, auch an den Jagden der aristokratischen Gesellschaft teilgenommen und ist daher ganz gewiß mit der Umgebung von Kralitz und Lukov vertraut worden.

In dieser Umgebung, sieben Meilen nordnordöstlich von Olmütz entfernt, in drei Gehstunden von Lukov erreichbar, liegt nun das alte Schloß Ullersdorf, von dem uns Gabriele von Michalkowski in der vorliegenden Nummer so stimmungsvolle Bilder entworfen hat. Das Schloß, das in den alten Urkunden schon 1350 erwähnt wird, 1580 aber ganz neu erbaut wurde, steht abgesondert vom gleichnamigen Dorfe Ullersdorf, am Fuße des bewaldeten Hutberges, auf dessen Gipfel bewaldete Fußwege führen. Es ist nach der Beschreibung, die Wolny in seiner Topographie Mährens, 1839, davon giebt, von einem englischen Park umgeben, der 1738 angelegt wurde und viele ausländische Baumarten enthält. In seiner Nähe sind auch die herrschaftlichen Wirtschaftsgebäude, der Meierhof, der Brauhof; etwas weiter davon liegen eine Glasfabrik, eine Papierfabrik und dergleichen mehr. Dieses Schloß mit seinen weitläufigen Gängen, seinen zwei Kapellen, seiner Gruft, seiner Inschrift zum Andenken an die arge Schwedenzeit (1646) hat natürlich auch seine Geschichte. Seit dem Jahre 1504 gehörte es dem Grafengeschlechte Zierotin an, und bei dieser sonst nicht weiter berühmt gewordenen Familie verblieb es nach mancherlei Wechselfällen bis zum Jahre 1801; da wurde es vom Grafen Ludwig von Zierotin an den Fürsten Karl von Liechtenstein samt allem, was drum und dran war, verkauft. Das gräfliche Geschlecht der Zierotin besteht noch heute und hat sich in neuester Zeit wieder in den Besitz seines Stammschlosses gesetzt. Aber man kann sich denken, wie sehr im Jahre 1802 der Besitzwechsel im Schlosse die ganze Bevölkerung beschäftigt haben mag. Der vom Schicksal entthronte Herrscher pflegt immer der interessanteste Gegenstand der Volksphantasie zu werden, denn nun grübelt sie über die Ursachen der Schicksalswendung nach, bemüht sich, sie in Einklang mit ihren logischen Bedürfnissen zu bringen, eine Gerechtigkeit im Walten der Vorsehung zu erkennen; sie vergleicht den alten mit dem neuen Herrn, ergreift Partei für den einen oder den andern und dergleichen mehr. Und das Geschlecht der Zierotin schien wirklich vom Schicksal gezeichnet zu sein. Auch im Schlosse von Ullersdorf wandelte die „weiße Frau“ zu bestimmten Zeiten umher, und die Bertha von Rosenberg, die Stammmutter vieler „weißen Damen“, gehörte sogar — wie mir Frau von Michalkowski mitteilt — zu dem Geschlecht derer von Zierotin und wird in deren Stammbaum angeführt. Was Wunder, daß das Schloß Ullersdorf für die ganze Umgebung weit und breit zu romantischer Bedeutung gelangte, und daß sich das Volk noch bis auf den heutigen Tag die seltsamsten Geschichten von dem alten Schloß und seinen früheren Bewohnern erzählt? War doch der malerische Bau des Schlosses mit den vielen unheimlichen Bogengängen, mit der alten Kapelle, mit den alten Bäumen davor, deren Aeste sich an das Gemäuer und die Kapellenfenster innig anschmiegen, mit dem Teich und der Gruft so sehr danach beschaffen, die Phantasie immerfort zu beschäftigen.

Und wenn wir uns den Dichter in dieser Gegend ein Jahr lang weilend vorstellen, sollte er nichts von den umgehenden Sagen gehört haben? Wenn Grillparzer in den autobiographischen Aufzeichnungen von diesen Dingen schweigt, so spricht desto beredter für seine Kenntnis derselben die Thatsache, daß er in seinem Manuskripte der „Ahnfrau“ den Namen des unseligen Grafengeschlechtes, das mit der im Stücke dargestellten Handlung sein Ende erlebt, nämlich der Grafen von Borotin, ursprünglich als „Zierotin“ angeführt hatte. Damit allein ist der Zusammenhang seines Stückes mit dem Schlosse Ullersdorf genügend festgestellt. Und wenn Grillparzer den ersten Namen „Zierotin“ änderte und „Borotin“ an dessen Stelle setzte, so ist das auch sofort erklärlich, da man annehmen muß, daß er noch mitten in der Arbeit erfuhr, daß die Grafen von Zierotin ihr Schloß zwar verkauft hatten, aber doch nicht ausgestorben waren, und den Namen eines noch lebenden Adelsgeschlechtes in diese gespenstische Familientragödie aufzunehmen, verbot das natürliche Schicklichkeitsgefühl. Frau von Michalkowski erzählt uns als glaubwürdige Zeugin überdies, daß der im Jahre 1887 verstorbene Graf Zdenko von Zierotin den Dichter selbst ersucht hätte, nicht seinen Familiennamen auf den Theaterzettel zu setzen, und zwar soll es gelegentlich eines Besuches geschehen sein, den Grillparzer dem Grafen machte, um Erkundigungen über Schloß Ullersdorf einzuziehen. Unsers Erachtens hätte es kaum dieser Bitte des Grafen Zdenko Zierotin bedurft, um den Dichter zur Aenderung zu bewegen. Wohl aber kann uns die Thatsache, daß Graf Zierotin noch so lange den Dichter überlebte, sein Schweigen über die Zierotins überhaupt und Schloß Ullersdorf im besonderen mit erklären helfen. Er hätte ja durch jede Aeußerung die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Familie

*) Aus einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ zum 100. Geburtstag Grillparzers, 15. Januar 1891.

gelenkt, die er in seinem Stücke zwar nicht unedel, aber doch tragisch darstellte, und das mußte auf jeden Fall vermieden werden. Jetzt freilich fallen diese zarteren Rücksichten weg, und man faßt heutzutage auch solche tragischen Familiensagen, die typisch für viele alten Geschlechter sind, ganz anders auf. „Weiße Damen“ haben fast alle alten Burgen und Schlösser; die Phantasie des Volkes will sie — um nur einiges anzuführen — auch im Berliner Königsschlosse und in der Wiener Hofburg gesehen haben.

Noch viel wertvoller als diese Erkenntnis, daß Grillparzer dem so vielfach verbreiteten Stoffe der „Ahnfrau“ auch in Ullersdorf begegnete, erscheint uns aber der Umstand, daß er dieses Schloß aus eigner Anschauung gekannt und es als Schauplatz seiner tragischen Handlung vor seinen Augen gehabt haben müsse, als er die Dichtung niederschrieb. Denn in dem Trauerspiel spielt das Lokale eine bedeutsame Rolle. Jaromirs Raub als Kind hätte beispielsweise nicht durch sein Ertrinken im nahen Schloßteich maskiert werden können, wenn kein Teich da wäre.

„Offen stand die Gartenthüre,
Die zum nahen Weiher führt,
Immer sonst war sie geschlossen,
Eben damals stand sie offen.“ (I. 1.)

In Ullersdorf nun ist ein Teich da. Oder aber: Es wird so häufig vom „Söller“ des Schlosses gesprochen, der Jaromir bei der Flucht dienlich ist; diesen Söller weist Ullersdorf auf. Ueberhaupt muß die außerordentliche Klarheit, mit der — ohne unmittelbar geschildert zu werden — der Schauplatz der „Geistergeschichte“ uns im Drama vor die Augen gestellt wird, auf den Gedanken führen, daß der Dichter einen ganz bestimmten Schauplatz vor Augen hatte, und nach all dem Gesagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß eben Schloß Ullersdorf in Mähren der Schauplatz der „Ahnfrau“ war, den sich Grillparzer gedacht hatte.

Anatolier-Möwchen.

Hamburger Nönnchen (weiß mit braun).

Taubenliebhaberei und -Sport.

Von

Dr. Karl Ruß.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Hamann in Hamburg.

Solange es zivilisierte Völker giebt, seit Jahrtausenden also, besteht die Taubenliebhaberei und -Zucht. Zwar fehlen bestimmte historische Angaben, aber so weit schriftliche Ueberlieferungen zurückreichen, haben die Tauben Erwähnung gefunden. Von den Aegyptern wurden sie nachweislich schon 3200 vor Christi Geburt als Nahrungsmittel verwendet. Juden und Heiden benutzten sie als Opfertiere, Griechen und Römer als Symbol und Orakel, und bei vielen Völkern galten sie als heilig. Bereits in alten Zeiten wurden sie auch als Briefboten gebraucht. Die ältesten Naturkundigen, Aristoteles und Plinius, beschäftigten sich schon mit ihnen. Im Mittelalter wurde in den Klöstern viel Taubenzucht getrieben, und aus derselben sind zweifellos bereits damals nicht wenige unsrer Farben- und Rassetauben hervorgegangen. Gleich andern fremdländischen Vögeln kamen durch die Kreuzzüge auch die orientalischen Tauben nach Europa. Unser erster deutscher Zoologe, Konrad Geßner (1550), beschreibt bereits eine ganze Anzahl Haustauben, und Ludwig Bechstein (1795) behandelt namentlich schon Farbentauben. So hat sich die Taubenliebhaberei immer weiter entwickelt und über ganz Europa verbreitet. In Deutschland nahm sie einen besonderen Aufschwung seit der Mitte dieses Jahrhunderts, als die Prinzessin Karl von Preußen, Schwester der späteren Kaiserin Augusta, sich ihr mit großem Eifer zuwandte und infolgedessen auch andre hochstehende Persönlichkeiten sich dafür interessierten. Nicht minder an Ausdehnung gewonnen hat die Taubenliebhaberei durch das dann erwachende Vereinsleben und die in großen und kleinen Städten alljährlich veranstalteten Ausstellungen, die immer neuen Anreiz bieten.

Sehr reichhaltig auch mit Tauben beschickt war zum Beispiel die im Februar dieses Jahres in Berlin stattgehabte sechste deutsche nationale Geflügelausstellung, ins Leben gerufen von einer ganzen Reihe von Vereinen, während sie zugleich natürlich auch Hühner und andres

Perückentauben (ganz weiß).

schwarz mit weiß. gelbbraun mit weiß.
Perückentauben.

Geflügel, sowie alle Hilfsmittel der Geflügelhaltung und -Zucht zur Schau brachte. Von den dort prämiierten Tauben werden hier eine Anzahl in Abbildungen vorgeführt. Dieselben sind sämtlich Eigentum des Herrn Schmidt in Hamburg, und über die Rassen, denen sie angehören, will ich im nachstehenden berichten.

Während der Taubenliebhaber anfangs seine Freude an dem Tier selbst, an der Beobachtung seiner Gewohnheiten und seines ganzen Treibens hat, bildet sich bei ihm in der Regel bald eine besondere Neigung heraus für bestimmte Farben und Formen seiner Lieblinge oder für den Flug, beziehungsweise eigenartige Flugspiele mancher Rassen, so vor allem der Tümmler oder Purzler. Sie stammen aus Persien und Indien, sind seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts namentlich von Holland aus nach Norddeutschland gelangt und haben hier in manchen Gegenden zeitweise alle übrigen Haustauben verdrängt. In Größe, Kopf- und Federnbildung, Färbung und Zeichnung erscheinen sie überaus verschieden. Ihre Kennzeichen bestehen in kleinem, zierlichem Kopf, hellem Schnabel und hellen Perlaugen. Einzelne Zeichnungen sind nur ihnen eigen: Nonnen-, Platten-, Brander- und Bartzeichnung. Einzig stehen die Tümmler da in der Art ihres Fluges, der stets von dem andrer Taubenrassen abweichend erscheint, gleichviel ob er kreisend und hochfliegend oder überschlagend und purzelnd ausgeführt wird. Nach diesem

Orientalisches Möwchen (Blondinette).

Fluge sind sie vielfach in Hochflieger oder eigentliche Tümmler und in Ueberschläger oder Purzler geteilt worden; neuerdings aber hat man eingesehen, daß die Eigenart des Fluges mehr auf Gewöhnung als auf angeborener Fähigkeit beruht. Jede Tümmlerrasse geht im Fluge zurück, wenn sie in der Dressur und Uebung vernachlässigt wird. Durch umsichtige Züchtung und sorgfältige Dressur vermochte man nämlich ihren Flug namentlich im schnellen Aufsteigen und anhaltenden Fliegen in bedeutender Höhe zur größten Vollkommenheit zu bringen, während man das Purzeln als unschön ihnen abzugewöhnen suchte, indem man die Schwanzfedern kürzte, ein Stück Papier oder Tuch an dieselben band, oder indem man die Tauben jagte, hauptsächlich aber dadurch, daß man solche Tümmler zur Zucht auswählte, die wenig oder gar keine Neigung zum Purzeln zeigten. In vielen Gegenden sind die Purzler jetzt den Taubenliebhabern ganz unbekannt. Der um die Taubenzucht sehr verdiente Taubenkenner G. Prütz giebt folgende Kennzeichnung des Tümmlerfluges: „Der echte und unvermischte Tümmler ist ein guter Flieger und unübertrefflicher Gaukler und Purzler. Unter schallendem Flügelschlag erhebt er sich in die Lüfte, stürzt dann plötzlich unter zahllosen Purzelbäumen bis zur Höhe des Daches, erhebt sich drehend und klatschend von neuem, purzelt wieder ein Stück und fällt dann mit hochgehobenen Flügeln scheinbar bewegungslos herab, um rechtzeitig sich wieder zu erheben und mit allen möglichen Variationen das Spiel zu wiederholen. Der dressierte Purzler dagegen schwingt sich in weiten, spiralförmigen Kreisen in die Lüfte, erst mit gleichmäßigem Flügelschlag, dann mit ausgebreiteten Schwingen im Aether schwebend, sich wiegend, drehend und gaukelnd, eine Strecke hinabpurzelnd und endlich sich wieder erhebend und mit den übrigen den Flug nach oben fortsetzend, um nach Stunden in derselben Weise sich wieder herabzulassen."

Man teilt die Tümmler in glatt- und rauhfüßige flachstirnige Langschnäbel, in glattfüßige flachstirnige und rauhfüßige hochstirnige Mittelschnäbel, in glatt- und rauhfüßige hochstirnige Kurz- und Dickschnäbel und in glattfüßige hochstirnige Kurz- und Dünnschnäbel ein. Zu den glattfüßigen flachstirnigen Mittelschnäbeln gehört das auf S. 582 abgebildete Hamburger Nönnchen, das mit besonderer Vorliebe in Deutschland und in größter Vollkommenheit in Hamburg gezüchtet wird. Es muß zierlichen Körper, hübsch geformten Kopf mit runder, dichter, aufrechtstehender Muschelhaube und feinem Schnabel, das perlförmige Auge mit schmalem, dunkelm Lid und dunkel fleischrote Füße und Zehen haben. Auf weißem Grunde müssen Schwingen, Schwanz, Kopf bis zum Genick und der Vorderhals in Form eines Latzes, einem herabgelassenen Nonnenschleier vergleichbar, farbig erscheinen; der Latz muß bis unter die Kehle reichen und scharf abgegrenzt sein.

Feingliederig, schlank und federreich sind die Perückentauben, mit kleinem Kopf, kurzem und keiligem Schnabel, flacher, nach dem Scheitel zu steil aufragender Stirn, während der Kopf nach hinten scharf abfällt und zwischen Scheitel und Genick sich ein Grübchen bildet. Das Auge muß perlfarbig, der Hals lang, Rücken und Brust müssen schmal, die Flügel lang, schleppend und bis zum Schwanz reichend, die Füße unbefiedert sein. Das charakteristische Merkmal bildet die Perücke oder Kapuze. Sie muß wie aus einem Guß erscheinen, von beiden Seiten des Halses, unmittelbar über den Flügeln, ausgehen und hier zwei Winkel bilden, welche nach den Halsseiten hin in zwei Scheitel verlaufen. Von den so gescheitelten Federn legt sich ein Teil nach unten über die Schultern, ein andrer nach vorn, ein dritter nach hinten und oben; die letzteren Federn müssen den Kopf von hinten vollständig einschließen, und die nach vorn gerichteten müssen sich von beiden Seiten beinahe berühren.

Allgemein beliebt und über ganz Europa, Nordafrika und Kleinasien verbreitet sind die Möwchen oder Möwentauben. Man schätzt sie ihres ebenmäßigen Körperbaues, ihres lebhaften Wesens und ihrer leichten Zuchtbarkeit wegen. Sie gehören zu den kleinsten Taubenrassen, sind von gedrungener Gestalt, haben kurzen, dicken Schnabel, großes, volles Auge, und ihr hauptsächlichstes Kennzeichen bildet das „Jabot". Das letztere besteht aus einigen Reihen lockiger, strahliger Federn, die an beiden Seiten des Halses in gerader Linie von der Kehle bis tief auf die Brust hinabreichen, vom Halse abstehen, gegeneinander und nach oben gerichtet sind und zuweilen kraus durcheinanderstehen, zuweilen auf einer Seite liegen und sich beim Bewegen des Halses öffnen und schließen. Unterhalb des vom Kinn bis zur Brustmitte hinablaufenden häutigen Kehlsacks stauen sich diese Federn, legen sich rechts und links und bilden mit dem Jabot und dem zottigen Kehlsack ein Kreuz. Je nach der Kopfform, der Färbung, Zeichnung, Haube und Befiederung der Füße giebt es eine überaus große Zahl von Varietäten und Schlägen, von denen ich hier nur kurz diejenigen beschreiben will, die unsre Abbildungen zeigen. Dies sind die asiatischen Möwchen, die sich durch etwas kräftigeren Körperbau und förmlich kecke Haltung von den übrigen unterscheiden. Ihr Schnabel muß kurz, stumpf und dick, ihr Kopf mehr rund als kantig, ihr Hals schlank und zierlich gebogen, ihre Brust breit und voll und das Jabot stark entwickelt sein; ihr großes Auge muß ein blaß rötlichgelber Ring umgeben. Sie werden in drei Gruppen geteilt, von denen die Smyrnaer Rasse bei uns längst bekannt und viel gehalten und gezüchtet ist, während die Anatolier und die Aidiner Möwchen erst in neuerer Zeit zu uns gelangt sind, namentlich die Anatolier aber sich bereits viele Freunde unter den Taubenliebhabern erworben haben und auch auf der diesjährigen Berliner Ausstellung in schönen Exemplaren vertreten waren. Einfarbige Smyrnaer Möwchen befinden sich unter unsern Abbildungen nicht, dagegen Blondinetten, die mit Binden und Spiegeln oder geschuppt in allen Farben vorkommen, ferner Satinetten, die zu den geschilderten Smyrnaer Möwchen gehören, und Bluetten, blaugeschildete, mit weißen Strichen. Das Anatolier-Möwchen tritt in einfarbigen und schildigen Farbenvarietäten auf. Gleich dem Aidiner Möwchen ist es glattfüßig und zeigt niemals eine Spur von Spiegel und weißer Binde.

Junge englische Bagdetten (Karrier).

Satinette. Blondinette. Bluette.

Möwchen.

Besonders interessante und absonderliche Erscheinungen birgt die Abteilung „Türkische oder orientalische Tauben", deren Angehörige fast sämtlich von den türkischen Besitzungen in Asien und Afrika nach Europa gekommen sind. Sie zeichnen sich vor allen übrigen Tauben durch eigentümlichen Schädelbau und den dicken, unförmig stark entwickelten, am Grunde breiten Schnabel aus; ihre Nasenhaut tritt stark hervor und ist bei manchen Arten, gleich der Augenhaut, faltig und runzelig. Alle sind groß und kräftig, glattfüßig, meist unbehaubt und perläugig, in der Regel einfarbig, von satter, glänzender Farbe. Zu ihnen gehört die englische Bagdette oder der Karrier, der namentlich in England hochgeschätzt und zur größten Vollkommenheit gezüchtet ist. Neuerbings wird er auch in Deutschland viel begehrt. Der Hauptreiz seiner Haltung liegt in rassereiner Züchtung, die jedoch schwierig zu erreichen ist. Der englische Karrier soll eine Länge von 42 bis 44 Centimeter haben und von stolzer, aufrechter Haltung erscheinen. Schmaler Kopf, langer, dünner, schlangenförmig gebogener Hals, geschlossen getragene Flügel, die bis zum Ende des Schwanzes, der den Boden nicht berühren darf, reichen, große und starke, nur an den Schenkeln befiederte Beine sind seine Rassemerkmale. Die großen, feurigroten Augen mit fleischfarbenem, wie bepudert aussehendem Augenring müssen kreisrunde Warzen umgeben, und den langen, geraden und starken Schnabel müssen walnuß- oder kreiselförmige, weiß bepudert erscheinende Fleischwarzen zu zwei Dritteln bedecken. In der Färbung am meisten geschätzt sind schwarze, braune, blaue und weiße englische Bagdetten. Im Orient kommt der Karrier in der ursprünglichen Rasse jetzt kaum noch vor. Er wurde früher zum Brieftaubendienst benutzt, taugt dazu aber jetzt nicht mehr infolge der künstlich erzüchteten kolossalen Augen- und Schnabelwarzen. Dagegen sind ihm noch heute scharfer Orientierungssinn und außerordentliche Flugkraft eigen.

Eine Sommerfrische in Tasmanien.

Von

Felix von Nordenstein.

4. Verzauberte Welt.

Ich habe nirgends so lebhaft die Empfindung gehabt, daß ich in einem Märchen wandle, wie bei einer Fahrt durch die feenhafte Buschscenerie der sogenannten „Huonroad“ (Hüonstraße). Aus Venedig — so sonderbar der Vergleich sich ausnehmen mag — entsinne ich mich eines ähnlichen Gefühls: über der entthronten Königin der Meere schwebt ein so ureigner Zauber, daß man sich im ersten Moment in eine Traumwelt versetzt glaubt; doch drängen sich die großartigen historischen Erinnerungen der Stadt heran und zerstören die Illusion. In Venedig läßt sich's nur bei Sternenglanz träumen, wenn die fliegenden Mondesstrahlen einen Zauberschleier über die Wirklichkeit werfen, wenn die Wellen leise plätschernd an deine Gondel spülen, — kein Geräusch sonst, als hie und da ein Ruderschlag, vielleicht einmal der verlorene Klang einer Mandoline aus den giardini pubblici zu dir herüberirrend, und wieder nur die Tropfen, die von des Gondoliere Ruder fallen; wenn die Türme der St. Liudecca und Maria Salvata in dem trügerischen Licht gleich geisterhaften Riesenschritten auf dich herabschauen und die Stille so berückend ist, daß du dich fragst, ob nicht die lichterglänzende Stadt vor deinen Augen ein Phantom sei, eine Fata Morgana der Wogen?!

In Huonroad aber träumt es sich köstlich mitten im hellen Sonnenschein! Die trügerischen Lichter sind hier entbehrlich; keiner täuschenden Effekte bedarf es, keines besonderen Helldunkels, das deinen Geist in Vergessenheit wiegt — die Situation ist immer richtig, das Märchen ist immer da, wenn du nur darauf eingehen willst; ja, die tiefe Einsamkeit, die gänzliche Weltabgeschiedenheit wirken noch überwältigender, wenn der Himmel sich in leuchtendem Tiefblau über dir ausspannt und die goldenen Lichter spielen im bewegten Blättergrün und die ganze wunderbare Vegetation dir groß ins Antlitz schaut.

Es war eine wonnige Sommerfrühe, als wir im leichten Kabriolett Hobart verließen. Noch lag die Stadt in tiefem Schlaf, und der Morgentau blitzte auf Gräsern und Blüten, indem wir uns langsam von Anhöhe zu Anhöhe emporwanden:

„Küßt das Licht den jungen Morgen,
Fällt der Tau auf Blüt' und Blatt,
Hei, wie wandert sich's da lustig
Durch die grüne Waldesstadt!“

Ein Rauschen und Flüstern ging durch die Zweige, wie der Morgenwind auf kecken Schwingen vorüberstob und die hellen Tropfenschauer von den zitternden Blättern schüttelte. Weiter und weiter dehnte sich der Horizont, während wir auf mannigfach gewundenen Pfaden höher und höher klommen. Zu unsrer Linken rauschte der erwachende Wald, vor uns ragten die kolossalen Felsenmassen des Mount Wellington, der den imposanten Hintergrund zum Panorama von Hobart bildet, und unten lächelte das blühende Küstenland, mit jedem neuen Aussichtspunkte neue Reize erschließend.

Erst war es nur die Stadt, die dort aus der Tiefe emporgrüßte mit ihren Türmen, blinkend im Rosenlicht des erwachenden Tages; jetzt tritt saftiges Wiesengrün dazu und die dichte Waldung der botanischen Gärten; jetzt der Derwent, der majestätische Strom, in Morgengold getaucht, mit ihm Aecker, Wiesen und Ortschaften; endlich ein Streifen des blauen Meeres und dann die ganze herrliche Bai mit ihrem italienischen Kolorit, ihren bewaldeten Inseln und pittoresken Gestaden. Und dann — was ist das? — dann nichts mehr! Die ganze Fernsicht hinter uns ist versunken, als wäre eine Tarnkappe über all die Herrlichkeit gestülpt worden, und üppige, unabsehbare Waldwildnis umwuchert uns weit und breit. Sitzt Rips, das Eichhorn, irgendwo in einem Baumwipfel und läßt die grünen Hallen um uns emporschießen?*)

„Reckt euch, ihr Bäumlein, im Morgenwind,
Bauet die Laube dem Menschenkind!“

*) „Rips“, das Eichhorn der wendischen Volkssage, nimmt sich der im Walde verirrten Kinder an und läßt um ihre Raststätte eine undurchdringliche Laube zum Schutze gegen böse Verfolger emporwachsen.

Weiter winden wir uns durch die rauschende Einsamkeit, und jetzt erschließt sich vor uns eine Lichtung im Walde, und ein vereinzeltes kleines Häuschen grüßt geheimnisvoll herüber.

Langsam nähern wir uns. Es ist mittlerweile acht Uhr morgens geworden, wir sind mehr als zwei Stunden unterwegs. Ein winziges Fleckchen Garten erscheint neben dem Häuschen, rote Gardenienbüsche stehen in voller Blüte. Wir lesen die Inschrift: „Fern-tree inn“ (Farnbaum-Wirtschaft), die Hausthür steht weit offen, aber nirgend zeigt sich eine Spur menschlicher Gegenwart. Wir versorgen unsre Pferde und treten ein.

„Co—ee!“ *) rufe ich. Keine Antwort.

„Das Haus ist verwunschen,“ sagt Brauer.

„Ich dachte mir so was, als wir uns näherten. Wir können hier ‚coeeen‘, bis wir heiser sind, Landsmann.“

Die Sache war wirklich seltsam.

„Wir werden die Frau Wirtin schon ausfindig machen,“ beruhige ich. Wir öffnen eine Thür nach rechts — das Zimmer ist leer. Wir öffnen die Thür nach links — ebenfalls leer. Wir gehen den Korridor hinunter ... Hallen unsre Schritte wirklich so seltsam, oder bin ich berauscht von der Waldluft? Links passieren wir eine offene Thür: ich schaue in eine freundliche Küche, auf dem Herde lodert ein helles Feuer, der Wasserkessel summt — aber kein menschliches Wesen ist zu erblicken.

„Was ist das?“ frage ich verwirrt.

„Das mein' ich auch,“ erwidert mein Gefährte; „wir sind hierher gekommen, das Gruseln zu lernen.“

Vor uns schließt eine Glasthür den Korridor ab, und mir ist, als vernähme ich ein Geräusch hinter derselben. Entschlossen drücke ich auf die Klinke; die Thür springt auf ... Sprachlos verharren wir beide: vor uns sitzt eine riesige Seemöwe, legt den Kopf auf die Seite und betrachtet uns.

Nach dem ersten Moment staunenden Verstummens fasse ich mich und gehe auf die Situation ein: „Guten Morgen, Frau Wirtin!“

Die Möwe legt den Kopf gravitätisch auf die andre Seite und hebt und senkt zweimal die mächtigen Flügel.

„Höfliches Gespenst!“ flüstert Brauer bewundernd, und ermutigt durch die günstige Aufnahme, die meinem artigen Gruß zu teil geworden ist, tritt er kühn einen Schritt näher:

„Frau Wirtin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr rosiges Töchterlein?“

Die Möwe sieht ihn scharf an, tritt ihrerseits auch einen Schritt näher, hebt den Kopf und schmettert den Schnabel mit aller Wucht auf des kecken Fragers Stiefel nieder, so daß Brauer im nächsten Moment schreiend auf einem Fuße tanzt!

Der Humor der Situation war überwältigend, und ich schüttelte mich vor Lachen. „Das falsche alte Gespenst!“ stöhnte Brauer entrüstet; „heißt das Dank für gütige Nachfrage?“

„Es geschieht Ihnen ganz recht, Brauer,“ sagte ich noch immer lachend. „Seien Sie in Zukunft vorsichtiger, die Alte verträgt offenbar keine indiskreten Fragen.“

„Kooool — kol, kol, kol, kol, kol, kol, kol!“ machte die Möwe und sah sehr kampflustig aus.

Mein Begleiter sah sie ungewiß an, dann faßte er schnell meinen Arm: „Kommen Sie, Landsmann, lassen Sie uns machen, daß wir wegkommen. Weiß der Himmel, was die alte Hexe wieder vorhat; wenn sie noch einmal zuschlägt, zerbricht sie mir die Zehen!“

Ein Geräusch von der Küche her ließ uns beide schnell herumfahren. „Das rosige Töchterlein — bei allem, was Spuk heißt,“ murmelte mein Gefährte: vor uns, über und über errötend, stand ein kleines, vielleicht neunjähriges Mädchen im roten Kleidchen, ein Blumenglas voll roter Gardenien in der Hand.

„Können wir etwas zu essen bekommen, Kleine?“

Das Kind nickte.

„Willst du uns ein Zimmer geben?“

Die Kleine schloß die Glasthür hinter der unheimlichen Möwe und wies uns in ein Zimmer zur Rechten.

Bald hatte sie den Tisch sauber gedeckt, den Blumenstrauß in die Mitte gestellt und verschwand, um nach wenigen Minuten mit unserm Frühstück zurückzukehren. Thee und Toast, lockeres Weißbrot, prächtige frischgeschlagene Butter, kernweiche Eier und die schönsten roten Himbeeren, die man sich denken kann, baute die Kleine vor uns auf. Aber keine Frage war im stande, ihr eine Antwort zu entlocken. Stumm, mit niedergeschlagenen Wimpern versah sie ihre Dienste und schlüpfte hinaus, sobald es thunlich war.

*) Australischer Zuruf, der Sprache der Eingeborenen entlehnt.

„Wie famos die Möwe mit dem rosigen Töchterlein den Haushalt versieht!“ bewunderte Brauer, als wir uns die Mahlzeit schmecken ließen. „Ich möchte wissen, welche von beiden die Butter schlägt... Prachtvolle Himbeeren! ... Ob es auch geheuer ist, davon zu essen, Landsmann?“

Ich habe seither zuweilen selbst gedacht, daß diesen Beeren ein Zauber beigegeben war: ich habe nie Himbeeren gegessen, die ein so wunderbares Aroma gehabt, so entzückend rein und frisch ausgesehen hätten, und wenn mir jetzt irgendwo Himbeeren geboten werden, so schließe ich die Augen und sehe eine kleine, einsame Waldherberge vor mir und fühle den Duft jener wonnigen Morgenstunde — und lasse die Schale unberührt an mir vorübergehen.

Wir hatten unsern Hunger gestillt, und der Zeiger der Uhr mahnte an den Aufbruch. „Ich hoffe nur, daß wir unsre Pferde nicht in Ameisenfresser verwandelt finden,“ seufzte Brauer, als wir das Zimmer verließen. Im Korridor wartete der scheue, kleine dienstbare Geist und nahm die üblichen zwei Schilling pro Kopf entgegen, die ich bereit hielt. Hinter uns pochte etwas, wie wenn jemand an ein Fenster klopft; wir wandten uns um: jenseits der Glasthür stand die Möwe und klappte mit den Flügeln an die Scheiben.

Wenige Minuten später war das Häuschen mit den Gardenienbüschen hinter uns verschwunden wie die ganze Lichtung, und tiefer, dichter Tropenwald umfing uns.

Der Weg durch den Hüonwald windet sich einer Schlange gleich um den Sockel der imposanten Bergmassen, fortwährend hart an die steilen Wände geschmiegt. Zur Rechten waldbedeckte Höhen, zweitausend Fuß und darüber aufwärts steigend, zur Linken unabsehbare bewaldete Tiefe, tausend Fuß und mehr abwärts gleitend, und in der Mitte wir, dahinfahrend zwischen Himmel und Erde.

Und Meile um Meile dasselbe süße, bestrickende Chaos! Durch die Zweige huschen goldene Lichter, haschen sich im ewig-beweglichen Blätterdach, werfen spielend ihr zartes Netzwerk über unsern Weg und lassen die Flügel der vorübergaukelnden großen Schmetterlinge wie bunte Edelsteine blitzen. Die Einsamkeit ist so intensiv, daß wir überrascht stutzen, als bei einer Biegung des Weges ein ödes, baufälliges Haus mit gähnenden Thür- und Fensterhöhlen zum Vorschein kommt. Es ist eine verlassene Mühle; die Leute wissen nicht mehr, wer sie baute, und was aus dem Besitzer geworden ist. Niemand wählt sie — vom Regen überrascht — gern zum Obdach. In Vollmondnächten wollen verspätete Holzarbeiter zuweilen eigentümliche, unerklärliche Geräusche daselbst vernommen haben und meinen, es müsse mit dem Müller in Verbindung stehen, der kurze Zeit dort gehaust hat. Das ist aber ein Irrtum, und der wirkliche Zusammenhang ein ganz andrer: dicht neben der Mühle springt ein winziges Wässerchen, vom Volke „Rieselschaum“ genannt, von den Bergen zur Rechten und hüpft, unter einem Brücklein wegschlüpfend, links abwärts in die Tiefe. Nun ist Rieselschaum aber ein Kobold, wofür es mancherlei Belege giebt. Nichts zum Beispiel macht ihm größeren Spaß, als seine Gestalt zu verändern: ich habe ihn schon dreimal so breit gesehen, als er sich heute zeigte, eine schneeweiße, schäumende Masse, lustig zwischen Gras und Blattwerk von den Höhen hüpfend, und wunderlieblich sah es aus, wenn er die reizenden, anmutigen Farnbäume ihm zur Seite in grotesker Laune mit einer Handvoll Gischt bespritzte, daß die großen Tropfen auf dem zarten Grün zitterten. Und ich habe ihn andre Male gesehen, zusammengeschrumpft zu einem solchen Diminutiv, daß er nur noch einem durchsichtigen Perlfaden glich, der sich abwärts ins Thal wand. Rieselschaum ist immer da, aber er kann sich fast unsichtbar machen, wenn sein Sinn danach steht:

sicker, sicker, sicker, schickt er nur einzelne Tröpfchen verstohlen hinab, daß der Uneingeweihte gar nicht darauf verfällt, sich nach ihm umzuschauen. Zudem besteht eine eigentümliche Sympathie zwischen Rieselschaum und den Wolken, die über seinem Scheitel hinziehen: je finsterer sie sich droben ballen, je wilder der Donner grollt, zurückgeworfen von dem rollenden Echo in den Bergen, desto lustiger gebärdet sich Rieselschaum, tanzt in ausgelassener Fröhlichkeit und wirft sich in tollem Uebermut kopfüber von den Höhen!

Nur wenn der Himmel Woche um Woche in unveränderlicher Bläue und strahlender Heiterkeit herabschaut, wird Rieselschaum melancholisch und schrumpft zusammen — wunderlicher Geist des Widerspruchs.

Der Kobold mochte den Müller und sein Gewerbe nicht leiden. Gewöhnt an die tausendjährige Einsamkeit, haßte er den Menschenlärm und spielte dem unwillkommenen Eindringling Possen über Possen. Der Müller aber war ein friedliebender, hausbackener Mann; auf der einen Seite ging ihm der romantische Sinn ab, der ihn befähigt hätte, des Kobolds Freundschaft zu gewinnen, auf der andern Seite fehlte ihm die Kampflust, sich auf ein stetes Geplänkel mit dem neckischen Gnomen einzulassen. Sein Leben wurde ihm verleidet, und er räumte das Feld.

Ungestört seitdem in Frieden
Träumt Natur den alten Traum,
Und durch ungebrochnes Schweigen
Rauscht und flüstert Rieselschaum.

Was die Leute nachts in der verlassenen Mühle gehört haben wollen, sind nichts als die Spiele lustiger Waldgeister, welche triumphieren, daß die lauschige Einsamkeit wieder hergestellt ist. Ich habe es auch gehört — ja, mehr als das: ich selbst habe in einer Vollmondnacht Rieselschaum deutlich gesehen in seiner Koboldgestalt, ein spitzes Hütchen auf dem Kopf, reitend auf einem riesigen Moh-Pohk, dem Nachtvogel, dessen Name hergeleitet ist von seinem oft wiederholten, eintönigen, langgezogenen Ruf, der in australischen Einöden nachts so seltsam schauerlich klingt. Ganz genau sah ich ihn, im Arm hielt er ein wunderliches Saiteninstrument, das ich nicht kenne, und in der andern Hand etwas wie einen langen Vogelschnabel. Langsam schwebte Vogel Moh-Pohk näher, und der Kobold winkte mir. Aber eine Partie verspäteter Touristen kam lachend und plaudernd des Weges, und die ganze Erscheinung zerfloß in Luft.

Die jungen Leute schüttelten ungläubig die Köpfe zu meiner Erzählung; sie hatten nichts gesehen und blieben dabei, daß ich geträumt haben müsse. Der Wald weiß es, und die Sterne wissen's, ich war so wach wie nur je! Aber derlei Dinge lassen sich nicht beweisen. Es handelt sich da alles um die geheimnisvolle Augensalbe, die sehend macht. Sie ist nicht käuflich, und daher gehen so viele blind durchs Leben. Doch wandeln gütige Feen auf unhörbaren Füßchen über die Erde, treten hier und da an die Wiege eines Sonntagskindes und streichen ihm die Salbe ganz leise über die träumenden Aeuglein. Und siehe, hinter den äußeren Fensterchen thut sich lichtvoll groß ein inneres Auge auf, — und dann ist die Welt so reich an Gestalten, und die Stille ist belebt, und die Einsamkeit voll ungeahnter Wunder . . .

Längst war Rieselschaums Tropfenfall verklungen, und jetzt tönte ein neues Rauschen links aus der Tiefe herauf. Unten wand sich der Hüon, der stolze Strom, und hin und wieder, wo das Unterholz weniger dicht war, blitzte das kühle Wasser zwischen den Zweigen durch. Inmitten der bewaldeten Höhen des jenseitigen Ufers erkannte ich die sogenannte Hüonbraut, eine jener spielenden Formationen, in denen die Natur sich zuweilen gefällt, ein Berg gleich einer hingestreckten Frauengestalt, das Haupt friedlich schlummernd auf den Arm gelehnt.

Erzählte mir nicht jemand eine Sage von einem Eremiten, der in dieser Wildnis in einer Grotte gehaust, von wo aus er die Hüonbraut im Auge gehabt? Er war ein stiller, alter Mann; niemand wußte, woher er gekommen, niemand hatte ihn je lächeln gesehen. Stunden um Stunden blickte er hinüber, und immer lag das schlafende Frauenbild da auf der Höhe, unveränderlich rastend in süßem Frieden, gehüllt in grüne Gewänder, die Allmutter Natur über sie gebreitet, umsäuselt von den Lüften des Himmels, umschauert von erhabener Einsamkeit. Und Tag um Tag starrte der alte Mann, und endlich, eines Morgen, hatte er sie erkannt: das war ja sein eignes süßes Lieb, das er in der Jugend verloren hatte! Jetzt wußte er, warum er ruhelos von Land zu Land gewandert, bis ihm an dieser entlegenen Küste eine innere Stimme zugerufen: „Hier wirst du den Frieden finden!“ Darum auch hatte es ihn unwiderstehlich in diese Grotte gezogen, und er hatte seine Blicke nicht von jenen fernen Bergen wenden können! Da also hatte sie geschlafen all die langen Jahre, seit er die Welt durchwandert . . . Der alte Mann faßte sich an die Stirn, lachte und weinte und eilte von dannen, sie in seine Arme zu ziehen. Aber je näher er kam, desto mehr verhüllte ihm das buschige Dickicht den teuren Anblick, und als er sich mit unsäglicher Anstrengung einen Weg ins Freie gebahnt, da spähte er vergebens . . . Grüne Wildnis, so weit das Auge reicht, nirgends eine Spur von der Ersehnten! Verzweifelt, mit versagenden Kräften arbeitete er sich zurück durch den Urwald; ehe er seine Grotte wieder erreichen konnte, brach er verschmachtend zusammen; traurig wandte er sein Antlitz nach der Richtung, wo er sein verlorenes Lieb gesucht — und siehe, da lag das schlafende Frauenbild im süßen Frieden, und die Sonne goß einen Glorienschein über die teure Gestalt. Holzfäller fanden ihn, als schon die Todesschatten sich über sein Antlitz breiteten. Er wies nach den fernen Bergen und lächelte . . .

Es lag etwas Narkotisches in dem würzigen Odem des Waldes. Die herbe Frische der Morgenstunde hatte längst wohlig-weichen, einlullenden Lüften Platz gemacht, die uns mit schweren, duftbeladenen Schwingen umfächelten. Hoch stand die Sonne über dem dampfenden Walde; die Vögel in den Zweigen waren weniger regsam, das Rascheln und Knicken im Unterholz wurde seltener, gesenkten Kopfes schritten unsre Pferde dahin, wie berührt von dem träumerischen Bann der Mittagsstunde, der sich über die Natur gelegt.

Wir machten Halt und lagerten uns am Fuße eines uralten Waldpatriarchen. Hier an diesem Plätzchen, von wo aus wir die Fahrstraße nicht sehen konnten, hier war es heute noch wie am Tage Abel Janszon Tasmans! Undurchdringliche Wildnis deckte das Land; üppige Schlingpflanzen rankten sich um Riesenstämme; Sassafras und Moschusholz dufteten, und das strenge Aroma der Gummibäume schauerte kräftigend hindurch: dies konnte heute noch eine unberührte Scholle sein, die nie der Fuß des weißen Mannes betreten. O, süße Waldstille! Ureigner Zauber der Tropenwelt:

Es deckt den weiten Bergeskamm
Der Busch, sich pfadlos dehnend;
Am Rieseneukalyptusstamm
Liegst du im Moose lehnend,
Lianen ranken wuchernd sich
Empor an Stamm und Zweigen,
Und rings umgiebt dich feierlich
Der Wildnis tiefes Schweigen.

Kein Menschenlaut, nur dann und wann
Des Windes flüsternd Rauschen,
Wie ihm von Welterschaffung an
Des Urwalds Wipfel lauschen;
Zuweilen hoch im Blau der Weih
Sich zu den Wolken schwingend,
Zuweilen fern ein Dingoschrei
Im Mooresgrund verklingend.

Horch auf! Was war es, das geschwind
An uns vorüberschwirrte?
O still, es raschelt nur der Wind
Im Laub der Südseemyrte!
Sprich, drang nicht aus der Tiefe nun
Ein Laut wie leises Weinen?
O still, das war das Dschungelhuhn,
Das lockte seine Kleinen!

Kein Menschenlaut! Hier siehst du nur
Der Wildnis Leben walten,
Und arglos um dich her Natur
Ihr Wunderreich entfalten.

. . . .

Ruh aus, ruh aus! Um dich gereiht
Die himmelhohen Bäume,
Gewiegt in Weltvergessenheit,
Von Urzeitwundern träume!

5. Idyll.

Ein köstlicher Gewitterregen hatte gerauscht, Gras und Laub tröpfelten, und über dem breiten, spiegelklaren Hüon spannte sich ein strahlender Regenbogen aus. Dies schöne Schauspiel erfreut uns in Australien bei weitem nicht so häufig wie in Europa. Ich rede hier nicht von den notorisch dürren Distrikten des Innern, in denen die Bevölkerung regenlose Jahre zu verzeichnen hat, sondern ich meine das glückliche, fruchtbare Küstenland Viktoria. Die Natur in Australien gefällt sich in Extremen: es ist entweder „schön“ — das heißt wolkenlos, so weit der Horizont sich dehnt, mit einem durch nichts gemilderten, schonungslos grellen Sonnenlicht, daß einem die Augen flimmern, — oder wenn es regnet, ist der ganze Himmel eine bezogene, bleierne Masse, von der das Wasser wie aus geöffneten Schleusen niederstürzt, und die noch stundenlang, nachdem das Wetter vorüber, keinen Sonnenblick durchläßt. Jene freundlichen Regen, bei denen die Sonne sich nicht frostig abwendet, sondern der Himmel blickt wie ein fröhliches Mutterantlitz, das dem Kinde im Bade ermutigend zulacht, sind eine große Seltenheit. Ich glaube, ich könnte die Regenbogen zählen, die ich in all den Jahren meines Aufenthalts in Melbourne gesehen, und so war ich denn, Gott weiß es, nicht abgestumpft gegen den süßen Anblick vor uns.

Wir standen am Fenster eines kleinen Wirtshauses in Franklin und blickten in die tröpfelnde Landschaft hinaus. Franklin ist ein Flecken von ein paar tausend Einwohnern zu Ende der Hüonstraße, achtundzwanzig englische Meilen von Hobart entfernt. Der berühmte Nordpolfahrer Sir John Franklin war von 1835 bis 1843 Gouverneur von Tasmanien, und das kleine Nest wie der ganze Distrikt, dessen Mittelpunkt es bildet, sind nach ihm benannt.

Wir hatten unsre Mittagsrast abgekürzt, von rasch aufziehenden Wolken zur Eile gemahnt, und waren angekommen, als eben die ersten schweren Tropfen zu fallen begannen. Der Regen hatte empfindliche Kälte gebracht, und das lodernde Feuer im mächtigen Kamin war sehr willkommen.

Wunderliche, altväterliche Physiognomie der kleinen Wirtsstube! Die massiven, altmodischen Möbel aus schwerem Mahagoni, das langgestreckte, steife, hochlehnige Sofa, das so verständlich redete von den Zeiten, da „Großvater die Großmutter nahm“, die charakteristischen Sofakissen mit dem unvermeidlichen Mops oder den Papageien, die ihrer Zeit nie fehlen durften. In der Mitte des Zimmers der schwerfällige Eßtisch und darauf die Decke aus einer Art rotem Flanell, mit schwarzen Arabesken bedruckt — wie sie mich an meine Kindzeit erinnerte, denn gerade solche Decken hatten wir in meiner Eltern sogenanntem Theezimmer. Das verschnörkelte Büffett, die tickende Uhr mit den hängenden Gewichten, der veraltete Sorgenstuhl mit der verblichenen Stickerei — alles paßte zusammen, vereinigte sich, einen in die glücklichen Großvaterzeiten zurückzuversetzen. O, über dies trauliche Stückchen Stillleben abseits der großen Heerstraße! Welch ein Labsal für die überreizten Nerven unsrer rastlosen Zeit! Wie oft seitdem im fieberhaft regen Leben der Großstadt, im Drängen und Treiben der Neuen Welt, das jeden unwiderstehlich in seinen Strudel zieht, ist jenes stille Winkelchen wie ein liebliches Idyll in meiner Erinnerung emporgetaucht. Gott erhalte uns solch stille Winkelchen, wo wir hin und wieder Friede atmen und zur Natur zurückkehren können!

Es war ein harmonisches Bild, das meine Augen umfaßten, als ich, ans Fensterbrett gelehnt, hinausblickte in den ländlichen Frieden. Nach links erstreckten sich die verstreuten Häuser der Ortschaft, von blühenden Hecken und Obstgärten eingefaßt; rechts führte die Fahrstraße weiter ins Land hinein; ein paar rot und weiß gesprenkelte Kühe grasten am Wege. Vor dem Hause scharrte eine schwarze Glucke inmitten der regsamen Küchlein; eine Schar Enten watschelte, lustig schnatternd, der lockenden Flut zu. Jenseits des Stromes ragten bewaldete Bergketten, terrassenförmig hintereinander emporsteigend, und über dem Wasser — täuschend nah, als wäre er mit Händen zu greifen — lag der herrliche, schimmernde Regenbogen. Mein Blick blieb zurückkehrend auf dem mächtigen alten Birnbaum haften, der, von einer runden Bank umgeben, auf der Anhöhe vor dem Hause aufragte. Und der Birnbaum in Goethes „Hermann und Dorothea“ fiel mir ein, um dessen Schilderung so reiche Stimmung zittert:

„Wer ihn pflanzte, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn; und berühmt die Früchte des Baumes;
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen um Mittag
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten.“

1\. Partie aus dem Parke. — 2. Schloßkapelle. — 3. Schloß Ullersdorf, vom Teiche aus gesehen. —

Schloß Ullersdorf in Mähren, der Schauplatz von Grillparz

4. Gruft. — 5. Schloß Ullersdorf, vom Orte aus gesehen. — 6. Innerer Schloßhof

Originalzeichnungen von G. von Michalkowski.

Hier fehlte es indes nicht an Zügen, die uns im Gedächtnis hielten, daß wir nicht das Rheinland, sondern ein australisches Buschidyll vor Augen hatten. Als Brauer sich den Sorgenstuhl in die Nähe des Feuers rücken wollte, wackelte unter demselben — zu seinem sprachlosen Erstaunen — ein Wombat hervor. Ich war weniger überrascht, da ich diese Tiere wiederholt zahm gesehen hatte und ihre große Harmlosigkeit und Zuthulichkeit kannte. Bei einem mir befreundeten Farmer in Tasmanien spielt das zahme Wombat mit den Kindern in Haus und Garten herum wie ein frommer Hund. Doch war Brauers Verblüfftheit beim Anblick dieser neuen Gattung von Haustier sehr natürlich, denn man kann sich schwer eine drollig-groteskere Figur denken, als „Dumpling" sie spielte. Dumpling, zu deutsch Knödel, hatten die Wirtsleute ihren vierfüßigen Pflegling benannt, und wie er so vor uns stand auf seinen lächerlich kurzen Beinen, so fett, so plump, so vierkantig, mußte ich mir gestehen, daß der Name eine glänzende Eingebung gewesen war. Das Wombat jedoch hielt nicht lange still, sich von uns bewundern zu lassen; nachdem die winzigen Augen uns einen Moment ungewiß betrachtet hatten, machte Dumpling entschlossen Kehrt und schaufelte der Thür zu. Als wir sie ihm geöffnet, trabte er den Gang hinunter in seiner tolpatschigen Weise, wackelte über den Hof, kletterte in eine ihm offenbar angewiesene Kiste, die neben dem aufgeschichteten Holzvorrat des Hauses unter einem Bretterdach stand, und wickelte sich sorgfältig in eine Flanelldecke, und als die Enden derselben über den Rand der Kiste fielen, langte er bedächtig heraus und zog die Zipfel kunstgerecht um sich zusammen. Dumpling war sichtlich zivilisiert genug, um ein warmes Bett zu würdigen, und die Magd erzählte uns, daß „the little lump of mischief" (der kleine Klumpen Schabernack) sich an seiner Kiste nicht genügen lasse und ihre ganze Wachsamkeit dazu gehöre, ihn zu hindern, sich abends ins Haus zu schleichen und sein Nachtquartier in einem der leeren Betten aufzuschlagen.

„Holen Sie doch Ihre Buscherrungenschaft hervor, Landsmann," bat Brauer, als das Gespräch sich von Dumpling gewandt hatte.

„Ach, richtig, meine fromme Mantis!*) Die hatte ich fast vergessen!" rief ich und eilte, aus unserm Speisekörbchen das Glas zu packen, in das ich das interessante Insekt samt dem grünen Blatte, darauf ich es gefunden, gesetzt hatte. Dann ließ ich mir eine Glasglocke geben und plazierte das zierliche Geschöpf darunter. Ich kenne kein zweites Insekt, das desselben wunderlich intelligenten Ausdrucks fähig wäre, mit dem diese lustige, kleine Kreatur das Köpfchen nach einem herumdreht und einen betrachtet, und auch Brauer war frappiert von der Absonderlichkeit des Anblicks.

„Das Ding sieht possierlich aus," räumte er ein, „aber doch kann ich diese sechsbeinigen Flügeltiere nicht leiden! Was ist es denn eigentlich? Halb Heuschrecke, halb Wasserjungfer?"

„Aber Brauer, machen Sie doch Ihre Augen auf," rief ich entrüstet. „Es ist das zierlichste Zwergjüngferchen, das man sich denken kann, mit der langen, wespenschlank geschnürten Taille, dem artigen abstehenden Reifröckchen und den langen gelben Fühlhörnern als wunderlichem Kopfputz! Und dann das wunderbare Grün der durchsichtigen Flügelchen, das sattblaue Tüpfelchen auf dem zweiten Gelenk der beiden Vorderbeine, die ganze leichte, adrette Haltung des kleinen Wesens, das kluge Köpfchen."

„Das Ding ist schön," stimmte Brauer zu, „wovon lebt es denn, Landsmann? Frißt es diese Beeren?" Wir hatten es nämlich auf einem Strauch tasmanischen Pfeffers gefunden.

Statt aller Antwort fing ich, so behutsam als möglich, um sie nicht zu beschädigen, ein paar Fliegen und ließ sie vorsichtig unter die Glasglocke. Sofort änderte sich die Attitüde der Mantis: auf den vier hinteren Beinen lehnend, zu halber Höhe emporgerichtet, die beiden vordersten Beine, die man besser Arme nennen würde, zusammengeklappt, verfolgte sie regungslos, mit gespannter Aufmerksamkeit jede Bewegung der ihr zunächst flatternden Fliege, und im Moment, wo sich diese in ihrer Nähe niederließ, hatte sie ihr Opfer mit blitzschnellem Vorwerfen des einen Armes ergriffen und führte es — sicher plaziert zwischen dem stachelbesetzten Armgelenk — zum Munde, biß den Kopf ab, spie ihn aus und fing dann bedächtig an, das Tier zu verzehren. Sie hatte ihre Mahlzeit kaum begonnen, als eine zweite Fliege in Greifweite kam: gedankenschnell fuhr der zweite, freie Vorderarm zu, und da stand meine fromme Mantis, eine geköpfte Fliege in jedem Arm, und biß wohlgefällig bald von dieser, bald von jener ein Häppchen ab.

„Hat man so was gesehen!" brach Brauer los; „aber das ist ja ein schauderhaftes Ding, ein nichtswürdiges Ding!"

„Ein heulendes Ungeheuer... ein besoffenes Ungeheuer... nicht wahr, Brauer?" rief ich lachend.

Aber Shakespeare gehörte nicht zu den starken Seiten meines biederen Kameraden, er blickte mich nur unsicher an und schüttelte mißbilligend den Kopf zu meinem unzeitigen Scherz. Eine der Fliegen, die ich gefangen hatte, mußte ich ein wenig gedrückt haben, sie schien verletzt und konnte nur kriechen. Diese verschmähte das wählerische Insekt.

Die Mantis ist eine der treffendsten Illustrationen des Wortes „Der Schein trügt". Sie ist in Wahrheit eines der gefräßigsten und grausamsten Insekten und dankt ihren irreführenden Namen (Mantis religiosa) der Positur, die sie annimmt, wenn sie auf ihren Raub lauert. Die Volksnaivität nahm die Attitüde für eine Stellung betender Andacht, und in Afrika herrscht der Aberglaube, daß ein verirrter Wanderer seinen Weg wiederfindet, wenn er eines dieser frommen Insekten auf seine Hand nimmt und die Richtung einschlägt, die es ihm durch seinen Flug anzeigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Tier ist hier etwas sehr Alltägliches; in Europa habe ich es ein einziges Mal, und zwar in Süddeutschland, gefunden.

Himmelserscheinungen.

Sichtbare partielle Sonnenfinsternis. — Saturn im Sonnengegenschein.

Am 8. Juni erleidet die Sonne zwischen fünf und zehn Uhr morgens mitteleuropäischer Zeit eine teilweise Verfinsterung ihrer Scheibe durch den Mond. Die Größe dieser Verfinsterung überhaupt beträgt, wenn man den Durchmesser der Sonne zur Einheit nimmt, 0,609 und wird gesehen in 98 Grad 58 Minuten westlicher geographischer Länge (Greenwich) und 67 Grad 13 Minuten nördlicher Breite (bei Chesterfield in Nordamerika). Je südlicher von dieser Hauptstelle der Finsternis ein Ort liegt, desto geringer ist die Phase. Die äußerste Grenze im Südosten liegt in 166 Grad 53 Minuten östlicher geographischer Länge (Greenwich) und 36 Grad 53 Minuten nördlicher Breite (Stiller Ozean in der Nähe von Japan). Die äußerste Grenze im Südwesten dagegen liegt in 4 Grad 34 Minuten westlicher geographischer Länge und 37 Grad 0 Minuten nördlicher Breite (südliches Spanien). Verbindet man diese beiden Punkte durch eine Kurve, die über Barcelona, Marseille, Triest, Budapest, Smolensk nach dem Uralgebirge und von hier über das Gebiet der Samojeden, Tungusen und das Ochotzkische Meer in den Stillen Ozean führt, so hat man die Grenze, die die partielle Sonnenfinsternis nach dem Süden hin abschließt. Man ersieht daraus, daß Zentral-, West- und Nordeuropa innerhalb des Terrains der Eklipse liegt. In Berlin beträgt die Größe der Phase 0,12, in Stuttgart bloß 0,08, in Wien nur noch 0,02 des Sonnendurchmessers. Der Beginn für Berlin fällt auf 5 Uhr 42 Minuten morgens, das Ende auf 6 Uhr 40 Minuten morgens Berliner Ortszeit. In Stuttgart sieht man den Mondrand in die Sonnenscheibe um 5 Uhr 22 Minuten eindringen; sein Austritt aus der Sonnenscheibe erfolgt um 6 Uhr 13 Minuten morgens Stuttgarter Ortszeit. In Wien dauert die Eklipse 14 Minuten; ihr Anfang findet um 6 Uhr 19 Minuten Wiener Zeit statt. Der Form nach gestaltet sich diesmal die partielle Sonnenfinsternis in Deutschland wie untenstehende Zeichnung (Fig. 1) zeigt. Der Beginn ist rechts und das Ende links, da der Mond mit Bezug auf den Horizont von Westen nach Osten sich bewegt. Auf der Erde überhaupt dauert die Finsternis 3 Stunden 46 Minuten und beginnt um 5 Uhr 34 Minuten morgens Berliner Zeit.

Phasen der partiellen Sonnenfinsterniss am 8. Juni in Berlin.

S S S

6h 40m morg III — 6h 11m morg II — 5h 42m morg I

Fig. 1.

Saturn in Erdnähe.

Fig. 2. Nach einer Zeichnung von J. Rheden aus der Zeit der letzten Erdnähe am 13. Juni 1898, 12 h. 15 m. M. W. Z. — Wiedergegeben in direkter Beziehung zum Horizonte von J. R. Ehrlich.

Am 11. Juni ist es der schönste aller Wandelsterne, der Ringplanet Saturn, der in seine diesjährige größte Erdnähe tritt und dabei im Sonnengegenscheine sich befindet. Von großer Wichtigkeit ist diesmal seine Erdnähe darum, weil seine Ringöffnung heuer die größtmögliche für den Beobachter der Erde überhaupt ist, und zwar sind es diesmal die nördlichen Flächen des Ringsystems (also auch die nördliche Halbkugel des Planeten), die uns zugekehrt sind. Dagegen sehen wir wenig von der südlichen Halbkugel, der Südpol ist für uns — wie unsre Zeichnung zeigt — von den Ringen bedeckt, hiermit unsichtbar. Der Grund dieser Erscheinung ist folgender: Wie die Erde mit ihrer Achse nicht aufrecht auf ihrer Bahn steht, sondern unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad gegen dieselbe geneigt ist, so ist auch die Achse des Saturn gegen seine Bahn geneigt, und zwar beträgt diese Neigung 28 Grad. Hierdurch hat Saturn gegen Sonne und Erde vier Hauptstellungen, die in Beziehung zu seinen Jahreszeiten stehen. Im Jahre 1890/91 ging die Ebene des Saturnäquators, also auch die Ebene der Saturnringe, durch Sonne und Erde. Letztere erschienen uns daher als eine gerade Linie, das heißt nicht gegliedert, nicht geöffnet. Saturn hatte damals seine Tag- und Nachtgleiche oder den Frühlingsbeginn. Seit jener Zeit erschienen jährlich die Ringe immer weiter geöffnet; im Sommer dieses Jahres ist die Oeffnung am weitesten, mit andern Worten: Saturn tritt in sein Sommersolstitium, die nördliche Halbkugel ist uns zugekehrt, so zwar, daß die Erde 28 Grad über der Ebene des Ringsystems sich befindet und daher dieselbe unter dem genannten Winkel überschauen kann. Nach siebeneinhalb Jahren werden sich die Ringe wieder in einer Weise verengt haben, daß sie als Linie erscheinen; Saturn ist dann in seinem Herbstäquinoktium, und im Jahre 1913/14 haben wir wieder das Maximum der Ringöffnung; die südliche Halbkugel und die südlichen Flächen der Ringe sind uns zugekehrt. Es ist das Wintersolstitium, in das der Planet zu dieser Zeit getreten sein wird. Man ersieht daraus, daß die Hauptstellung, die Saturn gegenwärtig (1898/99) der Erde gegenüber einnimmt, nach je $29\frac{1}{4}$ Jahren sich wiederholt. Wie heute, so haben die Astronomen den Saturn im Jahre 1867/68 gesehen. Er hat sich nicht verändert, geändert haben sich nur die Anschauungen in betreff der physischen Beschaffenheit der Ringe. In Fig. 2 sehen wir das naturgetreue Bild des Saturn, das auf der Wiener Sternwarte von Herrn J. Rheden aus direkter Beobachtung am 13. Juni vorigen Jahres um 12 Uhr 15 Minuten Mitternacht gezeichnet wurde.

Im Gegensatze zu der wildbewegten Oberfläche des Jupiter scheint die des Saturn nur äußerst langsamen Veränderungen unterworfen. Die Kugel, deren Volumen 725,9 mal größer ist als das der Erde, schwebt frei in den Ringen, die parallel zum Aequator laufen. Sie rotiert von Westen gegen Osten und bedarf zu einer Umdrehung 10 Stunden und 29 Minuten. Die Entfernung der inneren Seite des inneren Ringes von der Oberfläche des Saturn

beträgt 15 605 Kilometer. Dieser Ring ist tief dunkel, nichtsdestoweniger leuchtet die Saturnkugel durch ihn hindurch. Seine Breite beträgt 16 155 Kilometer. Die Gesamtbreite der Ringe wird auf 40 000 Kilometer geschätzt. Der glänzendste Ring ist der dritte (gezählt von innen nach außen); er ist heller als die Oberfläche der Saturnkugel, während der zweite und äußerste Ring die gleiche Helligkeit haben. Die Abstände der Ringe voneinander schwanken zwischen 2300 und 2740 Kilometer.

Wenn man die Zeichnung aufmerksam betrachtet, so sieht man im Norden den Schatten, den die Saturnkugel auf die Ringe wirft. Rechts vom Nordpol sah Rheden eine Merkwürdigkeit, die bisher nicht beobachtet wurde, nämlich ein helles, elliptisches Fleckchen, das sich auf dem äußersten Ringe projizierte. Rheden wartete auf eine Ortsveränderung dieses Fleckchens, allein das Objekt blieb immer an derselben Stelle, ohne die Rotation des Ringes zu teilen. Von Farbenwerten notierte Rheden: Ring A (äußerster) graugelb. Ring Ba (der glänzendste von allen Ringen) gelb mit schwachem Stich ins Orange, Ring Bb graugelb, Ring C (dunkel) violett. Die Kugel selbst war orangegelb.

Den Leser dürfte es wohl interessieren, zu wissen, woraus die Ringe bestehen. Bis vor nicht langer Zeit waren die Meinungen der Astronomen über diesen Gegenstand geteilt. Während die einen die Ringe als feste Masse betrachteten, glaubten die andern, in ihnen gasförmige oder flüssige Körper sehen zu müssen. Erst in neuester Zeit gelangte man durch die Untersuchungen Clarks und Maxwells zu der der Wahrheit sehr naheliegenden Ansicht, daß die Ringe aus unzähligen kleinen Partikelchen bestehen, die voneinander getrennt in selbständigen Bahnen den Saturn umkreisen. Wegen ihrer weiten Entfernung erscheinen sie uns wie eine feste Masse. Wie großartig müssen diese unzähligen Partikelchen dem Saturnbewohner erscheinen! Sie alle sind sonnenbeschienene Kugeln, die mit großer Geschwindigkeit ihre Phasen wechseln. Tausende und Tausende von Sichelgestalten entsinken dem westlichen Horizonte, Tausende und Tausende von Halbmondchen passieren den Meridian des Himmels, und Tausende und Abertausende von vollmondähnlichen Scheibchen kommen von Osten heraufgezogen. Besonders effektvoll muß der helle Ring sich für den Saturnbewohner gestalten. Hier scheinen die Partikelchen eng aneinander gedrängt. Man denke sich die schönsten Meteorkugeln, zu Millionen neben-, über- und untereinander gereiht, so entzückend schön muß der Anblick dieser nachterhellenden Lichtbrücke sein. Und hoch über diese Lichtbrücke wölbt sich der äußere Ring, dessen Partikelchen zu einem kontinuierlichen Stoffe gebildet zu sein scheinen und den Eindruck eines bewegten Lichtstromes machen. Was würde der Leser dazu sagen, wenn er Augenzeuge dieses nächtlichen Schauspiels wäre, wenn er sähe, wie über diesen Lichtbogen und Lichtbrücken neun Monde dahinschweben, die mit ihren gegenseitigen Bedeckungen und Verfinsterungen eine hochinteressante Augenweide gewähren! Was ist die Erde mit ihrem einsamen Monde, ihren periodischen Meteoren und Nordlichtern gegenüber den Lichteffekten der Saturnwelt, in der Gefühl und Auge fortwährend himmelwärts gezogen und von dem Schauspiele wechselvoller Kämpfe ums Sonnenlicht auf die mannigfachste Weise bewegt werden!

Josef R. Ehrlich.

Junitage.

Das sind die stillsten Tage,
Wenn Fliederduft zitternd verfliegt
Und unter dem Schlehdornhage
Ein Meer von Blüten liegt;

Wenn schläfrige Juniwinde
Sich wiegen in Duft und Glut,
Im Schatten der blühenden Linde
Ein träumender Spielmann ruht.

Maidy Koch.

Heinrich Gauß,

der neue Stadtvorstand von Stuttgart.

Aus dem heißen Kampfe, der um die Wahl des neuen Stadtvorstandes der württembergischen Hauptstadt entbrannte, ist als Sieger der Gemeinderat Heinrich Gauß hervorgegangen, der schon seit Jahren bei Behinderung seines Vorgängers, des Oberbürgermeisters von Rümelin, auch zuletzt während der monatelangen Krankheit und seit dem Tode desselben die Geschäfte des Stadtschultheißen geführt hatte. Obwohl die Volkspartei seine Kandidatur geschlossen unterstützte, so gehört doch Gauß ihr nicht an, und der für ihn erlassene Wahlaufruf, der mit vollem Rechte die unermüdliche Arbeitskraft und den lauteren Charakter des Kandidaten hervorhob, war von Angehörigen aller Parteien unterzeichnet. Daß in diesem Sinne auch die Abgabe der Stimmen erfolgte, bewies die große Mehrheit, die sich auf Gauß vereinigte. Am 7. März 1858 in Stuttgart als Sohn des ständischen Archivars und Oberregierungsrates Heinrich Gauß geboren, besuchte er das Gymnasium in seiner Vaterstadt und studierte in Tübingen und München die Rechtswissenschaft. Nachdem er mit vorzüglichem Erfolge die Justizdienstprüfungen bestanden hatte, war er vom Juli 1883 bis Dezember 1886 Hilfsarbeiter bei der Staatsanwaltschaft Ulm, dann stellvertretender Amtsrichter bei den Amtsgerichten Gmünd und Stuttgart Stadt. Sodann wirkte er bis November 1891 als Amtsrichter beim Amtsgericht Heilbronn und Hilfsrichter bei den Landgerichten Rottweil und Tübingen, ferner bis November 1892 als Landrichter beim Landgericht Ulm. Nachdem er hierauf als Oberamtsrichter am Amtsgericht Tettnang thätig gewesen, ließ er sich Anfangs Februar 1894 in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder und wurde noch im Oktober desselben Jahres zum ersten besoldeten Gemeinderat erwählt, ein Amt, das in andern Großstädten dem des zweiten Bürgermeisters oder Syndikus entspricht. Die Gewissenhaftigkeit, mit der Heinrich Gauß seine Pflichten erfüllte, der Eifer und die Treue, womit er in den wiederholten Krankheitsfällen seines verdienstvollen Vorgängers, des Oberbürgermeisters von Rümelin, für diesen eintrat, sind bei dem jüngsten Wahlkampf selbst von den Gegnern seiner Kandidatur rühmend anerkannt worden, und mit vollem Vertrauen heißt die württembergische Hauptstadt den neuen Stadtvorstand willkommen. Es harren seiner große Aufgaben, denn Stuttgart ist in mächtigem Wachsen und Aufblühen begriffen, aber es besteht kein Zweifel, daß Heinrich Gauß, den Bahnen seines so früh dahingerafften Vorgängers folgend, in gleicher Weise zur Ehre der Stadt, des Staates und des gemeinsamen großen Vaterlandes wirken wird.

Heinrich Gauß,
der neue Stadtvorstand von Stuttgart.

Der Nachtrock.

Von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Er kommt mit seinen Büchern herein und setzt sich zu ihr an den Tisch.

„In meiner Stube ist das Feuer ausgegangen, Mutter. Ich kann ja aber auch hier —“

„Marie soll noch einmal nachlegen.“ Und die magere, bescheiden gekleidete Frauengestalt erhebt sich.

„Nein, nein!“ ruft der junge Mensch hastig. Sein schmales, blondes, ernstes Gesicht überfließt eine jähe Röte. „Laß nur, ich gehe doch bald.“

Die Mutter setzte sich wieder, schweigend, anscheinend gleichmütig, und nahm ihre Näharbeit auf.

Das gelbe Licht der Lampe fiel auf die beiden einander so ähnlichen Gesichter, auf die rastlos den Faden ein- und ausziehenden blassen Hände der Mutter, auf das Buch, in das der Sohn vertieft schien.

Draußen war der Lärm der Straße, das Rollen der Wagen, das Klingeln der Räder und der elektrischen Bahn, das Schreiten und Hasten und Reden der Vorübergehenden — ein dumpfer, summender Zusammenklang von Geräuschen. Im Zimmer eine Stille, in der man fast den Herzschlag der beiden vernehmen konnte.

‚Jetzt muß ich's,‘ hämmerte das junge Herz.

‚Jetzt kommt's,‘ pochte hart und schwer das alte.

Unter den gesenkten Lidern stahlen sich flüchtige Blicke von einem zum andern. Das fahle, faltige Gesicht der Mutter nahm im Warten einen immer gequälteren Ausdruck an. Die dünnen Lippen schlossen sich fest, die Hand zog den Faden rascher aus und ein.

„Was nähst du denn da?“ fragte die weiche, tiefe Stimme des Jünglings plötzlich.

Die Frau fuhr ein wenig zusammen. Dann lächelte sie und sah dem Sohne groß in die Augen.

„Kennst Du's nicht mehr?“ fragte sie eindringlich.

Er sah näher auf das weiche, rote Zeug, dachte nach — schüttelte den Kopf. Und auf einmal wurde das peinvoll gespannte Gesicht in einem wahren Kinderlächeln weich. „Ach, mein alter Nachtrock!“ sagte er, so froh, als sei ihm seine Kindheit selber wieder über den Weg gelaufen.

Die Mutter nickte. „Das giebt noch ein Röckchen für Lili. Nur die Passe und die Aermel abgeschnitten — einen Bund dran — so kommt's doch noch zur Verwendung. Der Stoff hält's aus. Du warst ja damals so schnell herausgewachsen.“

Er klappte sein Buch zu, griff nach einem der roten Flickchen und strich ein paarmal mit den Fingern darüber. „So weich,“ sagte er. „Das hat mir damals immer so gut gefallen. Das Weiche. Das Mollige. Und die schöne rote Farbe. Das erinnerte mich so an dich. Eine Ideenverbindung. Ruhe. Und so recht geborgen sein. Und alle Sorgen — Gott weiß, die hat man schon als kleiner Knirps — alle Sorgen fort. Und den Kopf so recht tief einkuscheln ins weiche, weiße Kissen. Und dann — schlafen!“

Die Frau lächelte. „Sorgen, die hast du dir freilich immer gemacht. Du nahmst ja alles so schwer. Gerade wie ich. Und deshalb hast du eine wahre Zärtlichkeit für deine liebe ‚Baba‘ gehabt, wie du immer sagtest. Manchmal fiel's dir plötzlich ein, hinzugehen und den Kopf hineinzudrücken und sie zärtlich zu streicheln. Und wenn ich dich abends auszog und dir den Nachtrock überwarf — ‚mein Natthock,‘ sagtest du —, dann nahmst du das weiche, rote Zeug in deine kleinen, dicken, weißen Hände und freutest dich über das Wiedersehen mit deinem Schlafkameraden.“

Sie nähte fleißig weiter, während ihr Sohn nachdenklich zu ihr hinübersah. Das rote Flickchen streichelte er leise zwischen seinen Fingern. Es war, als wenn das unerschütterliche Kindervertrauen, der Glaube an die unbegrenzte Macht und Hilfsbereitschaft einer Mutter sacht aus dem weichen Gewebe in ihn überginge. Aber die Worte steckten ihm wie festgekeilt in der Kehle. Pfui! So ein Bekenntnis! Vor diesen Ohren! — Und wenn sie dann die Augen aufhöbe — diese klaren, guten Augen — Augen voll Mädchenunschuld unter grauen Haaren . . .

„Merkwürdig,“ sagte sie da, ohne aufzusehen, und strich eine Kappnaht sorgfältig glatt und lächelte seltsam vor sich hin. „Ein närrisches Kerlchen warst du immer. Wild und trotzig — zum Totärgern. Und nie nachgeben oder ein Unrecht eingestehen, wenn man's forderte. Aber des Abends im Bett, in deinem roten ‚Natthock‘, da wurdest du wie Wachs. Wenn du dann zwischen den Kissen lagst mit deinen weißblonden Löckchen, da sah ich dir's schon immer an den Augen an, ob's stimmte oder nicht. So ein Kerlchen, das kennt man ja vom Lockenkopf bis zu den Zehenspitzen, das ganze kleine, runde Körperchen. Und die kleinen Gedanken, die man hat keimen und wachsen sehen vom ersten dumpfen Begriff, die liegen ja so klar und deutlich vor einem. Und wenn ich mich dann über dich beugte, und du hattest was auf dem Herzen, das mußte dann alles heraus. Eher schliefst du nicht. Und einen Kuß mußte ich dir gegeben haben. Das war wie's Amen nach der Predigt. Ohne den war die Sache nicht in der Ordnung. Gott ja! Das ist nun schon so lange her. Aber ich werd' es nie vergessen.“

Und wieder saß sie und stichelte eifrig. Feine rote Flecke erschienen auf ihren schmalen Wangen. Wie im Fieber wartete sie, daß er reden solle. Daß ihm etwas auf dem Herzen lag, wußte sie ja längst.

Seit ein paar Wochen war er der alte nicht, ihr lieber, offenherziger Junge, dem sie bis auf den Grund der Seele sah. Da hatte ihn etwas, ein Fremdes, Quälendes. Er konnte ihr nicht mehr wie sonst in die Augen sehen, wurde hohläugig, einsilbig, verträumt, scheute seine Mutter und kam dann plötzlich wieder zu ihr, wenn sie allein war, als wolle er ihr etwas anvertrauen.

Aber niemals kam's dazu. Und wenn sie fragte, wich er aus. Nichts hätte er, gar nichts.

Sie verzehrte sich in Sorgen. Gott, so jung! Zwanzig Jahre! Und nach der Schulsklaverei plötzlich in die volle, unumschränkte Freiheit hinein! Wär's denn ein Wunder, wenn sie ihm wie ein Rausch zu Kopfe stiege? Wenn er einen thörichten Streich begangen — so ein Mensch mit jungen, brausenden Sinnen! — und vielleicht sein aufsteigendes Leben verdorben hätte?

Aber sie kannte ihn. Er mußte von selber kommen. Bitten und Betteln half da nichts. Und nachdem sie auch heute vergebens gehofft hatte, packte sie endlich mit einem unterdrückten Seufzer ein und stand auf.

Er blickte von seiner Spielerei mit dem roten Flicken empor, schob das Läppchen mechanisch in die Westentasche und erhob sich ebenfalls. Seine Lippen unter dem blonden Flaum waren blaß geworden.

„Mutter!" stieß er kurz und ohne Atem hervor, „ich — ich habe heut — eine Verabredung —"

Sie blieb stehen, bebend vor Schreck und doch im Herzen jubelnd, daß es nun klar werden sollte zwischen ihnen.

„Wohin?" fragte sie.

Er nannte ein Lokal, das nicht im besten Rufe stand. „Und ich bin mit meinem bißchen Mammon zu Rande," fügte er hinzu.

Schweigend langte sie ihr Geldtäschchen heraus und legte ein Goldstück auf den Tisch.

„Danke," murmelte er mit einem scheuen Blick. Aber unter den gesenkten Lidern sah sie eine wilde, gierige, hungrige Freude aufglühen.

Das Herz fiel ihr bis vor die Füße. Geld? Und kein Vertrauen? Und dahin ging er, in das Haus? Es hatte ein paar junge Töchter, üppig, prangend, aber leicht wie Mohnblüten.

Rasch und leidenschaftlich trat sie an ihn heran. „Bleib! Mir zuliebe! Was hast du da zu suchen?"

Sie hatte mit beiden Händen seine Arme gepackt und hielt ihn fest. Die Mutterangst schlug ihr aus den Augen, als sähe sie ihn schon versinken in Sumpf und Moor.

„Bleib!" flüsterte sie mit zitternden Lippen, und alles, was sich angesammelt hatte in ihrem Herzen, drängte heraus. „Ich will meinen Jungen behalten!"

Er kämpfte mit sich, sah zu Boden, lächelte, suchte sich loszuwinden. „Behalten! Dummes Zeug! Verloren geh' ich nicht."

Sie zog zornig die Stirn zusammen. „Was weißt du, Kind! Der erste Schritt entscheidet! Und wie bald ist der gethan!"

„Ich bin kein Kind!" Es lief ihm rot übers Gesicht. Seine Augen funkelten. „Laß mich los, Mutter," sagte er dann ruhiger, aber entschlossen.

Sie ließ ihn los. Langsam sanken ihre Arme herab. Die Füße wurden ihr schwer. Sie mußte sich setzen.

Er zögerte. Dann trat er noch einmal zu ihr. „Mutter, willst du mich am Gängelband halten?

„Ich habe dir volle Freiheit gelassen," sagte sie, sich zu ihrer ganzen Höhe erhebend. „Du sollst ein Mann werden, das Leben kennen lernen. Auch die Sünde. Aber vor der sollst du Abscheu haben. Weil sie so häßlich ist. Und du findest Gefallen an ihr, du läufst ihr nach. Und eines Tages wirst du deiner Mutter nicht mehr in die Augen sehen können. Willst du das?"

Sie standen sich finster und entschlossen gegenüber. „Ich bin alt genug," sagte er dann, seinen Hut nehmend. „Bevormunden lass' ich mich nicht. Was ein Mann braucht, das könnt ihr nicht beurteilen. Adieu."

Nun war er fort. Sie ging in das Familienzimmer zu den jüngeren Kindern, sah ihnen die Schularbeiten nach, gab ihnen Abendbrot und ließ sich all ihre Erlebnisse erzählen, die kleinen Leiden klagen, lachte zu den Neckereien und Witzen. Aber in ihrer Brust brannte es.

Der Abend dehnte sich zu einer Ewigkeit. Und wieder wartete sie und lauschte auf den festen, jungen Schritt, zitterte bei jedem Geräusch und marterte ihre Seele mit allerlei quälenden Vorstellungen. Endlich, da sie sich nicht mehr auf ihren Füßen halten konnte, ging sie zu Bett. Aber sie ließ das Licht brennen. Sie fürchtete sich vor ihren Gedanken.

Um Mitternacht knarrte leise die Außenpforte. Sie hörte schleichende Schritte im Nebenzimmer. Vor ihrer Thür machten sie Halt.

Sie saß aufrecht und starrte auf die Thür, als erwarte sie, daß dort ein Gespenst erscheine.

Aber nein. Diese öffnete sich halb. Ein blonder Kopf steckte sich herein. „Du hast noch Licht, Mutter. Darf ich kommen?"

Sie nickte, und er war mit ein paar großen Schritten bei ihr. Seine Augen strahlten froh und offen. Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie.

Der preisgekrönte Entwurf für die Errichtung von Bismarck-Säulen. Von Wilhelm Kreis.

„Nun ist alles gut, Mutter," sagte er herzlich. „Du siehst, ich bin noch ‚dein Junge'."

„Gott sei Dank!" rief sie und streichelte scheu sein schlichtes, blondes Haar und konnte sich nicht satt sehen an seinem Gesicht, aus dem alles Fremde, Unruhige, Hungrige fortgewischt war.

Er nahm ihre Hand. „Aber nun schlaf, Mutter. Schlaf ganz ruhig. Jetzt hab' ich mich fest. Gestern und all die Zeit — ach Gott, Mutter —" er biß die Zähne zusammen, als wollt' ihm das Wort nicht aus der Kehle. „Es war wie ein Fieber in mir. Schön ist das Geschöpf mit seinen schwarzen Augen. Und hinter mir her wie ein Hund. Ich wußte — es kostete mich nur ein Wort —"

Seine Brust hob sich. Dann lächelte er. „Da mußt du nun gerade heut mit dem Nachtrock ankommen! Ich zog das rote Flickchen unversehens aus der Westentasche. Sie lachte darüber, — pfui, ein Lachen, bei dem alle ihre Schönheit von ihr abfiel wie die Blütenblätter vom roten Mohn ... Und ich dachte dran, wie süß sich's geschlafen hatte in dem alten roten Rock, wenn du mir gute Nacht gesagt hattest. Da ging ich. Und heut nacht, da leg' ich mir den roten Flicken unters Kopfkissen. Sollst mal sehen, da schlaf' ich wie ein Dachs ... Gut' Nacht, Mutterchen!"

Zu unsern Bildern.

Aus dem von der Studentenschaft ausgeschriebenen Wettbewerb um Entwürfe für die in deutschen Landen zu errichtenden **Bismarck-Säulen** ist der Architekt **Wilhelm Kreis** in Dresden als Sieger hervorgegangen, und zwar errang er neben dem Hauptpreise noch zwei weitere. Den mit dem ersten Preise ausgezeichneten, vom Ausschuß der Studentenschaft zur Ausführung empfohlenen Entwurf giebt unsre Abbildung wieder. Wie die Leser sehen, ist die „Säule" eigentlich ein Turm, aber diese Abweichung von dem ursprünglichen Plane dürfte der allgemeinen Anschauung nur entsprechen. Welcher Idee die Bismarck-Säulen oder -Türme ihre Entstehung verdanken, ist bekannt, und es sind nur noch einige Worte über die technische Ausführung zu sagen. Das Feuer, das zu Ehren des großen Kanzlers an bestimmtem Tage durch die deutschen Lande lodern soll, wird auf dem Turme in einem Kessel entzündet, der in einer mit Asbest belegten Mulde ruht. Das Feuerungsmaterial muß durch Flaschenzug emporgewunden werden, denn da keine Aussichtstürme geplant sind, so ist der Aufstieg zur Spitze nur primitiv. Falls in weiterer Verfolgung des von der akademischen Jugend entworfenen Planes auch Fackelzüge zu dem ragenden Bismarck-Turm stattfinden, so ist ein vor der Vorderseite anzubringender Steinblock zum Zusammenwerfen der Fackeln bestimmt, und weithin würde alsdann der ganze Bau in magischem Lichte durch das Dunkel leuchten.

Das **Erholungsheim der Kaiserlichen Werft in Kiel**, das am 13. Mai in Gegenwart des deutschen Kronprinzen und seiner beiden nächstälteren Brüder eröffnet wurde, ist dazu bestimmt, dem Arbeiter und seiner Familie an Erfrischung und volkstümlicher Unterhaltung zu bieten, was für möglichst geringen Kostenaufwand nur gewährt werden kann. In gleicher Weise dient das Heim geistig n und harmlos materiellen Genüssen. An einen großen Saal, der auch eine Bühne aufweist, reihen sich durch die beiden Stockwerke Lese- und Musikzimmer wie Restaurationsräume, auch an Kegelbahnen fehlt es nicht, und ebenso ist für die Jugend mit Spielplätzen und andern Einrichtungen vorgesorgt.

Das Erholungsheim der Kaiserlichen Werft in Kiel, eröffnet am 13. Mai 1899.

Der **kulturgeschichtliche Festzug**, mit dem am 16. Mai die Stadt **St. Gallen** in der Schweiz Abschnitte ihrer denkwürdigen Vergangenheit vorführte, hatte einen überaus glänzenden Verlauf. Gegen 2000 Personen, darunter 300 Reiter, nahmen an dem Zuge teil, der nach einer Vorführung des sieghaften Frühlings die Geschichte des Landstriches von der Zeit der Pfahlbauten bis zum Triumphe des Christentums und der glücklichen Abwehr der Hunnen veranschaulichte. Einige besonders bemerkenswerte Gruppen geben unsre Abbildungen wieder: Ekkehard und Frau Hadwig, diese Figuren, die Viktor Scheffel in seiner bedeutendsten Dichtung verklärt hat, und die Einbringung der Beute wie gefangener Hunnen durch die alemanischen Sieger.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 36.

Aus Zeit und Leben.

Hadwig-Gruppe.

Ekkehard-Gruppe.

Alemannischer Beutezug und gefangene Hunnen.

Vom kulturgeschichtlichen Festzug in St. Gallen am 16. Mai 1899. Nach Momentaufnahmen von Otto Rietmann in St. Gallen.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

„Mutter!“ stieß er kurz und ohne Atem hervor, „ich — ich habe heut — eine Verabredung —“

Sie blieb stehen, bebend vor Schreck und doch im Herzen jubelnd, daß es nun klar werden sollte zwischen ihnen.

„Wohin?“ fragte sie.

Er nannte ein Lokal, das nicht im besten Rufe stand. „Und ich bin mit meinem bißchen Mammon zu Rande,“ fügte er hinzu.

Schweigend langte sie ihr Geldtäschchen heraus und legte ein Goldstück auf den Tisch.

„Danke,“ murmelte er mit einem scheuen Blick. Aber unter den gesenkten Lidern sah sie eine wilde, gierige, hungrige Freude aufglühen.

Das Herz fiel ihr bis vor die Füße. Geld? Und kein Vertrauen? Und dahin ging er, in das Haus? Es hatte ein paar junge Töchter, üppig, prangend, aber leicht wie Mohnblüten.

Rasch und leidenschaftlich trat sie an ihn heran. „Bleib! Mir zuliebe! Was hast du da zu suchen?“

Sie hatte mit beiden Händen seine Arme gepackt und hielt ihn fest. Die Mutterangst schlug ihr aus den Augen, als sähe sie ihn schon versinken in Sumpf und Moor.

„Bleib!“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, und alles, was sich angesammelt hatte in ihrem Herzen, drängte heraus. „Ich will meinen Jungen behalten!“

Er kämpfte mit sich, sah zu Boden, lächelte, suchte sich loszuwinden. „Behalten! Dummes Zeug! Verloren geh' ich nicht.“

Sie zog zornig die Stirn zusammen. „Was weißt du, Kind! Der erste Schritt entscheidet! Und wie bald ist der gethan!“

„Ich bin kein Kind!“ Es lief ihm rot übers Gesicht. Seine Augen funkelten. „Laß mich los, Mutter,“ sagte er dann ruhiger, aber entschlossen.

Sie ließ ihn los. Langsam sanken ihre Arme herab. Die Füße wurden ihr schwer. Sie mußte sich setzen.

Er zögerte. Dann trat er noch einmal zu ihr. „Mutter, willst du mich am Gängelband halten?

„Ich habe dir volle Freiheit gelassen,“ sagte sie, sich zu ihrer ganzen Höhe erhebend. „Du sollst ein Mann werden, das Leben kennen lernen. Auch die Sünde. Aber vor der sollst du Abscheu haben. Weil sie so häßlich ist. Und du findest Gefallen an ihr, du läufst ihr nach. Und eines Tages wirst du deiner Mutter nicht mehr in die Augen sehen können. Willst du das?“

Sie standen sich finster und entschlossen gegenüber. „Ich bin alt genug,“ sagte er dann, seinen Hut nehmend. „Bevormunden lass' ich mich nicht. Was ein Mann braucht, das könnt ihr nicht beurteilen. Adieu.“

Nun war er fort. Sie ging in das Familienzimmer zu den jüngeren Kindern, sah ihnen die Schularbeiten nach, gab ihnen Abendbrot und ließ sich all ihre Erlebnisse erzählen, die kleinen Leiden klagen, lachte zu den Neckereien und Witzen. Aber in ihrer Brust brannte es.

Der Abend dehnte sich zu einer Ewigkeit. Und wieder wartete sie und lauschte auf den festen, jungen Schritt, zitterte bei jedem Geräusch und marterte ihre Seele mit allerlei quälenden Vorstellungen. Endlich, da sie sich nicht mehr auf ihren Füßen halten konnte, ging sie zu Bett. Aber sie ließ das Licht brennen. Sie fürchtete sich vor ihren Gedanken.

Um Mitternacht knarrte leise die Außenpforte. Sie hörte schleichende Schritte im Nebenzimmer. Vor ihrer Thür machten sie Halt.

Sie saß aufrecht und starrte auf die Thür, als erwarte sie, daß dort ein Gespenst erscheine.

Aber nein. Diese öffnete sich halb. Ein blonder Kopf steckte sich herein. „Du hast noch Licht, Mutter. Darf ich kommen?“

Sie nickte, und er war mit ein paar großen Schritten bei ihr. Seine Augen strahlten froh und offen. Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie.

Der preisgekrönte Entwurf für die Errichtung von Bismarck-Säulen.
Von Wilhelm Kreis.

„Nun ist alles gut, Mutter,“ sagte er herzlich. „Du siehst, ich bin noch ‚dein Junge‘.“

„Gott sei Dank!“ rief sie und streichelte scheu sein schlichtes, blondes Haar und konnte sich nicht satt sehen an seinem Gesicht, aus dem alles Fremde, Unruhige, Hungrige fortgewischt war.

Er nahm ihre Hand. „Aber nun schlaf, Mutter. Schlaf ganz ruhig. Jetzt hab' ich mich fest. Gestern und all die Zeit — ach Gott, Mutter —“ er biß die Zähne zusammen, als wollt' ihm das Wort nicht aus der Kehle. „Es war wie ein Fieber in mir. Schön ist das Geschöpf mit seinen schwarzen Augen. Und hinter mir her wie ein Hund. Ich wußte — es kostete mich nur ein Wort —“

Seine Brust hob sich. Dann lächelte er. „Da mußt du nun gerade heut mit dem Nachtrock ankommen! Ich zog das rote Flickchen unversehens aus der Westentasche. Sie lachte darüber, — pfui, ein Lachen, bei dem alle ihre Schönheit von ihr abfiel wie die Blütenblätter vom roten Mohn ... Und ich dachte dran, wie süß sich's geschlafen hatte in dem alten roten Rock, wenn du mir gute Nacht gesagt hattest. Da ging ich. Und heut nacht, da leg' ich mir den roten Flicken unters Kopfkissen. Sollst mal sehen, da schlaf' ich wie ein Dachs ... Gut' Nacht, Mutterchen!“

Zu unsern Bildern.

Aus dem von der Studentenschaft ausgeschriebenen Wettbewerb um Entwürfe für die in deutschen Landen zu errichtenden **Bismarck-Säulen** ist der Architekt **Wilhelm Kreis** in Dresden als Sieger hervorgegangen, und zwar errang er neben dem Hauptpreise noch zwei weitere. Den mit dem ersten Preise ausgezeichneten, vom Ausschuß der Studentenschaft zur Ausführung empfohlenen Entwurf giebt unsre Abbildung wieder. Wie die Leser sehen, ist die „Säule“ eigentlich ein Turm, aber diese Abweichung von dem ursprünglichen Plane dürfte der allgemeinen Anschauung nur entsprechen. Welcher Idee die Bismarck-Säulen oder -Türme ihre Entstehung verdanken, ist bekannt, und es sind nur noch einige Worte über die technische Ausführung zu sagen. Das Feuer, das zu Ehren des großen Kanzlers an bestimmtem Tage durch die deutschen Lande lodern soll, wird auf dem Turme in einem Kessel entzündet, der in einer mit Asbest belegten Mulde ruht. Das Feuerungsmaterial muß durch Flaschenzug emporgewunden werden, denn da keine Aussichtstürme geplant sind, so ist der Aufstieg zur Spitze nur primitiv. Falls in weiterer Verfolgung des von der akademischen Jugend entworfenen Planes auch Fackelzüge zu dem ragenden Bismarck-Turm stattfinden, so ist ein vor der Vorderseite anzubringender Steinblock zum Zusammenwerfen der Fackeln bestimmt, und weithin würde alsdann der ganze Bau in magischem Lichte durch das Dunkel leuchten.

Das **Erholungsheim der Kaiserlichen Werft in Kiel**, das am 13. Mai in Gegenwart des deutschen Kronprinzen und seiner beiden nächstälteren Brüder eröffnet wurde, ist dazu bestimmt, dem Arbeiter und seiner Familie an Erfrischung und volkstümlicher Unterhaltung zu bieten, was für möglichst geringen Kostenaufwand nur gewährt werden kann. In gleicher Weise dient das Heim geistig n und harmlos materiellen Genüssen. An einen großen Saal, der auch eine Bühne aufweist, reihen sich durch die beiden Stockwerke Lese- und Musikzimmer wie Restaurationsräume, auch an Kegelbahnen fehlt es nicht, und ebenso ist für die Jugend mit Spielplätzen und andern Einrichtungen vorgesorgt.

Das Erholungsheim der Kaiserlichen Werft in Kiel, eröffnet am 13. Mai 1899.

Der **kulturgeschichtliche Festzug**, mit dem am 16. Mai die Stadt **St. Gallen** in der Schweiz Abschnitte ihrer denkwürdigen Vergangenheit vorführte, hatte einen überaus glänzenden Verlauf. Gegen 2000 Personen, darunter 300 Reiter, nahmen an dem Zuge teil, der nach einer Vorführung des sieghaften Frühlings die Geschichte des Landstriches von der Zeit der Pfahlbauten bis zum Triumphe des Christentums und der glücklichen Abwehr der Hunnen veranschaulichte. Einige besonders bemerkenswerte Gruppen geben unsre Abbildungen wieder: Ekkehard und Frau Hadwig, diese Figuren, die Viktor Scheffel in seiner bedeutendsten Dichtung verklärt hat, und die Einbringung der Beute wie gefangener Hunnen durch die alemanischen Sieger.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 36.

Aus Zeit und Leben.

Hadwig-Gruppe.

Ekkehard-Gruppe.

Alemannischer Beutezug und gefangene Hunnen.

Vom kulturgeschichtlichen Festzug in St. Gallen am 16. Mai 1899. Nach Momentaufnahmen von Otto Rietmann in St. Gallen.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Worträtsel.

Wie einst der Held Leonidas
Blieb unentwegt im Bergespaß,
So fest steht unsre kleine Schar
Im Angesichte der Gefahr.
Korrekt ist das Karree formiert,
Doch unsre Stellung exponiert,
Die wir nicht wählten, die uns hart
Von höh'rer Hand gewiesen ward.
Wir werden fallen Mann für Mann,
Doch fliehen? Keiner denkt daran.
Der Tag ist schön, die Sonne scheint,
Allmählich nähert sich der Feind;
In Trupps und einzeln rückt er an
Und mustert zielbewußt den Plan;
Fast scheint's, er bilde zwei Partein,
Doch gegen uns wird's eine sein.
Man redet viel, man scherzt, man lacht
Im Vollgefühl der Uebermacht,
Wir aber blicken stolz und stumm
Auf das Gewühl um uns herum,
Und, um den König dicht geschart,
Erwarten wir den Widerpart.
Nun gilt's, die erste Kugel pfeift,
Sie hat nur einen leicht gestreift,
Nun schlägt die zweite, dritte ein,
Gelichtet werden unsre Reihn,
Man ruft es höhnend in die Welt,
Wie viel der unsern schon gefällt.
Die Feinde treffen gut ihr Ziel,
Bis auch der letzte Brave fiel. —
Ob wir besiegt, was liegt daran?
Wir haben unsre Pflicht gethan,
Und werden alle, ihr sollt's sehen,
Zu neuem Kampfe auferstehen.

A. H.

Silbenrätsel.

Die Ersten sind uns aus den Sagen
In schlimmster Weise wohlbekannt,
Doch fügen sie in unsern Tagen
Sogar sich einer Kinderhand.

Die Dritte ließ sich sonst vergleichen
Der starren Unbeweglichkeit,
Wie häufig aber bringt zum Weichen
Sie die Gewalt in neuer Zeit.

Wer auf dem Ganzen voll Entzücken
Der Aussicht Herrlichkeit genießt,
Mag denken, daß sich seinen Blicken
Ein irdisch Paradies erschließt.

M. Sch.

Kaleidoskop.

Welchen Text ergeben, richtig verbunden, die Buchstaben der obigen Figur?

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 34:

Des Umstellrätsels: Lewald — Dewall.
Des Worträtsels: Anschlag — Schlag an!
Des Bilderrätsels: Der Weg zum Ruhen ist nicht bestreut mit Glück.

Richtige Lösungen sandten ein: Erik Bensen in Hannover (2). „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst. Sidonie von P. in Berlin. „Lorelei" in Bingen (3). Dr. Whiteman in Lake View, N.-A. (2). Sarolta in Temesvar (3). Joh. P. Stoppel in Hamburg. Gladys und Marjorie Flanning in Sydney (5). „Köbi" in Bern. ? in Paris. J. G. in Rawitsch (2). Lona Thein in Leer.

Litteratur.

— Die „Bilder vom Rhein", die Eduard Sonne vorführt, können den Freunden des herrlichen Stromes wie denen, die ihn und seine lachenden Gelände, die traulichen Städte an seinen Ufern erst kennen lernen wollen, empfohlen werden (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Der Verfasser giebt keine ausführliche Beschreibung des Stromes und der rheinischen Ortschaften, sondern hebt von dem Sehenswürdigen nur einiges besonders Bemerkenswerte hervor, vom Ursprunge in der Schweiz bis zur Teilung der Mündungsarme in den Niederlanden. Weit entfernt, ein „Führer" zu sein, bildet das Werk doch für die Rheinreisenden eine beachtenswerte Ergänzung der üblichen Handbücher, indem es das von diesen nur karg bemessene Geschichtliche gebührend berücksichtigt. Auch die 16 Abbildungen haben in ihrer Mehrheit, alten Originalen nachgebildet, historisches Interesse.

— Gern wird der Leser den Streifereien durch Nordtirol folgen, die Dr. S. M. Prem unter dem Titel „Ueber Berg und Thal" vereinigt hat (München, J. Lindauer). Der Verfasser giebt seine Erfahrungen und Beobachtungen in flotter Schilderung wieder, und wie er das Geschichtliche und Kulturhistorische nicht unberücksichtigt läßt, so gönnt er gern auch dem Humor sein Recht.

— Welche Rolle „Marburg, die Perle des Hessenlandes," in der deutschen Litteratur spielt, erkennt man aus der gleichnamigen, reich illustrierten Schrift von Wilhelm Schoof (Marburg, N. G. Elwert). Aus den Werken älterer wie neuerer Dichter und Erzähler hat der Verfasser mit Sorgfalt zusammengestellt, was Liebes und Gutes in künstlerischer Form über die alte romantische Stadt gesagt worden ist.

Handschriften-Beurteilung.

Alfred F. Sie sind gebildeter als der heutige Durchschnittsmensch, das zeigen Ihre ausgeschriebenen, oft der Druckschrift ähnelnden Formen: B, W, V, P und so weiter. Dabei liegt Geistesfreiheit in den accentartigen i-Zeichen, Selbstdisciplin in deren exakter Lage, Ueberlegung und Vorsicht in dem Punkt nach der Unterschrift (hier nicht sichtbar). Ihr Urteil ist klar und sachlich (klare, leserliche Schrift ohne Verwickelungen der Schleifen). Sie haben Scharfblick (der Majuskel steht oft allein bei verbundenem Rest des Wortes) und gute Konzeption und Ideenverbindung (gewandte Verbindungen, h- und g-Schleife). Sie halten sich reserviert, sogar kühl abweisend (senkrechte Schriftlage), sind sehr bescheiden, sogar manchmal geniert (sehr schmale, relativ hohe Majuskeln) und gestatten Ihrer ausgesprochen individuellen Eigenart wenig Spielraum (enge und senkrechte Schrift bei nicht gewöhnlichen Formen). Sie sind geistig eitel (spiralartige Rollungen), neigen zu Kritik (alle Details in der Schrift sorgfältig, selbst unnötige). Sie können auch spotten und scharf mit Ihrer Ansicht herausfahren, wo Sie sich persönlich verletzt fühlen. Sie sind etwas mißtrauisch, nicht gerade eine „liebenswürdige“, aber eine tüchtige, achtungswerte Persönlichkeit.

H. B. in R. Eine sensible, feinfühlige Frauennatur, eine ausgesprochene Individualität, gebildet, intelligent und nicht ohne Distinktion (schiefe Schriftlage, Schrift dünn, harmonisch, mit Vereinfachungen). Die rasch bewegte Schrift verrät Lebhaftigkeit und die ungleiche Höhe innerhalb eines Wortes innere Erregbarkeit und Nervosität. Die Schreiberin ist etwas empfindlich und hat manchmal das Gefühl des Unverstandenseins. Sie ist sehr wahr, offen und zuverlässig, aber oft knapp in der Ausdrucksweise (Endstriche fehlen). Die normal entwickelten Unter- und Oberlängen beweisen ein verständiges, das ideale und das praktische Moment ins Auge fassendes Wesen; daß geistige Interessen auch nicht fehlen, darauf deuten die accent grave und aigu geformten, meist hochfliegenden i-Zeichen. Im Auftreten ist die Schreiberin einfach und anspruchslos (Form der Buchstaben, speziell Majuskeln, einfach), aber doch nicht ohne Selbstgefühl und vergleichenden Stolz (W, M und so weiter treppenförmig). Guten Geschmack beweisen die hübschen Formen der Buchstaben, und daß auf guten Ton und vornehme Allüren Wert gelegt wird, die oberen Rundungen an m, n, e. Sie geben gern (Wortabstand normal, keine auf sich selbst zurückkommende Endstriche).

Helene in San Mateo. Eine sympathische, feinfühlende, alles Gemeine und Rohe instinktiv erkennende und verabscheuende, rein weiblich empfindende Frauennatur, losgelöst von materiellen Interessen und das Hauptaugenmerk auf das Ideale gerichtet (sehr luftige, feine Schrift). Intelligenz und Klarheit des Geistes, Verständigkeit, ein der Tiefe ermangelndes, aber gleichmäßiges Empfinden erkennt man aus dem ganzen Schriftduktus, der großen Leserlichkeit und Klarheit der Schrift und endlich aus der gleichmäßigen Schriftlage. In der Stimmung gleichmäßig, in den Aussagen sehr zuverlässig (offene o, a, dabei feste Winkel und gerade Linienrichtung). So kann man sich auf Ihre Aussagen verlassen, und auch Ihr Urteil ist ein gutes. Sie sind an große Verhältnisse gewöhnt, und ohne zu verschwenden, brauchen Sie doch viel (weite, gezogene Schrift, breiter Rand). Im Verkehr lebhaft, anregend und heiter.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).

Briefmappe.

A. S. in Graz. Das Unternehmen gehört einer Gesellschaft, über die wir keine nähere Auskunft erteilen können. Mögen Sie es mit einer direkten Anfrage versuchen.

Walter S. in G. Noch nicht ganz druckreif.

Tierschutz durch Schulkinder. Vor einigen Jahren hat die Sektion für Tierschutz der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera drei Preisarbeiten veröffentlicht, in denen der deutschen Jugend gezeigt wird, auf welche Weise sie praktisch Tierschutz üben kann. Die ernsten Mahnworte haben eine weite Verbreitung gefunden und sind bereits in dritter Auflage erschienen. Viele Lehrer, Rektoren, Direktoren und Bezirksschulinspektoren bestellten für den ermäßigten Preis von 10 Mark bei Theodor Hofmann in Gera (Reuß) 100 Exemplare und konnten so für 10 Pfennige ihren Zöglingen das Büchlein zugänglich machen. In jüngster Zeit hat der Tierschutzverein in Offenbach am Main ein nachahmenswertes Beispiel gegeben, indem er 1000 Stück dieser Preisschrift an Schüler und Schülerinnen unentgeltlich verteilen ließ.

Henry R. in T., Vereinigte Staaten. Besten Dank für die Zusendung. Wir teilen Ihre Ansicht und wirken ständig in diesem Sinne.

W. H. in M. Zum zweihundertjährigen Geburtstage des berühmten Reiterführers **Hans Joachim von Zieten** hat das nach ihm benannte Husarenregiment ein **Erinnerungsblatt** herstellen lassen (Berlin, Liebelsche Buchhandlung, 1,50 Mark). Von Adalbert von Rößler entworfen und in Aquarellmanier ausgeführt, rückt dasselbe in Bild und Wort die bedeutendsten Ruhmesthaten des Regiments vor Augen.

H. Th. in Linz, J. K. in O., R. v. L. in M., B. H. in Wien, M. Z. in Berlin, H. S. in Hannover, Roman K. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Litteratur.

— Die Feste Marienberg in Würzburg und ihre Baudenkmale schildert anziehend Walther von Loesen (Würzburg, A. Stubers Verlag). Neben einer Geschichte der Feste, die als Wahrzeichen Würzburgs von stolzer Höhe auf die Stadt und die sie umgebenden weinumrankten Berge herabblickt, giebt der Verfasser eine anschauliche Beschreibung der noch aus der Zeit der Fürstbischöfe stammenden Baudenkmale. Viele Abbildungen führen die Hauptsehenswürdigkeiten vor.

— Marie Susanne Küblers bekanntes Werk „Das Hauswesen“ erscheint in vierzehnter Auflage (Stuttgart, J. Engelhorn). Unter den das Hauswesen in seinen einzelnen Teilen behandelnden Kapiteln nimmt einen besonderen Platz das sehr reichhaltige Kochbuch ein. Dem Stande der modernen Verhältnisse entsprechend, ist die neue Auflage von Sachkundigen durchgesehen und durch viele Zusätze bereichert worden.

— In achter Auflage erscheint das vom Kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin herausgegebene „Gesundheitsbüchlein“ (Berlin, Julius Springer). Eine gemeinsame Arbeit des Direktors und der Mitglieder des Amtes, stellt es sich die Aufgabe, die notwendigsten Kenntnisse auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und -pflege weiteren Kreisen in leicht faßlicher Darlegung zu vermitteln und auch Anhaltungspunkte für praktische Hilfe zu geben. Zahlreiche Abbildungen dienen zu näherer Veranschaulichung.

Notizblätter.

Versammlungen.

— Der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele ladet zu seinem IV. öffentlichen Kongreß am 25. und 26. Juni nach Königsberg i.-Pr. ein. Die Stadt Königsberg besitzt einen mustergültigen Spielplatz und ebensolche Einrichtungen für Schwimmen und Baden der Schulkinder. Die Universität hat in der Palästra Albertina für die studierende Jugend eine von einem Gönner errichtete Anlage für Leibesübungen aller Art, wie sie noch keine andre Hochschule im Deutschen Reiche besitzt. Mannigfache Spielvorführungen von Schulen und Vereinen sowie der akademischen Jugend werden den Besucher in die Praxis des Spiellebens, des Ruderns und so weiter einführen. Der Besuch des Kongresses steht jedermann frei. Nähere Auskunft geben der Geschäftsführer des Zentralausschusses, Professor Raydt in Leipzig, Löhrstraße 3/5, und Stadtschulrat Dr. Tribukait in Königsberg.

Kunst.

— Das von J. Löwys Kunst- und Verlagsanstalt in Wien herausgegebene Prachtwerk „Moderne Meister“, das die Schätze der Kaiserlichen Gemäldegalerie daselbst in mustergültiger Wiedergabe durch Heliogravüre vorführt, bietet die 13. Lieferung dar. Dieselbe enthält an großen, in vollendeter Technik reproduzierten Kunstblättern: Hans Makart: „Triumph der Ariadne“, Remi van Haaren: „Mondaufgang“, Em. Stoeckler: „In der Kirche zu Aussee“, Rudolf Alt: „Die Riesenstiege im Dogenpalast zu Venedig“ und „Der Brunnen in Trient“, Joseph Höger: „Partie aus dem Berchtesgadener Thale“, Rudolf Huber: „Kronprinz Rudolf auf der Bärenjagd in Munkacs“. Zu diesen großen Blättern gesellen sich noch zahlreiche, nicht minder treffliche Abbildungen im Text. Dieser, von August Schaeffer geschrieben, schildert anschaulich das Leben und Schaffen der einzelnen Meister und die Bedeutung, die sie in der Vollkraft ihrer Thätigkeit hatten. Nach Inhalt und Ausstattung ist das Werk so vornehm angelegt, daß sich ihm kaum ein zweites ähnlicher Art an die Seite stellen läßt.

Jubiläen.

— Der nordöstliche deutsche Sängerbund in den Vereinigten Staaten wird im Juli 1900 das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens durch ein großes Sängerfest feiern, das in Brooklyn stattfindet. Auch Gesangvereine in Deutschland sind zur Teilnahme eingeladen. Präsident Mac Kinley und der deutsche Botschafter von Holleben haben ihr Erscheinen zugesagt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 37.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

V.

Meine Leni schlief immer noch wie ein Murmeltier. Erst als aus dem Nebenzimmer ihr ein feiner, aromatischer Kaffeeduft in die Nase stieg, hörte man, wie sie sich erwachend behaglich dehnte und reckte.

„Nun aber hurtig, schöne Gräfin!“ rief ich hinüber.

„Ach,“ kam es in weichen, noch schlaftrunkenen Lauten zurück, „es ruht sich so schön auf Lorbeeren!“

„Guck einer an — Divamanieren! Bis zehn Uhr in den Federn!“

„Ich erlaubte mir schon zu bemerken, daß das nicht obskure Federn, sondern Lorbeeren sind.“

„Mir auch recht. Ich kann sie brauchen fürs Ragout heute.“

„Lisbeth, du bist ein poesieloses Ungeheuer, ein Banause, ein Böotier.“

„Und du ein Faultier.“

„Hört, hört! Ich will dir sagen, was ich bin: ein großes Tier.“

„Ha ha! Wie ich sagte: Faultier.“

„Hat man je so was gehört! Dir fehlt eben der Sinn fürs Höhere.“

„Der einzige Sinn, den ich momentan habe, ist Kaffeedurst. Ich fange an.“

„Ich glaube wahrhaftig, du wärst's im stande.“

„Natürlich, und den dicken Brief von Mama lese ich auch allein. Es sind zwei Zehnpfennigmarken darauf.“

Von den Goldfeldern des Klondyke: Indianerlager in Alaska.

„Pfui, das wäre abscheulich! Lisbeth, komm, zieh mich an.“ Sie markierte den Ton eines verzogenen Kindes.

„Fehlte auch noch. O, sind die Semmeln schön knusprig!“

Jetzt hörte ich's in der Waschschüssel heftig pülschern. „Ich komme,“ prustete sie, „aber ich kann mich — nicht erst richtig frisieren — ich komme mit'm Zopf.“

„Meinetwegen.“

Und fünf Minuten später saß sie frisch und munter neben mir, im dunkelblauen Morgenrock mit roten Kanten, über den der lange, lose geflochtene Zopf schwer herabhing.

Ach, über solch ein Morgenkaffeestündchen nach einem frohen, glücklichen Abend!

Natürlich wurde es zu spät, um noch ein Ragout zu kochen. Es gab ein „Patentessen“ zu Mittag, so nennt sie etwas, das in einer knappen Stunde zu bereiten ist. Aber sie waren sehr delikat, die Wienerschnitzeln mit Preißelbeerkompott.

Und nun zum Telegraphenbureau. Mama brennt auf Nachricht.

Aber ich werde zu einem andern Postamt gehen. Ich geniere mich vor dem Mann, der bei den verschiedenen Schmink- und Perückentelegrammen schon ein leises, ganz unbureaukratisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Bei ihm kann ich den „famosen Erfolg“ nicht aufgeben.

*

Drei Tage können wir — abgesehen von den Proben — auf unsern Lorbeeren ruhen. Erst am Sonntag giebt es „Mignon“ mit Leni in der Titelrolle.

Vormittags geht sie wie ein Schulkind mit der Notenmappe zur Probe, nachdem sie mir zuvor ihre Wünsche in Bezug auf das Menü ausgesprochen hat.

„Sieh mal, Lisbeth, der Blumenkohl dort“ — wir haben nämlich einen höchst appetitlichen Grünkramladen vis-a-vis — „könnte mich reizen. Oder wie denkst du über die netten Teltower Rübchen da links?“

Dann geht sie; ich besorge mein „Puppenheim“, beaufsichtige unser Zimmermädchen, das eine Aversion dagegen hat, unter den Schränken aufzuwischen, und wenn gegen zwei meine kleine Mignon aus der Schule — wollte sagen, aus der Probe kommt, so findet sie ein gründlich sauberes Zimmer und einen mit Mamas schneeweißer Tischwäsche und eignen Bestecks höchst komfortabel gedeckten Tisch. Manchmal sogar mit einem Veilchenstrauß geschmückt, wenn es mir nämlich gelang, den Blumenkohl oder die Teltower ein wenig billiger einzuhandeln.

Unsre Wohnung ist wirklich reizend, bis auf die Bilder an den Wänden.

„Großmutters Liebling“, „Der kleine Gratulant“, „Der erste Hase“, „Wilderers Tod“ — furchtbare Chambregarni-Oeldrucke.

Da muß Wandel geschaffen werden. Leni besitzt zwei prächtige Radierungen, Vielliebchengeschenke eines Berliner Malers, die werden wir einrahmen lassen. Ganz glatte englische Mahagonirahmen. Aber erst nach dem nächsten Ersten. Dieser Monat hatte zu viele Ausgaben. Sie werden nicht kleiner davon, daß ich sie peinlich genau anschreibe und addiere und den Tagesdurchschnitt daraus ziehe.

Jeder Abend findet uns im Theater. Wir freuen uns den ganzen Tag darauf.

Ohne bezahlen zu brauchen, allabendlich ins Theater gehen — es ist wie ein Traum!

Als wir uns gestern von der Kassiererin Karten geben ließen, kam der Direktor gerade vorüber.

„Wahrhaftig? Sie wollen sich den ‚Hüttenbesitzer‘ ansehen? Herr Andersen, es giebt Leute, Kollegen, die sich noch freiwillig den ‚Hüttenbesitzer‘ ansehen! Mir könnte einer zehn Mark zuzahlen, ich bedankte mich. Na, Kinder, amüsiert euch.“

Natürlich amüsierten wir uns.

An Schauspielen haben wir beide herzlich wenige gesehen. Wenn man sich schon einmal ein Billet leistete, so lag uns natürlich die Oper immer näher.

So verfolgen wir beide den Hergang auf der Bühne mit der durch keine Uebersättigung getrübten Aufmerksamkeit des Neulings. Ist der Vorhang geschlossen, so warten wir mit Neugier darauf, was sich ereignen wird, wenn er in die Höhe geht. Wir sind ganz Publikum.

Höchstens, daß wir nebenbei ein wenig geistigen Diebstahl begehen. Besonders Leni. Sie beobachtet mit peinlicher Genauigkeit, wie die Darstellenden sich bewegen, wie sie gehen und stehen, wie sie Pausen ausfüllen, wie sie mit dem Sprechorgan „komponieren“.

Sie folgt damit dem Rat des Opernregisseurs.

„Sehen Sie sich fleißig und mit Aufmerksamkeit das Schauspiel an,“ hat Herr Holle gesagt. „Beim Schauspiel ist dasjenige als Spezialfach herausgebildet, was bei der Oper erst neben dem Gesang kommt, ohne deswegen aber weniger wichtig zu sein: Spiel, Mimik und Prosa. Geben Sie besonders auf die Dorn acht, von der können Sie viel lernen.“

Ja, daß man von der Elfriede Dorn was lernen kann, das sieht selbst mein Laienverstand ein.

Ich habe nie so etwas Hinreißendes gesehen. Sie lebt ihre Rollen. Sie giebt sich sehr wenig aus zu Anfang, sie hält Maß, hält immer noch Maß, selbst in den Steigerungen, und dabei bringt sie es fertig, daß man das innere Feuer gleichsam unterirdisch in ihr wühlen sieht und den Ausbruch mit verhaltener Spannung erwartet. Sie „setzt wenig Lichter auf“, diese wenigen aber von einer schlagenden Präzision und atemraubender Wirkung.

Wie mag sie als Mensch sein, diese Dorn? Ich brenne darauf, sie persönlich kennen zu lernen.

„Nur, daß sie sich in diesen Hüttenbesitzer mit dem sogenannten schönen Bart verlieben kann, begreife ich nicht.“

„Er spielt aber nicht schlecht,“ meinte Leni.

„Weiß ich nicht. Jedenfalls — er interessiert nicht. Wie heißt der Mann?“

„Emil Pohlmann, erster Held. Gestern gab er übrigens den ‚Huckebein‘.“

„Na ja, selbst da hat er etwas ‚gehüttenbesitzert.‘ Ich mag ihn eben nicht.“

„Ich eigentlich auch nicht,“ gab sie zu. „Na, Schauspiel überhaupt — so ohne Musik“ — sie zuckte die Achseln.

Ich war eigentlich nicht ganz ihrer Ansicht, aber der Corpsgeist des „Wir von der Oper“ zwang mir ein Nicken ab.

„Ich freue mich wirklich auf morgen, auf meine Mignon,“ fuhr Leni fort. „Wenn ich nur mit dem furchtbar schnellen Umzug während des zweiten Aktes fertig werde! Mit Philinens Morgenrock, weißt du. Die Angst wird mich so nervös machen, daß ich mich in den Spitzen verheddere und keinen Knopf finden kann.“

„Wir werden es noch ein paarmal üben zu Haus, nach der Uhr,“ tröstete ich sie.

„Ja, ja. Und dann auch — ach, Lisbeth —“

„Nun, was denn noch? Lampenfieber?“

„Lampenfieber? Keine Spur.“

„Mein Gott, wo ging denn der Seufzer hin?“

Sie wand sich unbehaglich hin und her, dann beugte sie sich nahe zu mir: „Ach, es ist doch so ein Stückchen Hosenrolle darin!“

Ja, die Hosenrolle. Ich habe mich auch noch nicht ganz damit abgefunden. Aber ich werde mich hüten, ihr das zu sagen.

„Bist nicht gescheit, Kleines. Der Sammetanzug mit den langen Rockschößen ist doch kaum Ho —“

„Pst! — leise.“

„Hosenrolle zu nennen.“

„Meinst du wirklich?“

Natürlich meinte ich.

*

Mir wird angst.

Das kann ja gar nicht länger so fortgehen. Lauter freudige Eindrücke, und nun mit „Mignon“ sogar ein Bombenerfolg, ein begeistertes Publikum, gute, stellenweise sogar glänzende Rezensionen, ein schmunzelnder Direktor, ein Kapellmeister, der uns kaum noch als Anfänger, sondern wie tüchtige Kollegen behandelt, und immer famos bei Stimme — das ist zu viel.

Mir wird unheimlich dabei. Ich müßte die Götter nicht kennen, wenn sie sich diese Reihe von guten Tagen nicht bald mit einem gehörigen Opfer bezahlen ließen.

Nun, bis dahin — freuen wir uns des Heute.

Tag für Tag ein tiefblauer, wolkenloser Septemberhimmel.

Heute nachmittag fuhren wir mit einer Kuchentüte aufs Geratewohl aus der Stadt hinaus. Ohne Plan und Programm. Nur um einmal „draußen“ zu sein.

Wir haben beide die Gewohnheit, mit einer großen Freude oder einem großen Kummer ins Freie zu gehen, wo man keine Häuser und keine Menschen mehr sieht.

Ich weiß selbst nicht recht, wie es kommt.

Vielleicht, daß man sich in Gottes freier Natur ungehemmter auf das schlicht Menschliche besinnt, daß der herbe Duft unsrer Mutter Erde ihren Kindern frische Widerstandskraft giebt gegen das Leid und erhöhte Empfindungsfähigkeit für die Freude.

Was wir heute ins Freie trugen, war die süße Last zweier zum Jauchzen froher Herzen.

Noch wußten wir nicht, was da draußen sein würde. Wir standen auf der hinteren Plattform des Pferdebahnwagens und ließen neugierig die Ausläufer der Stadt an uns vorüberziehen.

Arbeiterhäuser rechts und links, nachdem die kahlen Mauern der Mietskasernen verschwunden waren; Kartoffelfelder, über deren brauner, aufgewühlter Fläche sich der vergißmeinnichtblaue Rauch der Feuer wie ein zarter Schleier spannte. Der für den Herbst so charakteristische Duft des verbrannten Krautes erfüllte die dünne, laue Luft.

Die Scenerie änderte sich nicht, eine ganze Weile lang.

„Du, am Ende bleibt's bei den Kartoffeläckern,“ meinte Leni etwas enttäuscht.

„Ganz egal. Ein Bauernwirtshaus, wo wir 'ne Tasse Kaffee bekommen zu unserm Streuselkuchen, werden wir schließlich wohl finden.“

Aber der Himmel hatte es besser mit uns im Sinne.

Die nächste Biegung der Chaussee gab den Blick frei auf eine blaugrüne, von bunten Farbentupfen durchsetzte Fläche.

„Ein Wald, wahrhaftig ein Wald!“

Der Kondukteur sah uns etwas erstaunt an.

„Na, ja doch, der Stadtforst,“ sagte er gleichmütig.

„Weißt du,“ flüsterte Leni mir zu, „der Mann irrt sich. Den Wald haben die Götter da soeben eigens für uns hingestellt, um das Opfer entsprechend in die Höhe schrauben zu können.“

„Da er aber einmal da ist — kosten wir ihn aus. Angerechnet wird er uns ja doch.“

„Ob ein Wirtshaus darin ist?“

Ein feiner blauer Rauchstreifen, der kerzengerade aus den Wipfeln aufstieg, gab die Antwort.

„Jawoll, das ist der Waldfrieden,“ bestätigte der Kondukteur. „Sie brauchen nur geradeaus gehen und auf den Wegweiser achten.“

Auch das noch! Wir sahen uns an.

Eine halbe Stunde später saßen wir, gemütlich Kaffee trinkend, in dem kleinen, resedabuftenden Wirtshausgarten mitten im Walde.

Der Boden war hell und trocken. Kein Windhauch rührte an die gelblichen Baumkronen über unsern Köpfen, nur manchmal schwebte ein welkes Blatt langsam auf die blau und rot gewürfelte Kaffeedecke nieder.

Am Nebentisch, wo ein halbes Dutzend junger und älterer Damen mit der Vertilgung eines Kuchenberges beschäftigt waren, verstummte plötzlich das Gespräch. Man sah mehr oder weniger versteckt zu uns herüber — die ersten bescheidenen Anzeichen beginnender Popularität.

„Das ist die Witt.“

„Welche?“

„Die in dem grauen Jackettkostüm. Die andre muß die Schwester sein.“

Leni verbiß sich ein Lachen, denn die im grauen Kostüm war zufällig meine Wenigkeit. Und mit würdevoller Miene hielt ich den zwölf neugierigen Augen stand, acceptierte, bescheiden errötend, was sonst noch an Gesprächsbrocken zu uns herüberdrang, wie: Mignon ... entzückend ... jung ... einfach ... süß ... und so weiter, während Leni, die „andre“, mit still verschmitztem Gesicht ihren großen Herbststrauß aus buntem Laub und Adlerfarn, den sie unterwegs gepflückt, mit einem dicken Binsenhalm zusammenband.

Und dann vergaßen wir die andern um uns her, steckten die Köpfe zusammen und plauderten — ich glaube zum zehntenmal — den „Mignon“-Abend noch einmal durch von A bis Z.

Es war eine glänzende Aufführung gewesen, wie überhaupt fast sämtliche Kräfte an unsrer Bühne sehr tüchtig sind. Else Steinbrügge brillierte mit ihrer perlenden Koloratur, Leni mit ihren schwermütig gefärbten, glanzvollen Stimmmitteln, Guth war ein mustergültiger Harfner, und Reveldi, der lyrische Tenor, hatte mit seinem Wilhelm Meister vorzügliche Rezensionen erzielt.

Mir konnte er zwar nicht sonderlich gefallen, der gute Carlo Reveldi, erstens, weil ich Tenöre überhaupt nicht mag, zweitens, weil er im Spiel beständig posiert; ich werde die Empfindung nicht los, daß er nicht sowohl als Wilhelm Meister gefallen als vielmehr als Carlo Reveldi Eroberungen machen will; und drittens, weil ich glaube, daß er im Grunde schlechtweg Karl Rehfeld heißt und zu dumm ist, um zu wissen, daß das Italienisieren von Sängernamen genau so veraltet ist wie lange Künstlerhaare und Sammetröcke bei den Malern.

„Aber das muß man ihm lassen, er hat Stimme und famose Schule," warf Leni ein.

„Mag sein. Ich kann mich nicht auf einen so streng musikalischen Standpunkt stellen. Du hättest ihn nur sehen sollen, wie er im letzten Akt, nach der Kulisse horchend, wo du schliefst —"

„— wo ich mit der Steinbrügge über einen Castellschen Witz lachen mußte."

„So! — Also: wie er sich geziert auf die linke Fußspitze erhob: ‚Sie schläft — leise flüstert sie meinen Namen —'; ich hätte ihm am liebsten zugerufen: ‚Sie irren, lieber Herr Reveldi, bilden Sie sich das um Gottes willen nicht ein; sie denkt gar nicht daran, Ihren Namen zu flüstern, Sie sind —'"

Lenis Hand legte sich plötzlich fest auf meinen Arm. „Pst, um Gottes willen! Wenn man vom Wolf spricht — da kommen sie gerade; ein halbes Dutzend von der Oper, der schöne Carlo — Frau und Fräulein Steinbrügge, die Hochdramatische mit ihrem Prinzgemahl — ach, auch Schauspiel, die Dorn mit Mutter!"

Erst war ich wütend gewesen über die Störung, aber die Dorn — ich sah interessiert auf. „Welche? Das junge Mädchen mit dem starken, dunkeln Haarknoten — nein, die sieht zu jung aus!"

„Doch, das ist sie. Jetzt sehen sie uns. Es hilft nichts, sie kommen."

Die Begrüßung, Vorstellung und so weiter war nicht um einen Grad geräuschvoller als bei andern Sterblichen, aber sie lenkte doch die Aufmerksamkeit des ganzen Gartens auf uns. Unsre Gruppe war im Umsehen der Zielpunkt sämtlicher Blicke geworden. Ich fühlte, wie die Nöte peinlicher Verlegenheit mir in die Wangen stieg.

„Da hilft nun nichts, Lisbeth, wir sind jetzt einmal ‚vom Theater'," raunte mir Leni zu, während sie einer der alten Damen eine Fußbank unter den Tisch schob.

Endlich, nachdem noch ein Tisch herangesetzt war, nachdem der Prinzgemahl die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine Frau hier wirklich keinen Zug bekam, nachdem der Bauernkellner das komplizierte Durcheinander von Bestellungen mit völlig verwirrtem Gesicht in Empfang genommen hatte — endlich trat eine gewisse Ruhe ein.

Dank einiger geschickter Wendungen war ich neben Fräulein Dorn zu sitzen gekommen. Ich hatte den brennenden Wunsch, ihr etwas — ihr viel zu sagen, und wußte doch beim besten Willen nicht, wie ich's anfangen sollte. Zunächst hatte ich noch genügend daran zu thun, die Künstlerin, als die sie mir einen Heidenrespekt eingeflößt, mit dem schlichten jungen Mädchen, das nun neben mir saß, innerlich in Einklang zu bringen.

Wie ein schüchternes Schulmädchen saß ich neben ihr, die sicher um mindestens zwei Jahre jünger ist als ich, und wagte nur, sie verstohlen von der Seite zu betrachten.

Sie ist nicht eigentlich hübsch — glaube ich. Ich sage absichtlich: glaube ich, denn ich bin durch meine Bewunderung derartig günstig für sie voreingenommen, daß ich meinem Urteil über ihr Aeußeres keine Kompetenz zuschreiben kann. Für mich hat dies bleiche, groß angelegte Gesicht mit dem intelligenten Ausdruck auf der freien, klaren Stirn etwas ungemein Anziehendes. Die Figur ist überschlank mit unglaublich schmaler Taille; es scheint, als ob das auffallend starke dunkelblonde Haar alle Lebenssäfte dieses Körpers für sich verbrauche. Sie trägt ein schwarz und weiß gestreiftes seidenes Blusenhemd mit weißer Wäsche; beim Anblick der schmalen, nervösen, mageren Hände, von denen sie eben die Handschuhe abstreift, drängt sich ein Stormsches Wort in meine Erinnerung:

„Hände, die aussehen, als wenn sie nachts auf einem kranken Herzen liegen . . ."

„Else, hänge dein Cape um, du bist erhitzt vom Gehen," rief die alte Frau Dorn, eine ebenso vornehm schlanke Gestalt wie ihre Tochter, über den Tisch herüber. Sie hat etwas Lautes, Metallisches in ihrer Stimme, das keinen Widerstand zu dulden scheint.

„Wenn es dich beruhigt, Mama."

Und während sie sich in ihr Golfcape wickelte, das Reveldi ihr überhing, verfolgte ich bewundernd ihre abgerundeten, klassisch ruhigen Bewegungen.

Dabei fanden mich Lenis lachende Augen.

„Fräulein Dorn, wissen Sie, daß Sie da in meiner Schwester eine glühende Bewundererin neben sich haben?"

Else Dorn wandte ihr kluges Gesicht zu mir herum. „Ist das wahr?" fragte sie erfreut.

Ich nickte. „Wirklich wahr. Wenn ich doch nur ein bißchen mehr Sprachgewandtheit hätte! Tausend Dinge möchte ich Ihnen sagen, — wo aber soll ich anfangen? Und schließlich — das alles wird Ihnen nichts Neues sein und auch wenig Wert für Sie haben."

„Sie irren, jede Anerkennung hat Wert für mich und macht mir große Freude."

„Ich kann mir aber doch denken, daß Sie sehr verwöhnt sind," stotterte ich.

„Sie irren wieder. Selbst wenn wir annehmen wollen, es dächten viele so wie Sie, ich gefiele jedem einzelnen im Publikum — ich sage gesetzt den Fall! — wie viele, glauben Sie, würden sich die Mühe machen, ihrer Anerkennung Ausdruck zu geben? Ich meine nicht das Komplimentesagen; ich denke so, daß man mir die unendliche Freude machte, mich den impulsiven Ausdruck vollen Verständnisses hören, sehen, fühlen zu lassen. Das ist's. Und darin — glauben Sie mir — sind wir Künstler nicht verwöhnt."

„Jetzt verstehe ich Sie."

„Sehen Sie wohl? Sie würden mich noch mehr begreifen können, wenn Sie wüßten, wie schwer gerade ich zu kämpfen habe, Schritt für Schritt. Es ist da ein Feind" — sie hatte unwillkürlich die Stimme gedämpft — „doch davon ein andermal, es führt zu weit. Also, ich gefalle Ihnen" — sie sprach wieder in harmlosem Konversationston —, „das freut mich, und ich danke Ihnen, daß Sie mir's sagen. Das hören wir alle gern, was?"

„Na, ob," sagte der Prinzgemahl, den dies „wir" doch eigentlich gar nichts anging.

Ich sah ihn mir näher an — ein liebenswürdig aussehender Mann, vielleicht vierzig Jahre alt, mit kurzem, blondem Spitzbart und einer Frisur à la malcontent. Seine magere Gestalt von quecksilbriger Beweglichkeit.

Man erzählt sich, daß er eine große Zukunft als Maler „hinter sich" habe. Vor einem Jahrzehnt sei es gewesen, als er plötzlich den aussichtslosen Kampf mit der Verständnislosigkeit des Publikums, das „ähnliche" Porträts verlangte, satt gehabt und die damals im Zenit ihrer Leistungen stehende Alma Stollberg geheiratet habe. So sei er allmählich in der Leitung des Hauswesens, der Erziehung des kleinen Max und dem Entwerfen künstlerischer Kostüme für seine Frau in seinen Wirkungskreis hineingekommen, der ihn völlig ausfülle.

Böse Zungen behaupten, er sei ein „Pottkieker", und nennen ihn Herrn Stollberg, geborener Brandt. Ueber einen Punkt aber sind sich gute und böse Zungen durchaus einig, daß nämlich Frau Brandt-Stollberg, der Prinzgemahl und der kleine Max eine sehr glückliche Familie bilden.

An ihr, der Hochdramatischen, fällt zuerst ihre königliche Gestalt ins Auge, eine Gestalt, deren reife Fülle allerdings durch das geringste Stärkerwerden die feine Grenze der Schönheitslinie überschreiten würde. Ihr gemütliches Hausfrauengesicht mit den lachenden, blanken Zähnen steht zu ihrem Aerger allerdings nichts weniger als hochdramatisch aus. Jedenfalls ist sie eine Erscheinung.

Ich sah sie noch nicht auf der Bühne. Sie soll eine so anregende Darstellerin sein, daß man den beginnenden Verfall ihrer Stimme darüber vergessen könne, hörte ich.

Eben reichte ihr Frau Dorn den Kuchenteller herüber. „Wie, Sie nehmen nichts? Aber Sie können doch den Kaffee nicht so trinken, liebe Frau Brandt."

„Muß," sagte die Sängerin wehmütig und wies auf ihre fest eingeschnürte Taille, „führen Sie mich nicht in Versuchung. Ah — Mohrenköpfe — ich muß wahrhaftig meine ganze Energie aufbieten."

„Nehmen Sie ihr den Teller weg, gnädige Frau" — das sagt der Prinzgemahl —, „sie schweningert nämlich, meine arme Dicke. Aber es hilft. Acht Pfund hat sie schon verloren. Sie ist aber auch sehr konsequent, ich muß sie loben." Dabei sah er sie liebevoll an.

„Was tuscheln denn die Kinder da? Ich glaube wahrhaftig, die fachsimpeln!" rief Fräulein Dorn über den Tisch.

Die „Kinder" — das waren Leni und Elsbeth Steinbrügge; Else Dorn ist zwar ebenso jung, steht aber schon in ihrer dritten Saison.

Sie hatten allerdings die Köpfe zusammengesteckt und schwelgten in ihrer süßen Erinnerung, der Mignon-Aufführung.

„Laßt nur gut sein," sagte Frau Brandt-Stollberg anerkennend, „ihr habt euch vorzüglich aus der Affaire gezogen."

Die beiden erröteten vor Freude.

„Aber spielen müssen sie noch lernen," meinte Else Dorn.

„Ach ja!" Ein vierstimmiges Zugeständnis, denn die respektiven Angehörigen, Frau Doktor Steinbrügge und meine Wenigkeit, waren auch dabei.

„Wir sind ja alle einmal blutige Anfänger gewesen," sagte Frau Brandt gütig, „da hält man sich krampfhaft an das, was einem eingepaukt ist. Da singt man glühend: ‚Leb wohl, mein Geliebter!' und fragt sich innerlich, erbleichend: ‚Herrgott, habe ich nach rechts oder nach links oder durch die Mitte abzugehen?!' Ist's nicht so?"

„Ach ja!" Eifrige zweistimmige Zustimmung.

„Nun, seht ihr — das kennen wir alle aus Erfahrung. Was lächeln Sie, Reveldi?"

Der Tenor war inzwischen damit beschäftigt gewesen, zwei jungen Damen am Nebentisch Wagnersche Blicke zuzuwerfen; am Gespräch hatte er sich bisher nur durch Lächeln oder Kopfnicken beteiligt.

„Ich denke daran, daß Fräulein Witt sich so schwer entschließen konnte, sich von mir umarmen zu lassen. Ich meine, im letzten Akt von ‚Mignon'. Die Scene fällt ins Wasser, wenn sie nicht mit großer Innigkeit gespielt wird!"

Leni lachte leise auf.

„Ja, wie soll ich denn innig spielen, wenn Sie mich im Arm halten und dabei halblaut sagen: ‚Ihre Perücke ist famos gearbeitet; woher? Aus Berlin, ja? Ach, aus der Markgrafenstraße. Am Ende dieselbe Firma, von der ich beziehe' . . . Ich bitte Sie, wo bleibt denn da die Stimmung?"

„Ja, Kind, daran gewöhnt man sich!" lachte die Hochdramatische.

Reveldi strich sich seinen kleinen, schwarzen Schnurrbart. „Ich werde mich das nächste Mal bemühen, etwas der Stimmung mehr Angemessenes in Ihr Ohr zu flüstern" — von einem Schwerenöterblick begleitet.

Leni wurde rot. „Ach, bitte, so meinte ich das nicht."

Aber Carlo Reveldi war inzwischen aufgestanden, verbeugte sich leicht und schritt einen Seitenweg entlang dem Walde zu, auf dem ich soeben die beiden jungen Mädchen vom Nebentisch hatte verschwinden sehen.

„Ab durch die Kulisse links," sagte der Prinzgemahl, ihm nachzwinkernd.

In diesem Augenblick sah man am Eingang zwei Radler abspringen: ein mittelgroßer, glattrasierter Herr von unbestimmbarem Alter und eine jüngere, blonde Frau mit stark erhitztem Gesicht.

„Ah — Castell und die Franke," konstatierte Herr Brandt.

„Elsbeth, es wird hier zu kühl für dich, ich denke, wir gehen." Das war Frau Steinbrügge, deren feines Gesicht plötzlich einen hochmütigen Ausdruck angenommen hatte.

„Wir schließen uns an, liebe Frau Doktor, nicht wahr, Else?" Merkwürdig, auch auf den Zügen der Frau Dorn diese Indignation.

„Jetzt schon, Mama?"

„Wir haben doch noch Besorgungen zu machen in der Stadt!"

„Na, immerzu," meinte Else Dorn gleichmütig.

„All Heil! All Heil!"

Die Radler traten heran. Es wurde vorgestellt und Platz geschafft. Frau Dorn rief den Kellner heran, um zu zahlen; Elfriede streifte langsam die Handschuhe über die schlanken Hände.

‚Hände, die nachts auf einem kranken Herzen liegen,' — ich mußte es wieder denken. Zu dumm! Wie ich nur darauf komme? Sie sieht wirklich so gar nicht nach einer unglücklichen Liebe aus.

Und während dieses Gedankenganges sehe ich, wie sie plötzlich das Kinn vorschiebt und ein Ausdruck lauernder Spannung in ihre grauen Augen tritt.

Castell hat irgend etwas gesagt — ich habe nicht gehört, was. Jetzt fährt er fort: „Aber er kommt nicht allein."

„Die Rosée?"

„Natürlich. Wofür hätte sie sich denn sonst ein Rad angeschafft? Jetzt kann er ihr gar nicht mehr ausrücken. Was will er machen? Er muß den Kavalier spielen. Lieber tot als unhöflich!"

„Was ist's mit dem Sturm?" fragte Frau Brandt.

„Er muß gleich hier sein per Rad und die Rosée auch."

„Schatz, bestelle! Ich habe einen wahnsinnigen Durst."

Die beiden alten Damen, denen dieses „Schatz" durch Mark und Bein zu gehen schien, steckten die Köpfe zusammen.

„Die Rosée auch noch — ich denke, wir gehen jetzt."

„Ach, Mama, ich bliebe so gern noch! Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal ist hier draußen!" bat jetzt Elfriede bringend.

Sie hatte ihre Handschuhe schon heimlich wieder abgestreift, wie ich bemerkte.

„Else — du weißt doch" — lebhafte Augensprache seitens der Mama —, „unsre Einkäufe!"

„Nichts weiß ich, nichts. Ach, bitte, laß uns noch bleiben, Mama! Bitte, Frau Doktor!"

Ich sah verständnislos von einem zum andern. Was hat man gegen das Brautpaar Castell-Franke? Was gegen diese Rosée? Und warum will Else jetzt durchaus hier bleiben, während sie vor fünf Minuten sich gleichmütig zum Fortgehen anschickte?

Das Brautpaar trank inzwischen in ungetrübter Heiterkeit seinen Kaffee und plauderte mit den Brandts. Von Zeit zu Zeit, wenn Castell irgend eine trockene Bemerkung vom Stapel gelassen hatte, klang des Prinzgemahls amüsiertes Lachen hell vom andern Ende des Tisches zu uns herüber.

„Sind die beiden von der Oper?" fragte ich Else Dorn.

„Eigentlich Schauspiel. Er ist für Chargenrollen engagiert, ist enorm routiniert und singt sogar größere Operettenrollen, ohne eine Note zu kennen. Es ist dies eine Art Universalbegabung, die man wohl nur bei Theaterkindern findet, als das Resumé mehrerer Generationen. Die Franke ist das weibliche Pendant zu ihm."

„Sie machen beide einen sehr angenehmen Eindruck," fuhr ich tastend fort, „was hat man gegen sie?"

Träger und Packpferde auf der Spitze des Chilkoot-Passes.

Goldgräberlager bei Finnegans Point.

Ausblick vom Gipfel des Chilkoot-Passes.

Von den Goldfeldern des Klondyke.

Von den Goldfeldern in Klondyke: Goldgräberlager am Lake Bennet bei der Station White-Paß.

Die Dorn neigte sich nah zu mir. „Sie sind — nicht getraut.“

Ich prallte zurück.

Daß es derartige Verhältnisse giebt — nun ja, das weiß ich, vom Lesen und vom Hörensagen, aber ich habe sie nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jetzt befand ich mich mit einem solchen Paar, das sich offenkundig über die gute Sitte hinwegsetzt, an einem Tische!

Mich faßte ein heftiger Widerwille. Ich mochte sie nicht ansehen, diese Frau Franke, wie sie sich nennt; und doch ertappte ich mich, daß ich sie von Zeit zu Zeit heimlich betrachtete.

Daß sie so harmlos, so schlicht und blond aussah, daß sie mit lächelndem Behagen ihren Kaffee löffelte und sich über die Hühner amüsierte, die nach den Kuchenkrümeln haschten, das war's, was ich nicht fassen konnte.

Ich hatte mir solche Leute zum mindesten tragischer gedacht. So ein Mittelding etwa zwischen Heldentum und Verworfenheit, Kühnheit und Zerknirschung.

Wie ist so etwas möglich? Ich komme nicht darüber hinaus.

Jedenfalls begriff ich jetzt vollkommen, daß die beiden alten Damen aufbrechen wollten, als diese neuen Gäste ankamen.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Goldfeldern des Klondyke.

Mit fünf Abbildungen nach Photographien von La Roche und einer Zeichnung von R. Coper.

Der vom Goldfieber erfaßte Auswanderer, der glaubt, sein Lebensglück hänge davon ab, so schnell als möglich nach dem neuen arktischen Dorado zu gelangen, ehe das Gold dort alle wird, sollte sich einmal die Karte von Alaska und dem nordwestlichen Territorium anschauen. Da wird er in Alaska allein einen Flächeninhalt von sechs Millionen Quadratmeilen finden — Platz genug, um einer Million von Goldgräbern zu erlauben, ihrem Geschäft nachzugehen, ohne daß einer den andern zu sehen im stande wäre. So wird er zu der Erkenntnis kommen, daß die Goldausbeute viele Jahre andauern muß, ehe sie erschöpft ist, und finden, daß er ruhig die Entwicklung der Dinge abwarten mag, ehe er reist.

In ein bis zwei Jahren werden voraussichtlich die Hauptgoldfelder des Yukongebietes ein vollständig modernes Verkehrs- und Transportwesen aufweisen. Schon jetzt kann man sich die furchtbaren Strapazen einer Fußtour über den White-Paß und den Chilkoot-Paß, diese verbotenen Pforten zum Dorado, ersparen, denn seit kurzem sind dem offiziellen Eisenbahnkursbuch zwei Klondyke-Fahrpläne einverleibt worden. Die White-Paß and Yukon Railroad geht von der alaskischen Stadt Skaguay aus. Die ersten zwanzig Meilen der Bahn, von Skaguay bis hinauf auf den Gipfel des White-Passes, sind sehr steil; die Steigung beträgt zuweilen 4 : 100 Fuß. Von der Höhe des Berges geht die Bahn 21 Meilen abwärts bis zum Lake Bennett. Von hier kann man im Frühjahr und Sommer ohne besondere Schwierigkeiten zu Wasser nach Dawson City und dem Klondyke gelangen. Binnen Jahresfrist werden dieser Bahnstrecke weitere 175 Meilen angeschlossen sein, und zwar sind die Vermesser dabei, dieselbe vom Lake Bennett direkt nach Fort Selkirk im Herzen der Klondykeregion zu verlängern.

Der Fahrpreis von Skaguay bis zur Höhe des White-Passes beträgt 4 Dollars; die Gebühren für 100 Pfund Fracht 2 Dollars, das heißt ungefähr tausendmal mehr als die östlichen Bahnen der Vereinigten Staaten nehmen. Derjenige aber, der jemals versucht hat, zentnerschweres Gepäck auf seinem Rücken über den Paß zu tragen oder es durch die Thlinkit-Indianer hinübertragen zu lassen, zahlt gern die Taxe, denn die Schwierigkeiten des unwegsamen Aufstieges sind unglaublich. Die Hindernisse, die große Eis- und Schneemassen und zuweilen fast senkrechte Schneewände dem Reisenden im Winter bieten, werden im Sommer noch von einem Morast überboten, der an Stellen fast bodenlos ist.

Die zweite Klondykebahn wird als Chilkoot Railroad and Transportation Company verzeichnet. Sie geht als gewöhnliche Eisenbahn von der alaskischen Stadt Dyeae nach Cannon City — eine Distanz von 8 Meilen. Von hier führt über den Chilkoot-Paß bis Center Lake eine 7 Meilen lange Luftseilbahn, ein sogenannter aërial tramway. Hier ist das Kabel in größeren oder geringeren Abständen an in Granit gesetzten „Standards“ befestigt und hat zwischen den ersten vier Trägern eine Steigung von 2500 Fuß zu überwinden. Die Schnelligkeit der Fortbewegung beträgt etwa 250 Fuß per Minute. Die Betriebskraft wird durch drei Anlagen geliefert, wovon eine am Fuß, eine in der Mitte und eine auf der Höhe des Berges angebracht ist.

Auf der Höhe des Chilkoot-Passes sowohl wie auf der des White-Passes hat die kanadische Regierung Zollbeamte stationiert, die 40 Prozent vom Werte alles dessen erheben, was man nicht auf dem Rücken trägt. Hier stellt die kanadische Regierung auch Goldgräbern Erlaubnisscheine aus, die gegen Erlegung einer Gebühr von 10 Dollars den Eigentümer ermächtigen, ein Jahr lang im kanadischen Gebiet nach Gold zu graben, zu jagen, zu fischen und Holz für Goldgräberzwecke zu fällen — eine wahre Goldgrube für die Regierung.

Das Leben in den Goldfeldern ist keineswegs verlockend. Das Gold schwimmt weder auf dem Wasser, noch wächst es an den Sträuchern oder glitzert auf den Hügeln — es befindet sich in der hartgefrorenen Erde, der es mit Spaten, Spitzhacke und Feuer abgewonnen werden muß. Die Entbehrungen des Lagerlebens, die harte, aufreibende Arbeit, das unwirtliche Klima und die langen Winternächte lassen das Unternehmen sehr gewagt erscheinen. Wenn dann noch der kurze Sommer hinzukommt mit seinen 100 Grad Wärme im Schatten und seinen Schwärmen von blutgierigen Moskitos, die sich selbst durch Feuer nicht wegschaffen lassen und durch das Leder hindurch stechen — Moskitos, von denen zuweilen Milliarden die Sonne verdunkeln, — dann erst würdigt man die volle Tragweite des Unternehmens.

Der Goldgräber schlägt zunächst auf gutes Glück ein Zelt auf, bis er einen ihm besser zusagenden Platz gefunden hat; dann erst baut er sich eine Blockhütte auf einer Unterlage von getrocknetem Schlamm. Die Wände werden durch zusammengefügte Holzblöcke hergestellt, die etwa 2 bis 3 Fuß dick mit Schlamm bedeckt werden. Das Dach wird aus Zweigen gebildet, die gleichfalls einen Ueberzug aus Schlamm erhalten.

Um während der Wintermonate Gold zu gewinnen, wird der Erdboden durch gut unterhaltene Feuer aufgetaut. Die Grube wird etwa 3 bis 5 Fuß tief ausgeworfen, und jedes Feuer taut etwa 1 Fuß Erdboden auf. Sobald man auf Kies stößt, wird eine Pfanne zur Probe gewaschen, um zu bestimmen, ob „paydirt“, das heißt goldhaltiger Schlamm erreicht worden ist. Das aufgetaute und ausgegrabene Erdreich wird bis zum Frühjahr aufgeschichtet. Sobald es dann taut und Schnee- und Quellwasser den Berg herunterzurieseln beginnen, baut sich der Goldgräber eine Rinne mit einem ziemlich guten Gefälle, durch die er das Wasser über seine im Winter ausgegrabene Erde leitet. Hier wird das Gold vom Sande gesondert und sinkt zu Boden, während der Sand mit dem Wasser abfließt.

Das ewige Einerlei dieses Lebens findet nur dann eine Unterbrechung, wenn der Goldgräber zur „Stadt“ geht, zum Beispiel nach Dawson City. Trinken, Spielen, tolle Tänze wechseln in endloser Reihenfolge miteinander, und Goldstaub ist fast das einzige Zahlmittel. Wie man aus den Tageszeitungen weiß, ist diese Goldgräberstadt am 28. April fast gänzlich niedergebrannt, aber ohne Frage zu der Zeit, da diese Zeilen dem Leser zu Gesichte kommen, in ihrer primitiven Art wieder aufgebaut worden.

Otto Zahn.

Mittsommernacht.

Voll Blüten prangt der rote Dorn,
Der Sprosser schlägt im Walde,
Wie Silber blinkt des Mondes Horn
Hoch über Flur und Halde.
Im ersten Schlummer ruht die Welt,
Nur leise wehn die Winde,
Und durch das grüne Roggenfeld
Zieht äsend Hirsch und Hinde.

Da drängt's auch mich hinaus mit Macht,
Es ist so schwül im Zimmer,
Und lockend winkt die Juninacht
Mit ihrem Zwielichtschimmer.
In lauen Wellen spielt die Luft
Um Stirne mir und Locken;
Mich grüßt von fern mit Wald und Kluft
Der alte, heil'ge Brocken.

Und in den Büschen regt sich rings
Der Elfen leichtes Völkchen,
Und flüstert rechts und wispert links
Aus weißen Silberwölkchen.
Bald ist es nah, bald flieht's davon,
Schwebt über Wald und Weiher:
Titania scherzt mit Oberon
Zur Sonnenwendefeier.

Rings um mich hat Mittsommernacht
Ihr Zaubernetz gesponnen.
Ich tauche tief in ihre Pracht,
Wie in der Jugend Bronnen,
Und schauernd rieselt mir durchs Herz
Ein inniges Behagen,
Als würd' ich heimlich himmelwärts
Auf Wolken fortgetragen.

A. Bessell.

Eine Sommerfrische in Tasmanien.

Von

Felix von Nordenstein.

(Fortsetzung.)

Die Thür hat sich auf, und die behäbige Wirtin trat knicksend herein. Die korpulente kleine Alte mit der sauberen weißen Schürze, dem gefältelten Häubchen, den altmodischen Löckchen an den Schläfen, paßte wie eine Titelvignette zum Charakter des Hauses. Sie gehörte zu einem jener Typen, die mehr und mehr aussterben. Wenn der Leser je Dickens' Werke illustriert gesehen hat — die Pickwickier etwa mit ihren spaßhaft charakteristischen Figuren — und sich danach eine Wirtin denken will in irgend einem „way-side-inn“, zu den Zeiten, von denen Boz schreibt, da noch die Postkutsche ging, wo heutzutage Eisenbahnzüge sausen, so wird er sich am ehesten ein richtiges Bild machen von der freundlichen alten Frau, die seit zweiunddreißig Jahren dem kleinen Gasthof in Franklin vorstand.

Sie kam, um zu fragen, ob es uns recht wäre, wenn sie schon das Abendbrot servierte, und ausgerüstet mit einem herzhaften Appetit, den die vielen Stunden in freier Luft zu einem wahren Heißhunger gesteigert hatten, bejahten wir mit Freuden. Als wir unsre Mahlzeit beendigt hatten, war es zu spät zu einem Spaziergange und zu früh zum Schlafengehen. Aus der Küche tönte ab und zu Stimmengeräusch zu uns herüber; jetzt sang eine derbe Männerstimme mit großem Aplomb: „Within a mile of Edinburgh town“, und die Zuhörer belohnten seine Leistung mit Gelächter und Beifallssalven nach jedem Verse.

Ich liebe es, mich unters Landvolk zu mischen, und habe aus den schlichten Erzählungen einfacher Leute mir oft ein richtigeres Urteil über den Charakter eines Landes bilden können als aus dicken Bänden. So überredete ich Brauer, sich mit mir dem kleinen Kreise anzuschließen, und eine Minute später saßen wir behaglich um das große Herdfeuer mit Wirt und Wirtin und ihren Gästen. Das waren nur drei außer uns: der Grobschmied des Orts, der gekommen war, seine Abendpinte Ale zu trinken, ein benachbarter Farmer, dem es zu spät geworden war, nach Hause zurückzukehren, und ein engerer Landsmann der beiden Wirtsleute, ein „Devonshireman“, der, seit Jahr und Tag Fuhrmann in Launceston, einen Auftrag erhalten hatte, der ihn bis Hobart und von dort nach Franklin dirigiert. Dieser letztgenannte hatte ein altes Devonshire-Erntelied zum besten gegeben:

„Ah, the corn, and the corn, and the yellow, mellow corn,“

das die Wirte mit Entzücken erfüllt, und der Schmied, ein alter Schotte, sich darauf veranlaßt gefühlt, sein Edinburgher Lied mit dröhnendem Baß vorzutragen.

Als wir uns zu ihnen gesellten, wandte sich die Unterhaltung von selbst unsrer heutigen Fahrt zu. „Was ist aus dem hohlen Baum geworden?“ fragte ich, „den man früher auf dieser Route passierte, durch den ein Viergespann durchfahren konnte, und in dem ich selbst mit einem Einspänner umgekehrt bin?“

„Ja, der Baum ist hin,“ sagte der Wirt unmutig, „das haben wir unsern liebenswürdigen Sommergästen zu verdanken. Ein paar Touristen im vergangenen Jahr hielten es für einen Hauptspaß, unter diesem Baum lagernd, sich ein schönes Feuer zu schüren. Das Feuer auszumachen, als sie aufbrachen, erschien ihnen nicht notwendig, und der prachtvolle Baum hat dran glauben müssen. O, über diese Touristen! In die herrlichen Farnbäume schneiden sie zolltief ihre unnützen Namen, die niemand interessieren, und die Bäume gehen daran zu Grunde!“

Der Alte klopfte verdrießlich seine Pfeife aus, und der Schmied murmelte etwas, das sehr nach einem starken Ausdruck klang.

„Da ist's Sünde und schade drum,“ begann Brauer mit aufrichtiger Entrüstung; „etwas so Prachtvolles wie die Farnbäume auf diesem Wege habe ich nie zuvor gesehen. Mein Landsmann und ich haben interessehalber einzelne Wedel der größeren Stämme gemessen und solche fünfzehn bis achtzehn Fuß lang gefunden.“

„Die schönsten sehen Sie erst, wenn Sie hinuntersteigen in die tiefen, feuchten Thaleinschnitte,“ sagte der Schmied. „Auch auf der Insel im Hüon, die Sie von den vorderen Fenstern aus sehen können, sind wahre Prachtexemplare. Aber die ganze Insel wimmelt von Schlangen, so daß es zu gefährlich wäre, sich hinzuwagen.“

Die guten Leutchen hatten sichtlich große Freude an unsrem ungeheuchelten Enthusiasmus für ihr schönes Land. „Ich wollte, wir bekämen mehr Leute heraus, die zugreifen wollten und helfen, das prächtige Land urbar zu machen,“ seufzte der junge Farmer. „Gütiger Himmel, es ist ein solcher Haufen Arbeit zu thun und keine Hände da, sie zu verrichten! Bedenken Sie doch, von 26000 Quadratmeilen noch keine 6000 der Kultur zugänglich gemacht! Und sehen Sie Australien an: die Arbeiter, die sich herwagen, schwingen sich in kurzer Zeit zu Wohlstand und Behagen auf, und dennoch lockt es die Leute der Alten Welt nicht an, und Arbeitskraft mangelt im höchsten Grade. Anderswo lungern sie zu Haufen und verhungern dabei. Ich sage, Kolonisten fehlen uns, und zwar tüchtige Menschen.“

„Die Leute daheim glauben's uns ja gar nicht, daß es hier so gut ist,“ klagte die Alte. „Es ist kurios, was sie in Devonshire für Ideen über Australien haben!“

„Darüber müßt ihr euch trösten, Mütterchen,“ versetzte ich lachend. „Das ist nicht bloß in Devonshire so: die Leute glauben's mir auch nicht.“

Die alte Frau sah mich zweifelhaft an; ihr Rechtsgefühl konnte sich nicht so schnell zufrieden geben. „Aber das ist ja große Thorheit! Wie wollen denn Leute mitreden, die nicht dabei sind? Diejenigen, die es sehen, müssen's doch besser wissen!“

„Nein, Frau,“ sagte energisch der alte Gastwirt, dem der Humor aus den Augen zwinkerte, „nein, Frau, die Leute, die nicht dabei sind, wissen's immer besser. Vor Zeiten hat man geglaubt, daß Will Shakespeare uns all die Theaterstücke geschrieben hat, und die Leute, die dabei waren, wenn er sie aufführte, glaubten's auch. Die Menschen, die ein paar hundert Jahre später geboren sind, wissen schon, daß er sie gar nicht geschrieben hat — sondern irgend eine Gesellschaft hat sie geschrieben, oder ein andrer Mann, der zur selben Zeit mit ihm lebte, hat sie geschrieben — ich vergesse, wie er heißt. Noch ein paar hundert Jahre später werden sie noch ein gut Teil mehr wissen. Ja, ja, ja! Die Leute, die nicht dabei sind, wissen's immer besser!“ Und der Alte schmunzelte vergnügt, in offenbarer Freude über seine Beweisführung. „Die Leute daheim,“ — hier wandte er sich zu mir, und sein ganzes Gesicht verklärte sich zu einem breiten Grinsen — „die Leute daheim bedauern meine Alte noch heute, daß sie mit mir herausgekommen ist, ha, ha, ha, ha!“

„Ha, ha, ha, ha!“ stimmte die behäbige Wirtin ins schallende Gelächter ein, und den beiden alten Leutchen stand es so auf der Stirn geschrieben, wie wenig sie des Mitleids bedürftig waren, daß wir alle von der Lachlust angesteckt wurden und der Devonshireman sich die Hüften schlug vor Vergnügen.

Als wir aufbrachen, um unsre Nachtruhe zu suchen, holte die Hausfrau ein paar Aepfel herbei und reichte sie uns: „Die müssen Sie essen, weit und breit giebt's kein besseres Obst.“

„Morgen früh,“ vertrösteten wir.

„Bewahre,“ rief sie eifrig, „jetzt gleich, ehe Sie zu Bett gehen.

‚Eat an apple, going to bed,
Makes the doctor beg his bread,‘

das ist ein alter, guter Devonshire-Spruch.“

In unserm Schlafzimmer angelangt, begab ich mich gleich zur Ruhe, indes Brauer sich an den Tisch setzte, um noch einen Brief zu schreiben. Der Lampenschirm dämpfte das Licht und bannte es in die Nähe des Schreibers, während die Seite der Stube, an welcher die Betten standen, in tiefem Schatten lag. Ich aß meinen Apfel, der dem Obstgarten der Wirte viel Ehre machte, und lächelte über den Devonshire-Spruch und den zuversichtlichen Ton, mit dem die treuherzige Alte ihn ausgekramt hatte. Und von einem zum andern springend, wanderten meine Gedanken flüchtig über das weite Gebiet von Mythen, Sprichwörtern, Aberglauben, die sich in großem Kreise um den Apfel gruppieren. Wo gäbe es im Bereich der ganzen Vegetation ein zweites Gewächs, das eine so wichtige Rolle spielt in den Sagenkreisen der verschiedensten Nationen, als der Apfel — die verhängnisvolle Frucht, die wir schon mit jener identifizieren, die auf den ersten Blättern der Menschengeschichte verzeichnet steht?

In der griechischen Göttersage hütet der Drache Heras Aepfel in den Gärten der Hesperiden, und in der nordischen Mythologie bewahrt Iduna die Aepfel der ewigen Jugend. Um eines Apfels willen mußte

„Kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Haus des lanzenkundigen Königs“.

Ein Apfel ist's, der in Wilhelm Tells Geschichte die entscheidende Rolle spielt, und dieselbe Geschichte vom Apfelschuß erzählt die dänische Heldensage mit Bezug auf Palnatoki, den nachmaligen Seekönig und Anführer der berühmten Jomsvikinger am Ostseestrande. Bei den arabischen Volksstämmen heißt der Apfel „die heilende Frucht“, und laut morgenländischer Ueberlieferung vollzieht der Todesengel Azraël seine düstere Aufgabe, indem er dem Opfer einen Apfel entgegenhält und es dessen Duft einatmen läßt.

Wo ist ein Land, in dessen Märchen der Apfel nicht einen wichtigen Platz behauptet? Die italienischen wie die slavischen Märchen sind voll von ihm; in der ungarischen „Geschichte vom eisernen Ladislaus“ ist ihm hohe Bedeutung zugeschrieben; in der französischen Dichtung ist ein singender Apfel eines der Wunder, welche die Prinzessin Belle-étoile vom Ende der Welt holte, und im deutschen Volksmärchen schenkt die Fee ihrem Patchen einen hölzernen Apfel, den dieses nur zu drehen braucht, daß er sich öffnet und ein Prunkkleid spendet. In Sizilien werfen die Mädchen am St. Johannistage aus ihrem Fenster einen Apfel auf die Straße; hebt ein Mann ihn auf, so heiratet die Betreffende im selben Jahre; hebt ihn niemand auf, so wird sie kurz nach der Hochzeit Witwe. Im Erzgebirge legt die Maid am St. Andreasabend einen Apfel unter ihr Kopfkissen, und der erste Mann, der ihr beim nächsten Kirchgang begegnet, währenddessen sie diesen Apfel in der Hand hält, wird ihr Gatte . . .

War ich überm Nachsinnen eingeschlafen? Ich fand mich in Berlin Unter den Linden wieder, und all die Lindenbäume trugen massenhaft Aepfel; die nahmen sich so drollig aus neben den Lindenblättern.

Aber halt . . . laß sehen . . . sind das auch wirklich Lindenblätter? Grün sehen sie wohl aus, aber so durchsichtig hell, und . . . was ist dies schmale, obere Ende? Jetzt bewegt es sich — ein grüner Arm fährt blitzschnell vor . . . das sind Mantis zu Haufen, aber nicht Lindenblätter. Wie nur die Tiere hierherkommen und gleich in solchen Massen! Wo bin ich eigentlich? Richtig, ich sehe schon, Hillers Restaurant muß ganz nahe sein; ich werde aber nicht wieder Känguruhsuppe nehmen; sie ist ja sehr gut, aber ich möchte heute was Leichteres haben. Ich werde mich drinnen erkundigen, seit wann diese Insekten so in Berlin schwärmen, ich werde eines mitnehmen, vielleicht kennt der Kellner den Namen gar nicht. Aber — wie ist das? Die Mantis hat ja eine ganz andre Gestalt, und . . . das ist ja nicht grün — welch ein zartes, rosig angehauchtes Weiß! und . . . ja, was hab' ich denn gesehen? Ich bin ja auch gar nicht in Berlin! Ich bin in Kurland in meines Vaters Garten, und die Apfelbäume stehen in Blüte! Wie mir eigen warm ums Herz wird . . .

„Ach, du nie dagewesene Kreatur!“

Ich fahre zusammen und reiße die Augen auf: vor seinem aufgeschlagenen Bett, das Gesicht voll hilflosen Ingrimms, steht Brauer im Nachthemd, die Lampe in der Hand, und zwischen den sauberen Laken liegt ein struppiges, graues Etwas und blinzelt schläfrig ins Licht — Dumpling in Lebensgröße!

6. Port Arthur.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Das Wort Schillers hat nie zu meinen Lieblingsaussprüchen gehört. Diese pessimistisch gefärbte Anschauung hat mich immer als krankhaft angemutet, als etwas, wogegen mein gesundes Gefühl sich auflehnt. Welch unvergänglichen Zauber hat gerade die Gegenwart des Menschen so manchem Platz der herrlichen Erde aufgedrückt! Wo bliebe der Reiz, der über Trojas verödeten Gefilden schwebt, wenn die Erinnerung an Hektor und Andromache, Achilles und Patroklos, an den Völkerfürsten und tausend Heldenherzen mit ihnen erlöschen könnte? Dahin wäre der Zauber so manches einsamen Inselgestades ohne das Bild des herrlichen Dulders Odysseus,

„Wie er mit Seufzern und Thränen, und herzlichem Gram sich zerquälend,
Auf das verödete Meer hinschaute, Thränen vergießend!“

Es ist der Mensch mit seinem Herzen voll Widersprüchen, mit seinem Ringen und Sehnen, mit seiner Brust voll Liebe und Haß, voll Mitgefühl und Grausamkeit — es ist der Mensch mit seiner Qual, der dem stummen Antlitz der Natur erst die Weihe des Gedankens aufgedrückt hat; ohne dies hätten wir tote Fluren und Steinhaufen, die keine Sprache zu uns sprechen.

In Port Arthur zum erstenmal drängte sich mir das trübe Wort wie eine Macht der Wahrheit auf: der Kontrast hier zwischen dem, was die Natur bot, und was der Mensch dazugebracht, ist eben zu grell, zu schreiend und verleiht dem vagen Ausspruch den Schein bitterer, drastischer Realität. Hier war die Erde wirklich herrlich, die Landschaft paradiesisch, die Vegetation üppig, die klimatischen Verhältnisse beneidenswert; alle Vorbedingungen zu einem Eldorado schienen dem glücklichen Erdstrich geschenkt . . . Und dann kam der Mensch mit seiner Qual und prägte ein Brandmal auf das unentweihte Antlitz der Natur. Jeder versöhnende Schimmer fehlt den unseligen Erinnerungen Port Arthurs, es sind nicht mehr menschliches Ringen und Sehnen, menschliche Konflikte zwischen Gut und Böse, was uns hier begegnet: schaudernd erblicken wir nur die Nachteile der Menschennatur, wohin wir uns immer wenden mögen. Schuld, Schmach, Laster hier — brutale Härte, rohe Tyrannei, raffinierte Grausamkeit dort!

Ich sagte vorhin, daß die Behandlung der Eingeborenen in kolonisierten Ländern zu den dunkeln Blättern in der Geschichte Albions gehört; aber die Reminiscenzen seiner Gefängniszellen zählen zu den schwärzesten Kapiteln in der Geschichte der zivilisierten Welt. Wenn man dabei im Auge hält, daß zu der Zeit, da der Fluch des Deportationswesens auf Tasmanien lag, Leute für Vergehungen der leichtesten Natur verschickt wurden, für Dinge in Wahrheit, die man heutzutage mit ein paar Tagen Haft schwer genug bestraft hält, so gestaltet sich das Bild doppelt düster. Die Autoritäten, die mit unumschränkter Machtvollkommenheit über die Haufen dieser Unglücklichen gesetzt waren, behandelten sie mit so erfinderischer Bosheit, mit so bestialischer Brutalität, daß es jemand, der nicht genau von den traurigen Thatsachen unterrichtet ist, schwer werden möchte, daran zu glauben. Die Unmenschlichkeit, unter der sie keuchten, verwandelte arme Schelme, deren ganzes Verbrechen in vielen Fällen darin bestanden hatte, einen Hasen unbefugterweise erlegt zu haben, in blutgierige, racheburstige Dämonen. Den Schrecknissen der Gefängniszellen zu entgehen, flohen Männer in die Wildnisse des unwirtbaren Busches, um dort jammervoll zu Grunde zu gehen oder aber als verwegene Desperados die Brandfackel in die friedlichen Heimstätten ansässiger Farmer zu werfen und plündernd und raubend ihr Dasein zu fristen. Die Annalen Port Arthurs wissen eine schauerliche Geschichte von neun Verbrechern, die zusammen entflohen und — verstrickt in die Einöde des undurchdringlichen Busches, vom Hunger bis zum Wahnsinn gebracht — im Kannibalismus versanken, so daß die Schwächeren aus der unseligen Schar einer nach dem andern für die Gefährten die Schlachtopfer abgaben. In den Taschen des einen Ueberlebenden, der wieder eingefangen wurde, fanden sich noch vorsorglich aufgehobene Reste seiner grausigen Mahlzeit.

Die kleine Halbinsel, deren südlichsten Punkt Port Arthur bildet, ist mit dem Hauptlande durch einen engen Paß verbunden, eaglehawk neck (Adler-Falken-Hals) genannt, dessen Breite keine dreihundert Fuß beträgt. Das war der einzige Landweg, der Fluchtversuchen offen gestanden hätte, und wütende Hunde wurden die ganze Strecke entlang angekettet gehalten, in solchen Zwischenräumen, daß es unmöglich war, zwischen ihnen zu passieren. Sie verteidigten den Weg zur Außenwelt nachts, und bewaffnete Soldaten hüteten ihn bei Tage. Die Bai zu durchschwimmen war kaum minder gefährlich, da die Behörden täglich spezielle Fütterungen der Haifische angeordnet hatten, um diese Plage der See

Ein zweifelhafter Handel. Nach dem Gemälde von Walter C. Horsley.

Die ersten Schritte. Nach dem Gemälde von L. Schmutzler.

daran zu gewöhnen, in der Nähe des verfemten Ufers zu kreuzen. Man sieht, es konnten nur die sehr Beherzten und Starken an einen Fluchtversuch denken. Doch eine andre Art Flucht gab es, die man auch den Schwachen nicht unzugänglich machen konnte. Es steht eine Klippe in Port Arthur, von der aus die Kinderselbstmorde stattfanden; Puer Point ist der Name des unseligen Platzes. Verschickte Kinder von zehn bis zwölf Jahren faßten sich zu mehreren bei den Händen, flogen über den freien Platz, ehe man zuspringen konnte, und stürzten sich in die tiefe See, um so ihrem Jammerdasein ein Ende zu machen. Oftmals hat sich dies herzerschütternde Begebnis wiederholt. Die armen, kleinen, verwahrlosten Herzen! Ob sie sich gegenseitig Mut machten und der Weg ihnen weniger grausig schien, wenn sie ihn in Kameradschaft unternahmen?!

Von den abscheulichen Verhältnissen jener Zeit kann sich der Unkundige keinen Begriff machen, und ich möchte nicht entscheiden, ob die moralische Verderbtheit größer war auf seiten der Verbrecher beider Geschlechter, die dort unter den Zuchtmeistern seufzten, oder unter den Beamten der Regierung, die nach Gefallen und Willkür schalten und walten durften. Mit den Memoiren Port Arihurs könnten Bände gefüllt werden; sie würden eine Fundgrube für den Sensationsschriftsteller abgeben, doch liegen sie außer dem Bereich dieser Skizze. Ich will hier noch die Worte des Doktor Ullathorne (zu jener unglücklichen Zeit Generalvikar von Neu-Südwales und Tasmanien) wiedergeben, die ein beredtes Zeugnis für den Jammer jener Tage ablegen. Nach einem Besuch in den Zellen jener Sträflinge, wo Scharen der Entscheidung über Leben und Tod entgegensahen, denen ihr Urteil zu überbringen er berufen war, schrieb er: „Ich sagte einige Worte, sie zur Ergebung in ihr Schicksal zu veranlassen, und nannte dann die Namen derjenigen, die zum Tode verurteilt waren (dreizehn an der Zahl), und es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß diejenigen, die sterben sollten, sobald ich ihre Namen aussprach, einer nach dem andern auf die Kniee sanken und Gott dankten, daß sie erlöst werden sollten aus diesem furchtbaren Orte. Die andern, denen ich die Gnadenbotschaft brachte, daß sie weiter zu leben hatten, verharrten stumm. Es war die schrecklichste Scene, die ich je in meinem Leben angesehen habe." Im März 1857 wurde der Generalinspektor Price, ein durch seine Härte und Grausamkeit berüchtigter Mann, der Jahre hindurch der Strafanstalt in Port Arthur vorgestanden, zu Williamstown in Viktoria von Sträflingen ermordet . . .

Der kleine Dampfer trug uns von Hobart in zwei und einer halben Stunde hinüber nach Port Arthur, doch weder Brauer noch ich konnten uns an der Schönheit der Scenerie erfreuen. Wir wanderten zwischen den prachtvollen Gebäuden umher, die jetzt unbenutzt dastehen, ließen uns die alten, berüchtigten Gefängniszellen zeigen und dachten, wie schön es sein würde, wenn erst all diese Bauten zu Ruinen geworden seien und die Zeit die letzten Spuren jener Infamien ausgetilgt hätte.

Wir ruderten hinüber zu dem kleinen Inselchen, das, eine englische Meile östlich in der Bai gelegen, unter dem Namen „Island of the dead" (Insel der Toten) bekannt ist. Hügel an Hügel reiht sich dort, und unter den rohen Holzkreuzen, die nur mit Nummern bezeichnet sind, schlafen die sterblichen Ueberreste von 1700 Unglücklichen dem großen Tage entgegen, wo der Weltenrichter mit einer andern Wage wägen wird als die menschliche Gerechtigkeit. Wunderbar friedlich lag die Landschaft im Licht der sinkenden Sonne vor uns; kein Laut unterbrach die Stille, als das leise Plätschern der Wellen und hin und wieder eines Vögelchens zwitschernder Laut, ehe es im Nest zur Rast ging. Auch wir verharrten schweigend. Es giebt Orte, wo der Mensch nur ein Vaterunser sprechen kann; alles andre wäre Entheiligung.

Als wir zurückkehrten, war der Mond aufgegangen und warf schattenhafte Lichter auf die verrufene Kirche in Port Arthur, die nie eingesegnet worden, weil ein Mord in ihrem Bezirk begangen ward. Späterhin hatte ein Feuer das Gebäude ergriffen und verzehrt, was daran nicht widerstandsfähig war, so daß nur die nackten Steinwände und der zinnenreiche Turm übrig blieben. Finster und geisterhaft blickt die Ruine zwischen den prächtigen Eichen hervor, die zu ihr führen, finster und geisterhaft, trotz des üppigen Epheumantels, den Mutter Natur ihr liebend um die Schultern geworfen hat . . .

Wir waren froh, als am folgenden Tage die Stunde des Aufbruchs schlug und wir Port Arthur und seinen düsteren Erinnerungen den Rücken wandten, um zum lieben, lächelnden Hobart zurückzukehren. Der folgende Tag war rauh und regnerisch, und wir konnten nichts unternehmen, aber Brauer entwickelte eine so sonnige Laune, seit wir den Ort hinter uns gelassen, dessen Vergangenheit sich wie ein Alp auf unsre Brust gelegt hatte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehen.

„Aber, Landsmann, es ist der letzte Tag im alten Jahr — wir müssen was unternehmen!"

„Aber, Brauer, ums Himmels willen, was können wir unternehmen? Sie sehen doch dies Wetter!"

„Es sieht wohl drohend aus," räumte mein Gefährte ein.

„Was, drohend, Mann? Alle halbe Stunde kommt's wie mit Eimern herunter! Wo sollen wir denn hin?"

„Wo soll ich denn hinreiten?
Es schlafen alle Leuten!"

sang Brauer nachdenklich; dann sich zögernd zu mir wendend: „Es ist wohl nichts mit New Norfolk?"

„Du liebe Zeit, wer kann heute an New Norfolk denken? Es schwimmt ja alles!"

„'s isch no nit lang, daß 's g'regnet hat, die Läubli tröpfeln noch," war das träumerische Zugeständnis.

Im nächsten Augenblick — und an seinem strahlenden Gesicht sah ich, daß er etwas ausfindig gemacht hatte, wogegen sich weniger einwenden ließ — begann er von neuem:

„Aber warum sollten wir nicht in den Cirkus gehen können? Ei, freilich wollen wir in den Cirkus gehen, Landsmann!"

Mitten auf der Wiese, nicht weit von unserm Gasthof, stand eine elende Kunstreiterbude, die für jemand, der Renz und Hinné gesehen, nicht viel Verlockendes haben konnte; aber — warum sollten wir nicht in den Cirkus gehen können? „Meinethalben, Brauer, lassen Sie uns gehen," sagte ich lachend, und hin trabten wir durch die Abenddämmerung, in unsre Gummimäntel gehüllt, und saßen bald glücklich in einer der vordersten Reihen. Der Regen hatte zeitweilig aufgehört, aber die Luft war feucht in dem schlechtgeschützten Raum, und jeder eintretende Zuschauer schüttelte einen Tropfenschauer von sich. Die erste Nummer war vorüber — irgend ein banales, miserabel aufgeführtes Reiterstückchen — hinter uns klatschte ein schmächtiges, nervös aussehendes Männlein wütenden Applaus, hiermit Brauers Unmut herausfordernd, als sich ein gewaltiger Guß knatternd über dem Leinwanddach entlud. Gerade über unsern Köpfen mußte ein Loch in der Leinwand sein, denn zwischen Brauer und mir kam es wie aus einer Traufe herunter. Wir blickten nach andern Plätzen um, als das dünne Männlein hinter uns, lebhaft gestikulierend, auf zwei leere Plätze neben sich wies. Schnell bewerkstelligten wir den willkommenen Tausch, und kaum hatten wir die freien Plätze an seiner Seite eingenommen, als unser neuer Nachbar zu unserm Erstaunen uns in reinem Deutsch anredete. Das bewegliche Männlein war ein Violinist, der seine deutsche Heimat vor bald zwanzig Jahren verlassen und sich seitdem in all den verschiedenen Kolonien Australiens „praktizierend" herumgestoßen hatte.

Eine plumpe, groteske Farce zwischen zwei Clowns hatte einem Reiterpaar sechsten Ranges Platz gemacht, das seine Evolutionen schweißtriefend zum besten gab, ohne das Publikum besonders zu animieren; nur der kleine Violinist klatschte, daß seine Handschuhe sicher gesprungen wären, wenn er welche angehabt hätte. Brauer konnte es nicht länger mit ansehen: „Ach, Herr Nachbar, erbarmen Sie sich, warum klatschen Sie denn so furios?"

„Mein Gott!" sagte der kleine Musiker erregt, „mein Gott, wie soll man denn nicht klatschen? Sehen Sie doch nur dies kalte Publikum! O, dies kalte, australische Publikum, was für bittere Stunden hat es mir nicht schon bereitet! Was Wunder? Wie hat man denn Wilhelmi hier behandelt! Der große Wilhelmi hat in Melbourne vor leeren Bänken gespielt! . . . O, dies Publikum, dies Publikum! . . . Wer jahraus jahrein vor der Oeffentlichkeit steht wie ich, meine Herren, der weiß ein Lied davon zu singen," — und der originelle Kauz klatschte heftiger denn je.

Wir warteten das Ende der Vorstellung nicht ab. Der Regen hatte aufgehört, und ein klarer Sternenhimmel funkelte über uns, als wir alle drei zusammen den Cirkus verließen. Wir waren kaum ins Freie getreten, so riß der nervöse, kleine Violinist seinen grauen Filzhut ab und fuhr mit seinem Taschentuch erregt über Kopf und Stirn. „Meine Herren," sagte er, „meine Herren, die Situation ist wirklich eine ganz außerordentliche: hier führt uns der Zufall zusammen, drei Männer, die . . . wie soll ich sagen? . . . nun, von denen ein jeder in seiner Art Vorzügliches leistet; ja, welche . . . ich möchte sagen . . . gewissermaßen nicht mit Unrecht als Typen ihrer Nation betrachtet werden können. Ein ausgezeichneter Schriftsteller" (ich verbeugte mich und legte die Hand aufs Herz), „ein Musiker, der . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . nun . . . um nicht zu hoch zu greifen, der sich mit den besten Vertretern seines Instruments messen kann" (Brauer riß die Augen auf!), „und ein . . . ein . . ."

„Ein Bierbrauer, der Hopfen von Taumellolch zu unterscheiden weiß," schaltete Brauer bedächtig ein.

„Ganz recht . . . ganz recht . . . das war es, was ich sagen wollte," ergänzte der kleine Violinist eifrig; „ja, wir sind ein ganz merkwürdiges Triumvirat! . . . Meine Herren, ich schlage vor, wir trinken ein Glas Wein darauf!"

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein,"

schmetterte der unverwüstliche Brauer.

7. Auch eine Sehenswürdigkeit.

Eine Sehenswürdigkeit absonderlicher Art, auf die Hobart sehr stolz war, habe ich bis jetzt unerwähnt gelassen. Die Stadt rühmte sich, den schwersten Mann der Welt in ihren Mauern zu beherbergen. Ob der prächtige alte Yennings wirklich der schwerste Mann der Welt war, überlasse ich andern zu untersuchen; daß er der schwerste Mann war, den ich gesehen habe, räume ich unbedingt ein, obschon ich in Marienbad Leuten von ganz erstaunlichen Dimensionen begegnet bin.

Mr. Yennings war zu der Zeit, von der ich berichte, dreiundsechzig Jahre alt, doch verheimlichte er diese Thatsache so viel als möglich, da er noch immer nach einer Lebensgefährtin ausschaute; er war nicht ganz sechs Fuß hoch und wog die stattliche Ziffer von $33 \frac{1}{2}$ Stone, das sind etwa 470 deutsche Pfund. Wer den alten Mann nicht gesehen hat, könnte an ein Monstrum denken, aber Yennings war so ausgezeichnet proportioniert, daß seine abnorme Figur durchaus nichts Abschreckendes bot.

Doch, daß meine Leser mich nicht mißverstehen, der alte Yennings war nicht eine Spezialität, die man für Geld sah — bewahre! Der alte Herr würde sich gewaltig in die Brust geworfen haben, wenn man ihm zugemutet hätte, sich für Geld ausstellen zu lassen. Er war ein arbeitsamer und tüchtiger Mensch, bis es ihm mit zunehmendem Alter zu sauer wurde, seinem schwerfälligen Körper viel Thätigkeit zuzumuten. Als ich ihn kennen lernte, hielt er eine kleine Bierwirtschaft auf dem Wege nach New Norfolk, und kein Besucher Hobarts versäumte, dort vorzusprechen, um sich ein Glas Bier geben zu lassen und mit dem Wirte zu plaudern.

Es war Abend und Dämmerstunde, als wir den alten Yennings aufsuchten; der nervöse Violinist, den Brauer seit jenem Abend, da wir uns im Cirkus getroffen, konsequent „Nachbar" nannte, hatte sich uns angeschlossen. Wir traten in die kleine Wirtsstube und blieben im Halbdunkel ungewiß stehen, Umschau haltend in dem uns fremden Raume. Rechts von der Thür stand ein kleines Sofa, in der Mitte des Zimmers ein runder Tisch, von ein paar Stühlen umgeben, links ein Pianino, mit dem obligaten Klaviersessel davor. An der gegenüberliegenden Wand bemerkte ich zwei Thüren, eine in der rechten, die andre in der linken Ecke des Zimmers, aber zwischen diesen beiden Thüren — was stand da Kolossales? Und jetzt bewegte sich da etwas, — etwas von unerhörter Breite beugte sich vorwärts — ein mächtiger

Kopf löste sich aus der Dämmerung; ich trat mit schnellem Gruße näher, sobald ich das Ding erkannt: was da vor uns die halbe Wand einnahm, war ein Großvaterstuhl von noch nicht dagewesenen Dimensionen, und der dicke Wirt hatte drin sein Nachmittagsschläfchen gehalten. Er hatte sich erhoben und begrüßte uns mit dem Aplomb eines Gentleman. Nach seinen ersten Worten öffnete sich die linke Thür des Zimmers, und eine Dienstmagd, ein Mädel von vielleicht fünfzehn Jahren, erschien mit einer Lampe. Wir bestellten Bier für uns, und der Wirt ließ zur Gesellschaft für sich ein Glas Landwein bringen, indem er kopfschüttelnd bedauerte, daß seine Konstitution nicht auf Bier berechnet sei. Als die Magd ihm nicht schnell genug wiederkehrte, ging er ihr eilfertig nach, und die ganze Stube zitterte und dröhnte wie unter dem Schritt eines Elefanten. Zurückgekehrt, ließ er sich wieder in seinen Lehnstuhl sinken, und nun erst hatten wir Muße, ihn nach Gefallen zu betrachten. Der mächtige Kopf trug höchst sympathische Züge: das waren so prächtige, intelligente und gute blaue Augen, ein so wohlwollender Mund, ein so angenehmes, ansprechendes Gesicht, daß wohl mancher Mann, dem seine Konstitution weniger Nachteile in den Weg gelegt, nach dieser Richtung hin hätte mit ihm tauschen mögen.

Ich sah an den aufmerksamen Augen, mit denen der Alte uns beobachtete, daß er den Eindruck studierte, den seine Erscheinung in uns hervorrief, sah auch an seinem schlauen Lächeln, daß er befriedigt war.

„Sie haben geglaubt, ich sähe anders aus, nicht wahr?" fragte er belustigt.

„Ich habe nicht erwartet, einen so ‚fine old fellow' zu sehen," gestand ich lachend zu.

„Hm, hm, hm," schmunzelte er vergnügt, „die Leute bilden sich alle ein, was andres zu finden, wenn sie herkommen; noch gestern war eine Dame hier, die hat mir gesagt, sie sei nie in ihrem Leben so angenehm enttäuscht gewesen, als durch meinen Anblick — nie in ihrem Leben," wiederholte er stolz.

„Sie haben wohl viel Besucher während der Sommermonate?" fragte ich.

Mr. Yennings warf sich in die Brust: „Ich sollte denken! Seit Jahr und Tag kommt niemand nach Hobart, der mich nicht besuchte. Die Gouverneure all der verschiedenen australischen Provinzen seit den letzten zwölf Jahren haben auf diesem Sofa gesessen. Ich bin nie gereist, aber nichtsdestoweniger habe ich mir Menschenkenntnis erworben. Ich weiß, daß Sie ein Deutscher sind, obgleich Sie ausgezeichnet englisch sprechen, ausgezeichnet! Sie müssen lange unter Engländern gelebt haben; übrigens haben Sie Ihr Englisch nicht nur vom Hören aufgegriffen — das verrät sich immer in Kleinigkeiten — Sie haben die Sprache wirklich studiert. Ich weiß auch, daß Sie kein gewöhnlicher Mann sind . . . Viel berühmte Leute haben mich besucht; aber Sie müssen mein Fremdenbuch sehen; der Gouverneur hat kein so interessantes Fremdenbuch wie der alte Yennings."

Es war köstlich zu beobachten, mit welchem Interesse unser Wirt zuhörte, als ich ihm von meinen Wanderfahrten erzählte. Der Mann, der selbst nie gereist war, lauschte mit wahrhaft kindlichem Entzücken meinen Berichten von fremden Weltteilen; ich sah, daß er aus Büchern über die Länder orientiert war, von denen ich sprach; aber wie eben kein Buch das gesprochene Wort ersetzen kann, so schien es, daß meine Erzählungen ihm lebendigere Bilder entrollten als alles, was er bis jetzt nur schwarz auf weiß gelesen hatte.

Reisebilder aus dem Mosel-, Nahe- und Eifellande: Burg Eltz. (Text S. 602.)

Eine spaßhafte kleine Episode ereignete sich, die ich als charakteristisch für gewisse Ideen der Engländer hier wiedergebe. Mr. Yennings fragte den kleinen Violinisten, der sich ziemlich schweigsam verhalten hatte, was doch sein Beruf und Fach sei.

„Ich bin Musiker," war die prompte Antwort.

„O, Musiker! Das dachte ich mir!" sagte Mr. Yennings eifrig.

„Das dachten Sie sich? Wie konnten Sie es sich denken?" fragte Nachbar verwundert.

„Ei nun, alle Deutschen sind Musiker," antwortete der Dicke behaglich.

„Welch eine Idee!" rief ich lachend. „Sie sehen, wir andern beide sind keine Musiker."

„Ja, ja . . . ich weiß," sagte der Alte, „aber doch . . . alle Deutschen sind Musiker! Sehen Sie — alle Engländer sind Kaufleute — so sind alle Deutschen Musiker. Kommen Sie," fuhr er, zu Nachbar gewendet, fort, „spielen Sie mir was."

„Ich bin Violinspieler," erklärte der andre; „ich habe meine Geige nicht hier, sonst würde ich gern spielen."

„O, ich sehe! Never mind, spielen Sie mir auf dem Klavier was vor; es ist ein gutes Klavier."

Nachbar fing an sich zu erhitzen: „Aber mein Herr, hören Sie nicht? Ich bin Violinist — ich habe mein Leben, mein ganzes Talent dem einen Instrument gewidmet — ich halte nichts vom Zersplittern natürlicher Anlagen. Geben Sie mir eine Geige, so werde ich spielen, vorausgesetzt, daß es ein brauchbares Instrument ist . . . Klavier spiele ich nicht."

„Nonsense, jeder Deutsche spielt Klavier," war die mit unerschütterlicher Ruhe vorgebrachte Antwort; „kommen Sie, kommen Sie, Gentleman, ich bin ein solcher Musikenthusiast!"

Nachbar riß sein Taschentuch heraus und fing an, sich damit über Kopf und Stirn zu fahren. Brauer, den das Lachen innerlich fast erstickte, stand auf, setzte sich ans Klavier und spielte irgend ein bayrisches Schnaderhüpferl und danach „'t is the last rose of summer".

Der Alte war entzückt: „Wonderful, gentleman, wonderful! Nun, hab' ich's nicht gesagt: jeder Deutsche spielt Klavier. Ha, ha, ha!"

Wir lachten herzlich mit, aber Nachbar war verstimmt und murmelte etwas von lauter falschen Harmonien, taute auch nicht wieder auf, trotz der ergötzlichen Laune unsers jovialen Wirts.

Kurz ehe wir aufbrachen, kam eine Dame mit ihrer Tochter angefahren, einem blöden Backfischchen, dessen großen Augen, sobald sie sich verstohlen aufschlugen, man die staunende Scheu ansah, die des Hausherrn Anblick ihm einflößte. Die Mutter wäre eine korpulente Matrone gewesen, wenn man sie in andrer Gesellschaft getroffen hätte; neben unserm Wirte erschien sie schlank wie eine Sylphide. Sie setzte sich in das Ungetüm von Großvaterstuhl, das speziell für den Dicken gebaut war, und sah darin so verloren aus, als wäre der Stuhl für eine ganze Familie berechnet gewesen.

Mr. Yennings pflanzte sich aufs Sofa und bot dem Backfischchen den Platz an seiner Seite an. Die kleine Miß sah sich hilfesuchend nach der Frau Mama um, als sie zögernd der Einladung Folge leistete, und streckte die behandschuhte Linke aus, das Sofakissen zu entfernen, das die Ecke einnahm, in die sie sich drücken wollte.

„Lassen Sie das Kissen, lassen Sie's nur," beruhigte der Alte; „hier ist Platz genug . . . Warum dachten Sie, daß hier nicht Platz für Sie sein würde?" Und der fidele Alte kicherte in sich hinein über die spaßhafte Verlegenheit seiner kleinen Nachbarin.

Alken mit Ruine Thurant und Cattenes (rechts).

Als wir Abschied nahmen, entließ er uns mit der größten Herzlichkeit. „Kommen Sie noch einmal zu mir,“ bat er mich aufs wärmste, und die biederen, freundlichen Augen sprachen beredter als alle Worte. „Sie glauben nicht, wie gern ich Ihnen zuhöre! Kommen Sie noch einmal — machen Sie mir die Freude!“

„Wenn ich aus Neuseeland zurückkehre,“ versprach ich.

Ich habe nachher oft bedauert, daß ich nicht noch einmal hinging, ehe ich meine Reise fortsetzte; denn als ich aus Neuseeland zurückkehrte, war der liebe, harmlose alte Mann dahingegangen. Es ist wohl kein Einwohner in Hobart, der nicht noch nach Jahren vom dicken Yennings zu erzählen wüßte.

(Schluß folgt.)

Reisebilder aus dem Mosel-, Nahe- und Eifellande.

Nach Skizzen von Rudolf Koch gezeichnet von Th. Volz.

1. Die untere Mosel.

Daß die Nebenthäler des Rheines auf der linken Uferseite landschaftliche Schönheiten enthalten, die, wenn auch minder umfassend und großartig, an eigenartigem Reiz denen des Hauptthales kaum nachstehen, ist eine längst anerkannte Thatsache. In einer dem stillen Wanderer und Naturfreund unangenehmen Weise ergießt sich sogar, seitdem das Verkehrsnetz immer engmaschiger geworden ist und kaum noch ein unaufgeschlossenes Fleckchen Erde in seinem Bereich übrig gelassen hat, die Flut der Sommerausflügler und Vergnügungsreisenden gerade in die abseits von der großen Stromstraße gelegenen Nebengebiete. Dringt allmählich doch selbst die vielberufene „Fremdenindustrie“ aus dem Mosel- und Nahethale bis zu den einst so stillen und geradezu als unwirtlich verschrieenen Höhenzügen der Eifel und des Hunsrücks vor. Das fieberhafte Hasten und Drängen unsrer Zeit hat sich in unleidlicher Weise auf die Erholungen und Vergnügungen erstreckt: wer heutzutage etwas sehen will, will es auch möglichst rasch und möglichst vollständig sehen. Dabei wird denn gewöhnlich ein Rechnungsfehler gemacht; die Eile verträgt sich mit der Vollständigkeit nicht, und darum läßt man stillschweigend für die letztere einen etwas zweifelhaften Ersatz gelten: man glaubt alles gesehen zu haben, wenn man keinen der allgerühmten Hauptpunkte übergangen hat. So bilden sich bestimmte Ausflugsprogramme und bestimmte Reiserouten aus, die gewissenhaft beobachtet werden. Daß dabei vieles als nebensächlich und übergehenswert beiseite bleibt, ist natürlich, ebenso natürlich aber auch, daß sich unter dem „Nebensächlichen“ und „Uebergehenswerten“ gar manches findet, was dieses lediglich für den Schnell- und Mußreisenden ist. Wem es vergönnt ist, sich sein Reiseziel in Muße und mit Bequemlichkeit und statt nach diesem oder jenem oberflächlichen Reiseführer oder Handbuch nach eignem Gefallen zu setzen, der wird gerade in den von der großen Heerstraße der Touristen gemiedenen oder rasch abgemachten Bezirken vieles finden, was das Aufsuchen in jeder Weise verlohnt und reichen Ersatz für das Auslassen manches sogenannten Hauptpunktes darbietet. Eine gute Hilfe findet er dabei an den von der angedeuteten Art Litteratur durchaus verschiedenen, sehr zweckmäßig eingerichteten und durchaus zuverlässig gehaltenen „Führern“, die der Verein für Mosel, Hochwald und Hunsrücken und der Eifelverein herausgegeben haben.

Zu den vernachlässigten Gebieten gehört auch das der unteren Mosel, das heißt die Stromstrecke von Trarbach-Traben, oder richtiger wohl von Bremm am „Cochemer Krampen“ bis zur Mündung bei Coblenz. Der Durchschnittsreisende durcheilt, bei letzterer Stadt seine Fahrt stromaufwärts beginnend, diesen Teil des jetzt so außerordentlich zahlreich besuchten Moselthals gewöhnlich im Fluge; ihn drängt es, zu den Stellen zu kommen, wo die Thallandschaft den gerühmten „großartigen“ oder „romantischen“ Charakter annimmt, wobei denn wohl auch die Nebenabsicht obwalten mag, möglichst bald den heutzutage allerorts so beliebten und so viel getrunkenen Moselwein an „Ort und Stelle“ zu kosten. Dabei unterläuft dann schon ein nicht unerheblicher Irrtum. Gerade die vernachlässigte untere Mosel ist ein äußerst ergiebiges Weinland mit vielen vortrefflichen Lagen, von denen Kenner namentlich die von Cobern, Winningen, Lehmen, Cochem, Zell und Enkirch zu schätzen wissen. Leider finden diese Weine, die allerdings an Schwere und an Vollhaltigkeit des Bouquets denen der mittleren und oberen Mosel nachstehen, sich aber durch ungemeine Lieblichkeit und Dünnflüssigkeit (also gerade die den Moselweinen im allgemeinen als besonders charakteristisch nachgerühmten Eigenschaften) auszeichnen, nur selten unter ihrer eignen Etikette Verbreitung, wogegen nicht nur sie, sondern ihnen an Wert unterlegene Untermoseler selbst im reellen Weingeschäft meist als die beliebten Sorten der mittleren Mosel, namentlich als Erdener, Zeltinger, Pisporter, Brauneberger, Graacher oder Josephshöfer vertrieben werden. Jedenfalls haben die guten Sorten der Untermosel nicht wenig dazu beigetragen, dem Moselwein im allgemeinen den Ruf eines Gesundheitsweines zu verschaffen und ihm den großen Markt zu erschließen. Aber nicht nur ein Weinland, auch ein vorzügliches Obstland ist die untere Mosel. Mit besonderem Glück wird da, wo das Thal sich gegen die Rheinebene ausbreitet, die Kirschenzucht betrieben. Ein schöneres Bild duftiger Blütenpracht, als es in den ersten Frühjahrstagen die Umgegend der Orte Güls und Moselweiß bei Coblenz darbietet, dürfte weit und breit nicht zu finden sein.

Beilstein.

Auch der landschaftliche Reiz macht sich dem, der die Ufer von Coblenz stromaufwärts verfolgt, bald bemerkbar. Nicht selten tauchen dabei interessante geschichtliche und namentlich kulturgeschichtliche Erinnerungen auf, so gleich bei dem auf dem rechten Ufer gelegenen Dieblich mit seiner stattlichen neuen Pfarrkirche, hinter dem man den als einstigen Hauptverbrennungsplatz der Hexen heute noch in der ganzen Gegend verrufenen Dieblicher Berg gewahrt. In dem malerisch etwas weiter stromaufwärts an dem linken Ufer sich hinziehenden Cobern versäume man nicht, die sich über dem Orte erhebenden Ruinen (Nieder- und Ober- oder Altenburg) und vor allem nicht die in neuerer Zeit durch die preußische Regierung wiederhergestellte St. Matthias-Burgkapelle zu besuchen. Letztere soll angeblich im dreizehnten Jahrhundert nach dem Muster der heiligen Grabeskirche in Jerusalem erbaut worden sein; thatsächlich reicht indes ihre Anlage in eine weit ältere Zeit zurück, denn der achteckig ausgeführte, in romanischen Formen gehaltene überschlanke Kuppelbau ist, wenn nicht eine der wenigen noch erhaltenen Baptisterialkirchen, das noch seltenere Beispiel einer nach Art dieser altchristlichen selbständigen Taufkirchen erbauten Kapellenanlage.

Clotten, Aufgang zur Kirche und Gesamtlage.

Ein schönes, durch die Mannigfaltigkeit seiner malerischen Motive sich auszeichnendes Landschaftsbild stellt sich uns dar, wenn wir nach kurzer Weiterwanderung von Cobern aus uns dem rechtsseitig gelegenen alten, von einer Ringmauer umschlossenen Pfarrdorf Alken nähern. Ueber demselben erhebt sich auf vorspringenden Schieferfelsen, der „Alkener Lay“, die romantische Ruine der Burg Thurant (auch als Thurunt oder Thuron begegnend), deren Erbauung auf Pfalzgraf Heinrich, den Sohn Heinrichs des Löwen, um 1200 zurückgeführt wird. Sie ist zum Teil wieder hergestellt, und man genießt von dem mit ihr in Verbindung stehenden Wirtschaftsgebäude aus einen lohnenden Blick in das Moselthal. Das auf dem jenseitigen Ufer liegende Cattenes (Eisenbahnstation für Alken) soll einst eine wichtige Zoll- und Sperrstation gewesen sein, doch folgert man das in einer etwas anfechtbaren Weise nur aus dem an das lateinische catena (Kette) anklingenden Namen. Heutzutage zeichnet sich das Oertchen vor allem durch seine Lage am Ausgange eines engen, malerischen Bachthales aus; das durch letzteres fließende Wasser — ein wahres Wildwasser — hat ein so starkes Gefälle, daß es 22 Mühlen zu treiben vermag.

Haben wir von Cattenes aus auf dem linken Ufer unsern Weg bis zu dem Orte Müden verfolgt, so schenken wir dessen schöner alter Kirche einen Blick und machen dann gleich einen Abstecher nach dem auf einem Fußwege von vier Kilometer Länge zu erreichenden, landeinwärts an dem Eltzbache gelegenen Schloß Eltz. Derselbe wird sich als ein mehr als lohnender erweisen, denn nach der nicht allzu anstrengenden Fußtour stellt sich unserm Blick das in Deutschland nur noch sehr vereinzelt vorkommende Beispiel eines fast vollständig erhaltenen mittelalterlichen Rittersitzes, eines richtigen „burglichen Baues“ dar. Mit seinen zahlreichen Erkern, Türmen und Türmchen macht er, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, einen im höchsten Grade fesselnden Eindruck. Aus ihm und seiner nächsten Umgebung spricht ein gutes Stück Geschichte, besonders ein gutes Stück unsrer einheimischen Sittengeschichte, zu uns. Die alten Ritter von Eltz, im Volksmunde die „Ysenköpfe“, das heißt die Eisenköpfe, genannt, kamen aus dem Stegreif- und Fehdeleben fast gar nicht heraus. Bald mit diesem, bald mit jenem benachbarten Geschlecht verbunden, bildeten sie nur allzu häufig den Schrecken der Gegend, so namentlich im Jahre 1331, in welchem Erzbischof Balduin von Trier sich ernstlich gegen die von ihnen ausgeübte Wegelagerei einzuschreiten veranlaßt sah. Da dem auf einem steilen Felsgrate erbauten Raubneste nicht beizukommen war, ließ er auf einem noch höher gelegenen Vorsprung eine zweite Burg aufführen, Trutzeltz oder Baldeneltz, deren Besatzung die Belagerten dadurch in Schach zu halten wußte, daß sie dieselben von jeder Zufuhr abschnitt. Das vermochten auch die „Eisenköpfe“ auf die Dauer nicht auszuhalten, sie ergaben sich und wurden, nachdem sie die übliche Urfehde geschworen, von ihrem Oberlehensherrn zu Gnaden wieder aufgenommen; Kurfürst Balduin belehnte sogar den Ritter Johann von Eltz mit beiden Burgen, mit dem Stammsitz und der Trutzburg, und die Ritter wurden von nun an getreue Lehensmannen des Erzstifts Trier. Von Baldeneltz sind heute nur noch, wenn auch nicht unbeträchtliche, Trümmer vorhanden, Burg oder Schloß Eltz steht jedoch als Denkmal alter Zeit und alter Sitte unversehrt wie vor Jahrhunderten da. Sehenswert ist die Anlage des Burghofs und die innere Einrichtung der Burg, ebenso die Kapelle und die Waffensammlung. Für die Streitbarkeit des Geschlechtes der alten „Eisenköpfe“ zeugt in dieser ein von einer Kugel durchbohrter Damenharnisch!

Thorpforte in Cochem a. d. Mosel.

Aus Ediger.

Kehren wir in das Moselthal zurück, so führt uns unser Weg auf dem linken Ufer über Carden, dem schräg rechts Treis gegenüberliegt, zu dem stattlichen Pfarrdorf Clotten, dem Hauptversandplatze des übrigens nicht hier, wie überhaupt nicht an der Mosel, sondern bei Müllenbach in der Eifel gebrochenen berühmten „Moselschiefers“. Mittelpunkt einer malerischen Umgebung, baut auch der Ort als solcher sich interessant auf. Sehenswert ist die in spätgotischem Stile gehaltene, in neuerer Zeit erweiterte Kirche, namentlich wegen ihrer Wandgemälde und reichen Altäre. Auf dem hohen Berge über Clotten liegen die Ruinen der alten Burg Clotten oder Koiradelstein (Konradstein), einst ein stark befestigter Sitz der Herren von Kesselstadt, in deren Eigentum sich heute noch die Ueberreste befinden.

Hat man Clotten verlassen, so tritt einem der große Bogen entgegen, den hier die Mosel beschreibt. Es entfaltet sich dabei ein wunderbares Landschaftsbild, eines der schönsten des ganzen Flußthales: die Felsen treten bis hart an das Ufer heran, staffelförmig bis zu ihrer Höhe mit Weinbergen bedeckt, und wenn wir der Krümmung des Flusses folgen, sehen wir nunmehr amphitheatralisch sich die alte Stadt Cochem an einem Berghange hinziehen, überragt von ihrer in dem ganzen Glanze mittelalterlicher Baukunst neu erstandenen Ritterburg.

„Habt ihr das lustige Cochem gesehen?
Die Stadt, wo die lustigen Stücklein geschehen,
Wo die Kühe man läßt auf den Dächern weiden,
Und der Krebs im Wasser den Tod mußt' erleiden?

's ist eine gar alte, lustige Stadt,
Wo man lieber den Wein als das Wasser hat
Und lieber das Scherzen als die Schmerzen,
Und wo man's mit jedem doch meint von Herzen.“

Blick auf Cochem mit Burg Cochem und der Winneburg.

Der gute und gesunde, sogar vor der heiteren Selbstverspottung nicht zurückschreckende Volkshumor, der aus diesen Versen zu uns spricht, legt das beste Zeugnis für den in dem interessanten Moselstädtchen herrschenden Geist ab. Von diesem Geist lebte auch ein Stück in dem mit Unrecht wegen seiner drastischen Schilderungen der Höllenqualen in Verruf gekommenen Kapuzinerpater Peter von Cochem; dieser war durchaus nicht der Zelot und Dunkelmann, den man in ihm hat finden wollen, sondern ein Geistesverwandter des Oesterreichers Abraham a Santa Clara, der mit dem Volke in der derben Sprache des Volkes zu reden verstand. Die Stadt Cochem hat sich vielfach in ihrem Innern noch ein mittelalterliches Gepräge bewahrt, besonders im Gewirr ihrer engen, nicht selten von Thorgewölben überbrückten Gassen und Gäßchen. Die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende, in spätgotischem Stile erbaute katholische Kirche zeigt in ihren Chorfenstern hübsche Glasmalereien. Auf einer Anhöhe liegt innerhalb der Stadt das ehemalige, jetzt zu Schulzwecken dienende Kapuzinerkloster.

Ueber der Stadt erhebt sich auf einem Felsvorsprung eines der schönsten und merkwürdigsten Schlösser Deutschlands. Ursprünglich lag hier eine feste, bis ins elfte Jahrhundert zur rheinischen Pfalzgrafschaft gehörige Burg, die später der Gegenstand grimmiger Fehden wurde und zuletzt als Lehen dem Kurstift Trier anheimfiel. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie in den dem Dreißigjährigen Kriege folgenden Zwistigkeiten mit Frankreich mehrfach belagert und zuletzt unter de Saxes eingenommen und in die Luft gesprengt. Die Zerstörung war eine so gründliche, daß kaum etwas mehr als die Grundmauern von dem alten Bau erhalten blieb. Die Trümmer, welche die französischen Städte- und Burgverwüster übrig gelassen, gelangten im Jahre 1868 durch Kauf an den Geheimen Kommerzienrat Ravené in Berlin, und dieser ließ von 1871 bis 1877 durch die Architekten Raschdorf und Ende nach einem Merianschen Stiche aus dem Jahre 1576 den Bau, so gut wie es ging, wiederaufführen. Er ist, wenn vielleicht auch nicht ganz stilgetreu, so doch recht malerisch und stimmungsvoll ausgefallen, besonders in seinem Aeußern. Der mit einem Spitzdache und vier Erkertürmchen geschmückte große Turm zeigt auf der nach der Stadtseite gekehrten Wand ein in Murano bei Venedig angefertigtes riesiges Mosaikbild, den heiligen Christophorus darstellend, ein weithin sichtbares Wahrzeichen für Burg und Stadt.

Eine besondere Annehmlichkeit Cochems bilden seine Umgebungen, in unmittelbarer Nähe die schönen Gärten und Anlagen und etwas weiter bequem zu erreichende Ausflugspunkte. Zu letzteren zählt unter andern die in dem wildromantischen Enderthal gelegene Winneburg, einer der ältesten Stammsitze des Geschlechtes der Grafen von Metternich.

Bei Cochem wird dem Flußlaufe eine mächtige Felsbarre entgegengesetzt, der Ellerer Berg, auch „Cochemer Krampen" genannt. Die Mosel umfließt das Hemmnis dieser Gesteinsmasse in einem 20 Kilometer weiten Bogen und nimmt erst bei dem Orte Bremm ihre frühere Richtung wieder an. Auch die Moselbahn verläßt nunmehr den bisher getreulich mit allen seinen Krümmungen und Windungen verfolgten Flußlauf, um denselben auf der Strecke bis Trier nur noch zweimal, zwischen Eller und Alf und bei Punderich, zu berühren. Durch das aus Grauwacke und Grauwackenschiefer bestehende Massiv des „Krampens" ist für die Moselbahn der Kaiser Wilhelm-Tunnel gesprengt, mit 4200 Meter Länge der größte in Deutschland und die vierte Stelle unter den großen europäischen Felsdurchbohrungen behauptend. Der Bau wurde in den Jahren 1874 bis 1878 ausgeführt und war sehr schwierig, da die Streichungslinie des Gesteins ungünstig lag und die Gesteinsmassen von wasserführenden Thon- und Sandschichten durchsetzt waren.

Durch die Eisenbahn ist der den weiten Bogen zwischen Cochem und Bremm beschreibende Teil des Flußlaufes dem Verkehr zu sehr großem Teil entrückt worden. Das ist schade, denn gerade hier bietet das Moselthal viel Interessantes und Schönes dar, weshalb allen Reisenden, die ihre Fahrt nicht in beschleunigtem Tempo zurückzulegen genötigt sind, nur empfohlen werden kann, in Cochem das Schiff zu besteigen oder, noch besser, sich zu einer kurzen Fußwanderung zu bequemen. Die erste Rast wäre wohl in Bruttig zu halten, wo die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende schöne Pfarrkirche im Spitzbogenstil, mehr aber noch das sogenannte „Schunksche Haus", ein schweres Gebäude im Barockstil aus dem Jahre 1659, als architektonische und kulturgeschichtliche Sehenswürdigkeit einen Besuch verlohnten. Bruttig ist die Geburtsstätte eines angesehenen Gelehrten, des unter dem Namen Petrus Mosellanus bekannten Peter Schade, der hier das Licht der Welt erblickte und im Jahre 1524 in Leipzig sein Leben beschloß. Auch das kleine Beilstein auf dem rechten Ufer (Anlegestelle der Dampfboote) verdient einen Besuch. Der Ort, eng an die Schieferfelsen angeschmiegt, war im Mittelalter durch eine Ringmauer befestigt. Ueber ihm ragen auf mäßiger Höhe die malerischen Trümmer der Burg Beilstein empor, von denen aus man eine prächtige Aussicht auf das Thal genießt. Etwas weiter stromaufwärts liegt auf dem linken Ufer Poltersdorf, das seinen Namen der unruhigen, zum Aufruhr geneigten Gemütsart seiner Bewohner verdanken soll. Urkundlich werden sie thatsächlich so geschildert, auch waren sie als Ringer und Keulenschläger in der ganzen Gegend bekannt und allgemein gefürchtet. Bei der Einführung des Gregorianischen Kalenders kam es hier zu einem Aufstande, der mit Waffengewalt gedämpft werden mußte.

Vor Schluß der Wanderung halten wir noch in dem auf dem gleichen Flußufer liegenden Ediger Einkehr. Auch hier gewahrt man Reste einer mittelalterlichen Befestigung; interessanter sind indes einige erhaltene alte Lehenshäuser mit Rundbogenverzierungen und die humoristischen Darstellungen am Giebel des Rathauses, die von dem Alter des Ortes und dem heiteren Sinne seiner Einwohner Kunde geben.

L. H.

Treppenhaus im Schunkschen Hause zu Bruttig a. d. Mosel.

Gedichte.

Von

Maidy Koch.

Mein Schritt hallt leise.

Mein Schritt hallt leise auf verträumten Wegen;
Um meine Stirne fliegt ein Falter scheu.
Ich hör' den Wind sich in den Blättern regen,
Die Grillen hör' ich singen fern im Heu . . .

Und eine Sehnsucht packt mich nach dem Leben,
Nach Tanz und Thorheit — und wird nimmer still . . .
Ich habe noch so viel, so viel zu geben —
Und weiß doch niemand, der die Gabe will.

Ich seh' dich oft.

Ich seh' dich oft. Auf meinen Wanderwegen
Kommst du mir jeden Abend still entgegen.
Dicht schlingt sich Geißblatt über Hag und Thor,
Aus dunkeln Gärten duftet's schwül hervor . . .

Zuweilen bleibst du wohl tiefatmend stehen,
Pflückst einen Blütenzweig im Weitergehen —
Und vor dem Strauch, wo deine Hand ihn brach,
Bleib' ich in Träumen stehn und schau' dir nach . . .

So gehn die Tage hin.

So gehn die Tage hin in stiller Flucht;
Kaum ein Gedanke hat nach dir gesucht.
Ich hab' tief unter Pflichten, unter Sorgen
Mein armes, heimwehkrankes Herz verborgen
Und will nichts hören mehr von seinem Leid.
Nur manches Mal, wenn um die Dämmerzeit
Die Nachtigallen schlagen tief im Park
Und die Reseden duften süß und stark,
Dann regt es sich in seinem dumpfen Grabe.
Ich senk' die Stirn in thränenloser Qual
Und fühle tief, als sei's zum erstenmal,
Daß ich auf immer dich verloren habe.

Sterben.

Das ist nun anders, seit du fortgegangen:
Ich bin das wilde Kind von einst nicht mehr . . .
Ein Schatten kam und sank aufs Haupt mir schwer . . .
Nun muß ich tiefer noch nach dir verlangen.

Ich wußt' es immer, wenn in Sommertagen
Der blüh'nden Linden warmer Duft verstob
Und leiser Wind ihn in die Lüfte hob:
So wird auch mich ein Hauch von hinnen tragen.

Es thut nicht weh. Mein Leben war an Kummer
Und Qual so reich, daß ich es längst verwarf.
Nur daß ich dich nicht wiedersehen darf,
Stört mir als böser Traum den letzten Schlummer.

Kehraus.

Berliner Theaterbrief.

Von

Richard Nordhausen.

Es ist wahrlich kein günstiges Zeichen für das Spieljahr, wenn der Chronist die Berichterstattung getrost drei Monate lang ruhen lassen darf, ohne befürchten zu müssen, daß die inzwischen aufgeführten Meisterwerke mit eherner Stimme gegen seine Pflichtvergessenheit sprechen. Der Chronist ist langlebiger als all diese Meisterwerke zusammen, und der einzige Grund, der ihn anfeuern könnte, sie ohne Verzug an den Pranger zu stellen, besteht darin, daß drei Monate nach ihrer Erstaufführung überhaupt kein Mensch mehr von ihrer Existenz weiß. Wer im modernen Theater mehr als eine zufällige Erscheinung sieht, wer es in Zusammenhang bringen möchte mit dem frisch pulsierenden Leben draußen, der steht dem jetzt zu Ende gehenden Spieljahre ziemlich ratlos gegenüber. Anfangs nach außen hin ungemein geschäftig und nervös erregt, wußte es schon in der Hochsaison die hippokratischen Züge nicht mehr zu verbergen, und seit Januar dauert bereits der Kehraus. Ohne Lust und Liebe werden die Novitäten, deren Verfasser auf ihrem Schein bestehen, heruntergespielt; ihre litterarische Physiognomielosigkeit wetteifert mit der Interesselosigkeit des Publikums. „Die Politik wird unter mir sehr langweilig werden", sagte der heimgegangene Graf Caprivi, als er sein schweres Amt antrat; unsre Theaterdirektoren scheinen heuer ausschließlich den Ehrgeiz gehabt zu haben, dramaturgische Caprivis zu sein.

Der einzige Autor, der die Menge fesselte und gewann, war Thilo von Trotha, dessen „Hofgunst" an Zugkraft sich fast mit der unvergeßlichen und im übrigen unvergleichlichen Tante Charleys vergleichen läßt. Dagegen vermochten weder Hauptmann noch Sudermann dauernde Triumphe zu erringen, und die Wildenbruch, Halbe, Hirschfeld und Fulda, die mit ihnen um den hochstehenden Lorbeer kämpfen, versagten sogar völlig. Wildenbruchs „Gewitternacht" brachte es im Berliner Theater kaum auf die üblichen drei Notaufführungen. Der Dichter hatte diesmal seiner Begabung, die ihn in die dämmernden Fernen unsrer vaterländischen Geschichte weist, zu viel zugetraut. Er wählte einen Stoff, bei dem mit frischer Draufgängerei, mit Hurrarufen und bloßen Operneffekten allein nichts auszurichten war, der, wenn schon nicht nach psychologischer Vertiefung, so doch nach behutsamer und geschickter Abtönung der Gegensätze verlangte. Die Zeit und die Thaten des Alten Fritz liegen uns noch zu nahe, als daß wir sie im Stil der „Karolinger" oder „Heinrichs IV." behandelt zu sehen wünschten. Wenn auf Friedrichs Seite alle vornehmen Seelen, alle Talente und Geisteshelden stehen, während seine Gegner durchweg betrübende Dummheit und erschreckliche Niedertracht verkörpern, so erweckt das schon Mißtrauen gegen die künstlerischen Qualitäten des Stückes. Und es bedarf kaum noch der Erfindung einer so wüsten und wild verworrenen Kolportageromanhandlung, wie sie Wildenbruch uns zumutet, um die Stimmung unter Null zu bringen. Ein junger schlesischer Edelmann hängt mit Inbrunst an Friedrich, in dem er den Befreier und Erlöser Deutschlands grüßt, bis ihn die „widerrechtliche" Besetzung Schlesiens ins feindliche Lager treibt. Sein Machtwort verbietet der Schwester, sich dem geliebten preußischen Offizier zu verloben, er flieht mit ihr an den sächsischen Hof und schwingt sich zur Seele der Opposition gegen den gekrönten Berliner Gewaltmenschen auf. Aber die Dresdener Luft erweist sich doch bald als sehr ungesund. Selbst dem Zornigen, in den sich übrigens die Königin, „der einzige Mann am ganzen Hofe", ziemlich deutlich verliebt, geht die Erkenntnis der Erbärmlichkeit und Unfähigkeit seiner Umgebung auf, und sein Schwesterchen nun gar muß den bittern Kelch bis zur Neige leeren. Ein lüsterner sächsischer Junker stellt ihr ruhelos nach, verleitet sie zum Hazardspielen und sprengt das falsche Gerücht von dem Tode des bewußten geliebten Preußenoffiziers aus. Charlotte bricht ohnmächtig zusammen. „Jetzt bist du mein!" schreit vor versammeltem Hofvolk der merkwürdige Verführer, und sie ist thatsächlich sein. Daß sie zur Strafe in Wahnsinn verfällt, daß ihr Bruder sich angeekelt abwendet von den Dresdener Ränkespinnern und sein verpfuschtes Leben durch einen Pistolen-

schuß endet, nachdem er vorher dem großen König über die tückische Staatskunst Sachsens die Augen geöffnet hat, kann nach alledem gar nicht ausbleiben. Vielleicht hätte Wildenbruchs jambische Verssprache die Roheiten und Unmöglichkeiten der Handlung gemildert und verschleiert; statt ihrer bedient er sich diesmal jedoch einer unnatürlich geschwollenen und gekünstelten Prosa, die den grotesken Eindruck des Ganzen noch erhöhte.

Max Halbe, der mit seiner historischen Renaissancetragödie „Der Eroberer" noch ärgeren Schiffbruch erlitten hatte, suchte die Schlappe durch ein modernes Berliner Schauspiel, „Die Heimatlosen", wieder auszuwetzen. In die Pension Beaulieu, wo allerlei zerbrochene Existenzen sich ein Stelldichein geben, schneit Lottchen, das Gänslein vom Lande, hinein. Sie ist der Mutter fortgelaufen, weil sie den ihr aufgedrungenen Bräutigam nicht mag, und rennt nun dem berühmten Muskelprotz, einem sehr nahen Verwandten des Sudermannschen Junkers Röcknitz, in die Arme. Der Uebermensch amüsiert sich acht Wochen lang mit ihr, dann treibt es ihn zu neuen Lovelacethaten, und Lottchen zückt in ihrer Verzweiflung den Dolch gegen ihn. Aber ein Blitz aus den Augen der blonden Bestie entwaffnet sie, und nun bleibt ihr nichts übrig, als zu sterben. Halbe verdankt den Stoff augenscheinlich dem lokalen Teil der hauptstädtischen Presse, die vor zwei oder drei Jahren einen ähnlichen „Fall" mit liebevoll breiter Ausführlichkeit behandelte. Aus poetischen Gründen hatte er jedoch den Vorgang, der sich damals zwischen einem unreifen Menschen und einer Klavierlehrerin mit reichlichem Vorleben abspielte, in höhere Sphären übertragen, ohne zu bedenken, daß er dadurch allein nicht zu tragischer Wirkung gelangt. Sein Lottchen, das als Gans von der Weichsel hergeflogen kam, bleibt auch in Berlin ein Gickgack. Wer wie sie mit offenen Augen ins Verderben rennt, der verscherzt jeden Anspruch auf unser Mitleid, und sein Schicksal geht uns nicht nahe. Lottchens Selbstmord in fünf Akten berührt uns so viel oder so wenig wie jener Gerichtsfall, und alle Romantik, die daran herumbaumelt, ja sogar die hübsch erdachten Episoden aus dem Berliner Zigeunerleben verleihen dem Bilde keine frischeren Farben. Es ist bedauerlich, daß Halbe auch mit dieser Arbeit unterwegs liegen blieb, um so bedauerlicher, als man ihr den knirschenden Fleiß des Dichters anmerkt, sein angstvolles Bemühen, durch forsches Draufgängertum und verwegenes Spiel mit derben Bühneneffekten den halb verlorenen Anschluß an die Mitstrebenden wieder zu erreichen.

In schrillem Gegensatz zu Halbes ehrlichem und ernstem Ringen, das Sympathie für den Dichter selbst dann noch auslöst, wenn er sein Ziel nicht erreichte, steht die immer salopper werdende Arbeitsweise des jungen Georg Hirschfeld. Man hat dem Unerfahrenen, den die Clique mit allzu lauten Posaunenstößen auf den Schild erhob, glücklich eingeredet, daß jeder leicht hingeworfene Dialog von so und so vielen Seiten Umfang ein dramatischer Akt, jede dreiste Bemerkung ein wirksamer Aktschluß sei, und jetzt schafft Herr Hirschfeld unentwegt nach diesem Rezepte. Der junge Moderne, von dem man vor vier Jahren noch nicht wußte, zu welcher Schule er gehörte, da er damals gerade von der Schule abgegangen war, hat seine nähere Umgebung scharf beobachtet und diese allerdings wenig schmeichelhaften Beobachtungen in den „Müttern", besonders aber in dem peinlich lebenswahren Einakter „Zu Hause" gut wiederzugeben verstanden. Sobald er sich indes über den allerengsten Kreis hinauswagt, versagt er vollkommen. Seine „Pauline" sollte, wie wir vorher in den Zeitungsblättern lasen, die erste echte Berliner Komödie darstellen; nachher ergab sich, daß auf alle vier Akte ein einziger Witz kam, und den hatte leider bereits der Theaterzettel vorweggenommen: er erzählt uns von vier „Liebhabern der Pauline". Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf die Hudelei näher einzugehen. Die beispiellose Unsauberkeit der Hirschfeldschen Technik — man verzeihe dies Wort, das hier zur Ironie wird — erhellt unter anderm daraus, daß seine Heldin des versöhnlichen Schlusses halber im letzten Akte jählings ein sentimentales Geschöpf wird, nachdem sie drei Akte hindurch den derben, drallen, in seiner „Quietschvergnügtheit" ruchlosen Küchendragoner mimte. Von den zahlreichen Personen und Puppen, die die Scene bevölkern, sind für die eigentliche Handlung nur vier oder fünf nötig; alle andern tauchen ebenso unvermittelt auf, wie sie unvermittelt für immer wieder verschwinden. In jedem Akte werden neue Fäden angesponnen und so umständlich schwerfällig entwickelt, daß man sie von höchster Bedeutung für die Struktur des Werkes glaubt; gleich darauf läßt der Verfasser sie achtlos fallen. Nichtsdestoweniger fand das Monstrum bei der Erstaufführung im Deutschen Theater den an dieser Stätte üblichen jauchzenden und einhelligen Beifall. Freilich scheint die Begeisterungs- und Opferfähigkeit der Anhänger Hirschfelds nicht so weit gegangen zu sein, daß sie sich sein Stück wenigstens noch einmal ansahen; schon bei der ersten Wiederholung war es einsam im Hause.

Max Dreyer hat rasch Verzicht geleistet auf den Ruhm, zu den Jüngsten und Allerneusten zu gehören, die sich grenzenlos erdreusten. Mit Fleiß und Ausdauer eine geachtete und beliebte Engrosfirma für fröhliche Theaterstücke zu gründen, das scheint sein Ideal zu sein. Daß er den Blumenthal und Kadelburg jemals ernsthafte Possenkonkurrenz wird machen können, glaube ich jetzt freilich nicht mehr; es fehlt ihm ihr unbedenklicher, sagen wir getrost plebejischer Witz, und sein Ehrgeiz schwindelt immer noch nach einem Platz in der Litteraturgeschichte, statt in der Cirkusmanege. Sein neues Schauspiel „Hans" zeigt wieder echt Dreyersche Prägung. Auf einer stillen Nordsee-Insel liegt Hans, das männlich tüchtige und gediegene Professorentöchterlein, mit dem verehrten Herrn Papa biologischen Forschungen ob. Es geht schweigsam und streng her in dem einsamen Gelehrtenhause, auch die paar Freunde und Familiengenossen ändern nichts daran. Da bringt Anna Berndt, Hansens Jugendfreundin, neue, ungewohnte Klänge in das pedantisch gediegene Arbeitsleben dieser Menschen. Der unwiderstehliche Zauber weicher Weiblichkeit, den sie erwärmend ausstrahlt, berückt die Herzen der Herren, vom Großvater angefangen, der ihr seine schönsten, geizig gehüteten Georginen spendet, bis hinauf zum Professor selbst. Feindselig setzt Hans sich zur Wehr gegen den schönen Eindringling, der den vergötterten Vater völlig umstrickt. Es gelingt ihr, hinter das Geheimnis Annas zu kommen, dasselbe Geheimnis, dem sie ihren vornehmsten Reiz, die süße, fromme, frauliche Melancholie ihres Wesens verdankt. Anna trauert nämlich um ihr verstorbenes Kind. Den verräterischen Vater hat die Betrogene längst aus dem Herzen gerissen, aber das süße Kleine kann sie nicht vergessen. Daß nach dieser Enthüllung an eine Verbindung des Professors mit Anna nicht mehr gedacht werden darf, macht Hans der Dulderin unumwunden klar. Fräulein Anna sieht es auch seufzend ein. Sie erklärt, nicht zwischen Vater und Tochter treten zu wollen, spricht von Opfern und ähnlichen tragischen Sachen und macht sich reisefertig. Da will es das gütige Geschick (Herrn Dreyers Bühnengeschick), daß unerwartet die Liebe auch an dem harten Hans ihre bezwingende Macht erprobt. Und weil eine Glückliche gern andre Glückliche macht, so verzeiht sie der Märtyrerin Anna. Zwei Verlobungen krönen das Werk; Ende gut, alles gut. Was wie ein ernstes Schauspiel begann, schließt als flottes Lustspiel, und wenn die beiden Stücke auch schlecht zu einander passen, so passen sie doch einzeln dem Publikum um so besser. Den feineren Reiz der Arbeit macht, wie bei andern Schöpfungen Dreyers, das prächtig gelungene Lokalkolorit aus. Ebbe und Flut der Nordsee hauchen ihren salzigen Odem in die Scene, und die treue Schilderung des Gelehrtenheims macht alle Mängel oder doch den mangelnden Reichtum der Charakteristik vergessen.

Wenn Dreyer sich seit seinen Erstlingsdramen immer weiter von den Grundsätzen des „konsequenten Naturalismus" entfernt hat und ihm nur noch die notdürftigsten Verbeugungen macht, so klammert sich der noch nicht zur Anerkennung gelangte Nachwuchs um so fester daran. Besonders in Wien ist das der Fall, der Stadt, die erst spät zu realistischer Kunstbethätigung erwachte und wo er deshalb zurzeit noch als letzte Mode gilt. Ein Wiener Namensvetter des Berliner Hirschfeld, Leo heißt der Hoffnungsvolle, hat unter dem Titel „Lumpen" eine Paraphrase von Wolzogens zu Unrecht vernachlässigtem „Lumpengesindel" in die Welt flattern lassen. In der Komödie giebt es eine unausstehlich langweilige Figur: das ist verdrießlicherweise der Held. Wir lernen in ihm zum x-ten Male den bewußten jungen Dichter kennen, der einen durchschlagenden Erfolg dadurch erringt, daß er seine Ideale verrät, sein Werk den Philistern zuliebe verstümmelt. Sobald ihm das Geld im Kasten klingt, bricht er mit der fidelen Vergangenheit, mit den Kameraden, die Entbehrung und Leid mit ihm geteilt, mit der kleinen Schauspielerin, deren klugem Rat er sein Glück verdankt, und festigt die neuerworbene Stellung durch eine gute Partie. Leo Hirschfeld hat Witz, und der erste Akt, der im bekannten Café Griensteidl der Wiener Stadt spielt, im dunstigen Hauptquartier der Bohême, verrät eine nicht gewöhnliche Fixigkeit der Mache. Indessen ordnet der Autor seinen Dialogschlagern ohne Bedenken die gesamte Scenenführung unter, seine Späßchen zünden am Ende nicht mehr, da er sie zu deutlich erkennbar und umständlich vorbereitet, und das Undramatische des Stoffes führt die Ernüchterung schon vor statt nach dem letzten Fallen der Gardine herbei.

Der Entdecker der Wiener Schule, ihr Aesthetiker und Protektor, Hermann Bahr, scheiterte mit seinem Schauspiel „Josefine", das Sardou parodieren oder übertrumpfen sollte, an der Berliner Zensur. Glücklicher war sein Landsmann Arthur Schnitzler, dessen „Grüner Kakadu" nach einigem Hin und Her passieren durfte. Von den drei Einaktern Schnitzlers, die das Deutsche Theater als Kehrauspremiere gab, ist nur diese „Groteske" beachtenswert. Ein Versspiel „Paracelsus" tändelt mit Hypnose und Ehebruch und giebt sich den Anschein des Tiefsinnigen. Doch der Schein trügt. Verfehlter noch ist die offenbar ernst gemeinte Studie „Die Gefährtin". Kurz nach dem Tode seiner Gattin erfährt ein wackerer Ehemann, was er schon längst ahnte und was bei Schnitzler selbstverständlich ist: daß die Dame ihn aufs ausdauerndste betrogen hat. Er tröstet sich damit, daß der Hausfreund und die Hausfrau einander wenigstens in flammender Liebe zugethan waren, muß aber schließlich auch diesen Irrtum schaudernd erkennen. Des Hausfreundes wirkliche Neigung galt längst einer andern, der er sich inzwischen auch verlobt hat, und was das Unverzeihliche ist: die Verstorbene wußte darum und erniedrigte sich trotzdem weiter. „Ich verstehe die Welt nicht mehr," mit diesen in eine Geste übersetzten Hebbelschen Worten schließt der dreifach geprellte Ehemann das Stück. Von perverser Phantasie ausgetüftelt, macht es, bei Licht besehen, nicht einmal dem Verstande Schnitzlers Ehre. Und darum diese Häufung von Widerwärtigkeiten! Auf einen helleren, reineren Ton gestimmt, geistreicher in Entwurf und Ausführung, steht der „Grüne Kakadu" hoch über diesen Armseligkeiten. Freilich kommt, wer den Dichter hören will, auch hier nicht auf seine Rechnung; solchen Ansprüchen vermag Schnitzler überhaupt kaum zu genügen. Dafür ergötzt ein hübsch ersonnenes, mit nicht alltäglichem Wagemut hingestrichenes, farbenbuntes Gemälde, und durch die merkwürdigen Beziehungen, die das Märchenspiel zur Wirklichkeit unterhält, durch seinen reizvoll pikanten Doppelsinn packt es just den nachdenklichen Zuschauer. In einer jener fin de siècle-Kneipen, die Montmartre von heute zu Dutzenden beherbergt, die aber das Paris der großen Revolution zuversichtlich nicht gekannt hat, amüsiert sich verlotterter Adel über die blutrünstigen Clownrenommistereien einer genialischen Schauspielerbande. Die Komödianten rühmen sich furchtbarer Verbrechen, die sie begangen haben wollen, und stellen die angeblichen Schreckensthaten bis aufs Tz genau dar. Ihr Häuptling, der Gatte der schönen Léocadie, schildert mit entsetzlicher Anschaulichkeit, wie er in der Raserei der Leidenschaft einen jungen Herzog niederstieß, der ihm sein Weib verführt hat. Jubelnder Applaus lohnt die wilde Aufschneiderei — da erfährt Henri, daß Léocadie ihn wirklich mit dem gezierten Bengel hinterging, und als der ahnungslose Herzog nun vergnügt die Kneipe betritt, fällt er dem Rächerstahl des Eifersüchtigen. Mit einem Schlage ist grause Wahrheit aus dem tollen Spiel geworden. Hingerissen von der neuen, unerhörten Sensation, die Henri ihnen geboten hat, heulen die vornehmen Gäste vor Vergnügen auf, und gleichzeitig braust von der Straße her das Triumphgeschrei des Pöbels in die Halle, der eben die Bastille gestürmt hat. So endet mit rasch aufeinanderfolgenden, wuchtig gesteigerten Effekten das seltsame Virtuosenstück, das so wenig naiv wie möglich, so ganz und gar ein Erzeugnis raffinierter Verstandesthätigkeit ist und dennoch unmittelbar auf die Nerven fällt.

Wenn sich schon die Gaben der privilegierten Theatermänner im verflossenen Vierteljahr zumeist als Spreu erwiesen, wie durfte man dann Weizen von den Outsidern erwarten? Der Kehraus hat sie und ihre Darbietungen bereits wieder beiseite gefegt, und wir trauern einer langen Reihe verlorener Abende nach. Die Wienerin A. Baumberg versuchte in ihrer „Liebesheirat" ein Kompromiß zwischen Ibsen und dem Fräulein Marlitt zu schließen: selten ist die niederdrückende Jämmerlichkeit eines auf nichts gestellten Ehelebens so unbarmherzig naturgetreu in den Details geschildert und selten die strahlende Seelenschönheit einer gemarterten Frau so grell mit der leichtfertigen Büberei ihres Mannes kontrastiert worden. Ein bübischer Schurke und ein unendlich guter Kerl ringen auch in Hans von Wentzels „Rosa Riedel" um die Hand besagter Rosa. Sie neigte sich erst dem Schurken zu, und zwar in solchem Maße, daß thatsächlich ein sehr guter Kerl dazu gehörte, sie später aus der Hand des Erbärmlichen entgegenzunehmen, der es nur auf ihre stattliche Mitgift abgesehen hatte. Wenn der glückliche Franz jedoch beide Augen zudrückt, warum sollen wir's dann nicht auch? Spuren von Talent zeigt diese Arbeit so gut wie Ernst Pranges düsterer „Kain", das aufregende Drama vom Brudermörder, der sich mit Abels Dichterruhm schmücken will. Die schaurige That geschah umsonst, Kain bricht unter Gewissensbissen zusammen. Einem Teil des Publikums waren die Schlußscenen zu grauenvoll; man schrie und zischte wütend in sie hinein. Am Berliner Theater, dem das unverschuldete und unverdiente Unglück mit „Kain" begegnete, kam es auch sonst zu allerhand bald linden, bald heftigen Durchfällen. Da zeigte man uns ein Schauspiel „Vicky" von Fuchs-Talab, das erbaulich die Macht der Mutterliebe über sündige Gelüste demonstriert und eine durchgegangene Frau an das Krankenbett ihres Kindes, in die Arme des mild verzeihenden Gatten zurückführt — o, diese nachsichtigen Kulissengatten von heute! Ferner lernten unsre Damen aus dem „Recht auf sich selbst" des jugendlichen Fürsten Wrede, daß es nicht gut ist, wenn eine Frau ihrem Manne erlittene Vorstrafen verheimlicht. Im vorliegenden Falle ging die Sache ja leidlich aus, denn erstens hatte Madame unschuldig im Kerker gesessen, und zweitens faßte den Gemahl am Ende gewaltige Reue — wie aber, wenn er die selbstmordlustige Geliebte bereits als Leiche vorgefunden hätte? Neben den Tragödien ließ die fleißige Bühne in der Charlottenstraße es an munteren Possen nicht fehlen, leider verunglückten alle drei, von denen heute zu berichten ist: Brociners und Engels „Neue Richtung", sowie Fedor von Zobeltitz' „Tam-Tam" und Hennequin-Valabrègues „Platz den Frauen!" Die beiden erstgenannten Schwänke beschäftigen sich mit den unterschiedlichen Schwächen der Moderne in Kunst, Wissenschaft und Litteratur, während die Franzosen die Emanzipationsbestrebungen der Frauen sozusagen geißeln. Schade um die vortreffliche Gesinnung der Autoren! Nach ihren Witzen zu urteilen, thun sie

entschieden besser, die von ihnen getadelten Auswüchse hinfort in bitterlich ernsten Abhandlungen zu bekämpfen. Mehr Glück hatte Hugo Lubliner, einst neben Paul Lindau der Matador der deutschen Bühne, mit seinem Lustspiel „Das fünfte Rad“. Sein Held, der in den Winkeln herumgestoßen wird wie Lubliner in den letzten Jahren von den undankbaren Theaterdirektoren, lenkt alles zum Guten, was andre verpfuscht haben, läßt ihnen aber in schöner Selbstlosigkeit den Ruhm seiner Thaten und begnügt sich weiter mit dem so wenig schmeichelhaften Beinamen eines fünften Rades. Selten hat ein verkannter Dichter der Mitwelt den Standpunkt gründlicher klar gemacht.

Phot. Nadar, Paris.

Emilio Castelar († 25. Mai 1899).

Das Bismarck-Denkmal in Höchst am Main.

Modelliert von Alois Mayer.

Rosa Bonheur († 26. Mai 1899).

Zu unsern Porträts und Bildern.

Die von den drei beteiligten Mächten ernannten **Samoa-Kommissare** haben am 16. Mai in Apia ihre Beratungen und Untersuchungen begonnen. Ueber die Ergebnisse liegen noch keine genaueren Nachrichten vor, doch kann die Abberufung des amerikanischen Admirals Kautz vom „Kriegsschauplatz“ bereits als ein günstiges Zeichen für den Ausgang der Verhandlungen gelten. Der deutsche Kommissar, Legationsrat Freiherr Speck von Sternburg, gehört seit zehn Jahren dem Auswärtigen Amte des Reiches an. Nachdem er im Militärdienst bis zum Rittmeister aufgerückt war, wurde er 1889 als Hauptmann à la suite des Generalstabes zur Gesandtschaft in Washington kommandiert und im Jahre 1891, zum Major befördert, der deutschen Gesandtschaft in Peking als Legationssekretär zuerteilt. Nachdem er hierauf bei den Gesandtschaften in Buenos Aires und Belgrad thätig gewesen, kam er, im Dezember 1897, zum Legationsrat ernannt, als erster Sekretär an die deutsche Botschaft in Washington.

Emilio Castelar, der am 25. Mai auf einem Landgute bei Murcia verstarb, hat einst als Haupt der republikanischen Partei in Spanien eine hervorragende Rolle gespielt. Am 8. September 1832 in Cadix geboren, nahm er schon als Student lebhaften Anteil an der Politik und übte, zum Professor der Geschichte und Philosophie an der Universität Madrid ernannt, einen großen Einfluß auf die akademische Jugend aus. Nach dem Scheitern des Aufstandes vom Juni 1866 nach Frankreich entflohen, kehrte er nach der Verjagung der Königin Isabella (September 1868) nach Madrid zurück und wurde in die konstituierenden Cortes gewählt. Sehr verdient machte er sich hier um die Einführung der Religionsfreiheit in Spanien. Nach der kurzen Regierung des Königs Amadeus übernahm er in der Republik das Ministerium des Aeußern, bald darauf das Ministerpräsidium, zog sich aber durch straffe Ausübung der diktatorischen Gewalt das Mißtrauen seiner Parteigenossen zu und nahm am 2. Januar 1874 seine Entlassung. Nach Wiederherstellung der Monarchie unter König Alfons XII. legte er auch seine Professur nieder, ließ sich aber in die Cortes wiederwählen, in denen er nun die gemäßigt republikanischen Grundsätze vertrat. Sobald er sich auf das Gebiet der äußeren Politik begab, erlitt er empfindliche Schlappen, und seine Abneigung gegen Deutschland ließ ihn, den glänzenden Redner und Schriftsteller, bisweilen geradezu grotesk erscheinen. Nachdem er Anfangs 1890 seinen Frieden mit der Monarchie gemacht, zog er sich im Sommer 1893 vom öffentlichen Leben zurück und machte erst in jüngster Zeit, gelegentlich des spanisch-amerikanischen Krieges, wieder von sich reden. Die Regierung gewährte ihm ein Begräbnis auf Staatskosten.

In ihrem Landhause bei Fontainebleau verschied am 26. Mai **Rosa Bonheur**, die berühmte Tiermalerin. Am 22. Oktober 1822 zu Bordeaux als Tochter eines Malers geboren, beschickte sie 1841 zum ersten Male die Pariser Ausstellung und gelangte in wenigen Jahren zu hohem Ansehen. Besonders berühmt wurden ihre „Rinderherde“ (1848), die „Pflügenden Ochsen“ (1849), der „Pferdemarkt“ (1853), „Heuernte in der Auvergne“ (1855). Kaiser Napoleon III. verlieh ihr 1865 das Kreuz der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, die vor ihr keine Künstlerin erhalten hatte. Bis in die neuere Zeit übte sie fleißig ihre Kunst, stellte jedoch während der letzten beiden Jahrzehnte keine Bilder mehr im Pariser Salon aus. Indessen weist der gegenwärtige Salon eine „Rindergruppe“ auf, die sich dem Besten, was Rosa Bonheur geschaffen hat, an die Seite stellt. Unser Porträt zeigt die große Künstlerin in Männertracht, die sie schon in jüngeren Jahren bei ihren Arbeiten im Atelier anlegte, schließlich aber überhaupt beibehielt.

In der Stadt **Höchst** am Main wurde am 30. Mai ein **Bismarck-Standbild** enthüllt, das sich nach Auffassung und Ausführung den vorzüglichsten Denkmälern des Altreichskanzlers ebenbürtig an die Seite stellt. Modelliert von **Alois Mayer**, dem langjährigen Mitarbeiter des Professors von Ruemann, ist das Standbild in der Ruppischen Erzgießerei (Inh. Hans Klement) zu München gegossen worden. Auf einem schlichten, anderthalb Meter hohen Sockel steht der Neubegründer des Deutschen Reiches in jener markanten, von starker Willenskraft zeugenden Stellung und der entschlossenen Miene, die ihm eigen waren. Die leicht vorgestreckte Linke hält den Griff des Schwertes umfaßt, die zwanglos herabhängende Rechte eine halboffene Papierrolle. Ueber der Uniform fällt in breiten, kräftigen Falten der Mantel herab. Den bezwingenden Eindruck, den die Persönlichkeit des großen Kanzlers machte, giebt die Figur meisterhaft wieder.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 25.

Gespielt zu Riga am 23. (11.) März 1899, seitens des Führers der schwarzen Steine gleichzeitig mit drei andern Beratungspartien. Im ganzen gewann er zwei, verlor eine und machte eine remis.

Königsspringergambit.

Weiß: Karl Behting und A. Wittram.
Schwarz: E. Schallopp.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	14. Th1–h3	Sb8–c6 [7])
2. f2–f4	**e5×f4**	15. h4–h5	Sc6–e5
3. Sg1–f3	Sg8–f6 [1])	16. Ld3–e2	d4–d3
4. Sb1–c3 [2])	d7–d5	17. Le2×d3	Ld6–c5†
5. e4×d5 [3])	Sf6×d5	18. Kf2–f1	Tf8–d8 [8])
6. Sc3×d5	Dd8×d5	19. h5–h6	g7–g5 [9])
7. d2–d4	Lf8–d6	20. Lc1 d2	Se5×d3 [10])
8. Lf1–d3	c7–c5	21. Ld2–c3†	Kh8–h7
9. c2–c4	Dd5–e6† [4])	22. Lc3–f6	Td8–d6
10. Ke1–f2	0–0	23. Lf6–e7 [11])	Sh3–f2
11. Ld3×h7†	Kg8–h8	24. Dd1–c2†	Lc8–f5
12. Lh7–d3 [5])	c5×d4	25. Dc2–c3	Lf5–d3†
13. h2–h4 [6])	De6–g4	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Diese Verteidigung des Springergambits ist mindestens so gut wie irgend eine andre.

[2]) Auch bei 4. e4–e5 Sf6–h5 erhält Schwarz kein schlechtes Spiel.

[3]) Jetzt würde 5. e4–e5 sehr gut mit Sf6–e4 beantwortet.

[4]) Vielleicht war Dd5–h5 (10. 0–0 c5×d4) einfacher und stärker.

[5]) Auf 12. d4–d5 kann De6–f6 13. Lh7–c2 Sb8–d7 nebst Sd7–e5 mit gutem Spiel für Schwarz folgen.

[6]) Falls 13. Sf3×d4, so De6–e5.

[7]) Dg4–h5 würde die Sache bedeutend zu Gunsten von Schwarz vereinfachen. Jetzt ergeben sich durch das Vordringen des h-Bauern Verwicklungen, die indessen siegreich überwunden werden.

[8]) Hier kam Tf8–e8 mit der hübschen Drohung (zum Beispiel auf 19. h5–h6) Se5×d3 und Dg4×h3 in Betracht. Falls 19. Ld3–e2, so Dg4×h3 20. g2×h3 Lc8×h3† 21. Kf1–e1 Se5×f3 matt, und auch bei 19. Ld3–e4! Se5×f3 20. Dd1×f3 Te8×e4 21. Df3×e4 Dg4–d1† 22. De4–e1 Dd1×e1† 23. Kf1×e1 Lc8×h3 oder 20. Le4×f3 Dg4–g5 21. g2–g4 (21. Th3–h1 Dg5–g3 22. Dd1–d2 Lc8–f5) Lc8–e6 22. b2–b3 Ta8–d8 23. Dd1–c2 Le6×g4 ist der Sieg für Schwarz nicht zweifelhaft.

[9]) Td8×d3 gewann wohl schneller.

[10]) Oder jetzt Td8×d3 21. Sf3×e5 Dg4–d1† 22. Ta1×d1 Td3×h3 23. g2×h3 Lc8×h3† nebst Ta8–e8 und f7–f6, beziehungsweise f4–f3.

[11]) Auf 23. Sf3×g5† behält Schwarz sowohl mit der seinerseits beabsichtigten Spielweise Dg4×g5 24. Lf6×g5 Lc8×h3 25. g2×h3 Ta8–g8 26. h3–h4 f7–f6 als auch mit der von Behting angegebenen, vielleicht einfacheren Fortsetzung Kh7–g6 (24. Dd1×g4 [24. Dd1–c2 Lc8–f5] Lc8×g4 25. Th3–h4 Td6×f6 26. Th4×g4 Kg6–h5 oder 25. Lf6–e7 Lg4×h3 26. Le7×d6 Kg6×g5, beziehungsweise 24. h6–h7 Dg4×d1† 25. Ta1×d1 Lc8×h3 26. h7–h8D. Ta8×h8 27. Lf6×h8 Kg6×g5) das Uebergewicht.

Aufgabe 24.

Von R. Kollstein in Berlin.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 21:

W. 1. Lb5–d3
S. 1. Ke6×d5
W. 2. Dg3–f2 und
W. 3. Df2-a2, f7 matt.

A.

S. 1. Ke6–f5
W. 2. Dg3×e5†
S. 2. Kf5×g6
W. 3. De5–e8 matt.

B.

S. 1. Sh7×g5
W. 2. Dg3×e5†
S. 2. Te4 · e5
W. 3. Td5–d6 matt.

C.

S. 1. Sh2–f3
W. 2. Dg3×g4†
S. 2. Te4×g4, Ke6×d5
W. 3. Td5–d6, Dg4–d7 matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer. № 37.

Aus Zeit und Leben.

Bartlett Tripp (Amerika).

Freiherr Speck von Sternburg (Deutschland).

C. N. E. Eliot (England).

Die Samoa-Kommission. (Text Seite 606.)

Von den Goldfeldern in Klondyke: Dawson City, am 28. April durch Feuer zerstört. Nach einer Zeichnung von R. Coper. (Text Seite 596.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Worträtsel.

1.

Der Menschenbrust nicht ihren Klang entlich
Die Stimme, berührend so eigen,
Wie wenn sich die Sage der Mythologie
Als Wirklichkeit wolle uns zeigen.

2.

Man schätzte in alten Zeiten sie hoch,
Die Wohlgeruch hauchenden Arten,
Wofür uns Beweise mancherlei noch
Die Bibelerzählungen wahrten.

Die Letter am Anfang nimm ihnen fort,
Sie klug mit den andern zu mengen,
Aus diesem sich bildet das erste Wort,
Daß beide zusammen nun hängen.

Als Titel für ein berühmtes Gedicht,
Von edelstem Geiste durchdrungen,
Und ob es in fremden Lauten auch spricht,
Wo hätt' es nicht Freunde errungen?!

M. Sch.

Umstellrätsel.

Mein Ansehn steht in höchster Blüte
Im eignen großen Heimatland,
Wo über riesige Gebiete
Der Doppelaar die Schwingen spannt;
Doch ward ich zum Kosmopoliten
Als Fördrer der Gemütlichkeit
Und hab' die Grenzen überschritten
Nach jeder Richtung weit und breit.

Will man die Zeichen anders stellen,
Formt sich ein Name allbekannt,
Denn schöpfend aus den besten Quellen
In einer Zeit hochint'ressant,
Verstand sein Träger zu vermählen
Der Wahrheit rege Phantasie
Und doppelt fesselnd zu erzählen,
Weil Gegenwart den Rahmen lieh.

M. Sch.

Buchstabenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 — ein schlanker Bau in fernem Land,
5 6 2 1 — in diesem Rätsel wird verwandt.
6 5 6 1 2 7 — liebt Waldesnacht und Einsamkeit,
5 2 7 7 6 5 — zog einst voll Mut zu Kampf und Streit.
1 4 2 — wird froh begrüßt von jung und alt,
4 5 4 — nicht lieblich seine Stimme schallt.
7 6 5 1 2 3 — dem Rechtsanwalt bekanntes Wort,
1 4 5 2 3 6 — des Vaterlandes Schirm und Hort.
7 2 6 5 — hat warmes oder kaltes Blut,
5 6 3 7 3 6 5 — hat's vorwärts und auch rückwärts gut.

F. M.-E.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 35:

Des Silbenrätsels: Lotterie.
Des Worträtsels: Im „Wörterbuch".

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (3). Dr. Alexander Kulic in Sulzbach bei Ischl. Balduin Theunert in Zaragoza (2). Joh. P. Stoppel in Hamburg. Baronin K. W. in Meran (3). A. C. Claußen, Rittergut Melz. J. F. Maier in Magstadt (2). Frau Ida Kremer in Robschütz (4). Erik Bensen in Hannover (2. Doch, mehrfach!) A. B. Chalet Victoria, Schweiz. „Pythia" in Boston. „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst. Anita Prischel in Linz (2). M. Ledebur in Kassel. ? in Paris.

Notizblätter.

Kunst.

— Ein Prachtalbum ganz ungewöhnlicher Art liegt in der von der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart herausgegebenen „Holzschnittsammlung“ vor. Die Bezeichnung „ungewöhnlich“ trifft in zwiefachem Sinne zu, denn einmal ist das Album nicht für jedermann zu haben, sondern nur für die Interessenten im Buchgewerbe und Zeitschriftenwesen bestimmt, an die es auf Verlangen zu wohlfeilem Preise abgegeben wird, sodann aber ist die Sammlung an sich von seltener Reichhaltigkeit und Pracht. Sie giebt eine Auslese aus dem Besten, das während der letzten Jahre in den beiden Familienblättern des Instituts, „Ueber Land und Meer“ und „Illustrirte Welt“, an Meisterholzschnitten erschienen ist: gegen 300 Abdrucke von Galvanos, denen Werke von 202 Künstlern zu Grunde liegen. Neben religiösen und historischen Bildern finden wir Jagd- und Tierstücke, Landschaften, Marinen und Genre, edle Frauengestalten und -köpfe, Scenen aus dem militärischen und Sportleben. Kurzum, wir haben hier eine ganze Kunstausstellung in Albumform vor Augen. Zu den genannten Blättern gesellen sich noch stilvolle Vignetten und allerlei Zierat für Bücher und Gelegenheitsdrucke, ebenfalls aus den Vorräten des Instituts. Der mustergültige Druck erfolgte in der Deutschen Verlags-Anstalt und auf Papier aus den Fabriken der Deutschen Verlags-Anstalt, die mit diesem Album einen glänzenden Beweis von der Leistungsfähigkeit des deutschen Buchdruckgewerbes und Illustrationswesens erbracht hat.

Tonkunst.

— **Der Trarbacher Sängerkrieg**, der sich im Wettbewerb um die besten Gedichte und Singweisen zum Ruhm des Moselweines entspann, hat einige wertvolle Früchte gezeitigt. „Preisgekrönte und andre ausgewählte Moselweinlieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung“ betitelt sich das stattliche Notenheft (Berlin, N. Simrock). Es enthält 16 Kompositionen zum Teil hervorragender Tondichter, wie Bungert, Humperdinck und andrer mehr. Die Lieder sind sämtlich für Sopran, außer einem, das für Baryton gesetzt ist. Fast alle haben einen Chorrefrain und eignen sich somit nicht nur zum Solovortrag, sondern auch ganz besonders zum Singen in fröhlichem Kreise. Daß der „Stoff“ der Moseldichtungen in unsrer so melodiearmen Musikperiode die Komponisten doch noch zu sanglichen Weisen zu begeistern vermag, beweisen die reizvollen Lieder aufs beste, obwohl wir nicht verhehlen, daß uns hie und da einige Takte an Mendelssohn und andre aus unendlichem Born schöpfende Liederkomponisten erinnern. Ganz besonders hervorgehoben sei das humorvolle, frische Bungertsche Lied Nr. 13: „Sitz' ich still des Abends beim Glas Moselwein“, ferner Nr. 10 von Humperdinck: „Dein grünes, stilles Thal“ und das graziöse Lied Nr. 12 von Möhldorfer: „Von allen Blümlein auf der Erde lob' ich das Moselblümchen mir“. Wort und Sang finden in all diesen Liedern ihr gleiches Recht, so wie Bungert dies in dem Motto zu seinem auch von ihm gedichteten Liede ausdrückt:

„Wort und Ton entstand zugleich,
Wer mag es verkennen!
Richtet beide drum vereint,
Da sie nicht zu trennen.“

Briefmappe.

Ein Berliner. Sie befinden sich im Irrtum. Die Ausdrücke sind durchaus richtig.

Eduard S. in Berlin, Johann B. in Wien, Marie F. in D., Richard J. in K. Mit Dank abgelehnt.

L. K. in Leipzig. Besten Dank für Ihre Zuschrift, aber sie entspricht nicht der aufgeworfenen Frage.

Fr. G. in Zürich. Uns unbekannt.

Alter Wiener. Die Erzählung ist ein Kunstwerk. Wer sie nicht begreift, ist zu bedauern.

H. M. in B. Besten Dank, doch inzwischen schon erledigt.

O. Z. in W. Wenn wir alle Gedichtbände, die uns „zur gefälligen Besprechung“ zugehen, wirklich auch kritisieren wollten, müßten wir jeder Nummer eine Sonderbeilage beifügen. Die große Mehrheit gehört zu jenen Erzeugnissen, die sich höflicherweise als „ganz nett“ bezeichnen lassen, aber doch besser auf die Kreise der guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen beschränkt bleiben.

Litteratur.

— Als ein der wärmsten Anerkennung würdiges Unternehmen stellt sich die von Dr. Hans F. Helmolt im Vereine mit andern hervorragenden Fachmännern herausgegebene „Weltgeschichte" dar (Leipzig, Bibliographisches Institut). Bisher liegt von dem acht Bände umfassenden Werke der erste vor, aus dem sich schon erkennen läßt, daß es, obwohl durchaus wissenschaftlich gehalten, sich doch in gemeinverständlicher Darstellung bewegt. An die lichtvolle Einführung, in welcher der Herausgeber den Begriff der Weltgeschichte darlegt, schließt Professor J. Kohler, der berühmte Rechtshistoriker, eine Erörterung über die Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit, und ihm reiht sich Professor Friedrich Ratzel, der bedeutende Geograph, mit dem Abschnitt „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" an. Auf diese allgemeinen Einleitungen folgt Professor Johannes Ranke mit seiner „Vorgeschichte der Menschheit", und nunmehr beginnen die Einzeldarstellungen. Den Anfang macht Professor Konrad Haebler mit seiner Geschichte Amerikas, der sich, den Uebergang zum zweiten Bande bildend, die „Geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans" anschließt, verfaßt vom Grafen Eduard Wilczek und nach dessen Tode überarbeitet von Dr. Karl Weule. Schon aus dieser knappen Inhaltsangabe läßt sich ersehen, daß an der Herstellung des Werkes eine Reihe der bedeutendsten Fachgelehrten in deutschen Landen beteiligt sind, und im weiteren werden ihnen andre gleichen Ansehens folgen. Auch der Illustrationsschmuck verdient uneingeschränktes Lob. Von allem Phantastischen absehend, beschränkt er sich auf die Wiedergabe geschichtlich treuer Abbildungen und zuverlässiger Karten. Die äußere Ausstattung entspricht dem vornehmen Charakter des Ganzen.

— Zu derselben Zeit, da im Haag die von allen zivilisierten Staaten beschickte Friedenskonferenz tagt, erscheint in zweiter, erweiterter Auflage die Schrift „Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges" von Friedrich von Esmarch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Leider läßt sich nicht hoffen, daß die Konferenz den mörderischen Krieg aus der Welt schafft, aber man darf doch erwarten, daß sie über manche Milderungen der Schrecknisse sich einigt, und damit wäre schon viel gewonnen. Was sich nach dieser Richtung auf dem Schlachtfelde wie in den Lazaretten erreichen läßt, lehrt überzeugend die Schrift des berühmten Chirurgen. Ergreifend schildert er, wie traurig es einst um das Sanitätswesen in Kriegszeiten stand, und wie erst die neuere Zeit eine Wandlung im Sinne der Menschlichkeit brachte. Die Zahlen und Beispiele, die er anführt, reden eine erschütternde Sprache. Aber es ist noch nicht genug geschehen, es giebt der Kriegsschrecken noch allzu viele, und lebhaft befürwortet Esmarch unter entsprechenden Vorschlägen die weitere Ausbildung des Sanitätswesens. Eine Reihe Abbildungen dient zur näheren Veranschaulichung.

— Den Verehrern des Dichters von „Dreizehnlinden" wird ein von Ludi Wills zusammengestelltes Werkchen willkommen sein: „Fr. W. Webers Spruchschatz" (Paderborn, Ferdinand Schöningh). Die „Sprüche" sind sowohl aus dem genannten Hauptwerke des Verewigten wie aus seinen lyrischen Gedichten geschöpft.

— Dem Gartenfreunde können zwei Büchlein des Freiherrn Heinrich von Schilling empfohlen werden: „Die Schädlinge des Obst- und Weinbaues" und „Allerlei nützliche Garteninsekten", beide in zweiter Auflage bei Trowitzsch & Sohn zu Frankfurt a. O. erschienen. Das erstere Werkchen begleiten zwei große Farbentafeln und dreizehn Holzschnitte, das andre eine Farbentafel und dreißig Textillustrationen. — Wer an selbstgezogenem Gemüse, Blumen, Bäumen und Sträuchern seine Freude haben will, sei ferner auf Friedrich Schneiders „Praktisches Gartenbuch" verwiesen, neu bearbeitet von Friedrich Huck (Oranienburg, Ed. Freyhoff).

— Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien hat eine zweite Folge ihrer trefflichen „Bilderbogen für Schule und Haus" herausgegeben, die gleich der früheren 25 Blatt in Großfolio umfaßt. Die Sammlung erstreckt sich auf die verschiedensten Zweige menschlicher Kenntnis und menschlichen Empfindens: Religion, Geschichte, Sage und Märchen, Erdbeschreibung, Völkerkunde, Naturwissenschaft, Technik. Den einzelnen Blättern ist auf der Rückseite ein den Gegenstand klar erläuternder Text beigegeben. Das gut volkstümliche Unternehmen empfiehlt sich namentlich auch für die heranwachsende Jugend, die hier in einer Art Anschauungsunterricht reiche Anregung und Belehrung erhält.

NERVOSIN für Nervöse.

Nachdem das NERVOSIN drei Jahre lang von den angesehensten Aerzten erprobt und begutachtet ist, ist es jetzt als das beste Mittel gegen Erkrankungen nervöser Art, wie Aufregung, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Kopfdruck, Verstopfung, Herzklopfen und Ermüdung zu bezeichnen. Die im NERVOSIN enthaltenen Kampferarten üben einerseits anregende, andererseits beruhigende Wirkung auf das Nervensystem aus. Durch die anregende Wirkung wird Appetit, Nahrung und Stoffwechsel mächtig gefördert, durch die beruhigende die Aufregung beseitigt und Schlaf erzeugt. Extr. von Baldrian-, Engelwurz-, mexik. Traubenkraut je 5 g, Baldrian- und Engelwurzelöl je 10 g, Orangeblätterpulver 15 g. Erhältlich in Apotheken oder wenn nicht zu haben direct gegen Einsendung von M. 3.— durch Chemische Fabrik **Rudolf Pizzala, Zwingenberg,** Hessen.

Gütermann's

Peloton-Seide. Man beachte die Firma. Jdeal-Seide.

Näh-Knopfloch- u. Maschinen- **Jdeal-Seide** (auf gerollten Papierblättchen) **Peloton-Seide** (auf Sternkärtchen)

sind bei allen Damen wegen ihrer vorzüglichen Qualität ***sehr beliebt.***

Alleinige Fabrikanten **Gütermann & Co** Waldkirch-Gutach-Baden.

Zu beziehen durch die besseren Engros- & Detailgeschäfte.

Kufeke's Kindermehl.

Bester Zusatz zur Milch verhütet u. beseitigt Erkrankung.

Rheinveilchen

No 4711

FERD. MÜLHENS. KÖLN. No 4711

Beliebtestes Modeparfum der feinsten Kreise Paris & London's.

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter —

in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern, Kaltwasserprozeduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Atmungs- und Verdauungsorgane,** zur Verbesserung der **Ernährung** u. der **Konstitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** u. der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospekte gratis.

Versand der Fürstl. Mineralwasser von Ober-Salzbrunn

Salzbrunner Oberbrunnen

Furbach & Strieboll

Seit 1601 medicinisch bekannt.

Niederlagen in allen Mineralwasser-Handlungen und Apotheken.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- und Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- und Blasenleiden, Gicht u. Diabetes.

Echt nur wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt. OBER SALZBRUNN. SCHUTZMARKE.

Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf Sylt

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Unvergleichlich schöner Strand.
Seebad und Luftkurort I. Ranges.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Illustrirte Broschüre sowie alles Nähere durch die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim.

Sommersaison 15. Mai b. Ende Sept. Winterkur 1. Okt. b. Mitte Mai. Heilkräft. Thermal- u. Solbäder; Mediko-mechan. Zanderinstit.; Röntgenkammer; vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. Allgem. Wasserleitung u. Schwemmkanalisation. Bade- u. sonst. Einrichtungen I. Rang. Besuch 1898: 9808 Kurgäste, 31 907 Passanten, rd. 139 000 Bäder. Prospekte u. Beschreib. übersend. frei die **Königl. Badeverwaltung.**

Königliches Nordseebad Norderney.

Saison: 1. Juni bis 10. Oktober. 1898: 23985 Kurgäste. Wasserleitung und Kanalisation. Elektrische Beleuchtung des Strandes und der Kuranlagen. Wandelbahn über dem Meere. Fester, ebener Strand, schöne Parkanlagen, schattige, vor Wind geschützte Spaziergänge. Gut ausgestattete Badehäuser, großes Kurorchester, Kurtheater, Pferderennen (Herrenreiten), Lawn Tennis- u. Kinderspielplätze. Gelegenheit zu Ausflügen, Schießübungen, Luftfahrten in See u. s. w. Telephon-Anlage mit Anschluß an das Fernsprechnetz des Festlandes.
Regelmäßige Dampfschiffverbindungen mit Norddeich, Bremerhaven und Hamburg. Schnellzug-Verbindungen mit Anschluß an die Dampfschiffahrt.
Prospekte u. Fahrpläne gratis durch die Badeinspektion u. in Riesel's Reisekontor.

Glafey-Nachtlichte,

bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Eisen-Moorbad Schmiedeberg,

Preisgekrönt: Sächs. Thür. Ind.- u. Gew.-Aust.

Vorzgl. Erfolge b. Gicht, Rheumatismus, Nerven- und Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend. Bahnstation. Postbez. Halle. Saison: 1. Mai bis Ende September. Prospekte und Auskunft durch die städt. Badeverwaltung.

Malten'sches Institut für Wasser- und Natur-Heilmethode in Baden-Baden.

Ausführliche Prospecte und Kurberichte frei.

Geh. Hofrat Dr. Flamm'sche

Heil- u. Pflege-Anstalt für psychisch Kranke.

Schloss Pfullingen (Württemberg.)

Zwei getrennte Abteilungen:

I. Offenes Sanatorium für **Nerven- u. Gemütsleidende, Alcoholisten, Morphinisten,** speciell zu Entziehungs-Kuren geeignet.

II. Heil- u. Pflege-Anstalt in verschiedenen einzelnen Häusern mit der landwirtschaftlichen Colonie Alteburg.

Das **neu eröffnete Sanatorium** befindet sich in dem von Herzog Christoph von Württemberg im XVI. Jahrhundert erbauten Schlosse, welches in letzter Zeit **von Grund aus renoviert** und mit **elektrischer Beleuchtung** versehen wurde. Schöne Gartenanlagen, reizende Umgebung, Gelegenheit **zu schönen Ausflügen** und zur **Beschäftigung in Landwirtschaft, Garten und Werkstätten. Vier Aerzte. Das ganze Jahr geöffnet.**

Nähere Auskunft erteilt die Direktion: ***Dr. Kölle.***

Offiziers-Portemonnaie

aus chagrin Saffian-Leder, **flach, bequemes** Tragen in der Tasche, **4** Tresors, worunter **3** besondere Verschlüsse haben. **Preis Mk. 3.**
Porto 20 Pf., Nachn. 20 Pf extra. Ausland Vorauszahlung, auch Marken.
J. Hurwitz,
Berlin S. W., Kochstr. 19.

Sanatorium Schockethal-Cassel.

40 Morgen gross. Anstaltsterrain, herrlichste Lage, grosse Wälder, schiffbar. Strom. Heilfaktoren Wasserkuren aller Art, Elektricität, Massage, Gymnastik, Terrain- u. Luftkuren, Diätkuren — Angenehmster Aufenthalt auch für Nichtkranke. Gelegenheit zu Fischerei, Jagd und and. Sport. Spielplätze. Dampfniederdruckheizung Elektrische Beleuchtung. Telephon. Das ganze Jahr geöffnet. Näheres durch Spezialprospekt von Besitzer **Dr. med. Schaumlöffel. Cassel.**

„Adler" „Erste" Marke in Fahrrädern.

„**Höchste**" Auszeichnungen. „**Grösste**" Verbreitung.

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk.
Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.
Pracht-Katalog 144 Seiten stark **gratis u. franco.**
Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Schönfels Zugerberg

937 m über Meer.

Luftkurort — altbewährt — **Wasserheilanstalt.**

Gesamtes Wasserheilverfahren: Abreibungen, Einwicklungen, Bäder und Douchen aller Art. **Moorbäder, elektrische Behandlung** und **Heilgymnastik. Massage.**

Ausgedehnte ebene Spaziergänge auf angrenzenden Wiesen und Waldungen; grosser Park. Pittoreskes Alpenpanorama. Komfortabel eingerichtetes Haus mit Zentralheizung. Pension von Fr. 7.— an. Post, Telegraph, Telephon. Prospekte gratis.

Kurarzt: Dr. **Tschlenoff,** aus Zürich. Eigentümer: **A. Kummer.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 38.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung von Adele Hindermann.

(Fortsetzung.)

Elfe hatte es durchgesetzt, daß man noch blieb, daß die Mamas sich achselzuckend wieder auf ihre Stühle setzten und sich nun angelegentlichst zu zweien unterhielten, ohne von den — andern Notiz zu nehmen.

Die „Kinder" erzählten sich gegenseitig von ihrer Studienzeit.

„Wollen wir nicht einen Gang durch den Garten machen?" schlug Elfe vor.

Ich war gern bereit, und auch Leni und Elsbeth schlossen sich an.

„Aber warum heiraten sie sich denn nicht?" fragte ich Elfriede, als wir weit genug vom Tisch entfernt waren. Diese Frage brannte in mir seit Minuten.

Elfe hatte eifrig den Waldweg entlang gespäht.

Nach einer Momentaufnahme von Renard & Boß in Kiel.

Der Stapellauf des Linienschiffes „Kaiser Wilhelm der Große" zu Kiel, 1. Juni 1899. (Text Seite 617.)

„Wer?“ fragte sie zerstreut.

„Nun, der Castell und die Franke.“

„Ach so. Ja, das ist nicht so einfach. Sie war sehr unglücklich verheiratet, und die Scheidung macht Schwierigkeiten. Da lernte sie hier in voriger Saison den Castell kennen, der zwei Jahre vorher seine Frau verloren hatte und mit den beiden Kindern ziemlich hilflos dasaß. Er ist ein seelenguter Mensch, aber von Wirtschaften, von Geldeinteilen hat er keinen Dunst. Die zwei verliebten sich nun ineinander, sie nahm sich seiner verwahrlosten Häuslichkeit an, kümmerte sich um die Kinder und versuchte in den verworrenen Geldverhältnissen Ueberblick zu erlangen. Das mochte alles wohl so per Distance nicht recht durchzuführen sein — kurz, eines Tages zog sie zu ihm, und wie es scheint, sind die vier nun wie im Himmel. Gräßlich, nicht wahr?“

Ja, ich fand es gräßlich. „Sie hätten doch warten können.“

„Gewiß, das wäre viel anständiger gewesen. Und hatte die verlotterte Wirtschaft mit diebischen Mädchen und dem Gerichtsvollzieher im Hause zwei Jahre lang gedauert, so konnte es auch ganz gut noch ein drittes Jahr so weitergehen ... Sehen Sie, kommen da nicht zwei Radler?“

Ja, wenn man die beweglichen Pünktchen auf der Pappelallee so nennen wollte.

„Sturm und die Rosée,“ murmelte Elfe.

Sie kamen rasch näher. Die Dame fuhr schlecht, immer im Zickzack. Endlich sprangen sie dicht vor uns ab.

„Grüß Gott!“

„All Heil!“

Elfriede machte uns bekannt.

Die Rosée tupfte mit einem buntgeränderten Tändeltuch vorsichtig über das erhitzte Gesicht, über dem sich die schwarzen Locken etwas aufgelöst hatten, und neigte mit gewinnendem Lächeln den kleinen Kopf.

Sturm streckte mir die Hand entgegen. „Wir kennen uns ja schon.“

„Ich wüßte nicht —“

„O doch, Fräulein Witt, vorgestern im Theaterbureau.“

„Das wird meine Schwester gewesen sein; ich bin die andre.“

Er sah überrascht auf. „Pardon, gnädiges Fräulein, aber so etwas von Aehnlichkeit — sagen Sie mir nur, woran soll man Sie denn auseinander kennen?“

„Ich kann nicht singen.“

„Ein bemerkenswertes äußeres Kennzeichen. Aber Sie können gewiß manches andre.“

„Wirklich nicht. Kochen allenfalls und Kostüme herrichten.“

Und währenddem mußte ich immer denken: ‚Himmel, ist der schön! Schlank und jung und kraftvoll, die personifizierte Lebensfrische, das Ideal eines jugendlichen Helden. Ein schmales, bräunliches Gesicht mit einer stolzen, feingeschnittenen Nase und dunkelbewimperten, goldbraunen Augen. Ein Glück, daß der Mund ein wenig zu groß und trotzig geformt ist, das bewahrt ihn davor, ein „Beau“ zu sein.

Ich hatte ihn verschiedentlich als Boris Mensky in ‚Hans Huckebein‘ gesehen — eine Prachtleistung übrigens — seine Erscheinung konnte da aber ebensowohl das Resultat sorgfältiger Herrichtung sein; deshalb war ich in diesem Augenblick geradezu „baff“ über die Verschwendung, mit der die Natur diesen Menschen ausgestattet hat.

Ich für meine Person mache mir zwar nichts aus dem traditionellen „jugendlichen Helden“, in den jeder Backfisch verliebt ist. Auch sind bartlose Schauspielergesichter gar nicht mein Genre. Und in diesen hier soll ja ganz L., wenigstens was den femininen Teil anbetrifft, vernarrt sein — so etwas wirkt stets schädigend auf den Charakter eines Mannes.

Aber das läßt sich nicht leugnen, die Rosée hat Geschmack.

Zwar, daß sie ihm zuliebe aufs Rad steigt, ist ein ästhetischer Mißgriff. Sport steht ihrer weichen, trägen, vollen Figur nicht. Nicht etwa, daß sie zu stark dafür wäre, durchaus nicht! Aber es fehlt ihr das Straffe, Muskulöse, Feste, das zu sportlichen Uebungen nun einmal unerläßlich ist. Zu ihren weichen, lässigen Bewegungen gehören Spitzen und indische Seidenstoffe, ein rotbeleuchteter Salon, mit einer Ottomane, auf der sich ein weißes Bärenfell breit macht. Die brutale Helligkeit der Landstraße, die steife weiße Wäsche, das ist nichts für diese Art Erscheinungen.

Sie stand neben Elfe Dorn und zeigte dieser allerlei an ihrem Rad.

Elfe verlor sehr neben ihr; ihre schmale Figur wirkte doppelt mager neben der weichen Gestalt der Kollegin, ihr Gesicht streng neben den lächelnden Zügen der andern, auf deren blaßgelblichen Wangen beständig Grübchen kamen und gingen.

Es ärgerte mich, daß der Vergleich, zu dem ich mich herausgefordert fühlte, so zu Ungunsten der Jüngeren ausfiel.

Die Rosée sprach mit ihrer süßen Stimme eifrig auf die Kollegin ein; aus Elfes Ton glaubte ich eine leise Frostigkeit herauszuhören.

„Aber, bestes Dornchen, wie können Sie mit Ihrem Teint Schwarz und Weiß tragen! Es macht Sie viel zu blaß!“

Elfe sah ruhig an ihrer Bluse herunter. „Aus einem alten Seidenkleid von Mama,“ gab sie ruhig zurück. „Neue seidene Blusen fürs Zivil zu kaufen, gestattet mir meine Gage nicht.“

Die andre kniff die Lippen zusammen. Sie schien diese Antwort als einen Stich zu empfinden.

So viel merke ich wohl: diese beiden Frauen sind Rivalinnen — nicht nur auf der Bühne.

„Wo sind die andern?“ brach Sturm das etwas zugespitzte Gespräch ab; „ich habe einen Götterdurst nach all dem Staub.“

Wir schritten langsam dem Garten zu.

„Warum kommen Sie so spät? Ich denke, Sie müssen heute abend mimen?“ fragte Elfe.

„Ja. ‚Zwölf Dörfer, sieben Kirchen, zehn Popen‘,“ citierte der junge Mann aus seiner Rolle. „Haben Sie Sehnsucht nach mir gehabt, Elfe?“

„Nein.“

„Nein? Das ist geschmacklos von Ihnen.“

„Ach, seien Sie nicht langweilig, Sturm. Sagen Sie lieber, haben Sie gelernt? Haben Sie den Mortimer noch mal durchgearbeitet?“

„Ja, gestern abend.“

„Nun, und — habe ich recht mit der Scene?“

„Vollkommen, ich bin Ihnen wirklich dankbar, Elfe. Wann darf ich kommen, daß wir ihn zusammen durchnehmen?“

Ich sah ihn von der Seite an. Sein Gesicht schien mir wie mit einem Schlage verändert, älter geworden. Statt des leichtherzigen Ausdruckes mit den beim Lachen brillierenden Zähnen ein grübelnder Ernst in dem jungen Gesicht, mit einer senkrechten kleinen Falte zwischen den dichten, dunkeln Brauen. Nicht mehr der schöne Mensch, sondern der denkende, strebende Künstler.

Fast könnte man die schwärmenden Backfische und — die beiden andern begreifen.

*

Wie recht ich hatte!

Schon rücken die Götter mit ihrer Forderung heraus und wollen ihr Opfer haben.

Sitze ich da heute morgen fröhlich und guter Dinge am Fenster. Ich umsäume eine kleine, weiße Wachstuchdecke mit hellblauem Seidenband für Lenis Schminktisch, brumme allerlei aus „meinen“ Partnerrollen vor mich hin und bin so recht mit Gott und der Welt zufrieden.

Da höre ich Lenis Schritt auf der Treppe; und noch einen zweiten — das sind die klappernden spitzen Absätze der kleinen Steinbrügge. Sie trägt immer hohe Absätze, um etwas größer auszusehen.

Sie gehen langsam, die Kinder, ich höre sie erregt miteinander reden.

„Morgen.“

„'n Tag.“

Sie machen so merkwürdige Gesichter, Leni läßt die Mundwinkel hängen, und die Elsbeth hat sogar, wenn mich nicht alles täuscht, verweinte Augen.

„Was ist passiert?“ Ich sehe ängstlich von einer zur andern.

„O — nichts.“

„Ach, geht mir doch! Ist etwas vorgefallen?“

„Nein, wirklich nicht. Nur —“

„Mein Gott, spannt mich doch nicht auf die Folter.“

„Wir sollen —“ setzt Leni an.

„Was?“

„Sta—“

„Statieren sollen wir, im Zigeunerbaron!“ platzte Elsbeth wütend heraus und wischte mit dem Taschentuch über die Augen.

Statieren? Ich mußte mich setzen.

„Wir sind wütend — wütend!“ Das war Leni.

„So erzählt doch mal in Ruhe, was soll das?“

„Wir sollen gehen und stehen lernen, sagt der Direktor; wir sollen mit den Größenverhältnissen der Bühne vertraut werden; wir sollen — ach, was sollen wir nicht!“

„Und das nach unserm anerkannten Erfolg in ‚Mignon‘!“

„Wenn das mein Professor wüßte!“

„So müßt ihr singen im Chor?“ fragte ich zaghaft.

„Oho — nein, das allerdings nicht,“ meinte Leni vornehm, „aber wir sollen uns unter das Volk mischen, weißt du, das unter dem Personenverzeichnis so im Pauschquantum steht: Bauern, Soldaten, Zigeuner; und darunter —“

„Zwei solch große Tiere!“ vollendete ich.

„Ach, spotten Sie auch noch!“

Mir kam ein rettender Gedanke. „Kinder — müßt ihr denn auch? Ist das kontraktlich?“

Leni schoß in die Höhe. „Ah, der Kontrakt — gleich nachsehen!“ Sie stürzte an die Schreibtischschublade.

Da lag das eng bedruckte Blatt; wir beugten uns alle drei gespannt darüber.

Eine Unzahl von Paragraphen. Meistens beginnend: „Der Direktor ist berechtigt“, oder „das Mitglied ist verpflichtet“, oder „der Direktor darf“, oder „das Mitglied muß“.

Lenis Finger ging die Reihen herunter. „Natürlich, das Mitglied muß oder ist zur Abwechslung einmal verpflichtet.“

„— das Mitglied ist verpflichtet, bis drei Tage nach seinem Tode als Leiche bei Aufführungen zu figurieren und später seinen Schädel der Direktion für den vorletzten Akt von ‚Hamlet‘ zur Verfügung zu stellen.“

Ich riß die Augen auf, und es entfuhr mir: „So steht das —“

„Nein, sagt Castell,“ lachte die kleine Koloratursängerin in all ihrem Aerger.

Lenis Finger glitt immer weiter herunter: „‚In Bezug auf die Militärverhältnisse‘ — geht uns nichts an, vielleicht die Rosée, — ‚will das Mitglied eine Ehe schließen‘ — so dumm, nee, denkt nicht daran! Mein Gott, wo kommt denn der Passus? Ah, hier, nun paßt mal genau auf!“ Ihre Augen überflogen den feinen Druck: „Anordnungen des Direktors in Bezug auf lebende Bilder, Festvorstellungen und Comparserie unbedingt Folge zu leisten.“

„Comparserie? Was ist denn das? Habe ich nie gehört.“

„Das ist ... wenn man ... na, mit einem Wort, das ist so was,“ sagte Leni dumpf.

„Ja, denn helpt dat nix.“

Die beiden Kinder saßen wie entthronte Königinnen da und starrten vor sich hin. Sie thaten mir wirklich leid.

„Wißt ihr was? Sprecht doch mal mit dem Direktor; bittet ihn, daß —“

Leni hob den Kopf, überlegen, vorwurfsvoll.

„Als ob wir das nicht sofort gethan hätten! Zum Steinerweichen. Und fast hätten wir ihn herumgekriegt, denn gutmütig ist er ja, da trat Holle, unser Regisseur, heran und drohte uns mit dem Finger. ‚Herr Direktor,‘ sagte er, ‚Sie werden sich doch nicht erweichen lassen?‘ Und da kriegte der Alte wieder Oberwasser. ‚Laßt mich in Ruhe, Kinder, es bleibt dabei. Wie wollt ihr denn sonst jemals von eurer Zaghaftigkeit frei werden? Es geschieht nur zu eurem Besten. Oder glaubt ihr, ich brauche euch unter den Statisten? Ich habe Volks genug da herumlaufen.‘“

„Und da hat er recht,“ gab selbst Elsbeth zu.

„Er hat — überhaupt recht!“ platzte ich heraus.

Zwei Augenpaare sahen mich unsicher an.

„Ja, aber — es paßt sich doch nicht für uns!“

„Was soll das Publikum denken, wenn man uns zwei da unter den Bauern herumlaufen sieht!“

„Das Publikum guckt euch überhaupt nicht an, es hat Besseres zu thun.“

„Na, eins weiß ich," sagte Elsbeth ingrimmig, „hübsch machen thu' ich mich nicht!"

„Ich auch nicht," stimmte Leni zu, „ich werde mich scheußlich schminken. Ueberhaupt, ich habe einen grandiosen Gedanken."

„Was denn?"

„Wir machen uns ganz unkenntlich!"

Elsbeth schrie Beifall. „Daß wir darauf nicht gleich gekommen sind! Natürlich, ganz unkenntlich!"

Und damit trösteten sie sich. Sie steckten die Köpfe zusammen, und während ich ins Nebenzimmer ging, um nach meinen Kochtöpfen zu sehen, klangen einzelne verwehte Worte, wie: Kopfbedeckung, brauner Teint, Perücke und so weiter, zu mir herüber. Ja, bis zum Nasenkitt verstieg sich die erregte Phantasie dieser beiden um ihr Inkognito besorgten, schwer gekränkten Größen.

VI.

Die schönen Herbsttage mit ihrem goldroten Laub, dem durchsichtig blauen Himmel und schwülen Resedaduft sind vorüber.

Der fünfzehnte November.

Das bedeutet: wir haben diesen Monat düsterer Resignation, das Stiefkind des Jahres, zur Hälfte überstanden. Das bedeutet weiter: es ist heute Gagetag, wenn auch nur zweiter Ordnung. In der Mitte des Monats giebt's nur die Hälfte der festen Gage, die andre Hälfte nebst den Spielgeldern vom ganzen Monat gelangen an jedem Ersten zur Auszahlung.

Meine Leni kommt an diesen Zahltagen immer mit einem verklärten Gesicht nach Hause und kann es sich nicht versagen, mit den kleinen, selbstverdienten Goldfüchsen — deren Glanz allerdings wohl einen grauen Tag zu vergolden im stande ist — ein Weilchen zu spielen, ehe sie im Dunkel des Schreibtisches verschwinden. Sie legt Figuren damit, Kreise, Vierecke, auch Buchstaben, zu denen es allerdings nie recht langen will. Am Fünfzehnten reicht es zu einem großen lateinischen L (Leni), am Ersten allenfalls zu einem W (Witt).

So ein kleiner Narr! Gerade wie vor fast zwanzig Jahren ihre kleinen Grübchenhände mit den blanken Zweipfennigstücken aus ihrer Spardose tändelten.

Meistens endet die Geschichte damit, daß eins der Stücke den ihm zugedachten Raum der Tischplatte nicht mehr als ausreichend erachtet und mit kühnem Hopser einen andern Schauplatz seiner Thätigkeit oder vielmehr seines Ausruhens sucht.

Dieser Schauplatz ist niemals der Teppich oder ein hellbeleuchtetes Stück Fußboden, sondern stets die nachtschwarze Tiefe unter einem Schrank oder dem Klavier.

Wer jemals die Tücke eines Objekts am eignen Leibe erfahren, wer jemals mit Stöcken und Schirmen oder ähnlichen länglichen Gegenständen bewaffnet flach auf der Erde lag, um aus einem schmalen, finsteren Schacht ein Etwas herauszufinden, das man gar nicht sieht, das nur — wahrscheinlich — sich darin befindet, ein Etwas, das sehr klein und sehr flach ist, das den respektiven Schirmgriffen und Stockenden auch nicht den leisesten Angriffspunkt bietet, wer diese für die Krone der Schöpfung nicht ganz würdevolle Situation kennt, der wird gleichfalls wissen, daß in der ersten halben Stunde angestrengtester Arbeit nichts andres zu Tage kommt als ein Stillleben, das an der Gründlichkeit der Zimmerreinigung nicht ganz unberechtigte Zweifel aufsteigen läßt: alte, vergilbte Postkarten und Briefcouverte, Kragenknöpfchen des verflossenen Bewohners, angekohlte Streichhölzchen, Zigarettenmundstücke und Zigarrenstummel, verbogene Fingerhüte und Kirschensteine vom vergangenen Sommer, rostige Stahlfedern und eine Menge kleiner, zusammengeballter Staubflocken, die wie tote Mäuse aussehen.

Das ging uns nun schon zweimal so. Ich habe Leni angedroht, daß ich ihr nächstens an Gagetagen einen flachen Kastendeckel zum „Spielen" auf den Tisch stellen würde wie einem Baby.

Dann lacht sie, läuft zum Klavier und übertönt meine „Weisheit" mit irgend einer prickelnden Walzermelodie.

Es wird überhaupt viel gelacht bei uns; jeder geringste Anlaß giebt uns Grund zur Heiterkeit; weil wir so recht von innen heraus froh sind, glaube ich.

Leni fühlt sich vollbefriedigt in ihrer Thätigkeit. Sie arbeitet mit Feuereifer an sich und hat in voriger Woche eine vorzügliche Elsa gegeben. Die Kapellmeister mit ihrem ganzen Orchester schwören auf sie, wegen ihrer großen musikalischen Sicherheit, und der Regisseur fährt sich schon weit weniger oft indigniert durch die Haare bei ihrem Spiel.

Ich meinerseits habe auch einen „Erfolg" zu verzeichnen, und das ist Lenis prachtvoller Appetit und ihre täglich rosiger werdenden Wangen. An ihren runden Armen und dem weichen Hals habe ich eine Art Autorenfreude.

Sie hat an Mama geschrieben: „Lisbeth kocht entzückend!" — mehr begeistert als gerade sachgemäß ausgedrückt — aber das macht nichts; mir jagte diese Rezension meiner Leistungen die Röte heller Freude ins Gesicht.

So hat jeder seine kleinen, bescheidenen Lorbeeren.

*

Wir saßen im Parkett, Elfriede Dorn und ich. Da oben gab es zum zweitenmal den „Lohengrin"; ich war im Banne der Musik, Elfe saß apathisch zurückgelehnt neben mir. Ihr blasses, kluges Gesicht sah strenger aus als je.

Zu meiner Linken hatte sich Herr Brandt, der Gatte der Hochdramatischen, herangefunden. Seine Frau sang die Ortrud mit ihren letzten, aber raffiniert verwendeten Stimmmitteln.

Sie sah sehr schön aus. Die Frau hat eine Art, sich herzurichten, die manchmal über den Horizont des in der Bühnentradition befangenen Regisseurs geht. Vom Publikum gar nicht zu reden.

Die streng künstlerische Echtheit ihrer Kostüme bis auf Schuhe, Schmuck und Haarfrisur ist an ihr das Ergebnis eines gründlichen Sichhineinversenkens in die Stimmung jener Zeit, deren Kleidung sie trägt; man hat bei ihr nicht den Begriff „Kostüm", sondern glaubt ein aus dem Rahmen getretenes Bild zu sehen, das, vor Jahrhunderten gemalt, die ganze unmittelbare Frische des Eindrucks aus einer längst vergangenen Zeitepoche an sich trägt.

Der Prinzgemahl schmunzelte: „Wie gefällt Ihnen meine Frau?"

„Wie immer. Sie kann sich zu solch einem künstlerischen Beirat, wie Sie es sind, wahrhaftig gratulieren. Es ist doch wieder Ihr Entwurf, Herr Brandt?"

Ich muß mich immer hüten, daß ich nicht Herr Stollberg sage. In dieser Ehe dominiert nun einmal *ihr* Name.

„Selbstverständlich; alles streng nach antiken Vorbildern."

Das sind nun *seine* Lorbeeren.

„Finden Sie nicht auch," fuhr er eifrig fort, „daß sie schon etwas schmaler geworden ist? Sie hat heute entschieden ihren schlanken Tag, mein Muttchen."

Ja, ich fand es auch. Diese Frau hat überhaupt eine so königliche Figur und Haltung, daß das bißchen Fülle ihre Erscheinung so leicht nicht zu beeinträchtigen vermag.

„Sagten Sie etwas, Fräulein Dorn?"

„Ich? Nein; ich seufzte nur." Sie sprach das, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Prinzgemahl beugte sich vor. „Oho — und warum?"

„Weil ich innerlich knirschte."

„Und warum knirschten Sie?"

„Ich dachte an meinen Feind." Immer die gleiche, unentwegte Ruhe im Ton.

Der Vorhang fiel. Es war große Pause. Alles erhob sich und drängte nach den Ausgängen.

Auch Herr Brandt verabschiedete sich; er wollte auf die Bühne, um seiner Frau zu sagen, daß sie heute ihren schlanken Tag habe.

Wir blieben allein zurück. Der Zuschauerraum war fast leer. Von draußen klang das Gemurmel der Promenierenden herein; manchmal öffnete sich lautlos eine Thür, und man sah die plaudernde Menschenmenge sich wie ein buntes, vielgestaltiges Bild vorüberschieben.

Ich faßte mir ein Herz.

„Sie wollten mir schon einmal sagen, wer dieser Feind ist," begann ich tastend, „ich möchte nicht indiskret sein, aber ich glaube, ich weiß, wen Sie meinen."

Sie sah mich von der Seite an, halb lächelnd: „Nun?"

„Die Rosée!"

„Ha, ha!" — ein kurzes Auflachen.

„Wie kommen Sie darauf? Weil sie mir meine Rollen wegnehmen möchte? Nein, um sie meinen Feind zu nennen, müßte ich sie künstlerisch wenigstens als ebenbürtig ansehen. Sie irren, die Rosée ist's nicht," — ihre Worte kamen kurz und stoßweise —, „es ist überhaupt kein Mensch von Fleisch und Blut — ha, ha, Fleisch und Blut! Knochen sind es! Kommen Sie noch nicht darauf? So sehen Sie mich doch nur an! Meine eigne Magerkeit, meine spitzen Schultern und Ellbogen, mein dünner, knöcheriger Hals, das ist mein Feind! Verstehen Sie nun? Daran wird auch meine Carriere noch scheitern!"

Ich war tief bestürzt. „Aber Dornchen, ich bitte Sie — was fällt Ihnen ein! Bei Ihrem Können!"

„Ja, bei meinem Können. Ich weiß, daß ich was kann. Die Natur hat mir viel gegeben. Da plötzlich machte sie Halt, auf halbem Wege. Mit dem Manko muß ich mich nun herumschlagen."

„Dies Manko ist ziemlich belanglos, dächte ich."

„Sie irren, es ist nicht belanglos bei einer Schauspielerin. Die äußere Erscheinung ist ein genau so wichtiges Moment in der darstellenden Kunst wie das Spiel an sich. Unsre Gestalten sollen verkörpert werden. Verkörpert — hören Sie? Wenn ich eine Julia spiele, so bin ich Julia bis in die Fingerspitzen hinein, aber ich brauche zwei Akte, bis ich vergessen kann, daß sich der arme Romeo ja an meinen spitzen Knochen stoßen muß. Und trete ich im Zwischenakt — noch glühend vom Spiel — in die Garderobe und blicke in einen Spiegel, so sinken mir resigniert die Arme am Leibe herunter. Nein, geben Sie sich keine Mühe, — Thatsachen schafft man durch ein paar freundliche Worte nicht aus der Welt. Was wissen Sie, wie ich schon gelitten habe deswegen! Wie ich arbeiten muß, um hinzureißen — trotz alledem! Wie ich das Innerste meiner Seele heraushole, um es glaubhaft zu machen, daß Romeo für mich in den Tod geht — trotz der spitzen Schultern!"

Ich konnte nichts erwidern. Sie rechnete auch wohl kaum auf eine Antwort. Was sie gesagt, hatte sich wie ein nicht mehr zu unterdrückender Aufschrei ihrer sonst so kühlen Gelassenheit entrungen.

„Wenn ich die Rosée ansehe," fuhr sie etwas ruhiger fort, „dann giebt es mir jedesmal einen Stich ins Herz. Sie braucht nur aufzutreten und ihre herrlichen weißen Arme zu erheben, so hat sie schon die ganze Stimmung für sich, bevor sie nur zu sprechen anfängt. Ich habe es oft genug mit glimmendem Neid beobachtet, wenn ich oben in der Loge saß, wie alles sich verneigt und die Gläser auf sie richtet."

„Ein sehr äußerlicher Erfolg."

„Ja, ganz recht. Aber wir können ihn nicht entbehren. Lediglich das innere Bewußtsein echter Künstlerschaft hat noch niemand vorwärts gebracht. Oder glauben Sie, die Großmächte, von denen wir abhängig sind, Publikum und Presse, seien derart auf das rein Geistige gestimmt, daß sie geneigt sein würden, über den Mangel schöner Körperformen hinwegzusehen? Vergessen Sie nicht: Direktoren, Agenten, Rezensenten sind — Männer!"

Ein unsäglich bitterer Ton.

Die Pause war vorüber. Während des anhaltenden Tones der elektrischen Glocke füllten sich die Reihen des Parketts wieder.

Wir standen an die zurückgeschlagenen Klappsitze gelehnt; plaudernde, lächelnde Menschen schoben sich an uns vorüber ihren Plätzen zu.

Ich merkte es kaum. Elfriedes letzte Worte klangen mir noch in den Ohren. „Vergessen Sie nicht: Direktoren, Agenten und Rezensenten sind — Männer!" Lagen mir im Ohr mit dem ganzen Wohlklang ihres weichen Organs und ihrer schönen Aussprache mit dem leise rollenden R, das sie vorn auf der Zungenspitze spricht.

Und dabei war mir's, als ob noch etwas Unausgesprochenes in der Luft liege, ein Etwas, das den Strom ihrer Bitterkeit so zum Anschwellen gebracht habe — ein Name trat in meine Gedanken, halb instinktiv — Hans Sturm.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1899: Ag[illegible]

Nach dem Gem[illegible]

:eke von Parma begegnet flüchtenden Niederländern (1567).

ermann Grimm.

Auch Hans Sturm ist ein Mann.

„Daß ich nächste Woche in Köln gastiere, sagte ich Ihnen schon?“ Das war wieder ganz im Konversationston.

„Ja, aber nicht als was!“

„Als Maria Stuart und als Eboli.“ Sie atmete tief. „Als Maria, im geschlossenen Kleid, werde ich reüssieren, das Engagement wird so gut wie beschlossen sein. Der zweite Abend wirft alles wieder um. ‚Die Dorn im Decolleté — einfach unmöglich!‘ Und dann kommen die Stilblüten der Herren Zeitungsschreiber — Sie glauben nicht, welch eine Fülle von Bonmots sich an so ein paar Knochen knüpfen lassen! Da kann man mit seinem Witz brillieren, daß es knattert wie ein Feuerwerk. ‚Der X. oder der St. ist doch ein ganz verflixter Kerl,‘ sagen die Leser beim Morgenkaffee, ‚hört nur, was er da über die Dorn schreibt — das ist ja zum Wälzen!‘ — Ach, beenden wir das Thema. Ihre Schwester sieht übrigens sehr gut aus als Elsa.“

Das Haus war inzwischen wieder dunkel geworden, der nächste Akt spielte sich ab. Ja, Leni sah sehr hübsch aus, ich konstatierte das auch, aber nur so nebenbei; zum erstenmal, daß sie nicht völlig im Vordergrunde meiner Aufmerksamkeit stand.

Meine Gedanken kreisten um Elfriede. So schmal, so schlicht und unauffällig saß sie da neben mir, in derselben schwarz und weiß karierten Bluse, von der die Rosée gesagt hatte, sie stände ihr nicht.

„Eine Schauspielerin, die Dorn,“ sagten die jungen Damen, sich anstoßend, wenn sie im Foyer vorüberging. Dann starrte man sie mit der ganzen Ungeniertheit des „Höherstehenden“ an, knabberte an einer Schokolade, verabredete mit den jungen Herren seiner Bekanntschaft für morgen eine Tennispartie und schlenderte wieder in den ersten Rang.

Eine Schauspielerin — ja. Auf der andern Seite aber auch ein junges Mädchen wie ihr! Wie ihr unter den Lebensbedingungen der besseren Stände aufgewachsen, wie ihr mit einem tüchtigen Bildungsgang ausgerüstet, wie ihr eine Zweiundzwanzigjährige, mit den noch ungestählten Kräften an der Schwelle des Lebens stehend.

Damit ist allerdings der Vergleich am Ende. Sie trägt die zweifache Dornenkrone der Verarmung und des Genies. Das trennt sie von euch um Welten.

Meine Blicke glitten gedankenvoll über die vielen Mädchenköpfe hinweg. Schemenhaft hoben sie sich aus dem Halbdunkel des Zuschauerraumes, von dem nivellierenden Einfluß einer sklavisch befolgten Mode fast zur Dutzendware herabgedrückt. Bei jeder der gleiche abstehende Haarknoten, dieselben gebrannten Schläfenlocken, dieselbe nur in der Mitte freigelassene Stirn.

Alle Erbinnen mehr oder weniger großer Vermögen — L. ist eine Industriestadt, in deren Mauern sich ungeheure Kapitalien angehäuft haben — alle wohlbehütet im Schoße ihrer Familien lebend.

Sie haben sich beklagt, daß manchmal bei sehr besetztem Hause Bühnenmitglieder die nicht verkauften Plätze im ersten Rang einnehmen; die räumliche Nähe dieser Leute chokiert sie; aber den jugendlichen Helden mit Briefen, Geschenken und Rendezvousaufforderungen zu bombardieren, hindert sie ihre Wohlerzogenheit nicht.

Denkewitz, der Theaterdiener, weiß ein Liedchen davon zu singen. Und er singt es! Er steckt die Trinkgelder schmunzelnd ein und giebt zwischen den Kulissen höchst ergötzliche kleine Histörchen — mit Namensnennung — zum besten ...

Die Oper ging zu Ende. Ich hatte kaum etwas gehört.

„— und ich, sein Sohn, bin Lohengrin genannt!“

Das war Armbrecht. Unser Heldentenor ist Stimmbesitzer, ja, aber was Temperament anbetrifft, hätte er sich zum Bureauvorsteher besser geeignet als zum Sänger.

Der Mann kämpft außerdem mit einer chronischen Sehnsucht. Seine Frau lebt in Königsberg mit den zwei Kindern, wo sie für jugendlich dramatisches Fach engagiert ist. Sie dort, er hier, sparen sie jedes Markstück und wechseln die zärtlichsten Liebesbriefe, wie man sich erzählt.

Das Finale. Die Aufmerksamkeit des Publikums begann sich zwischen Musik und dem Suchen nach der Garderobenmarke zu teilen, die an den Seiten Sitzenden erhoben sich bereits, der Vorhang senkte sich, ein eifriger, aber kurzer Applaus, denn mit dem Opernglas in der rechten und der Pappnummer in der linken Hand ist schlecht klatschen. Alles schob sich nach den Ausgängen.

„Gehen Sie mit auf die Bühne?“

Elfriede nickte.

Wir nahmen unsre Abendmäntel in Empfang und drängten uns zum Bühneneingang durch.

Unterwegs fing uns der Prinzgemahl ab.

„Gut, daß ich Sie treffe, Fräulein Witt,“ rief er mit seiner hellen, frohen Stimme, „mir ist nämlich im letzten Akt ein grandioser Gedanke gekommen.“

„Nun?“

„Wie wär's, wenn wir uns einmal eine schwere Gans teilten? Eine ganze ist für uns zu viel — meine Frau muß nämlich darauf verzichten — und für Ihren kleinen Haushalt wohl auch. Was meinen Sie dazu?“

„Die Idee ist gar nicht so übel. Aber — ich habe keinen Bratofen! Ich koche nur auf Gas.“

„O — schade.“

Hinter dem Vorhang herrschte das eifrige Hin und Her des Wegräumens. Bühnenarbeiter trugen Versatzstücke heraus, einige Edle von Brabant verschwanden in ihrer Garderobe, die Requisiteuse suchte ihre Siebensachen zusammen und warf hie und da im echtesten Jargon von Berlin SO. ein Scherzwort zu dem Wächter herüber, der, in seinen dicken Mantel gehüllt, das Laternchen vor der Brust, das Haus während der Nacht zu bewachen hatte.

Vulkan — seinen wirklichen Namen weiß ich nicht —, der Heizer, ein langer, berußter Bursche, streifte durch die Kulissen und summte „Wotans Abschied“ vor sich hin. Es ist der Traum seines Lebens, sich zur Staffel eines Choristen aufzuschwingen, anstatt des Kohlenstaubs sich das Gesicht mit Schminke zu bedecken und in glänzenden Gewändern zwischen den Edeln von Brabant auf der Bühne zu stehen.

Er schmachtet danach, „entdeckt“ zu werden.

Da ihm aber das Warten zu lange dauert, sei er, so erzählt man sich, heimlich zu Kapellmeister Winterstein gegangen wegen Stimmprüfung, leider, trotzdem so ziemlich sämtliche Melodien aus sämtlichen Opern in seinem Gedächtnis hängen geblieben, mit gänzlich negativem Ergebnis.

Und so läuft der gute Vulkan einstweilen nach wie vor mit schwarzem Gesicht umher.

Wir ließen den Prinzgemahl auf einem Versatzstück zurück — es war das Bänkchen, auf dem vor einer Stunde Lohengrin und Elsa, mondbestrahlt, als Jungvermählte gesessen — und traten in die Garderobe.

„Lisbeth, eine Neuigkeit!“ rief mir Leni entgegen. Sie hatte das Elsagewand schon abgestreift und rieb sich eifrig die Schminke vom Gesicht. „Es kommt jemand als Volontär-Kapellmeister hierher aus Berlin, — rate mal, wer?“

„Wie kann ich das? Kenne ich ihn?“

„Natürlich kennst du ihn, den großen Jungen.“

„Ah — doch nicht etwa Heinz Hoff?“

„Jawohl, Heinz Hoff. Zu nett! Da können wir Berliner Erinnerungen auffrischen und nach tausend gemeinsamen Bekannten fragen.“

„Wer ist dieser Heinz Hoff?“ fragte Elfe, indem sie Lenis Schminkutensilien sachgemäß in die Blechschachtel ordnete.

„Heinz Hoff — das ist — der ist — wo fang' ich nur an?“ sagte Leni nachsinnend. „Denken Sie sich einen langen, fabelhaft lebhaften Menschen, der sechsundzwanzig Jahre alt ist, aber wie einundzwanzig aussieht, weil er ein Kindergesicht hat und auch wohl ewig behalten wird. Braunes Haar, das er immer um eine Kleinigkeit zu lang trägt, so daß es manchmal am Nacken auf den Kragen stippt, sehr frische, gesunde Farben und ein Schnurrbärtchen, dessen eine Spitze stets nach oben, die andre nach unten weist. Einmal trägt er sich hyperelegant, nach der Mode von übermorgen, ein andermal bringt er es fertig, in Bratenrock und Reisemütze auf die Straße zu gehen. Ein Mensch voller Kontraste überhaupt. Von ganz kleinem Herkommen, hat er Hände von der Vornehmheit einer alten, reinblütigen Rasse und bewegt sich in Gesellschaft und an Ministertafeln nicht nur mit tadellosen Manieren, sondern sogar mit der lässigen Sicherheit eines Menschen, der über der Form steht und nicht unter ihr. Es hat für ihn Zeiten gegeben, da er buchstäblich Hunger litt und für ein Butterbrot meilenlange Botenwege besorgte. Das wäre nun an sich kein ganz vereinzelter Fall, aber daß er mit Vorliebe von diesen Zeiten erzählt, während er Austern schlürft und ein halbes Dutzend verschiedene Bestecks um seinen Teller liegen hat, das ist ein Freimut, der am Ende unter Selfmademen nicht ganz gebräuchlich sein dürfte.“

„Nun, und als Künstler, als Musiker?“

„Gottbegnadet, ohne Frage,“ sagte Leni ernst. „Ich werde Ihnen seine Lieder vorsingen, die sprechen für sich selbst. Im übrigen ist er, was man einen herzigen Jungen nennt; wo er eintritt, weht ein Hauch von Uebermut und Frohsinn durch die Gesellschaft, und jeder sagt erfreut: ‚Heinz Hoff ist da!‘ Es sagt nämlich jeder Heinz Hoff von ihm, niemals Herr Hoff ... Haben Sie ihn?“

„Ich habe ihn.“

„Sie haben ihn noch nicht ganz,“ warf ich ein.

„Wieso?“ Das war Leni, die den knirschenden Deckel ihres Korbes über den Kostümen schloß. Sie sah mich gespannt an.

„Ach, nichts. Wir werden ihn ja hier haben, und dann urteilen Sie selbst.“

Was hätte ich sagen sollen? Ein paar kleine an ihm beobachtete Züge, Beobachtungen so flüchtiger Natur, daß sie durch das Aussprechen schon viel zu viel Gewicht annehmen würden.

Sollte ich sagen, daß ich seine lachenden Augen einmal hatte kalt werden sehen, kalt und hart bei einem ganz geringfügigen Anlaß, während um den Mund ein Zug von Brutalität erschien, der mich erschreckte — sollte ich das sagen? Es ist so lange her — wir haben ihn beide seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen —, daß ich fast selbst an der Richtigkeit meiner Beobachtung zweifele. Und nachher sah ich noch mehrere Male den richtigen Heinz Hoff, den alle Welt kennt, mit dem lachenden Kindergesicht und den drolligen Einfällen, zuletzt bei unsrer Abreise von Berlin, auf dem Bahnhof Zoologischer Garten, wo er wie ein Wirbelwind auf den Bahnsteig gestürzt kam mit zwei duftenden Maiglöckchensträußen und einem nagelneuen und tintenfeuchten Liedermanuskript. Es hieß „Trennung“ und war Leni gewidmet.

Und nun kam er hierher. — Wie klein die Welt ist!

Soll ich mich eigentlich darüber freuen? Ich weiß nicht recht.

Wir waren sehr glücklich bis jetzt. Und jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.

VII.

Die Götter mögen wissen, wie es kommt, aber ich stehe hier unter den Kollegen im Rufe großer wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Man fragt mich um Rat, sobald es sich um irgend etwas aus der Praxis handelt: wo man den besten Kaffee bekommt, wie man sich dies oder jenes im Haushalt am vorteilhaftesten einrichtet, und wo man seine Wäsche waschen läßt, ohne daß sie völlig durch Chlor verdorben wird.

Wenn Damen untereinander sich derart zu informieren suchen, so ist das am Ende natürlich. Wenn aber ein Mann, den ich tags zuvor als Marquis Posa bewundert, solche internen Haushaltungsfragen mit mir erörtert, mich bittet, ihm einen Einblick in unser ungefähres Monatsbudget zu gestatten, zum Vergleich mit dem seinigen, so ist das immerhin nicht ganz gewöhnlich. Besonders wenn seine Gattin nicht Künstlerin ist und nur für Mann, Baby und Wirtschaft zu sorgen hat.

Er sah sehr sorgenvoll aus, der Ellerbissen; seine große Cheruskerfigur neigte sich weit vor, in dem knochigen blonden Gesicht mit dem starken Schmiß am Kinn eine hilflose Frage.

So hatte ich ihn nie gesehen. Ich kannte diese geistvollen grauen Augen nur sprühend von Witz und Humor und hätte es nicht für möglich gehalten, daß diese hohe, breitschulterige Gestalt überhaupt fähig sei, einmal so ganz resigniert zusammenzusinken.

Ich hatte schon manche Viertelstunde mit ihm verplaudert, und einmal, als ich, auf Leni wartend, hinter den Kulissen stand, erzählte er mir auch seine Geschichte.

Als zweiter Sohn eines westfälischen Gutsbesitzers hatte er — gegen seine Neigung — Jura studieren sollen, war aber mehr in Künstlerateliers und Theatern als hinter dem corpus juris zu finden gewesen, bis er eines Tages, dem Traum seines ganzen Lebens folgend, einen Strich unter das Vergangene machte und kurz entschlossen zur Bühne ging.

Der alte Ellerdissen ist gerade bei der Kartoffelernte gewesen, als der dicke erklärende Brief seines Hermann ankam. Auf dem Felde zwischen dem rauchenden Kartoffelkraut nahm er das Schreiben vom Postboten in Empfang, hielt den Bogen auf Armeslänge vom Auge und zerriß ihn, nachdem er gelesen, in Atome. Gesprochen hat er kein Wort, aber sehr weiß hat er ausgesehen, berichteten später die Feldarbeiter; wenn der junge Herr Hermann plötzlich ins Zuchthaus gekommen wäre, er hätte nicht verstörter aussehen können, der alte Herr.

Seitdem durfte niemand den Namen des jungen Herrn mehr in seiner Gegenwart nennen. Jede Verbindung wurde abgebrochen. Der starre westfälische Bauernsinn kannte keine Kompromisse.

Und Hermann Ellerdissen ging unbeirrt seinen Weg. Zu der eisernen Zähigkeit, die er von seinem Vater geerbt hatte, gesellten sich Jugend, Fleiß und Gesundheit und halfen ihm mit den zahllosen Hindernissen in seiner Laufbahn, auch mit dem schwersten, seinem Dialekt, fertig zu werden.

Heute hat er als Charakterdarsteller zweihundert Mark Monatsgage und für die nächsten drei Jahre ein Engagement nach Darmstadt mit doppelt so hohem Einkommen in der Tasche.

Wir saßen im Foyer während einer großen Pause, er, Leni und ich, und plauderten von diesem und jenem. Wie sich das Gespräch darauf hinlenkte — ich weiß es nicht mehr, wahrscheinlich lag es in seiner Absicht, diesen Punkt zu berühren, als plötzlich seinerseits eine Aeußerung fiel, die mit der Bemerkung schloß: „Wenn man zweihundert Mark Gage hat, wie ich, und der Haushalt allmonatlich dreihundert verschlingt —“

Habe ich ihn groß angesehen? Wahrscheinlich. Denn er sagte mit halbem Lächeln: „Ja, meine Damen, das ist leider so.“

„Nun, wenn man eine solche Aufbesserung vor sich hat, wie Sie, — in Darmstadt wird das alles besser werden.“

„Das wird nie besser werden,“ murmelte er, „wir werden fünfhundert Mark ausgeben, wenn ich vierhundert Gage habe.“

Ich war peinlich berührt. Er deckte da einen dunkeln Punkt aus seiner Häuslichkeit mit einer Schonungslosigkeit auf, die uns als Fremde in eine sonderbare Lage brachte. Ich war seelenfroh, als das Klingelzeichen das Ende der Pause ankündigte und man sich allerseits erhob.

„Fräulein Witt,“ wandte sich Ellerdissen da kurz entschlossen zu mir, „würde es Ihnen ein großes Opfer sein, diesen Akt hier mit mir zu verschwatzen? Ich möchte Ihnen gern manches erzählen und um Ihren Rat bitten.“

Natürlich war ich sofort bereit. Leni eilte in die Künstlerloge zurück. Es gab den „Barbier von Sevilla“, und sie hatte der kleinen Steinbrügge versprochen, ihre Rosine von A bis Z streng kritisch anzuhören, um ihr nachher über die Wirkung berichten zu können.

Und nun entrollte mir der junge Schauspieler ein Bild seiner Häuslichkeit, wie es unmöglich sei, Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang zu bringen, wie die junge Frau, der ein „Fräulein“ und eine Aufwärterin zur Seite ständen, den besten Willen, aber nicht die geringste Erfahrung für wirtschaftliche Dinge besitze und für den Wert des Geldes nicht mehr Schätzung habe, als ein Schulkind. Neuerdings habe er sogar mit Entsetzen entdeckt, daß sie Schulden gemacht habe, kleine Beträge zu Anfang, aber nach und nach angewachsen beim Bäcker, beim Kaufmann und Kohlenhändler. „Es ist ja in einer Woche Gagetag,“ habe sie mit harmlosem Lächeln gemeint, als er ihr mit bitteren Vorwürfen gekommen sei. Seitdem behalte er das Wirtschaftsgeld selbst in Händen, führe ein Buch und kümmere sich um alle Kleinigkeiten des Haushalts persönlich.

„Aber schließlich habe ich doch auch noch ein Geschäft nebenbei,“ schloß er bitter. „Ich nehme es ernst mit meiner Kunst; keine freie Minute, in der ich nicht an mir arbeite und studiere. Allein das Auswendiglernen — und das ist doch erst das Skelett, um das sich die Gestalt aufbauen muß. Ich muß mich hineinvertiefen, mein eignes Ich ganz mit der Stimmung meiner Rolle durchtränken, sonst bin ich unbefriedigt, unglücklich und komme auch nicht weiter. Und nun denken Sie, daß ich mich — mitten aus meinen Studien heraus — um jedes Pfund Kaffee, um jede zehn Pfennig für Semmeln stören lassen muß. Glauben Sie mir, Künstler und — Hausfrau zu gleicher Zeit zu sein, ist nicht ganz leicht.“

Ich nickte. Sagen konnte ich nichts. Ich hatte die Vorstellung von einem Durcheinander, das mir zunächst unentwirrbar schien.

Wir waren ganz allein in dem großen Raum. Die Büffettdame nur ging von einem Tischchen zum andern, räumte gebrauchte Gläser fort, wischte über die Platten und rückte Stühle zurecht.

„Für Kohlen zum Beispiel haben wir im letzten Monat — warten Sie —“, und dann zog er ein kleines Notizbuch aus der Tasche und las mir die einzelnen Posten vor. Miete, Kohlen, Holz, Gas und so weiter. Einiges thatsächlich unverhältnismäßig hoch.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Neuerwerbungen im Stillen Ozean.

(Siehe die Abbildungen Seite 614.)

Ueberraschend lautete die Kunde, die am 2. Juni der Telegraph in die Welt entsendete. Die Thronrede, mit der die spanischen Cortes eröffnet wurden, enthielt die Mitteilung, daß durch Vertrag die Karolineninseln samt der Palaugruppe wie die Marianeninseln in deutsches Eigentum übergegangen seien und damit unser Besitz im Stillen Ozean, bisher nur aus Deutsch-Neuguinea und den Marschallinseln bestehend, eine wertvolle Ergänzung und Abrundung erfahren habe. Ganz unerwartet kam die Nachricht allerdings nicht, denn bald nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges verlautete, daß Spanien, der wichtigsten Bestandteile seines einst so glänzenden Kolonialbesitzes beraubt, sich andrer, minder ertragreicher Teile freiwillig entäußern wolle, und natürlicherweise kam hierbei Deutschland in Betracht, das schon vierzehn Jahre zuvor Anspruch auf die Karolinen erhoben hatte. Aber Näheres über etwaige Abmachungen erfuhr man nicht, die deutsche Regierung hüllte sich in Schweigen, desgleichen beobachtete Spanien Diskretion, und so wurde thatsächlich die Welt durch das zwischen beiden Regierungen getroffene Abkommen überrascht, das, über die ersten Vermutungen hinausgehend, auch die den Karolinen benachbarten Inselgruppen dem Deutschen Reiche überweist.

Den Hauptbestandteil des neuen deutschen Kolonialbesitzes bilden die Karolinen, rund 600 Inselchen, die sich in zwei Gruppen scheiden: eine westliche (insgesamt 750 Quadratkilometer groß), bestehend aus der Gruppe Yap und den Palau-Inseln, und eine östliche (700 Quadratkilometer), die durch einen breiten Meeresarm wieder in zwei Teile gesondert ist. Die von der Natur am stiefmütterlichsten behandelten Eilande sind die „niederen Inseln“. Im westlichen Teile sind am wichtigsten die vier hoch über den Meeresspiegel sich erhebenden, von Korallenriffen umgürteten und mit guten Häfen versehenen Inseln Yap (207 Quadratkilometer mit 3000 Einwohnern), Rug oder Ruk (132 Quadratkilometer), Ponape (347 Quadratkilometer) und Kusaie (112 Quadratkilometer). Die Karolinen wurden zuerst 1527 von dem Portugiesen Diego da Rocha entdeckt und von ihm Sequeira-Inseln getauft, 1686 aber von dem Spanier Lazeano nach König Karl II. benannt. Indessen wurden die Inseln nicht regelrecht von Spanien in Besitz genommen und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von deutschen, französischen und russischen Forschern sozusagen neu entdeckt. Eigentlichen Wert legte Spanien auf die Inseln erst, als deren Eigentum ihm von andern Nationen bestritten wurde, und in aller Erinnerung ist der Lärm, der sich erhob, als im August 1885 das deutsche Kanonenboot „Iltis“ auf Yap die deutsche Flagge hißte und damit die Inselgruppe für Deutschland in Anspruch nahm. In Madrid kam es zu argem Tumult, auf die deutsche Gesandtschaft wurde ein Angriff versucht, und ohne die weise Mäßigung der deutschen Regierung wäre ein ernster Konflikt kaum ausgeblieben. Papst Leo XIII., zum Schiedsrichter erwählt, erkannte zu Gunsten Spaniens, und Deutschland begnügte sich mit besonderen Handelsvorteilen. Nach kaum vierzehn Jahren sind nun die Karolinen auf friedlichem Wege in deutschen Besitz gelangt. Von der Hauptinsel Yap, von der wir einige Ansichten geben, entwirft Franz Hernsheim, ehemals deutscher Konsul auf Jaluit, eine Schilderung, die im wesentlichen noch heute zutreffen dürfte. Eine gut gepflasterte Straße führt den Strand entlang, breite Steindämme laufen weit ins Wasser hinein; auf ihnen sind die großen Versammlungshäuser errichtet, in denen die Insulaner die Nacht zubringen. Auch wichtige Beratungen bei Kriegszeiten versammeln das Volk in diesen auf drei Seiten geschützten Häusern, in deren Räumen man vor Ueberrumpelung sicher ist. Die zahlreichen Wohnungen stehen in Gruppen von acht bis zehn Hütten zusammen und sind von kleinen Rohrzäunen eingefriedigt. In dem nahen, dicht bestandenen Kokoswalde sind nach Landessitte die Wurzeln der Palmen mit den abgefallenen reifen Nüssen umgeben. Aus dem Walde heraustretend, erblickt man tiefliegende, halb unter Wasser stehende Felder, in denen Taro gezogen wird, der aus dem fetten, mit Laub und Abfällen gedüngten Schlamme seine dunkelgrünen Riesenblätter an mannshohen Stielen emporsendet; etwas weiter rankt sich an hohen Stangen, die in regelmäßigen Reihen das Feld bedecken, eine Schlingpflanze hinauf, deren Knollenwurzel, Yams, oft 30—35 Kilogramm schwer wird. Ein besonderer Ausfuhrartikel von Yap wie überhaupt von den Karolinen ist Kopra, getrocknete Kokosnußkerne, die in Europa zu Kokosöl verarbeitet werden, und an deren Export vornehmlich deutsche Handelshäuser beteiligt sind.

Wie die Bevölkerung der eigentlichen Karolinen, so gehört auch diejenige der Palau-Inseln der mikronesischen Rasse an. Auch diese Inselkette teilt sich in zwei Gruppen, die eigentlichen Palau-Inseln und die südwestlichen Sporaden. Die erstere Gruppe besteht aus 26 schmalen, stark bewaldeten und fruchtbaren Eilanden. Die Bodenfläche beträgt 503 Quadratkilometer, wovon 300 auf die Hauptinsel Babelthouap fallen, die zu der Gesamtbevölkerung von etwa 10 000 Köpfen allein 8000 stellt.

Die Marianen oder Ladronen (Diebesinseln) bilden eine von Norden nach Süden sich erstreckende Reihe von fünfzehn Inseln mit insgesamt 1140 Quadratkilometern Bodenfläche und rund 10 000 Einwohnern; ein Teil der nördlichen Inseln ist vulkanisch und unbewohnt. Den Löwenanteil an dieser Gruppe haben allerdings die Amerikaner sich durch den Pariser Friedensvertrag gesichert, nämlich die Insel Guam (rund 9000 Einwohner), auf der sie bereits eine Kohlenstation eingerichtet haben. Die Inseln wurden 1521 durch Magalhaes entdeckt und von ihm Ladronen benannt, indessen von den Spaniern, die 1668 auf Guam eine Kolonie gründeten, nach der Witwe König Philipps IV. in „Marianen“ umgetauft. Die Bewohner sind keine reinen Mikronesier, sondern Mischlinge. Bei den gewaltsamen Bekehrungsversuchen seitens der Spanier wurden nämlich die Ureinwohner, die Chamorro, zum größten Teil ausgerottet, und um die Eilande neu zu bevölkern, wurden Tagalen aus Luzon übergeführt. So entstand ein Mischvolk, das mehr den Tagalen als den Mikronesiern ähnelt.

Die Neuerwerbungen Deutschlands im Stillen Ozean lassen sich nicht entfernt mit der reichen Beute vergleichen, die Nordamerika im jüngsten Kriege davongetragen hat, aber es sind friedliche Eroberungen, die dem deutschen Handel Vorteil bringen und noch höheren Wert für die Zukunft versprechen. Der Kaufpreis beträgt, nach den Erklärungen des Staatssekretärs von Bülow, 25 Millionen Pesetas oder etwa 16 Millionen Mark. Den Spaniern ist das Recht eingeräumt, auf jeder der drei Inselgruppen ein Kohlendepot zu errichten. Natürlich bedarf das Abkommen, das dem deutschen Besitz im Stillen Ozean einen beträchtlichen Zuwachs bringt, noch der Zustimmung sowohl des Reichstages wie der Cortes, aber es besteht kein Zweifel, daß beide Volksvertretungen den Vertrag genehmigen werden.

Fr. C.

1. Insel Yap. — 2. Die niederen Inseln. — 3. Oestliche Inseln. — 4. Dorf auf Yap. — 5. Insel Duperrey.

Die Karolineninseln. Nach Zeichnungen von M. de Drée.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1899: Unerwünschte Störung. Nach dem Gemälde von Emil Brack.

1. Insel Yap. — 2. Die niederen Inseln. — 3. Oestliche Inseln. — 4. Dorf auf Yap. — 5. Insel Duperrey.

Die Karolineninseln. Nach Zeichnungen von M. de Drée.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1899: Unerwünschte Störung. Nach dem Gemälde von Emil Brack.

Ein Mann von fünf Jahren.

Bauernbilder mit Herrenglossen

von

Peter Rosegger.

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte die Tropfen von den Bäumen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo noch die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzehnt stammt, bereits anfängt zu modern. Auch diese putzige „Villa“ bemüht sich, schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz deshalb braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbraune Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rote Nelken stehen, und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gotischer Kirchengiebel, und ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei meinem Spaziergange nun sah ich auf dem Firste eines solchen Hausdaches etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein andres Haustier, es war etwas Gespenstiges, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näher kommend sah ich, daß ein Menschenkind da oben hinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rotwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann, an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hü, Schimmel!“ Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, daß mir die Beine zitterten. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: ‚Gieb acht! Gieb acht!‘ fürchtete aber gerade, ihn mit diesem Rufe zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hü, Schimmel!“

Ich ging ums Haus herum und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum untern Dachrand reichend. Von dort weg lag auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First ging, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr seitlings und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch mußte er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich satt geritten hatte auf dem im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl auch fest stehe, hob er das eine Bein über den First und begann an der Feuerleiter niederzusteigen, den Rücken ans Dach gekehrt. Einen Augenblick rutschte er, denn die Bretter waren glitschig, aber an den Sprosseln klaute er sich fest. Der Kleine machte es so bedächtig, daß mir fast die Zuversicht kam. Niedersteigend fing er an, laut die Sprosseln zu zählen: „Eis — zei — dei — vier — füf — sechs — acht — zölf.“ Na, wenn er die Sprosseln auch so übersprungen hätte wie die Zahlen, dann wäre es schlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten sich an der Leiter festhaltend, fing er an, mit den Beinen zu strampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Lust. Und ich, auf dem sicheren Erdboden, stöhnte vor Angst. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und stutzte, wurde ganz still und schaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er solle nur so sitzen bleiben, und versuchte, die untere Leiter zu rücken, daß sie sich an die Feuerleiter anschloß. Als der Knabe diese Absicht bemerkte, schob er sich rasch um und kletterte aufwärts, hastig und flink wie eine Katze.

Ich war ratlos und wollte die Leute rufen von der Wiese her. Am Zaunthor stand ein mit Gründgras vollgepfropfter Korb, den schleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachtraufe, wo der Kleine unfehlbar herabfallen mußte. Der Knabe hockte wieder auf dem Dachfirst und beobachtete mit Mißtrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der andern Dachseite hin, wo keine Leiter war. Es schien fast, als wollte er es dort hinab versuchen.

Von der Wiese her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet sich ja!“

„Aber, mein Gott, es ist auch die höchste Gefahr. Wie könnt' Ihr ihn denn da hinaufsteigen lassen?“

„Auweh!“ lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er sich fürchten! Das wär' schon gar schön! Wann soll denn der Mensch das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering ist!“

„Aber das arme Kind!“ sprach ich entrüstet. „Wie kann denn ein Kind die Vorteile und die Gefahren kennen und die richtige Vorsicht anwenden?“

„Den Schlingel solltet Ihr erst einmal auf den Kirschbäumen sehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, daß er dann nur so von einem Ast zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rotkiefern Eichkatzen herab. Und so ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!“

„Aber Ihr sagtet doch selber, daß er sich fürchtet!“

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Wenn ein fremder Mensch dasteht bei der Leiter und nicht weggehen will!“

„Vor *mir* soll er sich fürchten?“

„Vor wem denn? Fremde Leute kommen nicht viel zu uns, da ist er schreckig.“

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie feststehe, dann rief er aufs Dach: „Marl! Ich bin da! Ich bins! Der Aehndl!“

Der Fremde aber ging hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dach aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatzennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die roten Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Kindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die vierunddreißig Stadtjahre gebracht, und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und laß das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Paletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiß nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, lauft doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!“ So geht es den ganzen Tag, und nach dem Willen der Mutter müssen die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer andern Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, daß sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eignen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesicht des kletternden Kindes wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen, ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Zivilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Kerle im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben, so lange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bach der Fresen waren sie barfuß hin und her gegangen, um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie in die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der Brettersäge waren sie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederrasenden Messer hin, das sie im nächsten Augenblick mitten entzwei geschnitten hätte. Auf dem Mühlfloß über dem kreisenden Rade hatten sie das Eis aufgehackt, in der Zeugschmiede hatten sie unter sprühenden Funken das Eisen gehämmert. Gerungen hatten sie miteinander, daß die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine schlugen und es mehr Beine gab in der Luft als Köpfe. Bei schwärmenden Bienen huben sie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Frost und Hitze, Hunger und Durst, ohne daß viele Worte darüber verschwendet wurden. Auch nicht, wenn einer zu Ostern beim Böllerladen Tabak rauchte. Hatten sie ein Halsbrennen oder eine Lungenentzündung, so wußten alte Frauen dafür Schmieren, Pflaster, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit vorüber war. Manchmal starb einer, die jedoch davon kamen, waren dann wie Stahl aus der Esse.

So wird ein starkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Mensch kräftig, in der Watte geht er zu Grunde.

Dergleichen sann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Mut der Alten und Moralisieren die Tugend der Schwachen ist.

Von der Haldgasse her glockt und trottet die Herde Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Tiere waren übermütig, gaukelten miteinander, stießen sich, sprangen eins aufs andre, stemmten sich Kopf an Kopf gegeneinander, jedes bestrebt, sein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten sie, schnoben und scharrten mit den Beinen, daß der Sand flog. Mitten unter diesem Gewirre und Gedränge watschelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa siebenjähriges Dirndl, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor sich her trieb, oft den Rindern fast unter die Füße kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein siebenjähriges Kind gerade so vollwertig wie einen dreißigjährigen Mann und läßt sich von ihm leiten, und dem Kinde fällt es nicht ein, daß es von der halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wiese Feierabend und kamen zum Hause herüber. Da sagte die kleine, stets emsige Bäuerin zu ihrem Manne: „Bei der Bachwehr unten die Stang' künntst wohl auch einmal wegthun. Der Marl hupft drauf schon wieder hin und her, und na kann er ins Wasser patschen —“

„Nachher ist er naß und kriegt Schläg'!“ antwortete der Alte, sonst sagte er nichts. Der Marl war nämlich schon lange nicht mehr auf dem Dach. Draußen, auf der über dem Bache liegenden Heustange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels schien es ihm wohl heimlicher zu sein als auf dem Hausfirst, wo einer gar nit sicher geht vor fremden Leuten.

„Wieviel habt Ihr?“ fragte ich den Bauern, denn es wurden der Kinder immer mehr sichtbar, größere, als der Marl war, und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungslust, wo sie sprangen, hüpften und kletterten.

„Stück a zehn werden ihrer im ganzen sein,“ antwortete er.

„Einer ist uns gestorben,“ vervollständigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß ein Junge von einem Holzschlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herab zog und an der steilen Lehne schließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war also doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in steigender Kraft und froher Kühnheit aufstreben. Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern stirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weiter gegangen. Und auf der Wiese beim rauschenden Bach, da sprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe. Das Wasser über und über von seinen Kleidern schlenkernd, daß es spritzte. So schoß er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, sondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres Trockenwerden erhoffen, als im Hause, wo ein nasser Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Inswasserfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel besah, den weiten, tiefen Kessel, in den von dem Wehr ein kleiner Niagarafall niederbrauste und in weißen Gischten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein andrer wäre einstweilen drinnen geblieben. Mein Marl aber! Er mußte Uebung haben im Hineinfallen und Heraussteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stefansturmes schicken, zu sehen, ob die Türken schon kommen, oder in eine Taucherglocke thun; er fürchtet sich weder vor Adlern noch vor Seeungeheuern — er fürchtet sich bloß vor Fremden.

Sonntag.

Die Sonntagsglocken gehn tief und schwer,
Und Feierstille ist ringsumher . . .
Ich stehe am Fenster und lausche dem Klang,
So traurig das Herz und die Seele so bang!
Ach, Lieb, da wandern wir nun allein,
Fern voneinander ins Leben hinein,
Und jede Stunde und jeder Schritt
Nimmt unbarmherzig ein Stücklein mit.
Solange der Alltag flutet und lärmt,
Fragt keiner, ob sich das Herz wohl härmt;
Doch so am Sonntag, wo alles still,
Wo alles ruht und sich freuen will,
Faßt mich die Sehnsucht mit einemmal,
Und doppelt fühl' ich die stumme Qual
Und sehe vor Thränen die Welt nicht mehr —
Und die Sonntagsglocken gehn tief und schwer.

Gertrud Triepel.

Das neue Linienschiff „Kaiser Wilhelm der Große“.

(Siehe die Abbildung Seite 607.)

In Gegenwart des deutschen Kaiserpaares, des Kronprinzen wie des Großherzogs und der Großherzogin von Baden erfolgte auf der Germaniawerft in Kiel am 1. Juni der Stapellauf des Linienschiffs „Ersatz König Wilhelm“ oder, wie der Panzerkoloß getauft worden, „Kaiser Wilhelm der Große“. Vor dem Bug des gewaltigen, mit Guirlanden verzierten Schiffsrumpfes erhob sich die Tauftribüne, zu deren beiden Seiten Zuschauertribünen errichtet waren. Eine glänzende Versammlung hoher Offiziere und Staatsbeamter harrte des Kaiserpaares, das pünktlich um 12 Uhr mit seinen erlauchten Gästen an der Werft landete. Nachdem die hohen Herrschaften, begleitet von dem Staatssekretär Tirpitz und dem Kommerzienrat Krupp, die Tauftribüne bestiegen hatten, hielt der Kaiser die zündende, durch die Zeitungen bekannte Ansprache, und nachdem die Großherzogin von Baden durch Schleudern der Champagnerflasche gegen die Schiffswand den Taufakt vollzogen hatte, lief der Koloß glatt vom Stapel. „Kaiser Wilhelm der Große“ hat eine Länge von 115 Metern, eine größte Breite in der Wasserlinie von 20,4 Metern und einen Tiefgang in der Mitte von 7,83 Metern. Die Wasserverdrängung beträgt 12000 Tonnen bei voller Ausrüstung. Die drei getrennt liegenden Maschinen sollen 13000 Pferdekräfte leisten, wobei auf eine Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde gerechnet wird. Die Takelage besteht aus zwei Gefechtsmasten mit armierten Marsen. Das Fassungsvermögen der Kohlenbunker beträgt 650 Tonnen. Die Besatzung zählt 650 Köpfe. Die Geschützarmierung besteht aus 46 Geschützen verschiedenen Kalibers und zwar 34 Schnellfeuergeschützen und 12 3,7-Centimeter-Maschinenkanonen. Außerdem erhält das Schiff noch 8 Stück 8-Centimeter-Maschinengewehre. Die schwere Artillerie besteht aus 4 24-Centimeter-Schnellfeuerkanonen von 40 Kaliber Länge, die auf doppelten Drehscheiben paarweise in dem vorderen und hinteren Panzerturm aufgestellt sind. Die mittlere Artillerie besteht aus 18 15-Centimeter-Schnellfeuerkanonen von ebenfalls 40 Kaliber Länge, die in gepanzerten Drehtürmen Aufstellung erhalten. Außerdem sind noch 12 Stück 8,8-Centimeter-Schnellfeuerkanonen von 40 Kaliber Länge an Bord verteilt. Die Torpedo-Armierung besteht aus 5 Unterwasser- und 1 Ueberwasserlancierrohr. Die Panzerung reicht als Gürtelpanzer fast über die ganze Schiffslänge. Die Kosten des Schiffes, das bis zum Herbst 1900 fertiggestellt sein soll, betragen 14120000 Mark.

Neuestes vom Büchermarkt.

Ein neuer Rosegger ist allemal eine Art litterarischen Ereignisses. Wie duftige Frische und warmes Sonnenlächeln geht es von diesem Namen aus. Und wenn auch Gewitternacht und rieselnder Regen seiner Muse nicht fremd sind, so siegt doch bei ihm noch das Licht über die Dunkelheit, und die Wolke, die ihr Getröpfel versprüht hat, legt sich nicht als Nebel und Schatten bleischwer und endlos auf Welt und Leben. Ueber die „Idyllen aus einer untergehenden Welt!“ (L. Staackmann, Leipzig) giebt Peter Rosegger in einem Vorwort selbst die beste Titelerklärung, die zugleich eine sehr bescheidene, aber zutreffende Kritik enthält. Er sagt: „Die Weissagung vom Untergange der Welten erfüllt sich. Doch gehen die Welten nicht zu gleicher Zeit und nicht plötzlich unter, sondern allmählich, eine nach der andern. Immerfort, seit Menschengedenken. Und weil an Stelle der untergehenden sachte sich neue bilden, so giebt's keinen besonderen Effekt, man merkt es kaum oder empfindet es nur wie eine selbstverständliche Veränderung oder Entwicklung.

„Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber stehen wir vor einem Weltuntergange, der durchaus nicht ohne Wirkung auf unser Herz vorüberzieht. Wer in den Alpen wandert, der stößt von Stunde zu Stunde auf verfallende Höfe, auf Ruinen von Häusern und Hütten. Wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wiesen und blühende Weiden waren, belebt von starken, arbeitsamen, heiteren und glücklichen Menschen, ist jetzt Wildnis und verlorene Oede. Was ist geschehen? Sind wieder Hunnen oder Türken dagewesen? Hat ein großes Sterben grassiert? Hat der Himmel seinen Regen und Sonnenschein nicht mehr gespendet? Was ist es denn, was hier eine alte, reiche Welt vernichtet, die so unzerstörbar schien wie die Natur selbst? Die neue Kultur! Die Maschinen, die Eisenbahnen haben den Erdball erschüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerstört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinwesen, das im Vergleich zu andern Bereichen eine wahre Idylle gewesen ist. Wer kann dafür? Wen klagen wir an? Was läßt sich dagegen thun? — Wir stehen betroffen da und wissen nicht, ist es ein unersetzlicher Verlust oder ein noch unmeßbarer Gewinn. Gierige Jäger durchstreifen die Wildnisse, Touristen beleben die verträumten Gegenden. Hier hegt der Förster, dort rodet der Holzknecht, und Eisenbahnbauer machen ihre Messungen durch Berg und Thal, der elektrische Telegraph steigt über die höchsten Gebirge, und in den neuen Standhäusern lesen Fremdlinge aus aller Welt die neuesten Blätter von Wien, München, Berlin und London.

„Wo aber ist das alte, heimständige Alpenvolk, das der patriarchalischen Gesittung Europas feste Burg gewesen? Wo ist das alte Volk mit dem starken, frohen Herzen, wo ist das Leben, das jahrhundertelang so glücklich die Wage gehalten hat zwischen ursprünglicher Natur und menschlicher Zivilisation? Es verflüchtigt sich von Tag zu Tag, und die Individuen der Bauernschaft stranden in den Fabriken. Der Titel ‚Idyllen aus einer untergehenden Welt‘ bezieht sich aber nicht auf das untergehende alte Volkstum allein. Auch in der Gesellschaft versinkt eine Welt der Seele und des Gemütes, die ebenfalls eine Idylle war im Vergleich zu den heutigen Richtungen des wildringenden Menschengeistes. Im Gegensatze zu den Schöpfungen der modernen Litteratur sind alle hier versammelten Erzählungen und Schildereien schlichte Denkmale einer harmloseren, glücklicheren Zeit und Dichtung, dazu bestimmt, dem Leser mehr Behagen als Unlust zu erwecken. Wohl auch unsre Väter haben in ihren weltfernen Heimstätten gelitten und gestritten und sind armselig gewesen. Aber der größere Friede in unentweihter Natur, der in seiner steten Gelassenheit behaglichere Lebensgenuß, die warme Welt- und Gottesfreudigkeit ihres ländlichen Seins werden lange ein Gegenstand der Sehnsucht bleiben — bis irgendwann und irgendwo eine Wiedergeburt kommt — eine neue, waldfrische Jugend!“

In scharfem Gegensatz zu Rosegger steht „Dodd“ mit einer Novellensammlung „Frauen“ (Pierson, Leipzig). Drei Spezien des modernen Weibes sollen in diesem Buche charakterisiert werden: das heiße Herz im schwachen Körper, das sich in Liebe verzehrt, das anbetet, vergiebt und nichts mehr wünscht, als zu den Füßen des Geliebten sterben zu dürfen. Dann die Frau, die danach lechzt, sich „auszuleben“, die ganz moderne Frau, für die die Ehe ein Stadium, die Liebe das zweite und die Kunst das letzte und eigentliche bedeutet. Und endlich das Kind in seinem Uebergange zur Jungfrau, zur Dame: sehr niedlich, sehr originell und höchst naiv, das heißt roman-naiv. In Wirklichkeit sind junge Mädchen wie Fräulein „Lexa“ schwerlich vorhanden. Zum mindesten schreiben sie keine solchen Tagebücher. Entweder sind sie dazu zu harmlos oder zu raffiniert und scheuen oder hüten sich, alle ihre Gedanken und Gefühle so zu entblößen. Ueberhaupt dieses ewige Analysieren! Die moderne Litteratur hat dies Feld schon so oft und so viel bestellt, daß die Erträge nachgerade anfangen, sich zu verringern. Auch hier wird das „heiße Herz“ recht kaltblütig in die Hände genommen und mit der Lupe betrachtet, bis jeder Schlag und jede Wallung, jedes Blutströpfchen und jedes Aederchen erforscht und erklärt ist. Und zwar thut das die glücklich-unglückliche Besitzerin von so viel Feuer, Geist und Scharfblick in höchsteigener Person. Die urmoderne zweite Frauensorte mit ihrem prononcierten und prätentiösen „Ich“ wird dagegen vom Autor einer kunstgerechten Sektion unterzogen. Wir sitzen im Auditorium, bewundern die geschickt zurechtgemachten Präparate und erfahren, daß, „wenn das Erst' und Zweite nicht wär', das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr“. Wie viel „Geistreichigkeit“, Spekulation, Mache und wie wenig Natur, packende Wahrheit, Fleisch und Blut! Natürlich handelt es sich um eine unverstandene Frau. Sie wütet gegen ihren Mann, weil dieser die unqualifizierbare Dreistigkeit besessen hat, sie zu heiraten — aus Liebe und nicht nach einer vorangegangenen, genauen geistigen Analyse. Sie verläßt den Geliebten, weil sie sich seiner Leidenschaft gegenüber als zu kühl erkennt, und begreift erst im letzten Moment, daß nur die Kunst — in diesem Falle die Malerei — ihr Beruf und Befreiung des eignen „Ich“ geben kann. Natürlich erscheinen die handelnden Personen in der elegantesten körperlichen wie geistigen Toilette: so chic, so weit über die arme, kleine, gewöhnliche Menschlichkeit erhaben, daß man die Todesangst der Männer vor solchen Zukunftsverhältnissen nur zu wohl begreifen kann, sie mögen noch so geschickt, so fließend und angenehm lesbar geschildert sein.

Ein ähnliches Thema meistert Frieda von Bülow in zwei Novellen, die den Gesamttitel „Wir von heute!“ führen (Carl Reißner, Dresden). Auch hier die moderne Frau, jung, schön, kraftstrotzend, selbstherrlich, skrupellos in Gedanken, Worten und Thaten. Auch hier die gewisse elegante Gewandung, äußerlich und innerlich, der tadellose Handschuh, der gegen die eigne Menschlichkeit wie gegen den Schmutz des Lebens zu schützen scheint. Aber das Ganze wirkt doch anders. Es erweckt Zweifel und Abneigung. Es erweckt aber auch Interesse und Teilnahme. Die auftretenden Personen sind Typen aus einer werdenden Zeit oder sollen es doch wenigstens sein: weiche Männer, die sich selbst als Spätlinge einer überlebten Kultur erkennen, starke Weiber, die ihre unverbrauchten Kräfte erproben. Frieda von Bülow führt eine knappe, klare, energische Sprache. Ihrer Erfindung wie ihrer Darstellung sind scharf umrissene Formen und warme Lebensfarben eigentümlich. In „Wir von heute“ verzichtet sie allerdings nicht immer auf die klingende Phrase und die imponierende Pose. Denn Pose und Phrase ist es, wenn sie die eine Heldin in ihrem vornehmen Hotelzimmer in vornehmster Toilette und Haltung den Bericht vom Tode ihres scheuen, überempfindlichen, edeln und geliebten Freundes entgegennehmen und dabei begeistert in die Worte ausbrechen läßt: „Lieber Gott, wie muß er das genossen haben! Diesen Augenblick des Sieges, des Heldentums! Davon hat er geträumt wie von etwas Unerreichbarem! Brennend hat er sich das gewünscht! Denken Sie, wie ihm vor jeder Gewaltsamkeit graute! Und wie er das hilflose Kind im Wasser sieht, vergißt er plötzlich alles! Und der ganze zentnerschwere Ballast von Angst, Zweifel und Grauen fällt von ihm ab wie morsche Lumpen, und er wirft sich mit einer Lust, die niemand ausdenken kann, dem Tode in die Arme. Von sich selbst durch sich selbst erlöst! Mein Gott, was hab' ich ihn lieb!“

Bei der Lektüre von Emma Böhmers Roman „Sehnsucht“ (Pierson, Leipzig) kam mir unwillkürlich ein Ausspruch von Otto von Leixner in den Sinn: „Hunderte, Weiber wie Männer,“ so sagt er, „sind vom Tintenteufel besessen und glauben, ein Buch stelle als solches den Einlaßzettel in die Halle der Unsterblichkeit vor!“ Ein solches Tintenteufelchen muß auch Emma Böhmer die Feder in die Hand gedrückt haben. Es ist traurig, wenn eine junge Dame einen Spieler, Heuchler und raffinierten Selbstling zum Stiefvater hat, noch trauriger, wenn sie den schönen Millionär, der sie liebt, nicht wieder lieben kann, und am allertraurigsten, wenn der Vortreffliche, in dem sie die Ergänzung und Erfüllung ihres Lebens und Schicksals erkennt, bereits in den Banden der Ehe liegt. Und es ist sehr schön, wenn besagte junge Dame vom Triebe nach dem Höheren erfüllt ist bis zum Rande, wenn sie sich auf eigne Füße stellt und schließlich im Freundschaftsbunde mit einer gleichgestimmten weiblichen Seele das Heil und den Trost ihres Lebens erblickt. Aus dem allen würde sich ja auch wohl ein Roman zurechtmachen lassen. Er müßte bloß etwas anders geraten als die „Sehnsucht“, die sich weder durch Handlung noch durch Charakteristik auszeichnet, sondern vom Anfang bis zum Ende mit schönen Gefühlen und schönen Redensarten erfüllt ist, tugendhaft, erbaulich und herzlich langweilig.

Von zehn mit Verve und anmutiger Ironie geschriebenen Novellen, den „Libellen“ von Leo Hildeck (H. Minden, Dresden) wagt sich die erste an ein apartes Thema: Sie führt uns eine Liebesscene vor, bei der das hübsche, kluge, wohlerzogene und sonst tadellose junge Mädchen nicht bloß einen anmutigen Spitz hat, sondern sans phrase „betrunken“ ist. Natürlich wird aus der projektierten Verlobung nichts, obwohl auf beiden Seiten die glühendste Zuneigung vorhanden ist. So etwas verzeiht höchstens die Frau, aber niemals der Mann. Und wir sehen, wie weit das weibliche Geschlecht noch von der ersehnten Gleichberechtigung entfernt ist. Auch die übrigen Novellen versuchen sich an modernen Stoffen und sind in jenes Halblicht getaucht, bei dessen ungewissem Schimmer die Menschen an ihrem Glücke vorbeigehen. Keine großen Ereignisse,

keine großen Schicksale, und doch fallen Entscheidungen für ein ganzes Menschenleben, nur von einem Blick, einem Händedruck, ein paar gesprochenen oder ungesprochenen Worten besiegelt oder aus der Bahn gelenkt.

Heutzutage von Rom zu schreiben, ist eine undankbare Aufgabe. Große und mittelmäßige Geister haben sich schon genugsam an diesem Stoffe versucht. Da heißt es dann gleichthun oder besser machen, und mit beidem ist es so eine Sache. Luise Schenks „Moderne Romfahrt!" (Pierson, Leipzig) unterscheidet sich von den gewöhnlichen Schilderungen dadurch, daß sich ein paar Romanfäden durch das nicht allzu feine oder farbenschöne Grundgewebe hindurchziehen. Sie geben aber nur Konturen, und auch diese noch ziemlich verschwommen. Wahrscheinlich sind die Herrschaften aus der Pension in der Casa Malfatti in Wirklichkeit viel interessanter und auch viel amüsanter gewesen. Das Rombild selbst ist blaß und allgemein gehalten. Von den Wassern der Fontana Trevi, die die unstillbare Sehnsucht wecken, hat kaum ein flüchtiger Tropfen den Pinsel der Verfasserin genetzt.

Sehr wunderbar berührt das „Wunderbare" von Ernst von Wolzogen (S. Fischer, Berlin). Ich mußte mich erst vergewissern, ob ich mich im Namen des Autors auch nicht geirrt hatte. Aber Wolzogen — bleibt Wolzogen! Und schließlich, wenn sogar Vater Homer ab und zu einmal geschlafen hat, warum soll das Gleiche nicht auch einmal einem Modernen gestattet sein, ohne seinen Ruf ernstlich zu schädigen?! Zudem fängt die Geschichte gar nicht übel an: Eine junge, sehr schöne Frau, die ihren Gatten liebt, erfährt während einer nächtlichen Scene mit dem Halbtrunkenen, warum sie vom ersten Anbeginn ihrer Ehe vernachlässigt worden ist. Ihr Mann denkt nur an ein andres Weib, eine junge, schöne, heißblütige, geistig hochentwickelte Schauspielerin, die erst sein Werk und dann sein Eigentum war, und von der er sich schweren Herzens losgerissen hat, weil die Tage der Rosen nicht ewig dauern können! Die aufgeklärte, legitime Gattin sucht nun den Lauen und Flüchtigen mit allen Mitteln zu erwärmen und zu halten. Sie kneipt und trinkt mit ihm, bis auch sie sich nach einigen Pausen, die mit Reisen, Gutskauf, Liebe und Hoffnung ausgefüllt werden, zu einer sehr respektablen Säuferin ausgebildet hat. Und das geht ziemlich schnell. Nach den mehr im Detail ausgearbeiteten Eingangskapiteln läßt Wolzogen uns nicht mehr miterleben, nicht mehr begreifen, um verzeihen zu können, sondern teilt uns die vollendeten Thatsachen mit, sprunghaft, in überstürzender Hast, ohne Motivierung und ohne Plastik. Am Ende hängt er sogar noch ein versöhnendes Schwänzchen an. Als das Ehepaar am äußersten Rande des körperlichen Ruines und der vollkommenen Versumpftheit angelangt ist, reist es nach Berlin, um im Theater Ibsens „Nora" mit jener berühmten Schauspielerin zu sehen. Der Mann empfindet nichts mehr, weder für das Stück noch für das Weib, das ihm einst alles war. Die Frau aber gerät in solche Aufregung, daß sie sich im Hotel die Pulsadern aufschneidet. In ihrem fließenden Blute erblickt sie das „Wunderbare", der Mann aber, der noch rechtzeitig dazukommt, entsetzt sich derart, daß er ein neues Leben beginnt. Sein Töchterchen und sein Diener werden die Wärter, die ihn vor Rückfällen schützen müssen. Die Frau ist im Irrenhause, aber die Aerzte stellen nach einiger Zeit die sichere Genesung in Aussicht.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1899: Idylle.

Nach dem Gemälde von Olga Beggrow-Hartmann.

Nicht aufregend, aber ein gutes Buch im freundlichsten Sinne des Wortes ist „Waisenheim" von Ernst Müllenbach (Carl Reißner, Leipzig). Ganz modern, ganz realistisch, werden seine Blätter doch von einem idealen Hauch durchweht, der wichtige Fragen der Zeit und der Menschheit nicht nur streift, sondern auch zu klären versucht. Ein frischer, aber nicht derber Humor kann als besonderes Kennzeichen Müllenbachs gelten. Den Leuten des halb- und viertelgebildeten Mittelstandes kommt er vor allem zu gute. Ihre ungerechtfertigten Ansprüche, ihre Posen und Verschrobenheiten werden mit scharfem Worte gegeißelt. Aber während der Sittenschilderer die Stirn in strenge Falten legt, lächelt der Menschenfreund milde, nur ein wenig spöttisch. Nicht ganz so interessant wie die Familie Braun, Dorchen Wehrhahn und der von der Dichteritis ergriffene Stuccaturer Sellmann ist die vornehme Gesellschaft, die sich um das „Waisenheim" und dessen Stifterin versammelt. Sie ist in allen ihren Repräsentanten beinahe ein bißchen zu vortrefflich!

Der Titel „Luv und Lee" (Carl Reißner, Leipzig) läßt schon erkennen, daß es sich in dieser Erzählung von Wilhelm Jensen um einen Roman handelt, dessen Scenerie der Strand und das Meer bilden. Jensen ist dort auf seinem eigensten Gebiet! Mit Meisterhand weiß er die Majestät und Anmut, die Lieblichkeit und Tücke der unendlichen See zu malen. In seinem Windesrauschen und Wellengesang liegt oft eine Musik, die packt, entzückt, berauscht. Jensen ist ein Dichter von Gottes Gnaden, aber dem Schriftsteller zu folgen, ist nicht immer leicht. Bei seinen Ritten ins romantische Land setzt er über Gräben und Zäune, die der Leser nicht mit der nämlichen Behendigkeit zu nehmen wagt. „Luv und Lee" stellt an uns in dieser Beziehung keine besonderen Zumutungen. Es hat, wie viele Jensenschen Romane, einen Stich ins Altmodische, das soll aber nicht etwa ein Vorwurf sein! Es soll nur sagen, daß seine Menschen nicht in unsre eisenbahndurchsauste Zeit passen, wie sie nicht aus ihr stammen. Sie kommen aus einer freundlicheren, poetischeren, milderen und doch zugleich kräftigeren Vergangenheit und besitzen wie der Rahmen, in dem ihre Bilder erscheinen, eine prononcierte Eigenart. Jensen schildert sie in „Luv und Lee" nicht zum ersten Male. Der sehr junge, sehr weiche und sehr eindrucksfähige Mann und das Weib von verführerischer Körperschöne, machtvollem Willen und eiskaltem Herzen sind Figuren, die er schon öfter gezeichnet hat. Hier ist aber das Ende ausnahmsweise glücklich, der Mann kehrt nach vielen Jahren geistig und leiblich gebrochen zur Heimat zurück, wo reine Liebe, reine Lust den Verzweifelten beinahe gegen seinen Willen heilen.

Auch Goswina von Berlepsch geht andre Wege als die Mehrzahl der Schriftsteller von heutzutage. Ihre Novellensammlung „Bergvolk!" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) führt uns in das deutsche Hochland, dessen Bewohner sie kennt und liebt, und deren einfache Gestalten und oft nicht weniger einfache Schicksale sie mit allen Nuancen ihres feinen und scharfen Buntstiftes lebensvoll auszuführen und dem Interesse wie dem Herzen des Lesers nahe zu bringen versteht.

M. zur Megede.

Essenprobe.

Uebernahme von Frischproviant.

Marinebilder

aus dem

Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

5. Frischproviant an Bord und Schlachtfest.

„Wo lassen Sie bloß all das Pökelfleisch für die Schiffsbesatzung an Bord? Es muß doch auf die Dauer entsetzlich sein, immer und immer das gepökelte Salzfleisch verdauen zu müssen!“ — Freilich wäre es das und gefährlich dazu, wenn die Seefahrt noch auf solchen Schrecknissen des Laien gegründet wäre. Aber glücklicherweise ist auch dieses Stück der viel gerühmten „guten alten Zeit“ aus der Kaiserlichen Marine geschwunden. Der alte Wochenküchenzettel mit der ständigen Abwechslung von Pökelschweine- und Pökelrindfleisch, dazu Erbsen, Bohnen, Pflaumen und Klöße je zweimal und Reis einmal in der Woche, Hartbrot und Schmalz und Butter, hat schon längst sein rühmliches Ende gefunden. Nur die ältesten Seeleute wissen davon zu erzählen.

Heute haben unsre Kriegsschiffe sämtlich Selbstverpflegung und beziehen für den Mann einschließlich des Obermaaten (Sergeant) je nach dem Aufenthaltsort des Schiffes ein Verpflegungsgeld von 0,73 bis 1,21 Mark (in Kamerun) pro Tag. Und da kommt Pökelfleisch nur noch als Delikatesse auf die Back (Tisch). Im Hafen wird der Regel nach stets frisches Fleisch und Gemüse an die Mannschaft verabfolgt, und in See, soweit es möglich ist. Das Salzfleisch ist durch präserviertes Rind- und Hammelfleisch, Corned beef, präservierten Lachs, Speck, Schinken, Wurst verdrängt; es giebt reichliche Portionen Kartoffeln und die verschiedensten Gemüsearten, die beste präservierte Butter (nicht Margarine!) und ständig frisches, an Bord oder an Land gebackenes Brot. Wer von den Matrosen nicht gerade zum Nörgeln veranlagt ist — denn die werden ja nicht alle, die immer auf das Essen schimpfen, wenn's noch so gut ist! —, der muß rühmlichst bekennen, daß er es zu Hause nicht so gut gehabt hat.

Der Viehsteward mit seinen Pfleglingen.

Das Mittagessen wird von jedem Mitgliede der Schiffsverpflegungskommission (1. Offizier, Schiffsarzt, Zahlmeister), sowie vom Kommandanten selbst gekostet.

Die Ersparnisse, die bei einer guten Verwaltung stets gemacht werden, fließen der Mannschaft in den mannigfaltigsten Zuwendungen wieder zu. Es wird dem Mann nicht ein Pfennig für seine Verpflegung einbehalten, sondern er genießt, wie jeder an Bord Kommandierter, neben seiner monatlichen Löhnung von 10,50 Mark vollständig freie Verpflegung an Bord.

Die Unterbringung all des haltbaren Dauer- und noch mehr des Frischproviantes für die gesamte Besatzung auf Wochen und Monate in den beschränkten Räumen des Schiffes begegnet oft nicht geringen Schwierigkeiten. Die „Lasten“, Räume, die sich in und unter dem Zwischendeck befinden und mit Ventilationsvorrichtungen versehen sind, müssen mit seemännischer Findigkeit und Geschicklichkeit gestaut werden. Kein Eckchen bleibt unbesetzt.

Aber wo das liebe Vieh lassen, das außer der Nahrung auch frische Luft haben will? Nun, auch dies muß sich den eigenartigen Bordverhältnissen anbequemen. Der Eintritt größerer, anspruchsvollerer Stücke geschieht in der an Bord nicht ungewöhnlichen Weise des Aufheißens. Ein Nocktakel wird an die Großrah angeschlagen (starker Flaschenzug am Ende der untersten Rah des mittleren Großmastes), dem Oechslein von einem Stück Segeltuch ein Gurt um den Bauch gelegt, und — „heiß auf!“ — mit fürchterlich dumm dreinschauendem Gesicht sieht sich der Ochse in der Luft schweben und auf die Decksplanken seines zukünftigen, vorübergehenden Wohnortes gestellt. Ein auf dem Vordeck improvisierter Ochsenstall zwischen einem Paar Kanonen oder unter dem Bootsdeck nimmt das Rindvieh auf, und ein eigens dafür bestallter Viehsteward

Schlachtfest.

In der Kambüse beim Wurstmachen.

sorgt für seine Verpflegung. Man denke dabei nicht an eine rationelle Mastkur, denn so ein Stück Rindvieh fühlt sich in der „bewegten“ Gegenwart auf einem Schiffe höchst unmollig und zehrt aus Kummer und Verdruß das mühsam gesammelte spärliche Fett selber auf, bevor es in der Kambüse (Küche) zum Brodeln und Schmoren kommt; es sei denn, daß der Oberbottelier (Kantinenverwalter) in seemännisch richtiger Erkenntnis dieses Rindviehkniffes einer unzeitgemäßen Entfettungskur zum Kappbeil und Schlachtmesser greift und das bißchen Fett und Fleisch auf den stark entwickelten Ochsenknochen für Back- und Messetisch zu retten weiß.

Fetter wird an Bord auch das liebe Federvieh nicht. In unglaublich roher Weise, die Füße zusammengebunden und wie ein Stückgut geworfen und behandelt, werden die Tiere im Auslande auf den Markt gebracht und haben vielleicht schon einen Tag kein Futter gesehen. An Bord werden sie zwar ihrer Fesseln entledigt, aber sie müssen auf einen komfortabeln Hühnerstall verzichten. Anfangs huldigt der Hahn noch seiner alten Gewohnheit des morgendlichen Weckrufes, die Hühner gackern, und die Enten schnattern, als watschelten diese am schönsten Sumpfpfuhl spazieren, als säßen jene auf der luftigsten Hühnerstiege, aber bald stellt der Hahn sein Krähen ein, die Henne hat das Eierlegen schon längst verlernt, sie kann nicht scharrend und gackernd ein Körnlein nach dem andern picken, und die Enten und Gänse wagen nicht mehr, das Haupt zu erheben, denn die leichtbeschwingten Hühner und Hähne haben diese in der drangsalsvollen Enge des vergitterten Kastenstalles zum Trittbrett ihrer Füße gemacht. Wohl bekommen sie Futter, so viel wie sie fressen mögen, allein die Seefahrt — ja, das ist ein eigen Ding und bekommt nicht jedem, doch gewöhnt man sich daran, — und flugs, ehe man sich's versieht, accommodieren sich die Hühner und alles Geflügel den gegebenen Verhältnissen und lassen sich schnell — Seebeine wachsen. Hast du, lieber Leser, schon einmal einen schönen Geflügelbraten, so recht frisch und saftig, gegessen? O, dann begehre nimmer zu schauen und zu kauen, was die Seebeine umhüllet an Haut und Sehnen!

Aber das Schwein, das ist das einzige Geschöpf, das an Bord zu Fett und Wohlstand gelangt. Schon als kleines Ferkelchen wird es mit den eigenartigen Bordverhältnissen vertraut gemacht. In Gesellschaft einer Anzahl Jugendfreunde kommt es kurz vor der Winterausreise an Bord und erhält seinen schönen, geräumigen, gut gezimmerten Stall und Futter so viel, daß es nicht alles bezwingen kann. Die Tierchen erwerben sich durch ihr munteres, frisches Wesen bald Freunde auf dem Vordeck; selbst das Achterdeck stattet dann und wann „der zoologischen Abteilung“ des Vordecks einen Besuch ab. Ist's Sonnabendvormittag, wenn „Rein Schiff“ großen Schmutz an Bord anrichtet, so öffnen sich die Thore ihres Gefängnisses. Sie können sich in der goldenen Freiheit auf dem Vordeck tummeln, selbst das privilegierte Achterdeck flüchtig betreten, und, rein gewaschen, kehren sie in ihre Hütte zurück. So wachsen sie auf, wie ein Schwein eben aufwächst unter der Menge der gespendeten Speisereste. Sie werden größer und voller, feister und rundlicher, und der Stall wird immer kleiner und enger.

Das Schiff kehrt nach mehreren Monaten in die Heimat zurück, ein weiter Weg von mehreren tausend Seemeilen liegt dazwischen, ein ausländischer Ochse nach dem andern ist genickt, ist gekocht, gebraten, geschmort und gesäuert verzehrt, Labskausch von Corned beef und verschiedene Präserven haben die Lücke des frischen Fleisches schon mehrfach ausgefüllt, da — ein Lichtblick für den gedrückten Magen! — ein Schwein wird dem Appetit der Messe geopfert. Es ist geschlachtet, gebrüht und hängt nun aus. Koch und Steward zerlegen das zarte, junge Fleisch mit kunstgerechter Hand, und exerzierende Matrosen sehen zu. In der Kambüse aber entfaltet sich ein reges Treiben, der Koch und seine Maaten rühren alle Hände, die Wurstmaschine wird gedreht, die Därme werden gereinigt und gestopft zu Blut- und Leberwurst, und abends schmückt den Messetisch und füllt den Magen — frische Wurst mitten auf dem Atlantischen Ozean.

Eine Sommerfrische in Tasmanien.

Von

Felix von Nordenstein.

8. Browns River. (Schluß)

Die kurzen Wochen, die mir für meine Sommerfrische in Tasmanien zu Gebote standen, neigten sich ihrem Ende entgegen, und es galt, die wenigen übrig gebliebenen Tage auszubeuten so viel irgend möglich.

Tasmanien ist so reich an Schönheiten, daß an ein Besuchen von auch nur annähernd allen reizvollen Plätzen des bevorzugten Eilands für mich nicht zu denken war; ich mußte mich eben auf die Punkte beschränken, an denen mir am meisten lag. Zu diesen gehörte Browns River, ein kleiner Ort, elf Meilen von Hobart entfernt.

Ich hatte jenen Platz gekannt, als an dem kleinen Flüßchen, das sich dort in die See ergießt, nichts stand als die Hütte des alten Fischers Brown. Damals wurde es bei sportslustigen jungen Leuten zur Gewohnheit, das Wässerchen, in dem sie die Angel auswarfen, „Browns River“ zu nennen. Allmählich wuchsen dort Häuser empor, und es entstand ein kleiner Flecken — der alte Fischer steht längst nicht mehr angelnd am Flüßchen wie vor Zeiten, der neue Ort ist offiziell mit dem Namen Kinston belegt worden, aber „Browns River“ heißt er heute noch im Volksmunde.

Von dem Orte läßt sich nicht viel erzählen, und doch gehört der Ausflug zu dem Reizvollsten, das ich kenne. Eine vorzügliche Fahrstraße führt in mannigfach geschlängelten Windungen dahin, so allmählich aufwärts strebend, daß man sich kaum der Steigung bewußt wird, bis man, rückwärts blickend, den Weg, den man zurückgelegt hat, fern unter sich liegen sieht wie ein breites Band, das in losen Windungen in die Tiefe hinabrollt. Wir kommen nirgends durch Wald; für keinen Moment wird uns der Blick eingeengt. Zum Träumen ist gar keine Zeit da, ja, eine weltvergessene Stimmung kann nicht einmal aufkommen; zu einladend breitet die Welt ihre Schönheit vor uns aus! Uns zur Rechten freundlich grüßende Villen und Landhäuser, kultivierte Felder, blühende Gärten, uns zur Linken die leuchtende Bai, blau wie ein Stück Himmel in der Tiefe, wie sie sich bei jedem Schritt mehr enthüllt, die bewaldeten Inselchen, die keck in die Flut hineinspringenden Vorgebirge, — alles ruft und lockt und lacht: „Sieh mich an, sieh mich an!“ daß es dich packt wie übermütige Lebenslust, als solltest du mit dem kleinen Jungen im Bilderbuch ein Rad schlagen vor lauter Vergnügen — Bums vallera, die Welt ist wunderschön!

Etwa zwei Meilen vom höchsten Punkt des Weges ragt Mr. Moirs Schrotturm, meines Wissens der einzige in Australien, empor. Der Turm ist aus dem schönen, weißen Stein gebaut, den man in Tasmanien so vielfach antrifft; auf einer der stolzen Klippen stehend, die das Gestade dort einfassen, bildet er eine stattliche Landmark, auf viele Meilen ins Land hinein sichtbar. Der Turm ist, vom Boden gemessen, 176 Fuß hoch, doch beträgt die Fallhöhe für das geschmolzene Metall im Innern 200 Fuß.

Bald, nachdem die höchste Höhe erstiegen ist, senkt sich der Weg rapid; nach kurzer Abwärtsfahrt sind wir in einem blühenden Thaleinschnitt, durch den ein weidenumwachsenes Wässerchen rieselt, und vor uns liegt ein entzückendes Küstenstreifchen: der gelbe feste Sand gerippt von den heranspülenden Wellen und die flachen Basaltplatten des Ufers so regelmäßig gelegt, als wäre es ein Pflaster, von Menschenhänden gebaut. Dies ist Browns River.

Wir ließen Pferd und Wagen im kleinen Gasthofe am Fuß des Hügels und schlenderten der Küste zu. Ich wollte Brauer die sogenannte „Blowhole“ zeigen, eine Oeffnung von beträchtlichem Umfang und nicht zu verachtender Tiefe, auf einem breiten Felde, das den Gipfel von ein paar Klippen an der südlichen Krümmung der Bai bildet. Wenn man von jener Höhe hinunterblickt, sieht man die See fortwährend hineinströmen und zurückebben: das Wasser hat sich einen Tunnel durch die Klippen gegraben, und ein Erdrutsch von oben hat den gefährlichen Abgrund aufgethan.

Ich konnte mich des Weges nicht mehr genau erinnern und fragte, auf der Höhe angelangt, einen vorübergehenden Landmann nach der Richtung. Er wies uns an, vorwärts zu gehen, bis wir an einen wilden Kirschbaum kämen, dann sollten wir uns nach links wenden. Da aber die ganze Fläche, auf der wir dahinwanderten, dünn mit Bäumen besetztes Heideland war und jeder zehnte Baum ein wilder Kirschbaum, so blieb der Nutzen dieses Rats ein durchaus imaginärer. Unter glühenden Sonnenstrahlen schritten wir dahin, und ich dachte eben darüber nach, ob wir umkehren und einen Führer nehmen sollten, als ein gewaltiger Satz Brauers mich auffahren ließ. Gütiger Himmel, wie der Mensch in die Luft flog! Wie ein Korken aus einer Champagnerflasche schießt! Noch einmal, und noch einmal — ein Federball hätte ihn um seine Leichtigkeit beneiden können. Der Anblick war sehr belustigend, nicht so der Anlaß, der dem braven Bayern die ungewohnte Schwungkraft verliehen. Brauer wäre ums Haar auf eine Schlange getreten, und zwar auf eine der fatalsten Sorte, die Tigerschlange (so benannt wegen der tigerartigen Streifen ihrer Haut), deren Biß in kürzester Zeit verhängnisvoll wirkt.

Das Intermezzo hatte uns ein paar Minuten aufgehalten, und jetzt sahen wir hinter uns zwei Gestalten auftauchen, die wir erwarteten, um unsern Weg zu erfragen. Die beiden kamen, als sie sahen, daß wir stehen geblieben waren, geschwind näher; wir unterschieden einen jungen Feldarbeiter in Hemdärmeln, die Sichel auf der Schulter, den breitkrempigen Hut über dem offenen, fröhlichen Gesichte, und neben ihm ein blutjunges Frauchen, im linken Arm ein Bündel, das sie mit großer Sorgfalt vor den Sonnenstrahlen zu schützen suchte, und das sich bei näherer Betrachtung als ein dickes Kerlchen von vielleicht acht Monaten auswies. Die Leute waren sofort bereit, einen Umweg zu machen, um uns zur Blowhole zu führen; sie selbst waren unterwegs, die Mütter der jungen Frau zu besuchen, die in einem Nachbardörfchen wohnte; der Ehemann hatte sich einen halben Feiertag gemacht, um Frau und Kindchen zu begleiten. Das Pärchen — Tasmanier vom reinsten Wasser — plauderte mit der ganzen herzgewinnenden Offenheit dieser lieben Menschenrasse.

Es ist merkwürdig, wie angenehm der Volksschlag in Tasmanien sich von dem der Nachbarkolonie Viktoria unterscheidet, sowohl was Treuherzigkeit als was Intelligenz anbelangt; es ist aber auch charakteristisch, mit welcher Liebe diese Inselsöhne an ihrer Heimat hängen. Wie mancher von ihnen hat den Mutterboden verlassen, um in den andern Kolonien besseren Erwerb zu finden, aber nach wenig Jahren kehrt er lieber in die beschränkteren Verhältnisse zurück, als daß er die Entfernung erträgt. Und fragst du ihn nach dem Grunde, dann wird er dich mit seinen treuen Augen voll ansehen und lächelnd den Kopf schütteln: „Ich konnt's nicht länger aushalten! Es ist doch nirgends wie in Tasmanien!“

Im Laufe des Gesprächs erfuhren wir, daß der junge Mann ein Pflegesohn des alten Tasmaniers sei, der das Geheimmittel gegen Schlangenbiß besitzt. Der Alte lebt noch heute in Tasmanien und heilt jeden Schlangenbiß, der zeitig genug zu seiner Kenntnis gebracht wird, aber leider Gottes hat sich die englische Regierung bis zur Stunde nicht veranlaßt gefühlt, diese unschätzbare Kenntnis von ihm anzukaufen. Vor ein paar Jahren machte die Sache viel von sich reden. Der alte Schlangenkundige war nach Viktoria gekommen und bot seine wichtige Entdeckung der Regierung zum Verkauf an. Er lieferte die überzeugendsten Proben seiner Kunst; er ließ sich von den giftigsten Nattern stechen, nahm einen Schluck aus seiner Glasphiole und blieb ungeschädigt. Die Sache sah so unerklärlich und dabei doch unwiderleglich aus, daß ein ungläubiger Engländer erklärte, die Schlange, die den Mann gestochen, könne nicht giftig sein, und um seine Behauptung zu beweisen, ließ er sich mit dem Alten von derselben Natter stechen. Der Tasmanier setzte ruhig seine Phiole an den Mund und forderte seinen Gegner auf, auch ein Schlückchen zu nehmen. John Bull verweigerte das schlechthin; er wußte ja, die Schlange war nicht giftig. Nach Verlauf einer Stunde wurde der alte Mann sehr erregt und beschwor seinen Antagonisten, sich retten zu lassen.

„Es wird Ihr Tod, Herr! Noch kann ich Sie erhalten! Ums Himmels willen, geben Sie nach und nehmen Sie meine Arznei!" Aber keine Macht der Welt hätte den Hartnäckigen dazu bewogen; er hatte sich ja nur stechen lassen, um ad oculos zu demonstrieren, daß die ganze Sache Humbug sei; er wollte lediglich den alten Betrüger entlarven, und die Aufregung, die Bitten und Thränen des Tasmaniers bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß ihm dies gelingen werde. Resolut setzte er sich hin, das Ende abzuwarten, und in einer halben Stunde war das Ende da: der Unglückliche hatte seine Halsstarrigkeit mit seinem Leben bezahlt . . .

Von der Blowhole arbeiteten wir uns auf einem kürzeren, sehr steilen Wege wieder zum Strande hinunter. Brauer, dem der tüchtige Marsch Appetit gemacht hatte, wollte schon zum Gasthofe zurückkehren, doch ließ er sich bereden, erst eine Spazierfahrt auf dem einladenden Wasserspiegel zu machen. So mieteten wir denn ein Boot und ließen uns ein Stündchen auf der klaren, leise rauschenden Flut dahinrudern. Und wie wir so auf dem wunderbar blauen Wasser schwammen und die weite Bucht und die malerischen Ufer in satten, warmen, südlichen Farben vor uns lagen, und wie wir aus dem glitzernden Sonnenschein in die kühlen, schattigen Grotten hineinlenkten, die das Meer vielfach an dieser Küste bildet, und dann wieder zurück in den Rosenschein des Tages, da kam es seltsam über mich wie ein Traum aus ferner Vergangenheit. Die Wellen murmeln wie dazumal:

„Und ist's dieselbe Woge nicht,
Doch ist's dasselbe Lied . . ."

Wir wiegen uns im kleinen Boot in Capri, blau dehnt sich der herrliche Golf vor uns aus, die Küsten grüßen in Licht getaucht — long, long ago! Ich fühle wieder die wonnige Luft, ich höre die lustige Bande auf dem Schiff, das uns von Neapel herübergetragen, mit hellen Stimmen singen:

„Yamma, yamma, yammoya, funiculi, funicula!"

Ich sehe Neapel fern im Duft verschwimmen — „vedi Napoli e poi muori!"

Eine Hand legte sich leise auf meinen Arm.

„Landsmann!"

Ich strich mir schnell über die Stirn: „Ja, Brauer! Was giebt's?"

„Landsmann, sind Sie noch immer nicht hungrig?"

9. Mount Wellington.

Ein englischer Dichter erzählt uns, daß es Sommerabend gewesen, als die ersten europäischen Schiffe sich Tasmanien genähert, und daß bleicher Mondschein über den gigantischen Pfeilern und Klippen von Kap Raoul gelegen habe, als der Entdecker sie zum erstenmal erblickte. Nein, o nein! Ich halte mich an die traditionelle Ueberlieferung. Sie birgt für mich mehr innere Wahrheit, mehr bedeutsame Schönheit als die Erfindung des Dichters. Tasmanien mußte der Welt an einem Frühlingsmorgen geschenkt werden: das steht in Harmonie mit der Natur, mit den Farben, mit dem ganzen Charakter der Insel. Ueber dem Eiland schwebt ein Etwas von Morgenfrische, von Frühlingsstimmung, ein Hauch von Lenz und Jugend, den jeder spürt, der das berückende Gestade betritt.

Ich habe es nie tiefer empfunden als an jenem wonnigen letzten Tage, den ich bei diesem Besuche in Tasmanien verbrachte. Schon lag das Schiff vor Anker, auf dessen Planken ich morgen weiter schwimmen sollte, Neuseelands Küsten zu, und die Stunde war da, Abschied zu nehmen von einem der schönsten Flecken auf Gottes schöner Erde; — von wo aus konnte ich das besser thun als vom Bergpatriarchen Wellington?

Die Insel hat höhere Berge als den Wellington, aber keinen, dessen Anblick einen so gebietenden Eindruck auf den Beschauer hervorbringt. Fast 4166 Fuß über den Meeresspiegel aufragend, erstreckt er seine unteren Abhänge bis dicht an den Rand des Wassers, so daß er um kein Teilchen seiner Größe durch allmählich unmerklichen Anstieg geschmälert wird, sondern der Beschauer die ganze imposante Majestät der gewaltigen Bergmassen auf einen Blick umfaßt.

Ich machte meinen Ausflug allein. Brauer hatte sich auf mein Zureden einer Partie nach New Norfolk angeschlossen, dessen prächtige Hopfengärten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausübten. Aber die Einsamkeit war belebt um mich her, und die Zeit wurde mir nicht lang. Ab und zu schlüpfte ein grünes Eidechschen, das sich auf weichem Grase im goldenen Lichte gesonnt, über meinen Pfad und huschte flink hinter irgend einen großen Stein.

„Du bist es nicht, Grünröckchen, mit dem ich plaudern möchte! Schicke mir deine schwarzen und gelben Kameraden."

Die schwarzen und gelben Eidechsen kennen den Weg zur Unterwelt, sagen die Südsee-Insulaner, und während die Menschenseele, deren Weg durch den gewaltigen Boabaum in die Tiefe führt, keine Rückkehr kennt zur Welt der Lebendigen, schlüpfen sie auf mannigfach verschlungenem Pfade durch Grotten und Schlünde auf und ab, und die unerbittliche Miru, die grausame Fürstin der Tiefe, vermag sie nicht zu halten. Ja, wer Moko, den Eidechsenkönig, zu haschen vermöchte, der wüßte alle Geheimnisse der Unterwelt. Aber Moko zeigt sich nicht. In unfindbarer Felsenhöhle hält er sich tagsüber verborgen und mit ihm die Schar seiner Unterthanen, seiner flinken, behenden Boten. Ueber mir in den Zweigen jedoch tönt ein schwirrender Laut, und ein blitzend rotes Vögelchen schwingt sich auf schillerndem Gefieder von dannen. Lachst du mich aus, kleiner Schadenfroh, wie ich mühsam emporklimme in der Sonnenhitze, während du dich auf leichten Schwingen wie spielend im Aether wiegst?

Bist du vielleicht das rote Täubchen Akaotu (Furchtlos), das dem Gott Tane gehört? Bist du sein Liebling, dem er erlaubt, durch die ganze Welt zu wandern, und der immer getreu zu ihm zurückkehrt? Du bleibst auf dem höchsten Gipfel des hochaufragenden Silbereukalyptus sitzen, schaust zu mir herüber und neigst das kluge Köpfchen . . . Ja, du bist es! Du trugst vor undenklichen Zeiten den großen Helden Mani zu dem gewaltigen Abgrunde, wo er den Feuergott fand und ihm sein Geheimnis entriß. O, lehre auch mich das Zauberwort, daß ich mich in eine Libelle verwandle gleich ihm, und trage mich empor zu dem Alten des Wellingtonberges! Der hat sich seit Jahrhunderten keinem Menschenauge mehr gezeigt, aber er ist da, nach wie vor. Wer hätte nicht schon seine Nebelkappe gesehen, die er sich noch immer an kalten, trüben Tagen aufzustülpen pflegt?

Vor Zeiten war es anders. Der Alte hielt sich nicht so scheu abgeschlossen, und sein weites Felsenschloß war für jeden sichtbar, der sich nahte. Aber die Habsucht der Menschen hat ja allenthalben ihr Verhältnis zu den Berggeistern verwandelt. Als der Alte durch die Erdgeisterchen Kunde davon erhielt, wie die Menschenwelt, nach Gold dürstend, überall in schnöder Gier die Tiefe der Berge durchwühle, da warf er einen Schleier, durch den kein Menschenblick zu dringen weiß, über all die Pracht seines Palastes. Jene ganze, breitgedehnte Säulengruppe zum Beispiel, scheinbar den Gipfel des Berges tragend, die wir für eine weite Reihe gewaltiger Basaltpfeiler halten, bloßgelegt durch einen Erdrutsch, ist durchaus nicht, was sie uns scheint. Das ist eigentlich die schimmernde Fassade des Geisterschlosses auf dem Gipfel des Wellington, und was wir in unsrer Unwissenheit die „Orgelpfeifen" nennen, das sind die schlanken, luftig emporstrebenden Säulen, die das Dach des glänzenden Palastes tragen. Das weite Feld, besät mit Trümmern und Felsblöcken, das nach steilem, beschwerlichem Anstieg dem Wanderer den Weg verlegt zu der Ebene auf der Höhe des Berges, die bis zu jener Säulenreihe führt, ist vom erzürnten Berggeist absichtlich so unwegsam gemacht. Eigenhändig hat der Alte die mächtigen Blöcke dort aufgeschichtet und übereinander gewälzt; und mancher Wanderer versichert, ein Lachen gehört zu haben, wenn er, von einem Riesenstein zum andern springend, unsanft zu Boden gestürzt ist.

Ein leises Murmeln und Rauschen weckt mich aus meinen Träumereien. Die steilste Höhe ist erklommen; der Wald, durch den ich mich bis jetzt aufwärts gewunden, tritt zurück; kühlend, belebend, wonnereich haucht die reine Bergluft mich an. Ich bin bei dem Quell angelangt, der hier klar und eiskalt, auch im heißesten Sommer, dem Felsgestein entrieselt. Ich werfe mich ins Gras und atme hoch auf. Dies ist der Punkt, den ich ersteigen wollte, mein Lieblingsplatz, den ich Wellington-Staffel nenne. Strahlend in enthüllter Schönheit liegen Erde und Meer vor mir. Ich sende meine Grüße nach Norden hinüber, weit weg über den finster ragenden Gipfel des Wellington, hinüber zum Bergland der Mitte, zum Seendistrikt Tasmaniens. Ich grüße euch, ihr weiten Steppen und Wälder, du weglose Wildnis, ihr gewaltigen Wasserbecken, dreitausend Fuß überm Meeresspiegel. Kein Wandern für mich diesmal an euren wildumbuschten Ufern, keine Nacht in Zelten in jenen echoreichen Einöden, — aber ich gedenke der alten Zeiten — auf Wiedersehen!"

Auf Wiedersehen auch dir, herüberschimmernde Ostküste Tasmaniens! Maria Eiland, verzauberte Scholle, mit den abenteuerlichen Bergformationen, den Klippen, in bläulichen Höhenrauch gehüllt, mit dem tiefblauen Meer um dich her und der weltabgeschiedenen Einsamkeit über dir! Kein Lauschen der Brandung und dem Ruf der Pinguine, kein wacher Traum für mich diesmal an deinem berückenden Gestade. Mich ruft der Süden.

Und nach Süden wende ich meine Blicke. Und siehe, alles, was schön ist, liegt mir zu Füßen: Wälder, Berge, Meereswogen, breite Ströme und grüne Wiesen, und dazwischen Wohnungen der Menschen, wie aufgebautes Kinderspielzeug hervorlugend aus all der Herrlichkeit. Und in den Lüften singen die Vögel, und von der Höhe schauert der Wind, der Odem des Weltraumes, und über all der Pracht flammt eine Beleuchtung, wie sie nur unser Herrgott auszugießen versteht.

So lachst du mich an, in Licht getaucht, Tasmanien, Kleinod der Wogen! Hinter dir liegt die Nachtseite deines Daseins, und alles ist neu geworden. Ja, selbst der Name Vandiemensland, an den sich deine dunkelsten Erinnerungen knüpfen, ist der Vergangenheit anheimgegeben. In dankbarem Rückblick hat dir eine neue Generation, eine Art pietätvoller Gerechtigkeit übend, den Namen deines Entdeckers beigelegt, seit es Licht geworden ist über deinen Gefilden. Glück auf, Tasmanien! Dreimal gesegnet der Frühlingstag, der dich uns geschenkt!

Gedichte von Ludwig Palmer.*)

Sommermorgen.

Schnell entweicht die Dunkelheit,
Und am hohen Himmelsbogen,
Ostwärts, kommt in Herrlichkeit
Schon der Tag heraufgezogen.

Rosenrot ist sein Gewand,
Goldig schimmert seine Leuchte,
Wandelt er am Waldesrand
Durch das Gras, das tauig-feuchte.

Lerchentriller, Amselschlag
Schallet weithin in der Runde,
Und das Röslein an dem Hag
Freut sich auch der guten Stunde.

Wiegt sich fröhlich in der Luft,
Will dem bunten Falter winken,
Daß er Tau und Blumenduft
Mög' aus rotem Kelche trinken.

O wie schmückt die Welt sich schön,
Wenn der Sonnengott sich kündet,
Wenn er über Thal und Höhn
Seine Fackel angezündet!

Wo ein Pfeil des Lichtes traf,
Wandelt Trauer sich in Lachen;
Werd' ich nach dem Todesschlaf
Auch so neuverjüngt erwachen?

Zum Abschied.

Uns bleibt ein Trost im Scheiden,
Der uns das Herz erhebt,
Der Trost, daß in uns beiden
Erinnrung ewig lebt;
Und wenn der Sturm die Blüten
Der Hoffnung alle bricht,
So mög' dich Gott behüten, —
Vergessen wirst du nicht!

*) Aus „Ein frischer Kranz", neue Folge der „Gedichte eines Arbeiters" (Litterarisches Schatzkästlein Band VIII, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Zu unsern Porträts und Bildern.

Mit Emerich Robert, der am 29. Mai in Würzburg, wo er Heilung von schweren Leiden suchte, dahinschied, hat die deutsche Schauspielkunst einen ihrer edelsten Vertreter verloren. Zu Budapest am 21. Mai 1847 geboren, wendete er sich schon mit sechzehn Jahren der Bühne zu und hatte das Glück, von Lewinsky unterwiesen zu werden. Sein erstes Engagement erhielt er 1865 in Zürich, von wo er im folgenden Jahre nach Stuttgart kam, um im Mai 1868 an das Berliner Schauspielhaus zu gelangen, wo er als jugendlicher Held und Liebhaber schöne Erfolge erzielte. Heinrich Laube gewann ihn 1872 für das neu begründete Wiener Stadttheater, von dem er 1878 an das Burgtheater übersiedelte, dem er fortan, als hervorragende Kraft geschätzt, treu blieb. Allmählich ging Emerich Robert — mit bürgerlichem Namen hieß er Magyar — in das Charakterfach über und schuf auch hierin Bedeutendes. Der Verewigte war ein vornehmer Darsteller, der die kleinlichen Mittel, mit denen sich auf der Bühne für die Menge leicht Wirkungen erzielen lassen, verschmähte und stets nur die echte Kunst im Auge hatte.

Phot. J. Löwy, Wien.

Emerich Robert († 29. Mai 1899).

Wenige Tage nach Emerich Robert, am 3. Juni, verschied in Wien Johann Strauß, der gefeierte Walzer- und Operettenkomponist. Am 25. Oktober 1825 als Sohn des Wiener Hofballmusikdirektors Johann Strauß geboren, übernahm er nach des Vaters Tode dessen Orchester, mit dem er ausgedehnte Kunstreisen machte. Als Komponist verdunkelte er bald den Ruhm seines Vaters und entwickelte eine ganz erstaunliche Fruchtbarkeit. Er schuf weit über 400 Werke, unter denen neben einer Fülle von kleinen Tänzen und Tänzchen doch auch zahlreiche größere Walzerkompositionen und Operetten, ja auch eine Oper („Ritter Pazmann") figurieren. Was unter Johann Strauß' Walzern die „Schöne blaue Donau", das ist unter seinen Operetten „Die Fledermaus", eine der liebenswürdigsten und vollendetsten Schöpfungen dieses Genres, und zwar nicht nur soweit die deutsche Operettenproduktion in Betracht kommt. Durch die „Fledermaus" hat Strauß vielmehr auch der französischen Operette ein erhebliches Terrain abgewonnen; ihm gebührt das Verdienst, die langjährige Alleinherrschaft Offenbachs gebrochen zu haben, nicht bloß auf der deutschen Bühne, sondern auch in Paris selbst, wo seine „Fledermaus" und „Indigo" stürmischen Beifall errangen. Jenem großen Wurfe des Wiener Walzerkönigs sind allerdings von den sonstigen Straußschen Operetten nur noch zwei an die Seite zu stellen, der „Lustige Krieg" und der „Zigeunerbaron", die ebenfalls eine begeisterte Aufnahme fanden, während es „Prinz Methusalem", der „Karneval in Rom" und die „Nacht in Venedig" nur zu einem Achtungserfolg brachten. Der „Zigeunerbaron" ist des Meisters letzter Treffer geblieben, da weder seine Oper „Ritter Pazmann" noch sein „Simplicius" wie „Fürstin Ninetta" den großen Erwartungen, die man beiden entgegengebracht hatte, entsprachen. Von seinen drei letzten Operettenwerken „Waldmeister", „Jabuka" und „Göttin der Vernunft" ist nur dem ersteren ein nachhaltigerer Erfolg beschieden gewesen. Unermüdlich aber fuhr der Meister in seinem Schaffen fort; noch bis in die Tage seiner Krankheit hinein komponierte er an dem Ballett „Aschenbrödel", für dessen Textdichtung die Wiener Zeitschrift „Waage" einen Preis ausgeschrieben hatte.

Die von uns im Bilde wiedergegebene Siegfried Wagner-Büste ist ein Werk des jugendlichen Wiener Bildhauers Fritz Zerritsch, eines Schülers von Viktor Tilgner, dessen unvollendet gebliebene Arbeiten er ausführt.

Modelliert von Fritz Zerritsch.

Von einem Wiener Kunstfreunde zum Geschenk für Frau Cosima Wagner bestimmt, würde die Büste angefertigt, während Siegfried Wagner zur Aufführung seines „Bärenhäuter" in Wien weilte, und fand wegen ihrer Porträttreue die volle Anerkennung der Frau Wagner, die dem Werke einen Platz im Hause Wahnfried zu Bayreuth einräumen ließ. Der Künstler hat jüngst auch eine Porträtbüste des Oratorienkomponisten Abbé Perosi ausgeführt und ist gegenwärtig mit der Vollendung des von Tilgner begonnenen Denkmals des Tondichters Anton Bruckner beschäftigt, das im Wiener Stadtpark errichtet werden wird.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung dieses Jahres führen wir drei Werke vor: die heiteren Genrebilder „Unerwünschte Störung" von Emil Brack und „Idylle" von Olga Beggrow-Hartmann, wie Hermann Grimms Historienbild „Margarete von Parma begegnet flüchtenden Niederländern". Die Halbschwester des Königs Philipp von Spanien führte als Statthalterin über die Niederlande ein

Phot. R. Krziwanek, Wien.

Johann Strauß († 3. Juni 1899).

strenges, doch nicht grausames Regiment; ein solches trat vielmehr erst unter Herzog Alba ein, der bald ihre hohe Würde zur leeren Form erniedrigte. In Scharen verließen die um ihres Glaubens willen verfolgten Niederländer die Heimat, und unser Bild zeigt, wie die Tochter Kaiser Karls V., vom Jagdzuge heimkehrend, einem Trupp solcher Auswanderer begegnet. Nachdenklich blickt sie zu den armen Leuten hinüber, gleich als ob sie ahnte, daß auch ihr der grimme Herzog Alba bald das Verbleiben im Lande unmöglich machen würde.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 26.

Gespielt zu Riga am 10. März (26. Februar) 1899, seitens des Nachziehenden gleichzeitig mit einer andern Beratungspartie, die ebenfalls unentschieden blieb.

Spanische Partie.

Weiß: Karl Behting, E. Henne, Oberlehrer W. Svenson.
Schwarz: E. Schallopp.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Le3—d4	Dd8—e7
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Ta1—f1	De7—f7
3. Lf1—b5	a7—a6	22. Tf4—g4	Kg8—h8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	23. Dd3—g3	Lf8—e7 [7]
5. Sb1—c3 [1]	Lf8—c5	24. Tf1—f4	Sa5×b3
6. 0—0	0—0	25. a2×b3	c7—c5!
7. Sf3×e5	Sc6×e5	26. d5×c6	Ld7×c6
8. d2—d4	Lc5—d6 [2]	27. Tg4—h4	h7—h6
9. f2—f4	Se5—c6	28. Se4—f2 [8]	Le7—f8
10. e4—e5	Ld6—e7 [3]	29. Sf2—e4 [9]	d6—d5 [10]
11. d4—d5!	Sc6—a5	30. Se4—c5 [11]	Lf8—d6
12. e5×f6	Le7×f6	31. Sc5—e6	Lc6—d7 [12]
13. Sc3—e4 [4]	d7—d6	32. Dg3×g7† [13]	Df7×g7
14. c2—c3	Lf6—e7	33. Se6×g7	Kh8×g7 [14]
15. f4—f5	f7—f6 [5]	34. Tf4—g4†	Kg7—f7? [15]
16. Dd1—d3	b7—b5	35. Th4—h6	
17. La4—b3	Lc8—d7		
18. Lc1—e3	Tf8—e8 [6]		
19. Tf1—f4	Le7—f8		

Auf Vorschlag von Weiß — der jetzt sogar noch die besten Aussichten auf Gewinn hat — als unentschieden abgebrochen.

[1] Diese Stellung kann auch aus dem Vierspringerspiel hervorgehen.

[2] Auch bei andern Spielweisen erhält Weiß immer das freiere Spiel.

[3] Den Vorzug verdiente vielleicht Sf6—e8 und im vorhergehenden Zuge Se5—c4 (statt c6).

[4] Bei 13. d5—d6 Lf6×c3 14. b2×c3 Sa5—c4 stand Schwarz gut genug.

[5] Statt dessen kam Sa5—c4 sehr wohl in Betracht.

[6] Hier konnte recht gut Sa5—c4 19. Lb3×c4 b5×c4 geschehen; die Dame durfte dann den Bc4 wegen Ld7—b5 nicht schlagen.

[7] Falsch wäre hier Sa5×b3 24. a2×b3 Df7×d5 wegen 25. Se4×f6.

[8] Auf 28. Tf4—g4 kann Lc6×e4 29. Tg4×e4 (29. Tg4—g6? Le4×f5!) Df7×b3 unbedenklich geschehen.

[9] Falls 29. Sf2—g4, so Te8—e2 30. Tf4—f2 Ta8—e8, worauf 31. Ld4×f6 durch Df7—d5 widerlegt wird.

[10] Den Vorzug verdient hier der doppelte Abtausch auf e4 und sodann Df7×b3.

[11] Mit 30. Se4×f6 g7×f6 31. Tf4—g4 käme Weiß, wie Versuche lehren, in Vorteil.

[12] Ld6×f4 32. Se6×f4 Te8—e4 oder 32. Dg3×f4 Kh8—h7 war ausreichend zum Gewinn.

[13] Nicht 30. Se6—c5 wegen Ld7×f5. Das Opfer ist höchst geistreich und gewährt gute Remisaussichten.

[14] Am besten ist wohl Te8—e1† 34. Kg1—f2 Ld6×f4 35. Kf2×e1 Lf4—g5 36. Th4—g4 Kh8×g7 37. h2—h4 Ld7×f5 38. Tg4—g3 Kg7—g6; doch sind die Gewinnaussichten für Schwarz wegen der verschiedenfarbigen Läufer auch dann nicht bedeutend.

[15] Besser Kg7—h7 35. Tg4—g6 Le7—f8 36. Tg6×f6 Te8—e7 37. Ld4—c5 Kh7—g7! 38. Th4×h6! Te8—e1† 39. Kg1—f2 Lf8×c5† 40. Kf2×e1 Ld7×f5 41. Tf6×a6 Ta8—e8† 42. Ke1—d1! Lf5—g4† 43. Kd1—c2! Lg4—f5† mit Remisschluß.

Aufgabe 25.

Von **Dr. Johann Dobrusky** in Prag.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 22:

W. 1. Sg6—f4
S. 1. g4 (e4)×f3
W. 2. Sf4—d3!
S. 2. Th2×h8, e4×d3
W. 3. La3—b2, Td4—h4 matt.

A.

S. 1. Sb7—c5 ꝛc.
W. 2. Tf3—f2
S. 2. Th2×f2 od. bel.
W. 3. Td4×e4, Sf4—e2 matt.

Schachbriefwechsel.

K. L. in Breslau. Ihre Einsendung ist allenfalls ein Partieschluß, aber in keiner Weise eine Schachaufgabe!

W. Sch. in Striegau. Sie haben ganz recht: unsre Briefwechselnotiz auf Seite 510 (unter „Budapest") beruhte auf einem Irrtum. Der Versuch 1. Dh1—g1† Kd4—e4 2. Dg1×g5 wird nur durch Sa5×c4 widerlegt. Nach f3 kann der König natürlich wegen des Te3 nicht.

A. H. in Lodz. Die Erledigung Ihrer früheren Zuschriften erfolgte in Nr. 33, vorletzte Seite des Umschlags.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: W. J. Ester in Lübeck zu 18 und 19; August Höse in Lodz zu 19; F. Schneider in Neunkirchen zu 19 und 20; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 20; Senglier in Bulgrin und Professor Karl Wagner in Wien zu 21, 22, 23.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 38.

Aus Zeit und Leben.

Die Gedächtniskapelle für König Ludwig II. von Bayern im Parke des Schlosses Berg am Starnbergersee.

Nach der Natur gezeichnet von H. Nisle.

Die Gedächtniskapelle für König Ludwig II. von Bayern sollte ursprünglich schon am 13. Juni dieses Jahres, bei der Wiederkehr des Tages, da der unglückliche Herrscher 1886 in den Tod gegangen, feierlich eingeweiht werden, doch mußte eine Verschiebung dieses Termins erfolgen, da die innere Ausschmückung noch nicht vollendet ist. Die Einweihung ist nunmehr auf den 13. Juni nächsten Jahres verschoben worden. Im Aeußern ist jedoch die Kapelle fertiggestellt und zeigt sich dem Beschauer so, wie er sie auf unserm Bilde erblickt. Die schöne, in romanischem Stil gehaltene Votivkirche ist an jenem Teile des Ufers errichtet, an welchem an dem verhängnisvollen Tage vor dreizehn Jahren die Leichen des Königs und seines ärztlichen Begleiters, des Professors Bernhard von Gudden, aufgefunden wurden. Um den Baugrund zu gewinnen, mußte die Bucht zum Teil ausgefüllt werden, und so fluten die Wellen nicht mehr über die Stelle, wo sie die todesstarren Glieder des einstmals so genialen und liebenswürdigen, später einem schaurigen Geschick verfallenen Fürsten umspülten. Die Pläne zu der Gedächtniskapelle sind vom verstorbenen Hof-Oberbaurat Julius Hofmann entworfen worden, und mit der Ausführung wurde die Architektenfirma Zwisler & Baumeister betraut. Bauleiter war Architekt Rudolf Hofmann, ein Sohn des Vorgenannten.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

„Die Post“ von A. Unger in Berlin.

Handschriften-Beurteilung.

Carl-Köln. Eine große Schlauheit, ein Bestreben, sich nicht durchschauen zu lassen, zu schweigen und zu verschweigen, zeigen Ihre stark abnehmenden Endungen der Wörter, und Selbstdisciplin liegt in der fast senkrechten Schriftlage. Trotzdem macht sich Phantasie geltend (siehe die Verdoppelungen in „fliegen" und im t von „Baarhaupt"). Sie können spotten (dick anfangende, spitz endende Querstriche), neigen zu Kritik, sind dann aber mehr nergelnd als boshaft oder übelwollend (Appendixe sorgfältig, aber fast eine Null bildend, siehe „all"). Zwar wissen Sie sich zu assimilieren (verbundene Schrift, auch die Schleife am „d" mit dem folgenden Buchstaben verbunden), bewahren sich aber doch geistige Selbständigkeit (siehe originelle Form der K). Sie sind energisch (keulenartig sich verdickende f), praktisch-verständig (verbundene Schrift), gewandt im Aufgreifen gegebener Ideen, geschickt in deren Verwertung (dabei gewandte Schrift), aber kein Theoretiker, Träumer, Utopist).

Gr. D. M. Eine etwas schwierige, mit sich selbst in Konflikte geratende (spitzige Schrift, teilweise sehr schiefe, teilweise fast oder ganz senkrechte Schriftlage), eigensinnige (Häkchen in den Endungen) Individualität; ein rechthaberischer und kampfeslustiger Widerspruchsgeist (lange Anstriche, umgekehrte, dick anfangende, spitz endende u-Zeichen in umgekehrter Lage); etwas mißtrauisch (siehe Endstrich am Worte „Hochachtungsvollst", der den Zwischenraum zur Unterschrift hin auszufüllen bestimmt ist), voll Heimlichkeiten (umgekehrte u-Zeichen); schlagfertig (Anstriche in Schleifenform, siehe „zu"); verknotet in den persönlichen Interessen (siehe Anstrichsknoten in „B" und „H"); manchmal heuchlerisch bescheiden (siehe das allzu niedere „Z" in Zeitschrift), neben Zeichen von Egoismus. Schwer zu durchschauen und richtig zu beurteilen; feinfühlig, aber nicht frei von Effekthascherei (dünne, leichte Schrift und gesuchte, unschöne Formen).

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.

Briefmappe.

Den Niederdeutschen in Antwerpen. Verbindlichst danken wir euch für die Uebersendung der „Hulde aan Klaus Groth", des Programms der Festfeier, mit der ihr unsern großen heimischen Sänger geehrt habt. Er ist nun dahin, hat seinen Ehrentag nur wenige Wochen überlebt, aber sein Andenken bleibt, so lange niederdeutsche Sprache und Art bestehen, und diesen starken „Eikboom" wird niemand entwurzeln können. Mit besonderer Freude haben wir ersehen, wie die Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter in eurer Sprache nur wie in einer andern Mundart erscheinen — der beste Beweis, wie fest und unerschüttert der „Eikboom" steht, der „sin Telgen reckt van Pommeren bet Nederland". Unsre Zeitschrift hat bereits in Nr. 29 den nun verewigten Dichter in Wort und Bild gewürdigt.

G. v. R. in B. Die vom deutschen Kaiserpaar unterzeichnete Urkunde über die Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem ist in Faksimiledruck bei Mittler & Sohn zu Berlin erschienen. Beigefügt ist die bedeutsame Ansprache des Kaisers Wilhelm.

D. in B. wendet sich an die Besitzer schwedischer Holzhäuser mit der Anfrage, wie es sich in solchen wohnt. Vielleicht ist ein Leser in der Lage, Auskunft zu erteilen.

C. A. in W. Auch wir können Ihnen keine sichere Auskunft auf Ihre Frage geben:

„Warum will der Mond vor allen
Sternen mir zumeist gefallen?"

Johann S. in R., Böhmen, E. St. in Potsdam, Hermann R. in Leipzig, Eduard M. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Litteratur.

— Goethes Werke in einem Bande, das deucht wohl demjenigen, in dessen Bücherei die Schriften des Altmeisters eine Art Bibliothek für sich bilden, als eine Unmöglichkeit, und doch ist das Unwahrscheinliche jetzt Thatsache geworden. Allerdings umfaßt die von Heinrich Düntzer besorgte Ausgabe von Goethes Werken, wie sie die Deutsche Verlags-Anstalt zu Stuttgart zu erstaunlich wohlfeilem Preise darbietet (in Original-Einband M. 4.—), nicht die sämtlichen Schriften unsers großen Klassikers, aber doch alle, mit denen er mächtig auf seine Zeit gewirkt und dauernde Kunstwerke geschaffen hat. Es fehlen nur diejenigen Werke, die eigentlichen Boden im Volke nicht gefunden haben. Die Verehrer Goethes haben hier alle die ihnen lieb gewordenen Schöpfungen beisammen, und nur der litterarische Forscher dürfte dies oder jenes vermissen. Natürlich mußte, um die Hauptschriften in nur einem Bande von über 1300 Seiten zu vereinigen, auf Zusammenfassen des Druckes Bedacht genommen werden, aber er hebt sich klar und scharf von dem guten Papier ab. So bietet hier der Verlag zu seinen volkstümlichen einbändigen Shakespeare- und volkstümlichen Schiller-Ausgaben ein treffliches Gegenstück, das zweifellos in weiten Kreisen nicht geringere Verbreitung finden wird als jene.

— In der bewährten Sammlung von Meyers Reisebüchern erschien in siebenter Auflage „Norwegen, Schweden und Dänemark“ von Professor Dr. Yngvar Nielsen (Leipzig, Bibliographisches Institut). Der bewährte, von vielen Karten und Plänen begleitete Reiseführer hat eine Erweiterung dadurch erfahren, daß er auch Spitzbergen, ja die Fahrt darüber hinaus ins Eismeer in den Bereich seiner Weisungen zog.

Notizblätter.

Kunst.

— Die von Julius Hoffmanns Verlag in Stuttgart herausgegebenen „Dekorativen Vorbilder“ haben den zehnten Jahrgang vollendet, der an Mannigfaltigkeit und technischer Ausführung seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite steht, ja sie in gewisser Beziehung noch übertrifft. Denn dem Geschmacke der Zeit entsprechend, werden hier vornehmlich Entwürfe moderner Richtung geboten, natürlich nur solche, die sich der Uebertreibung, der Sucht nach dem absolut Auffälligen fernhalten. Dem Künstler und Kunsthandwerker wie auch dem Dilettanten, der gern mit eigner Hand sein Heim schmückt, erschließt sich hier eine quellende Fülle von Motiven aller Art. Zu figürlichen Darstellungen, Allegorien und ornamentlichen Entwürfen gesellen sich Naturstudien und Tierstücke, Plafonds, Friese, Medaillons, Bordüren, Zierteller, Schilder, Kartuschen und andres mehr. Bedeutende Künstler haben hierzu ihre Bausteine geliefert, und in dem ganzen Werke findet sich nicht ein Blatt, das nicht als ein Muster geistreicher oder poetischer Erfindung wie vollendeter Ausführung gelten müßte. Nach Aquarellen oder Zeichnungen wiedergegeben, erscheinen die Vorbilder, abgesehen von ihrem praktischen Wert, als ein wahres Prachtalbum, dessen Preis angesichts des Gebotenen ungemein wohlfeil zu nennen ist.

Ein zweites Werk desselben Verlages, der von H. G. Ströhl herausgegebene „Heraldische Atlas“, ist bis zur 12. Lieferung vorgeschritten. Auf 76 Tafeln in Bunt- und Schwarzdruck, wozu sich noch zahlreiche Textillustrationen gesellen, giebt das Werk nach besten Quellen eine reichhaltige Sammlung von Musterblättern, die sowohl Künstlern wie Gewerbetreibenden als sicherer Anhalt dienen können und nicht weniger dem Freunde der Wappenkunde ein untrüglicher Ratgeber sind. Eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, erteilt der Herausgeber auch in den textlichen Erläuterungen klare Auskunft. So wird hier ein heraldisches Musterbuch geboten, dem sich kein andres in gleicher Gediegenheit an die Seite stellen läßt.

— In der Historischen Ausstellung der Stadt München hat die Wiedereröffnung der Maillinger-Sammlung stattgefunden, in der die dritte und letzte Serie, Bilder aus der Regierungszeit der Könige Max II. und Ludwig II. vom Jahre 1848 bis zum Jahre 1885 enthaltend, ausgestellt ist. Für diese neue und letzte Folge seit Eröffnung der Maillinger-Sammlung im Jahre 1880 ist abermals ein Katalog erschienen, der zunächst eine historische Einleitung bringt und dann in 967 Nummern circa 1370 Blätter (Ansichten und Pläne, Feste und Ereignisse, Zeitbilder, Trachten, Kuriosa und Künstlerscherze, Porträts und Künstlerarbeiten) beschreibt.

Versammlungen.

— Der 7. internationale Geographenkongreß findet in den Tagen vom 28. September bis 4. Oktober in Berlin statt. Neben dem Protektor des Kongresses, dem Prinzregenten Albrecht von Braunschweig, giebt es zwölf Ehrenpräsidenten, darunter der König der Belgier, der Prinz von Wales, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Kronprinz von Dänemark, ferner gegen fünfzig Ehrenvizepräsidenten, sowie einen Ehrenbeirat, der sich aus den namhaftesten Gelehrten des In- und Auslandes zusammensetzt. Vor und nach dem Kongresse finden wissenschaftliche Ausflüge nach interessanten Gegenden Deutschlands unter sachkundiger Führung statt. Unter den mehr als 90 angemeldeten Vorträgen und Mitteilungen befinden sich solche von Nansen, dem Fürsten von Monaco, Sir Clements Markham, Lapparent und Professor Chun, dem Leiter der kürzlich zurückgekehrten deutschen Tiefsee-Expedition.

Silbenrätsel.

Ob ich finde wohl den Mut,
Meine Lieb' ihr zu gestehen?
Wüßt' ich nur, daß sie mir gut
Und vergeblich nicht mein Flehen

Zu den Ersten sie gehört,
Das bekenne ich mir offen;
Manchen schon ihr Nein empört',
Was berechtigt mich zu hoffen?

Nur, daß meine Lieb' und Treu'
Mit der Dritten zu vergleichen,
Und es so fürs Leben sei,
Wenn wir uns die Hände reichen.

Ich vertrauensvoller Thor
Seh' sie schon als meine Braut,
Und mir schwebt die Stunde vor,
Wo wir am Altar getraut;

Dann entführ' ich sie zum Rhein,
Und es lockt uns auch das Ganze —
Innerlich nur Sonnenschein,
Vor uns die Natur im Glanze!

M. Sch.

Kettenrätsel.

An Stelle der Striche füge man als Verbindungsglied ein neues, einsilbiges Wort in der Weise ein, daß, wenn dasselbe dem ersten nach-, dem zweiten vorgesetzt wird, zwei neue, zusammengesetzte Wörter entstehen. Nun setze man die Kette fort und schließe sie mit dem Wort, von dem man ausging.

Bau — Haus — Brief — Zug — Kur — Weg — Schirm — Uhr — Tag — Gold — Wein — Wurf — Wort — Ball — Hof — Schlag — Sand. —

Zahlenrätsel: „Mephistopheles".

C V B T N D G S H R

· I IX III ·
· · VIII, IV,
· IV, VIII, II,

V, VI, · X, VII
VI · X, VIII, IV,
X, V, · · V, IV.

Worträtsel.

Höchst ungemütlich, wenn sich Geist damit verbindet,
Doch folgt der Abend nach, die Liebe Kränze windet.

M. Sch.

Trennungsrätsel.

Paul sagt zum Freunde Doktor Fritz,
Der kaum erlangte diese Würde:
„Streng mal für mich an deinen Witz,
Es liegt mir auf gleich schwerer Bürde,

Ich mag nicht essen, schlafe schlecht,
Die Arbeit will mir auch nicht glücken,
Nichts ist mir lieb, nichts ist mir recht,
Doch lass' ich in kein Bad mich schicken."

Nicht lang der Doktor den Patient
Mit Sinnen quält und Ueberlegen,
Er spricht das Rätselwort getrennt,
Verheißend der Gesundheit Segen.

Da Fritz so zuversichtlich scheint,
Und Paul voll Sehnsucht, zu genesen,
Hat er das Rätselwort vereint
Sich ohne Zögern auserlesen.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 36:

Des Worträtsels: Die neun Kegel.
Des Silbenrätsels: Drachenfels.
Des Kaleidoskops:

Maßlose Eile schaden thut,
Maßvolle Weile, die ist gut.
(Freidanks Bescheidenheit.)

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Rosa Hechinger in München (3). A. C. Claußen, Rittergut Melz. Erik Bensen in Hannover. „Einsame Maus" in Hamburg-Uhlenhorst (2). Flora und Justine Hastiel in Lodz, Russisch-Polen. Maud Rottermann in Chicago (4). Joh. P. Stoppel in Hamburg. ? in Paris. Gräfin P. in Ch. (4). „Köbi" in Bern (3). „Auf der Hochzeitsreise" in Cannes. Edwin v. R., Schloß R. (4). Diana Lassy in Preßburg. „Mauserl und Muckerl" in Libau. „Moselblümchen" in Coblenz. Wilh. Hoppmann in D.

Bekanntmachung.

Am 28. April 1895, nachm. 4 Uhr, wurde im Gemeindebezirk **Königlich Sacrau, Kreis Oppeln,** aus der Oder bei der Buhne Nr. 12 die Leiche einer unbekannten weiblichen, circa 18—25 Jahre alten Person gelandet. Der Kopf der Leiche war mit schwarzen Haaren bedeckt, die Gesichtszüge nicht mehr erkennbar.

Die Leiche war bekleidet

1. mit einem hellen modernen Stoffjaquette mit großen braunen Hornknöpfen,
2. mit einem dunklen Kleide, welches unten mit Krausen besetzt war,
3. mit einem schwarzen Unterrock und mit einem gestreiften Unterrock,
4. mit einem leinenen Hemd mit Spitzenbesatz,
5. mit einem rothen Korsett,
6. mit einem Paar baumwollenen Handschuhen,
7. mit einem Paar schwarzer Strümpfe und
8. mit einem Paar niedriger Lederschuhe.

In der Rocktasche wurde ein Portemonnaie mit Stahlbügel vorgefunden.

In demselben befand sich Geld.

Alle diejenigen, welche über die Identität der vorbezeichneten Leiche, deren Erben oder nächsten Verwandten Angaben machen können, werden ersucht, dies dem unterzeichneten Nachlaßpfleger oder dem Königlichen Amtsgericht zu Oppeln unverzüglich mitzutheilen. Kosten erwachsen hierdurch nicht.

Königlich Sacrau, den 25. Mai 1899.
Ignatz Laxy, Pfleger.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 39.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung
von
Adele Hindermann.

(Fortsetzung.)

Der große blonde Mensch in seiner Hilflosigkeit, dieser ringende Künstler in die kleinlichste Misere wirtschaftlicher Sorgen verstrickt — es gab mir einen Stich durchs Herz.

„Sie sind doch nicht nur auf Ihre Gage angewiesen," lenkte ich ab.

Ellerdissen zuckte die Achseln. „Achtzig Mark Monatsrente von meinem mütterlichen Vermögen — was will das heißen! Wir kommen immer tiefer hinein; ich weiß nicht, wie es zugeht." Er stützte resigniert die Ellbogen auf die Kniee und verschlang die Hände ineinander; „sehen Sie nur mal diesen Holzverbrauch im Oktober! Das kommt wohl, glaub' ich, weil sie so oft das Küchenfeuer ausgehen lassen —"

Es klang komisch, aber ich konnte nicht lächeln. Einen Lear studieren und dabei denken, ob „sie" auch das Feuer nicht ausgehen lassen in der Küche!

„Sie sagen gar nichts," fuhr er fort. „Nicht wahr, eine verfahrene Geschichte?"

„Ich denke nach. Was kann ich thun? Wie in einen fremden Haushalt eingreifen?"

„Kennen Sie meine Frau?"

„Nur von Ansehen. Sie fiel mir auf durch den seltsamen Kontrast zwischen ihrem herrlichen rotblonden Haar und den schwarzen Brauen."

„Nebenbei — die Brauen sind gefärbt," warf er nachlässig hin. „Bitte, lernen Sie sie kennen; kommen Sie zu uns, wollen Sie?"

„Ja, gern."

„Ich habe meiner Frau schon viel von Ihnen erzählt, ihr gesagt, daß sie von Ihnen lernen könne —"

„Unglücklicher, was haben Sie gethan!" lachte ich; „das ist der beste Weg, eine Frau gegen die andre einzunehmen."

„Sie irren in diesem Falle. Lilia ist so wenig kleinlich, wie ich noch nie ein Weib gefunden habe. Das hängt eng mit ihrem fast genial zu nennenden Geldausgeben zusammen. Sie hat wenigstens die Vorzüge ihrer Fehler... Kommen Sie, der Akt ist zu Ende, sie sitzt im Parkett; ich mache Sie gleich bekannt."

Ein gedämpfter, starker Applaus, dann öffneten sich die Thüren, und die Menschenwoge quoll heraus.

Den leuchtend roten Haarknoten fanden wir sehr bald.

„Ich habe mit Fräulein Lisbeth Witt einen Akt im Foyer verplaudert," sagte Ellerdissen, nachdem er mich in seiner lässig eleganten Manier der jungen Frau vorgestellt hatte. Sie ist übrigens nicht die Schönheit, als die sie von weitem wirkt, ein nervöses, pikantes Gesichtchen mit der weißen Haut der

Nach einer phot. Aufn. von R. v. Eckendorff, Zehlendorf b. Berlin.

Das Helmholtz-Denkmal in Berlin, enthüllt am 6. Juni 1899. (Text Seite 632.)

Rothaarigen und ein paar feinen Sommerflecken am Nasenrücken.

Sie forderte mich mit schlichter Freundlichkeit auf, zu ihr zu kommen. „Aber keinen offiziellen Besuch, wenigstens wollen wir ihn gleich zu einem gemütlichen Kaffeestündchen ausdehnen, denke ich. Sagen wir Sonnabend um vier Uhr, ja? — Ah, da ist ja auch Ihr Fräulein Schwester. Sie kommen doch beide, nicht wahr?"

Wir sagten zu.

VIII.

Es hat für mich immer einen eignen Reiz, während der Pausen ein wenig zwischen den Kulissen umherzustöbern.

Das soll zwar eigentlich nicht sein, wie ein großes Anschlageschild deutlich besagt, aber unser Direktor ist sehr tolerant und hat sich längst gewöhnt, diese Vorschrift lediglich als eine Form betrachtet zu sehen, die zu weiter nichts da ist, als um bei wirklich störenden Ueberschreitungen in Anwendung gebracht zu werden.

Gestern gab's die „Zauberflöte". Ich besuchte die „Kinder" in der Garderobe, um Elsbeth Steinbrügge zu sagen, daß ihre Staccati als Königin der Nacht tadellos angeschlagen hätten, und daß ihr Auftritt mit Mondsichel von zauberhafter Wirkung gewesen sei. Außerdem hatte ich ihrer Mama, die im Parkett neben mir saß, versprochen, mich zu erkundigen, wie der Kleinen das Hinabfahren mit der Versenkung bekommen sei.

Sie ist eine so schwindlige kleine Person, die Elsbeth, daß sie jede Oper, in der eine Versenkung vorkommt, haßt. Um sich daran zu gewöhnen, fährt sie tagelang vorher mehrere Male auf und ab, mit blassem Gesicht und angstvollen Augen. Ein wenig hat's schon geholfen.

Auch peinigt sie während der Vorstellung immer der Gedanke: ‚Herrgott, daß ich nur den richtigen Fleck am Fußboden nicht versäume!' Dabei kommt es dann leicht vor, daß sie ihren Einsatz verpaßt — aus lauter Angst —, vom Kapellmeister wütende Blicke zugeworfen bekommt oder, wie vor kurzem einmal, einen ungewollten Heiterkeitsausbruch dadurch hervorruft, daß sie im letzten Moment verwirrt mit einigen sehr würdelosen Laufschritten das bewegliche Brett im Fußboden zu erreichen strebt.

Heute aber war alles gut gegangen. Die schwere Schleppe hatte sich nirgendwo festgehakt, und der kleinen Königin war's „nicht ein bissel schlecht geworden".

Den Saum des langen schwarzen Sammetgewandes über dem Arm, lief sie fröhlich schwatzend von einer Kollegin zur andern oder trällerte mit ihrem zwitschernden, klaren Sopran ein paar tolle Koloraturkunststückchen mit dem phänomenalen, tagelang trainierten hohen F vor sich hin.

Sie hatte einen starken Applaus gehabt, und mit Recht.

Meine Leni-Pamina saß mit verdrossenem Gesicht vor ihrem Schminktisch, wütend über eine plötzlich eingetretene Indisposition, sprach mit rauhtönigem Organ und nahm eine Bronchialpastille nach der andern.

„Kleinchen, mach doch nicht so ein Gesicht, es ging wahrhaftig noch ganz gut!"

„Ganz gut!" höhnte sie, „in der Mittellage krächze ich wie ein Rabe, und von einem Piano ist überhaupt keine Rede. All mein bißchen Renommee geht heute rettungslos drauf."

„Blödsinn," sagte irgend eine Stimme aus der Gruppe der „drei Knaben", die Pralinés knabberten und mit zusammengesteckten Köpfen über die „drei Damen" klatschten, die einmal beinahe „umgeworfen" hätten.

„Blödsinn?" gab Leni weinerlich zurück. „Ihr solltet meine rauhe Kehle haben."

„Wie man sich nur so aufregen kann!" — das war die schläfrige Stimme der Soubrette, die das Hexengewand über das Papagenakleid streifte, — „man macht's halt, so gut man kann, und nachher ist's egal."

„Gott erhalte Ihnen Ihr Phlegma, liebe Großmann!"

Die Großmann war viel zu faul, um zu antworten. Das hübsche, kräftige Mädchen ist von einer sträflichen Indolenz, ohne jedes künstlerische Streben. Das einzige, wofür sie wirklich Interesse hat, ist Brandmalerei; „dabei verpufft sie all ihr bißchen Feuer," sagt Castell, und er hat recht. Zu Hause soll sie ewig hinter dem glühenden Platinstift sitzen, das Zimmer mit dem Qualm verbrannten Holzes angefüllt. Daß ihre Stimme darunter leiden muß, ist ihr völlig gleichgültig. Im übrigen thut sie keiner Fliege etwas zuleide, läßt es ruhig geschehen, daß man sie nicht ganz ernst nimmt, und ist eine ebenso eifrige, tüchtige Katholikin, als träge, untüchtige Sängerin.

Leni war so thöricht, sich mit dem schläfrigen Mädchen in eine ganz aussichtslose Debatte über die Würde der Kunst einzulassen, und ereiferte sich redlich dabei.

„Das ist recht," sagte ich ärgerlich; „halte du nur Vorträge, anstatt deinen Hals zu schonen."

„Ach, laß mich," fuhr sie mich an, „ich bin weißglühend." Und dabei mußte sie doch lachen. „So, nun denkst du wohl, ich bin ganz vergnügt, weil ich lache! O nein! Sag nur deinem Parkett, es soll die Witt ruhig auspfeifen, wenn sie nur eine Spur von Geschmack hätten, die Leute. Ich würde es auch thun, wenn ich nicht zufällig die Witt selber wäre."

„Gut. Adieu."

„Lisbeth!"

„Ja?"

„Wo willst du hin?"

„Mich nach faulen Aepfeln umsehen."

„So?! Du bist 'n Gemütsmensch, Lisbeth."

„Ja. Eine Künstlerin, die so um ein bissel Indisposition gleich die Flinte ins Korn wirft, hat wirklich nichts Besseres verdient. Ich sollte an deiner Stelle sein," raunte ich dringlich, „‚nun gerade,' würde ich mir sagen, ‚ich bin Künstlerin genug, euch hinzureißen trotz alledem!' Da zeigt man eben, was man gelernt hat, und wie man zu kaschieren versteht!"

Sie sah mich mit ihren schwarzumränderten Augen groß an. „So ganz auf den Kopf gefallen bist du am Ende nicht, Lisbeth."

„Danke verbindlichst."

„O, bitte!" —

Als ich auf die Bühne heraustrat, kam gerade Kapellmeister Wintersteins schmale, geneigte Gestalt das Orchestertreppchen herauf.

„Nun, Kapellchen, sind Sie böse?" Es war eine der drei schwarzen Damen, die ihr Terzett scheußlich unrein gesungen hatten.

„Kapellchen" streifte die drei dunkeln Gestalten mit einem vernichtenden Blick.

„Wenn Sie es denn wissen wollen: pfui — pfui — pfui!" zu jeder einzelnen gewendet. Damit glitt er vorbei.

Auf der Bühne herrschte eine gesteigerte Thätigkeit. Eine Säule nach der andern zum Osiristempel senkte sich aus der Höhe herab, Arbeiter trugen den Opferaltar in den Vordergrund, und eine Menge weißer Gestalten — der Priesterchor — stand plaudernd unten vor der Garderobenthür.

Aus der Solistengarderobe guckte ein schwarzer Kopf, aus dem nur die blutroten Lippen und das Weiße im Auge herausleuchteten. Die ganze schwarze Gestalt schob sich nach und glitt — ganz dem Geist der Rolle entsprechend — im schleichenden Bösewichtschritt auf mich zu.

„Gestatten gnä's Fräulein — Monostatos!" Das mit einer tiefen Verbeugung und im Leutnantston vergangener Tage.

Kein Mensch hat Leopold Castell je anders als in strahlend guter Laune gesehen.

Er zog sich umständlich die schwarzen gewebten Handschuhe an, die mit einem Gummiband sich fest um den Tricotärmel schlossen.

„Jessas, is döß a Schreck" — er spricht in jeder Minute einen andern Dialekt — „da is a Locherl am Daumen! I muß doch auch am Daumen a Mohr sein! . . . Liebste Frau Peilecke," — das war an die Requisiteuse gerichtet, der er mit einer bittenden Gebärde den Finger plötzlich dicht unter die Nase hielt.

„Ick soll Ihnen woll zunähen, Herr Castell," sagte die muntere Frau mit dem hübsch frisierten grauen Haar. „Fritz, spring mal nach 'n Faden, du weeßt ja, in die blaue Schachtel."

Ja, Fritz weiß Bescheid. Der zwölfjährige Junge ist nicht nur das Faktotum seiner Mutter, sondern steht sogar — im Theateralmanach! „Requisiteuse — Frau Peilecke nebst Gehilfen." Und das ist er. Er sonnt sich an diesem Passus. Man denke: ein Schuljunge, der in einem sehr dicken Buch gedruckt steht, als eine Persönlichkeit, als ein Faktor, mit dem man rechnet, als gagebeziehendes Mitglied eines bedeutenden Stadttheaters!

Er ist vollständig im stande, seine Mutter im Krankheitsfalle zu vertreten. Mit unbedingter Zuverlässigkeit drückt er der Königin der Nacht zur rechten Zeit ihren Dolch in die Hand, der Frau Schneider Fips ihre Fliegenklappe, dem Tell seinen Apfel. Er weiß genau, wo ein altertümliches Schreiben mit schwerem Hängesiegel und wo ein zierliches Billetdoux modernsten englischen Formats hingehört. All die papiernen Leckerbissen auf Don Juans Tafel sind pünktlich zur Stelle; er weiß, welches schwere antike Schreibzeug auf dem Tisch des Prinzen in „Emilia Galotti" stehen muß, und unterscheidet genau, wo eine Gänsefeder und wo ein moderner Halter am Platze ist. Sein kleines blasses Kindergesicht taucht lautlos überall auf, und mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Requisiten austeilt, fordert er sie auch am Schluß wieder ein, der kleine Requisiteur.

Während seine Mutter Herrn Castells Mohrenhandschuh zunähte, nahmen Fritz und ich auf der Rasenbank Platz, auf der Tamino-Reveldi im ersten Akt ohnmächtig gelegen hatte, und schwatzten miteinander. Wir sind nämlich sehr gute Freunde.

„Bist du wieder ganz gesund, Fritz?" Der arme Kerl hatte ein paar Tage lang heftige Zahnschmerzen gehabt.

Er nickte. „O ja, ziemlich; bis Sonntag wird's wohl ganz vorbei sein, hoffe ich."

„Warum gerade bis Sonntag?"

„Das wissen Sie nicht? Sonntag haben wir doch den ‚Verschwender', und ich spiele im letzten Akt mit."

„Ah so! Freust du dich sehr darauf?"

„Na ob!" Das kam aus tiefstem Herzen.

„Warum spielen Sie eigentlich nie?" Die Frage klang wie das Resultat öfteren Nachdenkens.

„Ja, mein Junge, das kann ich doch nicht. Ich bin keine Sängerin und keine Schauspielerin."

„Sie könnten doch im Chor mitsingen," meinte er sinnend.

„Wirklich, es geht nicht." Ich unterdrückte mühsam ein Lächeln.

„Oho, was die Orell zum Beispiel singen kann, das können Sie auch. Thun Sie denn gar nichts?"

Das Examen dieses Kindes amüsierte mich.

„O doch, ich koche, habe mit unserm Haushalt zu thun und sorge dafür, daß meine Schwester sich nicht erkältet und immer gut bei Stimme ist. Verstehst du das?"

„Na ja." Es klang entschieden etwas wegwerfend. Der kleine Requisiteur scheint für jede Art Thätigkeit außerhalb der Bühne keine rechte Schätzung zu haben.

„Ich weiß was," sagte er plötzlich erfreut. „Die Puppenfeeproben fangen am Montag an. Wenn Sie dem Direktor ein gutes Wort geben, läßt er Sie mittanzen. Das können Sie doch?"

Heiliger Bimbam — wenn das meine Mutter gehört hätte! Ich brachte es aber nicht fertig, den kleinen Requisiteur durch schroffe Zurückweisung zu kränken. Der Junge begreift nun einmal nicht, wie man der Bühne so nahe stehen kann, ohne eine bestimmte Thätigkeit in dieser kleinen, abgeschlossenen Welt auszufüllen.

Mein kleiner Freund war in den letzten Minuten merkwürdig zerstreut geworden und rieb sich verstohlen die Backe.

„Was ist dir, Fritz?"

„Ach, der Zahn!" murmelte er.

„Frau Peilecke, warum gehen Sie mit dem Jungen nicht zum Zahnarzt?"

„Ach Jotte doch, Fräulein, er will ja nich."

„Natürlich nicht. Er hat aber keinen Willen als Kranker. Fritz, soll ich mit dir hingehen?"

„Wenn's morgen nicht besser ist —"

„Nein, jetzt gleich!"

„Es hört ja schon auf!" wimmerte der Junge.

„So; dann also nicht . . . Das will ein Junge sein! An ein Auftreten am Sonntag ist natürlich

kein Gedanke. Du wirst ein Gesicht haben — so." Ich machte eine ungeheure Geste.

Auf seinem bleichen Gesichtchen kämpfte es.

„Setz flink deine Mütze auf. In einer Viertelstunde — jetzt ist es neun — bist du der vergnügteste Junge von ganz L—."

Halb zog ich ihn, halb sank er hin. Ich stülpte ihm die Mütze auf und nahm ihn bei der Hand; er ließ es geschehen.

„Mutter, der Dolch für Fräulein Steinbrügge liegt schon auf dem Tisch!" rief er mit thränenerstickter Stimme noch zurück, dann fiel die Bühnenthür hinter uns zu.

Mit einem bis zum Jauchzen frohen Jungen trat ich eine Viertelstunde später, nachdem wir glücklich noch einen „offenen" Zahnarzt gefunden, wieder in den Requisitenraum.

„Raus ist er — raus, sieh mal, Mutter!" Zwei halb getrocknete Thränen auf den Wangen, in der Rechten den eingewickelten Zahn, in der Linken ein Fünfzigpfennigstück als Belohnung, so stürzte der kleine Requisiteur seiner glücklichen Mutter entgegen.

„O Isis und Osiris," klang inzwischen der herrliche Priesterchor von der Scene herüber.

„Der Direktor war hier, Fritz, ob du die Kinder zur ‚Puppenfee' besorgt hättest?"

„Ja. Aber den Willy Heims, der voriges Jahr den kleinsten Engländer gab, konnte ich nicht mehr bekommen, weil er tot ist."

„Ach — und auf den hatte sich der Direktor am meisten gespitzt."

„Ich finde schon 'nen andern," meinte Fritz gleichmütig, „es giebt Jungens genug." —

Als ich leise heraustrat, um die Musik besser zu hören, fand ich dicht neben dem Requisitenzimmer eine etwas geöffnete Thür: die Choristinnengarderobe, die ich noch nie betreten hatte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen.

Auch hier ein saalartiger, strahlend beleuchteter Raum wie bei den Solistinnen, nur ohne die trennenden, weiß lackierten Holzwände, überhaupt in der ganzen Ausstattung etwas weniger elegant.

Da hingen an großen Haken Zivilgarderobenstücke von einfachster Schlichtheit und Sauberkeit bis zu der raffiniertesten Eleganz einer Modedame. Dazwischen all die verschiedenen Abstufungen, je nach Geschmack und Accuratesse der Besitzerin.

Vor mir ein aschgraues Lodenkleid, das die abrette kleine Frau Relling mit Kragen und Manschetten trägt. Sie ist eine süße junge Frau, mit einer Flut hellblonder Haare und den kleinen, hartgearbeiteten Händen einer vielgeplagten Familienmutter. Auf ihrem Platze liegt ein Arbeitstäschchen, aus dem ein langer schwarzer Kinderstrumpf, mit einer Stopfnadel darin, heraushängt. Ihr Mann, ebenfalls als Chorist engagiert, bekommt seines prachtvollen Organs wegen manchmal kleine Sprechrollen, deren Spielgelder das junge Paar sofort auf den Namen der Kinder zur Sparkasse trägt.

Eine feuerrote Bluse von Wollstoff zieht meine Blicke auf sich. Ich kenne sie. Die Mila Jansen tänzelt darin seit Wochen auf der Probe herum. Eine lebenslustige, liebenswürdige junge Person, diese Mila, mit einem starken Stich ins Kokette; kein männliches Wesen im Bereich der Bühne, mit dem sie nicht auf dem Fuß einer Art biederer Kameradschaft stände, stets geneigt, diese Kameradschaft ihrerseits bis zur Verliebtheit zu steigern und sich alsdann ihrerseits ins Fäustchen zu lachen. Ihr rundes, heiteres Gesicht ist zwar von tausend Sommerflecken bedeckt, aber im Dekolleté feiert sie mit ihren blendend weißen Armen und Schultern kleine Triumphe. Und damit hat sie's auch dem Meierheim angethan; der schwindsüchtige Chorist hat sich rettungslos in ihre blühende Frische verliebt und möchte sie heiraten. Sie zieht ihn aber an der Nase herum und macht sich ein Vergnügen daraus, ihn alle Qualen der Eifersucht gründlich durchkosten zu lassen. Im übrigen ist sie durch ihre unfehlbare musikalische Zuverlässigkeit die Stütze des ganzen Chores, und die Kapellmeister schwören auf sie.

Eine gewisse Talmi-Eleganz, die stets an ihr zu bemerken ist, kennzeichnet auch ihre hier hängenden Garderobenstücke. Die leichten, gelben Sommerschuhe sind schon stark ausgetreten, und der einfache, dunkelblaue Unterrock, der in Spannbreite mit Changeantseide besetzt ist, mag, wenn sie das Kleid ein wenig hebt, recht gut die Vorstellung eines ganzen Seidenjupons erwecken. Eine harmlose Vorspiegelung falscher Thatsachen!

Und doch ist mir diese billige Eleganz lieber als die echte, unverfälschte, die sich da an der andern Seite des Saales breit macht.

Da rauscht es, als ich mit spitzem Finger daran rühre, von Seide; Unterröcke und Kleiderfutter reihen sich aufeinander zu jenem wohllautenden Frou-Frou, das jede Bewegung begleitet; da steigt ein feiner Duft von teuern Parfüms auf, da rieseln Valenciennesspitzen über Frisiermäntel vom feinsten Leinenbatist; da liegen über kleinen, umgeworfenen Pariser Stiefelchen weiße Piquégamaschen und lange schwarzseidene Strümpfe achtlos hingeworfen.

In der Solistinnengarderobe kenne ich solchen Luxus nicht; unwillkürlich trete ich zurück und wische mit dem Taschentuch die Hand ab, die darüber gestreift ist.

Ich kenne sie nicht alle mit Namen, diese Mädchen, aber den Duft, der aus dem hell lehmfarbenen Cheviotkleid da dicht vor mir aufsteigt, kenne ich. Dieselbe Woge von Peau d'Espagne schwebt in der Luft, wo die Orell mit ihrer müden Grazie vorübergeglitten ist . . .

Der kleine Requisiteur hat recht, singen kann sie nicht, die Orell. Aber ihre Lotosblumenerscheinung ist von dekorativster Wirkung. Ich selbst suche sie stets mit dem Opernglas aus dem Chor heraus.

Ich taste und rate an dieser Existenz herum. Achtzig Mark Monatsgage und — Frou-Frou — unmöglich.

Wie also? Mein Kleinstadtgehirn kennt sich nicht mehr aus. Ich fühle nur, daß ich „das" auf meinem Lebenswege bisher noch nicht gestreift habe, und spüre eine ähnliche Empfindung wie damals, als Else mir sagte, Castell und die Franke seien nicht getraut. Aehnlich und doch wieder anders. Ein erschrecktes Zurückweichen hier wie dort. Hier ist ein stärkerer Widerwille dabei als dort. Die Franke hatte die frohen Augen einer Familienmutter und nicht die Spur von Luxus in ihrer Kleidung; die Orell, in Seide und Spitzen bei achtzig Mark Gage, leistet sich kinderklare, schmachtende Madonnenaugen! Das ist's! Diese Madonnenaugen reizen mich auf.

Das Stilleben da vor mir redet verwirrend auf mich ein. Die aus dem Boden aufsteigende, leicht zitternde Luft aus der Dampfheizung bewegt die Kleiderfalten ein wenig, so daß die starren Seidenstoffe einen feinen, rauschenden Ton geben, und ein schwüler Atem von Peau d'Espagne weht zu mir herüber wie ein Hauch aus einer fremden Welt, die ich nur aus Büchern kenne, und die mich mit einem seltsamen Gemisch von Schreck, Widerwillen, Neugier und Traurigkeit erfüllt.

Weiter. Mein Schönheitsgefühl hat einen Ruck auszuhalten: von den Glacéstiefelchen der Orell bis zu den oft geflickten Doppelsohlenschuhen der Henke daneben hätte es wirklich einer kleinen Uebergangsskala bedurft. Aber bei der Bühne gewöhnt man sich an sehr dicht bei einander liegende Kontraste.

Ich erkenne die Eigentümerin dieser Schuhe an der marineblauen Bluse am Haken darüber, die der großen, knochigen Gestalt der Henke so miserabel sitzt; ein Erbstück der Orell, ist sie Fräulein Henke in der Taille zu eng und in der Brust zu weit. Aber das verschlägt dem alternden Mädchen nichts. Sie wohnt mit der Orell zusammen, trägt stets deren abgelegte Taillen — die Röcke sind ihr wohl zu kurz — und spart so jeden Groschen zusammen für ihr wahrscheinlich recht freudloses Alter. Kein Wunder, wenn sie bei dieser armseligen Kleidung, dem aschgrauen Gesicht und dem dünnen, farblosen Haar stets ein wenig verstaubt aussieht. Ich habe die Orell im Verdacht, daß sie dieses reizlose alte Mädchen nur als Folie für ihre eigne glänzende Erscheinung stets um sich hat.

Ein Stückchen weiter sehe ich ein braunes, vertragenes Lodenkleid; ich glaube, es ist das einzige, das Martha Rastenau, dem jungen Mädchen mit den geschlossenen, verbitterten Zügen, gehört. Es sollte hier nicht sein, dieses Kleid; es ist in die Choristinnengarderobe nur eben vom Schicksal verschlagen worden.

Wie es so schmal und schlaff und vertragen herabhängt, ein ganzes Stück von den Garderobenstücken der andern Damen entfernt, wie die Schuhe und die schwarzen Strümpfe so eng aneinander gerückt sind, scheint das Ganze einen stummen Protest gegen seine Umgebung auszudrücken.

Martha Rastenau ist eine jener Künstlerexistenzen, bei denen eine sorgfältige und sehr kostspielige Ausbildung an ein Minimum von Begabung verschwendet wurde. Eine traurige kleine Geschichte von Enttäuschung und Not ist die unmittelbare Folge dieses fehlerhaften Rechenexempels. Mit vollen Segeln reist das junge Geschöpf in das mit Mühe zu stande gekommene Engagement, träumt von Lorbeeren und Gold und wirft mit den berühmten Namen ihrer Lehrer und Lehrerinnen um sich. Das imponiert aber niemand. „Sing uns was!" heißt es bei Kollegen und Publikum. Und gerade daran hapert es. Der Direktor macht von seinem Kündigungsrecht nach zwei Wochen Gebrauch, und sie steht da ohne Mittel, verzweifelt, heimatlos. Der Agent zuckt die Achseln. „Als Solistin ist momentan nichts mehr frei," schreibt er; „wenn Sie vielleicht im Chor —" sie zerreißt den Brief, weint sich aus, und dann — sagt sie zu. So wird sie Choristin.

Sie hat die strenge gesellschaftliche Schranke, die sich innerhalb des Bühnenverbandes zwischen Chor und Solo erhebt, überschritten. Sie fährt dritter Klasse bei den Gastspielreisen des Ensembles, während die Solistinnen in der zweiten sitzen; sie geht mit ihren nunmehrigen Kolleginnen zu Fuß, wo den Solistinnen, zu denen sie nach allgemeiner und fachlicher Bildung gehört, ein Wagen gestellt wird.

Die Choristinnen lieben sie nicht, weil sie sich ihnen gegenüber reserviert verhält; die Solistinnen können sie aus prinzipiellen Gründen nicht zu sich heranziehen. So leidet sie das Martyrium einer Ausnahmestellung.

Daß dies alles nur ein Ausnahmezustand, ein momentanes Untertauchen ist, daran klammert sie sich, dieser Gedanke hält sie aufrecht. Große Sängerinnen von Weltruf, die man anfangs nicht hat anerkennen wollen, sind ihr Lieblingsthema. Sie weiß ein halbes Dutzend an den Fingern herzuzählen.

Sie beißt die Zähne zusammen und spinnt sich — vereinsamt — in ihre Träume ein, Träume von einer glänzenden Zukunft, in der sie sich lächelnd erinnern wird an die kurze Episode als Choristin in L.

IX.

Heinz Hoff ist da.

Gerade als wir gemütlich beim Nachmittagskaffee saßen, hörten wir seine helle, lärmende Stimme auf dem Korridor.

Leni warf vor Ueberraschung ihre Tasse über meine blütenweiße Kaffeedecke und lachte: „Ob wohl immer noch ein Notenmanuskript aus seiner Rocktasche guckt?"

Und dann folgte er dem Mädchen auf dem Fuße ins Zimmer.

„Woher ich komme? Direkt von London. Und höre zu meiner Ueberraschung im Bureau, daß Sie hier sind. Die Welt ist ein Dorf. Wissen Sie, wen ich in London traf? Ihre Mitschülerin, die Bachmann; sie hat dort in mehreren Konzerten meine Lieder gesungen, singt überhaupt nur noch Heinz Hoff. Und fleißig bin ich gewesen, eine Menge neuer Lieder; habe Ihnen einiges mitgebracht" — dabei holte er ein paar zusammengerollte Notenblätter aus der bewußten Rocktasche — „hier. Ich denke, Sie singen's nachher einmal, ja? Krieg' ich denn auch 'ne Tasse Kaffee, Fräulein Lisbeth? Ich darf Sie doch so nennen, der Unterscheidung wegen, und bei unsrer alten Freundschaft."

Die braunen, runden Augen lachten bald die eine, bald die andre an. Ganz der alte. Weiß der Himmel — man muß ihn doch gern haben, wenn er so in seiner frischen, geräuschvollen Art dahergestürmt kommt.

Und elegant schaute er aus — hypermodern sogar. Langer Rock mit Sammetkragen und hoher „Vatermörder", von dem der große, umgewickelte Schlips aus der Biedermeierzeit nur ein schmales Streifchen Weiß sehen ließ. Nur die Haare stippten wieder ein wenig auf den Kragen, und die Schnurrbartspitzen gingen noch genau so ihre eignen Wege wie damals.

Wir setzten uns an den Tisch. Zu dumm, der braune, feuchte Kaffeefleck auf der Decke! Ich hatte

Photograviiren-Verlag von H. O. Miethke in Wien.

's Deandl. Nach dem Gemälde von Franz v. Defregger.

Neckerei. Nach dem Gemälde von Gaëtano Chierici.

zwar den Kuchenteller daraufgestellt, aber er reichte nicht ganz zu, entweder rechts oder links guckten die gelben Ränder darunter hervor.

„Lassen Sie nur gut sein, den Fleck habe ich längst entdeckt, Fräulein Lisbeth."

„Er ist wirklich eben erst gekommen," verteidigte ich mich, und Leni behauptete, die kleinen Mokkatäßchen mit den drei Füßchen warteten überhaupt beständig auf eine Gelegenheit zum Umkippen.

„Selbstverständlich, Sie können nichts dafür. Aber nun müssen Sie mir viel erzählen."

Wir schwatzten uns fest.

Nach einer halben Stunde, als wir ihn so ziemlich über das Wesentliche unsrer hiesigen Theaterverhältnisse orientiert hatten, wurde er unruhig und tastete mechanisch nach seiner Brusttasche.

„Sie dürfen rauchen," sagte Leni, „das hat Ihnen gewiß schon gefehlt. Immer noch Kettenraucher?"

Er nickte lächelnd und zog sein Zigarettenetui heraus.

Als das Zimmer sich gerade mit jenem feinen, bläulichen Dunst gefüllt hatte, den man „Hecht" nennt, klingelte es draußen.

Elfriede Dorn mit einem Herrn — Sturm.

„Entschuldigt, daß ich euch den Sturm mit heraufbringe; wir haben bei uns eben den Carlos durchgenommen, bis ich ganz elend war vor Abspannung und mich bei euch erholen wollte. Glaubt ihr, daß ich diesen jungen Mann hätte loswerden können vor eurer Hausthür? Nein, er wollte euch auch guten Tag sagen und dann wieder gehen. Macht nun mit ihm, was ihr wollt. Werft ihn hinaus — mir ist's recht."

„Ich bin aber so durstig und witt're Kaffeeduft," sagte der jugendliche Held mit pfiffiger Armensündermiene.

Natürlich wurde er nicht herausgeworfen, obschon mir nicht ganz behaglich war. Zwei Herren in unsrer Wohnung . . .

Ich stellte nun die Leutchen einander vor und sorgte für frische Kaffeefüllung.

„Nun, Elfe, und Köln?" Ich hatte sie noch nicht wiedergesehen, seit ihrer Reise.

„Noch keine Nachricht." Sie lehnte sich müde im Sofa zurück, ein rotseidenes Daunenkissen hinter dem Kopf.

„Sie kann ja noch gar keine Nachricht haben," warf Sturm ein, „die Sache geht über den Agenten in Berlin."

Es trat aber doch ein etwas bedrücktes Stillschweigen ein zwischen uns dreien.

Heinz Hoff und Leni machten Musik. Alte und neue Hoff-Lieder. Sie kamen stark ins Fachsimpeln. Ob sie diese oder jene Harmonie schöner fände, fragte er; und dabei fiel das rundgerollte Notenpapier immer vom Halter auf die Tasten.

„Herrgott, wenn's etwas würde," murmelte Elfe, wie für sich. „Wenn ich Mama einmal mit einer frohen Nachricht kommen könnte! Dies Sparsamkeitssystem — ich weiß wirklich kaum, wie sie es anfängt, mit den paar Mark zu wirtschaften. Sie, die so verwöhnt war, als Papa noch lebte."

Sturm rückte unruhig hin und her.

„Aber Elfe, warten wir doch erst mal ab! Ihre Mama — nun ja, von der ist keine Spannkraft mehr zu verlangen, aber Sie! Sie sind jung und fabelhaft begabt. Zum Kuckuck, da läßt man sich nicht unterkriegen. Sehen Sie mich an: immer obenauf. Und bin auch so ein armer Teufel. Wenn ich die paar hundert Mark Schulden nicht hätte, so hätt' ich gar nichts."

Der verrückte Schlußsatz brachte selbst Elfe zum Lachen.

„Ach, gehen Sie! Erstens sind Sie ein Mann, zweitens haben Sie einen reichen Vater —"

„— der im Begriff steht, sich von mir loszusagen."

„Sie haben Ihr großmütterliches Vermögen."

„Aber, Elfe, das ist doch alle," sagte er kleinlaut.

„Ganz alle?" Sie fragte es streng.

„Na, ein paar hundert Mark sind vielleicht noch da."

„So können Sie wenigstens Ihre Schulden bezahlen."

„Wa—as, Schulden damit bezahlen? Aber das wäre doch wirklich schade um das schöne Geld."

„Schämen Sie sich."

„Nun soll ich mich auch noch schämen, und hab' mich doch schon so gebessert! Seit fünf Wochen schon keinen Sekt mehr zum Frühstück. Sie dürfen es glauben."

„Dafür wollen Sie wohl angestaunt werden? Das spricht von Sparen und raucht" — sie las auf der Rückseite seiner Zigarettenschachtel — „und raucht Siebenpfennigzigaretten. Sie werden sich nie bessern, ich gebe Sie auf."

„Thun Sie das nicht, Elfe." Und dann, indem er seine halbgerauchte Siebenpfennigzigarette wegwarf und eine neue anzündete: „Heiraten Sie mich lieber. Ich gebe Ihnen mein Wort, dann wird noch einmal ein ordentlicher Kerl aus mir."

Ueber Elfes Züge schoß eine glühende Röte.

„Sie sollten den Blödsinn doch endlich ruhen lassen."

„Warum Blödsinn?"

„Weil ich keine Lust habe, mich als Mentor heiraten zu lassen."

„Aber Elfe, wer denkt daran? Ich hab' Sie riesig gern, Sie wissen es."

„Riesig gern," wiederholte sie, aus zusammengebissenen Zähnen zischend. „Aber ich hab' Sie — nicht riesig gern, hören Sie?"

Damit sprang sie hastig auf, so daß das rotseidene Kissen von der Sofalehne herabkollerte, und schritt zum Klavier hinüber.

Als sie uns ihr Gesicht wieder zuwandte, waren ihre Lippen weiß. —

Auch unsre beiden Musikanten hatten schließlich wieder Durst bekommen und kehrten zur Kaffeemaschine zurück. Heinz Hoff erzählte von Londoner Theaterverhältnissen; Leni preßte ihn nach allen Operninteressen aus, und Elfe sowie Sturm konnten vom Schauspiel nicht genug hören.

Wir kamen auf den Carlos zu sprechen, und Elfe erklärte, daß sie heute sowohl mit Sturms Auffassung dieser Rolle wie mit seinen sprachlichen Leistungen sehr zufrieden gewesen sei.

„Wirklich, war's gut?" Sturms Augen leuchteten auf.

„Ja, Sie haben sehr bemerkbare Fortschritte gemacht."

„Es scheint, daß Sie in einer Art Lehrverhältnis zu Herrn Sturm stehen," meinte Heinz Hoff.

„Was ich Fräulein Dorn zu danken habe, ist nicht mehr und nicht weniger als meine künstlerische Existenz überhaupt," sagte der jugendliche Held ernst. „Als ich sie vor einem Jahr hier kennen lernte, hielt ich mich für einen fertigen Künstler und saß fröhlich und träge auf meinen Lorbeeren. Da kam sie und stieß mich hinunter — abgrundtief. Aber im Fallen gingen mir die Augen darüber auf, daß ich da oben eigentlich noch gar nichts zu suchen habe. Als sie mich so klein gemacht" — er zeigte etwa eine Spanne hoch über dem Teppich —, „da fühlte sie doch ein menschliches Rühren, nahm mich beim Ohr —"

„Ich wüßte nicht —"

„— sozusagen beim Ohr, dirigierte mich hierhin und dorthin, und büffeln mußte ich wie ein Schuljunge. Jetzt erst fange ich langsam an, wieder Mensch zu werden. Ja, meine Herrschaften, wie Sie mich da sehen, bin ich ein Erziehungsprodukt dieser jungen Dame, die mir kaum bis zur Schulter reicht."

„Erziehungsprodukt — Sie von mir! Da muß ich aber doch sehr bitten," verwahrte sich Fräulein Dorn lachend. „Als Künstler — das will ich zum Teil gelten lassen, aber du reste — ich bedanke mich für die Verantwortung all Ihrer Nichtsnutzigkeiten, Ihrer Schulden, Ihrer Rendezvous."

„Ich gehe zu keinem Rendezvous mehr."

„Hört, hört! Und Fräulein L. O., erste Rangloge III, links?!"

„Woher wissen Sie?"

Elfe zuckte die schmalen Schultern. „Aber, bester Sturm! Stellen Sie sich doch Denkewitz vor, wie er mit einem Mephistogesicht durch die Kulissen huscht, ein steifes, kleines Briefchen über seinem kahlen Schädel schwenkend: ‚Wo ist Herr Sturm?' ‚Dritte Loge links', fragt irgend einer von den Kollegen. Denkewitz sagt nichts, er zwinkert nur."

„Ich werde den Kerl zwinkern lehren!" stieß Sturm ärgerlich heraus. „Es war nicht die Dame, die man meint; es war eine andre. Allerdings ähnliches Genre." Es klang unsäglich wegwerfend.

„Was für ein Genre?" rief Heinz Hoff neugierig vom Klavier her, wo er inzwischen in den Noten eine heillose Unordnung angerichtet hatte.

„Das Genre des reichen Mädchens oder der Frau, die sich langweilt, weil sie dem lieben Gott den Tag abstiehlt. Sie braucht eine nette, kleine Unterbrechung, eine seelische Motion, ein Etwas, das ihren unbeschäftigten Gedanken einen momentanen Mittelpunkt giebt. Da ist der jugendliche Held des Theaters gerade gut genug dazu. Und so schreibt man ihm eines Tages mit großer, steiler Handschrift einen kleinen geistreichen Brief — einen Brief, den jeder Vater, Bruder und Gatte lesen könnte; denn es dreht sich darin nur um die Kunst, die große, göttliche, im allgemeinen und um seine, des Schauspielers wunderbare Rollenauffassung im besonderen. Man brenne darauf, einen Mann, der solchen Mortimer, Carlos und Romeo schüfe, einmal persönlich kennen zu lernen — und so weiter. Sonderbar, die Wallensteins, Philipps, Lears und Shylocks persönlich kennen zu lernen — von diesem brennenden Wunsch seitens junger Damen hört man seltener."

Seine Zigarette war ihm mindestens dreimal ausgegangen, so sehr hatte er sich in Erregung gesprochen.

„Mein Gott, darüber sollten Sie sich doch nicht beklagen," lachte Heinz Hoff.

„Sie meinen, immer mitnehmen, was sich bietet?"

„Warum nicht? Als Junggeselle!"

Der junge Schauspieler hielt in seinem hastigen Gang durch das Zimmer inne.

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin: ich dachte sonst ebenso. Ein Tugendprotz bin und war ich nie. Lachend hab' ich mich hineingestürzt in den Strudel und ließ mich behaglich treiben. Es ist eine eigne Sache um das Gefeiertwerden. Als ich dreiundzwanzig Jahre alt war, glaubte ich mich auf dem Höhepunkt des Daseins. Ich arbeitete nicht mehr, amüsierte mich und warf das Geld zum Fenster hinaus. Zwei Jahre lang ging das so, dann kam der Ekel, der Widerwille. Da kam die Elfriede mit ihrer prächtigen Mutter. Sie graulten sich vor dem verrufenenen Don Juan. Ich drängelte mich aber trotzdem an sie heran, weil mir die Elfe als Mensch und als Künstlerin einen heillosen Respekt abnötigte. Sie ihrerseits hatte vor mir als Mensch und als Künstler eine ebenso heillose Nichtachtung. Das brachte mich auf, um so mehr, als ich fühlte, wie recht sie hatte. Es wurde ganz verzweifelt Tag um mich. Ich begriff, daß eine tüchtige, anständige Frau eine Existenz wie die meinige nicht mit den Fingerspitzen anrühren mochte."

„Jetzt übertreiben Sie haarsträubend," sagte Elfe leise, als fürchtete sie, die Flut seiner warmen Worte, die ihr Ohr gierig trank, zu unterbrechen. Mit dem Glücksschimmer auf ihren sonst so strengen Zügen, das herrliche, schwere Haar in das leuchtendrote Kissen gedrückt, sah sie in diesem Augenblick fast schön aus.

„Ich übertreibe gar nicht," beharrte Sturm eigensinnig. „Ein Heiliger bin ich immer noch nicht, aber das bißchen Gute, das an mir ist, verdanke ich lediglich Ihnen. Daß ich meinen Beruf jetzt verteufelt ernst nehme, daß ich sparsam geworden bin —"

„Na, na — sparsam."

„— daß ich zu keinem Rendezvous mehr gehe."

„Ich erinnere mich nicht, Ihnen je davon abgeraten zu haben."

„Nein. Aber der Geschmack daran ist mir abhanden gekommen, seit — ich kann Ihnen genau sagen, seit wann. Sie gingen einmal, vor etwa sechs Wochen, durch die Kulissen, als ich gerade so einen verd . . . rosa Wisch aufmachte. Ich wollte ihn in der Tasche verschwinden lassen. ‚Aber, ich bitte sehr, Herr Sturm, lassen Sie sich nicht stören,' sagten Sie mit einem unerträglichen Lächeln, ‚das sind die kleinen üblichen Triumphe des schönen Mannes. Leutnants, Tenöre, hübsche Friseure und jugendliche Helden sind nun einmal dazu da, gewisse Frauenköpfe zu verdrehen. Das ist eine geheiligte Tradition. Lassen Sie sich nicht stören, lieber Sturm!' Eine nachsichtige, königliche Handbewegung — damit rauschten Sie vorüber. Leutnants, Tenöre, hübsche Friseure und jugendliche Helden — Donnerwetter! Das Gefühl von Dutzendware solchen Situationen gegenüber werde ich wohl nie wieder los. Das versetzt meinem Individualitätsbewußtsein einen Peitschenhieb und sagt dann kalt lächelnd: ‚Lassen Sie sich nicht stören, lieber Sturm!' Ja, der liebe Sturm hat sich recht gründlich stören lassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Ostsee-Mündung der Elbe.

Bilder vom Lübecker Kanalbau.

Von

Navigationsschuldirektor Dr. Schulze.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

> Wie steigst, o Lübeck, du herauf
> In alter Pracht vor meinen Sinnen
> An des beflaggten Stromes Lauf
> Mit stolzen Türmen, schart'gen Zinnen.

So sah mit Seherblick Emanuel Geibel seine schöne Vaterstadt aus ihrem Dornröschenschlafe erwachen und zu neuem werkthätigem Leben erstehen. Was mit prophetischem Ahnen der Dichter einstmals den Saiten seiner Leier entlockte, ist bereits seit Jahren erfreuliche Wirklichkeit. Ein neues Leben blüht empor in dem alten Handelsemporium an den Ufern der Trave. Rührige Hände kanten Ballen und rollen Fässer von den sauberen Straßen in die großen Speicher und geräumigen Dielen der alten Patrizierkaufhäuser, an denen heute oft neue Namen prangen. Rings um die Stadt ertönt lauter Hammerschlag und eifriges Klopfen aus jüngst entstandenen Fabriken. Es rauchen die hohen Schlote der in den letzten Dezennien sich immer mehr regenden Industrie, die sich den von altersher eingesessenen Handelsfirmen, stets zahlreicher an Vertretern, zugesellt.

Die idyllisch gelegenen Holzschiffswerften, auf deren Hellings manch schneller Segler früher entstand, sind freilich entschwunden. Mit ihnen auch der schattenspendende, baumbestandene Festungswall und ebenfalls der Zimmermann der alten Schule mit seinem Pechtopf und dem Kalfaterer-hammer. Beides ist dem neuen Hafenbau mit der hydraulischen Drehbrücke und dem Riesenlagerhaus mit seinen Oberböden und Elevatorenbetriebe zum Opfer gefallen. Dafür aber hämmern mit ohrenbetäubendem Lärm an 800 Eisenschiffbauer dort hinten vor dem Burgthore an neuen Eisbrecherdampfern und schneidigen Stahlschiffen. Am linken Trave-Ufer, dicht bei den riesigen Emaillierwerken, nietet man, nicht minder vernehmlich pochend und Kesselbleche bearbeitend, an den in alle Welt gehenden Baggermaschinen und andern Eisenbauten.

Immer weiter flußabwärts erstrecken sich die Holzlagerplätze, auf denen nach und nach ausgedehnte Wälder Rußlands, sowie Finnmarkens schlanke Tannen aufgestapelt sind und des Versandes harren.

Um diesen seewärts angelieferten Massen eine billige Abfuhrstraße ins Binnenland zu eröffnen und den herantransportierenden Schiffen lohnende Rückfrachten zu ermöglichen, ging das kleine Lübeck mutig daran, aus eigner Kraft eine neue, allen Ansprüchen der Jetztzeit genügende Wasserverbindung zu schaffen, die Trave mit der Elbe, also letztere mit der Ostsee zu verbinden.

Der Elbe-Travekanal, ein lang gehegter Wunsch der vorigen Generation, ist nunmehr endlich Wirklichkeit geworden. Die alte Ostseekönigin, wie Geibel sie nennt, wird bald an einer neuen Mündung des so nahen, mächtigen Elbestromes liegen und sich dadurch ein Hinterland von gewaltiger Ausdehnung erschließen.

Es war nicht leicht für ein Gemeinwesen, dem noch ein ganzes Viertel von Hunderttausend an Seelen fehlt, sich an die Ausführung eines solchen Bauwerkes zu wagen, das mehr denn $23^1/_2$ Millionen an Ausgaben erfordern wird. Wohl hat der mächtige Nachbar, Preußen, einen Teil der Bausumme dazugeschossen, jedoch den Löwenanteil leistet die kleine Hansestadt. Und sie thut es mit Freuden, denn die neue Lebensader soll ihr frisches Blut zuführen, um schneller und kräftiger als bisher pulsieren zu können. Viele Kämpfe und harte Arbeit hat es freilich gekostet, Tinte und Tusche sind literweise verbraucht, Metermaße und Meßlatten abgenutzt, ehe man den ersten Spatenstich in den sumpfigen Boden thun konnte. Doch nachdem der nüchtern prüfende Hanseat einmal den Entschluß gefaßt und alle Verträge sorgsam vorbereitet und ebenso gewissenhaft und bedächtig abgeschlossen hatte, da ging er auch mit Macht an die Arbeit.

Leicht war sie nicht, trotzdem erprobte Unternehmer, trefflich geschult am großen nationalen Werke des Kaiser Wilhelm-Kanals, herangezogen waren. Galt es doch, den alten Wasserlauf eines Flüßchens und grabenartigen früheren Kanals nicht zu stören. Es mußten Torfmoore und Sumpfgegenden überwunden werden. Rings um Lübeck sollte man mit sorglichster Schonung der Anlagen verfahren, historische Stätten nicht antasten. Dazu hatte der Erdarbeiter sich überall mit unerwartet gefundenen Mauerresten und Palissadenreihen ehemaliger Festungswerke abzumühen, die man vor Jahrhunderten beim Hinausschieben der Wälle unter den Aufschüttungen begraben hatte.

Doch trotz aller dieser Hindernisse ist die Arbeit frisch weitergeführt, so daß die neue Wasserstraße mit dem kommenden Jahrhundert wird eröffnet werden können. Noch manches ist freilich während dieses Sommers auszuführen, Bauleiter und Bauleute dürfen nicht feiern. Aber die Hauptarbeit ist gethan, der größte Teil der Bodenbewegungen vollendet.

Bereits gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stellte sich Lübeck eine Verbindung mit der Elbe in bescheidenen Abmessungen her. Dieser alte Stekenitzkanal war die erste künstliche Wasserstraße Deutschlands, wie wir einem unlängst gehaltenen Vortrage des Oberleiters der Kanalbauarbeiten entnehmen. Herr Wasserbaudirektor Rehder, dem wir hier folgen, erwähnte: Trotz seiner beschränkten Dimensionen erweckte der Kanal, das möge als Hinweis seiner schon damals erkannten Wichtigkeit dienen, den Neid der Anlieger. In einer Hand den Spaten, in der andern das Schwert, mußte man bauen und die hergestellten Strecken bewachen, um das mißgünstige Lüneburg, wie später Mecklenburg und Stettin, zurückzuweisen. Aber trotz aller Tapferkeit konnte die Stadt Störungen nicht immer rechtzeitig verhindern. Man verstopfte ihr die Elbemündung, die Zuwegung ins Herz Germaniens, und versperrte auch wohl bei Einfällen in Lübsches Gebiet der Schiffahrt durch starke Ketten die freie Passage.

Zölle wurden widerrechtlich erhoben und ungeachtet der Klagen bei Kaiser und Reich und trotz freiwillig gezahlter Abfindungssummen lustig weitergefordert. Bis in die neueste Zeit hinein dauerten diese Schwierigkeiten, und erst am 13. Mai 1843 gelang es dem Vertreter Lübecks bei den Verhandlungen der Elbeschiffahrtskommission zu Dresden, nachzuweisen, daß sich Hannover bei Lauenburg ohne Fug und Recht einen Durchgangszoll eingezogen hatte. Viel Nutzen hat die endliche Freigabe des Wasserweges nun nicht mehr gebracht, denn für heutige Verhältnisse war er zu seicht, zu schmal und zu krumm. Die Eisenbahn trat außerdem als gefährlichste Nebenbuhlerin auf und machte seiner Existenzfähigkeit bald den Garaus.

Seit 1662 tauchten nun nacheinander über ein halbes Dutzend Verbesserungspläne auf, man hat auch herumgedoktort, jedoch niemals eine Radikalkur vorgenommen. Erst der energischen Förderung des letzten Jahrzehnts gelang es, die Pläne zu verwirklichen. Der bereits erwähnte Wasserbaudirektor P. Rehder zu Lübeck bearbeitete das jetzt in der Ausführung begriffene Projekt, das am 4. Juli 1893 durch Staatsvertrag zwischen Preußen und Lübeck angenommen und im Frühjahr 1894 verfassungsmäßig genehmigt wurde.

Danach belaufen sich die Baukosten auf 23 554 000 Mark. Der Kanal verläßt bei Lauenburg die Elbe, schneidet dicht beim Bahnhof Büchen die Berlin-Hamburger Bahn, berührt das wunderschön gelegene Mölln i. L., erreicht Lübeck im Südwesten und umkreist, die alten Wälle bespülend, die Stadt im Süden und Osten, um schließlich im Norden, unmittelbar vor dem Burgthore, in den Seehafen einzumünden. Diese Umführung fand viele Gegner, weil die Trave sich schon früher mit dem Kanal vereinigt hat, die Stadt aber im Westen umschließt. Die Umführung geschah aber, neben andern Gründen technischer Art, deshalb, um auf den Osten der Stadt und ihren Verkehr befruchtend zu wirken. Außerdem wollte der Erbauer die ankommenden Elbkähne dem schmalen Seehafen möglichst fernhalten und die enge Trave nicht mit den langen Flußschiffen zustopfen.

In allerletzter Stunde machte sich gegen die teilweise Abtragung der herrliche Promenaden bietenden Befestigungen noch eine ganz energische Agitation geltend. Man kann fast sagen, um jeden Baum wurde erbittert gestritten. Trotzdem ließ sich die Erhaltung aller Anlagen nicht durchsetzen; namentlich vor dem Mühlenthore sind gewaltige Einschnitte und Bodentransporte vorgenommen. Dadurch ist der alte Kaiserturm, in dessen Obergeschoß sich noch heute die staatliche Navigationsschule Lübecks befindet, wieder aus dem vor circa 300 Jahren angeschütteten Festungswalle herausgegraben worden.

Unsre Ansicht ist in der Nähe der bald vollendeten Mühlenthorbrücke aufgenommen und zeigt uns links im Vordergrunde eine Strecke des zukünftigen, heute noch trockenen Kanalbettes, das vermittelst Trockenbagger ausgehoben wurde. Es ist da ausgetieft, wo vordem ein 20 Meter hoher, mit fast hundertjährigen Ulmen bestandener Wall prächtige Promenaden bot. Von den kleinen Kellerfenstern des alten Schulhauses, oberhalb des jüngst wieder eröffneten Kaiserthores, dehnte sich der Wall bis zu den links stehengebliebenen Säumen unsers Bildes aus. Gewaltige Mauerreste kamen hier ans Tageslicht, zur Verzweiflung des Erdarbeiters, zur Freude des Geschichtsforschers.

An beiden Seiten des zukünftigen Kanals zieht sich schon rings um die Stadt herum eine Beton-Einfassungsmauer, deren Oberkante bei mittlerem Wasserstande gerade aus der Flut hervorragen soll. Die linke Ausbuchtung verrät durch die zierlichen Treppen und Geländer ihre Bestimmung als zukünftiger Bootshafen und Anlegeplatz der die Stadt umkreisenden Dampfbarkassen und Motoren.

Der auf dem Bilde sichtbare Querdamm trennt die Flut noch von der Baugrube, ist aber beseitigt, wenn dem Leser diese Schilderungen vor Augen kommen. Auch der Kaiserturm bietet augenblicklich bereits einen andern Anblick, da die oberen Teile umgebaut werden. Rechts gelangt man direkt in die Ober-Trave, während man geradeaus zur bereits fertigen Eisenbahnbrücke kommt, bei der noch die hohen Rammböcke stehen. Jenseits der Bahn ist eine lange Strecke fertig; man kann schon bis zur Brüssauer Schleuse fahren, die allerdings noch im Bau befindlich ist. Die folgende, beim Dorfe Krummesse, ist fertig und im Betriebe, um als Muster für die übrigen sechs zu dienen. Fünf vermitteln den Aufstieg von der Trave, zwei den von der Elbe bis zur 30 Kilometer langen Scheitelstrecke, die rund 12 Meter über dem Spiegel der ersteren und 7 Meter über dem Elbemittelwasser liegt.

Die Krummesser Schleuse ist nach dem Plane des zweiten Lübecker Bauleiters, des Bau-Inspektors Hotop, mit Sparkammern und Saugglocken erbaut, um einen Betrieb mit möglichst geringem Wasserverbrauch zu erzielen. Unser fünftes Bild zeigt die Schleuse im Bau. Wir sehen durch das eine der großen Thore hinein in die geöffnete Schleusenkammer und können noch einen Blick werfen auf die geheimnisvollen, nun schon monatelang unter Wasser verborgenen Umlaufrohre, Heberglocken und andre, dem Laien unbestimmbare Vorrichtungen, die heute in weniger als 10 Minuten die gewaltige Schleusenkammer selbstthätig leeren und füllen. Der Wärter regelt von seinem über dem offenen Thore sichtbaren Häuschen durch Umlegen eines Hebels diese verborgenen Kräfte. Das andre Ende wird durch ein um die horizontale Achse drehbares Schwimmthor geschlossen, das sich durch Einströmung von wenigen Kubikmetern Luft hebt und durch Verdrängung derselben wieder unter Wasser in eine Vertiefung der Schleusenschwelle hinabsenkt.

Da die Tour kanalaufwärts nach Mölln und weiter heute noch nicht lohnend ist, warten wir damit, bis uns eine Inspektionsbarkasse zur Verfügung steht oder die elektrische Lokomotive unser Besichtigungsboot schnell durch die Fluten zieht. Wir werfen lieber noch einen Blick auf die lehrreichen Baustellen rings um die Stadt Lübeck selbst. Zunächst bot wohl die Dükeranlage zwischen dem Mühlen- und Hüxterthor im Südosten der Stadt den Technikern Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Die großen Rohre von $1^1/_4$ Meter Durchmesser sollen die Gewässer der Außenwakenitz unter den Kanal hindurchleiten, ihr einen neuen Abfluß verschaffen, wenn man die alte Entwässerung vor dem Burgthore zudämmt. Die zahlreichen Rammpfähle und Versteifungen der Spundwände zeigen, wie vorsichtig man abstützen mußte, um die Arbeit trotz des ungeheuren Gegendruckes von benachbartem Moorgrund und Drängwasser zu gedeihlichem Ende zu führen.

Einige hundert Meter weiter nach rechts (Osten) hat eine Villa der Hüxterthorbrücke weichen müssen, eine weitere wird augenblicklich auf Abbruch vergeben. Hier tritt der Kanal in die weite und vordem seichte Wasserfläche der Wakenitz, den vor Jahrhunderten aufgestauten Abfluß des Ratzeburger Sees. Ihr Wasserspiegel muß um rund 3 Meter gesenkt werden und soll dann den Binnenhafen bilden. Deshalb hat man schon fleißig gebaggert und schafft die Moddeschichten auf diese Weise ohne Belästigung der Anwohner beiseite. Seit die Dükeranlage den Abfluß vermittelt, ist mit dem Senken bereits begonnen.

Später werden zwei Gewässer in verschiedenem Niveau unmittelbar nebeneinander fließen, das den Kanal einlaufende Fahrzeug braucht aber beim Burgthor, das unser viertes Bild darstellt, nun keine Schleuse mehr zu passieren.

Die neue Brücke wird jenseits des Notdammes erbaut und später einen prächtigen Blick nach Marly im Osten wie über den Seehafen hinweg gewähren. Hier im Vordergrunde mündet der Kanal dann in die Trave, nachdem er noch unmittelbar am Ufer von einer hydraulischen Hubbrücke überspannt wird, auf der die Schienenstränge der Hafenbahn zu den jenseitigen Lagerschuppen der Kaufmannschaft führen. Die ganze Länge des Wasserweges beträgt 67 Kilometer. 26 davon entfallen auf Krümmungen, deren kleinster Radius nicht unter 600 Meter herabgeht. Die Mindesttiefe ist überall 2 Meter bei einer Sohlenbreite von 22 Meter. Es ist jedoch von vornherein Vorsorge getroffen, diese Abmessungen nach Bedarf auf $2^1/_2$, beziehungsweise 27,30 Meter vergrößern zu können. Außer Kanalhäfen bei Lübeck, Lauenburg und Mölln sind verschiedene Lösch- und Ladeplätze, Ausweichestellen und so weiter eingerichtet, so daß der Verkehr auch mit den größten, heute gebräuchlichen Elbschiffen sofort nach der Vollendung der Arbeiten aufgenommen werden kann.

Reisebilder aus dem Mosel-, Nahe- und Eifellande.

2. Vom Hunsrück.

Nach Skizzen von Rudolf Koch gezeichnet von Th. Volz.

Zu den jetzt vielbesuchten linksrheinischen Ausflugsgebieten, die erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit erschlossen sind, gehört der Hunsrück, das heißt das malerische und waldreiche Gebirgsland zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe. Von seinen landschaftlichen Reizen verlautete früher nicht viel, das Land galt dem Außenstehenden, abgesehen von seinen nach den drei erstgenannten Flüssen abfallenden Berghängen, als von rauher Art, karg in seinem Anbau und wenig ergiebig für Lebensfreude und Lebensgenuß. Anders urteilte freilich der Eingeborene, den von jeher eine zähe Heimatliebe gekennzeichnet und der nie etwas Höheres als sein Hochwaldland gekannt hat. In Bezug auf das letztere ist heutzutage auch in weiteren Kreisen ein Umschwung der Anschauungen eingetreten, wozu vieles

Stromberg.

jedenfalls der erleichterte Verkehr, vieles aber auch die seit fünfzig Jahren stetig fortschreitende Besserung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes beigetragen hat. Schienenwege ziehen sich jetzt nicht nur durch die abschließenden Grenzthäler, sondern dringen von diesen auch in das Innere vor, weite Strecken Oedlandes sind der Kultur gewonnen worden, und mehr als je wendet man sein Augenmerk der für das Land so wichtigen Waldpflege zu. Ist der Hunsrück auch kein eigentliches Waldgebirge, wie der Schwarzwald oder der Thüringerwald, so gehört er doch zu den waldreichsten Gegenden Deutschlands und bietet gerade in seinen Waldlandschaften malerische Motive von seltener Schönheit dar.

Man hat das Land in dieser Hinsicht lange verkannt und ihm bitteres Unrecht angethan, wenn man stets seine Rauheit betonte. Diese verjährte Unbilde verlangt entschieden nach Sühne. Auch noch etwas andres bleibt dem waldigen Hochland gegenüber gut zu machen, die Verunstaltung seines alten, ehrlichen Namens. In amtlicher Schreibung wird das Hochwaldland zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe heutzutage als Hunsrück bezeichnet, während der Volksmund es nicht nur an Ort und Stelle, sondern auch weit und breit im Umkreise nur als „Hundsrück" oder „Hundsrücken" kennt. Letzteres ist der allein ihm zukommende Name; schon eine Urkunde vom Jahre 1075 nennt einen Teil des Gebietes der Wasserscheide zwischen Mosel und Nahe, also einen Teil des Hochlandes, das jetzt den Namen Hunsrück im engeren Sinne führt, „Hundesruche", und in allen handschriftlichen und gedruckten Zeugnissen wird an dieser Benennung festgehalten, bis die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Mode werdende pedantische Gelehrtenspielerei den Hundsrücken in einen Hunsrück verwandelte. Die Horden Attilas hatten mit der ursprünglichen Bezeichnung ebensowenig etwas gemein wie die Hünen oder Hennen der Sage und des Märchens oder die altgermanische Hunschaft: der Name war einfach der Gestalt eines Bergzugs entnommen, der mit zwei vorspringenden Höhen und einer dazwischenliegenden Senkung an die Hundegestalt erinnerte. Genau dieselben Verhältnisse haben bei andern deutschen Bergzügen zu genau derselben Namensgebung geführt, wie bei dem Hundsrücken westlich von der Werra und südlich von Eschwege und der ebenso genannten Anhöhe nordöstlich von dem Dorfe Rimsberg bei Birkenfeld. Daß die Benennung eines einzelnen Höhenzugs im Verlaufe der Zeit auf ein ganzes Bergland übergeht, ist gleichfalls eine häufiger wiederkehrende Erscheinung. So führte ursprünglich nur der innere Teil der jetzigen Hocheifel den Namen Eifel, der heutzutage und schon seit geraumer Zeit das ganze Gebirgsland zwischen Mosel, Rhein und der belgischen Grenze bezeichnet.

Der Hunsrück oder Hundsrücken, wie wir ihn mit seinem so lange von ihm in Ehren geführten und ihm nur zu Unrecht verkümmerten Namen benennen wollen, bildet einen Teil des großen rheinischen Schiefergebirgs und muß geologisch als die Fortsetzung des rechtsrheinischen Taunusgebirgs betrachtet werden. Wie bekannt, gehört dieses System zu den ältesten erhaltenen Teilen der Erdrinde. Mit dem Harz, dem Thüringer Wald, dem Erzgebirge, dem Fichtelgebirge, dem Schwarzwald und den Vogesen bildet es einen der wenigen stehengebliebenen Horste eines gewaltigen alpinen Hochlandes, das, im Zentrum von Frankreich beginnend und sich von da in einem mächtigen Bogen durch Mitteldeutschland bis nach Mähren und Oesterreichisch-Schlesien ziehend, längst abgetragen und zerstört war, als sich um die Mitte der Tertiärzeit die jetzigen großen Kettengebirge der Erde zu heben begannen. Das Hochland des Hundsrückens besteht speziell aus uralten Schieferablagerungen, aus denen Quarzitbergrücken emporragen. Derartiger Bergrücken, die alle in der Richtung von Südwest nach Nordost streichen, unterscheidet man drei, den vom Saarthal aufsteigenden Hochwald, im Erbiskopf mit 1818 Meter den höchsten Punkt des linksrheinischen Schiefergebirges erreichend, den Idarwald und den von der Hauptachse des Gebirgs etwas nach Südosten abbiegenden Soonwald. Der nordöstliche Teil des Gebirges, der sich vom Idar- und Soonwald nach dem Rhein und der Mosel erstreckt und in dem die alte Gaulandschaft „Hundesruche" gelegen war, trägt vorwiegend den Charakter einer Plateaulandschaft an sich.

Prächtige Laubwaldungen, nur hie und da von dunkleren, meist erst aus neuerer Zeit stammenden Nadelholzbeständen unterbrochen, verleihen dem Landschaftsbilde des Hundsrückens seinen hervorstechenden Charakter. Das Heideland, das vor fünfzig Jahren noch einen großen Teil der Hochfläche einnahm, hat jungen Waldaupflanzungen weichen müssen oder ist zu Acker- oder üppigem Wiesenland geworden. Auch in den Thalgründen stehen die Wiesen bei sorgfältiger Bewässerung und guter Pflege sehr schön. Für Wasser sorgen die vielen Gebirgsbäche mit ihrer oft reißenden Strömung.

Der Weißenfels.

Der Ertrag der Ackerscholle ist auf der Hochfläche nicht sehr hoch anzuschlagen, doch wechselt er sehr nach der Gegend, in den Flußthälern und namentlich an der unteren Nahe steht er dem der Rheinebene nicht nach. Im allgemeinen jedoch ist die ländliche Bevölkerung neben der Landbestellung auf die Viehzucht angewiesen, die besonders in der Rindviehzucht gute Ergebnisse erzielt. Mit dem Schwinden des Heidelandes sind die früher sehr beträchtlichen Schafherden stark zusammengeschmolzen, sehr zum Bedauern der lebensfrohen Rheinländer, welche die leckeren „Hundsrücker Hammelbraten" nach Gebühr zu schätzen wußten. Die Industrie hat nur an wenigen Stellen festen Fuß gefaßt, die Gerberei vorwiegend in Kirn, die früher bedeutendere Eisenverhüttung auf der Mariahütte im Primsthal sowie auf der Rheinböller und Stromberger Hütte im Guldenbachthal. Zu den Eigentümlichkeiten des Landes gehört die Edelsteinschleiferei, die, seit Jahrhunderten gepflegt, sich namentlich in der Gegend der oberen Nahe (Oberstein) zu hoher Blüte entfaltet hat. Dem Weidmann liefert das ganze Gebiet des Hundsrückens ergiebige Jagdgründe, soweit Rot-, Reh- und Schwarzwild in Betracht kommen, wenn auch der Bestand des letzteren gegen früher wesentlich abgenommen hat. Die Hasen- und Hühnerjagd leidet unter dem wenig rationellen Betriebe, Haselhühner kommen strichweise vor, Schnepfen, die in den Brüchen des Hochwaldes gerne brüten, in ziemlich erheblicher Anzahl.

Der Hundsrücker Bauer ist eine zähe, arbeitsame Natur, bescheiden in seinen Lebensansprüchen, treu an dem heimatlichen Boden und der alten Ueberlieferung hängend. Dem religiösen Bekenntnis nach ist die Bevölkerung gespalten, nach Rhein und Mosel zu meist katholisch, nach der Nahe zu meist protestantisch, wie das der alten Zugehörigkeit des Landes teils zu Kurtrier, teils zu Kurpfalz entspricht. Das Volksleben des Hundsrückens hat einen vortrefflichen Schilderer in dem aus Horn bei Simmern stammenden protestantischen Pfarrer Wilhelm Oertel gefunden, der sich nach seinem Heimatorte W. O. von Horn nannte. Seine volkstümlichen Erzählungen, die größtenteils in dem von ihm begründeten Jahrbuch „Die Spinnstube" erschienen, sind mit ihrer Gemütstiefe, ihrer charakteristischen Darstellung und ihrer treuen Sittenschilderung vielfach vorbildlich für die deutsche Dorfgeschichte geworden, so daß man wohl von einem eignen Genre der „Spinnstubenerzählungen" gesprochen

Argenschwang.

Dalberg.

hat. Aus dem einstigen seelsorgerischen Wirkungskreise Oertels (dem östlichen Hundsrücken) stammt das Beispiel erhaltener Landestracht, das wir auf einer unsrer Abbildungen wiedergeben.

Dem Rheinreisenden, der nur wenig Zeit zur Verfügung hat, ist jetzt Gelegenheit geboten, sich mühelos und binnen kürzester Frist wenigstens einen Vorgeschmack von dem zu verschaffen, was der Hundsrücken an landschaftlicher Eigenart und an malerischem Reiz zu bieten hat. In etwas mehr als einstündiger Fahrt bringt die Eisenbahn ihn von Bingerbrück nach Stromberg, in das Gebiet des wald- und

Hundsrücker Abendmahlstracht.

wildreichen Soonwaldes. Das Städtchen liegt anmutig in dem Guldenbachthale, ringsum von teils bewaldeten, teils schrofffelsigen Bergen umgeben. Fast senkrecht steigt vom Guldenbach der gleich vom Bahnhof aus zu gewahrende Hundsfels empor, ein Marmorfels, dessen Material in früherer Zeit in Schleifereien verarbeitet wurde, jetzt aber nur zur Kalkgewinnung dient. Gegenüber erhebt sich der prächtige Goldenfels mit einem aus den Ruinen der alten Ritterburg Goldenfels an deren Stelle im Jahre 1619 errichteten, von schönen Anlagen umgebenen burgartigen Wohnhause. Auf der Höhe des Goldenfels gewahrt man das Denkmal für den preußischen Leutnant Gauvain, der am 20. März 1793 in dem Kampfe gegen die Franzosen unter Custine fiel, nachdem er stundenlang mit nur 37 Mann den Berg gegen die Uebermacht des Feindes gehalten hatte. Ueber dem Städtchen thronen auf der malerischen Höhe des Schloßbergs die Trümmer der Fusten- oder Stromburg, auf der jahrhundertelang das alte Rittergeschlecht der Fuste von Stromberg hauste. Ihre Mauerumwallung führte, wie jetzt noch zu sehen ist, in das Thal herunter und umschloß das Städtchen; die ehemalige Burg Goldenfels bildete nur ein Vorwerk in ihrem Befestigungssystem. Stromberg wird in neuerer Zeit immer mehr von Sommerfrischlern besucht. Die kräftige und gesunde Gebirgsluft, der Schutz vor den rauhen Winden und der Reichtum an Wald (Nieder-, Laub- und Nadelwald), in dem das Städtchen wie eingebettet liegt, lassen es in der That zur Luftkur wie geschaffen erscheinen. Stromberg ist ein Sitz uralter Kultur, die Römer hatten hier eine Niederlassung, und die Gewerbethätigkeit des Ortes reicht bis ins Mittelalter zurück; heute äußert sie sich vor allem in dem Betriebe von Kalkgruben und Kalkbrennereien und in der Herstellung von emaillierten Blechwaren.

Von Stromberg aus ist mit der Eisenbahn in kurzer Zeit Simmern, der Hauptort des östlichen Hundsrückens, zu erreichen. Wir sparen uns denselben indes, wenn uns die Zeit nicht zu sehr drängt, besser als Ziel einer größeren Fußwanderung auf und machen einstweilen einen Abstecher nach einem der interessantesten Punkte des Soonwaldgebiets, nach dem Weißenstein, mit 541 Meter der höchsten Erhebung einer südlichen Vorkette des zwischen dem Gulden- und dem Simmerbachthal sich ausdehnenden sogenannten großen Soons. Man geht von Stromberg auf den durch Wegweiser bezeichneten Waldpfaden nach der Oberförsterei Neupfalz, 5 Kilometer, und von da links den Berg hinauf noch 3 Kilometer. Oben wird man sich durch eine entzückende Aussicht nach dem Rhein und dem Rheingau, nach dem Taunus, den Nahebergen bei Kreuznach und nach dem Haardtgebirge bis zum Donnersberge belohnt finden. Auch der Rückweg läßt sich lohnend gestalten, wenn man ihn über Schöneberg nimmt; oberhalb dieses einst kurpfälzischen Ortes eröffnet sich ein ähnlicher Blick wie auf der Höhe des Weißenfels, der uns im Vordergrunde das Guldenbachthal und im Hintergrunde die Naheberge und die Höhenzüge des Haardtgebirges zeigt. Schattige Waldpfade führen dann nach Stromberg zurück.

Die erwähnte Fußwanderung, zu der man ein schon etwas rüstiger Fußgänger sein muß, wenn man sie an einem Tage zurücklegen will, beginnen wir bei Kreuznach, von dort den Weg über Hargesheim das Gräfenbachthal aufwärts verfolgend. An der malerischen Ruine Guttenberg vorüber gelangen wir über Wallhausen nach dem Orte Dalberg, über dem sich die Trümmer der alten Dalburg erheben, des einstigen Sitzes des berühmten Reichsfreiherrngeschlechtes der von und zu Dalberg, das dem Mainzer Erzstifte seinen letzten Kurfürsten, den bekannten Kanzler gab, den Förderer Schillers, den Bruder des Mannheimer Intendanten, unter dem die erste „Räuber“-Vorstellung stattfand. Die nächste Haltestelle dürfte das Dorf Argenschwang sein, mit den Ueberresten einer aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Burg. Der weitere Weg führt uns an dem früheren Eisenwerke Gräfenbacher Hütte vorbei, das mit seinen zerfallenen Hochöfen, Retorten und Gießereien und seinen verlassenen Arbeiterwohnungen einen traurigen Eindruck macht. In ähnliche Stimmung versetzt auf der letzten Strecke des Weges die sogenannte „Glashütte“, das heißt einige weltverlorene, inmitten großer Waldwiesen gelegene Holzhauerhütten, an deren Stelle vor alters eine Glashütte gestanden haben soll. Ueber Forsthaus Tiergarten gelangen wir von hier nach Bahnstation Ellern oder drei Viertelstunden weiter an mehreren Steinbrüchen vorbei nach Station Argenthal, von der aus man Simmern mit der Bahn in zehn Minuten und zu Fuß in einer Stunde erreicht.

Simmern, die ehemalige Residenzstadt des Fürstentums Pfalz-Simmern, liegt an den Ufern des Simmerbachs und erhebt sich heutzutage nicht über die Bedeutung einer kleinen

Simmern: Schinderhannesturm.

preußischen Kreisstadt. Von sehenswerten Gebäuden sind nur die am Markt gelegene protestantische Kirche und das ehemalige Schloß hervorzuheben, in dem nunmehr das Amtsgericht, eine Präparandenanstalt, eine Schule und das Arresthaus untergebracht sind. In der Nähe des Bahnhofs gewahrt man den sogenannten Schinderhannesturm, der eine Zeitlang den berüchtigten, 1803 in Mainz hingerichteten Raubmörder und Bandenführer Johannes Bückler beherbergt hat.

Wer den Hundsrücken von seiner der Mosel zugekehrten Seite kennen lernen will, benutze dazu einen Ausflug von dem am rechten Ufer der Mosel etwas stromaufwärts von Alken gelegenen Brockenbach aus durch das Ehrenburgerthal zu der auf einem Felskegel gelegenen Ehrenburg. Der Weg führt eine Stunde lang durch eine malerische Gegend, an Wiesengründen, Mühlen, Schluchten und schroffen Felsen vorüber. Die Ehrenburg selbst ist eine der schönsten Burgruinen Deutschlands und jedenfalls die interessanteste des Moselthals und des Hundsrückens. Eine besondere Merkwürdigkeit ist ihr Rampenturm, den man mit einem Wagen hinauffahren kann und dessen Mauern eine Stärke von nicht weniger als 18 Fuß erreichen.

L. Holthof.

Die Ehrenburg.

Neue Lyrik.

Lindenduft.

Die Zeit vergißt du nimmer, Herz:
Im Juni war's, die Rosen blühten,
Und tausend Kelche himmelwärts
Den Duft in heißen Strahlen sprühten.
Es war ein goldner Sommertag,
Wo Glanz und Glück im Herzen zünden;
Wie Segen in der Luft es lag,
Es dufteten so süß die Linden.

Da waren wir so glücklich, Lieb!
Im lauten Sonntagsfestgedränge
Ging still die Sehnsucht mit und trieb
Uns lockend aus dem Lärm der Menge.
Am Waldweg, wo das Moos sich wob,
Da mochten einsam wir uns finden.
Ein Vogel sang der Liebe Lob,
Und fernher dufteten die Linden.

Und heute wirft der Nebelhauch
Den Schleier über das Gelände.
In Dornen starrt der Rosenstrauch,
Das Sommerleuchten ging zu Ende.
Es sank das seidne Blätterdach
Und stob davon mit rauhen Winden;
Doch unsre junge Liebe, — ach,
Die schwand schon mit dem Duft der Linden.

Laurenz Kiesgen.

Strandgang.

Wir wandern auf sonnigem Strande,
Weißmähnige Wogen sprühn;
Hoch über dem Dünenrande
Nickt Ginster und Föhrengrün.

Warm färbt dir ein rosiger Schimmer
Die Wangen, vom Meerhauch umweht;
Du flüsterst von Liebe, die nimmer,
Ja, nimmer verwelkt und vergeht.

Ich aber, ich schweige und drücke
Dir ahnungsbange die Hand; —
O Traum von ewigem Glücke
Zwischen Wellen und wanderndem Sand!

Reinhold Fuchs.

Seit du gingst.

Wie mir auch mein Los gefallen,
Seit du gingst, die langen Jahre:
All mein Leben bleibt ein Wallen,
Wallen hinter deiner Bahre.

Paul Grotowsky.

Das Helmholtz-Denkmal in Berlin.

(Siehe die Abbildung Seite 623.)

Das am 6. Juni in Berlin enthüllte Denkmal für Hermann von Helmholtz, den berühmten Naturforscher, ist ein Werk des Professors Ernst Herter. Die Anregung zur Errichtung des Monuments hatte seinerzeit Kaiser Wilhelm II. gegeben. Bei der imposanten Gedächtnisfeier nämlich, die dem am 8. September 1894 verstorbenen großen Forscher veranstaltet wurde, äußerte der Kaiser, es möge dem Verewigten ein Denkmal bei der Berliner Universität errichtet werden, und mit einer bedeutenden Summe stellte er sich selbst an die Spitze der Sammlungen. Im Vorgarten des Universitätsgebäudes, neben den Monumenten der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, erhebt sich nun das neue Bildwerk. Der Sockel aus rotem bayrischen Marmor, der zum erstenmal in Berlin verwendet ist, baut sich dreistufig auf und hat geschweifte Ecken. Die Inschrift an der Vorderfläche lautet in Goldbuchstaben: „Hermann von Helmholtz. 1821 bis 1894." Die Gestalt, in weißem Tiroler Marmor ausgeführt, giebt ein getreues Bild von Helmholtz. Der Forscher trägt über dem Frack den akademischen Professorentalar und ist dargestellt, als ob er bei festlichem Anlaß einen Vortrag halte. Die rechte Hand hebt sich bis zur Brusthöhe und begleitet die Rede durch eine Bewegung; die Linke stützt sich auf Bücher, die auf einem antiken Säulenpostament liegen. Als Karyatiden sieht man hier an den Ecken die Diana von Ephesos, die nährende Göttin der Natur; an den Flächen des Säulenpostamentes deuten Stimmgabel und Augenspiegel auf die bedeutungsvollen Arbeiten von Helmholtz hin.

Der Hund der Erkenntnis.

Skizze von

Paul von Szczepański.

Professor Franz Stücken, ein berühmter Münchener Maler, und Architekt Hugo Bohmüller, ein Berliner Baumeister, saßen vor einer Flasche guten Weines und feierten ein Wiedersehen. Sie hatten als Jünglinge Freundschaft geschlossen, während auch Bohmüller die Münchener Akademie besuchte. Aber rechtzeitig einsehend, daß er sein Talent falsch schätze, war Bohmüller abgeschwenkt und Architekt geworden. Vor kurzem hatte er sich selbständig und mit ein paar Villenbauten im Tiergartenviertel und in der Kolonie Grunewald so viel Glück gemacht, daß er der Zukunft ohne Sorgen entgegensehen konnte. Franz Stücken stand längst auf der Höhe. Im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn stark angefeindet, war er, unbeirrt von Tadel und Lob, seinen Weg gegangen. Er hatte den Erfolg erzwungen, und mit dem starken Bewußtsein seiner Energie, die sich auch in seiner äußeren Persönlichkeit, zumal in der breiten Stirn und dem stiernackigen Halse ausprägte, sah er ironisch-gutmütig auf den weicher gearteten Freund, der nach seiner Meinung Jahre dadurch verloren hatte, daß er es nicht gewagt hatte, sich auf eigne Füße zu stellen. Angeregt durch die Freude des Wiedersehens und durch den guten Wein, hatte Bohmüller, lebhafter als es sonst seine Art war, dem Freunde erzählt, was ihn veranlaßt hatte, sich von dem Baurat Rankenstein, der sich rühmte, ihn „entdeckt" zu haben, und in dessen Bureau er lange gearbeitet hatte, loszusagen — eine Reihe unerquicklicher Einzelheiten, wie sie einem unheilbaren Zerwürfnis voranzugehen pflegen. Bohmüller hatte sich, von der Erinnerung an böse Stunden überwältigt, ein wenig in diese Details verbissen. Da unterbrach ihn Franz Stücken:

„Lieber Freund, alles, was du mir erzählst, bestätigt nur mein Urteil über Baurat Rankenstein, wie es längst feststand. Ein Mann, der den Biedermann spielt und alle Schliche eines um Nahrung und Notdurft besorgten Strebers geht; ein in Familiensorgen und Familiensimpelei erstickes Talent, das mit fremden Kälbern pflügt, seitdem es nichts Eignes mehr zu geben hat; eine gänzlich hohle Persönlichkeit, die sich wichtig zu machen sucht, indem sie die nichtigsten Dinge mit Wichtigkeit behandelt. Aber so habe ich dir diesen Mann bereits geschildert, als er dir eine Stellung in seinem Bureau anbot. Hättest du mir geglaubt, so hättest du dieses Anerbieten abgelehnt, und du wärest längst so weit, wie du heute bist. Aber du warst blind, vernarrt in den Mann, du hieltest mich für einen Schwarzseher, vielleicht sogar für einen üblen Nachredner und jedenfalls nicht für einen Menschenkenner. Jahre hindurch hast du in Rankenstein einen Halbgott gesehen, der dein Geschick gnädig in seine Hand genommen hatte und dem du dich zu Dank verpflichtet fühltest, während er doch damals schon nur ein sehr berechnender Herr war, der dich ausnutzte und dich in freundschaftliche Huld einwickelte, damit du nicht fühlen solltest, wie feindselig er dich auffraß. Was mir nun interessant ist — wie, wo, wann und wodurch ist dir endlich die Erkenntnis gekommen? — Dir muß plötzlich ein Licht aufgegangen sein, sonst säßest du heute noch in Rankensteins Bureau, und du wärest heute noch der Ansicht, daß es deine Pflicht der Dankbarkeit sei, zu seinem höheren Ruhme dich aufzuopfern."

Bohmüller sah nachdenklich in sein Glas.

„Du meinst, wodurch meine freundschaftlichen Empfindungen für Rankenstein in das Gegenteil umgeschlagen sind, wodurch sich meine Sympathie für ihn in Antipathie verwandelt hat?" fragte er.

„Ja, ja," erwiderte Stücken lächelnd, „das meine ich. Deine ganze von dir so oft betonte Menschenkenntnis hat ja immer nur aus Sympathien und Antipathien bestanden. Also erzähle mir von dem Moment des Umschlags, von dem Augenblick der Erkenntnis."

„Wenn ich's recht bedenke," sagte Bohmüller nachdenklich, „war es ein Hund, der mir die Augen geöffnet hat."

Franz Stücken lachte.

„Also ein Hund der Erkenntnis! Erzähle mir davon, Bohmüller."

Der Architekt trank einen Schluck von dem würzigen Rheinwein, und der Maler zündete sich in behaglicher Erwartung eine Zigarre an.

„Baurat Rankenstein hatte nämlich einen Hund," sagte dann Bohmüller.

„Das Vieh habe ich gekannt," unterbrach ihn Franz Stücken; „es war ein scheußliches Vieh."

„Nein, Stücken," sagte Bohmüller energischer, als der Gegenstand es zu erheischen schien, „du irrst dich. Von Hunden hast du nie etwas verstanden, wenn ich dir auch jetzt zugeben muß, daß du ein größerer Menschenkenner bist als ich. Es war *kein* scheußliches Vieh! — Es war ein Schnauzer, weißt du, und Schnauzer sind nicht nach jedermanns Geschmack. Sie bestechen nicht durch Schönheit, sie frappieren nicht durch Häßlichkeit, sie bezaubern nicht durch Liebenswürdigkeit, sie haben keine der drei Eigenschaften, nach denen Hunde von der Mehrzahl der Menschen unverständigerweise bewertet werden. Aber sie sind klug, und sie haben Charakter! Und Pusch — so hieß Rankensteins Hund — war der klügste und der charaktervollste Hund, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe."

„War?" fragte Stücken. „Also er ist tot, und was du mir erzählen wirst, ist eine Tragödie?"

„Vielleicht lebt er noch," sagte Bohmüller. „Ich sagte nur ‚war', weil ich ihn nicht mehr sehe, und weil er für mich tot ist wie diese ganze Zeit mit Rankenstein als Signatur — und Pusch ist der einzige aus dieser Zeit, um den ich trauere. Siehst du, Stücken, du kannst mir das wahrscheinlich nicht nachfühlen, weil du kein Hundefreund bist wie ich, und ich habe dich sogar ein bißchen im Verdacht, daß du Hunden und der gesamten Tierwelt gegenüber ungefähr auf demselben Standpunkt stehst wie Rankenstein —"

„Oho," unterbrach ihn Franz Stücken lachend. „Werde nicht ausfallend, Bohmüller. Aber es interessiert mich, Rankensteins Standpunkt in dieser Beziehung kennen zu lernen. Bisher glaubte ich, daß er überhaupt keinen Standpunkt, sondern nur die verschiedensten, aus Nützlichkeitsrücksichten gewählten Gesichtspunkte hätte."

„Er ist der Ansicht, die Tiere seien so ganz um der Menschen willen da," fuhr Bohmüller fort, „daß der Mensch berechtigt sei, nach Gutdünken mit ihnen zu verfahren. So hält er zum Beispiel den Massenvogelmord nur zu dem Zweck, ein paar Federn für einen Frauenhut zu gewinnen, nicht für ein Verbrechen, sondern nur für eine Dummheit, weil die Dienste, die die lebenden Vögel im Haushalt der Natur mittelbar dem Menschen leisten, weit wertvoller sind als der Pfennig- oder Markwert, den ihr Gefieder, zu Schmuckzwecken verarbeitet, gewinnt."

„Da trenne ich mich doch auch in diesem Punkte von Rankenstein; ich bin der Ansicht, daß große Dummheiten dem Verbrechen gleich zu achten sind," sagte Franz Stücken behaglich.

„Na ja, für das Eigentliche hast du also auch keinen Sinn," fuhr Bohmüller fort, indem er mißbilligend zu dem Freunde hinübersah. „Dafür, daß jedes Tier sein bißchen Leben gerade so hoch schätzen muß, wie wir es schätzen, und daß wir es ihm deshalb nur dann nehmen dürfen, wenn uns sein Tod eine Notwendigkeit ist. Wie willst du denn verstehen, daß mir ein Hund die Augen über Rankenstein geöffnet hat!"

„Erzähle nur," sagte Franz Stücken lächelnd; „darin ist ja wohl unsre alte Freundschaft so fest begründet, daß ich nicht ganz so bin und nicht ganz so empfinde wie du, aber daß ich dich doch verstehe."

„Dann muß ich dir mal erst ein richtiges Bild von Pusch geben," sagte Bohmüller, „von seinem Charakter und von seiner Klugheit. Sieh mal, er ist keiner von den vierbeinigen Helden gewesen, die einem Menschen das Leben gerettet haben, — dazu war er zu klein, und er hat auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Aber er war das Ideal eines Familienhundes, der sich an jedem Spiel der Kinder beteiligte, ja, der die Kinder aufmöbelte, wenn sie mal gelangweilt oder mißvergnügt waren. Aber er wurde sofort ernst, wenn Rankenstein seinen Paletot anzog und auf die Straße ging; dann trottete er zwei Schritte hinter Rankenstein mit derselben Grandezza, die mir jahrelang an Rankenstein so imponiert hat und die mir jetzt so lächerlich an ihm erscheint. Der Unterschied zwischen dem Herrn und dem Hunde war aber der, daß der Herr diese Würde angenommen hatte, um den Leuten zu imponieren, während es für den Hund wirklich eine Staatsaktion war, wenn er seinen Herrn begleiten durfte."

„Wie klar du in dieser Hundeseele gelesen hast," lächelte Stücken.

„Ich habe ja auch Gelegenheit genug gehabt, Pusch zu beobachten," sagte Bohmüller. „Jeden Sommer, wenn Rankenstein mit seiner Familie auf sechs Wochen nach Häringsdorf ging, bat er mich, Pusch für diese Zeit in Pflege zu nehmen, weil ihm das Tier auf der Reise unbequem war. Das leuchtete mir ein, — wenn man sechs Kinder in einem Ferienzuge verstauen muß, dann ist es wohl lästig, auch noch für einen Hund Sorge tragen zu müssen. Trotzdem Pusch die Seeluft auch gut gethan haben würde, und im Dünensande herumzutollen, hätte ihm gewiß Spaß gemacht. Das erstemal, als mich Rankenstein darum ersuchte, den Hund in Pflege zu nehmen, äußerte er nur die eine Befürchtung, daß der Hund nicht bei mir bleiben würde. Aber ich kannte Pusch bereits genügend, um volles Vertrauen zu ihm zu haben. ‚Lassen Sie den Hund nur dabei stehen, wenn die Koffer aufgepackt werden und Sie mit den Ihrigen in die Droschken steigen und nach dem Bahnhof fahren, und wenn er das mit angesehen hat, dann soll ihn mir die Aufwartefrau gut befestigt an der Leine bringen, weil ihre beiden Mädchen ja mit nach Häringsdorf gehen,' sagte ich ihm daher; ‚Pusch weiß dann, daß Sie verreist sind, und daß er sich an mich zu halten hat, bis Sie wiederkommen.' Rankenstein lächelte ungläubig dazu; aber er ließ es machen, wie ich ihn gebeten hatte. Pusch wurde mir aufs Bureau gebracht, und ich bin noch an demselben Tage mit ihm, ohne ihn an der Leine zu führen, an dem Hause am Halleschen Ufer, in dem Rankensteins damals wohnten, vorübergegangen —, der Hund hat nicht einmal den Kopf nach der Hausthür gewendet."

„Das ist allerdings ein Beweis entweder von großer Intelligenz oder von großer Charakterlosigkeit," sagte Stücken boshaft.

„Pusch charakterlos!“ erwiderte Bohmüller verletzt. „Du würdest zu deinem Entweder — oder berechtigt sein, lieber Freund, wenn Pusch jemals über seine Zugehörigkeit Zweifel geäußert hätte. Es ist — auch nachdem der Hund wiederholt sechs Wochen bei mir in Pflege gewesen war — nicht selten vorgekommen, daß ich mit ihm und der Familie Rankenstein nach Tempelhof hinaus spazieren ging. Dann brachte mich wohl nachher der jüngste Rankenstein, ein Jungchen von sechs Jahren, noch bis an meine Wohnung in der Gitschinerstraße. Pusch ging wie selbstverständlich mit. Hatte ich mich aber von dem Jungen verabschiedet, so konnte ich den Hund locken, so viel ich wollte — und ich habe das wohl jedesmal gethan, um ihn auf die Probe zu stellen —, er sah sich nicht mehr nach mir um. Pusch wußte, was seine Pflicht war.“

„Das scheint mir allerdings ein Beweis dafür zu sein,“ sagte Stücken ernsthaft, „daß der Hund die Abreise der Familie Rankenstein und seine Uebersiedelung zu dir richtig gedeutet hatte.“

„Nicht wahr?“ erwiderte Bohmüller triumphierend. „Von seiner Klugheit, von seinem ganz logischen Gedankengange nur noch ein Beispiel. Solange ich Pusch bei mir hatte, richtete ich mich für die Abende selbstverständlich so ein, daß ich entweder mit ihm zu Hause blieb oder nur dorthin ging, wohin ich ihn mitnehmen konnte. Denn sieh mal, Stücken, ich bin nun mal nicht der Ansicht, daß die Tiere nur zu unserm Nutzen oder zu unsrer Annehmlichkeit auf der Welt sind, sondern ich meine, daß wir ihnen Nutzen und Annehmlichkeit, die sie uns gewähren, auch vergelten müssen. Aber es kamen in den sechs Wochen doch Abende, in denen ich keine Rücksicht auf Pusch nehmen konnte und ihn allein zu Haus lassen mußte. Daß es sein mußte, thut mir noch heute leid, und ich werde niemals den ersten Abend vergessen, an dem es geschehen war. Ich kam nicht spät zurück, es war noch nicht elf Uhr, weil ich mir gesagt hatte: Du darfst Pusch nicht zu lange warten lassen. Schon auf der Treppe hörte ich ein langgezogenes Geheul, das mir durch Mark und Bein ging. Als ich die Korridorthür öffnete, stürzte mir meine Wirtin entgegen und berichtete mir, Pusch sei während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit ganz außer sich gewesen. Sie hätte ihn zu sich hereingenommen, und ihre Kinder, die er doch bereits kannte, hätten mit ihm zu spielen versucht, aber Pusch hatte sich mit der Schnauze dicht an die Thür gelegt und immer nur denselben langgezogenen Klageton geheult. Sie hätten Abendbrot gegessen und Pusch ganze Fleischschnitten angeboten, — aber der Hund, der nicht verwöhnt war und die trockenste Wurstpelle dankbar fraß, hatte nichts genommen. Ich eilte nach meiner Zimmerthür; der Hund, der meinen Schritt und meine Stimme erkannt hatte, tobte dagegen, als ob er sie mit Gewalt sprengen wollte. Und als ich öffnete — du kannst dir diese Scene nicht ausmalen! — der Hund an mir in die Höhe wie ein Wahnsinniger, mit einem Geheul, das wie ein Freudenjauchzen klang, und immer wieder in die Höhe, immer wieder, bis ich ihn endlich auf meinen Schoß genommen und durch Zureden so weit beruhigt hatte, daß er still, nur an allen Gliedern zitternd, dasaß und dankbar meine Hand leckte.“

„Hättest du ihn ordentlich verhauen,“ sagte Stücken kühl, „so würde er sich das unzeitige und unflätige Geheul abgewöhnt haben. Das ist kein Beweis von Klugheit, was du mir erzählt hast, sondern nur ein Beweis von Empfindsamkeit und von schlechter Erziehung.“

„Warum unterbrichst du mich, ehe ich zu Ende bin,“ entgegnete Bohmüller pikiert. „Uebrigens einen Hund schlagen, der dir seine Anhänglichkeit bezeigt, — ich halte selbst dich einer solchen Kaltherzigkeit nicht für fähig. Aber höre nur weiter. Wir hatten uns endlich so weit beruhigt, daß ich daran denken konnte, ins Bett zu gehen. Pusch schlief gewöhnlich vor meinem Bette in seinem Korbe; aber er wühlte sich diesmal nicht, wie er sonst zu thun pflegte, behaglich in seine Kissen, während ich mich auszog, sondern er blieb aufrecht in seinem Korbe sitzen und verfolgte jede meiner Bewegungen mit großen Augen. Da kam mir, kurz bevor ich das Licht auslöschte, der Gedanke, ich müßte Pusch für die Angst, die er um mich ausgestanden hatte, entschädigen, und ich that etwas, was ich vom pädagogischen Standpunkt aus allerdings nicht rechtfertigen kann: ich klopfte auf die Bettdecke und sagte: ‚Hopla, Pusch, du darfst heute in meinem Bett schlafen.‘ Da sprang der Hund mit einem kurzen, halbunterdrückten Freudengeheul auf mein Bett, leckte mir noch einmal dankbar die Hand und kuschelte sich dann ganz bescheiden unten am Fußende in die Bettdecke.“

„Das ist doch nun wieder nur ein Beweis, daß dir jedes erzieherische Talent abgeht, Bohmüller,“ sagte Stücken lachend. „So klug ist jeder Köter, daß er dir aufs Bett springt, wenn du die Bettdecke klopfst und hopla sagst.“

„Unterbrich mich nicht immer,“ entgegnete Bohmüller verweisend, und dann fuhr er mit Nachdruck fort: „Das Wunderbare kommt jetzt. Denke dir, Stücken, Pusch hat niemals mehr auch nur den geringsten Versuch gemacht, in meinem Bett zu schlafen, wenn ich abends mit ihm zu Hause geblieben war oder ihn abends mitgenommen hatte. *Jedesmal aber, wenn ich ihn hatte allein lassen müssen* — und ich konnte es leider nicht ändern, daß das noch ein paarmal geschah —, *dann ruhte er nicht eher, als bis ich ihm erlaubt hatte, aufs Bett zu springen.* Wenn ich mich einmal scheinbar nicht erweichen ließ und das Licht löschte, ohne ihm die Erlaubnis gegeben zu haben, dann wartete er, bis er glaubte, daß ich eingeschlafen sei, und dann sprang er ganz leise auf das Fußende und rollte sich da geräuschlos zusammen.“

„Das macht allerdings den Eindruck eines ganz logischen Gedankenganges,“ sagte Stücken ernsthaft. „Der Hund sah als ein ihm unter besonderen Umständen zustehendes Recht an, was du ihm einmal unter diesen besonderen Umständen erlaubt hattest, und von dem er genau wußte, daß es ihm für gewöhnlich verboten war.“

„Nun, habe ich's dir nicht gesagt?“ triumphierte Bohmüller. „Ich wußte ja, daß ich dich überzeugen würde. Wenn ich dir nun noch beweisen werde, daß Pusch ganz genau wußte, ob ein Sonntag oder ein Wochentag war! Du weißt ja, daß ich Sonntags regelmäßiger Mittagsgast bei Rankenstein war.“

„Ein Vergnügen, um das ich dich niemals beneidet habe,“ unterbrach ihn Stücken mit einem sardonischen Lächeln.

„Nun ja,“ sagte Bohmüller, „es war ja nicht leicht, verbindlich ‚nein‘ zu sagen, wenn Rankenstein zum zehntenmal dieselbe Geschichte erzählte und sich im Eingang selbst unterbrach: ‚Aber das habe ich Ihnen schon erzählt?‘ Aber die Kinder waren gut geartet, und die Frau ist eine vornehme und liebenswürdige Natur. Und dann war ja auch Pusch da. Also Pusch wußte ganz genau, wenn Sonntag war. Da wurde er schon um halb zwölf — sie haben es mir oft erzählt — so unruhig, daß sie ihn nicht mehr im Zimmer halten konnten und auf die Korridorthür hinauslassen mußten. Er legte sich dann mit der Schnauze gegen die Thürspalte und rührte sich nicht und wartete, bis ich kam, anderthalb Stunden lang. Wenn sich dann seine Freude ausgetobt hatte, dann ging er mir, solange ich im Hause war, nicht von der Ferse; bei Tisch lag er mit seinem Kopf zwischen meinen Füßen. So vergalt mir Pusch auf seine Weise, daß ich mich seiner angenommen hatte und ihn gern leiden mochte.“

„Das ist ja sehr rührend,“ sagte Stücken ein wenig ironisch, „aber daß Pusch einen Begriff vom Sonntag hatte, darfst du doch daraus nicht schließen. Sonntags gingen die Rankensteinschen Kinder nicht in die Schule, und Sonntags kamst du, — das kombinierte sich der Köter, und dazu gehört am Ende sehr viel nicht, wenn sich das regelmäßig wiederholt. Aber ich will dir gerne glauben, daß Pusch der charaktervollste und klügste Hund gewesen ist, der jemals gelebt hat und jemals leben wird, wenn du jetzt zur Hauptsache kommen willst und erzählen, wie dir der kluge Pusch über Rankenstein die Augen geöffnet hat.“

„Verzeih,“ sagte Bohmüller, „wenn ich von Pusch erzähle, kann ich immer kein Ende finden. Na also, — Rankensteins Verhältnisse verbesserten sich so, daß ihm die Gegend vor dem Halleschen Thore nicht mehr fein genug war. Er mietete da draußen vor dem Potsdamer, ein bißchen weit, am Bahnhof Zoologischer Garten, am Kurfürstendamm. Zur Beletage langte es aber immer noch nicht; also drei Treppen hoch, wunderschönes Treppenhaus, Marmor, natürlich Stuck-, roter Läufer, — du weißt ja, wie das da draußen in den neuen Häusern ist. Die Kinder waren größer geworden, — die wilden Biester im Zoologischen Garten und der Flirt mit den Börsenjobberkrabben auf den sogenannten Kinderspielplätzen im Zoologischen Garten interessierten sie mehr als die Beschäftigung mit Pusch. Wenn Pusch mal das Bedürfnis hatte, heruntergeführt zu werden — so ein armes Vieh kann sich ja doch allein die Thür nicht aufmachen —, dann stöhnten die Kinder über die drei Treppen; der älteste Bengel, der Sekundaner, behauptete sogar, es ginge ihm an die Ehre, wenn er neben dem Hunde auf der Straße stehen müßte, und die Dienstmädchen in Berlin W. kündigen ja bekanntlich sofort, wenn ihnen zugemutet wird, einen Hund auf die Straße zu führen. Eine neue Einrichtung hatten sich Rankensteins auch angeschafft, wenigstens das, was notwendig ist, einer Einrichtung einen modernen Anstrich zu geben: Stores, Vorhänge, neue Teppiche und andre Zuthaten. Kurz, — Pusch, der sich nicht verschönern und auch gewisse Bedürfnisse nicht unterdrücken konnte, paßte nicht mehr hinein in den neuen Stil, in den sich Rankensteins schnell hineingelebt hatten. Da kam Rankenstein eines Tages aufs Bureau ohne Pusch. Natürlich fragte ich, ob der Hund krank wäre. ‚Nein, ich habe Pusch fortgegeben,‘ sagte Rankenstein kurz und offenbar in der Absicht, das Thema abzubrechen. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er denn *mir* den Hund nicht angeboten hätte, da er doch wußte, daß der Hund an mich gewöhnt war und daß ich ihn gut behandelt hätte. Da erwiderte mir Rankenstein: ‚Ich glaube wohl, daß Sie ihn genommen hätten, aber es wäre mir doch vielleicht schmerzlich gewesen, den Hund, der fünf Jahre mein ständiger Begleiter gewesen ist, täglich sehen zu müssen.‘“

„Und da warst du pikiert, und die Augen gingen dir über Rankenstein auf?“ lachte Stücken.

„Pikiert war ich wohl,“ sagte Bohmüller, „das will ich gern zugeben, wenn's auch ein kleinliches Gefühl ist. Aber die Augen gingen mir erst später auf, die mußte Pusch mir erst öffnen. Rankenstein hatte den Hund an die Tante eines seiner Dienstmädchen verschenkt, die weit draußen in Berlin NO. wohnte; das Mädchen hatte ihm nur gesagt, die Tante wolle den Hund gerne nehmen, — er wußte nicht einmal, ob sie ihn nicht vielleicht bloß fett machen und verspeisen würde. So was kommt ja vor. Nach seiner Anschauung über das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wäre damit ja auch dem Hunde weiter kein Unrecht geschehen. Rankenstein wollte ihn nur weit fort haben, so weit, daß er ihn wahrscheinlich nie wieder zu Gesicht bekommen würde. Aber er hatte sich doch verrechnet. Kaum ein paar Wochen waren vergangen, als wir zusammen das Bureau verließen und ein Stück gemeinsam durch die Straßen gingen. Da kam uns eine bescheiden, aber ordentlich gekleidete Frau entgegen, und neben ihr trottete Pusch, mit Grandezza, wie er vordem Rankenstein begleitet hatte. Ich erkannte ihn zuerst und machte Rankenstein auf den Hund aufmerksam. ‚Na, das wird eine schöne Scene geben, wenn der Köter mich sieht,‘ sagte Rankenstein, und er ging sicher in der stolzen Erwartung weiter, daß der Hund sich vor Freude nicht zu lassen wissen würde. Und Pusch sah uns, wedelte mit seinem Stumpfschwänzchen, sprang an *mir* in die Höhe, gerade so lange, daß ich ihm mal mit der Hand über seinen struppigen Kopf fahren konnte, sah mich freundlich-wehmütig an und — trottete ruhig weiter seiner Herrin nach. Ich sah Rankenstein an; der war ganz rot geworden, — du weißt ja, Stücken, er sieht leicht so aus, daß man einen Schlaganfall befürchten könnte. Dann mußte er seinem Aerger Luft machen und rief: ‚Pusch, dummes Vieh, kennst du mich nicht mehr?‘ und als auch das den Hund sich nicht einmal umwenden machte, pfiff er auf dem krummen Zeigefinger, — das Signal, auf das Pusch sonst auf zweihundert Meter Entfernung ohne Besinnen reagiert hatte. Aber Pusch trottete, ohne auch nur zu zucken, hinter seiner Herrin, die ruhig weitergegangen war, weil sie Rankenstein nicht kannte. Da sahen wir uns beide an, Rankenstein und ich, und wir wußten, daß wir innerlich geschiedene Leute waren. Wir trennten uns bald auf der Straße, zogen sehr höflich den Hut voreinander und vergaßen, uns, wie sonst immer, die Hand zu geben. Wir haben uns niemals wieder die Hand gereicht. Begegneten wir uns heute, so würden wir nicht einmal mehr den Hut voreinander ziehen.“

Bohmüller schwieg; auch Franz Stücken machte ein ernstes Gesicht.

„Also auch die Sentimentalität kann eine Lehrerin der Menschenkenntnis sein,“ sagte Stücken nach einer Pause, und er ergriff sein Glas und trank mit einem freundlichen Lächeln dem Freunde zu.

Aus dem Wagenpark des Großherzoglichen Hofes zu Weimar.

(Siehe die Abbildungen Seite 634.)

Nirgendwo in Deutschland dürfte sich eine gleich interessante, gleich reichhaltige und gleich wertvolle Sammlung älterer und neuerer Wagen finden als in den Marstallgebäuden des Großherzoglich sächsischen Hofes in und bei Weimar. Man kann wohl sagen, daß sich hier die Schätze eines vollständigen Wagenbaumuseums erhalten haben, an denen sich wie an getreuen Modellen alles studieren läßt, was die Wagenbaukunst während der letzten beiden Jahrhunderte, den wechselnden Launen der Mode folgend, an Formen und Konstruktionen hervorgebracht hat. Zum Teil sind diese Wagen nebst einer Anzahl nicht minder interessanter Schlitten in dem neuen, schönen, von 1873 bis 1876 erbauten Marstallgebäude in Weimar untergebracht, zum Teil in dem Jagdzeughaus zu Berka a. d. Ilm, wo sich ihnen eine äußerst sehenswerte Sammlung von Jagdgerät aus alter und neuer Zeit anschließt.

Von den vielen Tausenden von Fremden, die alljährlich nach Weimar strömen und sich gewissenhaft alles das anschauen, was sich auf seinem Boden von Denkwürdigkeiten vorfindet, nehmen wohl nur sehr wenige die Gelegenheit wahr, diese merkwürdige Wagensammlung in Augenschein zu nehmen. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß neuerdings ihr reichhaltiges Material in einer litterarisch-künstlerischen Publikation weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. *Alfred Nesselmann* hat unter dem Titel „*Historische und moderne Wagen des Großherzoglichen Hofs in Weimar*“ in eleganter Mappe 39 Holzschnitttafeln erscheinen lassen*), die in getreuem Bilde die Hauptstücke der Sammlung veranschaulichen, während ein ausführliches Textheft Aufschluß über alles giebt, was wir über die Herkunft der Wagen und die Eigenart ihres Baues zu erfahren wünschen können.

Wir sind in der Lage, unserm Leserkreise einige bezeichnende Probeblätter aus diesem kultur- und kunstgeschichtlich gleich bedeutsamen und anziehenden Werkchen zu unterbreiten.

Da sehen wir zunächst die auf Blatt 1 wiedergegebene Jagddroschke des Großherzogs Karl August Goetheschen Gedenkens. Der Wiedergabe dieses eigentümlichen Wagens

*) Berlin, Verlag von A. Nesselmann.

Galawagen aus dem Jahre 1892.

liegt ein Stich nach einer Zeichnung des Professors Schwerdgeburth zu Grunde (Heußsche Kunstsammlung in Weimar). Die Droschke ist ein Birschwagen für große Jagden, tief gebaut und mit bequemem Einstiege versehen. Der Langbaum geht durch den Kasten und teilt diesen in zwei Hälften. An dem Wagen befinden sich mehrere Gewehrhalter sowie eine Anzahl von Taschen. Auf der Zeichnung sehen wir Karl August auf einem Jagdausfluge begriffen. Das Gefährt wird von dem Leibkutscher Hake gelenkt; neben diesem hockt auf dem Bock einer der Lieblingshunde des Großherzogs. In der Begleitung Karl Augusts, den Hauptsitz mit ihm teilend, befindet sich General von Seebach, ferner, auf dem Dienersitz, der Leibjäger Möbius. Rechts von der Droschke reitet der Oberjägermeister von Fritsch, hinter derselben folgen, ebenfalls zu Pferde, Graf Keller, Forstmeister von Häseler, Graf Hahn und zuletzt der Husarenwachtmeister Eckholdt. Im Vordergrunde erblicken wir einen zweiten Hund des Großherzogs und hinter der Droschke den Jagdhund des Grafen Hahn.

Interessant ist der Halbverdeckwagen, den uns im Original Tafel 2 zeigt, der sogenannte „Einzugswagen". Der etwa hundert Jahre alte Wagen hat, wie das auch heute noch vorkommt, Druck- und C-Federn zugleich; er weist ein zwar kräftiges, für die Zeit der Erbauung aber immerhin leichtes Untergestell auf. Der schiffförmige Kasten hat eine gefällige, schlanke Form, und der hübsch geformte Bock ist zum Abnehmen eingerichtet, da der Wagen ja, wie sein Name besagt, auch bei feierlichen Einzügen verwendet und dann à la Daumont (vierspännig, ohne Kutscher, mit Stangenreiter) gefahren wurde. Die Lackierung ist braun mit schwarzer Absetzung, sämtliche Beschläge sind vergoldet; der Ausschlag besteht aus feinem braunem Tuche.

Aehnlich ist der Wagen gestaltet, der unsre Leser vielleicht am meisten interessieren wird, der „Goethe-Wagen" (im Original Blatt 11), einst Eigentum unsers Dichterfürsten, ein viersitziger Halbverdeckwagen, der in der Form des Kastens stark an die in vielen deutschen Städten zuweilen noch vorkommenden Droschken der ältesten Art erinnert. Vermittelst Ledervorhängen und verstellbarer Fenster kann der Wagen in einen geschlossenen verwandelt werden. Er hat Schmierachsen, C-Federn sowie Langbaum. Auffällig für heutige Beschauer ist der sehr hohe Einstieg, der aber zu Beginn dieses Jahrhunderts im Wagenbau sehr beliebt war und durch die Anordnung der C-Federn bedingt wurde. Hinten am Wagen befindet sich ein Kofferbrett zur Aufnahme etwaigen Reisegepäcks. Das ganze Holzwerk des Wagens ist gelb lackiert und schwarz abgesetzt. Der Ausschlag besteht aus weißem Tuch mit grün-weißen Borden.

Ein originelles Fuhrwerk tritt uns in dem sogenannten „Linienwagen" entgegen (im Original Blatt 6). Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, diesem Wagen seiner eigenartigen Gestalt wegen ein sehr hohes Alter beizumessen, in Wirklichkeit aber stammt er, wie das Vorhandensein der C-Federn beweist, aus verhältnismäßig junger Zeit.

Der „Linienwagen"

Jagddroschke des Großherzogs Karl August.

Man wird einigermaßen erstaunt sein, wenn man vernimmt, daß dieser Wagen speziell für das schöne Geschlecht bestimmt war. Die Damen nahmen auf den in der Längsrichtung des Wagens zu beiden Seiten angeordneten Sitzbänken Platz und konnten auf diese Weise mit den das Gefährt zu Pferde begleitenden Kavalieren bequem plaudern und scherzen. Für Lustpartien durch Park, Wald und Feld war der Wagen wohl geeigneter als irgend ein andrer und mag zu diesem Zwecke von den Damen und Herren des Weimarschen Hofes zu Anfang dieses Jahrhunderts häufig genug in Anspruch genommen worden sein. Der etwas steif gebaute Kasten hängt vorn und hinten mittels Lederriemen an aufrechtstehenden C-Federn. Die Räder sind mit Protznägeln beschlagen und kräftig gebaut. Vorder- und Hinterräder sind von gleicher Höhe. Die Achsen sind gewöhnliche Schmierachsen. Der Unterwagen weist zwei eiserne Langbäume auf und dreht sich auf ganzem Kranze. Aus der Bauart ersieht man, daß der Wagen bestimmt war, auch strapazierende Fahrten auszuhalten. Die Eleganz kam erst in zweiter Linie in Betracht. Wie das gänzliche Fehlen eines Bocks beweist, erfolgte die Bespannung ausschließlich à la Daumont.

Wegen seines originellen und altertümlichen Aussehens wurde der Linienwagen zu einem willkommenen Schaustück bei dem Festzuge, den die Weimarsche Künstlerschaft 1892 gelegentlich der goldenen Hochzeitsfeier des Großherzogs Karl Alexander und der Großherzogin Wilhelmine Marie Sophie Luise veranstaltete.

Von den vielen modernen Galawagen sei derjenige wiedergegeben, der wohl als der stattlichste von allen bezeichnet werden kann (im Original Blatt 14). Er wurde im Jahre 1892 in Dresden für die damals bevorstehende goldene Hochzeit des großherzoglichen Paares hergestellt. Als musterhaft gearbeitet darf namentlich das Untergestell bezeichnet werden, insbesondere die eisernen Schwanenhälse, auf denen der Kasten ruht. Die Federn sind einfache Druckfedern, die Räder zeichnen sich bei großer Solidität durch Leichtigkeit aus. Der Wagenkasten ist in sogenannter Schiffsform gehalten und entspricht im allgemeinen dem Stile Louis XVI. Er hat den großen Vorzug, Vornehmheit mit Gediegenheit zu paaren, und bietet dem Auge nur wohlthuende, leichte und gefällige Linien dar. Die Lackierung zeigt nach einer im Jahre 1898 vorgenommenen Renovierung statt der früheren blauen eine rotbraune Farbe; die gesamten Verzierungen und die Absetzung sind in Gold ausgeführt, der Ausschlag ist rot. Das Wappen auf dem Schlage, sowie die Krone auf den Seitenteilen sind aus massivem Gold gearbeitet. Um das Verdeck läuft eine prächtige Rautenverzierung, über den Thüren und an den Ecken durch Kronen unterbrochen. Vorn und hinten sind an dem Wagenkasten große runde Laternen mit Kronen angebracht. Der Bocksitz trägt eine schwere, kostbare rote Bockdecke, rechts und links mit dem von der Kette des Falkenordens umgebenen sächsischen Wappen bestickt. Das Tuch ist mit Gold durchwirkt und mit schweren goldenen Franzen besetzt.

G. Hoff.

Halbverdeckwagen (der Einzugswagen).

Der Goethe-Wagen.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„Dein ist mein Herz!" Nach dem Gemälde von H. Vogler.

Auf der Geierinsel.

Erzählung
von
Richard Voß.

I.

Im Tyrrhenischen Meer, zwischen Porto d'Anzio und Terracina, befindet sich eine Gruppe winziger Eilande; es sind kahle, braune Klippen, die gleich Felsengipfeln inmitten des Ozeans ruhen. Dämonische Gewalten stießen die unwirtlichen Schollen vom Festland ab, als sollten sie fürder keinen Teil mehr haben an einer von Menschen bewohnten, von Göttern gesegneten Welt. Gleich einem Häuflein Aussätziger und Verdammter lagern sie in ewiger Verbannung unter dem strahlenden Himmel des Südens und scheinen sehnsüchtig des Tages zu harren, an dem eine barmherzige Sturmflut sie in den Abgrund der Wogen reißen und ihr trostloses Bild von der Erde wegwischen wird.

Vor Jahrtausenden schon waren die Inseln um ihrer Oede und Verlassenheit willen berüchtigt. Das weltgebietende Rom benutzte sie, gleich den benachbarten Ponza-Inseln, als Strafanstalten und Kerker. Wer auf eines der Riffe verbannt ward, galt für tot und begraben.

Die schrecklichen Klippen waren die unzugänglichen Gefängnisse staatsgefährlicher Verbrecher und gestürzter Cäsarengünstlinge, mißliebiger Großen und lasterhafter vornehmer Frauen. Sogar eine Kaisertochter endigte, einer Sage nach, auf diesem Bett von Fels und Dornengestrüpp ihre einstmals so üppigen Tage.

Ergraute Staatsmänner, vor denen der römische Senat gezittert und gekrochen hatte, junge Lüstlinge, die durch alle Genüsse der Welt getaumelt waren, Hetären, deren Schönheit in Erz und Marmor abgebildet ward — angesichts ihres göttlichen Rom kauerten sie wie angeschmiedet über den rauschenden Wogen und starrten mondelang, jahrelang auf das so nahe und ihnen doch so unerreichbare Gestade, das sich als ein ununterbrochenes leuchtendes Band von Villen und Tempeln im schimmernden Dunst der Ferne verlor.

Die Tempel fielen in Trümmer, die Landhäuser sanken in Schutt und hinab in die Meereswogen. In Schutt sank die Weltherrschaft des Römerreiches, und ein neues Rom erstand.

Neue Götter wurden geschaffen, neue Tempel erbaut, ein andres Menschengeschlecht betete und opferte, hoffte und glaubte, freute sich und litt, vollbrachte Gutes und Böses, Herrliches und Schändliches — und blieb auch unter den neuen Göttern die alte, ewig gleiche Menschheit.

An der Oede und Einsamkeit jener Kerkerinseln strichen die Jahrhunderte vorüber, ohne an einem ihrer wilden Felsen auch nur zu rühren. Nach wie vor brausten die Winde um die unseligen Klippen, rauschten die Wogen an das trostlose Ufer: bald im Grimm des rasenden, sturmgepeitschten Elements, bald unter einem heiter strahlenden Himmel, einer Sonne, deren Gluten die spärlichen Pflanzen versengten, die auf dem felsigen Grund gediehen.

Das Geschlecht der verbannten Römer war mit den alten Göttern und den alten Zeiten aus den Kerkern der Felseneilande verschwunden: tot lag das tote Land! Im Mittelalter begab es sich bisweilen, daß in dem kleinen Archipel Seeräuber lauerten oder verfolgte Verbrecher dort einen Schlupfwinkel suchten und fanden. Das mögen die Ahnherren der wenigen Fischerfamilien gewesen sein, die seit Anfang dieses Jahrhunderts, ein armseliges, unwissendes Völklein, dort hausten.

Die Eilande jener Inselgruppe sind so winzig klein, daß sie auf den Landkarten nicht einmal einen Namen führen. Nur die Fischer tauften das kahle Gestein, das wie Felsennadeln den Meereswogen entsteigt. Ringsum zieht die Brandung einen brausenden, schimmernden Gürtel, der die Klippen beinahe unzugänglich macht. Man muß heimisch sein in diesen Gewässern, um seinen Nachen sicher durch die Strudel steuern und an dem schmalen Strande, unter dem steil aufgetürmten, hundertfach zerklüfteten Gestein landen zu können.

Die „Geierinsel" nennen die pontinischen Fischer den hohen Felsen im Meer, der wie eine einsame Warte, gleich einem gewaltigen Pfeiler, weithin sichtbar ist in der leuchtenden Wasserwüste. Diesen Namen erhielt das Eiland durch die Schwärme von Geiern, die, die kreisenden, kreischenden Möwen vollständig verdrängend, von der Insel Besitz ergriffen haben und darauf seit undenklichen Zeiten das Herrenrecht ausüben. In Scharen bevölkern die wilden Vögel ihren windumbrausten, von Wogen umrauschten Felsenpalast. Es ist ein schöner Anblick, sie mit ausgebreiteten Schwingen um die Felsen schweben zu sehen: langsam, langsam, lautlos, lautlos, fast ohne Flügelschlag, gleichsam wie durch Zauber getragen. Ihr braunes Gefieder strahlt in der Sonne wie dunkles Gold. Plötzlich steigen sie hoch auf, als wollten sie dem Himmel zustürmen, sinken tief hinab, als wollten sie in der Flut untertauchen. Ihre Fittiche streifen die Wogen, ihr Kopf mit den gelben, gierigen Augen fährt hinein ins Wasser, und die zappelnde Beute in den Fängen, einen gellenden, triumphierenden Schrei ausstoßend, schwingen sie sich blitzschnell wieder empor.

Jetzt beginnt die Jagd der Gefährten auf den glücklichen Räuber. Ein Kampf entspinnt sich in den Lüften, ein wildes, wütendes Ringen. Bald zum Knäuel geballt, bald auseinanderflatternd, jetzt wieder zusammenschießend, dann von neuem sich trennend, sich verfolgend, aufeinander loshackend, so währt es, bis der Stärkste gesiegt hat.

Eines Sommertags geriet das Geiervolk in besonders tosenden Aufruhr: ein Menschenpaar war an ihrem Felsen in kleinem Nachen gelandet und schien trotz der Trostlosigkeit der Stätte nicht wieder weichen zu wollen. Beide, der Mann und das Weib, waren noch jung, beide von andrer Art als das armselige, verkümmerte Fischervolk auf den übrigen Eilanden. Sie hatten hohe, schlanke Gestalten, schöne, trotzige Mienen, Stolz und Leidenschaft in dem funkelnden Blick.

Es waren Römer aus Trastevere, Lo Forti mit Namen. Der Mann hatte aus Eifersucht einen Totschlag begangen. Er war geflohen, das Weib ihm gefolgt. Ueber ein halbes Jahr hielten sie sich in den Buschwäldern von Anzio verborgen, das Leben wilder Tiere führend. Ein andrer Totschläger und Flüchtling, dem sie in der Wildnis begegneten, hatte sie den Sbirren verraten. Man stellte Jagd auf sie an, aber sie entkamen der Hetze. Beim Turm von Astura fanden sie einen neapolitanischen Nachen mit vollständigem Fischgerät. Der Besitzer lag im heißen Sande und schlief. Da schifften sich die Verfolgten ein und erreichten nach glücklicher Fahrt den nur von Raubgevögel bewohnten Felsen im Meer. Ohne an dem grimmigen Gestade zu zerschellen, lenkte der Mann den Kahn durch die Brandung, was sie als ein Zeichen nahmen, daß ihr Schutzheiliger ihnen die menschenöde Insel zu eigen gab.

Sie beschlossen zu bleiben.

Ganz nahe dem Strand entdeckten sie die Ruine eines Hauses. Es war eine Ansiedlung aus jener Zeit, wo Rom noch als die goldene Herrin der Welt galt. Die Fischer erzählten sich: auf der Geierinsel, in jener Hütte aus Stein habe die wunderschöne Tochter des ersten römischen Kaisers gelebt. Dort sei sie elend gestorben, von ihrem eignen Vater, dem großen Augustus, geächtet und verbannt, weil sie zu viel geküßt hatte.

Auch ein antikes Grab befand sich auf der Insel. An einer seitdem unzugänglich gewordenen Stelle war es eingehauen in das Gestein und mit einer Felsenplatte verschlossen. Darauf stand in tiefgegrabenen Lettern nichts als ein einziges Wort: „Julia".

Es kam jedoch niemand auf die Geierinsel, der im stande gewesen wäre, den schön tönenden Frauennamen zu lesen. Denn dem Völklein der tyrrhenischen Fischer ist Lesen und Schreiben eine unbekannte Kunst.

Julia, deren Grabstätte sie besitzen wollten, war nach Pantaria, einem Eilande der benachbarten Ponza-Inseln, verbannt gewesen und nach ihrem Tode im kaiserlichen Rom bestattet worden. Nichtsdestoweniger blieben die Leutchen dabei: sie hätten auf ihrer Insel die richtige Tochter des großen Kaisers im Leben und im Tode bei sich gehabt.

Durch das geheimnisvolle Grab an der Felswand war im Gebiet der Felseneilande eine schaurige Sage entstanden, deren Ursprung sich in der Finsternis des Mittelalters verlor. Der Geist der im Felsen Begrabenen — so hieß es — fand keinen Frieden. In sommerlichen Sirocconächten, wo in jenen Gegenden die Natur selbst etwas Gespenstisches hat, entschwebte der Schatten der schönen, unseligen Kaisertochter dem Gestein und fuhr mit leisem Klagelaut ruhelos um die wilden Klippen, mit ersticktem Stöhnen die Bewohner jener öden Gestade verwünschend, daß sie gleich der Seele der Verbannten den Frieden auch im Tode nicht fänden. Um sich nun vor dem Fluch des heidnischen Gespenstes zu wahren, war das Volk der Insel auf das barbarische Mittel verfallen, seine Toten an Händen und Füßen im Sarge festzunageln. Jetzt konnten sie nicht fort! Jetzt mußten sie in ihrem letzten Bette bleiben! Jetzt hatten sie im Grabe Ruhe, bis die Engel des jüngsten Gerichts die Grüfte öffnen und aus den armen Gebeinen die Nägel lösen würden. Aber alle diejenigen, die nicht nach diesem Gebrauche beerdigt worden, oder die gar ihren Tod und ihr Grab in den Wellen gefunden, mußten, von dem Fluch erweckt, wiederkommen, so sicher und unfehlbar, wie im Meere Wasser war und Wolken am Himmel.

Also die Lo Forti, Mann und Frau, teilten sich mit den Geiern in den Besitz der Insel. Sie hausten in dem Gemäuer der „Villa" der Tochter des Augustus. Mit Hilfe von Steinen, Felsplatten und langen Ginsterstauden, der einzigen Pflanze, die auf der Insel gedieh, hatten sie die Ruine wieder bewohnbar gemacht. Da der antike Bau zum Teil jedoch in den Felsen eingehauen war, glich er auch jetzt noch mehr einem höhlenartigen Schlupfwinkel als einer menschlichen Behausung.

Keine lebende Seele kümmerte sich um die beiden. Das that nicht einmal die römische Polizei. Sie lebten auf ihrem Eilande, als wären sie das erste Menschenpaar. Aber auch sie waren durch Schuld aus dem Paradies vertrieben und auf die Insel der Verdammnis verbannt worden, wo sie sich anfangs, wie angeschossenes Wild im Schlupfwinkel, verborgen hielten. Durch das gestohlene Handwerkszeug des neapolitanischen Fischers fanden sie sich in den Stand gesetzt, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie vermochten an jedem frühen Morgen, in jeder dunkeln Nacht einen Fischzug zu thun, mit dem sie die Märkte von Porto d'Anzio und Terracina bezogen, wobei sie es nach Möglichkeit zu vermeiden suchten, dem übrigen Fischervolk der Inselgruppe zu begegnen. Ihr Mahl bereiteten sie sich an einem Feuer aus trockenen Ginsterzweigen, dörrten auch Fische und führten im übrigen das trostlose Leben der Wildnis.

Nach einiger Zeit indessen wurden sie sicherer und wagten sich etwas mehr hervor. Sie kannten ihre Landsleute. Selbst die Diener der Gerechtigkeit würden sich jetzt nicht mehr um sie kümmern. Die Vorgänge in Trastevere und der Raub des Fahrzeuges waren bereits vergessene Dinge; auch galt es wohl, andre entflohene Totschläger zu finden, andre Diebstähle zu entdecken. Sehr bald fuhren sie ohne alle Scheu bei Terracina ans Land, brachten daselbst offenkundig ihre Fische zu Markt, schlossen sogar mit einem römischen Händler ab und waren jetzt aller Notdurft des Lebens enthoben. Sie verdienten gut, konnten für Haus und Kleidung Anschaffungen machen, mit diesem und jenem sich versorgen und begannen auf der Geierinsel unter dem Grabe der schönen Giulia auf Lebenszeit sich einzurichten. Bald war's, als gehörten die Lo Forti seit Generationen zu dem alten Geschlecht der eingesessenen Fischer. Sogar etwas von der fanatischen Liebe dieses Völkleins zu ihrer wilden Heimat bemächtigte sich der Seelen der beiden, und sie glaubten an den ruhelosen Geist der schönen Kaisertochter, als wäre ihnen das Märchen der Insel von Kindheit an zugeraunt worden.

Da mußte eines Tages der Mann aus Trastevere einen Sarg in Terracina zimmern lassen, diesen heimführen und sein Weib hineinlegen. Zugleich kaufte er sehr lange und sehr starke Nägel, mit denen er — der Sitte gemäß — den Leichnam am Holze festheftete, damit die arme Seele nicht wiederkommen konnte. Er schloß den Kasten, trug ihn in den Nachen, sah noch einmal nach dem winzigen Wesen, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte, wickelte das Dingelchen in das Fell einer wilden Ziege und brachte sein junges totes Weib zur letzten Ruhestätte.

Wer so unglücklich ist, auf den armseligen Inseln das Licht der Welt zu erblicken, wird zwar in Terracina als katholischer Christ getauft; wenn es ihm jedoch so gut wird, dem Aufenthalt auf den trostlosen Klippen durch den Tod zu entrinnen, so muß er es sich gefallen lassen, den Weg zur Ewigkeit ohne Beihilfe eines Geistlichen und ohne den Segen des letzten Sakramentes anzutreten. Denn nur selten vermag der Priester zur rechten Zeit den Leib des Gekreuzigten an das Sterbebett zu bringen — wenn er überhaupt gerufen wird. Dieses Volk stirbt so einsam und trostlos, wie es lebt, und verlangt auch nichts Besseres: es ist stumpf geworden durch lebenslanges Entbehren.

Die Leutchen haben eine Begräbnisstätte, die wohl dazu angethan ist, daß die Toten auf ihr keine Ruhe finden, wenn man sie nicht durch besondere Maßregeln in ihren Gräbern festhält. Der Kirchhof jener Gemeinde von Verlassenen befindet sich auf dem einzigen Eilande, dessen Boden einige Fuß hoch mit Meersand bedeckt ist, halb Sumpf und halb Lagune. In den moorigen Grund wird ein Loch gewühlt, der Kasten hineingesenkt, die Grube zugeschüttet, ein paar Gebete werden darüber gemurmelt, ein aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz errichtet, und der Tote hat im Sand seiner Heimat den ewigen Frieden — wenn er zuvor gut festgenagelt worden war.

Bei wildem Wetter geht das wütende Meer über die Gräberinsel hinweg, als wollte es die Gestorbenen in seine Tiefen reißen. Die Möwen umkreisen sie fort und fort, ihren heiseren Jammerlaut ausstoßend, und die Lebendigen kommen nur hin, wenn sie ihre Toten begraben.

Der Mann Lo Forti hatte sein Weib in die Erde gelegt, das Kreuz darüber aufgerichtet, welches Zeichen des Leidens und der Liebe — wie auf den Gräbern der Galeerensträflinge — keinen Namen trug, und war dann zurückgekehrt zu seinen Felsen, seinen Geiern und dem mutterlosen Kinde, das er am Leben erhalten sollte. Er that dies, so gut er es vermochte, fütterte die Kleine mit Polenta, wusch sie im Meer, wickelte sie in Leinwandfetzen, legte sie am Strand, je nachdem in die heiße Sonne oder in den kühlen Schatten der Felswand, daran die Hütte lehnte. Er mußte das Kind stets sorgfältig bewachen, damit die Geier es nicht holten. War er auf dem Fischfang, so blieb das Geschöpflein mutterseelenallein im Haus, dessen Thür aus geflochtenen Ginsterzweigen keinen Verschluß hatte, eines solchen auch nicht bedurfte.

Als die Kleine zum Erstaunen des Vaters am Leben blieb, mußte er schließlich doch daran denken, sie taufen zu lassen. So nahm er denn das Kind an einem Markttag mit sich nach Terracina, wohin er die Fahrt nur bei günstigem Wind unternehmen konnte. Wollte er mit seinen Fischen am frühen Morgen dort eintreffen, mußte er bereits abends fortfahren. Der Täufling lag auf dem Ziegenfell weich gebettet im Vorderteil des Fahrzeugs, neben sich einen zierlich aus Ginsterzweigen geflochtenen Korb, darin Lo Forti für den Geistlichen zwei prächtige Muränen und einen gewaltigen Polypen gethan hatte, während der für den römischen Händler bestimmte Fang, in Körben verpackt, den übrigen Raum des kleinen Nachens einnahm, jede Gattung in einem besonderen Behälter. Da waren die phantastischen Tintenfische und der greuliche Octopus, die schlangenartigen, buntgescheckten Muränen, der unförmliche Fisch „San Pietro“; da waren Hummern und Seelöwen, rote Triglien und blasse Seezungen, nebst vielen andern Arten von Meerbewohnern.

Der Täufling lag in seinem Korb und starrte aus großen Augen in all den Glanz in der Höhe. Ein gewaltiger Seeadler schwebte über dem Nachen, gewahrte die schimmernden Fische, schoß plötzlich pfeilschnell herab, um ebenso rasch mit einer großen Muräne in den Fängen sich wieder zu erheben. Die mächtigen Fittiche streiften das Kind; trotzdem äußerte es beim Anblick des Raubtieres keinerlei Furcht, was den Vater so erfreute, daß er darüber den Verlust des wertvollen Fisches beinahe verschmerzte. Seit einer Stunde hatte er über den Namen gegrübelt, den er der Mutterlosen geben lassen sollte, und keinen gefunden, der ihm klangvoll genug däuchte. Da nahm er den Adler, der sein Kind gestreift, so recht nach römischer Art für ein Omen und beschloß, daß seine Tochter Aquila getauft werden sollte.

In Terracina angelangt, lieferte Lo Forti zuerst dem Händler seine Ware ab, nahm alsdann unter einen Arm das Geflecht mit dem Kinde, unter den andern den Korb voller Fische und begab sich zum Geistlichen. Als dieser jedoch den Namen hörte, den der Vater für seine Tochter bestimmt hatte, weigerte er sich, das Kind zu taufen, weil dieser Name im Kalender nicht verzeichnet stand. Doch Lo Forti wollte von keiner Angela oder Marietta hören, sondern bestand auf der Aquila, worauf der geistliche Herr über den Unchristen mörderisch zu zetern begann und ihn sich packen hieß. Lo Forti nahm gelassen die beiden Körbe unter die Arme und trug sie zu den Kapuzinern, die die Fische nahmen, das Kind flüchtig mit geweihtem Wasser besprengten, dazu etliches Latein murmelten und dem Täufling für ein Gericht guter Fische jeden beliebigen Namen gegeben hätten. Adlerschwingen hatten die kleine Aquila nicht zu erschrecken vermocht; aber bei Weihwasser und Latein begann sie jammervoll zu schreien, welche lebhafte Gemütsäußerung ihr Vater auf seine Art deutete: eine Sant' Aquila würde durch sein Töchterchen nicht in den römisch-katholischen Kalender kommen!

Aquila wuchs auf dem heimatlichen Felseneiland heran wie der Ginster und die jungen Geier, mit denen sie die gelbbraunen funkelnden Augen und die ungebändigte Natur gemeinsam hatte. Sie schien nicht ein Kind ihrer Eltern, sondern eine Tochter der Elemente zu sein. Schon als ganz kleines Ding lehrte ihr Vater sie das Schwimmen, und seitdem tummelte sich der kleine braune Kinderkörper tagtäglich in den Wellen umher, als wäre das winzige Wesen eine junge Najade.

Von den Geiern lernte Aquila den gellenden Aufschrei, der für sie nur den Ausdruck einer elementaren Daseinsfreude bedeutete. Mit solchem markdurchdringenden Jubellaut stürzte sie sich von den Klippen ins Meer, überließ sich den Wogen, die ihr kein Leides zufügten. Oder sie erklomm jauchzend den Fels, wo er am steilsten war, und von dem sie das Geiervolk wegscheuchte, daß es war, als triebe sie es vor sich her und müßte sich selbst in die Luft aufschwingen können. Stand sie dann oben auf dem steilen Gipfel wie schwebend über der glanzvollen Tiefe, so konnte sie wie toll beide Arme über den Kopf werfen und einen wilden Tanz aufführen, welchem aus den strahlenden Lüften herab die Geierschar zuschaute.

Als sie an einem Markttag zum erstenmal ihren Vater nach Terracina begleitete, machte der kleine Ort mit seinen vielen Häusern und dem Menschengewimmel einen überwältigenden Eindruck auf sie. Mit weit offenen, gierigen Augen schaute das Kind auf alles, und als Lo Forti seine Tochter gar in die Kirche führte, wo die Madonna in einem roten Atlaskleid prangte und von Gold und Flitter erstrahlte, da stieß Aquila einen Ruf aus, der genau so klang wie der Schrei eines jungen Geiers, welcher zum erstenmal auf eine Beute sich stürzt. Nur daß das Kind, was vor ihm so gleißte und glänzte, nicht an sich nehmen konnte.

Seit diesem ersten Besuch des Festlandes kauerte Aquila stundenlang am Meere oder auf dem Gipfel und starrte regungslos hinüber nach der entfernten Küste. Namentlich bei Sonnenuntergang, wenn das Gestade wie ein unabsehbares märchenhaftes Goldgeschmeide dem Perlenschimmer des Meeres entstieg und Italiens schönstes Vorgebirge, das Circekap, gleich einem riesengroßen Rubin erglühte, schien der glanzvolle Anblick auf das Gemüt des einsamen Kindes wie ein Zauber zu wirken. Es gedachte dabei des funkelnden Schmuckes am Halse jenes Frauenbildes im Dom zu Terracina, von dem es des Nachts träumte. Aber im Traum sah Aquila die eigne Brust mit lauter Schmuck und Flimmer behangen.

Um diesen Traum nach Möglichkeit wahr zu machen, suchte Aquila am Strande Muscheln und jene winzigen, eckigen bunten Steine, die die Wellen auswarfen und von denen die Bewohner der Geierinsel nicht wußten, daß sie aus versunkenen römischen Landhäusern und Tempeln stammten. Aus diesem glänzenden und glitzernden Material machte sich das Mädchen einen phantastischen Schmuck zurecht, mit dem sie, als wäre sie eine junge Wilde, Arme, Hals und Brust behing, so daß die kleine, feine Gestalt wie ein lebendiges Götzenbildchen herausgeputzt erschien. An langen Winterabenden, wenn in der Hütte das Feuer aus getrockneten Ginsterstauden brannte und der Sturm die Klippen umtoste, kauerte die Tochter des Mannes aus Trastevere auf einem Haufen von Netzen und ließ sich von ihrem Vater von den Frauen erzählen, die auf den Straßen Roms spazierten und einen wirklichen Goldschmuck trugen, gleich der Madonna im Dom von Terracina. Weshalb sollte nicht einmal auch sie, das Fischerkind von der Geierinsel, in solcher Pracht einhergehen können?

II.

Im Menschen ist die Lebensfreude etwas so Unzerstörbares und Unsterbliches, daß sie in keinem Gemüt ganz erstickt werden kann. Sie regt sich in der Seele des Letzten und Unseligsten. Sie drängt hervor, sucht ihr Recht am Dasein, verlangt zu leben und läßt sich nicht stille machen.

So feierte denn auch das armselige Fischervölklein seine Feste. Sie waren dem Himmel geweiht: der süßen Madonna und den guten Heiligen; aber ihre bescheidenen Freuden waren nichtsdestoweniger von dieser Welt.

Auf einem der Klippeneilande lag das kleine Heiligtum. Es war eine Kapelle, zu einer Zeit erbaut, als sich hier die ersten christlichen Fischer angesiedelt hatten. Einstmals waren die Mauern weiß getüncht gewesen, so daß sie weit hinaus glänzten über die türkisblauen Wellen. Wenn die Männer dann von ihrem Fischzuge heimkehrten, es von dem braunen Gestein weiß herüberleuchten sahen, so fühlten sie etwas wie Stolz, daß auch sie ihr Gotteshaus hatten, und sie grüßten den schimmernden Punkt über der unermeßlichen Wasserfläche mit einer Inbrunst, als wären sie Wallfahrer und erblickten die Wunderstätte, wo sie ihr Heil finden sollten.

Aber die Mauern waren längst grau geworden, und sie blieben es auch. Die Stürme hatten an ihnen gerüttelt, daß sie auseinanderzufallen drohten. Neben der Kapelle stand ein unförmlicher Turm, darin ein Glöcklein hing, das einen schrillen, blechernen Ton gab: wenn einigemal des Jahres diese Glocke geläutet wurde, so gellte es wie ein erstickter Klagelaut, wie ein heiserer Verzweiflungsschrei, wie ein leises Wimmern über die Flut, daß die Möwen vor der gespenstischen Stimme erschreckt die Flucht ergriffen.

Drinnen befand sich ein aus Steinen aufgemauerter Altar mit einer jetzt verblaßten, ehemals grellroten und mit Flittergold bestickten Decke. Zwischen zwei Leuchtern aus schlechtem Blech war ein Muttergottesbild aufgestellt: eine häßliche Puppe aus Oelbaumholz, über und über mit Glasperlen und Korallen behangen.

Das Lämplein, das vor dem Muttergottesbild brannte, wurde von einem Fischer gespeist, der jede Woche von einer der Inseln herüberkam, das Gefäß mit Oel zu versorgen — wenn der Sturm ihn landen ließ. Oft vollbrachte der Mann sein frommes Amt unter Todesgefahr.

So armselig das Kirchlein war, wurde es doch von dem Inselvolk hoch verehrt. Für diese Mühseligen und Beladenen war es ein Tempel des Herrn, darin er, wenn der Priester von Terracina mit dem Allerheiligsten dort erschien, leibhaftig wohnte. Der enge Raum vermochte nur wenige Andächtige zu fassen. An den hohen Festtagen mußten die meisten sich begnügen, draußen auf dem harten Felsboden zu knieen, und dennoch fühlten sie sich von der göttlichen Gegenwart umgeben. Das Hauptfest fiel mitten in den Sommer, in die Zeit der Ginsterblüte. Die goldigen Dolden waren die einzigen Blumen, welche die Andächtigen ihrer lieben Himmlischen darbringen konnten. Sie hüllten den Leib der Madonna, den Altar, die Wände innen und außen in den blumigen Glanz ein, daß das kleine Bethaus wie in unirdischer Glorie erstrahlte. Dann begann die Feier.

Zum erstenmal putzte Aquila sich für dieses einzige Fest des Jahres. Ihr Vater hatte für sie in Terracina ein neues Gewand erhandelt: einen langen, faltigen Rock aus grellrotem, schwerem Stoff, ein steifes, mit gelbem Damast bezogenes Mieder und dazu die schmale Schürze: auf apfelgrünem

Grund eine bunte, großblumige Stickerei. Es war eine Pracht, bei deren Anblick das Mädchen einen Schrei ausgestoßen hatte, ihren Geierschrei; denn bisher trug sie nur die alten, abgenutzten Gewänder ihrer toten Mutter am Leibe. Viele Jahre hindurch hatte sie einzig mit ihrem Vater, den Geiern und den Wellen verkehrt, die Inselbewohner hatten fast vergessen, daß Lo Forti eine Tochter besaß. Aber jetzt trug sie ein neues Kleid, und nun würde sie mit ihrem Vater das Fest besuchen! Ihr ganzes Wesen geriet in Aufruhr.

Schon von weitem glänzte ihnen in goldigem Ginsterschmuck das Heiligtum der süßen Himmlischen entgegen. Das kleine Klippeneiland stieg in den Strahlen der Sommersonne wie ein funkelndes, flammendes Juwel aus den hyazinthefarbenen Wellen. Eine fröhliche Brise schwellte die Segel. Von allen Seiten kamen sie herbei, als würden sie magisch angezogen von den gellenden Glockentönen, die wie Geisterstimmen über dem Wasser schwebten.

Von Terracina war ein Kapuzinerpater herübergekommen und hatte das höchste Heiligtum mit sich gebracht, für das vom Strand bis zur Kapelle eine Via triumphalis errichtet worden war: zu beiden Seiten hohe Stecken, dicht mit blühendem Ginster umwunden. Ginstergewinde waren von Stab zu Stab gezogen, Ginsterzweige auf den Weg gestreut. Zu Seiten der leuchtenden Gasse kniete die Gemeinde, als der Ehrwürdige im Priestergewande den Leib des gekreuzigten Heilandes in das Kirchlein führte.

Nachdem der Himmel erhalten, was des Himmels war, kamen für diese armen Kinder der meerumrauschten Einsamkeit die Freuden der Welt an die Reihe. Während es vor dem Sanctuarium zu Ehren der süßen Mutter Gottes und aller guten Heiligen unaufhörlich knatterte und krachte, lagerten sie ringsum, brieten in siedendem Oel Fische und Backwerk und tranken dazu einen purpurroten Wein, der wie Flammen zu Kopf stieg.

Aquila wäre von den Leuten nicht erkannt worden, wenn sie sich nicht in der Begleitung ihres Vaters befunden hätte. Ihr neues, farbenprächtiges Gewand und etwas Besonderes in ihrem Gesicht und Wesen ließen sie fremd erscheinen. Das junge, halbwilde Geschöpf wußte nicht, was Schönheit sei; aber als sie bemerkte, wie man sie anstarrte, als sie die Blicke der Männer auf sich fühlte, überkam sie etwas, das dem dunkeln Bewußtsein von einer geheimnisvollen Macht ähnlich war. Und sie, die Tochter des armseligen Lo Forti, war es, die diese Macht ausüben konnte!

Es war nur ein Augenblick, doch er genügte, um in dieser dumpfen Seele den weiblichsten aller Instinkte zu wecken.

Sie befand sich wie in einem Rausch, der ihr aus den Augen glühte und ihr blasses Gesicht rötete. Als sie vor der Kapelle mitten im Wege kniete, als aus dem Innern des von Ginsterblüten leuchtenden Heiligtums die Stimme des Priesters und der Ton des Meßglöckleins über die Häupter der hingesunkenen Gemeinde hallte, als die fanatische Schar der Beter mit gellenden Stimmen die holdselige Gnadenreiche um Erbarmen anrief, da schrie auch Aquila, von dem allgemeinen frommen Taumel ergriffen, laut auf, schlug sich die Brust und fiel mit dem Gesicht auf den felsigen Boden, daß ihre Stirn blutrünstig ward.

Von Schmerz halb betäubt, richtete sie sich auf, um mit der Hand das Blut wegzuwischen. Aber plötzlich ließ sie den bereits erhobenen Arm sinken. Ihr gegenüber kauerte ein junger Mensch und sah ihr mit einem Blick ins Gesicht, bei dem es sie heiß überlief. Auch sie mußte ihn ansehen. Ohne das rinnende Blut wegzuwischen, stand sie auf.

Dann lagerte sie mit ihrem Vater in dem spärlichen, von den Sonnengluten versengten Grase, durch das raschelnd das glanzvolle Völklein der Lacerten schlüpfte. Die beiden befanden sich abseits von dem Schwarm der Festgenossen; denn trotz der siebzehn Jahre, die er auf seinem Eiland zugebracht, galt Lo Forti als Fremdling und wurde als solcher fast feindselig gemieden. Er war jedoch in der Einsamkeit seines Lebens auch ein einsamer Mensch geworden, so daß der Bann, mit dem man ihn belegt, ihn nicht anfocht; und was Aquila betraf, so war ihr bisher nicht einmal davon das Bewußtsein gekommen. Wenn sie ihren Vater einmal nach Terracina begleitete, war Lo Forti gewöhnlich schon in aller Frühe der erste am Platz. Die Fische wurden dem Händler abgeliefert, Vater und Tochter traten für einige Augenblicke in eine Kirche und befanden sich bereits wieder auf dem Meer, wenn die übrigen Fischer eben erst anlangten. Waren für ihren primitiven Haushalt Anschaffungen nötig, so schiffte der Vater allein hinüber. Fast schien es, als wollte er, einem feinen Instinkte folgend, seine Tochter vor der Erkenntnis hüten, daß sie Gemiedene waren.

Darum hatte er sie auch noch niemals auf das Madonnenfest geführt. Jetzt war es geschehen, und jetzt hatte sie es erfahren: ganz plötzlich, in einem einzigen Augenblick!

„Warum sind wir nicht wie die andern?“

Es war etwas in ihrer Stimme, das sogar Lo Forti erschütterte. Und wie sie ihn dabei ansah! Von den Lagerplätzen her schallten lustige Stimmen und Gelächter zu den beiden Einsamen. Es war zum erstenmal in ihrem Leben, daß Aquila Menschen lachen hörte. Die einzigen Laute in ihrer Welt waren bisher das Rauschen der Wellen, das Brausen der Stürme und das krächzende Geschrei der Geier gewesen. Nun vernahm sie diese, ihr gänzlich fremden Töne der Lebensfreude und sollte schweigend von fern stehen.

Sie wiederholte: „Warum sind wir nicht wie die andern?“

Lo Forti zuckte die Achseln. Er fand nicht gleich eine Antwort. Mit bleichem Gesicht stieß seine Tochter hervor:

„Was thaten wir ihnen, daß sie uns hassen? Denn sie hassen uns.“

„Wir sind Fremde.“

„Fremde?“

„Nun ja. Wir kamen aus Rom, deine Mutter und ich. Dieses Volk ist so dumm. Verachte es.“

Aquila kauerte regungslos in dem gelben Grase und schaute hinüber zu den Fröhlichen, mit denen sie nichts gemein haben sollte, weil sie eine Fremde war. Und sie war doch jung und schön! Sie war so wunderschön, daß sie, wenn sie nur wollte . . .

Sie fuhr zusammen, als wäre sie von einer Schlange gebissen worden. Drüben bei den andern sah sie ihn: den jungen Menschen, der sie vorhin so angeblickt hatte, daß sie über seinem Blick vergessen, sich das Blut von der Wange zu wischen. Er stand unter den andern, hoch und schlank, und sprach mit einem Mädchen, einem häßlichen kleinen Ding; denn fast alle diese Inselfrauen waren häßlich — Madonna, wie häßlich sie waren! Und er sprach mit einer solchen Garstigen. Ja! Und jetzt lachte er. Und was für ein Lachen war das: so jung, so hell, so jauchzend.

Aquila hatte einmal von ihrem Vater gehört, daß in den Augen vieler Menschen eine Macht liege, eine unheilvolle, verderbliche Gewalt. Es sollte Menschen geben, die mit ihren Augen zaubern konnten. Diese Menschen hatten den „bösen Blick“ und wurden gemieden, als wären sie Uebelthäter und Pestkranke. Einst hatte Aquila in Terracina ein Weib gesehen, das mit dem bösen Blick behaftet war. Sie stand ganz allein mitten auf dem Markt und stierte vor sich hin. Sogar die Hunde schienen sich vor der Einsamen zu fürchten.

O, daß sie selbst den bösen Blick hätte! Sie würde dann . . . Ja, ja, das würde sie dann! Böses würde sie den Menschen anthun, die sie mieden, ohne daß sie etwas begangen hatte; verderben würde sie sie! Warum hatte sie heute die Madonna nicht gebeten, ihr den bösen Blick zu geben? Eine hohe, dicke Wachskerze wollte sie der Gottesmutter geloben. Und dazu ein Herz aus dem funkelnden, flammenden Golde, das sie so leidenschaftlich liebte.

Sie war aufgesprungen. Wie eine junge Unholdin stand sie da, in ihrem bunten Gewande, von den Mittagsgluten umzittert, und stierte mit feindseligen Blicken hinüber, wo die schlanke Jünglingsgestalt noch immer bei der andern stand, wo noch immer das helle, jauchzende Lachen ertönte.

Wenn sie mit ihren Augen zaubern könnte, daß er von jenem Mädchen fortträten und — er möchte wollen oder nicht — zu ihr kommen müßte. Ja, wohl, müßte! „Hilf mir, Madonna!“

Fast hätte sie einen lauten Schrei ausgestoßen; denn — er kam! Wahr und wahrhaftig, er kam! Grade, als sie die Madonna darum anrief. Er verließ die andre, die Kleine, Häßliche. Ganz plötzlich verließ er sie und schritt, als müßte es so sein, hin zu ihr, die von allen gemieden ward. Es war nicht anders, als hätte sie in Wahrheit den bösen Blick. Sie hatte ihn auch! Denn nicht ihr Gebet — ihr Blick hatte ihn gezwungen. Und sie empfand bei dieser Vorstellung nicht einmal Grauen. Eine heftige, wilde Freude erfüllte sie, daß sie nichts andres denken konnte als: ‚Er mußte zu dir kommen, du brauchtest es nur zu wollen.‘

Sie erwartete ihn mit der Miene einer Siegerin; dabei gewahrte sie wohl, wie sein Kommen allgemeines Aufsehen erregte. Alle schauten herüber auf die beiden jungen, schönen Menschen, die eine geheimnisvolle Gewalt zu einander hinzog. Lo Forti empfand bei dem Aufsehen, das die Sache erregte, ein heftiges Unbehagen. Er mußte sich zwingen, ruhig liegen zu bleiben, nahm sich jedoch vor, sehr bald mit Aquila heimzuschiffen. Was scherten ihn diese Menschen!

„Trinke!“

Der junge Mann brachte einen Krug und ein Glas mit. Er schenkte ein und reichte es zuerst Lo Forti hin. Dieser nahm es nicht. Es war das eine tödliche Beleidigung, die jedoch der Gekränkte gar nicht zu fühlen schien. Er sah nur Aquila an, goß den Wein, den der Vater verschmäht hatte, auf den Boden, schenkte von neuem ein und reichte das Glas der Tochter.

Aquila nahm es ihm ruhig aus der Hand und trank es bis zum letzten Tropfen aus, ohne den Blick von seinem Gesicht zu wenden. Sie hatte noch niemals Wein getrunken.

Der junge Mensch kümmerte sich nicht weiter um Lo Forti. Mit einer Stimme, aus der sein helles Lachen klang, sagte er:

„Ich bin der Giusé!“

Er sagte es, als müßte Aquila nun ganz genau Bescheid wissen, als müßte die ganze Welt ihn kennen: den „Giusé“. Uebrigens war es ihr vollkommen gleichgültig, ob er der Giusé oder ein andrer war. Sie erwiderte:

„Und ich bin die Aquila von der Geierinsel.“

Jetzt kannten sie sich . . . Aber der Giusé, der gewußt, wer die beiden Gemiedenen waren, hatte trotzdem vor den Augen aller zu ihr hinübergehen und ihr den Wein bringen müssen! (Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp).

Aufgabe 26.

Von B. G. Laws in London.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 23:

W. 1. Sd4—c6
S. 1. Ke4—d5 (f5)
W. 2. Dg1—g5†
S. 2. Kd5—e4, ×c6, e6
W. 3. Sc6—a5, Dg5—g2, Sc6—e7 matt.

A.

S. 1. La7×e6, c6 od. beliebig anders
W. 2. Dg1—d4†
S. 2. Ke4—f5
W. 3. Sc6—e7, Se6—g7 matt.

Schachbriefwechsel.

D. W. W. in Brieg. „Sammler“ ist der Name der Unterhaltungsbeilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“; die Schachrubrik des „Sammler“ wird von M. Kürschner in Nürnberg bearbeitet.

K. F. in Klein-Neusiedl. Bezüglich der Nr. 23 haben Sie recht: sie ist auch durch 1. Dg1—g4† Ke4—d5! 2. e2—e4† Kd5—c4, e5 3. Dg4—e2, f5 (matt) lösbar. Die Hinzufügung eines schwarzen Bh5 verhindert diese zweite Lösung.

Dr. Th. Sch. in Schaffhausen. Den Dreizüger Kh5, f7 sahen wir schon in der „N. Z. Z.“, er ist also für uns kein Originalbeitrag mehr. Im übrigen verbindlichen Dank. — Wegen Nr. 23 siehe vorstehend.

C. L. in Hamburg. Zu Nr. 23 wird Ihr Lösungsversuch 1. Dh8—e5 durch Th2—h5! 2. De5×e4 Sb7—c5! widerlegt.

E. H. in Stuttgart. Der eingesandte Dreizüger ist zwar leicht, aber doch nicht ohne Pointe; wir werden ihn gelegentlich verwenden. Freundlichen Dank!

Richtige Lösungen sandten ferner ein: W. Scheuler in Striegau zu 19; D. W. Weigt in Brieg zu 20; August Höse in Lodz zu 20 und 21; Karl Fritsch in Kl.-Neusiedl bei Wien zu 21, 22, 23.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 39.

Aus Zeit und Leben.

Vor dem Mühlenthore.

Dükeranlage zwischen dem Mühlen- und Hurterthor.

Hurterthor-Brücke.

Beim Burgthor.

Schleuse im Bau.

Nach photographischen Aufnahmen von Julius Krause in Lübeck.

Bilder vom Lübecker Kanalbau. (Zu dem Artikel: „Die Ostsee-Mündung der Elbe", Seite 629.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Litteratur.

– Das romantische Waldgebirge im Herzen Deutschlands hat wohl noch nie eine so vorzügliche Schilderung erfahren, als sie ihm eben durch Hans Hoffmann, den feinsinnigen Roman- und Novellendichter, in dem Buche „Der Harz“ zu teil geworden ist (Leipzig, C. F. Amelang). Seit Jahren in dem anmutigen Städtchen Wernigerode seßhaft, hat der Autor seine neue Heimat nach allen Richtungen durchstreift, Land und Leute gründlich studiert, und wo zur rechten Kenntnis der Verhältnisse sein eignes Wissen nicht ausreichte, hat er hervorragende Fachgelehrte herbeigezogen. So behandeln die Professoren von Koenen, Marshall und Peter die Naturgeschichte, Professor Regel die Geographie, Major Dr. Förtsch das Vorgeschichtliche und Archivrat Dr. Jacobs Geschichte und Kulturgeschichte. Es ist also in Bezug auf die strenge Wissenschaft den höchsten Anforderungen entsprochen, ohne daß jedoch, wie besonders hervorgehoben sei, den Lesern trockene Gelehrsamkeit zugemutet würde, vielmehr sind auch diese einleitenden Abschnitte anziehend und allgemein verständlich. Den Hauptreiz des Buches bildet allerdings die frische, farbenreiche Schilderung aus der Feder Hans Hoffmanns, der eben auch hier den Poeten nicht verleugnet. Selbst genaue Kenner des Harzes werden finden, daß er überall richtig gesehen und das Wahrgenommene glücklich wiedergegeben hat. Freilich dürfte es manchem Leser, dem gewisse Plätzchen in lieber Erinnerung sind, scheinen, als ob der Autor hie und da noch ausführlicher hätte sein dürfen, aber eine gewisse Beschränkung war doch geboten, damit das Buch nicht zu umfangreich würde. Bildet es doch bereits einen 350 Seiten starken Band in Großquartformat. Der Bilderschmuck besteht aus siebzehn ganzseitigen Ansichten und zahlreichen Textillustrationen. Die ganze Ausstattung zeugt von vornehmem Geschmack.

— Aus Braumüllers Badebibliothek liegt eine Reihe empfehlenswerter Führer und Ratgeber vor: „Johannisbad im Riesengebirge“ von Dr. Fritz Knaur, „Die warmen Quellen Gasteins“ von Dr. Ludwig Wick, „Klimatischer Kurort Arco in Südtirol“ von Dr. Oskar Gerke, „Kurort Gießhübl-Sauerbrunn“ von Dr. Joseph Löschner und Dr. Wilhelm Gastl, „Kurort Rohitsch-Sauerbrunn“ von Dr. J. Hoisel und „Schlammbad Pistyan“ von Dr. Coloman von Feder. Allen diesen, zum Teil schon in vielfacher Auflage vorliegenden Werken sind Abbildungen oder Pläne beigegeben (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller). — Besonders reich ausgestattet ist der bei Bruckmann in München erschienene Reiseführer durch die Gelände des Bodensees von Gsell-Fels, in der neuen Auflage redigiert von K. von Arx, und den Besuchern des schönen Isarathen empfehlen sich die „Münchener Fremden-Rundfahrten“, vom gleichen Verlage herausgegeben. — Ueber die auf rein praktischen Nutzen berechneten Reiseführer erhebt sich das Buch „Von der Zugspitze in die Dolomiten“ von K. Schmidt-Buhl (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut). Es ist die frisch geschriebene, von vielen Abbildungen begleitete Schilderung einer fröhlichen Sommerfahrt, die gewiß manchen Leser verlocken wird, dem Erzähler auf seinen Pfaden nachzufolgen.

— Alois Brandls Shakespeare-Ausgabe liegt nunmehr in zehn Bänden vollständig vor (Leipzig, Bibliographisches Institut). Die beiden letzten von uns noch nicht erwähnten Bände enthalten die Komödien: „Was ihr wollt“, „Wie es euch gefällt“, „Ende gut, alles gut“ und „Maß für Maß“, ferner die mit der Bezeichnung „Romanzen“ bedachten Dramen: „Cymbeline“, „Wintermärchen“ und „Sturm“. Den Schluß bildet ein Register der in den Dramen vorkommenden wie der in den Einleitungen und Anmerkungen erwähnten Personen. Die Vorzüge dieser Shakespeare-Ausgabe, die sich den früheren Klassikerausgaben des Verlages würdig anreiht, haben wir schon wiederholt hervorgekehrt. Professor Dr. Alois Brandl gehört zu den ersten Shakespeare-Kennern der Gegenwart, und er besitzt die besondere Gabe, das Ergebnis seiner Forschungen dem Leser in leicht verständlicher und knapper Darlegung vorzutragen. Seine Einleitungen und erläuternden Anmerkungen können in ihrer klaren und kurzen Fassung als mustergültig bezeichnet werden.

Briefmappe.

G. v. D. in L. Ueber das Wesen und den Fortschritt der „Deutschen Volks- und Jugendspiele“ können Sie sich durch das von den Vorsitzenden des Zentralausschusses, E. von Schenckendorff, und Dr. F. A. Schmidt herausgegebene Jahrbuch genau unterrichten (Leipzig, R. Voigtländer). Einen klaren Ueberblick über die Erfolge der rühmlichen Bestrebungen erhält man erst aus diesem, jetzt im achten Jahrgange vorliegenden Werke.

M. G. in F. Wenden Sie sich an den Vorstand der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Doberan in Mecklenburg, der Ihnen den Führer durch dieses bekannte Stahl- und Eisenmoorbad unentgeltlich zusenden wird.

E. M. in St. Mögen Sie sich aus dem reich illustrierten Buche „Unsre Bäume und Sträucher“ von Dr. B. Plüß unterrichten, das bereits in fünfter Auflage erscheint (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung). Das Werk ist eine Ergänzung des nicht minder trefflichen „Blumenbüchleins“ von dem gleichen Verfasser, das wir in Nr. 33 empfohlen haben.

H. B. in Melbourne. Mögen Sie sich von F. Soenneckens Verlag in Bonn die Exportpreisliste kommen lassen. Ueber alles, was in den Bereich der Schreibmaterialien fällt, erteilt das reich illustrierte, in vier Sprachen abgefaßte Heft eingehende Auskunft.

P. N. in L. Die Neubauten der Technischen Hochschule in Karlsruhe haben wir in Nr. 34 in Wort und Bild behandelt. Näheres über das elektrotechnische Institut bringt eine vom Direktor desselben, Professor E. Arnold, verfaßte, von zahlreichen Abbildungen begleitete Schrift (Berlin, Julius Springer).

Oskar B. in S., A. H. in St. Mit Dank abgelehnt.

☞ Wegen Mangels an Raum fallen diesmal die Rätselaufgaben und -Lösungen weg.

Sehr vorteilhaftes Anerbieten

für die

verehrlichen Abonnenten

von

„Ueber Land und Meer".

Emile Erhard (Emilie von Warburg).

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

Emile Erhard hat die deutsche Leserwelt mit jedem neuerschienenen Werke seiner Feder gefesselt, mit keinem aber wohl in dem Grade, wie mit obigem Roman, der als seine reifste und inhaltschwerste Schöpfung angesehen werden kann und dem eine hohe Kunst des scheinbar ganz natürlich und schlicht sich entwickelnden Vortrags nachzurühmen ist. Die Hauptverwicklungen dieses Romans fußen auf einem altmecklenburgischen Rechte, vermöge dessen an Stelle eines fehlenden männlichen Majoratserben die Tochter eines Lehnsherrn unter gewissen Bedingungen das Erbe einer Lehnsherrschaft antreten kann. So sehr aber auch die Titelheldin sich durch ihr tief und edel angelegtes Wesen in die Herzen der Leser einschmeichelt, noch näher tritt uns ihr energischer Vetter, der prächtige Curd von Oldenfleth. Wir begleiten ihn ins Kadettenhaus und auf die Rennbahn, beobachten ihn als strammen Offizier bei den Konflikten des Jahres 1848 und auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866, dessen kriegerische Entwicklungen mit ebenso erstaunlicher Sachkenntnis als plastischer Darstellungskraft geschildert sind, und sehen ihn zuletzt nach langen Irrfahrten in den Hafen einlaufen, der diesem hochgemuten Odysseus endlich die Befriedigung seiner Herzenswünsche bringt. Um die Geschicke der beiden Hauptpersonen aber rankt sich eine Fülle fesselnder Episoden, durch welche der Verfasser bethätigt, daß er das Leben der untersten Volksklassen nicht minder mit vollem Verständnis und warmem Herzen erfaßt hat als dasjenige der gebildeten Stände und der vornehmen Welt.

Gefälligst umwenden!

Den Bestellschein bitten hier abzutrennen!

An ....

Buchhandlung in ....

Unterzeichnete bestellt hiermit

...... Expl. **Deutsche Romanbibliothek.**

Jahrgang 1886.

2 Bände. Geheftet in Umschlag zum ermäßigten Preise von M. 3.—
2 Bände. Gebunden in Leinwand zum ermäßigten Preise von M. 5.—
(Das Nichtgewünschte bitten durchzustreichen.)

und ersucht um Zusendung unter Nachnahme — Betrag liegt hier bei — folgt per Postanweisung.

Name und Stand:

....

Wohnort, Straße und Hausnummer:

....

Um recht deutliche Schrift wird freundlichst gebeten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

No 40.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung

von

Adele Hindermann.

X.

Die letzten zwei Wochen brachten allerlei Erfreuliches.

Leni hat eine Valentine geleistet, die ihr vielleicht ein Hoftheater-Engagement einbringen wird; Else Dorns Gastspiel in Köln ist, allen bösen Vorahnungen zum Trotz, ein Triumph ihrer Künstlerschaft über ihre Magerkeit gewesen und hat zum Kontraktabschluß geführt; Sturm steht mit dem Deutschen Theater in Berlin in schon sehr weit gediehener Engagementsunterhandlung — allerdings erst für übernächsten Winter, denn vorher muß er sein Jahr abdienen; und viertens, was das gesamte Theatervölkchen am meisten bewegt hat — Castell und die Franke tragen funkelnagelneue Trauringe.

„Gott sei Dank!“ sagten Leni und ich, als wir davon hörten.

„Gott sei Dank!“ brummte der Direktor.

„Jott sei Dank!“ begrüßte Frau Peilecke die Nachricht.

Die stumme Toleranz, mit der das schiefe Verhältnis dieser beiden sonst sehr beliebten Leutchen seitens des ganzen Theaters bisher angesehen wurde — mochte sich nun Widerwille, Verachtung oder Gleichgültigkeit darunter verbergen —, diese Toleranz hat einem allgemeinen Aufatmen Platz gemacht. Jetzt erst, nachdem Standesamt und Kirche zu ihrem Recht gekommen, zeigt es sich, wie peinlich nicht nur die Elite der Kollegenschaft, sondern auch die nicht durch Bildung verfeinerten Elemente dieser kleinen Welt, bis zu den Garderobenfrauen und Bühnenarbeitern herab, dieses ungeklärte Verhältnis empfunden haben.

„Frau Castell — Frau Castell“ — das hört man überall mit Ostentation aussprechen, mit dem behaglichen Empfinden, einen Fleck an der allgemeinen Ehre, der Standesehre, nun getilgt zu wissen.

Publikus merkt natürlich nichts von all dem bunten Treiben.

Nur als man anstatt „Frau Franke“ „Frau Castell-Franke“ auf dem Zettel las, erinnert sich der eine oder andre dunkel, daß die kleine, blonde Frau während der Hugenottenvorstellung in einem seltsam feierlichen, schwarzen Seidenkleid im Parkett gesessen und nachher im Korridor so eine Art Gratulationscour der Kollegen abgenommen habe.

Alles, was nicht auf der Bühne zu mimen hatte, war gekommen, dem jungen Paar seine Glückwünsche zu bringen. Als ich mit Herrn und Frau Ellerdissen hinzukam, bemerkte ich sogar unsre beiden alten Damen, welche diesem „schrecklichen Paar“ sonst in weitem Bogen aus dem Wege gegangen waren.

Frau Doktor Steinbrügges feines, altes Gesicht sah unendlich

Nach dem im Verlage von O. Troitzsch in Berlin erschienenen Farbenlichtdruck.

Husch, husch! Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

gütig zu der jungen Frau herab — das Herabsehen nur dank einer Treppenstufe —, und die Leutseligkeit, mit der Frau Dorn ihrem Standesbewußtsein als Majorstochter einen Ruck gab, war wohl zum Teil auf die große Glückseligkeit zurückzuführen, die sie seit Elses Kontraktabschluß erfüllte.

Der junge Ehemann, dem wir unsern Glückwunsch darbrachten — Frau Castell war noch von den beiden alten Damen in Anspruch genommen —, quittierte mit einem seiner urkräftigen Händedrücke.

„Ich danke euch, Kinder, danke euch von ganzem Herzen," — das galt für den ganzen Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, — „aber daß ihr heut nicht alle meine Gäste seid, seht, das thut mir in der Seele leid! Ich hatte mir das so hübsch gedacht: ein exquisites kleines Souper nach der Komödie bei Peuermann; das Menü stand bei mir schon seit Wochen fest, auch die Weine; und ein paar Pullen Heidsieck, um würdig auf unser neues Leben anzustoßen. Alle hätt' ich euch dabei haben wollen, alle! Der Peuermann würde es mir mit Kußhand gepumpt haben, denn ich bin ihm kaum noch fünfzig Mark schuldig. Aber, was meint ihr wohl? Sie will nicht. ‚Sparen', sagt der kleine Hausdrache. ‚Den Heidsieck trinken wir, wenn wir keinen Pfennig Schulden mehr haben werden.' Glaubt ihr, daß es so etwas überhaupt giebt?"

„Ich glaube, daß Sie eine sehr vernünftige Frau haben, Castell," sagte Ellerdissen langsam; „danken Sie Gott, und küssen Sie ihr die Hand dafür. Habe ich recht, Lilia?"

Frau Lilias rothaariger Kopf neigte sich zustimmend. Eine feine Röte war bis in ihre schneeweiße Stirn gestiegen.

Dann schob sie plötzlich ihren Arm unter den meinen: „Kommen Sie, er macht wieder seine strengen Augen; gehen wir ein bißchen herum."

„Sie zittern ja — weshalb?" Ich fühlte, wie ihre Hand auf meinem Arm leise vibrierte.

„Es sind heut wieder ein paar Rechnungen gekommen!" stieß sie heraus.

Der Gedanke an diese unglückliche Wirtschaft lastet seit Wochen auf mir, seit ich die junge Frau näher kennen gelernt und einen Blick in die halb geniale, halb vernachlässigte Häuslichkeit geworfen habe.

Vier möblierte Zimmer, deren öde Chambre garnie-Eleganz sich schlecht mit all den bizarren Dingen verträgt, die Ellerdissen während seiner Berliner Zeit auf Kunstauktionen zusammengekauft hat.

Neben der traditionellen Fächerdekoration aus dem Fünfzigpfennigbazar ein Empirewandschränkchen mit grünseidener Gardine, Djidjimdecken, die die formlose Gestalt moderner Fauteuils zu kaschieren bemüht sind, Radierungen neben furchtbaren Oeldrucken an den Wänden; ein Stück herrlicher englischer Velvet, mit stilisierten Schwertlilien hinter der Ottomane über die Wand gespannt, schreit geradezu nach dem ruhigen Hintergrund einer neutralen Tapete — überall das mühselige Bestreben, die Umgebung, in der zu leben man gezwungen ist, nach Möglichkeit mit den Ansprüchen persönlichen Geschmacks in Einklang zu bringen.

Und inmitten dieser zusammengewürfelten Umgebung die hohe Reckengestalt des Hausherrn mit dem nervösen Zug um den Mund, die rothaarige Frau mit den weißen, unpraktischen Händen, das Baby, Lilia II., dessen süßes Puppengesichtchen erstaunt aus den blauen Wagengardinen guckt, das „Fräulein", ein junges Mädchen, das nicht vorgestellt wird, von der Wirtschaft nichts versteht, aber mit dem Kinde sehr lieb ist, und eine klobige Aufwärterin mit dem scheinheiligen Gesicht einer Betschwester, die sich über die nackten Gestalten in der „Jugend" entsetzt, aber nie versäumt, das Blatt, mit dem Besen in der Hand — von A bis Z durchzulesen.

Als das Fräulein den Kaffeetisch abräumte, reichte ihr Frau Ellerdissen, ohne sich im Gespräch mit mir stören zu lassen, zwei Zigaretten herüber.

„Raucht das Fräulein?"

„So hin und wieder," nickte die Hausfrau gelassen; „ich gestatte ihr das gern, weil sie an dem Kinde sehr hängt. Uebrigens, sie bläst prachtvolle Ringe."

Sie sagte das in einem Ton, in dem eine andre Hausfrau vielleicht konstatiert haben würde: ‚Sie versteht eine prachtvolle Mayonnaise zu machen.'

Ellerdissens Worte fielen mir ein: „— sie lassen auch immer das Feuer ausgehen!"

Ja, ich glaube es wohl. Diese drei Frauen stehen sich in der kleinen Wirtschaft gegenseitig im Wege. Hier fehlte ein Paar tüchtiger, zielbewußter Hände.

Dies alles stand wieder vor meinem Auge, als ich mit der jungen Frau durch die Theaterkorridore schlenderte.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfangen soll!" brach sie endlich das Schweigen.

„Was denn?"

„Nun, wirtschaften, auskommen, nicht mehr verbrauchen, als ich habe."

„Ich möchte Ihnen gern helfen und raten, aber schließlich sind Sie doch selbst Hausfrau!"

„Ach, lieber Himmel, ich — Hausfrau! Das ist es ja eben. Ich verstehe einfach nichts davon. Bedenken Sie doch: in Pensionen groß geworden, — Mama starb sehr früh, und Papa fast immer auf Gastreisen — was sollte er mit einem kleinen Mädchen wohl anfangen?"

„So war Ihr Herr Vater auch am Theater?"

Sie sah mich ein wenig verwundert an. „Friedrich Dahlmann ist mein Vater. Wußten Sie das nicht?"

Nein, das hatte ich in der That nicht gewußt. Sie die Tochter Friedrich Dahlmanns, dieses ganz Großen unter den Schauspielern!

„Nun, sehen Sie," fuhr Lilia fort, „als ich endlich mit siebzehn Jahren nach Hause kam, den Kopf voll von allerhand Bücherkram, war ich seelenfroh, meine Tage nun vertändeln zu dürfen. Für die Wirtschaft sorgte unsre alte Christine; ich glaube, sie hat uns gründlich bestohlen, denn kürzlich entdeckte Papa, daß sie sich in den zwanzig Jahren, seit sie bei uns ist, über sechstausend Mark gespart hat. Oder waren es sechzehnhundert? Es können aber auch — mein Gott, ich habe so gar kein Gedächtnis und keine Schätzung für Geld."

„Das ist aber sehr böse, liebe Frau Ellerdissen."

„Sehr böse? Es ist geradezu ein Unglück. Es wird mich noch die Liebe meines Mannes kosten. Glauben Sie mir, wir sind sehr zu beklagen, alle beide. Besonders er. Er reibt sich langsam auf bei der häuslichen Misere. Wissen Sie, daß der arme Mann sich um jede Bagatelle im Haushalt persönlich kümmern muß? Er thut mir in der Seele leid."

Sie sprach von sich selbst wie von einer fremden Person, deren Verhalten sie auf das schärfste mißbilligte.

Wir waren am äußersten Ende des Korridors stehen geblieben. Die junge Frau zerrte erregt an einem silbernen Gürtelanhänger; ihr prachtvolles Haar flimmerte im Licht des fünfarmigen Wandleuchters, unter dem sie stand.

Ich war im stillen froh, als jetzt die elektrische Klingel den Wiederbeginn der Vorstellung anzeigte.

Leni! Während einer Viertelstunde hatte ich sie über all den andern Eindrücken fast vergessen.

Sie neckt mich ohnehin schon immer, daß ich mich nicht nur für das Schauspiel mehr interessiere als für die Oper, zu der ich doch naturgemäß gehöre, sondern mich auch noch mit den Leiden und Freuden sämtlicher Bühnenangehörigen bis zum technischen Personal herunter Tag und Nacht „herumschlage", wie sie behauptet.

Jetzt stand sie mit einem Schlage wieder voll im Vordergrunde meiner Interessen.

Aber eine schlechte Schwester bin ich doch! Ich habe die Pause vorübergehen lassen, ohne zu ihr zu gehen und ihr zu sagen: ‚Der fremde Kapellmeister vom Hoftheater zu W., der deiner „Valentine" wegen sich angemeldet hatte, ist thatsächlich gekommen; er sitzt in der zweiten Reihe der Orchesterfauteuils, ein kleiner, grauhaariger Herr mit goldenem Klemmer. Und du hast sehr schön gesungen, mein Liebling, die Stimme klingt und schwingt und trägt wie lange nicht; nimm nun dein ganzes Feuer zusammen für den nächsten, schwierigsten Akt, und der alte Herr muß platt sein.' — Dies alles hatte ich nicht gethan und gesagt, und sie braucht ein wenig Anfeuerung bei ihrer unbarmherzigen Selbstkritik.

Ich bin eine schlechte Schwester!

Das gestand ich mir kleinlaut, als ich die Treppen zur kleinen Künstlerloge hinaufeilte.

Und nun teilt sich meine gespannte Aufmerksamkeit zwischen der Bühne und dem kleinen, grauen Herrn da unter mir.

Keine seiner Bewegungen entgeht mir. Wenn er sich vorneigt, wenn er die Arme kreuzt, wenn er das Glas ans Auge hebt — wer doch durch diesen etwas kahlen Schädel durchgucken und seine Gedanken lesen könnte! Wenn es etwas wie Fernwirkung wirklich giebt, so muß ihm die diskret überkämmte Glatze gebrannt haben von meinen Blicken.

Leni sieht sehr gut aus in dem rotsamtnen Edelfräuleingewand. Wie sie mit der Schleppe zurechtkommt! Ja, das Königinnenhafte liegt ihr nun einmal.

Aber nebenbei konstatiere ich, daß die Schwere des Stoffes die Vorderbahn etwas in die Höhe gezogen hat; doppelt bemerkbar, weil die Bühne nach dem Hintergrunde zu ansteigt. Zwei Fingerbreit müssen angesetzt werden — gleich morgen — hab' ich noch roten Plüsch? Ja. Ich machte einen Knoten ins Taschentuch.

Die große Scene mit Raoul naht heran. Da heißt es zeigen, ob man Temperament hat. Wenn sie nur genügend aus sich herausgeht — sie hält so leicht zurück — sehr schön im Leben, aber nicht auf der Bühne, im höchsten Affekt. Mit vornehmer Reserve ist hier nichts zu wollen.

Ich bin ganz Auge und ganz Ohr. Herrgott, wie die Stimme klingt — ich meine, sie nie so voluminös und glockenrein gehört zu haben. Das ist echte dramatische Kraft. Es scheint, sie berauscht sich an den eignen Tönen. Das bleibt auch aufs Spiel nicht ohne Wirkung. Sie steht über dem Angelernten; die Lehrsätze ihrer Meisterin brechen nicht mehr als solche durch. Die Scene reißt sie hin, und sie reißt ihre Zuhörer hin. Ich sehe nicht mehr meine Schwester — ich sehe eine Künstlerin! Mich überrieselt's — weit neige ich mich vor — der kleine, graue Herr da unten auch, ich hatte ihn fast vergessen — alles neigt sich vor — das ganze, vielhundertköpfige Auditorium ist wie im Bann.

Wie sie zur Thür stürzt, Raoul den Ausgang zu verwehren — das ist nicht mehr der zaghafte Schritt der Anfängerin, die mit den Raumverhältnissen rechnet —, das ist das spontane Vorgehen leidenschaftlichster Erregung.

Die Scene ist eine Glanzleistung. Ich habe alles um mich her vergessen, selbst den kleinen, grauen Herrn, von dem eine Wendung unsers Schicksals abhängt. Nur zu meiner Mutter führt mich ein plötzliches Sehnen — wäre sie hier! Ob das Entsetzen vor den „Schminklappen" standhalten würde diesem Moment gegenüber?

„Raoul — ich liebe dich!"

Es geht wie ein Erschauern durch den Saal, als sie, ihren Kopf an seine Hand schmiegend, langsam an ihm niedersinkt.

Irgend jemand ruft ein halbersticktes Bravo, Bravo auch an andrer Stelle — es bricht ein tosender Beifall los auf allen Rängen.

„Donnerwetter!" murmelt eine Kollegenstimme neben mir. Kollegenerfolg — das ist so ziemlich das Höchste. Ich weiß aber nicht, wer's gesprochen hat. Als ob ich noch wüßte, wer neben mir sitzt!

Mir rinnen zwei Thränen über das Gesicht — ich beeile mich gar nicht, sie fortzuwischen.

Leni!

Und das lebt neben mir tagtäglich, das necke ich und zanke ich aus und behandle es wie meinesgleichen! Das ist das kleine — große verfrorene Mädchen im dunkeln, unscheinbaren Kleid, das abgespannt von den Proben nach Haus kommt, das wie ein Kind mit seinen lumpigen paar Goldstücken spielt und sich übermütig um ein Praliné mit mir durchs Zimmer jagt — das!

Ich glaube, ich werde nie mehr mit ihr so ulken können nach diesem Abend.

Aber nun drängt es mich zu ihr. Ich taumele halb schwindelig die Treppen hinunter. Daß mich nur niemand aufhält — ein paar Damen vom Schauspiel sind hinter mir.

„Fräulein Witt — Fräulein Witt, so hören Sie doch!" — das ist die Naive, Valeska Kasinski, die immer bedeutend verlobt ist. Augenblicklich mit dem Spielbaryton, der heute den Nevers singt.

Ich winke ab mit großartiger Handbewegung. „Ein andermal, schöne Gräfin."

„Nicht einmal eine kleine Lüge," höre ich sie lachend weitercitieren, dann stehe ich unten.

In den Korridoren wogt es; das Haus ist fast ausverkauft.

Ich dränge mich durch die Gruppen, nur wenn Lenis Name an mein Ohr schlägt, hemme ich ein wenig den Schritt.

„Nein — die Witt — entzückend — hinreißend!" in allen Tonarten höre ich es. Eine süße Musik für mich, selbst aus der rauhesten Kehle.

Ich eile weiter, rechts und links heimlich Lorbeeren sammelnd.

Ich recke mich. Einen halben Kopf mindestens bin ich größer als sonst. Sieht man mir denn nicht an, daß ich die Schwester bin?

Ja, man sieht es.

„Aber, wie ist es denn möglich — da läuft sie ja, die Witt!"

Man starrt zu mir herüber und begreift nicht —

„Nicht doch — die Schwester," belehrt ein alter Theaterabonnent.

„So was von Aehnlichkeit!"

Aehnlichkeit — lieber Himmel! Ich armes, talentloses Geschöpf! Nie war ich ihr unähnlicher als heute.

Ich gebrauche meine Ellbogen. Endlich stehe ich in der Garderobe.

„Kleinchen!"

„Lisbeth!"

Wir lagen uns — nicht doch, in den Armen lagen wir uns nicht, Zärtlichkeitsausbrüche vor Kolleginnen — unmöglich! Aber ich preßte heimlich ihre Hand, daß sie ein Gesicht schnitt.

Sie hielt einen großen Lorbeerkranz hoch, der ihr soeben beim Aktschluß über die Rampe gereicht worden war.

„Was sagst du nun?" Es klang wie erstickter Jubel.

„Bist ein großes Tier, nun wirklich!" flüsterte ich glücklich.

„War E. drin — ist er gekommen?"

„Ja."

„Und glaubst du, daß ich — daß er —"

„Ja, sicher. Wenigstens hat er sich manchmal so weit vorgeneigt, daß er mit der Nase fast auf den Rockkragen seines Vordermannes tippte."

Ihr geschminktes Gesicht strahlte. „Lisbeth, wenn das was würde — dann radeln wir beide, was? Ach, ich könnte die ganze Welt umarmen!"

„Ich auch."

„Wirst du nun noch sagen, ich hätte kein Feuer?"

„Nein; hast sogar den guten Armbrecht angesteckt."

„Siehst du! Und das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit! Diese fürchterliche Korrektheit! Der Mann hätte Standesbeamter oder Bureauvorsteher werden sollen. Mit guter Stimme und sicheren Einsätzen ist's wahrhaftig nicht allein gethan. Aber ich hab' ihn doch mitgerissen, hab' ich nicht?"

Und nun lud ich flüsternd alle Lorbeeren ab, die ich unterwegs für sie gesammelt hatte — ihre leuchtenden Augen tranken mir die Worte vom Munde.

Um uns her wirtschafteten die Garderobieren. Ich zupfte Elsbeth Steinbrügge an ihrer Perücke herum und warf der Großmann vor, daß sie ihre Pagenarie im ersten Akt schlechtweg „verhunzt" hätte.

„Ich hab' eben keine besondere Koloratur," gähnte die Großmann und kramte in einer Mappe mit Holzbrandvorlagen, die ihr irgend jemand geliehen hatte.

„Ein Faulpelz sind Sie, liebe Großmann!" ereiferte sich Elsbeth. Sie sah sehr drollig aus in ihrer königlichen Robe, als Margarete von Valois, mit dem kleinen, feinen Köpfchen — viel zu zierlich für die Fernwirkung —, auf dem das eigne, dünne Blondhaar fest und knapp zusammengesteckt war. Die Perücke hatte sie abgesetzt, weil sie eine Haarnadel „pickte".

„Und mit dem Orchester waren Sie auch einmal bedenklich auseinander," tadelte Elsbeth ernst.

„Ach, gehen Sie mir mit dem Orchester," gab die schläfrige Soubrette zurück, „das ist überhaupt immer hämisch zu mir. Kaum, daß sie mich noch grüßen. Dumme Gesellschaft — thut mir gern jeden Tort an. Um die paar lumpigen Einsätze, die ich mal verfehlt hab'."

„Lumpige Einsätze ist gut," raunte Leni und verbiß sich ein Lachen.

XI.

Weihnachtszeit.

Man spielt vor ziemlich leeren Häusern, alle Welt hat anderweitig zu thun.

Solistinnen und Choristinnen bringen kleine, feine Handarbeiten mit ins Theater, um jeden Augenblick der Muße verwerten zu können; bunte Seidenfäden liegen zwischen den Schminkdosen umher, und die Großmann scheint en gros zu brennen, wenigstens weicht der Geruch verkohlten Holzes gar nicht mehr aus ihren Kleidern. Den Prinz-Gemahl sieht man kaum noch im Theater, weil er seit Wochen an einer großen Burg mit Springbrunnen für seinen Jungen klebt und bastelt; die bedeutend verlobte Kasinski stickt für ihren Spielbaryton an irgend einem Etwas von rotem Plüsch, das später eine Kragenschachtel werden soll, und Frau Castell-Frankes fleißige Hände verarbeiten auf langen, klappernden Holznadeln lose Maschen von zartblauer Wolle zu einem Unterröckchen für ihre kleine Stieftochter.

Frau Ellerbissen zeigt mir stolz ein aus gelben Zigarrenbändern sorgfältig zusammengenähtes Tändeltuch mit rotem Saum, das ihr Mann sich für elegante Salonrollen gewünscht habe, und der kleine Requisiteur kostet die Seligkeit des Schaffens an einer Laubsägearbeit, über deren Fortgang er mich allabendlich genau orientiert. Es handelt sich um ein Wandbort, mit dem er seine Mutter überraschen will: ein ausgesägtes Eichenblattmuster, mit rosa Seidenpapier hinterlegt — wenn es mir einer schenkte, würde ich ihn wahrscheinlich verklagen —, ich stimme aber begeistert zu, wenn er mir ausmalt, daß er sein Werk mit zwei künstlichen Rosensträußchen in kleinen Glasvasen zu krönen gedenkt.

Jener undefinierbare Weihnachtszauber, der seit Jahrhunderten diesen kurzen Dezembertagen nun einmal anhaftet, schleicht sich in die Kulissen und Garderoben des Theaters sowohl wie in die nüchternen Korridore solider Bürgerhäuser und die verwohnten Stübchen der kleinen Leute.

Die liebe, närrische Geheimniskrämerei, die geplanten Ueberraschungen, das pfiffige Aushorchen der gegenseitigen Wünsche, die kleinen Ueberschreitungen des Etats aus Herzensgüte — alles dasselbe, hier wie dort.

Auf den geschminkten Lippen der Hochdramatischen, wenn sie von dem Baukasten für ihr Mäxchen spricht, dasselbe frohe Lächeln, mit dem jede andre Mutter Puppenkleider näht, derselbe liebevolle Eifer in den schwarzumränderten Augen der Kasinski oder der kleinen Steinbrügge, wenn sie an den glatten Seidenfäden ziehen, wie in dem sehr ungeschminkten Gesicht einer für ihren Liebsten stichelnden Pastorentochter.

Hier und da liegt ein abgerissenes Tannenzweiglein in den Garderoben umher — der Himmel mag wissen, wie es dahin kommt — und unsre Heroine, mit dem Märchennamen Frau Holle — sie ist die Gattin des Opernregisseurs —, bringt in ihren Kleidern einen schwachen Duft von allerhand Weihnachtsgebäck mit sich.

Als glückliche Mutter von vier Söhnen, zwischen Prima und Quinta, läßt sie es sich nicht nehmen, die Aermel an ihren klassischen Armen hochzustreifen und eigenhändig ihre Weihnachtsstollen zu backen, wobei das Jungensvolk die Mandeln abschälen darf. Von dem Quintaner verlangen seine Herren Brüder, daß er dabei pfeift.

Eine prächtige Familie überhaupt, diese Holles. Die Eltern beziehen eine ziemlich hohe Gage und haben außerdem noch die Rente eines kleinen Vermögens, das der Vater sich als ehemaliger gefeierter Heldentenor erworben hat. Ueber Frau Holles edelgeformten Tragödinnenzügen, die auf der Bühne noch prächtig wirken, liegt die sonnige Heiterkeit einer glücklichen Familienmutter, und wenn sie mit ihren beiden Aeltesten ausradelt — wegen einer leisen Neigung zum Starkwerden ist sie aufs Rad gestiegen —, so weiß man nicht, ob die Söhne stolzer sind auf ihre elegant fahrende Mutter oder die Mutter auf ihre frischen, stattlichen Söhne in bunten Schülermützen.

Ach ja, das Radeln! Ich stoße einen kleinen, neidischen Seufzer aus, so oft ich daran denke, Leni einen großen, tiefen. Es wäre prächtig für sie, Muskelbewegung und Abhärtung gegen die dummen Erkältungen!

Nun, wer weiß — vielleicht.

Wir haben ein süßes Geheimnis: Leni sang vor kurzem in einem Konzert, nebenbei gesagt, fast nur Heinz Hoff-Lieder, um im Publikum für den jungen Volontärkapellmeister Stimmung zu machen. Das Honorar für diesen Abend unterschlugen wir, das heißt, wir schrieben Mama nichts davon und legten den hübschen, blauen Schein unangetastet in ein leeres Zigarettenkästchen — als Fonds für ein Damenrad. Wenn unser Engagement nach W. zu stande kommt, dann — hurra — sitzt meine Leni zum Frühling im Sattel.

Sie hat dem kleinen, grauen Herrn thatsächlich sehr gefallen und soll im Januar auf Engagement gastieren.

Wir leben bis dahin in einer steten leisen Aufregung. Wird sie gefallen? Und, schließlich, warum sollte sie nicht? Wenn uns nur nicht gerad' eine dumme Indisposition dazwischen kommt.

Ich werde sie schon hüten, damit sie sich nicht erkältet, und aufpassen, daß sie ihre Boots anzieht; die kleine Eitelkeit drückt sich nämlich gern vor den „Elbkähnen", wie sie sagt, und läuft mir am liebsten mit ihren dünnen Stiefelchen durch den Schnee. Eine halbe Stunde mit feuchten Sohlen auf der Probe herumstehen, und — wups — ist die Stimme belegt.

Deshalb laufe ich ihr nach wie der Teufel hinter einer Seele; sie kommt mir nicht unkontrolliert die Treppe hinunter.

Draußen liegt eine dichte Schneeschicht auf den Straßen; ein Heer von Arbeitern türmt unaufhörlich gewaltige grauweiße Hügel zu beiden Seiten auf. Der Himmel hängt bleischwer über den verschneiten Dächern, und das Flockengestöber will seit achtundvierzig Stunden nicht aufhören. Die weichen Massen, mit denen alles gepolstert ist, saugen jedes Wagenrasseln, jeden Schritt, jedes Stimmengewirr auf, den Begriff Akustik giebt es nicht mehr, die flockenerfüllte Luft weigert sich, den Schall zu tragen. Es liegt etwas seltsam Verträumtes in diesem vielen Weiß, das alle Ecken abrundet, alle Unterschiede verwischt und sich dabei unaufhörlich von oben ergänzt.

In den Entrees unsers Theatergebäudes ist es feucht von zerfließendem Schnee. Die wenigen Getreuen, die noch in die Vorstellungen kommen — meistens Abonnenten mit irgend einem fremd uniformierten Urlauber —, schütteln dort die nassen Mäntel ab und stampfen mit den Füßen, um den Schnee loszuwerden. Von ein Viertel acht bis acht hört das Gestampfe nicht auf.

Am Bühnenaufgang ist es, eine Stunde früher, nicht anders. Nur die Rosée und die Orell leisten sich eine Droschke.

Ach, die Rosée überhaupt — zu drollig! Sie ist gar kein Fräulein, sondern eine verheiratete Frau. Richtig verheiratet, aber sie lebt von ihrem Manne, der in — ach, ich hab' vergessen, wo — als Bonvivant engagiert ist, getrennt.

Dies Thema ist durch die plötzliche Ankunft eines langaufgeschossenen, fünfzehnjährigen Mädchens aufgewühlt worden, das der Céleste Rosée sprechend ähnlich sieht und Mama zu ihr sagt.

„Sie hat uns die Kleine eigentlich unterschlagen wollen," erzählte Frau Brandt-Stollberg lächelnd, während sie sich zur Knusperhexe für Hänsel und Gretel verunstaltete, „aber das Backfischchen soll gegen das Einsperrsystem ganz energisch opponiert haben."

Wir waren alle in der Garderobe, Leni als famoser, schlanker, zerlumpter Hänsel und Elsbeth Steinbrügge eine Gretel mit zerrissener Schürze und steif geflochtenem, abstehendem Zöpfchen.

„Ist sie denn — ganz richtig verheiratet? Sie nannte sich doch konsequent Fräulein Rosée!"

„Diese Eitelkeit hat sie nun zu büßen," lachte das Besenbinderweib; „jetzt läuft sie seit Tagen mit Trauschein und Ehering bei den Kollegen umher, weil sie wohl selbst fühlt, daß es bei ihrem etwas dunkeln Renommee solcher Beweismittel bedarf."

„Warum ließ sie denn die Kleine überhaupt kommen?" warf die Steinbrügge ein.

„Warum?" Die Knusperhexe wandte ihren verunstalteten Kopf herum. „Weil auch bei der leichtfertigsten Frau die Sehnsucht nach ihrem Kinde manchmal übermächtig zum Durchbruch kommt. Ich habe wahrhaftig keine Sympathien für die Rosée, aber ich muß sagen, daß sie mir menschlich viel

Ansicht von Bombay.

Straße in Bombay.

Hafen in Bombay (bei Ankunft eines Dampfers).

Bhendi-Bazar in Bombay.

näher gerückt ist, seit ich sie mit ihrem Kinde Arm in Arm durch die Straßen schlendern sah. Wenn sie nur wüßte, daß es ihr tausendmal besser steht, Mutter, als schönes Weib zu sein!"

Und sie weiß es! Eine Frau wie Céleste Rosée benutzt schlechtweg alles als Dekoration ihrer Person. Kleider und — Gefühle. Als das Auftauchen der kleinen Lesti ihrem Fräuleinnimbus ein Ende machte, erfaßte sie geschickt die veränderte Situation und drapiert sich nun in ihre Mütterlichkeit wie in einen neuen, kleidsamen Spitzenshawl.

Sie ist seit einigen Tagen ganz „junge Mutter", die kleine, jugendliche Mama einer großen Tochter, zu deren Backfischlänge sie mit erstaunten Kinderaugen aufsieht. Sie kokettiert mit dem drolligen Faktum, durch eine überaus frühe Heirat nunmehr schon mit dreiunddreißig Jahren — so viel giebt sie jetzt zu — die Mama einer so großen, ernsthaften Tochter zu sein; eine Würde, der sie sich leider noch gar nicht gewachsen fühle.

Lesti ist so ungehobelt wie nur je eine Fünfzehnjährige, die in ihren halblangen Kleidern nichts Rechtes mit sich anzufangen weiß, aber ihre klugen, dunkeln Augen folgen in stummem Unbehagen dem kindlichen Gebaren der hübschen, kleinen Mama, und je mehr deren gemacht helle Stimme um sie herumzwitschert, desto fester schließen sich ihre schmalen, roten Lippen.

Was in so einem jungen Kopf vorgehen mag? Sie ist im Alter des Schauens, Staunens und Grübelns; sie ist überdies, wie es scheint, ein intelligenter Mensch, und ihr Vater wünscht, daß sie das Lehrerinnenexamen mache. „Damit sie nicht wird wie ihre Mutter," soll er gesagt haben, wie der Theaterklatsch meldet.

Momentan ist sie übrigens wütend, die schöne Céleste. Grund zu dieser Wut ist, so sonderbar es klingt, ein künstlerischer, unbestrittener Erfolg, den sie, nachdem man über ihre Familienangelegenheiten zur Tagesordnung übergegangen war, zu verzeichnen hatte.

Man gab das Weihnachtsmärchen, und die „Lutschliese" der Rosée war in ihrer Art einfach vollendet; sie hatte jubelnden Applaus, anerkennende Kritiken und ging tagelang mit dem befriedigten Lächeln einer Künstlerin umher.

Aber das Lächeln wurde immer sauersüßer, als das Beglückwünschen über die Lutschliese kein Ende nehmen wollte, als man ihr sagte, daß sie sich in dieser Rolle erst selbst entdeckt habe, daß ihr Talent in Gestalten dieses Genres geradezu zu kulminieren scheine — das Lächeln erstarb auf ihrem hübschen Gesicht, als sie merkte, daß man sie nur noch Lutschliese nannte und wahrscheinlich noch lange so nennen wird.

Es braucht nur noch jemand an sie heranzutreten und von der Lutschliese anzufangen, so macht sie ihm feindselige Augen, und diese Empfindlichkeit bricht ihr natürlich vollends den Hals. Was bisher Zufall war, wird Absicht; wie auf Verabredung tritt einer nach dem andern an sie heran:

„Liebe Rosée, Sie haben sich selbst übertroffen; Ihre Lutschliese . . ."

Sie ist weißglühend, das Wort wirkt auf sie wie ein Peitschenschlag. So wird ihr eine thatsächlich tüchtige Leistung zum Martyrium. Als Lutschliese berühmt werden, wenn man den Ehrgeiz hat, eine Ophelia zu sein!

Mit unterdrücktem Knirschen legt sie abends ihre blaue Kittelschürze an, denn das Weihnachtsmärchen ist ständiges Repertoirestück in dieser Zeit. Wir stehen eben im Zeichen der Kindervorstellungen.

(Fortsetzung folgt.)

Sommernacht.

Nun schläft die Welt, hat müd' und schwer
Die Augen zugemacht;
Ich höre ihren Atem gehn
Wohl durch die stille Nacht.

Und Busch und Baum und Wiesengrund
Sind wundersam erhellt:
In weißen Armen wiegt der Mond
Still seine stille Welt.

Gertrud Triepel.

Bombay.

(Siehe die Abbildungen Seite 642 und 643.)

Die meisten kennen Indien nur durch den poetischen Schleier ihres „Kalidasa"; sie kennen nur jene lyrische Färbung, in der sich die tanzende Dewadaschi mit ihren Knöchelspangen und der Mangoblüte im schwarzblauen Haar zeigt; sie sehen die bizarren Tempel, Märchenburgen, in Licht und blaue Luft aufgelöst, zu Stein gewordene Phantasien dichtender Baumeister. Es ist eine Welt der Träume, eine Belebung der Gestalten des „Ritusamhara":

„Der Stimme Rieseln, das wie Amitra-Rosen träufelt,
Und deine reizende Gestalt, des Dichterlobes würdig —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Der volle Mund, der zu verwirrter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Lexami strahlend . . ."

Wer läßt sich täuschen? . . . Mitten in diesem Farbenrausche tauchen die grauen Bilder des „großen Sterbens" — „Mahamari" — auf. So nennt der Hindu jede Art von Massenvernichtung, die durch die Fügungen des Schicksals über ihn kommt. Dieses Schicksal, das die Züge der grausamen, blutdürstigen Göttin „Kali" trägt, spielt mit drei Würfeln: Epidemie, Ueberschwemmung, Hungersnot. Zuweilen rollt sie alle drei auf einmal über die Fluren, die nach uraltem Glauben nur dann Triebkraft erhalten, wenn sie mit Leichen gedüngt werden . . . Nichts widerstrebt unsrer Einbildungskraft mehr als die Vorstellung, wie sich in den phantastischen Zauber dieses Landes die bleichen Geister des Entsetzens hineindrängen: hier der große Maskensaal mit seinen Marmorhallen und Bajaderen, juwelenglänzenden Maharadjas und Blumenräumen, dort die verzückten Fanatiker unter den Rädern des ungeheuerlichen Götzenwagens von Dschagannath, die wegelagernden „Thags" — die „Würger im Herrn" —, die scheußlichen Khonds mit ihren Schlachtopfern, die Kindermörder, die Scheiterhaufen der sich opfernden Witwen, die Schlangen- und Feuerfresser. Das uralte Wunderland eine große Gauklerbühne! Und mehr als das: eine Opferstätte des Elends.

Das „große Sterben" ist eine grausige Zugabe zu dem abschreckenden Leidensfanatismus des Hindu. An manchen Orten ist das Leben die reinste Flagellantenexistenz. Der Pilgerweg von Kalkutta nach Puri, wo der Dschagannathtempel in völliger Waldabgeschiedenheit liegt, hat mehr Menschenbeine bleichen sehen als alle Schlachtfelder Europas zusammengenommen. Seit Jahrhunderten strömten ungezählte Pilgerscharen dorthin, elend und bresthaft, hungernd und verhungernd, aber stark im Glauben an die Herrlichkeit des vielköpfigen Götterhimmels, an die Nützlichkeit des Martyriums, welch letzteres der Buddhismus bekanntlich rundweg leugnet. Als die Engländer nach Ueberwindung unsäglicher Hindernisse die Menschenopfer unter den Khonds unterdrückt hatten, war das finstere Volk erstaunt, daß die Erde — die Göttin Kali — Früchte und Saaten reifen ließ. Jahrtausende hatte man geglaubt, dies sei nur dadurch zu erreichen, daß man Hunderte und Tausende der professionellen, das heißt von vornherein dazu bestimmten Opfern in nicht zu beschreibender Weise marterte und abschlachtete. Die Engländer rotteten auch die unheimlichen „Würger im Herrn", die Thags, aus; sie verhinderten mit Erfolg den Kindermord und löschten die Scheiterhaufen der Sati, der „brennenden Witwen", aus.

Was sie aber bisher nicht vermochten, ist, dem Mahamari ein Ziel zu setzen. Das „große Sterben" hat starke Waffen: Cholera, Pest, Fieber, Blattern, Dysenterie. Dazu kommt der Hunger, eine Verkörperung jenes großartigen Bildes, das Hermann Lingg in seiner „Völkerwanderung" geschaffen. Die Hungersnöte in Indien sind keine zeitweiligen Erscheinungen, sie sind endemisch wie die Cholera und die Pest. Wie es Choleracyklen giebt, so giebt es auch Hungercyklen; die kleineren alle paar Jahre, die größeren innerhalb größerer Zeiträume. Für die Regierung ist das eine stehende Kalamität. Einige Jahre haben sich als besonders furchtbar erwiesen, so 1874 und 1877, in welch letzterem Jahre in einem Gebiete vom Umfange der vier deutschen Königreiche an 34 Millionen Menschen der Hungersnot preisgegeben waren. Obwohl die Regierung etwa anderthalb Millionen der Notleidenden Armenunterstützungen zukommen ließ, waren die Landstraßen gleichwohl von Leichen und Sterbenden übersäet, der andern Schreckensscenen nicht zu gedenken. Die Statistik aber ist nicht empfindsam und meldete für das Jahr 1877 1 340 000 Todesfälle infolge Hungers, trotz der Staatshilfe von etwa 200 Millionen Mark. Jene Opfer verschwinden allerdings gegenüber denen in früheren Jahrhunderten. Im Jahre 1661, unter der Herrschaft Aurengzebs, wütete der Hungertod von einem Ende Indiens zum andern. Im Jahre 1770 sollen in Bengalen allein, kurz vor der Besitzergreifung durch die Engländer, zehn Millionen Menschen Hungers gestorben sein.

Der Hindu schiebt alles Mißgeschick, das über ihn kommt, der Vorsehung in die Schuhe. Sein Leidensfanatismus ist nur ein Reflex des Glaubens an die fürchterliche, blutheischende Göttin Kali, nächst dem phönicischen Moloch das fürchterlichste Göttergespenst, das menschliche Einbildungskraft ausgeheckt hat. Kalis Durst nach Menschenblut mag sie zugleich zum Hungergötzen qualifizieren. Cholera und Pest nehmen keine Sitze im indischen Götterhimmel ein, wohl aber — man staune — die Blattern. Die „Göttin der Pocken" nennt sich „Mari", und sie gilt als Mutter aller Pestilenz, womit dem vorstehend angedeuteten Mangel abgeholfen ist. Ihr Bild ist nicht sehr anmutig. Vier Arme wachsen ihr aus dem Leib heraus, und in den dazu gehörigen Händen hält sie eine Trommel, einen Dreizack, ein Bündel Stricke und einen Totenkopf. Mari ist sehr gnädig, denn nach der Vorstellung der Hindu sendet sie den Menschen die Pestilenz als Zeichen besonderer Gunst.

Wie es sich in Wirklichkeit damit verhält, bezeugen die Ereignisse, deren Mittelpunkt seit einigen Jahren Bombay ist. Es tritt uns hier das betrübende Schauspiel vor Augen, wie eine Weltstadt, ein Emporium ersten Ranges, die größte Stadt des südlichen Asien, die eine kaum zweihundertjährige Geschichte hinter sich hat, infolge klimatischer und sanitärer Verhältnisse Gefahr läuft, alle Bedeutung und allen Ruhm einzubüßen. Die Insel, auf der Bombay liegt, war von alters her nicht dazu geschaffen, einer großen Niederlassung Vorschub zu leisten. Das Gebiet war versumpft, in außergewöhnlichem Maße den Monsunstürmen ausgesetzt — was sie ja der Natur der Sache nach immer ist — und durch lange Zeiträume ein Piratenschlupfwinkel. Als England im Jahre 1661 die ältere portugiesische Gründung mit Waffengewalt sich zu eigen gemacht hatte, war die Oertlichkeit noch derart ungesund, daß der Staat nur wenige Jahre später den Platz gegen eine Bagatelle an die Ostindische Handelscompagnie abtrat.

Von da ab erlangte Bombay zwar eine vorübergehende Bedeutung, es bedurfte jedoch noch eines vollen Jahrhunderts, ehe die durch Kriegswirren und andre störende Zwischenfälle in ihrer Entwicklung gehemmte Stadt zum gesicherten und wertvollen Stützpunkte der neuen Besitzerin sich ausgestalten konnte. Damals entstand die große Citadelle unfern der Südspitze jener schmalen Halbinsel, die den Außenhafen (Back Bai) vom eigentlichen Handelshafen, der sich — wenn man den weiteren Bereich hinzurechnet — zwischen der Insel und dem Festlande vier Stunden weit ausdehnt. Wie nicht anders zu denken, wurde die Citadelle der Kern der europäischen Niederlassung, um den sich in der Folgezeit ein Teil der späteren Weltstadt entwickelte. Eigentlich repräsentiert heute nur das „Fort", wie dieser Abschnitt Bombays noch immer genannt wird, das Emporium. Man hat jedoch die eigentliche, um die Citadelle gelagerte Altstadt mit ihren krummen Gassen und nicht sehr stattlichen Häusern von den prachtvollen Neuanlagen zu unterscheiden. Durch die letzteren ist nach und nach der ganze Raum zwischen dem Hafen und der Back Bai verbaut worden.

Dieser Teil bietet ein durchaus modernes Städtebild. Es ist eine Großstadt mit allen Attributen einer solchen. Ihr Alter reicht keine zwei Jahrzehnte zurück. Alle bedeutenderen öffentlichen Gebäude, Regierungsämter und Anstalten befinden sich in dieser wie aus dem Boden gewachsenen Neustadt. An die Baulichkeiten schließen sich Promenaden und Reitwege, sowie die herrliche Anlage von Rotton Row an, ein Name, der an den Londoner Hydepark erinnert. Auf allen diesen Erholungsplätzen herrscht ein ungemein reges und farbenbuntes Leben, das den ganzen Raum bis zur Südspitze der Halbinsel für sich beansprucht. Dort erhebt sich über den spiegelnden Wassern die kleine Kolabo-Insel mit ihren Kasernen, Werkstätten und den Leuchttürmen, welche die Einfahrt in den Meeresarm zwischen Bombay und dem Festlande, also in den inneren Hafen, bezeichnen. Einen sehr malerischen Abschluß bildet der Malabarhügel im Nordwesten, eine von Palmen beschattete mäßige Erhebung, die den Außenrand der Back Bai bezeichnet.

Diese große, prächtige Stadt in ihrer ausgezeichnet schönen Lage ist aber noch lange nicht „Bombay" selbst. Eine starke Viertelstunde weiter im Norden erstreckt sich der zweite Hauptteil des Emporiums, die ausgedehnte, typisch morgenländische Niederlassung der Eingeborenen. Sie führt den Namen „Black Town", die schwarze Stadt, und beherbergt rund eine halbe Million Einwohner. Krumme, enge Gassen, meist nur ein- oder zweistöckige Häuser mit Veranden, Hallen, Marktbuden in endlosen Reihen, alles voll geschäftigen Lebens, aber keineswegs ein anlockendes Bild für den an Reinlichkeit und Ordnung Gewöhnten. Die Straßen sind nicht nur Mittelpunkte des Geschäftslebens, sondern zugleich die Orte, wo die Eingeborenen auch ihre häuslichen Angelegenheiten verrichten. Sie nehmen hier ihre Waschungen vor, baden ihre Kinder, indem sie dieselben mit Wasser aus großen Kübeln begießen, nehmen öffentlich ihre Mahlzeiten ein, empfangen Besuche und so weiter. Man sieht einheimische Aerzte ihres Amtes walten, die Barbiere in Thätigkeit, nackte Kinder und halbnackte Männer, oft nur notdürftig mit schmutzigen Laken bekleidet, in sinnverwirrendem Wirrwarr die Straßen füllen.

Die ganze schwarze Stadt mit ihrer durcheinanderwimmelnden Bevölkerung hat dieses Gepräge. Zu dem ebenso lärmenden als bunten Gebaren der Eingeborenen kommen die vielerlei öffentlichen Aufzüge, zumal die religiösen, die den Uebelstand haben, daß sie von Angehörigen verschiedener Religionen veranstaltet werden. Hindu und Mohammedaner stehen sich schroff gegenüber, und die englische Polizei hat alle Hände voll zu thun, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Für den Fremden freilich sind

gerade diese religiösen Aufzüge von großem Interesse. Ungemein malerisch sind die Heiratsprozessionen mit den flackernden Lichtern, den bunt herausgeputzten Frauen und den mit goldenen Ringen und Spangen geschmückten Tanzmädchen, denen nichts von jenem poetischen Zauber anhaftet, der von dem anmutigen Bilde der Goetheschen „Bajadere" ausgeht.

Obwohl, wie wir gesehen haben, die europäische Stadt von der indischen räumlich getrennt ist, bedingt es gleichwohl der lebhafte Verkehr, der durch Eisenbahnen und alle erdenklichen Vehikel vermittelt wird, daß diese Isolierung ganz und gar verwischt wird. Dazu kommt, daß jenseits der Eingeborenenstadt eine weitere Niederlassung — Mazagan — sich erstreckt, mit den Wohnungen der englischen und überhaupt europäischen Ansiedler, da die Anlage um die alte Citadelle herum lediglich Geschäftsviertel ist, gewissermaßen die City von Bombay. In Mazagan haben auch die indischen Fürsten ihre Absteigequartiere. Es befinden sich hier viele Fabriken, dann die vornehmsten Hotels, die Klubs und so weiter.

So hätten wir in flüchtigen Strichen ein Bild von der gewaltigen Ausdehnung dieses Emporiums gegeben. Glanz und Farbe, Leben und Reichtum fehlen diesem Bilde nicht. Aber all dies ist verblaßt, seitdem die verheerende Seuche von Bombay Besitz ergriffen hat und, kaum im Verlöschen begriffen, immer wieder auftaucht, als wollte sie endgültig Herr bleiben. Schon sind Hunderttausende dem Seuchenherde entflohen; die sanitären Maßregeln sind auf heftigen Widerstand seitens der Eingeborenen gestoßen, und es ist nicht abzusehen, wie und wann diesem Zustande ein Ende gemacht werden soll.

Die Epidemien sind vielleicht die schwerste Sorgenlast, die das britische Weltreich zu tragen hat. Der Grund hierzu liegt vornehmlich darin, daß die Beamten allerorten passivem Widerstand begegnen. Des Hindus Streben ist Leidenswollust; kommt man ihm mit Dekreten, so antwortet er: „Gesetze, die sich nicht auf den Veda gründen, sind fruchtlos, denn sie ruhen auf Finsternis." Der Veda freilich ist ein großartiges Geistesdenkmal, aber seine Kinder sind armselig. Sie haben nichts von jener rosenfingerigen „Maghoni", die den sonnigen Tag einleitet, nichts von „Maghavan", dem „glänzenden Gott" Indra. Dafür haben die Vaischnawa und Saiwa — die Anhänger des Vischnu und Siwa — das Labsal der himmelentsprossenen Ganga. An ihr stehen von Allahabad (der „Stadt Gottes") bis hinauf nach Agra, der einstigen Residenz der Timuriden, in Delhi, wo der Thron des Großmoguls stand, und weiter um Benares und Patna, die gepriesensten Heiligtümer der Hindu. An den Ufertreppen von Benares mit ihrem Hintergrunde von bizarren Tempeln, Palästen und Kiosken ist einer der gefährlichsten Seuchenherde Indiens. Zu gewissen Zeiten strömen hier täglich an 10000 Pilger zu, und etwa 50000 besorgen ihre rituellen Waschungen. Der Strom wird zum Kotbrei. Hier zu sterben und verbrannt zu werden, ist ein Wunsch, der alle Lebensfreude überbietet. Es darf daher nicht Verwunderung erregen, wenn von den berühmten Brandstätten der Rauch ohne Unterbrechung zum Himmel aufsteigt.

Das ist aber noch nicht das schlimmste. In dem Pilgerorte Hardnan im nordwestlichen Indien lagern zu Zeiten an drei Millionen Menschen, schutz- und obdachlos den tropischen Regengüssen und Gewittern (die Wallfahrt fällt in den April) ausgesetzt. Hier wird das Wasser des Ganges, in dem täglich Hunderttausende baden, zum Gifttranke. Indes, der Hindu fürchtet nichts; er glaubt nicht, was ihm die Wächter der Ordnung sagen, sondern denkt an das verdienstliche Martyrium der Millionen, die hier geendet. Der harmlose Abendländer aber vertieft sich in irgend ein Prachtwerk, das ihm die Wunder Hindostans vorführt, und ergötzt sich an den wie Wolkenschaum aufsteigenden Marmorhallen, den Heiligtümern des Siwa mit ihrem in Stein gewobenen Flitter und der berauschenden Pracht der Filigranarbeit in Marmor, die gleich Spinngeweben an den ungeheuren Hallen hängt.

Das große Leichentuch des Mahamari bedeckt nicht Indien allein; es reicht mit seinen Zipfeln nach Arabien und Mesopotamien hinüber und nestelt sich an den großen Pilgerorten des Mohammedanismus, Mekka in Westarabien und Kerbala in der euphratensischen Niederung, fest. Namentlich in letzterem Orte ist die Cholera ständiger, die Pest häufiger Gast. Ungeheure Sumpfflächen umgeben den Gnadenort. Die Leichen, die hier begraben werden, kommen meist aus Persien, sind daher monatelang unterwegs! Man trinkt fast nur verpestetes Brunnenwasser. Die Kleiderfetzen der von der Epidemie Hinweggerafften werden nicht vernichtet, sondern als — Reliquien verschachert! Ueber all diesem Wirrsal brütet der Dunst, der von den halbverwesten oder kaum spannentief eingescharrten Leichen ausgeht.

E. L.

Auf der Geierinsel.

Erzählung

von

Richard Voß.

III.

Lo Forti wollte mit Aquila nach Hause, aber diese bezeigte keine Lust. Gelassen sagte sie ihrem Vater, daß er nur heimfahren sollte, sie würde bleiben. Als Mädchen unbehütet auf einem Fest zu sein, wäre jedoch ein solcher Verstoß gegen alle Sitte gewesen, daß der Fall einfach zu den unmöglichen Dingen gehörte. Da Lo Forti keine Gewalt anwenden konnte und seine schöne Tochter so wie so allgemeines Aufsehen und Befremden erregte, mußte er sich in ihren kindischen Willen ergeben und bleiben. Sie hatte heute überdies etwas an sich, was den Mann an ihre tote Mutter erinnerte, um derentwillen er zum Mörder geworden: mit solchen Augen hatte jene ihn angesehen, als er ihr gedroht, den Menschen niederzustechen, von dem sie sich würde küssen lassen.

Nachdem jede Familie ihren bescheidenen Vorrat an Festspeisen verzehrt hatte, standen die jungen Leute auf. Dem Brauche gemäß, der auf diesen weltverlorenen Klippen genau so streng geübt ward wie in der römischen Hauptstadt, sonderten sich die Geschlechter: in langer Reihe standen hier die Mädchen, dort die Burschen. Wieder geschah etwas Außergewöhnliches und Ungebührliches: Giusé blieb bei Aquila stehen, ohne sich um die Blicke und das Zischeln der andern zu kümmern. Ja, er führte sie sogar von ihrem Vater fort und ging mit ihr langsam, langsam an den Strand hinab. Nun waren die Fremden von der Geierinsel vollends in Acht und Bann gethan! Niemals würde Lo Fortis Tochter die Frau eines einheimischen Fischers werden. Denn auch der Mann, um dessentwillen sie so frech die heilige Sitte verletzte, würde eine solche nicht heiraten können — unmöglich!

Aquila fühlte die Blicke, deren Ziel sie war. Sie hätte einen Schrei ausstoßen mögen, einen Siegesschrei, wie einer ihrer Geier, wenn er, mit der Beute in den Fängen, aus den Wellen emporschoß. Dieser Mann gehörte ihr, mochte sie darum auch verachtet und ausgestoßen sein. Was that das ihr? Sie hatte den Blick, der zaubern konnte, den Blick, der Wunder bewirkte!

Schweigend schritten sie zusammen dahin, immer weiter von den andern fort. Der glühende Tag umzitterte sie, hüllte die beiden jungen Gestalten in ein Strahlengewebe. Wie in unendliche Fernen entrückt, grüßte das Gestade des Festlands herüber; kaum, daß in dem schimmernden Dunst die Umrisse des Felsengebirges erschienen. Auf den blauen Wellen tummelte sich vergnüglich eine Schar von Delphinen; die Welt um sie her war wie berauscht von ihrem eignen Glanz und ihrer göttlichen Schönheit voll.

Sie saßen auf den Felsen am Strande und sprachen miteinander, wobei sie ihre Stimmen dämpften, obgleich niemand sie hören konnte und sie nichts Heimliches beredeten. Sie hatten sich überhaupt nichts zu sagen; weder von ihrem Leben noch von ihrer Liebe. Beide waren arm, und das war die Hauptsache! Sie waren sehr arm. Der Vater Giusés war tot: umgekommen im Meer. Nun mußte der einzige Sohn eine alte Mutter ernähren. Er war ein kühner Taucher, der mit Leidenschaft an den Felsenküsten der Jagd auf Polypen nachhing. Bereits mehrere Male hatte er mit den Bestien um sein Leben kämpfen müssen, wenn ein solches Meerungetüm mit seinen langen Fangarmen ihn umklammert hielt und sich an ihm festsaugte.

Begierig hörte Aquila zu. Also er war arm ... Sie dachte an den Goldschmuck, den sie tragen wollte.

Warum war er nicht Korallenfischer? Viele gingen aus der Heimat fort und in jene Meere, wo die kostbaren Muschelblumen blühten. Sie blieben lange aus, aber dann kehrten sie reich zurück und kauften ihren Bräuten einen Schmuck von Gold und Juwelen ... Und Aquila nahm sich vor, daß Giusé fortgehen und Korallen fischen sollte; denn den Goldschmuck mußte sie haben.

Sie wurde plötzlich nachdenklich. In solcher Stimmung vergaß sie ganz, Giusé von ihren Geiern und der toten Kaisertochter zu erzählen, die im Grabe keine Ruhe fand, weil sie in ihrem Sarg nicht festgenagelt worden. Ihre tote Mutter war von dem Vater festgenagelt worden — ihre tote Mutter kam also nicht wieder! Es mußte gräßlich sein, wenn die Toten wiederkamen ...

Dann hörten sie Musik, den Lärm des Dudelsacks und Tamburingerassel: auf dem Festplatz hatte der Tanz begonnen.

Aquila hatte noch niemals einem Tanz beigewohnt, geschweige denn selbst getanzt. Sie konnte sich gar keine Vorstellung machen, was das sei, als Giusé ihr sagte:

„Jetzt tanzen sie oben."

Als er aufstand, war sie sogleich bereit, mit ihm hinaufzugehen. Sie fürchtete sich nicht vor den Leuten da oben; es gab überhaupt nichts, wovor sie sich gefürchtet hätte. Doch! Ein Ding gab es, vor dem sie Angst hatte: das war, wenn ein Toter, der in seinem Sarge nicht festgenagelt worden war, wieder zu den Lebenden gekommen wäre.

So stieg sie denn mit Giusé hinauf, unbekümmert um das feindselige Anstarren und Ausweichen, mit ihren funkelnden Augen stolz darüber hinwegsehend. Selbst der toll verliebte Giusé fühlte etwas von Scham ob der Schande, die man seinem Schatz anthat; und es kam ein Augenblick, wo er sie am liebsten hätte stehen lassen — wenn es in seiner Macht gewesen wäre. Aber ihre Augen ließen ihn nicht fort. Auch wenn er sie gar nicht ansah, fühlte er ihren Blick in der Seele.

Plötzlich umfaßte er sie und begann mit ihr zu tanzen. Sie benahm sich sehr ungeschickt. Aber er ließ sie nicht und schwang sich wie besessen mit ihr im Kreise herum. Da packte auch sie eine glühende Lebenslust; es war, als ob ihre steifen Glieder sich lösten. Sie tanzte nicht nach dem üblichen Rhythmus, es waren die Bewegungen und Gebärden einer jungen Mänade: wild und doch schön. Sie merkte kaum, daß sie und Giusé zuletzt ganz allein tanzten, daß die andern Paare ihnen zusahen und laut die seltsame Tänzerin verhöhnten. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen, die Augen wie geblendet geschlossen und lächelte wie in Verzückung.

Auf einmal fühlte sich Aquila von einem fremden Menschen erfaßt, der sie Giusé entrissen hatte und mit ihr tanzen wollte. Mit einem erstickten Wutschrei warf sich Giusé auf den Fremden. Im nächsten Augenblick schon rangen die beiden, kämpften sie miteinander um die Tochter Lo Fortis, die soeben noch ausgehöhnt und von allen gemieden worden war.

Ein Tumult erhob sich, die Musik brach ab. Aquila jedoch stand dabei, als ginge sie das nichts an; nur daß sie ihre Augen nicht von Giusé wandte. Mit gierigem Blick folgte sie jeder seiner Bewegungen. Zugleich dachte sie: ‚Warum zieht er nicht sein Messer? Warum stößt er es nicht dem andern ins Herz? Er soll sein Messer ziehen und es ihm ins Herz stoßen! Ich will es!'

Ein Schauer überlief sie; denn sie hatte es kaum gedacht, als sie sein Messer schon blinken sah. Auch der andre hatte das seine gepackt. Nun stachen sie aufeinander los: ihret- — ihretwillen!

Ihre gierigen Blicke schrieen Giusé zu: ‚Stoß zu! Triff! Triff ihn mitten ins Herz! Du sollst zustoßen! Ich will es!'

Da stieß Giusé zu und traf den andern ins Herz, ihret- — ihretwillen!

*

Es kam häufig genug vor, daß das Madonnenfest einen derartigen Ausgang nahm — fast jedesmal. Zu Tanz und Wein gehört das Dolchmesser. Der tödlich Getroffene hatte es überdies gut — da er von dem Priester, der dann gerade zur Hand war, das letzte Sakrament empfangen und nun als guter Christ sterben konnte. Bei dem Madonnenfest einen tödlichen Dolchstoß zu erhalten, galt daher den guten Leutchen beinahe als eine besondere Gnade des Himmels.

Sie hatten den Sterbenden auf den gelben, blutüberströmten Rasen gelegt, den Priester gerufen und zu beiden Seiten sich aufgestellt: hier die Familie des Ermordeten, dort die des Mörders. Während der Geistliche die Sterbegebete murmelte, über-

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Spazierfahrt. Nach dem Gemälde von Julius von Blaas.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1899: St. Philomena. Nach dem Gemälde von K. Schleibner.

häuften sich die Sippen mit Verwünschungen. Hinüber und herüber gellten die Flüche. In der vordersten Reihe standen die Weiber. Sie streckten die Arme gegeneinander aus und schrieen sich kreischende Laute zu.

Eine in den qualmenden Dunst des heißen Tages sinkende blutrote Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das wilde Bild . . .

Um Giusé und Aquila hatte sich niemand gekümmert. Sie waren beide verschwunden, und Lo Forti suchte vergebens nach seiner Tochter. Als er sie gewahrte, war das Boot bereits in ziemlicher Entfernung von der Insel. Es war sein eigner Nachen, und er konnte nun zusehen, auf welche Weise er nach Hause zurückkam.

Auch jetzt hatten die beiden sich wenig zu sagen. Es war eben geschehen — hatte eben geschehen müssen! Dabei war nichts zu machen. Und was weiter werden sollte — wer konnte das wissen?

Aquila wußte es genau. Um ihretwillen hatte Giusé sich nicht um Sitte und Gesetz gekehrt; um ihretwillen hatte er einen Mord begangen; um ihretwillen würde er jetzt Korallenfischer werden, um für sie den Goldschmuck zu erwerben, welcher der Hochzeitsschmuck sein sollte. Keine Braut auf den Inseln hatte jemals einen Schmuck getragen, wie sie ihn tragen würde.

Auch eine andre Frage beschäftigte sie während der Fahrt: würde man den Toten, den um ihretwillen Gemordeten, im Sarge wohl auch fest annageln? Fest, recht fest! Mit langen, starken Nägeln, damit er erst am jüngsten Tage wieder freikam? Es wäre gräßlich, wenn man ihn nicht recht fest nagelte; denn da er um ihretwillen gestorben war, würde er gewiß sogleich zu ihr kommen, und sie mußte sterben vor Grausen, noch bevor sie von ihrem Liebhaber den Goldschmuck bekommen.

Es war Nacht, als sie auf der Geierinsel anlangten. Mit der Sicherheit eines erfahrenen Lotsen lenkte das Mädchen den Nachen zu der einzigen Stelle, wo eine Landung möglich war. Nachdem sie das Boot am Strand geborgen, führte Aquila ihren Gefährten in das alte Römergemäuer, das der Familie Lo Forti zur Wohnung diente. Als wäre nichts geschehen, zündete sie ein Feuer an und hängte darüber den Kessel, darin die Polenta gekocht wurde. Dann kauerte sie sich nieder und wartete geduldig, bis das Gericht fertig war, von dem jedoch nur sie genoß, denn Giusé rührte keinen Bissen an. Er mußte sie ansehen, mußte unverwandt das junge, schöne Geschöpf ansehen, mit dem er auf dem einsamen Klippeneilande zusammen war, als seien sie das erste Menschenpaar.

Aber als er sie küssen wollte, stieß sie ihn zurück, so wild, daß der starke Mann taumelte, sprang aus dem Hause und in die Nacht hinaus. Er stürzte ihr nach, rief, bat, flehte sie an: nur ihre Stimme wollte er hören! Aber er vernahm nur das eintönige Rauschen der Wogen.

Die ganze Nacht wartete Giusé vergeblich am Strande.

*

Erst in der Morgendämmerung langte Lo Forti an. Es hatte Mühe gekostet, bis ihm einer der Fischer sein Boot geliehen; nun war er in grimmiger Laune.

Nachdem er behutsam ans Land gefahren, griff er nach seinem Dolchmesser: wenn er die beiden zusammen traf, würde er sein Messer gebrauchen müssen. Es gab Dinge, die nicht anders zu sühnen waren als durch Blut.

Er schlich dem Gemäuer zu . . . Vor dem offenen Eingang lang hingestreckt lag Giusé und schlief den festen und friedlichen Schlaf des Gerechten. Von Aquila war nichts zu sehen. Also mochte der Jüngling am Leben bleiben.

Lo Forti steckte sein Messer ein und rüttelte den Schläfer wach, was erst nach einigen kräftigen Stößen gelang. Dann standen sich die beiden Männer in dem grauen Zwielicht gegenüber und maßen sich finsteren Blickes.

„Wo ist das Mädchen?“

„Weiß ich's?“

„Du brachtest sie her.“

„Nun ja.“

„Wo ist sie?“

„Irgendwo auf der Insel, da das Boot nicht fort ist. Ist das eine Wilde!“

„Warum blieb sie nicht bei dir im Hause?“

„Ich wollte ihr einen Kuß geben, da lief sie fort.“

„Du unterstandest dich, sie anzurühren?“

Giusé murmelte:

„Wenn man solche Augen hat . . .“

Lo Forti war ein praktischer Mann. Da er nicht nötig hatte, sein Dolchmesser zu brauchen, und geschehene Dinge nicht mehr zu ändern waren, so nahm er die Sache von ihrer besten Seite. Er sagte daher:

„Es war ein braver Stoß. Du hast ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Die Sbirren, diese Bluthunde, werden dich hier nicht suchen, denn bis zu uns kommen sie nicht. Aber die Sippe des Erschlagenen wird an dir Blutrache nehmen wollen. Also mußt du dich eine Weile verborgen halten. Du kannst bei uns bleiben — da du einmal hier bist. Aber solltest du dir wieder einfallen lassen, das Mädchen anzurühren, so hüte dich! Später magst du sie heiraten. Den Thunfisch wirst du mit deinem scharfen Blick und deiner sicheren Hand prächtig treffen; und Polypen giebt es bei uns genug. Also abgemacht.“

Lo Forti sprach wie ein verständiger Mann, das mußte Giusé einsehen. Einen Augenblick dachte er an seine Mutter, deren Ernährer er war. Aber nur einen Augenblick. Er sah vor sich zwei schwarze Mädchenaugen glänzen und erwiderte dem Vater Aquilas:

„Abgemacht.“

Dann suchte Lo Forti seine Tochter. Er fand sie auf dem höchsten Gipfel, wo sie unter dem Ginstergesträuch kauerte. Als sie ihren Vater gewahrte, sprang sie wie eine wilde Katze davon über die weit überhängenden Klippen, so daß ein Fehltritt sie in die Tiefe schleudern mußte. Sie blieb erst stehen, als ihr Lo Forti zuschrie, es sollte ihr kein Leids geschehen, und zwischen ihm und Giusé sei alles geordnet. Nun kam sie langsam auf ihren Vater zu. Dieser teilte ihr mit:

„Er bleibt hier und hilft uns beim Fischfang. Dann heiratet er dich.“

„Er soll nicht hier bleiben . . .“

„Nicht hier bleiben?“

„Er soll fort! Mit den Korallenschiffern soll er fort! Ich will's!“

Lo Forti begriff nicht, warum Giusé fort sollte, und seine Tochter klärte ihn nicht auf. Aber sie beharrte bei ihrem Ausspruch:

„Fort soll er. Ich will es.“

*

Den nächsten Tag sollte der Erstochene begraben werden.

Uraltem Brauche gemäß ward der Leichnam vor dem Hause ausgestellt: auf einem schrägen, schmalen Brett, der Körper mit einem roten Tuch bedeckt, die Stelle, wo er die tödliche Wunde empfangen, entblößt. Wie die Malerei des frühen Mittelalters mit Kindeseinfalt ihre Gestalten sagen ließ, wer sie waren und was sie wollten, so lag auf der Brust des Toten ein Zettel, darauf in unbeholfenen großen Lettern geschrieben stand:

„Ich bin der unglückliche Jüngling Pasquale Baldi, den Giuseppe Leste gemordet hat. Rächt mich oder seid mit ihm verflucht.“

So sprach der Tote zu den Lebenden . . .

Zu seinen Füßen stand der Sarg, eine schlechte Bretterkiste, blutrot angestrichen; und zu beiden Seiten hatte sich die ganze Sippe aufgestellt, hier die Weiber, dort die Männer. Unaufhörlich schrieen sie sich den Willen des Gemordeten zu:

„Rächt ihn oder seid mit ihm verflucht.“

Seit Stunden und Stunden hatten sie geschrieen, fort und fort das Nämliche. Jetzt konnten sie die Worte kaum mehr flüstern und brachten nur noch einzelne gellende, kreischende Laute aus der Kehle. Mit ihren fahlen Gesichtern, den rollenden Augen glichen sie einer Schar von Wahnwitzigen.

Dazu die glühende Oede der Felseninsel, die leuchtende Sommerpracht von Himmel und Meer . . .

Zu Häupten des Toten, zwischen den Reihen der Rasenden, stand ein junger Mensch, fast noch ein Knabe, mit schönem, sanftem Gesicht und aus großen, unschuldigen, entsetzten Augen auf den Leichnam blickend, beinahe so bleich wie dieser. Auch er schien zur Schau ausgestellt.

Es war Pier' Anton, der junge, einzige Bruder des Ermordeten, der keine Eltern mehr gehabt hatte. So war denn Pier' Anton sein nächster Verwandter und zugleich sein Bluträcher. Auf ihn würde der Fluch fallen, blieb sein Bruder ungerächt.

Aber es gab Dinge zwischen Himmel und Erde, die eben nicht geschehen konnten. Zum Beispiel, daß der überlebende Bruder den Gemordeten nicht rächte; und kam er selber dabei um, so erstand eben ein neuer Bluträcher. Und danach wieder ein andrer.

Außer der Sippe des Mörders und den beiden Lo Forti waren sämtliche Inselbewohner erschienen, Frauen und Männer in ihrer düsteren, feierlichen Trauertracht aus schwarzem Wollstoff, der selbst gesponnen, gefärbt und gewebt worden war. Jeder Ankömmling schritt zu dem Leichnam hin und sprach, vor ihm stehend, mit lauter Stimme:

„Du wirst gerächt werden, o Pasquale. Siehe, hier steht dein junger Bruder, der dich rächen wird!“

Darauf schritten sie weiter, um einem andern Platz zu machen, der dieselbe Anrede hielt: „Siehe, hier steht dein junger Bruder, der dich rächen wird!“

Und dazwischen immer und immer wieder das schauerliche Lallen der Sippe. Endlich wurde es Zeit, den Toten in den Sarg zu legen.

Das thaten zwei Kameraden des Erschlagenen; aber das andre, das Furchtbare, mußte der Bruder selber vollbringen.

Pier' Anton trat vor und begann heftig zu zittern, als man ihm Hammer und Nägel reichte: vier lange, spitzige Nägel.

Die Sippe war verstummt, Totenstille herrschte. Aller Augen ruhten auf dem armen Knaben, der Füße und Hände des toten Bruders festnageln sollte, der die Sitte tödlich verletzt haben würde, wenn er sich geweigert hätte, es zu thun. Ein Murmeln des Unwillens strafte ihn bereits dafür, daß er zitterte und zauderte.

Er mußte es thun, und er that es mit bebender Hand.

„Fester! Fester! Fester!“

Eine Frauenstimme stieß den Ruf aus, der wie ein Schrei klang, wie ein Angstschrei. Niemand hatte sie kommen sehen bei dem leidenschaftlichen Anteil, den ein jeder an dem Vorgang nahm, der sich am Sarge des Gemordeten vollzog. Jetzt wendeten sich aller Blicke von dem Schauspiel ab und der Ruferin zu.

Sie war es wirklich: Aquila Lo Forti! In ihrem bunten Festkleid stand sie in einiger Entfernung vom Trauerhause auf einem Felsen und schrie dem Bruder zu:

„Fester! Fester! Fester!“

Aber Pier' Anton, den Hammer in der erhobenen Hand, schaute unverwandt zu dem Mädchen hinüber, das schuld war an seines Bruders blutigem Tod, und von dem die Leute sagten: „Sie hat den bösen Blick.“

Anstatt den Leichnam des ermordeten Bruders fester an sein letztes Bett zu heften, damit der arme Geist die ewige Ruhe finde, stand der Knabe und sah dem jungen Weib in die Augen, das den bösen Blick haben sollte.

IV.

Auch Lo Forti neigte sich allmählich der Ansicht zu, Giusé müßte fort. Als ein Fremder hatte er bisher die starren Gebräuche und das Gesetz der Blutrache nicht hoch genug angeschlagen; jetzt sah er ein, daß sich gegen ihre Macht nichts beginnen lasse. Giusé hingegen kannte zwar diese Macht der Sitte sehr wohl; aber er wußte auch, daß der Bluträcher noch ein halbes Kind war, er also Zeit hatte. Diese Zeit wollte er ausnützen; später würde man ja sehen.

Er wollte also nicht fort. Auf der Geierinsel wollte er bleiben, in möglichster Verborgenheit, um den Zorn der Sippe nicht unnötig zu reizen. Und der Mann Aquilas wollte er werden. Mochte nachher geschehen, was geschehen mußte; mochte er unter dem Dolche des jungen Pier' Anton fallen oder selber ein zweites Mal zum Totschläger werden! Also blieb er.

Aber der Brautschmuck . . . Aquila sagte ihm ins Gesicht hinein, sie wollte den Brautschmuck haben.

Ehe sie den nicht von ihm bekäme, ließe sie sich von ihm nicht küssen, würde sie nicht sein Weib.

Um seiner Verlobten den Schmuck schenken zu können, mußte er jedoch fort; denn er mußte sich den Schmuck erst als Korallenfischer verdienen. Jahre und Jahre mußte er fortbleiben von dem Mädchen, das solche Augen und solche Lippen hatte. Und er konnte doch nicht los von ihr!

So hing er denn an ihren gierigen Augen und führte ein elendes Leben. Er bewohnte eine der natürlichen Grotten, von denen die Insel voll war, und die der Sage nach ehemals von den Verbannten Roms bewohnt gewesen. Auch Giusé hauste darin als ein Geächteter. Seine alte Mutter ließ ihm sagen: er möchte sich nicht um sie kümmern, sie würde schon nicht Hungers sterben. Er möchte nur daran denken, sich am Leben zu erhalten, fortgehen solle er! Denn wenn Pier' Anton auch noch zu jung und schwach sei, um die Blutrache vollstrecken zu können, so würde die Sippe die Hand des Jünglings leiten, daß er den Stoß nach des Mörders Herzen zu führen vermöchte.

Retten sollte er sich — seiner alten Mutter zuliebe! Aber er blieb.

Es kam die Zeit, wo der Thunfisch gefangen ward. Rings um die Eilande schwebten des Nachts kleine Feuer über dem Meer. Von fern gesehen, schimmerte die schwarze Flut, bestreut mit den Flammenbränden, die langsam, lautlos dahintrieben.

Ein Fischer lenkte den Nachen, ein zweiter stand vorn, wo das Pechfeuer brannte. Er war beinahe unbekleidet und hielt wie einen Speer den langen, mit scharfen Zacken versehenen Rechen. Weit vorgebeugt stand der Mann, regungslos hinabspähend. Erschien der Fisch im Feuerschein — dann mit der Lanze ein pfeilschneller Stoß, und selten, daß der Mann den Fisch nicht traf und anspießte. Blut quoll auf. Oft kostete es noch einen harten Kampf, bis der Fang im Nachen geborgen lag.

Lo Forti hatte noch niemals so reichen Erwerb gehabt, denn Giusé füllte das Boot mit Beute. Er war ein Meisterstecher. Die dunkle Glut des Pechfeuers bestrahlte seinen braunen, jugendschönen Körper, daß er leuchtete wie aus Bronze gebildet. Wie er sich weit vorbeugte, wie er den Arm erhob und dann blitzschnell zustieß, wie er den Speer aus dem Leib des tödlich getroffenen Fisches herausriß — sogar Lo Forti hatte als echter Römer sein künstlerisches Wohlgefallen an dem vollkommenen Rhythmus jeder Bewegung dieser Jünglingsgestalt. Häufig geschah es auch, daß Giusé sich mit dem gezückten Messer in die Flut warf, um dem verwundeten Ungetüm den Garaus in den Wellen zu machen, die von dem Blute des Opfers sich rot färbten.

Aquila kauerte im Nachen mitten unter der Beute und schaute gierig zu. Sie sah nicht, wie herrlich schön ihr Bräutigam war; sie stierte in die Glut des Pechfeuers, sah, wie sein Wiederschein im Wasser mit dem Blut sich mischte, und gedachte des Brautschmucks, den sie von Giusé begehrte, und der auch solchen goldigen und roten Glanz haben würde...

Kehrten die beiden Fischer im Morgengrauen zurück, so durften sie sich keine Ruhe gönnen. Sogleich wurde der Fisch sorgfältig gereinigt, in Stücke zerlegt, in Fässer verpackt und Oel darüber geschüttet. Da Lo Forti Giusé nicht gestattete, sich in Terracina zu zeigen, so mußte seine Tochter ihm helfen, die Ware hinüber zu schaffen. Es war mühselige Arbeit.

So kam es, daß Giusé häufig mutterseelenallein auf der Insel blieb, zusammen mit dem Geiervolk. Stundenlang lag er dann müßig am Strande, dem Anschlag der Wellen lauschend; stundenlang oben auf den Felsen, auf das Geschrei der Vögel hörend und mit weit offenen Augen in den Himmel starrend. Er dachte an nichts andres, als daß sie fort war, daß sie bald wiederkommen würde, daß er sie nicht küssen durfte: nicht eher, als bis er für sie den Brautschmuck erworben hatte. Er nahm sich dann vor, fortzuziehen, Korallenfischer zu werden und nicht eher zurückzukommen, als bis er ein reicher Mann geworden. Und er wollte fort, gleich morgen! Aber er blieb, blieb Tag für Tag, dachte nicht an seine Mutter, die er ohne Hilfe ließ, dachte nicht an die Blutrache, die über ihm schwebte, dachte nur an die Augen Aquilas; und daß er von diesen Augen nicht fort konnte. Nein, nicht konnte!

Sie verachtete ihn, sagte es ihm ins Gesicht hinein, und — er ließ es sich sagen! Sie behandelte ihn schlecht, würdigte ihn oft tagelang keines Wortes; und er ertrug auch das. Sie brachte ihn um allen Stolz, wie sie ihn um Frieden und Glück gebracht hatte; und er war machtlos dagegen.

So verging der Sommer.

*

Das Leben des jungen Pier' Anton stand ganz unter dem Bann der Blutrache, deren Vollziehung die Sitte von ihm heischte. Die Sitte aber war ein Gesetz und das Gesetz unverletzlich.

Alles forderte den armen Jüngling auf, seine Pflicht zu erfüllen; in seinem Zimmer hingen die blutgetränkten Kleider seines gemordeten Bruders, hing des Getöteten Dolchmesser, den Ueberlebenden mahnend, die Rache zu vollstrecken. Abend für Abend versammelte sich um ihn die Sippe. Es wurde wenig gesprochen. Aber jeder Blick, der auf ihn fiel, schrie Pier' Anton zu: „Räche! Warum bist du so jung und so schwach? Aber das hilft dir nichts. Du mußt es trotzdem thun, denn du bist sein Bruder. Also räche — räche!“

Wenn ihm ein Mädchen begegnete, sah es ihm fest in die Augen, und der Blick rief ihm zu: „Räche! Bevor du deinen Bruder nicht gerächt hast, findest du in deiner Heimat kein Weib, das dich freundlich anschauen würde. Also räche — räche!“

Die ganze Welt schrie dem Unglücklichen, der zart und weich geschaffen war, das eine einzige gräßliche Wort, vor dem es kein Entrinnen gab, in die Seele.

Noch etwas andres quälte ihn unablässig. Das waren die Augen der Fremden von der Geierinsel. Diese schönen, diese gierigen Augen, die sich auf ihn geheftet hatten, als er die Glieder seines Bruders auf dessen letztes Bett genagelt hatte: „Fester, fester, fester!“ wie sie voller Entsetzen ihm zugeschrieen hatte. Und er, trotz seines Grausens, hatte nochmals den Hammer geschwungen, hatte fester genagelt. Er hatte es thun müssen unter der Gewalt ihres Blickes.

Und nun mußte er ihrer gedenken, unablässig bei Tag und bei Nacht; mehr noch gedenken, als der That, die er begehen sollte, und deren erste Ursache das junge, fremde Weib war.

Wenn Pier' Anton den Anblick des blutgetränkten Hemdes an der Wand seines Zimmers gar nicht mehr ertragen konnte; wenn er den unerbittlich mahnenden Augen der Sippe entrinnen wollte, so flüchtete er in seinem Nachen auf das Meer. Jedesmal hatte er des Bruders Messer zu sich gesteckt, und jedesmal ruderte er der Geierinsel zu, wo sich der Mörder befand. Ja, und auch die Fremde!

Die beiden liebten sich; sie sollte des Totschlägers Frau werden, wenn ihn vorher die Blutrache nicht fällte. Töten mußte er ihn. Entweder er selber oder ein andrer der Sippe würde die Rache vollstrecken. Dann würde Aquila nicht des Totschlägers Weib werden und dann...

Und Pier' Anton zog die Ruder ein, um die Waffe zu fassen, die verursachen konnte, daß die Tochter Lo Fortis niemals das Weib des Giusé Leste ward.

Halbe Tage, halbe Nächte lang umkreiste Pier' Anton im Nachen die Geierinsel, auf der sich sein Geschick erfüllen mußte, entweder so oder so! Entweder er vollzog die Rache, oder er kam dabei um; vollbrachte er seine That, so würde aus der Sippe des Gefallenen gegen ihn der Bluträcher sich erheben. In jedem Falle also sicheres Verderben für ihn, dem die Augen der Fremden die knabenhafte Seele durchglühten.

Häufig gewahrte Pier' Anton seinen Todfeind auf der Insel, und er dachte: ‚Wenn du jetzt hinfahren, jetzt landen würdest? Wenn du auf ihn zugingst, die Waffe deines Bruders hervorzögst, dann — ja dann wäre es gleich mit aller Qual vorbei. Dann fändest du Ruhe vor deiner Pflicht, den Bruder zu rächen, und Ruhe vor ihren Augen. Ja, ja, und Ruhe auch vor ihren Augen.‘

Aber er war noch so jung. Und die Jugend in ihm schrie nach Leben und Glück. Und seine Jugend hoffte noch immer. Auf was?

Einmal kam sein Schiff der Insel so nahe, daß er Giusé am Strande liegen sah. Der Feind regte sich nicht, er schlief. Jetzt hätte er es schnell und leicht vollbringen können. Weder von Lo Forti noch von seiner wunderschönen Tochter war etwas zu sehen. Nur das Geiervolk zog seine Kreise um den wilden Fels, darunter der einsame Mann ruhte.

Ja, ja, ja! Jetzt war die Stunde der Vergeltung gekommen.

Er fuhr ans Land, befestigte den Kahn, faßte sein Messer, schlich zu dem Schlafenden. Dieser lag auf dem Rücken und hatte das Hemd über der Brust offen. Darauf funkelte etwas: ein kleines Madonnenbild aus schlechtem Blech. Das süße Antlitz der Muttergottes ruhte gerade auf der Stelle, wohin Pier' Anton ihn treffen mußte. Schon hatte er das Messer fester gepackt, aber — er konnte nicht zustoßen. Das Antlitz der Himmlischen behütete des Feindes Schlaf, und Pier' Anton schlich davon, als wäre er ein ertappter Verbrecher, ein Meuchelmörder.

Eines Abends fuhr der Jüngling an der Kirchhofsinsel vorüber.

Trostlos sah die Ruhestätte der Toten in dem fahlen Dünensand aus. Der Wind hatte die Gräber verweht, die namenlosen Kreuze umgerissen. Asphodelen, die mystischen Hadesblumen der Alten, waren aufgesproßt und bildeten mit dem matten Graugrün ihrer schilfartigen Blätter und den hohen starren Stielen, daran die Blumen längst verdorrt waren, einen gespenstischen Grabschmuck. Unaufhörlich fuhren kreischend die Möwen um die verlassene Stätte.

Scheu schaute Pier' Anton hinüber. Dort war der Platz, wo sie seinen Bruder eingescharrt hatten. Er war doch froh, daß er den Toten so sicher und fest gebettet hatte. Denn wenn dieser wieder käme, um den Säumigen zu mahnen... Was war das? Gerade dort regte sich etwas! Eine Gestalt war's, in dem Dämmerschein des anbrechenden Abends nicht genau zu erkennen. Jetzt kauerte sich das Wesen nieder; es war, als sänke es in die Erde hinein.

Es war kein Geist! Denn jetzt gewahrte Pier' Anton einen Nachen, der bei der Insel angelegt hatte; aber welcher Lebende besuchte um diese Stunde die Toten?

Von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, fuhr Pier' Anton trotz seines Grausens näher. Da erkannte er auch das Fahrzeug: es gehörte den Fremden auf der Geierinsel.

Was that Lo Forti an seines Bruders Grab? Oder war es... Seitdem sie ihm jenes gräßliche „Fester, fester, fester!“ zugerufen, hatte er sie stets nur von der Ferne erblickt. (Fortsetzung folgt.)

❦

Seekadetten-Kleiderschrank. Nach einer Skizze.

Marinebilder

aus dem

Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

6. Allerlei aus dem Seekadettenleben.

Eine wichtige Rolle spielt die Musterung in dem Dienstbetriebe eines Kriegsschiffes. Neben der „Musterung in Divisionen“, als der Hauptmusterung des Vormittags, holen im Laufe von 24 Stunden — denn an Bord giebt's Tag und Nacht Dienst — eine nicht geringe Anzahl dieser Plagegeister von Musterungen den Kriegsschiffsseemann vor das prüfende Auge der gestrengen Vorgesetzten. Es

Musterung mit Handwaffen.

herrscht darum unter den Beteiligten eine sehr geteilte Ansicht über den Wert und die Notwendigkeit solcher Bordbeschäftigungen. Der Vorgesetzte behauptet, ohne sie nicht Ordnung und Reinlichkeit halten zu können. Der Matrose blinzelt listig mit dem „seemännischrichtigen Auge“ nach der — Routine und spricht gelassen und ergebungsvoll das hochbedeutsame Wort aus: „Es muß ja wohl sein, denn es steht ja auf der Routine!“ Die Schiffsroutine wirkt überzeugend und besänftigend auf sein unzufrieden scheinendes, zornig sein wollendes, sonst aber braves und biederes Seemannsgemüt, wie das Oel auf die erregten Wogen, denen es die zornschäumenden Spritzköpfe glatt rasiert und sie nötigt, ganz manierlich und anständig, mit hörbarem Ruck allerdings, außenbords sich zur Stelle zu melden.

Die Musterungen kann man in zwei große Klassen teilen. In der einen Klasse wird der Mann selbst gemustert, in der andern alles, was er an Kleidungs- und Inventarstücken für den kaiserlichen Dienst besitzt. Zur ersten Klasse gehören die Musterungen vor jedem Wache- und Postenwechsel, vor Antritt und nach Rückkehr eines Landurlaubs, sowie die allmorgendlichen Musterungen in Divisionen. Hier wird der Mann auf Reinlichkeit und Ordnungsmäßigkeit im Anzuge gemustert und sein Zurstellesein festgestellt. Mit dieser Art von Musterungen steht der Seemann im allgemeinen auf freundschaftlichem Fuße, wenn auch etwas gezwungenerweise. Aber die andre Sorte, die Musterungen mit Kleider- und Utensilienkasten, mit Backsgeschirr und Hängematten, mit Seestiefeln und Arbeitspäckchen, mit Handwaffen und Seitengewehr und was dergleichen mehr ist, die „kommen ihm schwer gegenan“.

In das Seekadettenleben brechen diese von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, zweitklassigen Musterungen nicht minder als unliebsame Gäste ein. Da giebt es denn für diese Gäste zu putzen und zu reinigen, zu ordnen und zu glätten, um mit Ehr' und Anstand vor ihnen zu bestehen. Denn ein zorniger Blick, ein kräftiger Anpfiff seitens des Vorgesetzten oder gar die berüchtigten Virgilverse zur Stärkung des Gedächtnisses und der Knochen, das heißt seemännisch übersetzt: ein bis dreimal über den Kreuztopp, oder je einmal über alle drei Toppen entern; — das ist noch viel weniger angenehm.

Der Seekadettenoffizier läßt die Seekadetten um sich zusammenschließen.

Musterung mit „Handwaffen“, womit die Gewehre im Unterschiede von den größeren Schießwerkzeugen bezeichnet werden, ist immer eine höchst heikle und peinliche Sache. Gerade die Gewehre und alles, was mit dem Schießen zusammenhängt, erfordert die größte Sauberkeit und Achtsamkeit. Und zu finden ist immer etwas! Hier ein Stäubchen, dort ein Rostschimmer, dort zu viel, hier zu wenig Oel, der Kolben auf der einen Seite nicht geglättet, auf der andern verschrammt: genug, man geht „heil froh“ unter Deck, wenn „er“ nichts gefunden hat, und verstaut die „alte Knarre“ in den Gewehrständern der Batterie, bis sie einmal wieder gebraucht wird zum Exerzieren, zur Musterung oder zum Handwaffenreinigen.

Harmloser, doch nicht minder dienstlich ernsthaft tritt die „Musterung mit kleinen Utensilien“ an den Seekadetten heran. Da baut er seinen ganzen „Toilettenladen“ an Deck auf und hält dem Vorgesetzten abwechselnd Schwamm und Kamm, Haar- und andre Bürsten, Necessaires für Nadel und Nagel, je nach Wunsch und Befehl, zur Musterung hin. Alle die kleinen Utensilien müssen vorschriftsmäßig gebunden und, soweit es möglich ist, mit vollem Namen versehen sein.

Nach der Musterung läßt der Vorgesetzte gewöhnlich die Seekadetten zusammentreten und zu einem Halbkreise um sich herumschließen, um ihnen zu sagen, was ihm mißfallen hat, und wie er's anders wünscht, auch allgemeine Uebelstände zu rügen, Besserungen anzuregen und Neues zu besprechen. Es ist gewissermaßen die Paroleausgabe des Seekadettenoffiziers. Auf dem Bilde sieht man noch ganz deutlich, womit Musterung gewesen ist. Die Fußbekleidungsgegenstände in der Hand einiger Seekadetten verraten „Musterung mit Stiefeletten“.

Die Stiefeletten gehören zum Sonntags- und Ausgehanzuge. Zum Dienst an Bord werden Decks- oder Segeltuchschuhe, bei schlechtem Wetter lange Seestiefel getragen.

Wie der Anzug für jeden Dienst vorgeschrieben ist, beziehungsweise befohlen wird, so ist überhaupt die Anzahl von Kleidungs- und Wäschestücken für den

Musterung mit kleinen Utensilien.

Seekadetten bis auf die anderthalb Dutzend Strümpfe und die zwei Dutzend Taschentücher, seine ganze Equipierung vorgeschrieben. Ueber die ordnungsmäßige und vollzählige Instandhaltung wacht der Seekadettenoffizier. Manchem scheint die vorschriftsmäßige Bemutterung der Seekadetten zu weit und zu sehr ins Kleinliche zu gehen, wenn sie zum Beispiel für einen verlorenen Strumpf oder fehlende Hemdkragen zur Rechenschaft gezogen werden. Indessen hat eine weniger peinliche Art von Bemutterung gerade in der Kleiderwirtschaft der Seekadetten ihre unverkennbaren Vorzüge und Vorteile. Man darf nicht außer acht lassen, daß sie lauter junge Leute im Alter von 17 bis höchstens 21 Jahren sind und, wenn sie nicht von Hause zur Selbständigkeit und Ordnungsliebe erzogen worden, absolut nicht, zumal bei den völlig neuen Bordverhältnissen, sich in die eigne Verwaltung und Ordnung ihrer Kleiderwirtschaft hineinfinden können. Wie unbeholfen und ratlos steht ein zartes Muttersöhnchen — und die Söhne, die „zur See gehen“, werden ja mehr oder weniger schon durch diesen Entschluß zu Mutters Lieblingen und Schützlingen! — vor dem ungezählten Besitz an Kleider- und Wäschegegenständen, die ihm zwar nicht unbekannt sind, denn getragen hat er sie auch bisher, aber auch nur getragen und sich nie bekümmert um das Wie und Was der Anschaffung, Unterbringung und Inordnunghaltung. Das that ja die Frau Mutter oder die liebenswürdige Schwester. Nun kommt der Seekadett mit seinen vom Mütterchen gepackten Koffern und Körben an Bord. Der Seekadettenoffizier, mit der Liste in der Hand, zählt und prüft jedes einzelne Stück, fehlende werden durch ihn vom Lieferanten bezogen, und dann kommt das „Verstauen“, das ordnungsmäßige Unterbringen und Packen in den Kleiderschrank, der wieder ordnungsmäßig für jedes einzelne Stück sein Fach und seine Stelle hat. So, nun sieh dir, lieber junger, unerfahrener Seekadett, einmal deinen Schrank mit deinen Siebensachen an, — wie nett sieht's aus, wie übersichtlich hast du alles beisammen! Selbst die gestrenge Frau Mutter mit dem kundigen Ordnungsblick kann nichts Tadelnswertes finden. Aber sieh es dir auch gründlich an, präge es dir fest ins Gedächtnis, wo und wie jedes einzelne Stück liegen muß, denn so muß es bleiben, die militärische Ordnung, jenes peinliche Ding mit dem Ueberallundnirgendsblick, ohne Pardon und Gnade, fordert es von dir, von dir ganz persönlich, und läßt nicht eher

Zeugwäsche der Seekadetten.

Seekadetten hängen Zeug zum Trocknen auf.

nach, bis du es kannst, wenn du nicht „antreten am Kleiderschrank“ oder „Luftveränderung“ durch Enterübungen über den Topp vorziehen magst.

Ordnungsliebe und Geldersparnis ist der Gewinn solcher Erziehung. Dazu kommen die Verhandlungen mit den Lieferanten, mit den Schustern und Schneidern und Wäschegeschäften. Sie führt nicht der Seekadett, sondern der Seekadettenoffizier. Er wählt sie aus und sucht die günstigsten Bedingungen von ihnen, und bestimmt, wo dies und jenes Stück gekauft werden darf. Dem Seekadetten soll dadurch nicht die Mühe des Einkaufens erspart werden, wohl aber soll er vor Uebervorteilung und Zeitvergeudung bewahrt bleiben. Behufs leichterer Auffüllung und Vervollständigung schadhaft gewordener oder verbrauchter Kleider und Wäschegegenstände ist die Einrichtung einer Kleiderkasse getroffen, in die der Seekadett monatlich 21 Mark von seiner Löhnung (45 Mark) zahlt.

Die Zeugwäsche der Seekadetten ist nicht ein eigentlicher Bestandteil ihres Dienstes. Die Seekadetten sind von jeglichem Arbeits- und Reinigungsdienst entbunden, nur Handwaffenreinigen und zeitweises Geschützputzen wird von ihnen verlangt. Doch werden sie angeleitet, ein oder mehreremal ihr Zeug selbst zu waschen und zu trocknen. Nach unserm Bilde zu schließen, scheint der Unteroffizier nicht recht mit dem Ergebnis zufrieden zu sein, denn er betrachtet mißtrauisch das „sorgfältig gewaschene“ Stück. Nun, das nächste Mal wird's hoffentlich besser, und dann — besorgt's die Waschfrau!

Die Seekadetten im Garten des Monte Hotels bei Las Palmas (Gran Canaria).

Zur persönlichen Bedienung der Seekadetten werden Stewardsmaate, die bei den Mahlzeiten aufwarten und die Messe zu reinigen haben, sowie einige Matrosen als Burschen kommandiert, denen aber nur die Reinigung des Waschraumes und des Schuhzeuges einmal des Tages, am Morgen, obliegt. Alles andre muß der Seekadett selbst thun.

Außer der Kleiderkasse existiert auch eine Vergnügungskasse. Sie wird ebenfalls durch monatliche Abzüge (20 Mark) lebensfähig erhalten, woran das Reichsmarineamt sich mit einem größeren Zuschuß beteiligt. Denn da nun einmal, einem Marinescherzwort zufolge, die an- und umliegenden Länder und Städte bei der Seefahrt den Hauptreiz bilden, so muß und wird auch diesem Bedürfnis der praktischen Völkerkunde und Geographie in dem außerroutinemäßigen Dienstbereich der Seekadetten durch Veranstaltung von gemeinsamen Ausflügen, „Partien“, Rechnung getragen. Sie sollen einen belehrenden und unterhaltenden Charakter zugleich tragen. Denn die „Partien“ dienen nicht bloß zum Vergnügen, sie sind auch Dienst. Dienstlich leitet der Seekadettenoffizier dieselben, und dienstlich schließt sich ein Arzt an. Indessen wird hier der Dienst freier und kameradschaftlicher gefaßt. Gerade die Partien bieten für beide Teile die ebenso schöne wie willkommene

Wichtige Passage.

Interessante Passage.

Gelegenheit, in ungezwungenem Verkehr einander näher zu kommen, als Kamerad zum Kameraden, fern von den Decksplanken, in freiem, geselligem Tone zu reden. Da tritt dann mancher aus sich heraus, fühlt sich einmal als Mensch dem Vorgesetzten gegenüber und entwickelt plötzlich Anlagen und Eigenschaften, die man bei ihm nicht vermutete, und welche er in den Grenzen der eng geschnürten Bordetikette nicht als vorsichtig tastender und unsicher sich fühlender Neuling zu entfalten gewagt hatte. Erfrischt und angeregt kehrt der Seekadett von solchen Partien an Bord zurück, zugleich auch mit der wohlthuenden Empfindung, daß er in seinem gestrengen Vorgesetzten einen älteren Freund und Kameraden habe. Ein neues Gesichtsfeld seines ernsten, schönen Berufes thut sich ihm allmählich auf, er erkennt in immer schärferen Umrissen die beiden einander sich bedingenden inneren Kräfte und Faktoren des ehrenvollen Seeoffiziersberufes: die dienstliche Pflicht und die kameradschaftliche Solidarität, und sucht sie zu gewinnen in neu angeregtem Diensteifer.

Die Seekadettenpartien, als die ersten und nachhaltigsten Eindrücke von fremden Ländern und ihren Bewohnern, reichen dem jungen, empfänglichen Gemüt, außer der geistigen Erfrischung, der Ausspannung und Erholung und des Vergnügens, eine unermeßliche Fülle anregenden und belehrenden Stoffes zur Bereicherung seiner allgemeinen Bildung dar. Hier ist's die schöne Natur mit den markigen Zügen und der stillen Majestät der norwegischen Fjorde und Berge, oder mit dem Frühlingshauch der glühenden und blühenden Tropenlandschaft, oder mit dem melancholischen Antlitz der kahlen, nackten, aber durch die wunderbar fesselnde und wechselnde Farbenpracht der italienischen Beleuchtung belebten Felsenhöhen des Mittelmeeres. Dort fesseln das Auge die fremdartigen Volks- und Straßentypen, wie sie dem Besucher der marokkanischen Städte oder in den Bazaren Kairos und Smyrnas, auf den Märkten Haïtis und in den Bergen der Kanarischen Inseln begegnen. Jedes Land, jedes Volk hat seinen eignen Reiz des Fremdartigen, Neuen und führt dem aufmerksamen Beobachter eine unendliche Fülle fesselnder Bilder vor Augen. Und wie interessiert und packt den klassisch Gebildeten und ästhetisch Empfindenden ein Besuch der Akropolis von Athen, der Ruinenstadt von Pompeji am Fuße des Vesuvs, des Pantheon und des Kolosseum in Rom und all der zahlreichen Ruhmesstätten des klassischen Altertums sowie der mittelalterlichen Glanzperiode in Malerei, Plastik und Architektur, welche Italien und Spanien bergen!

Die „interessante Passage“, welche die Kadetten sich ansehen, ist in der Straße von Messina jene Stelle, wo die homerischen Meerungeheuer Skylla und Charybdis hausen, von denen dem Seemann die grausige und gruselige Mär aufgebunden ist: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Der alten, gebrechlichen Kuff des homerischen Don Quichotte Odysseus konnten immerhin die nicht unbedeutenden Strudel in dem engen Fahrwasser gefährlich werden, aber bei weitem nicht so, wie er „aufschneidet“. Seemannslatein giebt's zwar auch heute noch, aber so ein „dickes Garn“ spinnt Jan Maat doch nicht, — weil's ihm niemand glaubt. Die heutige Schiffahrt läßt sich durch Skylla und Charybdis nicht mehr gruselig machen, ihre Strudel sind für sie ohne Gefahr.

Das Bild „Eine wichtige Passage“ führt uns den Kommandanten inmitten der Seekadetten vor Augen, wie er ihnen an der Hand der Seekarte die französische Küste am Englischen Kanal mit ihren Ansteuerungsmarken und Befestigungen erläutert. Wenn ein Seekadett, des Naturzeichnens kundig, solche seemilitärisch wichtige Punkte oder Plätze an den Seeküsten schnell skizzieren, „vertonen“ kann, so gereicht ihm diese Kunstfertigkeit nicht bloß zur eignen Freude, sondern auch vor allem zu großem Nutzen in seinem Beruf.

Spruch.

Das sind die Vornehmen auf Erden,
Die frei und groß auf sich beruhn
Und nicht im Denken, nicht im Thun
Von rechts und links beeinflußt werden.

A. Stier.

Das ostindische Dorf im Wiener Tiergarten.

Von

R. Franceschini.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

Gegenwärtig herrscht im Wiener Tiergarten ein eigentümliches Leben. Man glaubt sich angesichts des bunten Bildes, welches überall die charakteristischen Züge der Buddha-Völker aufweist, an die Küsten von Bengalen und Madras versetzt. Die Verwaltung des Wiener Tiergartens, die mit Eifer darauf bedacht ist, dem Publikum alljährlich ethnographische Neuigkeiten zu bieten, hatte heuer den glücklichen Gedanken, ein ostindisches Dorf zu errichten, in dem die Völkertypen aus Siam und den Nachbarbezirken sich ansiedeln sollten. Ein Dampfer des Oesterreichischen Lloyd beförderte die braunen Fremdlinge, Männer, Frauen und Kinder, etwa achtzig an der Zahl, nach Europa. Wer vor der Pfingstwoche den Tiergarten besucht hat, konnte Zeuge der interessanten Vorkehrungen sein, welche die Truppe traf, um die letzte Hand an die Bauten zu legen, die ihr während des Sommers als Unterkunft dienen werden. Jetzt ist alles fertig. Ueberall ragen aus dem Buschwerk die vielfarbigen Häuschen hervor, bunte Wimpel flattern im Winde; vor den Thüren oder an den Herden der primitiven Küchen kauern Männer und Weiber, oder sie wandeln im weißen oder bunten Burnus, je nach ihrer Abkunft, majestätisch oder träge durch das Publikum. In dem Teiche spielt und lärmt in Kanoes die siamesische Jugend und erschüttert manchmal mit einem unvorsichtigen Ruderschlag die Grundfesten eines im Wasser stehenden Buddha-Tempelchens. Wahrzeichen aller Art, hauptsächlich religiöse, stecken auf den Giebeln der Hütten, vor denen die Tischler, Goldschmiede, die Weber, Schneider und Bildhauer in ihren Gewerben thätig sind.

Es sind aber nicht die eigentlichen Siamesen, die der Truppe Leben verleihen. Die Bevölkerung von Siam ist, wohl infolge einer jahrhundertelangen Knechtung, indolent und energielos geworden. Sowohl Männer als Frauen sind wohl nicht ohne Ebenmaß, aber von kleiner, unansehnlicher Statur. Ihr olivenfarbiges, flaches Gesicht und die Schädelbildung zeigen weder den rein mongolischen noch den rein malaiischen Charakter. Es sind übrigens sanftmütige und geduldige Leute, stets mehr zur passiven Rolle als zum thätigen Ergreifen bereit. Eines unsrer Bilder zeigt sie in der Rolle unthätiger Zuschauer, während zwei junge Männer des Sikh-Stammes vor der Hütte sich im Ringen üben. Diese Sikhs (fälschlich oft Seikh geschrieben), hohe, kräftige Gestalten mit feurigen Augen, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Sie sind eigentlich eine von einem Indier gestiftete Brahmanen-, also religiöse Sekte. Im Frieden bauen sie fleißig den Acker, aber in der anglo-indischen Armee gelten sie neben den Radschputen als die tapfersten Soldaten. Heldenmütig kämpften sie um ihre Religion und ihre Unabhängigkeit, bis das Jahr 1849 ihnen die Niederlage brachte, auf Grund deren die Sikh-Stämme dem britisch-indischen Kaiserreich einverleibt wurden. Eigentümlich genug, daß diese Makkabäer-Naturen schließlich zu Söldnern der Siamesen herabgesunken sind! Das Gruppenbild indischer Eingeborener aus Siam, Madras und dem Pandschab zeigt im Vordergrunde die weißgekleidete Hünengestalt eines alten Sikh. Der weißbärtige Riese leistet im Dorfe des Tiergartens sehr gute Dienste als eine Art Ordnungspolizist. Auch einige Hindus haben sich der Karawane beigemengt. Sie unterhalten das Publikum, und wie es scheint, auch sich selbst, mit musikalischen Produktionen und Uebungen im Schlangenbeschwören und mit den bekannten Fakirkunststücken.

Die zahlreichste Gruppe des Dorfes bilden die Angehörigen des Stammes der Telingas, ein den Tamylen (Tamulen) ähnlicher Zweig der Drawida-Völker. Die Telinga sind allen ihren indischen Verwandten weitaus an Bildung und Anlagen überlegen. Sie repräsentieren die eigentliche arbeitende Klasse in ihrer Heimat Hinterindien und im malaiischen Archipel. Der größte Teil der im Tiergartendorfe thätigen Handwerker rekrutiert sich aus Telingas. Sie haben die pittoresken Bauten aus Bambusrohr, das sie auf eigentümlich einfache Weise spalten, und aus Palmenblättern errichtet. Auch ein Barbier ist da, der seinen Landsleuten den vorderen Teil des Kopfes, seltener den spärlichen Bartwuchs, kahl abrasiert, und ein Tättowierer, der sogar sehr beschäftigt ist; denn das Eingravieren gewisser Schriftzeichen und Figuren in die Haut gilt bei den Eingeborenen nicht nur als anerkanntes Schönheitsmittel, sondern auch als Schutzmittel gegen böse Geister. Im übrigen giebt es unter den Leuten auch Empfindliche; diese begnügen sich damit, daß ihnen der Tättowierer die Figuren einfach auf die braune Haut malt.

Die Frauen sind unansehnlich, ohne doch gerade häßlich zu sein. Merkwürdigerweise haben die Telingas, sowie alle Drawidastämme, eine ganz andre Vorstellung vom Weibe als sonst die Naturvölker — die Frau ist bei ihnen keine Sklavin, sondern befindet sich zum Manne in ganz freier Stellung. Es ist daher interessant zu beobachten, wie die Frauen, während sie kochen, in galanter Weise von den Männern bedient werden. Bei dem Kochen spielen freilich die Hände der „Schönen“, in deren Nasenflügeln manchmal Goldplättchen funkeln, ähnlich angebracht wie die Ohrgehänge der europäischen Damen, die Hauptrolle, und es ist hier leicht zu ersehen, wie die Menschen vor der Erfindung von Löffel und Gabel zu essen pflegten. All diese indischen Völker genießen regelmäßig Fleisch, aber niemals ohne Reis und ohne eine große Menge von Zwiebeln. Zeitweilig wird mit den Kindern Schule gehalten. Dies macht einen sehr drolligen Eindruck, weil die Jugend die krausen, dem Sanskritalphabet entlehnten Schriftzeichen mit dünnen Stäbchen in dem den Boden der Schule bedeckenden Sand nachzukritzeln sucht, wobei es selten ohne kleine Spitzbübereien abgeht. Vor und nach den Vorstellungen, welche die „Künstler“ der Truppe veranstalten, schreiten sie im Gänsemarsch des Weges einher. Dieser bildet nämlich in Siam die übliche Art des Promenierens, wobei der Papa an der Spitze marschiert; dann folgt die Mama und endlich, nach der Größe geordnet, die Kinder.

Schließlich möchte ich noch eines Mannes unter diesen Bewohnern Ostindiens gedenken, der englisch spricht und jüngst zu erzählen begann, daß er ein Freund Professor Ernst Häckels sei und diesem während der bekannten indischen Reise als Führer gedient habe. „Doktor Häckel“ habe ihm damals gesagt, wenn er einmal nach Europa komme, solle er ihm nach Jena schreiben. Thatsächlich hat der Indier jetzt dem berühmten Naturforscher einen Brief geschrieben und lebt in der Hoffnung, daß ihn sein „Friend the Doctor Haeckel“ im Laufe des Sommers besuchen werde.

Sankt Philomena.

(Zu dem Bilde Seite 647.)

Frauengestalten am Kreuze werden seit neuerer Zeit von unsern Künstlern wiederholt zum Gegenstande ihrer Darstellungen gemacht. Unter ihnen steht die heilige Julia von Korsika in erster Linie; die Geschichte ihres Martyriums darf als ziemlich feststehend angesehen werden. Neben ihr figuriert die heilige Philomena, deren Tod von dem alten römischen Martyrologium auf die Zeit des Kaisers Aurelian (270—275) angegeben wird. Sie lebte und starb zu Ancyra in Galatien und wurde um des christlichen Bekenntnisses willen zuerst nach der obigen Urkunde „mit Feuer gemartert“, dann „mit Nägeln, die ihr durch Hände und Füße getrieben wurden“, und mit welchen sie angeheftet ward, getötet. Nach andern Quellen soll der Name Philomenus gelautet, es sich also um einen männlichen Märtyrer gehandelt haben. Kaspar Schleibner aus Hallstadt bei Bamberg (geboren 1863) hatte mit dem Bilde, das sich jetzt auf der Großen Berliner Kunstausstellung befindet, bereits 1897 auf der Ausstellung im Glaspalast zu München berechtigtes Aufsehen erregt. Schleibner ist ein Schüler Lindenschmitts.

G.

Die deutsche Südpolar-Expedition.

Ein Sturm der Begeisterung ging durch die Welt, als Nansen 1896 aus „Nacht und Eis“ glücklich heimkehrte, nachdem er bei seinem kühnen Vordringen der Natur des unwirtlichen Nordens manches Geheimnis abgerungen hatte. Und nicht minder ergriff uns Bewunderung angesichts der beispiellosen Luftfahrt Andrées und seiner todesmutigen Genossen, deren Schicksal noch der Aufklärung harrt.

So haben sich am Ende des Jahrhunderts die Sympathien weitester Kreise den Nordpolar-Expeditionen zugewandt. Diese Unternehmen hatten auch greifbare praktische Erfolge: es sei nur an die gesicherte Ausnutzung der Schiffswege nach Sibirien erinnert, wie sie jetzt dem Bau der sibirischen Bahn zu gute kommt. Wissenschaftlich aber sind die Hauptrātsel des Nordens gelöst: man weiß jetzt, daß um den Nordpol ein tiefes Meer liegt mit Inselgruppen an den südlichen Grenzen.

Da wird es Zeit, sich der lange vernachlässigten Erforschung des Südpolargebietes wieder entschiedener zuzuwenden. Dort harren noch tausend wichtige Fragen einer klärenden Antwort. Nur dieses eine Gebiet des Erdballs ist unsrer Kenntnis noch völlig verschlossen; es gilt nun, auch hier den entscheidenden Vorstoß zu wagen und einen Erdraum von der doppelten Ausdehnung Europas zu enthüllen.

Höchst erfreulich ist es, daß Deutschland endlich auch hier sich seiner Kulturaufgabe erinnert, daß es nun selbst einmal ein großes antarktisches Forschungsunternehmen organisieren will.

Unser geographisches und physikalisches Wissen vom Südpolargebiet beruht noch immer auf dem Ergebnis dreier Expeditionen, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Seit drei Dezennien hat Geheimrat Dr. Neumayer, der ruhmvolle Schöpfer und Leiter der Deutschen Seewarte, die Notwendigkeit einer antarktischen Expedition betont, doch seine Worte fanden nur wenig Anklang. Nun hat aber der alte, wackere Vorkämpfer einen jugendlichen, wohl-

erprobten Bundesgenossen erhalten, den Grönlandforscher Professor Dr. Erich von Drygalski. Dieser Mann, der wissenschaftliches Können mit kühnem Wagemut und zielbewußter Thatkraft vereinigt, ist von den maßgebenden Kreisen als der geeignete Führer der Südpolar-Expedition erkannt und auserwählt worden. Gemeinsam mit Neumayer trat Drygalski 1895 auf dem Geographentag zu Bremen in lebhafter Weise für die Ziele der antarktischen Forschung ein. Damals bildete sich eine deutsche Südpolar-Kommission, deren erster Vorsitzender Neumayer ist.

Allmählich hat der Plan feste Wurzel gefaßt. Man hat eingesehen, daß für ein großes nationales und wissenschaftliches Unternehmen die Kosten kein Hindernis sein dürfen. Das Reichsamt des Innern und das Reichsmarineamt würdigen die Bedeutung der Sache vollkommen, und nach dem jüngsten einmütigen Beschluß des Deutschen Reichstags und den Aeußerungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky auf die Interpellation des Reichstagsabgeordneten Hasse ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die große Expedition nicht an finanziellen Hindernissen scheitern wird.

Jetzt gilt aber auch kein Säumen mehr, denn gerade in den nächsten Jahren liegen die Verhältnisse für die Südpolarforschung besonders günstig, weil nach den gewaltigen Eisausbrüchen der letzten Zeit ein weniger gehindertes Vordringen möglich sein wird. Es müssen daher Mittel zur Verfügung gestellt werden, um den Bau eines Schiffes sofort in Angriff zu nehmen, da sonst der rechtzeitige Abgang der Expedition im August 1901 nicht mehr ermöglicht würde.

Diese Gesichtspunkte weiß man auch in England zu würdigen. Von dort soll 1900 oder 1901 eine antarktische Expedition entsandt werden. Von außerordentlichem Werte wäre hier eine Bundesgenossenschaft ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse. Das verständnisvolle gemeinsame Vorgehen würde nach verschiedenen Richtungen gute Früchte zeitigen. Das Gebiet und die Fülle der Probleme ist so groß, daß nicht Kräfte genug dafür mobil zu machen sind.

In erster Reihe richten sich die Blicke auf den Mann, der berufen sein wird, die deutsche Expedition zu führen. Erich von Drygalski ist 1865 zu Königsberg i. Pr. geboren. Er machte seine Studien in seiner Vaterstadt, sowie in Bonn, Leipzig und Berlin. In der Geographie bildete er sich wesentlich unter Professor von Richthofen. 1887 promovierte er auf Grund einer physisch-geographischen Arbeit; dann war er dritthalb Jahre im geodätischen Institut thätig. Es folgten seine beiden Grönland-Expeditionen im Auftrage der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und mit Unterstützung des Kaisers: die erste 1891, die zweite vom Frühjahr 1892 bis zum Herbst 1893. So ist er für das beschwerliche und gefahrvolle Leben in der starren Eiswelt gerüstet. In vierjähriger Thätigkeit hat er dann bewiesen, daß er auch für die wissenschaftliche Behandlung der Sache der rechte Mann ist; die Ausarbeitung seiner Ergebnisse liegt in dem zweibändigen, meisterlichen Grönlandwerke vor. 1898 führte er sich an der Berliner Universität als Privatdozent ein mit einer Vorlesung über die Aufgaben der Polarforschung nach Nansen. Im April dieses Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Unlängst hat Drygalski die Ziele der Expedition*) in einer Versammlung der Gesellschaft für Erdkunde und der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft beleuchtet. Zunächst gab er einen fesselnden geschichtlichen Abriß. Der Mythus von einem Südland, der von Ptolemäus (150 nach Christus) herrührt, und an dem selbst Abel Tasman, der Entdecker der Insel Tasmanien, noch im siebzehnten Jahrhundert festhielt, ist erst durch den berühmten Seefahrer James Cook (1772—75) zerstört worden; von Kapstadt ausgehend, wagte dieser an drei verschiedenen Stellen einen Vorstoß über den südlichen Polarkreis hinaus und fand ein zusammenhängendes Meer. Sein mißmutiges „Nec plus ultra“ lähmte aber den Forschungstrieb für längere Zeit. Erst vierzig Jahre nach Cook entdeckte der russische Admiral Bellingshausen (1819—21) das erste Land im südpolaren Meeresring: Alexander I.-Land und die Insel Peter I. Dorthin drangen in den zwanziger und dreißiger Jahren englische und amerikanische Handelsschiffe, die mit reichem Gewinn heimkehrten und gelegentlich auch geographische Entdeckungen machten. Eine wissenschaftliche Grundlage für die Südpolforschung schuf erst unser großer Landsmann, der Mathematiker Gauß, durch seine Arbeit über den Erdmagnetismus (1838). Drei Nationen machten sich sogleich an die Lösung des Problems, das für die Schiffahrt von praktischer Wichtigkeit ist. Es wurden 1840 drei Expeditionen zum Südpolargebiet entsandt: eine französische unter Dumont d'Urville, der Louis Philippe-, Joinville- und später Adélie-Land entdeckte; eine amerikanische unter Wilkes, der mit fünf Schiffen vordrang und Palmer- sowie Wilkes-Land, eine Kette von Inseln, fand; endlich die bedeutsamste, die englische, geführt von James Clark Roß. Dieser durchbrach das Packeis und kam bei Viktoria-Land in ein offenes Meer, dessen gewaltige Eismauern und 3000—4000 Meter hohe Vulkane er geschildert hat. Seinen reichen wissenschaftlichen Beobachtungen verdanken wir das meiste, was wir über die Umgebung des Südpols und die dortigen magnetischen Verhältnisse wissen. Unter den weiteren, nicht sonderlich erfolgreichen Vorstößen erwähnen wir nur noch die englische Challenger-Expedition von 1874.

Während die Vorstellung von Festlandgruppen um den Nordpol gründlich zerstört ist, hat die antarktische Forschung in dem Meeresring um den Südpol immer neue Landteile festgestellt. Aber noch harrt die Frage der Lösung, ob es sich um einen Kontinent oder um einzelne Inselgruppen handelt.

An dieses grundlegende geographische Problem knüpft sich die Aufklärung über wichtige wissenschaftliche Fragen aus verschiedenen Gebieten, die hier nur flüchtig berührt werden können. So ist der geologische Bau und die Natur des südpolaren Landes zu erforschen, wodurch man unter anderm Aufschluß über den vermuteten früheren Zusammenhang von Südamerika und Australien erwartet. Weiter kommen Forschungen über die Tierwelt, die der des Nordpolargebietes gleichartig sein soll, und über die Flora in Betracht. Bisher hat man das Südpolargebiet für vegetationslos gehalten. Andre wichtige Probleme, die zu lösen sind, liegen auf dem Felde der Ozeanographie. Durch Eisforschungen hofft man Klarheit über Wesen und Wirken der Eiszeit zu erlangen, sodann auch durch mikroskopische Untersuchung über die Struktur des Eises den Charakter der Gebiete zu erkennen, die es bedeckt, oder von denen es herkommt. Endlich sei noch auf die meteorologischen Aufgaben hingewiesen und auf die erdmagnetischen Fragen, die sich mit den Forderungen der Praxis innig berühren. Mit Recht bezeichnet Sir Clements Markham, Präsident der Königlichen geographischen Gesellschaft in London, eine solche Expedition als eine hervorragende Schulungsfahrt für die Flotte in Friedenszeiten.

So wird die geplante Expedition nicht allein große Lücken in allen möglichen Wissenszweigen ausfüllen, sondern auch praktische Erfolge zeitigen, zum Beispiel durch eine ausgedehnte Untersuchung der Fischereiverhältnisse. Es sei daran erinnert, daß von 1820—40 im südlichen Eismeere ein sehr ergiebiger Fang an Thrantieren und Pelzrobben betrieben worden ist.

Das Unternehmen ist aber auch von allgemeiner nationaler Bedeutung. „Es ist die letzte große nautische Aufgabe, welche die Erde stellt.“ Und eine erfolgreiche Lösung dieses höchst bedeutsamen Problems würde in der That die Stellung Deutschlands zur See in ungeahnter Weise fördern. Das Reich hat daher alle Ursache, zur Verwirklichung des Unternehmens kräftig beizutragen.

Als Ausgangspunkt der deutschen Expedition ist der südliche Indische Ozean, etwa im Meridian der Kerguelen, in Aussicht genommen. Die Engländer richten ihre Pläne auf den südlichen Stillen Ozean, und die Amerikaner wollen, wie früher, südlich von Amerika vordringen. Es ist eben Raum für alle! Der englische Plan faßt zwei Stationen ins Auge, der deutsche nur eine im südlichen Indischen Ozean. Das Schiff muß — schon wegen der magnetischen Arbeiten — aus Holz und natürlich hervorragend seetüchtig sein. Es soll nicht so gebaut werden wie Nansens „Fram“, das ein bloßes Eisschiff und gegen schwere See weniger gefeit war. Die Expedition wird von etwa zweijähriger Dauer sein. Die von ihr einzuschlagende Route ist auf unsrer Karte durch eine voll ausgezogene schwarze Linie markiert.

Es gilt, den undurchdringlichen Panzer von Eisfelsen zu durchbrechen und einer noch unberührten Natur ihre Geheimnisse abzuringen. Deutschland darf nimmermehr zurückstehen. Einst, in der Zeit der Zersplitterung, mußte es sich begnügen, den leitenden Gedanken zu geben, die Durchführung aber andern Völkern zu überlassen. Jetzt, sagt Geheimrat von Bezold, liegen die Dinge anders: „Unsre Helden haben der staunenden Mitwelt bewiesen, welche Summe von Mut und Thatkraft in dem deutschen Volke steckt, sie haben gezeigt, wie gut sich das Wägen mit dem Wagen verbinden läßt.“

Dr. A. Römer.

Wiedersehen.

Das alte Wohnhaus, düster schaut's und grau,
Von Ruß und Rauch gedunkelt ist der Bau;
Die Fenster fest verschlossen. Alles tot,
Trüb wie der Himmel, der darüber droht.
Einst schien die Sonne auf die graue Wüste,
Auf jenes Fenster, das ich täglich grüßte;
Jetzt liegt darauf des Abends trübe Ruh':
Ein weißes Leintuch deckt das Fenster zu.
Ich schau' hinüber nach dem öden Haus,
Es sieht so still, so ganz verlassen aus;
Da wird das Herze mir so weh und schwer:
Einst faßt' es all mein Glück — und jetzt ist's leer.

A. Brichelsdorff.

*) Vergl. die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XVI, 1899, Nr. 1.

Carl Voerster †.

In voller Blüte steht jener Zweig des großen deutschen Handels, der von der ersten Lebensstunde der Buchdruckerkunst an die Erzeugnisse des Geistes zum Gemeingut aller zu machen bestrebt war: der deutsche Buchhandel! Ihn seiner Weltherrschaft entgegenzuführen, schenkte ihm jedes Jahrhundert ausgezeichnete Männer mit weitschauendem Blick, klugem Unternehmungsgeiste und jener ehrenfesten Gesinnung, die auch heute noch in unsrer wirbelnden Zeit den Grundzug im Charakter des echten und rechten deutschen Buchhändlers bildet. Mancher von jenen, deren Lebensgang die Geschichte des deutschen Buchhandels im neunzehnten Jahrhunderts mit goldenen Lettern verzeichnet, ist dahingegangen — in den ersten Tagen des Juni folgte ihnen ein Mann, dessen Name auf ewige Zeiten untrennbar sein wird von dem Leipziger wie von dem gesamten deutschen Buchhandel: Carl Voerster, der Seniorchef des weltbekannten Hauses F. Volckmar in Leipzig.

Man hat Leipzig in tiefem Ernst die Stadt der Bücher genannt, doch kennen wohl nur wenige die eigenartige, vermittelnde Rolle, die gerade Leipzig neben Stuttgart und Berlin im großen deutschen Buchhandel spielt. Leipzig ist das große Sammelbecken, das die tausend Flüsse und Bäche des Buchgewerbefleißes in sich auffängt, um diese Hochflut des Geistes gleichmäßig wieder über die ganze Erde zu verteilen. In Leipzig haben die großen Kommissionsfirmen ihren Sitz, durch die der Buchhändler, wo er auch sein Domizil aufgeschlagen hat, die Bücher bezieht, die das lesende Publikum von ihm begehrt. Dadurch ist Leipzig die Zentrale des deutschen Buchhandels geworden, und unter denen, welchen die alte Handelsstadt diese führende Rolle mit verdankt, stand in erster Reihe Carl Voerster, dessen Heimgang von jedem tief betrauert wird, der dem mit der Größe unsrer Nation so eng verbundenen Buchhandel angehört oder sein volles Interesse ihm zuwendet.

Die Pflege des buchhändlerischen Verkehrs über Leipzig war Carl Voersters großes Lebenswerk, dessen Bedeutung erst vollkommen klar wird, wenn man die Geschichte seines eignen Hauses kennen lernt.

Durch die Bande des Blutes mit dem Begründer des Hauses F. Volckmar, seinem Oheim Friedrich Volckmar, eng verknüpft, kam der am 4. Mai 1826 auf der „roten Erde“, in Soest in Westfalen, geborene Carl Voerster im Alter von siebzehn Jahren nach Leipzig, um durch jenen eingeführt zu werden in das eigenartige und reichgestaltete Wesen des deutschen Buchhandels. Wohl konnte er keinen besseren Lehrmeister finden, war doch Friedrich Volckmar ihm nicht nur im Beruf, sondern auch als Charakter ein leuchtendes Vorbild. In dem jungen Carl Voerster erstand ihm im Lauf der Jahre der ehrenfeste und thatkräftige Mitarbeiter und Nachfolger, der nach dem Rücktritt des Begründers, im Verein mit seinem Schwager Otto Volckmar in jahrzehntelangem gemeinsamen Wirken die Firma Volckmar zu der jetzigen Blüte führen sollte. Dem Buchhandel selbst aber, vornehmlich dem Leipziger, stellte Carl Voerster seine Kraft oft und gern zur Verfügung, und als man ihn hinaustrug mit einem Geleite, wie es einem Fürsten der Arbeit geziemt, da zog wohl durch die gesamte Buchhändlerwelt tiefe Trauer: alle hatten ein leuchtendes Vorbild, viele, unendlich viele einen treuen Freund und sorgenden Berater in ihm verloren!

In dem Errungenen zeigt sich am deutlichsten der Lebensfleiß des einzelnen. Einige Zahlen genügen, um Carl Voersters unermüdliche Thätigkeit und mit ihr zugleich das überaus große Vertrauen, das er sich in den weitesten Kreisen erwarb, zu kennzeichnen. Um jene Zeit, als er mit seiner jungen Kraft in den Buchhandel eintrat, zählte die Firma F. Volckmar 52 auswärtige Firmen, die durch sie ihren Bücherbedarf bezogen. Heute, nun erst der Tod des Unermüdlichen Geist und Hand zur Ruhe zu bringen vermochte, schaut die Firma F. Volckmar auf einen Kommittentenkreis von nahezu 700 Buchhändlerfirmen. Nicht nur ihr geschäftlicher Vermittler war Carl Voerster, allen ist er ein wahrer Freund gewesen, manchem hat er die helfende Hand gereicht auf dem schwierigen und dornenvollen Pfade des geschäftlichen Emporkommens. Jene stille, unbeugsame Ehrenhaftigkeit, die nur das Rechte als Richtschnur des Thuns anerkennt, war ihm zu eigen, neben ihr erfüllte aber eine seltene und köstliche Eigenschaft sein ganzes Wesen: die tiefste und reinste Nächstenliebe, die da aus tiefinnerem eignem Antrieb heraus Strauchelnde emporhebt, Wankende unterstützt und unbewußt ihr wärmendes und herzerquickendes Licht ausströmen läßt über alle, die das Glück hatten, in der Nähe des seltenen Mannes leben und wirken zu dürfen.

Carl Voerster.

Ein neuer Trieb am kräftigen Stamme des Buchhandels, das sogenannte „Barsortiment“, fand in Carl Voerster und Otto Volckmar die Männer, die ihn zur Entwicklung und Blüte brachten. Schon zu Ende der vierziger Jahre hatte Carl Voerster, den Bedürfnissen der Kommittenten in der Weihnachtszeit Rechnung tragend, eine Anzahl der gelesensten Werke, an deren schneller Beschaffung den Sortimentern besonders gelegen war, in größeren oder kleineren Partien binden lassen und ein Verzeichnis derselben den Geschäftsfreunden jährlich zugestellt. Auch hier liegt innerhalb zweier Zahlen die Schaffenskraft und das buchhändlerische Genie Carl Voersters klar zu Tage: Der Katalog vom Jahre 1850, einfach lithographiert, verzeichnet neunzig Artikel seines Barsortiments, der letztjährig erschienene Katalog, ein stattlicher Band, vereinigt wohl an 25000 Titel des Volckmarschen Barsortiments — ein Erfolg, der am treffendsten den Mann, sein Haus und sein Lebenswerk charakterisiert!

Im Jahre 1854 ward Carl Voerster Teilhaber des hochangesehenen Hauses, dessen Geschäftslast nach dem Ausscheiden seines Oheims und nach dem Tode seines Schwagers Otto Volckmar ganz auf seiner und seines Sohnes Alfred Voerster Schultern lag, bis ihnen im Jahre 1893 in dem langjährigen treuen Mitarbeiter Johannes Ziegler ein dritter Teilhaber an die Seite trat. Aus bescheidenem Umfange das Haus F. Volckmar zur buchhändlerischen Weltfirma emporzuführen — dieses Verdienst knüpft sich unvergänglich an Carl Voersters Namen, zugleich das Verdienst, dem Leipziger Buchhandel seinen guten Klang erhalten und gesichert zu haben. Was menschliche Anerkennung und Liebe ihm als Dank dafür zu bieten vermochte, das hat man dem teuren Heimgegangenen entgegengetragen. Zahlreich waren die Ehrenämter, die ihm das reiche Vertrauen seiner Mitbürger übertrug, der Leipziger Buchhandel und seine Angehörigen aber vor allen erblickten in ihm einen der Ersten und Würdigsten ihres Standes. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels, der Verein der Buchhändler Leipzigs, der Gustav Adolf-Verein sahen ihn in ihrem Vorstande, Leipzigs Handel und Industrie erfreute sich seines Weitblicks und seiner reichen Erfahrung. Eine klaffende Lücke riß sein Tod, der den gerade 73 Jahre alt Gewordenen viel, viel zu früh für die Allgemeinheit in sein dunkles Reich führte.

Mit einem klaren Verstand und starken Willen verband Carl Voerster die wahrhafte anima candida, eine rein in seinem klaren Auge sich offenbarende, unverfälschte Seele. Den Seinen bereitete er ein reines, ungetrübtes Lebensglück, wie denn sein trauliches Heim eine echte deutsche Familienstätte war, die mit ihrem anheimelnden Zauber alle umfing, die sie betraten. Der vielköpfigen Familie seiner Angestellten und Mitarbeiter war er ein Vater, streng darauf bedacht, jeden einzelnen zu einem tüchtigen Manne heranzuziehen, mit einem Herzen voll liebevollster Anteilnahme für jeden, für die Leiden und Freuden eines jeden. Und weiter hinaus dehnte seine unerschöpfliche Herzensgüte ihren Kreis: wie viele Existenzen dürfen in ihm den Erbauer und Erhalter ihres ruhigen Geborgenseins im Lebenskampfe erblicken, wie Zahllose dürfen dankbar seiner gedenken!

Nun ist er dahingegangen, aber nicht verschwunden aus den Reihen der Lebenden. Er hat sein Bild in die Herzen eingegraben, und darin haftet es dauernder als in Stein und Erz.

E. R.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 27.

Gespielt zu Staffelstein am 16. April 1899 auf dem Kongreß des thüringisch-fränkischen Schachbundes, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 20 andern Partien. (Dauer der Produktion etwa 4 Stunden; Resultat: 17 zu 2 bei 2 unentschiedenen.)

Italienische Partie.

Weiß: K. Schlechter (Wien). — Schwarz: J. Dusold (Bamberg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	18. d4×e5	f6×e5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	19. Td1—d2	Tg8—g2
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	20. Th1—d1	d6—d5
4. d2—d3	Sg8—f6	21. e4×d5	e6×d5
5. Sb1—c3	d7—d6	22. f3—f4! [5])	Tg2×h2 [6])
6. Lc1—g5	Lc8—g4 [1])	23. c3—c4	e5×f4
7. Sc3—d5	Sc6—d4	24. c4×d5	c6—c5
8. c2—c3	Lg4×f3	25. b4×c5	De7×c5†
9. g2×f3	Sd4—e6	26. Td2—c2	Dc5—a3†
10. Lg5×f6	g7×f6	27. Db3×a3	Ta8×a3
11. b2—b4	Lc5—b6	28. d5—d6	f4—f3
12. Dd1—b3	Ke8—d7	29. Tc2—c7†	Kd7—d8
13. Sd5×b6†	a7×b6	30. d6—d7!	Ta3—a8
14. 0—0—0 [2])	Dd8—e7	31. Tc7—c3	Th2×f2
15. d3—d4	Th8—g8	32. Tc3—e3	Tf2—e2
16. Lc4—d5 [3])	c7—c6	33. Te3×f3	Kd8—c7
17. Ld5×e6†	f7×e6 [4])	34. d7—d8D†	Aufgegeben. [7])

[1]) Als Entgegnung auf Lc1—g5 ist Lc8—e6 vorzuziehen.

[2]) Anscheinend kühn, in Wirklichkeit aber recht stark.

[3]) Wiederum ein geistreicher und kräftiger Zug.

[4]) Auf De7×e6 öffnet Weiß die d-Linie für seine Türme durch 18. d4—d5.

[5]) Weiß verwertet den Doppelbauern sehr geschickt. Es droht 23. Td2×d5† c6×d5 24. Db3×d5†.

[6]) Falls e5—e4, so ebenfalls, wie im Text, 23. c3—c4.

[7]) Weiß setzt in drei weiteren Zügen matt: Ta8×d8 35. Tf3—c3†! Kc7—b8 36. Td1×d8† Kb8—a7 37. Tc3—a3, oder 34. .... Kc7—c6 35. Dd8—d5† Kc6—c7 36. Dd5—d6† Kc7—c8 37. Dd6—d8.

Partie Nr. 28.

Gespielt im Hauptturnier des baltischen Schachkongresses zu Riga am 29. (17.) April 1899. (Den ersten Preis in diesem Turnier, das 12 Teilnehmer zählte, errang K. Behting-Riga, den zweiten K. Rosenkranz-Petersburg; der dritte und vierte fiel gemeinschaftlich an K. Behting-Riga, H. Seyboth-Petersburg und E. Wagenheim-Riga.)

Französische Partie.

Weiß: Th. Müller (Riga). — Schwarz: J. Zabludowsky (Riga).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	14. g5×h6	g7—g6
2. d2—d4	d7—d5	15. Dh3—g2 [7])	Le3×c1
3. Sb1—c3	Sg8—f6	16. Ta1×c1	Db6—e3†
4. e4—e5	Sf6—d7	17. Sc3—e2	Sd7—c5 [8])
5. f2—f4	c7—c5	18. Tc1×c5	De3×c5
6. d4×c5	Sb8—c6 [1])	19. h2—h4	Kg8—h7
7. Lf1—d3!	Lf8×c5 [2])	20. h4—h5	Dc5—e7
8. Dd1—g4	0—0 [3])	21. Sf3—g5†	Kh7—h8
9. Dg4—h3!	h7—h6 [4])	22. Sg5×f7† [9])	Tf8×f7
10. Sg1—f3 [5])	Sc6—b4?	23. h5×g6	Tf7—h7 [10])
11. g2—g4 [6])	Sb4×d3†	24. g6×h7	Kh8×h7 [11])
12. c2×d3	Dd8—b6	25. Th1—g1	Lc8—d7
13. g4—g5	Lc5—e3	26. Dg2—g7†	De7×g7
		27. Tg1×g7†	Aufgegeben.

[1]) Dieser sehr übliche Zug erscheint nach dem Verlauf der vorliegenden Partie nicht unbedenklich und würde besser durch sofort Lf8×c5 ersetzt.

[2]) Vielleicht verdient nun Sd7×c5 den Vorzug, weil es den feindlichen Angriffsläufer bald beseitigt.

[3]) Oder g7—g6 9. h2—h4 h7—h5 10. Dg4—h3 nebst 11. g2—g4, da 10. .... f7—f5 wegen 11. e5×f6 Sd7×f6 12. Ld3×g6† nicht angängig ist.

[4]) Besser f7—f5. Auf 10. g2—g4 verbietet sich allerdings f5×g4 wegen 11. Dh3×h7† Kg8—f7 12. Ld3—g6† Kf7—e7 13. Dh7×g7†, aber mit 10. .... Sc6—b4 (11. g4×f5? e6×f5 12. Ld3×f5 Tf8×f5? 13. Dh3×f5 Dd8—h4† 14. Ke1—d1 Sd7—f6) erlangt Schwarz ganz gute Aussichten.

[5]) Noch stärker ist hier 10. g2—g4. Die Unterlassung dieses Zuges sollte Schwarz nun zu f7—f5 benutzen.

[6]) Nun ist f7—f5 dauernd verhindert. Wollte Schwarz es dennoch versuchen, so würde Weiß es mit g4—g5 beantworten.

[7]) Um den Bh2 zum Angriff voranschicken zu können.

[8]) Damit erobert Schwarz zwar die Qualität, büßt aber eine wichtige Verteidigungsfigur ein und ist nun dem Angriff gegenüber machtlos. Den Vorzug verdiente De3—b6 nebst Tf8—e8 und Sd7—f8.

[9]) Schön und entscheidend. Kh7—g8 (statt h8) hätte hieran nichts geändert.

[10]) Schwarz hat nichts Besseres.

[11]) De7×h7 ändert an der Fortsetzung nichts. Das schwarze Spiel ist rettungslos.

Aufgabe 27.

Von J. Jespersen in Svendborg.
(„Nationaltidende.“)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 24:

W. 1. Ka8—a7
S. 1. Kd4×e4
W. 2. Db3—c4†
S. 2. Ke4—f3
W. 3. Sg2—h4 matt.

A.

S. 1. f5×e4
W. 2. Sg2×e3 und
W. 3. Db3-e3,d5 matt.

B.

S. 1. f3×g2 oder bel. anders
W. 2. Se4—f6 ꝛc.

Bb7 und Lc8 sind notwendig wegen der sonst möglichen Nebenlösung 1. Ka8—b7. Der Lösungsversuch 1. Se4—f6 scheitert an der Entgegnung Kd4—c5, 1. Se4—d6 an b7—b5.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Kurt Rohland in New York zu 17 und 18; J. F. Thaden in Großenfiel zu 20; F. Schneider in Neunkirchen zu 21; Prof. K. Wagner in Wien zu 24.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.
№ 40.

Aus Zeit und Leben.

Hindu-Gaukler.

Ringende Männer des Sikh-Stammes.

Gruppe indischer Eingeborener aus Siam, Madras und dem Pandschab.

Das ostindische Dorf im Wiener Tiergarten. Nach photographischen Aufnahmen von Heydenhauß & Robert, Wien. (Text Seite 652.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Briefmappe.

M. in H. 458. Ein Verzeichnis interessanter, spannend geschriebener Unterhaltungslektüre (Romane und Novellen von J. van Dewall, H. Laube, A. Niemann, A. von Perfall, G. Samarow und andern) zu außerordentlich niederen Preisen sendet Ihnen die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart auf Verlangen kosten- und portofrei zu. Geben Sie, bitte, Ihre Adresse genau an.

K. R. in M. Für den Hausgebrauch ganz hübsch, aber nicht druckreif.

Adolf L. in Sw. Wir können uns mit Nachforschungen in rein privatem Interesse nicht befassen. Aus den Ergebnissen Ihrer eignen Erkundigungen läßt sich überdem schließen, daß Ihre Annahmen sich auf ganz haltlose Vermutungen und Erfindungen stützen.

Prof. W. in M. Ihre Ansicht teilen wir nicht ganz. Eben sind in Hermann Hillgers Verlag in Berlin Photographien in der bisher unerreichten Größe von 100×150 Centimeter erschienen, die zwölf Meisterwerke der Plastik, wie die Laokoongruppe, den Apollo von Belvedere, die schlafende Ariadne aus dem Vatikanischen Museum in Rom und andre, in einer Treue und Klarheit wiedergeben, daß auch die kleinsten Einzelheiten dieser unvergänglichen Kunstwerke ersichtlich sind. Jedem, dem es nicht vergönnt war, die Originale an Ort und Stelle oder getreue Nachbildungen zu sehen, wird es mit Hilfe dieser Riesenphotographien möglich sein, sich mehr als bisher eine zutreffende Vorstellung von den Dimensionen und der Gesamtwirkung des betreffenden Kunstwerks machen zu können. Lassen Sie sich einen Prospekt von der genannten Verlagshandlung über diese Photographien kommen, die einzeln zum Preise von 25 Mark pro Blatt, aufgezogen auf Leinwand mit Stäben für 32 Mark pro Blatt geliefert werden.

Ratlose in Bbg. Vielleicht stiftet das Werkchen: „Das feine Dienstmädchen, wie es sein soll" von Isa v. d. Lütt (gebunden Mark 1,20, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) Nutzen. Sie können's durch jeden Buchhändler beziehen. Das Büchlein enthält so vieles, was gerade in Ihrem Klagefalle der Beachtung wert ist.

R. L. in A. Ihre Darstellung ist uns unklar und würde es bei der verwickelten Sachlage voraussichtlich auch bleiben, selbst wenn Sie sich noch ausführlicher äußerten. Nur der Rechtsanwalt wird Sie sicher beraten.

G. Z. in W. Uns mangelt die Zeit und, aufrichtig gesagt, auch die Laune, den Anfängen wie der Herkunft aller möglichen, in weitesten Kreisen unbekannten Gedichte nachzuspüren. Sie heischen gar in einem vollen Dutzend von Fällen solche Auskunft, während es nach den mitgeteilten Proben sich wahrlich nicht der Mühe des Nachforschens lohnt. Lassen Sie die verschollenen Sänger ruhen!

☞ Freunde unsres Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunigste Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Briefmappe.

M. in H. 458. Ein Verzeichnis interessanter, spannend geschriebener Unterhaltungslektüre (Romane und Novellen von J. van Dewall, H. Laube, A. Niemann, A. von Perfall, G. Samarow und andern) zu außerordentlich niederen Preisen sendet Ihnen die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart auf Verlangen kosten- und portofrei zu. Geben Sie, bitte, Ihre Adresse genau an.

K. N. in M. Für den Hausgebrauch ganz hübsch, aber nicht druckreif.

Adolf L. in Sw. Wir können uns mit Nachforschungen in rein privatem Interesse nicht befassen. Aus den Ergebnissen Ihrer eignen Erkundigungen läßt sich überdem schließen, daß Ihre Annahmen sich auf ganz haltlose Vermutungen und Erfindungen stützen.

Prof. W. in M. Ihre Ansicht teilen wir nicht ganz. Eben sind in Hermann Hillgers Verlag in Berlin Photographien in der bisher unerreichten Größe von 100×150 Centimeter erschienen, die zwölf Meisterwerke der Plastik, wie die Laokoongruppe, den Apollo von Belvedere, die schlafende Ariadne aus dem Vatikanischen Museum in Rom und andre, in einer Treue und Klarheit wiedergeben, daß auch die kleinsten Einzelheiten dieser unvergänglichen Kunstwerke ersichtlich sind. Jedem, dem es nicht vergönnt war, die Originale an Ort und Stelle oder getreue Nachbildungen zu sehen, wird es mit Hilfe dieser Riesenphotographien möglich sein, sich mehr als bisher eine zutreffende Vorstellung von den Dimensionen und der Gesamtwirkung des betreffenden Kunstwerks machen zu können. Lassen Sie sich einen Prospekt von der genannten Verlagshandlung über diese Photographien kommen, die einzeln zum Preise von 25 Mark pro Blatt, aufgezogen auf Leinwand mit Stäben für 32 Mark pro Blatt geliefert werden.

Ratlose in Bbg. Vielleicht stiftet das Werkchen: „Das feine Dienstmädchen, wie es sein soll" von Isa v. d. Lütt (gebunden Mark 1,20, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) Nutzen. Sie können's durch jeden Buchhändler beziehen. Das Büchlein enthält so vieles, was gerade in Ihrem Klagefalle der Beachtung wert ist.

N. L. in A. Ihre Darstellung ist uns unklar und würde es bei der verwickelten Sachlage voraussichtlich auch bleiben, selbst wenn Sie sich noch ausführlicher äußerten. Nur der Rechtsanwalt wird Sie sicher beraten.

G. Z. in W. Uns mangelt die Zeit und, aufrichtig gesagt, auch die Laune, den Anfängen wie der Herkunft aller möglichen, in weitesten Kreisen unbekannten Gedichte nachzuspüren. Sie heischen gar in einem vollen Dutzend von Fällen solche Auskunft, während es nach den mitgeteilten Proben sich wahrlich nicht der Mühe des Nachforschens lohnt. Lassen Sie die verschollenen Sänger ruhen!

☞ Freunde unsres Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunigste Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Notizblätter.

Ehrungen.

— Zum 80. Geburtstag des am 4. September 1819 geborenen Tiroler Dichters **Adolf Pichler** wird die Tiroler Litteratur- und Kunstgesellschaft „Pan“ in Innsbruck eine Festfeier in größerem Maßstab veranstalten. Dieselbe soll eine Vorfeier am 7. Juli und Tags darauf den eigentlichen Festabend umfassen, für welchen Monstrekonzerte, Festreden und Vorträge aus Pichlers Werken in Aussicht genommen sind. Ihren Gipfelpunkt dürfte die Feier in der Uebergabe eines silbernen Lorbeerkranzes an den greisen Dichter erreichen, sowie in der Errichtung einer „Adolf Pichler-Stiftung“, unter welchem Titel die Aufbringung eines Fonds zur Unterstützung bedürftiger Tiroler Künstler, Schriftsteller und Journalisten in Aussicht genommen ist.

— Das erste Denkmal für **Johannes Brahms**, von Professor Hildebrand ausgeführt, wird in Meiningen, wo Brahms so oft und gern weilte, am 7. Oktober dieses Jahres eingeweiht werden. In Verbindung damit findet vom 7. bis 10. Oktober das zweite Sachsen-Meiningensche Landesmusikfest unter Leitung des Generalmusikdirektors Steinbach statt. Vom 6. bis 10. Oktober wird eine Ausstellung von Bildern und Bildwerken von Brahms im kleinen Palais veranstaltet.

Denkmäler.

— Dem vor einigen Jahren verstorbenen schlesischen Dialektdichter **Max Heinzel** soll in Schweidnitz, der Stätte seiner letzten Wirksamkeit, ein Denkmal errichtet werden. Nicht ein prunkendes Standbild soll den Sänger ehren, sondern ein schlichtes, aber würdiges Denkmal, wie es dem Wesen des bescheidenen Mannes entspricht. Beiträge sind zu richten an das Bankhaus G. v. Pachalys Enkel, Breslau, Roßmarkt 10.

Litteratur.

— **Ernst Muellenbachs** neuester Roman „**Die Sieboldsvon Lyskirchen**“, der vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde, liegt nunmehr auch als Buch vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Leser werden sich erinnern, wie anschaulich und behaglich der Dichter in diesem Werke das Leben und Treiben in Alt-Köln schildert, und mancher dürfte sich versucht fühlen, die liebenswürdige, von fröhlichem Humor erfüllte Geschichte, die ein so anheimelndes Bild aus der guten alten Zeit heraufführt, nochmals im Zusammenhange zu lesen.

— Der Verlag von J. F. **Schreiber** in Eßlingen bietet die ersten vier Bände einer „**Humoristischen Bibliothek**“ dar, in deren Scherzen und Bildern man mit Vergnügen den allzeit lustigen Lothar Meggendorfer und seine nicht minder fidelen Mitarbeiter erkennt. Den Inhalt der vier Bände charakterisieren die Titel: „Die lieben Kleinen“, „Unterwegs“, „Aus fröhlicher Studentenzeit“ und „Vom Ewig-Weiblichen“. Durchweg gehen launige Bildchen, darunter viele farbig, und heitere Scherze in Versen oder Prosa Hand in Hand, und zu den knappen, schlagenden Witzen gesellen sich häufig Humoresken im Umfange mehrerer Seiten.

Worträtsel.

Der Liebesbund der beiden
Den Vormund tief ergrimmt,
„Auf ewig heißt's zu scheiden,“
Hat zornig er bestimmt.

Doch Amor Mittel findet
In solcher Herzenspein,
Und wer sich ihm verbündet,
Wird nie ganz ratlos sein.

Nach manchem bangen Tage
Trifft sich das Paar allein:
„Gottlob, mein Schatz, nun sage,
Willst enden du die Pein?

„Tyrannen sich nicht fügen,
Bei ihrem Widerstand
Gilt's brechen und nicht biegen,
Und deine teure Hand

„Mußt du mir heimlich reichen,
Vertraue dich mir an,
Als höchstes Liebeszeichen
Sprich ‚Ja‘ zu meinem Plan!

„Legt gründlich zur Sieste
Dein Quälgeist sich aufs Ohr,
Entfliegst du seinem Neste
Und eilst ans Gartenthor.

„Dort halt' ich mit dem Schimmel
Und führ' dich zum Altar,
Dann darf in unsern Himmel
Nicht dringen der Barbar.“

Bekämpfend unter Thränen
Sein stürmisch heißes Flehn,
So wie ihr eignes Sehnen,
Muß sie sich doch gestehn:

Auf keine andre Weise
Wird je erreicht der Port —
„Ich, haucht sie endlich leise,
Getrennt das Rätselwort.“

Zur festgesetzten Stunde
Am Pförtchen sie erscheint,
Liest ihm im Kuß vom Munde
Das Rätselwort vereint.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Mancher Donna könnte lehren
Wohl der Ersten bunte Pracht:
Stolz und Selbstbewußtsein mehren
Nicht der Schönheit Siegesmacht.

Wunderbar viel sich den andern
Aufzunehmen immer beut,
Wenn verständnisvoll sie wandern
In der Schöpfung Herrlichkeit.

Sonnenwärme ruft ins Leben
Auch des Ganzen Daseinsglück,
Aber schnell wird es entschweben
Wie ein sel'ger Augenblick.

M. Sch.

Scherzrätsel.

Ein fremder Fluß mit weitem Thal,
Mit hellem Klange ein Vokal,
Ein Hausgerät, benutzt beim Mahl —
Poetisch sind die Silben nicht,
Doch wenn man als ein Wort sie spricht,
Gleich klingen sie wie ein Gedicht.

F. M.-S.

Worträtsel.

Aus den 10 Lettern des Wortes „Trauschein“ sind 8 Wörter zu bilden, von 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 Lettern; der gleiche Buchstabe darf aber in jedem der Worte je nur einmal vorkommen, ebenso in den Anfangsbuchstaben der 9 zu findenden Wörter. — Die Lösungen brauchen, naturgemäß, mit der später gegebenen nicht übereinzustimmen.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 37:

Des Worträtsels: Echo, Narden — Enoch Arden.
Des Umstellrätsels: Samowar — Samarow.
Des Buchstabenrätsels: Minaret, Reim, Eremit, Ritter, Mai, Ara, Termin, Marine, Tier, Rentner.

Richtige Lösungen sandten ein: Ada Preßner in Duluth, N.-A. Dr. Alex. Kukic in Sulzbach. Erik Bensen in Hannover (2). Baronin K. W. in Meran (3). „Violet und Daisy“ in London. Ulrike von G., Schloß G. Margarete Meyer in Wachendorf (2). Margot Ovelgönne in Hamburg. A. B., Chalet Victoria, Schweiz (3). Ida Kleinberl in Banjaluka. Joh. P. Stoppel in Hamburg. Jak. Fr. Maier in Magstadt (2. Ganz hübsch.) A. C. Claussen, Rittergut Melz (4). Georgette d'Aubry in Nizza. Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (2. Wir werden Ihren Wünschen möglichst Rechnung tragen. Verbindliche Grüße.). Alma Löwenhaupt in Kiew. E. Riebow geb. Kruse in Hamburg. Frau Ida Kremer in Robschütz (4). „Kleine Comtesse“ in Meran. „Hermance“ in Lyon (3). „Moselblümchen“ in Coblenz.

Als
Kräftigungsmittel
für
Kinder und Erwachsene
unerreicht
Dr. med. Hommel's Haematogen
Depots in den Apotheken.
Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Herr **Dr. med. Paul Wieczorek** in **Kreuzenort** (Schlesien) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen hat sich bei einem Säugling von 3 Monaten vorzüglich bewährt; die infolge Blutarmut und allgemeiner Schwäche zeitweise aufgetretenen Krämpfe liessen bald vollständig nach; es verschwand das blasse Aussehen, der Appetit wurde rege, und die Gewichtszunahme überstieg jede Erwartung (in einer Woche 350 gr.). Haematogen verdient zweifellos jedem ähnlichen Präparat vorgezogen zu werden."

Herr **Dr. med. Möser von Morsky** in **Prinzersdorf** (Nieder-Oesterr.): „Die Erfolge mit Dr. Hommel's Haematogen übertreffen die weitgehendsten Erwartungen; es stellt alle bisher gegen Bleichsucht, Rhachitis, Schwächezustände, Blutarmut etc. in Verwendung gestandenen Mittel in tiefsten Schatten, ja macht selbe ganz überflüssig. Ich verwende seither in allen hiefür geeigneten Fällen Ihr Haematogen fast ausschliesslich und ausnahmslos mit dem besten Erfolge."

ist 70,0 konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81 391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chem. reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 Gr.) M. 3.—. **In Oesterreich-Ungarn** fl. 2.— ö. W.

Nicolay & Co., Hanau a/M.

ENGADIN (SCHWEIZ)

Hotel Kursaal MALOJA (Maloja Palace)
geöffnet vom 10. Juni bis Ende September.

Hotel allerersten Ranges, mit vollkommensten Gesundheits-Einrichtungen. — Lage: 1800 Meter ü. M. in der prachtvollsten Gegend des Ober-Engadin. — Gottesdienst in den Kirchen des Hotels. — Golf, Lawn-Tennis, Fischfang im Silsersee, Bergtouren, Stellwagen. Zahlreiche natürliche Sehenswürdigkeiten: Gletscher, Wasserfälle, „Gletschermühlen". Ausgezeichnete Alpen-Flora. — Schriftliche oder telegraphische Vormeldung an Herrn Direktor: **J. F. Walther.** — Post- und Telegraphen-Amt: **Maloja Kursaal.**

Vorarlberg

☞ Herrliches Alpenland, vom Bodensee bis zum Silvrettastock, von der grossartigen **Arlbergbahn** durchzogen — **Prachtvolle Wälder, Landschaften,** wie **Mittelgebirge. Hochtouren** und **Gletscher** — **Sommerstationen, Höhenkurorte.** — Direkte Zugverbindungen.

☞ Auskünfte jeder Art (Plakate, illustriertes Verzeichnis der Sommerstationen) unentgeltlich durch den

Landesverband für Fremdenverkehr in Vorarlberg-Bregenz.

HOTEL „Der Kaiserhof"
Wilhelmsplatz **BERLIN** Wilhelmsplatz

Haus allerersten Ranges. - Zimmer von M. 3.50 an incl. Licht, Bedienung und Heizung. Anerk. beste franz. Küche. Vorzügl. Weine aus der renommirten

Weingrosshandlg. „Der Kaiserhof"
Hotel Kurhaus zu Heringsdorf.

Die Direction: M. Matthäi.

Baden-Baden

Weltberühmtes Bad in gesunder, herrlicher Lage, durch dichtbewaldete Berge vor rauhen Winden geschützt.

Prospekte durch das Städtische Cur-Comité.

Salzuflen
Kohlensäurehaltiges Soolbad.
Am Teutoburger Walde.
Eisenbahnstation.

Patent-Motor-Wagen „Benz",

— Ersatz für Pferde. — Für 2, 4, 6, 8 und 12 Personen.

☞ **Preis von M. 2200.— an** ☜
mit ca. 3pferdigem Motor.

Bis 1. Nov. 1898 wurden 1600 Wagen abgeliefert.

Bei den Wettfahrten „Paris-Bordeaux" — „Paris-Marseille" — „Chicago" — „Marseille-Nice" glänzende Resultate erzielt.

Vertretungen u. Lager in **Berlin, Dresden, Strassburg i. Els., Crefeld, Paris, London, Brüssel, St. Petersburg, Moskau, Nymwegen, Wien, Budapest, Mailand, Basel, Copenhagen, Buenos-Aires, Singapore, Mexiko, Bombay, Capetown.**

Benz & Co., Rheinische Gasmotoren-Fabrik, Mannheim (Baden).

Sommersprossen
verschwinden vollkommen in **7 Tagen** mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch:
Theodor Lechky, dipl. Apoth.
in **Prag**, Brenntegasse 18.

Kaiserlich Deutsche Post — Tägliche Fahrten von **HAMBURG** nach den
Nordsee-Bädern
Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk. ³/₄fahr. Juist, Sylt, Norderney, Borkum.
mit den Salon-Schnelldampfern Cobra, Prinzessin Heinrich, Silvana.

Fahrpläne u directe Fahrkarten auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen, sowie bei der **Nordsee Linie**, früher Ballins Rhederei **Hamburg**.

Von Cuxhaven auch im Anschluss an die Badezüge der Unterelbischen Eisenbahn

Geh. Hofrat Dr. Flamm'sche
Heil- u. Pflege-Anstalt für psychisch Kranke.
Schloss Pfullingen (Württemberg.)
Zwei getrennte Abteilungen:

I. Offenes Sanatorium für Nerven- u. Gemütsleidende, Alcoholisten, Morphinisten, speciell zu Entziehungs-Kuren geeignet.

II. Heil- u. Pflege-Anstalt in verschiedenen einzelnen Häusern mit der landwirtschaftlichen Colonie Alteburg.

Das **neu eröffnete Sanatorium** befindet sich in dem von Herzog Christoph von Württemberg im XVI. Jahrhundert erbauten Schlosse, welches in letzter Zeit **von Grund aus renoviert** und mit **elektrischer Beleuchtung** versehen wurde. Schöne Gartenanlagen, reizende Umgebung, Gelegenheit **zu schönen Ausflügen und zur Beschäftigung in Landwirtschaft, Garten und Werkstätten. Vier Aerzte. Das ganze Jahr geöffnet.**

Nähere Auskunft erteilt die Direktion: ***Dr. Kölle.***

OTTO RING'S SYNDETIKON — KLEBT LEIMT KITTET ALLES

Zu haben in Flaschen und Tuben à 25 und 50 Pfg.

Zur Probe 3 Tuben franco gegen Einsendung von 50 Pfg. **Otto Ring & Co., Friedenau-Berlin.**

Richard Maune, Dresden,
Marienstraße 32,
fabriziert **Krankenfahrstühle** für Zimmer und Straße, Selbstfahrer, Universalstühle, verstellbare Ruhestühle, Closetstühle, Lesetische, Krankenmöbel jeder Art.

Verstellbare Kopfkissen, unentbehrlich f. Brust-, Asthma-, Rheumatismus- u. Rückenleidende, sowie f. Wöchnerinnen, Korpulente und an Schlaflosigkeit Leidende; in jede Lage leicht stellbar. Preis in bester Ausführung mit Sprungfedern und Haarpolster M. 20.—, innerhalb Deutschland franko M. 22.—. Angabe der innern Bettbreite.

Kataloge gratis.

Preisgekrönt: Sächs. Thür. Ind.- u. Gew.-Aust.

Eisen-Moorbad Schmiedeberg,
Bahnstation — Postbez. Halle.

Vorzgl. Erfolge b. Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.

Saison: 1. Mai bis Ende September. Prospekte und Auskunft durch die städt. Badeverwaltung.

Königliches Nordseebad
Norderney.

Saison: 1. Juni bis 10. Oktober. 1898: 23985 Kurgäste. Wasserleitung und Kanalisation. Elektrische Beleuchtung des Strandes und der Kuranlagen. Wandelbahn über dem Meere. Fester, ebener Strand, schöne Parkanlagen, schattige, vor Wind geschützte Spaziergänge. Gut ausgestattete Badehäuser, großes Kurorchester, Kurtheater, Pferderennen (Herrenreiten), Lawn Tennis- u. Kinderspielplätze. Gelegenheit zu Ausflügen, Schießübungen, Lustfahrten in See u. s. w. Telephon-Anlage mit Anschluß an das Fernsprechnetz des Festlandes. Regelmäßige Dampfschiffverbindungen mit Norddeich, Bremerhaven und Hamburg. Schnellzug-Verbindungen mit Anschluß an die Dampfschifffahrt.

Prospekte u. Fahrpläne gratis durch die Badeinspektion u. in Riesel's Reisekontor.

D. R. G. M. 105044.

Fleischer's Ausgleichungen „Formosa"

(Hervorragende Leistungen der Orthopädie)
für ***Damen*** u. ***Herren*** in ***höchster, kunstvoller Vollendung*** zur Maskierung hoher Schultern und Hüften ohne Polsterung, ohne Fischbein, ohne Stahl-Stäbe, ohne Draht etc. Erzielung **schöner, normaler Körperformen** bei Verkrümmungen aller Art. Halt und Stütze für den leidenden Oberkörper. Federleicht. Vorzüglicher Sitz. Angenehmes Tragen.

Durch alle besseren Corsetgeschäfte und Bandagisten zu beziehen. Wo nicht erhältlich, teilen die nächste Verkaufsstelle mit

Rosenthal, Fleischer & Cie., Göppingen (Württbg.)
Allein. Fabrik. der „Formosa" u. der Corsets R F C à la Princesse.
Patente in allen Culturstaaten angem.

Ganz vortreffliche
Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer
photogr. Apparate
einfacher bis vollendetster Konstruktion.
— Rasche und sachkundige Bedienung. —
Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung **bestätigt**:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. **Preis 3 M., ausreichend für 3—4** Wochen, ½ Fl. 1 M. 60.

Fahrbare und feststehende
Dampfwinden,
Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel

bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

G. Reni.

Ecce homo.

Subskriptions-Einladung

auf die

Tausend-Bilder-Bibel

Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers.

Mit 1000 Bildern nach den Meisterwerken christlicher Kunst.

40 Lieferungen zu 40 Pfennig. Alle 8 bis 14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Mit vollem Rechte nennt man die **Bibel** das **„Buch der Bücher“**, denn alle irdische Weisheit wurzelt in ihr, alle edeln Regungen des Herzens entsprießen aus der göttlichen Lehre. Die Bibel ist die Grundlage aller Tugenden, ihr entquillt der Born der echten Gottesfurcht, der reinen Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Auf dem Buche der Bücher baut sich die christliche Religion auf, und „die Religion“, sagt Herder, „ist die höchste Humanität des Menschen“. — Die Heilige Schrift hat eine Verbreitung gefunden wie kein anderes Buch; in alle Sprachen der Welt übertragen, ist sie dem Wege der Kultur gefolgt, soweit diese sich den Erdkreis eroberte, und ungezählten Millionen von menschlichen Herzen hat sie Trost und Erbauung gebracht.

Seitdem sich die bildende Kunst in den Dienst des Christentums gestellt, hat sie ihre höchste und edelste Aufgabe darin gesehen, die Gestalten und Vorgänge der Heiligen Schrift der Gemeinschaft der Christen zur Anschauung zu bringen. An der verehrungswürdigsten Urkunde des Menschengeschlechts hat sich auch die christliche Kunst emporgerankt, aus ihr hat sie ihre Kräfte gezogen, und als sie in dieser Schule zu voller Freiheit des Ausdrucks, zu höchster Vollendung der Darstellung gelangt war, blieb die Bibel noch durch Jahrhunderte bis auf die heutige Zeit der unversiegliche Brunnen, aus dem die Künstler Begeisterung zu ihren herrlichsten Schöpfungen tranken.

So ist die Geschichte der religiösen Kunst jahrhundertelang die Geschichte der Kunst überhaupt gewesen, und keiner der großen Meister der Kunstgeschichte, zu denen die Nachwelt in dankbarer Verehrung emporblickt, ist an der Bibel vorübergegangen. Nicht wenige verdanken ihr sogar die Eingebung zu den höchsten Offenbarungen ihrer Kunst, deren Anblick auf den Beschauer mit der Kraft religiöser Erhebung und Erbauung wirkt. Zu verfolgen, wie sich das Wort Gottes in den Geistern von Künstlern verschiedener Zeiten und Völker widergespiegelt hat, gehört zu den edelsten geistigen Genüssen, die sich ein gläubiger, religiös empfindender Mensch bereiten kann.

Dazu will die **„Tausend-Bilder-Bibel“** helfen, die nach sorgfältiger Vorbereitung in die Oeffentlichkeit

Fluch des Ärgernisses. **Markus 9. 10.** Ehescheidung. 83

die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ins Meer geworfen würde.

43. So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab. Es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben eingehest, denn daß du zwo Hände habest und fahrest in die Hölle, in das ewige Feuer, Matth. 5, 30.

44. da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. Jes. 66, 24.

45. Ärgert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es ist dir besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß du zween Füße habest und werdest in die Hölle geworfen, in das ewige Feuer,

46. da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. V. 44.

47. Ärgert dich dein Auge, so wirf's von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes gehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen, Matth. 5, 29.

48. da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. V. 44. 46.

49. Es muß ein jeglicher mit Feuer gesalzen werden, und * alles Opfer wird mit Salz gesalzen. * 3. Mos. 2, 13.

50. Das Salz ist gut; so aber das Salz dumm wird, womit wird man's würzen? Habt Salz bei euch, und habt Frieden unter einander. Matth. 5, 13. Luk. 14, 34. Kol. 4, 6.

B. Plockhorst. Aufnahme von Fr. Hanfstaengl, München.

„Laßt die Kindlein zu mir kommen.“ — Mark. 10, 14.

Das 10. Kapitel.

Über Ehescheidung. Jesus segnet die Kindlein. Der reiche Jüngling. Dritte Leidensverkündigung. Die Söhne des Zebedäus. Bartimäus.

(V. 1—12: vgl. Matth. 19, 1—9.)

1. Und er machte sich auf, und kam von *dannen an die Örter des jüdischen Landes jenseit des Jordans. Und das Volk ging abermal in Haufen zu ihm, und wie seine Gewohnheit war, lehrte er sie abermal. * Kap. 9, 33.

2. Und die Pharisäer traten zu ihm und fragten ihn, ob ein Mann sich scheiden möge von seinem Weibe; und versuchten ihn damit.

3. Er antwortete aber und sprach: Was hat euch Mose geboten?

4. Sie sprachen: Mose hat zugelassen, einen Scheidebrief zu schreiben und sich zu scheiden. 5. Mos. 24, 1. Matth. 5, 31. 32.

5. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Um eures Herzens Härtigkeit willen hat er euch solch Gebot geschrieben;

6. aber von Anfang der Kreatur hat sie Gott geschaffen einen Mann und ein Weib. 1. Mos. 1, 27.

7. Darum wird der Mensch seinen Vater und Mutter lassen und wird seinem Weibe anhangen, 1. Mos. 2, 24.

8. und werden sein die zwei Ein Fleisch. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch.

9. Was denn Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

Format- und Druckprobe.

tritt und um Freunde wirbt, die sie — des sind wir gewiß — in jedem christlichen Hause finden wird. Im Gegensatz zu andern Bilder-Bibeln sind zu den Illustrationen der „Tausend-Bilder-Bibel“ **die Meisterwerke der deutschen und ausländischen Künstler von der Zeit der Renaissance bis auf die Gegenwart** herangezogen worden. Keines der Werke religiöser Kunst, die im Laufe der Jahrhunderte zu klassischer Geltung gelangt sind, wird in der **„Tausend-Bilder-Bibel“** fehlen, und von den Italienern des 15. Jahrhunderts und der Blütezeit, von Leonardo, Raffael, Michelangelo und Tizian, bis auf die Künstler unserer Zeit sollen alle jene Meister vertreten sein, die die höchste Weihe ihres Schaffens in der Ausübung der religiösen Kunst erblickt haben.

Leonardo da Vinci.

Das letzte Abendmahl.

Ja, einen weihevollen Genuß soll die **„Tausend-Bilder-Bibel“** gewähren, und darum hat uns bei der Auswahl der Illustrationen besonders die Rücksicht **auf Schönheit und Adel der Formen, auf den Ausdruck schlichter Wahrheit und Empfindung** geleitet. Diese neue Bilder-Bibel soll mit dem Worte Gottes auch echte und edle Kunst in das deutsche Haus, in die deutsche Familie tragen, und so wollen unsere Bilder schon in das Kindergemüt die Keime der Empfänglichkeit für die höchsten Ideale der Kunst pflanzen.

Mit den bisher noch niemals in gleichem Maße gebotenen **Vorzügen der Schönheit und Reichhaltigkeit der Illustrationen** verbindet unsere **„Tausend-Bilder-Bibel“ noch den Vorzug einer Wohlfeilheit, die alle früheren Unternehmungen ähnlicher Art weit übertrifft.** Wohlfeilheit ist die Grundbedingung, mit der wir unser Ziel erreichen wollen: die Kunst dem Volke, getragen von den mächtigen Flügeln des göttlichen Wortes!

Raffael.

Die Kreuztragung.

Die **„Tausend-Bilder-Bibel“** erscheint in **40 Lieferungen** von durchschnittlich 40 Seiten zum Preise von **nur 40 Pfennig** für jede Lieferung, so daß jedermann, selbst dem minder Bemittelten, die Anschaffung dieses

vornehmsten Haus- und Familienbuches

leicht ermöglicht ist.

Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Bestellungen nehmen **alle Buch- und Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes**, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen, die sämtlich auch gern bereit sind, die erste Lieferung **zur Ansicht ins Haus** zu senden.

Jede irgend wünschenswerte Auskunft über den Bezug in Lieferungen, über die Versendung nach fremden Ländern u. dergl. wird jede Buchhandlung, erforderlichenfalls auf direkte Anfrage auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart, mit Vergnügen erteilen; auch ist diese gern bereit, illustrierte Prospekte an aufzugebende Adressen zu versenden.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von

....

Tausend-Bilder-Bibel,

Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers.

Mit 1000 Bildern nach den Meisterwerken christlicher Kunst.

(Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

.... **Exemplar: vollständig in 40 Lieferungen zu 40 Pfg.**, und bittet um regelmäßige Zusendung der Lieferungen je nach Erscheinen

zur Ansicht .... **Exemplar der 1. Lieferung.**

Das Nichtgewünschte gefl. durchstreichen.

Ort und Datum: ....

Name und Stand: ....

Ueber Land und Meer.

№ 41.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Leygues (Unterricht).

Delcassé (Aeußeres).

Caillaux (Finanzen).

Monis (Justiz).

Jean Dupuy (Ackerbau).

Waldeck-Rousseau (Vorsitz und Inneres).

General Gallifet (Krieg).

Millerand (Handel).

Decrais (Kolonien).

Pierre Baudin (öffentliche Arbeiten).

de Lanessan (Marine).

Das neue französische Ministerium. (Text Seite 670.)

Bühnenvölkchen.

Erzählung
von
Adele Kindermann.

(Fortsetzung.)

Die tragische Muse ist von ihrem Kothurn herabgestiegen.

Ellerbissen hat seinen Shakespeare beiseite gestellt und zieht allabendlich den langen, roten Kittel des „großen Nikolas“ an, Frau Castell-Franke verwandelt sich in einen köstlichen, waschechten Struwwelpeter mit der bekannten ungeheuern Borstenperücke, die Kasinski ist ein liebliches Rotkäppchen und Sturm ein Märchenprinz, wie man ihn nicht schöner wünschen kann.

Ein dankbareres Publikum haben unsre Darsteller das ganze Jahr nicht. Blonde und braune Kinderköpfchen von allen Altersstufen in allen Rängen, noch nicht angekränkelt von des Gedankens Blässe; jeder Witz, jede Ueberraschung, jede komische Situation da oben findet ein spontanes Echo in der köstlichen Impulsivität der unzähligen Kinderherzen. Das jubelt, das lacht, das kreischt durcheinander, das kritisiert nicht — das genießt.

Selbst aus dem ersten Rang ist die vornehme Reserve und Begeisterungslosigkeit, die dort Hausrecht haben, gewichen; auf die Brüstung stemmen sich runde Kinderärmchen, und kleine, weiche Fäuste schlagen in lärmendem Entzücken auf den roten Sammet los, wenn die bösen Buben, die das arme Mohrenkind verspottet, vom Nikolas in ein wirkliches, gewaltiges Tintenfaß getaucht und kohlrabenschwarz wieder herausgezogen werden.

Etwas wunderbar Erfrischendes, dieser durch nichts beeinträchtigte Jubel des kleinen Völkchens; es geht ein Zug durch das Haus, dem sogar die Mitspielenden sich nicht entziehen können. Der Uebermut packt auch sie, und Castell erzielt durch seine urkomischen Extempores sogar bei den Kollegen einen Lacherfolg.

Weihnachtsmärchen, Hänsel und Gretel, Puppenfee — das wechselt miteinander ab. Im Zuschauerraum alte, weißhaarige Herren, Großmütter, deren Augen keine Weihnachtshandarbeiten mehr vertragen, Studenten auf Ferienbesuch, Marinesoldaten mit weit offener Bluse und Kinder, ungezählte Kinder!

Ich glaube, daß in L. nicht viele Kinder sind, deren Füßchen nicht wenigstens einmal in dieser Zeit die breiten Freitreppen unsers altersgrauen Musentempels hinaufgetrippelt wären. Entweder durch den säulengetragenen Haupteingang oder durch die schmucklosere Bühnenpforte, die für die Mitwirkenden da ist. Die einen, für die zärtliche Eltern den Eintrittspreis von drei Mark bis zwanzig Pfennig bezahlen; die andern, um ihren sorgenden Eltern allabendlich dreißig selbstverdiente Pfennige nach Hause zu bringen.

Es ist ziemlich ärmliches kleines Volk, das uns für Stücke, in denen „Kindermaterial“ gebraucht wird, zur Verfügung steht, und Fritz Peilecke, der kleine Requisiteur, hat keine leichte Aufgabe.

Das soll erstens möglichst hübsch sein, zweitens anstellig und drittens — sauber. Außer diesen Grundbedingungen kommen noch andre, kompliziertere Aufträge hinzu: da heißt es zum Beispiel drei, vier Reihen „Orgelpfeifen“ von drei bis elf Jahren à fünfzehn „Stück“ in gleichmäßig aufsteigender Reihe herauszufinden.

Fritz findet sie. Mit der gleichen, unbedingten Zuverlässigkeit, mit der er der Königin der Nacht rechtzeitig ihren Dolch in die Hand drückt, führt er auch am ersten Probentage seine kleine Herde vor.

Eine Handbewegung: „Da sind sie, Herr Direktor.“

Der „Alte“ setzt seinen Klemmer auf und schreitet die Reihe ab; mit dem gespannten Gesicht eines Hauptmanns, dessen Compagnie der Kommandeur mustert, folgt ihm der kleine Requisiteur.

„Gut so, mein Junge.“ Die Spannung läßt nach, Fritz hat seine Schuldigkeit wieder einmal gethan.

Daß er unter der Schuljugend seines Viertels eine führende Stelle einnimmt, ist selbstverständlich. Der Andrang ist bei den sehr oft wiederholten Dreißigpfennighonoraren und dem einmaligen Freibillet für die respektiven Mütter ein sehr großer; und da außerdem den Kindern das Theaterspielen auf einer richtigen Bühne in wahrhaft märchenhaftem Lichte erscheint, so übersteigt das Angebot die Nachfrage stets ganz bedeutend.

Das sind Wahltage im kleinen, mit Intriguen, Bitten, Bestürmen und — Bestechungen. Aber Fritz steht wie ein Fels im Meer und hält streng künstlerische Auslese. Für einen Apfel, einen Brummkreisel oder ein noch ganz gut erhaltenes Taschenmesser verkauft er seine Ueberzeugung nicht. Nicht einmal für zwölf Murmeln, trotzdem diese seine Leidenschaft sind. Wenn man gedruckt in Almanach steht und seine Rezensionen über Kinderrollen „uffieklebt“ hat — noblesse oblige!

„Ick weeß, wat mir brauchen“ — er berlinert wie seine Mutter —, damit trifft er seine Wahl und weist die Aepfel, die Brummkreisel, die Federmesser und sogar die Murmeln der allzuvielen energisch zurück.

Die Auserwählten tragen den Kopf sehr hoch und versammeln sich zur festgesetzten Stunde vor dem Bühneneingang. Eine fröhliche kleine, verfrorene Schar, sehr sauber gewaschen Gesicht und Hände, in den abgelegten Kleidern jener Kinder, die da auf der entgegengesetzten Seite abends von ihren Müttern oder Erzieherinnen ins Theater geführt werden.

Mit dem bestimmten Glockenschlag schiebt sich die kleine Schar — plötzlich sehr still geworden — durch den Bühneneingang in das Halbdunkel der Kulissenwelt.

Frau Peilecke nimmt die mündlichen Unterhandlungen in die Hand. Sie trifft den Ton besser, an den die Kinder gewöhnt sind; die vornehme Ausdrucksweise des Direktors macht sie verwirrt und läßt sie verstummen.

Mit großen, aufmerksamen Augen lassen sie nun das Maßnehmen über sich ergehen. Erst kommt der Theaterschuster.

„Also zwölf Paar rote Schuhe, zwölf Paar gelbe und die schwarzen mit roten Absätzen, — vergessen Sie nicht, Meister.“ Der Direktor geht eilig hin und her mit dem Regisseur und macht Notizen in ein Taschenbuch.

Die ärmlich bekleideten, mageren Beinchen strecken sich vor, hie und da guckt eine kleine, rosige Zehe verschämt durch den groben Wollstrumpf.

Der Schneider oder, wie sich Herr Böttcher lieber nennen läßt, Theaterkostümier löst den Schuster ab; drei Gehilfinnen helfen ihm beim Messen, ein Lehrmädchen macht die Notizen.

Herr Böttcher war anfangs berufen, die Welt um einen Operettentenor zu bereichern; eines Halsübels wegen mußte er aber auf den Ruhm des Sängers verzichten und ein andres seiner Talente kultivieren. Mit den Posen einer veralteten Schule, der gottbegnadeten Selbstbewunderung eines Tenors und einigen vergilbten Rezensionen steuerte er mutig in den neuen „Kunstzweig“ hinein und bildete sich zu einem tüchtigen Kostümschneider heraus, der seiner Friseurkopfschönheit wegen und weil er noch keine Frau hat, von seinen sämtlichen Gehilfinnen angeschwärmt wird. Die Leistungen unsrer Oper unterzieht er einer mehr als scharfen Kritik, bei der seine ehemaligen Kollegen, die Tenöre und die Kostüme der Frau Stollberg-Brandt am schlechtesten wegkommen. Der Prinz-Gemahl mit seinen rein künstlerischen Entwürfen ist ihm ein Dorn im Auge.

Ueberhaupt ist er gegen Konkurrenz jeder Art äußerst unduldsam. Von ihm, aus einer Aeußerung über einen bekannten Berliner Damenschneider, stammt auch das geflügelte Wort, das ich die Kollegen oft anwenden höre, wenn sie von etwas Veraltetem, längst Ueberwundenem sprechen: „Der Mann arbeitet ja noch mit einem breiten Seitenteil!“ Das „breite Seitenteil“ entpuppte sich als ein großes Wort, das der gute Böttcher, Stecknadeln zwischen den Zähnen, so gelassen ausgesprochen hatte — der Bühnenwitz griff es freudig auf. Es ist ein „breites Seitenteil“, wenn Reveldi beim hohen C sich kokett auf der Fußspitze wiegt, wenn Pohlmann, der erste Held, auch im modernen Lustspiel „hüttenbesitzert“, wenn Nelling, der Chorist, sich bei einer kleinen Sprechrolle ein weißes Gesicht und rote Backen schminkt.

Das „breite Seitenteil“ ist gar nicht mehr zu entbehren, man begreift nicht, wie man vorher ohne diese Bezeichnung hat auskommen können.

Mit den Kindern, die er in Puppen, Trommelhasen, gute und böse Geisterchen zu verwandeln hat, verfährt er ziemlich summarisch, der gute Herr Böttcher. Sie sind ihm zu schlecht angezogen, über Garderobenmängel kommt sein Schneiderherz nun einmal nicht hinweg. Kein Stück, das auf Figur gearbeitet wäre, keine Stil- und Farbenharmonie — die Aermlichkeit dieser Almosenkleidung fällt ihm direkt auf die Nerven; mehrfach muß er sich mit dem duftenden, rotseidenen Taschentuch über das indignierte Gesicht fahren. Lieber Gott, man ist ein Mann von Welt, und diese Armeleute-Atmosphäre!

Zwischen ihm und dem Direktor, der übrigens weniger fein organisiert sein muß, denn er streicht manchmal im Vorübergehen zerstreut-freundlich über einen festgeflochtenen Kinderzopf, fliegen kurze Bemerkungen hin und her.

Rosa Mull — weiße Spitzenkragen — rosa Strümpfe und Babyhüte — die Augen der kleinen Mädchen werden größer und größer — ist es ein Traum?

Nein, handgreifliche Wirklichkeit. Der Tag kommt, an dem all die duftigen Rosaherrlichkeiten sich wirklich um die kleinen, schmächtigen Glieder schmiegen, wo die dünnen, ungepflegten Haare unter goldigen Lockenperücken verschwinden und zartrote Bäckchen über die von schlechter Luft und mangelhafter Ernährung farblosen Gesichter hinwegtäuschen.

Man findet sich sehr, sehr schön. Nur mit einem leisen Seufzer zieht man am Schluß der Vorstellung die Alltagskleider wieder an, — und nun fällt die erste Gage.

Frau Peilecke hat die Auszahlung übernommen, ein schweres Beutelchen voll Nickel steht neben ihr.

„Dreiundzwanzig, vierundzwanzig — nanu, ihr seid ja fünfundzwanzig, wat soll denn det?“

Stillschweigen.

„Ja, wer ist denn der Fünfundzwanzigste?“

Natürlich ist kein einziger der Fünfundzwanzigste.

„Raus mit die Sprache! Da hat sich eener zwischengemuschelt. Ick habe bloß for vierundzwanzig Jeld.“

In der kleinen Gesellschaft entsteht etwas wie eine Bewegung. Auf irgend einen einzelnen richten sich achtundvierzig Augen, man rückt von ihm weg, und endlich kommt mit Zaudern und Stocken die Geschichte heraus.

August Lemkemeyer hatte ein paarmal die Proben versäumen müssen und den Fritze Schnuthack dafür geschickt. Später ist der August Lemkemeyer regelmäßig wiedergekommen, der Fritze Schnuthack aber auch. Der uralte Kulissenzauber war dem Fünfjährigen zu Kopfe gestiegen — er konnte nicht mehr zurück.

„So. Det sind ja scheene Jeschichten.“ Die Requisiteuse stemmte die Arme auf die Hüften. „Det drängelt sich einfach in un will noch drei Silberjroschen dafor haben. Ihr meent ooch woll, der Direktor find't das Jeld uff de Straße?! Nee, det kenn' mer nich, bei die Ausjaben!“

Wir standen in der Nähe, Leni und ich, bei der kleinen Scene. Der Missethäter machte Miene zu weinen; ein etwas größeres Mädchen brach wirklich in Thränen aus. Es war seine Schwester Mariechen.

„Frau Peilecke,“ sagte Leni leise, bittend.

Sie blinzelte mit den Augen.

„Na, nu flennt ooch noch! Ick will man in 't Biro jehn un mit Herrn Andersen reden. Ob er's dhut — ick weeß nich — drei Silberjroschen!“

Herr Andersen, als Vertreter des Direktors, war kein Unmensch. Fritz Schnuthack bekam nicht nur seine dreißig Pfennige, sondern auch noch die Erlaubnis, wieder mitzukommen.

Das Geschwisterpärchen strahlte, soweit graublasse Kindergesichter mit einem unjugendlich ernsten Zug um den Mund überhaupt strahlen können. Sie sind, scheint es, die Aermsten der armen Kinder. Es müßte eine Wonne sein, sie einmal so recht von Herzen zu bewirten, zu beschenken.

Ich tuschelte mit Leni, und sie stimmte mir erfreut bei.

*

Am nächsten Sonntag waren Mariechen und Fritz Schnuthack unsre Mittagsgäste. Menü, dem Kindermagen angepaßt: rote Weinsuppe mit Schnee-

klößen, dann Kalbsbraten, Milchreis, immer wieder mit Zucker und Zimmet bestreut, sobald die oberste Schicht abgefüllt war, und zum Schluß Blancmanger mit Himbeersauce.

Man hatte sie sehr sauber gewaschen und mit einem in Wasser getauchten Kamm streifig glattgekämmt.

Zu Anfang genierten sie sich ungeheuer und saßen einsilbig auf ihren Stuhlkanten. Aber die Suppe verschwand restlos, der Kalbsbraten wies bald eine gehörige Bresche auf, im Milchreis feierten sie eine kleine Orgie und hatten doch für den himbeerbegossenen Pudding noch eine erstaunliche Menge Platz.

Auf meine Frage: „Darf ich noch auffüllen?" bekam ich nie ein Nein. Seine Zustimmung drückte Fritz anfangs durch ein verlegenes Lächeln aus, indem er den Kopf zwischen die Schultern zog; später nickte er resolut und verstieg sich beim letzten Gang zu einem ziemlich energischen „Ja".

Mariechen gab ihm einen Stoß. „Du sollst doch ‚bitte' sagen," und dann entschuldigend: „Er is noch so dumm!"

Mariechen wurde überhaupt redselig nach und nach. Daß die Mutter voriges Jahr gestorben, gerad' als das kleinste Brüderchen geboren wurde, erzählte sie uns, daß der Vater mit den großen Jungens in der Fabrik arbeite, daß Minna koche und zu Haus Knöpfe bespinne für die Fabrik, und daß sie, Mariechen, auch schon Knöpfe bespinne und damit jede Woche eine Mark fünfzig verdiene. Fritz sei aber noch zu dumm dazu, vielleicht nächstes Jahr — und vorgestern habe er eine Tasse zerbrochen, aber keine Schläge dafür bekommen, weil er sich an den Scherben geschnitten habe; das sei Strafe genug, habe Minna gesagt, und nun — „zeig mal her, Fritz!" — nun habe er einen schlimmen Finger, n—ja. Aber es thäte nicht mehr sehr weh. Und sie dürfe mit Lieschen Lemkemeyer nicht mehr spielen, weil diese beim Kaufmann Mandeln gemaust habe, und Hänsel und Gretel sei wunderschön, aber was der Fritz doch noch dumm sei! Er habe geglaubt, der Hänsel sei ein richtiger Junge und hieße Hans, und hätte nicht glauben wollen, daß es ein Fräulein gewesen, Fräulein Witt, das richtige Fräulein Witt (dies mit einem Blick auf Leni). Und es habe doch sogar auf dem Zettel gestanden, aber Fritze könne ja allerdings noch nicht lesen, und morgen wäre Bescherung im Frauenverein.

Während sie so plauderte, trat auch bei Fritz, der inzwischen ohne Pause gefuttert hatte, der Zeitpunkt ein, wo es einfach nicht mehr ging. Mit einem letzten schmerzlichen Blick auf die noch nicht ganz leere Puddingschüssel streckte er die Waffen.

Und nun kam der Glanzpunkt des Tages: die kleine Bescherung unter dem brennenden Baum.

Allerlei — unnütze Kleinigkeiten, denn für die farblose Nützlichkeit sorgen reichlich die wohlthätigen Vereine. Ein Lotto in leuchtend rotem Kasten, eine grasgrün lackierte kleine Pumpe, ein Päckchen Farbenstifte nebst Kolorierbuch; für Mariechen ein Tapisseriekasten mit allerhand angefangenen kleinen Handarbeiten für die Puppe, eine hübsche, blau und weiß gestreifte Kittelschürze — sozusagen als Mantel der Liebe über ein abgetragenes Kleid — und eine blauseidene Zopfschleife.

Mag der Krempel morgen zerbrochen, die Schleife beschmutzt und zerknittert sein — heute haben zwei leuchtende Augenpaare in stummem Entzücken darauf geruht.

„Nur nichts Wollenes," hatte Leni gemeint, „das bekommen sie ohnehin jetzt genug."

Und wir erinnerten uns, wie in unsrer eignen — allerdings sehr glücklichen — Kindheit „nützliche Dinge" unter dem Weihnachtsbaum nur knapp einen Achtungserfolg bei uns zu erzielen vermochten und die Augen sich nach kurzer Anstandspause begehrlich dem bunten Krimskrams zuwendeten, den wir uns mit großer Eindringlichkeit schriftlich und mündlich gewünscht hatten.

Viel war es nie gewesen, denn Mamas Wirtschaftsgeld befand sich mit dem pädagogischen Grundsatz: „Man muß Kinder nie verwöhnen!" in verblüffendem Einklang, aber ein paar Schiefergriffel mit Goldpapier und ein bunter Brummkreisel überragten in unsrer Wertschätzung ein neues, solides Kleid oder ein Unterröckchen turmhoch.

Als wir so nach Maßgabe der eignen Kindheitserinnerungen die Geschenke für unsre kleinsten „Kollegen" zusammenkauften, fiel mir ein Wunschzettel wieder ein, den ich neulich beim Kramen unter Mamas Sachen fand.

Wie alt wir waren, als wir ihn miteinander verfaßten, Leni und ich, weiß ich nicht mehr; die noch nicht ganz gefestigte Orthographie läßt auf ein Stadium kaum mittleren Bildungsfortschrittes schließen.

Es handelt sich darin um die heterogensten Gegenstände. Nach einer Puppe (Schleppendame) für Leni kam ein Federmesser „mit 'ner Schehre dran für Lisbeth, die sehr scharf schneidet", ferner wünschten beide „eine Kochmaschine, wo man richtig drin Feuer machen kann, sone stehn bei Hastenicht im Fenster"; Liesbeth: ein paar Glacéhandschuh — das Wort Glacé schien den vielen Durchstreichungen nach nur unter Schwierigkeiten zu stande gekommen zu sein —; Leni: „den Donauwalzer"; Lisbeth: „ein Marzipanferkel, wie es bei Russo im Fenster steht, links vorn"; Leni: „eine Leberwurst, die ich allein aufessen darf". Sich einmal mit frischer Leberwurst den Magen gründlich zu überladen, war die ungestillte Sehnsucht ihrer Kinderjahre!

Der mit Bleistift geschriebene Schlußsatz des Wunschzettels: „pro Mann fünf Groschen Taschengeld", schien dem Ganzen in einer Art Bauernschlauheit angehängt zu sein. „Pro Mann" — diese in Bezug auf kleine Mädchen nicht ganz gebräuchliche Ausdrucksweise, die wir von unserm Freund Heinrich, dem Hauptmannsburschen, acceptiert hatten, zog uns einen leisen Tadel mütterlicherseits zu, wie ich mich erinnere, aber das Ferkel von Russo und die gewünschte Leberwurst waren außer den andern Kleinigkeiten wirklich zur Stelle.

Leider hatte Leni die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne die elterliche Ueberwachung gemacht: zum Magenüberladen kam es nicht, trotz ihrer sehr eifrig geltend gemachten Eigentumsrechte.

Vielleicht ist es auf diese bis heute ungestillte Sehnsucht zurückzuführen, daß sie immer noch meint, jedes Kind müsse sich eine Leberwurst „für sich ganz allein" wünschen. Und so kam es, daß auch Fritz und Mariechen Schnuthacks kleine Bescherung bei uns mit je einer kleinen, runden Leberwurst komplettiert wurde.

XII.

Nach dem geheimnisvollen Dämmer des Christmondes mit seiner lautlosen Geschäftigkeit, seinem schweren Himmel und seinen kurzen, lichtlosen Tagen stecken wir jetzt im klaren, kalten, sonnigen Januar.

Geplünderte Tannenbäume mit vereinzelten Lamettafäden sind auf die Balkons geworfen; all die großen und kleinen Dinge, mit denen man sich gegenseitig überrascht, haben ihren Geschenkcharakter verloren und sich dem täglichen Gebrauch angefügt; das Konfekt ist bis auf die minderwertigsten Reste zusammengeknabbert, und auf der Eisbahn bringen geduldige Väter ihren Siebenjährigen auf funkelnagelneuen Schlittschuhen das Laufen bei.

In den Theatergarderoben sieht man keine Seidenfäden mehr, es herrscht wieder straffe Zucht. Die Proben zur „Walküre" sind nach der leichten Kost der Weihnachtszeit wieder energisch aufgenommen, und der Direktor hat der Kommission der Stadtväter endlich die Erlaubnis zur Einstudierung der „Versunkenen Glocke" abgerungen.

Es soll kein leichtes Stück Arbeit gewesen sein. Nicht etwa, daß man das Ding gelesen hätte, aber das dunkle Gefühl von etwas Anstößigem schwebte sozusagen in der Luft, seit Frau Stadtrat Demmelke ihrem Manne erzählt hatte, es handle sich dabei um einen Mann, der Frau und Kinder schlechtweg sitzen ließe und mit einer halbwilden jungen Person in die Berge zöge. Auch käme eine Hexe darin vor und Zaubertränke, Wald- und Wassergeister — ja, um Gottes willen, welcher gebildete Mensch denn solch Zeugs ansehen solle?! Worauf Herr Stadtverordneter Blasius gemeint habe, es sei ein Fehler vom Direktor Sattelreiter, das Stück mit den Hexen und Waldgeistern nicht in der Weihnachtszeit als Kindervorstellung gegeben zu haben; als Pantomime vielleicht, falls der Text für junge Gemüter nicht gepaßt haben würde.

Leider kam dieser Vorschlag nun zu spät.

Unser Direktor soll sich öfter mit dem Taschentuch über die Stirn gefahren sein und gekämpft haben wie ein Löwe. Da der Oberbürgermeister und ein für moderne Litteratur begeisterter junger Stadtrat ihm zur Seite standen, so belohnte Erfolg schließlich seine Schweißperlen. Die „Versunkene" drang durch, und zwar nicht etwa als Pantomime.

Die Proben sind schon in vollem Gange. Sturm studiert mit Feuereifer den Heinrich, worüber Pohlmann pikiert ist; Elfe macht aus der verhältnismäßig kleinen Rolle der Magda ein Kabinettstück leidenschaftlichster Gattinnenliebe; Ellerbissen hätte man am liebsten den Nickelmann und den Waldschrat zugleich anvertraut; man gab ihm schließlich den letzteren und läßt den Wassergeist von Castell spielen, der das, was ihm an dem bewußten göttlichen Funken fehlt, durch große Routine und Humor ersetzt. Er sagt übrigens wundervoll „Brekekekex" und „Quorax". Rautendelein, auf das sich Frau Rosée gespitzt hatte, ist der Kasinski zugefallen. Die elfenhafte Figur und süße, helle Stimme hat sie ja dazu, ob auch die Auffassung? Ich habe die Sorge, daß sie aus dieser Personifizierung von Liebreiz, Wildheit und Jugend einen — Bühnenbackfisch macht. Frau Holle, die Heroine und kühne Radlerin, giebt die Buschgroßmutter, und meinem Protegé, Mariechen Schnuthack, hat man die Rolle des einen Kindes anvertraut.

Ein intelligentes kleines Geschöpfchen. Sie kann wirklich mehr als Knöpfe bespinnen. „— Die Mutter? — Bei den Wasserrosen —" mir rinnt ein eisiger Schauer über die Haut, wenn die stets etwas verschleierte, weiche Kinderstimme diese Worte spricht, deren wuchtige Tragik das kleine Ding doch kaum ahnen kann.

Wenn Leni mit Elsbeth Steinbrügge und Heinz Hoff auf dem Eise ist, sitze ich manchen Nachmittag still in den Kulissen, um der Probe zuzuhören.

Mit Feuereifer ist jeder einzelne bei der Sache, am feurigsten meine belanglose Wenigkeit. Mit heißen Backen lese ich im Zwielicht aus dem Textbuch nach, das auf meinen Knieen liegt, und errege mich ernstlich, wenn einer drei Worte nicht in meinem Sinne spricht. Manchmal tritt einer der Darsteller zu mir heran, wir plaudern leise über diese und jene Stelle oder streiten über die Auffassung irgend einer Scene.

Und manchmal kommt es wie eine große Verwunderung über mich, daß ich hier sitze im Kulissenhelldunkel eines großen Theaters und das Werden eines Kunstwerks belausche, daß ich umherstöbern darf in dieser seltsamen Welt, mitten zwischen den Schicksalen dieser Menschen, die heute Könige sind und morgen Rebellen!

Und nur ein Vorhang mit einem Bilde aus der griechischen Mythologie zwischen dieser Welt und jener andern, in der man stolz darauf ist, sich nicht zu schminken, wo aber reichlich so viel Komödie gespielt wird mit und ohne Begabung.

Wenn ich zurückdenke um etwa ein Jahr: mein kleines Heimatstädtchen, Winter, Tage ohne Eindrücke und lange, endlose Abende unter der Hängelampe, die gelben Hefte des Journalzirkels auf dem Tisch. In der Dämmerstunde der obligate Spaziergang mit Mama durch die stillen, nassen, grauen Straßen. Immer vor denselben Schaufenstern — es sind nicht viele — bleibt man stehen, macht einige Einkäufe; eine Rolle schwarzen Zwirn, ein Dutzend Leinenknöpfchen, und schlendert gähnend nach Hause zurück. Extraereignisse: hie und da eine Verlobung, oder ein neu eröffnetes Geschäft mit Schleuderware und talmi-eleganten Berliner Verkäuferinnen, ein Geschäft, in dem man zwei Fingerhüte für einen Pfennig bekommt; oder die Wiener Gesangshumoristen sind da, und der Gesprächsstoff wird sehr ergiebig durch die Frage: Kann „man" da hingehen oder nicht? Oder ein optimistischer Theaterdirektor veranstaltet einen Cyklus von Vorstellungen; fremde Gestalten, mit schäbigem Chic gekleidet, tauchen auf, Damen mit wirren Haarfrisuren und zerdrückten Sackjaketts, Herren mit bartlosen Gesichtern in billigen Pelzkragen und hypermodernen Mänteln von schlechtem Stoff.

Nebenbei, diesen Leutchen verdanken wir Mamas erbitterte Antipathie gegen alles, was Bühne heißt. Sie sah im Geiste schon ihr Nesthäkchen so umherziehen, auffällig und etwas nachlässig gekleidet, die

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Am See.

Nach dem Gemälde von Hermann Koch.

Hände in den Paletottaschen, Schulden machend in ihrem Hotel zweiten Ranges, weil der Direktor die Gage nicht bezahlen kann und selbst allabendlich fast weinend vor leeren Bänken mimt.

Ob sie sich jetzt beruhigt hat — ich weiß nicht recht. Einen Stich ins Sauersüße haben ihre Briefe immer noch.

Und dann ist da auch noch ein Punkt, um den sie sich Sorge macht: Heinz Hoff.

Natürlich habe ich sie brieflich völlig beruhigt um Lenis Herzensfrieden.

Allerdings hat er sich sehr an uns attachiert, trinkt manchmal den Kaffee bei uns, und hinterher wird Musik gemacht — alles ganz kameradschaftlich, wirklich.

Und doch — wenn ich ehrlich mit mir bin —, ganz behaglich ist mir selbst nicht dabei. Die heißen Wangen, die sie bekommt, wenn sie seine Lieder singt, und das gespannte Gesicht, mit dem sie neulich neben mir saß, als er seine erste Oper dirigierte . . .

„Stradella“ war's. Leni ist darin nicht beschäftigt, und wir saßen zusammen in der Künstlerloge, aufgeregt, denn die Sache klappte nur sehr mäßig; wir rückten beide unruhig hin und her, wenn er das Tempo verschleppte und den Sängern die Einsätze nicht rechtzeitig gab.

„Mein Gott, es ist das erste Mal,“ murmelte Leni entschuldigend neben mir, schlug dann aber ungeduldig den Takt mit der Fußspitze an die Logenwand.

Elsbeth Steinbrügge, die die Leonore sang, war dem Weinen nah; überall hinter der Scene wurden abfällige Bemerkungen laut über den neuen Volontär-Kapellmeister.

Leni vermied es, mit mir in der Pause auf die Bühne zu gehen; sie war überhaupt nervös gereizt an diesem Abend. Ist es mir schon schmerzlich, wenn ein guter Bekannter einen Mißerfolg hat, wie viel mehr muß sie darunter leiden, die außerdem noch jede musikalische Sünde wie einen Schlag ins Gesicht empfindet! Das alles ist doch so natürlich, man braucht dabei gar nicht ein tieferes, persönliches Interesse vorauszusetzen.

Ich glaube, mein Unbehagen ist zum großen Teil Egoismus, eine Art schwesterlicher Eifersüchtelei. Mit ihm plaudert sie, wenn wir im Foyer herumwandeln, seine Lieder werden bei uns gesungen seine Angelegenheiten erörtert, über seine Rezensionen wird geschimpft. Er schenkt ihr den Kaffee ein, er legt ihr ein Kissen hinter den Kopf, er sucht ihr die Züge für ihre demnächstige Gastreise aus dem Kursbuch.

Ich bin beiseite geschoben. „Wem gehört Leni, mir oder Ihnen?“ möchte ich manchmal gereizt fragen.

Und sie? Sie läßt sich das lächelnd gefallen. Verwöhnung hat sie stets in großen Portionen ertragen können.

Wenn's dabei bleibt, will ich sehr zufrieden sein. Nur nicht verlieben. Haben wir dazu Zeit? Wir wollen arbeiten, studieren, Carriere machen, die Welt erobern. Darauf ist unser Leben nun einmal zugeschnitten.

Hüte dich, Heinz Hoff, uns einen Strich durch die Rechnung zu machen!

*

Die Oper ist außer sich: Nuckel ist krank.

„Aus purer Koketterie,“ sagt Castell, „damit wir einsehen, was wir an ihm haben.“

Wenn er da ist, merkt ihn kein Mensch. Er füllt seinen bescheidenen und doch so wichtigen Platz aus, still, unermüdlich und mit tödlicher Zuverlässigkeit, ein kleines, unscheinbares Rädchen in dem großen Apparat, an dessen Existenz nur gedacht wird, wenn es einmal versagt.

Nuckel ist es wirklich sich selbst schuldig, allwinterlich einmal seine Rheumatismusperiode zu bekommen, damit man sich seiner Unentbehrlichkeit bewußt wird.

Was man von ihm weiß? Daß er eine klare, leise und doch durchdringende Stimme hat, ein spitzes, fast kahles Greisenköpfchen mit grauen „Sardellen“ und lange, knochige Hände — das ist so ziemlich alles. Mehr hat man kaum je von ihm gesehen.

Erst als eines Tages ein paar breite, fette Tatzen dort lagen, wo sonst die knochigen, schmalen Hände zu sehen waren, und ein rundes, rotes Gesicht anstatt des pergamentenen Sardellenköpfchens, erst da merkte man — halb unbewußt —, was man dort zu sehen gewohnt war.

„Mein Gott, wo ist denn Nuckel?“ Einer nach dem andern stieß diese erschreckte Frage aus, vom Heldentenor bis zum letzten Choristen.

„Nuckel ist krank, Rheumatismus.“

Ein Wunder ist's am Ende nicht, wenn man seit dreißig Jahren in dem zugigen Kasten sitzt. Selbst der alte Pelz vom Direktor kann nichts helfen, wenn die jungen Bengels, die Theaterarbeiter, immer die Thüren zum Versenkungsraum offen lassen.

Aber man ist eine zähe Natur. Wenn man sechs Theaterbrände mitgemacht hat, ohne Schaden zu nehmen . . .

Es sind Nuckels liebste Augenblicke, wenn ihn jemand auf dies Thema bringt. Er weiß sehr anschaulich zu schildern: die Luft vibriert förmlich von Flammen, die man noch gar nicht sieht, man meint die Lohe flackern zu hören und etwas wie Brandgeruch zu verspüren. Seine kleine, spitze Nase hat übrigens den Ausdruck des Schnüffelns nach etwas Brenzlichem bis heute behalten. Die Witterung dafür hat sich bei ihm bis aufs äußerste verfeinert. Nicht die leiseste Spur eines Rauchwölkchens würde seinen Geruchsnerven entgehen.

Der Höhepunkt seiner grausigen Erinnerungen ist die Ringtheaterkatastrophe mit ihren Schreckensscenen. Und doch — für ihn — er wolle sich nicht versündigen — aber sein schönster Brand sei es doch gewesen, erzählt er. Die großen Sammlungen! Zwei volle Monatsgagen seien ihm zugefallen, für die er nichts, rein gar nichts habe zu thun brauchen!

Und nun war Nuckel krank. Ein harter Schlag; man wird noch einmal so gründlich lernen müssen.

Was weiß der Kollege vom Schauspiel von all den kleinen verabredeten Zeichen und Winken, mit denen Nuckel auch in Bezug auf den musikalischen Teil seinen Sängern unter die Arme greift!

„Nuckel krank — ach, du lieber Himmel!“ Der Ausruf will kein Ende nehmen. Striebeck, der Kollege vom Schauspiel, trommelt schon ärgerlich mit den dicken Fingern auf seinem Buch herum. Was man sich nur um diese alte Schnüffelnase anstellt! Er, Striebeck, wisse doch auch, was soufflieren heißt!

Die beiden Kollegen lieben sich nicht sonderlich, trotzdem, oder vielleicht weil sie allabendlich nach der Vorstellung miteinander im „Guten Tropfen“ Skat spielen, mit dem Inspizienten und dem Vorhangmann.

Man erzählt sich, daß es dabei ziemlich hart hergehe. Erst werden die Vorstellung des Tages und die Darsteller unbarmherzig kritisiert. Dann erheben sich „die Oper“ und „das Schauspiel“ als Ganzes gegeneinander. Der uralte, leise Zwist zwischen diesen beiden Schwesterkünsten kommt aufs heftigste zum Ausbruch in ihren beiden Kastenmännern.

„Hie ‚Wir‘ — hie ‚Ihr‘!“ werfen sich die Herren Souffleure allabendlich an den Kopf, und Inspizient und Vorhangmann stehen als Unparteiische dazwischen, geben die Karten aus und knurren nach Ruhe.

Nun müssen sich die Skatbrüder einen andern vierten Mann suchen, und die Sänger und Sängerinnen haben sich nolens volens mit Striebecks Leistungen abzufinden.

Daß diese Leistungen minderwertig sind, davon ist man überzeugt, noch ehe der Schauspielsouffleur auch nur den Mund aufgethan hat.

Ja, Nuckel, Nuckel ist eben ein Juwel.

„Nuckelchen, in der vierten Scene hänge ich fest —“

„Lieber Herr Nuckel, wenn Sie mir in der großen Scene mit Turiddu nicht jedes Wort geben, dann weiß ich nicht, was werden soll —“

„Nuckelchen, Sie sind mein Stab und meine Stütze. Im dritten Akt schwimme ich. Hat man denn Zeit, ordentlich zu lernen?“

„Ach Gott, Nuckelchen, die ‚Letzte Rose‘ — das hat drei Verse — ich dachte, die könnt' ich, und nun hab' ich keinen Dunst.“

„Es passiert ein Unglück, Nuckelchen, wenn ich sterbe und Sie geben mir nicht deutlich mein letztes Stichwort! Nach dem Kapellmeister soll ich nicht sehen. Er hat das letzte Mal gesagt: ‚Die Steinbrügge kann noch nicht mal allein sterben‘ — also nicht wahr, Nuckelchen —“

So geht das fortwährend. Sie hocken vor dem graugestrichenen Kasten, sie neigen ihre hohen Gestalten bittend herab, sie knieen schmeichelnd vor dem alten Mann mit dem Sardellenköpfchen.

Und das Sardellenköpfchen senkt sich zustimmend: „Machen wir!“

Dieses „machen wir“ ist wie ein Schwur. Nuckel vergißt nie etwas. Er weiß, wo Reveldi „hängt“, wo Frau Brandt-Stollberg „schwimmt“, und er erleichtert der kleinen, ängstlichen Steinbrügge das Sterben.

Er irrt sich auch nie. Wie er sich durch die von unzähligen Strichen und Wiederauflösungen durchsetzten Soufflierbücher hindurchwindet — mir ein Rätsel. Jedenfalls hat mir dieser Mann den ehrlichen Respekt eingeflößt, den jede, auch die bescheidenste Thätigkeit verdient, wenn sie bis zu einer gewissen Vollendung herausgebildet ist.

Ob ihm wohl die Ohren klingen? Nie ist sein Name so oft und so liebevoll genannt worden als jetzt. Sogar auf das bißchen Privatleben, das man von ihm weiß, kommt man zu sprechen. Daß er Junggeselle ist und unglaublich für sein Alter spart, daß er von Frau Peilecke ein Stübchen abgemietet hat und dort als eine Art Erbonkel gut gepflegt und behandelt wird.

Man freut sich, daß er dort gut versorgt ist, und man freut sich, daß ihn vielleicht der kleine, blasse Fritz beerben wird.

Genug, Nuckel beschäftigt die Gemüter. Ist er da, so weiß man es kaum, man nimmt seine Existenz, sein stilles, bescheidenes Wirken nur eben so hin.

Seltsam, es scheint, mancher Mensch muß erst verschwinden, um einmal wirklich so recht gegenwärtig zu sein! (Fortsetzung folgt.)

Die Schöttlkarspitze.

(Siehe die Abbildung Seite 663.)

Wenn die letzten roten Abendwolken im dunkeln Walchensee verschwammen, dann leuchten noch über den finstern Wäldern des nahen Hochkopfs und Altlachberges ferne Steinwände in westlicher Feuerglut. Das sind die rauhen, zerklüfteten Wände und Türme des Karwendels: Wörner, Krapfenkar, Soiernspitz und Schöttlkarspitz. Von diesen sehr schwierigen alten Herren ist die Schöttlkarspitze, 2035 Meter, wohl noch der zugänglichste, in 6 Stunden von Kürn, einem freundlichen Dörfchen an der Straße Walchensee-Mittenwald, leicht zu erreichen. Freilich muß in heißen Sommertagen der Rucksack einen Schluck Thee und einen Bissen Brot bergen, denn die königlichen Jagdhütten da droben an den tiefblauen Soiernseen und auf dem Gipfel des Schöttlkars starren schweigend und verschlossen ins Land hinein. Das breitet sich drunten in sommerlicher Schöne aus: nahe im sonnenheißen Felskessel träumt das Brüderpaar der Soiernseen, und im Schatten seiner Höhen und im Flimmern seiner sonnigen Ufer liegt der ernste Walchensee. Vierzehn Seen sind insgesamt sichtbar, verstreut in die Ebene und in die Thäler des Karwendels und Wettersteins, bis fern an die Stubaier und Pitzthaler hin. Oft klirrt in der Einsamkeit dieser Höhen fallendes Gestein unter den flinken Läufen goldbrauner Gemsenrudel, und in der Abenddämmerung schleicht dir wohl ein Füchslein über den Weg, mit einem mißtrauischen Seitenblick lautlos im Unterholze verschwindend. Und hast du dich beim Abstieg über das wilde Schöttlkar und den Kreuzgraben zur Vereinsalpe in den steilen, pfadlosen Wänden und Reisten recht gründlich verstiegen und dir die Hände und die „Läufe“ wundgerissen am bröckelnden Gestein und in den störrischen Latschen, dann ist es so wonnig, am ersehnten Quell neue Kraft zu trinken. Und so kühl wandert es sich im Seiersbachthale der sinkenden Nacht entgegen. Ueber deinem Pfade steht der Abendstern, in den Erlenbüschen hängen die Leuchtkäferlaternchen, und von den Wiesen an der Isar weht es mahdduftig herüber. Beim Oberwirt in Krün sitzen die Mäher hinterm Krug, und aus den hellen Fenstern klingt es:

> Mir san de lust'gen Wiesmahdleut,
> Wann s' das frisch abaschneid,
> Wann s' das net abaschneid,
> Haben s' ka Freud.
>
> Und bal ma auf d' Wiesmahd gehn.
> Nehm ma's Bett m—i—t,
> Sunst ham ma ka richtige
> Liegestatt nit.

F. Langheinrich.

Auf der Geierinsel.

Erzählung
von
Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Pier' Anton zog sein Boot auf den feinen weißen Sand, darin seine Füße versanken, daß kein Schritt hörbar ward, schlich auf das Gräberfeld und näher dem Platz, wo sein Bruder die letzte Ruhe gefunden.

Richtig — sie war es! Neben dem Grabe kauerte sie und schien es genau zu betrachten. Sie bemerkte ihn nicht eher, als bis er dicht hinter ihr stand und leise ihren Namen rief. Mit einem gellenden Schrei fuhr sie in die Höhe, mit einem Entsetzen, als habe der Tote selber sie angeredet. Sie erkannte den Bruder, faßte sich sogleich und fragte ihn in feindseligem Ton, mit feindseligem Blick:

„Was thust du hier? Warum verfolgst du mich? Was willst du von mir?"

„Ich sah dich hier und wollte — ja, und ich wollte ... Du weißt, es ist mein Bruder, der hier begraben liegt."

Aquila rief:

„Er sei verflucht! Ich finde keine Ruhe vor ihm. Immerfort muß ich an ihn denken, immerfort muß ich mich vor ihm fürchten. Was geht er mich an? Ich kann nichts dafür, daß er hier liegen muß. Warum wollte er mit mir tanzen? Ich kannte ihn gar nicht. Ja, und wenn die Nägel doch nicht fest genug eingeschlagen wären, wenn er doch aufstehen könnte aus seinem Grabe ... Und wenn er dann zu mir käme? Du hast die Nägel doch wahr und wahrhaftig fest genug eingeschlagen? Sehr, sehr fest?"

Er hörte kaum, was sie sagte, was sie so angstvoll hervorstieß. Er sah sie nur an, wie sie in dem Dämmer vor ihm stand: so bleich, mit solchen Lippen, solchen Augen! Und alles, was er zu erwidern vermochte, war:

„Was willst du hier?"

„Sein Grab sehen. Ich hielt es nicht länger aus vor Grausen und Angst. Jetzt bin ich ruhiger. Er liegt gewiß recht tief und kann nicht wieder herauskommen. Aber der Sand ist so leicht, und es giebt hier gar keine Steine. Ich möchte sein Grab hoch mit Steinen bedecken. Dann müßte er drunten bleiben."

Sie fing an zu lachen, so daß Pier' Anton ihre blinkenden Zähne hervorschimmern sah. Er fand sie wunderschön, wie sie dastand an dem Grabe seines gemordeten Bruders, den er an ihrem Liebsten rächen sollte, und so toll lachte.

Endlich meinte sie: „Komm fort. Es wird Nacht."

Langsam kehrten beide zum Strande zurück. Sie war still geworden.

Plötzlich blieb sie stehen, blitzte ihn mit ihren Geieraugen an und sagte so leise, daß er sie kaum verstand:

„Also du bist der Pier' Anton? Und du mußt deinen Bruder rächen?"

„Das ist nun einmal nicht anders."

„Ja, das mußt du. Mein Vater sagt es auch. Du mußt den Giusé umbringen. Ja, ja, ja! So ist es nun einmal."

„Ist er schon dein Mann?"

„Der Giusé?"

„Nun ja."

„O der!"

Wie sie das sagte!

„Aber er wird doch dein Mann?"

„Je nun."

„Er liebt dich. Er liebt dich rasend."

„Freilich liebt er mich."

„Und du liebst ihn? Auch rasend?"

„Den Giusé?"

Es war derselbe unheimliche Ton, dessen Bedeutung Pier' Anton nicht verstand, aber der ihn erschauern machte. Stammelnd wiederholte er:

„Du liebst ihn auch rasend. Und wenn ich meinen Bruder gerächt, wenn ich Giusé umgebracht habe, wirst du mich hassen. Nicht wahr, du wirst mich hassen? ... So sag's nur. Ich weiß es ja."

Sie stand vor ihm, ihm so nahe, daß er in seinem Gesicht ihren heißen Atem verspürte, und sah ihn an, wie sie ihn damals angesehen. Er fühlte, wie unter ihrem Blick alles Blut nach seinem Herzen drang, wie ihn ein Schwindel ergriff. Wie im Traum vernahm er ihre Stimme. Gleichsam aus weiter Ferne drang sie zu ihm, der mit geschlossenen Augen dastand und lauschte. Und ihre Stimme rief ihm zu:

„Du mußt deinen Bruder rächen. Räche ihn!"

Als Pier' Anton sich wieder auf sich selbst besann, war er allein.

Er sollte ihren Bräutigam töten. Sie selbst forderte es von ihm. Auch sie!

V.

Ueber die Geierinsel hin tosten die Herbststürme. Tag und Nacht fuhren sie heulend um die Klippen. Sie rüttelten an dem Fels, als wollten sie ihn niederwerfen, wühlten das Meer auf, peitschten die Salzflut, daß eine einzige wilde Brandung die kleine Insel umschäumte.

In das Brausen der Windsbraut, in das Donnern der Wogen mischte sich das Gekreisch der Möwen, das die gellenden Geierschreie übertönten.

Nachts waren die Vögel still; aber das entfesselte Element ließ dann Laute hören, die nicht von dieser Welt waren. Ein Heer von Dämonen schien dann brüllend die Insel zu umrasen.

Wachend lag Aquila auf ihrem Lager. Sie lauschte auf das Chaos von Stimmen und dachte zitternd: ‚Das ist der ruhelose Geist der toten Kaisertochter! Das sind die Geister aller derer, die im Tod nicht festgenagelt wurden in ihren Särgen, oder die im Meer ertranken.'

Denn dem Volksglauben zufolge fanden auch die Ertrunkenen keinen Frieden im Tode; es müßte denn sein, der Leichnam würde gefunden und dem Brauche gemäß bestattet.

Und Aquila dachte lauschend: ‚Der Bruder des Pier' Anton ist nicht dabei! Wäre sein Geist unter den jagenden, heulenden Gespenstern, so würde er in die Hütte dringen, sich über mich wälzen und mich erwürgen. Denn ich trage an seinem Tode Schuld, und jede Schuld muß gerächt werden. Also hilft es auch dem Giusé nichts. Wenn er nicht fortgeht, um Korallenfischer zu werden und für mich den Brautschmuck zu erwerben, so ist es besser, wenn der junge Pier' Anton seinen Bruder rächt. Geht Giusé fort, erwirbt er den Schmuck, so kann ich ja der Madonna davon eine Kette geloben, damit sie mir gnädig ist. Aber Giusé geht nicht fort!'

Nein, er blieb! Wie ihre Augen ihn auch ansehen mochten: der Zauber ihres Blickes war unheilvoll und mächtig, aber in ganz andrer Weise, als sie meinte. Denn er fesselte den armen Jüngling an sie, statt ihn hinwegzutreiben, um ihren gierigen Wunsch nach Gold zu erfüllen. Er wurde mit jedem Tage verliebter, diente Lo Forti wie ein Knecht und bestand endlich darauf, mit Aquila nach Terracina zu schiffen, um sich dort bei den Kapuzinern trauen zu lassen. Also sprach Lo Forti mit seiner Tochter.

„Es ist ganz unsinnig. So heirate ihn doch! Er ist ein tüchtiger Fischer. Wir können ihn gut brauchen. Auf wen willst du in dieser Einsamkeit warten? Das mit der Blutrache wird wohl auch nicht so arg sein: die Ponzesen sind ja doch keine Korsen. Ueberdies ist der junge Pier' Anton dazu noch lange nicht Manns genug. Und bis dahin — wer weiß, wie es bis dahin noch wird. Also nimm ihn."

Aquila stand vor ihrem Vater und erwiderte gelassen, daß sie den Giusé nicht zum Manne nehmen wolle.

„Ja, liebst du ihn denn nicht? Du warst ja zuerst gerade so unsinnig wie er. Denke an das Madonnenfest."

Aquila meinte: „Ja, zuerst! Ich wußte ja zuerst gar nicht, was das sei. Ich wußte gar nichts vom Leben, kannte nur das Meer und die Geier. Und du und ich auf der Insel wie zwei Gefangene. Ich wußte auch nicht, daß ich schön bin, und was Schönheit bedeutet. Da schenktest du mir das neue Gewand, da fuhren wir hinüber zum Madonnenfest, da sah ich den Giusé. Von da an wußte ich, daß ich einen Mann nur anzusehen brauche, damit er sich in mich verliebe. Er war eben der erste. Ich war freilich wie unsinnig. Was willst du? Wenn man so lange wie eine Gefangene war. Und wenn man doch noch so jung ist! Ja, und schön! Und als ich dann erkennen mußte, wie alle mich verachteten, alle mich mieden, wo ich ihnen doch nichts zuleide gethan hatte; nur weil ich eine Fremde war. Was konnte ich dafür? Sie aber haßten mich. Der Giusé kümmerte sich aber nicht um ihren Haß, sondern kam zu mir, tanzte mit mir. Ich hätte ihm dafür die Hände küssen mögen — damals! Und wie stolz ich war, daß er mich gleich so unsinnig liebte. Da wollte der andre mit mir tanzen, und Giusé kämpfte mit ihm. Um mich kämpften die beiden Männer: um mich, die Fremde, die die Leute verachteten und haßten. Wie stolz ich war! Ich wollte, daß der Giusé den andern niederstechen sollte, und ich wußte, daß er's thun würde. Giusé erstach ihn. Die Füße hätte ich ihm damals küssen mögen. Aber dann, ja, ja; und dann ..."

Lo Forti starrte seine Tochter an, als stünde ein fremdes Wesen vor ihm. Daß sie so sprechen konnte! Als wäre sie ihre Mutter, das Weib aus Trastevere, um dessentwillen er zum Totschläger geworden. Er begriff nicht, woher Aquila plötzlich diese Sprache genommen hatte.

Mechanisch wiederholte er ihre letzten Worte:

„Nun, und dann?"

„Und dann war's mit meiner Liebe vorbei. Ich kann nichts dafür, daß ich so bin. Wenn er mich immer küssen will, an nichts andres mehr denkt, so ist mir, als ob ich ihn lieber tot sehen würde, als mich von ihm küssen zu lassen. Ja, ja, ja! Lieber tot! Was ist das für ein Mann, der so ist, aus dem ein Mädchen solch einen machen kann? Ich verachte ihn, und bevor ich mich von ihm küssen lasse, muß er mir den Brautschmuck bringen: aus Gold, aus schwerem Gold mit blutroten Steinen darin. Aber den Schmuck bringt er mir nie; denn er ist so schwach, so unmännlich, so verächtlich, daß er niemals fortgeht. Er soll stärker sein als meine Augen, die es ihm angethan haben. Er soll mir den Herrn zeigen. Ich will vor ihm zittern können. So bin ich nun einmal!"

Und Lo Forti ließ ab, in seine Tochter zu dringen, die plötzlich zu ihm gesprochen hatte gleichsam in fremder Zunge. Von dieser Stunde an begann er, sich vor dem Mädchen zu scheuen.

*

Viele Tage waren die drei Bewohner der Geierinsel auf ihrer Klippe wie gefangen: das wilde Meer hätte ein Entweichen unmöglich gemacht! Als dann der Sturm sich legte, die Wogen sich glätteten, ereignete sich etwas, was die Gemüter der drei Einsamen mehr aufregte, als es die Wuth der Elemente gethan.

Eine Jacht legte bei der Geierinsel an!

Das schöne Schiff gehörte einem großen römischen Herrn, der sich mit einigen Gästen an Bord befand. Wo es der fröhlichen Gesellschaft gerade behagte, wurde angelegt. Ein Schiffer von Porto d'Anzio hatte den Herren von der Geierinsel erzählt, und nun waren sie gekommen, um Geier zu schießen.

So viel junges, fröhliches Menschenleben hatte die Felsenklippe im Meere noch nicht gesehen, seit die Gewalt unterirdischer Mächte sie aus dem Schoße von Mutter Erde emporgerissen hatte, in den Glanz des Tages. Die Jagdgesellschaft ergriff förmlich Besitz von dem Eiland, als besäße sie darüber ein Herrenrecht. Einige von den jungen Leuten drangen sogleich in das antike Gemäuer, darin die Lo Forti hausten, fanden jedoch die Hütte leer. Lo Forti und Giusé waren auf dem Hummerfang, und Aquila hatte sich vor dem fremden Fahrzeug hinaufgeflüchtet in die Klippen.

Sie wählte sich ihr Versteck so, daß sie beobachten konnte, was auf dem Schiff und am Strande vorging. Mit ihren scharfen Augen gewahrte sie alles. Sie ahnte, daß die Gestalten dort unten Wesen aus einer fremden Welt waren, aus jener Welt, von der ihr Vater ihr erzählt hatte, als sie noch ein Kind war und gierig zuhörte, wenn von Rom die Rede war, von der „Stadt". Schätze sollten dort aufgehäuft sein! Es sollte dort wimmeln von Frauen, die um Hals und Arme Geschmeide trugen. Einstmals einer dieser schimmernden Gestalten

wenigstens in einem Zuge zu gleichen, war Aquilas Traum gewesen, seitdem sie als Kind zum erstenmal das strahlende Madonnenbildnis in Terracina gesehen. Ihr selbst unbewußt, hatte diese Vision von Glanz und Glorie in ihrer jungen Seele gelebt, hatte sie beherrscht wie ein Dämon, hatte alle ihre Triebe geleitet, ihr ganzes Wesen wie unter einem Zauber gehalten.

Aber nie hatte sie daran gedacht, jemals in diese ferne, leuchtende Welt eintreten zu können. Wie wäre das möglich gewesen? Sie war Lo Fortis Tochter: die Tochter des Mannes auf der Geierinsel, von der es kein Entrinnen gab, wo der Mensch ausharren mußte, bis sein Leichnam in der schlechten Holzkiste festgenagelt wurde.

Nein, bleiben mußte sie! Auf der Geierinsel leben und sterben. Nur das eine forderte sie von allem Glanz der Erde für sich: den Schmuck, den Brautschmuck. Dieses eine wollte sie haben, und müßten ihre Augen noch einmal einen Mann dazu bringen, sein Messer einem andern ins Herz zu stoßen.

Jetzt plötzlich kam jene fremde, unerreichbare Welt zu ihr: auf die Geierinsel kam sie! Ihr lautes, lustiges Leben drang bis zu ihr hinauf. Gewiß hätte die Gnadenmutter selbst die Fremden zu der Insel geführt. Ihretwillen waren sie hergekommen! Sie brauchte jetzt nur hinabzusteigen, unter sie zu treten, sie anzusehen, und ein Wunder würde sich ereignen, durch das sie, die Tochter des armseligen Lo Forti, die Verlobte des armseligen Giusé, auf glänzenden Schwingen fortgetragen und hingeführt würde, dorthin, wo die Welt leuchtete von dem Sonnengold des Glückes, des Genusses.

Sie erhob sich, sie wollte hinabsteigen, sogleich.

Was aber würde ihr Vater sagen, wenn er sie bei seiner Heimkehr bei den Fremden fand? Und Giusé? ... Er konnte so wild werden, konnte — Nun ja, er konnte wieder sein Messer ziehen! Aber vielleicht — vielleicht daß diesmal ein andrer eine noch sicherere Hand hatte. Dann war sie frei! Und frei von ihm wollte sie sein. Darum hatte sie auch am Grabe mit dem Bruder des Erschlagenen gesprochen. Aber der Knabe Pier' Anton würde wohl niemals Manns genug werden, sie von Giusé frei zu machen. Etwas andres mußte geschehen. Was? Die Madonna, die ihr diese Fremden geschickt, würde auch das erfüllen.

Und sie stieg hinab ...

Erst unterwegs fiel ihr ein, daß sie ihr altes, schlechtes Gewand anhatte. Aber ihr Glaube an die Gewalt ihres Blickes und die Hilfe der Gottesmutter war so fanatisch, daß sie gelassen weiter schritt. Es würde alles so geschehen, wie es geschehen mußte.

Die Fremden hatten sich inzwischen vor der Hütte am Strande häuslich niedergelassen; denn die Mahlzeit sollte hier und nicht auf dem Schiffe eingenommen werden. Die Gesellschaft fand das wilde Eiland so köstlich, daß sie einige Tage zu bleiben beschloß. Für heute war es jedoch zu spät geworden, um mit der Jagd zu beginnen.

„Aber das ist ja eine Schönheit!“

Diesen Ausruf that plötzlich einer der Herren, und alle schauten auf ... Langsam kam Aquila des Weges daher, so gelassen und gleichgültig, als ob täglich auf der Geierinsel eine römische Jagdgesellschaft schmauste und plauderte. Ohne sich scheinbar um die Fremden zu kümmern, ging sie hart an ihnen vorüber der Hütte zu. Plötzlich blieb sie stehen, wendete sich um und ließ ihr Auge über die Versammlung hinschweifen — langsam, ganz langsam.

Sie that es mit solcher Haltung, daß die Herren, auf welche der Cercle, den die Königin hielt, keinen Eindruck machte, sich davon ganz betroffen fühlten. Erst nachher lachten sie hell auf.

Man rief den Fischer aus Porto d'Anzio herbei und wollte von ihm wissen, wer das Mädchen wäre. Aber der Mann konnte nichts berichten. Nun, man würde ja selbst sehen. Einstweilen schmauste und plauderte man weiter bis zum Abend.

„Wo ist Don Paolo?“

„Er ging vorhin fort.“

„Fort? Wohin?“

Aber niemand hatte darauf geachtet.

Don Paolo war der Sohn des Fürsten von Bassano. Die Römer behaupteten von dem nicht mehr sehr jungen, aber immer noch glänzenden Manne, er verachte die Frauen.

Nun war der fürstliche Frauenverächter in der Dunkelheit der Tochter Lo Fortis nachgeschlichen.

*

Lo Forti verwünschte die Fremden. Wenn seine Insel unter der römischen Sportswelt bekannt wurde, war es mit seiner Ruhe und Einsamkeit vorbei. Auch sonst hatte er triftige Gründe, Menschen aus jener Welt zu meiden. Es war immerhin möglich, daß er von dem einen oder dem andern erkannt wurde, und sein Leben besaß dunkle Flecken, von denen ein Blutgeruch aufstieg.

Wie lange sie blieben! Die Klippen widerhallten von Schüssen, den Geiern wurde nachgestellt, als wären sie das köstlichste Wild, die ganze kleine Insel war in Aufruhr, ebenso wie die Seelen ihrer Bewohner.

An Aquila war jedoch keine Veränderung zu merken. Nach wie vor schien sie sich nicht um die Fremden zu kümmern; nur daß sie bisweilen an ihnen vorüberging, in ihrer königlichen Gelassenheit mit einem langen Blick über sie hinschauend. Lo Forti hatte ihr streng befohlen, mit keinem der feinen Herren ein Wort zu reden. Am liebsten hätte er sie den ganzen Tag bei sich im Boot auf dem Meere gehabt.

Uebrigens konnte er die Aufsicht über Aquila ihrem Verlobten Giusé überlassen; dieser bewachte das schöne Mädchen auf Schritt und Tritt. Ohne anscheinend den geringsten triftigen Grund quälte den Jüngling eine wütende Eifersucht, und er war bereit, abermals um dieser Augen willen zum Totschläger zu werden. Aquila fühlte sich durch die tolle Leidenschaft des Burschen wie eine Gefesselte; aber sie wußte, daß die Stunde kommen würde, wo sie die Bande zerreißen konnte. Darauf wartete sie.

Es war in diesen Tagen, daß Giusé eine seltsame Entdeckung machte.

In die von ihm bewohnte natürliche Felsengrotte mündete ein Gang, den er bisher, da die Oeffnung von Steinen bedeckt gewesen, nicht beachtet hatte, und der in das Innere des Berges zu führen schien. Plötzlich kam ihm der Gedanke, die Höhlung könnte sich bis zu dem Gemäuer hinziehen, darin die beiden Lo Forti hausten. Er zündete seine Oellampe an und drang in den Stollen ein.

Der blasse Lichtschein scheuchte Schwärme von Fledermäusen auf, die zuckenden Fluges lautlos die menschliche Erscheinung umflatterten. Der Boden war schlammig, von den Wänden tropfte Wasser herab, und Giusé mußte vorsichtig auftreten, um nicht auszugleiten. Bald stieg der enge Pfad steil aufwärts, bald führte er tief hinab.

Eine Weile war Giusé vorwärts gedrungen, als er ein dumpfes Geräusch vernahm, wie fernes Sausen und Brausen. Lauschend blieb er stehen. Das Geräusch konnte nur vom Meere herrühren, dem er sich näherte, und das gegen die Felsen anrauschte.

Plötzlich hörte der Gang auf, vielmehr er wölbte sich zu einem hohen Raum. Jetzt hörte Giusé das Rollen und Grollen des Meeres dicht neben und unter sich. Aber als er seine Lampe erhob und um sich schaute, stieß er einen Schrei aus und wäre, von abergläubischem Grausen gepackt, fast geflohen.

Auf dem Felsenboden, der hier vollständig trocken war, lag ein menschliches Gerippe, zu dem Giusé sich jetzt herabbeugte. Da glänzte es ihm entgegen, ein Geschmeide: Gold, herrliches, köstliches Gold! Giusé hatte bei dem Fund nur einen Gedanken: ‚Aquila! Der Schmuck! Der Brautschmuck! Das Brautgeschenk für Aquila!‘

Er streckte den Arm aus, riß das Geschmeide mit einem Ruck von dem Gerippe los. Dabei erlosch das Licht. Aquilas Brautschmuck fest umklammernd, tappte er sich an dem feuchten Gestein zurück in den Glanz des Tages.

Jetzt brachte er ihr den Schmuck! Jetzt ward sie sein! Endlich, endlich!

*

Zur nämlichen Zeit, als Giusé der toten Römerin für Aquila den Brautschmuck raubte, hatte die Tochter Lo Fortis den Nachen genommen und die Insel verlassen.

Sie hätte jetzt fliehen können mit dem fremden Manne, dem ihre Augen es angethan hatten. Aber was würde es ihr geholfen haben? Giusé würde sie verfolgen, würde sie finden, würde ihr Glück zerstören. Es gab für sie kein Glück auf der Welt, solange es einen Giusé gab.

Sie hatte es lange und sorgfältig bedacht ... Sollte sie hinüber nach Terracina zu einem jener Bluthunde, den Karabinieri, gehen und diesen sagen: ‚Da ist der Giusé Leste. Ihr wißt doch? Der Giusé Leste, der den Pasquale Baldi umgebracht hat. Er ist noch immer frei. Ich weiß, wo er ist; ich will euch sagen, wo ihr ihn findet. Kommt herüber nach der Geierinsel, fangt ihn; tötet ihn!‘

Ja! Genau hatte sie alles überlegt. Aber sie war zu dem Entschluß gekommen, daß ein andrer Weg der bessere wäre; und so zauderte sie denn nicht länger, ihn einzuschlagen.

Am nächsten Morgen schon wollten die Römer fort, und einige Tage darauf würde einer der Fremden heimlich zurückkommen, um sie zu holen und mit sich fortzunehmen. Bis dahin mußte es geschehen sein. Kein Giusé durfte dann noch atmen.

Aquila fuhr nach der Insel, auf der die Baldi wohnten, und langte daselbst in der Dämmerung an. Sie stieg aus und begab sich geradeswegs in das Haus, unbekümmert darüber, ob sie gesehen ward. In dem Hause brannte auf dem offenen Herd das Feuer, daran sich der junge Pier' Anton seine Polenta kochte, als er die Thür sich öffnen und sie eintreten sah, an die er Tag und Nacht denken mußte: mehr, viel mehr als an seinen gemordeten Bruder.

Aquila blieb an der Thür stehen, sah ihn an und sagte mit tonloser Stimme:

„Pier' Anton, o Pier' Anton! Dein toter Bruder kommt doch zu mir. Er kommt zu mir jede Nacht und klagt mich an, daß er um meinetwillen umgekommen sei und nicht eher Ruhe finde, als bis er gerächt ward. Pier' Anton, o Pier' Anton! Deines Bruders blutiger Geist bringt mich noch von Sinnen. Wenn er nicht zur Ruhe kommt, muß ich mir das Haupt an einem Felsen zerschellen. Pier' Anton, o Pier' Anton, hilf mir, daß ich bei Sinnen bleibe, und ich will dich dafür auf den Mund küssen. Das will ich, o Pier' Anton.“

Sie sprach, als wäre sie selber ein Geist, der gekommen, den Jüngling zu mahnen. Dieser starrte sie an, fühlte sich von kalten Schauern überlaufen und dachte: ‚Wenn ich's thue, wird sie mich auf den Mund küssen. Ich muß es thun! Denn ich muß mich von ihr küssen lassen.‘

Kaum, daß er bei solchen Gedanken über die Lippen brachte: „Er ist so stark, viel stärker als ich. Ich weiß gar nicht, wie ich es thun soll. Aber ich werde es thun. Ja, ja, ich werde es thun!“

Ohne sich zu regen, erwiderte das Mädchen:

„Ich weiß, daß er viel stärker ist und dich töten würde. Da er aber sterben muß, damit ich Ruhe finde vor deines Bruders Geist, so will ich dir helfen.“

„Du?“

„Ich helfe dir. Ich helfe dir, das Verbrechen an deinem Bruder zu sühnen, und will mich zum Dank von dir küssen lassen.“

Dabei lächelte sie ihn an.

Er stürzte zu ihr, fiel vor ihr nieder, lag wie ein Erschlagener zu ihren Füßen. Sie beugte sich zu ihm herab und flüsterte ihm zu, wie er es thun solle und wie sie ihm dabei helfen werde.

Heute noch!

(Schluß folgt.)

Abschied.

Weiße Rosen schwimmen auf den Teichen,
Weiße Schwäne gleiten um die Rosen —
Sollst noch einmal mir die Hände reichen,
Küß noch einmal deinen Heimatlosen!

Abendglocken läuten leis herüber,
Und der Wind fliegt schauernd durch den Garten —
Wie das Glück geht auch das Leid vorüber,
Etwas länger mußt du freilich warten.

Tief ins Schilf schon schlagen sich die Schwäne,
Nur die Wasser rauschen noch und schwellen,
Bis die Marmorbecken der Fontäne
Und die Augen langsam überquellen.

Georg Busse-Palma.

Nach einer phot. Aufnahme von Franz Rumpel.

Die Schöttlkarspitze mit dem Pavillon König Ludwigs II.

Kohledruck von Professor Erwin Hanfstaengl in Frankfurt a. M.

Salzhaltige Seeluft.

Von

Hermann Schelenz.

Wie es einem gründlichen Deutschen ziemt, trat ich meine erste Reise ins Seebad auch mit wissenschaftlichem Rüstzeug an. Das Studium des bekannten Bäderalmanachs hatte meine Kenntnis von der salzigen Seeluft, die mir als wunderthätig vom Hausarzte für meine angegriffenen Atmungsorgane angepriesen worden war, wieder aufgefrischt, und gläubig sog ich, nachdem ich das weltvergessene Garding, einige Wegstunden hinter Storms grauer Stadt am grauen Meer, verlassen hatte und auf hochräderigem, schwankem Stuhlwagen auf glatter Klinkerchaussee durch die üppiggrünen, unzählige breitgestirnte Rinderherden nährenden Marschen Eiderstedts nach dem kleinen Badeort St. Peter dahinrollte, die frische Seebrise ein, gegen die wir anfuhren. Der brave Rosselenker Chrischan, der mir entgegengeschickt war, und der sich beeiferte, seinen neuen Badegast zu unterhalten, sah wohl mein Behagen, und wohlwollend fragte er: „Na, könnt Se't all smecken?“ Durchdrungen von meinen Studien, angesichts des Glaubens dieses unbefangenen, von der Kultur nicht beleckten Sohnes der Natur, schmeckte ich deutlich das bitterliche, kühlende Salz, von der Luft der unendlichen Thalatta vor uns entnommen und uns entgegengetragen.

Nicht eben erquicklich ist das Passieren einer Art „Lästerallee“. Die Badegäste mustern den neuen Ankömmling, der erst an der „destigen“ Wirtstafel zünftig wird. Wie überall, bildete auch hier den Hauptgesprächsstoff das Leiden, das zur Reise trieb, und die gebotenen Heilfaktoren. Es wurde mir die Salzluft gerühmt, zum Beweise Salzbelag an den Fenstern gezeigt; ich wurde auf die dürftige Vegetation aufmerksam gemacht, die nur hinter schützenden Bretterzäunen kümmerlich sproßte; ich sah die vom Salz geschwärzten, wie brandig aussehenden Zweigspitzen der Erlen; später wurde ich in die in den Dünenthälern vor dem Anprall des Seewindes geschützten, prächtig gedeihenden Nadelholzanpflanzungen und auf die üppigen Dünenwiesen geführt; in der kleinen Badebibliothek las ich von dem Salzgischt, den die Winde forttrugen, und tröstend sprach der Wirt davon, daß, was Sylt etwa vor St. Peter an Salzgehalt der Luft voraushabe, hier durch minder heftige, den Verkehr an dem in der That prächtigen Strande nicht so häufig hindernde Winde ersetzt würde.

Trotz des guten Erfolgs meiner Reise stiegen in dem Chemiker, undankbar genug, Bedenken gegen die Wahrheit des Gehörten und Selbstempfundenen auf. Ich überlegte, daß sich Kochsalz mit Wasserdämpfen nicht verflüchtigte, und sagte mir, daß, falls Salz mit dem Gischt der Wellen verstäubte und vom Winde fortgerissen würde, der Patient thatsächlich gar nicht in der Lage wäre, dieses Salz zu inhalieren. Denn thatsächlich kann er sich nicht in solcher Nähe von der Woge aufhalten, daß von einem wirklichen Einatmen des verstaubten Seewassers, das, mechanisch verteilt, recht bald zu Boden fallen würde, nicht die Rede sein könnte, und in der geschützten Badebude oder den Räumen des Hotels erfreut er sich zwar der Seeluft, aber sicher nicht salzhaltiger. Das Studium wissenschaftlicher Werke blieb erfolglos; nur Badeschriften ergingen sich über die vortreffliche Wirkung des Salzgehalts der Seeluft, und nur Badepublikum erzählte davon. Beider Unbefangenheit war zum mindesten zweifelhaft.

Ich beschloß, der Sache experimentell auf den Grund zu gehen. Chlorverbindungen (Kochsalz ist Chlornatrium) werden von Höllensteinlösung selbst in homöopathischen Verdünnungen durch entstehende Trübung verraten. Ich leitete, um sie entstehen zu sehen, viele hundert Liter Luft unmittelbar am Wasser, einige Meter und einige hundert Meter davon und einige Meter über dem Meeresspiegel durch die empfindliche Lösung; der Badearzt Dr. Lindemann wiederholte die Versuche auf Helgoland im größten Maßstab, und hier wie dort bewies das völlige Klarbleiben der Flüssigkeit die völlige Abwesenheit des charakteristischen Bestandteils des Seewassers in der Luft. Ich dehnte meine Untersuchungen, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde (ich veröffentlichte sie im Archiv für Pharmacie 1886) auf die spärlichen Gräser aus, die genügsam mit dem leichtbeweglichen, schneeweißen Sandboden vorlieb nehmen und dem Menschen helfen, die bei jedem Windstoß wie Staub davonfliegenden Dünen mit ihren langdahinziehenden Wurzelstöcken zu festigen, ich untersuchte Sand, das Holz der Badekarren und sonstige Gegenstände, die salzig schmecken sollten. Keine Spur von Salz war zu schmecken, wenn ich nur vorher jede Berührung von Mund, Bart, Händen mit Seewasser peinlich vermieden hatte, und die chemische Untersuchung der genannten Körper gab bestätigende negative Resultate, wie sie im Grunde auch nicht anders zu erwarten waren, wenn man bedachte, daß sie nur zeitweise mit Seewasser, das im Liter höchstens $2^1/_2$ Gramm Kochsalz enthält, in Berührung gekommen und häufig genug von salzfreiem Regenwasser abgespült waren. Daß Pflanzen aus dem Untergrunde in der Nähe des Strandes Salz aufgenommen haben konnten, hielt ich dagegen nicht für unmöglich, und thatsächlich zeigten Erlenblätter von St. Peter einen etwas höheren Salzgehalt wie solche aus Mittelholstein. Prächtig aber waren sie entwickelt, und keine Spur schädigenden Einflusses war bei diesen vor direktem Anprall des Seewindes geschützten Bäumen zu entdecken.

Besser konnte das Dogma von der salzhaltigen Luft kaum widerlegt werden. Trotzdem aber meine Arbeit von einer Menge von Zeitungen, auch jenseits des großen Wassers, besprochen, trotzdem meine Untersuchungsergebnisse verschiedentlich bestätigt wurden, blieb das Dogma unerschüttert, und spaßhaft mutete es mich an, als mit Feuereifer ein Freund von mir, der seine auf dem Exerzierplatz beschädigten Atmungsorgane in einem Seebade aufgefrischt hatte, unter Hinweis auf seinen Badeführer neuester Auflage, jüngst gegen meine Zweifel auftrat. Es geht dem Aberglauben wie der Natur! Tamen usque recurret! — in unserm Falle ist er auch recht alt, zum Gewohnheitsrecht geworden, wie ich unter der Zeit entdeckte. Unzweifelhaft deutet eine Stelle in Theophrasts „Ursache von den Pflanzen“ auf den Glauben, der noch jetzt, an 2300 Jahre später, im Schwange ist. In der Abhandlung über den Oelbaum sagt der berühmte Autor: Daß das Salzwasser (in meiner alten Uebersetzung salsugo) auf die Blüten geweht werde, sie angriffe und verderbe, daß sich auch eine Art Nebel, ohne Wind, aus dem Meere erhöbe, der die Pflanzen verbrenne. Er empfiehlt gegen diese Schädigungen das Anrufen der Götter. Plinius, der eifrig und ziemlich kritiklos sammelte, was vor ihm und zu seiner Zeit gelehrt wurde, ist vorsichtig. Er erklärt, daß die Seewinde gelegentlich schädlich, meist aber nützlich seien. Was ist es nun, was die unzweifelhafte Heilkraft der Seebäder, abgesehen von dem Baden selbst, ausmacht, und woher stammen die schädigenden Einflüsse der Seewinde?

Das völlige Klarbleiben der, wie jedermann weiß, gegen organische Stoffe ungemein empfindlichen Höllensteinlösung bei dem geschilderten Versuch spricht erstmals für absolute Reinheit der Luft in Bezug auf all die Beimengungen, die wir Staub zu nennen pflegen. Dieses Kreuz der Hausfrau fehlt auf und an der See. Ein mit allen Vorsichtsmaßregeln ausgeführter Versuch zeigte außerdem, wie vorteilhaft Luft, vom Seewind getragen, gegen die vom Lande herströmende abstach. Während 5 Liter der ersteren nur einen von den mikroskopischen Organismen absetzte, die in der Entwicklung von Krankheiten, wie Koch in seinen klassischen Untersuchungen bewiesen hat, eine so unheilvolle Rolle spielen, bedeckte sich bei einem andern Versuche die für ihr Wachsen und Gedeihen förderfame Gelatinedecke der von Landluft durchstrichenen Glasröhre mit 14 Keimen, die nach einigen Tagen zu ebenso vielen üppigen Kolonien ausgewuchert waren.

Wenn auch von geringer Bedeutung und nicht hierher gehörig, sei doch noch ein andres Untersuchungsergebnis an dieser Stelle erwähnt. In einem Tropfen Seewasser, an ungünstiger, seichter Stelle entnommen, fand ich einmal 1, ein andermal 2 Keime. Das entspricht 15 Keimen im Kubikcentimeter. Dagegen fand ich in einem Kubikcentimeter des Wassers der alten Obereider bei Rendsburg 174, in der von Ebbe und Flut hin und her geworfenen, die Abflüsse der Stadt aufnehmenden Untereider 11 610, und gar in einem kleinen, beide Flußteile verbindenden, die Stadt durchstreichenden und gelegentlich verpestenden, durch den Nordostseekanal beseitigten Graben 17 010 Keime!

Nur sogenannter aktiver Sauerstoff, Ozon (unsre Luft ist, abgesehen von ganz geringen Mengen Kohlensäure und wechselnden Mengen Wasserdampf, im wesentlichen durch etwa das Vierfache seiner Menge Stickstoff verdünnter Sauerstoff), wirkt als Lebensluft in der erwünschten Art wohlthätig auf unsern Organismus; daher das beklommene Gefühl in den Licht und Luft baren Zimmern unsrer Mietskasernen und in schlecht gelüfteten, menschenangefüllten Versammlungsräumen; daher das Wohlbefinden in sonnigen, wohlgelüfteten Räumen, im sprossenden Walde, auf Bergeshöhen, an großen, verdunstenden, Ozon entwickelnden Wasserflächen. Es würde zu weit führen, auf das Wesen dieses Körpers und seine Entstehung einzugehen; ich muß mich darauf beschränken, festzustellen, daß meine Untersuchungen, nach älterer und moderner Methode angestellt, vorzügliche Resultate gaben, und zwar folgerichtig — denkt man an die ozonentwickelnde Wasserfläche — mit der Entfernung von ihr abnehmend.

Auch eines weiteren Umstandes kann ich nur kurz gedenken. Es ist durch eingehende Versuche festgestellt worden, daß der Mensch jedesmal etwa $^1/_2$ Liter 37° warmer, wassergesättigter Luft, im Kubikmeter 44 Gramm Wasser (tagsüber etwa zehnmal so viel) ausatmet, die vom Konto des Stoffwechsels, vom Gewicht des Körpers abgeschrieben und ersetzt werden müssen. Würde eine Luft eingeatmet, die 11 Gramm Wasser im Kubikmeter enthält, so würde die Ausgabe um diese 11 Gramm verringert, und beim Atmen in wassergesättigter Dampfbadluft würde sich Ausgabe und Einnahme decken. Wie der Aufenthalt in solcher Luft aber wirkt, weiß jeder. Sie giebt dem Körper, der auch nur im Wechsel beständig ist, der in allen Teilen angestrengt und geübt werden will und muß, nichts zu thun. Wie viel Arbeit ihm bezüglich der Lungen am besten frommt, ist ebenfalls ausprobiert und festgestellt worden, daß eine Luft mit 11 Gramm Wassergehalt die zuträglichste ist. Es ist das die Differenz zwischen dem Wassergehalt der ausgeatmeten Luft und der von den Lungen thatsächlich produzierten Menge von Wasser. Solche ideale Luft zeigt einen Taupunkt von 12°, das heißt, sie ist bei 12° wassergesättigt und enthält 11 Gramm Wasser im Kubikmeter. Den Taupunkt bei St. Peter konnte ich bei geringfügigen täglichen Schwankungen als durchschnittlich 12,3° betragend bestimmen.

Er allein kommt nicht in Betracht. Denken wir daran, daß auch unsre Haut ständig Wasser verdunstet, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die Verdunstung in ruhiger, wasserreicher Luft eine geringere, in bewegter, wasserarmer eine stärkere sein wird. Ich erinnere an das täglich geübte Experiment der Ermittelung der Windrichtung durch das Emporhalten des genäßten Fingers oder an das peinliche Frostgefühl beim Erdulden von Zugluft. Schwüle drückende Luft ist zu feucht. Sie wandelt sich augenblicklich durch Trocknen oder Abkühlen, durch Herabminderung des die Transpiration hindernden Wassergehalts in dem Körper angenehme Luft, und das Gefühl des Unbehagens beim Leben in ihr weicht dem Wohlbefinden. Zu trockene, stark bewegte, durch Kälte ihrer Feuchtigkeit beraubte Luft, der ausdörrende Samum der Wüste, der gefürchtete Ostwind, müssen selbstverständlich unsern Organismus schädigen.

Die Erfahrung hat ergeben, daß ein relativer Wassergehalt der Luft, der zwischen 40 und 80% liegt, dem Körper am zuträglichsten ist. Ich fand bei meinen Untersuchungen, dank dem vortrefflichen Instrumentchen des Göttinger Mechanikers Lambrecht, in St. Peter, das wohl typisch für unsre Nordseebäder sein dürfte, einen Feuchtigkeitsgehalt von durchschnittlich 70,3%. Steigt er gelegentlich höher, so sorgt die fast ständig bewegte Luft für eine baldige Erniedrigung und für wohlthuende Abkühlung, die doch ohne üble Folgen ertragen wird.

Rechnet man zu den geschilderten Vorzügen (die nebenbei gesagt mutatis mutandis auch den Orten zukommen, die die Wirkung ihrer Gradierwände rühmen) noch die psychischen Annehmlichkeiten jedes Badeaufenthalts, das dolce far niente, das Los- und Ledigsein von den Fesseln des Berufs, von der Tretmühle des Geschäfts, den ungezwungenen Aufenthalt am wechselreichen Strande, das aus voller Reisekasse bezahlte Tischlein deck dich, so kann es nicht wundernehmen, daß der von ungezogenen Kindern verärgerte Schulmonarch, der nervöse Beamte, die von der „Saison aufgeriebene“ Modedame, die bleichsüchtige höhere Tochter gekräftigt und gestärkt zu ihren heimatlichen Penaten und — zu neuem modernunnatürlichem Leben zurückkehren, um häufig genug den plötzlichen Wechsel der Lebensbedingungen mit Krankheitsrückfall zu büßen. Ratsam ist es, den Körper nach und nach durch eine Nachkur an Zwischenstationen von der Natur zu ent- und an die engen Gassen der hastenden und treibenden Großstadt wieder zu gewöhnen.

Noch einige Worte über den schädigenden Einfluß der Seeluft auf die Vegetation. Ich erwähnte schon, daß die chemische Untersuchung der Pflanzenoberfläche keine Anhaltspunkte für die Annahme von Salzablagerung gab, daß damit das Salz als unschuldig an dem brandigen Aussehen der Zweige und Blätter legitimiert wurde. Andrerseits konnte ich nachweisen, daß der höhere Salzgehalt der Blätter mit ihrer gesunden Entwicklung in direktem Gegensatz stand. Der schädigende Einfluß der Seeluft, der so entschieden zu Tage tritt, daß er schon Theophrast auffiel, ist anderweitig zwanglos zu erklären, und zwar ist er, wie zum größten Teil auch die Erscheinung der sogenannten Wetterseite der Bäume, auf rein mechanische Thätigkeit zurückzuführen. Der Seewind knickt die Blattstiele, zerbricht die Zweige, er hindert auf diese Art, wie auch bedeutende Forstmänner, die an Ort und Stelle beobachteten, annehmen, die Vegetation, wie unnütze Kinder des Nachbars über den schützenden Zaun guckende Bäume schädigen. Denkt man daran, daß die cimbrische Halbinsel gerade wie das sagenumwobene Rügen mit üppigen Waldungen bedeckt war, deren riesenhafte Ueberreste, dem wuchtigen Beil unsrer kurzsichtigen Altvordern entgangen, gelegentlich aus den dunkeln Torfmooren zu Tage gefördert werden, denkt man daran, daß, wie ich schon sagte, an geeigneten Stellen dicht am Meer angelegte Schonungen bestens gedeihen, daß die Vorsorge der Regierung in den letzten Jahrzehnten viele tausend Hektar trauriger Heide aufforstete, so darf man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß es fernerem zielbewußtem Streben gelingen wird, den Kampf mit dem himmlischen, besonders an der See oft recht ungestümen Kinde siegreich zu bestehen und die „up ewig ungedeelte“ Nordmark wieder mit herrlichem, das Land dankbar vor mancher Unbill schützendem Wald zu bedecken.

Spruch.

Es ist die Phantasie der Flügel
Des Pegasus;
Und wer sich halten will im Bügel,
Stets den Verstand als Zügel
Gebrauchen muß.

A. Stier.

Auszug der ersten Kreuzfahrer aus einer deutschen Stadt.

Die Kreuzzüge.

Eine historische Erinnerung

von

L. Holthof.

Mit neun Farbenbildern nach Aquarellen von G. A. Closs.

Der Lauf des gegenwärtigen Jahres bringt uns einen der wichtigsten geschichtlichen Gedenktage, die Erinnerung an die vor achthundert Jahren, am 15. Juli 1099, erfolgte Eroberung Jerusalems durch die Heere der abendländischen Christen und das damit zusammenfallende Ende des ersten Kreuzzugs.

Mit diesem Ereignis fand eines der merkwürdigsten uns in der Geschichte der Menschheit begegnenden Unternehmen seinen vorläufigen Abschluß. Als es begann, schien die Welt des Abendlandes wie von einem neuen Geist beseelt. Es war, als sei eine Rückflut jener Bewegung eingetreten, die ein halbes Jahrtausend zuvor Völkerscharen auf Völkerscharen von Osten nach Westen gedrängt, dem Boden Europas neue Elemente zugeführt und der gesamten damals bekannten gesitteten Welt ein verändertes Gepräge aufgedrückt hatte. Der alte Drang in die Ferne war wieder erwacht, aber wie er in andrer Richtung sich geltend machte, so war ihm auch ein andres Ziel gegeben. Es handelte sich bei der Bewegung, die im wesentlichen das 12. und 13. Jahrhundert erfüllte, nicht um einen Vorstoß, sondern um einen Rückstoß; das eigentlich treibende Element, das Ausdehnungsgelüste der im Islam geeinigten Völker, drängte in der alten Richtung von Osten nach Westen, und um dieser anstürmenden Flut, deren Wellenschlag sich immer bedrohlicher an der alten Völkerbrücke Kleinasien bemerkbar machte, einen Damm entgegenzusetzen, sandte Europa seine bewaffneten Völkerscharen von Norden und Westen her in südöstlicher Richtung.

Der byzantinische Kaiserhof hatte schon unter Gregor VII. Hilferufe an den römischen Stuhl gegen die das oströmische Reich bedrängende Seldschucken-Plage gelangen lassen, und der Papst war nicht abgeneigt gewesen, das Abendland zu dem „heiligen Krieg“ gegen die dem Christentum feindlichen Mächte des Morgenlandes aufzurufen. Und als endlich unter Urban II. der Ruf erging, waren es zunächst wieder Klagen von Konstantinopel aus gewesen, die ihn veranlaßt hatten. Den politischen Erwägungen gesellte sich aber alsbald der asketische Drang des Zeitalters zu; der Sorge um Konstantinopel wurde die um Jerusalem vorangestellt, und als auf der Synode von Clermont im Jahre 1095 mit unwiderstehlicher Gewalt das Wort „Deus le volt“ sich fortpflanzte, gerade als ob eine Stimme vom Himmel herab den Anstoß dazu gegeben habe, da stand wohl vor dem geistigen Auge der Menge, die sich in ihrer Begeisterung als Zeichen der bevorstehenden kriegerischen Pilgerfahrt ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter des Gewandes heftete, Jerusalem und nicht mehr Konstantinopel als Marschziel da.

Mit jenem wie ein Gotteswort wirkenden Rufe wurde die Kreuzzugsvölkerwanderung begonnen, mit einem Klagelaute sollte sie zwei Jahrhunderte später ihren Abschluß finden, mit dem Seufzer „Jerusalem, o Jerusalem!“ des fern von der Heimat und fern von dem Lande des heiligen Grabes in höchster Bedrängnis sterbenden Königs Ludwig IX. von Frankreich.

Wohl ging es wie ein heiliges Feuer durch die christliche Welt des Abendlandes, als sich dort vor achthundert Jahren die Kunde von dem Falle Jerusalems verbreitete; aber auch an Enttäuschungen fehlte es nicht. Das Ziel war nicht so leicht und nicht so rasch erreicht worden, wie man es sich gedacht hatte. Fast vier Jahre waren unter unsäglichen Mühen und unter Entbehrungen der schwersten Art dahingegangen. Der angebliche Freund, zu dessen Beistand man herbeigeeilt, das byzantinische Reich, hatte sich vielfach als Gegner erwiesen, so daß zeitweise die Erwägung nahelag, ob sich zur gemeinschaftlichen Bekämpfung desselben nicht ein Bündnis mit den ungläubigen Seldschucken empfehle. Die schwärmerische Begeisterung, die geherrscht, als man sich das rote Kreuz auf die Achsel geheftet und die Scharen also geschmückt die Heimstätte verließen, besonders im mittleren und nördlichen Frankreich, in Lothringen und am Rhein, wich bald einer nüchterneren Stimmung. Im größeren Teile von Deutschland sah man überhaupt dem Beginnen etwas skeptisch zu; hier, wo der lange andauernde Streit zwischen Kaiser und Papst noch nicht ausgetragen war, spottete man gar, wenn die schier endlosen Züge sich über die Brücken und Heerstraßen walzten, der Armen, „die, durch falsche und thörichte Hoffnungen getäuscht, ihren heimatlichen Boden verließen“. Trotzdem war die Beteiligung an dem ersten Kreuzzuge von seiten Deutschlands keine geringe. Das deutsche Element zeichnete sich überhaupt bei den Unternehmungen aus und trug viel dazu bei, den kriegerischen Pilgerfahrten ihr äußeres Gepräge zu verleihen. Wenn wir in gleichzeitigen Berichten lesen, daß die Wallfahrer nicht nur mit einem geistlichen Schlachtruf, wie mit jenem „Gott will es!“ oder mit den Worten „Gott und das heilige Grab!“ dahingezogen seien, sondern daß sie vor ihrem Auszuge stets ein frommes Lied angestimmt, so ist diese Uebung wohl auf eine alte deutsche Sitte zurückzuführen, wie denn Kreuzzugslieder sich vornehmlich in deutscher Sprache erhalten haben, so das im 12. Jahrhundert allgemein verbreitete Pilgerlied:

„In gottes namen vare wir,
Siner gnaden gere wir.
Nû helfe uns din gottes kraft
und das heilige grap,
Da got selber inne lac.
Kyrieleis.

Groß mag allerdings die Begeisterung gewesen sein, als nach jahrelangen Drangsalen endlich am 7. Juni die Mauern und Türme der Heiligen Stadt vor den Augen der frommen Krieger auftauchten. Schon als das Ziel in Aussicht stand, hatte sich jede Ordnung im Heere aufgelöst, und die Scharen waren, von heißester Andacht getrieben, die letzte Anhöhe hinangestürmt, um dort, von ihrem Gefühl überwältigt, in die Kniee zu sinken und den Herrn zu preisen, der sie so weit geleitet hatte. Noch aber mußten die tief bewegten Herzen sich gedulden. Der Versuch, die

Waffenwache in der Kirche des heiligen Grabes.

Stadt ohne weitere Vorbereitung, nur gestützt auf die enthusiastische Stimmung des Heeres, im Sturme zu nehmen, mißlang, und es mußte zu einer regelmäßigen Belagerung geschritten werden. Hierzu waren umständliche Vorbereitungen erforderlich, vor allem die Beschaffung des nötigen Sturmzeuges und die Erbauung von mindestens zwei großen beweglichen Türmen. Auch hierzu sollte Rat werden, da einige genuesische Schiffe im Hafen von Joppe erschienen

und den Belagerern bereitwilligst Vorräte und Handwerksgerät zur Verfügung stellten und es auch vor und nach gelang, zum Teil aus weiter Ferne, das Holzwerk zu beschaffen. Als die Türme nahezu vollendet waren, unternahm das Heer einen feierlichen Rundgang um die Stadt, barfüßig, aber schon bewaffnet, um sich in Andacht und Gebet von seinen Sünden zu reinigen und die Gnade des Herrn zu dem bevorstehenden Werke anzurufen. Dann ging man zum Angriff über. Am 8. Juli wurde der eine Turm an die Nordseite der Festung gebracht, am folgenden Tage aber nach der Ostseite hinüber geschafft, weil dort bessere Gelegenheit zum Angriff war. Der zweite Turm konnte erst vier Tage später von der Westseite aus gegen die Stadt gerichtet werden. Von der Frühe des 14. Juli an tobte der Kampf fast ohne Unterbrechung bis zum Nachmittag des nächsten Tages; da, um die nämliche Stunde, „in der Christus einst seine Passion beendet hatte“, gelang es, an dem Turme im Osten die Brücke auszuwerfen: Gottfried von Bouillon, der Führer des Kreuzheeres, und sein Bruder Eustach befanden sich unter den ersten, welche die Mauer der Stadt betraten.

So war das Ziel erreicht! Auf der Burg Davids, dem altertümlichen Befestigungswerke im westlichen Teile der Stadt, wehte das Banner des Kreuzes, und Ritter, die auf ihrer Schulter und auf ihrem Schilde dasselbe fromme Abzeichen führten, bezogen die Waffenwacht am Grabe des Heilands. Es entstand ein christliches Königreich Jerusalem, und an dasselbe schloß sich eine Reihe ähnlicher Staatengebilde an, die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Antiochien, die Grafschaft Edessa, das Königreich Armenien und das vom Meer umflossene Königreich Cypern. Aber alles das sollte keinen Bestand haben. Fünfmal oder, wenn wir den letzten Zug König Ludwigs **IX.** von Frankreich nach Tunis dazu nehmen, sechsmal noch unternahm das christliche Europa bewaffnete Expeditionen nach dem Morgenlande, ohne daß es ihm gelingen wollte, dem siegreichen Vordringen des Halbmonds nach dem Abendlande hin auf die Dauer ein Ziel zu setzen. Die Kreuzzüge sind in der That die historische Tragödie gewesen, als die man sie bezeichnet hat. Eine erstaunliche Energie entfaltete sich in ihnen, Wunder von Tapferkeit wurden vollbracht, nur fehlte den Unternehmungen das, was ihnen einen nachhaltigen Erfolg hätte sichern können: eine einheitliche, ruhige und besonnene Leitung, die sich nicht nur des Zieles, sondern auch des dazu führenden Weges bewußt gewesen wäre. Einmal schien es, als sollte es hierzu kommen, als Deutschland zum erstenmal energisch in die Bewegung eingriff und Kaiser Friedrich I. sein siegreiches Heer bis an die Grenze Syriens führte; allein hier sollte den thatkräftigen Mann das unerbittliche Geschick ereilen. „Wenn Gott,“ so schreibt ein

Im Lager vor Akkon.

Alamut, die Burg der Assassinen.

Angriff der Johanniter.

Die Vorhut des Kreuzheeres erblickt zum ersten Male Jerusalem am 7. Juni 1099.

späterer arabischer Chronist, „durch eine gnädige Fügung für uns den deutschen Kaiser nicht hätte in dem Augenblicke sterben lassen, als er in Syrien einfallen wollte, so hätte man in späteren Tagen von Syrien und Aegypten sagen können: hier regierten einst die Moslemin."

Treffend schildert ein neuerer Historiker, Bernhard Kugler, in seiner „Geschichte der Kreuzzüge" die damalige Lage: „Unser deutsches Volk ist eben auf den Kreuzzügen von ganz unerhörtem Mißgeschick verfolgt worden. Im Jahre 1096 erhoben sich viele deutsche Bauern, aber verhältnismäßig wenige Ritter zum Kampfe um das heilige Grab. Die Bauern gingen elend zu Grunde; die Ritter verschwanden fast unter der Masse der Romanen, die den Kriegszug bis nach Jerusalem durchführten. Im Jahre 1101 verbluteten stattliche deutsche Heerscharen nutzlos im Innern Kleinasiens. Die Folge davon war, daß die Kreuzfahrerstaaten schnell zu romanischen Kolonien wurden und aus den romanischen Gebieten Europas fort und fort Unterstützung erhielten, während Deutschland der gemeinen Sache der Christenheit ferner rückte. Plötzlich im Jahre 1147 raffte sich unser Vaterland zu einer großen Leistung auf, die aber, zum Teil freilich durch eigne Schuld, in Kleinasien zu trostloser Niederlage und in Syrien zur Verhöhnung durch die eignen Glaubensgenossen

Eine christliche Gesandtschaft bei Sultan Saladin.

Zug durch die Wüste.

führte. Endlich im Jahre 1189 will Deutschland Versäumnis und Fehler früherer Tage durch eine energische Rüstung und durch einen ebenso sorgfältig vorbereiteten wie umsichtig geführten Feldzug gut machen. Schon ist das Schwerste stolz überstanden, schon winkt der höchste Siegespreis dem unvergleichlichen Heere, da bricht es, von jähem Verhängnis niedergeworfen, in tödlicher Erschöpfung auseinander."

Eine ähnliche glänzende Waffenthat, wie die Einnahme von Jerusalem am 15. Juli 1099 es gewesen, kam in der Geschichte der Kreuzzüge nicht wieder vor; zu vergleichen ist ihr nur die gleich dem Tode Kaiser Friedrichs in den dritten Kreuzzug fallende und das wichtigste kriegerische Ereignis desselben bildende Belagerung von Akkon, die nach zweijähriger Dauer mit der Kapitulation vom 11. Juli 1191 ihren Abschluß fand. Diese seit langem volkreiche und stark befestigte Seeburg war von Saladin durch Anlage neuer Gräben und Wälle, Türme und Bastionen zu einem Hauptbollwerke des Islam gemacht worden und galt geradezu für unüberwindlich. Das Belagerungswerk wuchs aus kleinen Anfängen empor, aus einem Unternehmen des Königs Guido von Jerusalem, das nicht viel mehr als die Bedeutung eines kühnen Handstreichs haben sollte. Die Christen erhielten allmählich Verstärkungen, und andrerseits bot Saladin alles auf, die Stadt zu entsetzen. Es kam zu einer Reihe von erbitterten Kämpfen, die mit wechselndem Glück geführt wurden. „Die Franken," so sagt einer der gleichzeitigen Geschichtschreiber über eines dieser Treffen, „standen wie die Mauern; wenn ein Vordermann gefallen war, trat sogleich ein Hintermann an seine Stelle." Im Frühjahr 1190 erbauten die Christen nach langen und mühseligen Vorbereitungen — das Holz hatte aus Italien herbeigeschafft werden müssen — drei gewaltige Belagerungsmaschinen, je 60 arabische Ellen hoch, höher als die feindlichen Mauern. In fünf Stockwerken erhielten diese Türme hinreichenden Raum sowohl für kleine Wurfmaschinen und Mauerbrecher wie für stattliche Kriegerscharen; auf geebneten Bahnen wurden sie dicht an die Festung herangerollt. Allein mit diesen Kriegsmaschinen hatten die Franken nicht dasselbe Glück wie bei Jerusalem; es gelang den Belagerten, alle drei Türme in Brand zu schießen, und mit großer Mühe rettete sich die Besatzung derselben. Ein ähnliches Schicksal hatten später neu hergestellte Maschinen dieser Art. Von den Bollwerken des Feindes machten den Christen besonders der inmitten des Hafenbeckens gelegene „Fliegenturm" und der „verfluchte Turm" an der nordöstlichen Ecke der Stadt zu schaffen.

An den Belagerungsarbeiten beteiligten sich alle im Lager des Kreuzes vertretenen Nationen, namentlich vom Frühjahr 1191 an Franzosen unter König Philipp August und Engländer unter König Richard Löwenherz. Ueber den Deutschen waltete wieder ein besonderer Unstern. Anfangs hatten die Belagernden fast ihre ganze Hoffnung in die Hilfe gesetzt, die Kaiser Friedrich bringen werde. Tiefe Niedergeschlagenheit herrschte daher, als verspätet die Todeskunde einlief. Herzog Friedrich führte zwar den schwachen Ueberrest des kaiserlichen Heeres heran, aber ihn selbst ereilte wenige Monate nach dem Eintreffen im Lager die dort wütende Seuche, der er am 20. Januar 1191 erlag. Landgraf Ludwig von Thüringen hatte im Jahre zuvor schon das Lager verlassen müssen, weil ihm ein ähnliches Uebel drohte, das ihn während der Heimfahrt auch auf der Insel Cypern dahinraffte. Die frevelhafte Ueberhebung König Richards dem Herzog Leopold von Oesterreich gegenüber beim Einzuge in die Burg von Akkon ist bekannt.

Eine thätige Rolle bei der Eroberung von Akkon spielte der Templerorden, dessen Mitglieder in vielen Fällen die Führung der Schlachthaufen übernahmen, wie bei dem kühnen Vorstoß am 4. Oktober 1189, der zwar nicht zu dem gewünschten Ziele führte, bei dem aber der erste Anprall der fränkischen Reitergeschwader jähen Schrecken in den Reihen der Feinde hervorrief. Der Orden war als eine religiös-kriegerische Genossenschaft zum Schutze der Pilger gegen Räuber und Wegelagerer um das Jahr 1118 in Jerusalem ins Leben gerufen worden, und etwas später hatte Rom seinen waffentüchtigen Rittern als Ordensabzeichen den weißen Mantel mit dem roten Kreuze verliehen. Das Ziel der Pilgerbeschirmung wandelte sich mit der Zeit in das der aktiven Bethätigung am Kampfe gegen die Ungläubigen, wie es in glänzender Weise bei den Angriffen auf Akkon verfolgt wurde. Fast gleichzeitig mit dem Templerorden war in Jerusalem der Orden der „Hospitaliter" oder „Johanniter" entstanden. Auch er war aus einer streng mönchischen Genossenschaft hervorgegangen, die sich anfänglich lediglich der Krankenpflege im Johannisspital in Jerusalem gewidmet hatte. Nach dem Vorbilde der Templer nahm er gleichfalls nach kurzer Zeit den Kampf gegen die Mohammedaner unter die Ordensaufgaben auf und teilte, wie jene, seine Mitglieder in die Klassen der kämpfenden, geistlichen und dienenden Brüder ein. Wie das rote Templerkreuz wurde das weiße Kreuz der Johanniter bald der Schrecken der Feinde. Für gewöhnlich wurde es auf dem schwarzen Ordensmantel getragen. Für die Tage des Kampfes jedoch wurde den Rittern im zwölften Jahrhundert ein roter Waffenrock verliehen, auf dem sie wie auf dem roten Grunde ihres Schildes das weiße Kreuz trugen. Der dritte geistliche Ritterorden, der „Ritterorden deutscher Nation", wie er anfänglich genannt wurde, entstand im Jahre 1191 vor Akkon. Den Grund zu demselben legten einige fromme Pilger aus Bremen und Lübeck, die sich im Lager durch werkthätigen Eifer für das Gemeinwohl auszeichneten und in einem ans Land gezogenen Schiff ein Spital errichteten.

Die Burg Davids.

Herzog Friedrich freute sich ihres Unternehmens und suchte ihm durch eine päpstliche Bulle den Charakter einer dauernden Stiftung zu verleihen. Leider sollte er selbst die Entstehung des Ordens nicht mehr erleben.

Ein eigentümliches Seitenstück zu den christlichen Ritterorden bildet auf mohammedanischer Seite die während der Kreuzzugszeit in Persien, Syrien und Palästina auftauchende Sekte der Assassinen. Sie war ebenfalls nach Art eines Ordens organisiert, und ihre Mitglieder unterschieden sich nach mehreren Graden, die aber alle in der gleichen Weise bedingungslos an die Befehle des Ordensobersten, des „Alten vom Berge“ (wie im Abendlande der Scheich ul Dschibal bezeichnet wurde), gebunden waren. Die Assassinen stammten aus Persien, wo auch ihr Schloß Alamut stand, das im Jahre 1011 von Hassan, dem Begründer der Assassinen, zum Sitz ihres Ordens gemacht worden war. Zur Zeit der Kreuzzüge waren sie in Syrien stark verbreitet und am Libanon zwischen der Grafschaft Tripolis und dem Fürstentum Antiochien zu einer Art von staatlicher Organisation zusammengeschlossen. Die jüngeren Mitglieder des Ordens ließen sich durch den Hanfrausch zu jeder blutigen That antreiben und spotteten aller über sie verhängten Martern. Im Kriege zwischen Kreuz und Halbmond standen sie bald auf dieser, bald auf jener Seite; im Grunde war ihnen Christ wie Moslem gleich verhaßt.

Durch die Kreuzzüge ist das erstrebte Ziel nicht erreicht worden; nicht nur, daß Palästina der abendländischen Christenheit verloren ging, auch der Ausbreitung des Islam und dem furchtbaren Elend, das durch die Moslemin, und zumal die Osmanen, über den von ihnen beherrschten Länderkreis verhängt wurde, war kein Einhalt zu gebieten. Die wohlthätigste Folge jener frommen Unternehmungen war wohl der Verkehr, den sie zwischen der abendländischen und der morgenländischen Welt anbahnten. Die Pilger aus Europa lernten im Orient eine neue, ihrer eignen vielfach überlegene Kultur kennen. Eine ganz eigenartige Welt that sich vor ihnen auf: die Bekenner des Islam traten ihnen als Feinde des Kreuzes entgegen, aber diese Feinde waren nicht die Ungeheuer, wie die kindliche Phantasie manch frommen Kreuzfahrers sie sich ausgemalt haben mochte, sondern Erscheinungen, zu deren Bewunderung der ritterliche Sinn der Pilger zuweilen geradezu hingerissen wurde. Zwischen Freund und Feind entspann sich daher der Verkehr, der sich auf dem Fuße der Gleichberechtigung vollzog. Zu den orientalischen Herrschern sehen wir christliche Gesandtschaften ziehen, an denen sich Ordensritter und Kirchenfürsten beteiligten. Bekannt ist der überwältigende Eindruck, den die Idealgestalt des ritterlichen Sultans Saladin auch auf die erbittertsten seiner Gegner machte.

Die Pilger des Abendlandes lernten dadurch einen Geist der Unbefangenheit und Duldung kennen, wie er ihnen zuvor fremd gewesen. Mit den Kreuzzügen beginnt etwas von dem Geiste einer neuen Zeit zu dämmern, und in dieser Hinsicht bezeichnen sie den Wendepunkt in jener großen geschichtlichen Uebergangsepoche, die wir das Mittelalter zu nennen gewöhnt sind.

Vom Süßwasserpolypen.

Von

Dr. Jahn.

Ein Süßwasserpolyp, sehr stark vergrößert.

Im Jahre 1740 erhielt der berühmte französische Naturforscher Réaumur die Mitteilung einer sonderbaren Entdeckung. Ein Schweizer, der in Holland lebte, Abraham Trembley, benachrichtigte ihn nämlich, er habe im Wasser eines Teiches ein „Insekt“ gefunden, das die Fähigkeit besitze, wenn es in mehrere Teile zerschnitten sei, jeden dieser Teile wieder zu einem vollständigen Tiere zu ergänzen. Dem Briefe waren mehrere dieser merkwürdigen Wesen lebendig beigefügt. Réaumur hielt die Angabe zuerst für durchaus unglaubwürdig. „Daß ein Tier durch Zerschneidung, sozusagen durch Zerbeißung, sich vermehren ließe,“ meinte er, „eine solche Behauptung setzt bei einem aufgeklärten Manne doch einen starken Glauben voraus.“ Er wiederholte also an dem mitgesandten Material die Versuche Trembleys und — fand sie bestätigt.

Durch Trembleys Mitteilungen an Réaumur und andre Gelehrte wurden seine Experimente schnell bekannt, und noch ehe er selbst seine Untersuchungen abgeschlossen hatte, erschienen in Frankreich und England einzelne kleinere und größere Abhandlungen, die sich mit den von ihm aufgefundenen Erscheinungen beschäftigten. Endlich, im Jahre 1744, veröffentlichte der Entdecker selbst seine Beobachtungen in einem Werke, das er betitelte: „Mémoire pour servir à l'histoire naturelle d'un genre de polypes.“ In sehr umständlicher Weise beschreibt er darin das neu entdeckte Tier, das er näher als eine Art Polypen bezeichnet, erzählt mancherlei von dessen Lebensgewohnheiten und giebt schließlich auch die Operationen an, die er mit dem seltsamen Wesen vorgenommen hat. Dem Werke sind sorgfältig ausgeführte Kupfertafeln beigegeben, in denen der Polyp in allen möglichen Stellungen abgebildet ist, dann auch die Mißgeburten, die durch künstlichen Eingriff aus ihnen entstehen. Ja, als Vignetten finden sich im Werke selbst Bilder der Teiche, in denen Trembley den Gegenstand seiner Untersuchungen zu fangen pflegte.

Das Werk erregte das größte Aufsehen. Eine Zeitlang beschäftigte sich die gebildete und gelehrte Welt ausschließlich mit Experimenten an den bedauernswerten Polypen. Der eine Forscher übersandte sie dem andern als kostbares Gut. Wie Johnston erzählt, übermittelten sogar die Gesandten in Paris und London ihren Höfen ausführliche Berichte über die merkwürdige Entdeckung. Die Theologen und die damals so reichlich vertretenen Naturphilosophen fühlten sich zu tiefsinnigen Betrachtungen angeregt, so über die Frage, wie die Seele in die einzelnen Teile eines zerschnittenen Polypen gelange, die wieder zu ganzen Tieren heranwachsen. Denn, meinten sie, da der Sitz der Seele offenbar der Kopf sei, so verfüge doch nur dasjenige Teilstück, das den Kopf enthalte, von Anfang an über eine eigne Seele. Wer Näheres über den Einfluß der Trembleyschen Entdeckung auf die „Philosophie der Zoologie“ und die Philosophie überhaupt erfahren will, dem sei eine kleine Abhandlung von Professor Marshall in Leipzig empfohlen, die die Entdeckungsgeschichte des Süßwasserpolypen behandelt.

Das Tier, um das es sich handelt, ist also der Süßwasserpolyp, dem Linné eben wegen seiner Eigenschaft, einen abgeschlagenen Kopf wieder zu erneuern, den Namen Hydra gegeben hat, indem er ihn mit dem von Herakles bekämpften Fabelwesen vergleicht. Er findet sich in Deutschland allenthalben in langsam fließenden oder stehenden Gewässern, gewöhnlich mit der Basis den Blättern oder Stengeln von Wasserpflanzen aufsitzend. Man unterscheidet mehrere Arten, deren eine, die Hydra viridis, sich durch ihre grasgrüne Farbe auszeichnet. Manch einer, der der heute so verbreiteten Aquarienliebhaberei frönt und für seine Behälter in einem Teiche oder See neue Wasserpflanzen gesammelt hat, findet nach ein paar Tagen den Polypen an der Glaswand des Aquariums sitzen. Gewöhnlich weiß er aber nicht, welch merkwürdigen Gesellen er in dem neuen Gaste vor sich hat.

Siebenköpfige Hydra, die Trembley künstlich durch Zerschneiden aus einem normalen Exemplar erhielt.

Das Tier stellt einen blind endigenden Schlauch oder Sack dar, an dessen einem Ende Fangarme sitzen, gewöhnlich sechs bis acht, bisweilen aber auch mehr. Auch diese sind hohl und aus dem Körper gleichsam ausgestülpt wie die Finger eines Handschuhs. Das Thier ist im Durchschnitt 1 Centimeter lang, erreicht aber auch die doppelte Länge; die Fangarme werden sogar länger als 10 Centimeter. Die Körperwand besteht aus einer äußeren und einer inneren Schicht, zwischen denen sich noch eine Lage feiner Muskeln unterscheiden läßt. Ein Nervensystem war lange unbekannt. Erst in den letzten Jahren haben sorgfältig ausgeführte Untersuchungen, unterstützt durch die sehr verbesserte mikroskopische Technik der Gegenwart, das Vorhandensein eines solchen dargethan. Dagegen ist von höheren Sinnesorganen, etwa Augen, nichts zu finden, ebensowenig von Vorrichtungen, die einen Vergleich mit den Nieren, der Leber, den Blutgefäßen der höheren Tiere gestatteten. Die Oeffnung des Schlauchs inmitten der Fangarme ist als Mund, die unteren Teile der Höhlung sind als Magen oder Darm, wie man es nennen will, aufzufassen. Die Nahrung wird einfach von der inneren Schicht der Körperwand aufgenommen. Was das Tier nicht gebrauchen kann, befördert es durch den Mund wieder nach außen.

Die Beute wird natürlich mit den Fangarmen ergriffen. Eine nähere Untersuchung zeigt aber, daß eigentlich noch feinere Einrichtungen vorhanden sind, die diesem Zwecke dienen. An den Armen, spärlich auch am Körper selbst, sitzen nämlich gruppenweise kleine Bläschen, aus denen ein feiner Faden hervorgeschnellt werden kann. Ob auf diese Weise die Tiere bloß verwundet oder zugleich auch vergiftet werden, ist noch eine Streitfrage. Jedenfalls erscheinen kleine Krebschen nach der Berührung mit den Fangarmen wie gelähmt und lassen sich widerstandslos zum Munde führen.

Die Hydra-Arten sind überaus gefräßig. Es ist sehr unterhaltend, sie beim Fangen und Verschlingen ihrer Nahrung zu beobachten. Lassen wir bei der Beschreibung eines solchen Vorgangs einem der ältesten und sorgfältigsten Beobachter des „Wasserinsekts“, dem trefflichen Nürnberger Miniaturmaler August Johann Rösel von Rosenhof, das Wort. In seinen „Monatlich herausgegebenen Insektenbelustigungen“ vom Jahre 1755 liefert er darüber die folgende Schilderung:

„Soviel ich bemerket habe, so geschiehet der Fang auf dreyerley Art: denn manchmalen hat der Polyp seine Arme nicht völlig ausgestrecket, und wenn sodann ein kleines Insekt oder ein Wasserfloh nahe bey ihm vorbey schwimmet, bieget er sich wohl nach ihm und ergreift solches mit allen seinen Armen zugleich sehr behende, so wie eine Spinne mit ihren Füßen eine Mücke zu ergreifen pfleget.

„Hernach sitzen die Polypen manchmalen mit ihren sehr lang ausgestreckten Armen ganz stille; fähret nun aber ein Wasserfloh etwann zu nahe an ihnen vorbey, so machen sie mit dem Arm, dem solcher am nächsten ist, eine geringe Bewegung, ohne daß sie ihn, wie sie auch manchmalen zu thun pflegen, damit umfahen, sondern sie dürfen nur den Wasserfloh damit berühren, so bleibet solcher gleich daran hangen, wie ein Vogel an der Leimruten hangen bleibet; und dieses geschieht sowohl am äußersten Ende des Armes als auch in der Mitte und nahe am Kopf. Wenn aber das Insekt gefangen ist, so schiebt es der Polyp ganz ruhig zum Mund und verschluckt solches.

„Doch habe ich auch manchmalen gesehen, daß sich die Wasserflöhe, wenn sie gefangen worden, wieder mit vieler Mühe loszumachen gesuchet und losgerissen haben, ohne daß sich der Polyp derselben wieder habhaft zu werden im geringsten bemühet hätte.

„Der dritten Art, sich ihrer Beute zu bemächtigen, bedienen sich die Polypen bei größeren Insekten, als die Wasserflöhe sind, als zum Exempel bei den Schnakenwürmern. Diese ergreifen sie manchmalen zwar nur mit einem Arm, öfters aber bedienen sie sich auch zweier dazu und umschlingen mit selbigen die erhaschte Beute auf das sorgfältigste, weil diesen sonst ein solches Insekt, welches grösser als sie selbsten ist, leichtlich wieder entwischen könnte.“

So weit Rösel. Die kleinen Krebse, die er als Wasserflöhe bezeichnet und die auch heute so genannt werden (Daphnia pulex), sind in der That die Lieblingsnahrung der Polypen. Wenn man sie damit reichlich versieht, bemerkt man, wie sie fast täglich größer und kräftiger werden, während sie, schlecht oder gar nicht genährt, ein mageres und durchscheinendes Aussehen erhalten. Sie können aber ohne Schaden ein mehrwöchentliches Fasten vertragen.

Gewöhnlich bekommt solch ein wohlgenährter Polyp nach einiger Zeit einen Auswuchs an der einen Seite, der schnell wächst und schließlich sich als junger Polyp herausstellt. Er ist einfach durch Knospung aus dem alten entstanden. Beide Tiere hängen zunächst noch zusammen und haben auch eine gemeinschaftliche Körperhöhle. Es dauert aber nicht lange, so löst sich der junge los, wird vom Wasser weggeführt und setzt sich an irgend einer andern Stelle fest. Wir wissen heute, daß diese rein vegetative Art der Fortpflanzung eine im Tierreich weit verbreitete Erscheinung ist. Als aber die Entdecker der Hydra den Vorgang zum erstenmal beobachteten, fanden sie ihn über die Maßen sonderbar. Sie meinten hier ein Wesen gefunden zu haben, das namentlich in der Fortpflanzung ganz an die Pflanzen erinnere, also ein Mittelding zwischen Pflanze und Tier sei. Einer solchen Ansicht neigten sie um so mehr zu, als die andre Art der Fortpflanzung des Polypen durch Eier sehr lange verkannt wurde.

Polypen, der eine mit Knospe, auf einer Wasserlinse sitzend, in natürlicher Größe.

Im Herbste nämlich erscheinen an der Körperwand der Tiere kleine rundliche Hervorwölbungen, die sich bald abrunden und ablösen. Es sind die Eier. Jedes Individuum trägt höchstens ihrer drei zu gleicher Zeit; nur einmal fand ich ein Riesenexemplar, das mit nicht weniger als acht Eiern besetzt war. Im Frühjahr gehen aus ihnen neue Tiere hervor.

Ihren eigentlichen Ruhm verdankt die Hydra ihrer erstaunlichen Reproduktionsfähigkeit. Man kann sie der Quere nach in zwei Stücke schneiden: der Kopf bekommt dann einfach ein neues Fußstück, und am Fuß bilden sich neue Fangarme. Schneidet man sie vom Kopf aus der Länge nach entzwei, läßt aber den unteren Teil unversehrt und sorgt dafür, daß die Stücke nicht wieder zusammenwachsen, so bildet jede Hälfte der Wand eine eigne Hohlröhre; die fehlenden Fangarme werden auf jeder Seite ergänzt. Man hat also eine zweiköpfige Hydra vor sich. Rösel, der sich

während einer Krankheit viel mit solchen Versuchen beschäftigte, hat auf diesem Wege ein Ungeheuer zu stande gebracht, das acht Köpfe und sechsundzwanzig Arme besaß. Derselbe Autor hat auch zum erstenmal gezeigt, daß sogar ein einzelner Fangarm, der vom Körper getrennt ist, die Fähigkeit hatte, zu einem vollständigen Polypen heranzuwachsen. Ja, unsrer Hydra wurde noch mehr zugemutet. Rösel erzählt, er habe ein Exemplar aus dem Wasser genommen, zu einem formlosen Brei zerhackt und dann wieder seinem Element zurückgegeben. Fürs erste zeigte sich kein Leben in der weißen Masse; nach einiger Zeit aber wuchs sie wieder zu einer allerdings etwas unförmigen Hydra heran.

Der Süßwasserpolyp vertritt im Binnenlande fast als einzige Form eine Tiergruppe, die im Meere in einer unermeßlichen Anzahl von Arten und Gattungen entwickelt ist. Es sind die Cölenteraten, zu denen man namentlich die Quallen und die Korallen rechnet. Merkwürdigerweise ist er zugleich auch der einfachste von allen bisher bekannt gewordenen Vertretern dieses Typus. Manche Zoologen sind deshalb der Ansicht, daß er als eine reduzierte Form anzusehen ist, das heißt als eine Art, deren Vorfahren ursprünglich im Meere lebten und eine etwas höhere Organisation besaßen, die aber später, durch irgendwelche Ereignisse genötigt, sich dem Leben im Süßwasser angepaßt hat und hier, unter einfacheren Lebensverhältnissen, auch auf eine einfachere Organisation zurückgegangen ist. Jedenfalls eignet er sich trotzdem in trefflicher Weise dazu, die Lebensgewohnheiten der so einfachen und doch so merkwürdigen niederen Tierwelt kennen zu lernen, ohne daß man sich eines Mikroskops zu bedienen braucht.

Das neue französische Ministerium.

(Zu den Porträts Seite 655.)

Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten ist endlich das neue französische Ministerium unter dem Vorsitz Waldeck-Rousseaus zu stande gekommen. Es vereinigt in sich Angehörige der verschiedensten Parteien, jedoch nur solcher, die für die Erhaltung der republikanischen Staatsform einstehen und zugleich entschlossen sind, den leidigen Dreyfushandel endgültig aus der Welt zu schaffen. Der neue Ministerpräsident Pierre Marie René Ernest Waldeck-Rousseau, der auch das Portefeuille des Innern übernommen hat, ist am 2. Dezember 1846 in Nantes geboren und war bisher ein gesuchter Advokat des Pariser Appellgerichts. Er wurde 1879 Abgeordneter und gehörte den Ministerien Gambetta (14. November 1881 bis 30. Januar 1882) und Jules Ferry (21. Februar 1883 bis 30. März 1885) als Minister des Innern an. Zur Zeit der Hochflut des Boulangismus 1889 zog er sich von der Politik zurück und trat erst im Oktober 1894 wieder in das politische Leben ein, nachdem er vom Loiredepartement zum Senator gewählt worden war. Als Minister des Innern hat Waldeck-Rousseau unter Ferry das große Werk geschaffen, das ihm selbst seine damaligen schärfsten Gegner, die Sozialisten, hoch anrechneten, das Gesetz über die Arbeiterfachvereine. Außer ihm haben nur noch Leygues, der Unterrichtsminister — ein Angehöriger der Méline-Gruppe — und Delcassé, der Minister des Aeußern, früher ein Portefeuille innegehabt; alle übrigen bekleiden zum ersten Male einen Ministerposten.

Besondere Beachtung beanspruchen jene beiden Männer, die in ein Kabinett zu vereinigen als ein besonderes Kunststück zu erachten ist. Millerand, der Handelsminister, ist der bekannte Führer der französischen Sozialisten, denen die 1871 von den Versailler Truppen erschossenen Kommunards als Märtyrer gelten, und Gallifet, der neue Kriegsminister, ist jener General, der nach der Einnahme von Paris die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Empörer füsilieren ließ. Alexandre August Marquis von Gallifet, am 22. Januar 1830 geboren, ist wohl der populärste französische Reiterführer des Krieges von 1870/71. Seine Kavallerieattacken in der Schlacht bei Sedan auf Floing sowie seine dabei bewiesene Tapferkeit und Kaltblütigkeit sind dem Buch der Geschichte einverleibt. Mit der Kapitulation von Sedan fiel auch er in deutsche Kriegsgefangenschaft. Nach dem Friedensschluß schloß er sich der republikanischen Partei an und wurde bald der erklärte Günstling Gambettas, genau wie Waldeck-Rousseau selbst, mit dem er wohl hierdurch in jene engen Freundschaftsbeziehungen gebracht wurde, die den General jetzt an die Spitze des Kriegsministeriums geführt haben. Durch Gambetta zum Reorganisator der französischen Kavallerie berufen, wurde Gallifet 1880 Befehlshaber der Truppen von Paris, legte aber schon 1882 dieses Kommando nieder und blieb nur Mitglied des obersten Kriegsrates und Präsident des Kavalleriekomitees, woraus ihn Kriegsminister Boulanger 1886 entfernte. Nach dessen Sturz wurde General Gallifet 1889 reaktiviert, schied jedoch 1895, nachdem er die Altersgrenze erreicht hatte, aus der Aktivität aus.

Jean de Lanessan, der neue Marineminister, ist seinem ursprünglichen Beruf nach Arzt und war in den siebziger Jahren Professor an der medizinischen Fakultät in Paris. Von 1891 bis 1895 Gouverneur von Indo-China, hat er sich in dieser Stellung Erfahrungen über den französischen überseeischen Handel und die Kolonialverhältnisse erworben. Der Kammer gehörte er erst seit zwei Jahren als Mitglied der radikalen Partei an. Die übrigen Minster lassen sich nach ihrer bisherigen Thätigkeit kurz folgendermaßen charakterisieren: Kolonialminister Decrais war Gesandter und Botschafter in Brüssel, Rom, Wien und London. Jean Dupuy, Minister für Ackerbau, ist Herausgeber und Hauptbesitzer des „Petit Parisien", der dem „Petit Journal" erfolgreiche Konkurrenz macht. Monis, der neue Justizminister, bekämpfte im Senat kräftig das Gesetz, das dem Strafsenat die Wiederaufnahme des Dreyfusprozesses zu entreißen suchte. Arbeitsminister Pierre Baudin, Großneffe des beim napoleonischen Staatsstreich auf den Pariser Barrikaden getöteten Volksvertreters Baudin, zählt erst 35 Jahre, war aber schon Vorsitzender des Pariser Stadtrats. Caillour, der neue Finanzminister, gilt, obwohl ein Sohn jenes Ministers, der unter der Präsidentschaft Mac Mahons sich an den Bestrebungen zur Wiederherstellung der Monarchie beteiligte, doch als ein zuverlässiger Anhänger der republikanischen Staatsform. In diesem Gedanken kann, so viel einander widerstrebende Elemente es auch in sich bergen mag, das neue französische Ministerium als einheitlich gelten. Auf allzu sicheren Füßen steht dasselbe vorläufig nicht, wie gleich die erste Tagung der Kammer unter seiner Aegide bewies, immerhin aber gelang es Waldeck-Rousseau, für das von ihm geforderte Vertrauensvotum eine Mehrheit von 26 Stimmen zu gewinnen, und bei geschickter Geschäftsführung läßt sich erwarten, daß diese Mehrheit sich erhöht.

Georg Ebers' Grabstätte auf dem Schwabinger Friedhofe bei München.

Zu unsern Bildern.

Zu den wichtigsten Bestandteilen der Neuerwerbungen Deutschlands im Stillen Ozean gehört innerhalb der Karolinen die Inselgruppe Yap. Sie besteht aus der gleichnamigen Hauptinsel, die bei einer Fläche von 207 Quadratkilometer rund 3000 Einwohner zählt, und einer Reihe kleiner, zum Teil sehr winziger Eilande: Ngoli, Fais, Uluthi- oder Mackenzie-Inseln, Sorol- oder Philipp-Inseln. Diese vielen Inselchen haben insgesamt 247 Quadratkilometer Bodenfläche mit etwa 4000 Einwohnern. Die ganze Yapgruppe ist also auf 454 Quadratkilometer mit 7000 Einwohnern zu schätzen. Unsre Abbildungen stammen aus den letzten Tagen der spanischen Herrschaft auf den Karolinen, und zu der Zeit, da sie vor das Auge der Leser gelangen, dürfte in das Haus des Gouverneurs bereits ein deutscher Beamter eingezogen sein. Ebenso vermittelt wohl den Verkehr nicht mehr der spanische Postdampfer, der bisher alle zwei Monate im Hafen von Yap vor Anker ging.

Die Grabstätte von Georg Ebers auf dem Schwabinger Friedhofe bei München erhielt ein vom Bildhauer Joseph von Kopf, dem langjährigen Freunde des Verstorbenen, ausgeführtes, würdiges und wirkungsvolles Denkmal. Es ist ein 3 Meter hoher und 2 Meter breiter altägyptischer Pylon aus graugrünem Gestein, mit der geflügelten Sonnenscheibe am Hohlkehlgesims. In halber Höhe befindet sich eine Nische, worin der ausgezeichnet gelungene Bronze-Abguß der von Kopf 1880 gefertigten lebensgroßen und sprechend ähnlichen Marmorbüste des Verewigten steht.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 29.

Gespielt zu Kopenhagen am 26. Januar 1899. (Nach „Nationaltidende".)

Englisches Springerspiel.

Weiß: Rosendahl. — Schwarz: Bast.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	15. Ta1—e1 [4])	Le7×g5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	16. Se4×g5	Tf8—e8
3. c2—c3	d7—d5	17. Da4—c2	g7—g6
4. Dd1—a4	d5×e4	18. Dc2—f2 [5])	Te8—e7 [6])
5. Sf3×e5	Dd8—d5	19. Df2—h4	h7—h5
6. Se5×c6	b7×c6 [1])	20. Sg5—e4	Kg8—g7
7. Lf1—c4	Dd5—d6	21. Se4—c5	Dd7—d6
8. 0—0	Sg8—f6	22. Lc4×d5	c6×d5 [7])
9. d2—d4	Lf8—e7 [2])	23. Dh4—f6†	Kg7—h6 [8])
10. f2—f3	e4×f3	24. Te1—e5	Ta8—e8 [9])
11. Tf1×f3	Sf6—d5	25. Sc5×e6	Te7×e6 [10])
12. Sb1—d2	Lc8—e6 [3])	26. Te5×h5†	Kh6×h5
13. Sd2—e4	Dd6—d7	27. Tf3—h3†	Kh5—g4
14. Lc1—g5	0—0	28. Th3—h4	matt.

[1]) Natürlich nicht Dd5×c6 wegen 7. Lf1—b5.

[2]) Auf e4×d3 würde einfach 10. Lc4×d3 folgen.

[3]) Vielleicht verdiente hier f7—f5 den Vorzug.

[4]) Der Turm ginge recht gut auch nach f1.

[5]) Weiß führt schleunigst seine Dame auf den Königsflügel, auf dem die Schlacht jetzt steht.

[6]) Ein unglücklicher Verteidigungszug, wie die Folge lehrt. h7—h6 war am Platze.

[7]) Jetzt zeigt sich, wie ungünstig der Turm auf e7 steht. Schwarz kann nur mit dem Bauer wiedernehmen.

[8]) Besser ist Kg7—h7; jedoch ist auch dann nach 24. Sc5×e6 f7×e6 25. Tf3—g3 Ta8—g8 26. Te1—e5 (droht 27. Tg3×g6) Te7—f7 27. Df6×e6 der Sieg für Weiß kaum zweifelhaft.

[9]) Schwarz kann den nun folgenden hübschen Schluß nicht ohne schwere Opfer mehr abwenden.

[10]) Auf f7×e6 dieselbe Fortsetzung.

Aufgabe 28.

Von K. C. Wenzel in Wien.

Schwarz.

a b c d e f g h

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 25:

W. 1. La1—h8
S. 1. Kg6×f5
W. 2. Kf8—g7
S. 2. Kf5—e5
W. 3. Kg7—g6 matt.

A.

S. 1. Kg6—h6
W. 2. Kf8—f7
S. 2. Kh6—h7
W. 3. Tf5—h5 matt.

B.

S. 1. Kg6—h7
W. 2. Tf5—f6
S. 2. Kh7×h8
W. 3. Tf6—h6 matt.

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 41.

Aus Zeit und Leben.

Haus des spanischen Gouverneurs.

Wohnung eines deutschen Händlers.

Die spanische Kolonie, vom Hafen aus gesehen, im Vordergrund ein Kanoe der Eingeborenen.

Spanischer Postdampfer, den Hafen von Yap verlassend.

Spanische Faktorei.

Eingeborene.

Wohnung des Vertreters der deutschen Jaluit-Gesellschaft.

Bilder von der Insel Yap (Karolinen). Nach photographischen Aufnahmen.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Umstellrätsel.

Zur Ferne nun der Dampfer strebt,
Den Ozean soll er durcheilen;
Wie sein Verdeck so bunt belebt
Und Tausende am Ufer weilen!

Schwer fühlt bedrückt sich manches Herz
Von Trennungsleid und bangen Sorgen,
Und bleiche Lippen flehn im Schmerz:
O, wären sie nur erst geborgen

Im weitentlegnen fremden Port,
Und möchte ihnen sich verbinden
Auf neuer Bahn das Rätselwort
So, wie sie hoffen es zu finden!

Das letzte Zeichen tönt — ade!
Bald wird die Küste nun versinken,
Im Wogenschwall der hohen See —
Die Tücher wehn, die Hände winken,

Die Scheidenden spähn nach dem Land
Und aus den Rufen, die erklingen,
Will, beide Silben umgewandt,
Das Rätselwort zu ihnen dringen. M. Sch.

Worträtsel.

Was froh der flotte Studio
Im Zecherkreis oft that —
Dasselbe Wort schreibt er mit Ernst,
Ward am Gericht er Rat. F. M.-S.

Ausfüllrätsel.

. o h . . l i b . . o o . . l t i . . r v . .
a t a . . t o .

Die Punkte vorstehender Buchstabenreihe sind durch weitere Buchstaben so auszufüllen, daß 7 Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben eine in neuester Zeit viel genannte geographische Bezeichnung ergeben.

Dechiffrieraufgabe.

Welchen Text ergeben, richtig verbunden, die Buchstaben obiger Figur?

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 38:

Des Silbenrätsels: Stolzenfels.

Des Kettenrätsels: Bau — Amt — Haus — Kauf — Brief — Post — Zug — Luft — Kur — Land — Weg — Fall — Schirm — Wand — Uhr — Werk — Tag — Blatt — Gold — Schaum — Wein — Stein — Wurf — Kraft — Wort — Spiel — Ball — Gast — Hof — Rat — Schlag — Fluß — Sand — Korn — Bau.

Des Zahlenrätsels: „Mephistopheles“: Man bezeichne die Buchstaben an den Flammen von links nach rechts mit den fortlaufenden Zahlen 1 bis 10. Nun ersetzt man dementsprechend die Zahlen des Textes durch Buchstaben, die Punkte durch Vokale, und man erhält dann den Text: „Ich bin der Geist, der stets verneint.“

Des Worträtsels: Poltergeist — Polterabend.

Des Trennungsrätsels: Fahr Rad! Fahrrad.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Rosa Hechinger in München (3). Joh. P. Stoppel in Hamburg (2). A. Merz in Seitsch. Baronesse Pia in Wien (4). Dr. K. in B. A. C. Claußen, Rittergut Melz (2). G. A. Hansen in Hamburg. Anita Prischel in Linz (3). „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst (bestens erwidert!). Frau Ida Kremer in Robschütz (3). ? in Paris (2). „Turandot“ in Kairo (2). Erik Bensen in Hannover (6). „Mayflower in New York (5). „Moselblümchen“ in Coblenz. Wilh. Hoppmann in O.

Litteratur.

— Ein kühnes, doch nicht mißlungenes Wagnis hat Dr. Ernst Wickenhagen, Direktor des Herzoglichen Lehrerinnenseminars zu Dessau, mit seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Kunst“ unternommen (Stuttgart, Paul Neff). In einem Band von rund 300 Seiten drängt der Verfasser die Charakteristik der Künste — Architektur, Plastik, Malerei, Musik — von alter bis auf die neue Zeit zusammen, und so knapp er diesem Umfange entsprechend seine Darstellung fassen mußte, blieb doch noch Raum für fast ebenso viele Abbildungen als Seitenzahlen. Dem Erfahrenen und Wissenden kann natürlich das Werk nicht genügen, aber zur Einführung der Lernenden in die Kenntnis der hehren Künste erscheint es wohl geeignet.

— Eine kleine Ausgabe der „Kriegserinnerungen“ von Dr. Richard Martin (heute Realschuldirektor zu Sonneberg in Thüringen) hat Friedrich Bücker veranstaltet (Wiesbaden, R. Bechtold & Comp.). In der vorliegenden Form kann das Buch, das die Erlebnisse des Autors während des Feldzuges 1870—71 schildert, auch der reiferen Jugend empfohlen werden.

Briefmappe.

S. S. in N. Hierüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Es kommt alles auf besondere Abmachungen an. Keinesfalls sollte ein Autor, der erst bekannt werden will, seine Erwartungen hoch spannen.

Oskar A. in Altona. Wenn Sie es durchaus wollen, so sei hier die neueste Probe Ihrer Dichtkunst mitgeteilt:

Die Jagd.

Hört ihr die schmetternden Jagdfanfaren?
Hört ihr der Rosse Gewieh'r und Gestampf?
Der Burgherr ist's mit seinen Scharen;
Er reitet zur Jagd und zum Bärenkampf.

Welch' herrliche Rosse, welch prächtiger Zug!
Wie glizern die Waffen im Sonnenschein:
„Ach, Pracht ist ja immer der Fürsten Fug!"
So seufzet manch' ärmliches Bäuerlein.

Die Erde wimmert, die Erde stöhnt
Von der Hufe ehernes Schlagen;
Die Luft erzittert, die Luft erdröhnt,
Den Rittern ist's süßes Behagen.

Und jetzo hinein in den dunklen Wald,
Hinein in die schweigenden Tannen,
Die Hunde bell'n, es jauchzen die Mannen,
'In Schluchten und Thälern es widerhallt.

Der Bande entfesselt, zum Mord bereit
Harren Menschen und Hunde in teuflischer Lust,
Der Menschen Höchstes: die Menschlichkeit,
Findest du nimmer in Jägers Brust.

Und jetzo das Hifthorn zum Aufbruch schreckt,
Gellend durch Hain und durch Flur,
Zur Freude der Jäger, zum Sterben weckt
Es die Kinder der freien Natur.

Und plötzlich da thun die Büsche sich auf,
Und im raschen, geängstigten Lauf
Sucht eine Schar Hirsche flüchtend das Weite
Verfolgt von der wutschnaubenden Meute.

Schon ziehen die Hunde ihren furchtbaren Kreis,
Geduckt schon steh'n sie zum Sprunge;
Die Augen glüh'n, der Athem geht heiß,
Nach Blut schon lechzet die Zunge.

Doch sieh'!, aus der Mitte der Herde springt,
Mit gewaltigem Satz jetzt ein Bock hervor;
Der Führer ist's; schon ist er umringt,
Von der Hunde dräuenden Chor.

Und edel mit seinem eigenem Blut
Bietet zum Kampf er sich dar;
Seine Herde entkommet der Hunde Wut;
Dem Retter nur droht die Gefahr.

Doch er, als sei es nur neckisches Spiel,
Fürchtet die Hunde nicht und nicht die Speere,
Sein Haupt ist erhoben, sein Auge blickt kühl,
So setzt er dem Feind sich zur Wehre.

Und den ersten der Hunde ergreifet er schnell,
Tief in ihn bohrt sich sein Horn,
Daß sterbend er zuckt, mit zerrissenem Fell,
Winselnd vor Schmerz und vor Zorn.

Wie eine Schar entsprungener Schrecken
Stürzt sich die Rotte jetzt auf den Recken;
Doch mit der letzten Kraft Aufgebot
Bricht er sich Bahn und entrinnt dem Tod.

Ihm nach auf wildschnaubendem Berberroß
Sprengt der Burgherr als ging es zum Streite,
Weit hinter ihm bleibet der Ritter Troß,
Nach nur stürmt seine Meute.

Und weiter und weiter reitet er fort,
Die Mordlust gönnt ihm nicht Rast;
Er zählt nicht die Stunden, er sieht nicht den Ort,
Und sieht nicht den feuchten, den schwarzen Morast.

Und plötzlich, da läßt der Boden nach,
Und gleich einem furchtbar gähnenden Grab
Thut die Erde sich auf mit Donnergekrach
Und ziehet das Pferd samt dem Reiter hinab.

Und zur Rettung noch einmal sein Horn ertönt;
Doch das Echo nur ihm Antwort höhnt.
Und brodelnd und zischend und gurgelnd zugleich
Schließet sich wieder das schlammige Reich.

Und aus den Schluchten und aus dem Moor
Erschallt's wie dumpfer Geister-Chor:
„Wohl nennt ihr euch der Erde Meister,
Doch auch das Tierreich schirmen seine Geister."

C. B. in Berlin. Schömberg im württembergischen Schwarzwald oder die Volksheilstätte in Görbersdorf, Schlesien, dürften den Leidenden für den angegebenen Preis aufnehmen. Mögen Sie sich direkt an die Verwaltungen wenden.

Frau E. K. in M. Eine sehr empfehlenswerte Gedichtsammlung ist diejenige, welche Professor Dr. Georg Scherer unter dem Titel „Deutscher Dichterwald" herausgegeben hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 16. Aufl.). Das Buch ist auch auf das prächtigste ausgestattet und bildet bei dem billigen Preis von 7 Mark eines der dankbarsten Geschenke, namentlich für Damen.

R. v. L. in W. Mit der Frage, wann die erste Volkszählung stattgefunden hat, geben Sie ein viel schwierigeres Problem auf, als Sie ahnen. So weit die Geschichtsforschung reicht, war König Amasis von Aegypten der erste, der eine solche Zählung anordnete (um 500 vor Christo). Ueber die von König David in Israel angeordnete Zählung mögen Sie das 4. Buch Moses nachlesen. Diese ältesten Zählungen hatten übrigens keinen allgemein-statistischen Zweck, sondern erstreckten sich nur auf die Feststellung der Waffenfähigen.

H. Z. in R. Ueber den Kurort Stoos oberhalb Brunnen am Vierwaldstätter See können Sie sich genau aus Heft 252 der „Europäischen Wanderbilder" unterrichten (Zürich, Orell Füßli). — Eingehende Auskunft über Reichenau und seine malerische Umgebung erteilt die gleichnamige Schrift von Franz Haas (Reichenau, Verlag der Kurkommission). Viele Abbildungen und Karten sind dem Werke beigegeben.

C. R. in ?, Elisabeth B. in H., F. H. in Dresden. Mit Dank abgelehnt.

Unter dem Namen „Fleischers Formosa" bringt die Korsettfabrik Rosenthal, Fleischer & Cie. in Göppingen eine neue Art von Maskierung hoher Schultern und Hüften für Damen und Herren in den Handel, welche allgemeine Beachtung verdient. Mit Hilfe der „Formosa" werden bei Verkrümmungen des Oberkörpers schöne, normale Formen erzielt, und da die Ausgleichungen keine Polsterung, kein Fischbein, keine Stahlstäbe oder dergleichen enthalten, so fallen die bei andern Fabrikaten hervortretende Belästigung durch Druck, Unbehaglichkeit ꝛc., fort. Die „Formosa" ist federleicht und trägt sich angenehm.

Notizblätter.

Wohlthätigkeit.

— Taubstumm und blind oder blind und epileptisch oder taubstumm und epileptisch, beziehungsweise schwachsinnig, sind manche Kinder und können nur schwer unterrichtet und in irgend einer Handfertigkeit oder einem Handwerk ausgebildet werden. Die Taubstummen- oder Blinden- oder Idiotenanstalten oder Anstalten für Epileptische können in der Regel bei der Ausbildung ihrer Zöglinge nur auf ein bestimmtes Leiden oder einen bestimmten Mangel derselben Rücksicht nehmen und sind daher meist nicht in der Lage, Kinder, die mit mehreren Leiden behaftet sind, auszubilden. Da ist es denn sehr erfreulich, daß, nachdem man im Auslande, zum Beispiel in Amerika, England, Frankreich und Schweden, sich solcher Kinder angenommen hat, und zwar teilweise mit großem Erfolg, nunmehr auch in Deutschland eine eigne Anstalt für derartige, besonders abnorme Kinder seit Mai 1897 ins Leben gerufen ist. Es ist dies die sogenannte Abnormenanstalt des Evangelisch-Lutherischen Lazarushauses in Fürstenwalde an der Spree, in der gegenwärtig in 7 Klassen 80 besonders abnorme Kinder unterrichtet werden. Ein Prospekt der genannten Anstalt wird Freunden dieser bemitleidenswertesten Kinder gern übersandt, in der Hoffnung, daß dadurch das Interesse für diese wichtige Arbeit geweckt und noch manchem unglücklichen Kinde der Segen einer geeigneten Ausbildung zugewandt werden möge.

Ausstellungen.

— Nach Schluß der Pariser Weltausstellung 1900 soll die amerikanische Abteilung derselben zur Veranstaltung einer Ausstellung in Petersburg verwendet werden. Die Anregung hierzu ging von dem früheren amerikanischen Botschafter in Petersburg, Hitchcock, aus. Der Plan darf als ziemlich gesichert angesehen werden, da sowohl der Präsident Mac Kinley wie alle Kabinettsmitglieder ihm freundlich gegenüberstehen.

Handschriften-Beurteilung.

Miß. Ein Zug von Größe und Ungewöhnlichkeit ist zweifellos vorhanden, das beweist die Ungewöhnlichkeit Ihrer Schrift; aber es ist nicht nur Bedeutendheit, es ist auch Effekthascherei dabei, denn nicht alle Ihre Formen sind frei von Gesuchtheit, nicht rein ästhetisch schön (siehe S, B und k). Sie sind stolz und exklusiv, aber nicht hochmütig (sehr große Schrift, wagerechte Endungen, aber dabei weiche, runde Schrift, ein Beweis von Weichheit und Herzensgüte). Immerhin sind Sie energisch und fähig, Ihre Vorsätze auszuführen (sich verdickender, sehr fester Querstrich), ja Schwierigkeiten reizen Sie erst recht, Ihren Willen durchzuführen, und Sie können es auch (siehe die kühne Verknotung am „k" und etwas ansteigende Schriftlinie) Sie haben ein warmes Gemüt (Schriftlage

So flirt the
Back to their

ziemlich schief) und sind selbstloser Hingabe fähig (keine Egoismusschleifen in den Endungen), Sie sind überhaupt eine sehr sympathische und angenehme, eine vornehme Natur.

Eduard. Die gleichmäßig schattierte Schrift mit dem festen Duktus läßt auf ein gleichmäßiges Wesen und einen bestimmten, festen Charakter schließen. Freilich Eigenart fehlt letzterem, es ist Ihnen nicht gelungen, eigne, selbstgewählte Wege zu gehen und sich vom Althergebrachten

E Löbl

loszusagen (keine individuellen Formen). Sie sind in allem korrekt und daher wenig in Gefahr, Anstoß zu erregen. Pünktlichkeit und Ordnungssinn ersieht man aus der genauen Plazierung der i- und u-Zeichen sowie aus der genauen Interpunktion, und die Umständlichkeit, in die Sie dabei mitunter verfallen, aus den unnötigen Schnörkeln und Verzierungen an den Majuskeln. Von Ihren eignen Vorzügen sind Sie überzeugt und auch ziemlich eitel; in der Stimmung gleichmäßig und heiter. — Alles in allem ein Achtung und Vertrauen verdienender, aber kein das Durchschnittsmaß überragender, noch junger Mann.

N. S., Lokomotivführer. Ein leidenschaftlicher, schwieriger Mann, wenig anpassungsfähig und unbiegsam, aber dafür auch andrerseits widerstandsfähig und unbestechlich. Viel natürliche Intelligenz. Energisch und thätig, streben Sie ehrgeizig vorwärts. Eine gewisse Schärfe macht sich im Verkehr mit Ihnen oft geltend.

Sigfrid P., Abonnent in Frölunda. Wohl ruhig, fest und bestimmt seiner Wege gehend, aber auch egoistisch, sich wenig um andre kümmernd, unbiegsam und mehr ein reeller als ein „liebenswürdiger" Charakter. Sie sind korrekt, pflichtgetreu und gewissenhaft, ordentlich und pünktlich. Stets bemüht, jedes Ding am richtigen Ort und im richtigen Moment zu thun. Sie sind ein treuer Freund, wo Sie sich angeschlossen haben, aber man muß länger mit Ihnen verkehren, um Sie richtig schätzen zu können. Ihre Lebensauffassung ist eine realistisch-nüchterne und Ihr Gedankengang vorwiegend logisch. Eigne Ideenproduktion ist viel weniger Ihre Sache als das richtige Verwenden bereits gegebener.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).

Als
Kräftigungsmittel
für
Kinder und Erwachsene
unerreicht
Dr. med. Hommel's Haematogen
Depots in den Apotheken.
Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Herr **Dr. med. C. Schwarz** in **Gehrden** (Hannover) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich bei einem 9monatlichen, blutarmen und atrophischen Säugling in Anwendung gezogen. **Der Erfolg war vorzüglich.** Schon nach 14tägigem Gebrauch war das Kind kaum wieder zu erkennen. Gesicht und Glieder hatten ihre Rundung wieder erlangt, und Wangen und Ohren zeigten an Stelle der früheren Leichenfarbe eine gesunde Rötung. Ich habe seit dieser Beobachtung Ihr Haematogen bei einer grösseren Zahl von Kindern verschiedenen Alters ordiniert und mich von der stets **vortrefflichen Wirkung** desselben überzeugt."

Herr **Dr. med. Emil Meyer** in **Bad Grund** i. Harz (Hannover): „Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauche** von Dr. Hommel's Haematogen **14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.**"

Haematogen ist 70,0 konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81 391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chem. reines Glycerin 20,0, Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 Gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.

Nicolay & Co., Hanau a/M.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt **an Private zu Fabrikpreisen**
Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich**, gegründet 1840.
Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in Arth und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris.
Muster umgehend franko.

Salzuflen
Kohlensäurehaltiges Soolbad.
Am Teutoburger Walde.
Eisenbahnstation.

CHOCOLAT MENIER

Die Grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF 50,000 Kilos.
Zu haben in allen SPEZEREI- DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt Chemnitz.

Sommer- u. Winterkur, tägl. v. 5—10½ M., alles inbegr. **Dir. Arzt Dr. Disqué**, Verf. v. „Naturg. Beh. d. Krankheiten", 5. Aufl., geb. 3 Mk. und „Diätet. Küche", 3. Aufl., geb. 1.80 M. O. Spamer, Leipzig. **II. Arzt Dr. Burkhart.** Einz. Naturheilanstalt m. heilgymnast. Zander- u. orthopäd. Institut. Gr. Erfolge bei **Nervenleiden** (Hypnose, Hydrotherapie, Elektrizit., elektr. Bäder), **Rückenmarkskrankheit.** (kompensatorische Uebungstherapie), **Nieren-, Blasenleid., Gicht, Rheumatismus** (Sandbäder), **Zuckerkrankh., Magen-, Darmleiden** (Feststellung der Diät nach Untersuchung des Mageninhalts), **Korpulenz** (elektr. Lichtbäd.), **Lungen-, Herz-, Frauenleid.** (Thure-Brandt), **Rückgratsverkrümmung** 2c. Prosp. frei durch d. Direktion. **Der Vorstand.**

Sommersprossen

verschwinden schnell und gründlich, **unfehlbar und sicher** durch mein **einzig erfolgreiches**, unschädliches Mittel. Unter Garantie frco. geg. Mk. 2.50 Briefmarken oder Nachnahme, nebst lehrreichem Buch: **„Die Schönheitspflege"** als Ratgeber. Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch Reichel, Cosm. A. Berlin, Eisenbahnstr. 4.

Naumanns Fahrräder sind die besten!

Jährliche Production: 40,000 Fahrräder.
Im Gebrauche: Ueber 160,000 Fahrräder.
SEIDEL & NAUMANN DRESDEN
2000 Arbeiter.

VICTORIA-BRUNNEN
Oberlahnstein b/Ems.
Natürliches Mineralwasser
Tafelgetränk des Königl. Niederländischen Hofes.
Nach Plätzen ohne Vertreter wird direkt geliefert.

Cannstatter
Misch- u. Knetmaschinen-
Fabrik; Cannstatter
Dampf-Backofen-
Fabrik
Werner & Pfleiderer
Cannstatt (Wttbg.)
Berlin, Wien, Paris, Moskau, Saginaw U.S.A., London.

83 höchste Auszeichnungen. — Patente in allen Ländern.
MISCH-FLÜGEL.
Spezialmaschinen für Chemie.
Complete Einrichtungen für Lebensmittel.
Referenzen auf der ganzen Erde.

Preisgekrönt: Sächs. Thür. Ind.- u. Gew.-Aust.
Vorzgl. Erfolge b. Gicht, Rheumatismus, Nerven- und Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.
Bahnstation
Eisen-Moorbad Schmiedeberg,
Posthaltestelle Halle
Saison: 1. Mai bis Ende September. Prospekte und Auskunft durch die städt. Badeverwaltung.

Sanatorium Schockethal-Cassel.

40 Morgen gross. Anstaltsterrain, herrlichste Lage, grosse Wälder, schiffbar. Strom. Heilfaktoren: Wasserkuren aller Art, Elektricität, Massage, Gymnastik, Terrain- u. Luftkuren, Diätkuren. — Angenehmster Aufenthalt auch für Nichtkranke, Gelegenheit zu Fischerei, Jagd und and. Sport. Spielplätze. Dampfniederdruckheizung. Elektrische Beleuchtung. Telephon. Das ganze Jahr geöffnet. Näheres durch Spezialprospekt von Besitzer **Dr. med. Schaumlöffel, Cassel.**

SARG's
KALODONT
Überall zu haben.
Beste Zahn-Crême.

Kaiserlich Deutsche Post — Tägliche Fahrten
von **HAMBURG** nach den
Nordsee-Bädern
Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk a/Föhr, Juist, Sylt, Norderney, Borkum,
mit den Salon-Schnelldampfern Cobra, Prinzessin Heinrich, Silvana.
Fahrpläne u. directe Fahrkarten auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen, sowie bei der **Nordsee Linie**, früher Ballins Rhederei **Hamburg.**
Von Cuxhaven auch im Anschluss an die Badezüge der Unterelbischen Eisenbahn

---

Künstlerpostkarte gratis der seine Adresse an Rudolf Mosse, Wien, Chiffre „Sammler" sendet.

Malten'sches Institut für Wasser- und Natur-Heilmethode in Baden-Baden.
Ausführliche Prospecte und Kurberichte frei.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Billigste einbändige Ausgabe.

Goethes Werke.

In einer Auswahl
herausgegeben
von
Heinrich Düntzer.

1 Band von 1304 Seiten in Lexikon-Oktav mit dem Bildnis des Dichters nach der Büste von Alexander Trippel. — **Elegant gebunden nur 4 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier, in elegantem Halbfranzband M. 10.—.

Wenn Goethe mit seinen Hauptschriften in den breitesten Schichten unsers Volkes nicht so bekannt ist als Schiller, so liegt das einmal an der besonderen Eigenart des Dichters, vornehmlich aber an dem bisherigen starken Umfang seiner Werke, der den Erwerb derselben dem Minderbemittelten kaum möglich machte. Hier nun werden die Hauptwerke des Dichterheroen in einem Bande und zu einem Preise dargeboten, der als geradezu exceptionell im deutschen Buchhandel erscheint. Den ganzen Goethe in einem, wenn auch noch so starken Bande zu vereinigen, war allerdings nicht möglich, vielmehr mußte eine Auswahl getroffen werden, wobei als entbehrlich diejenigen Schriften erachtet wurden, die eigentlichen Boden im Volke nicht gefunden haben. Den Verehrern des großen Dichters wird keine einzige der ihnen liebgewordenen Schöpfungen fehlen, und nur die Goetheforscher dürften dies oder jenes vermissen. Aber für diese ist ja die neue, ungemein wohlfeile Ausgabe nicht veranstaltet, sondern hier wird

eine Goethe-Ausgabe für das Volk

geboten. Dem Bande ist eine warm empfundene Würdigung von Goethes Leben und Schaffen vorausgeschickt, und dem Inhaltsverzeichnis sind Angaben über Art und Entstehung der einzelnen Schriften beigefügt. Natürlich mußte, um Goethes Werke in nur einen Band von mehr als 1300 Seiten bringen zu können, auf Zusammenfassen des Druckes Bedacht genommen werden, aber unbeschadet der nur kleinen Lettern hebt er sich klar und scharf von dem guten Papier ab.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

BURCKHARDT & DIENER
Hohenstein in Sachsen
Photographische Apparate v. 10 M. an
Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

CACAO JUNO
¼ ½ ¼ Pfund Dose
260 130 65 Pfennige.
Specialmarke anerkannt vorzüglicher Qualität!
Hartwig & Vogel
DRESDEN.
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Berlins größtes Spezialhaus für
Teppiche
Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk.
Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.
Pracht-Katalog 144 Seiten stark gratis u. franco.
Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Gütermann's
Näh-, Knopfloch- u. Maschinen-
Jdeal-Seide (auf gerollten Papierblättchen)
Peloton-Seide (auf Sternkärtchen)
Peloton-Seide. NÄHSEIDE 50 Meter. Jdeal-Seide.
Man beachte die Firma.
sind bei allen Damen wegen ihrer vorzüglichen Qualität **sehr beliebt.**
Alleinige Fabrikanten **Gütermann & Co** Waldkirch-Gutach-Baden.
Zu beziehen durch die besseren Engros- & Detailgeschäfte.

Ruhe für den Magen. NUTROL Kräfte für den Körper.

bewirkt beides. Deshalb der großartige Erfolg bei allen Verdauungsstörungen. Warum wird es von Tausenden von Aerzten fortwährend bei Schwächezuständen und nach schweren Erkrankungen verordnet? Warum hat es seinen Weg in hunderttausende Familien gefunden? Weil die angegebenen Wirkungen auch thatsächlich da sind.

Im Sommer während der heißen Monate regelt NUTROL nicht nur die Verdauung, sondern ist auch, als erfrischendes Getränk, Limonade und Bier bei weitem vorzuziehen.

NUTROL, wo bekannt, erobert sich feste Freunde, und unsere Kunden liefern uns die besten Beweise für die Wahrheit dessen, was wir von NUTROL behaupten.

Aussagen unserer Kunden:

Antwortlich Ihres geehrten Schreibens vom 5. Mai kann ich Ihnen mitteilen, daß Ihr **NUTROL** mir vorzüglich geholfen hat. Ich litt an Appetitlosigkeit; nach zweimaliger Anwendung Ihres **NUTROL** war ich von meinen Leiden gänzlich befreit und fühle mich munter und kräftig.
Kl. Hinstedt, 11. Mai 1899.
Heinrich Friedrichs, Landwirt.

Teile Ihnen mit, daß ich bis jetzt wirklich mit Ihrem berühmten **NUTROL** zufrieden bin, und kann **NUTROL** als ein gutes Verdauungsmittel empfehlen. Mit **NUTROL** habe ich schon bei der ersten Flasche an Körpergewicht zugenommen. Bitte zugleich, mir noch eine Flasche zusenden zu wollen.
Achtungsvollst
Hildrizhausen, 23. März 1899. **W. Fischer**, Brauer.

Ich kann Ihnen die Mitteilung machen, daß sich meine Frau nach Gebrauch der Flasche **NUTROL** sofort besser befunden hat. In Bezug auf Appetit war der Erfolg geradezu überraschend. Sage Ihnen deshalb meinen besten Dank.
Hammerbach, 9. Mai 1899. **Joh. Gg. Seeberger.**

Teile Ihnen mit, daß mir Ihr **NUTROL** sehr gut bekommen ist. Es ist ein vorzügliches Kräftigungsmittel, was ich mit großem Erfolge auch bei meiner 78jährigen Mutter angewendet habe, sollte ich wieder Bedarf haben, werde nachbestellen.
Hochachtungsvoll
Cölln (Elbe), 10. Februar 99. **Frau M. Ringler.**

Im Besitze Ihres werten Schreibens kann ich Ihnen mitteilen, daß ich durch den Gebrauch von einer Flasche **NUTROL** von meinem Magenleiden befreit bin; mein Appetit ist auch ein besserer geworden und habe ich in 14 Tagen 5 Pfund an Gewicht zugenommen. Es gereichte mir, mit einem Worte gesagt, zur Besserung, und kann ich es jedermann bestens empfehlen.
Cleve, 13. Januar 1899. Hochachtungsvoll
Peter Marx, Adr. **Wwe. Karl Marx.**

Bezeuge Ihnen gern und ungezwungen, daß mir Ihr **NUTROL** während meiner Krankheit (Magenkatarrh) vorzügliche Dienste geleistet hat, und kann ich jedem Magenleidenden solches im eigenen Interesse aufs wärmste empfehlen.
Lauterbach, 11. Mai 1899. Mit aller Hochachtung grüßt
Gottlieb Braun, Werkführer.

Antwortlich Ihres werten Schreibens vom 6. d. Mts. erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß mir Ihr **NUTROL** sehr gute Dienste geleistet hat. Schon nach 8tägigem Gebrauch desselben trat eine erhebliche Besserung ein, und fühle ich mich jetzt wieder ganz wohl. Ich kann daher Ihr Präparat jedem Magenleidenden aufs beste empfehlen. Auch für jeden Gesunden ist es ein angenehmes, erfrischendes Getränk.
Deutsch-Eylau, 12. Mai 1899.
Hochachtend **W. Piepenhagen**, Utrfz. 5/44.

Seit mehr als einem Jahre litt ich an Magenschmerzen und Appetitlosigkeit, nachdem ich einige Flaschen **NUTROL** gebraucht habe, bin ich ganz wieder hergestellt und habe auch wesentlich an Gewicht zugenommen und habe sehr guten Appetit. Ich kann daher in solchen Fällen Ihr **NUTROL** bestens empfehlen.
Paderborn, 14. Januar 1899. Achtungsvoll **Jos. Proppe.**

Ich teile Ihnen mit, daß mir Ihr **NUTROL** gute Dienste leistete und ich mich seit dem Gebrauche desselben viel gestärkter fühle; werde es noch längere Zeit weiter nehmen, denn es ist ein vorzügliches Mittel gegen Verdauungsstörungen, an denen ich schon längere Zeit zu leiden hatte, und werde ich **NUTROL** bei allen meinen Bekannten aufs wärmste empfehlen. Bitte, mir gelegentlich noch weitere 6 Flaschen per Nachnahme senden zu wollen. Indem ich durch dieses Mittel eine vollständige Wiederherstellung meiner Gesundheit erhoffe, verbleibe ich Ihre
Stuttgart, 9. Mai 1899. **Fr. Autenrieth.**
NB. Einige Bekannte holten sich **NUTROL** in der Johannes-Apotheke und sind auch sehr zufrieden damit.

Auf Ihre gefällige Anfrage, wie mir das von Ihnen bezogene **NUTROL** bekommen sei, kann ich nur Vorteilhaftes berichten. — Ich bin ein Greis, der bald seinen 89. Geburtstag feiern kann, und habe ich mich doch, obgleich nur sehr mäßig Speisen genießend, recht bald erholt, so daß ich dem **NUTROL** einen großen Anteil mit Recht zuschreiben darf.
Reinhausen, 30. März 1899. Mit Hochachtung Ihr
N. Fritsch, Str.-Einnehmer a. D.

Preis **3 Mark** per Flasche. **NUTROL ist in allen Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen zu erhalten.** Preis **3 Mark** per Flasche.

Alleinige Fabrikanten: **KLEWE & CO., DRESDEN.**

Dr. med. Weiser's Kuranstalt

Neustadt (Orla) — Thüringen.

***Heilanstalt für Nerven-, Frauen- und chronische Krankheiten.** In schönem Parke gelegen, vollständig neu und elegant eingerichtet. Kaltwasser-Kuren — Electricität — Massage — Diätetische Kuren. Das ganze Jahr geöffnet. **Directe Bahnverbindung: Berlin, Dresden, Leipzig, München.** Prospecte versenden kostenlos.*

Fürstl. Conservatorium der Musik in Sondershausen.

Beginn des Wintersemesters am **29. September.**

Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst.

Gegenwärtige **Schülerzahl** 121 (81 Schüler und 40 Schülerinnen).

23 Lehrer.

Prospect frei durch das Secretariat.

Der Director: Hofcapellmeister **Prof. Schroeder.**

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Zu beziehen durch die Apotheken.

Frankfurt a. M. Rosenapotheke. **Karl Engelhard,** Fabrik pharmaceutischer Präparate.

GERMANDRÉE in PULVER u. auf BLÄTTERN

PATENTIRT

Geheimniss der Schönheit, macht die Gesichtsfarbe frisch u. verleiht dem Teint die gewünschte Reinheit.

Muster auf Verlangen gratis.

MIGNOT-BOUCHER, 19, Rue Vivienne, Paris.

SCHUTZ-MARKE Rheinische Linoleumwerke Bedburg

Zirkel-Marke. * System Walton.

Bedburger Linoleum

nach den neuesten Erfindungen der Technik in höchster Vollkommenheit hergestellt. — Zu beziehen durch die meisten Geschäfte der Branche.

Bedburger Lincrusta

*

Eleganteste Wand- und Deckenbekleidung für **Wohn-** und **Speisezimmer, Corridore, Treppenhäuser** u. s. w. Herrliche, **von ersten Künstlern entworfene, preisgekrönte Muster.**

In den meisten Tapetengeschäften zu haben.

Rheinische Linoleumwerke Bedburg

Bedburg bei Köln.

Preussische Höhere Webeschule, Sorau N.-L.

Beginn des Winterhalbjahres des Musterzeichenkursus für Damen am 10. Oktober 1899. Programm kostenlos durch **Die Direktion.**

Patent!

Verbesserte **Priestman-Greifbagger,** Löffelbagger, Drehkrähne u. Laufkrähne für Dampf-, hydraulischen und elektrischen Betrieb

bauen als Specialität und halten auf Lager

MENCK & HAMBROCK

Altona-Hamburg.

Lübeck-Kopenhagen-Malmö

täglich Nachmittags $6\frac{1}{4}$ Uhr mittelst erstklassiger Postdampfer.

Lübeck-Kalmar-Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags $6\frac{1}{4}$ Uhr.

Tagesanschluss der Schnellzüge von: Frankfurt a. M. 6.5 V. Cassel 10.0 V. Magdeburg 1.2 N. Hannover 1.30 N. Lüneburg 4.17 N. Berlin 1.14 N. Dresden via Berlin 7.41 V. Leipzig 10.40 V.

Dampfschiff-Rundreisebillets:
Lübeck-Kopenhagen-Gothenburg-Stockholm-Lübeck oder umgekehrt, mit Passieren des an Naturschönheiten reichen Göta- und Trollhätta-Kanals für die Zeit von Mitte Mai bis Ende September.
I. Kajüte à 84 M. 40 Pfg.

Kombinierbare Rundreisebillets
via Lübeck werden mit Benutzung obiger Linien auf allen am Verkehr beteiligten Eisenbahnstationen ausgegeben.

Fahrkarten-Ausgabe sowie vorherige Schiffsplatzbestellung bei

Lüders & Stange, Lübeck.

Chocolat SUCHARD

BRENNABOR-RÄDER

Gebr. Reichstein

Brandenburg a. H.

Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europas. 2500 Arbeiter.

Zur Haus- u. Stall-Desinfektion

Vieh-Wäsche etc.

ausgezeichnet: **„Negrolin".**

Käuflich in Apothek. u. Drog.-Handlungen.

P. Ovenbeck & Co., Hamburg.

Stellung. **Existenz.**

Prospect gratis. Probebrief franco.

Gratis Prospect.

Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.

Stenographie.

Schnell-Schön-Schrift.

Keine Vorherzahlung.

Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert.

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

Otto Siede — Elbing.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.
№ 42.
82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung von **Adele Hindermann.**

XIII.

Mit einem gewaltigen Reisekorb, sehr guter stimmlicher Disposition und einer Frohlaune, als habe sie vor, die ganze Welt zu erobern, ist meine Leni gestern mittag nach W. zu ihrem Gastspiel abgedampft.

Natürlich ging Heinz Hoff mit uns zur Bahn — mit Leni noch dies oder das in der letzten halben Stunde zu besprechen, war unmöglich für mich — und wird sie auch am Sonnabend mit abholen. Das verdirbt mir jetzt schon die Freude am Wiedersehen.

Ich habe die Unruhe einer Sperlingsmutter, deren kleiner Spatz zum erstenmal allein zu fliegen versucht.

Eigentlich — wenn die verflixten pekuniären Bedenken nicht wären! — hätte ich ja mitfahren müssen.

Denn wenn sie auch in W. von einer dort engagierten Mitschülerin an der Bahn in Empfang genommen wird — viel mehr kann ihr diese Dame doch nicht sein, meine Kammerjungfer- und Schwesterdienste ersetzt sie ihr nicht.

Wer sorgt für sie? Wer packt den Theaterkorb? Wer empfängt sie nach der Komödie zärtlich und macht es ihr behaglich? Wer sammelt die Rezensionen? Wer nimmt ihr jeden Weg und jedes überflüssige Wort ab, um die Kehle zu schonen? Niemand.

v. Reitzenstein. Prinz Heinrich.

Abschreiten der Ehrencompagnie durch den Prinzen Heinrich von Preußen.

Die Nanyang-Armee in China. (Text Seite 676.)

Und niemand, der „du“ zu ihr sagt und „Leni“ und ein bißchen lieb zu ihr ist. Wie Nesthäkchen einmal sind, braucht sie diese laue Atmosphäre von Liebe und Verwöhnung, — man merkt ihr's nicht an bei ihrem kühl-sicheren Auftreten.

Nun, ich habe mein möglichstes gethan, diese Lücke auszufüllen. Sie wird meine „gute Behandlung“ sowohl wie meine Zofenfürsorge „auf Flaschen gefüllt“ dort vorfinden.

Im Koffer obenauf liegt ein genaues Verzeichnis aller Toiletteneinzelheiten, die sie am ersten Abend als „Elisabeth“, am zweiten als „Valentine“ braucht. Da ist auch nichts vergessen, bis zu Strümpfen und Spitzentuch herab.

Und was die „gute Behandlung“, wie sie immer sagt, betrifft, so wird sie jeden Morgen einen dicken Brief von mir vorfinden. Man sollte nicht denken, wieviel gute, warme Worte in so ein kleines Couvert englischen Formats hineingehen. Bis zum nächsten Tage wird's wohl allemal vorhalten.

So ein kleines Närrchen — und das will ein modernes Weib sein!

Weib, ja vollkommen. Modern — nein! Das Anschmiegungsbedürfnis ist das erste, was die moderne, selbständig dastehende Frau in sich zu ertöten hat.

Und eine etwas bängliche Frage drängt sich mir auf: wie lange wird ihr Schwesterliebe genügen?

Natürlich ist ihr schon mehr als einmal Verehrung und Liebe entgegengebracht worden.

Da war zum Beispiel der schöne, blonde Däne, der immer vor ihr seine Gesangstunde hatte beim Professor; da war der kleine Violinist Martini; da war Stohtheim, der sehr wenig Haare und sehr viel Geld hatte.

Bei dem Dänen glaubte sie sogar etwas wie ein Mitschwingen der eignen Seele zu verspüren — gesprochen hatte sie zwar kaum ein Dutzend Worte mit ihm — und schrieb mir stolz, nun wisse sie auch, was Liebe sei. Da muß den armen Jungen der Teufel reiten, daß er ihr etwas vorsingt, und — die „Liebe“ war erloschen. Ein Mann, der detoniere — unmöglich. Sie begreife nicht mehr, daß sie jemals Interesse an ihm gehabt hatte, und er sei doch auch recht, recht fahlblond!

Aehnlich ging es ihr mit dem kleinen Martini, als es sich herausstellte, daß er einen mangelhaften Rhythmus habe.

Immer, wenn beim **Musiker** die Achillesferse zu Tage kam, war der **Mann** für sie abgethan. Oder vielmehr, der Mann war gar nicht gemeint gewesen.

Die Liebe, die „schwerangstmäßige“, hat sie noch nicht kennen gelernt.

Ich möchte meine Hände über sie breiten, über ihr junges, leichtes, frohes Herz, damit es ihr fern bleiben möge. Denn ich — ich kenne sie — es ist lange her . . .

Fort damit. Ich bin fertig geworden, frei geworden davon. Wozu noch daran denken?

Leichter gesagt als gethan. Der stille, verstaubte Winkel meiner Seele war einmal aufgestöbert, und allerlei stieg daraus hervor, was meine gute Laune zu trüben drohte: eine Melodie, eine russische Polka und ein feiner Juchtenlederduft, und das Zimmer war so groß, so leer, so einsam ohne Leni . . .

Das Theater begann jetzt. Was gab's denn? Den „Salontiroler“. Kann mich zwar nicht reizen. Das nicht, aber das Ganze, die Atmosphäre, die dort herrscht in dem alten, verwitterten Steinkasten mit den jonischen Säulen, das Meer von elektrischem Licht, die warme, leise erzitternde Luft, die aus dem Fußboden aufsteigt, die elegant gekleideten Menschen, die Musik und — last not least — die immer wieder fesselnden Kontraste zwischen hüben und drüben, zwischen den beiden Welten vor und hinter dem Vorhang, in denen beiden ich sozusagen Heimatsrechte habe.

*

Die Vorstellung war längst im Gange, als ich leise die Thür zur linken Künstlerloge öffnete. Ein paar Köpfe drehten sich nickend nach mir um.

Elfe Dorn saß da nebst ihrer Mutter und Frau Doktor Steinbrügge, außerdem die junge Frau Guth, die Gattin des Baßbaryton. Die kleine Frau ist ein bissel langweilig, ganz höhere Tochter, und der Nimbus als „Märtyrerin ihrer Liebe“, in den sie sich gern hüllt, steht ihr wie einer verschnürten Gelbsternfigur das antike Peplum.

Ihr Papa ist ein schwerreicher Weinhändler in Coblenz, Weinhändler, Kommerzienrat und Stadtverordneter mit drei Abonnementsplätzen im ersten Rang des Stadttheaters, in dem Wilhelm Guth vor zwei Jahren seinen hinreißenden Escamillo sang. Da hat sich die Geschichte angesponnen. Familienkrach, eine rechtzeitige Ohnmacht des verwöhnten Töchterchens, endlich Sieg des jungen Paares, nachdem der Papa erfahren, daß es solche Leute eventuell bis auf zwanzig-, dreißigtausend Mark Gage bringen können, und die Mama, daß der junge Sänger der Neffe eines freiherrlichen Regierungspräsidenten, also von Familie sei.

So kam Paula Ebert mit dem Mann ihrer Liebe ins Komödiantentum hinein.

Sie hält es für ihre Pflicht, alle Augenblicke über irgend etwas am Theater schokiert zu sein. „Lieber Gott, wenn man das so gar nicht gewöhnt, so ganz anders von seinen Eltern erzogen ist!“ Da sie durch ihren Vater eine ganze Reihe Beziehungen zu angesehenen hiesigen Familien hat, so macht sie in ihrer elegant — nach dem Geschmack des Möbelhändlers — ausgestatteten Wohnung gewissermaßen ein Haus aus. Vom Theater sind nur wenige Elemente gewürdigt, diesem Verkehr eingereiht zu werden, darunter Leni und ich und neuerdings auch Heinz Hoff.

Er ist überall, wo man einen guten Weinkeller hat und seine Lieder singt, und mit seinem lustigen Jungengesicht gewinnt er alle Herzen.

Bei halb L. hat er schon Besuch machen müssen, sein Verkehrskreis stieg quadratisch nach jenem ersten Diner im Hause Guth, bei welchem auch Leni und ich einen ähnlichen „Erfolg“ zu verzeichnen hatten. Nur, daß wir keine Lust verspürten, in solchem Umfange davon Gebrauch zu machen.

Diese Leute interessieren uns nicht, sie sind einander so ähnlich; es scheint, Reichtum nivelliert ein wenig, die Frauen wenigstens. Denn die Männer, diese Industriellen und Großkaufleute, selbst wenn sie sich schon ein Vermögen erworben haben, stehen immer noch im Zeichen rastlosen Strebens und Denkens und unermüdlicher Gehirnthätigkeit. Nur wo keine Arbeit ist, wo Fähigkeiten und Intelligenzen brach liegen, wie bei den Frauen und Töchtern dieser Leute, wo es sich um ein träges Genießen des mühsam Erworbenen handelt, da muß sich der Persönlichkeitsstempel ja verwischen, und sie werden einander so ähnlich wie ihre Wohnungseinrichtungen, wie ihre Tirolerreise im Sommer, wie ihr Lebenszuschnitt überhaupt.

Und das ist's wohl, warum wir keine Lust zu ihnen haben, Leni sowohl als ich.

Wenn man an die scharf umrissenen Gestalten der kleinen, bunten Welt gewöhnt ist, der wir seit Monaten angehören! Da ist nichts Verwischtes, Unausgeprägtes — grelle Lichter, tiefe Schatten, rastlose Arbeit, hie und da der göttliche Funke echter Kunst, stürmischer Jubel, tiefstes Verzagen, Feindseligkeiten und Herzensgüte, leichter Sinn und schweres Ringen und schließlich Humor, die köstliche Gottesgabe.

Dies alles und der tägliche harte Daseinskampf, es ist eine Atmosphäre, die — bildlich und wörtlich genommen — Menschenprofile herausarbeitet.

Elfe Dorn und Frau Paula Guth erscheinen mir typisch in diesem Augenblick.

Die letztere — alles an ihr nieblich und rundlich, Gestalt, Kopfform, Hände, Gesicht, Augen, sogar die Brauen, deren hochgezogene Bogen ihren profillosen Zügen einen Ausdruck steten Erstaunens verleihen. Weiß und rosa das Gesichtchen, um den Mund ein leiser Zug von Hausfrauenverdrießlichkeit. Das mäßig starke, blonde Haar ist von der Brennschere zu einer langweilig zierlichen Frisur verarbeitet worden, die goldplombierten Zähnchen sind eifrig mit der Vertilgung von Schokolade beschäftigt.

An Elfe Dorn mit ihrer schmalen, straffen Rassegestalt und dem grübelnden Gesicht ist nichts nieblich. Der große Zug in ihrem kühn geschnittenen Profil, der glatten Stirn und dem schlicht zusammengewundenen, mächtigen Haarknoten sorgt dafür, daß man sie niemals nieblich nennen wird.

Sie empfand meine Blicke. „Was sehen Sie mich so forschend an?“

„Warum soll ich nicht? Sie gefallen mir.“

„Freut mich, wenn ich's auch nicht begreife.“

„Wer ist denn das da drüben?“ Ich nahm mein Glas vors Auge — eine einzelne Gestalt hob sich hell aus der gegenüberliegenden Künstlerloge ab.

„Die Großmann.“

„Ach nein. Die ist ja viel zu faul, sich fürs Theater anzuziehen, wenn sie nicht selbst zu mimen hat.“

„Nicht doch. An bestimmten Abenden ist sie nicht nur hier, sondern macht sich auch schön, schnürt sich eng und zieht das lehmfarbene Kleid an.“

„An bestimmten Abenden — wieso?“

Elfriede zuckte die Achseln. „Nun, wenn der Sturm spielt.“

„Also auch die!“ entfuhr es mir.

„Wieso auch die?“ fragte Elfe knapp.

„Nun, die da unten so ziemlich sämtlich, und von uns der halbe Chor und die Rosée, die Kasinski, trotzdem sie verlobt ist, und —“

„Und?“

„Mein Gott, was weiß ich! Aber die Großmann — das glaub' ich nicht; die ist ja viel zu faul, um sich zu verlieben.“

„Geben Sie acht, gleich wird der Sturm singen.“

„Singen?“ Ich neigte mich vor. Hatte die Bühne noch kaum mit einem Blick gestreift. Sie liefen da in Tirolertracht umher, mehr oder weniger echt, und suchten sich, so gut es ging, mit dem Dialekt abzufinden.

„Sehen Sie, die Rosée ist dem Stepanowsky wieder mit den Brillantringen durch die Lappen gegangen.“ Stepanowsky war der Schauspielregisseur. „Haben Sie schon mal a Deandl mit Brillantringen gesehen?“

„Nein. Aber der Sturm sieht wie gewöhnlich prachtvoll aus.“

„Ja. Alles echt. Sehen Sie nur die zerschlissenen Lederhosen. Hat er sich von seiner Alpenreise mitgebracht vorigen Sommer. Der Schnurrbart steht ihm gut, was?“

„Famos.“

„Da haben Sie ihn, wie er im Sommer ausschaut. Das kostet im Herbst immer ein paar Kernflüche, wenn dies Prachtexemplar wieder abrasiert werden muß. Hahaha, dann schimpft er zwei Tage lang. Komisch, diese Männer, was?“

Wir lagen beide weit vorgeneigt auf der Brüstung, das Gesicht fast auf den verschränkten Armen, lachten und mokierten uns über dies und jenes.

Und dann — wahrhaftig — dann sang der Sturm und begleitete sich selbst auf der Zither dazu.

„Ich kann Zither nicht ausstehen; Sie, Elfe?“

„Für gewöhnlich auch nicht. Aber hier im Tirolerstübel ist's am Platz. Jedes Ding muß in seinem Milieu bleiben.“

„Pst . . . er singt . . . und wahrhaftig, ganz famos —“

Es war Koschats unglaublich populär gewordenes Liedchen: „Verlassen bin i“.

's ist eine eigne Sache um solch unbegrenzte Popularität. Sie erweckt Opposition in allen ihren Abstufungen: von der berechtigten Kritik eines verfeinerten Kunstverständnisses bis zum thörichtesten geistigen Hochmut. Man will sich nicht rühren lassen, wo der kleine Mann, der **musikalisch** kleine Mann, Thränen vergießt. Der künstlerische Gourmand braucht kompliziertere Schöpfungen und nennt gern süßliche Sentimentalität, was weniger Anspruchsvollen die Augen feuchtet.

Und doch, als der wenig geschulte Bariton die schlichten Verse sang, wurde es still, ganz still im Saal.

Nur die leise Bewegung hervorgesuchter Taschentücher machte sich bemerkbar, ein Anblick, der für mich — wenn er so en gros in die Erscheinung tritt — stets etwas Komisches an sich hat. Bin ich mit Leni zusammen, so fällt in solchen Momenten meistens irgend ein närrisches Witzwort zwischen uns, und wir müssen auch nach unsern Taschentüchern suchen, um nämlich einen Lachreiz zu ersticken. Das ereignet sich mit Vorliebe bei Reveldis Höhepunkten. Vor seinem: „Schrecklich, nur weiter!“ als Oktavio fürchten wir uns geradezu, denn Leni kann doch als Donna Anna auf der Bühne nicht einfach ihren unglücklichen Lachreiz im Taschentuch ersticken!

Seltsam — heute mußte ich nicht lachen. Dabei ist Reveldi als Sänger eine erste Kraft, und Sturm sang sein Liedchen schlecht und recht herunter, ohne

die Geschmacklosigkeiten völliger Ungeschultheit zwar, — dafür hatte Winterstein die Sache mit ihm durchgenommen, — aber doch nicht anders, als jeder stimmbegabte Laie es zum Vortrag gebracht haben würde.

Und gerade darin lag wohl der Reiz. Es giebt Lieder, die nur der Naturmensch singen kann oder vielleicht ein Künstler allerersten Ranges, der im stande ist, sich — über sein Gelerntes hinweg — wieder völlig auf den Volkston zurückzustimmen.

Sturm ist als Sänger völlig Naturkind — man lauschte ihm atemlos.

Ich sah Elfriede an. Sonderbar, ihre Blicke waren nicht nach der Bühne, sondern starr auf unser Gegenüber, die Kathi Großmann, gerichtet.

Die helle Gestalt drüben neigte sich weit vor, ihre Augen ließen den jungen Tiroler auch nicht eine Sekunde lang los. Sie hielt ein kleines, weißes Tuch ans Gesicht gepreßt und tupfte sich damit hin und wieder über die Augen.

In diesem Augenblick sehe ich, wie sie sich erhebt und einen Schritt zurücktritt; sie preßt den Kopf in die Falten der dunkeln Wollgardine, und ihre runden Schultern heben und senken sich, als wenn ein Schluchzen sie durchschüttele.

Elfe faßt meinen Arm: „Was ist denn das?"

„Sie weint — gehen wir hinüber zu ihr."

„Ich bin Ihnen sehr böse, Fräulein Witt," flüstert Frau Guth mir zu, als wir uns an ihr vorbeidrücken wollen.

Ach Himmel, ja, der „gemütliche" Damenkaffee von zwanzig Personen — wir hatten abgesagt!

„Aber, liebste Frau Guth, wer ist denn der verlierende Teil dabei?" Was man nicht alles zusammenlügt! „Es war einfach unmöglich, einen Tag vor Lenis Abreise —"

„Na ja." Sie reicht mir als Friedenspfeife ihre Schokoladendüte herüber, und ich greife hinein, trotzdem ich gar nicht auf Schokolade gestimmt bin.

Dann schlichen wir hinaus, liefen durch die langen Korridore bis zur andern Seite hinüber und ließen uns die Logenthür öffnen.

Kathi Großmann war allein. Sie fuhr heftig zusammen und machte einen schwachen Versuch, sich Haltung zu geben.

„Großmännchen, was fehlt Ihnen, sind Sie krank?" Ich legte den Arm um ihre Schultern.

Sie preßte die Hände vor das verweinte Gesicht. „Ach, laßt's mi."

Elfe schob ein paar Stühle in den äußersten Hintergrund. „Hierher setzt euch, man sieht uns sonst von drüben." Dann nahm sie still die Hand des Mädchens in die ihre. „Beruhigen Sie sich erst, wir wollen Sie nicht quälen."

Die kleine Soubrette schluchzte noch ein paarmal heftig auf, wir ließen ihr Zeit; nur als ich ihr kleines, zu einer nassen Kugel zusammengerolltes Taschentuch — eigentlich nur ein Tändeltuch — bemerkte, reichte ich ihr stumm das meinige herüber. Der kleine Batistlappen mit der roten Kante war buchstäblich zum Auswringen, er hätte nicht eine Thräne mehr aufsaugen können. Nachdem ich ihn fest ausgedrückt hatte, hing ich ihn zum Trocknen über eine Stuhllehne.

„Ihr seid's gut," murmelte sie. Sie verfiel in dieser Stunde der Erregung in ihren so mühsam bekämpften heimatlichen Dialekt.

Elfe richtete sich auf und nahm ihr mit einer zarten Bewegung auch die linke Hand vom Gesicht.

„Nun wollen wir einmal ganz vernünftig sein, Kathi, trocknen Sie Ihr Gesicht und sprechen Sie sich ordentlich aus. Wir meinen es herzlich gut mit Ihnen. Wollen Sie?"

„I will schon. Aber was is denn da groß z' sagen? Da is nix anders worden heut, als es schon immer g'wesen is, jahrelang. Daß i so gar allein bin un kan Menschen net hab', der zu mir gehören thut, ka Vater, ka Mutter un ka Geschwister net. Alles tot. Sterben und verderben könnt' i, un ka Katz thät' dana frag'n. Aber i red' net gern davon, i mag nimmer, daß d' Leut sagen: ‚Die arme Großmann!' Lieber sollen s' lachen über mi, daß i so gern Hockerl und Kreuzl brenn', und zank'n, wenn i mein' Partie net ordentli g'lernt hab'. Und i mag 's Theater doch nu einmal net — nur daß i Geld verdienen muß ..."

Ein neuer Thränenstrom. Wir schwiegen beide, Elfe und ich. Mir fiel's schwer auf die Seele, daß wir alle die Großmann nur so schlechtweg als Faulpelz abgethan, ja sie eigentlich kaum recht ernst genommen hatten.

„Un nun muß der Sturm das Lied'l sing'n heut — ach Gott —" sie konnte schon wieder nicht weitersprechen.

„Wissen Sie was, liebe Kathi," sagte Elfe resolut, „Sie sollten sich verheiraten, natürlich nicht am Theater. Sie sind ein hübsches Mädchen mit sehr gutem Ruf — sollte da nicht irgend eine Aussicht sein —"

Die Großmann senkte den Kopf zur Seite. „Da wär' schon jemand daheim, und i war schon so gut wie versprochen mit ihm, aber —"

„Was aber?"

„Aber nu weiß i, daß 's doch net 's Richtige gewes'n is. I kann net."

Zwischen Elfe und mir flog ein Blick herüber. „Warum?"

„Ach, red'n mer net dervon."

Elfe trommelte auf der Stuhllehne. „Es gehört nicht viel Phantasie dazu," sagte sie ruhig, „Sie lieben einen andern."

Die Großmann rang die Hände umeinander; sie sagte nicht nein.

„Und dieser andre — erwidert er Ihre Neigung?"

„Nacha, wenn i das wüßt'!" seufzte Kathi. „Gut is er immer z' mir gewes'n un hat mir eine Mappe geliehen mit Vorlagen, lauter Sprüch' zum Brennen, un hat s' net wieder hab'n wollen, i soll alles geschenkt krieg'n, un einmal — einmal —"

„Weiter doch," drängte Elfe. Es kam wie zischend zwischen den Zähnen hervor.

„Einmal bin i in d' Kulissen gestand'n, wie er vorübergegangen is. I woaß net, hab' i 'n angesehn — g'nug, mit anemmal is er neben mir. ‚Was schaust mi so an, Kleine,' sagt er, ‚magst mi gern?' Un eh i was sagen konnt', hat er mi geküßt, daß i wie schwindlig bin stehen g'bliebe, bis er pfeifend in d' Garderobe verschwunden is. Un seitdem weiß i, mit dem Hubert daheim un mir is's nix. I muß immer an den Kuß denken, immer, trotzdem i's gebeicht't hab' —"

Elfe saß steif aufgerichtet und stumm da; die Großmann hatte den Kopf tief gesenkt und weinte leise, und von der Bühne herauf klang die klare, junge Stimme Sturms.

Ich haßte ihn in diesem Augenblick.

Eben war der Akt zu Ende. Es gab einen starken Applaus; Denkewitz hielt einen Lorbeerkranz hoch über die Rampe, über den Sturm mit sonnigem Lächeln quittierte. Seine weißen Zähne blitzten, indem er dankend das Lodenhütchen schwenkte. Alle Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf seiner jungen Reckengestalt.

Alle? — Nein.

Was in Elfes starr auf ihn gerichteten Augen lag, war unendlich viel mehr und unendlich viel weniger; und ich — man spricht von Blicken, die wie Dolche sein können —, die Empfindung, mit der ich auf den Gefeierten heruntersah, hätte in einer geballten Faust am besten ihren Ausdruck gefunden, eine Faust, die dem schönen Sturm bedenklich dicht vor seiner klassischen Nase herumtanzte —

Die Großmann war gegangen. An ihren langen Kinderwimpern hingen noch ein paar schwere Tropfen, als wir sie in den Abendmantel hüllten und den Kopfshawl um das braune Haar schlangen.

„Hören Sie, Kathi," sagte Elfe zum Schluß und hielt ihre beiden Hände, „heute abend wird nun nicht mehr gegrübelt und geweint, sondern hübsch ins Bett gegangen. Und über den Hubert und den — andern reden wir noch ein Wörtchen zusammen, morgen, übermorgen, wenn Sie wieder frisch und munter sind. Und nun gute Nacht!"

Wir küßten sie beide recht herzlich auf die Wange. Wie weich die Wange war! Und daß sie es fertig brachte, mit einem verheulten Gesicht noch hübsch auszusehen!

Dann ging sie.

Es blieb minutenlang ganz still zwischen Elfe und mir.

Von drüben hatte man uns natürlich längst bemerkt; Frau Dorn winkte, wir sollten wiederkommen; wir winkten zurück und — rührten uns nicht.

Frau Dorn machte ein ärgerliches Gesicht.

„Wollen wir nicht hinübergehen, Elfe?"

„Nein," sagte sie kurz.

„Frau Guth wird pikiert sein, weil sie unser Davonlaufen auf sich bezieht."

„Mir ganz egal. Das Pikiertsein ist ja einmal chronisch bei ihr. Ich kann jetzt nicht zum zehntenmal anhören, daß sie eine ganze Boudoireinrichtung noch bei den Eltern auf dem Speicher stehen hat, und die erste Rangloge, und der Onkel Baron — wahrhaftig, ich kann nicht."

„Sie haben recht. Ich auch nicht."

Seltsam, daß der Name Sturm nicht fiel! Ach was, ich hatte die Theorie des Totschweigens satt; mir würde es schlecht bekommen, wenn ich meine Erbitterung hinunterschluckte.

„Was sagen Sie zu Sturm?" fragte ich brüsk.

Sie wandte sich jäh herum. „Was ich sage? Nichts. Wo sollte ich anfangen?"

„Der Mensch mit seiner hübschen Larve ist ja gemeingefährlich, wenigstens für naive Gemüter."

Ein sonderbarer Blick aus ihren grauen Augen traf mich. „Meinen Sie?"

„Was?"

„Hübsch ist sie, die Großmann," fuhr sie ablenkend fort; „glauben Sie, daß er sich wirklich etwas aus ihr macht?"

„Aber keine Idee! So ein Mann nimmt mit, was ihm gerade in den Weg läuft. Und die Großmann ist ihm in den Weg gelaufen, sie hat ihn angeschmachtet — ich will nicht sagen, aus Koketterie — mit ihren schönen blauen Augen. Eins, zwei, drei, hat er sie geküßt im Vorübergehen und dann nicht mehr an sie gedacht. Lieber Gott, so ein Gänschen! Bei einer Dame würde er es nicht gewagt haben. Glauben Sie, Elfe, daß er Sie zum Beispiel —"

Sie lachte kurz auf. „Nein, uns wohlerzogene Mädchen küßt man nicht. Davor schützt uns unsre gute Erziehung. Wir tragen sie, wie die Schildkröte ihren Panzer, diese Erziehung. So kriechen wir durchs Leben, werden langsam alt dabei, und was man von uns gekannt und gesehen hat, ist immer nur dieser Panzer gewesen. Gott im Himmel, ist das Dasein eine große Komödie!"

Ich konnte nicht mitlachen. „Elfe," sagte ich leise.

„Was denn ‚Elfe'?" Es klang kampfbereit.

Ich sah an ihr vorüber.

„Wissen Sie, warum ich heute abend ins Theater kam?"

„Nun?"

„Ich lief vor meinen dummen Gedanken davon, vor der Erinnerung an eine unglückliche Liebe."

„Sie haben Pech, Lisbeth; vom Regen in die Traufe." Dann mit einer müden Kopfbewegung zu mir hin: „Sind Sie innerlich fertig damit?"

„Ja."

„So danken Sie Gott."

„Sie werden auch noch dahin kommen, Elfe."

„Ich — wer spricht von mir?"

„Verzeihen Sie —"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Mein Gott, mein Gott, liest man's mir denn schon an der Stirn ab?!"

Ein Klang völliger Fassungslosigkeit in ihrer Stimme. Sie ließ den Kopf sinken und lehnte sich matt an die rote Wanddraperie — es war dieselbe Stelle, die vor einer halben Stunde die Thränen der kleinen Kathi gefeuchtet hatten.

Aber Elfriede Dorn weinte nicht. Eine jugendliche Heldin trägt ihren Schmerz anders als eine Soubrette.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ruf.

Fern der Welt und ihrem Tosen
Sitz' ich still im stillen Garten,
Und es schwillt beim Duft der Rosen
Mir die Seele voll Erwarten.

Eine fruchtbeladne Schale
Senkt sich langsam vor mir nieder,
Und mich lädt zum frohen Mahle
Eine liebe Stimme wieder.

Hei, das sind bekannte Laute,
Die wie Feuer mich durchrinnen!
Meine Jugend ruft, die traute —
Doch die Schale schwebt von hinnen.

Wilhelm Kunze.

Melbereiter der Nanyang-Armee.

Besichtigung der Artillerie durch den Prinzen Heinrich von Preußen.

Parademarsch der Kavallerie vor dem Prinzen Heinrich von Preußen.

Die Nanyang-Armee in China. (Text Seite 676.)

Major v. Reitzenstein, Kommandeur der Nanyang-Armee.

Vizekönig Li-Kun-Yi.

Vizekönig Chan-Chi-Tung.

Höhere chinesische Offiziere und Major v. Reitzenstein im Mandarinenanzug; hinter ihm der Ehrenschirm.

Die Nanyang-Armee in China. (Text Seite 676.)

Die Nanyang-Armee in China.

Mit sieben Abbildungen und drei Porträts nach photographischen Aufnahmen.

Im Reiche der Mitte bereiten sich politisch hochwichtige Ereignisse vor, deren Endziel die vollständige Reorganisation der chinesischen Armee zu sein scheint. Bei der weittragenden Bedeutung, die derartige, vorläufig natürlich noch geheim gehaltene Maßnahmen für die gesamten in China interessierten Mächte haben würden, dürfte die nachfolgende Schilderung von der Entstehung der Nanyang-Armee willkommen sein, da diese Truppe den Krystallisationspunkt für die neuen Heeresbildungen in China darstellen wird.

Der japanisch-chinesische Krieg hatte den „Söhnen des Himmels“ einiges zu raten aufgegeben, und neben der großen Anzahl derjenigen, die ihre Niederlage den Dämonen zuschrieben, gab es doch etliche, die den Grund dieses schmählichen Ereignisses in der fast unglaublichen Korruption und in dem mehr als mittelalterlichen Zuschnitt der chinesischen Heereskörper fanden. Einer von diesen, der Vizekönig von Nanking, Chan-Chi-Tung, ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, setzte es durch, daß der Versuch, den man bereits während des Krieges mit deutschen Instrukteuren gemacht hatte, der dann aber von den Altchinesen hintertrieben worden war, nun mit etwas mehr Energie wiederholt wurde. Im Winter 1894/95 wurden durch den chinesischen Gesandten in Berlin im Namen des Vizekönigs eine Anzahl deutscher Offiziere und Unteroffiziere engagiert, die Anfangs 1895 in China eintrafen. Offiziere und Unteroffiziere, zusammen einige dreißig Mann, vereinigten sich unter dem Kommando des Majors von Reitzenstein in Nanking, wo Chan-Chi-Tung eine Armee von 30 000 Mann nach deutschem Muster aufzustellen beabsichtigte.

Die ersten Instrukteure, die Mitte März in Nanking anlangten, fanden alle für Europäer zu Wohnstätten geeigneten Gebäude von Missionaren und den englischen Instrukteuren der Marineschule besetzt und mußten sich mit Quartier in einem chinesischen Amtsgebäude (Yufu-Yamen) behelfen. Auf sehr feuchtem Untergrunde stehend und ohne Unterkellerung, war diese Wohnung sehr unzulänglich. Der Brunnen im Hofe gab Wasser, aber es war nicht zu trinken. Natürlich war demzufolge der Gesundheitszustand der Deutschen, besonders bei der zunehmenden Hitze, nicht der beste, was sie aber nicht hinderte, sich mit Eifer an ihre Aufgabe zu machen.

Mit dem Einexerzieren der Leibwache des Vizekönigs wurde begonnen, und die an die stramme Mannszucht gewöhnten Deutschen bekamen sofort einen sonderbaren Begriff von altchinesischer Disciplin. Zwar wurden die Kommandos mit Hilfe von Dolmetschern leicht geregelt, aber die bezopften Rekruten konnten sich über den eigentlichen Wert von „Stillgestanden!“ und „Richt euch!“ nur schwer klar werden. Waren sie nach einem möglichst zwanglosen Marsche glücklich auf dem Exerzierplatze angekommen, so ließen sie sich dort vor allen Dingen häuslich nieder, und die in ganzen Scharen mitziehenden Frauen und Kinder brachten „Vatern“ eine Tasse Thee oder eine Pfeife. Diese mit der Instruktion schwer zu vereinbarenden Zwischenfälle wiederholten sich auch während der Uebungen; besonders die sich unbeobachtet glaubenden „Soldaten“ hockten rasch am Boden und thaten schnell ein paar Züge aus ihrer Wasserpfeife. Nur ganz allmählich konnte man, bei dem kindlichen und passiven Charakter der Chinesen einerseits und bei der großen Gefahr, durch eine Häufung von Widersetzlichkeiten der Rekruten bei den Eingeborenen in schlechten Ruf zu kommen, andrerseits, diesen Leuten ihre Unarten abgewöhnen. Ebenso schwer war es auch, ihrer fürchterlichen Unsauberkeit zu steuern.

Der Chinese kennt bekanntlich keine Heizung. Bei warmem Wetter zieht er einen Rock an, bei kälterem zwei und so weiter, je nach dem Grade der Temperatur. Major von Reitzenstein ließ während der recht eisigen Regenzeit einmal einen Mann ausziehen und fand, daß er acht, sage und schreibe acht Röcke anhatte. Um die Chinesen in dieser Hinsicht ein wenig zu „erleichtern“, ließ ihr Führer sie Uebungsmärsche ausführen. Aber die Bekenner des Konfucius sind findige Leute, die sich zu helfen wissen: sie zogen die ihnen bei der Anstrengung lästigen Kleider aus, kehrten — auch eine ihrer Lieblingsangewohnheiten — das Gewehr um und exerzierten, indem sie ihre Sachen oben an den Gewehrkolben hängten. Mit einem Wort, es war im Anfang nicht leicht, diese großen Kinder zu militärischen Menschen zu erziehen. Erst nach und nach, und zwar besonders, als man ihnen höhere Löhnung in Aussicht stellte, mehrte sich ihr Interesse am Dienst. Sie machten keine Seitensprünge mehr, es kam sogar vor, daß nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch einer den andern exerzierte. Mit der sich vergrößernden Liebe der Soldaten zu ihrem Beruf wuchs dann auch die Anteilnahme der ganzen Bevölkerung an der neuen Art zu exerzieren. Schwärme von Kindern ahmten mit dem Stock an Stelle des Gewehres ihren Vätern und Verwandten nach.

Am 9. Juli 1895 sollte ein Manöver stattfinden. Man hatte dem Vizekönig so viel von der außerordentlichen Tüchtigkeit der neuen Truppe erzählt, daß Chan-Chi-Tung sehr neugierig war, seine Leibwache in verändertem Zustande wiederzusehen. Natürlich war es nicht möglich gewesen, die Truppe in der kurzen Zeit vollständig auszubilden; besonders mit der Kavallerie hatte das schwer gehalten, da diese einfach noch gar nicht vorhanden war. Der Führer dieser Truppe hatte den landesüblichen „squeeze“*) derart ausgedehnt, daß er Sold und Ausrüstungsgelder für die berittene Leibwache einfach in die Tasche steckte. Trotzdem mußte, als der Vizekönig seine Leibwache innerhalb weniger Tage durch die deutschen Instrukteure vorgeführt sehen wollte, die verlangte Schwadron herbeigeschafft werden. Das geschah — natürlich chinesischerseits —, indem man einfach hundert armen Leuten die Pferde aus dem Stalle zog und sodann hundert Kulis von der Straße aufgriff und sie in die allerdings vorhandenen Uniformen steckte.

Es wird nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit einige weitere Beispiele von „squeeze“ aufzuzählen. Den ersten Begriff von dieser schönen Gepflogenheit erhielt Major von Reitzenstein, als er Waffen für seine Leute forderte. Da erwiderte ihm der chinesische Mandarin, der diesem Departement vorstand, er hätte keine. Der deutsche Offizier wußte aber genau, daß bereits Waffen angeschafft seien. Er bestand also nachdrücklich auf seinem Willen, und siehe da, es fanden sich, noch in Kisten verpackt, zehntausend teils deutsche, teils belgische Mausergewehre und eine vollständige Kruppsche Batterie vor. Der biedere Chinese hatte dadurch, daß er das Vorhandensein der Waffen leugnete, noch einmal die Kaufsumme für sich herausschlagen wollen!

Ein weiterer, mehr komischer Fall passierte dem Major von Reitzenstein etwas später, als ihn ein chinesischer General um seinen Exerzierplatz bat. „Aber den brauch' ich doch allein,“ erwiderte der Major, „und dann, wo hast du denn deine Truppen bisher exerziert?“ — „Ach, das ist es ja eben,“ erwiderte kläglich der Chinese, „ich habe ja noch gar keine Truppen! Ich habe mir nur das Geld dafür genommen.“

So war es in der That. Dieser brave General stellte in seiner Person die ganze Armee vor, die eigentlich fünftausend Mann hätte betragen sollen. Nun rückte aber der alle fünf Jahre wiederkehrende Termin heran, wo von Peking aus ein „Zensor“ entsandt wird, um in den Provinzen die Truppen zu inspizieren. Alsdann werben alle diese squeezenden Heerführer mit fieberhaftem Eifer Mannschaften an, die sie oft genug noch um ihren kärglichen Sold ganz oder wenigstens zum Teil betrügen. Nahezu das einzige, was vorhanden ist, sind die meist recht bunten und schreienden Uniformen und Waffen, die, in Kisten verpackt, von Termin zu Termin ihrer Auferstehung harren. Kommt der Zensor, so thut er nichts weiter, als daß er die Truppen auszählt. Es genügt, recht vollzählige Cadres zu finden; ob die Mannschaften ausgebildet und wie sie bewaffnet sind, darum läßt er sich keine grauen Haare wachsen. In diesen durchaus verbürgten Mißständen ist nach dem Urteil Berufener allein der Grund für die schimpflichen Niederlagen der Chinesen im Kriege mit Japan zu suchen. Einem europäischen Heere wären die Japaner, deren militärische Einrichtungen auch noch vieles zu wünschen übrig lassen, sicher nicht gewachsen gewesen.

Also am 9. Juli des Jahres 1895 zog eine gewaltige Volksmenge nach der Gräberstätte des Mingkaisers hinaus, um dem ersten Manöver der vizeköniglichen Leibwache beizuwohnen. Seiner Excellenz Herrn Chan-Chi-Tung hatte man auf dem Chan-Berge ein prächtiges Zelt erbaut, und von dort konnte er mit Genugthuung sehen, daß seine Idee sich glänzend bewährt habe. Selbst die Engländer, die gewiß eine scharfe Kritik an die neue Truppe legten, waren in ihren Blättern des Lobes voll über die Erfolge der deutschen Instrukteure.

Der Vizekönig, entzückt über das bisher Geleistete, sandte nun eine Denkschrift an den Kaiser in Peking, in der er unter Hinweis auf die Verdienste der deutschen Instrukteure sich wörtlich folgendermaßen über die chinesischen Heerführer ausspricht: „Generale und Lagerkommandeure in China erhalten ihre hohen Stellungen ausschließlich durch die Gunst hoher Beamten, sie verstehen aber nichts von militärischen Dingen. Sie verstehen nur, sich gut zu kleiden und gut zu speisen. Sie sind faul und reich, saugen die Soldaten aus und haben weder Stolz noch Ehre.“

In dieser Denkschrift bat der Vizekönig ferner um die Erlaubnis, ein Heer von 10 000 Mann anwerben und von den deutschen Instrukteuren ausbilden lassen zu dürfen, das später bis zu einer Anzahl von 30 000 Mann hinaufgebracht werden sollte. Der junge Kaiser beantwortete diese Denkschrift damit, daß er Herrn Chan-Chi-Tung plein-pouvoir erteilte, und der Vizekönig beeilte sich, seinen Freund, den Baron Reitzenstein, von dieser Verfügung sofort in Kenntnis zu setzen.

An zwei Hindernissen waren bisher die Versuche mit deutschen Instrukteuren immer wieder gescheitert: an der Weigerung, den deutschen Offizieren die Strafgewalt über ihre Untergebenen und die Lohnauszahlung zu übertragen. Major von Reitzenstein machte nun aus der Gewährung dieser beiden Befugnisse eine Conditio sine qua non, und der Vizekönig war klug genug, sie ihm ohne weiteres zuzugestehen. Nicht den gleichen Erfolg hatte Baron von Reitzenstein mit seiner Bitte um einen deutschen Arzt, obwohl Chan-Chi-Tung auch die Zweckmäßigkeit dieser Aenderung bisheriger Verhältnisse recht wohl einsah. „Aber,“ sagte er, „überlege es dir! Unsre Leute werden nach Maßgabe ihrer rituellen Vorschriften die Medizinen eurer Doktoren nicht nehmen wollen, und wenn unter der Behandlung des europäischen Arztes einer von ihnen stirbt, so wird man euch die Schuld an seinem Tode beimessen.“ Major von Reitzenstein konnte nicht umhin, die Richtigkeit dieser Darlegungen einzusehen. Er hatte jedoch später das Glück, in der Person des Dr. Chuan, eines Chinesen, einen ganz vorzüglichen, europäisch gebildeten Arzt zu finden.

Im übrigen begann jetzt eine erfreuliche Thätigkeit. Es sollten vorläufig 2 Bataillone Infanterie zu 4 Compagnien mit je 250 Mann, 2 Escadrons zu je 180 Reitern und 2 Feldbatterien zu je 200 Mann zur Aufstellung gelangen; als Führer sollten zwölf deutsche Offiziere mit sechsunddreißig Unteroffizieren fungieren. Ferner sollten frühere Militärschüler von Canton und Tientsin, sowie andre geeignete Elemente herangezogen und zu Offizieren herangebildet werden. Zum kommandierenden General wurde der Baron von Reitzenstein ernannt.

So weit war denn alles im besten Gange. Die neuen Truppen nahmen sich in ihrer nach europäischem Schnitt angefertigten Uniform sehr nett aus. Für den Winter aus dunkelblauem und für den Sommer aus gelbem Stoff gefertigt, zeigt ihr Waffenrock unterschiedlich gefärbte, und zwar bei der Infanterie blaue, bei der Kavallerie rote und bei der Artillerie grüne Achselkappen. Auf denselben steht außer der Compagnieziffer die laufende Zahl jeden Mannes in arabischen Zahlen. Anfangs wollte man die Leute bei ihren Namen rufen, da aber zum Beispiel bei einer Compagnie mehr als fünfzig Tschengs waren und die Gesichter der Chinesen, besonders wenn sie in Uniform stecken, eine für den Europäer fatale Aehnlichkeit miteinander besitzen, so war man zu dem Entschluß gekommen, die jungen Zopfträger einfach zu numerieren, eine Maßregel, die sich um so besser bewährte, als die Ziffern auf der Achselklappe sich auf dem Brustteil des Waffenrockes noch einmal, und zwar in chinesischen Zeichen, vorfanden und so auch von den Chinesen gemerkt wurden. Eine kleine Schwierigkeit bereitete es noch, daß man das Aushebungsalter der Rekruten zuerst auf 16—20 Jahre angesetzt hatte; als jedoch diese Leute, die sich bald als zu schwach erwiesen, durch junge Männer von 20—24 Jahren ersetzt wurden, gingen die Uebungen ohne Störung vor sich, und die Chinesen erwiesen sich als ganz vorzügliche Soldaten.

Während man anfänglich den Dienst nicht über eine Stunde täglich hatte ausdehnen dürfen, um die Leute nicht zu sehr zu ermüden, wurde jetzt schon, ohne irgend welche Nachteile für die Entwicklung der Truppe, vier und fünf Stunden exerziert. Das Musikcorps, für das Baron von Reitzenstein Trommeln und Blasinstrumente hatte aus Deutschland kommen lassen, war sogar von einem solchen Eifer für die Kunst beseelt, daß der Major die Musiker, die erst in der Nähe seines Yamens einquartiert waren, anderweitig unterbringen mußte; sie übten nämlich Tag und Nacht und ließen niemand in ihrer Nähe zur Ruhe kommen.

In dieses militärische Idyll hinein platzte nun plötzlich wie eine Bombe die Nachricht von der Rückversetzung des Vizekönigs Chan-Chi-Tung nach Hupeh. Dieser vortreffliche Mann hatte sich dadurch unbeliebt gemacht, daß er, ein unermüdlicher Arbeiter, nicht Zeit fand, die vielfach gewünschten Audienzen zu gewähren. Die Militärreform trug ebenfalls nicht dazu bei, ihn den Mandarinen in angenehmem Lichte erscheinen zu lassen, und so mußte er denn eines Tages von hinnen ziehen. Uebrigens nahm er seine jetzt brillant gedrillte Leibwache mit.

Sein Nachfolger im Amte, Excellenz Liu-Kun-Yi, war ein ganz guter Mann, aber er liebte das Opium zu sehr. Unter seinem Regime begann für die deutschen Offiziere eine böse Zeit. Seine Beamten und Günstlinge veranlaßten ihn dazu, daß er eine Verfügung erließ, nach welcher den Deutschen die mühsam erkämpfte Disciplinargewalt innerhalb ihrer Truppe wieder vollständig aus den Händen gerissen werden sollte. Gefördert wurde dieser merkwürdige Erlaß vielleicht noch durch ein Vorkommnis, an dem auch wieder nur die Chinesen mit ihrer häßlichen Gewohnheit des Squeezens schuld waren. Es sollten nämlich für die deutschen Offiziere und auch für die Truppen Wohnungen, beziehungsweise Kasernements erbaut werden. Die Beamten hatten aber, wie gewöhnlich, die ihnen zu diesem Zwecke übergebenen Gelder unterschlagen und, wie sich später herausstellte, den armen Leuten, denen man ihren Grund und Boden fortnahm, ohne ihnen auch nur Zeit zu lassen, das darauf wachsende Gemüse einzuernten, gesagt, die Deutschen hätten das Geld von der Regierung bekommen und für sich verwendet. Darob natürlich eine große, von den Mandarinen noch künstlich geschürte Erbitterung in der Bevölkerung.

Die Deutschen konnten sich diesen plötzlich auftauchenden Haß gar nicht erklären. Noch kurze Zeit vorher hatten die Chinesen dem Major von Reitzenstein in einem großen Freudezuge mit Musik und Fahnen ein „Schwein“ gebracht. Der Baron, der anfangs gar nicht wußte, was er daraus machen sollte, erfuhr, daß diese Sitte alljährlich bei der Jahreswende geübt werde. In jeder Provinz nämlich

*) Trinkgeld, Bestechungssumme, durch Diebstahl oder Unterschlagung von Staatsvermögen erzielter Gewinn.

werden um diese Zeit aus Thon geformte und gebrannte Schweinchen hergestellt. Nach dem Ausfall des Thonbrandes wird alsdann der Ertrag der diesjährigen Ernte geweissagt, und dieses Ergebnis setzt die Höhe der nach Peking zu entrichtenden Steuern (Likin) fest — gewiß ein Brauch, der für die kindlich-naive Denkart des gemeinen Mannes in China spricht.

Als nun Major von Reitzenstein eines Morgens unbewaffnet und ohne Begleiter nach den Bauplätzen hinausreitet, wird er von einer wütenden Menschenmenge umringt, ein starker Kuli fällt seinem Pferde in die Zügel, große Steine werden nach ihm geschleudert, von denen einige ihn am Kopf verwunden, mit langen Bambus schlägt man auf ihn ein, und die Wütenden versuchen, ihn vom Pferde zu reißen. Der Baron denkt zunächst noch, die Menge zu begütigen, aber wie er sieht, daß es sich hier um Tod und Leben handelt, giebt er seinem Gaule die Sporen und, die Vordersten über den Haufen reitend, sprengt er mitten durch die Menge hindurch. Es gelingt ihm, sich Platz zu schaffen und nach der Marineschule und von dort nach dem Missionshause zu kommen, wo ein amerikanischer Arzt ihn verbindet. Während der Doktor dem Verletzten einige Splitter aus der Stirnwunde herausnimmt, fragt er: „Haben Sie schon gehört, der Kommandeur der Nanyang-Armee ist eben vom chinesischen Pöbel ermordet worden!"

Der Baron muß trotz seiner Schmerzen lachen und sagt: „So, Herr Doktor? Na, dann sagen Sie nur dem, der Ihnen das erzählt hat, der Kommandeur liegt jetzt bei Ihnen auf dem Seziertisch und wird bald wieder weiterkommandieren!"

Nachdem er sich bei dem jetzt auch herzlich lachenden Arzte bedankt hatte, ritt der Major zurück nach seinem Yamen. Auf dem Wege dorthin traf er seine chinesischen Offiziere, die sich, sämtlich zu Pferde und mit gezogenem Säbel, aufgemacht hatten, ihren Kommandeur zu suchen. Nun führten sie ihn im Triumph zurück, und im Hofe seines Yamen empfingen ihn die sämtlichen deutschen Offiziere mit Hochrufen.

Natürlich wandte sich jetzt Reitzenstein mit dem dringenden Ersuchen um Sicherstellung der Deutschen an den Vizekönig — eine Bitte, der die auf der Reede von Nanking plötzlich auftauchende „Arkona", unter Führung des Kapitän Sarnow, den gehörigen Nachdruck verlieh. Es wurden sogar für den Notfall mit Kapitän Sarnow gewisse Zeichen verabredet: wenn die Europäer durch die Chinesen bedrängt würden, sollten sie am Tage schwarze Bälle, in der Nacht Laternen aufsteigen lassen. Aber es kam zu nichts derartigem. Liu-Kun-Yi ließ eine geharnischte Proklamation gegen die Ruhestörer in Nankings Straßen anschlagen, und drei sogenannte Schuldige wurden eingefangen, denen man — eine bei den Chinesen gewöhnliche Strafe — Pfeile durch die Ohren stach, um sie nachher mit dem Holzkragen öffentlich auszustellen.

Nachdem auf diese Weise gegen die deutschen Instrukteure nicht viel ausgerichtet worden war, putschten die Wühler und Hetzer den leicht bestimmbaren Vizekönig zu jenem Erlaß auf, der, wenn er durchgedrungen wäre, jeden Erfolg der deutschen Instrukteure ohne weiteres zerstört hätte. Den Deutschen blieb hier nichts weiter übrig, als sich auf den Boden des mit dem Vizekönig Chan-Chi-Tung geschlossenen und von Peking aus genehmigten Vertrages zu stellen und bis zur Sanktionierung dieses Paktes ihre Instruktionsthätigkeit einzustellen. Um nicht ihrerseits kontraktbrüchig zu werden, setzten sie den Unterricht der chinesischen Offiziersaspiranten fort, bekümmerten sich aber um die Truppe selbst gar nicht mehr.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Die dreitausend Soldaten überschwemmten die Stadt, und von überallher kamen Beschwerden über ihre Ausschreitungen. Schließlich gab der alte Herr nach, und am 1. Juni begann das Exerzieren aller Truppenteile. Aber noch an demselben Tage trat jenes Ereignis ein, das sogar Anlaß zu diplomatischen Verwicklungen zu geben drohte.

Die Soldaten des Generals Liu, eines entschiedenen Gegners der Militärreform, griffen den Instrukteur-Unteroffizier Krause an und verwundeten ihn schwer. Diesmal rückten das Kanonenboot „Iltis" unter Kapitän Braun, der später mit seinen Getreuen das Opfer eines Taifuns wurde, und der Kreuzer „Prinzeß Wilhelm" vor Nanking. Wiederum gab es einen kräftigen Erlaß von seiten des Vizekönigs. Der Lagerkommandeur der chinesischen Angreifer wurde mit Rangverlust bestraft, verschiedene chinesische Soldatenohren wurden mit Pfeilen durchbohrt, ja es wurden sogar einige von ihnen — eine für die Chinesen äußerst empfindliche Strafe — vor der Wohnung des Geschädigten öffentlich ausgestellt und der inzwischen glücklich wiederhergestellte Instrukteur Krause mit einem anständigen Schmerzensgelde bedacht.

Auf mehrfach wiederholtes Andrängen des Kommandeurs entschloß sich nunmehr die chinesische Regierung, die Nanyang-Armee nach Wusung, dem Vorhafen von Shanghai, zu verlegen. Dort gelang es, von den Mandarinen unbeeinflußt, die innere und äußere Ausgestaltung der Truppe vorwärts zu bringen. Die Formierung und der Drill der neuen Truppe kosteten zwar Zeit und Mühe, gingen aber verhältnismäßig ohne Störungen von statten. Ueberhaupt bereitete der gemeine chinesische Soldat den Instrukteuren mehr Freude als Aerger. Schwieriger gestaltete sich schon der Umgang mit den chinesischen Offizieren, unter denen sich manche unlauteren Elemente befanden, und denen das Uebel des Squeezens zu sehr im Blute steckte, als daß man sie so ohne weiteres hätte davon abbringen können. Ja, die armen Kulis waren so daran gewöhnt, von ihren Offizieren um einen Teil ihres Lohnes bestohlen zu werden, daß ihnen die Zurückweisung derartiger Machenschaften seitens der Deutschen ganz unverständlich dünkte. Major von Reitzenstein ging aber auch hier mit der größten Energie vor, jeder chinesische Offizier, den er beim Squeezen ertappte, wurde unnachsichtlich entlassen.

Auch einen kleinen Geheimbund, den Chantungleute unter den Soldaten angezettelt hatten, galt es einmal zu beseitigen. Strafen wurden nur bei wirklich ernsten Anlässen verhängt. Früher hatte es solche so gut wie gar nicht gegeben. Waren doch die Compagnien meistens eine große Familie, in denen sich der Gehorsam nach der bei den Chinesen ungemein hochgehaltenen väterlichen und verwandtschaftlichen Autorität regelte.

In Wusung gestaltete sich auch der Verkehr der Deutschen mit der Bevölkerung weit angenehmer. So verkehrte Major von Reitzenstein viel im Hause des Magistrats von Paochang, und zwar führte der Baron auch seine Gattin, die ebenso wie sein jüngster Sohn die Campagne in Wusung mit ihm mitgemacht hat, bei dem Herrn Magistrat ein. Dadurch wurde alsdann die Sitte des Sichabschließens der chinesischen Frau, wenigstens in diesem Hause, durchbrochen. Madame erschien auf der Bildfläche und zerstörte bei der Gelegenheit gründlich die Legende, nach der sich die chinesischen Frauen nur darum ihre Füße so verkrüppeln lassen, um vollere Hüften zu bekommen. Es habe vielmehr die Geliebte eines der alten Kaiser einen so außerordentlich kleinen Fuß gehabt, daß sie zwischen den goldenen Lotosblumen, die den Marmorboden eines Saales im Kaiserschloß zu Peking schmückten, leicht wie ein Sonnenstrahl tanzte. Und diese Schönheit des kaiserlichen Liebchens hätte die Chinesinnen nicht eher ruhen lassen, bis sie ein Mittel fanden, ebenso kleine Füße zu bekommen. In Wirklichkeit ist das von Kind auf zusammengeschnürte, nur mit der großen Zehe in einem winzigen Seidenschuh steckende und einem Ziegenfuß ähnliche Pedal der Chinesin keine Schönheit und macht es nötig, daß die sehr bald fett werdenden Frauen von zwei Dienerinnen mehr getragen als geführt werden.

In Wusung nun sollte die Nanyang-Armee zum ersten Male Gelegenheit finden, für ihre militärischen Qualitäten Zeugnis abzulegen. In den Lagern von Setzelin, das in der Nähe von Wusung liegt, sollten fünfzehnhundert Mann altchinesischer Soldaten in ihre Heimat entlassen werden. Der General Bang, der diese Truppe führte, hatte aber die Leute wieder einmal derart gesqueezt, daß die Soldaten in offene Meuterei ausbrachen. General Bang beging die Unklugheit, selbst ins Lager zu gehen, um die Leute zu beruhigen, wurde aber angegriffen und konnte nur mit genauer Not sein Leben retten. Er hatte den Befehl, drei Monate Sold an die abziehenden Krieger zu zahlen, diese aber zwangen ihn schließlich, einen Schein auf siebenmonatlichen Sold zu unterzeichnen. Außerdem plünderten sie die Räumlichkeiten der Offiziere und Unteroffiziere, die zumeist den Kopf verloren und Fersengeld gaben.

Nun sandte General Bang zum Major von Reitzenstein einen Boten mit der Bitte um Succurs. Am Morgen des 8. Mai 1897 rückte denn auch der Major mit seiner ganzen Truppe aus. Er selbst ritt mit der Kavallerie voraus und forderte die, besonders in dem von Setzelin nördlich gelegenen Lager, in vollem Aufruhr befindlichen Truppen auf, die Waffen niederzulegen. Mit dem Rufe „Yang-kwize!" (Roter Teufel!) empfangen, wurde er selbst von den Meuterern bedroht, erzielte aber bald dadurch, daß er seine erste und dann auch die zweite Compagnie mit geladenem Gewehr vorgehen und seine Artillerie auffahren ließ, völlige Unterwerfung. Die Meuterer mußten darauf die Kanonen der Nanyang-Truppe durch die aufgeweichten Lehmwege nach Wusung zurückziehen. Die Aufrührer wurden entwaffnet und nach Auszahlung eines dreimonatlichen Soldes auf Kriegsdschonken in ihre Heimat expediert. Den sechs Haupträdelsführern ließ General Bang die Köpfe vor die Füße legen. Den deutschen Instrukteuren der Nanyang-Armee wurde zum Lohn für ihre umsichtige Hilfe eine auf kaiserlichen Befehl geschlagene Medaille in Gold, beziehungsweise Silber, verliehen.

Aber trotzdem hörten die Machinationen gegen die Reformatoren der Armee niemals ganz auf. Die Militärmandarinen und chinesischen Generale fühlten sich gerade durch die Tüchtigkeit der von den Deutschen geschulten Truppe belästigt. Die Ehrlichkeit der Deutschen bedrohte ihre Haupteinnahmequelle, die Squeeze, und sie setzten deshalb alles in Bewegung, um die Fremden aus dem Lande zu treiben.

Trotzdem dauerte es, vom Setzeliner Aufstand an gerechnet, noch ein volles Jahr, ehe sie ihr Ziel erreichten. Und als die deutschen Instrukteure dann doch, trotzdem ihr Kontrakt noch nicht abgelaufen war, den unermüdlichen Quertreibereien der Chinesen weichen mußten, da hatten sie kurz vor ihrem Fortgang noch die Freude, ihre nunmehr vorzüglich organisierte und einexerzierte Truppe dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Bruder des Deutschen Kaisers, vorführen zu dürfen.

Ende April 1898 langte der Prinz mit der „Gefion" vor Shanghai an und wurde mit heller Begeisterung von den dortigen Europäern empfangen. Diners und Bälle zu Ehren des hohen Gastes wechselten miteinander ab, und ganz Shanghai schwamm abends in einem Meer von Licht und Jubel. Am 21. April begab sich der Prinz auf dem Tender „Viktoria" nach Wusung-Fort zur Besichtigung der Nanyang-Armee. Vom Leutnant Massowsky empfangen, wurde er, nachdem die bereitstehenden Pferde bestiegen waren, von dem als Ordonnanzoffizier kommandierten Leutnant Maschke zum Paradeplatz begleitet, wo die gesamte Truppe unter dem Kommando des Majors von Reitzenstein in Paradeaufstellung hielt.

Die Truppe präsentierte, der Prinz sprengte heran und begrüßte den Kommandeur. Nachdem er die Front abgeritten hatte, erfolgte der Vorbeimarsch, und die Truppenteile wurden einzeln vorgestellt. Es klappte alles ganz prachtvoll. „Das werd' ich zu Haus erzählen," meinte Prinz Heinrich, „besser kann's die Leibcompagnie in Potsdam auch nicht!"

Eine Felddienstübung verlief ebenso tadellos. Einen besonders angenehmen Eindruck machte es auf den Prinzen, daß von den Chinesen trotz der reichen Bestellung der Felder das Gelände freiwillig zur Verfügung gestellt wurde. Allerdings beschränkte man die Ausdehnung des Manövers auf ein Minimum, aber selbst das genügte, um die Anerkennung des Prinzen für die staunenswerten Leistungen der Truppe hervorzurufen. Ein heimatliches Gefühl mochte ihn beschleichen, als bei der Attacke das Musikcorps „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" spielte. Der Prinz konnte sich nicht genug darüber wundern, daß die Leute in so kurzer Zeit die Noten erlernt hatten und die deutschen Instrumente mit so viel Fertigkeit handhabten.

Bald nachher verließen die deutschen Instrukteure die chinesische Erde. Die Militärmandarinen hatten sie richtig fortgegrault. Dem Baron von Reitzenstein, der vom Kaiser von China auch mit dem Drachenorden 2. Klasse, der höchsten chinesischen Auszeichnung für Militärs, dekoriert worden ist, wurde als ein letztes Zeichen der Sympathie, deren er sich überall erfreute, von seinen chinesischen Offizieren ein kostbar gestickter Mandarinenanzug und ein Ehrenschirm überreicht. Bekanntlich wird über jedem Mandarin, sobald er sein Haus verläßt, von seinem Diener ein rotseidener Schirm als Abzeichen seiner Würde getragen. Von diesem unterscheidet sich der Ehrenschirm nur durch die ringsherum herabhängenden Bänder, auf denen die Namen der Geber geschrieben stehen. Viertausend Bänder hingen an dem Ehrenschirm des Kommandeurs!

Dann ging es heim über den Ozean.

Die Deutschen waren der Meinung, daß ihre Mission eben erst begonnen hätte, aber die Chinesen waren anderer Ansicht, und sie glaubten genug gelernt zu haben. Jetzt scheinen sie jedoch ihre Meinung geändert zu haben, und es verlautet, daß aufs neue deutsche Instrukteure nach dem Reiche der Mitte berufen werden sollen.

Arthur Kirchhoff.

Das Gauß-Weber-Denkmal in Göttingen.

(Siehe die Abbildung Seite 678.)

Am 17. Juni ist in der alten Musenstadt an der Leine das Denkmal zum Gedächtnis der beiden großen deutschen Forscher enthüllt worden, denen die Welt die Herstellung des ersten elektrischen Telegraphen zu verdanken hat. Der im Jahre 1777 in Braunschweig geborene Mathematiker Karl Friedrich Gauß und sein um 28 Jahre jüngerer Freund, der aus Wittenberg stammende Physiker Wilhelm Eduard Weber, wirkten seit 1827 gemeinsam an der Göttinger Hochschule. Wer von ihnen den Gedanken des elektrischen Telegraphen zuerst erfaßt habe, ist schwer zu bestimmen; wahrscheinlich ist das Werk aus ihrer gemeinsamen Gedankenarbeit hervorgegangen, doch gilt als zuverlässig, daß Weber es war, der die Drahtleitung vom physikalischen Kabinett bis zur Sternwarte vorschlug. Für ihn handelte es sich dabei indes nicht um die Absicht, etwas Neues zu erfinden, es war ihm lediglich um die Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses zu thun. Beide Gelehrte wollten Beobachtungen über den Erdmagnetismus anstellen, den Gauß zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht hatte, und empfanden es als einen Mißstand, daß sie sich dabei nicht sofort gegenseitig verständigen konnten. Gauß war mit den Vorschlägen, die Weber zur Abstellung dieses Mangels machte, einverstanden, und so ging aus dem Auskunftsmittel, das sie sich zu ihrem Verständigungszweck ersannen, im Jahre 1833 thatsächlich der erste praktische elektrische Telegraph hervor. Ein Mittel zur Signalgebung auf elektrischem Wege, wobei die Zeichen durch galvanische Zersetzung gegeben werden sollten, hatte schon der Arzt S. Th. von Sömmering in Frankfurt a. Main im Jahre 1809 angegeben, doch war sein Vorschlag ohne praktische Folgen geblieben. Der Schöpfer des Göttinger Denkmals,

Professor Hartzer in Berlin, hat seinem Werke die Idee der gemeinsamen Arbeit zu Grunde gelegt: Gauß sitzt in erhabener Ruhe auf seinem Arbeitsstuhl, die zum Induktorium führenden Drähte in der Hand, worüber der neben ihm stehende Weber dem aufmerkenden Freunde Vortrag hält. Die in Bronze gegossene Gruppe erhebt sich auf einem runden Sockel aus poliertem schwedischen Granit. Standort des Denkmals sind die Anlagen, die an Stelle des ehemaligen Walles auf dem Wege zur Sternwarte entstanden sind, in unmittelbarer Nähe der neuen, für die Universität bereits ins Leben gerufenen und noch geplanten Institute.

Das Gauß-Weber-Denkmal in Göttingen. Von Professor Hartzer.

Für die Sommerfrische.

In vollem Zuge ist wieder die große Völkerwanderung, die immer erneute Scharen an das Meeresgestade, auf die luftigen Höhen, in den kühlen Waldesschatten entsendet. Losgelöst vom Alltagsleben, befreit von den Mühen und Verdrießlichkeiten des Berufes, erhofft ein jeder von diesen Wochen der Erholung Kräftigung des Körpers, Aufmunterung des Geistes und vor allem, damit ihm solche in rechtem Maße werde, gut Wetter. Denn dies ist, wo immer man den Aufenthalt wählen möge, an der See, im Gebirge oder in waldiger Niederung, unbedingt nötig. Auf eine ununterbrochene Kette von schönen Tagen darf man freilich nicht rechnen, denn Rudolf Falb hat manchmal doch recht, und ebenso ist es wahrscheinlich, daß Stunden der Ermüdung und Abspannung kommen, in denen man selbst beim prächtigsten Wetter dem Verweilen im Zimmer oder dem behaglichen Ausruhen in der Hängematte den Vorzug giebt. Für solche Fälle giebt es keinen besseren und angenehmeren, keinen stilleren und doch beredteren Gesellschafter als ein gutes Buch. Aber wo dergleichen hernehmen? Die Bücherschätze in Bade- und Kurorten sind meist kümmerlich, und soweit sie leihweise dargegeben werden, befinden sie sich in grauenerregendem Zustande, — nein, man soll seine Bücher in die Sommerfrische mit sich nehmen oder doch, damit keine teure Ueberfracht entsteht, sie sich dorthin nachsenden lassen. Hier eine kleine Uebersicht über solche gute „Reisekameraden", geschöpft aus den Neuheiten, beziehungsweise Neuauflagen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Den Lesern dieses Blattes ist „Ringende Seele" von Bernhardine Schulze-Smidt wohl bekannt, aber mancher, der schon in „Ueber Land und Meer" seine Freude gehabt an der feinen Charakterzeichnung, dem aus tiefem Herzen quellenden Humor, dürfte gern nochmals im Zusammenhang diese reizvolle „Liebesgeschichte" lesen, zu deren fesselnder Handlung sich prächtige Schilderungen vom Leben an Bord eines Ueberseedampfers und auf einem englischen Landsitze gesellen. Eine ausgeprägte Persönlichkeit ist nicht minder Ossip Schubin, von der drei Werke in neuer Auflage erscheinen. Während die Erzählung „Ein müdes Herz" die seelischen Kämpfe vorführt, die ein hochbegabter Künstler und ein schlichtes Naturkind zu bestehen haben, giebt die Dichterin in dem Roman „Gebrochene Flügel" ihrer Vorliebe für die internationale Gesellschaft der Weltstädte freien Raum und weiß für die Personen, von deren tragischem Geschick sie berichtet, tiefes Mitgefühl zu erwecken. Aehnlich steht es um den Roman „Maximum", dessen Schauplatz das von der Natur so reich gesegnete und als Spielhölle so übel berufene Monte Carlo ist. Der Held ist bereits weit auf der abschüssigen Ebene vorgeschritten, aber einen Rest von Anständigkeit hat er sich bewahrt, und dieser weist ihm den Weg, wie er die begangene Schuld zu sühnen hat. Nie ist das bunte Treiben in Monte Carlo und die hier sich drängende Menge in ihren Leidenschaften packender geschildert worden, als es hier geschieht.

Es ist nicht unmöglich, daß Johannes Richard zur Megede — allerdings wohl, ohne daß es ihm selber bewußt geworden, — von diesem Buche die Anregung zu seiner Erzählung „Kismet" empfangen hat, die den Hauptbestandteil seiner gleichnamigen Novellensammlung bildet, denn auch hier bewegt sich die Handlung auf dem heißen Boden von Monaco, und wie dort, so berichtet auch hier der Held selbst von seiner Schuld und seinem Verhängnis, aber in der Charakteristik der Personen und der Entwicklung der Geschehnisse geht doch Megede seinen eignen Weg. Vollkommen selbständig und eigenartig zeigt er sich in seinem Roman „Quitt", mit dem er sich einen Platz in der vordersten Reihe der deutschen Erzähler eroberte. Gewöhnlich dauert es eine gute Weile, bis ein junger Autor sich Anerkennung in weiteren Kreisen erwirbt, ihm aber ward diese sofort zu teil, und mit gutem Recht, denn die moderne Belletristik hat nur sehr wenige Werke gezeitigt, bei denen in gleichem Maße straffe Handlung, scharfe Charakterzeichnung und vorzügliche Lokalfarbe sich zu einem wirkungsvollen und künstlerisch abgerundeten Ganzen verbinden. Den so schnell erworbenen Ruhm hat Megede gefestigt und erhöht mit seinem zweiten großen Roman: „Von zarter Hand". Allerdings ließe sich über die vom Autor gewählte Ich-Form rechten, denn königlich preußische Gardeoffiziere aus altem Grafenhause pflegen, auch wenn sie zur Reserve übergetreten sind, keine Tagebücher zu führen und ihnen ihre geheimsten Gedanken anzuvertrauen, aber hat man sich in diese Voraussetzung hineingefunden, so folgt man mit atemloser Spannung der Beichte des Helden, die oft zu höchster dramatischer Wirkung steigt und hinter ihrem herben Sarkasmus doch ein heißes und ehrliches Empfinden verbirgt. Gewisse Schichten der Berliner Gesellschaft: die wirklich vornehme Welt, die Shoddy-Aristokratie, die verkrachten Existenzen, das industrielle und litterarische Gaunertum, erscheinen in schärfster Beleuchtung. Die Gabe des Fabulierens scheint übrigens in der Familie des Autors erblich zu sein. Auch seine Schwester, Marie zur Megede, besitzt ein ansprechendes Darstellungstalent. Die neun Novellen, die sie unter dem Gesamttitel „Liebe" vereinigt hat, behandeln Probleme von fesselnder Eigenart und folgerichtiger Lösung.

Seinem im vorigen Jahre erschienenen Bauernroman „Der gemordete Wald" hat Fedor von Zobeltitz ein anziehendes Gegenstück in dem Buche „Aus tiefem Schacht" gegenübergestellt. Auch hier schöpft der Autor aus den bäuerlichen Verhältnissen der Mark Brandenburg, und zwar schildert er die Umwälzungen, die das Auffinden einer Heilquelle in dem bisher so stillen Dorfidyll hervorruft. Der Kampf zwischen bäuerlicher List und industrieller Ausbeutungssucht giebt Gelegenheit zur Entfaltung eines derben Humors, doch ruht tiefer Ernst im Grundgedanken des Buches. Den Freunden und Kennern der niederdeutschen Mundart sei „De unverhoffte Arwschaft" von Felix Stillfried bestens empfohlen. Ein Landsmann Fritz Reuters und unter dessen Nachfolgern zu den Berufensten gehörig, weiß Stillfried gleich seinem bewährten Vorbilde die Leser höchlichst zu ergötzen wie zu ergreifen. Das Hauptgepräge des Buches ist jedoch ein heiteres; es führt eine ganze Reihe drolliger Figuren vor, darunter am gelungensten diejenige der „Tante Jette", worin der Dichter ein belustigendes Pendant zu Reuters „Onkel Bräsig" geschaffen hat. Fröhliches Behagen ist auch der Grundzug des Romans „Die Siebolds von Lyskirchen", worin Ernst Muellenbach ein interessantes Stück kurkölnischer Vergangenheit heraufführt. Warmes Gemüt und

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Strandvergnügen. *Nach dem Gemälde von F. Pradilla-Ortiz.*

freundlicher Humor vereinigen sich mit trefflicher Zeit- und Lokalfarbe zu einer gewinnenden Gesamtwirkung. Als ein Künstlerroman läßt sich Alexander Römers neuestes Buch: „Am Ziele“ auffassen. Es behandelt die Schicksale eines reich veranlagten jungen Mädchens, dem die Verhältnisse im Berliner Elternhause zu eng geworden, und das in München die freie Entfaltung seiner Talente zu erreichen sucht. Die Enttäuschung bleibt nicht aus, aber den herben Prüfungen folgt das wahre, bescheidene Glück. Ebenfalls in der deutschen Reichshauptstadt spielt der Roman „Verlorene Liebesmüh“ von A. von Klinckowström, und zwar schöpft die Verfasserin aus den Kreisen der vornehmen Gesellschaft. Die mannigfachen Reize der angehenden Weltstadt werden verlockend geschildert, aber auch die Versuchungen, denen schwache Charaktere leicht erliegen. Von besonderer Lebendigkeit sind die Scenen vom Rennplatz. Einen ganz aparten Vorwurf hat sich A. von Gersdorff in ihrem Buche „Von Todes Gnaden“ erwählt. Man könnte es als Kriminalgeschichte bezeichnen, wenn dazu nicht auch der entsprechende Apparat von Polizei und Staatsanwalt, Verteidiger, Zeugen und Geschworenen gehörte. Aber obwohl dieser Apparat, mit dem sich so schöne Wirkungen erzielen lassen, hier fehlt, so versetzt die Verfasserin den Leser doch in höchste Spannung, und geschickt hat sie die Lösung des Geheimnisses bis zum Schlusse aufgespart. Feinerer Mittel bedient sich Otto von Leitgeb in seiner Novellensammlung „Psyche“. Wie schon der Titel andeutet, legte der Verfasser den Schwerpunkt auf die Darlegung und Lösung seelischer Probleme und erweist sich hierbei als ein Meister im knappen Aufbau wie in der poetisch-künstlerischen Ausführung. Nach der Haupterzählung „Carmoisin“ hat Hinrik Endorff seinen Novellenband betitelt. Mit einer starken humoristischen, oft ins Satirische hinüberspielenden Ader begabt, entwirft der Verfasser ergötzliche Bilder sowohl aus dem Leben der Kleinstadt wie der Residenz, und man erkennt deutlich, daß er mit den Gepflogenheiten der vornehmen Welt, insbesondere der militärischen und Beamtenkreise, wohl vertraut ist.

Trefflich passen in die Zeit der Sommerfrische die Tiroler Geschichten, die Rudolf Greinz unter dem Titel „Ueber Berg und Thal“ vereinigt hat. Ein Sohn des schönen Tiroler Landes, schildert der Autor Land und Leute seiner Heimat mit köstlicher Frische, und wenn er am liebsten auch einem derben Humor die Zügel schießen läßt, so weiß er doch auch für ernste Dinge die volle Teilnahme des Lesers zu gewinnen. Anders als es in diesen keck hingeworfenen Erzählungen geschieht, behandelt Goswina von Berlepsch das Tiroler Hochland in ihrem „Bergvolk“. Die Autorin ist eine Meisterin in der Kunst des Erzählens und bewährt auch in diesen Novellen die edle Wärme des Empfindens, die vollendete Feinheit der Naturschilderung. Das gleiche läßt sich den fünf Schweizer Novellen nachrühmen, die die Dichterin unter dem Titel „Heimat“ vereinigt hat. Abgesehen von der ersten, ernstgestimmten Erzählung ist das Gepräge des Buches inniges Behagen, sonnige Heiterkeit.

Wir dürfen jedoch unsre Uebersicht nicht auf Romane und Novellen beschränken, denn gewiß wird mancher zur Abwechslung gern auch andres lesen wollen. So weisen wir denn auf den Nachlaß von Georg Ebers hin, der das launige Lustspiel „Das Wanderbuch“ und eine Reihe kleiner Schriften enthält, sowie auf das Werk, worin Joseph von Kopf, der berühmte Bildhauer und langjährige Freund des verewigten Dichters, seine hochinteressanten, für die Kunst- und Zeitgeschichte wichtigen „Lebenserinnerungen“ darbietet. Nicht minder anziehend sind die Skizzen „Hinter Pflug und Schraubstock“, worin Max von Eyth, der berühmte Ingenieur, mit sprühendem Humor die Abenteuer seiner Jugendjahre im Pharaonen- wie im Dollarlande schildert, und wer farbenprächtige Naturschilderungen liebt, möge sich in das Buch „Am blauen Meere“ versenken, worin Alfred Graf Adelmann die Herrlichkeit der Riviera beschreibt. Ferner seien noch aus dem „Litterarischen Schatzkästlein“ die neuesten Bände erwähnt: „Im Wüstensand“, ein schwungvolles Epos von Heinrich Kaufung, und „Der Kolonialstorch“, eine übermütige Humoreske von Alfred Wichard. Doch auch die fremde Litteratur soll bei unsrer Uebersicht nicht leer ausgehen. Wir nennen vor allem Alphonse Daudets letztes Werk: „Die Stütze der Familie“, eine ebenso packende wie lebenswahre Erzählung aus dem Treiben der Weltstadt Paris, und Rudyard Kiplings Roman „Das Licht erlosch“. Es ist der einzige Roman, den der berühmte, durch den Deutschen Kaiser so ehrenvoll ausgezeichnete Dichter geschrieben hat, und er bietet sich hier in einer neuen Uebersetzung dar, die die Vorzüge des Kunstwerks erst in das volle Licht rückt. Unter den modernen schwedischen Dichtern ragt durch Eigenart Gustaf af Geijerstam hervor, der in seinem „Haupt der Medusa“ psychische Rätsel in folgerichtiger, ungemein spannender Handlung entwirrt, und in dem Roman „Der Todesengel“ offenbart sich Kasimir Tetmajer, der bedeutendste polnische Lyriker der Gegenwart, auch als ein Meister der realistischen Erzählungskunst, der sich Maupassant ebenbürtig an die Seite stellt. Die Freunde novellistischer Phantasmen, wie sie namentlich durch Jules Verne in Mode gebracht worden sind, seien endlich auf Frank R. Stocktons Erzählung „Zum Nordpol und Erdkern“ verwiesen. Der Autor sieht fünfzig Jahre voraus und schildert, wie die Menschen des nächsten Jahrhunderts mit Hilfe der vorgeschrittenen Technik wirklich zum Nordpol vordringen und andrerseits in den Mittelpunkt unsers Planeten gelangen, der uns vorläufig nur recht „oberflächlich“ bekannt ist.

Auf der Geierinsel.

Erzählung

von

Richard Voß.

VI. (Schluß.)

In dem alten Römergemäuer war die Jagdgesellschaft versammelt. Sie hatten von Terracina ein Fäßlein roten Volskerweins herüberkommen lassen, und zu dem letzten Mahl, das die glücklichen Nimrode auf der Insel begingen, die drei Bewohner der meerumrauschten Klippen geladen.

Giusé wäre den Verhaßten sicher fern geblieben, aber seine rasende Eifersucht wollte Aquila keinen Augenblick unbewacht lassen. Er befand sich überdies wie im Fieber, in einem Rausch von Siegesbewußtsein und Glück; an seinem Herzen trug er das Goldgeschmeide, den Schmuck, der ihm das Weib gewinnen würde, das er liebte. Er konnte nicht erwarten, der Geliebten die goldenen Ketten wie einen Regen in den Schoß zu schütten; aber das sollte erst geschehen, nachdem die verdammten Fremden abgefahren waren; sein Glück sollte vollkommen sein.

Als er in die Hütte zu der fröhlichen Versammlung trat, war Aquila abwesend. Auf seine heftige Frage nach ihr, erteilte ihm Lo Forti den gleichmütigen Bescheid:

„Sie wollte hinüber zur Madonna und kann vor Nacht nicht zurück sein.“

Nun, wenn sie beten gegangen war, so war es gut. Vielleicht bewegte die Gnadenmutter ihr starres Herz, daß sie Mitleid mit ihm empfand.

Er trank von dem Wein und ließ sich herab, mit den Fremden, die an dem schönen, trotzigen Burschen ihre Freude hatten, ein Gespräch zu führen. Einer der Gesellschaft gefiel ihm sogar. Es war dies ein hochgewachsener schlanker Mann mit wachsbleichem Gesicht, darin sich keine Miene verzog, der älteste der Gesellschaft. Er sprach wenig, wurde von den übrigen mit Zurückhaltung behandelt und hatte die Gewohnheit, mit seiner weißen und frauenhaft weichen Hand unablässig den tiefschwarzen Bart zu streichen. Er hieß Don Paolo.

Gerade zu diesem stillen, fast finsteren Signore fühlte sich Giusé hingezogen. Er erzählte dem Herrn, daß er der Bräutigam von Lo Fortis schöner Tochter wäre, daß er ihrethalben einen jungen Fischer erstochen hätte, und daß er jetzt bald, trotz der Blutrache, die über ihm schwebte, mit Aquila Hochzeit halten würde. Wenn dann die Herren wieder kämen, um Geier zu schießen, sollten sie ihm und seinem jungen Weibe willkommen sein.

Sogar die Geschichte des herrlichen Schmucks, den er für seine Braut besaß, hätte er fast ausgeplaudert; doch besann er sich noch zur rechten Zeit: man konnte nicht wissen, was diese Herren dazu sagen würden, daß er sich das Geschmeide aus einem Grabe geholt! Er nahm sich vor, auch Aquila den Fundort zu verschweigen. Sie glaubte an Geister und Gespenster und hätte vor dem Golde leicht ein Grausen empfinden können.

Don Paolo hörte mit dem ernsthaftesten Gesicht zu und sagte dann: „Ich wünsche dir zu deinem schönen Weibe viel Glück, und bitte dich, auf deiner Hochzeit auf mein Wohl zu trinken, guter Giusé.“

Damit drückte der große Herr dem guten Giusé einen Geldschein in die Hand. Es waren fünfhundert Lire, die Don Paolo dem jungen Fischer in einer Weise gab, als wollte er ihn bezahlen.

Giusé wußte nicht, wie ihm geschah; aber er nahm das Geld und stammelte etwas von ewiger Dankbarkeit und daß er für Don Paolo durch Wasser und Feuer gehen würde, eine Versicherung, über die der vornehme Herr lächeln mußte.

Bald darauf stand Don Paolo auf und ging hinaus. Er wußte, wo er sie treffen würde.

Sie erwartete ihn hinter einem Felsen, der sie gegen das Gemäuer deckte. Es war eine helle Nacht, so daß der Mann die Bläße des Frauenantlitzes erkennen konnte, dessen Augen an den seinen hingen. Er fragte sie rauh:

„Hast du's bedacht? Wirst du mit mir kommen? Entscheide dich. Ich warte nicht länger.“

Ihre ganze Gestalt erzitterte. Diesem Manne gegenüber hatte sie keinen Willen. Er war gekommen, ein Fremder, gleichsam ein Feind. Sie hatte es ihm durch den Zauber ihres Blickes, durch ihren „bösen Blick“ anthun wollen. Und statt dessen hatte der seine es ihr angethan, daß alles Wollen in ihr erstorben, daß sie sein willenloses Geschöpf geworden war. Nur so viel Herrschaft über sich hatte sie behalten können, um sich dem Fremden, dem Feinde, so lange zu versagen, bis sie sich von dem andern befreit hatte.

Frei von ihm sollte sie werden — heute noch! Bereits war der junge Pier' Anton unterwegs, und er wußte, wie er es vollbringen konnte, trotzdem der andre der stärkere war.

Don Paolo wiederholte:

„Entscheide dich. Ich warte nicht länger.“

Sie erwiderte stammelnd:

„Ich komme mit dir. Ja, ja, ich komme mit dir. Ich liebe dich. O Gott, Gott, wie ich dich liebe! Habe doch Mitleid mit mir. Ich komme mit dir. In einer Woche kommst du zurück und holst mich.“

„In einer Woche? Warum erst in einer Woche?“

„Heute nicht! Heute kann ich nicht! Du wirst es selbst einsehn, wenn du erst alles weißt. In einer Woche sage ich's dir. Er muß erst begraben sein. Ich muß gesehen haben, wie sie ihn begraben: festgenagelt, fest, fest! . . . In einer Woche.“

„Ihn begraben? Wen müssen sie festgenagelt begraben?“

„Er könnte sonst wiederkommen, könnte mich sonst von dir reißen. Und er würde gewiß wiederkommen . . .“

Es war nichts andres aus ihr herauszubringen, wie sehr Don Paolo auch in sie drang. Sie blieb dabei, daß sie erst in einer Woche mit ihm gehen könne. In der Nacht des siebenten Tages solle er mit der Jacht sie holen. Dann würde sie ihm folgen bis ans Ende der Welt.

Nachdem dies besprochen war, begab sich Don Paolo auf sein Schiff, während Aquila, als komme sie soeben erst von der Madonneninsel zurück, langsam dem Hause zuschritt.

Bald darauf landete Pier' Anton. Er verbarg sein Boot in den Klippen und stieg die Felsen hinauf, wo auf engem Pfade, hoch über dem Meer, Giusé vorbeikommen mußte, wenn er in seine Grotte zurückkehrte.

*

Aquila war eingetreten. Auf ihrem Antlitz, über ihrem ganzen Wesen lag etwas Strahlendes, Sieghaftes, als wäre das Glück, um das sie die Madonna angefleht hatte, für sie bereits in Erfüllung gegangen. Der arme, verliebte Giusé mußte sie immerfort anstarren — sie immerfort anstaunen, wie wenn er sie heute zum erstenmal sähe. Dabei brannte ihm das Geschmeide auf dem Herzen, daß er mit Mühe sich zurückhalten mußte, es nicht herauszureißen, um es ihr mit einem Jubelschrei zu Füßen zu werfen, wie er sein ganzes Leben für sie hingeworfen hatte.

Er saß am Herd und hatte nur Augen für sie. Die Fremden tranken ihr zu, was sie sich mit ihrer Königinmiene gefallen ließ, ohne selbst einen Tropfen zu trinken. Dann begab sie sich zu Giusé, dem sie vertraulich zunickte, was ihm alles Blut in die Schläfe trieb. Es war das erste Mal, daß sie sich vor den andern zu ihm gesellte und freundlich mit ihm that.

Sie blieb auch bei ihm; den ganzen Abend wich sie nicht von seiner Seite. Sie schwatzte mit ihm, sah ihm mit einem eigentümlichen Blick fest, fest in die Augen, strich wie in heimlicher Liebkosung über

seinen Arm, daß Giusé nicht wußte, wie ihm geschah. Plötzlich horchte sie auf. Sie hatte den Schrei eines Geiers vernommen. Der Vogel mußte aus seinem Schlaf geweckt worden sein.

Sie aber wußte: jetzt stand Pier' Anton an der Stelle, die sie ihm genau bezeichnet hatte; jetzt wartete er ... Dann wendete sie sich wieder ihrem Verlobten zu, der sich in einem Taumel von Seligkeit befand, so daß es des schweren, süßen Weines gar nicht erst bedurft hätte, um ihn aller seiner Besinnung zu berauben.

Es war spät geworden, als die Fremden endlich aufbrachen, um sich an Bord ihres Fahrzeuges zu begeben.

Aber Giusé blieb noch. Er konnte sich nicht losreißen von der Geliebten, die wie durch ein Wunder der Madonna liebreich gegen ihn geworden war. Wiederum ließ sich der Schrei eines in seinem Horste aufgescheuchten Geiers vernehmen. Da trieb Aquila ihn fort.

„Gute Nacht also!"

„Gute Nacht ... Warte! Ich begleite dich."

Das hatte sie noch niemals gethan. Lo Forti machte denn auch ein finsteres Gesicht, aber Aquila wiederholte:

„Ich begleite dich!"

Ihr Vater kannte diesen Ton. Wenn sie so sprach, mußte er sie gewähren lassen. Auch schien es ja, als würden die beiden jetzt wirklich bald ein Paar werden. An ihrer Seite verließ Giusé die Hütte.

Der Mond stand hoch am Himmel und überflutete mit seinem Schimmer das Meer, daraus schwarz die Klippen aufstiegen. Der Pfad, den Giusé zu gehen hatte, lag in tiefem Schatten; aber der junge Mann kannte seinen Weg, so daß er ihn mit verbundenen Augen hätte schreiten können: an der einen Seite der Fels, an der andern der Abgrund.

Bis zur Felswand, die jäh in die Höhe stieg, folgte ihm Aquila. Dann blieb sie stehen. Da bat er sie:

„Küsse mich! Du hast mich noch niemals geküßt. Küsse mich!"

Sie blieb stumm, aber sie wich nicht zurück. Da umschlang er sie und küßte sie. Sie ließ es schweigend geschehen. Er fühlte, wie sie zitterte. Das brachte ihn plötzlich zur Besinnung.

„Gute Nacht! Morgen! Morgen in aller Frühe! Ich habe dir etwas zu bringen. O Aquila!"

„Ja, morgen ..."

Er verließ sie. Aber wie gebannt blieb sie stehen, regungslos, als wäre sie ein Bild aus Stein. Sie blickte ihm nach. So schnell klomm er den steilen Pfad empor, als schritte er seinem Glück entgegen, als erwarte ihn droben Aquila, um sich noch einmal von ihm küssen zu lassen. Er dachte gewiß an nichts andres als an die jungen heißen Lippen, auf die er die seinen gepreßt hatte, fühlte vom Leben nichts andres als ihren Kuß. Jetzt sah sie ihn nicht mehr.

Aber sie hörte ihn noch. Nur wenige Schritte, und er war angelangt an der Stelle, wo der Pfad um die Felswand bog, wo er so eng wurde, daß er nur für einen Platz hatte. Wenn ihm mit erhobenem Dolchmesser dort ein zweiter entgegensprang, so hätte selbst die Fürbitte der Madonna ihn nicht retten können.

Nur noch wenige Schritte. Noch hörte sie ihn ... Auch jetzt noch. Aber jetzt — jetzt hörte sie nichts mehr. Nichts vernahm sie. Es war still geworden — totenstill.

Einen Augenblick stand sie, vorgebeugt, lauschend, mit verzerrtem Gesicht, ihre Blicke in die Finsternis bohrend, als müsse sie schauen, was droben jetzt vorging ... Plötzlich sprang sie wie ein gehetztes Wild Giusé nach, den Felsen hinauf.

Er hatte ihn nicht getroffen, der Stoß war fehlgegangen. Sie rangen miteinander, der starke Giusé und der schwache Pier' Anton. Im nächsten Augenblick mußte es um den Bruder des Erschlagenen geschehen sein. Da hörte Giusé seinen Namen rufen.

„Giusé! Giusé! Mein Giusé!"

Aquila rief. Voller Zärtlichkeit rief sie ihn, wie in Todesangst, gerade im entscheidenden Augenblick.

Er lauschte auf ihre zärtliche Stimme — nur einen Augenblick. Und diesen einen Augenblick hatte der Schwächere benutzt. Ein Ruck, ein Stoß! Aber stürzend noch packte Giusé den Feind und riß ihn mit sich hinab in die Tiefe.

Droben stand die einsame Gestalt und starrte hinunter, wo die beiden verschwunden waren.

VII.

Den Leichnam Pier' Antons hatte das Meer zurückgegeben, und er war dem Gebrauch gemäß bestattet worden: fest, fest, fest hatte man den Jüngling an sein letztes Bett geheftet, so daß Aquila ruhige Nächte haben konnte. Und mit Pier' Anton war auch die Blutrache zwischen den Baldi und den Leste zu Ende gebracht; denn Giusé lag im Schoße der Wellen begraben.

Im Schoße der Wellen ...

Der Tote würde in seinem feuchten Grab keine Ruhe finden, würde hervorsteigen, würde diejenigen, die schuld an seinem Untergang waren, zu Tode hetzen: Aquilas Leben würde er heischen! Wohin sie auch floh, Giusés ruheloser Geist würde ihr folgen, würde sie aus den Armen des Glückes reißen, und wenn sie zu Füßen der gnadenreichen Himmelsmutter selbst Schutz gesucht hätte.

Alles hatte sie vorher bedacht, alles! Auch daß Pier' Anton mit Giusé zusammen zu Grunde gehen könnte. Nur das eine, gerade das eine war ihr nicht eingefallen.

Giusés Leichnam mußte gefunden, mußte bestattet werden! Sie mußte dabei stehen, wenn sie ihn in den Sarg legten, mußte wieder rufen: „Fester, fester, fester!" Der Tote durfte nicht im Sand der Düne verscharrt werden, ohne daß die Lebende die Gewißheit hatte: Er kommt nicht wieder, er kann nicht wiederkommen!"

Sie suchten nach dem Leichnam, Lo Forti und seine Tochter. Aquila bot die ganze Sippe des Toten auf, um diesen zu finden; denn finden mußten sie ihn! Sie saß im Boot und starrte in die Meerestiefe hinab, als müßte ihr Blick Gewalt haben, den Leichnam aus dem Abgrund emporzureißen. Mit wilden Worten trieb sie die Männer an, immer wieder und wieder ihre Netze auszuwerfen. Wurden diese dann aufgezogen, so saß sie da, weit vorgebeugt, mit stierem Blick, in höchster Erwartung jammervoll aufseufzend, daß es wie ein Stöhnen klang, wenn wieder und wieder das Netz leer war.

Auf ihr Flehen mußten Taucher hinab, um zwischen den Riffen zu suchen. Aber auch sie fanden nichts.

Lo Forti hatte nicht geahnt, daß seine Tochter den armen Giusé so heiß geliebt. Niemand hätte das geglaubt! Auf den Eilanden ringsum wurde die Liebe der schönen „Fremden" für Giusé in einem Ton besprochen, als erzählten sich die Leute eine alte Ballade. Lo Fortis Tochter ward berühmt wegen ihrer Liebe, um derentwillen ihr die Leute jetzt vergaben, daß sie eine Römerin, eben eine „Fremde" war.

In nutzlosem Suchen verstrichen die Tage, eine volle Woche verging.

*

Seit drei Tagen wehte der Sirokko mit wahrhaft dämonischer Wut. Von Afrika brauste der Südwind herüber, und sein sengender Odem führte Staub der Wüste mit sich. Das Meer brüllte, als stürmte eine Heerschar höllischer Geister darüber hin, mit flammenden Schwertern die Wogen peitschend. Ein dichter Brodem wälzte sich über die schäumende Wasserflut, und die Luft war dick von Qualm, als stünde der Himmel in Brand.

Die ältesten Leute auf den Eilanden konnten sich eines ähnlichen Südsturmes nicht erinnern: das Inselvolk wurde von aberwitziger Furcht gepackt. Die guten Leute erwarteten nichts andres, als daß ihre Inseln erbeben und Feuerschlünde sich öffnen würden. Um die entfesselten Höllengeister zu besänftigen, riefen sie die Fürbitte der Madonna und die Hilfe der Heiligen an. Trotz des aufgewühlten Meeres schifften sie hinüber zu dem Kirchlein der lieben Frau. Wilde Schreie ausstoßend, krochen sie auf den Knieen den steinigen Pfad zum Heiligtum hinauf, küßten die Schwelle, schlugen sich an den Stufen des Altars die Stirnen blutig.

Sie hoben das Gnadenbildnis von seinem Platz, trugen es auf ihren Schultern hinaus und zu der höchsten Stelle der Insel und schrieen es an, ein Wunder zu thun.

Gräßliches geschah. Das Meer riß einen Teil der Kirchhofsinsel fort. Die Gräber öffneten sich. Es öffneten sich die Särge, und die Toten trieben dahin. An die Geierinsel wurde der Leichnam eines Jünglings getragen, in dessen Füßen und Händen lange, spitze Nägel steckten. Es war Pier' Anton.

Es schien, als verlöre Aquila den Verstand. Sie kauerte in der Hütte und starrte nach dem Eingang mit einem Ausdruck in ihren fahlen Zügen, als erwarte sie jeden Augenblick, die Thür durch Geisterhand sich öffnen und Giusé eintreten zu sehen. Stundenlang blieb sie so, auf das Brausen des Sturmes und das Gekrächze der Geier lauschend, das selbst die grimmige Stimme des Sturmes übertönte. Oder sie sprang plötzlich empor, stürzte hinaus an den Strand, lief dort hin und her, bis sie vor Ermattung zusammenbrach. Lo Forti konnte sie nicht bewegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Nachts wagte sie nicht, sich niederzulegen. Sie entfachte auf dem Herd ein Feuer, das sie angstvoll hütete, damit es hell brannte. So trieb sie es bis zu dem Tage, an dem die Jacht kommen sollte, um sie heimlich zu holen.

Nur fort von der Insel, wo die Toten auferstanden. Fort, nur fort!

Der bestimmte Tag kam, aber keine Jacht ließ sich sehen. Seit dem Morgengrauen befand sich Aquila am Strande. Sie kauerte zwischen den Klippen und starrte aufs Meer hinaus, von dem bei dem dicken Sirokkodunst kaum etwas zu sehen war, das sie nur toben und tosen hörte.

Stunde auf Stunde verstrich, der Dampf des Südwinds lastete auf dem Wasser wie der Deckel eines Sarges. Das Schiff kam nicht.

So vergingen drei Tage. Die ganze letzte Nacht war Aquila nicht von der Stelle gewichen. Sie fühlte, wie ihre Gedanken sich verwirrten, wie der Wahnsinn ihr ins Gehirn kroch. Ihr war's, als müßte sie zu schreien und zu krächzen beginnen, als wäre sie ein Geier geworden.

Da, gerade als der Tag anbrach, sah sie draußen im Meer das Zeichen, das ihr Geliebter ihr zu geben versprochen: Das Schiff konnte wegen des Sturmes nicht landen; deutlich aber sah sie das Licht durch den Nebeldampf leuchten. Es war so groß, so rot — blutrot!

Fort, nur fort! Hin, nur hin!

Da das Schiff nicht landen konnte, mußte sie im Nachen hinüber.

Der Kahn war wegen des Sturmes hoch emporgezogen worden. Sie hatte ihrem Vater helfen müssen, ihn in Sicherheit auf den Strand zu bringen. Ihre wahnwitzige Sehnsucht, fortzukommen, gab ihr Kraft. Sie konnte das Boot bewegen, sie brachte es bis zum Wasser hinab.

Fort, nur fort!

Auch das gelang ihr, daß sie sich hineinschwingen konnte ... Vor ihr glänzte und gleißte durch den Nebel das große, blutrote Licht.

Hin, nur hin!

Sie konnte das Ruder nicht gebrauchen. Der Sturm riß das Boot vom Lande fort. Sie stand aufrecht im Nachen, mit schneeweißem Gesicht, das ihr vom Wind gelöstes langes schwarzes Haar umflatterte. Sie sah auf das große, blutrote Licht, zu dem der Sturm sie hintrieb.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, so gellend, so gräßlich, daß es war, als käme er nicht aus Menschenmund ... Vor ihr in dem grauen Nebel erhob es sich aus dem Wasser: eine gespenstische Gestalt! Sie wuchs empor, sie kam heran, sie erreichte den Nachen, sie klomm daran empor, sie kroch darin vor, auf Aquila zu.

„Giusé!"

Er kam zu ihr, er kam näher und näher. Sie wich vor ihm zurück, mehr und mehr, bis sie rücklings über Bord in die Flut stürzte.

Das leere Boot trieb weiter vor dem Sturm, der aufgehenden Sonne entgegen, die wie ein Flammensignal, groß und blutrot in dem Sirokkoqualm über dem Meere schwebte.

Motiv aus Daun (Oberförsterei und evangelische Kirche).

Weinfelder oder Toten-Maar.

Reisebilder aus dem Mosel-, Nahe- und Eifellande.

Nach Skizzen von Rudolf Koch gezeichnet von Th. Volz.

3. Aus der Eifel.

Wer noch vor dreißig Jahren die Eifel als ein Ausflugsgebiet oder eine Erholungsstätte für müde und abgespannte Städtebewohner bezeichnet hätte, der würde wohl demselben bedenklichen Schütteln des Kopfes begegnet sein, das einst die hohe Prüfungskommission den wunderlichen Einfällen und Antworten des Kandidaten Hieronymus Jobs entgegensetzte. Was konnte ein Land wohl Reizvolles bieten oder zur Kräftigung abgeschwächter Menschen beitragen, in dessen einem Winkel drei Dörfer nicht weit voneinander lagen mit den verhängnisvollen Namen Sourbrodt (Sauerbrot), Kalterherberg und Jammerthal, während es in andern Strichen für die unergiebige Erdscholle, das verrufene „Schiffelland“, eines zwanzigjährigen Brachliegens bedurfte, wenn sie einen irgendwie lohnenden Ertrag geben sollte! Ein sehr verdienstvoller Gelehrter, der berühmte Leopold von Buch, hatte allerdings die Eifel „ein Land ohnegleichen“ genannt, aber das konnte man verstehen, weil der kundige Erdforscher klüglicherweise hinzugefügt hatte, „an belehrenden Naturformen und Erscheinungen“. Für den Geologen mochte wohl das Land mit seinen wunderlichen Gesteinsformen und einsamen Kraterseen ein Interesse haben, aber im allgemeinen genügte das bloße Wort Eifel schon, um die Vorstellung eines rauhen, unwirtlichen Gebirgslandes heraufzubeschwören, freudlos dem Anblick des Wanderers und noch freudloser für denjenigen, der auf ihm im Schweiße seines Angesichtes um das tägliche Brot zu ringen hatte.

Heute ist das alles anders geworden: man sucht die Eifel ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen auf, man läßt ihre frische Berg- und Waldluft auf sich einwirken, man trinkt ihre Quellen, man vertieft sich in ihre geschichtliche Vergangenheit, und man gewinnt ihr, unter welchem Gesichtswinkel man sie auch betrachtet, stets neue Reize und Vorzüge ab. Auf ihre malerischen Motive machten zuerst rheinische Künstler aufmerksam, die regelmäßige Streifzüge nach ihrem Gebiet unternahmen und jedesmal mit lohnender Ausbeute heimkehrten. So wurde denn nach und nach die Eifel entdeckt oder, richtiger, wiederentdeckt, denn sie ist nicht immer das abseits von allem Verkehr liegende öde und gemiedene Land gewesen, für das sie lange gegolten hat, sondern hat geraume Zeit hindurch als Durchgangsgebiet von den Hochthälern der Mosel und Saar nach dem niederrheinischen Flachland im Dienste des Verkehrs eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Das, was sie heute ist, konnte sie allerdings erst werden, nachdem sie im modernen Sinne erschlossen und an das große Verkehrsnetz unsrer Tage angegliedert war.

Mit dem Namen der Eifel bezeichnen wir das großwellige Hochland auf der linken Seite des Rheines, nördlich von der Mosel, im preußischen Rheinland. Als solches macht die Eifel jedoch kein System für sich aus, sondern bildet in untrennbarem Zusammenhang mit den Ardennen das nordwestliche Glied des linksrheinischen Schiefergebirges. In ihrem geologischen Aufbau bietet sie Verhältnisse sehr verwickelter Art dar, die sich wesentlich von den einfachen und einheitlichen des durch das Moselthal von ihr geschiedenen Hundsrückens unterscheiden. Den alten, versteinerungsarmen Schichten der Erdrinde, der Grauwacke des devonischen Systems, finden wir vielfach andre Formationen ein- und aufgelagert, Quarzite und Thonschiefer, Kalk-, Kohlen- und Kreidebildungen, während von Trier aus eine Bucht des alten Triasmeeres nördlich bis weit in das Grauwackegebiet eindringt. Eigenartig kompliziert werden diese älteren Verhältnisse durch neuvulkanische Bildungen in den Gebieten der vom Moselthal aus sich erhebenden Vordereifel und des zwischen Mosel und Rhein sich erstreckenden Maifeldes, die sehr verschiedenen Alters sind, mit ihren jüngsten Ausbrüchen indes jedenfalls noch vor die historische Zeit fallen.

Die Römer, die tief in das von ihnen besonders wegen seines Quellenreichtums geschätzte Eifelland eindrangen und ihm die Trinkwasserversorgung für ihre großen Garnisonen in Trier und Köln entnahmen, belegten es mit keinem Sondernamen, sondern bezeichneten es als Ardenner Wald, und diese Bezeichnung hielt sich bis in die fränkische Zeit. Erst unter Karl dem Großen tauchte ein „Eifelgau“ auf, und von diesem, der in der Hocheifel gelegen war, erhielt in der Folge das ganze Bergland seinen Namen. Vor der römischen Zeit war das Land schon der Kultur erschlossen worden, in seinem westlichen Teil mischten sich germanische und keltische Völkerschaften, aus denen die Stämme der Trevirer und Eburonen hervorgingen. Später kam es zu ähnlichen Volksmischungen zwischen Kelten und Romanen, aus denen kelto-romanische Stämme erwuchsen, und von diesen hat sich, aus dem jetzigen Belgien herübergreifend, der Volksstamm der Wallonen bis heute an dem Nordwestrande in der Gegend von Malmédy und Montjoie mit eigner Volkssprache und französischer Verkehrssprache erhalten.

Bei der Eifel läßt sich nicht so streng wie bei andern Teilen des rheinischen Schiefergebirges eine scharfe Gliederung wahrnehmen. Wie bei dem Hundsrücken streichen die einzelnen Höhenzüge im ganzen von Südwest nach Nordost. Man unterscheidet deren drei: das Hohe Venn im Westen und Nordwesten, die Mittlere Eifel und die eigentliche oder Hohe Eifel im Osten. Das Hohe Venn bildet das Verbindungsglied zwischen Eifel und Ardennen; von letzteren wird es durch scharf eingeschnittene Thäler geschieden, während es mit der Eifel unmittelbar zusammenhängt. Es ist ein Hochland ohne Gipfel, auf dem sich eine Reihe von Mooren und Moorwiesen hinzieht (Venn, holländisch veen, niederdeutsch „Fenn“, wallonisch fagne, gotisch fani = Sumpf, Schmutz). Die Mittlere Eifel setzt sich aus den Höhenzügen zwischen dem Palmbach, der Ruhr und der Urft zusammen. Ihre höchste Erhebung erreicht sie in den beiden wenig gegliederten Bergrücken des Losheimer Waldes (710 Meter) und der Schnee-Eifel (709 Meter). Die Hohe Eifel bildet die Wasserscheide zwischen der Ahr und den linksseitigen Zuflüssen der Mosel; in ihr erhebt sich die Hohe Acht, mit 760 Meter, als höchster Punkt der Eifelerhebungen. Das vulkanische Gebiet der Eifel erstreckt sich zwischen diesen verschiedenen Höhenzügen nach zwei gesonderten Richtungen hin, einmal von der Schnee-Eifel südöstlich, die Thäler der Kyll, Lieser, Alf und Ueß durchbrechend, bis nach den

Gerolstein.

Kyllburg.

warmen Quellen von Bertrich im Moselthal, und sodann von dem südlichen Abfall der Hohen Eifel, deren Kuppen, wie Hohe Acht und Nürburg, fast alle vulkanischer Natur sind, bis nördlich zum Gebiet des Laacher Sees und der Ahrmündung.

Eine Eigentümlichkeit des vulkanischen Eifelgebiets bilden die sogenannten „Maare“, ganz eigenartige Hochseen, die sich in der Krateröffnung erloschener Vulkane gebildet haben, nicht selten bis zu beträchtlicher Tiefe, 39 und 53 Meter, herabreichend. Der größte und bekannteste dieser Hochseen ist der Laacher See zwischen Mayen und Andernach. Von schön bewaldeten und sanft ansteigenden Höhen umgeben, bildet er mit seiner stillen Wasserfläche und der an seinem Ufer gelegenen prächtigen alten Benediktinerabtei Maria Laach ein Ruhe und Frieden atmendes Landschaftsbild von fesselndem Reiz. Streng genommen kann er nicht zu den „Maaren“ gerechnet werden, da er nicht auf einer alten Kratermündung ruht, sondern durch eine Mulde zwischen einer Reihe von Vulkanen gebildet wird. In seinem ganzen Verhalten kommt er indes auf die „Maare“ heraus. Der zweitgrößte Eifelsee und ein wirkliches „Maar“ ist das in unsrer Abbildung wiedergegebene, bei dem lieblichen Gillenfeld im oberen Alfthale gelegene Pulvermaar; es ähnelt mit seinen von Wäldern geschmückten, sanft ansteigenden Uferhöhen, über denen der Römerberg sichtbar wird, dem Laacher See,

Die Burgen von Manderscheid.

Das Pulvermaar mit dem Römerberg bei Gillenfeld.

bleibt aber an Großartigkeit des Gesamtcharakters hinter diesem zurück. Eine entschieden düstere und herbe Stimmung breitet sich dagegen, zumal bei bedecktem Himmel, wie er in dem an Niederschlägen so reichen Eifelgebiet vorherrscht, über dem in dem Hochthale der Lieser auf dem linksseitig sich von dem Wasserlaufe erhebenden Höhenzuge bei dem einstigen, wahrscheinlich in der Kriegszeit des siebzehnten Jahrhunderts untergegangenen Dorfe Weinfeld aus. Die unfruchtbaren, zu der Wasserfläche abfallenden Abhänge des Mäuseberges sind, wie das ganze Ufergelände, fast nur mit kümmerlicher brauner Heide bedeckt, mit dem berüchtigten „Schiffellande“, dem, wie schon eingangs erwähnt, durch die primitivste aller Bestellungsarten in zwanzig Jahren nur ein- oder zweimal ein kümmerlicher Ertrag abgerungen werden kann. Das von dem Nordrande herabschauende, verwitterte, graue Kapellchen vermehrt nur noch den Eindruck trostloser Einsamkeit und Verlassenheit, zumal die vielen Kreuze in seiner nächsten Umgebung — dem Friedhof für das benachbarte Dorf Schalkenmehren — fortwährend den Gedanken an Tod und Sterben wachrufen. Kein Wunder, wenn sich an eine derartige Stätte im Volksgemüt düstere Ueberlieferungen geknüpft haben, von einem Dorfe, das im See untergegangen sein und als einzige Erinnerung das einsame Kirchlein zurückgelassen haben soll, oder von einer stolzen Gräfin, deren Uebermut dadurch gesühnt worden sei, daß die Erde sich gespalten und der ihr entquellende Wasserstrudel die Sünderin samt ihrem prachtvollen Schlosse in die Tiefe gerissen habe.

Die landschaftlichen Schönheiten des Eifellandes werden nicht wenig durch die scharf in seinen Boden einschneidenden, von Wasserläufen durchströmten Thäler bedingt. In dieser Hinsicht zeichnen sich namentlich die nach der Mosel sich öffnenden Thallandschaften und vor allem die der Lieser und Kyll aus. Haben wir, was kein Eifelwanderer versäumen wird, dem Toten- oder Leinfelder Maar einen Besuch abgestattet, so bringt uns eine kurze Fußtour in das romantische Lieserthal und zu dem darin gelegenen, wegen seiner wirksamen Stahlquellen bekannten Städtchen Daun. Ueber diesem, beiläufig einem der kleinsten Kreisorte des preußischen Staates, erheben sich die kümmerlichen Ueberreste des einst stark befestigten Schlosses der Grafen von Daun, deren alter Stamm im vierzehnten Jahrhundert erlosch, um im fünfzehnten durch einen neuen ersetzt zu werden, dem die späteren Reichsgrafen und auch der österreichische Feldmarschall Graf Leopold Joseph Maria von Daun, der Sieger von Kollin und Hochkirch, angehörten. Von dem alten Grafensitze sind fast nur noch die Ringmauern und ein Warttürmchen erhalten. Innerhalb der ehemaligen Umwallung erhebt sich das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erbaute gräfliche Renthaus, jetzt königlich preußische Oberförsterei, und unweit davon die 1863 in gotischem Stile erbaute evangelische Kirche. Verfolgen wir das Lieserthal abwärts (das beiläufig bei seiner schließlichen Einmündung in das Moselthal mit der sehr geschätzten Weinlage Lieser endigt), so gelangen wir nach einem guten Fußmarsche zu einer Perle der Eifel und zu einem der schönsten Punkte der gesamten Rheinlande, zu dem von seinen beiden prächtigen Burgruinen beherrschten Manderscheid. Die Felsen, die zu beiden Seiten des Flüßchens bald vorspringen, bald zurücktreten und den Wasserlauf fortwährend zu Krümmungen und Biegungen zwingen, geben Motive zu einem Landschaftsbilde ab, wie es in der That in gleich reichem Wechsel und gleicher Anmut nur selten wiederkehrt. Die beiden, heute nur noch in Trümmern vorhandenen Burgen, die Ober- und die Unterburg, standen auf Felsvorsprüngen zu beiden Seiten der Lieser, als wollten sie sich gegenseitig das unter ihnen liegende Gebiet abtrotzen. Die Geschichte ihrer Entstehung im neunten und elften Jahrhundert geht indes nicht auf Streit und Fehde, sondern auf das friedliche Bestreben zurück, der sich ausdehnenden Familie ihrer Besitzer, den Grafen von Manderscheid, feste Sitze zu sichern. Trotzdem hat es in der Geschichte des Hauses an einem blutigen Bruderzwiste nicht gefehlt, der sich im zwölften Jahrhundert entspann und nur mit großer Mühe beigelegt werden konnte.

Nächst Manderscheid dürfte einer der interessantesten und schönsten Punkte im Eifellande das im Kyllthal gelegene Gerolstein sein. Erinnerungen an die liebebedürftige „Landesmama“ der Offenbachschen Operette knüpfen sich nicht an den zu einer der beliebtesten Sommerfrischen des ganzen Eifelgebietes gewordenen Ort, dagegen hat er Reize andrer Art zu bieten und vor allem eine Umgebung, die landschaftlich ebenso schön wie geologisch merkwürdig ist. Das Städtchen baut sich malerisch am linken Ufer der Kyll am Hange des Schloßberges auf, auf dessen schroff ansteigender Höhe die stark dem Verfall entgegengehende Ruine der alten Gerhardsburg emporragt. Das Landschaftsbild, dessen Mittelpunkt es ist, zeigt einen ganz eigenartigen Charakter, da alles Gestein ringsumher Dolomit ist. Eine sehr bezeichnende Felsbildung giebt eine unsrer Abbildungen wieder, in deren Mittelgrund man die

Blick auf Manderscheid.

sogenannte Auburg, eine burgartig ausgezackte Klippe, gewahrt. Da der ganze Boden vulkanisch ist, hat sich wahrscheinlich durch Einwirkung der glühenden Lava auf das Dolomitgestein eine unerschöpfliche Menge von freier und an Wasser gebundener Kohlensäure entwickelt, die heute noch weit und breit das Erdreich durchsetzt. Man trifft daher von Birresborn an aufwärts im ganzen Thalgelände bei Bohrungen fast mühelos auf kohlensäurehaltige Säuerlinge, die sich jetzt schon einen ausgebreiteten Ruf verschafft haben.

Mit einem Besuche des reizend auf einer von der Kyll umflossenen Anhöhe gelegenen Städtchens Kyllburg, dem terrassenförmig angelegte Gärten und der dicht bis an seine Häuser herantretende schöne Laubwald einen besonderen Reiz verleihen, beschließen wir für diesmal unsern Ausflug in das malerische und romantische Eifelgebiet. L. H.

Dolomitfelsen bei Gerolstein; im Hintergrunde die sogenannte Auburg.

Die deutsche Fahrradindustrie.

Die Verbreitung des Fahrrades ist ein sprechender Beweis dafür, wie leicht eine Neuerung, wenn wirklich ein Bedürfnis für dieselbe vorliegt und sie in zweckmäßiger Gestalt auftritt, sich einzubürgern und Anerkennung zu finden vermag. Noch sind es kaum fünfzehn Jahre her, daß man auf den Straßen hohe, schwankende Ungetüme auftauchen sah, auf denen verwegene Jünglinge kühn wie auf Rossesrücken dahinfuhren. Kopfschüttelnd blickte man diesen Radreitern nach: die einen verwundert, wie es möglich sei, auf dieser schmalen Basis das Gleichgewicht zu halten, die andern überrascht, daß ein so schwaches Fahrzeug die Last des Reiters zu tragen vermöge.

Und heute! Auf allen Wegen und Straßen begegnet man Hunderten und Aberhunderten der leichten, gefälligen Fahrräder, die sich vollkommen organisch in den Straßenverkehr einfügen, und deren Zahl man in Deutschland auf mindestens eine Million schätzt.

Die ersten aus Stahl gefügten hohen Zweiräder wurden zu uns aus England importiert. Im Mutterlande des Sports hatte man im Fahrrad ein neues Mittel für die Bethätigung einer neuen sportlichen Leibesübung entdeckt. Und da in Deutschland in den Jahren nach dem großen Kriege das Interesse für den Sport in der Jugend erwachte, so verfehlte das neue Sportwerkzeug auch in Deutschland seine Anziehungskraft nicht. Bald fand das hohe Rad Freunde, und bei der rasch wachsenden Ausbreitung und Nachfrage konnte es nicht ausbleiben, daß deutsche Techniker den Versuch der eignen Herstellung des vielbegehrten Bicycles wagten.

Es waren zunächst Betriebe, in denen Präzisionsmaschinen vorhanden waren, und die Einrichtungen zur Ausführung von Werken der Feinmechanik besaßen, wie zum Beispiel Nähmaschinenfabriken, welche die Herstellung von Fahrrädern aufnahmen. Und sehr bald fanden sich der deutsche Ingenieur und Techniker, nicht minder aber auch der deutsche Arbeiter in dieser Erweiterung des Maschinenbaufaches zurecht. In wie glücklicher Weise der Versuch gelang, geht deutlich daraus hervor, daß die wenigen Fabriken, die in jenen Tagen des Aufblühens der neuen Industrie mit kühnem Wagemut in die Arena traten, um den Kampf mit der Fahrradindustrie Old Englands aufzunehmen, ausnahmslos zur Stufe höchster Entwicklung gelangt sind und nach jeder Richtung hin als Musterwerkstätten und Betriebe ersten Ranges gelten dürfen.

Die Erfolge dieser Pioniere auf dem Gebiet des Fahrradbaues regten die Unternehmungslust gewaltig an und reizten die Kapitalisten, ihr Geld in dem Fahrradbau gewidmeten Werken anzulegen. Ließ doch der wahrhaft phänomenale Aufschwung, den das Radfahrwesen seit etwa 1888 genommen, der sich scheinbar ins Unermeßliche steigernde Bedarf, sowie die allgemein günstige wirtschaftliche Lage in Deutschland eine bessere Verwertung des Kapitals gar nicht denkbar erscheinen.

Im Laufe weniger Jahre waren etwa 150 Betriebe verschiedenen Umfanges entstanden, die sich mit dem Bau von Fahrrädern befaßten und fast ein halbes Hunderttausend Arbeiter beschäftigten.

Mit der Ausdehnung der industriellen Werke hielt die technische Vervollkommnung gleichen Schritt. Keine neue Erscheinung auf dem technischen Gebiet entging der Aufmerksamkeit der deutschen Fahrradfabrikanten. Aus den hohen Rädern wurden die jetzt allgemein gebräuchlichen niederen. Dieser Rührigkeit und Opferwilligkeit, die sich mit offenem Blick und echt deutscher Gründlichkeit paarten, verdankt die deutsche Fahrradindustrie den zur höchsten Vollendung getriebenen Ausbau, der es ihr ermöglichte, sich gänzlich vom Ausland, namentlich von England, zu emanzipieren.

Gleichzeitig mit der eigentlichen Fahrradindustrie hatte sich eine ganze Reihe damit zusammenhängender oder davon beeinflußter Gewerbszweige gehoben, die Einzel- und Zubehörteile für Fahrräder herstellten. Das gilt namentlich von den Gummifabriken, welche die Pneumatiks herstellen. So kann man jetzt das in der Fahrradindustrie und ihren Neben- und Hilfsgewerben angelegte Kapital zum mindesten auf 80 Millionen Mark schätzen.

Die mit solcher Kraft emporgediehene Industrie konnte naturgemäß bald das Bedürfnis des eignen Landes vollauf befriedigen. Die Einfuhr von Fahrrädern aus England ging auf ein kaum noch der Beachtung wertes Minimum zurück. Dieser Verdrängung folgte ferner eine empfindliche Konkurrenz in andern Ländern, wo bis dahin englische Erzeugnisse fast ausschließlich den Fahrradmarkt beherrscht hatten.

So waren alle Bedingungen vorhanden, die Fahrradindustrie zu einem der blühendsten Zweige des deutschen Gewerbefleißes zu gestalten, als ihr plötzlich Gefahr von einer Seite drohte, von der sie eigentlich am wenigsten erwartet wurde.

Amerika trat auf den Fahrradmarkt.

Wie in Deutschland hatte sich auch in den Vereinigten Staaten das Fahrrad eingebürgert, aber bis zum Jahre 1885 wurden noch fast sämtliche Fahrräder aus Europa, speziell England bezogen. Im Jahre 1890 gab es in den Vereinigten Staaten nur sechs Fahrradfabriken mit einer Gesamtproduktion von 11000 Stück. Von diesem Zeitpunkt an datiert aber ein enormes Anwachsen der amerikanischen Fahrradindustrie. Mit rapider Schnelligkeit gehen von Jahr zu Jahr die Ziffern der Fabriken und der Produktion in die Höhe. Im Jahr 1896 betrug die letztere rund eine Million Maschinen. Solche Mengen im Lande selbst unterzubringen, war natürlich unmöglich, und die Ueberproduktion mit ihrem Gefolge von Bankrotterklärungen und gerichtlichen Auktionen der enormen Warenbestände führte auf dem amerikanischen Fahrradmarkt eine Deroute sondergleichen herbei und eine allgemeine Preisreduktion, die sich gar bald auf dem Weltmarkt fühlbar machen mußte.

Wohin mit all den Warenmengen und den Erzeugnissen der Fabriken, die den „Krach" überstanden hatten, und die, wie man ja in Amerika gleich alles ins Riesenhafte anzulegen pflegt, für eine Massenfabrikation eingerichtet waren? Man erblickte das Heil im Handel mit Europa und zwar in erster Linie mit denjenigen Ländern, in denen geringe Einfuhrzölle dem Import möglichst wenig Schwierigkeiten entgegensetzten. Deutschland war eines dieser wehrlosen Länder.

Anfänglich kam von Amerika teilweise gute Ware herüber, aber da deren Herstellungskosten denen der guten deutschen Fahrräder zum mindesten gleich waren, so war angesichts der deutschen Konkurrenz ein größeres gewinnbringendes Geschäft damit nicht zu machen. Die Amerikaner erkannten bald, daß ihre Sache nur gedeihen konnte, wenn sie billig lieferten, billiger als jede deutsche Fabrik. Und das haben sie fertig gebracht, allerdings auf Kosten der Qualität der Ware. In welchem Grade Deutschlands Fahrradhandel und Fahrradindustrie darunter gelitten, läßt sich ziffermäßig kaum noch nachweisen. Dennoch gelang es, dem Anprall der brandenden Wogen Widerstand zu leisten.

Damit hat die deutsche Fahrradindustrie ihre gesunde Basis, ihre Existenzberechtigung erwiesen. Die Einfuhrnachweise der ersten Monate dieses Jahres zeigen einen recht erheblichen Rückgang des amerikanischen Imports.

Aber trotz alledem ist die amerikanische Fahrrädereinfuhr immer noch groß genug, um von der deutschen Fahrradindustrie als drückend empfunden zu werden. Und wer weiß, ob nicht neue, energische Vorstöße seitens der Amerikaner zu erwarten sind; der in den Vereinigten Staaten kürzlich gebildete Trust der Fahrradfabriken läßt es fast vermuten.

Hoffen wir, daß unsre tüchtige deutsche Fahrradindustrie auch aus ferneren Angriffen siegreich hervorgehe! E. Z.

Biwak-Abend.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Wir traben über das schweigende Feld
In dichten Reiterscharen,
Im Glied Schwadron zu Schwadron gesellt,
Unser Regiment Husaren.
Wir kommen von unsern Lagerreihn,
Wir sollen den Feind erspähen,
Wo seine Fahnen wehen,
Wo seine Posten stehen
Und seiner Feuer Schein.

Lang war der Tag im Sonnenbrand,
Den wir geschweift durch den Heidesand,
Und immer noch müssen wir reiten!
Wir durften nicht die Infanterie,
Die Pioniere, die Artillerie
Ins Biwak begleiten.
Kriegsmäßig wird heut alles gemacht,
Und Reiter nach gewonnener Schlacht,
Sie sollen verfolgen die ganze Nacht
Den Feind bis zum dämmernden Tage.
Und auf unsers Obersten Frage:
„Bis wann, Excellenz?"
Hat Excellenz gesagt:
„Herr Oberst, im Felde hielten Sie heute
Mit dem Feinde die Fühlung ungefragt,
Ohne Rücksicht auf Pferde und auf Leute...
Das Material an Pferden indessen...
Wir dürfen den Frieden nicht ganz vergessen...
Herr Oberst... also nach Ihrem Ermessen..."

So traben wir denn in den Abend hinein,
Bestrahlt noch matt vom Tagesschein,
Schweigend, schweigend, trab, trab, trab,
Bergauf, bergab, lehnauf, lehnab,
Vor uns Eclaireure, Patrullen.
Avantgarde hat die dritte Schwadron.
Wir reiten ohne Kommando und Ton,
Den Feind in Frieden zu lullen.

Wir greifen weit um die Flanken,
Den Gegner still zu umranken,
Die Stellungen scharf zu erkunden,
Sich ziehend längs in der Runden
Im Bogen über die Höhen fort,
Vom Feld zum Holz, vom Bach zum Ort, —
Und immer weiter die Wanderung geht.
Die Luft ist still, kein Windhauch weht,
Noch brütet Hitze über der Erde,
Und müde, müde sind unsere Pferde.

Vorn traben Oberst und Adjutant,
Es stiebt aus ihrer Spur der Sand;
Sie sprachen eifrig, die Karte zur Hand,
Und halten nun. Ein Wink. Wir auch.
Dann spähen sie mit dem Glase:
Da drüben steigt ein schwacher Rauch
Kerzengerade
Ueber dem schmalen Zickzackpfade
Empor, sich schlängelnd im Grase...

„Regiment — mit Zügen halbrechts schwenken,"
Und wo sich die Felder zum Bache senken,
Der Ruf wieder schallt:
„Halt!"

Wir stehen gedeckt gegen Sicht,
So bleiben wir lange und regen uns nicht,
Nur die Pferde schnauben und prusten,
Eins wiehert hell auf in der fünften Schwadron,
Da, in der zweiten Husten,
Und plötzlich heller Kommandoton:
„Regiment — trab!"
In die Lichtung hinaus, die Lehne hinab,

Der Oberst voraus. Ein Graben: hopp,
Dann schmettert laut das Signal Galopp,
Da sind auch des Feindes Kürassiere.
Auf schnaubendem Tiere jagen sie vor,
„Aufmarsch“ blasen die Trompeten im Corps.

„Marsch, marsch — zur Attacke, Lanzen gefällt“
Und niedergeritten, was sich uns stellt.
Die Lanzenfähnlein wehen,
Wie Segel sie sich blähen
Und flattern,
Eng aneinander drängen sich die Pferde
Und strecken sich im Sprunge fast zur Erde.
Und hinter unserm wilden Reitervolke
Gen Himmel steigt die Staubattackenwolke.
Vom Biwak her ein Knattern,
Einzelne Schüsse,
Feindesgrüße,
Dann unser Ruf von fern, von nah,
Auf allen Seiten von uns Husaren,
Gemischt mit des Feindes Attackenfanfaren,
Heulend, gellend, brüllend: „Hurra,“
Die Husaren sind da!
„Hurra! Hurra!“

Es weicht der Feind. Wir prellen vor.
Wohin sich unser Blick verlor,
Sehn wir die Biwakfeuer ringsum flammen.
Nun fort, sonst schießen sie uns arg zusammen.
Die Stellung schaun, ist alles, was wir wollen.

„Appell — Appell“.
Und schnell
Im Rudel wir die Straße rückwärts tollen,
Sie feuern nach — blind in die Nacht,
Wir haben uns längst davon gemacht
Und haben sie weidlich ausgelacht,
Wir Husaren.
Müde sind unsere Pferde,
Dunkel liegt über der Erde, —
Wir traben zum Biwak zurück.

Der Rittmeister von der ersten Schwadron
Sagt zum Major in flüsterndem Ton:
„Der Oberst hat aber Glück!
Sie wollten ihn abhalftern lange doch,
Nun gelingt ihm der Ueberfall heute noch,
Der wird am End' General.“

Und wie wir rücken zum Biwak ein,
Von weitem schon strahlt der Feuer Schein,
Von weitem tönt Lachen und Singen,
Von weitem Trompetenklingen.

Wir satteln ab, versorgen die Tiere,
Mit Woylachs werden sie wohl überhangen.
Es tönt der Ruf: „Die Herrn Offiziere!“
Wir reiten in Sprüngen, in ruhigen, langen,
Zum General.
Er hält zu Roß,
Um ihn des Stabes Troß.
Und er ereifert sich mit einem Mal:
„Herr Oberst, warum sind Sie nicht am Feinde geblieben?“

Der Oberst hebt zum Gruß die Hand:
„Excellenz, ich warf des Gegners Kavallerie
Und sah beim Vorstoß seiner Infanterie
Genaue Stellung. Da ich fand,
Daß Rücksicht auf das Pferdematerial ...
In Anbetracht
Der Nacht ...“

Unwillig rückt im Sattel sich der General:
„Herr Oberst, Sie mußten wissen, daß uns heute nicht gewöhnliche Manöverrücksichten binden, sondern daß wir eine außergewöhnliche Uebung vorhaben, die möglichst kriegsmäßig von statten gehen soll. Ich habe meine besonderen Absichten gehabt, und wenn ich als Grenze die notwendige Rücksicht auf das Pferdematerial hingestellt habe, so konnte ich doch damit nicht meinen, daß Sie schon nach drei Stunden einrücken sollten. Es ist zwar bald Nacht, aber ich brauche eine Kavallerie, die auch bei Nacht am Feinde bleibt ... Ich danke, Herr Oberst!“

Es grüßt die Excellenz. Wir salutieren
Und wenden ganz verblüfft die Pferde um.
Als wir uns schwingen von den müden Tieren,
Herrscht Schweigen noch in unserm Kreis rundum.

Das Biwaktreiben ist im Gang.
Längst blies zum Futterschütten der Trompete Klang.
An ihren Leinen angepflockt,
Den Futterbeutel umgehängt,
Hinein den Kopf gesenkt,
Stehn Rappen, Füchse, Braune, Schimmel.
Am Feuer hockt
Zum Kochen das Gewimmel
Der Leute, denen endlich knurrt der Magen.
Und seitwärts hinter dem Fouragewagen
Die Offiziere sitzen längs am Tisch,
Gedrückter Stimmung, keiner lacht.
Der Oberst ganz allein ist munter, frisch
Wie sonst. Er spricht von siebziger Schlacht,
Gefecht und Ritt,
Doch keiner redet mit.
Und der Major sagt seinem Nachbar still,
Dem Rittmeister der ersten Eskadron:
„Wenn Excellenz will,
Ist's eben falsch. Als ob bei Nacht nicht schon
Wir Felddienst übten tausendmal:
Nun wird er doch nicht General!“

Der andre schüttelt nur den kahlen Schopf,
Er tupft sich mit dem Tuch den Schweiß vom Kopf:
„Der gute Oberst kann gemischte Waffen ja nicht führen,
Ein Reiterführer erster Klasse, doch zum Reüssieren
Muß man gerecht in allen Sätteln heute sein.“

Und unten an der Tafel meint ein Leutnantlein:
„Man macht es falsch, so wie man's macht,
Und die Attacke war doch fein!“

Da tönt der Abendsegen durch die Nacht,
Von überall, von allen Regimentskapellen,
Getragen, feierlich hinfluten sie, die Tönewellen,
Andächtig stimmend unterm weiten Sternenzelt,
Das über all den Feuern noch die Nacht erhellt.
Die zum Besuch im Biwak, müssen gehen,
Still wird's im Lager, und herüberwehen
Der Kavallerieretraite Klänge.
Es schweigen die Soldatensänge,
Im Stroh streckt man sich aus zur Ruh',
Die Pferde nicken müde hinzu.
Das Biwak schläft, in Näh' und Weiten
Eintönig nur die Wachen schreiten
Die Stallgassen herauf, herab ...

Am Feuer sitzt der Oberst ganz allein:
Er nimmt die bunte Mütze ab
Und streicht sein graues Haar;
Er denkt an das, was ist und war,
Er träumt im Sternenschein.
Den Aermel seiner Attila,
Die ihn so oft vor seinem Regiment Husaren sah,
Wischt er mit langsamer Bewegung rein.
Er schaut die goldverschnürte Jacke an:
Ein eisern Kreuzlein erster Klasse hängt daran,
Das er bei einem Ritt in Feindes Land gewann,
Bei dunkler Nacht....

Der Goldfisch.

Ein Märchen
von
Hans Hoffmann.

Einem muntern Hering war prophezeit worden, er werde noch einmal ein Goldfisch werden. Wie dieser Spruch in Erfüllung ging, lehrt folgende Geschichte.

Ein frommer Knabe besaß einen Goldfisch, den er sehr liebte und aufs sorgsamste pflegte. Er hielt ihn in einem geräumigen und saubern Glasgefäß, erneuerte stets rechtzeitig das Wasser und fütterte ihn reichlich mit Semmelkrumen, Würmchen und andern guten Dingen; ja, an Sonn- und Feiertagen streute er ihm sogar von seinen eignen Leckerbissen, Schokoladenplätzchen, Pfefferkuchen und dergleichen in sein Becken. So war es kein Wunder, daß dies Fischchen vortrefflich gedieh und bequeme, sorgenlose Tage in Freuden dahinlebte.

Für all diese Wohlthaten beanspruchte der Knabe nichts weiter, als daß sein Pflegling mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufblicke.

„Ich bin dein lieber Gott,“ pflegte er zu ihm zu sagen, „denn mir verdankst du alles, deine Nahrung, deine Wohnstätte und selbst deine Lebensluft. Wenn ich nicht alltäglich für dich sorgte, würdest du binnen kurzem verhungern oder im verdorbenen Wasser ersticken. Mehr thut der große liebe Gott im Himmel für unsereinen auch nicht. Also bin ich dein Gott, und du mußt mich als solchen verehren.“

Das sah der kleine Goldfisch vollkommen ein und hütete sich wohl, durch einen zweiflerischen Widerspruch sich zu versündigen. Er nahm in schweigender Ergebenheit die Gaben aus seiner Hand und ließ im übrigen diesen lieben Gott einen guten Mann sein, oder genauer, einen guten Knaben. So hatten sie beide rechte Lust aneinander, der beredsame junge Gott und sein stummgläubiges Geschöpf.

Eines Morgens aber hatte der erstere länger geschlafen, als ein Gott das von Rechts und Geschäfts wegen eigentlich sollte. Das benutzte seine Mutter, um mit der Magd einmal sein Zimmer recht gründlich zu reinigen. Die Magd aber, wie nun die Mägde so sind, stieß mit dem Besenstiel an die schöne Glasschale, daß die klirrend zerbrach und das Wasser zusamt dem Fischchen über den Fußboden floß. Den Fisch rettete die Mutter zwar mit einem hurtigen Griffe, setzte ihn in ein gefülltes Waschbecken und stellte dieses ans offene Fenster; das Gefäß aber blieb zerbrochen, und sie lief eiligst zum Glashändler, um ein neues, das ganz gleich von Ansehen sein mußte, zu erstehen, damit ihr Söhnchen nichts merke, denn das hätte ihm Kummer gemacht.

Doch als sie mit der neuen Schale zurückkam, bemerkte sie mit Schrecken, daß der Goldfisch verschwunden war. Mein Himmel, wie war das möglich, daß ein so kleines Geschöpf den hohen Rand des Beckens hatte überspringen können! Nein, wie war das möglich! Aber alles Suchen half nichts, er war und blieb verschwunden.

Da lauschte die arme Mutter an der Kammerthür ihres Sohnes, und als der immer noch schlief, da freute sie sich und lief schnell auf den Markt und kaufte einen neuen Goldfisch, der dem ersten ganz genau glich in Gestalt und Größe. Der alte war freilich ein Weibchen gewesen, und der neue war ein Männchen, aber das konnte man nicht sehen.

Als nun der Knabe erwachte und aufstand, fand er alles beim Alten und merkte nichts; er fütterte sein Fischchen und redete mit ihm und blieb ihm der junge Gott, der er vorher gewesen war.

Dem armen Goldfische aber war's übel ergangen; der mußte merken, daß er seinen Gott verloren hatte. Als er in dem Waschbecken am Fenster stand, kam etwas, das hielt er für den Teufel, denn es war schwarz und haarig und hatte glimmernde Augen und spitzige Krallen. Eigentlich aber war's nur die Katze; doch die langte zu und schlug mit ihrer Tatze den Fisch aus dem Wasser. Zum Glück aber hatte sie in ihrer Gier zu grob zugeschlagen, und er flog über das Fensterbrett hinaus in die Tiefe. Und nun hatte er wieder Glück, denn er fiel gerade in den Rinnstein, der von einem Gewitterregen stark angeschwollen war und also ihm Raum zum Schwimmen gewährte. Zwar roch dies Wasser abscheulich, und der arme Kerl glaubte zu ersticken, doch nur um so hastiger schoß er vorwärts. Und er hatte nochmals Glück, denn der Rinnstein mündete sehr bald in den Fluß, der die Stadt durchströmt.

Hier war dem Fische etwas wohler; doch ließ die Reinlichkeit des Wassers immer noch zu wünschen übrig; darum eilte er weiter, bis er die Stadt im Rücken hatte. Da war das Wasser wirklich schön klar und durchsichtig, wie sonst in seiner Schale; aber daraus erwuchsen ihm jetzt schlimme Gefahren. Denn weil seine gelbroten Schuppen so prächtig leuchteten, entdeckten ihn die Raubfische desto besser von weitem und machten auf ihn Jagd; besonders die wüsten Hechte machten ihm zu schaffen. Es war ein reines Wunder, daß er ihnen immer noch entrann; nur die schnellen Seitenschwenkungen machten das möglich, die er in seiner engen Schale geübt hatte.

Ein jämmerliches Leben aber war es doch, so in beständiger Angst, und dazu die Sorge um des Leibes Nahrung. Da mußte er lernen, was der Spruch bedeutet: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen,“ und er seufzte und sehnte sich immerfort nach seinem lieben Gotte zurück, der

ihn bis dahin ernährt und behütet. Das half ihm aber nichts.

Also schwamm er immer weiter, in der stillen Hoffnung, doch irgendwo am Ende eine besser gesicherte und nahrhaftere Stelle zu finden. So kam er eines Tages in die offene Ostsee. Da gefiel es ihm gar nicht, denn das Wasser war so bitter und machte ihm ganz übel. Doch als er sich nach dem Flusse zurückwenden wollte, kam gerade ein dichter Zug von riesigen Lachsen da herabgezogen; davor entsetzte er sich und floh noch weiter ins Meer hinaus.

Nun war er schlimm dran in der endlosen Salzflut, die obendrein von allerlei scheußlichen Mißgestalten mit schiefgedrehten Mäulern und Augen bevölkert war, Flundern, Schollen und dergleichen Brut. Die thaten ihm zwar nichts, aber sie waren ihm doch eklig. So taumelte er in namenlosem Jammer umher ohne Ziel und Richtung, bis er plötzlich ganz unversehens in einen ungeheuren Zug Heringe geriet, der gerade auf der Völkerwanderung war und ihn mit sich fortriß, ohne daß ihn jemand fragte, ob er mitwolle oder nicht. Das war, als ob ein Sandkorn von einer großen Wanderdüne mit fortgetragen wird. Anfangs war er völlig betäubt und verstört und wußte sich nicht zu benehmen. Bald aber faßte er einigen Mut, weil er schließlich merkte, daß er hier in der dichten Masse am sichersten aufgehoben war, denn sein sonst so auffälliges Goldkleid verschwand unter den Millionen und lockte für sich keine Räuber mehr an. Zwar ward auch manch einer der schlichten, silbergrauen Fische, in deren Mitte er schwamm, von ihnen hinweggeschnappt; aber das war nicht so schreckhaft, weil es in der Menge nicht so sehr zu merken war; auch hieß es, sie seien fürs Vaterland gestorben, und das ist immer ein Trost für alle, die leben bleiben. So fühlte sich denn das Goldfischchen bald ganz zufrieden und geborgen und muckste sich nicht, denn es mochte nicht auffallen.

Doch ist's in der Welt zumeist nicht anders, als daß alles Glänzende wohl eine Zeit lang übersehen wird in der flirrenden Masse, am Ende aber doch fast gewaltsam die Augen auf sich zieht. Und so war es auch hier. Die zunächst schwimmenden Heringe bemerkten die Pracht seines Gewandes und tuschelten sich staunende Betrachtungen zu. Erst langsam verbreitete die Märe sich weiter, dann jedoch immer schneller und in größeren Kreisen, und endlich ward die Erregung so allgemein und so laut, daß man beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Eine Kommission wurde erwählt, den angeblichen Wunderfisch zu besichtigen und zu schätzen.

Die fand denn alles bestätigt, was man Gutes von seiner Färbung gehört hatte, ja, eher noch übertroffen. Da beschlossen die Heringe in ihrer Gesamtheit, ihn zum Könige zu ernennen, da er ja von der Natur schon mit dem Purpur geschmückt und also gewißlich ein Herrscher von Gottes Gnaden sei.

Der kleine Goldfisch war sehr erschrocken, als ihm diese Botschaft überbracht wurde, denn er fürchtete sich vor der Verantwortlichkeit und auch vor den Gefahren einer so ausgesetzten Stellung. Er suchte die Ehre daher abzulehnen unter dem schamhaften Hinweis darauf, daß er weiblichen Geschlechtes sei.

Das sei nur um so besser, ward ihm zur Antwort, so sei gleich für eine sichere Nachfolge gesorgt und ein Aussterben des Geschlechtes nicht zu befürchten; ein paar tausend Eier im Jahre werde er gewiß doch zu laichen im stande sein.

Diese Fähigkeit konnte er nicht ableugnen und fand nun keinen Vorwand mehr, sich dem Antrage zu versagen. Es handelte sich jetzt nur noch darum, einen würdigen Gatten zu finden. Da war gewaltiger Wettbewerb, denn die Stellung eines Prinzgemahls ist keine ganz üble. Doch fand sich kein einziger, der auch nur eine leichte rötliche oder goldgelbe Schattierung hätte aufweisen können, und die war doch wünschenswert um der Nachkommenschaft willen.

Endlich meldete sich einer, der es zwar auch nicht über ein schäbiges Silbergrau hinausbrachte, wohl aber glaubwürdig nachweisen konnte, eine summende Muschel habe ihm einst prophezeit, er werde noch einmal auf eine geheimnisvolle Weise zu einem Goldfische werden. Er war nun der Ansicht, daß dieser wunderbare Prozeß durch das eheliche Zusammenleben mit einem solchen mittels Abfärbens sich vollziehen werde. Leider fand er damit keinen recht vertrauensvollen Glauben, man wollte doch zuvor wenigstens ein Pröbchen beginnender Umfärbung sehen.

In dieser Not hielt er es für das klügste, sich mit der jungen Königin vorläufig auf eigne Hand in Verbindung zu setzen; und da er den fremdartig schönen Namen Alexis trug, machte er ihr Eindruck, und sie erzählte ihm auf sein Befragen bereitwillig und mit großer Rührung von ihren seligen Jugendtagen und vom lieben Gott, der sie so treulich ernährt und behütet, bis der Teufel ihm in einem unbewachten Augenblick sein Werk verpfuscht habe. Da erkannte Alexis die Hand des Schicksals, und er sprach begeistert: „Dein Gott ist mein Gott. Ich zweifle nicht, daß er mich zum Goldfische umschaffen kann, wenn du für mich betest. Willst du das thun, und kannst du mich zu ihm führen? Dir würde durch den männlichen Beistand eines Gemahls die Last der Regierung doch merklich erleichtert werden."

Das sah das Goldfischchen natürlich ein; das Regieren war ihm ohnehin eine höchst unheimliche Sache. Es ersann aber zugleich eine kleine Heimtücke in seinem weiblichen Köpfchen: es wollte nur unter gutem Geleit zu seinem Gotte heimkehren und dann wieder hübsch bei ihm bleiben, wie in früheren Tagen. Wenn etwa Alexis dann gleichfalls dableiben und sich in der Glasschale verpurpurn lassen wollte, konnte ihr das recht sein; auf jedes Regieren aber und was drum und dranhing, mußte er dann verzichten. Von solchen Geheimplänen aber sagte sie dem Streber vorläufig nichts.

Alexis stellte nun den Antrag bei der Volksversammlung, man solle ihn und das Goldfischchen unter würdigem Geleit zu dem Sitze des fremden Gottes entsenden, damit er dem Schlusse des Schicksals gemäß sich dort durchgolden lassen könne. Das ward ihm bewilligt, und so sonderte sich denn ein schimmernder Zug von Ehrenheringen ab, um das hoffnungsvolle Paar zu dem Gotte zu geleiten. Das Goldfischchen mußte die Richtung angeben, ward aber sorgfältig von den andern umringt und in sicherer Mitte gehalten, um es vor Gefahren zu schützen. So wurden zwar ziemlich viele aus dem Ehrengeleite von Raubfischen gefressen, die Königin aber und ebenso Alexis, der sich ihr immer ganz nahe halten durfte, blieben gänzlich unversehrt.

Als sie nun an die Mündung des Flusses gelangten und da hurtig hineinschwammen, ward dem Goldfischchen auf einmal unsäglich wohl, und es jubelte auf: „Gott sei gepriesen, endlich doch wieder gesunde Luft!"

Den armen Heringen aber ward desto übler zu Mut, und sie gestanden einander ganz insgeheim, sie fühlten sich fürchterlich seekrank; nur offen wagten sie das nicht zu sagen, aus Ehrfurcht vor der Königin und dem künftigen Prinzgemahl. Dem freilich war eigentlich am allerschlimmsten, doch verbot ihm seine Würde, sich das merken zu lassen.

Diese Willensüberanstrengung aber schlug ihnen allen aufs Gehirn, und sie wurden ganz kopfscheu. Und ehe sie sich's versahen, waren sie samt und sonders einem Fischer ins Netz geraten, das arme Goldfischchen allerdings mit, das doch ganz unschuldig war an der allgemeinen Benommenheit.

Als der Fischer nun das Netz heraufzog, rief er sehr erstaunt: „Ei, Gottes Wunder, das sind ja Heringe." Und als er sie dann zu Markte gefahren und in einer großen Butten zum Verkauf gestellt hatte, pries er sie mit vielem Geschrei als Flußheringe an. Von seinen Genossen ward er zwar ausgelacht, Neugierige kamen aber doch in Menge herbei, um das Wunder zu sehen.

So kam auch eine Frau, die sehr freundlich und nett aussah, so daß Alexis gleich dachte: das wird wohl der Gott sein, so habe ich ihn mir vorgestellt! Die kaufte die Heringe insgesamt, nachdem sie mehrere von ihnen befühlt und liebreich gestreichelt hatte. Das Goldfischchen aber verbarg sich sorgsam in der Schar der andern, denn es fürchtete, sonst ausgesondert und nicht mitgenommen zu werden; und dies wollte es doch gern, weil es die Frau gleich erkannt hatte.

So gelang ihm das denn auch, und als diese zu Hause das Netz ausschüttelte, kam ihr kleiner Sohn in die Küche gelaufen und entdeckte alsbald unter den grauen Heringen den schönen Goldfisch. Da gab es einen Jubel: „Nun habe ich ihrer zwei; die können Mann und Frau sein. Glaubst du, Mama, daß sie sich in der Schale vertragen werden?"

„Mann und Frau vertragen sich immer," bemerkte die Mutter, nicht ohne durch einen stummen Aufblick zum Himmel die ungeheure Kühnheit dieser Behauptung zu entschuldigen. Der kleine Goldfisch aber hatte seinen Gott erkannt und schlug vor Glückseligkeit mit dem Schwanze auf den Tisch, als wollte er einen Tanz aufführen. Und er teilte seinem Ehrengeleite in der Eile mit, welches Glück sie gehabt hätten.

„So bitte ihn gleich, daß er mir zu meinem Goldkleide verhilft," antwortete Alexis voll freudiger Hoffnung.

„Ich werde nicht verfehlen," versetzte die Königin, und sie that es auch wirklich, sobald der Knabe sie wieder in die Schale gesetzt hatte. Hier befreundete sie sich auch schnell mit dem andern Goldfisch, der ihr gut gefiel, weil er ein Männchen war.

Der Knabe lief inzwischen wieder in die Küche und betrachtete die Heringe. „Schade," sagte er, indem er den Alexis in der Hand wog, „schade, daß der nicht auch solche Goldfarbe hat; er ist so schön fett."

Alexis dachte: jetzt wird es kommen. Die Gute hat zu dem Gotte gebetet, und die Mutter des Gottes wird mich nun verwandeln.

Und so geschah es auch wirklich.

„Das wollen wir bald haben," sprach lächelnd die Mutter, ergriff den jungen Hering mit weicher, liebevoller Hand und hängte ihn in den Rauch. Die andern wurden gekocht und selbigen Tages gegessen.

Alexis aber hing da seiner Zukunft entgegen. Und es dauerte nicht lange, so färbte sich seine Haut und ward glänzend goldig, wie er es sich gewünscht hatte. Und war so die Prophezeiung der Muschel erfüllt, wie nicht anders zu erwarten. Zum Unglück war Alexis vorher verstorben.

Das war ja schade. Aber schön war er doch, als die Frau ihn nun herabnahm und ein Rührei dazu machte und ihn ihrem Söhnchen zum Frühstück brachte.

„Ach, Rührei mit Bückling," rief der, in die Hände klatschend, „es giebt doch nichts Schöneres."

„Es ist eine Speise für Götter," bestätigte fröhlich die Mutter.

„Siehst du wohl, Alexis, daß sie Götter sind?" sagte die Königin. „Und sie haben dich wahrhaftig zum Goldfische gemacht."

Denn sie wußte noch nicht, daß er tot war. Sie merkte das erst daran, daß er verspeist wurde.

Schade um den kühnen, ehrgeizigen Jüngling! dachte sie. Freilich, bei Lichte besehen war er doch immer nur ein Hering. Und dann wandte sie sich innig dem neuen Gefährten zu, der sie eifrig umschwänzelte. So sind die Weiber.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp).

Partie Nr. 30.

Kürzlich durch Briefwechsel gespielt. (Nach den „Böhmischen Schachblättern".)

Sizilianische Partie.

Weiß: Krause (Dorpat). — Schwarz: Nerling (Petersburg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—c5**	15. Sf5×g7†	Ke8—d8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Dc4—h4†	Kd8—c7
3. Sb1—c3	e7—e6	17. Dh4—f4†	Kc7—d8
4. d2—d4	c5×d4	18. Df4—f6†	Kd8—c7
5. Sf3×d4	Sg8—f6	19. Df6—e5†	Kc7—d7
6. Lf1—e2	Lf8—b4 [1])	20. Lf3×d5	e6×d5
7. 0—0	Lb4×c3	21. De5—e7† [5])	Kd7—c6
8. b2×c3	Sf6×e4	22. De7—d6†	Kc6—b5
9. Le2—f3! [2])	Se4×c3	23. Tf1—b1†	Kb5—a4
10. Dd1—d3	Sc3×a2	24. Tb1×b6	a7×b6
11. Ta1×a2	Sc6—b4	25. Dd6×d5	Lc8—e6
12. Dd3—c4	Sb4×a2	26. Sg7×e6	f7×e6
13. Lc1—a3! [3])	Dd8—b6 [4])	27. Dd5—c4† [6])	Ka4—a5
14. Sd4—f5!	d7—d5	28. Dc4×a2	Aufgegeben.

[1]) Sicherer ist d7—d6 oder das von Berger vorgeschlagene d7—d5.

[2]) Gut gespielt. Schwarz durchschaut die folgende Kombination nicht vollständig.

[3]) Entscheidend. Nach 13. Dc4×a2 0—0 stand Schwarz gut.

[4]) Die einzige kleine Chance gewährte d7—d6 nebst 0—0.

[5]) Auch 21. De5×d5† führt zum Ziele.

[6]) Mit 27. Dd5—b3† war hier ein fünfzügiges Matt möglich: Ka4—a5 28. c2—c4 Sa2—c3! 29. La3—b4† Ka5—a6 30. Db3—a3† Sc3—a4 31. Da3×a4 matt. Aber es reicht auch so.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 42.

Aus Zeit und Leben.

Die Nanyang-Truppe in Paradeaufstellung.

Die Musikkapelle.

Die Nanyang-Armee in China. (Text Seite 676.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Silbenrätsel.

Der Ersten sind herrliche Werke gelungen,
Und doch wird sie selten von Dichtern besungen,
Obgleich ohne sie wär', was jene ersonnen,
Im Strome der Zeit längst verrauscht und zerronnen.

Die Letzte mahnt schmerzlich zuweilen zur Tugend,
Und andrerseits wird sie der schäumenden Jugend
In freundlicher Nachsicht wohl lächelnd verzeihen,
Wenn Mutwill' und Scherz das Gepräge ihr leihen.

Das Ganze, der List und der Kühnheit entsprungen,
Hat häufig den Feind unerwartet bezwungen,
Den tapfern Vollführer zum Siege geleitet
Und blutigen Kämpfen ein Ende bereitet. M. Sch.

Worträtsel.

Wenn es ein Zeitwort ist,
Soll es zu jeder Frist
Wack'res der Mann.
Doch auch als Hauptwort schnell,
Wendet der Schustergesell
Fleißig es an. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 40:

Des Worträtsels: Willkommen.
Des Silbenrätsels: Pfauenauge.
Des Scherzrätsels: Po, E, Tisch — poetisch.
Des Worträtsels: Au, Hai, Isar, China, Urahne, Taurien, Reithaus, Eintausch. — Trauschein.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (5). A. Merz in Seitsch (2). Gräfin P. in Ch. (4). E. Riebow-Kruse in Hamburg. „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst. Dr. W. in Dresden. Anatol Habicht in München. Leonie d'Autreval in Cannes. Frl. E. in Regensburg. Daisy Whitmann in Detroit (5). ? in Paris. Pila v. S. in Böszörmény (2). „Kurt und Hedwig" in Oldenburg (4). „Köbi" in Bern.

Litteratur.

— Der Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig hat in seiner Sammlung von „Meyers Reisebüchern" die zweite, stark vermehrte und auf drei handliche Bändchen erweiterte Auflage des in alpinen Kreisen wohlbekannten „Hochtourist in den Ostalpen" von L. Purtscheller und H. Heß erscheinen lassen. (1. Band: Bayrische und Nordtiroler Kalkalpen, Nord-Rhätische Alpen, Oetzthaler Alpen, Ortler- und Adamello-Alpen. — 2. Band: Salzburger und Berchtesgadener Kalkalpen, Oberösterreichische und Steirische Alpen, Zillerthaler Alpen, Hohe und Niedere Tauern. — 3. Band: Dolomit-Alpen, Karnische Alpen, Südöstliche Kalkalpen.) Jedem Bande sind zahlreiche Karten und Pläne beigegeben, ebenso dem in neuer Auflage dargebotenen 3. Bande der „Deutschen Alpen", der Niederösterreich, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain, Kroatien und Istrien behandelt. Der gleiche Verlag bringt in achter, vermehrter Auflage den Schwarzwald mit Einschluß von Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg, in neunter Auflage „Die Rheinlande", ebenfalls unter Beifügung vieler Karten, Pläne und Panoramen. Neu erschien ferner in Meyers Reisebüchern der Band „Ostseebilder und Städte der Ostseeküste", begleitet von 28 Karten und Plänen. — Eine Uebersichtskarte der Schweiz im Maßstabe 1:400000 ist in Paynes Verlag zu Leipzig erschienen. — Dem von Oskar Kilian herausgegebenen Taschenbuch für Radfahrer (Berlin, M. Rodenstein) ist ein Tourenverzeichnis für ganz Deutschland und die nächstbenachbarten fremden Gebiete beigefügt.

Notizblätter.

Himmelskunde.

— Am 28. Mai 1900 findet eine totale Sonnenfinsternis statt, die außer in Spanien, Portugal und Algerien auch im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem ganzen Verlauf sichtbar sein wird. Die Marinesternwarte in Washington versendet jetzt schon Zirkulare, in denen sie mitteilt, daß alle zur Beobachtung dieses Phänomens dienenden Instrumente zollfrei eingeführt werden dürfen, und daß alle Expeditionen ohne Ausnahme durch die amerikanische Regierung jede nur mögliche Unterstützung und Förderung erfahren sollen. Um die Auswahl des Beobachtungsortes zu erleichtern, werden von denjenigen Gebieten, innerhalb deren die Finsternis total ist, jetzt schon Karten in großem Maßstab versandt. Nach mehrjährigen, ad hoc angestellten meteorologischen Beobachtungen in den in Betracht kommenden Gegenden sind dort die Aussichten für gute Witterung um die kritische Zeit sehr günstig.

Denkmäler.

— Durch die Vertagung des Deutschen Reichstags ist festgestellt, daß die Bewilligung eines Reichszuschusses für das Goethe-Standbild in Straßburg nicht mehr zu gewärtigen ist. Die Sammlungen haben bisher rund 84000 Mark ergeben, während der Gesamtbedarf, der ursprünglich auf 150000 Mark angenommen war, nun, da ein Reichszuschuß nicht bewilligt wurde, auf 120000 Mark ermäßigt worden ist. Es wäre sehr erwünscht, am 28. August, dem hundertfünfzigsten Geburtstage Goethes, die Errichtung des Standbildes als gesichert bezeichnen zu können. An die Verehrer und Verehrerinnen Goethes ergeht daher die Bitte, Beiträge für den Denkmalfonds an die Kassenverwaltung (Rheinische Kreditbank, Filiale Straßburg) einsenden zu wollen.

Handschriften-Beurteilung.

Vindobona 20. Eitelkeit und Effekthascherei liegen in der Größe der Formen, die dabei nicht ästhetisch-schön, sondern nur gesucht sind, aber eine gewisse Gewandtheit ist doch auch dabei und läßt auch auf solche im Charakter schließen. Schlagfertigkeit zeigt der Anstrich des „L“, Egoismus beweisen die auf sich selbst zurückkommenden Endstriche (siehe „d“), Vorsicht der Punkt, Mißtrauen der Strich nach der Unterschrift, und die Vereinigung beider Zeichen läßt auf einen hohen Grad von Mißtrauen schließen. Da die Linie die Tendenz hat, nach rechts zu sinken, sind wohl traurige Stimmungen, Entmutigung, Aengstlichkeit vorhanden und deuten auf trübe Erfahrungen, und so wird das obengenannte Mißtrauen wohl auch eine Folge davon sein; denn die schiefe Schriftlage deutet auf Neigung zu vertrauender Hingabe. Die Verquickung der Schleifen läßt auf die Konfusionsrätin par excellence schließen, und die sehr markierte Schattierung auf Freude am Genusse, überhaupt an den Dingen dieser Welt. Für „enge Wände“ und kleine Verhältnisse würden Sie nicht passen — Sie brauchen Raum und haben das Bedürfnis nach großen, guten Verhältnissen, nach Noblesse und persönlicher Freiheit, nach Repräsentanz, Luxus und „Weltleben“. Das alles sagt mir die Größe, Schwunghaftigkeit, Kühnheit und Eleganz der beiden Buchstaben, die Ihre Unterschrift bilden.

L. W. in Petersburg. Ein warmes Gemüt und ein wohlwollendes Herz verbinden sich mit einem klaren Verstand und lebhaften Geist. Sie haben vielseitige Interessen, eine ziemlich lebhafte Phantasie, sind umgänglich und können heiter und anregend sein, neigen aber hie und da zu Entmutigung. Gern lassen Sie sich auf einen Disput ein, sind aber eine zu liebenswürdige und anpassungsfähige Natur, um dabei schroff oder gar unangenehm zu werden.

Perle, Unt.-Ofz. Unbiegsam, oft etwas rücksichtslos offen und schroff. Leidenschaftlich, energisch, auch im Genuß, eigensinnig und egoistisch. Was Sie für recht halten, thun Sie ohne Rücksichtnahme auf Ihre Umgebung. Sie sind sehr gewissenhaft, pflichtgetreu, ordentlich und pünktlich bis zur Pedanterie. Daneben selbstbewußt, sogar etwas breitspurig im Auftreten. Sie können unangenehm scharf werden, es ist nicht gut mit Ihnen Kirschen essen.

H. N. Zimm. Maat. Ob Sie von schlechtem Charakter seien, möchten Sie wissen: Nein, das durchaus nicht, Sie sind etwas schwerfällig und langsam, egoistisch und für materielle Genüsse empfänglich, nebenbei aber auch wieder gutherzig, und wenn Sie schon schweigen und verschweigen können, kein Diplomat und kein hinterlistiger Intrigant. Sie haben eigne Ideen und auch etwas Phantasie. — Ehrgeizig? Nicht eigentlich. Sie lassen sich zwar nicht leicht entmutigen, sondern gehen ruhig und bestimmt Ihres Weges. — Sparsam? Ja. Wenigstens streben Sie danach, es zu sein. Der richtige Einteilungssinn fehlt freilich, und Sie brauchen immer wieder mehr, als in Ihrer Absicht lag. — Launisch? Nein, das nicht. Sie sind gleichmäßig im Empfinden, stets bemüht, kühler zu scheinen, als Sie in Wirklichkeit sind.

Irene aus Ungarn. Eine echt weibliche Frauennatur, voll Zartgefühl. Sinn und Auge sind für alles Zierliche und Feine empfänglich. Sie lieben es, die Sachen an und um sich nett zu gestalten, und haben guten Geschmack. Sie berühren sympathisch durch Ihr klares, harmonisches Wesen und Ihr Bestreben, jedermann gerecht zu werden und objektiv zu urteilen. Sie sind keine tiefe, leidenschaftliche Natur, aber treu in den Gefühlen und gleichmäßig im Empfinden. Sie haben Phantasie, sind schlagfertig, heiter und umgänglich, auch nicht frei von etwelcher Eitelkeit und Selbstgefälligkeit.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.

Briefmappe.

H. O. in R. Sie finden Eingehendes in dem Prachtwerk „Das Engadin in Wort und Bild“ (Samaden, Verlag von Simon Tanner, 8 Mark).

G. A. in S. Künstlerpostkarten aus Polen hat die Buchhandlung H. Altenberg in Lemberg auf den Markt gebracht. Von Wilhelm Wachtel angefertigt, zeigen die Karten die verschiedenen Volkstypen in moderner Auffassung.

Robert M. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Friedrich F. in R. Den holden Reiz des Naturlebens kann wohl niemand anmutiger schildern, als Sie es thun:

In der Sommernacht.

Träumende Sommernacht!
Schimmernde Märchenpracht!
Ringsum sprießt frisches Grün,
Duftend die Blümlein blühn,
Silbern der Mondenschein
Strahlt über Flur und Hain,
Dort in dem Traume piept
's Vöglein, das sich geliebt.
Hier ruht der Sänger weich,
Träumt auch von Liebe reich:
Rings in der Sommernacht
Träumende Märchenpracht!

Bekanntmachung.

Am 28. April 1895, nachm. 4 Uhr, wurde im Gemeindebezirk **Königlich Sacrau, Kreis Oppeln,** aus der Oder bei der Buhne Nr. 12 die Leiche einer unbekannten weiblichen circa 18–25 Jahre alten Person gelandet. Der Kopf der Leiche war mit schwarzen Haaren bedeckt, die Gesichtszüge nicht mehr erkennbar.

Die Leiche war bekleidet

1. mit einem hellen modernen Stoffjaquette mit großen braunen Hornknöpfen,
2. mit einem dunklen Kleide, welches unten mit Krausen besetzt war,
3. mit einem schwarzen Unterrock und mit einem gestreiften Unterrock,
4. mit einem leinenen Hemd mit Spitzenbesatz,
5. mit einem rothen Korsett,
6. mit einem Paar baumwollenen Handschuhen,
7. mit einem Paar schwarzer Strümpfe und
8. mit einem Paar niedriger Lederschuhe.

In der Rocktasche wurde ein Portemonnaie mit Stahlbügel vorgefunden.

In demselben befand sich Geld.

Alle diejenigen, welche über die Identität der vorbezeichneten Leiche, deren Erben oder nächsten Verwandten Angaben machen können, werden ersucht, dies dem unterzeichneten Nachlaßpfleger oder dem Königlichen Amtsgericht zu Oppeln unverzüglich mitzutheilen. Kosten erwachsen hierdurch nicht.

Königlich Sacrau, den 25. Mai 1899.

Ignatz Laxy, Pfleger.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 43.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung von **Adele Hindermann.**

XIV.

Leni ist von ihrer Gastspielreise mit dem glücklichen Bewußtsein zurückgekehrt, gefallen zu haben. Nach den schmeichelhaften Aeußerungen des Intendanten ist an einem Zustandekommen des Kontraktes kaum noch zu zweifeln. Der definitive Bescheid wird uns erst durch den Berliner Agenten zugehen, wofür der gute Mann dann während der ganzen Dauer des Engagements seine fünf Prozent Provision von der Gage bezieht. Nicht etwa, daß der Mann etwas in der Sache gethan hätte, denn Lenis Beziehung zum Hoftheater in W. ist auf eine rein persönliche Bekanntschaft vorigen Winters in Berlin zurückzuführen, aber um uns diese Leute nicht zu Feinden zu machen, werden wir ihnen, wenn die Sache zum Abschluß gelangt, allmonatlich fünfundzwanzig Mark in den stets geöffneten Rachen werfen und ihre magere Fachzeitung, die mit den geschmacklosesten Reklamen für ihre Zahler gefüllt und lachhaft teuer ist, weiter halten!

Sechshauserbrücke.

Partie bei der Gumpendorferstraße.

Die Wiener Stadtbahn. (Text Seite 690.)

Auch unser Theater steht im Zeichen der Gastspiele. Die Mitglieder gastieren hier und dort, und fremde, mehr oder weniger bekannte Namen mit dem Zusatz a. G. finden sich auf unserm Theaterzettel.

Man arbeitet angestrengt. Es ist, als ob der künstlerische Pulsschlag der Saison momentan seinen Höhepunkt erreicht habe.

Die „Versunkene Glocke“, „Die Walküre“ — prächtige Blüten im Kranz des Repertoires — bringen immer volle Häuser.

Uebrigens spricht man nur noch in Allitterationen, seit dem Kapellmeister Winterstein ein pompöser Lorbeerkranz überreicht wurde mit der Schleifen-Inschrift: „Warme

Zürich's weltberühmte

Seidenstoffe

neueste, modernste Genres in gewähltesten Dessins, schwarz, weiß und farbig, erhalten Sie direkt porto- und zollfrei in's Haus. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster umgehend.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten.

Vegetabile Milch

(Pflanzenmilch)

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch löst vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem vollwerthigen Ersatz für Muttermilch zu machen.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch bildet, der Kuhmilch zugesetzt, ein wirkliches beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbares Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch kostet die Büchse Mk. 1,30 und reicht für 8 Tage. Tausende Anerkennungsschreib. v. Aerzten u. Müttern.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaarenhandlungen. Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinig. Fabrikanten

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik Marke

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Hewel & Veithen in Köln a. Rh. und Wien.

Continental Pneumatic

Bester Radreifen!

Continental-Caoutchouc- & Guttapercha-Co. Hannover.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der bekannte **photograph. Apparat**

Phönix.

Praktischster und billigster Apparat. **kein Spielzeug!** Jeder kann damit **ohne Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Bilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Bekanntmachung.

Am 28. April 1895, nachm. 4 Uhr, wurde im Gemeindebezirk **Königlich Sacrau, Kreis Oppeln,** aus der Oder bei der Buhne Nr. 12 die Leiche einer unbekannten weiblichen circa 18–25 Jahre alten Person gelandet. Der Kopf der Leiche war mit schwarzen Haaren bedeckt, die Gesichtszüge nicht mehr erkennbar.

Die Leiche war bekleidet

1. mit einem hellen modernen Stoffjaquette mit großen braunen Hornknöpfen,
2. mit einem dunklen Kleide, welches unten mit Krausen besetzt war,
3. mit einem schwarzen Unterrock und mit einem gestreiften Unterrock,
4. mit einem leinenen Hemd mit Spitzenbesatz,
5. mit einem rothen Korsett,
6. mit einem Paar baumwollenen Handschuhen,
7. mit einem Paar schwarzer Strümpfe und
8. mit einem Paar niedriger Lederschuhe.

In der Rocktasche wurde ein Portemonnaie mit Stahlbügel vorgefunden.

In demselben befand sich Geld.

Alle diejenigen, welche über die Identität der vorbezeichneten Leiche, deren Erben oder nächsten Verwandten Angaben machen können, werden ersucht, dies dem unterzeichneten Nachlaßpfleger oder dem Königlichen Amtsgericht zu Oppeln unverzüglich mitzutheilen. Kosten erwachsen hierdurch nicht.

Königlich Sacrau, den 25. Mai 1899.

Ignatz Laxy, Pfleger.

Locomobilen

mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, D. R. G. M., fahrbar und feststehend

bauen als Spezialität und halten auf Lager

Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Schönheit

Zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisches Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë**, gesetzl. geschützt. Unübertroffen bei **roter und spröder Haut, Sommersprossen und Hautunreinigkeiten.** Unter Garantie frko. geg. Mk. 2.50, Briefmarken od. Nachn., nebst Gratisbeigabe d. lehrr. Buches: **„Die Schönheitspflege"** als Ratgeber. Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. **Berlin,** Eisenbahnstr. 4.

Goddard's Plate Powder

(Putz-Pulver ohne Quecksilber).

Das Beste zum Putzen und Polieren von feinsten Gold- und Silber-Sachen. Erzielt bei wenig Arbeit hohen Glanz, **ohne zu schrammen** oder sonst das Metall anzugreifen. Spart Zeit. **Ein** Versuch veranlasst dauernden Gebrauch. Verkauf in Schachteln à 60 Pfg. und M. 1.20.

In **Mainz:** M. J. Rückert, Silberwaren.
In **Stuttgart:** Otto Wennberg, Juwelier, Königsstr. 19a.
In **Weissenfels:** A. Eichapfel, Juwelier.

General-Agent:
P. G. Schmidt, Friedenau-Berlin.

Sommersprossen

verschwinden vollkommen in **7 Tagen** mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch:

Theodor Lechky, dipl. Apoth. in **Prag,** Brenntegasse 18.

Franz Christoph's Fußboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nußbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, **à 9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik

Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstraße 11.

„Schlafe patent".

Ich schlafe patent! — D.R.P. 71244. — Unicum.

Patent-Sofa, Chaiselongue, Stühle, Schränke, alles verwandelbar von 10 Mk. an. Vielfach prämiirt. 90 seitiger Catalog I gratis und franko.

Für Beamte coulante Bedingungen.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Auf Seite 32

in Dr. Oetker's „Grundlehren der Kochkunst" findet man eine genaue Anweisung zum Einmachen der Früchte unter Anwendung von Dr. Oetker's Salicyl à 10 Pfg., welches Quantum für 10 Pfund Früchte genügt. Die Früchte verderben nie! Das 72 Seiten starke Buch kostet — **nichts,** sondern wird gratis abgegeben von den Firmen, welche das millionenfach bewährte Dr. Oetker's Backpulver à 10 Pfg. führen.

YORKSHIRE RELISH

Goodall Backhouse & Co. — The celebrated Yorkshire Relish — Leeds.

die beste, schmackhafteste und piquanteste aromatische GEWÜRZ-SAUCE verleiht Fisch- u. Fleischspeisen einen delikaten u. piquanten Geschmack

Fabrikanten:
GOODALL, BACKHOUSE & Co LEEDS.
General-Vertreter & Depositär:
OTTO FÜRST HAMBURG.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE :: KALODERMA-SEIFE
Gesetzlich geschützt unter № 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Otto E. Weber

Weber's Würfel-Thee

Radebeul-Dresden.

Unser Ziel ist, **Weber's Würfel-Thee** ebenso populär und allgemein beliebt zu sehen, wie **Weber's Prima Feigenkaffee** und **Weber's Carlsbader Kaffeegewürz,** die seit Jahrzehnten eingeführten Fabrikate der Firma.

Behufs rascher, allgemeiner Einführung liefert die Fabrik von ***Otto E. Weber, Radebeul-Dresden,*** *nach Orten, wo noch keine Niederlagen, Probeaufträge von M. 3 an, franko Nachnahme an Jedermann.*

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 43.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung von Adele Hindermann.

XIV.

Leni ist von ihrer Gastspielreise mit dem glücklichen Bewußtsein zurückgekehrt, gefallen zu haben. Nach den schmeichelhaften Aeußerungen des Intendanten ist an einem Zustandekommen des Kontraktes kaum noch zu zweifeln. Der definitive Bescheid wird uns erst durch den Berliner Agenten zugehen, wofür der gute Mann dann während der ganzen Dauer des Engagements seine fünf Prozent Provision von der Gage bezieht. Nicht etwa, daß der Mann etwas in der Sache gethan hätte, denn Lenis Beziehung zum Hoftheater in W. ist auf eine rein persönliche Bekanntschaft vorigen Winters in Berlin zurückzuführen, aber um uns diese Leute nicht zu Feinden zu machen, werden wir ihnen, wenn die Sache zum Abschluß gelangt, allmonatlich fünfundzwanzig Mark in den stets geöffneten Rachen werfen und ihre magere Fachzeitung, die mit den geschmacklosesten Reklamen für ihre Zahler gefüllt und lachhaft teuer ist, weiter halten!

Sechshauserbrücke.

Partie bei der Gumpendorferstraße.

Die Wiener Stadtbahn. (Text Seite 690.)

Auch unser Theater steht im Zeichen der Gastspiele. Die Mitglieder gastieren hier und dort, und fremde, mehr oder weniger bekannte Namen mit dem Zusatz a. G. finden sich auf unserm Theaterzettel.

Man arbeitet angestrengt. Es ist, als ob der künstlerische Pulsschlag der Saison momentan seinen Höhepunkt erreicht habe.

Die „Versunkene Glocke“, „Die Walküre“ — prächtige Blüten im Kranz des Repertoires — bringen immer volle Häuser.

Uebrigens spricht man nur noch in Alliterationen, seit dem Kapellmeister Winterstein ein pompöser Lorbeerkranz überreicht wurde mit der Schleifen-Inschrift: „Warme

Würdigung werkthätigen Wirkens.“ Sehr ehrlich verdiente Lorbeeren übrigens.

„Wandern wir westwärts, Wilhelm, zu Wutkemeyer, wo warme Würstchen winken,“ sagt Castell zu Guth, wenn eine anstrengende Probe vorüber ist. Aber Wilhelm darf nicht; ein Frühstück auswärts — Frau Paula ist sehr genau in solchen Dingen.

Wir hatten eine Brünnhilde als Gast vom Münchener Hoftheater, eine Bayreuther Berühmtheit auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen.

Frau Brandt-Stollberg saß ganz dunkel gekleidet im Hintergrund der Künstlerloge, mit einem merkwürdig gespannten Gesicht und einem schmerzlichen Zug um den Mund, der zu sagen schien: ‚So war ich auch einmal‘; selbst der Prinzgemahl war tagelang gar nicht wie sonst liebenswürdiger Schwerenöter, sprach wenig, sehr ernsthaft und sah magerer aus als je.

So sitzt fast allabendlich einer oder eine von den Kollegen im Zuschauerraum, wenn eine fremde Kraft die eignen Rollen spielt. Sitzt da weit vorgeneigt, den bohrenden Blick auf den Rivalen richtend; mit zusammengekniffenen Lippen, wo eine unverkennbare Ueberlegenheit des andern zu Tage tritt; heimlich frohlockend, wenn dieser eine wirksame Nuance ins Wasser fallen läßt.

Keinen erbarmungsloseren Kunstrichter hat der Gast im ganzen Hause als den Kollegen, dessen Rolle er spielt.

So viel kleine Sünden gegen die Kunst bei ihm, so viel Sonnenblicke für den fieberhaft aufpassenden Kollegen. Er kann ihm gar keinen größeren Gefallen thun, als gelegentlich ein wenig unrein zu singen, eine abgebrauchte Pose zu benutzen, in einem Kostüm ungünstig auszusehen, einen kleinen Organfehler zu haben oder nicht gleichmäßig zu steigen.

Ja, bis auf seine Atemzüge erstreckt sich die haarspaltende Kritik des „Zur-Seite-Geschobenen“.

„Haben Sie gehört? Die Phrase eben — er mußte mitten drin atmen! Mein Gott, wenn die Puste nicht reicht! Ich singe das bequem in einem Atem, für mich könnte Mozart die Figur ruhig noch einen Takt länger komponiert haben. Aber man ist ja kein Königlicher Kammersänger!“

Wir hatten einen Tannhäuser mit phänomenaler Stimme, dem unser Armbrecht mit dem besten — oder richtiger mit dem schlechtesten Willen musikalisch nichts anhaben konnte. Er mußte sich mit dem Spitzbäuchlein des Gastes und der leisen Neigung zu X-Beinen als „Lichtblick“ behelfen.

Wir hatten eine Königin der Nacht mit der glänzenden Koloratur einer Routiniere; Elsbeth Steinbrügge wäre zu Boden gedrückt worden, wenn sie sich nicht an der klanglosen Mittellage der Dame hätte aufrichten können. Und einen Hamlet hatten wir, der unsern Ellerdissen fast um sein bißchen Selbstgefühl gebracht hätte, denn auf „Lichtblicke“ im Sinne der Kollegen fahndet dieser Mann nicht.

Er sah es gar nicht, daß der Gast ein wenig zu alt für seine Rolle war. Nicht als Rivale, lediglich als Zuschauer, als Hörer saß er im Parkett, der mit dem verfeinerten Empfinden des Künstlers die wunderbare Leistung des fremden Schauspielers auf sich wirken ließ. Ein durch nicht die kleinste Spur von Neid beeinträchtigtes Genießen, bis der Vorhang zum letztenmal fiel. Erst da erwachte der Kollege in ihm, und der war klein geworden, sehr klein!

Zusammengesunken saß er da, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, und stützte den Kopf auf die Hände.

„Pack nur ein, Ellerdissen, pack ein,“ hörte ich ihn murmeln, „das kannst du nicht!“

„Er braucht nicht einzupacken, nur ein paar Jahre älter zu werden, unser Ellerdissen,“ sagte ich warm.

Mein Laienurteil schien ihn doch zu erfreuen, auch Frau Lilia lächelte. Sie sind mir beide dankbar, weil die Aenderungen, die ich in Bezug auf ihren verfahrenen Haushalt vorgeschlagen habe, sich in der Praxis sehr bewähren. Das zigarettenrauchende Fräulein und die scheinheilige Aufwärterin sind fort; ein kräftiges, bildsauberes Dienstmädchen aus Herrn Ellerdissens westfälischer Heimat besorgt die kleine Wirtschaft allein und erregt in ihrem feuerroten Rock und der goldgestickten Schleifenhaube allgemeines Aufsehen, wenn sie Baby auf die Promenade fährt.

Neulich war sie zum erstenmal in ihrem Leben im Theater, die Stine; es gab „Robert und Bertram“, und ihr helles, kreischendes Kinderlachen lenkte alle Blicke nach dem dritten Rang. Sie zerschlug in ihrem jubelnden Entzücken fast die Brüstung, so daß der Thürschließer endlich zu ihr herantreten und sie bitten mußte, ihrer Heiterkeit ein wenig Zügel anzulegen. Ganz ladylike war ihr Betragen zwar nicht, aber ich mußte daran denken, daß diese derben, kleinen Fäuste, die da so unsanft herumtrommeln, es verstanden haben, den Ellerdissenschen Haushalt recht gründlich zurechtzurücken!

*

Die Reihe der großen und weniger großen Gäste sollte in einer Weltberühmtheit ihren Höhepunkt und zugleich Abschluß finden: Signorina Francesca Belvosti, ein Name, der nach schwindelnden Honoraren, beängstigender Magerkeit und unbestrittener genialer Künstlerschaft klingt.

Die Sängerinnen, die Regisseure und die Garderobenfrauen seufzen.

Man hat sich von den Prätensionen der Ducardôt von der „Grande Opera“ noch kaum erholt, die ihre beiden Möpse mit in die Garderobe brachte und sich für die Mäßigkeit ihres Erfolges rächte, indem sie ihre nähere und weitere Umgebung hinter dem Vorhang fast zur Verzweiflung brachte durch die Ausbrüche ihrer schlechten Laune, die sie in der Form von Divagewohnheiten verausgaben zu müssen glaubte.

Wenn die Ducardôt, die nur eine sehr kleine Berühmtheit ist, zwei Möpse mit sich führte, so reiste die große sicher mit einem Vierteldutzend kläffender Pinscher; rümpfte die sehr mäßige Sängerin von der Grande Opera schon die Stumpfnase über die räumlich etwas knappen Garderobenverhältnisse, so konnte man bei dem großen Star darauf gefaßt sein, daß sie schlankweg die ganze Solistinnengarderobe für sich in Anspruch nehmen würde.

Aber ohne Kampf sollte es ihr nicht gelingen. Man würde seinen Putztisch bis zum letzten Atemzuge verteidigen; und wenn sie gar zu arrogant auftreten sollte, wird man ihr, wie der Ducardôt, auf offener Scene die Schleppe abtreten — o, was wird man nicht! Man ist eben bis an die Zähne gewappnet.

Und dann tauchte sie auf, die große Mailänderin. Eine überschlanke, vornehme Gestalt im grauen Reisekleid, ein mageres Gesichtchen mit klugen, lebhaften Augen. Eher wie eine junge preußische Hauptmannsfrau als wie eine italienische Sängerin aussehend.

Man war verdutzt und fing langsam an — abzurüsten. Keine Divamanieren wie bei der geputzten Französin, kein Mops, kein Zanken mit der Jungfer, keine aufdringlichen Brillanten. Eine Dame in des Wortes vornehmster Bedeutung. Die mise-en-scène, mit der kleine Talente sich Geltung erzwingen wollen, hat diese Frau nicht nötig.

Sie wirkt aus sich selbst heraus. Wie sie da ist, in all der Lautlosigkeit ihres Gebarens, der natürlich schönen Gelassenheit ihrer Bewegungen, scheint die schlanke, graue Gestalt einen feinen Duft von Lorbeeren auszuströmen; es ist etwas königlich Gütiges in der Art, wie sie Vorstellungen entgegennimmt, und wenn sie über die Bühne schreitet, dämpfen sich die Gespräche um sie her bis zum Flüstern.

Der Direktor macht ihr die Honneurs. „Und hier die Garderobe, gnädiges Fräulein“ — es ist der halbe Solistinnenankleideraum, durch einen Vorhang abgeteilt —, „unser hundertjähriger Musentempel bietet uns leider kein Extrazimmer für Gäste.“

Die schmale Hand winkt gelassen ab. „Ah, c'est assez, monsieur; il ne me faut que peu d'espace — vous comprenez.“

Ich höre diese lächelnde Anspielung auf ihre schmale Gestalt, während ich mich neugierig in den Kulissen umhertreibe.

Leni tippt mich am Arm. „Du, was heißt espace?“

Ich verdeutsche es ihr mit dem tadelnden Zusatz: „Kleines Schaf“.

„Was willst du — bei espace werde ich wohl gerade gefehlt haben in der Schule.“

„Gott sei Dank!“ meint Frau Brandt-Stollberg, „das ist keine Ducardôt. Ich höre noch diesen gigerlhaften Impresario: ‚Hier macht Madame nicht Toilette; Madame ist gewöhnt‘ — o, und dabei diese jammervollen Leistungen!“

„Wunderbar, diese Straßentoilette,“ sagt irgend eine, „eigentlich lächerlich einfach; aber habt ihr die Schuhe und die Handschuhe gesehen? Da steckt's!“

„Bühne frei!“ Die Stimme des Regisseurs, die Probe beginnt.

Die Belvosti hat einen Kollegenerfolg, bevor sie nur den ersten Ton singt; man wird ihr nicht die Schleppe abtreten.

Man steht mit angehaltenem Atem und lauscht. „Man“ — das ist so ziemlich alles, was der Bühne angehört, beschäftigte und unbeschäftigte Mitglieder, ein paar Bühnenarbeiter, der Heizer, Herr Andersen aus dem Bureau, Denkewitz; ja, sogar Herr Böttcher, der schöne Kostümier, ist aus seinem Schneidersaal heruntergekommen, den Rockaufschlag voll Stecknadeln, mit der Miene eines gewissenhaften Kunstrichters.

Da er in der rechten Kulisse Aufstellung genommen, kichern drei seiner Nähmädchen in der linken umher, in steter Angst, von ihm bemerkt zu werden. Sie haben lange Fäden an den Kleidern hängen, ein Centimetermaß um den Hals und Fingerhüte an den Händen und schwatzen verstohlen mit ein paar Damen vom Chor.

Es schwirren Ziffern hin und her, das Gasthonorar der Belvosti betreffend. Vierstellige Ziffern. Die jungen Mädchen von der Nadel reißen die Augen auf.

„Und sie soll im Chor gesungen haben wie unsereins,“ meint die Orell träumerisch. „Jahrelang. Kein Mensch hat an sie geglaubt.“

Martha Rastenau, mit dem Spitznamen die Solochoristin, tritt interessiert heran. „Ist das wirklich wahr, Orell?“ In ihre finsteren Augen ist ein heimliches Funkeln getreten. Man kann also unterdrückt werden und doch noch — doch noch die Welt erobern!

Ja, aber der göttliche Funken muß wirklich da sein. Nebenbei — man irrt sich, die Belvosti hat nie im Chor gesungen.

Eine von Herrn Böttchers Jüngerinnen stößt ihre Kollegin an. „Donnerwetter, wie das Jackett sitzt! Es scheint, daß man wieder fast ganz flache Aermel trägt. Und der Rockschnitt — das ist etwas Neues. Zählt doch mal die Teile, wenn sie sich herumdreht, ich bin zu kurzsichtig.“

„Pst, jetzt kommt ihre Arie.“

Es wird mäuschenstill. Man würde es hören, wenn aus Herrn Böttchers Rockaufschlag eine Stecknadel zu Boden fiele.

Und dann singt sie. Eine Koloraturstimme von unendlicher Süßigkeit schwebt in der Luft. Sie hält zurück, um sich zu schonen, stellenweise bricht sie ab, wegen einer andern Tempoauffassung. Winterstein fügt sich einwandlos. Jetzt ist sie ganz Diva, mehr noch, sie ist Autorität. Ihre Traviata, die sie berühmt gemacht hat, ist zur feststehenden Norm geworden.

Man probiert kurz die Scenen der Signorina mit ihren Partnern und vermeidet es peinlich, den Gast unnötig anzustrengen.

Revelbi, als Alfred, hat sich seinen schwarzen Schnurrbart derart in die Höhe sträuben lassen, daß er einem Kater verzweifelt ähnlich sieht. Er ist eine ziemlich unglückliche Figur neben dem glänzenden Spiel seiner großen Partnerin, nie hat er mehr „mit einem breiten Seitenteil gearbeitet“ als heute. Der heillose Respekt vor der Weltberühmtheit bringt ihn um sein letztes bißchen Natürlichkeit. Kaum daß er wagt, sie anzurühren.

Aber sie, die man ihrer großen Schauspielkunst wegen die singende Duse nennt, sie hat Geduld mit ihm. „Mais non, monsieur! Encore une fois; voyez: ainsi!“

Sie spricht französisch, weil sie annimmt, daß jeder anständige Mensch diese Salonweltsprache versteht. Der unglückliche Tenor aber scheint nicht zu dieser Menschenklasse zu gehören. Er versteht sie nicht. Ueber „merci, madame“ und „s'il vous plait“ kommt er nicht hinaus. Dafür treibt er aber auch mit diesen zwei Phrasen eine sinnlose Verschwendung.

Der Angstschweiß bricht ihm langsam aus. Ihm und dem Regisseur. „Aber Mensch, lassen Sie doch jetzt den verfluchten Respekt beiseite,“ raunt er ihm

zu, „den versparen Sie sich, bitte, bis nach der Probe!"

Und wieder singt sie. Manchmal vergißt sie, nur zu markieren, die Lust an der eignen Stimme reißt sie hin, sie läßt all ihr Volumen in einem glänzenden Triller hinausströmen.

Elsbeth Steinbrügge schleicht auf den Fußspitzen zu mir her. Sie hat brennende Ohrläppchen, ihre Augen und Ohren liegen gleichsam auf der Lauer.

„Mein Gott, dieser C-cis-Triller," murmelt sie aufgeregt und starrt gierig auf die Bühne, um zu sehen, wie die Belvosti die Kehle dabei hält und die Lippen.

Daß ich immer noch hier bin! Mein Hausfrauengewissen regt sich unbehaglich. Durch den Gesang hindurch höre ich im Geiste das Schreien meiner Rouladen daheim und glaube den bitteren Geruch angebrannter Sauce zu spüren — zwar, ich habe die Flämmchen des Gaskochers ganz klein geschraubt — Pflichtgefühl und Kunstschleckerei katzbalgen sich miteinander — meine Ruhe ist hin, ich reiße mich los.

Reveldis schwarzer Kopf, der sich verängstigt hin und her windet, ist das letzte, was ich sehe.

Und er heißt doch Rehfeld! Nie war er unitalienischer als neben dieser blonden Mailänderin.

*

Die beiden Gastspiele der Belvosti sind glänzend verlaufen, künstlerisch und pekuniär. Jedesmal war das Haus ausverkauft, selbst unsre Künstlerlogen, die Mitglieder standen in den Gängen und sogar — trotzdem dies sonst während der Vorstellung streng verboten ist — in den Kulissen umher.

Ich hatte am zweiten Abend — es gab „Carmen" — ein vorzügliches Plätzchen erwischt: rechts in der Kulisse, auf der Orgel.

Dicht unter mir stülpte man dem Chor der Straßenjungen die Papierhelme auf und schärfte ihnen ein letztes Mal ein, nicht zu rasch zu singen und den Ton nicht gar zu sehr sinken zu lassen, was eine traditionelle Eigenart der Herren Straßenjungen ist.

Vom Orchester herauf kam wie eine heiße Woge die berückende Bizetsche Musik, Frau Peilecke teilte Zigaretten aus an die Fabrikmädchen, Streichhölzer knisterten, und ein feiner blauer Rauch breitete sich unter mir aus, während Fritz die angebrannten Hölzchen sorgfältig in einem Aschenbecher einsammelte.

„Zwei Pfennig das Stück," meint eine lange Brünette, deren Zivilgarderobe von Seide rauscht, mißachtend, und stößt den Rauch in einer langen Säule aus den gespitzten Lippen.

„Sehet da — Raucheswölkchen ziehn — in die Lüfte —"

Wie sie rauchen können, diese Mädchen! Die Orell haucht tadellose Ringe in die Luft, Mila Jansen bläst den Rauch durch ihre kecke, kleine Stumpfnase — es steht ihnen, daß läßt sich nicht leugnen. Nur der Henke nicht. Sie macht aber mit stoischer Ruhe mit. Sie verdient eben ihr Brot. Ob sie nun dafür singt, tanzt oder raucht, ist ihr völlig egal.

Es kommt die Tumultscene. Aus der „Fabrico de Tabacos" unter mir ergießt sich der Strom der erregten Mädchen auf die Bühne.

„Carmen begann den Streit —"
„Nein, nein, sie ist nicht schuldig —"

Eine Garderobenthür klappt — Sie kommt. Mit ihr eine tiefbrünette, kleine Zofe, die wie ein Bild von Tito Conti aussieht und an der hartgelben, weiten Bluse der Herrin herumzupft. Italienische Bemerkungen fliegen hin und her zwischen ihnen.

Dann tritt Don José — Reveldi — durch die Pappthür, um die streitsüchtige Zigeunerin zur Rechenschaft zu ziehen.

Er stürmt herein, aber sein Entrüstungsschritt ebbt sich, kaum daß die kleine Thür hinter ihm zugefallen, zu einem konventionellen Kavaliersgang ab.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!" Eine tiefe Verbeugung vor seiner Partnerin, während er ehrfurchtsvoll den Sergeantenhelm lüftete. Dann gab er seinem unglückseligen Respekt einen Ruck — aus dem kleinen, bewundernden Kollegen wurde der arretierende Soldat —, griff brutal nach dem feinen Handgelenk der Dame, die sich als echtes Fabrikmädel trotzig sträubte, und zerrte sie auf die Bühne.

„S'il vous plait!" hörte ich ihn noch entschuldigend murmeln. —

Wir stehen im Zeichen der „Fledermaus".

Etwas wie Champagnerstimmung scheint unablässig aus der reizenden Straußschen Musik aufzusteigen. „Mein Herr Marquis," „O je, o je, wie rührt mich das" und „Brüderlein und Schwesterlein" — alle zusammen singen und pfeifen es, vom Heldentenor bis zu den Bühnenarbeitern hinunter.

Und beim Prinzen Orloffski giebt es wirklichen Sekt. Keinen deutschen Schaumwein; selbst der „Alte" ist von dem allgemeinen Frohsinn angesteckt — das stets volle Haus und der überaus günstige Ausfall der Saison überhaupt mögen das Ihrige dazu thun — genug, er versteigt sich ohne Zögern allabendlich zur Witwe Cliquot. Das ganze Schauspiel ist aufgeboten, in eleganten Toiletten den Ball des Prinzen Orloffski zu verherrlichen. Und sonderbar — sie, deren Künstlerwürde sich bei derartigen Gelegenheiten gern in kleinen Zornesausbrüchen Luft macht, sie steigen lächelnd und Melodien summend in ihre Roben; die prickelnde, zum Tanz reizende Musik reißt sie hin.

Elfe Dorn hat von der Belvosti gelernt, wie man große Magerkeit zu kaschieren hat: allerhand Wolkiges, Duftiges, Flatterndes schwebt um sie herum und hebt das für sie so ungünstige Decolleté fast unmerklich wieder auf. Lange dänische Handschuhe, am Aermelchen festgenäht, verhüllen die Ueberschlankheit der Arme, und die elfenhafte Feinheit der Taille umschlingt eine flatternde Seidenschärpe. So hat Elfriede jeden Abend ihren Beaujour, wie Sturm konstatiert, und daß es gerade Sturm sagt, das giebt ihr eine erhöhte Sicherheit; die Schönheit einer Frau wird sich stets steigern an dem frohen Bewußtsein, schön auszusehen.

Im übrigen wird bei den Dorns eifrig an der Ergänzung und Modernisierung von Elfes Garderobe geschneidert. Die stets wechselnde Mode ist ja der Schrecken der Damen vom Schauspiel, weil sie eine fortlaufende große Ausgabe bedeutet. Bei uns von der Oper ist das gottlob anders. Die historischen Kostüme, einmal vorhanden, sind keiner Modelaune unterworfen; die Schauspielerin dagegen kann nicht drei Monate ruhig auf ihrem Koffer sitzen.

Die geräuschvollste Fröhlichkeit trägt Heinz Hoff zur Schau. Ich weiß nicht, ob sie ganz echt ist; seine Stellung als Kapellmeister hat ihm noch nicht viel Grund zur Freude eingetragen. Es scheint, man kann ein hochbedeutender Komponist und dabei ein ganz schwacher Kapellmeister sein. Es fehlt ihm die Geistesgegenwart, die rasche Blattübersicht, ohne die ein Dirigent, an dessen Stabe aller Augen hängen, einfach unmöglich ist. Im Orchester droht eine kleine Revolte auszubrechen. Bei den älteren, erfahrenen Herren an den ersten Pulten hat er sich seine Stellung von vornherein dadurch verdorben, daß er bei den Proben sogar die Ouverture alter, längst „stehender" Opern spielen ließ. Das ist man nicht gewöhnt und nahm es daher einfach als Schikaniererei auf. Genug, er hat so ziemlich alles gegen sich: Orchester, Kollegen, Sänger und Kritik.

Nur die Damen lassen ihn nicht fallen. Sie verzeihen dem „herzigen Jungen", was der „Kapellmeister" verbricht. Nur daß er gar so viel bei der Witt herumsteht!

Es ist wahr. Sein lustiger brauner Kopf taucht immer neben Leni auf. Kein Zweifel, er ist nach allen Regeln verliebt in sie.

Und sie? Ich tappe immer noch im Dunkeln und weiß nicht, soll ich den steten Sonnenschein auf ihrem Gesicht lediglich auf das nunmehr abgeschlossene Engagement nach W. und ihre natürliche Heiterkeit zurückführen, oder kommt etwas davon auf seine — Heinz Hoffs — Rechnung?

Sie direkt zu fragen, widerstrebt mir. Ich fahnde also auf Symptome.

Das berühmte Erröten und Erblassen fehlt, ist aber bei dem täglichen kollegialen Verkehr kein sicheres Moment im negativen Sinne. Die starke Anteilnahme an seinen Angelegenheiten ist dagegen entschieden etwas belastend. Wenn er eine Oper dirigiert, kommt sie innerlich nicht zur Ruhe und giebt mir verdrehte Antworten; seine Rezensionen verderben ihr die Laune und den Appetit; seine Gegenwart und seine Huldigungen fehlen ihr, wenn er mal nicht da ist.

Daraus werde nun einer klug.

Ich lege den Maßstab andrer „Lieben" an diese spärlichen Symptome, aber nichts will so recht passen. Meine eigne, einzige Erfahrung, Elfe, deren starker Geist die heimliche Flamme hinter einem undurchdringlichen Gesicht zu verbergen weiß, und die Großmann mit ihrer einfältigen Schwärmerei, die sich kurzweg, nach Kinderart, in einem Thränenstrom Luft macht — es scheint, daß bei jeder die Sache in andrer Form in die Erscheinung tritt.

Uebrigens Kathi Großmann: sie hat eine lange Unterredung mit Elfriede Dorn gehabt, bei der sehr häufig das Wort Hubert gefallen ist. Darauf soll die Kathi sich elfenbeinfarbenes Briefpapier und ein Fläschchen Kaisertinte gekauft und mit dem jungen Braumeister daheim eine ziemlich lebhafte Korrespondenz angefangen haben. Es ist Aussicht vorhanden, daß die kleine Heimatlose noch vor Ablauf der Saison den goldenen Reif am Verlobungsfinger trägt. Ein Wandbrett mit dem Spruch: „Eigner Herd ist Goldes wert" hat sie schon in Arbeit.

Gott sei Dank! Die ist besorgt und aufgehoben.

Leider fließen schon neue Thränen, ganz heimlich. Die gute Erziehung hilft zwar, sie vor der Welt zu verbergen, nicht aber ihre Spuren, die roten Augenlider und das feine, schmerzverzogene Gesichtchen. Bei Mädchenthränen darf man ruhig fragen: „Où est l'homme?"

Niemand hat's gewußt, nicht einmal ihre Mutter, daß sie heimlich verlobt war, die kleine Elsbeth Steinbrügge, mit einem jungen Baryton, der mit ihr gleichzeitig an der Königlichen Hochschule studierte. Ob es ihm von vornherein so ernst mit der Verlobung gewesen wie ihr, das steht dahin; wahrscheinlich hatte er eingesehen, daß er diesem Mädchen nur als ihr Bräutigam näher treten könne. Gut, so verlobte man sich eben. Und als die Trennung kam, die die großen Gefühle anfacht und die kleinen verglimmen läßt, als er sie nicht mehr küssen konnte und statt dessen endlose Episteln schreiben sollte, da hatte die Sache doch wirklich keinen Zweck mehr. Er schrieb eine letzte Epistel, in der viel von schwierigen Verhältnissen, geringen Zukunftsaussichten und seinem blutenden Herzen die Rede war, und — erhielt umgehend sein Wort zurück. Der Anknüpfung einer ähnlichen reizvollen Episode stand nichts mehr im Wege.

„Ich gratuliere Ihnen, Elsbeth, zu dieser Wendung," sagte ich, nachdem sie mir stockend und bruchstückweise ihre kleine, alltägliche Geschichte erzählt hatte.

Einer Besorgung wegen war ich zu den Steinbrügges gekommen und fand das junge Mädchen — eifrig trommelnd, wobei ihr immer die Thränen auf das straff gespannte Kalbfell rieselten. Ich wußte weder, was die Thränen noch was dies sonderbare Trommeln zu bedeuten hatten.

Sie versuchte zu lachen und erklärte mir, daß sie demnächst die Regimentstochter zu singen haben werde und auf offener Scene einen Wirbel schlagen müsse. Deshalb nehme sie seit zwei Wochen Trommelunterricht bei einem Musiker unsers Orchesters.

„Es greift mich sehr an," fagte sie erklärend, „meine Nerven sind etwas herunter; sehen Sie, so laufen mir manchmal — nur aus Nervosität — die Thränen aus den Augen; zu dumm, nicht wahr?"

Ich that, als glaubte ich an diese Lesart, und — eine Viertelstunde später hatte sie mir doch ihr Herz ausgeschüttet, ohne Rückhalt.

„Ist das — seit heute?" fragte ich bewegt, denn ich hatte noch am Tage zuvor in der „Fledermaus" ihre reizende Ausgelassenheit als Adele bewundert.

Sie schüttelte den Kopf. „Seit acht Tagen."

Das hatte ich ihr nicht zugetraut. Ich war aufrichtig überrascht, daß dies zarte, kleine Geschöpf einer solchen Selbstbeherrschung fähig sei.

„Sie sind ein tüchtiger kleiner Mensch, Elsbeth. Sie werden damit fertig werden."

„Ich will etwas erreichen," murmelte sie, und dabei knirschten ihre Zähne leise aufeinander, „ich will höher steigen als er. Und dann werde ich gastieren, wo er engagiert ist, und werde ihn nicht mehr kennen. Sehen Sie, das ist jetzt mein Traum bei Tag und Nacht."

Bravo, die Wendung gefiel mir. Wenn ihr dieses kleine Rachebedürfnis an dem jämmerlichen Kerl ein Ansporn zu künstlerischem Streben ist — gut. So ist er doch zu irgend etwas gut gewesen.

Jetzt habe ich aber wahrhaftig jede Art Herzenskummer um mich her für eine Weile gründlich satt. Wenn ich das Wort Liebe fallen höre, mache ich einen großen Bogen.

(Schluß folgt.)

Haltestelle Stadtpark.

Haltestelle Meidling-Hauptstraße.

Die Wiener Stadtbahn.

Von

Dr. Max Weinberg.

Mit neun Abbildungen nach Originalzeichnungen von

Erwin Pendl.

Den würdigen Abschluß der halbhundertjährigen Epoche, welche die Eisenbahngeschichte Oesterreichs seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs mit Stolz verzeichnet, bildet das monumentale Bauwerk der Wiener Stadtbahn. Bedeutete die Eröffnung der äußeren Ringlinien im vorigen Sommer gleichsam eine Jubiläumsgabe für den Monarchen, der in seiner Thronrede am 12. April 1891 die Frage der Wiener Stadtbahn der eingehendsten Aufmerksamkeit und der besonderen Fürsorge der Regierung empfohlen hatte, so gestaltete sich die am 30. Juni dieses Jahres erfolgte Betriebseröffnung der unteren Wienthallinie der Stadtbahn zu einem Ereignis von, wenn möglich, noch größerer Bedeutung. Den Bewohnern der Kaiserstadt an der Donau standen von alters her bis in die jüngste Zeit nur Omnibus und Tramway für den Stadtverkehr zur Verfügung, deren Unzulänglichkeit und keineswegs großstädtische Einrichtungen zu beständigen Klagen führen mußten.

Nun kann der Wiener mit der so lange ersehnten Stadtbahn aus dem Herzen der Stadt — etwa vom Operngebäude aus — in wenigen Minuten den herrlichen Wienerwald erreichen; er wird sein Heim nicht bloß für den Sommer aus dem Großstadtgetriebe in die ländliche Umgebung der Stadt verlegen können, um mit seiner Familie unter besseren hygieinischen Verhältnissen zu leben. Schon 1873, im Jahre der Wiener Weltausstellung, lagen dreiundzwanzig Projekte für eine Stadtbahn vor, doch erst nach dem Falle der die Stadt umgürtenden Linienwälle schritt man ernstlich an die Lösung dieser wichtigen Frage. Wurde doch durch die Einverleibung der teils städtischen, teils ländlichen Vororte in das neunzehn Bezirke zählende „Groß-Wien“

Haltestelle bei dem Schlachthaus am Margaretengürtel.

Haltestelle Karlsplatz und Karlskirche.

Zentralbahnhof Heiligenstadt.

das Stadtgebiet auf 179 Quadratkilometer erweitert. Entfernungen bis zu 25 Kilometern und eine Bewohnerzahl von anderthalb Millionen forderten gebieterisch moderne Verkehrseinrichtungen. Die Gesetzvorlage, die den Staat, das Land Niederösterreich und die Gemeinde Wien zur gemeinsamen Thätigkeit behufs Baues einer Wiener Stadtbahn berief und zur Lösung dieser großen Aufgabe die „Kommission für Verkehrsanlagen in Wien“ einsetzte, erhielt am 12. Juli 1892 die Sanktion des Kaisers, und am 7. November desselben Jahres erfolgte der erste Spatenstich zu diesem großartigen Bauwerke. Man sagt, Zahlen beweisen, und deshalb wollen wir unsern Lesern auch verraten, daß die Wiener Stadtbahn das schöne Sümmchen von rund 73 Millionen Gulden kostet, womit man aber, da noch nicht alle Linien fertig sind, kaum ausreichen dürfte.

Man kann bei der Wiener Stadtbahn drei Ausgangspunkte wahrnehmen, nämlich den Zentralbahnhof in Heiligenstadt — am Donauufer an der Eisenbahnlinie von Wien nach Eger gelegen —, ferner den großen Bahnhof am Hauptzollamt — nächst dem Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie — und endlich jenen in Hütteldorf an der Westbahn von Wien nach Salzburg. Zu den im Vorjahre eröffneten Strecken: der Gürtellinie, der Vorortelinie und der oberen Wienthallinie, gesellt sich jetzt die untere Wienthallinie, sowie die teilweise umgebaute frühere Verbindungsbahn vom Praterstern über das Hauptzollamt nach der Südbahnstation Meidling und weiter nach Hütteldorf. In zwei Jahren soll auch die Donaukanallinie, die vom Hauptzollamt längs des Franz Joseph-Quais und über die Station Schottenring nach Heiligenstadt zur Einmündung in die übrigen Linien geht, dem Verkehr übergeben werden. Die Gürtellinie führt uns auf schlankem

Mariahilfergürtel und Haltestelle Gumpendorferstraße.

Ueberführung der Döblinger Hauptstraße.

Viadukt, der oft durch zierliche Gitterbrücken unterbrochen wird, längs der von hohen Zinshäusern umsäumten Gürtelstraße. Diese bildet einen konzentrisch mit der eleganten inneren Ringstraße laufenden äußeren Ring um die alten neun Bezirke Wiens. Schon die Namen der Stationen: Nußdorferstraße, Währingerstraße, Michelbeuern, Alserstraße, Josephstätterstraße, Burggasse, Westbahnhof, Gumpendorferstraße, die an unser Ohr klingen, erinnern an die Wiener Bezirke, die einstigen Stätten froher Gemütlichkeit. Wir fahren an dem neuen Kaiser-Jubiläums-Stadttheater vorüber und erreichen in etwa 30 Minuten, vom Ausgangspunkte in Heiligenstadt an gerechnet, die Haltestelle Meidling-Hauptstraße, von wo uns die obere Wienthallinie in wenigen Augenblicken nach dem berühmten kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn und weiter über Hietzing und St. Vite nach Hütteldorf am Saum des Wienerwaldes bringt.

Eine äußere Ringbahn, welche die ehemaligen Wiener Vororte Döbling, Gersthof, Hernals, Ottakring, Breitensee und Penzing mit Hütteldorf verbindet, bildet die gleichfalls als Hochbahn erbaute „Vorortelinie“ der Stadtbahn. Von ihrem kunstvollen Viadukt aus genießt man überraschende Blicke auf die waldreichen Ausläufer der Alpen, besonders das Wien beherrschende Kahlengebirge mit seiner Villenkolonie. Durch einen 688 Meter langen Tunnel fährt der Vortortezug unter der historischen „Türkenschanze“, von deren Höhe die Kuppeln der Universitätssternwarte und die Häuschen des Cottageviertels herabgrüßen.

Um durch die Stadtbahn auch architektonisch ein Meisterwerk zu schaffen, das der ihrer Monumentalbauten wegen berühmten Kaiserstadt an der Donau eine neue Zierde verleiht, zog man einen namhaften Künstler als Beirat hinzu, und die auf Oberbaurat Professor Otto Wagner gefallene Wahl erwies sich als eine glückliche. Diesem ganz im modernen Stil schaffenden Architekten verdankt man die Entwürfe und die künstlerische Durchführung sämtlicher Hochbauten der Stadtbahn. Viel bewundert werden die ganz abweichend von der herkömmlichen Schablone entworfenen Stationshäuser und nicht minder die von schlanken Pylonen gekrönten Brückenpfeiler mit dem bei der „Sezession“ so beliebten Kranzmotiv. Das leuchtende Gold des Zierats hebt sich von dem Weiß der Bauten überaus wirkungsvoll ab. Als jüngst Professor Max Klinger aus Leipzig mit seinen Freunden von der Wiener Sezessionsgemeinde eine kurze Fahrt mit der Stadtbahn machte, bezeichnete er die imposante Sechshauser Brücke über den Wienfluß, die wir im Bilde vorführen, als das Künstlerischeste, das er in dieser Art gesehen. Wie nahe doch hier die Gegensätze liegen! Dort am Mariahilfer Gürtel der kuppelgeschmückte Kirchenbau des großen Gotikers Friedrich von Schmidt und hier Werke der allerneuesten Architektur. Einzelne Strecken der Hochbahn, wie etwa die Brücke über die Döblingerstraße oder die kühn gelegte Kurve in der Nähe der Gumpendorferstraße, die unser Zeichner, nebenbei bemerkt ein Meister in der Eisenbahnillustration, gleichfalls im Bilde festgehalten hat, machen einen geradezu „amerikanischen“ Eindruck.

Viele Wiener dürften an das schöne Aquarell von Rudolf Alt: „Der letzte schöne Baum in Wien“ wehmütig erinnert werden, sobald sie jetzt nach längerer Zeit den Stadtpark und die Gartenanlagen längs des Wienflusses wieder betreten. Ein Teil der Gartenanlagen ist verschwunden, ebenso die reizenden Brücken, ja selbst von der „Wien“, deren üppig bewachsene Ufer so gern von Malern aufgesucht wurden, ist hier keine Spur mehr zu finden. Dieses unscheinbare, aber bei Hochwasser sehr stark anschwellende Gebirgsflüßchen ist nämlich zum größten Teile eingewölbt worden, und durch eine starke Mauer von dem Flußbett getrennt, erstreckt sich in der Tiefe die eben jetzt eröffnete untere Wienthallinie. Hand in Hand mit der Einwölbung ging auch die Regulierung der „Wien“ innerhalb der Stadtbezirke, beides gewaltige Werke der Ingenieurkunst. Die untere Wienthallinie schließt sich bei der Haltestelle Meidling-Hauptstraße an die von Hütteldorf kommende obere Wienthallinie an, und dem Laufe des Flusses folgend, durchschneidet sie die Bezirke Mariahilf, Margareten und Wieden, um bald als gedeckte Tiefbahn, bald wieder im Einschnitt der inneren Stadt zuzulaufen. Die längste eingedeckte Strecke zwischen den Haltestellen „Karlsplatz“ (gegenüber dem Künstlerhaus) und „Stadtpark“ beträgt 650 Meter. In dem großen Bahnhof Hauptzollamt, dessen bauliche Anlage eine technische Sehenswürdigkeit ist, mündet die Wienthallinie in den gegen den Prater führenden Zweig der Stadtbahn. Hier an diesem Knotenpunkt der Stadtbahnlinien sind große Markthallen im Bau. Die ganze Einwölbung der „Wien“ beträgt nahezu 1600 Meter.

An Stelle der der Stadtbahn zum Opfer gefallenen Gartenstreifen des Wienthales wird hier bald der mit Bäumen umsäumte Wien-Boulevard entstehen. Dann wird der Karlsplatz mit der malerisch gelegenen Kirche, diesem Juwel barocker Baukunst, einer der schönsten Plätze Wiens werden. Für die künstlerische Ausgestaltung der Parkanlage unter Berücksichtigung der besten Wirkung der Architektur der Karlskirche hat ein Wettbewerb stattgefunden, bei dem sich der bekannte Architekt Fabiani, sowie die Professoren Ohmann und Karl Mayreder durch ihre Projekte besonders auszeichneten; der Entwurf des letztgenannten Architekten dürfte zur Ausführung gelangen. Von den Tiefbahnstationen der unteren Wienthallinie führen wir „Stadtpark“, „Karlsplatz“ und „Margaretengürtel“, letztere neben dem großen Schlachthause, im Bilde vor. Die Pavillons am Karlsplatz sind aus einem Eisengerippe mit eingelegten Fliesen aus Carrara-Marmor und reicher Dekoration in Schmiedearbeit konstruiert, doch wollen sie den Wienern nicht recht gefallen, weil ihr Stil von der wundervollen Fassade der Karlskirche doch zu sehr absticht. Vielleicht versöhnt man sich mit diesen kupfergedeckten Pavillons ebenso rasch als mit dem auch an der Wienzeile unweit davon stehenden Ausstellungsgebäude der „Sezession“. Eine auserlesene Leistung des kunstgewerblichen Schaffens ist die innere Ausschmückung der auch architektonisch gelungenen Hofstation nächst dem Schönbrunner Schlosse, die für die Reisen des Kaisers Franz Joseph bestimmt ist.

Die schmucken Stadtbahnzüge, die von schweren, fünfachsigen Tenderlokomotiven neuester Konstruktion geführt werden, folgen einander auf der Wienthallinie in vier bis sechs Minuten, während weniger frequenter Zeiten in Intervallen von neun bis zwölf Minuten. An Sonntagen kann der Dreiminutenverkehr eingeführt werden, wie er auf der oberen Wienthallinie wegen der sich einschiebenden Züge der Gürtelbahn auch sonst besteht. Bald dürfte auf der ganzen Stadtbahn der elektrische Betrieb eingeführt werden, als erstes Beispiel einer elektrischen Vollbahn. Im Gegensatz zu den Stadtbahnen von Berlin und London sind die Waggons der Wiener Stadtbahn keine Coupéwagen, sondern, wie bei der New Yorker Hochbahn Interkommunikationswagen, so daß die Reisenden während der Fahrt den Wagen wechseln können, wodurch Ueberfüllungen leichter vermieden werden. Wenn wir zum Schlusse noch erwähnen, daß die Direktion der Staatsbahnen, die den Betrieb der Stadtbahn führt, alles aufbietet, um den an Komfort gewöhnten Großstädtern die Benutzung dieses neuen Verkehrsmittels so angenehm als möglich zu machen, so wird man begreifen, daß die Stadtbahn das fast ausschließliche Gesprächsthema während der heurigen „toten Saison“ in Wien bildet.

Der neue Kaiserhafen in Bremerhaven.

(Zu dem Bilde auf „Zeit und Leben“.)

Wie sehr das Kaiserwort: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“ zutrifft, wissen vor allem die deutschen Seestädte, von denen der transozeanische Schiffsverkehr ausgeht. Nach Hamburg rangiert unter diesen seit langen Jahren Bremerhaven, das den Ausgangspunkt der großen Mehrzahl der stolzen Schiffe des Norddeutschen Lloyd bildet. Die dortigen Hafenbauten geben, wie kaum irgend welche andern an der deutschen Küste, ein getreues Bild von der ganz erstaunlichen Entwicklung der deutschen Handelsschifffahrt während der letzten Jahrzehnte. In den nahe am Meere gelegenen Nordseehäfen erfordert der Wechsel von Flut und Ebbe bekanntlich den Bau künstlicher, durch Schleusenthore vom Strome abgeschlossener Hafenbassins. Die stetig wachsenden Schiffsdimensionen machten nun in kurzen Zwischenräumen auch den Bau neuer Häfen mit immer größeren Schleusen- und Tiefenverhältnissen nötig. Während des letzten Jahrzehnts hat der Bremer Staat mit einem Kostenaufwande von 18 Millionen Mark nun wiederum einen neuen Hafen, den „Kaiserhafen“, geschaffen, der vorläufig in seinen Dimensionen und Anlagen geeignet ist, allen Ansprüchen zu genügen. Von einem Teil dieses gewaltigen Wasserbaus giebt unser Bild eine Ansicht. Der neue Kaiserhafen wird fast ausschließlich von den Schiffsriesen des Norddeutschen Lloyd benutzt; den stolzesten Repräsentanten der Flotte dieser Gesellschaft, den Doppelschraubenschnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, der den Ruhm in Anspruch nehmen darf, augenblicklich nicht nur das größte, sondern auch das schnellste Schiff der Welt zu sein, zeigt die Mitte der Bilder. Das mächtige Schiff hat eine Länge von 625 Fuß, seine Maschinen haben 28 000 Pferdestärken, und es hat eine Ladefähigkeit von 14 500 Registertonnen; 500 Tonnen Kohlen (10 000 Centner) sind täglich erforderlich, um die Maschinen zu treiben, und die Besatzung zählt rund 500 Köpfe. In etwa fünfeinhalb Tagen durchfliegt das prächtige Schiff mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 23 Meilen in der Stunde den Atlantischen Ozean zwischen Bremen und New York. Den Hintergrund der Ansicht bildet der Weserstrom, dessen Verbindung mit dem Hafen durch die links im Mittelgrunde zum Teil sichtbare Kammerschleuse, die größte ihrer Art in sämtlichen Häfen der Welt, hergestellt wird. Die Schleuse hat eine Länge von mehr als 220 Metern und bietet infolgedessen allen augenblicklich vorhandenen Schiffen bequemen Durchlaß. Aber schon sind neue Schiffskolosse in Bau, beziehungsweise in Auftrag gegeben, für die auch die Größenverhältnisse des Kaiserhafens kaum noch ausreichend sein werden, und in wenigen Jahren dürfte der Bremer Staat wieder vor der kostspieligen Aufgabe eines neuen Hafenbaus stehen.

P. Hoeck.

Tantalus.

Novelle

von

Paul Heyse.

Der Nachtzug, der von Norden kam, brauste in die weite Halle des Münchener Bahnhofes hinein. An der weitgestreckten Wagenreihe liefen die Schaffner entlang, rissen die Thüren auf, nahmen das Handgepäck der Reisenden in Empfang, und der Bahnsteig füllte sich mit einem Gewühl übernächtig blickender, verstaubter und ungewaschener Gesichter. Indessen fuhr die Lokomotive noch eine Weile fort, stöhnend und keuchend ihren Dampf auszustoßen, der die weite Halle mit dichtem, weißem Gewölk bis hinauf zum höchsten Eisensparrwerk erfüllte.

Schon war der Menschenstrom zu den Ausgängen hinausgeflossen, als in der Thür eines der vordersten Schlafwagen noch ein Nachzügler erschien, dessen unsicher herumspähende Miene den Eindruck machte, daß der Reisende die Ankunft in München verschlafen habe und jetzt noch kaum sich völlig ermuntern könne.

Seine Kleidung, der breitrandige schwarze Hut, das lose umgeschlungene seidene Halstuch und ein Mantel, der an die Mäntel der Hirten in der römischen Campagna erinnerte, ließen auf einen Künstler schließen. Dazu stimmte auch das Gesicht mit seinen klaren, scharfen Zügen und den vollen, aber feingeschwungenen Lippen, die von einem weichen braunen Bart umschattet waren. Sie waren frisch und rot, während das übrige Gesicht durch seine Alabasterblässe fast einen geisterhaften Eindruck machte. Unter der bleichen Stirn glühten zwei dunkle, fast ganz schwarze Augen mit einem seltsam müden, starren Blick, als hätten sie auch im Schlaf keine Ruhe gefunden.

Ein Packträger hörte endlich auf den Ruf des Verspäteten und eilte herbei, seinen Handkoffer in Empfang zu nehmen. Dann stieg der Herr langsam die hohen Trittbretter hinab, blieb unten einen Augenblick stehen und sah in das Dampfgewölk hinauf, zog dann den herabfallenden Mantel wie fröstelnd um die Schultern herauf und wandte sich, hinter dem Kofferträger, dem Ausgange zu. Er that dabei langsam einen Schritt nach dem andern, wie voraustastend mit suchenden Füßen. „Nicht so schnell, mein Freund!“ rief er dem Dienstmann zu. „Wir finden doch wohl noch eine Droschke.“

„Guten Tag, lieber Lars!“ hörte er plötzlich eine Frauenstimme hinter sich sagen. „Glücklich angekommen? Haben Sie eine gute Fahrt gehabt? Fast hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Sie noch zu finden, da ich umsonst bis ans äußerste Ende des Zuges alle Wagen visitiert hatte.“

Der Reisende blieb mit einer Bewegung, die fast ein Erschrecken verriet, stehen und wandte sich um; vor ihm stand eine schöne junge Dame in einer leichten, dunkeln Frühjahrstoilette, die ihrer schlanken Gestalt sehr gut stand, auf dem blonden Kopf ein schwarzes Sammethütchen, mit ein paar grauen Federn geziert.

„Nadine!“ sagte der Ueberraschte. „Sie hier, liebe Freundin! Und ich hatte meinem Diener doch streng eingeschärft —“

„Schelten Sie den guten Patriarchen nicht, lieber Lars! Er hat mir feierlich erklärt, er dürfe Tag und Stunde Ihrer Rückkehr keinem Menschen verraten. Nicht einmal er selbst solle Sie am Bahnhof empfangen. Als ich ihm dann auseinandersetzte, auf mich finde das Verbot keine Anwendung, ich sei kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Vormund und die Vorsehung seines Herrn, ich hätte Sie zu dieser Reise getrieben und müsse nun durchaus zuerst wissen, welchen Erfolg sie gehabt habe, da wagte Freund Blume nicht länger, sich zu widersetzen. Und was hat es auch geschadet, daß er geplaudert hat? Sind Sie gar nicht ein bißchen froh, daß gleich das erste Münchener Gesicht, dem Sie hier begegnen, das meine ist?“

Er antwortete nicht sogleich. Er hatte seine großen, dunkeln Augen, während sie sprach, starr auf das reizende Gesicht geheftet, das ihm mit einer schlecht verhehlten zärtlichen Bangigkeit entgegensah. Als hätte er alle ihre Worte überhört, fast wie zu

sich selbst redend, sagte er endlich: „Ist es denn möglich? Kann denn diese Frau noch schöner geworden sein? Ich habe dies Gesicht doch beständig vor mir gehabt, wenn ich nach innen sah, und doch — es ist mir ganz neu — ganz neu —"

Sie errötete unter dem Schleier. „Was Sie da für thörichte Dinge reden, Lars! Wenn etwas Wahres daran wäre, so könnt' es nur sein, daß die Reise Ihren Augen gut bekommen ist, daß Sie endlich ganz klar darüber geworden sind, welch ein Ausbund von Schönheit Ihre alte Freundin ist. Aber Scherz beiseite! Diese schmeichelhafte Illusion danke ich nur meinem Schleier. Der schöne Wahn wird bald genug entzweireißen."

Sie that einen Schritt dem Ausgang zu. Er hielt sie sanft am Arm fest. „Sagen Sie mir nur erst, liebe Freundin," brachte er in fast ängstlichem Tone hervor, „das Weiße da oben — der dichte Nebel — ist er nur für meine Augen vorhanden, oder der Dampf der Lokomotive?"

„Aber gewiß," fiel sie ihm ins Wort. „Was sollt' es anders sein? Das Dampfroß hat seinen Geist aufgegeben, der noch eine Weile in der Luft herumspukt. Aber nun lassen Sie uns zu einer Droschke kommen."

Sie nahm seinen Arm und führte ihn nach dem Ausgang des Bahnhofs.

„Halten Sie mich nicht für einen Siebenschläfer," sagte er, „weil ich der letzte bin. Mein Schlafkamerad im Coupé bestand darauf, daß die Lampe gelöscht werden sollte. Nun kann ich ohne Nachtlicht nicht schlafen. Wenn ich so im Finstern aufwache, überfällt mich sofort das Grauen, als habe sich mein Schicksal schon vollzogen, die Nacht sei nicht um mich, sondern in mir. Und da habe ich denn wach gelegen, bis der Morgen dämmerte. An Gedanken, mit denen ich mir die Zeit vertreiben konnte, fehlte mir's ja nicht. Erst ein paar Stunden vor der Ankunft fand ich denn auch noch ein bißchen unruhigen Schlaf."

Sie waren zu einer Droschke gelangt, Lars half der Freundin hinein und rief dem Kutscher die Straße und Nummer ihrer Wohnung zu. „Erst muß ich Sie nach Hause bringen," sagte er.

„Sie wollen mich so rasch als möglich loswerden?"

„Nein, aber ich bin Ihrer Gesellschaft nicht eher würdig, als bis ich das Bad genommen habe, das mein treuer Blume mir hergerichtet hat. Sehen Sie, in diesem unsäuberlichen Zustande wage ich nicht einmal, Sie zu umarmen, wozu mich mein Herz doch mächtig drängt, und was in der Aufregung des Wiedersehens kein Mensch, am wenigsten Sie selbst, mir übelgenommen hätten. Wir können das vielleicht später nachholen, meinen Sie nicht? Ich lasse mich wohl im Lauf des Tages bei Ihnen sehen, möchte auch Ihrem Bruder die Hand drücken. Wie ist es euch beiden ergangen in den acht Tagen, seit ich meinen Passionsweg angetreten habe?"

„Foltern Sie mich nicht mit so gleichgültigen Reden!" brach es leidenschaftlich aus ihr hervor. „Sie wissen, mit welcher Ungeduld ich und Max auf das Ergebnis Ihrer Reise gewartet haben. Nicht eine Zeile haben Sie geschrieben, weder aus Wien noch aus Prag und Berlin. Mußte uns nicht schon das Schweigen ängstigen? Wenn Sie etwas Gutes zu melden gehabt hätten, wären Sie doch nicht stumm geblieben. Max ist ein Sanguiniker. ‚Du wirst sehen,' sagte er, ‚er will uns nun in Person damit überraschen, daß er freigesprochen ist.' Ich — mit meiner Bergeslast auf dem Herzen — o Lars, warum keine Silbe in der langen Zeit!"

„Liebe Freundin," sagte er und ergriff ihre Hand, „was hätt' ich melden sollen? Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Aussprüche von Orakeln pflegen seit den Tagen der griechischen Pythia dunkel zu sein. Nun, über allzu tröstliche Klarheit der mir zu teil gewordenen habe ich nicht zu klagen. Jedenfalls aber habe ich im Umgang mit diesen berühmten drei Spezialisten eine so genaue Kenntnis meines Leidens und einiger nahverwandter erhalten, daß ich mich um einen Lehrstuhl der Augenheilkunde bewerben könnte. Wobei ich noch den Vorteil hätte, die nötigen Demonstrationen am eignen Leibe machen zu können."

Sie entzog ihm hastig ihre Hand. „Ich sehe, daß Ihre frühere Freundschaft für mich erkaltet ist. Wenn Sie nur im geringsten mich zu schonen wünschten, würden Sie meine Angst und Unruhe nicht mit so zweideutigen Reden bis zum Unerträglichen steigern."

Er schüttelte mit einer trübsinnigen Miene den Kopf.

„Sie thun mir sehr unrecht, geliebte Frau," sagte er. „Es wird mir nur Ihnen gegenüber ein bißchen schwerer, den Spruch der weisen Richter über die Lippen zu bringen, als diesen selbst. Aber wenn Sie darauf bestehen — und auf die Länge läßt sich die Wahrheit ja doch nicht verschweigen — nun denn: la nuit sans phrase!"

Er fühlte, wie sie zusammenfuhr, so große Mühe sie sich gab, ihre Erschütterung zu verbergen. Erst nach einer Weile fand sie so viel Atem, um in scheinbar gelassenem Ton hinzuwerfen: „Und Sie glauben dem Orakelspruch? Als ob den Augen dieser Seher die Zukunft nicht ebenso in Nacht gehüllt wäre, wie sie es ihren Gläubigen voraussagen. Wie oft soll ich Ihnen erzählen, lieber Freund, daß ein berühmter Spezialist meiner guten Mutter geweissagt hat, in Jahr und Tag würde auf ihren beiden Augen der graue Star operiert werden müssen? Und dann hat sie bis zu ihrem Tode noch zehn Jahre morgens und abends ohne Brille ihre Zeitung gelesen."

„Ich gönne das der guten Frau nachträglich von Herzen," versetzte Lars mit einem mühsamen Lächeln. „Auch hätte mich das schöne Geschichtchen gewiß noch eine Weile getröstet und mich an meine Münchener Autorität glauben lassen, der zufolge weder der graue, noch der schwarze Star zu fürchten war. Aber wer war's, der ‚aus meinem Frieden mich herausgeschreckt', darauf gedrungen hat, daß ich noch an andern Orakelthüren anklopfen sollte? Und wenn ich Ihnen nun zur Beruhigung verrate, daß die Sprüche allerdings nicht einstimmig ausgefallen sind, man also an ihrer Unfehlbarkeit einigen Zweifel hegen darf? Denn es ist sehr merkwürdig: nach dem Wort, ‚womit du sündigst, daran sollst du gestraft werden,' wird ein armer Maler, der mit seinen Augen ein üppiges, verschwenderisches Spiel getrieben hat, zum Erblinden verurteilt. Aber man ist so gütig, wenigstens seinem Farbensinn Rechnung zu tragen, man läßt ihm die Wahl zwischen dem grauen, schwarzen und grünen Star, nein, nicht eigentlich die Wahl; nur daß es interessant ist, abzuwarten, in welcher Farbe die ewige Nacht über ihn hereinbrechen wird."

Er unterbrach sich einen Augenblick, zog sein Taschentuch hervor und fuhr damit über das Fenster der Droschke, das feucht angelaufen war.

„Diesmal ist der Nebel wirklich nicht in, sondern außer mir," sagte er, vor sich hinlächelnd. „Sie glauben nicht, liebe Freundin, wie widerwärtig das ist, daß man nicht mehr weiß, ob man sich auf seine eignen Augen verlassen kann. Wie wenn man plötzlich an einem alten Diener irre würde, dem man fünfundbreißig Jahre blindlings vertraut hat. Wenn er einem noch auf einmal für immer durchginge, daß man wüßte, woran man wäre. Aber so! Diese Bestie von einer Krankheit! Spielt mit einem, wie die Katze mit der Maus. In diesem Augenblick seh' ich Ihr liebes Gesicht so hell und ungetrübt wie je; und vielleicht schon in der nächsten Minute, wenn der Nebel wieder kommt —"

Sie haschte nach seiner Hand und drückte sie lebhaft. „Sie haben doch ein wenig Fieber," sagte sie. „Nein, reden Sie vernünftig. Ich weiß immer noch nicht, was Ihre Orakel gesagt haben."

„Nun, wie ich schon bemerkt habe, es war sehr interessant. Aus den Symptomen, die ich ihnen mitteilte, las jeder sich etwas andres heraus. Der erste wollte Winkelzüge machen, ganz wie mein guter hiesiger Freund. Sie nennen das schonen, daß man erst am eignen Leibe erfahren muß, was sie einem verschwiegen haben. Als ob ein vernünftiger Mensch nicht lieber mit aufrechtem Nacken seinem Schicksal entgegenginge! Als ich ihm dann erklärte, ich sei kein nervöses Frauenzimmer und wolle nicht ‚geschont' sein, gestand er mir, der Augennerv sei erkrankt, vom grauen Star leider keine Rede, das Verderben gehe langsam, aber sicher seinen Gang, und keine Operation könne es aufhalten.

„Ich bedankte mich für gnädige Straf' und reiste zu Nummer zwei. Der gab mir für mein gutes Geld auch den Namen meiner Krankheit, einen wunderhübschen Namen, Amaurosis. Nicht wahr, das klingt vornehmer als das gemeine ‚schwarzer Star'. Im Grunde ist es dieselbe nichtswürdige Sache. Und auch was Nummer drei ihr für einen Namen gab — Glaukoma nannte er's, da er es für den grünen Star hielt —, ich gestehe, all diesen illustren Benennungen zöge ich eine ganz ordinäre Augenentzündung bei weitem vor. Bei dem grünen Glaukom freilich hat man noch die Chance, durch eine Operation, die auch einen wundervollen griechischen Namen hat, ein bißchen von seiner Sehkraft zu retten, nur so zum Hausgebrauch, zur Malerei schwerlich ausreichend. Es wird einem da ein Stück von der Regenbogenhaut ausgeschnitten, wie es scheint, um ein Fensterchen oder eine Luke zu öffnen, durch die etwas Tageslicht ins Auge bringt. Leider kann man sich den Spaß nur in akuten Fällen erlauben, und Sie wissen, wie chronisch schleichend die Geschichte bei mir sich vorbereitet hat. Schon bald, nachdem ich von Italien zurückgekommen war — das ist nun anderthalb Jahre her, und seitdem wird der Nebel, in dem das Maultier seinen Weg sucht, immer dichter.

„Aber wir wollen nicht winseln, liebe, geliebteste Freundin. Es giebt noch schöne Augenblicke im Leben, wo ich sogar das kleine, braune Fleckchen an Ihrem Halse erkennen kann. Nur dürfen Sie nicht so stumm bleiben, hören Sie? Nächst Ihrem holden Antlitz, wissen Sie ja, ist Ihre Stimme das Liebste, was ich auf der Welt kenne. Warum sind Sie nun so verstummt? Haben Sie wirklich erwartet, der arme Sünder werde von seinen Geschworenen freigesprochen werden?"

Sie hatte sich abgewendet. Er sollte nicht sehen, daß ihr die schweren Tropfen über die Wangen liefen. Mit äußerster Anstrengung bezwang sie ihren inneren Jammer und sagte: „Es hat schon sonst Justizmorde gegeben, auf unsichere Indizien hin. Muten Sie mir zu, daß ich mich bei diesem Urteil beruhigen solle? Nein, Lars, wir legen Berufung ein, wir gehen an die höhere Instanz. In Paris —"

„Liebste Freundin," unterbrach er sie und zog ihre Hand an seine Lippen, „warum wollen Sie die Qual der Ungewißheit uns beiden noch verlängern? Ich habe Ihnen zu Gefallen diese Wallfahrt unternommen, obwohl ich mir von keinem Propheten sagen zu lassen brauchte, was ich als den Spruch meines Schicksals in mir fühlte. Nun, nachdem aus dreier Zeugen Mund die Wahrheit kund geworden war, wünsche ich nichts als in aller Stille das Unvermeidliche abzuwarten. Wenn ich sagen sollte, daß das eine heitere Perspektive sei, müßte ich freilich lügen. Für manchen andern wäre die Sache nicht gar so schlimm. Ich habe hier in München Blinde herumgehen sehen, ohne Führer, mit einem Stock sich ihren Weg sichernd; nur zuweilen blieben sie stehen, wenn ein Geräusch herankam, über das sie nicht gleich klar waren. Sie sahen ganz fröhlich und zufrieden aus. Und haben wir beide früher nicht den guten Botschaftsrat gepriesen um seine heitere Gemütsstimmung, seine Fähigkeit, trotz der Nacht um ihn her am Leben teilzunehmen und sogar thätig zu bleiben? Nur daß ein Mensch, dessen Metier gerade auf die Augen angewiesen ist, wenn die streiken, nicht leicht umsatteln und etwas vornehmen kann, das ihn nur einigermaßen befriedigt. Der alte Homer hatte gut lachen! Man erzählt ihm nach, er habe die Gestalt des toten Achilleus aus dem Grabe heraufbeschworen, der Heros sei ihm auch erschienen, aber in so furchtbar flammender Rüstung, daß Homer plötzlich erblindet sei. Zum Trost dafür habe ihm Juno die Gabe der Dichtung verliehen. Was aber könnte ich besingen? Meine Liebe zu Ihnen, auch wenn sie mich plötzlich zum Lyriker machte, würde sie so viele Bände füllen, daß ich mir einbilden dürfte, daran ein richtiges Tagewerk zu thun?

„Und sehen Sie, immerhin wäre es etwas spät, noch einen andern Beruf zu ergreifen, bloß um mich überhaupt noch nützlich zu machen, wenn man das mit lyrischen Gedicht überhaupt könnte. Gerade bis in mein fünfundbreißigstes Jahr hab' ich's gebracht — nel mezzo del cammin di mia vita — und Sie müssen mir doch zugeben, ich dürfte mir endlich sagen, daß ich wohl auch zu den Berufenen gehörte — meine letzten Arbeiten zeigten, was ich wollte und konnte — und da, aus heiterem Himmel dieser Schlag — das

stolze Gebäude meiner Hoffnungen, meines Ehrgeizes kracht zusammen, nichts bleibt mir, als an die Thür meines Ateliers zu schreiben: Gänzlicher Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts. Und nicht wahr, ich bin doch wohl noch etwas zu jung dazu, um wie jene beiden Biedermänner mir mit heiterem Gesicht und vorgestrecktem Stock meinen Weg in den Straßen Münchens zu suchen und darüber nachzudenken, ob Raffael ein großer Maler geworden sein würde, auch wenn er ohne Augen zur Welt gekommen wäre."

Sie hatte, während er sprach, unverwandt zu dem Fenster an ihrer Seite hinausgestarrt. Die Thränen waren versiegt. Eine starre Verzweiflung sprach aus ihren blassen Zügen. Nun endlich wollte sie etwas erwidern, das erste beste, was ihr auf die Zunge kam, da sie ihr Innerstes nicht aufschließen durfte, da hielt die Droschke.

Lars öffnete den Schlag und stieg aus, ihr den Arm zu bieten.

„Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, lieber Freund," warf sie hastig hin, da sie hinausgesprungen war. „Aber erst müssen Sie ruhen von der unerquicklichen Nachtfahrt. Wollen Sie nicht zu Tische kommen? Max würde sich so freuen, Sie zu sehen, und Sie wissen, wie angeschmiedet er an sein Bureau ist."

„Zu Tische nicht," erwiderte er. „Ich weiß nicht, ob ich bis dahin fertig werde mit allem, was während meiner Abwesenheit sich angesammelt hat. Aber nach Tische, so zu Ihrem Fünf-Uhr-Thee — oder erwarten Sie da Besuch?"

„Ich werde Sorge tragen, daß wir ungestört bleiben. Einstweilen thun Sie mir's zuliebe und grübeln Sie nicht über das, was alle unsre Weisheit nicht ergründen kann. Versprechen Sie mir das!"

Sie hielt ihm die Hand hin, die er kräftig drückte. „Alles, was in meiner Macht steht, steht immer in Ihrem Dienst. Auf Wiedersehen. Grüßen Sie unsern Staatsmann!"

Er sah ihr nach, bis sie im Hauseingang verschwunden war. Ein Schatten senkte sich über sein Gesicht, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann rief er dem Kutscher die Nummer seiner Wohnung in der Schwanthalerstraße zu und stieg langsam wieder ein, nachdem er gegen den hellen Maihimmel die Augen in einer Art Lichthunger weit geöffnet hatte, als ob er es ihnen gönnen wollte, sich einmal recht satt zu trinken.

*

Vor dem Hause in der Schwanthalerstraße stand, schon seit einer Stunde, Blume, „der Patriarch".

Den Spitznamen hatten ihm die Heiligenmaler aufgebracht, denen er viele Jahre zu ihren Erzvätern und Aposteln Modell gesessen hatte. Sein regelmäßiges Gesicht mit dem friedlichen Augenaufschlag und die langen, bis auf die Schultern niederwallenden Haare hatten ihn zu diesem ehrwürdigen Beruf geeignet erscheinen lassen, nachdem er in seinem früheren eines kleinen Schenkwirts abgewirtschaftet hatte, weil sein geistlicher Hang und das fleißige Kirchenlaufen ihm hinderlich gewesen waren, sein Geschäft mit der nötigen Pünktlichkeit und munteren Manier zu versehen. Einer seiner Stammgäste hatte ihn dann beredet, sich der Kunst zu widmen, wobei er sich ein Dutzend Jahre sehr wohl befunden hatte. Er hatte nichts zu thun gehabt, als sich den Bart wachsen zu lassen und sein Haupthaar zu kämmen, und konnte dabei nach Herzenslust so viel Messen und Rosenkranzandachten besuchen, wie er wollte.

Lars, da er keine Kirchenbilder malte, war ihm nur hin und wieder in den Ateliers guter Freunde begegnet. Als er aber vor zwei Jahren aus Italien zurückgekehrt war, traf er ihn einmal auf der Straße in einem höchst mitleidswürdigen Aufzug, Haar und Bart gestutzt, aber verwildert, in abgetragenen Kleidern, aus seinem Gesicht die himmlische Verklärung verschwunden, die er so lange als ein Kennzeichen seines Berufs zur Schau getragen hatte. Er erzählte dem mitleidigen Künstler, daß es mit dem Modellsitzen vorbei sei, indem er auf einen kleinen, roten Auswuchs zwischen seinen ehrwürdigen Augenbrauen hinwies, der sein Gesicht allerdings nur ein wenig entstellte. Er hatte aber eine so hohe Meinung von seinem früheren Idealkopf, daß er ihn um keinen Preis in seiner jetzigen „Verschandelung", wie er es nannte, Künstleraugen hätte preisgeben mögen.

Ein kleiner Ausgeherposten bei einer Versicherungsgesellschaft hatte ihm so viel eingetragen, daß er nicht gerade zu verhungern brauchte. Als ihn Lars fragte, ob er gegen einen guten Lohn, Beköstigung und vollständige Bekleidung in seinen Dienst treten wollte, traten ihm die Thränen in die Augen. Er war immer schweigsam gewesen, fand auch jetzt kein Wort des Dankes, sondern haschte nur nach der Hand seines freundlichen Gönners und küßte sie auf offener Straße so inbrünstig, daß Lars sie ihm errötend entzog.

Seitdem hatte er sich musterhaft aufgeführt. Es war ihm eine hohe Befriedigung, auf diese Art doch noch ferner der Kunst dienen zu dürfen, indem er seines Herrn Pinsel wusch, die Palette reinigte, Blendrahmen aufspannte und fertige Bilder einpackte und zur Bahn beförderte. Zu seinen kirchlichen Uebungen ließ ihm Lars alle erwünschte Zeit.

Auch heute hatte er eine frühe Messe gehört, dann aber, lange vor der Zeit, seinen Posten unten bei der Hausthür eingenommen, da man nicht wissen konnte, ob der Zug sich nicht verfrühte. Statt dessen hatte er übermäßig lange warten müssen, da Lars erst seine Freundin nach ihrem Hause gebracht hatte.

Er begrüßte den Herrn mit einer stummen Verbeugung, belud sich mit dem Handkoffer und stieg die vier hohen Treppen voran, sehr niedergeschlagen, da er an Lars' Miene gemerkt hatte, in wie wenig tröstlicher Stimmung er zurückkehrte. Nur aus allerlei halben Worten hatte er sich zusammengereimt, zu welchem Zweck die Reise unternommen worden war, und erst eine schüchterne Frage gegen Frau Nadine hatte seine Vermutung bestätigt.

Auch Lars war einsilbig. Erst als sie oben angekommen waren und in das große helle Atelier eintraten, sagte er: „Sie haben lange auf mich warten müssen, Blume. Wenigstens aber werden Sie nachts besser geschlafen haben als ich."

„Haben der Herr Professor sonst — eine gute Reise gehabt?" stammelte der Alte, wobei er seinem Herrn nicht ins Gesicht zu sehen wagte.

Er nannte ihn hartnäckig Professor, weil er von seiner Künstlerschaft die höchste Meinung hatte. Lars hatte sich's anfangs ernstlich verbeten, sich dann aber darein ergeben, da es dem treuen Menschen durchaus nicht abzugewöhnen war.

Statt aller Antwort nickte der Maler nur zerstreut und trat, noch in Hut und Mantel, vor die große Leinwand auf der Staffelei mitten im Atelier. Der Stuhl stand noch davor wie vor acht Tagen, da er zuletzt an dem Bilde gemalt hatte. Mit einem eigentümlichen Aufleuchten in den dunkeln Augen ließ er sich jetzt darauf nieder und betrachtete unverwandt das Bild.

Es war eines von vieren, in denen Lars die Jahreszeiten geschildert hatte, im Auftrage eines reichen Amerikaners, der sich in der Nähe von Sorrent eine Villa gebaut und gewünscht hatte, mit diesen Gemälden den Speisesaal zu dekorieren. Zwei derselben hatte der Künstler noch in Rom vollendet, und sie hatten ihm von der dortigen amerikanischen Kolonie neue Aufträge eingebracht: der Frühling, den eine im Garten spielende Kinderschar darstellte, unter der Hut eines lieblich herangereiften Jungfräuleins, das in verlorenem Sehnen in die Ferne blickte; der Herbst, dessen schöne, klare Sonne eine kleine Gesellschaft römischer junger Herren und Damen bei einer sogenannten Ottobrata, einer Landpartie im Oktober, im Hain der Egeria genoß. Den Sommer und den Winter hatte er nur untermalt nach München mitgenommen, als ihn sein Herz dorthin zurückrief. Hier aber war nur das Winterbild fertig geworden, ein Trupp Bergbewohner, die in der Mitte der Heiligen Nacht unterm Sternenhimmel nach einem einsamen Kirchlein zogen, dort die Weihnachtsandacht zu feiern. Das Bild stand schon in seiner Kiste verpackt hinten an die Wand der Werkstatt gelehnt und wartete auf die Vollendung des vierten, worin den Maler die Sorge um sein Augenlicht unterbrochen hatte.

Dieses Sommerbild war dem Künstler das liebste von den vieren. Er hatte es oft umkomponiert und war erst zuletzt damit ins Reine gekommen. Am Meeresufer lag eine schöne blonde Frau in heller Sonne, eben aus dem Bade gekommen und sich wohlig in der reinen Himmelsglut ausstreckend. Man sah den schönen, weißen Leib in einer kühnen Verkürzung vom Rücken aus, der sich in ein weich aufgebauschtes rotes Gewand vergrub. Vom Gesicht nur ein schmales Streifchen, nur ein winziger Funken des glänzenden Auges, das reiche, blonde Haar aufgelöst über die nackte Schulter verbreitet. Der eine Fuß wurde noch von der silbernen Brandung überspült, das linke Bein war zurückgebogen, so daß sein rosiges Knie sich glänzend gegen die blaue Flut abhob. Neben der Schönen lag ein großer Neufundländer, weiß und grau gefleckt, um dessen Leib seine Herrin den einen zarten Arm gelegt hatte. Er blickte in gravitätischer Ruhe auf die weite Meeresfläche hinaus, wo soeben ein Segelboot aufgetaucht war, ein junger Fischer darin, der sich vom Winde treiben ließ, während er träumerisch nach dem Ufer blickte, ahnungslos, an welch einem kostbaren Schatz ihn der Wind vorbeiführte. Die Wange der Frau schien ein leises Lächeln zu überfliegen, sie fühlte sich aber in ihrer stolzen Schönheit sicher genug, um allenfalls auch gegen einen Ueberfall geschützt zu sein, wenn der Wind plötzlich umspränge und den Jüngling zu ihren Füßen triebe.

Auch dies Bild war vollendet, bis auf die Frauengestalt, an der der Maler sich immer noch nicht genug gethan hatte. Es war ihm nicht geglückt, in München ein Modell ganz nach seinem Herzen aufzutreiben. Doch ein oberflächlicher Beschauer mochte auch an dem nur leicht untermalten Körper nicht allzuviel vermissen. Gerade aber in der leidenschaftlichen Aufregung, auch hier sein feines künstlerisches Gewissen zu befriedigen, hatte ihn die plötzliche Verschlimmerung seines Augenleidens überfallen, an dessen letzten Ernst er lange nicht hatte glauben wollen.

Als sein alter Diener nach einer Weile wieder ins Atelier trat, fand er Lars vor dem Bilde, immer noch den Hut auf dem Kopf. Der Mantel war über die Lehne des Stuhles zurückgeglitten, in den Händen hielt er Pinsel und Palette und malte eifrig an dem Lockenhaupt, dessen Glanz in der vollen Sonne ihm nicht leuchtend genug erschien. Als er das Eintreten des Patriarchen überhörte, wagte der zu fragen, ob der Herr Professor nicht kommen wolle; das Bad sei fertig, genau zwanzig Grad, es werde sich verkühlen.

„Gleich, gleich!" nickte der Maler, setzte noch ein paar Lichter auf und stand dann einige Augenblicke, seine Arbeit betrachtend, ehe er das Malgerät weglegte. Er war in sehr guter Stimmung, vor seinen Augen weder Nebel noch Funken und Farbenspiel, die Ruhe auf der Reise hatte ihm offenbar wohlgethan. Wenn dennoch alle düstern Orakelstimmen unrecht hatten, wenn es nur auf eine längere Schonung ankam —?

Die Wohnung bestand außer dem Atelier in zwei Zimmern, der Küche und einer Kammer für den Diener. Aus dem Studio trat man in ein einfenstriges Gemach, an das sich das große Schlafzimmer schloß, dessen zwei Fenster nach Osten gingen. Trotz der niedrigen Decke dieser Mansardenräume erschienen sie behaglich durch die Menge eingerahmter Handzeichnungen und Skizzen, meist Geschenke guter Freunde und Kameraden, und die schönen Möbel und Teppiche, mit denen sie reichlich ausgestattet waren. Dagegen war das Atelier, das hoch über das Louvredach hinausgebaut war, ohne allen Prunk nur für die Arbeit eingerichtet, die Wände nicht mit Studien behangen, der einzige Schmuck eine Statue der kapitolinischen Venus in der Größe des Originals und auf etlichen Gesimsen Abgüsse menschlicher Gliedmassen über dem Leben.

Nun warf Lars die Kleider ab und tauchte sich in die große Wanne, die im Schlafzimmer hinter einer spanischen Wand aufgestellt war. Die laue Flut erquickte ihn, er konnte sich lange nicht entschließen, das Bad zu verlassen. Als er dann endlich hinausstieg, ging er im Bademantel noch eine Weile auf dem großen Teppich hin und her, eine italienische Volksweise vor sich hinsummend. Vor dem Spiegel in der Ecke blieb er stehen und betrachtete lange seine kraftvolle Gestalt, deren Ebenmaß von manchem Kollegen bewundert worden war, mit dem zusammen er unten in Italien am Meeresstrande gebadet hatte. Er gab sich aber keiner eiteln Freude an seiner Schönheit hin, vielmehr studierte er die Formen ganz ernsthaft, wie wenn er sie an einem bezahlten Modell vor sich hätte.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Prosit! Nach dem Gemälde von Fr. Proelß.

Dann aber wurde sein Gesicht immer düsterer, je länger er in den Spiegel starrte. „Das Haus wäre ganz gut gebaut," murrte er zwischen den Zähnen. „Was ist aber selbst ein Palazzo wert, wenn kein Licht durch seine Fenster dringt!"

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich ab und kleidete sich an. Dann nahm er sein Frühstück ein, das ihm Blume wie gewöhnlich in dem schmalen Kabinett aufgetragen hatte, zündete eine Zigarette an und lag eine Weile, auf dem Sofa zurückgelehnt, in helldunkeln Gedanken. Plötzlich sprang er auf, wie wenn er endlich einen festen Entschluß gefaßt hätte, und trat in sein Atelier.

Vor dem großen Fenster, dessen unterer Teil mit einem schwarzen Tuch überspannt war, stand ein Ruhebett aus rotem Plüsch, daneben ein kleiner Schreibtisch. An diesem nahm er Platz, zog eine Mappe aus dem Schubfach und begann auf einem Foliobogen zu schreiben, mit großen Buchstaben, an die er sich gewöhnt hatte, seit seine Augen von dem unheimlichen Leiden befallen worden waren.

Was er schrieb, war sein letzter Wille. Er hatte sich Mühe gegeben, ihn klar und unzweideutig abzufassen, langsam, oft absetzend, um einen Ausdruck sorgfältig zu überlegen, dann wieder hastig fortfahrend. Je länger er schrieb, je ruhiger wurde er, und als er seinen Namen unter das Schriftstück gesetzt hatte, atmete er auf, wie von einer Last befreit.

In demselben Augenblick klopfte es an die Thür. Er hörte es erst beim drittenmal, so entrückt der Gegenwart war sein Sinn. Ehe er herein rief, schob er das Blatt in die Mappe und warf sie wieder in den Tischkasten. Sein erster Gedanke war, die Freundin möchte draußen stehen und ihn bei seinem melancholischen Geschäft ertappen.

Es war aber nicht Nadine, die nun eintrat, sondern ein junger Mensch in einer grauen Joppe und hohen Reiterstiefeln, der seine alte Soldatenmütze tief abzog und mit einer halb verlegenen, halb zutraulichen Verbeugung den „Herrn Professor" um Verzeihung bat, wenn er ihn vielleicht gestört haben sollte.

„Ihr seid's, Fabian!" sagte der Maler. „Wollt Ihr den Papa einmal wieder besuchen? Der wird draußen in der Küche sein."

„Nein," sagte der junge Mensch, dessen stumpfnasiges Gesicht mit den zwinkernden kleinen Augen nicht vermuten ließ, daß er den ehrwürdigen Patriarchen mit den feirlichen Zügen zum Vater hatte, er habe den Alten erst gestern gesprochen, und da habe er erfahren, daß der Herr Professor heute zurückkommen würde, und da habe er fragen wollen, ob der Herr Professor ihn nicht vielleicht brauchen könne.

Lars schüttelte unmutig den Kopf.

„Ich habe Euch schon neulich gesagt, Fabian, daß ich kein männliches Modell nötig habe. Auch möchte ich Euch nicht Vorschub dazu leisten, daß Ihr dies elende Gewerbe fortsetzt. In zehn Jahren ist es damit vorbei, denn Ihr seid ein Trinker und habt ohnehin Anlage zum Fettwerden. Es mag Euch wundern, daß ein Maler gegen das Modellstehen eifert. Aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir immer peinlich, wenn ich einen gesunden, rüstigen Burschen sehe, der keine andre Arbeit verrichtet, als daß er ein paar Stunden lang auf einem Trittbrett steht und seinen Körper, den ihm Gott zu besserem Thun gegeben hat, von Malern oder Bildhauern studieren läßt. Es bringt mehr ein als das Betteln an der Kirchenthür, ist aber eine noch schlimmere Tagedieberei. Ihr könntet Euch an Eurem Papa ein Beispiel nehmen, der elend zu Grunde gegangen wäre, wenn ich ihn nicht zufällig von der Straße aufgelesen hätte."

„Der Herr Professor haben vollkommen recht," sagte der junge Mensch, seine Mütze nervös in den Händen drehend. „Auch hab' ich ja was andres werden wollen, nämlich Schauspieler, weil ich eine gute Bildung habe, und für das Poetische habe ich immer geschwärmt. Aber wo ich mich angeboten habe, hat's immer geheißen, ich hätt' nicht das Gesicht zum Dramatischen, höchstens die dummen Bedienten könnt' ich spielen; das paßte mir nicht. Und da sie mir sagten, es wäre schade, daß mein Gesicht nicht so regelmäßig und zur Kunst brauchbar wäre wie mein übriger Mensch, hab' ich's mit meinem übrigen Menschen probiert, ob er mir Brot schaffen könnte, und das hat er denn auch zuwege gebracht. Aber der Herr Professor haben gewiß recht, 's ist ein elendiges Gewerbe, ein miserabliges, zumal für einen Mann von Bildung, und so bin ich darauf gekommen, den Herrn Professor zu fragen, ob Sie mich nicht sonst in Ihrem Dienst brauchen könnten."

Der Maler sah ihm mit argwöhnischen Augen scharf ins Gesicht.

„Wozu sollt' ich Euch brauchen können, Fabian?" sagte er. „Euer Papa ist ja rüstig genug, seinen Dienst zu versehen, der wahrhaftig nicht der schwerste ist."

„Es ist nur," stammelte der junge Mensch, „weil der Herr Professor sich immer mehr hart thun mit den Augen, wie der Alte sagt, und da hatt' ich gedacht, wenn's noch schlimmer werden sollt' — einen Menschen, der dem Herrn Professor vorlesen thät und seine Briefe schreiben, und wenn er sich nicht mehr allein auf die Straße getrauen würde — an Treu' und Redlichkeit würd' ich's ja gewiß nicht fehlen lassen, und in der Schul' hat der Lehrer mich immer gelobt wegen meinem schönen Vortrag, und was meine orthographische Handschrift betrifft —"

Lars richtete sich mit einem heftigen Ruck auf, seine Augen flammten, eine tiefe Röte hatte sein weißes Gesicht überflogen.

„Genug!" rief er. „Ich verbitte mir solche Zudringlichkeiten. Wenn ich Euch jemals brauchen sollte, werde ich's Euch durch Euern Vater wissen lassen. Bis dahin wünsche ich nicht wieder von Euch gestört zu werden."

Dem erschrockenen Burschen war die Mütze entfallen. Er hob sie hastig auf, stotterte: „Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr!" und schob sich in äußerster Verwirrung aus der Thür.

Kaum sah sich Lars wieder allein, so überfiel ihn ein brennendes Gefühl der Beschämung, daß er sich dem arglosen Menschen gegenüber so weit hatte fortreißen lassen. Er wollte sich noch damit entschuldigen, es sei empörend, wie man ihn schon jetzt als einen verlorenen Mann betrachte und aus seinem Unglück Vorteil zu ziehen suche. Aber sein ehrliches Gewissen ließ die sophistische Rechtfertigung nicht gelten. Er wußte, daß dieser Patriarchensohn ein leichtsinniges, aber gutartiges Gemüt besaß, unfähig einer kaltherzigen Spekulation auf die Not eines Mannes, dem sein Vater Dank schuldig geworden. Er hatte es gut gemeint und war übel dafür belohnt worden.

Als ihm dies mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein gekommen war, stürzte er durch den Flur nach der Thür hinaus und rief hinunter, Fabian möchte noch einmal heraufkommen, er habe etwas vergessen. Kein Laut kam von unten zurück. In größter Verstimmung schloß Lars wieder die Thür und warf sich im Atelier auf den Diwan, seinem Schicksal nachzusinnen, das nun erst, durch diesen geringfügigen Zwischenfall, mit der vollen Wucht aller Schrecken sich seiner Phantasie bemächtigt hatte.

*

Als er dann wieder aufstand, fühlte er sich in seinen Gliedern wie gelähmt; die Erfrischung durch das Bad war verflogen, seine Augen sahen die Dinge um ihn her wieder mit leise zitternden Umrissen. Die Aerzte hatten ihm gesagt, daß er jede Aufregung vermeiden müsse, und eben hatte er sich heftig geärgert, erst über den jungen Menschen, der sich ihm zum Blindenführer anbot, dann über sich selbst. Dazu hatte sich der Tag, der so strahlend aufgegangen war, wieder getrübt, ein leichtes Regengeriesel tropfte gegen die Scheiben.

Er trat düster gelaunt vor sein Bild, betrachtete eine Weile, was er am Morgen daran gemalt hatte, und nahm dann einen Leinwandlappen, die frischaufgetragene Retouche wieder wegzuwischen. Dann sah er nach der Uhr. Er hatte den Entwurf des Testaments noch am Vormittag zu seinem Notar tragen wollen. Das mußte er nun verschieben, da die Bureaustunde verstrichen war. So nahm er endlich seinen Hut und verließ die Wohnung.

Als er auf die Straße kam, that die feuchte Luft ihm wohl. Er nahm den Hut ab und ließ den feinen Regen auf seine hohe Stirn niedersprühen, während er langsam an den Häusern entlang ging. Hie und da las er die Inschrift auf einem Ladenschild oder betrachtete aufmerksam die Zieraten einer Fassade, wie wenn er sich etwas einprägen wollte, was er morgen nicht mehr sehen würde. Dieser Gedanke aber schmerzte ihn nicht. Es war nichts hier zu sehen, auf das er nicht ohne Kummer verzichtet hätte. Er schloß sogar einmal selbst die Augen und versuchte, ob seine Füße ohne diese Wegweiser sich zurechtfinden möchten. Eine ziemlich lange Strecke glückte es auch. Dann stieß er sich am Gitter eines Vorgartens und blieb mit einem mitleidigen Lächeln wie über die Ungeschicklichkeit eines Kindes stehen. „Fabian hat recht," sagte er vor sich hin. „Der Herr Professor wird bald einen Engel brauchen, der verhütet, daß sein Fuß an einen Stein stoße."

Vom Turm der protestantischen Kirche schlug es eins. Zu dieser Stunde hatte Lars sonst den Pinsel weggelegt und sich in ein Restaurant begeben, wo er mit einigen Malerfreunden zu speisen pflegte. Heute war es ihm unmöglich, diesen guten Gesellen ins Gesicht zu sehen. Sie würden ihn fragen, was für einen Bescheid er von der Reise heimgebracht habe, und wenn er die Wahrheit nicht ganz verhehlen könnte, ihn mit ihrem stummen oder ausgesprochenen Beileid foltern.

Er trat rasch in ein kleines Speisehaus, ließ sich etwas zu essen geben und betrachtete, während er die dürftige Kost hastig verschlang, die andern Gäste, die hier ihre Mittagsrast hielten: kleine Leute aus dem geringen Bürgerstand, ein paar Lehrerinnen, Schüler des Polytechnikums.

Es war sehr still in dem weiten, schlechtgelüfteten Raum, nur ein junges Paar in der hintersten Ecke führte ein halblautes Gespräch, augenscheinlich Arbeiter er und sie, die sich hier für eine kurze Ruhepause zusammenfanden. Mit den groben Speisen, die dem verwöhnten Lars kaum genießbar dünkten, schienen alle durchaus zufrieden zu sein. Was lag auch daran, wie man sich nährte, wenn man aus hellen, gesunden Augen in die Welt sah?

Ein immer schärferer Neid stieg in der Seele des einsamen Verurteilten empor. Er stieß den Teller halbgeleert zurück, bezahlte seine Zeche und verließ eilig das Lokal.

Als er sein Atelier wieder betrat, sank er, zu Tode erschöpft, auf das Ruhebett vor dem Fenster nieder. Blume, immer wie auf Filzsocken schleichend, trat ein und fragte, ob der Herr Professor gleich den Kaffee wünsche.

„Ich wünsche nur Ruhe!" erwiderte Lars. „Lassen Sie mir niemand herein, Blume. Ich habe die Nacht nicht geschlafen und will versuchen, ob ich's jetzt ein wenig nachholen kann."

So blieb er allein, streckte sich, ohne seine feuchten Kleider mit andern zu vertauschen, auf dem breiten Lager aus und schloß die Augen. Der Schlaf kam aber noch nicht gleich, das Herz war ihm zu schwer von Zukunftsschmerzen. Ein paarmal öffnete er die Augen wieder, dann fiel sein Blick sogleich auf das Venusbild ihm gegenüber, das in seiner reinen Hoheit ihn marterte wie ein Abschiedsgruß aus einer Welt, aus der er nun bald für immer scheiden sollte. Nur das war ihm eine Wohlthat, dieses schöne Gebilde wieder ohne den trübenden Nebel betrachten zu können, dann vergingen ihm die Gedanken, und er schlief fest ein.

Es war so still hier oben, das Geräusch der Straße drang nicht bis zu ihm herauf. So verschlief er Stunde um Stunde, hörte auch nicht, daß draußen geklingelt wurde, da Nadinens Bruder kam, nach dem Freunde zu sehen, der sich seines Versprechens, zum Fünf-Uhr-Thee zu kommen, nicht erinnert hatte. Er war nicht zu ihm eingedrungen; Blume hielt unerschütterlich Wache.

Darüber wurde es Abend. Lars lag in einem ängstlichen Traum, seine Brust atmete schwer, wie um einen Alp abzuschütteln, wälzte er sich stöhnend auf seinem Lager und fuhr, die Stirn von Schweiß benetzt, in die Höhe, da er nahe an seinem Ohr seinen Namen hörte. Als er die Augen weit öffnete, mit dem Ausdruck der Erlösung auf den blassen Zügen, sah er Nadine zu sich herabgebeugt, und ein helles Leuchten der Freude schlug aus seinen Augen ihr entgegen.

Der Patriarch, der zaghaft hinter ihr gestanden, weil er sie trotz des Verbots hereingelassen hatte, schlich behutsam aus dem Zimmer, wenn er auch nicht mehr fürchtete, gescholten zu werden, da sein

Herr wegen der Störung kein erzürntes Gesicht machte.

„Sie sind es, liebste Frau!" sagte Lars. „Es ist zwar so dunkel hier, daß ich mein Glück erst mit Händen greifen muß, um es nicht für einen Traum zu halten. Aus was für einer Angstvision haben Sie mich gerettet! Nein, ich erzähle es Ihnen nicht! Nun sind Sie da, und die ganze Hölle hätte keine Macht mehr über mich!"

Er sprang auf und zog sie mitten ins Zimmer, wo vom Abendrot noch ein Schimmer hereindrang.

„Ja, Sie sind es wirklich," rief er, „schön wie immer, nein, schöner als je, denn die himmlische Liebe und Güte gegen einen armen Sterblichen, der nichts hat, so viel Holdes zu vergelten, verklärt Ihr Gesicht. Und nun erlauben Sie mir, nachzuholen, was ich heute morgen bei unserm Wiedersehen nicht wagen durfte."

Damit faßte er ihren Kopf mit beiden Händen und drückte einen herzlichen Kuß auf ihren reizenden Mund.

Sie errötete, entzog sich ihm aber nicht. „Wissen Sie," sagte sie dann, als er sie losließ, „daß Sie es eigentlich nicht verdient haben, freundlich behandelt zu werden? Ist das zu entschuldigen, daß Sie uns trotz Ihres Versprechens den ganzen Tag vergebens auf Ihren Besuch haben warten lassen? Wenn Sie wüßten, Sie hartherziger Freund, wie ich mich um Sie geängstigt habe, als es fünf, sechs, sieben schlug und noch immer die Klingel nicht von dem bekannten stürmischen Griff erklang? Und da küssen Sie mich, als ob alles in schönster Ordnung zwischen uns wäre! Während ich, nach Ihren desperaten Aeußerungen heute früh, mich mit den greulichsten Schreckbildern peinigte, wie ich Sie hier oben finden würde."

„Nein, liebe Freundin," sagte er lächelnd, indem er sie zu dem Sofa führte, „Sie scheinen mich doch nicht genug zu kennen, wenn Sie denken konnten, ich würde mich auf französisch aus der Welt entfernen, in der ich Sie zurücklasse. Ohne ein Abschiedswort und eine letzte Herzstärkung von Ihren Lippen mit auf die lange Reise mache ich mich nicht davon. Ich hatte mir fest vorgenommen, mir heute noch eine Tasse Thee von Ihnen auszubitten. Der Schlaf, dessen niemand Herr ist, hat das vereitelt. Aber nun sind Sie zu mir gekommen, liebster Engel, nun müssen Sie mir erlauben, Ihnen eine Tasse Thee anzubieten. Man erwartet Sie hoffentlich nicht so bald zurück. Und ich — wann wird es mir wieder so gut werden, daß ich mir einen Augenblick einbilden kann, ich wäre nicht zu lebenslänglicher Einzelhaft, verschärft durch Dunkelarrest, verurteilt! Nur einen Augenblick Geduld, liebste Freundin. Sie sollen sich wundern, wie gut ich den liebenswürdigen Wirt zu spielen verstehe!"

Er rief seinem Diener und gab ihm allerlei Aufträge. Dann machte er sich selbst daran, die drei Gasflammen in der Mitte des Ateliers anzuzünden, darauf auch den kleinen Lüstre im Kabinett, zuletzt die hohe, mit einem roten Schirm überdeckte Stehlampe im Schlafzimmer. Endlich betrat er durch die offengebliebene Thür wieder das Atelier und rief, in die erleuchteten Zimmer zurückdeutend: „Was sagen Sie zu diesem Festsaalbau? Finden Sie nicht, daß mein Junggesellenquartier bei Licht besehen gar nicht so übel ist?"

Sie antwortete nur mit einem zerstreuten Lächeln. Sie hatte ihr Jäckchen ausgezogen und saß nun in einem hellen Kleide, das ihrem schönen Wuchs sich eng anschmiegte, auf dem Polster, die weißen, schlanken Hände aneinander gelegt in ihrem Schoß. Das helle Licht ließ nun erst die Feinheit ihrer Züge erkennen, den etwas fremdartigen Schnitt der Augen und Wangen, den sie ihrer Mutter verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom VI. allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag in Zürich.

Was waren herrliche Tage, die wir deutschen Schriftsteller und Journalisten in der Schweiz verleben durften.

Vom Rebengeländ' bis zum Firnenschnee,
Vom schwäbischen Meer bis zum Genfersee

hat uns die Gastfreundschaft nicht nur der wackeren Züricher Zunftgenossen, nein, aller Kreise des Schweizervolkes geleitet und gehegt, überraschend und überwältigend auch für den, der mit nicht geringen Erwartungen der von Zürich aus ergangenen Einladung gefolgt war. Die prangende Schönheit der Seen und Berge, die Erhabenheit der eisigen Gipfel und der hochentwickelte Komfort modernen Reiselebens — diese allbekannten Anziehungen der europäischen Sommerfrische waren wohl die stärkste Lockung, aber wir haben noch viel mehr gefunden. Der Gedanke, einmal einen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag in der geistigen Hauptstadt der deutschen Schweiz abzuhalten, ist schon vor Jahren laut geworden, aber Bedächtigere erklärten ihn für einen schönen Traum, dessen Verwirklichung an mancherlei Hindernissen scheitern müsse. Und nun ist er doch Wirklichkeit geworden, lebensvolle, zeugungskräftige Wirklichkeit. Nicht nur eine Zusammenkunft von Fachgenossen zu ernster Beratung und feucht-fröhlicher Becherfreude wie die früheren Journalisten- und Schriftstellertage auf dem Boden des Deutschen Reiches bedeuten die Festtage in Zürich. Sie waren mehr: sie waren eine feierliche Bekräftigung des höheren Einheitsbandes der deutschen Schriftsprache, des deutschen Schrifttums, der deutschen Geisteskultur, die über die staatlichen Grenzen hinweg alle Stämme deutscher Zunge verknüpfen, sie waren eine Verbrüderung der reichsdeutschen und deutsch-österreichischen Journalisten und Schriftsteller mit dem kerndeutschen Stamme der alemannischen Schweizer, die sich vor Jahrhunderten im Schutt und Moder des zerfallenden heiligen römischen Reiches deutscher Nation ihr eignes Haus gezimmert haben, ihre Eidgenossenschaft, in deren Namen schon uns altgermanische Staatsauffassung erfrischend anweht. Mit berechtigtem Selbstgefühl wahrt der deutsche Schweizer sein Recht auf staatliches Sonderdasein in den ererbten ehrwürdigen Formen der Volksgemeinde — aber mit wahrer Ehrfurcht haben Festartikel und Festredner immer wieder die Zugehörigkeit der deutschen Schweiz zum alldeutschen Geistesleben betont. Bei dem Bankett auf dem Uetliberg, hoch über Stadt und See, am Sonntag den 2. Juli, fanden Dr. Bißegger, Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", und Landammann Curti von St. Gallen prächtige, gehaltvolle Worte für diese überstaatliche Einheit im deutschen Geiste. Allzu bescheiden berief sich Bißegger auf Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin als die Legitimation der Schweizer und betonte, daß sie gegenüber den Kulturstätten des Deutschen Reiches in der Regel die Empfangenden seien. „Und was will das" —, so sagte der Redner dabei, — „was Schweizer in der Litteratur geleistet, bedeuten gegenüber dem Reichtum, mit dem Ihre großen Dichter in den glücklichsten Zeiten des deutschen Geisteslebens uns gesegnet. Wir sind ohne Beschämung glücklich in diesem Empfangen und Genießen, weil wir, abgesehen von der politischen Staatsgemeinschaft, uns als Deutsche fühlen, in gleichen Rechten und Pflichten mit allen Gliedern unsers Sprachstammes. Und wenn irgendwo deutscher Art und Sprache Zwang und Unrecht angethan wird, so zuckt uns das Herz wie von eignem Weh!" Die Ansprache, die einen tiefen Eindruck nachließ, klang aus in ein Hoch „auf die vielgliedrige deutsche Sprachgemeinschaft, die wir hier vertreten und die uns allen gleich sehr am Herzen liegt". Landammann Curti erinnerte in glücklicher Ergänzung an die Bedeutung des Klosters St. Gallen für die Anfänge deutschen Schrifttums in althochdeutscher Sprache und an den Anschluß der Schweizer an die werdende neuhochdeutsche Schriftsprache, an den Verzicht auf die Ausbildung einer eignen schweizerdeutschen Schriftsprache — ungleich den Holländern, die auch darin ihren Sondergang verfolgten. „Das war unser großer Vorteil, es war aber auch ein Verdienst um das Ganze." Die Stellung der Schweizer zu den deutschen Einheitsbestrebungen charakterisierte Herr Curti treffend mit den Worten: „Man erkannte hier wohl ihre Berechtigung, aber in die Sympathie mischte sich eine geheime Furcht, daß die nationale Idee über den historischen Staatsbegriff hinwegfluten könnte, und daß der Mächtige keine Schranken mehr achten werde. Das ist nicht so gekommen. Das Deutsche Reich hält aufrichtig Frieden mit seinen Nachbarstaaten, und es will nur eine starke Burg sein all der großen geistigen Interessen, deren Hort die deutsche Sprache und Litteratur, die deutsche Philosophie und Wissenschaft von jeher gewesen ist."

Wir Reichsdeutschen dürfen und müssen den Anteil der Schweizer an der deutschen Litteratur höher bewerten, als die Herren Bißegger und Curti für angemessen erachteten. Unsre offiziellen Wortführer in Zürich haben sich zwar die Gelegenheit entgehen lassen, auf die Bedeutung Bodmers einzugehen, der in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber dem nüchternen Rationalismus des Obersachsen Gottsched das Recht der Phantasie verkündet hat, an die Nachwirkung der landschaftlichen Schönheit der Schweiz in der deutschen Dichtung seit Hallers „Alpen" und Klopstocks Ode an den Züricher See zu erinnern. Aber freudigen Anklang hat der Vorschlag gefunden, den Manen Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers zu huldigen durch Niederlegung von Kränzen an ihren Gräbern. Es ist nicht viel, aber doch etwas. Im übrigen sind wir Reichsdeutsche und Oesterreicher nicht nur materiell, sondern auch geistig die Gäste der Schweizer gewesen und begnügten uns mit dem Zoll des dankbaren Beifalls bei den zahlreichen Genüssen der Festtage. Er gestaltete sich zu begeisterter Huldigung bei dem wunderbaren Vortrag von Gottfried Kellers „O mein Heimatland" durch die Züricher Gesangvereine Männerchor und Harmonie, bei der Eröffnungsfeier am Samstag den 1. Juli in der Tonhalle. Zürichs akademische Jugend an den Wänden des Saales, ein blühender Kranz von Frauen und Mädchen auf den Galerien bildeten den schimmernden Rahmen des ergreifenden Bildes.

Ja, Feste zu feiern, das verstehen die Schweizer trotz jedem andern Stamm Alldeutschlands. Das gesunde Volksleben erfreut sich am Zusammenkommen zu Turner- und Schützen- und Sängerfesten, und insbesondere Zürich ist eine vielbeliebte und vielgeübte Feststadt. Ueber die Organisation des Journalisten- und Schriftstellertages hörte man nur eine Stimme, die des unbedingten Lobes. Alles war vorbedacht und überlegt und klappte auf das genaueste, und wenn auch eine wichtige Frage bei jedem Fest sich leider noch völlig dem Machtbereich des besten Komitees entzieht, die sehr wünschenswerte Regelung des Wetters, so vermochten selbst derartige Eingriffe höherer Macht die festlich gehobene Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Das Kostümfest in der Tonhalle am Samstag den 1. Juli, mit den Vertreterinnen der Schweizer Volkstrachten, den Vorführungen von Volksbelustigungen, wie Schwingen, Basler Maskentänzen und dergleichen, war trotz der notgedrungenen Verlegung in die Säle ein fesselndes Schauspiel. Einen erschöpfenden Bericht über den Verlauf des Festes werden unsre Leser nicht an diesem Platze suchen, nachdem die Tageszeitungen jedem, der sich dafür interessierte, das Nötige mitgeteilt haben, und so wollen wir uns darauf beschränken, die allgemeinen Eindrücke festzuhalten. Ebenso würdig wie charakteristisch für die Landesart war die Eröffnungssitzung im großen Saal der Tonhalle am Ufer des Züricher Sees. Die Reden des Ehrenpräsidenten der Festvereinigung, Professor Dr. Vogt, des kantonalen Regierungspräsidenten Dr. Stößel und des Stadtpräsidenten Pestalozzi zeugten in bemerkenswerter Weise von dem Geist eines republikanischen Gemeinwesens, der den Wert einer freien Presse als des ungehinderten Ausdrucks der öffentlichen Meinung vollauf zu würdigen weiß. Professor Vogt erinnerte insbesondere daran, daß die heute im Deutschen Reich lebhaft erörterte Frage des sogenannten fliegenden Gerichtsstandes der Presse, die ja auch auf der Tagesordnung der Beratungen des Züricher Tages stand, in der Schweiz längst durchgekämpft und entschieden ist. Wir können uns nicht versagen, Professor Vogts treffende Definition der Grenzen der Preßfreiheit wiederzugeben. „Die Presse hat in ihrer Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten eine feine Grenzlinie zu beachten, die kein Gesetz zu definieren und deren Ueberschreitung keine Strafandrohung zu verhindern oder zu ahnden vermag. Nur dem geistigen Auge ist sie erkennbar und nur dem, der willig und fähig ist, sich dem Ganzen, dem er angehört, ein- und unterzuordnen. Es ist die Grenzlinie zwischen freier, ja kecker und schonungsloser Kritik und einer planmäßigen Unterwühlung der Achtung des Volkes vor sich selbst, seines Glaubens an seine sittliche Kraft, an seine Zukunft." Der Schweizer Presse stellte der Redner das ehrenvolle Zeugnis aus, daß sie diese Grenze durchwegs kenne und einhalte. Die feine Lehre, die der ehrwürdige Nestor der Tagespresse den jüngeren Genossen gab, scheint bei den Verhandlungen nicht jedem im Gedächtnis geblieben zu sein; doch scheiterte der bedenkliche Vorschlag, die ablehnende Haltung der deutschen Presse zum fliegenden Gerichtsstand durch Terrorismus und Obstruktion zu bethätigen, glücklicherweise an dem festen Felsen der Mäßigung und des Verständnisses für die Aufgabe der guten Presse.

Nach dem offiziellen Schlusse des Züricher Tages beteiligte sich eine stattliche Zahl der Gäste an den umsichtig organisierten Ausflügen. Die meisten machten die am weitest gehende Wanderfahrt bis zum Genfersee, nach Montreux. Man muß zweifeln, wem größere Anerkennung gebührt, der mühevollen Vorbereitung und aufopfernden Führung der Züricher Kollegen oder der großartigen Gastfreundschaft der Bahnverwaltungen bei Thal- und Bergfahrten, der Verkehrsvereine, der Gasthofbesitzer, vor allem der Gasthofkönige der Schweiz, der Familie Seiler in Zermatt und Gletsch — von Königen kann man sich ja etwas schenken lassen, ohne an Selbstachtung einzubüßen. Rigi, Stanserhorn, Pilatus, Brienzer Rothorn, Jungfrau, Gornergrat und Rochers de Naye sahen deutsche Federhelden auf ihren Gipfeln, nicht alle freilich waren so entgegenkommend, sich im vollsten Glanze zu zeigen. Einige gewährten kokett nur vereinzelte Durchblicke, andre verhüllten mürrisch ihr Haupt in dichte Nebelmassen, nur das Stanserhorn, der Pilatus und der Gornergrat gaben Festvorstellung bei voller Beleuchtung und hinterließen unverlöschliche Eindrücke. Auf dem Gornergrat in der Höhe der Zugspitze im hellen Sonnenschein zu weilen, mit dem Blick auf die silberstrahlenden Gipfel des Monte Rosa, des Matterhorns, des Breithorns und so weiter, tief unter sich die Gletscherströme und die Felszacken — wer das gesehen, der kann, wie die Griechen vom Anblick des Zeus von Olympia sagten, nie in seinem Leben ganz unglücklich werden. Wie alte Freunde haben uns die Schweizer aufgenommen, uns ihre Herzen aufgeschlossen, — wir wollen ihnen das nie vergessen. Heil den Eidgenossen und frohes Wiedersehen, so Gott will, in Mainz!

Dr. F. G. Schultheiß.

Tarantella.

Nach dem Gemälde von F. Andreotti.

Die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in Chemnitz.

(Siehe die Abbildung auf „Zeit und Leben“.)

Auf dem Marktplatze in Chemnitz wurden am 23. Juni die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I. und seine getreuen Paladine Bismarck und Moltke feierlich enthüllt. Alle drei Erzbilder sind Schöpfungen des Münchener Bildhauers Professor von Rümann, doch mit der Einschränkung, daß die Modellierung der Figur Moltkes nach seinen Angaben von dem Bildhauer Hahn, einem seiner hervorragendsten Schüler, ausgeführt wurde. In der Mitte der Gruppe erhebt sich die Reiterstatue des verewigten Heldenkaisers, dessen Linke die Zügel hält, während die Rechte sich auf den Oberschenkel stützt. Hoheitsvolle, majestätische Ruhe, entschlossener Ernst, gepaart mit freundlicher Milde, sprechen in vollendeter Naturwahrheit aus der imposanten Gestalt, über deren Waffenrock der Mantel herniederwallt. Rechts vom Kaiser erhebt sich, breit und wuchtig hingestellt, die reckenhafte Gestalt des Altreichskanzlers, gleichfalls von einem Mantel umhüllt, die Hand auf den Schwertknauf gestützt. Auf das glücklichste ist die Macht des durchdringenden Auges zum Ausdruck gebracht. Nicht minder gelungen ist die hagere Figur des großen Schlachtendenkers zur Linken, dessen sinnender und zugleich spähender Feldherrnblick markanter kaum in Erz gebildet werden könnte. Die Postamente sind aus rotem schwedischen Granit gefertigt, der Erzguß wurde in den gräflich Einsiedelschen Eisenwerken zu Lauchhammer ausgeführt. Das Reiterstandbild des Kaisers ist mit dem Sockel 9,20 Meter, die Figur allein 4,65 Meter hoch. Die Höhe der Standbilder Bismarcks und Moltkes beträgt mit dem Untersatz über 6,30 Meter, die der Figuren allein 2,96 Meter. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 160 300 Mark.

Militärisches aus Frankreich.

Von

D'Isle.

Immer wieder lenken sich unsre Blicke auf Frankreich und sein Heer; jede Neuerung dort wird bei uns nicht bloß von den Fachleuten, sondern vom ganzen denkenden Publikum verfolgt; um unsern andern großen Nachbarn, den russischen Bären dort oben, kümmert man sich weit weniger. Woher das wohl kommen mag? Durch unsre neue Heeresvorlage sind wir nun doch an Stärke dem Franzosen endgültig überlegen. Er kann nicht mehr mitkommen, weil er alles, was er an Menschenmaterial aufzubringen vermag, schon verausgabt hat; ja, er wirtschaftet jetzt schon teilweise mit imaginären Größen, während in Deutschland trotz der neuen Vermehrung des Heeres immer noch 20 000 vollständig taugliche junge Leute nicht eingestellt werden können, weil einfach kein Platz für sie vorhanden ist. Woher trotzdem diese größere Aufmerksamkeit auf unsern westlichen Nachbarn? Nun, erstens einmal ist es trotz unsers Ueberschusses an kriegstüchtigen Leuten mit unsrer Uebermacht lange nicht so gut bestellt, als es auf den ersten Anblick hin scheinen könnte. 1870 konnten wir mit allem, was wir hatten, beruhigt nach Frankreich ziehen, denn Rußland war damals noch unser Busenfreund, vor dem wir keine Sorge zu haben brauchten. Wie anders steht es heute! Selbst wenn uns bei Ausbruch eines Krieges mit Frankreich Rußland auch nicht als Feind gegenüberträte, sondern noch weiter seine außerordentliche Friedensliebe versicherte, so müßten wir doch, um Rußland diese Tugend bewahren zu helfen, einen recht großen Bruchteil unsrer Kriegsmacht an seiner Grenze zurücklassen. Und dann Frankreich selbst! Das ist nicht mehr der übermütige, alles auf die leichte Schulter nehmende Prahler von 1870, sondern ein ernster Gegner, der fleißig arbeitet und rüstet.

Die Dienstpflicht beginnt in Frankreich mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre und besteht in drei Jahren aktiver Dienstzeit, zehn Jahren Reserve und sechs Jahren Landwehr I. und sechs Jahren Landwehr II. Aufgebots (Territorialarmee und Reserve der Territorialarmee). Einjährige in unserm Sinne giebt es nicht, wohl aber werden eine ganz erhebliche Anzahl von Soldaten aus Ersparungsgründen schon nach einjähriger Dienstzeit zur Disposition beurlaubt; ebenso haben Familienernährer, gewisse Studierende und so weiter nur ein Jahr zu dienen, wohlgemerkt, letztere aber nur, wenn sie bis zu einem gewissen Lebensjahre, ich glaube, bis zum vierundzwanzigsten, ihr Staatsexamen bestanden haben. Was wohl unsre Studenten dazu sagen würden? Thatsächlich dient ein ganzes Drittel der französischen Armee nur ein Jahr. Freiwillige können sich nur bei der Infanterie und den Spezialwaffen auf drei Jahre melden, die Kavallerie nimmt nur Freiwillige, die sich auf vier oder fünf Jahre verpflichten. Freiwillige melden sich namentlich viele nach Afrika, teils des Abenteuerlichen wegen, das nach ihrer Ansicht dort noch mit dem Kriegertum verbunden ist, teils weil sie hoffen, sich dort auszeichnen und dadurch schnell Offizier werden zu können. Aber auch von denen, die wohl oder übel ihre drei Jahre abdienen müssen, fallen, in Friedenszeiten wenigstens, für das Exerzieren noch eine ganz erhebliche Anzahl von Soldaten aus, die zu der Unmasse von Abkommandierten gehören, welche die französische Armee besitzt. Namentlich der Posten eines secrétaire beim Bataillonskommandanten, beim Oberst oder gar auf einem der Verwaltungsbureaux ist sehr gesucht und ein behaglicher Unterschlupf für verwöhnte Kaufmannssöhnchen oder verunglückte Studenten. Die Compagnien sollen nach der Vorschrift einen Stand von 126 Mann — gegen 145 Mann bei uns — haben, in Wirklichkeit aber ist der französische capitaine froh, wenn er mit 60 oder 70 Mann ausrücken kann.

Bewaffnet ist die Infanterie mit dem Lebelgewehr M. 86, Kaliber 8 Millimeter, und mit Röhrenmagazin für 8 Patronen; die Kavallerie mit dem Lebelkarabiner, die Kürassiere mit einem Revolver; eine Lanze führt die französische Kavallerie nicht. Bei der Artillerie wird gegenwärtig ein Schnellfeuergeschütz von 7,5 Centimeter eingeführt.

Die französische Armee ist im Frieden in 20 Armeecorps eingeteilt, zu denen noch 7 Kavalleriedivisionen kommen. Die Zusammensetzung der Corps ist ganz dieselbe wie bei uns, nur haben seit kurzer Zeit eine große Anzahl von Regimentern 4 Bataillone anstatt unsrer 3. Chef der Armee ist der Präsident der Republik, doch hat er als solcher nur das Recht, die Offiziere zu ernennen. Im übrigen untersteht das Heer dem Kriegsminister. Die kommandierenden Generale dürfen ihren Posten nur drei Jahre lang inne haben und müssen nach Ablauf dieser Zeit eventuell wieder eine Division übernehmen. Ueber die Verhältnisse des französischen Offizier- und Unteroffiziercorps habe ich schon früher einmal gesprochen, ich will deshalb heute von den Soldaten selbst erzählen, wie sie aussehen und was sie treiben.

Da ist vor allem einmal der kleine, schmächtige pioupiou, der uns überall begegnet, in allen Straßen, auf allen Bahnhöfen. Pioupiou ist der Kosename, den die Franzosen ihrer Infanterie beilegen. Zu zweien, dreien schlendern sie während ihrer Freizeit in den Straßen herum, immer lachend, immer plaudernd. Keiner ist größer als unsre Leute von den 12. Compagnien, dafür sehen sie aber etwas älter aus als unsre Soldaten, was wohl hauptsächlich dem früheren Bartwuchs zuzuschreiben ist. Das rote Käppi mit der blauen Borte ist tief in die Stirn gedrückt, und der lange, blaugraue Capote schlottert um die Beine. Der Capote hat etwas Aehnlichkeit mit unserm Infanteriemantel, nur ist er mehr in die Taille geschnitten; der Kragen ist ähnlich unserm Rockkragen, aber nur mit einer Hafte geschlossen. Seine Farbe ist der des Mantels gleich, doch ist er vorn mit zwei roten Patten versehen, die in graublauer Farbe die Regimentsnummer tragen. Auf den Schultern trägt der pioupiou zwei rotwollene Epauletten, aus dem Rockkragen sieht die blaue Bindekrawatte heraus. Unter dem Capote hervor leuchten die roten Hosen. Sie sind etwas weiter im Schnitt wie die unsern, aber durchaus nicht so übertrieben weit, wie man in Deutschland immer glaubt. Auffallend für ein deutsches Auge ist daran nur, daß keine über den Knöchel hinabreicht. Da sie aber dementsprechend zugeschnitten sind, das heißt sich nach unten hin verengernd, so sieht dies gar nicht schlecht aus. Die Füße stecken in schwarzen Schuhen, über die schwarze Ledergamaschen gezogen sind, und sind auffallend klein und zierlich gegenüber den Oderkähnen unsrer deutschen Kriegsmänner. Das lange Seitengewehr in brünierter Stahlscheide, etwas länger und schmaler als das deutsche, baumelt an schwarzem Koppel ähnlich dem der Bayern und wird durch eine an der linken Rockseite befindliche Tuchklappe vor allzuweitem Hinabrutschen bewahrt. Als besonderer Schmuck zum Ausgehanzug kommt dann noch das Pompon, das heißt ein Stutz vorn am Käppi, bestehend in einer platzenden Granate und einer Kokarde in den Landesfarben (blau, weiß, rot), beide aus Blech und etwa in der Größe unsrer Helmkokarden, und darüber noch eine runde Wolltroddel, ähnlich wie man sie manchmal bei unsern Forstbeamten sieht. Im kleinen Dienst und beim ganzen feldmäßigen Dienst fallen das Pompon und die Epauletten weg, und die Flügel des Capotes werden zurückgeschlagen. Der Capote ist der eigentliche Feld- und Kriegsrock des französischen Infanteristen. Außer diesem besitzt er noch zum gewöhnlichen Exerzieren und zum Arbeitsdienst die „veste“, eine Art von Jacke aus dunkelblauem Tuch mit ebensolchem Kragen und einer Reihe Metallknöpfen. Der eigentliche Waffenrock (tunique) ist dunkelblau, mit zwei Reihen gelber Knöpfe und gelbem Kragen mit schwarzen Patten vorn; dazu werden wieder die roten Epauletten getragen. Im Waffenrock sieht der französische Infanterist recht gut aus; der Capote ist, wie gesagt, ein wenig schlappig nach unsern Begriffen. Was die Sauberkeit und den Sitz des Anzugs anbelangt, so kann auch ein deutsches Auge nicht viel daran aussetzen. Der sergeant de planton — der Unteroffizier der Kasernenwache — läßt aber auch keinen aus der Kaserne heraus, den er nicht scharf gemustert hat, und wehe dem, an dem er einen Fehler findet. Vier Tage corvée, das heißt Strafarbeitsdienst, oder zwei Tage consigne oder Kasernenarrest sind ihm sicher.

Für das gesamte Bekleidungswesen im Regiment ist der capitaine d'habillement verantwortlich, der arme, vielgeplagte und von seinen Kameraden spöttisch „rond de cuir“ genannte „Bekleidungsonkel“. Alles, was bei uns Sache der Regiments- und Bataillonsbekleidungskommission, des Zahlmeisters und des Compagniechefs ist, fällt in Frankreich ihm allein zu. Wie glatt und einfach zum Beispiel entwickelt sich bei uns das Einkleiden der neu eingetroffenen Rekruten. Jede Compagnie nimmt die ihren auf die Compagniekammer, wo der Feldwebel und der Kammerunteroffizier in Verbindung mit den Korporalschaftsführern bei der ziemlich gleichmäßigen Größe ihrer Leute, den dementsprechenden Uniformen und der verhältnismäßig geringen Anzahl von Einzukleidenden in zwei Stunden bis auf einige Kleinigkeiten, die noch umzuändern sind, bequem fertig werden. Wie anders beim armen capitaine d'habillement! Er hat nicht eine, er hat alle 12 oder 16 Compagnien des Regiments einzukleiden, nur unterstützt von seinem lieutenant d'habillement und seinem souslieutenant. Alles durcheinander, Große, Kleine, Dicke, Dünne, kommen sie daher, die neuen Soldaten, bald ein Trupp der 1. Compagnie, bald einer der 3. Compagnie; bald muß er hier einen Stoß Röcke vorholen, bald dort wieder einen, alle sorgfältig nach Stempel und Nummer auseinandergesetzt: „2e 1895 pour 18“ — „3e 1894 pour 12“; und alles reißen sie ihm auseinander und werfen es durcheinander, so daß er schließlich sein mühevolles, langwieriges Werk, die schöne Ordnung in den riesigen Beständen seiner magasins d'habillement, in einem wüsten Tohuwabohu untergehen sieht.

Die Jäger (chasseurs à pied), flotte, kleine Kerle mit frischen, intelligenten Gesichtern, tragen eine ähnliche Uniform wie die Infanterie; nur sind die Knöpfe weiß statt gelb und die Hosen blaugrau wie der Rock. Die Jägerbataillone haben 6 Compagnien, nicht 4 wie bei uns, und sind größtenteils an der deutschen und italienischen Grenze verteilt. An der letzteren stehen auch die Bataillone der Alpenjäger (chasseurs alpins) oder kurzweg alpins genannt. Es sind die größten und kräftigsten unter den Infanteristen. Ihre Uniform ist mehr praktisch als schön: kurze blaue Wollbluse, blaue Hosen mit gelben Schnüren und einer Wollmütze, ähnlich der baskischen, mit großem Teller.

Hierzu kämen dann noch die afrikanischen Regimenter, Zuaven, Turkos (tirailleurs algériens), Fremdenregimenter und Zephirs (Infanterie legère d'Afrique). Von diesen ergänzen sich aber nur die algerischen Schützen und Spahis aus Eingeborenen. Die übrigen Truppen, mit Ausnahme der Fremdenregimenter, werden regelrecht ausgehoben und ergänzen sich außerdem durch die Freiwilligen, die sich, abgesehen von der Kavallerie, allerdings fast ausschließlich nur den Zuaven zuwenden. Die „Zephirs“, was man, etwas sehr frei übersetzt, durch unser „Windhunde“ ausdrücken könnte, sind lediglich strafversetzte Leute, die von andern Regimentern weggenommen wurden, um in so reizenden Garnisonen wie zum Beispiel Le Kreïder, Laghouat, Gafsa und so weiter, gegen die unser Schrimm und Posemuckel das reinste Paris sind, über ihre Sünden nachzudenken.

Die Zuaven und Turkos, deren Regimenter aus je 4 Bataillonen bestehen, haben den gleichen Schnitt der Uniform. Kurze, offene Jäckchen ohne Kragen, darunter Weste von der gleichen Farbe, eine unendlich lange wollene Leibbinde, Hosen von einer ganz merkwürdigen Art, Gamaschen und Schuhe; auf dem Kopf den roten türkischen Fes (chechia) mit blauer Quaste. Die Farbe des Jäckchens ist bei den Zuaven dunkelblau mit roten Litzen, bei den Turkos hellblau mit gelben Litzen; bei beiden sind die Gamaschen hellgrau. Die Hosen ähneln eigentlich mehr einem weiten Weiberrock, der bis zu den Knieen reicht und dort so zugenäht ist, daß die Beine noch gerade durchschlüpfen können. Die Farbe ist rot bei den Zuaven und hellblau bei den Turkos.

Die Fremdenregimenter zu je 5 Bataillonen stehen in Sidi-bel-Abbès, südlich Oran, und in Saïda an der Bahnlinie Mostaganem-Aïn-Sefra, haben aber Detachements in die wüstesten Nester an der Wüstengrenze vorgeschoben. Ihr Unterscheidungszeichen von der Linieninfanterie besteht in grünen Epauletten und einer roten Granate an der Mütze. Die Zephirs haben gelbe Passepoils am Käppi und den Hosen und gelbe Bataillonsnummern. Es giebt 5 Zephirbataillone im ganzen.

Die Chasseurs d'Afrique, von der Sonne braun gebrannte echte Pariser Jungen, und die malerischen, interessanten Spahis will ich ein andres Mal schildern, da ich mir für heute nur einmal die Infanterie vorgenommen habe, die beiden genannten Truppen aber zur Kavallerie gehören. In Marseille sind hie und da einzelne von ihnen zu sehen. Zuaven trifft man etwas häufiger im europäischen Frankreich, namentlich zu den Haupturlaubszeiten.

Doch nun wollen wir uns einmal den Verlauf eines Tages im Leben des kleinen pioupiou näher ansehen.

Noch ist es dunkel draußen, und der kalte Februarnebel läßt die Schildwache, die, mit vollem Gepäck auf dem Rücken, sich schläfrig auf das lange Gewehr lehnt, leicht zusammenschauern. Nirgends noch ein Licht zu sehen; nur auf der Kasernenwache dort am Thore brennt ein trübes Oellämpchen, von außen durch die angelaufenen Scheiben kaum sichtbar. Da hört man etwas poltern. Ein Mann der Wache erhebt sich gähnend von der Pritsche. Am Rockkragen und an den Aermeln trägt er einen dreifarbigen, wollenen Streifen, es ist ein clairon. Er nimmt sein Horn zur Hand, und gleich darauf schmettern die Töne der Reveille durch die

stillen Gänge der Kaserne. Der Posten draußen seufzt erleichtert auf. Es ist 6 Uhr morgens, und nun wird er abgelöst und kann eine Zeitlang den versäumten Schlaf nachholen. Weniger angenehm fühlen sich die Schläfer drinnen in den warmen Betten berührt. Wie warm sie sich aber auch eingemummelt haben in den schmalen eisernen Betten ohne Seitenwände! Zwar ist die dünne Matratze nichts weniger als weich, aber die beiden Wolldecken und das Leintuch geben so angenehm warm, namentlich wenn man noch, wie dort in der Ecke der Soldat, verbotenerweise seinen Mantel darüber gedeckt hat. Wie drollig die Kerle alle aussehen in ihren für das deutsche Auge so ungewohnten weißen Zipfelmützen, die sie alle über die Ohren heruntergezogen haben. Auch die runden, walzenförmigen Bettkissen fallen dem Beobachter auf. Auf dem langen Wandbrett über den Bettstellen sieht man am Kopfende jedes Lagers schön geordnet aufeinandergelegt die Wäsche, das Drillichzeug und die übrigen Uniformstücke. Ueber das Ganze hängt ein bunt bedrucktes Stück Zeug mit irgend einer patriotischen oder soldatischen Inschrift: „Honneur et patrie“ und dergleichen. Denn „chik“ will es der Franzose eben auch in seiner Soldatenstube haben. Auf den Uniformstücken steht der Tornister, gegen die Wand gelehnt. Rechts und links von ihnen die Epauletten und auf der einen Seite noch das Käppi. Unter dem Brett hängen Schuhe, Seitengewehr, Patrontaschen, der Brotbeutel und die blecherne Kaffeeschüssel. Jetzt erhebt sich der caporal de chambre, der Stubenälteste, und treibt die Langschläfer heraus. Sie fahren in die roten Beinkleider hinein und hängen gähnend den Capote um; denn nun geht's schnell zum Waschraum, um möglichst bald den warmen Kaffee in der Küche drunten holen zu können. Der „Stubendienst“ ist der erste, der fertig sein muß. Er hat über die Beinkleider noch die weiten Drillichhosen gezogen und den weiten Drillichkittel übergeworfen; denn er muß die Stube fegen, und dabei könnten seine Kleider beschmutzt werden. Nach dem Kaffee geht's hinaus in den Korridor, wo der sergeant de semaine den Morgenappell über die Compagnie abhält. Ist alles in Ordnung, so meldet er dies dem adjutant de semaine, der dann die Meldungen aller Compagnien zu einem Rapport für das Regiment zusammenstellt und diesen dem commandant oder capitaine de semaine, der für diese Woche den ganzen inneren Dienst des Regiments unter sich hat, überreicht. „Soldat Masson hat sich krank gemeldet an Fieber, Caporal Beauclaire wurde von einem Serganten einer andern Compagnie mit zwei Tagen consigne au quartier — Kasernenarrest — bestraft, weil er ihn nicht gegrüßt hatte; der Caporal Penloup hat den Soldaten Pichard mit einem Strafstubendienst beehrt, weil er trotz seiner wiederholten Mahnung sich nicht rechtzeitig aus dem Bett erhob. Sonst nichts Neues.“ So lautet die Meldung der 2. Compagnie. Heute ging es noch gnädig ab. Gewöhnlich stehen acht bis zehn Strafen auf dem Compagnierapport. Nun marschieren die Abteilungen auf den Kasernenhof, wo sich die Compagnie sammelt, und zwar in „Halbcompagniekolonnen“. Die französische Compagnie hat 4 Züge (sections), die, zu je zweien vereinigt, ein peloton, eine Halbcompagnie, bilden. Stehen die beiden Halbcompagnien dann nebeneinander, wie hier angegeben:

3. Zug	1. Zug
4. Zug	2. Zug

so ist die obengenannte Kolonne, die Hauptgefechtsformation der französischen Infanterie, hergestellt. Die Züge selbst sind dann noch in Halbzüge (escouades) eingeteilt. Den 1. Zug führt der Leutnant, den 4. der Unterleutnant, den 3. der Adjutant (höchster Unteroffiziersgrad), den 2. der sergeant major. Alles ist in Frankreich in der Art genau vorgeschrieben. So führt zum Beispiel auch der älteste Major das 1. Bataillon, der jüngste das 4. Bataillon; die Hauptleute führen ihre Compagnien ebenfalls dem Dienstalter nach, der älteste die erste, der jüngste die letzte Compagnie. Nun kommt der brummige capitaine adjutant major herzu, der heute die Woche hat und sehr ungehalten darüber ist, daß er deshalb sieben Tage lang so früh aus dem Bett muß, und mustert den Anzug der Leute. Unterdessen ist auch der Compagniechef erschienen und übernimmt das Kommando. „Garde à vous!“ schallt seine Stimme, und die Compagnie steht still, ähnlich wie bei uns. „L'arme sur l'épaule — droite!“, „Gewehr auf die rechte — Schulter!“ — Eins, zwei, drei sind die Gewehre oben. Aber das ist kein Griff wie bei uns, aus einem Guß und mit einem Schlag, sondern etwa so, wie wenn bei uns der Vorgesetzte nicht kommandieren, sondern nur befehlen würde, „Gewehr über nehmen!“ Der französische Infanterist trägt also das Gewehr auf der rechten Schulter, und zwar mit der breiten Seite nach oben, den Abzugsbügel nach links sehen lassend. Die rechte Hand liegt unten über dem Kolben und läßt die Kolbenspitze zwischen Zeige- und Mittelfinger hervorsehen; Ober- und Unterarm bilden einen rechten Winkel, und die Gewehrmündung zeigt etwas nach links hinüber. Nun will der capitaine in Marschkolonne aus dem Kasernenhof hinausmarschieren. Bei uns würde er einfach mit Sektionen vom rechten Flügel abmarschieren lassen. Sektionen in unserm Sinne kennt man aber in Frankreich nicht, sondern dafür hat man eine andre Einrichtung. Der capitaine kommandiert: „Par le flanc droit.“ Auf dieses Kommando macht alles „rechts um“; dann nehmen die zweiten Glieder einen Schritt Abstand von den ersten Gliedern, und zu gleicher Zeit schieben sich die Leute von den geraden Rottennummern rechts zwischen die Leute der ungeraden Rotten. Auf diese Weise hat man dann dasselbe erreicht, wie wenn man bei uns mit Sektionen rechts abschwenkt. Wollte man nach links abschwenken, so mußte man zuerst linksum machen lassen, worauf die ungeraden Rotten sich links neben die geraden gesetzt hätten. Vielleicht erleichtert nebenstehende Zeichnung das Verständnis:

1. In Linien:

	Rotte Nr. 4.	Nr. 3.	Nr. 2.	Nr. 1.
1. Glied.	▭	▭	▭	▭
2. Glied.	▬	▬	▬	▬

2. Par le flanc droit:

Nr. 3.	▭	Nr. 1.	▭
Nr. 4.	▭	Nr. 2.	▭
Nr. 3.	▬	Nr. 1.	▬
Nr. 4.	▬	Nr. 2.	▬

Nach jeder derartigen Bewegung kommt dann das Kommando „Fixe“, das bedeuten soll, daß jetzt die Bewegung beendigt sein müsse und jeder Mann wieder still zu stehen habe. Die Franzosen haben also eigentlich zwei Kommandos für unser „Stillgestanden“, nämlich „Garde à vous“ und „Fixe“. „Fixe“ wird auch zum Beispiel kommandiert, wenn ein Offizier eine Mannschaftsstube betritt. Alles muß sich daraufhin erheben, die Mütze vom Kopfe nehmen und so lange stillstehen, bis das Kommando „Repos“, „Rührt euch“, kommt. Doch zurück zu unserm capitaine. Er muß nun noch, um in dieser Marschkolonne in der alten Front, also nach vorwärts, antreten zu können, kommandieren: „Par section, par file à gauche“, das heißt etwa: „Zugweise in der Reihenkolonne links schwenken,“ und daran anschließend dann noch „Marche“, worauf der vorderste Zug mit der Tete links schwenkt und die andern drei Züge sich auf das Kommando ihrer Zugführer anhängen. Auf das Kommando der Zugführer! — Es ist für uns unglaublich, wie kompliziert die verschiedenen Bewegungen der französischen Compagnien und Bataillone sind. Fast überall haben die Zugführer auch noch dreinzuschreien und ihre Züge durch Kommandos auf ihren Platz zu bringen, während bei uns doch alles in der Compagnie einzig und allein auf das kurze und einfache Kommando des Compagnieführers geschieht. Auf das „Marche“ wird mit dem linken Fuß, genau wie bei uns, angetreten, und zugleich schlagen die Tambours vor der Compagnie die Trommel, und die Hornisten blasen. Der Schritt soll 75 Centimeter lang sein, gegen 80 Centimeter bei uns, und soll gegen unser Tempo von 114 Schritt in der Minute 128 Schritt in der Minute betragen, ein Tempo, das, sobald die Truppe die gute Straße verläßt, gar nicht durchzuführen ist. Dieser Marsch (pas accéléré) wird wie in Deutschland im Gleichtritt ausgeführt, jedoch ohne daß die Kniee ganz durchgedrückt werden. Unser „Marsch ohne Tritt“ heißt „Pas de route“. Man soll mit ihm 12 bis 11 Minuten für den Kilometer brauchen. Für den Sturmschritt (Pas de charge) sind 140 Schritt gegen 120 bei uns und für den Laufschritt (Pas gymnastique) 170 Schritt wie bei uns vorgeschrieben. Ungewohnt ist es für uns, daß die Offiziere beim Marsch in der oben erwähnten Kolonne auf der linken Seite marschieren, nicht wie bei uns am rechten Flügel ihrer Sektionen. Marsch und Gewehrlage sind nicht schlecht in Frankreich; jedenfalls besser wie in den meisten andern Armeen, wenn auch noch nicht mit den deutschen Leistungen in dieser Beziehung zu vergleichen. Auch in den Dauermärschen während der Herbstmanöver haben die Franzosen große Fortschritte gemacht und leisten recht Erhebliches darin.

Auf dem Exerzierplatz wird nun drei Stunden tüchtig exerziert. „Gewehr auf“ und „Gewehr ab“, „Präsentieren“ und „Gewehr auf die rechte Schulter“ sind die Griffe, die der Franzose lernen muß. Sie werden alle mit aufgepflanztem Seitengewehr gemacht, in den größeren Abteilungen wenigstens; das Seitengewehr muß auch aufgepflanzt werden, wenn man die Gewehre zusammensetzt, denn die Vorrichtung hierzu besteht in dem Haken vorn am Seitengewehr. Ueber die geschlossenen Bewegungen in der Compagnie ist nicht viel zu sagen; sie ähneln den unsern, abgesehen davon, daß bei Ausmärschen häufig die vordere Abteilung so lange halten muß, bis die hinteren Abteilungen aufmarschiert sind, anstatt daß diese ihren Platz im „Marsch marsch“ einnehmen wie bei uns, und daß, wie schon erwähnt, sehr viel von den Zugführern kommandiert wird. Auf das Fechten wird sehr großer Wert gelegt, ebenso auf das Turnen; auch das Zielen und Scheibenschießen wird etwas mehr betrieben als früher, aber nicht annähernd im gleichen Maße wie bei uns. Der französische Infanterist hat auch bedeutend weniger Patronen zu seiner Ausbildung zur Verfügung als der deutsche. Eine besondere Ausbildung erhalten die späteren Korporale und Unteroffiziere, die von Anfang an ausgewählt werden und dann im praktischen Dienst und im Unterricht eine Art von „Kapitulantenschule“ durchmachen müssen. Ebenso werden pro Compagnie acht „éclaireurs“ besonders ausgebildet. Das sind Leute von guter Haltung, gewandt, geschickte Schützen, gute Marschierer, von rascher Auffassung und Zuverlässigkeit, die einen Spezialunterricht als „Aufklärer“, das heißt etwa als „Marschsicherer“ oder „Spitze“, als Patrouillengänger, als besonders wichtige Posten und so weiter erhalten.

Ueber die Grundsätze und die Entwicklung des Gefechts in der französischen Armee muß ich mich hier kurz fassen; vielleicht kann ich den Lesern noch später einmal ein französisches Phantasiegefecht mit gemischten Waffen vorführen; heute reicht mir dazu der Raum nicht.

Das Gefecht entwickelt sich aus der Compagniehalbkolonne. Voraus gehen der Compagnie aufgelöst die „éclaireurs“. Sie klären über Feind und Gelände auf und sichern Front und Seiten. Sie schießen von Zeit zu Zeit, wenn dies für ihr Vorwärtskommen unbedingt notwendig ist, bleiben aber erst auf etwa 600 Meter vom Feind endgültig liegen, um die Compagnie zu erwarten. Das Verfahren der Compagnie ist vollständig verschieden von dem unsrigen. Während sich unsre Schützenketten schon auf 1400—1200 Meter entwickeln, gewinnen die Franzosen Raum und Zeit zum Vorwärtskommen im feindlichen Feuer, indem sie immer Formationsänderungen vornehmen und die geschlossenen Abteilungen in immer kleiner werdende Abteilungen auseinanderziehen. Gegen Artillerie schützt sich die französische Infanterie, indem sie dem Gegner nicht eine sehr breite, aber nicht tiefe Front, die Linie, wie bei uns, bietet, sondern durch das gerade Gegenteil, durch Annahme der Marschformation. Diese hat den Vorteil, daß das Ziel für den Gegner viel schwerer zu sehen ist, und daß man sich leichter durch die Deckungen, die das Gelände bietet, nach vorwärts schlängeln kann. Man sieht diesen Vorteil jetzt auch bei uns ein, und es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, daß diese Formation für das Gefecht auch bei uns eingeführt wird. Wird das feindliche Infanteriefeuer zu wirksam, so teilt sich die Compagnie durch seitliches Abstandnehmen in die zwei Halbcompagnien. Hat man sich dann für den Angriffspunkt und die Stelle, von wo aus der Angriff beginnen soll (etwa 600 Meter vom Gegner) entschieden, so bleiben die beiden hinteren Züge halten und nehmen von den beiden vorderen etwa 200 Meter Abstand. Der capitaine hält sich zwischen den vier Zügen auf und steigt vom Pferde. Macht es das feindliche Feuer notwendig, so ziehen sich die beiden vorderen Züge in Halbzügen und später auch in Rotten, letztere mit 85 Centimeter Abstand, auseinander. Soll dann auf etwa 600 Meter das Feuer eröffnet werden, so kommandieren die vorderen Zugführer kurz vor der einzunehmenden Stellung: „En tirailleurs — marche“, worauf das zweite Glied sich in das erste Glied einschiebt und alles sich niederwirft, um das Feuer zu eröffnen. Die Feuerarten sind: 1. Salven, 2. Feuer mit gezählten Patronen (feu de trois cartouches) und 3. Schnellfeuer, ohne Rücksicht auf die zu verschießende Patronenzahl.

Unterdessen bleiben die beiden hinteren Züge im Marsch, sich ebenso allmählich teilend wie die vorderen. Etwa 100 Meter hinter der Schützenlinie macht dann der eine Zug „Halt“ und wirft sich nieder, der andre verlängert die Schützenlinie. Dadurch hat dann die Compagnie ihre normale Angriffsformation, — drei Züge aufgelöst, einen als Unterstützung, — erreicht. Nach entsprechend langem Feuer führt der Hauptmann seine Schützenlinie bis auf 500 Meter an den Feind im Laufschritt heran und läßt das Feuer dort fortsetzen. Nun verlängert auch noch der letzte, vierte Zug die Schützenlinie, und dessen Hereinspringen in die Schützenlinie benutzt der capitaine, um nochmals seine ganze Compagnie einen Sprung von 100 Meter machen zu lassen. Nun hat die Compagnie, auf 400 Meter vom Gegner, alle Gewehre im Feuer. Von jetzt ab wird die Compagnie von den Reservecompagnien, die von hinten her allmählich sich vorziehen, durch Einsetzen einer Halbcompagnie nach der andern in Sprüngen von 50 bis 60 Meter, die immer durch lebhaftes Feuer unterbrochen werden, bis auf etwa 200 Meter an den Feind herangetrieben. Von hier aus wird Schnellfeuer abgegeben, und wenn der Feind anfängt zu wanken, stürzt sich alles zuerst im Sturmschritt und endlich im Laufschritt auf den Feind unter dem fortgesetzten Ruf: „En avant — à la bajonnette!“ Hierzu schlagen die Tambours, und die Hornisten blasen zum Sturm. Nach Wegnahme der Stellung und nach Abgeben des Verfolgungsfeuers sammeln sich die Compagnien so bald als möglich wieder am jenseitigen Rand der feindlichen Stellung in Halbcompagniekolonne. Soll dem Gegner gefolgt werden, so thun dies die Reservecompagnien.

Der französische Soldat ist, was Geländebenutzung anbelangt, dem deutschen ganz entschieden überlegen, ebenso im Turnen und Fechten. Im übrigen verlaufen die oben geschilderten Gefechtsgrundsätze in den großen Manövern zwischen verschiedenen Armeecorps ganz genau ebenso im Sande wie die verschiedenen Regiments- und Brigadespezialtaktiken, die sich auch bei uns immer und immer wieder bei kleineren Gefechtsübungen einschleichen. Im allgemeinen aber muß noch gesagt werden, daß die Geschlossenheit, die Ruhe und

Sicherheit, die sich bei uns bis zum gemeinen Mann hinab erstreckt, in Frankreich noch lange nicht erreicht ist. Häufig noch, namentlich beim Rückzug, kommen Compagnien von der Richtung ab oder vermischen sich untereinander. Wenn man französische Offiziere über die deutsche Infanterie urteilen hört, so imponiert diesen unsre „Strammheit“ merkwürdigerweise gar nicht besonders. „So ist es bei uns auch,“ meinen sie meistens; wohl aber äußern sie ihre Bewunderung über die Ruhe und Ordnung, die in allen Verbänden und Kommandos auch in den schwierigsten Manöververhältnissen stets in jeder Beziehung bei den deutschen Truppen herrscht.

Nach dreistündigem Exerzieren kehrt die Compagnie in die Kaserne zurück. Schnell ziehen sich die wackern pioupious um, und schon tönt auch das angenehme Signal des **clairon**: „**La soupe**“. Jeder ergreift seine **gamelle**, seinen Eßnapf, und die Abteilungen eilen zur Küche, um ihr Essen zu holen. Heute giebt es das Lieblingsgericht des **pioupiou**, **la soupe aux choux**, Hammel- oder Rindfleisch mit Kartoffeln, Kraut und Rüben zusammengekocht. Nachmittags ist dann bis 5 Uhr Turnen, Fechten und Unterricht. In letzterem spricht entweder der Herr Leutnant über Geschichte Frankreichs, Regimentsgeschichte oder Gefecht, oder die **caporaux** fragen, die gedruckte Instruktion in der Hand, das schon so oft durchgekaute Thema ab: „Woran erkennen Sie den **caporal**?“ — „Wie unterscheidet sich der **sergeant** vom **sergeant fourier**?“ — „Wie viele Galons haben der Unterleutnant, der Leutnant, der Kapitän am Aermel?“ und so weiter. Um $^1/_2$6 Uhr giebt es nochmals eine warme Kost, dann endlich ist man dienstfrei. Man putzt sich tadellos heraus, steckt die Hände in weißbaumwollene Handschuhe, so man welche hat, und die Zigarette in den Mund, und dann geht's — nach der peinlichen Musterung am Kasernenthor — endlich hinaus in die Freiheit, für einige Stunden. Der biedere deutsche Krieger ginge nun direkt ins Wirtshaus, nicht so der französische. Er macht sich nicht so viel aus Essen und Trinken wie sein germanischer Kamerad. Ihn ziehen mehr die Damen an, die jetzt in den Straßen ihre Einkäufe machen, und die drallen „**nounous**“, die mit ihren Babies dem Militärkonzert an der „**promenade d'Alger**“ beiwohnen. Wird es aber dunkel — jetzt kommt die häßlichste Eigenschaft des französischen Soldaten, von der der deutsche, Gott sei Dank, auch nicht den geringsten Schimmer hat —, so zieht er sich in die schmutzigsten und niedrigsten Cafés chantants zurück, und während der brave deutsche Grenadier oder Musketier bis $^3/_4$9 Uhr beim harmlosen Glas Bier seine alten Volkslieder singt oder mit seinem Gretchen oder seiner Bärbel am Hausthore steht und von der Zukunft plaudert, brüllt der **pioupiou** die gemeinsten Pariser Gassenhauer mit und läßt sich von den „Divas“ dieser Kneipen seinen letzten Sou aus der Tasche ziehen. Sein Vater und sein Großvater haben es schon ebenso gemacht, und seine Offiziere und Unteroffiziere gehen ihm mit ähnlichem Beispiel voran.

Um 9 Uhr werden die langgezogenen Klänge der **retraite** hörbar, und hinter dem letzten Mann, der mit dem letzten Glockenschlage einpassiert, schließt der **sergeant de planton** das Kasernenthor. Bald bläst es auch „**extinction de feu**“ — Lichterlöschen —, und alles ist wieder finster, bis auf das trübe Lämpchen auf der Kasernenwache. Das ist ungefähr der Tageslauf des französischen Infanteristen. Es ist ein guter Kerl; man könnte was aus ihm machen; er thut auch seine Pflicht, aber — Freude am Soldatsein hat er nicht.

Aufn. von Karl Wolff, Hofphot., Neustrelitz.

Graf Georges de Jametel und Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.

Graf Georges de Jametel und Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.

Am 22. Juni fand zunächst in der katholischen Kirche zu Richmond bei London und dann in der Königlichen Kapelle zu Kew die Trauung der Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz mit dem Grafen Georges de Jametel statt. Die Prinzessin erblickte am 8. Mai 1878 als älteste Tochter des Erbgroßherzogs Adolf Friedrich und seiner Gemahlin Elisabeth, geborenen Prinzessin von Anhalt, in Neustrelitz das Licht der Welt. Gleich ihrer jüngeren, mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro verlobten Schwester Jutta, erhielt sie ihre wissenschaftliche Bildung in der Heimat. Ihre Großmutter, die Großherzogin Augusta, eine geborene Prinzessin Cambridge, besitzt in London ein Palais, das sogenannte Mecklenbourgh House, in dem sie mit ihrem Gemahl alljährlich einige Zeit den Aufenthalt zu nehmen pflegt. Hier nun lernte ihre Enkelin, bei der Großmutter zu Gaste weilend, den Grafen Georges de Jametel kennen. Ueber letzteren hat die Tagespresse mancherlei Irriges veröffentlicht und nicht einmal seinen Namen ganz richtig wiedergegeben. Hier folgt das Zutreffende. Der Graf ist keineswegs bürgerlicher Herkunft und erst durch den Papst mit seinem Titel beschenkt worden, sondern er entstammt einem alten französischen Grafengeschlecht, das in der Zeit der großen Revolution den Titel ablegte, ihn aber nach Neuerrichtung des Königtums unter Ludwig XVIII. wieder aufnahm.

Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch †.

Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch †.

Zu Abbas-Tuman in Transkaukasien erlag am 10. Juli seinem langjährigen schweren Leiden der russische Großfürst-Thronfolger Georg Alexandrowitsch, ältester Bruder des Zaren Nikolaus II. Am 9. Mai 1871 zu Zarskoje Sselo geboren, wurde er, dem russischen Brauche entsprechend, nach dem Tode seines Vaters, des Zaren Alexander III. († 1. November 1894), zum Thronfolger ernannt. In der russischen Armee und Marine rangierte er als Flügeladjutant, Chef der reitenden Garde-Artillerie, der Atamannschen Kosaken, der Uralschen Kosaken-Ssotnie und des 93. Infanterieregiments Irkutsk wie als Schiffsleutnant der ersten Flottenequipage Großfürst Konstantin Nikolajewitsch. Im österreichischen Heere bekleidete er den Rang als Oberstleutnant im Ulanenregiment Alexander II. Kaiser von Rußland, und in der preußischen Rangliste wurde er à la suite des Ulanenregiments Kaiser Alexander III. (Westpreußisches) Nr. 1 geführt. Schon in frühen Jahren von der tückischen Krankheit befallen, die sein Lebensmark verzehrte, trat Großfürst Georg jedoch nie an die Oeffentlichkeit, und der Tod ist ihm jetzt ein Erlöser geworden. Als Thronfolger gilt nunmehr, bis dem jungen russischen Kaiserpaare ein Sohn geschenkt ist, der jüngste Bruder des Zaren Großfürst Michael, geboren am 4. Dezember 1878.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 43.

Aus Zeit und Leben.

Nach einer phot. Aufn. von Max Neugebauer, Chemnitz.

Die Denkmäler für Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in Chemnitz. Von Professor von Rümann. (Text Seite 700.)

Weser. Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“.

Nach einer phot. Aufn. von W. Sander & Sohn, Geestemünde.

Der neue Kaiserhafen in Bremerhaven. (Text Seite 692.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Worträtsel.

Im Wonnemond, bei Sterngeflimmer,
Ist Amor oft damit im Bund;
Viel seltner, wenn bei Kerzenschimmer
Es sich nur giebt in Tönen kund. — M. Sch.

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3, 4 und 5: ein Fürst, genannt heut laut,
Genannt wurd' oft auch, die er sich erkoren —
O eitler Stolz, wenn nur auf Sand gebaut;
So schwer behauptet, und so leicht verloren!

1, 2, 3, 4, 5, 6: ein wechselvoll Geschick
War dir, einst Kaiserresidenz, beschieden;
Hoch stieg und tief sank deiner Mauern Glück —
Heut blühst du reich in deines Domes Frieden.

1, 2, 3, 4 und 5, 6, 7, 8 und 9:
Wem es vergönnt war — ach, ich sprech' von gestern —,
Zu lauschen eurer Töne Klangverein,
Gedenkt noch eurer, gottbegnad'te Schwestern!

Silbenrätsel.

1.

Hier öffnet es dem Lebensstrom das Thor
Und dort, in zahlreichem Verein, geschickt
Verhüllt es, was sich störend drängt hervor,
Und manches neue Werk allmählich glückt.

2.

Wenn es als Angriffswaffe dienen soll,
Laßt es nicht unbedacht aus sicherm Schrein,
Doch bringt's der Liebe und des Trostes Zoll,
So eile, wo es notthut, ihn zu weihn.

Das Ganze.

Der eine zitternd, angstvoll es erlauscht,
Der andre siegesfroh, mit Ungeduld;
Gleich ihm ist schnell, was darauf folgt, verrauscht
Und flücht'ge Spende auch des Beifalls Huld. — M. Sch.

Arithmetische Aufgabe.

Man findet eine bedeutsame Jahreszahl aus dem Leben Dantes, wenn man sein damaliges Alter entweder mit 40 multipliziert und vom Produkt 100 subtrahiert, oder wenn man es durch 7 dividiert und den Quotienten mit 260 multipliziert. — Welche Jahreszahl ist gemeint, und wie alt war Dante in jenem Jahre? — J. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 41:

Des Umstellrätsels: Wohlfahrt — Fahrt wohl.

Des Worträtsels: Bescheid.

Des Ausfüllrätsels: **Mohn — Alibi — Roon — Iltis — Arve — Natal — Eton.**

Der Dechiffrieraufgabe: Denkt man sich die Winkel von der äußersten Peripherie nach dem Zentrum hin als vier erste, zweite, dritte bis achte, und verbindet man alsdann zuerst die an den Endpunkten der Schenkel der vier ersten Winkel stehenden Buchstaben, sodann diejenigen der vier dritten, fünften, siebenten und zuletzt rückwärts die der achten, sechsten, vierten und zweiten Winkel und stets rechts herum, so erhält man:

Der freie Mann, der mächtige, allein
Gehorcht dem schönen menschlichen Gefühl.
(Schiller, Wallensteins Tod, IV. 2.)

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (4., war großartig!). Frau Ida Kremer in Robschütz (4). Baronin K. W. in Gaming (4). Lizzy Andersen in Makalla, Arabien (3). „Köbi" in Bern. Marion v. C. in Antibes (2). „Eugenie und Kurt" in Küstrin. Olga Petroff in Riga. Dr. W. in Berlin. Eglantine v. L.-W. in G.-B. „Mary" in Fort Albany (4). Erik Bensen in Hannover (3). „Alte Abonnentin" in Bruchsal. „Moselblümchen" in Coblenz. „Lona" in Budweis.

Notizblätter.

Tonkunst.

— Ein Chopin-Museum, nach dem Vorbilde des Mozarteums in Salzburg, soll in Warschau errichtet werden. Die dortige musikalische Gesellschaft, von der das Projekt ausgeht, hat einen Aufruf erlassen mit dem Ersuchen, ihr Andenken und Erinnerungszeichen an Chopin, alles, was nur in irgend einer Beziehung zur Person, zu dem Leben und Wirken des genialen Komponisten steht, unentgeltlich oder auch gegen eine angemessene Entschädigung zu überlassen. Den Grundstock des neuen Museums bildet die Vereinigung von vier reichhaltigen und interessanten Sammlungen aus Privatbesitz.

Versammlungen.

— Ein Kongreß der Napoleonforscher soll im Jahre 1900 stattfinden. Aus Anlaß des hundertsten Jahrestages der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) hat sich nämlich in der italienischen Stadt Alessandria, vor deren Thoren das berühmte Schlachtfeld liegt, ein „Comité international" gebildet, um einen Kongreß der Historiker, die sich mit der napoleonischen Periode beschäftigen, zu versammeln. In dem Einladungsschreiben heißt es, daß die geplante Versammlung ein rein wissenschaftliches Gepräge besitzen solle und jede politische Tendenz ausgeschlossen sei. Abgesehen von der persönlichen Berührung der einzelnen Gelehrten, bezweckt das Komitee auch die Publikation von Arbeiten über die Geschichte Napoleons, die, von der Stadt Alessandria herausgegeben, ein bleibendes Denkmal zur Erinnerung an das Tagen des Kongresses bilden sollen. An der Spitze dieses in seiner Art einzigen Unternehmens stehen als Ehrenpräsident Mr. Larroumet, Mitglied der französischen Akademie, der Maire von Alessandria und als wirklicher Präsident der ebenso bekannte wie rührige Bibliograph der Napoleon-Litteratur, Baron Alberto Lombroso in Rom. Unter den Ausschußmitgliedern finden wir hervorragende Namen aus fast allen europäischen Staaten, aus Deutschland die Professoren Hüffer und Kleinschmidt, wie den Geheimen Archivrat Meinecke. Eine besondere Sehenswürdigkeit des Kongresses dürfte die Napoleon-Ausstellung bilden, die am 14. Juni 1900 in Alessandria eröffnet werden soll.

Alpines.

— Dem heiligen Bernhard soll auf dem Großen St. Bernhard ein Denkmal errichtet werden. Es ist bekannt, daß dieser Heilige, der im elften Jahrhundert lebte, der Gründer des Hospizes war, das seinen Namen trägt und jedes Jahr Tausende von Touristen aller Nationalitäten und Hunderte von italienischen Auswanderern beherbergt. Zur Zeit, in der der heilige Bernhard lebte, wurde die Gegend von Briganten heimgesucht, die die Reisenden ausplünderten. Der Heilige predigte den Wegelagerern das Evangelium und gründete 1027 für Pilger und Reisende das von Mönchen bediente Hilfshaus oder Hospiz. In der Nähe dieses Hilfshauses soll das Denkmal errichtet werden; man hofft, daß die Touristen, die den Berg überschreiten, durch Beiträge die Ausführung des Planes ermöglichen werden.

Litteratur.

— Der Ausschuß der deutschen Studentenschaft in Bonn hat im weiteren Verfolg seines vaterländischen Bestrebens ein Werk herausgegeben, welches das Ergebnis des von ihm erlassenen Preisausschreibens in Bild und Wort veranschaulicht: „Dreißig Entwürfe der engeren Wahl aus dem Wettbewerb zu den Bismarcksäulen.“ (Bonn, Emil Strauß.) Der Text berichtet anschaulich über die Entstehung des Gedankens und seine weitere Entwicklung. Ueberall, wo die Errichtung von Bismarcksäulen geplant wird, dürfte das Werk willkommen sein.

— Julius Mosens ausgewählte Werke giebt der Verlag von Arved Strauch zu Leipzig in 4 Bänden oder 24 Lieferungen heraus. Dem jüngeren Geschlecht ist Mosen nur noch als Dichter einiger allerdings weltbekannter Lieder vertraut, aber als einen echten, warmherzigen Poeten offenbart er sich noch in vielen andern Dichtungen, auch in den erzählenden und den Dramen. Die Ausgabe bringt nun neben der trefflichen, von Dr. Max Zschommler verfaßten Biographie die anmutigen „Bilder aus dem Moose“, die Johannes Scherr mit Recht als eine Zierde deutscher Novellistik bezeichnete, sodann die „Erinnerungen“ und die lyrischen Gedichte, ferner die Epen, den historischen Roman „Der Kongreß von Verona“, endlich die Dramen. Dem ersten Bande ist das Bildnis des Dichters vorausgeschickt.

— Den berühmten Kurort Meran, die Zufluchtsstätte der Brust- und Lungenkranken, hat T. Norrmann zum Schauplatze der Novelle „Leidensgefährten“ erwählt (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Es ist eine gemütvolle Erzählung, in deren Vordergrunde ein edles Mädchen steht, dem das Schicksal ein schweres Opfer auferlegt. Gleich dieser Figur sind auch die übrigen gut gezeichnet. Der Gesamtton ist, der Handlung und dem Schauplatz entsprechend, ein ernster, doch fehlt es an geeigneter Stelle auch nicht an freundlichem Humor.

— Als ein gutes Hilfsmittel für Eltern und Erzieher empfiehlt sich das Buch „Was ich meinen Kleinen lehre und erzähle“ von Meister-Gasser (Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung). In Poesie und Prosa enthält es ein reiche Fülle unterhaltender Belehrung für die Jugend in den ersten Schuljahren. — Für das noch nicht schulpflichtige Alter oder vielmehr für dessen Pfleger berechnet ist das im gleichen Verlage erschienene Buch „Die zwölf Monate“ von Marie Müller, das sich schon der vierten Auflage erfreut. Den Jahreszeiten folgend, giebt es für jeden Monat passende Geschichten, Gedichte, Rätsel und dergleichen.

Briefmappe.

H. S. in J. Sie senden uns ein Poem, das Sie „frühe beim Stiefelanziehen“ gedichtet haben. Das merkt man, denn es liegt Ledernes darin.

Oberlehrer K. in Wg. Der Titel lautet genau: „Shakespeares dramatische Werke“, übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wie schon aus dem Titel ersichtlich, enthält diese Ausgabe nur die dramatischen, nicht sämtliche Werke Shakespeares. Preis des stattlichen Bandes, den Sie bei Ihrer Buchhandlung bestellen wollen, gebunden in Leinwand ℳ 3.

H. R. in D., O. L. in Berlin, Ch. K. in Ch., Ludwig G. in F., C. R. in K., Inka M. in F., Joh. Sch. in N. Mit Dank abgelehnt.

L. E. in K. Hübsche Ansichten von Dalmatien bringt die neueste Folge der von Philipp & Kramer zu Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten. Die farbigen Bildchen sind von A. Kircher entworfen.

Margarete L. in Thüringen. Ganz hübsch für den Privatgebrauch, aber nicht druckreif.

N. B. in M. Eine zweckmäßige Erfindung für Maler ist das von Friedrich Schweiger in München konstruierte Patent-Klapp-Malbrett, das für den im Freien oder sonstwie außerhalb seines Ateliers arbeitenden Künstler außerordentliche Vorteile bietet. Es ermöglicht dem Maler, mehrere Skizzen verschiedener Größe, insbesondere eine Anzahl Skizzen von der doppelten Größe des Malbrettes, beziehungsweise des Malkastens, aufzunehmen und in nassem Zustand sicher zu verwahren. Dabei ist das Klappbrett einfach konstruiert und überaus leicht. Zahlreiche bedeutende Künstler haben das Schweigersche Patent-Klapp-Malbrett erprobt und stellen der praktischen Erfindung anerkennende Zeugnisse aus.

M. D. in Z. Besten Dank, aber leider nicht verwendbar.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

Dr. Lahmann's

Gesundheit ist Reichthum

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten HEWEL & VEITHEN in KÖLN a. Rh. u. WIEN.

Patent-Motor-Wagen „Benz",

— Ersatz für Pferde. — Für 2, 4, 6, 8 und 12 Personen.

Preis von M. 2200.— an

mit ca. 3pferdigem Motor.

Bis 1. Nov. 1898 wurden **1600** Wagen abgeliefert.

Bei den Wettfahrten „Paris-Bordeaux" — „Paris-Marseille" — „Chicago" — „Marseille-Nice" glänzende Resultate erzielt.

Vertretungen u. Lager in Berlin, Dresden, Strassburg i. Els., Crefeld, Paris, London, Brüssel, St. Petersburg, Moskau, Nymwegen, Wien, Budapest, Mailand, Basel, Copenhagen, Buenos-Aires, Singapore, Mexiko, Bombay, Capetown.

Benz & Co., Rheinische Gasmotoren-Fabrik, Mannheim (Baden).

BRENNABOR-RÄDER

Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europas. 2500 Arbeiter.

Stern'sches Conservatorium

zugleich **Theaterschule für Oper und Schauspiel**

Director: **Professor Gustav Hollaender.**

Berlin SW. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a**

in dem **neuen Gebäude der „Philharmonie".**

Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Musik.

Beginn des Schuljahres am **1. September.** Eintritt jederzeit.

Sprechzeit 11—1 Uhr. Prospekte kostenfrei durch das Sekretariat.

INDISCHE BLUMENSEIFE

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.

SAVON AUX FLEURS DES INDES.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kaiserlich Deutsche Post — Tägliche Fahrten

von **HAMBURG** nach den

Nordsee-Bädern

Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk a/Föhr, Juist, Sylt, Norderney, Borkum,

mit den Salon-Schnelldampfern Cobra, Prinzessin Heinrich, Silvana.

Fahrpläne u. directe Fahrkarten auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen, sowie bei der **Nordsee Linie**, früher Ballins Rhederei **Hamburg**.

Von Cuxhaven auch im Anschluss an die Badezüge der Unterelbischen Eisenbahn.

Billige Romane. Verzeichniß hierüber auf Verlangen kosten- u. postfrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Technikum Strelitz i. M.

Ingenieur-, Techniker- u. Meisterkurse
Maschinen- u. Elektrotechnik
Gesammt. Hoch- u. Tief-Baufach
Täglicher Eintritt.

Kgr. Sachsen

Ingenieurschule Zwickau,

Direct.: Kirchhoff u. Hummel

Progr. kostenlos.

Verschwendung

würde es sein, wollte man jetzt bei den **billigen Kaffeepreisen** noch die teuren gebrannten Kaffeesorten zu 1.60 ℳ bis 2.— ℳ im Haushalt vorwiegend verwenden. Es ist mir gelungen, schon in der mittleren Preislage eine **feinschmeckende Java-Nicaragua- und Guatemala-Mischung gebrannt** zusammen zu stellen, welche bisher **überall** Anklang fand. Diese vorzügliche Mischung versende zu 100 ₰ per Pfd. Versand geschieht per Post u. Bahn gegen Nachnahme und sende bei einer Abnahme von ca. 34 Pfd. franko per Bahn, um jedem jedoch den Versuch zu erleichtern, liefere auch die erste Sendung bei Abnahme von 10 Pfd. franko zu 10.— ℳ oder auch 5 Pfd. franko gegen Einsendung von 5.40 ℳ Eine Beschwerung irgend welcher Art findet bei meiner streng naturellen Röstung nicht statt, da jede Glanzröstung, Imprägnierung ꝛc. eine mehr oder minder beträchtliche Verschlechterung des Kaffees bedingt.

Genannte drei Kaffeesorten können natürlich auch **ungebrannt** bezogen werden und gebe solche dann unter gleichen Bedingungen zu 85 ₰ per Pfd. ab.

Wilh. Lüdeking in Vlotho
Kaffee-Versandhaus und Rösterei.

Sommersprossen

verschwinden schnell und gründlich, unfehlbar und sicher durch mein einzig erfolgreiches, unschädliches Mittel. Unter Garantie frco. geg. Mk. 2.50 Briefmarken oder Nachnahme, nebst lehrreichem Buch: **„Die Schönheitspflege"** als Ratgeber. Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch Reichel, Cosm. A. Berlin, Eisenbahnstr. 4.

Stellung. — Existenz.
Prospect gratis. — Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Wichtig für Photografierende!

Rodenstock's photografische Objective **„Bistigmate"**

sind von allervorzüglichster Leistung, geben Bilder von höchster Brillanz, Schönheit und Schärfe und sind staunenswerth billig.

Anerkannt von ersten Fachautoritäten und vielen Tausenden, welche mit diesen Objectiven photografieren und das Beste erzielen.

Preise:

Universal-Bistigmate	für Bildgrösse:	c/m	9 × 12,	13 × 18,	24 × 30,	18 × 24
	das Stück	ℳ	15.—	17.50	30.—	25.—
Weitwinkel-Bistigmate hauptsächlich für Interieurs hohe Objecte aus nächster Nähe Reproductionen etc.	für Bildgrösse:	c/m	9 × 12,	13 × 18,	18 × 24,	24 × 30
		ℳ	20.—	25.—	30.—	45.—

Zu beziehen durch fast alle besseren photografischen Handlungen. Auf Verlangen senden auch wir Jedermann ausführliche Preisliste gratis und franco selbst zu.

Optische Anstalt G. Rodenstock in München, Staubstrasse.

Alleinige Anfertigungsstelle der **Bistigmate** und Fabrik sämmtlicher optischer Artikel für Photografie.

Warum?

ist die beste Einmachebüchse der Welt die

Pat. Perfect-Conservebüchse?

PERFECT.

Weil bei derselben der Inhalt, wie Gemüse, Obst u. dgl., nur mit Glas in Berührung kommt, somit die Reinheit des Geschmacks der Conserven erhalten bleibt.

Weil der Perfect-Verschluß absolut zuverlässig ist und viele Jahre halten kann.

Weil die Conserven niemals dem Verderben ausgesetzt sind, denn im Falle ungenügenden Einkochens hebt sich der Glasdeckel von selbst, welchen Vorzug kein anderes Glasdeckel-System aufweist.

Weil jede Büchse in der beigegebenen Patent-Schutz-Hülse sterilisirt wird, wodurch Zerspringen unmöglich ist und jeder beliebige Kochtopf verwendet werden kann.

Jeder Büchse ist eine genaue Gebrauchsanweisung über das Einmachen beigelegt.

Zu haben in allen besseren Glas-, Porzellan- und Haushaltungsgeschäften, wo nicht, direkt von den Erzeugern

Glashüttenwerke Adlerhütten A.-G. in Penzig i. Schl.

CACAO JUNO

1/1 1/2 1/4 Pfund Dose
260 130 65 Pfennige
Specialmarke
anerkannt vorzüglicher Qualität!
Hartwig & Vogel
DRESDEN.
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Kinetograph und Films
Nebelbilder und Apparate.

W. Hagedorn, Berlin, Alte Jakobstr. 5.
Preislisten gratis.

Zirkel-Marke. * System Walton.

SCHUTZ-MARKE. Rheinische Linoleumwerke Bedburg

Bedburger Linoleum

nach den neuesten Erfindungen der Technik in **höchster Vollkommenheit** hergestellt. — Zu beziehen durch die meisten Geschäfte der Branche.

Bedburger Lincrusta

*

Eleganteste Wand- und Deckenbekleidung für **Wohn-** und **Speisezimmer, Corridore, Treppenhäuser** u. s. w. Herrliche, von **ersten Künstlern entworfene, preisgekrönte Muster.**

In den meisten Tapetengeschäften zu haben.

Rheinische Linoleumwerke Bedburg
Bedburg bei Köln.

PATENTE

schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

100 seltene Briefmarken! v. Afr., Austral. ꝛc., gar. echt, alle versch. **2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. grat. Katal. 11000 Preise **50 Pf.!**
E. Hayn, Naumburg a. S.

Nordschleswigsche hochfeine

Tafelbutter

— der weltbekannten dänischen gleich — versendet in 1 Pfund-Paketen verpackt, Postcollies 9 Pfd., zu 120 ₰ pr. Pfd. franco.
Viggo Boysen & Co., Hadersleben.

SILBER-WARENFABRIK
ArnKÜNNE-ALTENA.

Tafelsilber, Festgaben, Alpaccalöffel etc. Tarif fr.

Ueberzeugen Sie sich, dass meine **Deutschland-Fahrräder** u. Zubehörtheile die besten und dabei die allerbilligsten sind.
Über 1000 Anerkennungen.
Wiederverkäufer gesucht.
Haupt-Katalog gratis & franco.
August Stukenbrok, Einbeck
Deutschlands grösstes Special-Fahrrad-Versand-Haus.

Sommersprossen

verschwinden vollkommen in **7 Tagen** mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu ℳ 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch:
Theodor Lechky, dipl. Apoth.
in **Prag**, Brenntegasse 18.

Zu korpulent

7te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 80 Pfg. Zu beziehen von **L. Pietsch,** Chemisches Laboratorium, Dresden-Blasewitz. V.

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk. **Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe** zu **Fabrikpreisen.**

Pracht-Katalog 144 Seiten stark gratis u. franco.

Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 44.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Bühnenvölkchen.

Erzählung von **Adele Hindermann**.

XV. (Schluß.)

Die Saison liegt in den letzten Zügen. Ueber das ganze Bühnenvölkchen ist eine gewisse Lauheit und Ermüdung gekommen. Man geht lässig — noch bei Sonnenschein — um halb sieben in die Garderobe und spielt seine letzten Partien herunter.

Die Kostüme sehen ein wenig vertragen aus; die gewaltige Summe Spannkraft, die der Theaterapparat während eines halben Jahres hindurch aufwenden mußte, ist bis auf kleine, mühsam aufflackernde Reste verbraucht.

Das Haus ist ziemlich leer. Kaum daß die großen Opern noch ein wenig ziehen wollen. Es ist eben Frühling geworden. Die lachende Aprilsonne da draußen ist die stärkste Konkurrenz aller elektrischen und bengalischen Lichteffekte; mit ihr können wir nicht wetteifern. Auch nicht mit den zartgrünen Blätterkulissen draußen im Park, wo ein

Bergsport-Panorama: Rainthal und Blaue Gumpe. Gemalt von M. Zeno Diemer.

Von der Sportausstellung in München. (Text Seite 708.)

herber, feuchter Duft aus dem braunen Boden quillt und all das kleine, zwitschernde Vogelvolk seine Frühlingsouverturen probt.

Die Kastanien auf den weiten Plätzen der Stadt sperren ihre blaßgrünen, geteilten Blätter von Tag zu Tag kräftiger auseinander; nie hat der alte, graue Riesenkasten, das Theatergebäude, verwitterter ausgesehen als neben dieser knospenden, prangenden grünen Nachbarschaft unter dem strahlend blauen Himmel. Es ist, als ob das smaragdene Gewirr ringsumher wispere: „Mach deine Pforten zu, alter Nachbar, versink in deinen Sommerschlaf — deine Zeit ist einstweilen vorüber!"

Noch sechs, noch fünf, noch vier Vorstellungen. Zum letztenmal der drollige Uebermut Hans Huckebeins, zum letztenmal das schwere Geschütz der Walküre, zum letztenmal Romeos und Julias kurzer Liebestraum.

Mit geöffneten Jacketts, die Herren ohne Ueberrock, kommt man zu den Proben. Kaum einer ohne ein Veilchenbouquet im Knopfloch, am Gürtel, ja, an den Lenkstangen der blinkenden Räder, deren immer ein paar auf dem schmalen Vorplatz des Bühneneingangs an der Wand lehnen.

„Natürlich, die Radlerei! Für nichts sonst habt ihr mehr Sinn," sagt der Regisseur knurrend. „Da soll sich der Teufel noch mit euch abplagen. Gut, daß die Plackerei bald ein Ende hat."

Und er hat recht; es ist kein Zug mehr in der Sache.

Man plaudert von seinen Sommerplänen, fragt sich gegenseitig nach der Adresse von Spediteuren; diejenigen, die kein Sommerengagement annehmen, kampfern schon nach und nach einen Korb voll Garderobe ein, und die Herren vom Schauspiel können den Tag kaum erwarten, an dem sie sich zum letztenmal rasieren lassen. Sie renommieren sich gegenseitig von ihrem starken Bartwuchs vor und bedauern nur, daß sie sich den Damen nicht nach ein, zwei Monaten mit diesem Schmuck ihres Angesichts präsentieren können.

Noch zwei Abende, und unsre erste Saison wird zu Ende sein.

Ich packe seit Tagen, in unsrer kleinen, hübschen Wohnung sieht es wüst aus. Von Lenis Bühnengarderobe ist alles, bis auf die Kostüme der letzten Oper und eine weißseidene, ausgeschnittene Balltoilette, bereits in den Koffern. Das Weißseidene gebraucht sie morgen für das große Konzert zum Besten der Orchesterpensionskasse, das alljährlich im Theater stattfindet. Es giebt allerhand symphonische Musik, Gesangs- und Deklamationsvorträge. Die Mitwirkenden sind froh, einmal in Gesellschaftsdreß als „sie selbst" hinter der Rampe stehen zu dürfen. In der Damengarderobe ist ein kleiner Streit entbrannt, ob man sich schminken soll oder nicht. Die Meinungen gehen sehr auseinander: die Jugend, Elfe Dorn, Elsbeth Steinbrügge und Leni, hat bei ihrer frischen Haut leicht „nein" sagen. „Bei einem Vortrag, sei er gesprochen oder gesungen, habe ich nicht irgend eine Gestalt zu verkörpern, sondern bin ganz ich selbst, und ich, Leni Witt, schminke mich nicht," sagt mein Schwesterchen energisch. Frau Holle vertritt die gleiche Anschauung, trotz ihrer vierzig Jahre und ihrer nicht mehr ganz glatten Haut. „Sich so schön machen wie möglich," ist der Standpunkt der Rosée; die andern Damen schwanken zwischen diesen beiden Extremen hin und her.

Leni freut sich sehr, einmal wieder schlichte Lieder singen zu dürfen, ohne den Krimskrams von Kostüm und Gesten. Sie hat einen Brahms und zwei Schumanns auf dem Programm, außerdem eine Komposition von Hans Hoff, noch tintenfeucht: eine Frühlingskantate von hinreißender Schönheit.

Er wird nach all seinem Kapellmeister-Fiasko einen Triumph als Komponist damit feiern, den er wahrhaftig verdient. Ich gönn's ihm von Herzen.

Wie ich mich auf morgen freue! Wir beabsichtigen vormittags eine Ausfahrt zu machen nach dem Stadtholz, wo wir vor einem halben Jahr einmal Kaffee tranken; nachmittags haben wir dann noch die Frühlingskantate durchzunehmen, da Heinz Hoff einige Takte daran ändern will, und abends werden wir uns dem Publikum von L. zum ersten- und letztenmal als tüchtige Liedersängerin präsentieren.

*

Das vielverleumdete Schicksal kann manchmal weise sein, sehr weise. Nur daß wir es erst nicht einsehen in unsrer Kurzsichtigkeit, bis es uns mehr oder weniger sanft die Binde von den Augen nimmt.

Kein Gedanke an eine fröhliche Ausfahrt heute morgen, kein Gedanke an Singen heute abend! Meine Leni lag mit heftigen Zahnschmerzen auf der Ottomane, mit lang herabfallendem, wirrem Zopf und einem Gesichtchen, so weiß und spitz wie das des kleinen Requisiteurs.

Wie sie zu Zahnschmerzen kam mit ihrem prächtigen, schneeweißen Gebiß — die Götter mochten es wissen. Aber sie waren da, und das arme Ding stöhnte leise vor sich hin.

Natürlich schleppte ich sie zum Zahnarzt. Ein weißer, gesunder Zahn, nichts daran zu sehen, also eine Entzündung an der Wurzel. „Sie werden sich erkältet haben, mein Fräulein, sind vielleicht mit nassen Schuhen umhergelaufen?"

Ja, sie habe vorgestern bei einem Spaziergang mit den Steinbrügges auf einer sumpfigen Wiese Weidenkätzchen gepflückt, gestand sie kleinlaut.

Da haben wir's! Wenn man nicht immer dahinter ist!

Resumé: Nichts zu machen; abwarten. Es könne Stunden, vielleicht auch einen Tag dauern, bis die Entzündung sich ausgetobt habe.

Da lag sie nun wieder auf der Ottomane und wartete das Austoben ab.

Ich legte ihr Kompressen auf die hämmernden Schläfen, sagte ihr leise kleine Zärtlichkeiten und hielt ganz fest ihre Hand, was sie ein wenig zu hypnotisieren schien.

„Vielleicht ist's heute mittag schon besser, mein Herz!"

„Jaa . . ."

„Dann schläfst du ein paar Stunden ganz tief und bist am Abend wieder munter."

„Jaa . . ."

Wir glaubten aber beide nicht recht daran.

Es wurde Mittag. Keine Spur von Besserung; im Gegenteil. Große Thränen liefen ihr die Wangen herab. Es schnitt mir ins Herz.

„Wenn er die Frühlingskantate nur rechtzeitig schickt," flüsterte sie.

„Hör mal, mein Herz," sagte ich energisch, „so schade es ist, aber es kann gar keine Rede davon sein, daß du heute abend singst, selbst wenn die Schmerzen bald nachlassen sollten; du bist ja so schwach, daß du nicht papp sagen kannst."

„Aber ich kann ihn doch nicht im Stich lassen. Denk doch, seine Rehabilitierung hängt davon ab, daß sein Lied heute gesungen wird. Er würde wahnsinnig enttäuscht sein!"

Ja, das sah ich ein, aber was half's?

„Es ist einfach unmöglich," entschied ich kategorisch. „Ich gehe jetzt ins Theaterbureau und melde dich krank. Von da aus auf einem Wege zu ihm, damit er Bescheid weiß und sich nach einem Ersatz umsehen kann. Vielleicht Frau Brandt!"

„Lisbeth, du kannst doch nicht zu ihm gehen!" meinte sie weinerlich.

Ich stülpte schon den Hut auf. „Natürlich steige ich ihm nicht auf die Bude! Ich lass' ihn durch irgend einen dienstbaren Geist herunterbitten, und dann bring' ich's ihm schonend bei."

„Meinetwegen," klang die kleine, schmerzliche Stimme zurück. „Grüß ihn von mir und sag ihm, wie furchtbar leid es mir thut. Und er soll ein bißchen Mitleid mit mir haben."

„Ja, mein Schatz, das wird er schon ohnehin. Er wird gleich mitkommen wollen, um nach dir zu sehen."

„Nein, nein, das soll er nicht. Ich bin ja so elend und so — so häßlich heute. Weißt du, mach ihm das Herz nicht gar zu schwer. Sag, ich könnt's schon aushalten. Er ist ja so gut."

*

So, das im Bureau war erledigt. Man bedauerte sie aufrichtig, sowohl der Direktor als Herr Andersen. Ersterer schrieb mir sogar noch ein schmerzstillendes Mittel auf, das ich ihr mit einem schönen Gruß von ihm bringen sollte.

„Das arme Kind," sagte er herzlich, „ich weiß, wenn sie sich nicht sehr elend fühlte, würde sie nicht streiken. 's ist ja schade, ich entbehre sie nicht gern heute abend, aber es wird sich machen lassen. Wir schieben etwas andres ein. Sagen Sie, daß sie sich gesund pflegt bis morgen."

Und nun nach der Blumenstraße 8. Das war der schwierigere Teil meiner Aufgabe. Es wird ihm, abgesehen von seiner großen Enttäuschung, hart sein, daß sie so leidet. Nichts schlimmer, als einen geliebten Menschen schmerzgequält zu wissen, ohne ihm helfen zu können! Das wußte ich von mir selbst.

Ja, Herr Hoff würde zu Hause sein, meinte die Portiersfrau. Ich gab ihr ein Trinkgeld und meine Karte und ließ Herrn Hoff bitten, für einige Augenblicke herunterzukommen.

Zwei Minuten später kam er pfeifend die Treppe heruntergesprungen.

„Fertig!" rief er mir entgegen und schwenkte eine Notenrolle, „soeben fertig geworden, ich wollte es gerade schicken. Nun schauen Sie, wie die Sache jetzt ist. Hier gehe ich nach Es-dur hinüber, — eine feine Wirkung, — die Idee ist eigentlich von Ihrer Schwester. Eine famose Idee. Sie sollen sehen, wir haben einen Bombenerfolg heute abend!"

Er ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Es war schwer, angesichts seiner lachenden Freude mit meiner Mission herauszurücken. Aber es half nichts. So brachte ich sie denn zaghaft vor.

Er stutzte einen Augenblick, dann schlug er mit der Notenrolle auf das Treppengeländer, daß es klatschte. „Ach was, Zahnweh, das giebt sich!"

„Das hofften wir auch von Stunde zu Stunde, aber es gab sich nicht. Leni ist ganz unglücklich darüber, Ihretwegen, aber sie liegt wie eine Leiche auf dem Sofa und weint vor Schmerz."

Ich verfolgte mit Spannung den Ausdruck seiner Züge.

„Ausziehen lassen, immer 'raus!" Aus seinem Gesicht war alle Sonnigkeit verschwunden, jener harte, kalte Ausdruck lag jetzt darauf, den ich einmal bei ihm gesehen.

Ich erklärte ihm den Ausspruch des Zahnarztes.

„Aber da hilft eben alles nichts! Sie muß singen heute abend. Da zwingt man sich eben ein bißchen!" sagte er gereizt.

„Ich erwähnte schon, daß es einfach unmöglich ist." Auch mein Ton war etwas kälter geworden.

„Ach, zum Donnerwetter, sie ist eine Pimpelliese, Ihre Schwester!" schrie er mich an. Der grauschwarze Kopf der Portiersfrau erschien neugierig hinter dem Schiebefenster.

Ich sah ihn kalt beobachtend an, wie er jetzt wütend, wie ein gefangenes Raubtier im Käfig, auf und ab toste.

Jetzt auf dem Absatz herumdrehen und die Hausthür von außen zumachen — als Dame blieb mir eigentlich gar nichts andres übrig.

Ich that es nicht, weil ich an seine ungeheure Enttäuschung dachte.

„Sie wissen nicht, was Sie reden," sagte ich mit erzwungener Ruhe. „Ich verzeihe Ihnen aber, weil ich weiß, was der heutige Abend für Sie bedeutet. Aber bei Unmöglichkeiten ist einfach nichts zu wollen. Ich versichere Sie, daß Leni sehr, sehr elend ist."

Mein Gott, einmal mußte doch neben dem geärgerten Künstler auch der Mensch, der Liebende zum Ausdruck kommen!

Er überhörte anscheinend ganz, was ich sagte; immer noch raste er auf den blau und weißen Fliesen auf und ab.

„Lächerlich, wirklich lächerlich, um ein bißchen Zahnweh! Sie steht doch einmal auf dem Programm."

„Ich habe soeben im Bureau für sie abgesagt."

Er blieb vor mir stehen, den Blitz des Jähzorns in den Augen.

„Offiziell abgesagt?" schrie er mir ins Gesicht. „Das ist ja reizend! Und was aus meinem Liede wird, ist ihr egal, nicht wahr? Da hat man sich gequält, stundenlang, um fertig zu werden. Wofür, wofür? Weg damit, weg! Da . . . und da . . ."

Mit zwei, drei starken Bewegungen hatte er das Papier kreuzweis entzweigerissen und schleuderte es zu Boden.

Sonderbar — ich war gar nicht so sehr überrascht, als seine brutale Natur das bißchen Tünche, das dieser Mann sich angeeignet hat, dergestalt durchbrach. Die Manieren des wohlerzogenen Menschen bröckelten von ihm ab wie ein schlechter Firnis. Das also war er, den man einen herzigen

Jungen nannte, — dieser Mann mit den wutverzerrten Zügen und dem Gebaren eines gereizten Droschkenkutschers!

Ich streifte ihn mit einem langen, verächtlichen Blick, von seinen braunen, etwas zerzausten Haaren bis zu den Spitzen der gelben Schuhe. Dann that ich, was ich schon vor Minuten hätte thun sollen: ich wandte mich stumm, öffnete die schwere Hausthür und stand auf der Straße.

Er stürzte mir nach, wie er war, ohne Hut.

„So hören Sie doch! Fräulein Lisbeth! Sagen Sie, daß ich ihr gute Besserung wünsche."

Um eine Linie breit wendete ich den Kopf zur Seite.

„Gute Besserung? Ich sage Ihnen, innerhalb einer halben Stunde wird sie — geheilt sein, völlig und auf immer geheilt. Und dafür danke ich Ihnen, Herr Heinz Hoff."

„Mir — wieso? Ich verstehe nicht!"

„Ist auch nicht nötig. Nochmals meinen Dank. Sie werden sich erkälten ohne Hut. Adieu."

Der Aprilnachmittag war heiß, und eine stürmende Empörung jagte mir glühende Wellen ins Gesicht, als ich durch die mittagsstillen Straßen heimwärts eilte.

*

Wie hatte ich gesagt? Sie wird geheilt sein — wobei ich natürlich nicht an den kranken Zahn, sondern an etwas andres dachte. Aber dieser Heilung mußte eine Operation vorausgehen, der sie heute nicht gewachsen war mit ihren gequälten Nerven. Morgen vielleicht, wenn die Kräfte sich ersetzt haben.

Was war das? Tiefe, regelmäßige Atemzüge, als ich die Thür öffnete — bei Gott, sie schlief! Mir ein köstlicher Anblick.

Ich wollte mich leise ins Nebenzimmer schleichen, als sich der blonde Kopf vom Kissen hob.

„Lisbeth, du?" Eine etwas verschlafene Stimme, aber ohne den schmerzlichen Klang von heute vormittag.

„Besser geworden, hab' keine Schmerzen mehr, ich bin wie im Himmel, nur so müde!" flüsterte sie in behaglicher Mattigkeit. „Komm, setz dich hierher und erzähle."

Ich vermied ihren Blick. „Nachher, Liebling, jetzt schlaf nur weiter, das ist besser für dich," sagte ich unsicher.

Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich aufgerichtet.

„Du bist so erregt — da stimmt etwas nicht. Ich will es aber wissen."

Bei Gott, ich wollte es für mich behalten! Und sie braucht mir nur ins Gesicht zu sehen und sagt mir auf den Kopf zu, daß ich ihr etwas verheimliche! Da lebt man nun ein halbes Jahr ausschließlich unter Komödianten und ist eine so miserable Schauspielerin!

Stückweise, eins nach dem andern fragte sie aus mir heraus, was sich zugetragen hatte. Ich hätte mich prügeln können — aber es half nichts. Nach zehn Minuten wußte sie die ganze widerwärtige Scene.

Was nun? Wenn sie ihn liebt, wie wird sie diesen Schlag ertragen? In angstvoller, schuldbewußter Erwartung hingen meine Blicke an ihr.

Sie saß jetzt ganz aufrecht und wickelte das Ende ihres halbgelösten Zopfes mechanisch um den Finger. Ihre übergroß gewordenen Augen bohrten sich ins Leere.

So saß sie sekundenlang und sprach kein Wort.

Ich griff zaghaft nach ihrer Hand. „Leni, sprich doch — irgend etwas."

„Wo soll ich anfangen?" murmelte sie, die Augen immer noch auf den gleichen Luftpunkt gerichtet. „Er hat sich demaskiert. Das ist immer gut. Also das ist er, das!" Und dann nach einer Pause: „Pfui, wie abscheulich!"

Ein plötzliches, zorniges Schluchzen durchschüttelte sie. Ich ließ ihr Zeit, minutenlang. Nie war ich hilfloser gewesen als in diesem Augenblick. Zaghaft tastete ich an der Situation herum.

„Ich hätte es dir nicht sagen sollen — so brutal — gerade heute."

Sie nahm das Tuch von den Augen und sah mich groß an; ein Lächeln — wahrhaftig, etwas wie ein Lächeln um den Mund!

„Sag mal, Lisbeth, mir scheint, du denkst, ich bin — verliebt in ihn?"

„Ich dachte."

„So, du dachtest!"

Sie trat ans Fenster und sah eine Weile hinaus. Keine von uns sprach ein Wort. Der alte Regulator zwischen „Großmütterchens Liebling" und dem „Kleinen Gratulanten" tickte aufdringlich laut.

„Ich will ganz ehrlich sein," wandte sie sich endlich zu mir zurück, „manchmal hab' ich es selbst gedacht. Ich staunte ihn an, seiner Lieder wegen. Und daß ein Mensch, der solch Herrliches schaffen konnte, gerade mich so verwöhnte, sieh, das konnte mir doch nicht gleichgültig sein. Ich sonnte mich in seiner Huldigung mit stillem Behagen und dachte manchmal, ich wäre auf dem besten Wege, mich auch in ihn zu verlieben. Das dauerte aber nicht lange. Seine Unfähigkeit als Dirigent kühlte mich mächtig ab . . . Was lachst du?"

Wahrhaftig, ich konnte nicht ernst bleiben: „Bei den Männern, sagt man, geht die Liebe durch den Magen, bei dir durchs Ohr, wie es scheint."

„Mag sein, ich kann nicht anders. Ich muß bewundern können, sonst ist's nichts damit. Trotzdem thaten mir seine Mißerfolge leid. Ich mußte doppelt herzlich zu ihm sein, wenn ihn Kollegen und Rezensenten unbarmherzig zerpflückten. Er war ja ein so lieber, guter Mensch — dachte ich. Nun weiß ich, daß er das nicht ist."

„Nein."

„Siehst du. Und seit ich das weiß, seit einer halben Stunde — ich kann dir nur schwer ausdrücken, wie ich empfinde; aber wenn das Liebe gewesen wäre bei mir oder auch nur die bescheidensten Anfänge davon, so müßte ich jetzt sehr unglücklich sein. Das bin ich nicht."

Sie sprach sinnend, abgebrochen vor sich hin, als gelange alles das, was sie sagte, ihr eben erst während des Sprechens zum Bewußtsein.

Ich hing an ihren Lippen.

„Ich bin empört, geärgert, enttäuscht," fuhr sie fort, „traurig, daß er sich so entpuppen mußte; mein ästhetisches Gefühl ist heftig verletzt durch diese rohe Scene — das alles wogt noch wild durcheinander bei mir — aber unglücklich? Nein. Wie könnte ich auch? Dieser Mann hat sich aus meinem Leben selbst ausgelöscht. Bist du nun zufrieden?"

Ob ich zufrieden war! Endlich einmal — keine unglückliche Liebe, trotzdem ein Mann im Spiel war. Am liebsten hätte ich meine Leni in die Arme genommen und mit ihr durch das Zimmer getanzt.

Ich that es aber nicht. Bei meiner kleinen „Geheilten" gab es momentan nur einen Gedanken: ruhen.

„Pell mich aus," — dieser Kinderausdruck kam ihr unwillkürlich auf die blassen Lippen, — „ich bin wundervoll müde. Unter vierzehn Stunden Schlaf thue ich's heute nicht."

Der alte Regulator schlug halb acht, als sie in ihren weißen Kissen vor mir lag.

„Jetzt fangen sie an," murmelte sie schlaftrunken, „der Vorhang geht auf, und das ganze Orchester steht auf der Bühne. Alle in Frack. So feierlich. Aber du bleibst bei mir, Lisbeth?"

„Ja, mein Herz." Da schlief sie schon.

Leise zog ich die Vorhänge übereinander, um den kupferroten Strahlenbündeln der Abendsonne den Eintritt zu verwehren.

Dieser kritische Tag ging lächelnd zu Rüste.

XVI.

Und dann der letzte Tag.

Packen, packen, unsäglich viel packen. Es ist fürchterlich. Immer noch eine Schublade, die mir vollgepfropft entgegenstarrt. Ich fange an, den Begriff Eigentum zu verabscheuen. Wenn mir ein Stück in die Hand kommt, das der Wirtin gehört und nicht uns, sage ich: „Gott sei Dank!"

Ich verzweifle schier daran, all den Krempel jemals mobil zu kriegen. Die Reisekörbe langen nicht zu. Ich finde, das thun sie nie; es ist immer etwas mehr da, als hineingeht.

Und die starrende Pracht der Bühnengewänder sträubt sich gegen jede Einengung. Die Schnebbenhauben, die Medicískragen von drahtunterlegter Goldspitze, die Federhüte machen sich protzig breit; die zwei Sammetroben mit Courschleppe füllen fast einen Korb allein. Auch die Perücken wollen mit einiger Achtung behandelt werden, ebenso der Schmuck und die goldgestickten Tabliers. Zu dem weiten Fürstenmantel Elisabeths aus königsblauem Seidenplüsch mit imitiertem Hermelin muß man „Sie" sagen, der lumpige Hänselanzug dagegen kann in eine Ecke geknutscht werden.

Dann die Zivilgarderobe von uns beiden, der Notenstapel mit den schweren Klavierauszügen und schließlich — meine Küche!

Ich habe nicht gewußt, daß in unsrer Puppenwirtschaft zu zweien so viel Kram steckt.

Koffer und Kisten türmen sich um mich her.

Heiliger Diogenes, nie verstand ich dich mehr als heute. Arme Rollkutscher, die ihr diese Lasten herunterschleppen werdet! Arme Mama, die du diese Frachtbriefe wirst bezahlen müssen! Denn das mußt du, da hilft dir kein Gott. Deine Töchter werden rechtzeitig zu verschwinden wissen, wenn der Spediteur mit der Nota erscheint.

Künstlerinnenbagage!

Als es am wüstesten bei uns aussieht, kommt Elfe. Auf sie bezieht sich natürlich unser strenger Befehl, niemand vorzulassen, nicht. Heinz Hoff hat sich schon eine Abweisung gefallen lassen müssen.

„Laßt euch nicht stören," sagt Elfe, „ich mache mir schon Platz." Sie schiebt ein paar leere, zerdrückte Kartons von einem Stuhl und setzt sich. Aber schon nach einer Minute springt sie wieder auf und wandert umher, über zerknüllte Zeitungen, Schuhe und Bindfadenreste.

Es ist eine nervöse Unrast an ihr, wie sie da in ihrem neuen, modefarbenen Frühjahrskostüm hin und her fegt, von tausend Dingen redend, mit seltsam leeren Augen.

„Uebrigens — eh ich's vergesse — Sturm läßt euch herzlich grüßen. Wo stecktet ihr gestern abend? Er wollte sich von euch verabschieden, aber es hieß, Leni habe krankheitshalber abgesagt."

Ich erklärte ihr kurz.

„Armes Hascherl, nun wieder ganz gesund?"

„Gott sei Dank, ja. Könnte ich sonst arbeiten wie ein Packer von Profession? Aber, um auf Sturm zurückzukommen —"

„Ja. Er läßt euch also lebewohl sagen und sein Bedauern ausdrücken, daß ihr ihn nicht mit seinem Ferienschnurrbart sehen könnt. Er behauptet, er wäre im Sommer wirklich ein hübscher Kerl." Sie verzieht keine Miene, als sie seinen Auftrag ausrichtet.

„Also er ist fort?"

„Eben war er bei uns, um adieu zu sagen."

„Wann fährt er?"

Elfe sah auf die Wanduhr.

„Drei Uhr zwanzig — er ist schon fort — eben jetzt!"

Es klingt mir wie ein mühsam erstickter Aufschrei aus diesem: „Er ist schon fort!"

„Wann reist ihr?" fängt Elfe plötzlich wieder an zu plaudern. „Morgen früh um acht, — so. Castells haben Sommerengagements, ich hab' vergessen, wo. Daß Ellerdissen und Frau den Sommer auf seinem väterlichen Gute zubringen, wißt ihr wohl schon; nein? Es hat da eine große Versöhnung stattgefunden. Freut mich für die Leutchen. Die Guths haben eine Nordlandreise vor. ‚Wissen Sie, immer Schweiz und Tirol und Italien, das bekommt man schließlich satt,' sagt Frau Paula. Direktors wollen gleich nach der Konfirmation von Hedel und Gretel nach Friedrichsroda, später an die Nordsee —"

Sie redet fieberhaft, fast ohne Pause. Ich weiß aber, daß ihr nichts momentan weniger am Herzen liegt als die Sommerpläne der Kollegen. Sie hört ja nur das Rollen eines Eisenbahnzuges.

„Wenn ich euch nicht zu sehr störe, Kinder, duldet mich noch ein Weilchen hier. Es ist nur, daß ich die Zeit totschlage. Die Stunden schleichen so. Ich hab' nichts zu thun, weiß nicht, wohin mit mir. Und irgendwo muß man doch sein, da man zufällig noch nicht tot ist."

Leni hebt von ihrer Notenkiste den Kopf. „Elfe — Sie sind so komisch!"

„Bin ich? Ja, ich fühle es selbst. Ich will doch jetzt lieber gehen, ich mache euch noch mit nervös."

Sie läßt sich nicht halten. „Adieu, wir sehen uns noch heute abend in der Komödie." Dann ist sie hinaus. —

Fahrradsport-Panorama.

Jagd- und Geweihausstellung.

Von der Sportausstellung in München. (Text Seite 708.)

Norwegischer Fjord. Nach dem Gemälde von Hans Gude.

„Leni!"

„Ja?"

Wir knieen beide auf der Erde; ein aufgeklappter Reisekorb mit knirschendem Deckel zwischen uns.

„Leni — ist hier vielleicht noch ein bedrücktes Herz im Zimmer?" Ich habe das Thema noch nicht berührt heute.

Sie sieht so frisch und blühend aus wie nur je nach dem langen, tiefen Schlaf.

„Nein, bei Gott nicht!" Dann entstehen ein paar Grübchen in ihren Wangen; „Das heißt, falls du nicht etwa eine heimliche Schwärmerei mit dir schleppst —"

„Ich — oho!"

Und dann müssen wir eine über die andre laut lachen, so verwühlt, erhitzt, bestaubt und zerzaust sehen wir aus.

Wir machen eine kleine Kunstpause von zehn Minuten, auf der Erde sitzend.

„Morgen um diese Zeit!"

„Mama wird einen Kuchen gebacken haben."

„Und in unserm Schlafzimmer glänzt alles blütenweiß, die Gardinen, die Bettdecke und die Eckgarderobe —"

„Und kein Stäubchen im ganzen Hause; unter allen Schränken ist aufgewischt —"

„Und unsre liebe Alte!"

„Ach — wenn wir mit ihr ausgehen werden, Sonntagmorgen! Wir haken sie beide ein, eine rechts, die andre links. Nicht mehr immer allein, wir zwei. Nicht mehr die beiden Fräulein Witt vom Theater, sondern Mutters Kinder!"

*

Am Abend die letzte Vorstellung: „Mignon".

Ich weiß nicht, ob Leni gut singt, ich achte nicht darauf.

Wie ich an jeder Einzelheit dieser kleinen Welt hänge, die uns ein halbes Jahr lang Milieu war, das weiß ich jetzt erst, als es ein hundertfaches Abschiednehmen gilt.

Die Akte fliegen nur so, und die Pausen scheinen mir beängstigend kurz. Die Saison beeilt sich, zu Ende zu kommen; ihre letzten Pulsschläge gehen fieberhaft.

Draußen im Foyer und auf den Korridoren strecken sich überall Kollegenhände einander entgegen zum Lebewohl.

„Viel Glück in X. Sie schreiben doch mal?"

„Selbstverständlich."

Man tauscht Bilder aus, kritzelt Adressen ins Taschenbuch und verspricht Briefe, die nie geschrieben werden.

Nie sind so viel gute, freundliche Worte, so viel ehrliche, warme Händedrücke unter den Kollegen ausgetauscht wie heute. Alle kleinen Reibereien sind vergessen, Neid und Uneinigkeit wie ausgelöscht. Sie sind Kameraden, die eine Zeitlang nebeneinander gekämpft haben und nun auseinandergehen — für immer vielleicht.

Ich habe mich von den guten Castells verabschiedet, von der Rosée — die den Augenblick benutzte, um mir zu erzählen, daß sie im Juli nach Trouville wolle — und von Frau Doktor Steinbrügge, die sich unsäglich auf das Wiedersehen mit Mann und Kindern freut.

„Wissen Sie noch, Fräulein Liesbeth, wie wir beiden uns da im dunkeln Parkett fanden vor einem halben Jahr, in der gleichen Sorge um unsre beiden Debütantinnen?" Sie tupfte mit dem Tuch über die feuchten Augen, die kleine, tapfere alte Frau, die ihre häusliche Behaglichkeit verließ, um ihr Kind in die Fremde zu begleiten.

Dann kommt Else mit ihrer prächtigen Mutter. Unsre Hände liegen ineinander; mir wird ernstlich weh ums Herz, denn ich habe dieses schlanke Mädchen mit dem eisernen Willen lieb gewonnen.

„Der Leni hab' ich oben in der Garderobe adieu gesagt. Machen wir's kurz, Liesbeth, ich vergesse Sie nie. Denkt auch mal an mich!"

Sie hat sich schon kurz umgedreht, während ich ihrer Mama die schmale Hand küsse.

„Else soll uns aber bald einmal schreiben, gnädige Frau!"

„Selbstverständlich, liebes Kind."

Dann sehe ich stumm bewegt den beiden hohen Gestalten nach. Ob uns das Leben einmal wieder zusammenführen wird?

Ellerdissens — zwei frohe, junge Gesichter.

„Wir gehen aufs Land, wissen Sie's schon? Große Versöhnung mit denen daheim. Morgen abend sitzen wir in Ellernkamp unter blühenden Kirschbäumen! Herrgott! — ich werde sentimental, wenn ich daran denke."

„Und unsre Stine ist kaum noch zurechnungsfähig vor Freude."

Ellerdissen schreibt sich unsre Adresse auf; ich bekomme eine prächtige Photographie der kleinen, dreiköpfigen Familie, wir tauschen ein paar herzliche Händedrücke, dann sind auch diese lieben Menschen verschwunden; hinter Frau Lilias goldner Haarkrone hat sich die Thür zum Parkett geschlossen.

Abschiedsstimmung überall, selbst im Publikum. Man will sich nicht beruhigen, als der Vorhang zum Schlusse fällt. Fünfmal, sechsmal und mehr muß er sich wieder heben, müssen die Darsteller vortreten. Veilchensträuße, impulsiv geworfen, fliegen über die Rampe; Leni wird ein köstlicher Blumenkorb überreicht.

Ich habe nur den einen Gedanken dabei: wie soll ich das Ding da noch verpacken? Denn zum Hierlassen ist's zu schade; ich habe mit einem Blick konstatiert, daß sich ein reizendes Näh- oder Stopfkörbchen daraus herstellen läßt.

Dann eile ich auf die Bühne, mit einem Briefmarkenalbum für meinen kleinen Freund Fritz in der Hand.

Auch hier allgemeines Abschiednehmen. Der Direktor hält gerade Lenis Hand. Die Agenten haben übrigens recht gehabt: er ist ein prächtiger, hochanständiger Mensch. Wir hätten uns keinen besseren Chef wünschen können.

„Ich lasse Sie ungern scheiden, Kind, Sie sind uns eine liebe Kollegin und tüchtige Kraft gewesen. Sie haben viel gelernt in dieser einen Saison. Fahren Sie so fort. Und nächsten Winter, denke ich, sehen wir Sie hier als Gast. Also: Glückauf!"

Ich sehe einen braunen Kopf hinter ihm ungeduldig warten: Heinz Hoff. Jetzt spricht er Leni an — mich sieht er nicht — ich horche gespannt auf.

Aber das Schicksal will mich vor einer Indiskretion bewahren und bedient sich einer Jungenshand, die mich bescheiden am Aermel zupft. Zugleich schwebt eine kleine Laubsägearbeit, ein Bort, mit rosa Seidenpapier hinterlegt, vor meinen Augen.

„Ick dachte, weil Sie Ihr Weihnachten so hübsch fanden, un Mutter meente ooch —"

„Fritz, Junge!" Ich bin wirklich gerührt und streichle dem Jungen übers Haar. Zwar — wie ich das kleine, gesägte Ungeheuer verpacken soll — mir schleierhaft.

Und während ich seinen unbeholfenen Dank für das Briefmarkenalbum in Empfang nehme, horche ich nach der Gruppe neben mir hinüber.

„Uebel genommen? Nein, wahrhaftig nicht, Herr Hoff." Dabei sieht sie ihn mit klaren, etwas spöttisch lächelnden Augen gerade an. „Niemand kann über seine Natur hinaus."

„Nicht wahr? Ich habe nun einmal kein Fischblut in den Adern. Ihre Schwester ist eben lächerlich empfindlich. Läuft einfach fort, ohne adieu zu sagen —"

„Nein, aber so etwas! Warum denn? Nur weil Sie einen wütenden Droschkenkutscher spielten, ihr sagten, ich wäre eine lächerliche Pimpelliese, und ihr die Fetzen des zerrissenen Manuskriptes ein bißchen vor die Füße warfen, da vergißt sie so alle gesellschaftliche Form und geht, ohne sich zu verabschieden?! Ich werde ihr einmal gründlich ins Gewissen reden, der Liesbeth. Und nun adieu. Ich muß mich noch umkleiden und abschminken. Leben Sie wohl, Herr Hoff."

Er tritt ihr ein wenig näher. „Was — wie meinten Sie das eben?"

„Wie ich sagte, die Liesbeth hat einen Fauxpas gemacht."

„Das heißt — ich kann das nicht so auf sich beruhen lassen," zischte er, „ich werde Ihnen schreiben, darf ich?"

„Mein Gott, warum nicht? Mal eine hübsche Ansichtskarte — eine Freundin von mir sammelt — und nun nochmals adieu, glückliche Reise."

Er klemmt die Unterlippe zwischen die Zähne, als sie in der Garderobe verschwindet. Es scheint, er hat begriffen.

Eine Viertelstunde später treten wir in Abendmänteln auf den Vorplatz hinaus.

An der Probentafel fällt mir etwas auf — ich habe sie nie so gesehen — unbeschrieben. Denkewitz steht mit einem feuchten Schwamm daneben und hat all die krausen Kreidestriche abgewaschen. So wird sie bleiben, in glänzendem Schwarz, bis der Sommer scheidet und die Abende wieder kurz werden.

Wir sind die allerletzten. Durch das große Haus geht's wie ein leises Gähnen — es reckt sich und dehnt sich zum Sommerschlaf.

Dann schließt sich die schwere Pforte hinter uns zum letztenmal. Ich ertappe mich dabei, daß ich zärtlich über das rauhe Gemäuer streichle.

Eine warme, lautlose Frühlingsnacht. Der alte, gewaltige Kasten mit den vielen kleinen Fensterchen liegt wie ein schlafender Koloß, auf seinem Schieferdache blinkt und blitzt es silbern; über den knorrigen Kastanien steht der Mond im ersten Viertel, all das feine, junge Laubwerk in dunkeln Silhouetten auf dem Boden abzeichnend.

Wir hemmen beide den Schritt und blicken zurück.

„Leni, wie ist dir's?" frage ich leise in der traumhaften Stille.

„Ich weiß nicht recht . . . Halb möchte ich weinen und muß jauchzen, halb möchte ich jauchzen und muß weinen! Ich weiß nur, daß alles in mir erzittert. Ist es das Losreißen? Oder eine ungeheure Sehnsucht nach daheim? Oder beides zusammen?"

Ich nehme sanft ihren Arm. „Jetzt nicht mehr zurücksehen, Leni, nur noch vorwärts, in die Zukunft; sie gehört dir. Du brauchst nur zu wollen, und du wirst groß, sehr groß —"

Sie gähnt leise und schüttelt müde den blonden Kopf.

„Morgen sagt Mama zu mir: ‚Mein Kleinchen!' Weiter denke ich jetzt nichts; das ist köstlicher als alle Größe. Ausruhen, einen ganzen Sommer lang! Bis der Wind über die Stoppeln fegt und das dürre Laub am Boden raschelt, dann — ja dann…"

Von der allgemeinen deutschen Sportausstellung.

(Zu den Abbildungen Seite 703 und 706.)

Obschon seit Jahren eine Ausstellung auf die andre folgt, so zeigt doch die in München zurzeit stattfindende allgemeine deutsche Sportausstellung eine ganz besondere Anziehungskraft; an den Tagen mit 50 Pfennig Eintrittsgebühr steigert sich die Zahl der Besucher geradezu zum Gedränge. Das Publikum begreift eben im großen ganzen das, was ihm vor Augen gestellt wird, und freut sich, gar vieles, was ihm vielleicht nur in der Vorstellung bekannt war, verkörpert vor sich zu sehen. Was heute unter der Firma Sport vereinigt ist, wird zwar zum großen Teil vom Sport nur nebensächlich beansprucht, aber man ist nicht engherzig und nimmt auch Dinge mit in den Kauf, welche eigentlich nicht dazu gehören. Das ließe sich zum Beispiel von einigen reizenden Kollektionen sagen, die der Ausstellung zur Zierde gereichen, aber doch mehr kulturhistorischen als sportlichen Wert haben.

Unter den zur Ausstellung gelangten Sportzweigen nehmen Jagd-, Fischerei-, Berg- und Radfahrsport die hervorragendsten Plätze ein. Gleich beim Haupteingang fällt der Blick auf allerlei jagdbares Getier, das in prächtigen, allerdings nur ausgestopften Exemplaren ein recht hübsch hergestelltes Gelände mit einem Felsenaufbau und einem kleinen See belebt. Hoch oben auf felsigem Grate klettern Gemsen herum; in ihrer Nachbarschaft schwingt sich ein mächtiger Steinadler vom Horste weg in die Luft; Habicht, Falke und Bussard sind nicht weit davon zu sehen; wo der Wiesgrund angeht, schreitet der mächtige Edelhirsch; in respektvoller Entfernung äst ein Bock mit der Ricke; auf der Legföhre dort hat sich ein Auerhahn eingeschwungen und scheint in vollem Balztaumel begriffen; ein hübscher Birkhahn, der mit dem Spiel eben ein Rad schlägt, tanzt im Moosgrunde herum, während der kleine See von Sumpfvögeln aller Art bewohnt ist; Enten, Wildgans, Reiher, Kormoran, Kiebitz und Möwe gehen teils im Wasser, teils im Röhricht ihrer Beschäftigung nach. Daß die herrlich uniformierten Fasanen, Rebhuhn und Strandläufer nicht fehlen, ist natürlich; aber auch die weniger beliebten Gesellen, wie Dachs, Fuchs und Wolf, sind vertreten; ebenso macht sich ein riesiger Keiler dort an der Einzäunung zu schaffen. Die Kleinen im Jagdrevier, wie Hase, Marder, Iltis, Igel, laufen bescheidentlich nebenher.

An diesen Tierpark schließt sich eine Jagdhütte an, wie sie vor fünfzig Jahren noch im Gebrauch stand. In der

Mitte des Raumes, der eigentlich nur ein Heulager für ein halbes Dutzend Menschen zeigt, ist ein aus Steinen erbauter Herd angebracht, der den hungrigen Weidgesellen ermöglichte, auf offenem Feuer irgend eine warme Speise zu bereiten. Wie ganz anders sieht sich die moderne Jagdhütte an, die mit einem Kochofen und einer so behaglichen Mobiliarschaft versehen ist, daß man gern eine Sommerfrische in diesem weidmännischen Unterkunftshause verleben möchte.

Die zur Jagd benötigten Waffen, Geräte und Hilfsmittel aller Art sind in wahren Meisterstücken des Gewerbefleißes vertreten; wie weidmännische Hinterlist arbeitet, zeigt ein Aussteller im Nebengange, der bald den Sang der Drossel, das Rufen der Wildtaube, den Schrei der Ente, das Pfeifen der Mäuse, das Schmälen des Rehwildes oder das Röhren des Hirsches hören läßt und dem Fachmann die neueste Konstruktion von Schwanenhals, Tellereisen, Marderfalle, Steck- und Schlaggarn, Laufdohne und so weiter erklärt.

Zu dieser Abteilung gehört auch die wundervolle Geweihsammlung auf der ersten Galerie, die alle Arten und Abnormitäten der von jagdbaren Tieren getragenen Geweihe und Hörner in den schönsten Exemplaren ersehen läßt. Dabei ist alles systematisch geordnet, so daß man die Entwicklung vom Spießer zum Gabler und zum Sechser und so weiter recht gut verfolgen kann.

An die Jagd grenzt die Fischerei als nächste Verwandte; der Fischer wird sich sicher in das reiche Material von Fangwerkzeugen aller Art vertiefen; der Laie erfreut sich ausnahmslos an der reichhaltigen Ausstellung von lebenden Fischen. Und gerade die delikatesten Flossenträger haben sie dem Beschauer sozusagen vor den Mund gerückt: Forellen, Saiblinge, Aschen, Aale, Barsche, Huchen, Hechte und dickwanstige Karpfen. Man sieht es den Leuten förmlich an, daß ihr Wohlgefallen an den Wasserbewohnern eigentlich nur kannibalischer Natur ist! In einem Glaskasten sind in effigie die bösen Feinde der Fische an den Pranger gestellt. Darunter bemerken wir den im Familienleben so unentbehrlichen Storch, die schmackhafte Ente und den scheinbar so unschuldigen Frosch. Den Abschluß der Jagd und Fischerei bilden verschiedene bildliche Darstellungen aus dem hier in Frage kommenden Bereiche, worunter aber nur wenige hervorragende Kunstleistungen bemerkbar sind. Vortrefflich in der Auffassung und Ausführung ist die in einer geschmackvollen Gartendekoration aufgestellte lebensgroße Figur des Prinzregenten Luitpold von Bayern im Jagdkostüm; Kaiser Wilhelm I. in Jagdgala ist im lebensgroßen Bilde gleichfalls in der Abteilung für Jagdsport zu sehen. Daß der Jagdwagen in der Ausstellung nicht fehlt, bedarf kaum einer Erwähnung; an ihn schließen sich Luxuswagen aller Art, unter denen als historische Prachtstücke einige Galakutschen und -schlitten aus der königlichen Wagenremise besonderes Aufsehen erregen.

Von hier weg betritt man sofort das umfangreiche Gebiet der Fahrradindustrie. „Wer kennt die Radeln, nennt die Namen, die alle hier zusammenkamen“ — möchte man, einen klassischen Ausspruch variierend, sagen. Ganze Berge von Fahrrädern sind hier aufgetürmt, ganze Wälder davon zusammengestellt und dazu alle die kleinen und großen Dinge, die ein Radler notwendig braucht: Werkzeuge, Laternen, Gummireifen und Sportanzug! Kühn war die Idee der Kostümaussteller, durch ein plastisches Landschaftsbild und entsprechende Figuren die Freuden und Leiden der Radfahrtouren zu versinnbilden. Da sieht man links ein Gebirgshaus, das zugleich Wirtschaft zu sein scheint. Oben auf der „Lauben“ steht ein Radler, der einer bildschönen Miesbacherin Artigkeiten sagt; unten vor der Thür sitzt ein älterer Radler beim Schoppen und bei einer jungen Radfahrmaid. Eine elegante Fahrerin im weißen Kostüm bekränzt ein Madonnenbild, eine andre verewigt sich an einer Felswand durch Anschreiben; sie steht natürlich in dieser reizenden Pose nur, daß man ihre untere Bekleidung mustern kann. Auf der andern Seite scheint man an eine mit Burgen gesegnete Landschaft gedacht zu haben, wenigstens führt ein steiler Weg hinauf zum alten Turm hoch droben; unten am Weg liegt ein Radfahrer samt seiner Maschine am Boden; wenn er diesen steilen Pfad herabgefahren ist, wie die Darstellung zu erkennen giebt, dann geschieht ihm ganz recht!

Für den Sportsman ist dieser Teil der Ausstellung mehr als reichhaltig; der Ignorant, der vom Radeln noch nichts versteht, hat sich aber daran bald sattgesehen, und er wendet sich dem nächsten volkstümlichsten Sport, dem Bergsport zu. Was es hier wohl Interessantes auszustellen giebt? So viel, daß einem Freund der Bergwelt das Herz weh thut, wenn er alles das sieht, was er haben möchte! Vor allem die Berge selbst! Das von den Münchener Künstlern Leopold Schoenchen, Zeno Diemer, E. T. und E. H. Compton, O. Erich Engel und Hans Beatus von Wieland hergestellte Panorama aus dem Wettersteingebiete ist und bleibt das Zugstück der Ausstellung. Durch eine enge „Klamm“, an deren Felswand eine Wegtafel mit der Aufschrift: „Zur Angerhütte — zur Knorrhütte — zum Münchnerhaus“ angebracht ist, gelangt man zur „Blauen Gumpe“. Vor den Augen des Beschauers, der sich thatsächlich in das wilde, einsame Hochthal versetzt fühlt, erhebt sich links der gewaltige Rücken des 2747 Meter hohen Hochwanner, rechts der steil aufragende Kirchtum (2516 Meter), während im Hintergrunde die kahlen Gatterlspitzen und der silberglänzende Schneeferner sichtbar sind. Aus einem wahren Trümmerfelde leuchtet der Wasserspiegel eines kleinen Sees im tiefsten Blau heraus, daher der Name Blaue Gumpe. Nach vorn wird das ganze Bild durch Verwendung von natürlichem und echtem Material immer berückender; hier ein Chaos von Gestein und morschen Baumstämmen, die Wetter und Wasser hierhergeschwemmt haben, dort links und rechts Latschen und zwischen ihnen Alpenrosengesträuche; — ein herrlicher Anblick, dessen mächtige Wirkung ein Heer von Wünschen im Innern wachruft. Fort, weit fort, hinein in die Berge! *)

Was man dazu braucht und was zu besitzen angenehm und nützlich ist, das zeigen die hunderterlei Gegenstände, die zur Ansicht gebracht sind. Man kann sich nach Herzenslust auswählen: Wollwäsche, Lodenanzug, Lederhose, Strümpfe und Bergschuhe mit Eisenbeschlägen, deren sich kein Bräuerpferd zu schämen brauchte; Rucksäcke, so praktisch, daß man eine ganze Ausstattung unterbringen könnte, Trinkgefäße vom kleinen Taschenbecher bis zur großen, drei Liter haltenden Aluminiumflasche; Laternen, die man schließlich in die Westentasche schieben kann, Kochapparate — für Damen sogar Brenneisen und Haarwasserflacons — kurz alles, was ein Tourist oder eine Touristin braucht, die wochenlang in der Wildnis herumzustreifen beabsichtigen.

Was an Konserven ausgestellt ist, grenzt ans Unglaubliche. Es ist eine Kleinigkeit, sich 3000 Meter hoch auf einem Steinkaar ein Diner mit sechs oder sieben Gängen zu leisten! Was aber an geistiger Nahrung dem Alpinisten geboten wird, steht hinter dem Vorerwähnten nicht zurück. Ein umfangreiches Material von Büchern, Karten und Bildwerken vermittelt und erleichtert den Verkehr mit den Bergen, und davon ist ein ansehnlicher Teil zur Ausstellung gebracht. Man wird geradezu müde vom Beschauen, und es ist fast nicht möglich, noch weitere Teile der Ausstellung bei diesem einen Rundgang mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Es erübrigten immer noch die Abteilungen für Turnen, Fechten, Rudersport, Rennsport und Amateurphotographie. Aber es drängt uns aus der Schwüle des Gebäudes förmlich hinaus in die reizenden Anlagen, wo wir bei den Klängen der Militärmusik noch einige Augenblicke behaglich verträumen können. Auf der Wiese bei der großen Fontäne haust das gelbe Ungetüm, der Fesselballon, der von Herren und Damen, die auch einmal in die Luft fahren wollen, sehr stark in Anspruch genommen wird. Das bunte Treiben auf den Promenadewegen des Ausstellungsgeländes ist sicher nicht der geringste Anziehungspunkt des Unternehmens; viele Münchener gehen Tag für Tag dorthin, denn nirgends bummelt es sich schöner als in dem kleinen Paradiese auf der Kohleninsel.

B. Rauchenegger.

*) Unsre Abbildungen sind der offiziellen „Sportausstellungszeitung“ entnommen.

Die Vernichtung der Ausstellung in Como.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

Die dem Andenken Voltas gewidmete, mit noch einigen andern Ausstellungen verbundene elektrische Ausstellung in Como wurde am Vormittag des 8. Juli ein Raub der Flammen. Ueber die Entstehung des Brandes berichten verschiedene Augenzeugen ziemlich übereinstimmend: Dort, wo sich an die Ausstellungen des Marine- und des Kriegsministeriums die Cocongalerie (Ausstellung von eingesponnenen Seidenpuppen) anschloß, befand sich ein Feldzelt des Kriegsministeriums. In der Nähe war eine Fallthür, unter der ein Arm des elektrischen Stroms hinlief. Auf noch unaufgeklärte Weise gerieten zwei Drähte in Berührung miteinander; die Funken steckten das Holzwerk der Thür in Brand, ein Ausstellungsdiener merkte das und hob die Fallthür auf; eine furchtbare Flamme schlug ihm entgegen, die im Nu die von der Sonne ausgedörrten Holzwände des Zeltes ergriff. In zehn Minuten war die ganze Ausstellung ein einziger Feuerherd; die unbedeckte Rundhalle und die beiden großen Galerien gewährten dem Luftstrom freien Zugang, so daß das Feuer sich mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen hin verbreiten konnte. Mit Getöse stürzten das Gebälk und die Wände zusammen und begruben die Gläser mit den kostbarsten Ausstellungsgegenständen. Anfangs schwirrten die wildesten Gerüchte über Verluste an Menschenleben durch die Stadt Como, denn man wußte, daß bei Ausbruch des Feuers das ganze Dienstpersonal auf dem Posten war. In allen Kiosken waren Verkäufer und Verkäuferinnen thätig; auch Besucher waren schon in bedeutender Anzahl auf dem Ausstellungsplatze, aber wie durch ein Wunder ging kein Menschenleben verloren. Eine halbe Stunde nach Ausbruch des Brandes war die Ausstellung in ihren Hauptteilen nur ein unförmiger Haufen von zusammengekrümmten Eisenstücken, geschmolzenem Glas, zertrümmerten Maschinenrädern, losgerissenen Zinkplatten, zerbrochenen Eisendrähten; von all den prachtvollen seidenen Geweben, von den Stickereien, von den Sammetstoffen ist auch nicht das geringste übrig geblieben. Nur die gemauerten Teile des Pavillons, in denen sich die Erinnerungen an Volta befanden, und die Mauern des Kesselhauses blieben stehen. Von den Volta-Reliquien selbst wurden nur sehr wenige Gegenstände, wie das Porträt des großen Physikers, sein Degen, einige Bücher aus seinem Besitz, den Flammen entrissen. Die von ihm zuerst hergestellten Säulen, der erste Plan zu einem elektrischen Telegraphen, die elektrische Pistole, viele Schriften und Briefe von seiner Hand wie von andern berühmten Gelehrten, kurzum, eine Menge unersetzlicher Erinnerungen wurden vernichtet. Gerettet wurden die Ausstellung der schönen Künste und der Kirchenkunst und beträchtliche Teile der dem Kunstgewerbe zugewiesenen Räume. Die Entmutigung in Como war natürlich nach der Katastrophe zunächst groß, aber mit Energie schritt man an die Aufräumungsarbeiten, und zu der Zeit, da diese Zeilen vor das Auge des Lesers gelangen, dürfte der Wiederaufbau bereits ziemlich vollendet sein. Am 15. August soll die Ausstellung in allen ihren Teilen wieder eröffnet werden.

Reisebilder aus dem Mosel-, Nahe- und Eifellande.

Nach Skizzen von Rudolf Koch gezeichnet von Th. Volz.

4. Aus den Seitenthälern der Nahe.

Von den linksseitigen Nebengebieten des Rheines ist wohl keines bekannter und besuchter als das der unteren Nahe. Bingen, Kreuznach, die Ebernburg und die Saline Münster am Stein ziehen fortwährend einen Strom von Fremden an, ganz abgesehen von den unzähligen Hilfebedürftigen, die an den beiden weltbekannten Badeorten Kreuznach und Münster Gesundung und Kräftigung suchen und meist auch finden. Das Nahethal selbst ist durch die Rhein-Nahebahn längst erschlossen und wird täglich von Hunderten und Aberhunderten von Reisenden durcheilt, gewöhnlich allerdings nur im Fluge, nicht selten jedoch auch mit der erforderlichen Muße, die es dem Reisenden gestattet, sich an den reichen, auf der Wegstrecke zwischen Rhein und Saar dargebotenen Naturschönheiten zu erfreuen.

In reicherem Maße bieten sich jedoch diese Schönheiten demjenigen zum Genusse dar, der das Thalgelände, wenn nicht ganz, so doch in einzelnen seiner Teile, als richtiger Wandersmann durchstreift. Reich belohnt wird er sich namentlich finden, wenn er seinen Schritt den kleineren und größeren Seitenthälern zulenkt, wie sie sich vor allem von der Seite des Hundsrückens gegen den Thalgrund der Nahe eröffnen. Sie sind oft wild und rauh in das Gebirge eingeschnitten und in ihrer unregelmäßigen Bildung wahrhaft „romantisch“, das heißt von jener Stimmung durchdrungen, welche die Phantasie des Zuschauers unwillkürlich zu eignem Schaffen anregt. Ein derartiges kleines Thal, das Gäulsbachthal, treffen wir gleich bei dem auf einem Hügel gelegenen Flecken Monzingen an der unteren Nahe. Bevor wir es betreten, halten wir uns jedoch einen Augenblick in dem erwähnten Bürgermeistereidorfe auf, teils um den hier wachsenden, wegen seines Feuers berühmten Monzinger Wein zu kosten, teils um einen Blick auf einige altertümliche Gebäude im Innern des Ortes zu werfen, die in gelungener Weise den bürgerlichen deutschen Renaissancebau aus seiner guten Zeit veranschaulichen. Treten wir dann die Wanderung nach dem Thälchen an, so werden wir erstaunt über die uns entgegentretende Abwechslung sein. Noch reicher gestaltet sich diese, wo eine kurze Strecke hinter dem Orte Langenthal das ohnehin nicht sehr breite Thal in das schluchtenartige, wildromantische Hoxthal übergeht, das sich, bei der Klebmühle beginnend, etwa eine halbe Stunde lang bis zu den Hoxmühlen hinzieht, eine Fülle interessanter Scenerien und kühner Gesteinsbildungen entfaltend.

In größerem Maßstabe wiederholen sich diese Erscheinungen in zwei weiteren, auf das linke Nahe-Ufer einmündenden, ausgedehnteren Seitenthälern, bei dem Kallenbach- und dem Hahnenbachthal. Ersteres, zu dem wir von der Eisenhahnstation Martinstein aus gelangen, müssen wir wenigstens bis zu der noch in seinem Mündungsgebiet gelegenen Ruine des Schlosses Dhaun, der größten und besterhaltenen des Nahethals, aufwärts verfolgen. Wie die Trümmer zeigen, war das Schloß einst ein umfassender Bau, der in der gleichen Weise den Zwecken der Verteidigung wie denen einer glänzenden Hofhaltung zu dienen vermochte. Die Geschichte des befestigten Ortes geht auf eine sehr weite Zeit zurück. Erst eine keltische Niederlassung, dann in römischem Besitz, wurde es von den Franken zu einer Burg ausgebaut, die wahrscheinlich aber schon zur Zeit des Normanneneinbruchs im neunten Jahrhundert unterging. Ein Wiederaufbau derselben kam in späterer Zeit als Lehenbesitz an die Nahegaugrafen und durch diese an deren Nachkommen, die Wildgrafen und die mit diesen späterhin zu einem neuen Geschlecht verbundenen Rhein- und Wildgrafen. Das eine wie das andre Geschlecht zeichnete sich durch rege Bauthätigkeit aus; unter den Gaugrafen entstand eine neuere obere, unter den Wildgrafen eine neue untere Burg, die beide durch Erdanschüttungen und festes Mauerwerk miteinander verbunden wurden. Die glänzendsten Tage sah Schloß Dhaun in der letzten wild- und rheingräflichen Zeit, vom Beginn bis zur Mitte des

Kallenfels (Hahnenbachthal).

vorigen Jahrhunderts. Damals entstanden auch die zum Teil jetzt noch vorhandenen palastartigen Um- und Neubauten. Eine zum Antritt des Erbes der alten Rhein- und Wildgrafen berufene Seitenlinie des Geschlechts wurde durch die französische Invasion zur Revolutionszeit aus dem Besitz getrieben, und das von den Franzosen für Nationaleigentum erklärte und zum öffentlichen Verkauf gestellte Schloß geriet nun in die Hände verschiedener Eigentümer. Einzelne derselben ließen das Mauerwerk abtragen, um es als Baumaterial zu verwerten; erst die letzten Besitzer hatten ein Einsehen und retteten das prächtige Schloß vor gänzlicher Zerstörung; der gegenwärtige hat sogar für hübsche gärtnerische Anlagen innerhalb des ehemaligen Schloßberings gesorgt und sie mit einem Werke der neueren Bildhauerkunst, dem gefesselten Prometheus von Cauer, geschmückt.

Interessant sind die Festungsanlagen des Schlosses, die unter anderm eine dreifach verschanzte Thoranlage aufweisen. Gleich hinter der letzteren dehnt sich der ansehnliche Schloßgarten aus. Von der Terrasse desselben genießt man eine schöne Fernsicht in das Kallenbach- und über dasselbe hinaus in das untere Nahethal, ja bis zu den fernher grüßenden pfälzischen Bergen.

Einen etwas weiteren Ausflug müssen wir in das bei Kirn sich von dem Nahethal abzweigende Hahnenbachthal machen. In einer Ausdehnung von etwa sechs Stunden wird dieser Gebirgseinschnitt in den östlichen Abfall des Hundsrückens von dem Hahnenbach — mit seinem richtigen Namen übrigens „Kir“ und nicht etwa gar „die Hahne“ genannt — durchströmt. Sobald wir den Ort Kirn verlassen und die über den Hahnenbach führende Brücke überschritten haben, wird unser Blick unwillkürlich von den malerisch auf drei steilen und schroffen Felsklippen sich erhebenden Trümmern eines alten Burgbaues gefesselt. Es sind die Ueberreste der einst stattlichen Burg Stein-Kallenfels; sie war durch die Vereinigung zweier, ursprünglich gesonderter Burgen entstanden, von denen die eine, „Kaldenfels“ geheißen, auf der oberen, die andre, der „Stein“, auf der unteren Höhe emporragte. Nach den beiden Burgen nannten sich zwei verschiedene Rittergeschlechter, die später durch Heirat in eines zusammenflossen und die zu einem Ganzen vereinten Burgen als Reichslehen besaßen. Etwas in Verruf geriet die Burg im vierzehnten Jahrhundert, als sie sich nach dem Aussterben der alten Linie im Besitze einer Erbgenossenschaft, der sogenannten Stein-Kallenfelsischen Ganerbschaft, befand, die sich durch ihre Räubereien weithin bekannt machte. Auch dem einst vielgenannten Räuberhauptmann Johannes Bückler, dem berüchrigten „Schinderhannes“, haben die Trümmer des alten, von den Franzosen in ihren unter dem Namen der Reunionskriege beschönigten Raubzügen zerstörten Raubnestes zum Schlupfwinkel gedient. Dieser kühne und verwegene Raubmörder und Bandenführer hat sein Wesen hauptsächlich auf dem linken Rheinufer und namentlich in dem Berglande zwischen Mosel und Nahe getrieben. Im Jahre 1779 zu Umstädten in der Grafschaft Katzenellenbogen geboren, begann er seine Laufbahn im Nahelande als Henkersgehilfe in dem damals kurpfälzischen Sobernheim. Seine erlernte rohe und blutige Hantierung vertauschte er, wegen eines Vergehens zu einer entehrenden Strafe verurteilt, mit einer noch roheren und blutigeren, dabei aber freieren und ungebundeneren. Er machte sich durch verwegene Thaten als Dieb und Einbrecher einen Namen und sammelte Spießgesellen um sich, mit denen er eine gefürchtete Bande bildete. Mit Vorliebe plünderte er von Jahrmärkten heimkehrende Juden und rühmte sich dabei, daß er als Vertreter der ausgleichenden Gerechtigkeit wirke, der den Reichen nehme, um es den Armen zu geben. Thatsächlich gebrach es ihm nicht an einer gewissen Popularität, zumal er sich in seiner Weise vielfach der besitzlosen und darbenden Kleinbauern des Hundsrückens annahm. Bekannt ist, daß er förmliche Sicherheitskarten ausstellte. Lange fahndete die Justiz vergeblich auf ihn, schließlich wurde er jedoch von einem französischen Streifkommando bei Wolferhausen im Nassauischen erwischt und 1803 mit 19 seiner Genossen in Mainz durch das Fallbeil gerichtet.

Beim weiteren Verfolgen der Thallandschaft gewahrt man nicht weit hinter den Kallenfelser Ruinen auf einer Bergeshöhe das vielfensterige, weiße Schloß Wartenstein. Es rechtfertigt nicht ganz seinen Namen als „Aussichts- oder Umschaufelsen“, gewährt aber doch von seinem schönen Altanbau einen lohnenden Blick in das Thal und auf den Kallenfels.

Ruine Schmidtburg im Hahnenbachthale.

Hinter Schloß Wartenstein verengt das Thal sich bedeutend; die hohen Bergwände treten ziemlich nahe an den Wasserlauf heran und lassen zu unsrer Rechten kaum Raum für die an diesem sich dicht hinziehende Straße. Ueber das Dorf Hahnenberg gelangen wir zu dem etwas weiter aufwärts gelegenen Wirtshaus Rudolfshaus und schlagen hier einen nach rechts führenden Fahrweg und dann einen von diesem sich links abzweigenden Fußpfad ein. Wir suchen zunächst den Ort Budenbach zu erreichen, von dem aus wir leicht auf Wiesenpfaden zu Schloß Schmidtburg gelangen.

Leider ist von diesem auf einem Felsvorsprung gelegenen alten Herrensitze nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen übrig. Der Vorsprung wird auf drei Seiten von dem sich durch das enge Wiesenthal dahinschlängelnden

Schloß Wartenstein (Hahnenbachthal).

Schloßruine Dhaun (Kellerbachthal).

Hahnenbach umflossen. Nach der vierten, der südlichen Bergseite wird er durch einen ins Gestein gesprengten, von der Eingangsbrücke überwölbten Graben abgeschnitten. Die Burganlage setzte sich in eigentümlicher Weise aus einer Nieder- und Oberburg zusammen. Beide, die auch sonst bei Burgen, nur in andrer Anordnung, vorkommen, waren durch eine über einen künstlichen Graben schräg gewölbte Brücke miteinander verbunden. Von der Oberburg ist jetzt nur noch der Palas, der das Hauptgemach enthaltende Bau, in vier Mauerresten und die Spur des Burgturms, des Bergfrieds, zu erkennen. Die Schmidtburg gehört zu den ältesten Burgen des Nahethales, denn sie wird urkundlich bereits im zehnten Jahrhundert als Sitz der Gaugrafen des Nahegaus genannt, aus deren Geschlecht die beiden Linien der Wildgrafen und der Rauhgrafen hervorgingen, von denen die ersteren sich zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts mit den Rheingrafen (den Nachkommen der alten Gaugrafen des Rheingaues) zu dem mächtigen und einflußreichen Geschlechte der Rhein- und Wildgrafen verbanden.

Auch auf der Schmidtburg hat eine Zeitlang der berüchtigte Schinderhannes in der damals noch erhaltenen Burgkapelle gehaust.

Von den auf die rechte Naheseite auslaufenden kleinen Seitenthälern verdient das nicht weit von der Stelle, wo die alte Römerstraße den Fluß bei dem Orte Sonnenberg überschritt, bei dem Flecken Frauenberg ausmündende Waldthälchen aufgesucht zu werden. In ihm erhebt sich malerisch auf einer waldbestandenen Anhöhe die schöne Ruine der Frauenburg. Man genießt von ihr aus einen zwar etwas eng begrenzten, aber äußerst reizvollen Blick in das Nahethal. Die Burg wurde im vierzehnten Jahrhundert auf den Resten eines römischen

Ruine Frauenburg an der Nahe.

Kastells von der in die Schicksale der Nahe- und Mosellande so häufig eingreifenden und darum in deren Geschichte so oft erwähnten willensstarken und thatkräftigen Gräfin Loretta von Sponheim-Starkenburg erbaut. In einer ihrer vielen Fehden mit dem Kurfürsten Balduin von Trier gelang es ihr, den ihr als Gegner gegenüberstehenden mächtigsten der damaligen Reichsfürsten am Fuße der Starkenburg bei Trarbach an der Mosel aufheben zu lassen und längere Zeit auf dieser kaum einzunehmenden Feste gefangen zu halten. Mit dem Lösegeld von 11 000 Pfund Heller, das Balduin ihr zahlte, erbaute sie dann die Burg, mit deren Besuch wir unsern Streifzügen in dem Mosel-, Nahe- und Eifellande nunmehr ein Ziel setzen.

L. H.

Partie aus Monzingen an der Nahe.

Tantalus.

Novelle

von

Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Nadinens Mutter war eine verarmte junge Adelige aus Südrußland gewesen, als Erzieherin in einer gräflichen Familie nach München verschlagen. Hier von einer Krankheit befallen, war sie zurückgeblieben, als ihre Herrschaft die Reise nach Paris fortsetzte. Dann, als sie genesen war, hatte ihr künftiger Mann, ein angesehener Beamter, sie kennen gelernt, und sie war ihm vierzehn Jahre lang eine liebevolle Gefährtin gewesen, ihren beiden Kindern die treueste, einsichtsvollste Mutter. Der Sohn war völlig, an äußerer Bildung und innerem Wesen, dem Vater nachgeartet; die Tochter hatte sogar bis auf einen leisen Hauch in ihrer Sprache, Temperament und Charakter der Mutter geerbt.

Nadine stand nun auf und trat vor das Bild. Nachdem sie es lange betrachtet hatte, sagte sie: „Sie haben noch viel daran gethan. Es ist ja nun fertig. Mein Liebling, der Hund — nein, wie der lebt, und atmet und so gespannt zu dem Schiffer hinüberspäht, als würde er im nächsten Augenblick aufspringen, wenn der wagen sollte, ans Land zu steuern. Sind Sie nicht glücklich, ein so herrliches Werk geschaffen zu haben?"

„O, liebe Freundin," sagte er lächelnd, „obwohl Sie sonst alles verstehen, davon wissen Sie doch nichts, daß unsereins nur glücklich ist, solang er noch glaubt, diesmal werde es ihm gelingen, ganz herauszubringen, was in ihm lebt. Muß er endlich die Hand von der Tafel lassen, merkt er, daß es wieder einmal eine Illusion war und auf dem langen Wege vom Kopf durch den Arm in die Hand wieder das Beste verloren ging. Aber nein, diesmal ist mir denn doch zu Mute, als ob ich einiges von meinem Besten da auf die Leinwand gebracht hätte. Nur noch eine Woche ruhiger Arbeit und das richtige Modell für die Dame, das ich hier so wenig finde wie in Rom. Ich hatte schon gedacht, mich in Paris danach umzusehen — da hat man ja eine Auswahl wie nirgends — aber jetzt, bei der ‚Aufgabe des Geschäfts' — und wer steht mir dafür, daß nicht gerade, wenn ich recht im Zuge bin —"

Auf der Schwelle des Kabinetts zeigte sich der Patriarch mit einer bedeutungsvollen Miene.

„Alles fertig?" rief ihm Lars entgegen. „Nun, so geben Sie mir Ihren Arm, gnädige Frau, daß ich Sie zu unserm frugalen Souper führe. Ich verspreche auch, artig zu sein und von gewissen Dingen nicht zu reden, die mir Ihre hohe Ungnade zusichern. Nein, diese Stunde ist zu schön, um sie sich mit Gespenstersachen zu verderben."

Er führte sie in das Kabinett, wo Blume den Theetisch mit einer Art Zierlichkeit, die man ihm kaum zugetraut hätte, hergerichtet und mit einigen Schüsseln voll Backwerk und kalter Küche besetzt hatte. Der Theekessel summte ihnen einladend entgegen. Nadine hatte sich auf den kleinen Diwan gesetzt und beschäftigte sich mit der Bereitung des Thees, Lars lag behaglich ausgestreckt in dem Armsessel ihr gegenüber und sah ihr auf die geschäftigen Hände, mit einem glücklichen Lächeln, das seinem Gesicht lange fremd gewesen war. Sie blieben erst eine Weile schweigsam und horchten auf das Zischen des Wassers und die Musik des Frühlingsregens, der auf das Mansardendach niederrauschte.

„Es ist märchenhaft," murmelte er vor sich hin. „Hier so schön geborgen zu sitzen und sich von dieser Frau eine Tasse Thee einschenken zu lassen! Ich wußte ja längst, daß ich das Beste im Leben noch nicht gekannt hatte. Daß es aber so glücklich machen konnte — freilich, um so traumhafter und unbegreiflicher, je kürzer es dauert — — Nein, kein zweites Stück Zucker, liebe Freundin, und nur einen Gedanken Rahm, un' ombra di latte, sagte mein guter Beppo im Café di Roma. Und nun kosten Sie auch von diesem malerisch gruppierten kalten Aufschnitt, der Blumes Farbensinn ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Daß er nichts Feineres aufgetrieben, ist nicht seine Schuld. Hier am Rande der Stadt, im Arbeiterviertel —"

Dann, während sie ihn hausfraulich bediente und ebenfalls den Reiz dieses Beisammenseins vollauf zu genießen schien, aber nur wenig sprach, fing er an, von seiner letzten Reise zu erzählen, von den großen Städten, die er durchschlendert, den Bauten und Museen und der bunten Bevölkerung, die das schöne Frühlingswetter überall auf die Straßen gelockt hatte. „Und die Schätze der Wiener Galerie," rief er, „die ich zum erstenmal sah! Himmlische Mächte, wie viel Wundervolles ist schon geschaffen worden, und was liegt daran, ob noch hin und wieder zu all dem fabelhaften Reichtum etwas hinzukommt, was allenfalls in die große, vornehme Familie gehört! Ich kann Ihnen sagen, Nadine, ich war gar nicht gedrückt diesen Herrlichkeiten gegenüber, gar nicht in meines Nichts durchbohrendem Gefühl, wenn Sie mir das auch als eine freche Anmaßung auslegen möchten. Mein Gott, es fiel mir ja nicht ein, mich mit den Großen in eine Reihe zu stellen. Aber so viel oder so wenig ich bin — wenigstens dazu zu gehören war ich mir bewußt; es giebt ja in vornehmen Häusern jüngere Söhne, die von dem fetten Majorat nichts abbekommen, aber immerhin sind sie von demselben Blut, wenn sie sich auch sehr zusammennehmen müssen, um sich standesmäßig durch die Welt zu schlagen.

„Daß mir das nun versagt sein soll — gewiß, es brachte mich hin und wieder in die wildeste Verzweiflung, zumal, wenn ich eben wieder einen meiner Orakelsprüche vernommen hatte. Dazwischen aber kamen Stunden eines dumpfen Behagens. Das Schöne ist ja da in der Welt, nicht mehr aus ihr hinauszutreiben, so viel sich Stümper und Narren bemühen aus elendem Neide und im Gefühl ihrer Impotenz. Nun kannst du ruhig die Augen zumachen, die Sonne bleibt darum doch am Himmel.

„Sehr edel und erhaben, diese Resignation, nicht wahr, liebe Freundin? Aber loben Sie mich nicht zu früh; diese hohe Philosophie blieb mir nicht lange treu, dann kamen wieder die unsinnigsten Anfälle von Selbstsucht, von Groll mit dem Schicksal; ich meinte, alle Schönheit der Welt sei nicht mehr als ein Quark, wenn ich sie nicht mehr genießen könnte.

„Aber verzeihen Sie, ich hatte ja versprochen, diese eintönige Litanei — gewiß, von jetzt an sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben."

Er sprang auf und ging in das Atelier zurück. Sie hörte, wie er dort ein Schränkchen aufschloß und etwas herausnahm. Es war dann eine Weile still, nur ein leises Klimpern, wie das Anrühren einer Saite ließ sich vernehmen. Dann aber begann eine Geige eine liebliche venetianische Volksmelodie zu spielen in reinen, weichen Tönen, die eine geübte Hand verrieten. Die schöne Frau hatte sich zurückgelehnt und lauschte mit geschlossenen Augen. Sie kannte das Lied. Lars hatte ihr ein Heft Volkslieder aus Italien mitgebracht, und die schönsten hatten sich ihrem Gedächtnis mühelos eingeprägt. So fing sie plötzlich an, den Text zu jener Melodie der Geige zu singen, dann auch die zweite und dritte Strophe, und ihr sowohl wie dem Spieler war's merkwürdig, wie harmonisch die Stimme sich dem Saitenklang anschmiegte.

Auf einmal hörte er auf zu spielen und erschien auf der Schwelle der Thür.

„Brava!" sagte er. „So ein Duett hat einen noch viel intimeren Reiz, wenn gar kein Publikum außer den beiden Mitwirkenden zuhört. Aber wissen Sie, woran Sie mich erinnert haben? In Venedig vor dem Café Quadri hab' ich einen Blinden gehört, der auf einer schlechten Geige allerhand Opernsachen herunterspielte, einen noch ziemlich jungen Mann, und neben ihm stand seine Führerin, ein armes, blasses, abgehärmtes Geschöpf, und sang zuweilen mit einer leidenschaftlichen Stimme die Arie, die er gerade spielte, oder das Volkslied. Wie wär's, liebe Freundin, wir entschlössen uns auch zu einer solchen Kunstreise? Ohne Ueberhebung, wir könnten uns mit besserem Erfolg produzieren, das heißt in künstlerischer Hinsicht; denn jenes unglückliche Paar machte gerade darum gute Geschäfte, weil man Mitleid fühlte mit der mäßigen Kunst, die hier ein trauriges Menschenpaar vorm Verhungern schützen sollte. Ein sonderliches Mitleid mit mir würde aber wohl kaum jemand fühlen, der Sie neben mir sähe."

Sie war sehr blaß geworden, während er diese Worte ohne alle Aufregung, fast in heiterem Tone sprach. Dann überflog ihr Gesicht wieder eine tiefe Röte.

„Sie sind unverbesserlich," sagte sie. „Halten Sie so Ihr Versprechen, uns diese kurze Stunde nicht durch tolle Zukunftsgedanken zu verbittern? Legen Sie die Geige weg und setzen Sie sich wieder her; da es nun doch einmal zu einem erquicklichen Plauderstündchen nicht kommen soll, möchte ich Ihnen allerlei sehr Ernstes und Entscheidendes vortragen."

„Sie erschrecken mich, liebe Freundin," sagte er lächelnd. „Wenn ich ein wenig aus der Rolle fiel, hab' ich die Sache doch nicht so tragisch genommen, wie Sie es thun zu wollen scheinen. Aber ich ergebe mich auch darein. Hier sitze ich und halte still, wenn die Sache auch noch so feierlich werden sollte. Nur noch die Frage, ob Sie es für sehr unschicklich halten würden, wenn ich mir eine Zigarette anzündete?"

*

Sie schien diese Worte zu überhören, wenigstens antwortete sie nicht einmal mit einem Nicken. Sie sah an ihm vorbei und auf die hellgraue Wand ihr gegenüber, an der in lichtbraunen einfachen Rahmen ein paar geistreiche Aquarelle hingen, Landschaftsstücke mit bäuerlicher Staffage.

„Verzeihen Sie, lieber Freund," sagte sie, „wenn ich ein wenig weit aushole. Es gehört das aber zur Sache, damit ich überhaupt mein Recht, ja meine Verpflichtung erweise, so zu Ihnen reden zu dürfen.

„Ich brauche Ihnen nicht noch einmal zu sagen, daß ich Sie geliebt habe seit der Stunde, in der Sie mir zuerst gegenübertraten. Ich gestand es Ihnen schon bald nachher, als Sie mir Ihre unglückliche Leidenschaft für mich beichteten. Ich sagte Ihnen aber auch, daß ich entschlossen sei, Ihnen zu widerstehen, obwohl mir damals erst die Gewißheit aufgegangen war, ein volles, großes, beseligendes Glück könne ich mir nicht anders vorstellen, als durch Ihre Liebe. Ich war ja gebunden, nicht bloß äußerlich. Wohl hatte ich dem trefflichen Manne, dessen Frau ich geworden war, meine Hand gegeben ohne die Illusion einer richtigen Liebe nach der Vorstellung eines jeden jungen Mädchenherzens. Sie haben ihn gekannt. Sie wissen, daß ich es nie bereut habe, die Seine geworden zu sein, um ihm vieles zu vergüten, was ihm das Glück versagt hatte. Ich fand ihn, als er aus seinem Beruf hinausgedrängt worden war, den er mit Leidenschaft ergriffen hatte, da es gegen Frankreich ins Feld ging. Daß er mit einer ehrenvollen Wunde und dem Eisernen Kreuz zurückkehrte und dann im Friedensdienst seine Talente, seine Tüchtigkeit glänzend bewährte, das alles bewahrte ihn nicht vor dem Schicksale so vieler, in den Jahren der vollen Kraft verabschiedet zu werden, um andern Platz zu machen, die es besser verstanden, um die Gunst der Oberen zu werben. Sie nannten es einen verhängnisvollen Irrtum, daß ich ihn für diese Ungerechtigkeit seines Schicksals, die an seinem Herzen nagte, zu entschädigen suchte durch ein häusliches Glück. Ein Verhängnis war es, doch kein Irrtum. Geben war auch diesmal seliger als Nehmen. In den fünf Jahren, in denen ich ihm angehörte, habe ich täglich Gott dafür gedankt, daß es mir vergönnt war, ihm ein Trost und eine Stütze zu sein. Auch als Sie in mein Leben traten, ward ich nicht daran irre. Wie tief hätte ich mich verachtet, wenn ich des Frevels fähig gewesen wäre, diesem Mann, der mich auf Händen trug, den tödlichen Schlag zu versetzen und mich von ihm abzuwenden, um ein eignes Glück zu erlangen, das doch von Reue vergiftet worden wäre. Es kostete mich nicht einmal einen Kampf, so klar mir vor Augen stand, daß ich nun erst erlebte, was an leidenschaftlichen Bedürfnissen in meinem Herzen verborgen war und jetzt ans Licht drängte. Und ich dankte Ihnen, Lars, daß auch Sie mich damals verstanden und mir zu Hilfe kamen, indem Sie einwilligten, sich von mir zu trennen."

Sie hielt einen Augenblick inne und reichte ihm über den Tisch hinweg die Hand; er sah, wie ihr die Augen leise übergingen, und drückte schweigend die kühle, schlanke Hand, die vor innerer Erregung zitterte.

„Zwei Jahre lang,“ fuhr sie, sich wieder fassend, fort, „ertrug ich diese Trennung. Gott ist mein Zeuge, ich dachte nie daran, ja, ich drängte selbst den heimlichsten Wunsch zurück, daß ich Sie wiedersehen, daß ich einmal meiner Pflicht entbunden werden könnte. Sie waren mir wie ein geliebter Toter. Nur der Gedanke, daß ein solcher Mensch einmal gelebt und mir sich ganz zu eigen gegeben habe, begleitete mich beständig; so ernstlich ich mein Gewissen prüfte, darin konnte ich keine Schuld gegen meinen Gatten finden, keinen Verrat an der Treue.

„Und dann starb er und überließ mich mir selbst. Glauben Sie mir, Lars, es war nicht die erste Regung in mir, daß ich nun ‚frei‘ geworden war und, da ich mir wieder allein angehörte, nun auch dem mich schenken konnte, den ich im tiefsten Herzen trug. Es war wirklich erst nur die bittere Trauer um diesen edeln Freund, und daß das Glück, das ich ihm bereitet hatte, nicht länger währen durfte. Ich dankte es Ihnen, daß Sie in dem Brief, den Sie mir auf die Todesnachricht schrieben, mein Gefühl schonten und mit keinem leisen Wort verrieten, was dieser mein Verlust Ihnen für Hoffnungen weckte. Denn ich war ja trotzdem wie von meinem eignen Herzen überzeugt, daß Ihres sich nicht gegen mich verändert hatte. Auch nicht durch die großen Erfolge, die Sie in diesen zwei Jahren erlebt hatten, die nur Ihren Künstlerehrgeiz befriedigen konnten. Auch daß Sie ein halbes Jahr vergehen ließen, ehe Sie zu mir zurückkehrten, rechnete ich Ihnen als einen Beweis Ihres Zartgefühls hoch an. Sah ich nicht auch in dem ersten Blick, mit dem Sie mich dann wieder grüßten, daß alles zwischen uns war wie einst? Kein Wort wurde darüber gesprochen, wir waren einander sicher; es galt nur noch eine kurze Frist, um das Andenken des Dahingeschiedenen nach der ehrwürdigen Sitte nicht zu beleidigen, dann — dann! . . .

„Und diese Zeit der Geduld war schon so reich an Glück. Wir sahen uns ja täglich, ich konnte mich an Ihrer herrlichen Kunst erfreuen und stolz auf meinen Freund sein, dessen Name nun auf aller Lippen war, und der doch nur mir angehören wollte. Wie glückselig wachte ich an jedem Morgen auf, und wie dankbar gegen meinen Schöpfer beschloß ich meinen Tag, da ich an jedem eine neue Entdeckung gemacht hatte, wie beneidenswert mein Schicksal vor dem aller andern Frauen war.

„Dazu das frohe Bewußtsein, daß der einzige Mensch, auf dessen Urteil ich Wert legte, mein eigner Bruder, von meinem Geliebten genau so dachte wie ich selbst und nichts dringender wünschte, als daß wir ihn von unserm Glück auch in Zukunft nicht ausschließen möchten.

„Und dann zogen plötzlich an unserm heitern Himmel diese dunkeln Wolken auf.

„Ihr Betragen gegen mich war ja unverändert. Sie suchten eher noch mehr als sonst mir zu zeigen, wie innig Sie sich mit mir verbunden fühlten, und wie in dem Trübsinn, der Sie befiel, nur meine Nähe Ihnen Trost und Erleichterung gewähren konnte. Und doch, je näher das Ende des Trauerjahres heranrückte, je seltener wurden Ihre Besuche bei uns. Als dann die Wartezeit ganz verstrichen war, brachten Sie es zum erstenmal übers Herz, eine ganze Woche sich nicht sehen zu lassen.

„Ich war anfangs kurzsichtig genug, Ihren Entschuldigungen mit Unwohlsein und Arbeitsfieber zu glauben. Als dann aber die Pausen zwischen Ihren Besuchen immer länger wurden — können Sie mir schwachem Weibe, das nie an seine Unwiderstehlichkeit geglaubt hat, verdenken, daß eine tödliche Angst mich überfiel, ich hätte irgendwie Ihre Liebe verscherzt, Sie hätten beschlossen, sich zurückzuziehen, langsam und wortlos, in der Meinung, dies sei der schonendere Weg? Wieviel kummervoll durchwachte Nächte hätte ich mir erspart, wenn ich damals gleich Sie offen befragt hätte! Statt dessen war ich thöricht genug, mich an meinem Stolz aufrechthalten zu wollen, der, sobald ich allein war, jämmerlich mit mir zusammenbrach.

„Ich wäre vielleicht daran zu Grunde gegangen, wenn mein treuer Bruder, der meinen Seelenzustand ahnte, ohne daß wir ein Wort darüber getauscht hätten, nicht eines Tages auf eigne Hand Sie aufgesucht und um Aufklärung dieses Unbegreiflichen gebeten hätte. Da erst kam es zu Tage, was Sie in seltsamer Verblendung, als ob Schweigen nicht das grausamste Verfahren gewesen wäre, uns so lange zu verhehlen gesucht hatten.

„O liebster Freund, als Max mir den Inhalt seines Gesprächs mit Ihnen berichtete, daß Ihre Liebe zu mir um keinen Hauch kühler geworden sei, nur um so entsetzlicher die Erkenntnis, dennoch auf meinen Besitz verzichten zu müssen, weil Sie es nicht über Ihr Gewissen bringen könnten, mein Leben an das eines Unglücklichen zu knüpfen, der unrettbar der Nacht entgegengehe — den Sturm von widerstreitenden Gefühlen, der sich da in mir erhob, kann ich Ihnen nicht schildern. Daß Sie mich liebten, war nach all den bitteren Zweifeln ein so süßer Trost; und zugleich lähmte die aufjubelnde Stimme in mir das Schreckbild, das Sie auf sich zuschreiten sahen, und das auch ich mit allem heißen Bestreben nicht gleich zu bannen vermochte.

„Nein, lassen Sie mich ausreden! Wir haben ja damals nicht viel Worte gemacht über das, was Ihnen und mir bevorstand. Ich will nun aber jetzt ganz ehrlich sein und gestehen: von Anfang an drängte ich die Hoffnung, es möchte sich noch alles zum Guten wenden, zurück und sah dem Schlimmsten ins Auge. Nein, Lars, das können Sie, da Sie mich kennen, nie im Ernst geglaubt haben, das furchtbare Schicksal, das über Sie gekommen, wäre im stande, nur das Geringste in unserm Verhältnis zu ändern. Was würden Sie von der Braut eines Soldaten denken, deren Verlobter als ein zerschossener Krüppel aus dem Feldzug heimkehrte und nun den Bescheid erhielte, die Treue, die man einem gesunden Menschen gelobt, brauche man einem Invaliden nicht zu halten? Denken Sie so gering von der Kraft und dem Recht eines Herzens, das sich Ihnen auf Tod und Leben ergeben hat, um daran zu zweifeln, daß keine irdische Macht es Ihnen abtrünnig machen kann? Sollen wir uns schämen müssen, wenn wir jenen alten Vers hören:

> Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlan,
> Wir sind gesinnt, bei einander zu stan!
> Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
> Soll unsrer Liebe Verknotigung sein —“

Die Stimme versagte ihr; sie schloß die Augen, um die vorquellenden Thränen zurückzuhalten. Er aber saß regungslos noch eine Weile ihr gegenüber. Dann beugte er sich vor, ihre Hand zu fassen, die sie ihm jedoch mit einer heftigen Bewegung entzog.

„Nein,“ rief sie, „es ist nicht wahr, daß Sie mein Freund sind! Ein selbstsüchtiger, harter Mann sind Sie, der seinem Stolz alles opfert, auch das Herz einer Frau, von der er weiß, daß sie, getrennt von ihm, nie mehr froh werden könnte. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie könnten das Opfer, das ich Ihnen bringen wolle, nicht annehmen. Sie fühlten sich nicht mehr würdig, der Gatte einer jungen, schönen, liebenswürdigen Frau zu werden, für die der beste Mann gerade gut genug wäre. So viel habe ich von den Schmeichelreden aus der Zeit Ihrer ersten Leidenschaft noch behalten. Lassen Sie sich sagen, daß Sie sich grenzenlos täuschen, wenn Sie meinen, damit sehr groß und edel und erhaben zu handeln. Sie haben nur Eine Pflicht: so viel vom Leben Ihnen noch übrig bleibt, nach der grausamen Beraubung, deren ganze furchtbare Schwere ich mit Ihnen fühle, das alles der Frau zu widmen, die nun endlich auch ein Anrecht auf eignes Glück geltend machen darf, nachdem sie sich's in so entsagungsvollem Kampf verdient hat.“

Er stand langsam auf, ging nach dem Fenster, vor dem der Regen eintönig niederrauschte, und wandte sich dann wieder nach dem blassen Gesicht, das, in Thränen gebadet, auf der Lehne des Diwans ruhte.

„Meine liebe Geliebte,“ sagte er mit weicher, trauriger Stimme, „warum macht Ihr Schmerz um mich, um unser verlorenes Glück Sie so ungerecht? Könnte ich für den Stolz in mir, den Sie anklagen, nicht mildernde Umstände geltend machen? Ja, es ist wahr, es schien mir unwürdig, nachdem ich Ihnen ein helles, sonniges Los an meiner Seite in Aussicht gestellt hatte, nun Sie in mein Zwielicht, ja in die völlige Finsternis zu führen. Ich war endlich so weit gelangt, mit meiner Arbeit auch einer verwöhnten Frau ein Leben schaffen zu können, das mehr als sorgenfrei wäre. Von dem Augenblick an, wo mir der Pinsel aus der Hand fällt, bin ich vis-a-vis einer ungewissen Zukunft, vielleicht ein Bettler. Nein, jetzt müssen Sie *mich* ausreden lassen. Daß Ihnen jede Rücksicht auf Geld und äußeren Glanz fern liegt, brauchen Sie mir nicht zu versichern. Auch daß Sie mit tausend Freuden das Letzte, was Sie besitzen, mit mir teilen würden, daß es wohl auch für zwei eine Zeitlang ausreichte, daß Ihr Bruder dieselbe hochherzige Gesinnung hat — weiß ich das nicht alles? Aber denken Sie, wenn Sie mir ein Glück bereiten wollen, doch auch an *meine* Art, zu empfinden. Und wenn nun das, was ich nicht ‚ein Opfer‘ nennen soll, statt mir wohlzuthun, mir mein Elend nur schärfer zum Bewußtsein kommen lassen, mich jedes Selbstgefühls berauben würde, ohne das ein Mann auch das süßeste Glück nur wie eine Last, eine Erniedrigung empfindet? O Nadine, und wenn uns ein Kind beschert werden sollte, und ich könnte nur mit tastenden Fingern in seinem Gesichtchen forschen, ob es die geliebten Züge der Mutter trägt, — und wenn es heranwüchse und ich erlebte nur von Hörensagen sein Aufblühen mit — ist es möglich, daß Sie mir ein solches verkrüppeltes Dasein wünschen können, wenn Sie über Ihr augenblickliches Gefühl hinweg in die Zukunft blicken?“

Ihre Thränen waren, während er sprach, versiegt. Sie hatte sich wieder aufgerichtet und sah mit einem bitteren Zug um den mühsam atmenden Mund auf den Teller, der vor ihr stand.

„Und wenn ich nun thue, was Sie von mir verlangen, und den Blick in die Zukunft richte, in Ihre Zukunft, was kann ich da sehen, das mich in dem Glauben erschütterte, Ihr Leben gehöre mir, nur ich sei im stande, es Ihnen noch lebenswert zu machen? Soll es mir tröstlicher sein, Sie in der Einsamkeit hilflos auf gemietete Diener angewiesen zu sehen? Würden Sie mir vielleicht erlauben, dann und wann bei Ihnen einzutreten, nach Ihrem Befinden zu fragen und Ihnen etwa ein Stündchen vorzulesen? Und dann, wenn ich gegangen bin, wieder Nacht und Oede um Sie her und keine weichere Hand, Ihnen die Wege zu weisen, als die Ihres treuen Patriarchen? Und das soll ich sehen und wissen und den Mut haben, weiter zu leben?“

Er trat dicht an den Tisch heran und sagte, vor sich hinnickend: „Ja, liebe Freundin, das ist es! Den Mut, weiter zu leben! Ob man den erschwingen kann unter so kläglichen Umständen, darauf kommt es an. Würden Sie einen Menschen, der dies nicht vermag, einen Feigling schelten? Dem der Gedanke, daß er selbst der Herr über sein Leben oder Sterben sei, etwas sehr Tröstliches hätte? Freilich ‚Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein‘ — vor *denen* sich auf diese Weise Ruhe zu schaffen, stände weder dem Aennchen von Tharau noch ihrem Liebhaber an. Aber da, wo das Leben kein Leben mehr ist, weil seine eigentliche Wurzel, die Thätigkeit, die ihm allein gemäß ist, durchschnitten wurde, so daß die ganze Pflanze welken und endlich verdorren muß, da das arme Unkraut lieber gleich ausjäten, als es Zelle für Zelle verderben zu lassen, dazu gehört immerhin ein gewisser beherzter Entschluß, und auch für die Zuschauer ist's schonender, als das elende Schauspiel der langsamen Auflösung ihnen zuzumuten.“

Sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke ruhten ein paar Sekunden lang fest ineinander. Endlich sprach sie wieder:

„Sie sagen mir damit nichts Neues, lieber Freund. Sie wissen, wie ich von der vermeintlichen Pflicht der Selbsterhaltung denke. Was ich frevelhaft finde, ist nur der Leichtsinn, zu früh das Spiel aufzugeben, noch ehe man gewiß weiß, daß es verloren ist. Und leider kenne ich Sie zu gut, um nicht zu fürchten, Sie könnten in einer besonders dunkeln Stunde etwas Verzweifeltes thun. Haben Ihnen nicht alle Ihre Aerzte eingestanden, es sei ganz unberechenbar, wann das gefürchtete Letzte eintreten würde, daß es aber noch jahrelang aufgehalten werden könne, wenn Sie vernünftig leben wollten? Und mehr als das: weiß man nicht aus tausend Fällen, daß die weisesten Männer sich irren können, daß es so gut Medizinalmorde giebt wie Justizmorde? Das alles sollte Ihnen, wenn Sie Ihr heißes Blut übermannen will, Ihr kühler Verstand sagen und Sie zum Ausharren bestimmen. Aber ich weiß nur zu gut, wie wenig man Ihrem Kopfe trauen kann, wenn Sie glauben,

JEAN BENNER

Anita.

Nach dem Gemälde von Jean Benner.

Ihr Wille solle gefesselt, Ihre leidenschaftliche Selbstherrlichkeit beschränkt werden. Da heckt dieser sonst so kluge Kopf, wie eben jetzt, allerlei Gründe aus, warum er sich Ihrem Temperament unterwerfen müsse. O mein teurer, geliebter Freund, haben Sie doch Mitleid mit meiner armen Seele, die sich in Sorgen und Aengsten um Sie verzehrt! Glauben Sie denn, daß ich selbst glücklich sein könnte, wenn ich Ihr Gemüt unheilbar verdüstert sähe? Daß ich Ihnen den letzten Ausweg aus diesem nächtlichen Irrsal versperren möchte, sobald ich überzeugt wäre, es bliebe keine Hoffnung? Ich will nur, daß Sie mir eins versprechen."

Er sah sie mit einem zerstreuten Blick an. „Was wäre das, liebe Freundin?"

„Nicht das Aeußerste zu thun, ohne mir vorher davon zu sagen."

„Das will ich Ihnen gern versprechen, obwohl Sie es bereuen werden, denn Abschiednehmen verlängert und verschärft die Agonie."

„Ich danke Ihnen. Und doch beruhigt mich Ihr Wort nicht ganz. Es giebt Seelenzustände, in denen man nicht Herr seines Willens ist, Fieberparoxysmen, die den besonnensten Geist unzurechnungsfähig machen. In jeder Stunde des Tages und der Nacht kann ein solcher Anfall über Sie kommen, Sie müßten beständig einen Wärter und Wächter neben sich haben — nein, lachen Sie nicht! Es ist mein trauriger Ernst, ich werde keine Stunde ohne Herzweh an Sie denken, wenn ich Ihnen fern bin, immer aus dem Schlaf auffahren und fragen: Wie steht es jetzt bei ihm? Hat er gerade in diesem Augenblick vielleicht vergessen, was er mir gelobt hat, und tastet nach der Thür, durch die er sich hinausschleichen möchte? O Lars, es ist übermenschlich, was ich um Sie zu leiden habe!"

Sie erhob sich rasch, drückte ihr Tuch vor die Augen und trat ans Fenster. Da stand sie eine Weile stumm, und auch er fand kein Wort. Endlich sagte sie, ohne sich umzuwenden:

„Es regnet noch immer, an ein Aufhören ist nicht zu denken. Und doch — es ist spät geworden. Es geht auf elf, und Sie haben die letzte Nacht nicht geschlafen, Sie werden müde sein —"

„Wie sollte ich, nach allem, was wir gesprochen haben!" erwiderte er. „Aber auch für Sie wird es gut sein — ich begleite Sie natürlich, bis wir einen Wagen finden —"

„Nein, nein," fiel sie ihm rasch ins Wort. „Sie dürfen nicht in die kalte, feuchte Nacht hinaus. Sie wissen, jede Erkältung verschlimmert Ihren Zustand."

„So will ich Blume schicken. Er ist noch wach, und der Bahnhof ist nah, wo die Droschken stehen."

Er machte eine Bewegung, hinauszugehen. Sie trat rasch vom Fenster weg und sagte mit leiserer Stimme, die vor Erregung zitterte: „Nein, mein Freund, bemühen Sie den alten Mann nicht. Wenn ich es recht bedenke — ich würde ja zu Hause vor Angst und Unruhe die ganze Nacht kein Auge schließen. Habe ich Ihnen nicht auch gesagt, daß Sie einen Wächter brauchten? Und wenn — ich selbst nun — mich dazu anböte? Liegt Ihnen so viel daran, mich los zu werden? Wollen Sie mir nicht einen kleinen Winkel bei sich einräumen — gleich hier auf dem niedrigen Diwan — ich werde mich sehr ruhig verhalten — Ihnen nicht unbequem werden — nur in Ihr Zimmer hineinhorchen und glücklich sein, wenn ich Sie im Schlaf atmen höre... Was haben Sie? Warum sehen Sie mich so geisterhaft an? O Lars, verzeihen Sie, vergessen Sie, was ich gesagt habe, wenn es Ihnen mißfällt — ich bin ja nicht mehr Herrin meiner selbst — ich habe nur Einen Gedanken, wie ich dich retten, dich mit dem Leben wieder versöhnen kann! Und nun — leb wohl!"

Sie schwankte nach der Thür. Da fühlte sie sich plötzlich von seinen starken Armen umschlungen. „Nadine!" stammelte er, „einziges, süßes, herrliches Herz, wie bin ich es wert? Kann ich es denn glauben? Nun mag das Schicksal sein Aergstes an mir thun — diese eine Stunde, das große, unbegreiflich hohe Geschenk vergütet alles! Und wenn morgen ein Blitz herabführe, mein Leben in Asche zu legen, was wäre dann verloren? Was hat die Welt mir noch zu bieten nach solcher Seligkeit!"

Er hielt sie eine Weile an sich gedrückt, dann hob er ihren Kopf empor, der an seine Brust geschmiegt lag, und sah ihr in die glänzenden Augen, die von Thränen schimmerten, während ihre Wangen heiß erglüht waren. „Nein," sagte er, als sie leise mit einem zärtlichen Lächeln die Lippen öffnete, „nicht sprechen, Liebste, nur küssen. Haben wir unsre heiligen Gelübde nicht schon längst ausgetauscht? Und wenn ich anfangen wollte, zu danken, wann käm' ich damit zu Ende?" (Schluß folgt.)

Die Perseïden.

Von

Josef R. Ehrlich.

In den Nächten vom 10. bis 14. August eines jeden Jahres passiert unsre Erde einen Strom von Meteoren, der aus dem Sternbilde des Perseus zu kommen scheint, weshalb denn die Meteore „Perseïden" genannt werden; sie heißen aber auch die „feurigen Thränen des heiligen Laurentius" oder kurzweg der „Laurentiusstrom", weil der 10. August kalendarisch den Namen des heiligen Laurentius trägt, der, einer altenglischen Sage gemäß, über die Sünden der Welt und die eignen Gebrechen so heiße Thränen geweint, daß sie nach der Heiligsprechung des Laurentius als fliegende Sterne (Meteore) an den Himmel verpflanzt wurden. Dieser Meteorenstrom ist bereits seit dem Jahre 830 nach Christo den Erdbewohnern bekannt, aber erst seit 60 Jahren in seinen Eigentümlichkeiten beobachtet und ergründet worden. Es ist ein gewaltiger elliptischer Ring, der um die Sonne gelegen ist und sie frei umschwebt. Zu einer einmaligen Umdrehung braucht dieser Ring 125,5 Jahre. Er ist in allen seinen Teilen mit Meteoren gleichmäßig besetzt und schneidet die Erdbahn an einem Punkte, wo die Erde zwischen dem 10. und 14. August weilt. Der Strom ist sehr breit; die Erde muß ihn förmlich durchwaten und bringt auf diese Art viele Meteore, wie ein Schiff die Wasserwogen, in Aufruhr, weshalb man denn in den Nächten vom 10. bis 14. viele diffuse Sternschnuppen am Himmel beobachtet. Verfolgt man die so gesehenen Sternschnuppen oder Meteore in ihrem Flug nach rückwärts, so kommt man auf einen Punkt, wo all diese Richtungen zusammentreffen. Man nennt diesen Punkt den „Radiations"- oder Ausgangspunkt. Derselbe befindet sich beim Sterne η des „Perseus", welches Sternbild in der ersten Nachthälfte des 10. August am Nordosthimmel, in der zweiten Nachthälfte am Südosthimmel sich befindet. Ferner ist zu merken, daß die Eigenbewegung des Laurentiusstromes eine retrograde ist, das heißt, die Meteore bewegen sich nicht im Sinne der andern Weltkörper von Westen gegen Osten, sondern von Osten gegen Westen. Aus diesem Grunde vollzieht sich das Zusammentreffen der Erde mit den Perseïden in der Form einer Begegnung, so daß die Beobachtung vor Tagesanbruch eine günstigere ist als sonst in der Nacht, da um diese Zeit die Erde mit ihrer Morgenseite in den Himmelsraum hinausstürmt.

Figur I.

Vorstehende Figur I stellt die Erdbahn perspektivisch und einen Teil der Bahn der Augustmeteore in ihrer Lage zur ersteren dar. Die Linie ESE ist die Verbindungslinie der Tag- und Nachtgleichen. SP giebt die kürzeste Distanz des Perihels der Meteore von der Sonne. In EV schneiden die Meteore die Erdbahn zu einer Zeit, wo die Erde in E anlangt, also muß die Erde den Strom durchsetzen. Aus der Richtung der Pfeile ersieht man, daß die Bewegung der Perseïden derjenigen der Erdkugel entgegengesetzt ist.

Um aber dem Leser einen Begriff vom ganzen Umfang der Perseïdenbahn in ihrem Verhältnisse zur Erdbahn zu geben, dazu diene die Zeichnung Figur II. Das kleinste Kreischen stellt die Erdbahn dar. In E schneidet sie der Meteorenstrom und geht dann bis hoch über die Neptunbahn hinaus. Man darf sich aber dies nicht so vorstellen, als ob der Perseïdenstrom die Bahnen aller Planeten kreuze. Nein, dieser Strom ist gegen die Erdbahnebene um 66 Grad geneigt, und da diese Ebene mit denen der andern Planeten nahezu zusammenfällt, so hat man sich die Meteorenbahn gegen di Ebenen der andern Planetenbahnen ebenfalls unter einem so großen Winkel geneigt zu denken. Hierdurch entgehen die Meteore den störenden Einflüssen der großen Planeten, und in der That hat sich in der ganzen Zeit (seit 840 nach Christo) nicht die geringste Abweichung der Meteore von ihrer Bahn gezeigt.

Figur II.

Schließlich sei erwähnt, daß in der Bahn der Perseïdenmeteore der Komet 1862 II einhergeht. Am 22. August des Jahres 1862 hat er seine Sonnennähe passiert und kehrt zu ihr erst nach $120\frac{1}{2}$ Jahren (gezählt vom genannten Datum) zurück.

Zweck und Mittel des Vogelschutzes.

Von

Wilhelm Haacke.

In der jüngsten Zeit ist wieder mehrfach der Versuch gemacht worden, durch Petitionen den Reichstag und einzelne deutsche Landesregierungen dazu zu veranlassen, die Initiative zu einem reichsgesetzlichen Verbot des Fanges und des Verkaufs aller freilebenden einheimischen Singvögel zu ergreifen. Diesem Schritte pflegen sich namentlich die Vereinigungen der Kanarienzüchter anzuschließen. Es wird wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich die Kanarienzüchter von diesem Schritte deshalb Erfolg versprechen, weil der Vogelschutz schon früher Gegenstand der Gesetzgebung gewesen ist. Der Vogelschutz, so nehmen sie

an, hat einen Zweck, dessen Erreichung wichtig genug ist, um die gesetzgebenden Körperschaften in Thätigkeit zu setzen, und sie betrachten das Verbot des Fanges und Verkaufs einheimischer Singvögel offenbar als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, weshalb sie dieses Mittel den Regierungen und dem Reichstage vorschlagen wollen.

Wer die Vögel schützen will, muß auf irgend eine Weise in den Naturhaushalt eingreifen. Soll also unsre Untersuchung über Zweck und Mittel des Vogelschutzes zu einem einigermaßen sicheren Ergebnis führen, so müssen wir uns zunächst über die einschlägigen Fragen des Naturhaushaltes klar werden. Die Hauptfrage, mit der wir es dabei zu thun haben, ist die, wovon die Anzahl der Individuen einer Tierart abhängt. Im allgemeinen ist diese Frage dahin zu beantworten, daß der Individuenreichtum einer bestimmten Art von Tieren einerseits von dem mehr oder weniger reichlichen Vorhandensein dessen abhängt, was geeignet ist, die Anzahl der Vertreter dieser Tierart zu vermehren, andrerseits aber von der Menge dessen, was zu ihrer Verminderung tauglich ist.

Im großen und ganzen ist der Naturhaushalt so geregelt, daß sich die Anzahl der Individuen einer Tier- oder Pflanzenart Jahr für Jahr ziemlich gleich bleibt. Eine zeitweilige Vermehrung oder Verminderung der Stückzahl kann wohl eintreten, wird aber in der Folge wieder ausgeglichen. Und vergleichen wir etwa einen Zeitraum von zehn oder zwanzig Jahren mit einem ebenso großen voraufgehenden oder folgenden bezüglich seiner Menge von Individuen einer bestimmten Tier- oder Pflanzenart, so finden wir, daß er ungefähr gleich reich oder gleich arm ist. Die Natur ist gewissermaßen ein Uhrwerk, dessen Gang zwar geringe Schwankungen zeigen kann, im großen und ganzen aber in staunenerregender Weise geregelt ist. Wenn wir also die Fragen, mit denen sich dieser Aufsatz beschäftigt, beantworten wollen, so müssen wir versuchen, einen Einblick in das Uhrwerk des Naturhaushalts zu thun, was an dem nächstliegenden Beispiel, dem der insektenfressenden Vögel, zu denen eine große Anzahl der beliebtesten deutschen Sing- und Stubenvögel gehört, geschehen soll. Die Insektenfresser unter den Vögeln leben, wie ihr Name sagt, von Insekten und ähnlichen Tieren, wenigstens vorwiegend. Die Insekten ihrerseits sind aber entweder unmittelbar oder mittelbar auf die Pflanzen angewiesen, und zwar dadurch, daß sie entweder selbst Pflanzenstoffe verzehren oder Tiere fressen, die von Pflanzen leben. Die Untersuchung über die Frage, wovon die Vermehrung insektenfressender Vögel abhängt, muß also bei den Pflanzen beginnen.

Die Pflanzen beziehen ihre Nahrung teils aus dem Erdboden, teils aus der Luft, und sie bedürfen zur Ausübung ihrer Lebensthätigkeit eines günstigen Klimas. Das Klima einer Gegend hängt erstens von deren Entfernung vom Aequator, zweitens von dem Relief der Bodenoberfläche des Landes oder Erdteils, dem sie angehört, drittens von der Verteilung von Land und Wasser in ihrer engeren und weiteren Umgebung ab. Das Relief der Bodenoberfläche, zum Beispiel die Verteilung der Gebirge und Niederungen, übt, wie zur Genüge bekannt ist, bedeutenden Einfluß auf das Klima eines Landes aus, indem es Lufttemperatur, Wind und Niederschläge beeinflußt. Vom Klima hängt die Pflanzenwelt nun nicht bloß unmittelbar ab, sondern auch mittelbar, denn das Klima übt auch einen Einfluß auf die Bodenbeschaffenheit aus. In dem trockenen Wüstenklima ist die Zersetzung der Gesteine anders als in einem an Niederschlägen reichen ozeanischen Klima, und in einer kalten Gegend anders als in einer heißen. Die Bodenbeschaffenheit wird aber natürlich nicht allein vom Klima beeinflußt, sondern auch von der stofflichen Zusammensetzung aller der verwitternden Gesteine, die in genügend beträchtlicher Menge für die Bodenbildung in Frage kommen. Das Klima eines Landes einer-, die stoffliche Zusammensetzung seines Untergrundes andrerseits bilden also die ziemlich unverrückbare feste Grundlage für die Entwicklung seines organischen Lebens. Sie kommen in allererster Linie in Betracht, wo es sich um Fragen des Naturhaushaltes, insbesondere um die nach der Individuenzahl einer Tierart handelt. Nur wo Klima und Bodenbeschaffenheit günstig sind, kann sich eine reiche Pflanzenwelt entwickeln. Von der Pflanzenwelt hängt aber die Tierwelt ab. Denn da nur Pflanzen die unorganischen Bestandteile des Bodens und der Luft zu Baustoffen eines lebenden Wesens zu verarbeiten vermögen, eine Fähigkeit, die den Tieren abgeht, so können Tiere nur dort existieren, wo es Pflanzen giebt, oder wo wenigstens Nahrung vorhanden ist, die durch die Thätigkeit des pflanzlichen Organismus zubereitet worden ist. Da nun von der Anzahl der Pflanzen auch die der Insekten und von dieser die der insektenfressenden Vögel abhängt, so gelangen wir zu dem Ergebnis, daß Klima und Bodenbeschaffenheit einer Gegend das ist, was der Welt der insektenfressenden Vögel Nahrung und dadurch eine bestimmte Anzahl von Individuen verbürgt, aber auch der Vermehrung dieser Anzahl feste Grenzen steckt.

Der Vogelreichtum eines Landes hängt aber nicht bloß von den Nahrungsverhältnissen ab, sondern auch von den Nistgelegenheiten. Wo diese ungünstig sind, vermag sich auch bei günstigen Nahrungsverhältnissen keine große Anzahl von Vögeln zu halten. Denn der Vogel bedarf zur Anlage seines Nestes solcher Oertlichkeiten, die seiner Art zusagen. Ein Hausrotschwänzchen wird sich nicht leicht dazu entschließen, gleich seinem Vetter, dem Gartenrotschwänzchen, im Gebüsch zu brüten, und umgekehrt wird dieses sein Nest nicht gern in Gemäuer errichten. Und wenn sich auch die Vögel bei der Wahl ihrer Niststätten bis zu einem gewissen Grade in die Umgebung schicken, so geht doch ihre Anpassungsfähigkeit an diese nicht so weit, daß es ihnen völlig gleichgültig wäre, welche Nistgelegenheiten sich ihnen darbieten. Der Kenner der Vogelwelt weiß im Gegenteil, daß man bestimmte Vogelarten nur an gewissen Oertlichkeiten antrifft, und daß andre Vogelarten hier fehlen.

Der dritte Hauptfaktor für die Vermehrung der Stückzahl einer Tierart ist deren Fruchtbarkeit. Die Anzahl der Nachkommen, die ein Tierpärchen zu erzeugen vermag, ist nämlich dadurch reguliert, daß sie in jeder Brutperiode für die Art charakteristisch ist. Aber sowohl bei allen Tier- als auch bei sämtlichen Pflanzenarten ist sie so groß, daß die Erde bald keinen Platz für alle erzeugten Tiere und Pflanzen mehr haben würde, falls alle lange genug am Leben blieben, um wenigstens in einer einzigen Brutperiode eine nicht mehr auf ihre Eltern angewiesene Nachkommenschaft zu erzeugen. Bedenken wir, daß zum Beispiel unsre kleinen deutschen Vögel schon in dem Sommer nach ihrem Geburtsjahr, also etwa im Alter von zwölf Monaten, fortpflanzungsfähig sind, und nehmen wir an, daß auf ein Pärchen einer bestimmten Art durchschnittlich zehn, auf jeden einzelnen Vogel also fünf Junge im Jahre kommen, und ferner, daß alle Junge wieder zur Fortpflanzung gelangen, so würde die Anzahl der Nachkommen eines Vogels im Jahre nach seiner Geburt 5, im nächsten Jahre 25, im dritten 125, im vierten 625 und im fünften schon 3125 sein. Wir werden hierdurch an die Anekdote vom Schachbrett erinnert. Will man auf das erste der 64 Felder des Schachbrettes nur ein einziges Weizenkorn legen, auf das zweite zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und auf jedes Feld immer doppelt so viel Weizenkörner als auf das vorhergehende, so gebraucht man so viel Weizenkörner, wie auch bei sehr günstigen Annahmen erst in einem Zeitraum von über siebzig Jahren produziert werden könnten, auch wenn man alles Land der Erde zum Bau von Weizen verwendete. Die Vermehrungsfähigkeit der Tiere und Pflanzen im allgemeinen, insbesondere auch die unsrer Singvögel, ist also, was die Fruchtbarkeit anlangt, ungeheuer; sie ist so groß, daß jeder Platz, der geeignet ist, einem Individuum einer Tier- oder Pflanzenart als Wohnstätte zu dienen, auch sicher von einem Stück dieser Art besetzt wird, falls nur in der Umgegend Individuen dieser Art vorhanden sind.

Die Fruchtbarkeit einer Tier- oder Pflanzenart läßt sich nun nicht leicht durch Eingriffe des Menschen beeinflussen, weil sie ein erbliches Merkmal ist, das gleich andern Kennzeichen nur langsam verändert werden kann, was dem Menschen überdies nur bei Haustieren und Kulturpflanzen möglich ist. Wollen wir also, daß sich die Individuenzahl einer wild lebenden Tierart vermehre, so können wir unsern Zweck nur dadurch erreichen, daß wir auf die übrigen Vermehrungsfaktoren einzuwirken suchen. Das waren bei den uns hier beschäftigenden insektenfressenden Vögeln der Reichtum an Insekten und folglich der an Pflanzen und die Menge der Nistgelegenheiten. Da wir es nun in der Hand haben, sowohl den Pflanzenreichtum eines Landes als auch die Anzahl der Nistgelegenheiten für Vögel bis zu einem gewissen Grade zu regulieren, so ist es klar, daß wir auch auf die Anzahl der insektenfressenden Vögel einwirken können; aber ebenso klar ist es auch, daß wir dazu die richtigen Mittel, also neben der Schaffung von Nistgelegenheiten, Pflanzenvermehrung, auf die dann ohne unser Zuthun Insektenvermehrung folgt, anwenden müssen.

Die Anzahl der in einer Fortpflanzungsperiode erzeugten Tiere wird aber durch gewisse Faktoren vermindert. Wir wollen unsre Untersuchung darüber nur auf die Frage richten, welche Rolle die Raubtiere dabei spielen. Der Laie und auch mancher Naturforscher, der über diese Dinge nicht eingehend genug nachgedacht hat oder über ungenügendes Material zur Urteilsbildung verfügt, ist geneigt, den Feinden, die eine Tierart in den von Individuen dieser Art lebenden Raubtieren besitzt, einen großen Einfluß auf ihre Stückzahl zuzuschreiben. Dieser Einfluß ist indessen, wie wir gleich sehen werden, verhältnismäßig gering. Nehmen wir einmal an, Bodenbeschaffenheit und Klima eines Landes und damit dessen Pflanzenwelt blieben sich im Laufe der Jahre im großen und ganzen gleich, so würde dasselbe auch von dem Insektenreichtum und demgemäß auch von der Anzahl der insektenfressenden Vögel gelten. Und ebenso, wie die Anzahl der insektenfressenden Vögel von der der Insekten und die Stückzahl dieser von der Menge der Pflanzen abhängt, müßte die Anzahl der von insektenfressenden Vögeln lebenden Tiere von der Stückzahl dieser Vögel abhängen. Nun wollen wir annehmen, die Witterungsverhältnisse der betreffenden Gegend gestalteten sich eine längere Reihe von Jahren hindurch besonders günstig, und die Anzahl der Pflanzen nähme beträchtlich zu. In diesem Falle würde zwar auch die Anzahl der Insekten, die der insektenfressenden Vögel und die der von diesen lebenden Raubtiere zunehmen, aber die Anzahl der Insekten müßte in einem andern Tempo wachsen als die der Pflanzen, die der Vögel in einem andern als die der Insekten, und die der Raubtiere in einem andern als die der insektenfressenden Vögel. Denn die Fruchtbarkeit verschiedener Tier- und Pflanzenarten ist sehr verschieden. Die Pflanzen übertreffen die Insekten insofern bedeutend an Fruchtbarkeit, als die gesamte Gewichtsmasse der Pflanzen einer Gegend viel schneller gesteigert werden kann, als die von deren Insekten. Und die Insekten sind deshalb viel fruchtbarer als die Vögel, weil sie eine viel größere Anzahl von Eiern legen als diese. Endlich sind die insektenfressenden Vögel im Durchschnitt fruchtbarer als die von ihnen lebenden Raubtiere. Aus diesen Thatsachen können wir aber einen sehr wichtigen Schluß ziehen. Nehmen wir zum Beispiel an, eine bestimmte Insektenart lebe von einer bestimmten Pflanzenart und diene ihrerseits einer bestimmten Singvogelart, die wieder von einer bestimmten Raubvogelart verfolgt wird, zur Nahrung, und weiter, daß die Individuen aller in Frage kommenden Arten nach Maßgabe der jeder Art zukommenden Fruchtbarkeit sich vermehrten, ohne daß eine darauf folgende Verminderung einträte, und daß die Stückzahl der betreffenden Pflanzenart doppelt so schnell wüchse als die unsrer Insektenart, daß deren Individuenzahl doppelt so schnell zunähme als die der in Frage kommenden Singvogelart, diese endlich doppelt so schnell als die der Raubvogelart, so würde das Zahlenverhältnis, worin die Individuen dieser verschiedenen Arten zu einander stehen, anders werden als vor der Vermehrung, wenn auch jeder Raubvogel ebenso viel Singvögel, jeder Singvogel ebenso viel Insekten und jedes Insekt ebenso viel Pflanzen vertilgen würde wie früher. Falls nämlich — es sei uns auch hier der Anschaulichkeit unsers Beispiels wegen eine willkürliche Annahme gestattet — die Anzahl der Pflanzen vor dem Eintritt jener günstigen Vermehrungsperiode fünfmal so groß war als die der Insekten, deren Anzahl fünfmal so groß als die der Singvögel und deren Anzahl fünfmal so groß als die der Raubvögel, und falls die Anzahl der letzteren — auch hier sei uns eine willkürliche Annahme erlaubt — 100 betrug, so waren vor der Vermehrungsperiode 500 Singvögel, 2500 Insekten und 12 500 Pflanzen vorhanden. Nach der Verdoppelung der Anzahl der Raubvögel aber müssen unsern Annahmen gemäß — der Leser wird die Richtigkeit unsrer Rechnung leicht selbst feststellen können — auf jeden Raubvogel 10 Singvögel, auf jeden Singvogel 10 Insekten und auf jedes Insekt 10 Pflanzen kommen, während vorher auf jeden Raubvogel 5 Singvögel, auf jeden Singvogel 5 Insekten und auf jedes Insekt 5 Pflanzen kamen. Da nun unser Beispiel, wenn es auch im einzelnen auf willkürlichen Annahmen beruht, doch im großen und ganzen richtig ist, insofern die Anzahl der Individuen einer Tier- oder Pflanzenart sich thatsächlich, soweit ihre Fruchtbarkeit in Frage kommt, schneller vermehrt als die ihrer Feinde, so sehen wir, daß die Anzahl der Feinde einer Tierart deren Individuenzahl nicht in demselben Tempo vermindern kann, in welchem diese durch günstige Ernährungsverhältnisse vermehrt wird. Die Anzahl der Individuen einer Tierart hängt also weit mehr von günstigen Ernährungsverhältnissen und, was speziell die insektenfressenden Vögel anlangt, natürlich auch von zusagenden Nistgelegenheiten ab, als von der Anzahl ihrer Feinde. Hieraus ergeben sich wichtige Schlüsse in Bezug auf Zweck und Mittel des Vogelschutzes.

Zweck des Schutzes der insektenfressenden Vögel, an die wir uns hier halten wollen, kann vernünftigerweise nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Verminderung schädlicher Insekten sein, denn deren Anzahl hängt weit mehr von der Anzahl der Pflanzen ab, von denen sie leben, als von der der insektenfressenden Vögel. Und Mittel des Vogelschutzes kann viel weniger Vertilgung der Vogelfeinde und demgemäß auch Verbot des Vogelfanges sein als Vermehrung der Vogelnahrung und der Nistgelegenheiten. Denn von diesen beiden Faktoren hängt die Anzahl der Vögel in viel höherem Grade ab, als von der Anzahl ihrer Feinde und ganz besonders von der Anzahl der Vogelfänger.

Wenn nun der Zweck des Schutzes insektenfressender Vögel vernünftigerweise nicht die Verminderung von Insekten sein kann, so bliebe nur noch zweierlei übrig. Man könnte einmal sagen: die Vögel müssen deshalb gesetzlich geschützt werden, damit durch Vogelfang und Vogelhaltung keine Grausamkeit an ihnen ausgeübt werden kann, und es wird gewiß viele Freunde des Tierschutzes geben, die diesen Zweck billigen. Allein das Verbot des Vogelhaltens müßte sich dann auch auf die ausländischen und nach Deutschland importierten Vögel erstrecken, und man würde auch wohl nicht umhin können, das Halten von Kanarienvögeln zu verbieten; denn wenn diese auch zu Haustieren geworden sind, so ist doch die Art ihrer Pflege und Haltung in vielen Fällen völlig ungenügend, und zwar nicht bloß bei Leuten, die nur einen einzigen Kanarienvogel halten, sondern auch bei vielen Kanarienzüchtern. Dazu aber, das Halten von Kanarienvögeln und von afrikanischen und asiatischen, amerikanischen und australischen Vögeln zu verbieten, werden Reichstag und Bundesrat wohl kaum zu haben sein. Verhinderung der Ausübung von Grausamkeit kann also auch nicht der Zweck des Schutzes unsrer deutschen Singvögel sein. Uebrig bliebe dann nur noch ein ästhetischer Grund. Es läßt sich nicht leugnen,

daß unsre Vögel, und nicht bloß die Sänger darunter, viel zur Belebung der Natur und zur Freude, die wir an ihr empfinden, beitragen. Man denke sich einen sonnigen blauen Frühlingshimmel ohne Lerchenjubel und einen milden Aprilabend im Walde ohne den Gesang der Singdrossel und den Schlag der Amsel, und man wird wissen, was die Vögel für eine Rolle in der Aesthetik der Natur spielen. Dafür zu sorgen, daß der Genuß, den sie uns bieten, nicht verkümmert werde, muß der Zweck des Vogelschutzes sein.

Das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes kann aber nur in Vermehrung der Nahrung und der Nistgelegenheiten bestehen. Da nun besonders der Mangel an letzteren in gegenwärtiger Zeit sehr empfindlich ist, so sorge man für Bäume mit Löchern oder wenigstens für deren Ersatz durch Nistkästen, für Hecken und Unterholz, alles Dinge, die in unsrer sogenannten rationellen Forst- und Landwirtschaft verpönt sind, und man nehme Bedacht darauf, daß diese Mittel zur richtigen Zeit und am richtigen Orte angewandt werden. Das kann aber nur der, der die Vögel kennt, und wer die Vögel kennen lernen will, dem kann man keinen besseren Rat geben, als daß er sie zunächst in Gefangenschaft halte. Dadurch lernt er den Gesang und die Lockstimmen der Vögel kennen, worauf er in die Lage kommt, ihr Treiben auch in der freien Natur zu verfolgen. Die besten Vogelkenner und somit die berufensten Vogelschützer sind also die Vogelliebhaber und mittelbar auch Vogelfänger und Vogelhändler Deshalb soll man Vogelfang und Vogelhaltung, die ohnehin schon schwer genug sind, möglichst erleichtern, anstatt sie durch gesetzgeberische Maßregeln einzuschränken. Wir können nicht umhin, in denen, die ein reichsgesetzliches Verbot des Fanges und Verkaufs aller freilebenden Vögel anstreben, ärgere Vogelfeinde zu erblicken, als jemals der Polizei in die Hände gefallen sind.

Das allgemeinste Ergebnis unsrer Betrachtungen ist aber dieses: Wenn die Mitglieder des Reichstages und der Regierungen, die durch ihre Beschlüsse so leicht die Freiheit des Staatsbürgers beeinträchtigen können, herangezogen werden sollen, um über Fragen, für deren Beurteilung Kenntnis des Naturhaushaltes erwünscht ist, zu entscheiden, so wird es, auch falls ihnen Sachverständige zur Seite stehen, nichts schaden, wenn eine Belehrung über die Natur und ihren Haushalt in möglichst weite Schichten unsers Volkes, in die höchsten sowohl als in die niedrigsten Kreise — diese sind manchmal besser unterrichtet als jene — dringt. Zu solcher Belehrung ist aber nur befähigt, wer auf der Höhe der Wissenschaft steht und einen weiten, nicht durch Beschäftigung mit einem kleinen Spezialgebiete eingeengten Horizont hat. Was insbesondere die Frage des Vogelschutzes anlangt, so sind als Sachverständige nicht Vogelkenner und Vogelliebhaber schlechtweg, sondern nur solche Vogelkenner und Vogelliebhaber berufen, die sich als Naturforscher von Beruf durch eingehendes Studium über die allgemeinsten Fragen des Naturhaushaltes orientiert haben.

Der große Werftkran in Kiel.

Ein wunderliches Bauwerk, dessen Bestimmung und Bedeutung man sich nicht gleich ohne weiteres erklären kann, wenn es so langsam über das Wasser dahergewandelt kommt, ist der große Schwimmkran der Kaiserlichen Werft in Kiel, im Volksmunde allgemein „Der lange Heinrich“ genannt. Das gewaltige Bauwerk ist in Deutschland das größte seiner Art und bildet für die Werft und den Kriegshafen ein unentbehrliches Universalwerkzeug größten Maßstabes. Der Kran besteht aus einem großen Plattformschiff, auf dem sich eine dreibeinige Pyramide erhebt. Sie setzt sich zusammen aus drei durchsichtigen Säulen, Winkelstahlverbänden, die hoch gen Himmel ragen, und von deren Spitze ein mächtiger Flaschenzug herabhängt. Die Plattform besitzt bei einer Länge von 47 Metern eine Breitenfläche von 17 Quadratmetern; die größte Höhe der Kransäulen beträgt 44 Meter, die größte Auslage 14,7 Meter, und die Hebekraft ist mit 125000 Kilogramm eine ganz gewaltige. Der den eigentlichen Kran tragende Schiffskörper besteht aus einer großen, rechteckigen Plattform, die dem ganzen riesigen Gebäude beim Heben der Maximallast selbst bei bewegtem Seegang die nötige Stabilität gegen Kippen und Schaukeln gewährt. Im Innern, im Raum, befinden sich die beiden Dampfmaschinen, die zwei am Hinterschiff befindliche vierflügelige Schrauben treiben. Diese Schrauben dienen für die Vorwärts- und Rückwärtsbewegung des Schiffes, denn „Der lange Heinrich“ vermag nicht nur die größten Lasten zu heben, sondern auch die schwebende Last selbständig von Ort zu Ort zu schaffen.

Die Maschinerie des Schiffes hat vielseitige Verwendung. Ist sie in Bewegung, so sieht man auf der Plattform eine Anzahl stehender und liegender Walzen, die sich teils schneller, teils langsamer um ihre Achse drehen. Die größte Walze ist eine außergewöhnlich große Kettentrommel, welche die lange, durch den Flaschenzug laufende Kette zum Heben der Last aufwickelt, beziehungsweise beim Senken abwickelt. Kleinere Walzen dienen zum Heben leichterer Lasten, andre wieder zum Auf- oder Abwinden von Ketten und Leinen zum Festmachen des Kranschiffes am Quai, an andern Schiffen oder Festlegen vorm Anker. Im Innern des Schiffsrumpfes befinden sich noch die Lasten (Stauräume) für die nötigen Ketten und Kabel, die Kohlenbunker und die Mannschaftsräume.

Die Hauptaufgaben des großen Kranes bestehen darin, alle schweren Maschinenteile und Kessel aus- und einzusetzen, ebenso die Masten, ferner Geschütze, Geschützteile und Stücke der Panzerung an oder von Bord zu heben. Solche und mancherlei ähnliche Arbeiten fallen dem Kran auf den Bassins der Kaiserlichen Werft zu. Außerdem findet er aber auch draußen noch verschiedentliche Verwendung, vor allem muß er die schweren, großen Ankerbojen für die Kriegsschiffe auslegen, beziehungsweise deren Gründungen versenken; er setzt ferner Schiffsbeiboote aus und ein, hebt angerannte und gesunkene Boote und kleinere Schiffe und mancherlei mehr. So wandert „Der lange Heinrich“ oft tagelang auf der weiten Kieler Föhrde umher als ein riesenstarker, fleißiger Geselle, dessen Arbeiten meist aufmerksame Zuschauer finden.

Ernst Teja Meyer.

Der Kran, aus der Werft auf die Föhrde hinausfahrend.

Der Kran, eine gesunkene Dampfpinasse hebend.

Der große Werftkran in Kiel.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 29.

Von M. Homolka in Eisenach.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 26:

W. 1. De8—e6
S. 1. g4×h3
W. 2. Se5—d3
S. 2. Ke3×d3 od. bel.
W. 3. De6—b3, ×h3 matt.

A.

S. 1. b4—b3
W. 2. De6×b3†
S. 2 d4—d3
W. 3. Db3—b6 matt.

B.

S. 1. g4—g3
W. 2. De6×a6 rc.

C.

S. 1. beliebig anders
W. 2. De6-a2 und
W. 3. Da2—d2, e2, f2 matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Ulrich Hüttinger in Zürich zu 16 (ziemlich spät!); August Höse in Lodz zu 22 und 23 (was bedeutet das „3×3“ am Schluß der letzten Schreiben?); Senglier in Bulgrin zu 24, 25 und 27; Professor Karl Wagner in Wien, Ph. A. Cernovsky in Graz, G. M. in Leipzig zu 25.

Partie Nr. 31.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu London am 17. Juni 1899.

Spanische Partie.

Weiß: E. Lasker-Berlin, beziehungsweise London.
Schwarz: M. Tschigorin-St. Petersburg

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	25. b3×a4	b4—b3 [9])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	26 Dc2—c3	Ta8×a4
3. Lf1—b5	a7—a6	27. Sf5—e3 [6])	Te8—b8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	28. Sh3—f2	Sf6—e8
5. 0—0	Lf8—e7 [1])	29. Sf2—d3	f7—f6
6. Sb1—c3	b7—b5	30. Lc1 d2	De6—c8
7. La4—b3	0—0	31. Td1—a1	Se8—c7 [7])
8. d2—d3	d7—d6	32. Ta1×a4	Lc6×a4
9. Lc1—e3	Sc6—a5	33. f3—f4	e5×f4
10. Sc3—e2	c7—c5	34. Sd3×f4	Dc8—e8
11. c2—c3	Sa5×b3	35. Se3—f5	Tb8—d8
12. a2×b3	Dd8—c7	36. Dc3—e3	La4—d7 [8])
13. Se2—g3 [2])	d6—d5	37. De3×b3	Ld7×f5
14. Dd1—c2	Lc8—b7	38. e4×f5	De8—d7
15 Tf1—e1 [3])	h7—h6	39. Ld2—a5 [9])	Td8—e8
16. Ta1—d1	Tf8—e8	40. Te1—d1	Dd7—c8
17. Le3—c1	Le7—f8	41. Db3—d3	Te8—e5
18. Kg1—h1	Dc7—c6	42. Sf4—g6	Te5—e8
19. Sf3—g1	a6—a5 [4])	43. h2—h3	Sc7—a6 [10])
20. f2—f3	b5—b4	44. Dd3—d5†	Kg8—h7
21. Sg3—f5	Dc6—e6	45. Dd5—f7	Sa6—b4 [11])
22. Sg1—h3	Lb7—c6	46. Td1—d7 [12])	Te8—e1†
23. c3—c4	d5×e4	47. Kh1—h2	Lf8—d6†
24. d3×e4	a5—a4	48. Td7×d6	Dc8×f5
		40. Td6—d8	Aufgegeben.

[1]) Meist geschieht hier Sf6×e4.
[2]) Mit 13. c3—c4 könnte Weiß das Vorrücken des Bd6 verhindern, würde aber dann nach b5—b4 keine Möglichkeit haben, einen seiner Springer nach d5 zu führen, während Schwarz über d7, b8 und c6 das Feld d4 erreichen könnte.
[3]) Der Kampf ist jetzt auf den Punkt e4 gerichtet, den Weiß siegreich verteidigt.
[4]) Schwarz versucht das Stellungsübergewicht, das er auf dem Damenflügel hat, geltend zu machen.
[5]) Hübsch, aber nicht nachhaltig. Der vorgeschobene Bauer erfordert besondere Verteidigung und geht schließlich verloren.
[6]) Bei 27. Dc3×b3 Ta4—b4 (nebst eventuell Lc6-a4 und Tb4—b3) steht Schwarz vorzüglich.
[7]) Dc8—a6 verdiente hier den Vorzug.
[8]) Schwarz hatte nicht nötig, den Bb3 im Stich zu lassen. Er sollte den Springer über a6, b8 und c6 nach e5 oder d4 spielen.
[9]) Weiß behauptet nun den gewonnenen Bauern.
[10]) Weiß beabsichtigte 24. Dd5—d7. Der Textzug ermöglicht eine noch stärkere Fortsetzung.
[11]) Der Springer strebt nach c6, erreicht jedoch sein Ziel nicht mehr
[12]) Nun droht 47. Sg6×f8† nebst 48. Df7×g7 matt.

Kleine Mitteilungen.

Vom 31. Mai bis zum 10. Juli dieses Jahres wurde zu London ein großes **internationales Turnier für auserlesene Meister** ausgefochten. Von den 15 dazu zugelassenen Teilnehmern sollte jeder mit jedem zwei Partien spielen; da einer derselben krankheitshalber in der ersten Hälfte austrat, so blieben für jeden 27 Partien zu erledigen. Davon gewann Emanuel Lasker-Berlin 22½ und erstritt damit den ersten Preis im Betrage von 5000 Mark. Ihm folgten mit je 18 Gewinnpartien Janowski-Paris; Maroczy-Budapest und Pillsbury-New York, die sich in die drei folgenden Preise (3300, 2000, 1600 Mark) mit je 2300 Mark teilten. Der fünfte bis neunte Preis (1300, 1000, 800, 600 und 400 Mark) fielen der Reihe nach an Schlechter-Wien (17 Gewinnpartien), Blackburne-London (15½), Tschigorin-Petersburg (15), Showalter-Georgetown, Kentucky (12½) und Mason (12). Der Altmeister W. Steinitz-New York und der jüngere Meister W. Cohn-Berlin (je 11½ Gewinne) gingen ohne Preis aus, desgleichen die Londoner Spieler Lee (9½), Bird (7) und Tinsley (6).

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 44.

Aus Zeit und Leben.

Der Brand.

Vor dem Brande.

Die Vernichtung der Ausstellung in Como, 8. Juli 1899. (Text Seite 709.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Worträtsel.

Will es dich zur Eile treiben,
Wenn du möchtest länger bleiben,
Oder statt dich anzustrengen,
Träumerei'n liebst nachzuhängen,
Scheust du als Befehl das Wort;
Doch nimmst du zwei Lettern fort
Vom Beginn, und stellst dafür
Zwei an seine Ausgangsthür,
Wird's dir wen'ger noch behagen,
Mußt's als Ungemach nun tragen,
Oder dein Vertrauen fällt
Ihm zum Opfer in der Welt.

Laß uns drum an beiden Enden
Kleine Silben nicht verwenden,
Nur die große bleibe stehn,
Daß wir einen Künstler sehn,
Welcher, wahrhaft deutsch und echt,
Der Romantik ward gerecht,
Und in vielen schönen Bildern
Trefflich wußte sie zu schildern.

M. Sch.

Umstellrätsel.

Wohl scheint hier Natur zu geizen,
Blütenfülle beut sie nicht,
Aber nirgends es an Reizen
Ihrem Walten ganz gebricht.

Umgestellt, das Wörtchen lieben
Wir im Garten nicht und Feld,
Doch wem ist's erspart geblieben,
Bei der Wandrung in der Welt?

Wenn die Zeichen neu sich rühren,
Thu es gründlich und gewandt,
Wo du darfst das Zepter führen,
Falls ein Chaos je entstand.

Nochmals laß die Lettern tauschen
Ihren Platz! In banger Not
Wird nun mancher darauf lauschen,
Ob's auch selbst kein Unheil droht.

M. Sch.

Wörterumwandlungsrätsel.

1. Bonn	2. Maria	3. Milch	4. Rhein	5. Regen
. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
. . . .	. . . . .	Sahne	. . . . .	. . . . .
. . . .	Josef		Seine	. . . . .
Kehl				Sonne

Aus jedem der obenstehenden fünf Wörter ist durch die angedeuteten Verwandlungen (bei 1 von je einem, bei 2—5 von je zwei Buchstaben) das darunterstehende Wort zu bilden.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 42:

Des Silbenrätsels: Handstreich.
Des Worträtsels: Leisten.

Richtige Lösungen sandten ein: E. Riebow geb. Kruse in Hamburg. Ada v. L. in Mannheim (2). Frau Major W. in B. Dr. A. M. in Triest (4). Pila Arani in Bausi Hunyad. Leopoldine Hartensteiner in Chicago. Adolf Lütze in Gotha. „Minna und Emil" in Holzminden (2). „Köbi" in Bern. v. S. in Ratibor. Jak. Fr. Maier in Magstadt. R. W. in Konstantinopel.

Litteratur.

— Der fünfunddreißigste Band des von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenen Shakespeare-Jahrbuchs befindet sich in Vorbereitung und wird demnächst (im Verlage der Langenscheidtschen Verlagshandlung in Berlin) erscheinen. Aus dem reichen Inhalte desselben dürften als bemerkenswert hervorzuheben sein die Ausgabe des verschollenen Dramas von Richard II., das neben dem Shakespeareschen Stück gleichen Titels bestand; neue Forschungen über Shakespeare und seine Zeitgenossen von Professor Köppel in Straßburg, Professor Sarrazin in Kiel, Professor Schick in München, Professor Schröer in Freiburg, Professor Stiefel in München, Dr. von Wurzbach in Wien und andern; Berichte über die Shakespeare-Leistungen der Bühnen, besonders der deutschen, im Jahre 1898, sowie Besprechung der neuesten Shakespeare-Litteratur.

— In sechster, neubearbeiteter Auflage erscheint der zweite Band von Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels" (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Dieser Band ist ausschließlich Shakespeare gewidmet, während der erste, wie wir kurz erinnern wollen, Lessing, Goethe, Schiller und Kleist, der dritte Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube behandelt. In der deutschen Litteratur giebt es kein Werk, das Geist und Inhalt der Shakespeareschen Dramen so kritisch, lichtvoll und zugleich allgemein verständlich würdigt wie das Bulthauptsche Buch. Selbstverständlich hat der Autor bei der neuen Auflage diejenigen bedeutsamen Arbeiten berücksichtigt, die inzwischen in der einschlägigen Litteratur erschienen sind.

— Ein halbes Hundert „Balladen, Legenden und Schwänke" hat Georg Bötticher zu einem bei R. Maeder in Leipzig erschienenen Bande vereinigt. Den Lesern dieses Blattes ist der Autor durch manchen launigen Beitrag wohl bekannt, aus dem Buche aber können sie ersehen, daß er mit nicht minder packender Wirkung auch ernste Töne anzuschlagen weiß. Das Hauptgepräge des Werkchens ist allerdings das eines fröhlichen Humors.

— Eine treffliche Ergänzung zu dem bekannten illustrierten Kochbuch von Löffler-Bechtel bildet das Werk „Die Hausfrau in ihrem Schalten und Walten", unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Professor Dr. Möller (Ulm, Verlag von J. Ebner). Der geschmackvoll ausgestattete, von mehreren Abbildungen und einer größeren Anzahl Textfiguren begleitete Band giebt eingehende Auskunft über alle die Braut, die Gattin und Mutter angehenden Obliegenheiten und Pflichten. In gleicher Weise erstrecken sich die in langjähriger Praxis erprobten Ratschläge auf Haus, Hof und Garten, Nahrung, Kleidung und Wäsche, auf Dienstboten, Kinderstube, Krankenpflege, kurz auf alle Dinge, die das äußerlich kaum wahrnehmbare, aber für das häusliche Behagen doch überaus wichtige Walten der tüchtigen Hausfrau in sich schließt. Dabei sind auch jene Abschnitte nicht vergessen, welche die gesetzliche Stellung der Ehegattin betreffen, bekanntlich ein Kapitel, von dem viele Frauen kaum eine Ahnung haben, während doch oft genug Fälle eintreten, in denen auch diese Kenntnis ihnen von Nutzen sein kann. So bietet das Buch, dessen Widmung die Königin Charlotte von Württemberg entgegengenommen hat, der nachdenkenden Frau, die nach Kräften ihr Heim behaglich auszugestalten sucht und darüber hinaus auch den Anforderungen, die das moderne Leben an jeden stellt, gerecht zu werden trachtet, eine reiche Fülle der Anregung und Belehrung.

Alpines.

— Aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph im Jahre 1888 plante ein Komitee in Wien die Aufstellung eines Jubiläumsobelisken auf dem Ortler. Als der Obelisk fertig und zur Heraufschaffung auf den Ortler bereit war, besann man sich, daß es doch nicht angehe, unter der Flagge eines „patriotischen“ Unternehmens eine ganze Anzahl von Menschen der großen Lebensgefahr auszusetzen, die mit dem Transport der zentnerschweren Obeliskenteile auf die schwer zugängliche Spitze des höchsten Berges der deutschen Alpen (3905 Meter) verbunden war, und die Behörden verboten, wie damals verlautete, auf unmittelbaren Wunsch des Kaisers die Durchführung des Unternehmens. Seitdem konnte man in Trafoi bei dem Gasthof „Zur schönen Aussicht“ die Kisten lagern sehen, welche die Obeliskenteile bergen. Nun endlich, nach elf Jahren, soll der Obelisk aufgestellt werden, aber nicht auf dem Ortler, sondern auf der Dreisprachenspitze (2843 Meter) an der Grenze Oesterreichs, Italiens und der Schweiz. Da bis zur Ferdinandshöhe (2760 Meter) die vortrefflich fahrbare Stilfser Jochstraße und von da ein ziemlich bequemer Weg auf die Dreisprachenspitze führt, bietet der Transport des Obelisken dahin keinerlei Schwierigkeit.

Handschriften-Beurteilung.

R. B., Livland. Sie sind ein lebhafter, unternehmender Mann, begeistern sich schnell für eine Sache, beginnen die Dinge rasch, sind aber in Gefahr, vorzeitig zu erlahmen. Sie neigen dazu, alles eher ernst zu nehmen, haben ein tiefes, leidenschaftliches Gemüt und sind selbstloser Hingabe fähig. Irgend ein Druck oder Zwang, das Gefühl schwerer Verantwortlichkeit scheint auf Ihnen zu lasten und Sie in der freien Bewegung zu hemmen. Ihre Interessen liegen mehr auf materiellem Gebiet. Hartnäckig können Sie dieselben verteidigen, wobei sich manchmal Schärfe zeigt. Sie sind vorsichtig und überlegt.

An. R. S. T. Ihre Schrift zeigt eine gewisse Unfertigkeit oder Einseitigkeit in der Bildung, sowie auch eine Offenheit, die mitunter an Naivität grenzt. Sie haben sich noch nicht losgelöst von der Schulschablone und gehen noch wenig eigne Wege, so viel Festigkeit und Bestimmtheit Ihnen auch eigen ist. In Ihrem ganzen Wesen und Auftreten sind Sie sehr einfach und natürlich, und Sie sind auch in Wirklichkeit das, wovon Sie den Eindruck machen: ein durchaus reeller, vertrauenerweckender Charakter. Was man Ihnen wünschen möchte, wäre etwas mehr Biegsamkeit und Schmiegsamkeit. Dadurch und durch etwas größere Anpassungsfähigkeit würde Ihr Wesen sehr an „Liebenswürdigkeit“ gewinnen.

Dolly. Alles Weichliche liegt sowohl Ihrer Schwester wie Ihnen in Wesen und Charakter fern, ja, wer Sie nicht ganz genau kennt, vermißt alle Biegsamkeit und Weichheit. Auch Sie haben einen klaren Verstand, dabei aber mehr Phantasie und mehr Streben nach Bizarrem, nach Größe und Vornehmheit als Ihre Schwester. Sie sind kühler im Empfinden und schließen sich langsam und nicht ohne Ueberlegung andern an. Sie sind energisch, gewissenhaft, pünktlich und ordentlich.

H. Schüntz. Ein sich zwanglos dem Impuls und den Gefühlen Hingeben kennen Sie nicht; aus Furcht vor Ihrer eignen Sensibilität oder aus sonst einem Grunde thun Sie sich Gewalt an, verstellen sich und wollen kühler und indifferenter scheinen, als Sie in Wirklichkeit sind. Auf großartiges, geselliges Leben legen Sie keinen Wert. Sie ziehen die Häuslichkeit, den gemütlichen Familienkreis all dem vor und kommen da am besten zur Geltung. Sie sind sehr einfach und natürlich, im Auftreten bescheiden, sich im Hintergrund haltend, stets bestrebt, alles Unnötige und Auffallende zu vermeiden. Sie beobachten gut, haben Scharfblick, ein feines Gefühl und Takt. Ehrgeizig und zuversichtlich streben Sie vorwärts.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.

Briefmappe.

R. M. W. in W. 1. Ist der wirkliche Name der Verfasserin, die zu Minden in Westfalen wohnt. 2. Wird geschehen.

Johann B. in Wien. Von Ihren schönen Gedichten hier zunächst das eine:

Das Glück hab ich nicht.

Wie traurig saß ich ganz verlassen
Im stillen grünen Wald,
Ein Vöglein hat erschallen lassen
Sein muntres' Lied.

Ich dachte wie glücklich bist Du
Du lebest ohne Sorgen,
Und kannst wandern im nu
Wohin du willst.

Wie glücklich wär auch ich
Wenn ich dasselbe wär
Doch das Glück hab' ich nicht
Es kränkt mich sehr.

E. A. S. Als Gelegenheitsgedicht sehr anerkennenswert, doch für uns nicht verwendbar.

E. N. in H. Künstlerpostkarten aus dem herrlichen Semmering-Gebiet bringt der Verlag von Philipp & Kramer zu Wien in den Verkehr. Die Aquarellen von Hans Wilt sind trefflich wiedergegeben.

A. v. L. in P. Die Prägung von Hochzeitsmedaillen war in früherer Zeit ein viel geübter Brauch. Ihn neu zu beleben, hat sich die Stuttgarter Metallwarenfabrik (Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm) erfolgreich zur Aufgabe gestellt. Die von ihr verfertigte Medaille (in der Größe eines Fünfmarkstückes) zeigt auf der Vorderseite eine sinnige Allegorie, auf der Rückseite, umrankt von Emblemen, ein Täfelchen zur Eingravierung des Datums nebst dem Spruch: „Sei getreu bis in den Tod.“ Für grüne, silberne, goldene und Diamant-Hochzeiten sicherlich ein anmutiges Gedenkzeichen.

J. K. in Berlin, H. M. in D., Rudolf A. in G. Mit Dank abgelehnt.

St. in Berlin. Sie befinden sich im Irrtum. Zolas neuer Roman erscheint nicht in „Ueber Land und Meer“, sondern in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“.

„English“. 1. Das Werk „The martyrdom of an empress“ ist bei Harper & Brothers in London und New York erschienen (gebunden 7,50 Mark). Eine deutsche Ausgabe ist unsers Wissens noch nicht vorhanden. Wegen des Bezugs mögen Sie sich an F. A. Brockhaus' Sortiment in Leipzig wenden. 2.—3. Die Buchhandlung von W. Frick, Wien I, Graben 27, wird Ihnen Auskunft erteilen können.

K. K. in A., F. A. R. in S. Uns unverständlich.

Worträtsel.

Will es dich zur Eile treiben,
Wenn du möchtest länger bleiben,
Oder statt dich anzustrengen,
Träumerei'n liebst nachzuhängen,
Scheust du als Befehl das Wort;
Doch nimmst du zwei Lettern fort
Vom Beginn, und stellst dafür
Zwei an seine Ausgangsthür,
Wird's dir wen'ger noch behagen,
Mußt's als Ungemach nun tragen,
Oder dein Vertrauen fällt
Ihm zum Opfer in der Welt.

Laß uns drum an beiden Enden
Kleine Silben nicht verwenden,
Nur die große bleibe stehn,
Daß wir einen Künstler sehn,
Welcher, wahrhaft deutsch und echt,
Der Romantik ward gerecht,
Und in vielen schönen Bildern
Trefflich wußte sie zu schildern.

M. Sch.

Umstellrätsel.

Wohl scheint hier Natur zu geizen,
Blütenfülle beut sie nicht,
Aber nirgends es an Reizen
Ihrem Walten ganz gebricht.

Umgestellt, das Wörtchen lieben
Wir im Garten nicht und Feld,
Doch wem ist's erspart geblieben,
Bei der Wandrung in der Welt?

Wenn die Zeichen neu sich rühren,
Thu es gründlich und gewandt,
Wo du darfst das Zepter führen,
Falls ein Chaos je entstand.

Nochmals laß die Lettern tauschen
Ihren Platz! In banger Not
Wird nun mancher darauf lauschen,
Ob's auch selbst kein Unheil droht.

M. Sch.

Wörterumwandlungsrätsel.

1. Bonn	2. Maria	3. Milch	4. Rhein	5. Regen
....	.....	.....	.....	.....
....	.....	.....	.....	.....
....	.....	Sahne	.....	.....
....	Josef		Seine	.....
Kehl				Sonne

Aus jedem der obenstehenden fünf Wörter ist durch die angedeuteten Verwandlungen (bei 1 von je einem, bei 2—5 von je zwei Buchstaben) das darunterstehende Wort zu bilden.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 42:

Des Silbenrätsels: Handstreich.
Des Worträtsels: Leisten.

Richtige Lösungen sandten ein: E. Riebow geb. Kruse in Hamburg. Ada v. L. in Mannheim (2). Frau Major W. in B. Dr. A. M. in Triest (4). Pila Arani in Vausi Hunyad. Leopoldine Hartensteiner in Chicago. Adolf Lütze in Gotha. „Minna und Emil" in Holzminden (2). „Köbi" in Bern. v. S. in Ratibor. Jak. Fr. Maier in Magstadt. R. W. in Konstantinopel.

Litteratur.

— Der fünfunddreißigste Band des von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenen Shakespeare-Jahrbuchs befindet sich in Vorbereitung und wird demnächst (im Verlage der Langenscheidtschen Verlagshandlung in Berlin) erscheinen. Aus dem reichen Inhalte desselben dürften als bemerkenswert hervorzuheben sein die Ausgabe des verschollenen Dramas von Richard II., das neben dem Shakespeareschen Stück gleichen Titels bestand; neue Forschungen über Shakespeare und seine Zeitgenossen von Professor Köppel in Straßburg, Professor Sarrazin in Kiel, Professor Schick in München, Professor Schröer in Freiburg, Professor Stiefel in München, Dr. von Wurzbach in Wien und andern; Berichte über die Shakespeare-Leistungen der Bühnen, besonders der deutschen, im Jahre 1898, sowie Besprechung der neuesten Shakespeare-Litteratur.

— In sechster, neubearbeiteter Auflage erscheint der zweite Band von Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels" (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Dieser Band ist ausschließlich Shakespeare gewidmet, während der erste, wie wir kurz erinnern wollen, Lessing, Goethe, Schiller und Kleist, der dritte Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube behandelt. In der deutschen Litteratur giebt es kein Werk, das Geist und Inhalt der Shakespeareschen Dramen so kritisch, lichtvoll und zugleich allgemein verständlich würdigt wie das Bulthauptsche Buch. Selbstverständlich hat der Autor bei der neuen Auflage diejenigen bedeutsamen Arbeiten berücksichtigt, die inzwischen in der einschlägigen Litteratur erschienen sind.

— Ein halbes Hundert „Balladen, Legenden und Schwänke" hat Georg Bötticher zu einem bei R. Maeder in Leipzig erschienenen Bande vereinigt. Den Lesern dieses Blattes ist der Autor durch manchen launigen Beitrag wohl bekannt, aus dem Buche aber können sie ersehen, daß er mit nicht minder packender Wirkung auch ernste Töne anzuschlagen weiß. Das Hauptgepräge des Werkchens ist allerdings das eines fröhlichen Humors.

— Eine treffliche Ergänzung zu dem bekannten illustrierten Kochbuch von Löffler-Bechtel bildet das Werk „Die Hausfrau in ihrem Schalten und Walten", unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Professor Dr. Möller (Ulm, Verlag von J. Ebner). Der geschmackvoll ausgestattete, von mehreren Abbildungen und einer größeren Anzahl Textfiguren begleitete Band giebt eingehende Auskunft über alle die Braut, die Gattin und Mutter angehenden Obliegenheiten und Pflichten. In gleicher Weise erstrecken sich die in langjähriger Praxis erprobten Ratschläge auf Haus, Hof und Garten, Nahrung, Kleidung und Wäsche, auf Dienstboten, Kinderstube, Krankenpflege, kurz auf alle Dinge, die das äußerlich kaum wahrnehmbare, aber für das häusliche Behagen doch überaus wichtige Walten der tüchtigen Hausfrau in sich schließt. Dabei sind auch jene Abschnitte nicht vergessen, welche die gesetzliche Stellung der Ehegattin betreffen, bekanntlich ein Kapitel, von dem viele Frauen kaum eine Ahnung haben, während doch oft genug Fälle eintreten, in denen auch diese Kenntnis ihnen von Nutzen sein kann. So bietet das Buch, dessen Widmung die Königin Charlotte von Württemberg entgegengenommen hat, der nachdenkenden Frau, die nach Kräften ihr Heim behaglich auszugestalten sucht und darüber hinaus auch den Anforderungen, die das moderne Leben an jeden stellt, gerecht zu werden trachtet, eine reiche Fülle der Anregung und Belehrung.

Alpines.

— Aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph im Jahre 1888 plante ein Komitee in Wien die Aufstellung eines **Jubiläumsobelisken auf dem Ortler**. Als der Obelisk fertig und zur Heraufschaffung auf den Ortler bereit war, besann man sich, daß es doch nicht angehe, unter der Flagge eines „patriotischen“ Unternehmens eine ganze Anzahl von Menschen der großen Lebensgefahr auszusetzen, die mit dem Transport der zentnerschweren Obeliskenteile auf die schwer zugängliche Spitze des höchsten Berges der deutschen Alpen (3905 Meter) verbunden war, und die Behörden verboten, wie damals verlautete, auf unmittelbaren Wunsch des Kaisers die Durchführung des Unternehmens. Seitdem konnte man in Trafoi bei dem Gasthof „Zur schönen Aussicht“ die Kisten lagern sehen, welche die Obeliskenteile bergen. Nun endlich, nach elf Jahren, soll der Obelisk aufgestellt werden, aber nicht auf dem Ortler, sondern auf der **Dreisprachenspitze** (2843 Meter) an der Grenze Oesterreichs, Italiens und der Schweiz. Da bis zur Ferdinandshöhe (2760 Meter) die vortrefflich fahrbare Stilfser Jochstraße und von da ein ziemlich bequemer Weg auf die Dreisprachenspitze führt, bietet der Transport des Obelisken dahin keinerlei Schwierigkeit.

Handschriften-Beurteilung.

R. B., Livland. Sie sind ein lebhafter, unternehmender Mann, begeistern sich schnell für eine Sache, beginnen die Dinge rasch, sind aber in Gefahr, vorzeitig zu erlahmen. Sie neigen dazu, alles eher ernst zu nehmen, haben ein tiefes, leidenschaftliches Gemüt und sind selbstloser Hingabe fähig. Irgend ein Druck oder Zwang, das Gefühl schwerer Verantwortlichkeit scheint auf Ihnen zu lasten und Sie in der freien Bewegung zu hemmen. Ihre Interessen liegen mehr auf materiellem Gebiet. Hartnäckig können Sie dieselben verteidigen, wobei sich manchmal Schärfe zeigt. Sie sind vorsichtig und überlegt.

An. R. S. T. Ihre Schrift zeigt eine gewisse Unfertigkeit oder Einseitigkeit in der Bildung, sowie auch eine Offenheit, die mitunter an Naivität grenzt. Sie haben sich noch nicht losgelöst von der Schulschablone und gehen noch wenig eigne Wege, so viel Festigkeit und Bestimmtheit Ihnen auch eigen ist. In Ihrem ganzen Wesen und Auftreten sind Sie sehr einfach und natürlich, und Sie sind auch in Wirklichkeit das, wovon Sie den Eindruck machen: ein durchaus reeller, vertrauenerweckender Charakter. Was man Ihnen wünschen möchte, wäre etwas mehr Biegsamkeit und Schmiegsamkeit. Dadurch und durch etwas größere Anpassungsfähigkeit würde Ihr Wesen sehr an „Liebenswürdigkeit“ gewinnen.

Dolly. Alles Weichliche liegt sowohl Ihrer Schwester wie Ihnen in Wesen und Charakter fern, ja, wer Sie nicht ganz genau kennt, vermißt alle Biegsamkeit und Weichheit. Auch Sie haben einen klaren Verstand, dabei aber mehr Phantasie und mehr Streben nach Bizarrem, nach Größe und Vornehmheit als Ihre Schwester. Sie sind kühler im Empfinden und schließen sich langsam und nicht ohne Ueberlegung andern an. Sie sind energisch, gewissenhaft, pünktlich und ordentlich.

H. Schüntz. Ein sich zwanglos dem Impuls und den Gefühlen Hingeben kennen Sie nicht; aus Furcht vor Ihrer eignen Sensibilität oder aus sonst einem Grunde thun Sie sich Gewalt an, verstellen sich und wollen kühler und indifferenter scheinen, als Sie in Wirklichkeit sind. Auf großartiges, geselliges Leben legen Sie keinen Wert. Sie ziehen die Häuslichkeit, den gemütlichen Familienkreis all dem vor und kommen da am besten zur Geltung. Sie sind sehr einfach und natürlich, im Auftreten bescheiden, sich im Hintergrund haltend, stets bestrebt, alles Unnötige und Auffallende zu vermeiden. Sie beobachten gut, haben Scharfblick, ein feines Gefühl und Takt. Ehrgeizig und zuversichtlich streben Sie vorwärts.
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz, Schweiz.

Briefmappe.

R. M. B. in W. 1. Ist der wirkliche Name der Verfasserin, die zu Minden in Westfalen wohnt. 2. Wird geschehen.

Johann B. in Wien. Von Ihren schönen Gedichten hier zunächst das eine:

Das Glück hab ich nicht.
Wie traurig sas ich ganz verlassen
Im stillen grünen Wald,
Ein Vöglein hat erschallen lassen
Sein muntres' Lied.

Ich dachte wie glücklich bist Du
Du lebest ohne Sorgen,
Und kannst wandern im nu
Wohin du willst.

Wie glücklich wär auch ich
Wenn ich dasselbe wär
Doch das Glück hab' ich nicht
Es kränkt mich sehr.

E. A. S. Als Gelegenheitsgedicht sehr anerkennenswert, doch für uns nicht verwendbar.

E. N. in H. **Künstlerpostkarten** aus dem herrlichen **Semmering-Gebiet** bringt der Verlag von Philipp & Kramer zu Wien in den Verkehr. Die Aquarellen von Hans Wilt sind trefflich wiedergegeben.

A. v. L. in P. Die Prägung von **Hochzeitsmedaillen** war in früherer Zeit ein viel geübter Brauch. Ihn neu zu beleben, hat sich die Stuttgarter Metallwarenfabrik (Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm) erfolgreich zur Aufgabe gestellt. Die von ihr verfertigte Medaille (in der Größe eines Fünfmarkstückes) zeigt auf der Vorderseite eine sinnige Allegorie, auf der Rückseite, umrankt von Emblemen, ein Täfelchen zur Eingravierung des Datums nebst dem Spruch: „Sei getreu bis in den Tod.“ Für grüne, silberne, goldene und Diamant-Hochzeiten sicherlich ein anmutiges Gedenkzeichen.

J. K. in Berlin, H M. in D., Rudolf A. in G. Mit Dank abgelehnt.

St. in Berlin. Sie befinden sich im Irrtum. Zolas neuer Roman erscheint nicht in „Ueber Land und Meer“, sondern in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“.

„English“. 1. Das Werk „The martyrdom of an empress“ ist bei Harper & Brothers in London und New York erschienen (gebunden 7,50 Mark). Eine deutsche Ausgabe ist unsers Wissens noch nicht vorhanden. Wegen des Bezugs mögen Sie sich an F. A. Brockhaus' Sortiment in Leipzig wenden. 2.—3. Die Buchhandlung von W. Frick, Wien I, Graben 27, wird Ihnen Auskunft erteilen können.

K. K. in A., F. A. N. in S. Uns unverständlich.

Notizblätter.

Frauenbewegung.

— Frau Jeanette Schwerin †. Infolge einer Operation, die durch ein langjähriges Leiden zur Notwendigkeit geworden war, ist am 14. Juli die nicht nur in allen Kreisen der Berliner Bevölkerung, sondern auch in ganz Deutschland durch ihre vielseitige und segensreiche Thätigkeit bekannte Frau Dr. Schwerin sanft entschlafen. Eine Tochter des durch seine politische Thätigkeit in weiteren Kreisen bekannten Berliner Arztes Dr. Abarbanell, des Mitbegründers des Berliner Handwerkervereins, lernte sie bereits als Kind soziale und humanitäre Fragen von weitgehendem Interesse kennen, und durch ihre die Wohlthätigkeit eifrig pflegende Mutter wurde sie für gemeinnützige, den Armen und Schwachen dienende Thätigkeit zeitig gewonnen. Als sie sich später mit dem Arzt Dr. Schwerin vermählte, fand sie an diesem vortrefflichen Manne für ihre vielseitige, allen Wohlfahrtseinrichtungen zugewandte Thätigkeit die eifrigste Unterstützung, und sie, die mit ruhig prüfendem Blick und klarstem Verständnis für alles Nötige und Erreichbare eine rastlose Thätigkeit verband, trat bald in die erste Reihe der Führerinnen der Frauenbewegung. Frau Schwerin, die leider aus der Blüte ihres Lebens abgerufen worden ist, da sie erst die Mitte der Vierzig erreicht hatte, kann unbedingt als eine von denjenigen Damen bezeichnet werden, die die eigentliche Bedeutung und den Umfang der Frauenfrage in ihren tiefsten Ursachen erkannt und mit Scharfblick und Energie nach der Verwirklichung der erreichbaren vorgesteckten Ziele gestrebt haben. Sie erfaßte die Frage nicht nur nach der ethischen und wirtschaftlichen, sondern auch nach der intellektuellen und rechtlichen Seite, und überall zeigte sie eine gewinnende Milde und Herzlichkeit, die jede Ueberhebung wie jeden Uebereifer ausschloß. Die Frauenbewegung hat in ihr eine ihrer liebenswertesten und arbeitskräftigsten Vertreterinnen verloren. Und nicht etwa rein empirisch wandte sie sich ihren Aufgaben zu, sie studierte vielmehr mit größtem Eifer die bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen, entdeckte bald ihre Vorzüge und Mängel und war stets auf heilsame Reformen und Aenderungen bedacht, ohne das Bewährte irgendwie anzutasten. Charakteristisch für das Wesen und Wirken der Heimgegangenen ist ihre eifrige Thätigkeit in der „Gesellschaft für ethische Kultur“, wo ihre Umsicht, ihr groß angelegtes Organisationstalent und ihre Fähigkeit, die verschiedenartigen Kräfte einem gemeinsamen Dienst ein- und unterzuordnen, die vielseitigste Verwendung fanden. Ihre freundlichen Beziehungen zu M. von Egidy sind gewiß auf ihre sozial-ethischen Anschauungen von bedeutendem Einfluß gewesen; an praktischer Tüchtigkeit und Initiative war sie ihm ebenbürtig. Sie hat die Anregung zu der „Auskunftsstelle“ der genannten Gesellschaft gegeben und die Stelle selbst jahrelang mustergültig geleitet; ebenso sind die segensreich wirkenden „Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit“ auf ihre Initiative zurückzuführen. Unter den Frauen, die ihre Geschlechtsgenossen systematisch und praktisch zur Thätigkeit auf sozialem Gebiete zu erziehen und anzuregen wußten, wird der Name Jeanette Schwerin stets mit Auszeichnung genannt werden. Durch ihr Beispiel und ihre überzeugende, oft hinreißende Beredsamkeit verstand sie Interesse für die Armen- und Waisenpflege wachzurufen und die städtische Verwaltung zu so weitgehenden Konzessionen an die thätige Anteilnahme der Frauen bei der Armen- und Waisenpflege zu bestimmen, daß ihnen auf diesem Gebiete ganz dieselben Rechte eingeräumt wurden als den Männern. Der Lage der Arbeiterinnen wandte sich die Entschlafene mit besonderem Interesse zu. Sie begründete innerhalb des Bundes deutscher Frauenvereine eine „Zentralstelle für das Studium der Arbeiterinnenfrage“ und die ersten gründlichen Anfänge einer Statistik der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterinnen. Auf ihre hervorragende Thätigkeit in dem Arbeiterschutzkongreß in Zürich (1897) haben wir in dieser Zeitschrift hingewiesen, auch ihren bedeutsamen Anteil an der Begründung von Kursen zur Ausbildung von weiblichen Fabrikinspektoren gebührend hervorgehoben. Neben dieser sozialen Thätigkeit verdient aber die bedeutsame litterarische und rednerische Thätigkeit von Jeanette Schwerin wie ihr Wirken als Hausfrau, treue Gattin und vortreffliche Mutter Ehre und Anerkennung.

R. W.

Forschungsreisen.

— Dr. Swen Hedin, der kürzlich seine neue Reise nach Zentralasien angetreten hat, teilt in einem Privatbriefe Näheres über seine Pläne mit, woraus hervorgeht, daß er sich ohne Aufenthalt nach Osch begiebt, wo ihn sein treuer Begleiter während der letzten Expedition, Islam Baj, erwartet. Dort wird die erste Karawane zusammengestellt, mit der Hedin nach Kaschgar, der westlichsten Stadt Ostturkestans, geht, um sodann geradeswegs zu dem uralten See Lop-Nor zu marschieren. Hier bleibt Hedin den Winter hindurch, um seine Forschungen betreffs der Lage dieses Sees fortzusetzen und nachzuweisen, daß der Lop-Nor früher eine nördlichere Lage gehabt hat. Dort will Hedin auch nach einigen alten Karawanenwegen und Ruinenstätten suchen, von deren Vorhandensein er während seiner vorigen Reise gerüchtweise erzählen hörte. Im Frühjahr 1900 geht er mit Kamelen nach Tsaidam und bringt dann das ganze Jahr hindurch im Innern Tibets zu, um unbekannte Gebiete zu erforschen. Das Winterquartier 1900—1901 schlägt er in 5000 Meter Höhe (etwas über Höhe des Montblanc) auf, da es von größtem physikalisch-geographischem Interesse ist, etwas über die Natur eines tibetanischen Winters zu erfahren. Nach der Ueberwinterung im Frühjahr 1901 will Hedin versuchen, in der einen oder andern Art nach Indien zu kommen, von wo er wieder über Kaschmir, Leh, den Karakorumpaß und Kaschgar zurückgeht.

Völkerkunde.

— Chinesischen Blättern zufolge hat die Kaiserin-Witwe Tzu-hsi genehmigt, daß die große chinesische Mauer, „der Wall der 10 000 Jahre (pai-tang)“, aus politischen, finanziellen und kommerziellen Gründen abgetragen werde. Diese vor Jahrtausenden erbaute Mauer hatte einstmals den Zweck, das chinesische Reich vor den räuberischen Einfällen der Tataren (Mongolen) zu beschützen. Heute jedoch, wo die Mongolen schon längst mit China vereinigt sind, ja in diesem Reiche sogar eine mongolische Dynastie herrscht, die ihre Hauptstütze in ihren Landsleuten findet — in Peking befindet sich der Kaiserpalast nicht in der Chinesenstadt, sondern in der nördlich gelegenen Mongolenstadt, wo auch die fremden Gesandten residieren —, wäre es sehr eigentümlich, wenn der Herrscher sich noch weiter gegen seine getreuesten Unterthanen absperren wollte. Dazu kommt noch der Umstand, daß diese Mauer, die eine Länge von einigen hundert Meilen hat, im ganzen nur vier Thore besitzt, die für den heutigen Verkehr nicht mehr ausreichen. Daher ist es gekommen, daß im Jahre 1894 mongolische Truppen, die nach China eilten, mehrere Tage längs der großen Mauer marschieren mußten, bis sie endlich zu einem dieser vier Thore kamen. Zudem verschlingt die Erhaltung der Riesenmauer samt ihren unzähligen Türmen und deren Besatzungen jährlich ungeheure Summen, während ihr Nutzen — daß man sie auch als Militär- und Poststraße verwenden kann — heute im Zeitalter der Eisenbahnen ganz gering ist. Aus diesen Gründen wurde die Abtragung beschlossen. Der chinesische Hof rechnet dabei auch darauf, daß die Abtragung, die mindestens zehn Jahre dauern dürfte, Hunderttausenden von Mongolen und Chinesen Arbeit geben werde, die so nicht nach Amerika, Indien oder Australien auszuwandern brauchen.

Naturkunde.

— Im Landwirtschaftsministerium zu Washington werden jetzt die Wachstums- und Lebensvorgänge der Pflanzen photographisch verzeichnet. Ein selbstthätiger Apparat nimmt stündlich ein Bild ab, und für die nächtlichen Aufnahmen löst er jedesmal ein elektrisches Augenblickslicht aus. Die Beobachtungen gelten besonders den parasitischen Krankheiten der Pflanzen. In ähnlicher Weise sollen Reihenbilder mit Röntgenschen Strahlen gewonnen werden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 45.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899. Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Erscheint jeden Sonntag. Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Ein tönendes Erz.

Novelle
von

Margarete von Oertzen.

Schwester Elisabeth hatte die Nachtwache in dem kleinen Krankenhause der Diakonissen. Der Tag war sonnig gewesen, die Luft rosig von Apfelblüten, und die Amseln hatten gerufen von früh bis spät, bald auf dem Pfirsichbaum, bald im ersten Grün des Rasens. Ja, sie streiften mit raschem Flügel dicht am Boden hin, und ihr Lockruf verstummte erst, als die Frühlingssonne schlafen ging.

Das Gesicht der jungen Schwester glich dem sonnigen Tage. Alles war so still, so friedvoll. Die Kranken versorgt — bis auf einen. Der war ungeduldig.

Schon wieder dies wütende Läuten. Die Uhr zeigte auf eins.

Die Schwester lächelte in sich hinein. ‚Nummer 4,‘ dachte sie. ‚Zum fünfzehntenmal heute. Wie ungebärdig sind doch diese jungen Männer! Schlimmer als die Kinder.‘

Sie erhob sich und ging rasch und leise die einsamen Flure entlang, im fahlen Schein der Lampen. Unter ihrer Hand öffnete sich lautlos die Thür zu dem Krankenzimmer erster Klasse. Kissen und Decken, sogar Gläser und Medizinflaschen lagen am Boden; der Patient selbst saß aufgerichtet im Bette und preßte die Hand auf die Brust.

Herzogin Sophie (Gräfin Törring). Herzogin Elisabeth.

Herzogin Maria Gabriele. Herzog Franz Joseph. Herzogin Maria Josepha. Herzog Karl Theodor. Herzog Ludwig Wilhelm.

Zum sechzigsten Geburtstag des Herzogs Karl Theodor in Bayern, 9. August 1899. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Dittmar in München.

„Seit drei Stunden hat niemand nach mir gesehen!“ sagte er heftig.

Schwester Elisabeth war vor zehn Minuten bei ihm gewesen. Da hatte er sie angestarrt, schweigend — sie widersprach ihm nicht. Ruhig bückte sie sich nach den Kissen, ruhig trat sie ans Fenster und öffnete weit beide Flügel. Die Sternennacht brach gleichsam mit Gewalt in die heiße Stube. Es wurde ganz dunkelblau um den Kranken.

„Ist hier alles stumm geboren? Warum erhalte ich keine Antwort?“ rief der Mann und warf sich von neuem in die Kissen. „Warum begrabt ihr mich hier lebendig? Giebt es denn kein Menschenangesicht für mich? Lauter schwarze Gewänder und gesenkte Blicke! Kommen Sie her, daß ich Sie sehe,“ endigte er herrisch.

Schwester Elisabeth beugte sich über ihn und hielt ihm ein Glas Wasser an die Lippen.

„Wie heißen Sie?“

„Schwester Elisabeth.“

„Ja, ja. Aber wie weiter?“

„Das thut nichts zur Sache.“

„Sie sind jung.“

„Wünschen Sie nichts mehr zu trinken?“

„Na, erlauben Sie doch wenigstens, daß ich mich Ihnen vorstelle! Oder sind wir hier ganz am Nordpol? Da ich die Ehre habe, von Ihnen gepflegt zu werden . . .“

Sie machte eine kühle, abwehrende Handbewegung. „Wir erfahren die Namen der Kranken durch die Oberin und den Arzt.“

„So! In der That? Wir werden ja wohl auch numeriert, was?“

‚Hochgradiges Fieber,‘ dachte Elisabeth und schraubte an dem Etui des Fiebermessers.

„Sie wollen wohl messen?“ fuhr der Kranke heftig fort. „Ich sag' Ihnen, ich hab' kein Fieber — aber ich muß Menschen sehen, sonst verlier' ich den Verstand — ich kann nicht so allein liegen, ich will nicht!“

Elisabeth nahm mit unveränderter Miene seine Hand und hielt sie eine Weile in der ihren. Das beruhigt.

Sie sah, wie sein junges Gesicht plötzlich errötete. Sie ließ seine Hand fallen.

„Ich heiße Kelling, Markwart Kelling, und liege hier, weil —“

„Ich weiß.“

„Was wissen Sie?“

„Daß Sie mit dem Pferde gestürzt sind,“ sagte die Schwester sanft, wie man zu einem Kinde spricht; „daß Sie sich verletzt haben, daß wir Sie hier gesund machen werden, wenn Sie nur ruhig bleiben und still liegen — ganz still.“

„Setzen Sie sich! Es stört mich, wenn jemand vor mir steht.“

Elisabeth setzte sich und überlegte, ob sie den Doktor rufen lassen solle.

Der Kranke atmete auf und schloß die Augen. Mit gefalteten Händen saß die Schwester am Bette dieses Mannes, wie sie schon an vielen andern Betten gesessen hatte. Von draußen klang ein Rauschen ins Zimmer — so rauscht es oft in der Nacht, wie von fernen Meeren.

„Heilige Elisabeth,“ murmelte Kelling, „die kam heiter und fröhlich zu den Armen und Kranken. Die hatte den Arm voll Rosen. Warum haben Sie keine Rosen, Schwester Elisabeth? Wenn Sie ein Mensch sind, so reden Sie.“

Die Schwester seufzte und wünschte den Morgen herbei. „Sie sollen schlafen. Sie werden etwas Schönes und Gutes träumen.“

„Und Sie bleiben?“

„Ja.“

Im Morgengrauen fuhr er empor. Er war allein, das Nachtlicht erloschen. Die blaue Sternennacht verlor sich im Nebel, der aus den feuchten Gartengründen dampfte.

„Schwester! Schwester Elisabeth!“ rief er entsetzt.

Ein freundliches altes Gesicht beugte sich über ihn. Er stieß die runzlige Hand zurück, die ihm die Decken zurechtschob. „Ich will meine Schwester! Wo ist sie?“

„Sie meinen Schwester Elisabeth? Die ruht. Ich habe sie abgelöst.“

„Man soll sie holen . . .“

„Ja, ja,“ tröstete die alte Diakonissin und ging nickend aus der Thür, um einen Boten zum Hausarzt zu schicken.

Im Laufe des Nachmittags kamen mehrere Freunde des Barons Kelling, um Erkundigungen einzuziehen. Schwester Elisabeth erteilte ihnen leisen Bescheid vor der Thür.

„Sein Zustand ist beunruhigend.“

„Daß die Pferde ihn noch mal ruinieren würden, dacht' ich mir wohl,“ flüsterte Leutnant Galenz. „Aber daß er den Tod davon haben soll . . .“

Leutnant Rögge starrte zu Boden. Er war sehr blaß. „Und sehen darf man ihn nicht?“

„Es ist unmöglich.“

„Armer Kerl — armer Kerl! Hat er viel Schmerzen?“

„Gar keine.“

„Und doch? . . .“

„Und doch! — Sie entschuldigen mich wohl?“

Die beiden Offiziere verbeugten sich und gingen mit ehrfurchtsvoll gedämpften Schritten durch die endlos langen Korridore.

„Diese Schwestern mit ihrer grausamen Gleichgültigkeit — diese unbeteiligt kühlen Mienen, als ob es sie nichts anginge, wenn ein Prachtstück von einem Menschen aus dem warmen Leben gerissen wird — das thut einem weh, das regt einen auf!“

„Lieber Junge, wenn die Schwestern bei jedem Kranken und um jeden Sterbenden weinen wollten —“

„Diese Diakonissin war übrigens ein schönes Weib.“

„Weib?“ fragte der andre mit schmerzlichem Spott. „Sag, ein Engel. Das paßt. Weißt du, ganz offen gesagt — mir war sie unheimlich.“

*

„Pflegen Sie den Baron Kelling?“

„Ja,“ erwiderte Schwester Elisabeth und blickte mit einiger Verwunderung auf die junge Dame, die sie also zur Rede stellte. Sie war klein, dunkel und elegant gekleidet; mit ihr war ein großer, blonder, lächelnder Herr gekommen. Beide verbreiteten einen scharfen Zigarettenduft.

„Sagen Sie ihm, wir seien selbst dagewesen. Geben Sie ihm diese Rose. Haben Sie wirklich Ordre, niemand vorzulassen?“

„Aber, mein Kind!“ unterbrach der Herr sie mit unnachahmlichem Phlegma.

„Man kann nie wissen. Es giebt Fälle . . .“

Der Herr zog seinen Hut vor der Schwester und reichte dann seiner Frau den Arm.

„Ich möchte dich darauf aufmerksam machen Lenia, daß diese Diakonissen sich aus den ersten Kreisen —“ murmelte er ihr im Fortgehen zu.

„Ich hasse sie. Sie gehen mir auf die Nerven. Es giebt eine Ruhe, die unverschämt ist!“

Schwester Elisabeth brachte inzwischen ihrem Patienten die Rose und die Karte des blonden Herrn.

Kelling machte eine ungeduldige Bewegung. Ein gelber Hauch lag über den eingefallenen Wangen.

„Ich bitte Sie, nehmen Sie das fort. Es riecht nach ägyptischen Zigaretten. Marquis und Marquise Baril . . .“ las er wie zerstreut. „Merkwürdig . . . Schwester, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so bringen Sie mir nie etwas von — von der Außenwelt. Ich verlange nichts als mein Stück blauen Himmel und zuweilen ein gutes Wort von — Ihnen. Es ist ein Segen, krank zu sein; es ist ein ganz wundersamer Zauber. Ich will ihn mir nicht stören lassen durch Rosen, die nach Tabak duften. Ach! Die Stimmung ist mir verdorben. — War sie ungezogen gegen Sie?“

„Wer?“

„Die Dame — die Marquise Baril.“

„Ungezogenheit kenne und verstehe ich nicht.“

„Also doch. Aber — so wahr ich hier liege, Ihnen soll Genugthuung werden.“

„Sie müssen nicht so reden. Ich bin Schwester und nur dazu da, Sie mit Gottes Hilfe der Genesung entgegenzuführen.“

„Den Körper retten,“ sagte er langsam, „und die Seele dürften lassen . . .“

„Wenn ich Ihrer Seele gut thun kann, so sagen Sie mir, wie.“

Er lachte kurz auf. „Es ist nicht die Seele allein. Der Mensch dürstet. Der liegt Stunden und Stunden und wartet und wartet — auf den leisen Schritt seines Engels. Auf den Schwesternschritt und die Schwesterhand . . .“

Elisabeth näherte sich der Thür.

„Zürnen Sie mir?“ rief er ihr mühsam nach.

„Wir zürnen nie den Kranken.“

„Nicht als Kranker frage ich. Das wissen Sie wohl —“

„Wir machen keinen Unterschied.“

Markwart Kelling starrte den Platz an, wo sie gestanden. Er hörte den Schwesternschritt draußen, fern und ferner.

„Schwesternzauber,“ murmelte er. „Man ahnt das nicht vorher.“

Am Nachmittage ließ Schwester Elisabeth sich bei der Oberin melden und bat, daß man sie bei dem Kranken auf Nummer 4 ablösen möge. Einen Grund nannte sie nicht.

Desselben Abends noch erhielt sie abschlägigen Bescheid. Der Arzt fürchte, daß ein Wechsel den Kranken zu sehr aufregen würde. Also blieb es beim alten.

„In Gottes Namen!“ sagte Elisabeth fest.

Es waren schwüle Frühlingstage.

*

Der Regen prasselte an die Fensterscheiben, es zischte, pfiff und sauste in der Luft, der Himmel lohte düstergelb.

Kelling lag mit weit offenen Augen im Bette und dachte: ‚Wenn ich jetzt stürbe, flöge meine Seele dann in diese brennendgelben Wolken, in dies Brausen und Rauschen?‘

Seine Finger ballten sich um die weiche Wollendecke. Er hörte die Schwester mit dem Arzt vor seiner Thür flüstern. Er konnte nicht verstehen, was sie sagten.

Der alte Doktor Brandt hatte Elisabeth gewinkt, ihm auf den Flur zu folgen. Durch seine goldene Brille musterte er die stillen Züge der Diakonissin.

„Der Kranke ist erregt in jedem Nerv. Ist irgend etwas geschehen, das seinen Zustand beeinflussen konnte?“

„Nein.“

„Ist ihm irgend etwas verweigert worden, das er wünschte?“

„Nein.“

„Das ist gut,“ sagte der Arzt trocken. „Man soll ihm überhaupt den Willen lassen . . .“

„Steht es so schlecht mit ihm?“ fragte die Schwester.

„Innere Verletzung — wenn kein Wunder geschieht . . . Guten Morgen.“

Elisabeth ging nicht gleich in das Krankenzimmer zurück.

„Wenn kein Wunder geschieht,“ wiederholte sie. Sie strich sich mehrmals mit der Hand über die Stirn. Man war doch ein Mensch — so ganz abgestorben war man nicht.

Sie hatte niemand auf der Welt als die Kranken. Je hilfloser diese waren, desto mehr Liebe schenkte sie ihnen. Elisabeth faßte ihren Beruf auf wie ein heiliges Amt, und die Liebe wie eine heilige Liebe. Und was die von ihr verlangte, das legte sie als Opfer nieder.

Sie eilte in Kellings Zimmer, rascher als sonst.

„Schwester Elisabeth,“ sagte er laut, „kommen Sie um Gottes willen! Ich habe etwas erfahren, wie eine Offenbarung. Nämlich nun weiß ich, daß ich am Leben bleibe.“

Sie zuckte unwillkürlich zusammen. „Ja, wir leben . . .“

„Ach, nicht nur so, wie Sie eben meinen — Sie haben mich ja aufgegeben — ich werde leben und nicht sterben. Weil ich so vieles nachholen muß! So viel Liebe, die ich nicht geliebt, so viel Glückseligkeit —“

Elisabeth biß sich auf die Lippen. Sie fürchtete, diese Stimme nie mehr vergessen zu können.

„Früher,“ fuhr er in einem gedämpften Tone fort, „früher hatte ich nur eine Leidenschaft: Pferde. Ich schwöre Ihnen, keine andre. Auf meinem väterlichen Gut, eine halbe Stunde von hier, lebte ich wie ein Einsiedler — nur Rögge und Galenz besuchten mich bisweilen. O, Sie glauben nicht, wie froh ich bin, Schwester Elisabeth, daß ich vor Ihnen nichts zu verstecken brauche!“

Elisabeth sah ihn unruhig und gequält an. Sie fand das rechte Wort nicht, ihm zu wehren, ohne ihn zu kränken.

„Wenn die Uhr tickt, so tickt sie immer das eine Wort: Schwester. Wenn der Wind geht — es ist so schön, das Wort. Schöner als ein andres. Ich werde nie mehr verlernen, es auszusprechen ..."

Ein unendliches Mitleid verklärte Elisabeths Gesicht, und Kelling erfaßte sofort den warmen Hauch — er fühlte ihn.

„Schwester," sagte er fast rauh, „werden Sie mein Weib!"

Es wurde totenstill.

„Sie sind noch so jung. Ihr Probejahr ist noch nicht verflossen. Ehe Sie — für immer — allem entsagen — klopft noch einmal — das Leben an — und will —" Er schwieg ermattet, bleich wie Wachs.

Das Leben! Er!

„Lieber Freund," flüsterte sie zitternd, „werden Sie erst gesund, regen Sie sich nicht auf!"

„Elisabeth, um Gott — ja oder nein — Tod oder Leben ..."

„In einer Stunde werde ich zu Ihnen kommen, dann sollen Sie es wissen," sprach sie kaum hörbar.

Er schloß die Augen.

*

„Ich wiederhole es," sagte Doktor Brandt laut und jedes Wort betonend. „Menschlichem Ermessen nach wird er diese Woche nicht überleben."

Schwester Elisabeth blickte durch das Flurfenster in den Garten hinaus, aus dem ein süßer, milder Lindenduft ihr entgegenwallte. Die Bienen taumelten über die Blütenbüschel dahin.

„Und Sie meinen, es würde ihm schaden — ihm womöglich noch früher den Todesstoß versetzen, wenn —"

„Wenn was?"

„Wenn man ihm die Erfüllung eines Wunsches verweigerte?"

„Ich meine, daß man ihm nichts mehr versagen soll, daß man seine letzten Tage schön und harmonisch gestalten soll — wenn man kann. Das muß eben jeder mit seinem Gewissen abmachen."

„Ja," sagte Schwester Elisabeth mit einem geisterhaften Lächeln.

„Also, wenn ihn nach seinen Freunden verlangt, lassen Sie sie zu ihm."

„Ja."

„Noch eine Frage sonst? Sie sind selber blaß, Schwester."

„Mir fehlt nichts."

„Desto besser. Adieu."

Elisabeth neigte die Stirn in die warme, sommerliche Luft. Die dunkelgrünen, dicken Blätter der Obstbäume erzitterten unter dem leisen Flügelschlagen kleiner Vögel. Weich und zärtlich ward ihr zu Sinn; einem Menschen eine letzte Liebe thun, einen letzten Wunsch erfüllen dürfen — giebt es etwas Heiligeres? Giebt es ein frommeres Werk der Barmherzigkeit?

Unter dem Läuten der Mittagsglocken klopfte Schwester Elisabeth an die Thür ihrer Oberin. Halbdunkel verhangen war der strenge Raum. Die Luft war kühl, kellerartig.

Die Oberin blickte von ihren Papieren auf und sah über die Brille hinweg in das ernste Gesicht ihrer jungsten Schwester.

„Frau Oberin — ich komme — um Ihnen mitzuteilen — daß ich mich mit Herrn von Kelling verloben werde."

Die alte Frau reckte sich kerzengerade empor. „Mit dem Sterbenden?" fragte sie scharf.

„Ja."

„Sie wissen, daß er nach menschlichem Ermessen keine Woche mehr zu leben hat?"

„Ich weiß es, Frau Oberin."

Die alte Dame nahm ihre Brille ab. „Das steht ja ganz bei Ihnen, natürlich, wie Sie das mit sich selbst vereinbaren können," sagte sie sehr kühl. „Wie Sie mit Ihrem Gewissen darüber fertig werden, daß Sie einem Sterbenden diesen Herzenskampf auferlegten. Aufrichtig gesagt — ich wählte Sie zu seiner Pflege, da ich gerade Sie in dieser Beziehung für streng korrekt hielt."

Elisabeth empfand jedes Wort wie einen Peitschenhieb. Allein sie verteidigte sich nicht.

„Da Sie nunmehr ein Jahr unter meiner Obhut waren, wie so viele, die nachher in die Welt zurückkehrten, ist auch Ihnen der Weg dorthin frei. Ich werde mit Herrn Pfarrer Simon sprechen."

Elisabeth machte eine Bewegung.

„Nun?" fragte die Oberin stirnrunzelnd.

„Wenn nun der Fall eintritt, daß Kelling nicht mehr aufkommt — ich möchte dann Schwester bleiben," schloß sie rasch.

Die Oberin erhob sich und blickte dem Mädchen fest ins Auge.

„Wie war's möglich, daß Sie diesen Sterbenden mit irdischen Wünschen betrachten konnten?"

„Irdischen Wünschen!" rief die Schwester unwillkürlich aus und lächelte bitter.

Ein neuer Gedanke zuckte durch den Kopf der alten Dame.

„Liebes Kind," sagte sie gütiger, „fürs erste lasse ich Sie in der Pflege ablösen. Das geht nun nicht mehr. Das übrige müssen wir abwarten. — Es ist dies ein so schwieriger Fall — ich kann da wenig thun — es giebt für Sie nur eins, das maßgebend ist: Ihr Gewissen. Ich baue darauf."

Schwester Elisabeth vermeinte zu träumen, als die Thür sich hinter ihr schloß. ‚Sonderbar,' dachte sie, ‚alle Welt macht mich auf mein Gewissen aufmerksam. Im Grunde will alle Welt jedoch nur, daß ich das thue, was sich mit **ihrem** Gewissen vereinbaren läßt. Hab' ich denn eine Sünde vor ... oder ein Unrecht? ...'

*

Sie trat vor das Bett des Kranken.

„Elisabeth!" sagte er leise, „Schwester — geliebte!"

Er hob mühsam einen Arm und ergriff ihre Hand.

Seine Lippen ruhten darauf — eine kurze Weile.

Mehr wollte er nicht — mehr verlangte er nicht. Er war vollkommen glücklich.

„... Schwester, geliebte!" Mit welch inniger Zärtlichkeit er das sagte. Das erste Liebeswort ihres Lebens, sie vernahm es aus dem Munde eines Sterbenden.

Einen goldenen Ring hatte er von seinem Finger gezogen und ihr angesteckt. Die ganze Nacht brannte dieser Ring sie wie Feuer. Die Furcht kam ihr, ob sie sich nicht einer entsetzlichen Lüge schuldig mache.

Am folgenden Tage nahm sie Abschied von ihm. Pfarrer Simon hatte im Namen seiner Frau der Schwester Elisabeth Ryk im eignen Hause ein Heim geboten, bis ...

Niemand sprach den Satz zu Ende.

„Ich seh's ja ein, daß du nun gehen mußt, Schwester, einzige," sprach der Kranke. „Ich will auch weder murren noch klagen — geduldig sein bis zum Tage der Genesung — ich höre schon die Hochzeitsglocken ..."

„Lieber, ich besuche dich bald," flüsterte Elisabeth erschüttert.

Mit geschlossenen Augen, mit schwerer Selbstüberwindung küßte sie ihn sanft auf die Stirn und hoffte nur, daß er ihre Blässe nicht bemerke, den Schauer nicht fühle, den sie bei diesem Todeskuß empfunden.

Er aber lächelte eigentümlich und raunte ihr mit seiner tiefen, milden Stimme zu: „Du sollst mich noch anders küssen lernen, Elisabeth."

Sie ging rasch hinaus. „Wenn etwas geschehen sollte in der Nacht, so holt mich," bat sie die neue fremde Schwester. „Versprecht es mir!"

Die neigte stumm bejahend den verhüllten Kopf.

Auf der Straße erst kehrte die Farbe des Lebens in Elisabeths Wangen zurück. ‚Wenn's nur erst vorbei wäre,' dachte sie gequält.

Vorbei — was?

*

Sehr stattlich war die Frau Pastorin und sehr fleißig. In ihrem Dasein hatte sie nur gute Menschen kennen gelernt, und sie rühmte sich dessen. Sie war selbst so streng mit sich, daß sie auch ein Stäubchen auf dem Charakter andrer nicht zu ertragen vermochte. Wo sie eines zu finden glaubte, deutete sie unerbittlich darauf und nannte das Ding beim rechten Namen.

Ein solches Staubkorn war nun ihrer Ansicht nach auf Schwester Elisabeths Seele gefallen. Sie kannte diese Schwester nicht, aber sie mißbilligte ihre Verlobung, und es kostete ihrem Manne einen schweren Kampf, bis sie sich entschloß, dem elternlosen Mädchen auf kurze Zeit ein Heim zu bieten. Besonders da gerade der einzige Sohn des Hauses, der Student, während der Sommerferien auf dem Pfarrhof weilte und sich, wie er sich ausdrückte, „schändlich mopste". Er las mit Vorliebe in der „Jugend", und die Pastorin befürchtete, es werde ihm einfallen, dieser interessanten Schwester den Hof zu machen. Nahm er doch mit den Worten: „Das verstehst du eben nicht, Mutter," alles das in Schutz, was sie als modern, überspannt, unschicklich tadelte.

Je strenger sie mit der unbekannten Schwester ins Gericht ging, desto neugieriger ward ihr Sohn Eugen, desto öfter sah er nach der Uhr, ob sie endlich käme.

Die Pastorin wagte ein letztes Attentat auf ihren Mann: „Lieber Simon, du bist ein Engel an Güte. Siehe jetzt die Schwester! Ich will keinen Stein auf sie werfen, gewiß nicht, aber diese Verlobung erregt Aergernis."

„Mein liebes Kind," sagte der alte Herr freundlich, „wir brauchen uns hier nicht ihren Kopf zu zerbrechen; wir haben sie einfach in unser Heim aufzunehmen."

„Ich hätte so etwas nie gethan."

„Blumen hast du ihr wohl nicht aufs Zimmer gestellt?"

„Eugen hat einen Strauß gebunden. Er sagt, das könne man wohl riskieren; er hat so ein mitleidiges Herz, der Junge."

Sie ahnte nicht, daß der Junge mit seinem mitleidigen Herzen schon seit geraumer Zeit hinter dem Zaun auf Posten stand.

‚Fabelhaft interessant,' dachte er. ‚Das Mädchen muß Courage haben! Ich bin nur froh, daß ich hier bin, sie ein bißchen aufzukratzen ...'

Trotzdem bemerkte er Elisabeth nicht, bis sie vor ihm stand, und erging sich in lauten Entschuldigungen. Er nahm ihr die Tasche ab und forderte sie so dringend auf, näher zu treten, als ob er der unumschränkte Gebieter dieses Hauses sei.

Elisabeth fand seinen Ton etwas lärmend und gezwungen, den alten Pastor ostentativ herzlich und die Pastorin fremd, steif und kühl. Ihr ganzes Wesen Unnahbarkeit und Vorwurf.

Was ging hier vor? Was hatte sie gethan?

Sie hatte sich so gesehnt nach Wärme, nach Güte und nach einem weichen Frauenherzen, nach einer Mutter, die sie an ihre Brust zöge ...

Wie eine arme Sünderin, fühlend, daß man sie richte und verurteile, saß sie bei Tisch mit diesen Fremden und konnte es kaum über sich gewinnen, einen Bissen zu nehmen.

Blaß in dem schwarzen, einfachen Kleide, einsilbig starrte sie auf ihren Teller, und jedes Wort, das die Pastorin sprach, bohrte sich wie eine spitze Nadel in ihre Brust.

Gegen Abend wagte sie eine schüchterne Bitte um Arbeit. Die Pastorin legte ihr Strickzeug fort und ließ ihren Blick über die schlanke Gestalt vor ihr gleiten.

„Arbeit? Meine Arbeit ist für Sie zu eintönig und rauh, liebes Fräulein. Die Kranken bieten mehr Zerstreuung; beim Strümpfestopfen und Bohnenputzen kommt nichts heraus."

Elisabeth schwieg betroffen. Was war nur geschehen?

Sie sah den Pastor an. Der trommelte nervös mit den Fingern an den Fensterscheiben.

„Gute Nacht," sprach sie leise und verließ das Zimmer.

„Fräulein Ryk," rief Eugen ihr nach und holte sie mit wenigen Schritten ein. „Mutter ist ein bißchen wunderlich und streng, nehmen Sie ihr's nicht übel. Wir übrigen begreifen alles ganz gut — es ist auch solch ein aufreibender Beruf — und sein Leben genießen will man doch auch. Glauben Sie mir, die Sympathie aller vernünftig denkenden Menschen ist mit Ihnen."

Elisabeth lauschte seiner Rede, wie man einem Märchen lauscht, dessen Sinn man nicht gleich völlig begreifen und erfassen kann. Doch dann nickte sie mit dem Kopfe und — verstand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, die Hand an der Thürklinke ihres Zimmers. „Auch für die Sympathie aller vernünftigen Menschen."

‚Teufel auch,' dachte der junge Studiosus, ‚das klang ja wie blutige Ironie!'

Hochsommer an der Themse.

Nach dem Gemälde von Basil Bradley.

Hochsommer an der Themse.

Nach dem Gemälde von Basil Bradley.

Hochsommer an der Themse.

Nach dem Gemälde von Basil Bradley.

„Eugen," empfing ihn seine Mutter, „thu mir den Gefallen, mach mir keine Dummheiten mit diesem gefährlichen Mädchen!"

„Ich? Mit der? Gar nicht mein Geschmack, Mama."

‚Aha, der hat also schon sein Teil,' dachte der alte Pastor und ging unbemerkt, Elisabeth aufzusuchen.

Bei einer armseligen Kerze saß sie und hielt den Kopf in die Hand gestützt.

„Liebes Kind," sagte er verlegen, „verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt noch störe, aber ich kann nicht schlafen, wenn in meinem Hause jemand traurig zu Bette geht. Geben Sie mir Ihre Hände — so — und nun hören Sie, was ein alter Mann spricht. Ich kenne Sie und nehme es Ihnen nicht übel, wenn Ihr Herz seine Menschenrechte begehrt, seinen Teil an Liebe verlangt. Sie verdienen darum nicht minder Achtung, weil Sie diese Liebe einem Sterbenden geschenkt. Das muß ein jeder mit seinem Gewissen . . ."

Er stockte — so verzweifelt sah sie ihn an. ‚Aber ich liebe ihn ja gar nicht!' wollte sie rufen, doch brachte sie es nicht über die Lippen.

Stumm nahm sie die gebotene Hand, sie, die Schwester, die fahnenflüchtig geworden in den Augen der Menschen.

Die Schritte des alten Herrn verhallten. Sie fühlte ihr Gewissen wie einen Stein in der Brust, den jeder betastet hatte, berührt, gestoßen.

Sie ließ das Fenster offen und legte sich angekleidet aufs Bett. Stunde um Stunde hörte sie schlagen . . . sie erwartete einen hallenden Schritt auf der menschenleere Straße, ein gellendes Läuten der Hausglocke — sie erwartete, daß man sie hole, den letzten Blick ihres Verlobten zu empfangen.

Niemand kam. Nur der Nachtwind.

„Schwester,' geliebte . . ."

Es war unerträglich. Elisabeth erhob sich und badete das Gesicht mit kaltem Wasser. Greller Mondschein stand starr im Garten.

„. . . Schwester, geliebte . . ."

Vielleicht war er tot, und man hatte sie nicht geholt. Wer wollte ihr verwehren, ihm die Augen zuzudrücken? Die fremde Frau dort unten oder der junge, fremde Mann? Oder die Meinung der Leute?

Als gegen sechs Uhr die Magd das Thor öffnete, stahl Elisabeth sich fort. Sie hastete dem Krankenhause zu.

Die Nachtwache war eben abgelöst worden.

„Wer da?" fragte es von innen.

„Ich, Schwester Elisabeth. Lassen Sie mich herein!"

Schwer bewegte sich die Thür in ihren Angeln. Die Lampen brannten noch im Flur.

„Was ist geschehen?" fragte die Pförtnerin erschrocken.

„Lebt er noch?"

„Wer denn?"

„Der Kranke auf Nummer 4."

„Ach, der! Ich will mal nachsehen. Schwester Agnes! Der Kranke auf Nummer 4 — ob der noch lebt?"

„Ja, er schläft. Ist was los?"

„Die Schwester Elisabeth —"

„Sagen Sie ihr, daß sie ihn nicht stören soll."

Elisabeth lächelte, drückte der Pförtnerin die Hand und ging nun ganz ruhig in den Morgen hinein.

Vor der Stadt empfing sie schmetternde Musik. Das in X. garnisonierende Regiment zog unter den Klängen eines fröhlichen Marsches zu einer Uebung aus. Die Helmspitzen blitzten in der Sonne auf, Elisabeth hörte den gleichmäßigen Tritt der Soldaten, in der Ferne die verhallende Musik — und ein leises Sterbewort:

„Schwester, geliebte . . ."

*

„Na, Galenz, hast du Erkundigungen eingezogen?"

Der junge Offizier sah sich um, hing seine Mütze an den Nagel und lachte.

„Was, Donnerwetter, ist da was zum Lachen?"

„Beinah! Wenn's nicht zum Weinen wär'. Was hab' ich gesagt?"

„Schon oft sehr was Gescheites," sprach der andre heiter.

„Die Schwester ist mir unheimlich," sagt' ich neulich zu dir."

„Und —?" fragte Rögge interessiert.

„Sie ist so gescheit gewesen, sich mit Kelling, dem armen Kerl, zu verloben."

„Galenz!" fuhr Rögge auf. „Scherze doch nicht! Der arme Teufel muß ja sterben!"

„Hindert ihn nicht. Er hat es mir ganz selig selbst erzählt. Tret' ich erschüttert an sein Bett, bereit, seinen Abschiedsgruß zu empfangen — na, höllisch ungemütlich war mir's da unter der Uniform — lacht der mich an wie ein Bräutigam und sagt: ‚Gratulieren Sie mir — ich hab' mich verlobt!' Ich denke, er fiebert, da nennt er mir als seine Braut die Schwester, die ihn gepflegt hat."

Leutnant Rögge strich seinen Schnurrbart. „Hm, das finde ich — abgeschmackt."

„Ach Gott, ich gönn' ja dem armen Deibel das bißchen Illusion."

„Und sie hatten beide die beste Gelegenheit, sich ineinander zu verlieben. Das ist romantisch —"

„Unheimlich."

„Wie ist denn sein Zustand?"

„Sie wundern sich alle, daß er noch lebt."

„Er hat eine Riesennatur."

Die Freunde bestellten eine Flasche Rheinwein.

„Er soll leben," sagte Galenz.

„Er soll leben," erwiderte Rögge mit bedeckter Stimme. „Es schmeckt doch nicht, wenn man bedenkt, wie der, dem's gilt, im Sterben liegt . . ."

*

Die Bergketten schienen nah, duftlos, nüchtern, jede Schrunde sichtbar, wie auf einer schlechten Photographie.

Elisabeth mußte die Augen schließen in der blendenden, weißlichen Beleuchtung. Die gaukelte ihr Gespenster vor am lichten Mittag — dort an jener Straßenecke war ihr dieselbe junge Frau begegnet, die ihr vor wenigen Wochen jene Rose für Kelling gegeben.

Die Marquise Baril grüßte nicht. Mit einem spöttischen Lächeln wandte sie sich an ihren Mann und sagte ein paar leise Worte.

Das war alles. Und doch brannte die Röte in den Wangen des gedemütigten Mädchens, dennoch beschleunigte sie ihre Schritte, dennoch erblaßte sie, als nun auch die Offiziere des Weges kamen, sehr höflich grüßten, unmerklich stutzten.

Die ganze Welt wußte es. Jedes Ladenmädchen, jeder Bäckerjunge: „Dieses unscheinbare Geschöpf in dem schmucklosen Kleide und mit dem scheuen Blick, das war einmal eine Schwester, und nun hat sie sich unter den Kranken einen Bräutigam ausgesucht, der sie versorgt — denn sie wird ihn natürlich beerben —, die Pflegerinnen kriegen alles fertig, was sie wollen."

Die Thränen waren ihr nahe, als sie schüchtern an der Pfarrhausthür die Klingel zog. Die Frau Pastorin öffnete selbst und sprach hart und trocken: „Der Doktor wartet seit einer halben Stunde auf Sie. Bemühen Sie sich, bitte, in meines Mannes Studierstube."

Elisabeth mußte Atem schöpfen, ehe sie hineinging. Ihr Kopf war dumpf. ‚Es ist vorbei,' dachte sie und legte die kalten Finger ineinander.

Endlich trat sie auf die Schwelle, klopfte und schritt rasch in die Mitte des Zimmers. Sie sah die Hängelampe, die Bücher, das Gesicht des alten Arztes.

Der faltete sehr umständlich die Hände, stützte die Ellbogen auf die Knie und ließ einen Seufzer hören. „Ich bin nämlich zu Ihnen gekommen —"

„Er ist tot!" sagte Elisabeth starr.

„Tot? Was denken Sie? Es ist im Gegenteil etwas Merkwürdiges eingetreten, deshalb bin ich hier. Nach menschlichem Ermessen war ja das Ende täglich zu erwarten. In den letzten fünf Tagen bin ich schon stutzig geworden, nur wollte ich Ihnen nicht verfrüht eine vielleicht unbegründete Hoffnung schenken."

„Was ist mit Kelling?" fragte Elisabeth gepreßt.

„Er wird durchkommen, darauf verpfänd' ich Ihnen heut mein Wort . . ."

„Ah . . ." Elisabeth stützte sich fest auf eine Stuhllehne. Ihre Augen wurden erschreckend groß.

„Was starren Sie mich so wild an?" fragte der alte Doktor. „Schwester! Schwester Elisabeth! Sie dürfen sich ja freuen! Gott danken dürfen Sie!"

„Ja," sagte sie langsam. „Ich freue mich und ich danke Gott."

*

Fern aus der Vorstadt klang Singen und Jauchzen. Ein schwerer Getreideduft hing unter den Dächern, der stieg den Leuten mehr zu Kopf als Wein. Es war der Duft ihres Reichtums, die Blüte ihrer Arbeit, das Werk einer langen Sommersonne.

Die Musikanten, die zum Erntetanz aufgespielt hatten, wanderten im letzten Abendschein heim. Es war ein kupferig dumpfer Glanz über den stillen Feldern; ein Wallen hin und her von feinen Geweben des Nebels.

Elisabeth Ryk stand am Zaun und blickte in den lodernden Feuerzauber des Westens. In diesen Tagen, in dieser Erntezeit war ihr oft eine Ungeduld gekommen, und dann wieder eine Ruhe.

Sie war keine verwitwete Braut. Sie war nicht mehr dem Tod, sondern dem Leben verlobt. Er forderte sie für sich, ihm anzugehören . . .

Elisabeth hatte Markwart nicht gesehen in der Zeit seiner Genesung. Er hatte die eigentümliche Idee gehabt, seiner Braut erst wieder ins Auge schauen zu wollen, wenn aus dem schwachen Kranken ein kräftiger, glücklicher Mann geworden — ein Mann, der aufrecht stand vor ihr.

Vorbei die Wochen, die er, in Plaids gehüllt, auf dem Liegesessel verträumte! Vorbei die Tage, wo er sich auf den Arm des Wärters stützte und in süßer Müdigkeit dahinvegetierte. So sollte sie ihn nicht mehr sehen und bemitleiden.

Und Elisabeth dachte und dachte. ‚Wenn er kommt, wenn er erst gesund ist, dann sag' ich ihm alles.'

Früh beim Erwachen, spät beim Einschlafen prägte sie sich diese Worte ein. Sie machte sich in ihrer Phantasie ein Bild von ihm: nicht zu groß war er, eher schmächtig, mit ausdrucksvollen weichen Augen. Sein Wesen war still, hatte etwas Bittendes.

Gewiß, er würde sie begreifen . . .

Heut abend mußte Elisabeth alledem nachsinnen. ‚Gott weiß, ich habe nicht auf seinen Tod gehofft,' sagte sie schmerzlich. ‚Ich habe —'

Die Zaunthür knarrte.

Obwohl der Mann, der mit dem Hut in der Hand den Garten betrat, dem Bilde ihrer Phantasie durchaus nicht entsprach, wußte sie doch sofort, daß er es sei.

Er überragte das schlanke Mädchen um mehr als Kopfeslänge.

Elisabeth fühlte sich seltsam schwül, beklommen. Sie wollte sprechen und fand keine Worte. Ihr war, als sähe sie ihren Kranken ihr entschwinden, als habe sie Heimweh nach ihm.

„Um Vergebung, wohnt hier Herr Pfarrer Simon?" fragte Kelling höflich.

‚Er kennt mich nicht!' dachte sie. ‚Und wir sind verlobt!'

„Ich bin Elisabeth," sagte sie endlich leise.

Ein Laut brach aus seinen Lippen wie ein ersticktes Jubeln.

„Meine Schwester, meine geliebte Schwester!" sagte er abgebrochen, „Elisabeth . . .!"

Das war nicht ihr Kranker. Das war ein Fremder; doch als seine warme Hand die ihre faßte, da war ihr wohl mit diesem Fremden, so wohl, daß sie alle Kränkungen vergaß, die sie um ihn erduldet.

*

Es war Nacht geworden, und in der Stube des Pastors war der Theetisch gedeckt. Das weiße Tischtuch schimmerte im Schein der Spiritusflamme. Der schwarze Lederbezug des Sofas leuchtete.

Nur Elisabeth und Kelling waren im Zimmer.

„Ich habe eine Bitte," flüsterte er ihr zu. „Noch einmal zeige dich mir im Schwesternkleid, damit ich dich ganz wiederfinde . . ."

Rasch stand sie auf. Also er empfand auch dies merkwürdige, unerklärliche Heimweh!

„Warte auf mich."

Das ganze Haus war wie ausgestorben. Dafür hatte der gute Pastor gesorgt.

In wenigen Minuten kehrte Elisabeth wieder. Das schwarze Kleid war nochmals mit der Schwesterntracht vertauscht worden.

Jetzt — jetzt war die Stunde da — ein Wort — eine Erklärung — ein Riß —

Sie zitterte so, daß er es bemerkte und nicht wagte, seinen Arm um sie zu legen.

Zwischen ihnen war die Breite eines Zimmers, der gedeckte Tisch, Dämmerung, von den rötlichen Punkten der Spiritusflamme unterbrochen.

„Elisabeth," sagte er ernst, „hast du mich lieb?"

„Ja," antwortete sie. Ohne ihren Willen hatte ihr Mund das Wort gesprochen. Aber es war die Wahrheit. Sie hatte zu viel um ihn ertragen, zu viel Spott und Angst, um ihn nicht zu lieben.

Markwart und Elisabeth saßen nebeneinander auf dem alten Ledersofa des Pastors und erzählten sich gegenseitig in geheimnisvollem Ton ihre Lebensgeschichte.

Nach zwei Stunden waren sie noch nicht fertig. Elisabeth lauschte mit glücklichen Augen, als er von der Zeit sprach, da „er noch ein Junge" war.

Sie hielt es für durchaus nötig, alles das zu wissen.

*

Nach der Trauung hatte man im Pfarrhause einen kleinen Imbiß eingenommen, — nur das junge Paar, der alte Doktor Brandt und die beiden Freunde Kellings: Galenz und Rögge.

Die Kirche jedoch war bis auf den letzten Platz besetzt gewesen, und Doktor Brandt hatte mehrmals mit zornigem Räuspern sich nach den Bänken umgewandt, von denen hörbares Flüstern klang.

Wußte er doch: was die dort flüsterten, das sagten sie laut in der Stadt. Wozu waren sie gekommen mit dem Gift ihrer Verleumdung bis in die Kirche, bis vor den Traualtar?

Während der bewegten Rede des greisen Pastors blies der Doktor die Backen auf. ‚Bande,' dachte er, ‚neidische Bande! Bersten möcht' man!'

Zum Glück drang nichts von alledem an Elisabeths Ohr, wie er sich durch einen Blick überzeugen konnte. Die Braut hatte einen sieghaft heiteren Ausdruck, es ging ein Glanz von ihr aus, etwas so friedvoll Glückseliges.

Die Neugierigen hinter ihr hätten sie noch lauter schmähen können, ohne daß sie es hörte.

‚Mir ist, als hätt' ich hundert Ohren,' dachte Doktor Brandt weiter.

Der Marquise Baril hatte er in aller Frühe ein Beruhigungsmittel verschreiben müssen.

„... Sie kennen die Braut ja," sagte sie nervös, „jedenfalls ist sie gescheit gewesen. Sie hat sich ein schönes Landgut und ein großes Vermögen gesund gepflegt .. Wird Brom das richtige für mich sein?"

Der Doktor zerstampfte wütend die Feder auf dem Papier. „Ja, ich kenne die Braut," erwiderte er trocken, „und weiß, daß nicht jede am Krankenbett einem Todeskandidaten sich anverlobt hätte, nicht jede das Kreuz auf sich geladen, Braut und Witwe zugleich zu werden, wie nach menschlichem Ermessen zu erwarten stand ... Ob Brom Ihnen hilft? Ich glaube kaum. Guten Morgen!"

Warum hatte sie ihn nur so heimtückisch angelacht? Er konnte es nicht vergessen. Es verdarb ihm die Laune.

Als der Wagen mit Markwart und Elisabeth am Nachmittage in den fließenden Herbstsonnenschein untertauchte und sich in der Ferne verlor, schloß Doktor Brandt sich den beiden jungen Offizieren zu einem Glase Bier in Seelers Bierstube an.

„Der Zorn hat mir die Kehle ausgetrocknet," brach er los. „Gott sei Dank, daß die zwei aus dem Giftnest 'raus sind!"

„Na, Doktor, was giebt es wieder zu brummen?"

„Sie gönnen dem armen Wurm das bißchen Glück nicht. Da bohren sie und bohren sie — na, ehrlich, meine Herren, sollten Sie nicht die Stimmen vernommen haben, die die Baronin Kelling beschuldigten, aus eiskaltem Eigennutz, aus Berechnung ihrem Kranken das Herz gestohlen zu haben?"

„O — o," machte Galenz und fühlte zu seinem Aerger, daß er rot wurde.

Rögge schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie sah aus wie eine Siegerin. Sie ist eine Sphinx."

„Sie hat ihm das Leben gerettet," sprach der Doktor grimmig und nahm einen Schluck. „Wenn sie ihm damals ihre Hand verweigert hätte, es hätte ihn — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — umgebracht. Aber was versteht die Welt? Was weiß sie? Bah!"

Er rief den Kellner herbei, zahlte sein Bier und verabschiedete sich von den jungen Leuten.

Galenz und Rögge blieben allein. Sie blickten einander an.

„Aus Barmherzigkeit," sagte Rögge leise.

„Ja," erwiderte der andre.

„Daß er das nur nie in seinem Leben erfährt!"

„Eigentlich ist es ja sehr schön von ihr. Aber mir ist die kleine Rixdorf lieber; sie hat zwar keine Sphinxaugen und ist ein harmloses, lustiges Ding, aber wenn die mich heiratet, so nimmt sie mich nicht aus Barmherzigkeit."

„Wenn ich krank werde, ich weiß, wo ich nicht hingehe."

„Fürchtest du den Schwesternzauber?"

Rögge wurde dunkelrot. „Es ist was um dies Wort. Wir lieben doch zumeist, was wir den Inbegriff der Weiblichkeit nennen. Nun, solch eine weiche Hand, ein mildes Wort, eine hütende, süße, ernste Gegenwart — das ist das Weib in der höchsten Potenz."

„Sag mal, Alter, woher weißt du das?"

„Unsereiner denkt wohl auch mal nach, nicht wahr?" entgegnete Rögge ruhig.

„Mich würde jeder Kuß brennen wie das höllische Feuer, jeder Kuß, den ein Weib mir aus Barmherzigkeit gäbe."

*

An der Rampe von Schloß Kelling flackerten die Flammen der Windlichter. Der Festsaal, weiß mit Gold, schimmerte in dem milden Licht der Kerzen. Feuerrotes Herbstlaub in üppigen, willkürlich geraften Büschen steckte wie zufällig hinter dem Spiegel, auf den Pfeilertischen, hie und da an den Bilderrahmen.

Der Gärtner verbiß seinen Gram über diese Zurücksetzung seiner Treibhauspflanzen, denn, offen gesagt, die wilden, roten, zackigen Eichenblätter auf dem Hintergrunde der weißseidenen Tapeten, unter dem Rokokostuck der Decke, das war etwas Apartes, und die Baronin hatte es angeordnet. Der Gärtner hatte schon mehrere Baroninnen hier erlebt — doch keine wie diese. Auch die französische Zofe der verstorbenen Baronin, die schwarze Nina, verhielt sich einstweilen zurückhaltend.

Armenpflege ist ja etwas sehr Hübsches und gehört zum guten Ton, sofern sie Bazare veranstaltet und Wohlthätigkeitskonzerte. Eine Armenpflege jedoch, die niemand sieht, die mit Todesverachtung schmutzige Kinder wäscht und betrunkenen Männern die von Messerstichen herrührenden Wunden verbindet — eine solche Armenpflege ist in den Augen jeder Kammerjungfer, besonders wenn diese aus Paris ist, nicht „chic".

Und die neue Baronin hatte das gethan!

... Elisabeth stand in ihrem Schlafzimmer, ganz in weißen Kaschmir gekleidet und eine einzige Rose im Gürtel. Der war aus feinem, mattem Gold, sehr schmal und sehr zart.

„Die Toilette einer Vestalin," brummte Nina.

Kelling hatte seine Frau gebeten, in dieses Fest zu willigen. Während seiner Krankheit hatten alle sich so teilnehmend nach ihm erkundigt, er war es ihnen schuldig, sie in seine junge Häuslichkeit zu laden, ihnen zu danken.

Elisabeth sagte ja, ohne zu zögern. Heraus aus dem alten Schwesternkleid! Sie konnte nicht verlangen, daß er das Dasein eines Einsiedlers führe, weil es ihr schwer wurde, aus Schwester Elisabeth Nyk eine Baronin Kelling zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Karl Theodor, Herzog in Bayern.

(Zu der Abbildung Seite 719.)

Unter den deutschen Fürsten nimmt Herzog Karl Theodor in Bayern, der dieser Tage in sein sechzigstes Lebensjahr tritt, eine besondere Stellung ein: die wissenschaftliche Welt rechnet ihn mit Stolz zu ihren bedeutenden Vertretern, und zahlreiche Werke uneigennütziger Menschenliebe künden seinen Ruhm weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus. Vielen Tausenden hat der fürstliche Arzt, unterstützt durch seine edle Gemahlin, Heilung und Rettung gebracht, und gerade der Armen und Bedrängten, die ohne so großherzige Opferwilligkeit Genesung vielleicht kaum gefunden hätten, nahm er sich hilfsbereit an. Wenn alle die Segenswünsche, die je auf sein Haupt herabgerufen worden, an seinem Ehrentage wiederum laut würden, ein brausender Chor heißer Dankesworte würde dem Gefeierten entgegenhallen.

Am 9. August 1839 zu Possenhofen am Starnbergersee als zweiter Sohn des Herzogs Max und der Herzogin Luise von Bayern geboren, schlug Prinz Karl Theodor zunächst die militärische Laufbahn ein, verließ jedoch nach Beendigung des Krieges von 1866, in dem er sich durch Umsicht und Tapferkeit hervorgethan hatte, den aktiven Dienst, unternahm größere Reisen und widmete sich alsdann dem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin. Am deutsch-französischen Kriege nahm er als Oberstleutnant teil und setzte nach dem Friedensschluß die Studien fort. Im Sommer 1872 wurde er bei Anlaß des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Münchener Universität zum Ehrendoktor ernannt, und im Herbst des folgenden Jahres bestand er die Approbationsprüfung mit Auszeichnung. Der junge Arzt, der sich als besonderes Fach die Augenheilkunde erwählt hatte, trat nunmehr mit den bekanntesten Ophthalmologen Deutschlands in Verbindung und absolvierte bei mehreren von ihnen, unter andern in den Kliniken von Zürich und Wien, praktische Kurse. Mit der Praxis hielt gleichen Schritt eine eingehende schriftstellerische Thätigkeit, die dem Prinzen gleichfalls die Anerkennung der Fachautoritäten eintrug.

Im Februar 1865 hatte Herzog Karl Theodor die Prinzessin Sophie von Sachsen, Tochter des Königs Johann, als Gemahlin heimgeführt, doch währte das Eheglück nur kurze Zeit; schon am 9. März 1867 verschied die Herzogin, die ihrem Gemahl am Weihnachtsabend 1865 eine Tochter geschenkt hatte, Prinzessin Amalie, seit 4. Juli 1892 mit dem Herzog Wilhelm von Urach vermählt.

Sieben Jahre später schritt Dr. Herzog Karl Theodor zu einer zweiten Ehe, und zwar erwählte er die Prinzessin Maria Josepha von Braganza, bei der er das volle Verständnis für seine wissenschaftlichen Bestrebungen und eine opferwillige Helferin in der ärztlichen Praxis fand. Gleich in den ersten Jahren der Ehe erwies sich die jugendliche Herzogin als geschickte Assistentin, zuerst im Krankenhaus zu Tegernsee, wo der Gemahl anfangs als Gehilfe des Bezirksarztes, seit 1880 selbständig praktizierte, später abwechselnd in den vom Herzog auf eigne Kosten errichteten Heilanstalten von Meran und München. Auf dem Gebiete der Staroperationen gelangte Herzog Karl Theodor bald zu europäischem Ruf — die Zahl allein dieser Operationen dürfte heute gegen 4000 betragen —, und ihren redlichen Anteil daran haben auch seine opferwillige Gemahlin wie ihre älteste Tochter Sophie — seit Juli 1898 Gräfin Törring-Jettenbach —, die längere Zeit gleichfalls dem Vater in seiner Klinik assistierte. Außer ihr sind dem Fürstenpaare noch vier Kinder beschert: die Prinzessinnen Elisabeth und Marie und die Herzoge Ludwig Wilhelm und Franz Joseph. Wenn auf Belohnung für edle Gesinnung und gleiche Thaten schon im irdischen Leben zu rechnen ist, so möge das erlauchte Paar sie in dem Strahlenglanze des ungetrübten Familienglücks erblicken!

Das Friedensdenkmal in München.

(Zu der Abbildung auf „Zeit und Leben".)

Auf der prächtigen Terrasse, die den Abschluß der monumentalen Prinzregentenstraße in München bildet, wurde am 16. Juli feierlich das Friedensdenkmal enthüllt, zu dem der Grundstein vor mehr als drei Jahren, am 10. Mai 1896, gelegt worden war. Das wohlgelungene Werk, eine gemeinsame Schöpfung der Münchener Bildhauer Heinrich Düll, Georg Pezold und Max Heilmaier, baut sich folgendermaßen auf: Auf kräftig ausgeführtem Unterbau aus großen Muschelkalkquadern erstreckt sich eine reich geschmückte, aus Kehlheimer Kalkstein errichtete, antiken Mustern nachgebildete Säulenhalle, aus deren Mitte sich auf ragender Säule der Friedensgenius erhebt. In der Rechten hält die ideale, wie vom Himmel herniederschwebende Frauengestalt den Palmenzweig, in der Linken ein Abbild der Pallas Athene, die nach der antiken Vorstellung wohl auch eine kriegerische Göttin war, aber ihre Hauptthätigkeit doch in Werken des Friedens entfaltete, als Schützerin der Künste und Wissenschaften, als Schirmherrin der Kultur. Sechs Meter mißt dieser Friedensgenius, dessen einer Fuß nur leicht die ihm als Stützpunkt dienende Fläche berührt, so daß die Figur wie noch im Schweben begriffen erscheint. An der Außenseite der Säulenhalle treten in Medaillons die Bildnisse der ersten drei Deutschen Kaiser aus dem Hohenzollernhause hervor: Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II., der bayrischen Könige Ludwig II. und Otto und des Prinzregenten Luitpold. An den nach Osten gewendeten Pfeilern gewahrt man die Medaillonbildnisse von Bismarck, Moltke und Roon, der Generale von der Tann und Hartmann und des bayrischen Kriegsministers Freiherrn von Pranckh. Die Innenwände der Halle bekleiden allegorische Bilder in Glasmosaik. Die Gesamtkosten der imposanten Denkmalsanlage betragen rund 150 000 Mark.

Von den Kämpfen um die Philippinen.

Der Widerstand, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei der Besitzergreifung der ihnen durch Staatsvertrag zugesprochenen Inselgruppe der Philippinen zu überwinden haben, beruht nicht auf einer plötzlich aufgetauchten Bewegung, er ist im Grunde nichts als eine Fortsetzung des hartnäckigen Kampfes, den die eingeborene Bevölkerung jener Inselgruppe schon seit Jahrzehnten um ihre politische Unabhängigkeit führt. Durch die jüngsten kriegerischen Ereignisse ist nur das Ziel der ursprünglich gegen die spanische Regierung gerichteten volkstümlichen Erhebung verschoben worden — an sich dauert die Bewegung so fort, wie sie sich etwa seit der Mitte der achtziger Jahre entsponnen hat. Daß die aufständischen Tagalen in den die spanische Krone bekämpfenden Nordamerikanern ihre natürlichen Verbündeten erblickten, war nur zu erklärlich, ein Irrtum aber war es, daß sie glaubten, sobald das Sternenbanner der nordamerikanischen Union über Luzon wehe, sei der Tag erschienen, an dem sich das Wort bewahrheite: „Die Philippinen für die Philippiner.“ Für den an diesen Kämpfen nicht Beteiligten hält es schwer, zu entscheiden, wohin er seine Sympathie wenden soll. Ein Volksstamm, der um seine Unabhängigkeit ringt, kann stets des Mitgefühls sicher sein, zumal, wenn ihm der Kampf durch eine Mißwirtschaft aufgenötigt worden, wie sie auf den Philippinen nur allzulange unter dem von der spanischen Krone gedeckten Regimente geherrscht hat. Andrerseits hat der große amerikanische Freistaat vieles von seinem Ansehen eingebüßt, seit er, mit seiner alten Tradition brechend, die Wege des Eroberers beschritten hat und er, der „Hort der Völkerfreiheit“, seine Waffen gegen ein im Freiheitskampfe begriffenes Volk kehrt. Und doch ist schließlich auch den bisher siegreichen Amerikanern die Bahn, die sie zu verfolgen haben, vorgezeichnet; der Kampf, um den es sich handelt, wird weniger im Namen der Unfreiheit gegen die Freiheit als in dem der Kultur gegen die Unkultur geführt. Zustände, wie die aufständischen Tagalen sie sich träumen, würden durch sie selbst im Inselreiche der Philippinen nicht herzustellen und, wenn hergestellt, kaum von langer Dauer sein. So sehr man es beklagen mag, daß dem an sich nicht unbildungsfähigen Stamm der Tagalen von seinen bisherigen Herren die Segnungen der Kultur ferngehalten worden sind, ist man doch gezwungen, mit der Thatsache zu rechnen, daß sich in ihm zu großem Teil noch die ganze Unkultur eines Naturvolkes erhalten hat; wenn man ihm noch so vieles zusprechen kann, gehört zu dem, was er nicht besitzt, entschieden staatsbildendes Talent. Was Jahrhunderte lang versäumt und geflissentlich hintangehalten worden ist, läßt sich nicht von heute auf morgen zur Entwicklung bringen. Ueber den Ausgang des gegenwärtigen Kampfes kann daher ein Zweifel nicht bestehen; mag er den Amerikanern auch noch so viele und noch so schwere Opfer auferlegen, schließlich wird er doch zu ihren Gunsten und im Sinne der von ihnen verfolgten Politik entschieden werden. Nicht am wenigsten werden damit die auf Luzon und namentlich in der Landeshauptstadt Manila ansässigen Angehörigen fremder Nationen, vor allem Deutsche, Engländer und Amerikaner, einverstanden sein, die alles das, was ihr Fleiß und ihre Thatkraft in langen Arbeitsjahren geschaffen, in Frage gestellt sehen würden, wenn die Tagalen die Oberhand gewönnen.

Amerikanisches Zeltlager in der Stadt Malolos auf Luzon.

Isabelo Artacho. Baldomero Aguinaldo. Severino de las Alas. Antonio Montenegro. Vito Balermino.

Petro M. Paterno. Emilio Aguinaldo.

Emilio Aguinaldo und sein Stab im Jahre 1897.

Der Aufstand gegen die spanische Herrschaft wurde hauptsächlich durch eine Art von Freimaurerlogen mit ausgesprochener politischer Tendenz gefördert. Als sich um die Mitte der achtziger Jahre die vereinigten Ortsvorsteher (gobernadorcillos) mit einer Bittschrift an den spanischen Generalkapitän gewandt hatten, um zu einer besseren Ordnung der äußerst reformbedürftigen kirchlichen Verhältnisse zu gelangen, und dieser Schritt gleich ähnlichen zuvor gethanen erfolglos geblieben war, verbreitete sich in dem gesamten Inselreiche eine Mißstimmung, die alsbald ihren Ausdruck in einem weitverzweigten Geheimbunde fand. Organe dieses Bundes waren die erwähnten Logen, deren Mitglieder meist der farbigen Rasse angehörten. Die Verschwörung war bis in die Hauptstadt Manila eingedrungen, ohne daß die spanischen Behörden eine Ahnung davon gehabt hatten. Wachsamer war die Kirche gewesen, wenigstens gelang es zuerst einem Priester, dem Pater Mariano Gil, dem Pfarrer von Tondo, einer Vorstadt Manilas, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Erst auf die Benachrichtigung durch den Priester hin fand die spanische Regierungsbehörde sich veranlaßt, einzuschreiten. Sie ordnete im August 1896 die Verhaftung einer Anzahl farbiger Setzer an, die, in der Offizin des seither eingegangenen Blattes „Diario de Manila“ beschäftigt, die Zeit ihrer Mittagsruhe dazu benutzt hatten, mit den Typen und auf der Presse ihrer spanischen Brotherren aufrührerische Plakate und Rundschreiben herzustellen. Die plötzliche Verhaftung dieser Drucker erregte in Manila nicht geringen Schrecken, am 31. August wurden sogar sämtliche Läden geschlossen, und die in der Stadt ansässigen Fremden vereinigten sich, um durch eine Massenabordnung den damaligen spanischen Generalgouverneur Blanco zu sofortigem Einschreiten gegen die Verschwörer zu ersuchen. Rechtzeitiges Einschreiten aber war damals nicht Sache der spanischen Regierungsbehörden, und so wäre es, trotzdem die Regierung über die Lage unterrichtet war, am 1. September fast zu einer Plünderung und Einäscherung der reichen Stadt Manila gekommen, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke

Eine nicht explodierte tagalische Granate im Lager der Amerikaner.

eine Compagnie spanischer Festungsartillerie sich rasch mit der eingeborenen Stadtpolizei (guardia civil veterana) vereinigt hätte, um den schon halb gelungenen Handstreich der von Santa Mesa (im Osten von Manila) in die Stadt eingedrungenen Rebellen zurückzuschlagen.

Um so grausamer wütete die spanische Regierung, als es ihr endlich möglich wurde, Hand an die Rebellen zu legen. Am 3. September begannen die unerbittlichen Füsilladen auf der Lunetta, einem an der Bai von Manila liegenden, rennbahnartigen Platze, und binnen wenigen Tagen war die kleine Festung Santiago an der Mündung des Pasigflusses, ein wahrer Schreckensort, mit Gefangenen überfüllt. Unter den auf der Lunetta Hingerichteten befand sich auch der jugendliche Freiheitsschwärmer und Dichter Dr. Rizal, der sich der Sympathie selbst der weißen Bevölkerung der Philippinen erfreute und von den Tagalen heute als Märtyrer gefeiert wird.

Die Wut des Volkes richtete sich inzwischen immer mehr gegen den Geistlichen, dem man das Scheitern der ursprünglichen Pläne der Rebellion schuld gab. Er wurde mit Drohbriefen überflutet. Von den uns zur Verfügung gestellten Andenken an die Zeit des ersten Tagalenaufstandes können wir unsern Lesern, neben der Abbildung eines Meister-Schurzfells einer der erwähnten Tagalen-Logen, auch die eines derartigen Drohbriefes vorlegen. Er enthält die Photographie des Bedrohten; die über seinem Haupte schwebenden Waffen bedürfen keines Kommentars; die Unterschrift „Horas mo na!“ ist tagalisch und heißt auf deutsch: „Deine Stunde hat geschlagen!“ Der Bedrohte befindet sich noch heute unter den Lebenden.

Die Maßnahmen der spanischen Regierung dem Aufstande gegenüber waren grausam, aber kopflos und führten daher nicht zum Ziel. Noch im September 1896 erhoben die Rebellen der Provinz Cavite sich erfolgreich gegen die Spanier und brachten diesen, als sie zu einem Angriff auf das von den Tagalen verschanzte, zwischen der Stadt Cavite und Imus gelegene Städtchen Novelletta vorgingen, eine empfindliche Niederlage bei. Bei dieser Gelegenheit tauchte zum ersten Male der jetzt vielgenannte und allbekannte Emilio Aguinaldo als Rebellenführer auf dem Schauplatze der Ereignisse auf. Den Spaniern gelang es schwer, die Niederlage bei Cavite zu verwinden; obwohl aus dem Mutterlande neue Truppen anlangten und zu Beginn des Jahres 1897 General Blanco als Generalgouverneur durch General Polavieja ersetzt wurde, mußten die spanischen Truppen da, wo sie überhaupt vordrangen, sich mit gefälltem Bajonett durch die nicht zum Wanken zu bringenden Reihen ihrer Gegner Bahn brechen. Als Polavieja endlich das Insurgentenheer eingeschlossen hatte, so daß es sich ihm auf Gnade oder Ungnade hätte ergeben müssen, wurde er durch Weisungen von Madrid an dem entscheidenden Schritte verhindert. Aufgebracht hierüber, legte er sein Amt nieder und wurde durch Primo de Rivera ersetzt. Diesem gelang es in der That, den Frieden wiederherzustellen, doch weiß man heute noch nicht, mit welchen Mitteln. Das Gerücht behauptet, er habe Aguinaldo für die Summe von 500 000 Pesos erkauft. Inwieweit dieses Gerücht sich auf Wirklichkeit gründet, vermögen wir nicht zu sagen. Thatsache ist, daß Aguinaldo sich nach der Ankunft Riveras nach Hongkong begab, wo er bis zum Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges blieb.

Was weiter folgte, dürfte noch zu lebhaft in der Erinnerung des Lesers stehen, als daß wir mehr als flüchtig darauf hinzuweisen brauchten. Nachdem die Tagalen anfangs die Amerikaner als Befreier begrüßt und ihnen bei der Einnahme Manilas nicht zu unterschätzende Dienste geleistet hatten, kam es zu einer Mißstimmung zwischen den beiden, dem Anschein nach verbündeten Heerlagern. Die Tagalen verdroß es, daß sie nicht an der Seite der siegreichen Nordamerikaner in die Hauptstadt ihres Landes einziehen durften. Mehr und mehr kamen sie zu der Einsicht, daß die Niederlage der Spanier ihnen das nicht bringen werde, was sie sich erträumt, ein freies, unabhängiges Tagalenreich. Am 4. Februar dieses Jahres

Amerikanische Soldaten feuern auf im Hinterhalt liegende Tagalen.

Verschanztes Lager amerikanischer Soldaten.

Gefallene Tagalen.

brach der Aufstand gegen die neuen Herren ganz in derselben Weise los, wie er gegen die alten gewütet. Seine Bewältigung durch die Besieger der ehemaligen Landesherren ist lediglich eine Frage der Zeit, wenngleich wohl kaum der nächsten Zukunft.

M. R. P. FR. MARIANO GIL
CURA PARROCO DE TONDO.
¡ HORAS MO NA !

Drohbrief an den Pater Mariano Gil.

Die Abbildungen, die wir unsern Lesern zu bieten in der Lage sind, veranschaulichen nach Momentaufnahmen den Stab des Rebellenführers Aguinaldo im Jahre 1897, sowie eine Reihe von Scenen aus dem amerikanischen Lagerleben auf Luzon.

G. Hoff.

Das lenkbare Luftschiff als Kriegsmaschine.

Lebhafter denn je erörtert man heute die Frage des lenkbaren Luftschiffes, und nahe steht der Zeitpunkt, da Graf Zeppelin, unermüdlich in seinen Bestrebungen und unterstützt von opferwilligen Freunden, über dem Bodensee die Fahrten mit dem von ihm konstruierten, wie er hofft, dem Willen des Menschen gehorchenden Luftschiffe unternehmen will. Im vergangenen Juli haben zwar die Stürme, die über das „Schwäbische Meer" dahinbrausten, den Einrichtungen und Bauten arg mitgespielt, aber zur Zeit, da diese Zeilen vor das Auge des Lesers kommen, ist der Schaden bereits ausgeglichen, und den thatsächlichen Versuchen, die im Falle des Gelingens einen gewaltigen Fortschritt in der Aeronautik bedeuten würden, sieht man mit Spannung entgegen. Aber selbst im günstigsten Falle darf man keine übertriebenen Erwartungen hegen, denn darüber sind sich heute alle besonnenen Forscher klar, daß das lenkbare Luftschiff die früher erträumten gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzungen nicht herbeiführen kann; nur für militärische und wissenschaftliche Zwecke wird man es dienstbar machen können.

Die zweifellose Möglichkeit einer militärischen Verwendbarkeit allein genügt aber auch schon vollkommen, um das zähe Weiterarbeiten der Experimentatoren zu verstehen. Denn es ist doch nun mal so, daß wir die Leute besser bezahlen, die eine gute Granate erfinden, als diejenigen, die uns ein probates Mittel gegen die Schwindsucht nachweisen. Allerdings wird das lenkbare Luftschiff auch in dieser Beziehung seine Anhänger noch gewaltig enttäuschen, denn zu einer Offensivwaffe, wie man immer noch glaubt, läßt es sich nicht gebrauchen.

Seit den Tagen Montgolfiers haben ängstliche Gemüter immer mit Furcht und Entsetzen daran gedacht, was ihnen alles aus den Luftballons auf die Köpfe geworfen werden könnte, und phantasiebegabte Schriftsteller haben sich bemüßigt gefunden, uns schreckliche Bilder von dem kommenden großen Zukunftskriege vor die Seele zu zaubern. Großmächtige lenkbare Luftschiffe erscheinen da über Forts und Festungen, lassen gewaltige Dynamitbomben fallen, und — das feindliche Werk ist gewesen. In der That, wenn es gelänge, die noch zu erfindenden lenkbaren Luftschiffe für diese Zwecke zu benützen — welch eine Acquisition für jede Militärmacht! Man denke sich nur einmal in Metz ein Geschwader Lufttorpedoboote stationiert, welches sofort nach der Kriegserklärung über Frankreich dahinsegelt, auf jede Eisenbahnbrücke mit absoluter Treffsicherheit einen solchen „Tautropfen" niederfallen läßt und durch die Zerstörung dieser Brücken den schnellen Aufmarsch des Heeres an der Grenze unmöglich macht! Indessen ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn derartige Aufgaben vermag ein Luftschiff nie zu übernehmen.

Bei dem Umstand, daß selbst sonst wohlunterrichtete Menschen dennoch an diese Möglichkeit glauben, dürfte es nicht unangebracht sein, einmal kurz die Gründe zu entwickeln, weshalb in dieser Beziehung vom lenkbaren Luftschiff nichts zu hoffen oder zu befürchten ist. Zunächst müssen wir uns kurz den derzeitigen Stand der ganzen Angelegenheit ansehen. Die Luftballons können zurzeit noch nicht genügend starke Motoren mit hoch nehmen und längere Zeit in Betrieb halten, um weitere Fahrten auszuführen, und die Flugmaschinen sind überhaupt noch nicht so weit, um sich — wenn auch nur auf kurze Zeit — in die Luft erheben und darin frei bewegen zu können. Alle flugtechnischen Bestrebungen sind gegenwärtig noch so weit zurück, daß es ganz unmöglich ist, schon jetzt mit ihnen ernsthaft zu rechnen; wir haben es also im nachstehenden vorläufig nur mit den Luftballons zu thun.

Der beste bisher gebaute Ballon, „La France", besaß eine Eigengeschwindigkeit von etwas über sechs Meter in der Sekunde und eine Fahrtdauer von ungefähr zwanzig Minuten; er vermochte also bei ruhiger Luft etwa sechs Kilometer zurückzulegen. Es sind also zweifellos noch ganz gewaltige Verbesserungen nötig — von denen wir aber bis zur Stunde noch nirgends den rechten Anfang sehen — wenn dieser lenkbare Ballon so weit gebracht werden soll, daß er nicht nur eine längere Fahrt ausführen, sondern auch noch eine bedeutende Nutzlast mit hoch nehmen kann.

Aber angenommen, wir besäßen einen Luftballon, der etwa 100 Kilometer in einer Tour durch seine Maschinenkraft zu fahren vermöchte — für die heutigen Zustände eine ganz fabelhafte Leistung — und dabei genügend große Dynamitbomben heben könnte, um ein Objekt obenerwähnter Art gründlich zu zerstören. Was würde er nun leisten können? Von den hundert Kilometern, die er zurücklegt, kommen fünfzig auf die Rückfahrt; wir wären also nur im stande, vom Stationsort aus einen Landstrich von etwa fünfzig Kilometer Breite unsicher zu machen. Die Zerstörung der Brücken in einer so schmalen Grenzzone würde den Aufmarsch des Gegners wohl nicht wesentlich beeinflussen; im freien Felde aber müßte der Stationsort seiner Schwerfälligkeit wegen so weit hinter den eignen Linien bleiben, daß der Ballon kaum die feindlichen Vorposten erreichte. Es bleibt also im Grunde nur der Festungskrieg.

In der That ist bereits während der Belagerung von Venedig, 1849, durch den österreichischen Hauptmann Uchatius der Versuch gemacht worden, den Luftballon in diesem Sinne zu verwenden, indem er ihn mit dem Winde über die Stadt treiben ließ. Man kann jenen Mißerfolg — die Bomben fielen alle ins eigne Lager — nicht damit entschuldigen, daß man sagt: „Ja, das war auch kein lenkbares Luftschiff, sondern ein gewöhnlicher freischwebender Ballon." Bei der Belagerungsarmee hat es ein geschickter Luftschiffer immer in der Hand, durch Wahl eines geeigneten Auffahrtsortes und mit Hilfe der genau ermittelten Luftströmung auf so kleine Entfernung ein Ziel mit leidlich großer Grundfläche sicher zu überfliegen. Man darf diesen Fehlschlag aber auch nicht dem mangelnden Verständnis mit derartigen Dingen in die Schuhe schieben — dazu hat der Name Uchatius einen viel zu guten Klang in artilleristischen Kreisen — es ist lediglich die absolute Unmöglichkeit, auf diese Weise mit solchen Mitteln wirken zu können, die ihn verschuldet.

Trotzdem ist aber die Furcht vor einer aktiven Beteiligung des Luftschiffes bei Belagerungen noch immer weit verbreitet. Soll doch beispielsweise bei den Befestigungsanlagen am St. Gotthard durch die schweizerische Landesverteidigung bereits auf die eventuelle Mitwirkung von lenkbaren Luftschiffen Bedacht genommen sein. Alle diese Befürchtungen konnten wohl nur entstehen und sich erhalten, weil man über die Schwierigkeiten, mit denen das Luftschiff zu rechnen hat, nicht genügend orientiert ist. Eine solche Kriegsmaschine kann doch nur dann Verwendung finden, wenn sie den sonstigen Geschützen überlegen ist, mindestens aber ihnen in der Wirkung gleichkommt. Vergegenwärtigen wir uns nun einmal die Art und Weise, in der einzig und allein eine solche Wirkung erzielt werden kann, so sehen wir auch bald die Hindernisse, welche dieser Verwendung entgegenstehen.

Die einzige Möglichkeit, ein lenkbares Luftschiff als Angriffswaffe zu benutzen, ist die, daß man Sprengkörper mit in die Höhe nimmt, das Fahrzeug senkrecht über das Ziel dirigiert und die Bombe dann fallen läßt. So stellt man sich allgemein die Sache vor, und anders geht es auch gar nicht. Denn daß wir ein Geschütz von solchem Kaliber mit hoch nehmen können, wie es für die angegebenen Zwecke nötig ist, daran ist doch im Ernst gar nicht zu denken. Nehmen wir nun an, wir hätten ein solches Luftungeheuer, so würde sich folgendes ergeben: Erstens würde ein solches Fahrzeug bedeutend mehr kosten als ein Geschütz, welches gleich große Geschosse zu schleudern vermag, wobei die Gefechtskraft des letzteren noch immer bedeutend größer wäre, da es schneller zu feuern vermag. Das Luftschiff würde selbst unter den günstigsten Verhältnissen — das heißt, bei ruhiger Luft, klarem Wetter und am Tage — höchstens in der Stunde einen Schuß abgeben können, da es jedesmal nach seinem Auffahrtsort zurückkehren müßte und dieser aus leicht verständlichen Gründen ziemlich weit von dem anzugreifenden Werk entfernt bleiben muß. Einmal wird man schon der Größe der anzuwendenden Sprengkörper halber schwerlich mehr als ein Projektil mit hoch nehmen können, und dann schießt der Ballon nach jedem Schuß so rasend in die Höhe, daß ein zweites Treffen wohl überhaupt ausgeschlossen ist.

In dem Umstand, daß bei einem derartigen Bombardement der jedesmalige Rücklauf des Geschützes wahrscheinlich größer ist als die Flugbahn des Geschosses, in dem jähen Wechsel des Standortes nach jedem Schuß, da liegt schon

Schurzfell des Meisters einer Tagalenloge.
(Zu dem Artikel: „Von den Kämpfen um die Philippinen", Seite 726.)

einer der Hauptübelstände, welche derartige Phantasiestücke ganz aussichtslos erscheinen lassen. Einmal muß der Ballon, um nicht so leicht getroffen zu werden, in einer ziemlichen Höhe fahren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß durch die plötzliche Entlastung beim Fallenlassen der Bombe der Ballon in Regionen steigt, wo die Mannschaft den Erstickungstod findet; auch die Gefahr, daß die sich ausdehnenden Gase die Hülle sprengen, darf nicht unterschätzt werden. Es ist ja vorläufig bei dem Mangel an positiven Unterlagen unmöglich, eine aerostatische Rechnung dieser Art wirklich auszuführen; ich muß mich hier darauf beschränken, alle jene Schwierigkeiten nur flüchtig anzudeuten. Die Herren Erfinder werden freilich sagen, daß dies alles nur Uebelstände sind, die sich beseitigen lassen, — ich will das nicht in Abrede stellen, wenn ich auch persönlich kein großes Vertrauen in die sichere Wirksamkeit der verschiedenen vorgeschlagenen Mittel setze. Eine andre Frage ist alsdann: wie soll denn dieser Ballon wieder aus der Luft heruntergeholt werden, sobald er seine Bombe an den Mann gebracht hat? „Nun, das kann ja die eigne Maschinenkraft besorgen," sagt wohl mancher, und es liegt in der That für den Laien viel Bestechendes in diesem Einwand. Der vor einigen Jahren in Tempelhof bei Berlin verunglückte Dr. Wölfert war der Hauptvertreter dieser Richtung, die den in der Gondel befindlichen Motor auch für die Vertikalbewegung des Ballons zu benützen gedachte. Theoretisch läßt sich auch gegen eine solche Ansicht nichts einwenden; praktisch bewährt hat sich aber bis zur Stunde nur eine Methode für das Landen: das Entweichenlassen der Füllungsgase. Und wer da weiß, wie viel Kraft erforderlich ist, um einen doch verhältnismäßig kleinen Fesselballon aus mäßiger Höhe herunterzuholen, der wird wohl so schnell nicht an die Möglichkeit glauben, einen derartigen Riesenballon aus einigen tausend Metern Höhe lediglich durch die eigne Maschinenkraft niederzwingen zu können. Man wird wohl unter allen Umständen das Opfern des Gases für die Landung beibehalten müssen.

Nun denke man einmal an die ungeheure Vergrößerung der dadurch bedingten Munitionsnachfuhr. Bei den gewöhnlichen Geschützen beträgt das Gewicht der notwendigen Pulverladung höchstens ein Drittel vom Geschoß; beim Luftschiff müßte man das Sechsfache dieser Last heranschaffen, also — das Geschoß mit eingerechnet — eine über fünfmal größere Last überhaupt. Denn für jedes Kilogramm der zu hebenden Last ist ungefähr ein Kubikmeter Wasserstoffgas erforderlich, und dieses wiegt im günstigsten Falle komprimiert mitsamt den erforderlichen Stahlflaschen sechs Kilogramm. Ich deute, wie gesagt, hier nur oberflächlich an, denn in Wahrheit wird mehr Gas gebraucht, da der Ballon das Geschoß immer erst auf eine beträchtliche Höhe heben muß; der dazu nötige Auftrieb muß natürlich auch jedesmal neu beschafft werden. Wer nun weiß, welche Schwierigkeiten gerade das genügende Heranschaffen der benötigten Munitionsmassen bei Belagerungen bereitet, der wird schon nach diesen Ausführungen vor den bombardierenden Luftschiffen ein Kreuz machen.

Das alles sind nun freilich bloße Uebelstände, die möglicherweise durch anderweitige Vorteile doch wieder aufgehoben werden könnten; leider sind aber solche Vorzüge beim besten Willen nicht zu entdecken. Man könnte vielleicht sagen, daß ein Luftschiff auf Ziele zu feuern vermag, wo andre an den Erdboden gebundene Geschütze nicht angewendet werden können, sei es im Gebirgskrieg in die Höhe oder sonst bei zu weit entfernten Zielen. Aber man denke daran, daß das derzeitige beste Luftschiff unter günstigen Verhältnissen in etwa dreihundert Meter Höhe nur sechs Kilometer zurückzulegen vermag, während wir schon Geschütze haben, die unter allen Umständen noch tausend Meter über die Kuppe

des höchsten europäischen Berges hinwegschießen, und zwar zwanzig Kilometer weit, was vierzig Luftschiffkilometern entspricht. Bei dieser Sachlage erscheint es doch gewiß nicht allzu unwahrscheinlich, daß wir möglicherweise eher zu Geschützen kommen, die fünfzig Kilometer weit schießen, als zu Luftschiffen, die hundert zu fahren vermögen. Hat doch in der That in Bezug auf Schußweiten die Geschützkonstruktion im gleichen Zeitraum weit größere Fortschritte gemacht als der Ballonbau. Dabei ist dann aber die Treffsicherheit der Geschütze eine unvergleichlich bessere als die der Luftschiffe.

Gerade in dieser Beziehung hat man meist keine rechte Vorstellung vom wahren Stand der Dinge. Man stellt sich die Geschichte so vor wie beim Kriegsschiff, das ja auch auf bewegtem Meer und während der Fahrt zu feuern vermag. Dieser Vergleich paßt aber gar nicht, denn bei diesem kann sich das Geschütz unabhängig von der Schiffsbewegung richten lassen; aber nicht beim Luftschiff, wo es stabil ist. Der aus einem Luftschiff fallen gelassene Sprengkörper kann doch nur dann sein Ziel erreichen, wenn sich das Luftschiff in dem betreffenden Augenblick senkrecht über dem Zielobjekt im absoluten Ruhezustande befindet. Denn da das Geschoß die Bewegung des Fahrzeuges annimmt und infolge des Beharrungsvermögens während des Falles bis zum Auftreffen beibehält, so würde jede horizontale Verschiebung des Ballons durch einen Luftstoß genau ebenso wirken wie ein Schlag gegen das Gewehr im Moment des Abdrückens; das heißt, das Treffen wäre ein reiner Zufall. Nun ist es aber durchaus unmöglich, daß sich ein Fahrzeug in der Luft eine solche absolute Ruhelage verschaffen kann, denn die Luft ist immer mehr oder weniger bewegt, und da diese Bewegung keine stetige ist, sondern ziemlich unregelmäßig wirkt, so können die Schrauben oder sonstigen Bewegungsmittel auch nicht präzis entgegenarbeiten. Ein wirkliches Treffen für Ziele mit nicht allzugroßer Grundfläche erscheint also ganz ausgeschlossen.

Man darf auch nicht übersehen, daß der Verteidiger dem Luftschiff keine Ewigkeit Zeit lassen wird, da oben in der Luft herum zu manövrieren; sind doch bei dieser Art der Kriegsführung die Chancen des Verteidigers immer bedeutend größer als die des Angreifers. Das Luftschiff hebt sich am Himmel ab und wird schon bemerkt, noch ehe die Gondelinsassen das betreffende Werk sehen können; dann genügt es auch für die Verteidigung vollkommen, wenn an den exponierten Punkten ein Schnellfeuergeschütz lotrecht aufgestellt wird. Befindet sich das Luftschiff senkrecht über dem Werk, dann muß es auf alle Fälle getroffen werden, und steht es nicht darüber, nun, so kann es ja auch keinen Schaden anrichten. Daß man immer glaubt, die Luftschiffe durch genügende Fahrthöhe vor dem Herunterschießen bewahren zu können, entspricht wohl einer irrigen Auffassung über die Tragweite der Geschosse bei vertikalen Schüssen; die Granate muß ebenso hoch gehen wie weit, abzüglich der kleinen, durch die Schwerkraft verursachten Verringerung durch die Fallgeschwindigkeit.

In den Auseinandersetzungen der Herren Projektanten — kein Gebiet hat ja deren so viel wie gerade die Luftschiffahrt — klingt freilich manches anders; wer aber noch auf realem Boden steht und diese Verhältnisse aufmerksam betrachtet, der wird wohl gleichfalls nicht allzu große Angst vor den etwaigen Schrecknissen eines Bombardements durch lenkbare Luftschiffe haben. Vorläufig haben diese luftigen Gefährte noch mehr Angst vor den Kugeln des Gegners, als dieser jemals vor den ihren zu haben braucht. Bis jetzt ist aus der Luft noch nichts andres heruntergefallen als hin und wieder ein verunglückter Luftschiffer, und das wird wohl auch in Zukunft nicht anders werden. Beobachtung des Gegners, Herstellung einer gesicherten Verbindung mit abgeschnittenen Heereskörpern oder Festungen — mehr kann voraussichtlich auch der lenkbare Ballon im Kriege nicht leisten.

Ein großer Teil der vorgebrachten Argumente gilt allerdings nur für Luftballons; aber in der Hauptsache — die mangelnde Treffsicherheit — trifft das Gesagte auch für die Flugmaschinen zu. Es darf doch auch nicht vergessen werden, daß gerade das am meisten verheißende Prinzip — die sogenannten Drachenflieger — für die militärische Verwendung nicht in Frage kommen kann, da sich diese Flugmaschinen nur bei schneller Bewegung in der Luft schwebend erhalten können und einen besonders eingerichteten Aufsteigeplatz für den ersten Anlauf verlangen.

G. G.

Ueber die See.

Nun weilst du an der blauen See,
Wie ich im letzten Jahr;
Der Mond steht über der blauen See,
Wie damals voll und klar.

Und eine goldne Brücke spannt,
Wenn draußen alles ruht,
Zum Küstensaum vom Inselstrand
Er über die blaue Flut.

Dann träumst du wohl im stillen Kahn
Einsam, wie ich's gemacht,
Und über die goldne, zitternde Bahn
Schwebt deine Seele — wie's meine gethan —
Heimlich zu mir durch die Nacht.

Gertrud Triepel.

Neuestes vom Büchermarkt.

„Nixchen" — welch ein harmloser, poetischer Titel! Man denkt dabei unwillkürlich an eine kleine Undine, sehr jung, sehr reizend, ganz erfüllt von der Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele und zwei niedlichen Beinchen an Stelle ihres für Landverhältnisse im allgemeinen nicht verwendbaren Fischschwanzes. „Nixchen" von Hans von Kahlenberg (Carl Reißner, Leipzig) ist auch in der That so jung und so reizend wie möglich. Nur mit der Sehnsucht nach der vorerwähnten Seele läßt es sich halten, und was das Fischschwänzchen anbetrifft, so plätschert die junge Dame damit so niedlich und so unbeargwöhnt durch die Wellen ihres sechzehnjährigen Lebens, daß zu Verbesserungswünschen ihrerseits wirklich kein Grund vorhanden ist. Das Fischschwänzchen sieht nämlich kaum jemand, oder wenn er's doch mal erblickt, sagt er sich und andern erschrocken und tröstend, daß er sich natürlich geirrt haben müsse. Der Realist, der, wie der weitere Titel besagt, hier einen Briefwechsel mit einem Idealisten führt, kennt „Nixchen" allerdings recht genau. Er ist auch, wie alle Schriftsteller, sehr indiskret, aber der Idealist, der auch zufälligerweise noch der Bräutigam ist, glaubt ihm nichts, und die Mehrzahl der Mütter, die diesen „Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter" unvorbereitet liest, wird ebenfalls nichts glauben, denn sie ist für gewöhnlich und zu ihrem Glück und Frieden auf Sittlichkeit, Moral und gute Zuversicht geeicht. Ihnen also, wie allen andern braven Leuten, die der Ueberzeugung leben, daß nichts faul ist im Staate Dänemark, am allerwenigsten in der modernen Mädchenerziehung, gestatte ich mir daher den Rat zu geben, „Nixchen" um Gottes willen nicht zu lesen. Sie würden sich nicht nur ärgern, vielleicht sogar entrüsten. Hans von Kahlenberg berührt nämlich eine tief unter der Haut lagernde, von außen beinahe unsichtbare Beule am Leibe der modernen Gesellschaft. Und er thut es nicht behutsam und andeutend, sondern ganz offen, ganz objektiv, ohne Rücksicht und ohne Scheu. In Deutschland ist meines Wissens noch kein Buch geschrieben worden, das die höhere Tochter, die Berliner Geheimratsgöre, dies Mädchen, das mit sechzehn Jahren alles weiß, alles kennt und die Maske der Unschuld und süßen Weiblichkeit mit solchem Geschick handhabt, mit gleicher Schärfe zeichnet. Viele werden es pikant finden, weil es mit einer feinen und geistvollen Feder geschrieben wurde. Und doch ist nichts sicherer, als daß dem Verfasser die Absicht fern lag, zu amüsieren oder gar zu reizen. Eine Weile hält er den kalten Ton fest, am Ende aber läßt er seinem heiligen Zorne die Zügel schießen und wirft mit offenem Wort einer verlogenen, mit der Natur im Widerspruche befindlichen Moral vor, daß sie seit undenklichen Zeiten daran gearbeitet habe, das moderne Mädchen, eben jenes „Nixchen", zu schaffen: kalt, raffiniert, eitel, frech und feige. Dabei kommt naturgemäß auch das alte Frauenideal, das die Männer neben unterschiedlichen andern Göttinnen noch heute auf ihrem Hausaltare verehren, etwas schlecht fort: das weiße Blatt, das erst von ihrem Finger mit Worten des Lebens, der Liebe, der Leidenschaft beschrieben werden darf, die fleckenlose Lilienknospe, die sich über Nacht pflichtschuldigst in eine blühende und glühende Rose zu verwandeln hat. Kahlenbergs Buch verdient volle Beachtung. Es vereinigt die Kunst mit der Wahrheitsliebe und den Mut mit einer edlen Entrüstung. Wer es mit Verstand und ohne Voreingenommenheit liest, wird viel daraus lernen können. Nur auf eine Frage bleibt es die Antwort schuldig: Wo geht der Weg, der uns von der Lüge, Unnatur und Gemeinheit zu wahrer Sitte und schöner Menschlichkeit zurückführt? Das Mädchengymnasium allein thut's noch nicht. Aber vielleicht hilft es für die Zukunft, „denkende" Mütter zu erziehen, und das wäre schon viel.

Ebenfalls keine Kränzchenlektüre sind Otto Erich Hartlebens Novellen: „Der römische Maler" und so weiter (Berlin, S. Fischer). Der Autor, als anmutiger Spötter wohlbekannt, hat wiederum das Großstadtleben und besonders die Großstadtweiber aufs Korn genommen. Man meint ihn ordentlich vor sich zu sehen, während er von ihnen erzählt: mit einem zugekniffenen Auge und jenem Lächeln, das sich nur durch ein Zucken der Mundwinkel verrät. Manche merken's gar nicht, und manchen wird es unbehaglich zu Mute, die übrigen aber haben an „Otto Erichs" etwas boshafter Grazie ihre aufrichtige Freude.

Sehr eigenartig in Vorwurf und Behandlung sind „Die Betrogenen" von Ilse Frapan (Gebrüder Paetel, Berlin). Diese zwei Züricher Studenten — natürlich ein „Er" und eine „Sie" — verachten das Leben und die Gefühle im alten Stile. Sie huldigen einer freien Liebe und einer Moral des Individuums, von deren Höhe sie lächelnd und verächtlich auf eine überständige Kultur und ein geknechtetes Menschentum herabsehen. Als Mediziner sezieren und diagnostizieren sie von morgens bis abends. Sie wickeln die Knospe auf, statt sie sich entfalten zu lassen, sie zählen Staubfäden, statt sich an Farbe und Duft zu freuen. Aber da sie die Modernen nicht sind, für die sie sich halten, fühlen sie sich beide bald herzlich unglücklich und kehren am Ende auf Irrwegen und über spitzes Steingeröll zur verlachten und verketzerten Institution der Ehe zurück. „Sie hatten die alten Formen mit Füßen getreten, aber die neuen waren ihnen das Glück schuldig geblieben. Nun waren sie froh, in die alte, langgediente Hürde kriechen zu können, und stolz auf die Idee, als hätten sie etwas Funkelnagelneues entdeckt. Wie weich, wie behaglich, wie gerade und licht der ausgetretene Weg vor ihnen lag!" Und statt von Wirbelknochen, von Seelenassimilation, Präpariersaal, Leuchtbakterien, freien Menschen in freien Banden zu reden, denken sie an ihre Hochzeit, an ihre Gäste und die kleinen Behaglichkeiten, mit denen sie ihr zukünftiges, gut bürgerliches Leben verschönern werden. Ilse Frapan ist als geistreiche Schriftstellerin bekannt. Die Betrogenen werden ihrem Rufe keinen Abbruch thun, wenn auch nicht zu erwarten steht, daß diese etwas fremdartigen Menschen im nicht weniger fremdartigen Milieu einer Züricher Studentenschaft den Beifall eines großen Publikums zu erringen geeignet sind.

Eine gewisse Maupassant-Aehnlichkeit weisen die beiden Novellenbände: „Der kleine Herr Friedmann" von Thomas Mann und „Die Frau des Weisen" von Arthur Schnitzler auf (S. Fischer, Berlin). Aparte Stoffe, Knappheit und Klarheit der Darstellung und jener bittere Zug der Müdigkeit und des Ekels, der besonders bei Thomas Mann zugleich anzieht und abstößt. Der kleine Herr Friedmann ist ein Buckeliger, der Sohn wohlhabender Eltern, der in einer kleinen Stadt, in einem alten Hause unter freundlicher Fürsorge und zartsinnigem Schutz ein beinahe glückliches Leben geführt hat, bis ihn sein Schicksal mit einer schönen und vornehmen Frau zusammenführt. Mit dem untrüglichen Instinkt des Weibes erkennt diese den Eindruck, den sie auf den armen Krüppel gemacht hat, und ihre feine, kühle, mitleidige Koketterie schürt die Flamme, bis sie sich in einem leidenschaftlichen Geständnis Luft schafft. Das Mitleid versagt, und der natürliche Abscheu der Schönheit, der Jugend, der Gesundheit gegen das Kranke, Verkrüppelte, Häßliche kommt zu Worte. Die Frau schleudert den kleinen Herrn Friedmann von sich wie ein Reptil, und dieser, plötzlich aufgeweckt, plötzlich klar sehend, sucht das Ende seiner Qual und seines Lebens im Wasser. Eine fast noch subtilere Seelenmalerei zeichnet die weiteren Novellen dieses Bandes aus. Zweimal wird der Tod vom starken Willen eines Todgeweihten gezwungen, hier ein Kind zu nehmen, das der Kranke liebt und auf der Welt nicht allein zurücklassen will, dort die Stunde des Scheidens hinauszuschieben bis nach dem Momente der Vereinigung mit einer heiß ersehnten, vom Schicksal durch Jahre vorenthaltenen Frau. „Entsagung" stellt einen jener Phantasiemenschen vor unsre Augen, dessen Illusionen der Wirklichkeit immer vorauseilen und der, während er erlebt und leidet, nur kritisiert und stets zu dem Resultate kommt: also nur das?! Nichts weiter? „Der Bajazzo" ist ein junger Mann mit hundert Talenten und Interessen, der sich von der Welt, der Arbeit zu bescheidenem Genießen zurückzieht, dessen Bajazzonatur aber den Beifall, das Klatschen der Menge nicht entbehren kann, und der diesen Beifall doch niemals genießt, weil er sich nicht über sich selbst täuscht und deshalb auch die andern nicht zu täuschen versteht. In „Die Frau des Weisen" führt „la femme" die ausschließliche Stimme. Ehebruch, verlorene, zu spät erkannte Liebe, schwül, schwermütig, entnüchternd und immer Treibhausatmosphäre. Mann und Schnitzler haben beide den gleichen kranken Zug in ihrem unbestreitbaren Talente. Thomas Mann ist von ihnen der Bedeutendere, Tiefere, aber auch wohl der Kränkere.

„Modern" von Arnold Ohlert (Carl Reißner, Leipzig) habe ich bis zu der Stelle gelesen, wo die Dame Lola — eine Lebefrau comme il faut — die Zeitungsannonce des nicht minder lebemännischen Herrn von Denshausen zu Gesichte bekommt und beschließt, sich für die vakante Stellung einer Gattin zu melden, die aus dem drohenden mauvais souper des Junggesellen eine amüsante Mahlzeit zu zweien machen soll. Besagte Dame will nach gegebenem schriftlichen Bescheid sich ein wenig Ruhe reiten und verlangt ihr Pferd mit den Worten: „Man sattle mir Porcia!" Da konnte ich nicht weiter. Das war mir zu klassisch. Ich konnte den Verdacht nicht unterdrücken, daß Arnold Ohlert vielleicht noch niemals gehört hat, wie eine Dame den Befehl zum Vorführen ihres Reittieres giebt. „Man sattle mir Porcia!" Das klingt großartig, dramatisch, heldinnenhaft, aber es klingt nicht modern. Vielleicht kennt Arnold Ohlert die Leute und die Verhältnisse, die er zu schildern beliebt, auch nur vom Hörensagen. Mir hat es beinahe den Eindruck gemacht. Sie haben so etwas Schablonenhaftes und Getuschtes an sich. Aber wie gesagt, zu einem endgültigen Urteil bin ich nicht gekommen. „Man sattle mir Porcia!" Das war ein unüberwindliches Hindernis. Vielleicht nimmt es irgend ein Massenleser. Aber er soll mich nicht beschuldigen, daß ich ihn dazu angereizt habe.

In Ernst Muellenbachs Romanen liegt der Accent nicht auf großen Leidenschaften und tragischen Konflikten. Immer wieder aber bewährt sich sein Talent, groß zu sein im Kleinen, prächtig in der Einfachheit, bessernd und belehrend im Humor. „Die Hansabrüder" sind von dieser reinen und warmen Luft durchweht. Sie können im besten Sinne des Wortes als Familienlektüre gelten. Dasselbe gilt von „Vom heißen Stein", das im Gegensatze zu den „Hansabrüdern" (Verlag von Carl Reißner, Leipzig) in fernvergangener Zeit, im alten heiligen Köln seinen Schauplatz hat und sich mit Hexen und Hexen-

Schneider-Nazl, Peter Roseggers Lehrmeister.

prozessen beschäftigt, ohne allzugroße Forderungen an die Nerven des Lesers zu stellen und seine Phantasie mit trüben oder gar grausigen Bildern zu belasten. In beiden Romanen heißt es: Ende gut, alles gut, wenn auch dieser fröhliche Schluß durch verschiedene Mittel herbeigeführt wird, hier durch Thaten und Schicksalsgunst, dort durch edle Resignation und Aufgabe des eignen Ichs zum Heile geliebter Menschen.

Echter, fröhlicher Humor liegt wie strahlender Goldglanz über allen Geschichten Richard Bredenbrückers, die, soweit ich sie kenne, Tiroler Dorfgeschichten sind. Aber nicht der Humor allein, sondern eine scharfe Beobachtung und eine äußerst lebendige Darstellung ohne jedes „Zuviel“ sind die charakteristischen Züge im Geistesbilde dieses Autors. Unter den Novellen, die den Gesamttitel „Crispin der Dorfbeglücker“ tragen, hat mir „Der reichste Mann in Gremmetsch“ den bedeutendsten Eindruck gemacht (Berlin, Fontane & Co.). Dieser Gasser-Sepp oder Adlerwirt, der an seiner Zeit und sich selbst zu Grunde geht, ist mit so viel Kunst modelliert, mit so viel Liebe beschrieben, daß man ihn in ganzer, lebensvoller Figur vor sich zu sehen meint, inmitten seines verlotterten Haushaltes, mit seinem ganzen seltsamen Anhange von alten Weiblein und Nachkommen. Wir erhalten einen tieferen Einblick nicht nur in die Lebensführung, sondern auch in die Lebensauffassung des Tiroler Volkes, und redlich teilen sich Ernst und Scherz in die Kosten des gebotenen Genusses.

Mit warmem Herzen und sicherer Hand hat Luise Westkirch schon mehr als einen Roman geliefert, in dem die kleinen Leute und die kleinen Verhältnisse zu ihrem Rechte kommen, umflossen von einem milden Schimmer des Verständnisses und des Mitgefühles. „Eine Studentenehe“ (Philipp Reclam, Leipzig) hat einen für diese Schriftstellerin etwas außergewöhnlichen Stich ins Romanhafte. Es ist der Mord und der Verdacht der Thäterschaft, der am Ende der Geschichte einen ziemlich breiten Raum einnimmt. In den Augen des Durchschnittslesers wird das ein Vorzug sein. Die Kritik muß es bedauern, denn es stört den harmonischen Eindruck und Ausklang dieses Sittenromanes, in dem die starken äußeren Effekte nicht an ihrem Platze sind. Im Leben würden die Menschen, die in der „Studentenehe“ kräftig und farbenreich ausgemalt sind, ihre Aufgaben des Handelns, Duldens und Fühlens erfüllen, mit ihren innerlichen Schicksalen vollauf zu thun haben. Sie würden äußerlich vielleicht wenig oder gar nichts erleben, nachdem das erste große Ereignis der ungewöhnlichen Eheschließung zwischen einem jungen Edelmann und verkrachten Referendar und der Inhaberin eines großen Berliner Schneiderateliers geschehen ist, außer vielleicht am Schlusse die Trennung. Aber Luise Westkirch hat in der Martha Franzius eine Idealgestalt geschaffen, und sie hat Arthur von Löhr, der im Anfang eine klar erschaute, ganz moderne Gestalt ohne alle Sentimentalität zu sein scheint, zuletzt etwas angeschminkt. Und so kommt es denn, daß die beiden, die in Wirklichkeit infolge der Verschiedenheit ihrer Kinderstube, ihrer Art und ihrer Gaben sicher am Felsen des Glückes gestrandet wären, ihn im Roman erklimmen und in der Sonne auf seinem Gipfel ihr Haus bauen.

Zum Schlusse will ich aus der großen Bücherwoge, die viel Sand, Steine und gar wenig Perlen ins Land trägt, wenigens noch die Namen einiger Erscheinungen herausgreifen, die zwar ohne großen Verlust für die Lesewelt hätten ungeschrieben bleiben können, die aber dem Leser doch manche Stunde erwünschten Genusses garantieren. „Margarete Eilert“ von Ulrich Frank (Freund & Jeckel, Berlin), worin ein ernstes Problem zwar nicht in der ganz herkömmlichen, aber doch in etwas flacher Weise gelöst wird. „Ellen Trodwood“ von H. Phil (Pierson, Leipzig), das etwas hätte werden können, aber leider recht wenig geworden ist, „Der Traum des Herrn Paltrock“ von Joachim von Dürow (Carl Reißner, Leipzig), in dem ein freundlicher Humor sein Wesen treibt, in dem aber die handelnden Personen doch mehr die Sprache des Verfassers als ihre eigne reden.

M. zur Megede.

Peter Rosegger und sein Lehrmeister, der Schneider-Nazl.

Mit zwei Abbildungen nach Amateuraufnahmen von Franz Joseph Böhm in Mürzzuschlag.

Jedermann, der Peter Roseggers Schriften kennt — und welcher Deutsche kennte sie nicht? — weiß, von wie bescheidenen Anfängen dieser kernige und eigenartige Dichter, der im Norden nicht minder geschätzt wird als in seiner südlichen Heimat, ausgegangen ist. Der Sohn eines armen Aelplerbauern, erst Hüterbub, dann Schneiderlehrling — weil seine Körperkraft zu „Besserem“ nicht auszureichen schien —, wurde er vom gütigen Geschick mit dem Geschenke begnadet, daß wohlwollende Gönner die in dem Knaben schlummernden Gaben erkannten und ihm zur höheren Ausbildung verhalfen. Einer der schönsten Züge in Roseggers Charakter ist die Offenheit, mit der er von diesen Anfängen redet, denn unähnlich vielen andern, die, in der Welt zu Großem emporgewachsen, ängstlich ihre Herkunft aus kleinen Verhältnissen zu verbergen trachten, erzählt er mit edelm Stolz von seiner kargen und doch innerlich so reichen Jugend und hat in seinen Schriften manchen von denen, die ihm, dem armen Bauernbuben, wohlgethan haben, ein schönes Denkmal errichtet, das nicht minder ihn ehrt als diejenigen, denen er freudigen Herzens die Schuld der Dankbarkeit entrichtet. Darüber sind keine Worte zu verlieren; wer diese Dinge sich wieder genauer ins Gedächtnis zurückrufen will, möge nur in Roseggers Schriften nachlesen, in denen der frische Born der Jugenderinnerung so klar und erquickend sprudelt.

Vor kurzem wurde nun dem Dichter und einem seiner ältesten Freunde aus der Jugendzeit eine sinnige Ueberraschung bereitet. Zu Mürzzuschlag in der Steiermark, am Fuße des Semmering, besteht eine Rosegger-Gesellschaft, die zu Ehren ihres heimischen Poeten schon manches Gute gethan hat. Vor allem schützte sie sein Geburtshaus auf der Krieglacher Alpe vor dem Verfall, und wer in das Innere desselben eindringen will, muß sich schon den Schlüssel dazu in Toni Schrus' Hotel „Post“ in Mürzzuschlag holen, allwo auch ein besonderes Roseggerstübl mit allerlei Andenken an den berühmten Landsmann eingerichtet ist. Ein glücklicher Gedanke besagter Gesellschaft war es, hier ein Zusammentreffen Peter Roseggers mit seinem ehemaligen greisen Lehrmeister Ignaz Orthofer, gemeinhin „Schneider-Nazl“ genannt, herbeizuführen. Am 8. und 9. Juli dieses Jahres fand die Begegnung statt, und unsre Bilder, nach Amateuraufnahmen von Franz Joseph Böhm in Mürzzuschlag aufgenommen, zeigen ebenso wahr als treuherzig, wie der wackere Meister und sein einstiger Lehrling sich nebeneinander ausnehmen.

Ignaz Orthofer oder Schneider-Nazl — was ihm wohl vertrauter klingen dürfte — haust, heute 86 Jahre alt, zu Sankt Kathrein am Hauenstein, einem weltabgeschiedenen, aber romantisch gelegenen Dörfchen in der oststeirischer Waldmark. Vom 17. bis 22. Lebensjahre war Rosegger bei ihm in der Lehre, allerdings mit Unterbrechungen, denn der Jüngling mußte häufiger in der Bauernwirtschaft des Vaters mithelfen. Zur hohen Würde des Schneidergesellen hat Peter es nie gebracht, denn als die Zeit kam, daß er freigesprochen werden konnte, ging er auf die Handelsschule in Graz, von wo aus jene Wendung erfolgte, die der deutschen Litteratur einen neuen Dichter schenken sollte. Als Rosegger bei Orthofer in die Lehre trat, war dieser schon stark über die Fünfzig hinaus, aber noch Junggeselle. Erst gegen das sechzigste Jahr heiratete er, doch starb sein Weib bald. Eine zweite Ehe verlief glücklicher. Dem Schneider-Nazl wurden zwei Kinder geboren, die gut einschlugen, das Handwerk des Vaters betreiben und redlich für die Eltern sorgen. Trotz seines hohen Alters ist Nazl verhältnismäßig rüstig und geistesfrisch, und wenn ihm auch eigentliche Bildung fehlt, so besitzt er doch eine gesunde Weltanschauung und — nicht die schlechteste von den Gaben des Daseins — einen guten Humor. Auch weiß er recht gut, daß sein Peterl, mit dem er einstmals, ausgerüstet mit Bügeleisen, Elle und sonstigem Zubehör, von einem Bauernhof zum andern zog, längst ein berühmter Mann ist, und wenn er das vielleicht auch nicht ganz versteht, so hängt er doch mit väterlicher Zuneigung an ihm. Manchmal freilich mag ihm die Berühmtheit, die er selbst durch Rosegger, vor allem durch dessen „Waldheimat“ gewonnen, verdrießlich geworden sein, beispielsweise wenn ihn ein Amateurphotograph aufs Korn nahm. „Woas 's denn olleweil hoaben mit mir!“ soll er zum öftern geseufzt haben.

Bei der Gelegenheit aber, der wir unsre Bilder verdanken, hat er sein still gehalten, und das kam so. Seit fünfundzwanzig Jahren war Schneider-Nazl nicht aus seinem engen Waldwinkel herausgekommen, und so gestand er kürzlich einem Verehrer seines Peterl, daß er „halt goar soa viel gern 's Mürzthal noch oamal sehat, eh's er sterbat.“ Dieser Wunsch kam zu Ohren der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag, und in welcher liebenswürdigen Weise er erfüllt worden ist, das zeigen unsre Bilder. Ignaz Orthofer sah sowohl das schöne Mürzthal wieder, wie sein liebes Peterl, das sich inzwischen so prächtig herausgewachsen hat, und es gab ein herzliches Freuen nicht nur zwischen diesen beiden, sondern bei allen, die dem merkwürdigen Wiedersehen beiwohnen durften.

Fr. Colberg.

Peter Rosegger und sein ehemaliger Lehrmeister Ignaz Orthofer.

En avant les dames! Nach dem Gemälde von A. Dall'Oca-Bianca.

Tantalus.

Novelle
von
Paul Heyse.

(Schluß.)

Der Morgen nach dieser regnerischen Frühlingsnacht ging strahlend auf. Am Himmel, so weit er durch das breite Nordfenster des Ateliers zu überblicken war, segelten nur leichte weiße Wölkchen durch das scharfe Blau dahin, da der Morgenwind noch lebhaft über die Hochebene Münchens fuhr. Eine ruhige Klarheit durchleuchtete den weiten Raum, die Venusstatue schien sich noch feierlicher als sonst auf ihrem Sockel zu erheben, die Farben auf dem großen Bilde noch wärmer sich miteinander zu verschmelzen. Der Tag war ein Sonntag, darum auf der Straße drunten heut kein Lärm und Wagengerassel, nur von der Turmuhr drang der Glockenschlag durch die Scheibe, die der Luft geöffnet war: sieben langsame Schläge.

Schon um vieles früher hatte Lars das Atelier wieder betreten, auf den Zehen gehend, aber die Melodie jenes venetianischen Liedchens leise vor sich hinsummend, die er gestern, von Nadinens Stimme begleitet, auf der Geige gespielt hatte.

In dem losen Hausanzuge von hellem Wollenstoff erschien er wie verjüngt, dazu der elastische Schritt, mit dem er unablässig in seiner Werkstatt auf und ab ging, während er sonst gewöhnt war, seinen Weg behutsam mit den Füßen zu suchen. Er war vor das Bild getreten und hatte es lange betrachtet, leicht mit dem Kopfe nickend, wie jemand, der seiner Arbeit ein gutes Zeugnis ausstellen kann. Dann hatte er sich eine Zigarette angezündet, aber nach wenigen Zügen sie zum Fenster hinausgeworfen, an dem er noch eine zweite Scheibe öffnete, um die würzige Frische des Aethers voller einströmen zu lassen. Manchmal ging ein gutes, stilles, glückliches Lächeln über sein helles Gesicht; er schloß die Augen, als wolle er ohne Störung die reizenden Bilder seiner Erinnerung genießen. Auch vor die Statue der Göttin trat er und betrachtete prüfend einzelne Teile, dann und wann den Kopf schüttelnd, wie ein anspruchsvoller Kenner, dem manches zu wünschen bleibt. Dann horchte er wieder ins Schlafzimmer hinüber, wo sich noch nichts regen wollte, nahm seine Wanderung über den weichen Teppich wieder auf und setzte sich endlich auf das Ruhebett am Fenster.

Hier aber hatte er nicht lange gesessen, in allerlei Betrachtungen verloren, die heiter genug zu sein schienen, da trat plötzlich Nadine herein, ohne daß er die Thür hatte gehen hören. Sie war vollständig zum Ausgehen gerüstet, nur den Hut mit den silbergrauen Federn trug sie in der Hand; das volle blonde Haar war etwas eilig, aber malerisch aufgesteckt; über ihrem Gesicht lag ein rosiger Hauch von süßer Verschämtheit, während sie doch die Augen nicht niederschlug, sondern mit einem zärtlichen Blick ihren Freund auf seinem schattigen Sitz begrüßte.

Lars sprang auf, ihr entgegen, und schloß sie in die Arme. „Wie hat die gnädige Frau geruht?“ fragte er, indem er ihr mit beiden Händen über das Haar fuhr und ihr Gesicht nahe zu dem seinen heranzog. „Ich finde, der Wächterin ist ihr schwerer Dienst bei dem armen Unheilbaren wunderbar gut bekommen. Sie sieht so märchenhaft jung und reizend aus, daß ein Blinder sich in sie verlieben müßte, geschweige einer, dem die Schuppen von den Augen gefallen sind, daß er klar eingesehen hat, welch ein Thor er sein wollte. Aber du scheinst ja Eile zu haben, fortzukommen? Ist dir dein Werk der Barmherzigkeit schon verleidet, oder glaubst du nun überflüssig geworden zu sein? Nein, diesen Hut werden wir fürs erste noch mit Beschlag belegen. Auch kann ich doch meinen geliebten Gast nicht entlassen, ohne ihm ein Frühstück angeboten zu haben. Der gute Patriarch, dessen feine alte Seele sich so diskret beiseite gehalten hat, wird sogleich das Nötige besorgen. Oder ist es dir unlieb, unser holdes Geheimnis seinen alten Augen zu enthüllen?“

Sie errötete ein wenig tiefer, aber ihre Augen lachten, und sie sah frei zu ihm auf.

„Nein,“ sagte sie, „mein Glück ist so groß, und ich bin so stolz auf mein Glück, daß ich nichts dagegen hätte, es vor der ganzen Welt zu zeigen, nicht bloß vor deinem treuen Leibeignen, der dich so vergöttert, daß er es ganz in der Ordnung fände, wenn alle schönsten Frauen der Stadt wetteiferten, dir einen Nachtbesuch zu machen. Aber bei mir zu Hause würde es Unruhe erwecken, wenn ich länger ausbliebe. Ich habe gestern abend mein Mädchen darauf vorbereitet, daß ich vielleicht bei der kranken Freundin übernachten würde, zu der zu gehen ich vorgab, wenn ihr Zustand sich verschlimmerte. Am Ende fällt meiner Luise ein, sich erkundigen zu wollen, ob ich ihre Dienste nicht auch dort bedürfte. Max werde ich gleich heute sagen, wie ich mit dir stehe. Aber nun entlaß mich, Liebster. Du kommst natürlich heute zu uns, wär's auch nur meines Bruders wegen, dem du wohl für seine treue Anhänglichkeit und daß er mich völlig gewähren läßt, ein freundliches Wort schuldig bist. Wenn du nicht zu Tische kommen magst, erwarte ich dich zum Thee. Und bis dahin — sei fein vernünftig — denk immer, was du deiner armen Geliebten schuldig bist, die auf der ganzen Welt nichts mehr besitzt als dich, da sie sich selbst so besinnungslos an dich weggeschenkt hat.“

Er hatte, während sie sprach, sie unverwandt angesehen, immer leise mit beiden Händen ihr Haar streichelnd. Was sie sagte, schien er nur wie eine liebliche Musik zu hören, ohne auf den Sinn der Worte zu achten. „Es ist unglaublich,“ sagte er jetzt, „wie schön diese Frau ist! Ich hatte doch gedacht, ich wüßte ein wenig, was Schönheit sei oder sein sollte, wenn es auf dieser unvollkommenen Erde einmal Mutter Natur glückte, ein göttliches Geschöpf hervorzubringen, wie sich's die großen Künstler seit Phidias und Tizian geträumt haben. Aber das ist alles Puppenwerk gegen dies herrlich aufgeblühte Leben! Und das ist *mein*, ich bin unbeschränkter Herr und Gebieter über diesen Schatz, und was das Beste und Wunderbarste daran ist, die Seele, die diese schönen Glieder regiert, gehört mir auch, und sie ist noch schöner und edler und entzückender als die sterbliche Form, in die sie gebannt ist!“

Sie entzog sich ihm leise, indem sie seine Hand festhielt und ihre Lippen darauf drückte. „Du lieber, geliebter sonderbarer Schwärmer!“ flüsterte sie. „Kennt' ich mich selbst nicht besser als du, würden mich deine überschwenglichen Reden zu einer eitlen Närrin machen. So aber weiß ich, was ich von mir zu halten habe, und bin nur heimlich froh, wenn mein Geliebter noch eine Weile in seiner süßen Täuschung befangen bleibt. Die Ernüchterung wird immer noch früh genug kommen. Nun aber wirklich addio, Liebster! Es ist die höchste Zeit.“

Er hielt sie sanft am Arme zurück. „Ich hätte nur noch einen kleinen Wunsch, er soll dich nicht länger als zehn Minuten kosten. Aber sieh, heute nacht, als ich nicht satt werden konnte, deine Schönheit zu bestaunen — ich glaube fast, du wurdest auf dich selber eifersüchtig, daß der Maler in mir den Liebenden zu verdrängen schien — nein, Herz, ich wußte in jedem Augenblick, daß es meine Nadine war, die mir alle diese Wonnen gab, aber nächst meinem Herzen genossen sie meine Augen. Und einmal, weißt du — mich zu strafen, weil ich zu übermütig meinem Glücke Luft machte — da wandtest du dich einen Augenblick von mir ab, und ich sah deine glänzende Schulter, von dem roten Licht der Lampe überhaucht, genau so wie dort auf meinem Bilde den Hals und Nacken der Frau am Meeresstrande, in derselben gewagten Verkürzung, die ich bisher bei keinem Modell so reizvoll hatte wiederfinden können. Wenn du jetzt nur auf einen Moment — ich will das nur noch einmal mir einprägen, wie die Linie des Halses sich zur Schulter hinabsenkt — nicht malen, nur mit ein paar Strichen —“

Sie wandte sich tief erglühend ab. „Du kannst von mir fordern, was du willst, ich gehöre dir ja. Aber bitte, nicht jetzt, nicht in diesem kalten Morgenlicht. Ich habe dir bewiesen, daß ich frei bin von falscher Prüderie. Aber ein unbestimmtes Gefühl in mir wehrt sich dagegen, jetzt — du mußt doch begreifen —

„Nein,“ rief sie, sich selbst unterbrechend, da sie sah, daß er mit einer enttäuschten Gebärde sich abwandte, „ich sehe, du begreifst es nicht — als ein Künstler, der du bist, kannst du eine solche Regung in einem Frauenherzen nicht verstehn. Nun denn, so mache mit mir, was du willst. Ich habe mich dir nun einmal auf Gnade und Ungnade ergeben.“

Sie streifte ihr Jäckchen ab, warf es auf einen Stuhl und sah ihn mit einem rührenden Ausdruck von Ergebung an, was sie noch weiter thun solle. Er umfing die stille Gestalt stürmisch und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Du Engel,“ sagte er, „immer noch unerschöpflicher an Liebe und Güte, als ich von dir erwartet habe! Aber so ist's nicht gemeint, wie du vermutest. Nur den Hals und die Schulter — nicht einmal dein Haar sollst du auflösen, dazu kommt auch wohl noch die Stunde — jetzt handelt sich's nur um diese kleine Verkürzung — das Licht ist ohnehin nicht ganz so, wie ich's brauchte —“

Er hatte das Ruhebett in die Mitte des Ateliers geschoben, während sie gehorsam that, was er gewünscht, die Taille abstreifte und das Tuch von ihrem Nacken löste. Dann streckte sie sich auf das Polster aus, den linken Arm, wie die Frau im Gemälde, ein wenig gebogen und statt des Hundes um das rote Sammetkissen gelegt. „Ist es so recht?“ fragte sie, die Augen halb zudrückend. Er rückte noch ein wenig an dem Arm und strich das Haar zurück, das über ihre Stirn gefallen war. „Wenn du dich sehen könntest!“ sagte er mit dem zärtlichsten Ton. „Und wie das Rot zu dem matten Weiß deines Armes steht! Jetzt nur noch ein paar Striche —“

Hastig trat er hinter die Staffelei, ergriff die Palette und vertiefte sich in das Studium dieser herrlichen Form. Es war ganz still ringsumher. Dann und wann schoß eine Schwalbe, die am Dachsims des Ateliers ihr Nest gebaut hatte, am Fenster vorbei und warf von ihren Flügeln einen Sonnenblitz in den weiten Raum. Die schöne Frau auf ihrem weichen Pfühl regte sich nicht. Ein stilleres Modell konnte ihr Freund sich nicht wünschen. Auch hatte er bald mit der bloßen Korrektur der Form sich nicht mehr begnügt, sondern das Spiel des Lichts auf der glatten Haut nachzubilden versucht. Sie aber schien ganz vergessen zu haben, daß es sie zum Fortgehen gedrängt hatte. Eine süße Mattigkeit umfing ihre Glieder, sie atmete lebhaft mit halbgeöffnetem Munde, und ihre Brust hob und senkte sich. Einen Augenblick verging ihr sogar das Bewußtsein, das breite Lid sank völlig über das Auge herab, eben wollte ein leiser Traum sie beschleichen, da drang ein seltsamer Ton an ihr Ohr, ein unterdrücktes Stöhnen, das sie aus ihrem Halbschlummer erschrocken auffahren ließ.

„Lars!“ rief sie, „was ist dir?“

Keine Antwort. Nur das Stöhnen verstummte. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, das hinter der Leinwand verborgen war, aber neben seinem Sitz am Boden sah sie die Palette liegen, und nun entfiel auch der Pinsel seiner Hand.

Ein kalter Schauder überlief sie. Sie sprang in die Höhe und stürzte zu ihm, der in sich zusammengesunken auf dem Malschemel saß, wie von einem plötzlichen Schlage gerührt.

„Lars!“ rief sie, „mein einzig Geliebter, was ist geschehen — rede — sage mir — o nur ein einziges Wort!“

Kein Laut kam über seine Lippen. Er hob nur langsam den Kopf und kehrte ihr das volle Gesicht zu; aus den weitaufgerissenen dunkeln Augen quollen zwei schwere Tropfen, die über die bleichen Wangen niederrannen. Der Mund verzog sich zu einem Lächeln, das zärtlich sein sollte, aber in einer bitteren Grimasse erstarrte.

„Was mir geschehen ist?“ sagte er endlich leise. „O, nichts Besonderes! Nur daß ich erfahren habe, wie dem Tantalus zu Mute war, der mitten in allem Ueberfluß des Lebens verhungern mußte. Aller Zauber der Schönheit entschleiert sich mir, und vor meine Augen schleicht sich der tückische Nebel, der mir schadenfroh verwehrt, mich davon entzücken zu lassen.“

Sie war neben seinem Sitz in die Kniee gesunken, hatte seinen Hals umschlungen und ihre weichen Lippen auf seine verdunkelten Augen gedrückt. „Es ist gräßlich!“ hauchte sie. „Aber werde nicht gar zu traurig, Liebster. Denke, wie oft schon ein solcher Anfall kam, eine plötzliche Ohnmacht des Sehnerven — gewiß, es muß jedesmal ein entsetzliches Gefühl sein, aber es geht ja vorüber, und wer weiß, wenn das kranke Organ sich nur wieder kräftigt — vielleicht eine Seereise, wo du monatelang dein Auge ruhen lassen mußt, weil ihm nichts begegnet, was seine Thätigkeit anregt.“

„Gewiß,“ sagte er und stand auf, sie mit sich

emporziehend, „so ein Zustand, wo nichts zur Thätigkeit reizt — freilich, es sieht ein bißchen nach Lebendigbegrabensein aus, aber wenn man hernach auf eine fröhliche Auferstehung rechnen darf — verzeih, daß ich mich diesmal von meinem Dämon so unterkriegen ließ — ich sollte ihn ja kennen, daß er nur zum Spaß Katz und Maus mit mir spielt — aber es war auch gar zu hämisch, eben jetzt, wo ich mit Augen sah, was mir bisher nur so als eine certa idea vorgeschwebt hatte — du hältst mich nun wohl für sehr schwach und unmännlich — o, wenn man in gewissen Lagen des Lebens sich des Weinens enthalten kann, muß man ein Held sein, den ich übrigens nicht beneide!"

Sie hatte ihre Kleidung wieder in Ordnung gebracht. „Nun lade ich mich doch zu deinem Frühstück ein," sagte sie rasch. „Erlaube, daß ich den Patriarchen citiere."

„Nein, Liebste," erwiderte er, „verzeih, ich bin unfähig, jetzt einen Bissen zu genießen. Ich brauche Ruhe, um mein erschüttertes Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Nicht wahr, du findest es nicht allzu ungalant oder gar ein Zeichen von Herzenskälte, wenn ich dich jetzt bitte, mich allein zu lassen? Ich lege mich dann auf das Sofa hin, schließe die Augen und träume — träume von all dem unbegreiflich Süßen und Holden, das ich von dir empfangen habe. In einer Stunde, wenn ich dann die Augen wieder aufmache, ist der Nebel verschwunden."

Sie sah in schmerzlichem Ernst zu Boden. „Ich weiß, daß ich deinen Willen nicht ändern kann," sagte sie. „Und vielleicht hast du recht, und jedenfalls würdest du mich wegwünschen, wenn ich mich dir jetzt aufdrängen wollte. Ich verlasse dich aber nur unter einer Bedingung: daß du dein gestriges Versprechen hältst — du entsinnst dich doch?" — Er nickte mit dem Kopf — „Und dann, daß du dich zur Theestunde bei uns blicken lässest. Ich bin überzeugt, bis dahin ist all der greuliche Spuk verflogen. Willst du mir die Hand darauf geben?"

Er zog sie in seine Arme. „Du hast einen seltsamen Geschmack bewiesen," sagte er trübe lächelnd, „als du dir diesen Krüppel zum Liebsten ausgesucht hast. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wenn ich heut um fünf zu dir komme, bin ich darauf gefaßt, daß dein Bruder mich sehr verwundert von Kopf zu Fuße mißt, was denn an mir sei, das seiner Schwester gefährlich werden konnte. Nun, das ist deine Sache; lebwohl, meine holde Thörin!"

Er hatte sich Gewalt angethan, wieder in heiterem Ton zu ihr zu reden; auch sie nahm alle ihre Kraft zusammen, als sie ihm an der Thür draußen noch einmal an die Brust sank, ihr tiefbekümmertes Herz nicht laut werden zu lassen. Wie hart es sie getroffen, empfand sie erst ganz, als sie die hohen Treppen nur mit äußerster Mühe hinunterwanken konnte, auf jedem Absatz ausruhend. Auf der Straße draußen winkte sie eine geschlossene Droschke herbei. Als das Pferd sich in Bewegung setzte, schmiegte sie sich in die dunkle Ecke, drückte ihr Tuch vor die Augen und ließ den jammervollsten Thränen ihren Lauf.

*

Ihr Bruder öffnete ihr selbst die Thür, als sie oben in ihrer Wohnung wieder anlangte. Er war zum Fortgehen gerüstet, im Ueberzieher, den Hut in der Hand.

„Hast du endlich den Weg nach Hause gefunden, Nachtschwärmerin?" sagte er in heiterem Ton. „Ich fürchtete schon, dich nicht erwarten zu können; es ist gerade viel Arbeit im Bureau — nun, was bringst du? Wie ist dir's ergangen? Luise sagte mir, als ich gestern abend aus meiner Tarokgesellschaft heimkam, was du sie hast wollen glauben machen. Ich wußte ja gleich, was ich davon zu halten hatte, und wie ich dich kenne — aber um Gottes willen, was ist dir? Du hältst dich ja kaum auf den Füßen, und durch deinen Schleier sehe ich, daß du geweint hast. Komm, stütze dich auf mich, ich bleibe nun natürlich bei dir."

Sein gutmütiges, rundes Gesicht hatte den Ausdruck zärtlicher Sorge angenommen. Er warf Rock und Hut weg und führte die wie gelähmt Schreitende in ihr Zimmer. Sie sank auf einen Sessel nieder, ohne ein Wort zu sprechen, immer vor sich hin starrend.

Er wartete eine Weile, bis sie sich beruhigt haben würde. Dann, ihr sanft die Schulter streichelnd wie einem kranken Kinde, sagte er:

„Erleichtere dir doch das Herz, Nadinchen. Du weißt ja, ich finde alles gut und recht, was du thust. Ich will ja nur, daß du dir selbst nichts zuleide thust, daß dein gutes Herz dich nicht fortreißt, etwas zu thun, was dich unglücklich macht. Du weißt ja auch, was er mir ist, und wie sehr ich ihn beklage. Wie hast du ihn denn gefunden? Was habt ihr miteinander beschlossen?"

Sie drückte mit einer dankbaren Bewegung seine Hand. „Es ist furchtbar!" sagte sie leise. „Ich habe gehofft, wenn ich ihm zeigte, wieviel Glück ihm noch bliebe, auch wenn ihm seine Kunst genommen würde — o Max! Alles oder nichts! Darüber kommt er nicht hinaus. Sein Stolz, sein unbändiger Stolz, nichts annehmen zu wollen, da er glaubt, zum Bettler geworden zu sein — sein Zartgefühl, die er liebt, nicht in sein Schicksal mit hineinreißen zu wollen — alles arbeitet daran mit, ihm das Leben verhaßt zu machen. Wenn du ihn gesehen hättest in dem letzten Anfall, da er kurz zuvor von Glückszuversicht strahlte und alles abgeschüttelt zu haben schien, was an ihm genagt hatte — und dann auf einmal, wie das Gespenst der ewigen Nacht wieder vor ihn hintrat —"

Sie erzählte dem Bruder nun, was sich in der letzten Stunde zugetragen hatte. Er wollte dann gleich zu ihm gehen, aufs höchste geängstet von dem Gedanken, der Freund möchte etwas Verzweifeltes thun.

„Nein," sagte sie, „ich habe sein Versprechen, und jetzt will er allein bleiben und schläft vielleicht. Aber mittags, wenn du aus dem Bureau kommst, könntest du einmal bei ihm vorsprechen. Ich weiß sonst nicht, wie ich die langen Stunden, bis wir seinen Besuch erwarten dürfen, überleben soll."

Sie lag dann, als er sie verlassen hatte, in einer Betäubung, die ihren Schmerz ein wenig linderte, auf der Chaiselongue und sagte ihrem Mädchen, sie wolle niemand sehen, die Nachtwache bei der kranken Freundin habe sie erschöpft. Zuweilen öffnete sie die Augen und heftete ihren Blick auf ein Porträt von Lars, das an der Wand ihr gerade gegenüber hing. Einer seiner Freunde hatte ihn gemalt in der Zeit seiner jugendlichsten Kraft und Schönheit, und sie hatte es sich von ihm schenken lassen, ehe er nach Italien ging. „Ist es möglich!" kam es von ihren Lippen. „Dieser sonnige Mensch — und jetzt!"

Die Augen gingen ihr leise über, sie schloß sie wieder, und über ihren düsteren Gedanken dämmerte sie endlich ein. Sie fuhr zitternd in die Höhe, als ihr Bruder wieder bei ihr eintrat, und starrte ihm mit angstvoller Sorge ins Gesicht.

„Ich habe ihn nicht zu Hause gefunden," sagte Max. „Er war schon vor ein paar Stunden ausgegangen, sei aber ganz wie sonst gewesen, sagte mir sein Diener. Er habe ihm aufgetragen, seinen Handkoffer wieder zu packen, er wolle eine kleine Reise machen, schon heute abend. Dann hat er noch befohlen, daß Blume die Kiste für das Sommerbild bestellen sollte, hat eine Tasse Thee getrunken und ist dann weggegangen.

„Du siehst, Schwester, vorläufig ist kein Grund, das Schlimmste zu befürchten. Wer jene große Reise antreten will, von der man nicht zurückkehrt, läßt sich keinen Koffer packen. Und vielleicht gelingt es uns, ihm auch die kleine Reise auszureden, oder ich nehme Urlaub, und wir begleiten ihn. Das herrliche Frühlingswetter draußen in den Bergen wirkt vielleicht wohlthätig auf sein Gemüt."

Nadine schwieg, aber es war ihr anzusehen, daß sie sich keiner tröstlichen Täuschung hingab. Während sie zu Tische saßen, sprachen sie kaum ein Wort. Dann entfernte sich Max wieder, um bei seinem Vorgesetzten wegen des Urlaubs anzufragen.

Er wurde länger aufgehalten, als er gedacht hatte. Da er endlich den Ministerialdirektor hatte sprechen können, war die Stunde schon herangekommen, in der sie Lars erwarteten. Er eilte, so viel er konnte, um ihn ja nicht zu verfehlen. Als er aber in das Theezimmer eintrat, sah er nur die Schwester auf ihrem gewohnten Platz. Auf dem Tisch vor ihr lag ein Brief. Schon von weitem erkannte er die große Handschrift des Freundes.

„Er kommt nicht?" rief er in lebhafter Bestürzung. „Was hat ihn abgehalten?"

Sie brachte kein Wort über die Lippen. Wie ein Steinbild saß sie aufrecht in dem hochlehnigen Sessel, mit geschlossenen Augen. Aber ihre Wimper blieb trocken. Da ergriff er das Blatt und las:

„Meine Geliebte, es muß nun doch geschieden sein. Ich kann die Tantalusqual nicht ertragen, daß sich der Himmel vor mir öffnet und dann ein schwarzer Flor über die Augen fällt, die sich eben daran beseligen wollen. Schadenfroher hat das Schicksal nie einem Menschen mitgespielt.

„Und darum geh' ich hinweg von Dir. Wenn ich bliebe, wer weiß, ob Deine süße Liebe mich nicht so bestrickte, daß ich mich schwach und feige in mein Elend ergäbe. Ein Glück, wie es an Deinem Herzen mir winkt, darf nur der genießen, der ein volles, frohes Leben dagegen zu geben hat.

„Und ich bin ein zu langsamem geistigen Tode Verurteilter.

„Ich verreise fürs erste nicht weit. Vielleicht finde ich den Mut, Dir Nachricht von mir zu geben — wenn sie nicht allzu betrüblich klingt. Und ich versprach Dir ja auch — aber nein, das Wort mußt Du mir zurückgeben. Du hast ja selbst bezweifelt, daß ich es unter allen Umständen würde halten können. Wie soll ich bei Dir anfragen, ob Du mir in einem bestimmten Augenblick den Paß für die letzte größte Reise visieren möchtest, wenn der Dämon mich plötzlich überfallen sollte? Bei allem aber, was ich thue, wirst Du vor meiner Seele stehen, und ich werde handeln, je nachdem ich Dich nicken oder Deinen schönen Kopf schütteln sehe.

„O, meine holde Geliebte, wie soll ich Dir danken, daß Du mir das noch gegeben hast, diese Offenbarung aller überschwenglichsten Schönheit und Güte! Ich küsse Deine süßen Augen, Deinen roten Mund, das Grübchen in Deinem Kinn. Leb wohl!

„Sage Max, daß ich ihn brüderlich geliebt habe und gern mit ihm gelebt haben würde. Er hat einen vornehmen Sinn. Er wird alles verstehen.

„Lebt wohl, ihr Teuern! Aller Segen des Himmels auf Dein Haupt, mein geliebtes Weib.

Ewig Dein Lars."

„N.S. Ich habe für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnen sollte, beim Notar meinen letzten Willen hinterlegt. Was ich an Geld besitze, soll der Unterstützungskasse der Münchener Künstler überwiesen werden, mit Ausnahme des Legats für Blume. Meinen künstlerischen Nachlaß habe ich Dir vermacht. Die beiden Bilder sollen an den Besteller geschickt werden. Blume weiß die Adresse. Schade, daß ich den Sommer nicht vollenden konnte. Es geht nun in einem hin. Auch mein Lebenssommer ist ja in seiner besten Blüte durch das Ungewitter verheert worden.

„Noch einmal tausend, tausend Grüße und Küsse. Leb wohl!"

*

Ohne ein Wort zu sagen, legte Max den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte, wieder hin und ging nach der Thür. Da fuhr Nadine aus ihrer Erstarrung auf.

„Wohin willst du?"

„Natürlich zu ihm. Ich muß versuchen, ob ich ihn nicht von seinem desperaten Entschluß zurückbringen kann. Wenn wir ihn reisen lassen, ist vorauszusehen, was das Ende sein wird."

Sie erhob sich rasch.

„Ich gehe mit dir, Max. Zwar hoffe ich nichts mehr, aber ich bin sein Weib geworden, ich lasse mich nicht von seiner Seite verdrängen."

Sie fuhren, stumm nebeneinander sitzend, nach Lars' Wohnung. Nur Blume kam ihnen entgegen. Der Herr Professor sei nach Tische wieder nach Hause gekommen, es sei ihm nichts Besonderes anzumerken gewesen, er habe sich hingesetzt und den Brief an die gnädige Frau geschrieben, dann befohlen, ihn gegen fünf durch einen Dienstmann forttragen zu lassen. Darauf habe er den Handkoffer untersucht und noch ein paar Bücher hineingethan. Er werde zu Fuß vorausgehen; wo er bleiben werde, wisse er noch nicht; vielleicht komme er auch heute abend noch einmal wieder, wenn das Gehen ihn zu sehr ermüde; jedenfalls solle Blume ihm, wenn er die Adresse erhalte, den Koffer nachschicken. Dann — so gegen drei — habe er ihm die Hand gegeben und noch gesagt, er möge die Herrschaften grüßen,

wenn er sie zu sehen bekäme. Ihm sei ganz wohl, man brauche sich keine Sorge um ihn zu machen.

Dann sei er aus dem Hause gegangen.

Der Alte hatte, da Max erklärte, sie wollten abwarten, ob Lars nicht dennoch heute abend in seine Wohnung zurückkehre, die Geschwister im Atelier allein gelassen. Nadine war auf das Ruhebett gesunken; Max ging, den Hut auf dem Kopf, die Hände in die Taschen seines Ueberrocks vergraben, mit finsterer Stirn durch den weiten Raum auf und ab. Zuweilen blieb er vor einem der Gipsabgüsse stehen oder sah in das Kabinett hinein. Darüber verging eine qualvolle Stunde.

Endlich trat er vor die Schwester hin, die regungslos auf dem Polster ruhte, den Kopf an das rote Kissen gedrückt.

„Ich halt' es nicht länger aus!“ sagte er. „Es ist grausam von Lars, uns auf diese Folter zu spannen. Irgend etwas muß geschehen, daß wir Klarheit bekommen.“

Sie sah mit verzweifelter Ratlosigkeit zu ihm auf.

„Ich will auf die Polizei,“ fuhr er fort. „Alle Schutzmänner müssen in Bewegung gesetzt werden, auf den Flüchtling zu fahnden. Wie das möglich sein wird, ist mir noch dunkel. Vielleicht aber weiß der Polizeidirektor einen Ausweg aus diesem entsetzlichen Labyrinth. Jedenfalls würde ich in diesem unthätigen Warten ersticken.“

Er wandte sich nach der Thür. Sie suchte ihn nicht zurückzuhalten, so aussichtslos ihr sein Vorhaben erschien. Da klopfte es, und sie schrak zusammen, wie wenn eine furchtbare Entscheidung vor der Schwelle stände.

Max hatte die Thür aufgerissen, Fabian Blume stand draußen und trat, die Mütze in den Händen drehend, mit einer linkischen Verbeugung ein.

Er habe nur fragen wollen, ob der Herr Professor zurückgekehrt sei. Aber sein Alter habe ihm schon gesagt, die Herrschaften warteten auch auf ihn, also sei es doch wahrscheinlich, daß er noch kommen werde, obwohl —

Er stockte und sah verlegen von Max zu Nadine, die in die Höhe gefahren war, als der junge Mensch zu sprechen anfing.

Ob er etwas von Herrn Lars wisse, fragte Max; ob er ihm etwa mitgeteilt habe, wohin er zu gehen vorgehabt?

„Das nicht,“ sagte Blume junior, „aber begegnet bin ich ihm.“

„Wo? Wo und wann?“

„So etwa vor einer Stunde, es kann eher mehr gewesen sein. Ich war gestern früh bei dem Herrn Professor, wollt' mich erkundigen, ob er nicht einen Diener braucht', da es jetzt mit seinen Augen — die Herrschaften wissen ja — und da ich gut vorlesen kann und a bissel Bildung hab', und auch meine Schrift ist ganz orthographisch — no, dem Herrn Professor paßt's gerad' nicht, und er hat mir auch geraten, das Modellstehen sollt' ich aufgeben und mir einen anständigen Beruf suchen. Und weil ich gestern abend in der Zeitung gelesen hab', ein Herr in einer Villa bei Harlaching thät' einen zuverlässigen Mann suchen als Hausmeister, und der auch mit Pferden umzugehen wüßt', bin ich heut' mittag hinaus, und es ist auch richtig geworden, und ich hab' gleich in der Küch' mitessen dürfen, und hernach hab' ich mir alles angeschaut, mein Zimmer und den Stall — ein eigner Kutscher ist natürlich da — und auch den Garten, um den ich mich auch annehmen sollt'. Wie's vier Uhr wird oder so gegen halb fünf, läßt mich der Herr noch einmal rufen, giebt mir das Drangeld, und wir machen ab, daß ich gleich übermorgen einziehen sollt' und sollt' nur erst noch in mein altes Quartier, meine sieben Zwetschgen zusammenzupacken.

„Da, wie ich so ganz vergnügt nach der Stadt zurückgehe und komme an die Ueberfälle — die Herrschaften wissen, wo die vielen kleinen Stege sind unter den Weiden, weil daß die Isar da durch moosige Strecken läuft, und denk' noch gerad', daß ich die gute Stelle eigentlich dem Herrn Professor verdank', weil der mir zugeredet hat, das faule Modellleben zu lassen — wer kommt mir da entgegen, gerad' an einer Stelle, wo das Ufer recht abschüssig ist, und auch nicht oben auf der schmalen Straße, sondern unten auf dem Kiesgrund dicht neben dem reißenden Wasser? ‚Herr Professor!‘ ruf ich, ‚was machen S' denn da unten, wo gar kein Weg ist und Sie auf einmal abrutschen und ins Wasser fallen können? Da bleibt er stehen, hält die Hand über die Augen, und erst als ich näher heran bin, sagt er: ‚Ihr seid's, Fabian? Ich dank' Euch, daß Ihr mich angerufen habt, denn bei dem Nebelwetter‘ — es war aber der hellste Sonnenschein — ‚kommt man leicht vom Wege ab. Ich hab' so ein Brennen in den Augen, denen thut die kühle, nasse Luft hier unten am Ufer wohl. Ich will noch ein paar Stunden mich müde laufen, damit ich besser schlafe, und weiß noch nicht, wo ich übernachten werde, ob schon in Großheselohe oder erst in Schäftlarn. Was habt Ihr denn hier draußen zu suchen?‘

„No, da hab' ich ihm erzählt, wie gut mir's eben gegangen sei, und hab' ihm auch gesagt, daß ich eigentlich ihm die gute Stelle zu verdanken hätt', weil er mir so ins Gewissen geredt hat wegen meiner Tagedieberei. Und da lächelt er ganz still vor sich hin und sagt: ‚Es ist gut, Fabian, ich hab' Euch gestern morgen schlecht gedankt für Euern guten Willen, daß Ihr mir beistehen wolltet, meine Geschäfte zu besorgen trotz meiner schlechten Augen. Verzeiht mir das! Ich bin halt ein kranker Mensch, und da sag' ich im Fieber wohl mal ein Wort, das mich reut. Und um das ein wenig wieder gut zu machen, da nehmt!‘

Großfürst-Thronfolger Michael von Rußland.

„Damit zog er sein Portemonnaie aus der Tasche, gab mir's in die Hand und sagte: ‚Macht Euch einen vergnügten Tag, Fabian, und wenn Ihr Euern Papa seht, grüßt ihn von mir. Er weiß schon alles, was ich noch von ihm will. Behüt' Gott, Fabian!‘

„Ich stand ganz verdattert, denn die Geldtasche in meiner Hand war schwer, und er hatte mir ja gar nichts angethan, was er mir zu vergüten gebraucht hätt'. So bring' ich bloß noch ein ‚Vergelt's Gott tausendmal!‘ heraus, aber er hört's kaum mehr, denn er war schon weit von mir weg, als ob er große Eil' hätte. Ich war neugierig, zu sehen, wieviel in dem Portemonnaie steckte, da fand ich fünf große Goldstücke und einen Hundertmarkschein, und war so erschrocken, als ob ich das Geld gestohlen hätte, zugleich aber sehr vergnügt. In meinem Taumel geh' ich denn auch ruhig meines Weges weiter und überleg' bei mir, was ich mit dem Geld anfangen sollt', ob ich's nicht auf die Sparkasse legen sollt', da ich in meinem neuen Dienst ja vorläufig nichts brauchen werde. Plötzlich fällt mir ein: was fangt der Herr Professor denn an, wenn er morgen im Gasthof die Rechnung bezahlen soll und besinnt sich jetzt erst, daß er sein ganzes Reisegeld weggeschenkt hat? Nein, sagt' ich mir, du mußt ihn wieder einholen und ihn bitten, wenigstens die Hälfte zurückzunehmen. Und sofort kehr' ich um und renn' ihm nach und lauf' wohl eine halbe Stunde lang umeinand' und ruf' so laut ich kann: ‚Herr Professor! Herr Professor!‘ Kein Laut weit und breit zu vernehmen, wie in den Erdboden verschwunden, wenn nicht gar — und indem ich's denke, überläuft mich's eiskalt — denn neben dem Wege rauschte und strudelte der Fluß, und er, mit seinen kranken Augen, die ringsum nur Nebel sahen — auf dem abschüssigen Kiesgrund ... Aber um Himmels willen — die gnädige Frau!“

Er stürzte nach dem Ruhebett hin, zugleich wandte Max sich um. Am Boden, den Kopf auf das Polster zurückgesunken, lag Nadine besinnungslos, in einer so tiefen Ohnmacht, daß sie auch nicht erwachte, als die beiden Männer sie aufhoben und alle Mittel anwandten, sie wieder zu sich zu bringen.

*

Erst mehrere Wochen später siegte ihre starke Natur über die verderbliche Krankheit, die sie dem Leben zu entreißen gedroht hatte. Doch von der Nacht, die ihren Freund nun für immer umgab, war ein schwerer Schatten auch in ihre Seele gefallen. Sie ging Jahr und Tag wie in einer Dämmerung ihres Bewußtseins umher, ihre schönen Augen starrten glanzlos vor sich hin, ihr Haar, das man in der Krankheit abgeschnitten hatte, war ergraut.

Dann lebte sie wieder ein wenig auf und bemühte sich, ihrem Bruder ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber von allem Verkehr mit Freunden und Bekannten zog sie sich mehr und mehr zurück. Sie hatte Lars' Wohnung oben in der Schwanthalerstraße behalten und trug den Schlüssel beständig mit sich. Zuweilen stieg sie die vier Treppen hinauf und trat in das Atelier. Da ging sie langsam durch die drei Räume, in denen nichts geändert worden war, saß auf dem roten Sofa und überließ sich dem Traum, der sie in jene Tage ihres höchsten Glückes und bittersten Schmerzes zurückführte. Jeden Nachmittag konnte man ihr am Isarufer in den Weidengebüschen der Ueberfälle begegnen. Da wandelte sie stundenlang auf und ab, wie jemand, der auf einen Freund wartet, der zu kommen versprochen hat und ausbleibt.

Sie klagte über nichts. Nur zuweilen fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und konnte einen plötzlichen Schmerz nicht verbergen. Der Arzt, den Max herbeiholte, erklärte, es sei ein rätselhafter Zustand, und drang auf äußerste Ruhe und Schonung. Sie lächelte wehmütig und setzte ihre langen Spaziergänge fort.

Eines Tages kehrte sie nicht zurück. Man fand sie auf einer Bank in den Isarauen, aufrecht sitzend, die Hand aufs Herz gepreßt, die erloschenen Augen auf die tiefe, grüne Flut gerichtet, die ihr Lebensglück verschlungen hatte.

Großfürst-Thronfolger Michael von Rußland.

Seit dem jähen Tode seines älteren Bruders Georg führt nach russischem Brauche Großfürst Michael den Titel des Thronfolgers bis zu dem Zeitpunkte, daß dem jungen Kaiserpaar ein männlicher Sproß beschieden sein sollte. Am 4. Dezember 1878 in Petersburg geboren, erhielt der Prinz in der dortigen Artillerieschule seine militärische Ausbildung. Bei den Manövern zu Kraßnoje-Selo pflegte er die langen Märsche der Artilleriejunker mitzumachen. Erst im vorigen Jahre absolvierte er die Artillerieschule, worauf er Chef der 2. Artilleriebrigade wurde. Vor einiger Zeit übernahm er das Protektorat über das Elektrotechnische Institut in Rußland und leistete Wertvolles für die Verbreitung der elektrotechnischen Kenntnisse im Zarenreiche. Großfürst Michael gilt auch als Kenner des Festungswesens; im vorigen Jahre wurde er im Auftrage des Zaren in das Nordwestgebiet geschickt, um die dortigen Festungen zu inspizieren. Von ernstem Charakter, war der nunmehrige Thronfolger stets bestrebt, sein Vaterland aus eigner Anschauung kennen zu lernen; er bereiste oftmals Rußland, um an Ort und Stelle Studien über die ökonomische Lage, den Bildungsgrad und das Leben der Bevölkerung zu machen. Auch Reisen nach dem Auslande unternahm er häufig. Großfürst Michael, der jetzt im einundzwanzigsten Lebensjahre steht, ist durch die Uebernahme der Thronfolge Hetman aller Kosaken geworden. Auch ist er Chef des 129. Infanterieregiments Bessarabien.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer
№ 45.

Aus Zeit und Leben.

Das Friedensdenkmal in München, enthüllt am 16. Juli 1899. (Text Seite 725.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern — M. 14.—

Umwandlungsrätsel.

Sedan — Ungar — Ibsen — Barit — Energie — Gotha — Neisse — Lotos — Mieder — Ikaros — Chile — Rohan — Galerie — Monat — Museum — Landwein — Adept — Dekan — Cherub — Belgien — Martin — Laster — Delta — Barmen — Sinai — Nacht — Cholera — Galen — Ideal — Pack — Hessen — Geburt.

Vorstehende Wörter sind durch Weglassung eines der Buchstaben und Umwandlung des Restes in andre Benennungen umzugestalten, so, daß die ausfallenden Lettern, in gleicher Folge aneinandergereiht, die Ueberschrift eines Liedes von Hoffmann von Fallersleben ergeben.

Silbenrätsel.

1.

Es schwebt dir bei dem Namen schon
Wohl die Idylle vor,
Wenn längst auch diese Hauptperson
Das Daseinsrecht verlor.

2.

Dem Tode öffnet es die Thür
Und ist dem Leben feind,
Bleibt's den Ottonen für und für,
Den Kaisern, auch vereint.

3. 4.

In Wagners Oper zwar mißfällt
Es sicher allgemein,
Doch wird grad' die Theaterwelt
Bewunderung ihm weihn.

1. 2. 3. 4.

Stellt künstlerisch und wohldurchdacht
Dem Auge es sich dar,
Den Sinn es uns verständlich macht,
Ist's auch der Sprache bar.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 43:

Des Worträtsels: Begleitung.
Des Buchstabenrätsels: Milanollo.
Des Silbenrätsels: Stichwort.
Der arithmetischen Aufgabe: Dante verlegt den Beginn seiner Wanderung durch Hölle und Himmel ins Jahr 1300; damals war er 35 Jahre alt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (3). Anatol Habicht in München (2). „Sonja" in Budweis. Jak. Fr. Maier in Magstadt (2). Gräfin P. in P. Scholastika v. R. in Baden-Baden. „Agnes und Kurt" in Baltimore (3). Frau Ida Kremer in Robschütz (5). ? in Paris (2). Joh. P. Stoppel in Hamburg. G. A. Hansen in Hamburg (2). Erik Bensen in Hannover. „Köbi" in Bern (3). Hortense d'A. in Cannes (2). Dr. W. in Wien. „Moselblümchen" in Coblenz. Emil Walter in New York.

Notizblätter.

Kunst.

— Eine neue Folge der von J. J. Webers Verlag in Leipzig herausgegebenen „Meisterwerke der Holzschneidekunst" ist den Worpswedern gewidmet, jener Künstlerschar, die sich im Jahre 1889 zunächst in der Stärke von drei Mann in dem weltverlorenen Dörfchen Worpswede im Hannöverschen ansiedelte und sich später auf sechs Köpfe erhöhte. Das alte, dem Märchen entlehnte Wort: „Sechse kommen durch die Welt" bewährte sich wieder einmal. Seitdem haben die Künstler, die einstmals, wohl nicht zum kleinsten Teile aus Rücksicht auf die Wohlfeilheit, das primitive Dörfchen zum Standquartier ihrer Studien erwählten, ihren Weg gemacht, sich einen angesehenen Namen in der Kunstwelt erworben. Die vorliegende Mappe giebt nun auf achtzehn großen Tafeln Werke der Worpsweder, vorwiegend Landschaften, wieder, wozu sich noch vier Studien im Text gesellen. Der letztere berichtet anziehend über die Entstehung des Künstlerbundes und dessen Angehörige und bringt auch ihre Bildnisse.

Versammlungen.

— Die 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte findet in den Tagen vom 17. bis 23. September in München statt. Die Königliche Akademie der Wissenschaften, die Universität und die Technische Hochschule bemühen sich im Verein mit der Direktion der Königlichen Staatsbibliothek, den städtischen Korporationen und Instituten, sowie einer großen Anzahl hervorragender Künstler den Teilnehmern der Versammlung den Münchener Aufenthalt so anregend und nutzbringend wie nur möglich zu gestalten. An vierhundert bereits vom In- und Auslande für sämtliche Abteilungen angemeldete Vorträge zeigen durch die Vielseitigkeit, den Umfang und den Gehalt der gewählten Themata die Wichtigkeit der bevorstehenden Verhandlungen. Durch das Entgegenkommen der Königlichen Staatsbehörden ist die Möglichkeit geboten, den Teilnehmern nach der wissenschaftlichen Arbeit mannigfaltig Erholung und Erfrischung darzubieten an Münchens Kunst, in den herrlichen Schlössern seiner Umgebung und in den bayrischen Alpen.

Litteratur.

— Auf den Spuren Bellamys und andrer Zukunftspoeten wandelt Max Haushofer in seinem Roman „Planetenfeuer" und geht doch durchaus eigne Pfade (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Er versetzt den Leser von heute genau hundert Jahre weiter, nämlich in den Sommer und Herbst 1999, und um an konkretem Beispiel die Wandlungen vorzuführen, die die Welt im kommenden Centennium erfahren wird, erwählt er zum Schauplatz der Handlung seine geliebte Geburts- und Heimatstadt München, zu deren litterarischen und wissenschaftlichen Zierden er gehört. In der That ungeheure Wandlungen, nicht bloß in Isarathen und Umgebung, sondern auf dem ganzen Erdball! Die Welt ist klein geworden, denn die Eisenbahnen fahren mit der verzwanzigfachten Geschwindigkeit von heute, und der lenkbare Luftrenner ist ein ebenso gebräuchliches Verkehrsmittel wie heute das Fahrrad. Ueberhaupt geht alles ins Große, Weite, Unermeßliche. Die Arbeiter machen nur noch Weltstreiks, das Gedankenlesen ist zu so unheimlicher Vervollkommnung gediehen, daß keiner mehr vor dem andern etwas verbergen kann, die Wissenschaftler und Techniker erscheinen uns unbeholfenen Menschlein von heute fast wie Zauberer, und selbst das Gaunertum hat einen genialischen Zug erhalten. Ganz neue Genüsse sind aufgekommen, freilich auch neue Krankheiten, denen die Erdbewohner von 1999 ebenso hilflos gegenüberstehen, wie wir den zwar glücklich entdeckten, aber leider noch immer nicht ganz unschädlich gemachten Bazillen. Nur zweierlei ist nicht viel verändert, die Liebe und die Furcht, und zwar erstreckt die letztere sich auf den bevorstehenden Zusammenprall zweier Kometen, die mit grausiger Geschwindigkeit sich dem Erdball nähern. Der Zusammenstoß findet auch wirklich statt und richtet arges Unheil an, aber Mutter Erde und ihre Bewohner kommen doch noch einigermaßen glimpflich davon, denn der gute Mond, der sonst so stille geht, hatte die Freundlichkeit, im gefährlichsten Moment sich zwischen die Planeten zu werfen und so den ärgsten Choc aufzufangen. Dabei ging er allerdings selbst zu Grunde, und so sind die Dichter vom Jahre 2000 nicht mehr in der Lage, ihn anzusingen. So schlimm wird es hoffentlich im November 1899, von dem die Aengstlichen eine böse Kometentücke befürchten, nicht kommen! Zwei Seelen enthüllen sich gewissermaßen in diesen Phantasmen. Die eine, die wissenschaftliche, bewegt sich in geistreichen Hypothesen, die andre, die romantische, erzählt eine spannende Kriminalgeschichte, der sich in der Zukunftslitteratur nichts an die Seite stellen läßt. Wahrscheinlich wird diese letztere Seite dem Buche ein großes Publikum zuführen.

— Der berühmte schwedische Forschungsreisende Sven Hedin, der vor kurzem zu einer neuen großen Reise aufgebrochen ist, hat die Ergebnisse jener ersten Fahrt, die ihm einen Weltruf schaffte und ihn in die Reihe der bedeutendsten neueren Forscher stellte, in einem zweibändigen, vornehm ausgestatteten Werke niedergelegt: „Durch Asiens Wüsten, drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Nach seiner Rückkehr teilte der kühne Forscher von seinen Erlebnissen und Erfahrungen schon manches in öffentlichen Vorträgen mit — unter anderm in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, die ihn durch Verleihung der Karl Ritter-Medaille auszeichnete — und über den Inhalt dieser Vorträge wurde von den Tagesblättern wiederholt eingehend berichtet. So ist das Publikum über die Ergebnisse seiner überaus anstrengenden und gefahrvollen Reise einigermaßen unterrichtet, aber es ist doch etwas ganz andres, nun dem Forscher selbst in geordnetem Zusammenhang zu folgen und so erst den rechten Begriff von seinen erstaunlichen Leistungen zu erhalten. Am 16. Oktober 1893 hatte Hedin Stockholm verlassen, am 2. März 1897 ritt er durch das „Thor des Himmels“ in Peking ein, und zweieinhalb Monate später befand er sich wieder in der Heimat. Mehr als 23 000 Kilometer, eine Strecke, die größer ist als die Entfernung vom Nordpol zum Südpol, hatte er durchmessen, und wenn davon auch der größere Teil auf bereits bekannte Gebiete entfiel, die zum Teil mit der Eisenbahn durchmessen wurden, so entfielen doch weite Strecken auf nur wenig erforschte und 3250 Kilometer auf bisher ganz unbekannte Gegenden, die der Fuß eines Europäers zum erstenmal betrat. Das vorliegende Werk nun ist nicht für die Fachgelehrten, sondern für die weiten Kreise des gebildeten Publikums bestimmt, die dem Autor für die Aussonderung des streng Wissenschaftlichen, sozusagen Technischen, nur dankbar sein werden, — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch Männer der Wissenschaft mit höchstem Interesse den Schilderungen folgen werden. Diese sind ungemein lebendig und fesselnd und enthalten eine wertvolle Ergänzung durch die 259 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen des Autors. Auch fehlt es nicht an Karten, nach denen man genau den Weg des Forschers verfolgen kann. Wer im Geiste den kühnen Mann auf dieser Reise mit Spannung begleitet hat, wird ihm nicht minder Glück auf die neue Fahrt wünschen, die ihn abermals durch bisher unbekannte Gebiete führen soll.

— Meyers kleines Konversationslexikon liegt in der sechsten, neu bearbeiteten und vermehrten Auflage jetzt vollständig vor (Leipzig, Bibliographisches Institut). Die drei starken Bände Lexikonformats enthalten mehr als 80 000 Artikel und Nachweise, 168 Illustrationstafeln, worunter 26 Farbendrucke wie 56 Karten und Pläne, ferner noch 88 Textbeilagen. Welche ansehnliche Erweiterung der „Kleine Meyer“ erfahren hat, davon kann man sich leicht durch Vergleich mit der älteren Auflage überzeugen und in gleicher Weise wahrnehmen, wie überall der neueste Stand der Wissenschaft und Forschung berücksichtigt, die Ereignisse bis auf die Gegenwart verfolgt sind. Mußten auch die einzelnen Artikel, um eben ein wohlfeiles Nachschlagewerk zu schaffen, knapp gefaßt werden, so sind sie doch prägnant gehalten und geben über jeden Gegenstand sichere Auskunft.

Briefmappe.

J. in St. Verbindlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Es war ein lapsus calami.

Konrad N. in St. L., v. B. in P., B. J. in L. Mit Dank abgelehnt.

P. G. in R. Ihren Zwecken entsprechen zwei neue Bände der von Max Hesses Verlag in Leipzig herausgegebenen Illustrierten Katechismen: für Radfahrer und Radfahrerinnen, beide verfaßt von Dr. Ernst G. Häfner, einer bekannten Autorität auf dem entsprechenden Gebiete.

Frau v. P. in G. Das fragliche Werk von Georg Ebers wird wohl „Eine Frage“ gewesen sein, das allerdings einem Gemälde von Alma Tadema seine Entstehung verdankt. Sämtliche belletristische Werke von Georg Ebers würden gebunden 216 Mark kosten. Beste Gelegenheit zu bedeutend wohlfeilerer Erwerbung derselben bietet sich Ihnen durch Bezug von „Ebers gesammelten Werken“, die in 135 Lieferungen à 60 Pfennig, beziehungsweise in 32 Bänden, geheftet à 2,50 Mark, gebunden a 3,50 Mark erschienen sind, also etwa für die Hälfte der Einzelausgaben. Die Bestellung auf „Ebers gesammelte Werke“ — Sie können die Lieferungen oder Bände auch nach und nach beziehen — mögen Sie Ihrer dortigen Buchhandlung aufgeben.

H. v. P. in M. Das jüngst eingeweihte Bismarck-Denkmal am Starnbergersee haben wir schon in Nr. 10 bildlich vorgeführt und ausführlich beschrieben. Es ist ein Werk des Münchener Architekten Theodor Fischer.

A. C. in F. Die Zivilliste der Königin Viktoria von England beträgt nur 8,4 Millionen, wozu noch Apanagen (Prinzengelder) von rund 4 Millionen kommen. Die Königin besitzt jedoch außerdem ein sehr großes Privatvermögen, über dessen Höhe nichts Sicheres bekannt ist. Man irrt wohl kaum, wenn man sie als die reichste Herrscherin der Welt schätzt.

Schachbriefwechsel.

F. L. in Wien. Nr. 25 soll nicht lösbar sein? Wenn Sie sie nicht zu lösen im stande sind — andre haben es mit Leichtigkeit gekonnt —, so warten Sie doch erst die Lösung ab, ehe Sie urteilen! — Nr. 26 erklären Sie für „sehr schön, aber schon dagewesen“. Das erstere befriedigt uns, und das letztere ficht uns nicht an. Zeigen Sie uns einmal eine Idee, die noch nicht dagewesen wäre!

Richtige Lösungen sandten ferner ein: A. Merz in Seitsch zu 25; E. Nasalska in Lemberg zu 26.

Braut-Seidenstoffe

in unerreichter Auswahl, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Königl. Hoflieferanten.

Kaiserlich Deutsche Post — Tägliche Fahrten von **HAMBURG** nach den

Nordsee-Bädern

Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk a/Föhr, Juist, Sylt, Norderney, Borkum, mit den Salon-Schnelldampfern Cobra, Prinzessin Heinrich, Silvana.

Fahrpläne u. directe Fahrkarten auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen, sowie bei der **Nordsee Linie**, früher Ballins Rhederei **Hamburg**.
Von Cuxhaven auch im Anschluss an die Badezüge der Unterelbischen Eisenbahn.

Sanatorium Schockethal-Cassel.

40 Morgen gross. Anstaltsterrain, herrlichste Lage, grosse Wälder, schiffbar. Strom. Heilfaktoren: Wasserkuren aller Art, Elektricität, Massage, Gymnastik, Terrain- u. Luftkuren, Diätkuren. — Angenehmster Aufenthalt auch für Nichtkranke. Gelegenheit zu Fischerei, Jagd und and. Sport. Spielplätze. Dampfniederdruckheizung. Elektrische Beleuchtung. Telephon. Das ganze Jahr geöffnet. Näheres durch Spezialprospekt von Besitzer **Dr. med. Schaumlöffel, Cassel.**

Dr. Brehmer's
Heilanstalt für Lungenkranke
Görbersdorf in Schlesien.
Aerztlicher Leiter:
Doctor Carl Servaes.
Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung.

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt Chemnitz.

Sommer- u. Winterkur, tägl. v. 5—10½ M., alles inbegr. Dir. Arzt Dr. Disqué, Verf. v. „Naturg. Beh. d. Krankheiten", 5. Aufl., geb. 3 Mk. und „Diätet. Küche", 3. Aufl., geb. 1.80 M. O. Spamer, Leipzig. **II. Arzt Dr. Burkhart.** Einz. Naturheilanstalt m. heilgymnast. Zander- u. orthopäd. Institut. Gr. Erfolge bei **Nervenleiden** (Hypnose, Hydrotherapie, Elektrizit., elektr. Bäder), **Rückenmarkskrankheit.** (kompensatorische Uebungstherapie), **Nieren-, Blasenleid., Gicht, Rheumatismus** (Sandbäder), **Zuckerkrankh., Magen-, Darmleiden** (Feststellung der Diät nach Untersuchung des Mageninhalts), **Korpulenz** (elektr. Lichtbäd.), **Lungen-, Herz-, Frauenleid.** (Thure-Brandt), **Rückgratsverkrümmung** 2c. Prosp. frei durch d. Direktion. Der Vorstand.

Wasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwald

Station d. hess. Odenwald-Bahn (Frankfurt a. M.) Hanau-Eberbach (Heilbronn-Stuttgart).
Heilanstalt für chronische Kranke der verschiedensten Art, namentlich Nervenleidende (Geisteskranke sind ausgeschlossen). Rationelle Wasserkuren, Elektricität (auch elektrische Bäder), Massage, Heilgymnastik, diätetische Kuren.
Landaufenthalt für Erholungsbedürftige u. Rekonvalescenten. Die Anstalt ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Näher. d. Prospekt. **Dr. Scharfenberg,** dir. Arzt.

Schering's Pepsin-Essenz

(Pepsin-Wein) nach Vorschrift von Geh.-Rat Prof. **Dr. O. Liebreich,** beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis ½ Fl. 3, ½ Fl. 1,50 M.**

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
→ Man verlange ausdrücklich **Schering's** Pepsin-Essenz. ←

---

50 jähriges Jubiläum der Handelsschule in Gera.

Kommilitonen!
Zu dem Ehrentag (8. Okt. d. J.) unserer von Direktor **Dr. Ed. Amthor** gegr. Bildungsstätte laden wir Euch herzlichst ein. Näheres durch das
Jubiläums-Komitee
der Amthor'schen Höh. Handelslehranstalt zu Gera.

Technikum Hildburghausen für **Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.**
Nachhilfekurse. — Rathke, Herzogl. Direktor.

K. Württembergische landwirtschaftliche Akademie Hohenheim.

Das Wintersemester 1899/1900 beginnt am Montag den 16. Oktober d. J. Prospekt und Vorlesungsverzeichnis mit Gutswirtschaftsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Verlangen gratis.
Hohenheim, im Juli 1899.
K. Akademiedirektion. Strebel.

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER — Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Zu beziehen durch die Apotheken.
Frankfurt a. M. Rosenapotheke. — **Karl Engelhard,** Fabrik pharmaceutischer Präparate.

Wer jemandem eine wirkliche Freude bereiten will, der kaufe ihm Aluminium-Eßbestecke, -Trinkbecher, -Würzständer, -Brodkörbe, -Kerzenkrausen, -Portieren- 2c. Stangen, -Konsolen, Aluminium-Kochtöpfe u. a.! Rein silbernes Aussehen! Bequeme Reinigung! Staunenswerte Billigkeit! Preislisten versendet frei und umsonst die

Aluminiumwarenfabrik Ambos,
G. m. b. H. Dresden, [illegible] 72.

Preisgekrönt: Sächs. Thür. Ind.- u. Gew.-Aust.
Eisen-Moorbad Schmiedeberg, Bahnstation. Postbez. Halle.
Vorzgl. Erfolge b. Gicht, Rheumatismus, Nerven- und Frauenkrankheiten. Gesunde Waldgegend.
Saison: 1. Mai bis Ende September. Prospekte und Auskunft durch die städt. Badeverwaltung.

Gossmann's Natur-Heilanstalt. Wilhelmshöhe bei Cassel.

Anerkannt schönste Naturheilanstalt, direkt am weltberühmten Wilhelmshöher Park (Lieblingsaufenthalt der kaiserl. Familie). Reinste ozonr. Luft. Physikal.-diätet. Heilmethode. Hervorr. Einricht. f. Luft-Lichtstationen, Sonnenbäder. Erfolgr. Behandlung bei Erkrankung der Nerven, Atmungsorgane, Magen-, Leber-, Nieren- u. Blasenleiden, Schwächezuständen und Folgen der Quecksilberbehandlung. Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden (Thure Brandt-Massage d. d. Aerztin). Vorzügliche Heilerfolge bei Tropenkrankheiten, bes. Malaria, auch Winterkur bei allem Comfort. — **Herrlicher Aufenthalt für Erholungsbedürftige.** Approbierter Arzt und Aerztin. Näheres im Prospekt.

BRENNABOR-RÄDER

Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europa's. 2500 Arbeiter.

Stehende geschweisste
Querrohrkessel,
allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt
in allen Grössen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

C. Ochel, Düsseldorf.
Heiratsvermittlung.

BURCKHARDT & DIENER
Hohenstein in Sachsen
Photographische Apparate v. 10 M. an
Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Berlins größtes Spezialhaus für
Teppiche
Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk. Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.
Pracht-Katalog 144 Seiten stark gratis u. franco.
Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Neu! Langnese's „MITA" Biscuit gesetzl. gesch.
von hervorragendem Wohlgeschmack per Pfd. M 1,40
A. H. Langnese Wwe. & Co.
BISCUIT-FABRIK HAMBURG

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Cacao pr. ½ Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. ½ Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. ½ Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25
käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.
Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN a. Rh. u. WIEN.**

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik-Marke — Dr. Lahmann
Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 46.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Der Großglockner.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit sieben Abbildungen.

Seit Jahren schon war es meine Absicht, dem Großglockner meinen Besuch abzustatten. Ich hatte ihn so oft von andern Hochgipfeln von allen Seiten gesehen, daß ich vor Begierde brannte, ihn zu betreten. Seine Höhe (3789 Meter) hebt ihn siegreich über seine Umgebung hinaus. Dazu steht er — im Vergleich zu andern Alpenriesen — beinahe einsam da und bietet derart ein wundersames Bild, betrachte man ihn nun von den nördlichen Kalkalpen aus, von den Südtiroler Dolomiten, im Westen vom Groß-Venediger oder im Osten vom Ankogel. Ueberall ist er gleich schön, die edle Gestalt des in eine scharfe Spitze auslaufenden Schnee- und Eisdomes, einer Glocke nicht unähnlich, hat ihm von alters her die überragende Bedeutung gegeben, so daß nie ein Zweifel bestand, wer in diesem Firn- und Gletschergebiete König sei. Und kein Einäugiger unter Blinden, sondern seine zwei Gipfelaugen schauen als Klein- und Großglockner weit hinaus über das Bergesland.

Als ich nun vom Gipfel der Dreischusterspitze (Sextener Dolomiten) wieder einmal den Glockner aus den Wolken blitzen sah, sagte ich zu meinem Führer Anton Bergmann junior, der einer der kühnsten und besten Felsenkletterer der Dolomiten ist: „Wenn's Wetter schön wird: Entschluß. Was meinen S' als Intermezzo eine Glocknerfahrt?“

Großglockner.

Phot.-Verlag von Würthle & Sohn, Salzburg.

Heiligenblut am südöstlichen Fuße des Großglockner.

„I bin dabei!"

Und das Wetter schien schön zu werden. Der Entschluß wurde schnell gefaßt. Um 6 Uhr sagte ich es meiner Frau. Sie war sofort einverstanden. Die Rucksäcke wurden gepackt, und um 7½ Uhr saßen wir im Zuge der Pusterthalbahn, der uns nach Lienz brachte. Dort wurde übernachtet, und am andern Morgen früh ¾4 Uhr ging es mit dem Wagen in das dunkelnde Iselthal hinaus. Wir waren alle noch schlaftrunken vom frühen Aufstehen die Tage vorher. Auch Bergmann nickte, ein wenig der Länge nach auf dem Vordersitze ausgestreckt, natürlich als wetterfester Gebirgsmensch trotz des kalten Morgens ohne Weste mit offenem Rock, während wir beide uns in die Wettermäntel gewickelt hatten.

Die Fahrt in den dämmernden Tag hinein war herrlich. Immer ging es an der brausenden, schäumenden Isel hin, vorbei an schlafenden Gehöften, und als ich mich umdrehte, gewahrte ich ein fast Böcklinsches Bild: vom fahlen, mit drohendschwarzen Wolken behangenen, unten schwefelgelben Horizont hoben sich die scharfen Umrisse des alten Schlosses Bruck wie die Seeräuberburg ab, und die schwarzen Schattenrisse riesiger, cypressenartiger Bäume gaben der Landschaft ein phantastisches Aussehen. Bei näherer Beobachtung fand es sich, daß das Nadelholz diesen Eindruck hervorbrachte, denn man hatte bis an die Wipfel hinauf die Zweige gestutzt, um aus den Nadeln Winterstreu für das Vieh zu gewinnen.

Bis Huben konnten wir fahren. Von dort aus geht es zu Wagen weiter nach Windisch-Matrei, während wir aussteigen mußten, um unser Wanderziel, die Glocknerstation „Kals", zu Fuß zu erreichen. Der Weg ist nicht fahrbar. Zuerst galt es jedoch einen Träger zu finden für den Rucksack, der das Nachtzeug enthielt und einige Reserveplatten für den photographischen Apparat. Bergmann und ich hatten uns redlich in das übrige Gepäck geteilt. Für sein Seil und die Steigeisen trug ich Camera und Platten.

Aber ein Träger war erst nach langem Suchen aufzutreiben, denn die meisten Männer waren schon hinaus in die Berge, ihrer Arbeit nachzugehen, und ein Alter, der in Frage kam, scheute den 4 Stunden weiten Weg bis Kals, der mit 1¼ stündiger starker Steigung begönne. Endlich fand sich ein Träger. Ueber dem Suchen war es aber schon ½7 Uhr geworden, und während wir mit dem langsamen Gang und gebogenen Knie der Steiger die Höhe des Kalserthales gewannen, besprachen wir mit Bergmann unsern Plan. Wir wollten versuchen, unsre Glocknerfahrt in zwei Tagen zu machen. Heute noch mußten wir die höchste Schutzhütte am Glockner, die „Erzherzog Johann-Hütte" auf der „Adlersruhe", erreichen (3465 Meter). Das gab 32 Kilometer bis Kals, dann 4¼ Stunden steigen bis zur „Stüdlhütte" (2803 Meter) und von dort 2½ Stunden steigen bis zur „Adlersruhe". An Höhenunterschied waren, da Lienz 673 Meter hoch liegt, an diesem Tage 2792 Meter zu überwinden.

Aber 4 Stunden bis Kals? Nein, dann hätten wir die „Adlersruhe" nicht mehr erreicht. Bergmann legte also kurz entschlossen ein mörderisches Tempo vor, das uns und unsern schweißtriefenden Träger binnen 2 Stunden 20 Minuten nach Kals brachte.

Unterwegs ward uns zur Belohnung für unsern Gewaltmarsch ganz plötzlich bei einer Wegebiegung der erste Anblick des Glockners. Als wir das Wunderbild unsers Berges jäh aus dem Holze sich in stolzer Schönheit aufrichten sahen, riefen wir alle, beinahe gleichzeitig stehen bleibend:

„Der Glockner!"

Auch Bergmann war von der Erscheinung des Gipfels betroffen und sah ihn lange starr an, wie er sich aus den nackten Vorbergen, gletscherumgürtet, mit seiner gewaltigen Firnhaube und der scharfen Doppelspitze in den blauen Himmel erhob. Nach dem ersten Staunen stellten wir natürlich sofort die Namen fest: unten die drei Gletscher, links das Teischnitzkees, durch den Stüdlgrat von ihm getrennt das Ködnitzkees und rechts das Leiterkees, wo der alte Weg nach Heiligenblut hinabgeht. Dann links der fächerartige scharfe Grat, die Glocknerwand, die der Expedition des Markgrafen Pallavacini das Leben gekostet, rechts die dunkeln Felsen der Adlersruhe, in der Mitte der Großglockner und der Kleinglockner, die berühmte oder auch berüchtigte Glockenscharte dazwischen.

Während wir weiterschritten, behielten wir lange Zeit das Bild des Riesen vor Augen, und ich verfolgte genau die Anstiegsroute: die Linie quer über den Ködnitzgletscher, den Aufstieg zur Adlersruhe, den Anstieg über den Firn zum Kleinglockner, zur Scharte und Glocknerspitze. Es ist immer ein eignes Gefühl, die Anstiegslinien, die man aus der alpinen Litteratur in der Theorie kennt, nun auch am „lebenden Objekt" verfolgen zu können, und indem ich den Gipfel betrachtete, fiel mir das Urteil in der „Erschließung der Ostalpen" ein, jenem großen Werke des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins, das sonst wissenschaftlich kühl bleibt: der Glockner sei in seinen oberen Partien entschieden ein schwieriger, volle Schwindelfreiheit erfordernder Berg.

Professor Richter sagt dort, als er erzählt, den ersten Besteigern sei erklärlicherweise ängstlich zu Mute geworden: „Es ist anzunehmen, daß auch ein ‚moderner' Alpinist, wenn er in die beneidenswerte Lage käme, einen derartigen, noch unbetretenen Gipfelgrat zu wandern, etwa mit der Wendung ‚nicht ganz unschwierig' oder ‚ziemlich exponiert' der maßvollen Hochachtung des Kenners Ausdruck geben würde."

In Kals kehrten wir beim Glocknerwirt ein. Wir mußten eine Rast machen, weil keine Führer da waren, denn die ersten Touristen, die von Lienz-Huben kommen, pflegen sich mehr Zeit zu nehmen, Mittagsrast in Kals zu machen und erst nachmittags zur Stüdlhütte aufzusteigen, indem sie erst am dritten Tage in Heiligenblut oder Lienz eintreffen.

Wir frühstückten und warteten, bis ein Führer erschien, der erst von der Feld- oder Waldarbeit geholt werden mußte. Der Glocknerwirt, der berühmte alte Glocknerführer Thomas Groder, der mit seinen Brüdern und Joseph Keser einst den Stüdlweg (über den Stüdlgrat) zuerst begangen, ein mächtiger, blauäugiger Mann mit graublondem, struppigem Vollbart, unterhielt uns währenddessen, sprach über Wetter und Zeit, die wir von Huben gebraucht, wunderte sich, wie früh wir eingetroffen, und daß wir morgen abend schon wieder in Lienz und nachts sogar in Innichen sein wollten. Nur von seinem alten Freunde, dem Glockner, redete er nicht, wie man eben von Selbstverständlichem nicht spricht.

„Grüß Gott!" klang es da, und wieder stand ein blauäugiger Kalser Riese vor uns: Veit Oberlohr, unser zweiter Führer. Wir schüttelten uns kräftig die Hand, er nahm unsern zweiten Rucksack auf den Rücken, schnallte Seil und Steigeisen darauf, nahm seinen gewaltigen Eispickel zur Hand, und die Expedition konnte beginnen. Wir reichten Thomas Groder vor seinem Hause die Hand zum Abschied, und ich las den Spruch, den der alte Bergführer, der wohl oft unter Eisbruch, Steinfall und Donner der Lawinen dem Tode ins Antlitz gesehen, über seine Thür gesetzt:

„Das Haus gehört mein und doch nicht mein,
Den zweiten wird es auch nicht sein,
Den dritten geht es auch wie mir,
Der Tod kommt ihm vor seine Thür,
Den vierten trägt man auch heraus.
Dann sagt mir, wem gehört dies Haus!"

Thomas Groder schaute uns noch eine Weile nach, dann verloren wir ihn aus dem Gesicht. Nun begann eine ermüdende Thalwanderung immer an der Berglehne hin, mählich aufwärts. Die Sonne brannte, und auf dem einförmigen Wege gaben nur hie und da ein paar Gehöfte etwas Abwechslung. Wir kamen an der Häusergruppe Rangetin vorüber, von wo Rangetiner stammt, der auch dort oben sein Leben gelassen bei einem „langen Fall", wie der Hochtourist es nennt, an 5000 Fuß lang, auf die Pasterze hinab. Hier hängt alles mit dem Glockner zusammen. Er ist eben der König.

Ich fragte, wo Johann Kehrer wohne, der einst Doktor Boeck in den Himalaya begleitet. Veit Oberlohr deutete mit der Hand hinüber über Kals hinweg. Dann ging es in der Sonnenglut weiter, eine kurze Strecke durch Wald ins Ködnitzthal hinein. Wir waren alle einsilbig geworden. Auch die Führer mögen solche Tageswanderungen in den unteren Regionen nicht, die man sonst zu überwinden pflegt, womöglich wenn die Sonne noch gar nicht aufgegangen ist.

Da tauchte der Glockner wieder auf, und an einer Quelle konnten wir uns an seinem majestätischen Anblick erheben. Nun sah man über dem Thalschluß des Ködnitzthales hoch oben den Gletscher, aus dem der Riese herauswuchs; der Gletscherabbruch leuchtete in blauen und grünen Tönen herüber wie ein erstarrter Wasserfall, und wie überall der Glockner hier seine Spuren zurückläßt, erzählt eine Gedenktafel von einem Touristen, den der Berg ins Reich der Schatten gesandt.

Aber weiter, weiter. Die Wanderung geht fort in Serpentinen, steile Hänge hinauf. Der Glockner verschwindet, er zeigt sich auf eine Sekunde von neuem und ist wieder den Blicken entrückt.

Wir stöhnten und schwitzten, unterhalb des Gletscherabbruches hielten wir Rast, nicht weit vom ersten Firnfeld, das sich in eine Mulde zur Vanitscharte hinanzieht, auf der die Stüdlhütte liegt. Nun traten wir Stufen in den Schnee, stumpfsinnig, eigentlich ohne uns weiter umzublicken. Wie die Schnecken kriechend, die beiden Führer voran, ging es über den Firn hinauf. Die Umgebung, so großartig sie sonst sein mochte, war uns gleichgültig geworden. Dafür war es auch schon längst ½3 Uhr geworden, und die Sonne meinte es immer ehrlicher.

Derartige Wanderungen sind mir so fürchterlich, daß ich jedesmal überzeugt bin, das würde der letzte Berg sein, den ich in meinem Leben nehme, und am nächsten Tage wird mit den Führern schon wieder eine neue Besteigung verabredet, denn sobald ich auf Fels oder Eis komme, ist alle Mühsal vergessen, dann fängt für mich die Freude an diesem edelsten Sporte, den es giebt, erst an.

Als wir die Stüdlhütte vor uns sahen und wir wußten: jetzt kommt nur noch Fels, Gletscher, Firn, da war die Reaktion auch schon da; ich wischte mir das Wasser von der Stirn, wir warfen die Rucksäcke ab, lehnten die Pickel draußen an die Hütte und fühlten uns als Steiger, während das in der Mittagsglut zurückgelegte Stück mehr ein Versuchsobjekt für ältere Damen ist. Aber da fällt mir ein, daß diese älteren Damen doch wohl mindestens Herz und Lunge in tadellosem Zustande haben müßten, damit ihnen die Höhendifferenz Kals-Stüdlhütte keine Bedenken verursache.

Die Stüdlhütte ist von dem verdienten Alpenforscher Stüdl aus Prag gebaut und bewirtschaftet von der Familie Groder. Links vom Eingang befindet sich der Raum, in dem man sich tagsüber aufhält; dort stehen zwei schmale Tische mit Bänken und der Kochherd. Rechts vom Eingang liegt der Vorratsraum, nach hinten zu zwei Kammern mit Schlafmatratzen und wollenen Decken. Unter dem Dach nächtigen die Führer und das Wirtschaftspersonal. Es ist der Typus der älteren Hütte des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins.

Wir aßen eine Erbssuppe sowie „Würstel mit Kraut", eine der trefflichen Konserven des Professor Pottschen Hüttenproviantsystems, dazu Wasser und Wein. Die Preise sind von der Sektion Prag festgestellt und in Anbetracht der Höhe, zu der man jedes Stück Brennholz, alles und jedes heraufschleppen muß, sehr mäßig. Die Alte, die uns die Würstel kochte, machte heiter-liebenswürdige Konversation, als empfinge sie die Gäste in ihrem Privathause.

Nach dem Imbiß traten wir vor die Hütte hinaus. Ich machte schnell eine Aufnahme, dann schauten wir uns um: über den Rand des Ködnitzkees lugte in der Sonne gleißend die höchste Spitze des Glockners neugierig herüber. Sonst ist von hier aus die Aussicht beschränkt, nur zu den Dolomiten konnten wir hinüberblicken. Sie hüllten sich bald in Wolken, aber den mächtigen Schuster konnten wir doch grüßen, von dessen Gipfelkrone aus wir den Entschluß gefaßt hatten, der uns hierher geführt.

Die Führer mahnten zum Aufbruch. Es war seit längerer Zeit im Glocknergebiet schlechtes Wetter gewesen, erst seit drei Tagen wieder schön; so stand zu erwarten, daß sich jetzt alles auf die Beine gemacht haben würde, was eine Glocknerfahrt plante. Denn unmittelbar nach schlechtem Wetter wird wegen der Lawinengefahr kein Vorsichtiger gehen. Sind dagegen ein paar Tage verflossen, so muß man annehmen, daß bereits alles, was allzu lose sitzt an Eis, Stein und Schnee, heruntergekommen ist. Darum war es möglich, daß wir die kleine Hütte auf der Adlersruhe voll getroffen hätten. Meine Frau wäre noch untergebracht worden — die Galanterie behält auch in diesen Höhen ihr Recht — aber wir?

Langsam stiegen wir den Felsrücken zum Teischnitzkees hinan, dessen Gletscherabbruch links von uns, scheinbar zum Greifen nah lag. „Als wär' er halt frisch vom Konditor gemacht!", wie Bergmann meinte. Mit jedem Schritte hinan wuchs der Glockner aus dem Gletscher heraus, bis er endlich, als wir die vom Großglockner herabziehende Felsrippe überschritten, die als „Louisengrat" das Teischnitz- und Ködnitzkees trennt und auf der der „Stüdlweg" hinanzieht, in ganzer Majestät vor uns stand. Wir blieben halten, um hinaufzuschauen. Der weitere Weg über den Gletscher lag ausgetreten vor uns. Wir hatten gehört, daß die Hütte auf der Adlersruhe vergrößert werden solle; drüben auf dem Gletscher lag das Bauholz, Stück für Stück auf Menschenrücken aus dem Thale heraufgeschleppt. Die Arbeiter hatten einen regelrechten Weg über den Firn ausgetreten, dem wir nun gemächlich folgten.

Ueber uns zogen sich Wolken zusammen, in dicken, langen Streifen. Noch war die Spitze frei, aber plötzlich, als ich wieder hinaufblickte, hing ein Schleier dem Riesen um das Haupt. Oben mußte starker Wind sein, denn die Dünste zogen wild auf und ab, nur die Spitze verhüllten sie mehr und mehr. Unten auf dem Gletscher war alles still, ein eisiges Schweigen. Nur das Knirschen der Tritte vernahm man auf dem Firn und das eintönig gleichmäßige Aufstoßen der Pickel. Wir gingen alle vier ohne Seil, denn der Gletscher war gutartig, zugeschneit und zeigte wenig Spalten. Nur ab und zu öffnete sich einmal ein schmaler Riß, in den man beim Schritt hinüber einen Blick werfen konnte.

Dieses Gehen in der Stille, wo ringsum alles lautlos schweigt, wo von nirgend her ein Ton vom Menschentreiben schallt, das ruht so aus, das ist so köstlich. Man vergißt alles: daß man in der dumpfen Stube gesessen, daß man am Schreibtisch gedacht, daß man gehört, ob bei Müllers die Kinder krank sind, Meyers ihre Badereise angetreten haben, Schultzes einen Skandal in der Familie erlebt. Man sieht nichts als die einsame, große Natur, die sich immer gleich bleibt im eisigen Schweigen der Gletscher, im Brausen des Sturmes um die Gipfel, im Getöse eines Eisblockes, der irgendwo herunterstürzt. Wenn ich so langsam hinschreite, zu mir schweigend gesellt, die ich lieb habe, mit dem treuen Führer, der oft Lunge, Herz, Muskeln für mich eingesetzt, an schroffer Felswand, auf schmalem Grat, in enger Eisrinne, dann fühle ich mich einmal wirklich glücklich. In diesem Frieden ist Glück. Dieses Schweigen redet mehr denn alle Worte.

Und es ist kein Glück, das nicht Feigheit, Faulheit, Selbstbehagen uns giebt, kein Philisterglück, wie es der Schwächling ersehnt, nein, es ist das Glück der Befriedigung, daß das ganze Leben doch noch mehr bietet als ein „Nichtwehthun", „Nichtfallen". Es ist das Glück, wie es der

Reiter empfindet, der in windender Fahrt über ein klotziges Hindernis geht. Nur noch größer, denn über den 3000 Metern weht die Luft reiner als auf der Ebene, reiner, denn kein Geld und Ehrenpreis lockt, sondern allein das Gewaltigste, das die Schöpfung in Gebelaune hervorgebracht, reiner, denn die Zuschauer fehlen, die dem kühnen Reiter nachsehen. Einsamkeit ist rundum. Kein Menschenauge späht nach uns. Wir gehen nur um der Schönheit willen. Wir gehen aus dem innersten Triebe der Gewaltigkeit, der Größe der Natur. Wir gehen, weil wir dort einmal wirklich allein mit uns sind, ganz allein, weil wir uns auf langen Wanderungen in unendlicher Einsamkeit fassen und sammeln, sammeln in tiefster Seele. Es ist kein Zufall, daß solche Natur, daß die Eroberung eines gewaltigen Gipfels Männern, denen sonst Gott fern geblieben ist oder geworden, als einzigen Ausdruck ihrer Menschlichkeit ein Gebet auf die Lippen zwingt.

Doch zur Wirklichkeit zurück. Am Lagerplatz des Baumaterials für die Hütte ward nun das Seil umgelegt: der Gletscher wird steil, er zieht zur Adlersruhe hinauf. In Stufen ging es langsam hinan, an den Resten einer Lawine vorüber, die sich in hohen Mauern vom Glocknersattel über das zerklüftete Eis in die Tiefe gewälzt und allmählich Halt gemacht hat, wo die Neigung des Gletschers milder wird. Kurz vor dem Betreten der Felsgratrippe, die zur Adlersruhe hinanzieht, mußten wir über zwei schmale Gletscherbrücken, die ein paar Spalten von abenteuerlicher Tiefe überwölbten. Das Eis schimmerte feenhaft grün, blau, violett an den trichterartigen Wänden. Meine Frau, die mit Oberlohr vorausging, drehte sich, um, mich über die Brücken schreiten zu sehen. Sie hatten ihr doch Eindruck gemacht.

Nach kurzem Felsengang ging es nun wieder über Eis, dann kamen wir an das letzte Felsstück, das hinanzieht. Es ist steil, aber bequem: wackelige Blöcke und Platten sind fortgeräumt und eine Art Treppe im wildgetürmten Chloridschiefer hergestellt, der das Geländer in Gestalt von rechts uns begleitenden Drahtseilen nicht mangelt. „Der Traversierer des Winklerturms" (schwierigste, gefährlichste Felstour, die es wohl giebt!), wie wir Bergmann im Scherze nannten, schimpfte über die Drahtseile, und als mir das eine Drahtseil, das ich als unbequem nicht benutzte, einmal geradezu zwischen die Beine fuhr, stimmte ich ihm bei. Eine Weile ging es so, immer dicht am Absturze auf das Leiterkees hin, das wir tief unten liegen sahen.

Kurz vor den letzten großen Platten drehte ich mich noch einmal um und blickte hinaus über Ködnitz- und Teischnitzkees an der Kante des Stüdlgrates vorbei. Ein Wunderanblick bot sich. Tief unten lagen die Wolken, und weit hinaus über den Venediger- und die Zillerthaler Gipfel zogen dichte, weiße Ballen in unabsehbare Weiten. Darüber aber war der Himmel klar geblieben. Die Sonne strahlte noch durch die Nebel, aber sie verlor an Kraft von Sekunde zu Sekunde. Nun färbte sie den Horizont. Ein blutroter Schein huschte über das Blaßblau des Firmaments, wuchs und wuchs immer höher hinauf. Und die weißen Wolken begannen sich zu färben, wurden gelb und violett, umzogen sich mit purpurnen Rändern und glühten endlich, als seien sie in Feuer entzündet. Die Sonne sank. Das Glühen ging noch fort. Schon wurde der Himmel wieder fahl, verlor an Glut, ward grau, und allmählich starben an den Wolken die Farben. Die Weite lag in der Dämmerung. Schnell sank die Nacht herab.

So dunkel war es schon geworden, daß wir, als wir vor der Hütte standen, beinahe nur ahnen konnten, daß dort jenseits tief unten die gewaltige Pasterze lag. Sobald wir auf der luftigen Höhe standen, blies der Nordwind, vor dem uns bis dahin der Bergrücken geschützt, mächtig daher. Wir beeilten uns, die vier Eispickel nach Hüttenbrauch draußen an die Wand zu lehnen, dann öffneten wir den als Windfang dienenden kleinen Vorbau, und mit einem „Grüß Gott!", das allerwärts kräftig erwidert ward, standen wir im Innern.

Zuerst prallten wir beinahe zurück, so schlug uns die heiße Tabaksluft entgegen. In dem winzigen Raume waren so viel Menschen zusammengepfercht, daß man nicht begriff, wie es nur möglich sei, sich zu bewegen. Auf zwanzig Personen soll die Hütte zur Not eingerichtet sein, und es mochten gegen vierzig anwesend sein. Zwei Mädchen standen am Herd und kochten, zwei Träger daneben, die von Kals den Proviant heraufholten, endlich Arbeiter vom Hüttenbau, eine Anzahl Touristen und beinahe die doppelte Zahl von Führern, denn die meisten einzelnen Touristen pflegen zwei Führer für den Glockner zu nehmen.

Meine Frau war ein weißer Rabe hier oben: die einzige Dame. Man machte uns liebenswürdig Platz, wir aßen unsre warme Suppe und tranken Rotwein dazu, mit heißem Wasser vermischt, in Anbetracht des eisigen Sturmes draußen und der 3465 Meter dieser höchsten Hütte der deutschen Alpen. Währenddessen packte der sorgsame Bergmann daneben im Schlafraum die Rucksäcke aus, damit „seine Dame" alles vorbereitet fände.

Das ist ja das Treffliche an den Führern, daß sie mehr sind als Wegweiser und Träger. Sie sind gute Kameraden und treue Diener. Sie sorgen für „ihren Herrn" in allen Lagen. Sie wecken am Morgen und ziehen „ihrer Dame" die schweren, geschmierten Bergschuhe an, die sie sorglich nachts getrocknet. Sie reiben ihr die Füße, daß sie nicht friert. Sie packen den Rucksack, in dem sich alles Nötige findet, vom Endchen „Spagat" bis zur Trinkflasche, Wettermantel, Reservestrümpfe, Haus- (oder Kletter-) Schuhe, Schneebrille, Steigeisen, Seil, Wollmütze, Handschuhe. Dann klettern sie voran, das Seil um den Leib, an dem „ihr Herr" geht, durch dessen etwaige Ungeschicklichkeit oder Leichtsinn sie immer in Gefahr sind, herabgerissen zu werden. Sie helfen ihm durch Zug und Griff, durch Seil, Hand, Pickel über schwere Stellen hinweg. Sie setzen seinetwegen Leben und Gesundheit aufs Spiel. Wenn er sich ausruhen will, haben sie den Mantel, das Frühstück oder den erfrischenden Trunk bereit. Stundenlang müssen sie Stufen schlagen, rekognoscieren und immer doppelte und dreifache Arbeit thun.

In den meisten Fällen ist die Leistung des Touristen nichts im Vergleich zu derjenigen seiner Führer. Ist dann solch ein Mann noch ein persönlich liebenswürdiger Mensch, den man gern gewinnt auf langen Bergreisen, wo man mit ihm Kälte und Hitze, Gefahr und Anstrengung, Freude und Schönheit teilt, so sieht man in ihm den Gefährten und Freund. Unser Leben schwebt dort oben mehr denn einmal an seinem Seil. Nun so soll er auch unten im Thal so gehalten werden, wie er sich oben zeigt.

Wir fanden liebenswürdige Gesellschaft am Tisch. Natürlich wurde nur vom Glockner gesprochen. Die Herren waren von Heiligenblut gekommen und wollten den Abstieg nehmen nach Kals. Man hoffte auf gutes Wetter. Auf ganz klare Aussicht war kaum zu rechnen, aber vielleicht blies der Sturm die Wolken fort. Dann redete man von den Schneeverhältnissen und endlich natürlich von der berühmten Scharte. Es wurde erzählt, daß mancher auf dem Kleinglockner umgekehrt sei, nach kurzem Blick in die Scharte hinab.

„Wie ist sie denn eigentlich? Wie lang, meine ich?" fragte ein jüngerer blonder Herr, und ein großer, breitschulteriger Führer mit buschigem Vollbart, das Bild von Kraft und Gesundheit, erklärte, sie sei verschieden lang, etwa vier bis zehn Meter. Je nach den Jahren.

„Und wie breit?"

Der Führer lächelte verschmitzt und brummte, an seinem Pfeifenstiel kauend:

„Breit genua!"

„Ja, was heißt das?"

„Ein Drittel Meter!"

„Hui!" antwortete der Herr und pfiff durch die Zähne. Ein andrer Tourist fügte hinzu — ein älterer, der, wie es schien, viele Touren gemacht — daß der Absturz von der Scharte auf das Teischnitzkees über 1000 Meter und auf die Pasterze gar über 1300 Meter betrage. Ein etwaiges Ausgleiten wäre also in einer Beziehung noch nicht so schlimm, da man keinesfalls lange würde zu leiden haben. Mit dieser tröstlichen Mitteilung gingen wir schlafen. Wie ich schon sagte, läßt die Galanterie auch bei größter Hüttenüberfüllung eine Dame stets vorgehen. Im Seitenraum waren Lager hergestellt, aus Matratze und Wolldecke bestehend, dort wurde ein Damenraum eingerichtet, indem man durch schwarze Vorhänge eine kleine Abteilung schuf. Da kroch meine Frau hinein, und ich Glückspilz hatte es ihrer Anwesenheit zu danken, daß auch ich noch ein Unterkommen fand, indem ich mich mit in den „Damenraum" streckte. Vorsichtig wurde in der Dunkelheit ein Lager zurecht gemacht, die Rucksäcke als Kopfkissen zurechtgeschoben und Decken wie Wettermäntel umgewickelt.

Wer je eine Nacht in gemeinsamer Hütte zugebracht, der kennt den Schlaf, den man meistens dort findet: durch das Atmen der vielen Menschen, die zusammengepreßt sind, pflegt es heiß zu werden. Nun erklärt irgend jemand als Schallrohr der Empfindung der meisten: in dieser Glut könne es kein lebendes Wesen aushalten, und ein Biwak auf dem Gletscher sei entschieden vorzuziehen. Der Herr am Fenster, dem der Sturm bis auf die Knochen bläst, rät, sofort das Biwak zu beziehen, dann wäre vor allem mehr Platz zum Liegen. Doch angesichts drohender Wirklichkeit ist dem Schallrohr die „irrsinnige Temperatur" der Hütte immer noch lieber. Aber die Majorität, Ibsens verfluchte kompakte Majorität, setzt das Oeffnen einer Luftklappe durch.

Um den Herrn am Fenster zu beruhigen, giebt ihm jemand eine zweite Decke. Das Fenster wird geöffnet, und nach fünf Minuten hebt ein allgemeines Jammern an. Draußen wären gewiß zehn Grad Kälte. Nun sei genug Luft hereingekommen. Infolgedessen wird das Fenster wieder geschlossen. Da nun aber die Auseinandersetzungen einigen Lärm verursacht haben, so bittet der Herr in der Ecke energisch um Ruhe, er könne nicht schlafen. Das gelingt ihm zwar bei der nun eintretenden Stille, doch bald fängt der Herr in der Mitte an grausam zu schnarchen. Das Sägen wird so laut, daß die Nachbarn rebellisch werden und ihn wecken. Darob große Entrüstung, bis von irgend einer Seite her ein Schnarchen tönt, wie es noch nie gehört worden, als knirschten die Räder eines überlasteten Wagens fürchterlich im Kies.

Ich konnte nicht schlafen und dachte an den Glockner, an den Weg, der uns in ein paar Stunden bevorstand, den vor nahezu hundert Jahren die ersten Glocknerersteiger in vielen mühseligen Expeditionen, manchmal bald verzweifelnd, dann wieder Mut fassend, mit bang klopfendem Herzen zurückgelegt hatten. Für sie, die nichts von moderner Bergtechnik wußten, die einen regelrechten Gebrauch des Seiles nicht kannten, keine Eispickel besaßen, nach heutigen Anschauungen nicht einmal sachgemäß gekleidet waren, eine That, die einfach Epoche machte, genau wie Saussures erste Montblanc-Besteigung. Franz Altgraf von Salm-Reifferscheid, Fürstbischof von Gurk, nahm sich des Planes, den Großglockner zu bezwingen, an. Er scheute keine Kosten, rüstete Expeditionen aus, baute Hütten und kam sogar am 19. August 1799 — also gerade vor hundert Jahren — selbst bis an den Anstieg zum Kleinglockner heran. Mehrere Stürme auf den „Glokkermons", wie Merian schon 1649 den Riesen nannte, wurden abgeschlagen, Sturm und Kälte brachten die Steiger bis zur Erschöpfung. In demselben Jahre gelang es dem Generalvikar von Hohenwart, mit ein paar Leuten die Spitze des Kleinglockners zu erreichen. Damit hatten sie genug. Im nächsten Jahre folgte eine zweite große Expedition, und diesmal glückte es den Gebrüdern Klotz und dem Pfarrer von Döllach, die Spitze des Großglockners zu erreichen.

Jetzt wird sie alljährlich von einer verhältnismäßig großen Zahl von Touristen mit Hilfe ausgezeichneter Führer bei günstigen Verhältnissen erreicht. Darunter soll es auch solche geben, die an bergsteigerischen Fähigkeiten nicht hervorragend sind, wie ein Stück Gepäck hinauf- und hinübergeseilt werden und dann ihr Leben hindurch mit ihrer Glocknerfahrt renommieren oder den Glockner, weil sie ihn à la Postkolli erreicht, gar geringschätzig als kleinen Scherz behandeln, während ihnen unterwegs, wie man Gelegenheit hat zu beobachten, zu Mute ist, als wäre ihr letztes Stündlein nahe. Wie es nur ein gnädiger Zufall ist, daß keine Katastrophe eintritt, scheinen solche Touristen in ihrer Naivität nicht einmal zu ahnen. Und die Führer? Ich glaube, sie denken lieber nicht daran. Damen wagen sich nur vereinzelt hinauf. —

Am andern Morgen wurde gegen 4 Uhr aufgestanden.

„Was ist für Wetter?" war natürlich die erste Frage, als Bergmann die Bergschuhe brachte. Er blinzelte mit den Augen:

„Wind, a bissel Nebel. Sonscht is ganz scheen!"

Das hieß in unsre Sprache und Gedankenwelt übersetzt: „Sturm, dichte Wolken." Aber vielleicht konnte es sich aufklären. Aussicht wollten wir haben! Die Führer hatten schon gefrühstückt, nun kam, da Platz geworden am Tisch, die Ablösung durch die „Herren". Der Kakao schmeckte wundervoll. Währenddessen war geschäftiges Treiben in der Hütte: am Herde kochten die Mädchen, am Tisch wurde getrunken und gegessen, daneben langte einer ein Paar Stiefel von der Decke, die dort des Trocknens halber baumelten. Neben uns wechselte ein Heiligenbluter Führer die Strümpfe. Auf der Bank saßen welche, die Gamaschen anlegten für den möglicherweise tiefen Schnee. Die Gletscherbrillen wurden hervorgesucht und an den Hüten befestigt. Nacheinander traten die einzelnen Partien vor die Hütte hinaus.

Jedesmal, wenn sich die Thür öffnete, blies der Sturm herein. Es heulte draußen und pfiff, daß man meinte, das ganze Häuschen müßte auf die Pasterze hinuntergeblasen werden. Der Wind schlug uns entgegen, daß man ihn sofort eiskalt durch die Kleider spürte. Während die Führer ihre Seile umbanden und die Eispickel nahmen, stellte ich mich an den Absturz hinaus und schaute hinab über die Gletscher. Nur auf Augenblicke konnte man etwas erkennen: drunten in schwindelnder Tiefe die riesige Pasterze, drüben das kühn geschwungene, abenteuerlich dreinschauende, gewaltige Große Wießbachhorn. Dann trieben wiederum Wolkenfetzen in rasender Geschwindigkeit vorüber, schlangen sich als dicht wogender Nebel um die Hütte, rissen auseinander, ballten sich wieder zusammen.

Nun nahmen wir die Pickel zur Hand. Meine Frau ging voraus mit ihrem gewohnten Führer Bergmann. Ich bummelte mit Veit Oberlohr hinterdrein. Nur wenige Schritte über Geröll und lose Platten, dann standen wir auf der Höhe der Adlersruhe, und über die Firnhalde hob sich jäh, fast schreckhaft steil, der Glockner empor. Er schaut von hier aus ganz spitz aus, wie ein Zuckerhut, zu dessen Vergleichung er reizt durch seinen blendenden Firn, durch die Eiswände, die nach beiden Seiten Tausende von Fuß auf die Gletscher niedersetzen.

Der Sturm, der hier erst zu rechter Macht kam, blies unausgesetzt, so daß der in der Hand erhobene Pickel seitwärts schräg in der Luft stehen blieb, als habe man das Pendel einer Uhr am höchsten Punkte des Seitenschwunges angehalten. Wenn der Wind einmal eine Sekunde nachließ, so fiel man fast zur Seite, so hatte man sich unwillkürlich gegen ihn gestemmt. Zum Schutze band sich alles Tücher um Hut und Ohren, und ich zog meine englische Wollkappe tief über den Kopf.

Langsam ging es auf dem hier noch breiten und nur wenig steigenden Gletschersattel weiter, der aber bei steter Steigung immer schmäler wurde. Den Anstieg konnte man nun genau übersehen. Er ist für das Auge leicht ersichtlich in vier Abschnitte zu teilen: der beinahe ebene breite Gletschersattel; die Verengung; die Firnflanke, die in gerader Richtung bis über zwei Drittel der Höhe des Kleinglockners emporzieht; eine plötzliche Biegung, die am

Phot.-Verlag von Würthle & Sohn, Salzburg.

Großglockner, von der Franz Josephs-Höhe aus gesehen.

Stüdl-Hütte.

steilsten und zwar nun gegen Norden gewandt, bis auf den Kleinglockner schmal, scharf, überhängend hinaufsteigt.

Wo die Firnflanke ansetzt, war eine verschneite Spalte ein paar Centimeter offen. Hier wurde Halt gemacht, um die Steigeisen anzuschnallen (gewöhnlich achtzackige, wie Schlittschuhe befestigte Eisenstachel) und das Seil umzulegen, denn hier begann der Teil des Aufstieges, wo der Firn sich zu Eis verhärtete und ein Ausgleiten in den von den Voransteigenden geschlagenen Stufen bedenklich sein würde.

Jetzt gingen die Führer vorn, Bergmann mit meiner Frau am Seil, Oberlohr mit mir. Immer steiler wurden die Stufen im Eise, und Tritt für Tritt gewannen wir die Höhe. Schmäler ward der Schnee-Eisgrat. Die Führer halfen hie und da nach, indem sie mit dem Pickel die Stufen auskratzten, damit der Fuß mehr Raum bekäme zum Auftreten und die Neigung der Stufe nach innen gerichtet wäre. Dann schossen jedesmal die Eisstücke jäh über den spiegelglatten Hang hinab, nach rechts oder links in der ungeheuren Tiefe verschwindend, indem sie sich das Ködnitzkees oder die Pasterze wählten. Hier auf dem schmalen Grate ist die Grenzscheide. Und hier etwa ist vor ein paar Jahren eine führerlose Partie am Weihnachtstage auf das Ködnitzkees hinuntergestürzt.

Bei der Wendung wird die Eistreppe ganz steil, mit wohl sechzig Grad Neigung geht es hier über die Flanke des Glockners hinauf. Wir hielten uns etwas seitwärts vom eigentlichen Grat, da hier der Firn eine lange Wächte bildet, das heißt vom Winde herübergeweht nach der Pasterze zu überragt. Hier hängt ein Drahtseil von den Felsen herab, doch es ist im jetzigen Zustande, da teilweise eingefroren, nicht zu gebrauchen. Aber wo die Steilheit und Schmalheit zunimmt mit jedem Schritt, ist auch der erste Kopf des Kleinglockners erreicht, und wir schauten, eng aneinandergedrängt in den Stufen stehend, über die Spitze des Kleinglockners in das Wolkentreiben hinüber.

Die Spitze besteht aus zwei Felsblöcken. Davon war der erste schnee- und eisgekrönt, der zweite, etwas höhere „aper", das heißt mehr oder weniger nackter Fels. Am ersten Felskopf hatten die Führer etwa einen Meter unter dem höchsten Teil zu einem Quergang einen schmalen Stufenweg im Firn geschlagen. Man kann nicht oben hinauf, weil die Schneewächte gegen die Pasterze überhängt und also die Gefahr eines Abbruchs durch das Gewicht der Steiger nahe läge.

Hier läßt man die Pickel zurück, die — dem mit Führer gehenden Touristen wenigstens — doch nichts mehr helfen, da er an den kommenden Felsen die Hände zum Klettern braucht. Wir stießen also die Pickel, so fest es ging, in den Firn und schickten uns zum Quergange an. Er ist beinahe horizontal. Vielleicht ein wenig ansteigend. So schmal, daß der Fuß eben in den Stufen Platz findet. Rechts hängt die Wächte, an der man sich hintasten kann, die jedoch wegen der Kälte und Glätte des Firns keinen Stützpunkt zum Halten bietet. Wie ein Besteiger gesagt hat: „Mit dem Pickel könnte man sie durchstoßen und durch das Loch auf die Pasterze hinabblicken."

Links geht man ganz frei, in der Luft und Reichhöhe nichts, zu Füßen, tief unten über dreitausend Fuß, das Ködnitzkees, und hier ist ganz besonders das von nöten, was man mit „absoluter Schwindelfreiheit" zu bezeichnen pflegt.

Spitze des Großglockner. Phot.-Verlag von Vittorio Sella, Biella.

Phot.-Verlag von Vittorio Sella, Biella.

Spaltenübergang auf dem Hoffmannswege.

Auf dem Hoffmannswege.

Phot.-Verlag von Würthle & Sohn, Salzburg

Großglockner, von der Radser-Seite aus gesehen.

Ich will die Worte Joseph Rabls hierher setzen. Er sagt über diese „Traverse“, wie man solchen Quergang nennt:

„Der Gang längs dem Kamme des Kleinglockners, eine Strecke von ungefähr zwanzig Meter, ist die entschieden gefährlichste Partie der ganzen Glocknerbesteigung. Auf einem Schneefelde von sechzig Grad Neigung, worin ein etwa ein Fünftel Meter breiter Steig eingehauen oder eingetreten ist, befinden sich weder Führer noch Touristen in einer Situation, um auch nur dem geringsten Ruck stand halten zu können. Es ist reine Einbildung, wenn man hier von dem Seile etwas erwartet; die Teilnehmer der Partie stehen sämtlich auf unsicherem Boden, und wenn einem der Schnee unter den Füßen weicht, sind alle verloren.“

Ich war Mensch genug, bei diesem Quergange immerfort zu meiner Frau hinüberzuspähen, die ein paar Schritte vor mir, ruhig, langsam ihren schmalen, luftigen Weg schritt, und im stillen war ich ganz zufrieden, als sie die Felsen des zweiten Höckers betrat, über die ein Drahtseil gespannt ist. Ich folgte nach und mußte einen Augenblick warten, bis sie mit Bergmann in die Scharte hinuntergestiegen war. So benutzte ich die gute Gelegenheit und trat nach links auf eine überhängende, kanzelartige Platte hinaus, mit meiner Camera, die ich natürlich heraufgeschleppt, um eine Anzahl Aufnahmen des Schartenüberganges und der Spitze des Großglockners zu machen.

Der Sturm tobte derartig, daß ich meinte, hinuntergeblasen zu werden, und Oberlohr, der oben auf der Grathöhe geblieben war, sagte, wenn der Wind bedeutend stärker wäre, so würde man wohl den Aufstieg nicht haben unternehmen können, da die Gefahr bestanden hätte, daß man aus den Stufen herausgeschleudert würde.

Vor mir lag also die gefürchtete Scharte, zu der meine Frau eben hinunterstieg. Der Absturz des Kleinglockners zur Scharte ist durch ein Drahtseil erleichtert. Ohne dieses dürfte er wohl das technisch schwierigste Stück der ganzen Besteigung sein, denn die Wand fiel beinahe senkrecht etwa acht Meter tief zur Scharte hinab, und die Felsen waren vereist. Aber nicht stark, so daß man hätte Stufen schlagen können oder daß die Steigeisen genügend eingegriffen hätten, sondern mit jener dünnen Eisglasur überdeckt, die der Hochtourist fürchtet. Ich glaube, hier wäre der Fall eingetreten, von dem das Ostalpenwerk spricht, daß auch der moderne Alpinist diesen Abstieg — ohne Drahtseil — „ziemlich exponiert“ hätte finden müssen.

Meine Frau kletterte langsam hinab. Nun lag die Scharte vor ihr, die „obere Glocknerscharte“, wie sie genauer heißt, im Gegensatz zur unteren Glocknerscharte, die den Großglockner von der Glocknerwand trennt. Ich betrachtete die verrufene Scharte, um derethalben mancher den Großglockner nicht erreichte, mit Neugierde und freute mich, wie glatt meine Frau darüberging. Aber ich muß gestehen: keinen Augenblick empfand ich ein banges Gefühl. Die berüchtigte Scharte machte mir nicht den Eindruck, den ich nach den Beschreibungen erwartet hatte. Wahrscheinlich befand sie sich in keinem ungünstigen Zustande, obwohl man die Drahtseile, die auch hier rechts neben der Scharte vom Klein- zum Großglockner gespannt sind und die sonst dem Uebergang seine Schrecken nehmen, nicht benutzen konnte, da sie, der Hand unerreichbar, zu hoch und zu weit seitlich hingen.

Die Scharte bestand aus einem Schneegrate zwischen beiden Gipfeln, den ich, als ich unten stand, auf etwa vier bis fünf Meter Länge schätzte, dessen Breite allerdings wohl kaum mehr als dreißig Centimeter betrug. Rechts und links von dieser luftigen Brücke ging es in ungeheure Tiefen hinab, links über 3000 Fuß auf das Ködnitzkees, das bläulichweiß heraufschimmerte, rechts auf die Pasterze, 5000 Fuß. Der Gedanke ist für manchen vielleicht schwindelerregend, liegt doch auch beim Bergsteigen so vieles im Gedanken. Wer solches zum erstenmal sieht, dem mag wohl schaudern; wer sich oft in ähnlichen Lagen befunden, der denkt viel ruhiger darüber.

Und mir war die Scharte gleichgültig, auch aus dem Gedanken heraus: Ich wußte, ich bin am Seil, ich wußte, der Führer steht hinter mir, ich wußte, er hat ganz guten Stand, er kann sich am Drahtseil halten. Was soll da geschehen, und wenn ich ausgeglitten wäre, nun, so hätte er mich wohl gehalten. Freilich soll man eben nicht ausgleiten!

Da war die Traverse oben am Kleinglockner etwas ganz andres. Da blies mir auch der Gedanke ein, vielleicht ein Wissen, das dieser oder jener, der vor der Scharte umgedreht, nachdem er doch die Traverse schon überwunden, nicht besaß: hier bei diesem Quergang liegt die Gefahr, wenn eine Gefahr sein soll, aber nicht an der Scharte. Vor „Traversen“, wo das Seil nur einen moralischen Halt giebt, habe ich, der ich kein Purtscheller bin, sondern nur ein Naturfreund und bescheidener Steiger, offen gestanden, meist ziemlich großen Respekt.

Als ich über die Scharte ging, blickte ich über die jähen Eishänge zur Pasterze hinunter. Auch auf diesem Wege ist der Glockner gewonnen worden. Man begreift es nicht, wenn man in die gähnende Tiefe über die Eiswände hinabschaut. Am 18. August 1876 hat mit drei Führern Markgraf Alfred Pallavacini das unmöglich Scheinende gethan, hier von der Pasterze aus seinen Anstieg zu suchen, wohl eine der anstrengendsten, aufreibendsten, gefährlichsten Touren, die je in den Alpen gemacht worden sind. Ueber zweitausendfünfhundert Stufen im Eis hat es gekostet. Erst um 5 Uhr nachmittags wurde der Gipfel erreicht. Nun ruht der Mann, dem nichts in den geliebten Bergen unmöglich schien, drunten auf dem kleinen Kirchhof von Heiligenblut nebst seinen Führern und schläft den ewigen Schlaf nach eintausend Meter hohem „langem Fall“.

Nach der Scharte folgt endlich die letzte Gipfelwand, die, durch Stifte in den Felsen erleichtert, in wenigen Minuten erstiegen ist. Sie mag zwanzig Meter hoch sein. Als ich über die Platten emportauchte, fand ich meine Frau schon gemütlich am Gipfel sitzen, in den Wettermantel gehüllt, auf einem kleinen Schneefleck. Bergmann neben ihr. Sie war bei ihrer Ankunft von den schon oben befindlichen Herren wegen ihrer Besteigung beglückwünscht worden und erklärte, nun habe sie aber genug, wirklich genug. Weiter ginge sie jetzt auf keinen Fall mehr.

Es ging auch nicht weiter, wir standen auf dem Haupte des Riesen, ein glückseliges, überwältigendes Gefühl im Herzen. Zwei Herren mit ihren Führern waren noch oben, die sich aber schon zum Abstiege anschickten. Bei der Kälte und dem orkanartigen Sturm blieb keiner länger oben.

Nun waren wir allein! Gott sei Dank, allein, denn wenn man sich dem Gefühlssturm der Gipfelfreude hingeben will, darf nicht ein freundlicher Herr neben einem stehen, der einem einen Cognac anbieten will. Allein, allein! Nun konnte ich mich umschauen auf dem schmalen Fleck Felsen, der der Glocknergipfel ist. Auf dem kleinen Plateau dort oben steht ein trigonometrisches Signal, eine kleine Holzpyramide, daneben ein eisernes Kreuz, das zur Erinnerung an den fünfundzwanzigjährigen Hochzeitstag des österreichischen Kaiserpaares errichtet wurde, und dort giebt auch der Besteiger bei Seiner Majestät dem Glockner in einen Blechkasten seine Karte ab.

Ich stieg noch ein paar Schritte auf der andern Seite gegen die Glocknerwand zu. Links schwang sich steil der Louisengrat mit dem Stüdlwege empor, und geradeaus konnte ich die Gratrippe überschauen, die jäh und wild zerschnitten, oft in schmaler Firnschneide nur, über das Glockner- und Teufelshorn hinüberzieht zu den furchtbaren, föcherartigen Sägezacken der Glocknerwand.

Auch über diesen Grat ist schon von kühnen Steigern der Glockner gewonnen worden, ein Unternehmen, das nur wenige Male wiederholt wurde, während sich auf dem Pallavacini-Wege ein Nachfolger nicht fand. Am jähsten ist des Gipfels Absturz zur Pasterze; nach kurzer, äußerst schroffer Neigung stürzen die Chloritschieferwände nahezu senkrecht zum Gletscher ab.

Der Sturm tobte noch immer, aber er hatte die Spitze von Dunst und Wolken frei gemacht. Nur eine Aussicht in alle Weiten gab es nicht. Mein erster Blick ging hinüber zu den Dolomiten, die tief in Wolken steckten. Einzelne Spitzen waren nicht zu erkennen, alles schwamm in gleichmäßigem weißen Schleier. Aber schön war der Anblick doch. Nicht eine Wolkenwand stand dort, sondern wie die wild emporbäumenden Meereswogen lagen die weißen Ballen und Schleier, die Dunstkugeln und Kegel um die Dolomitriesen herum, so daß das Auge nicht an den ersten aufgehalten ward, sondern eine unendliche Brandung erblickte, die gegen den Glockner zu anzuschwellen schien.

Gegen Westen suchte ich den Venediger vergebens, auch er war dunstverhüllt. Aber unter mir erblickte ich die gewaltige Tiefe, die mir kaum je von einem Gipfel herab einen solchen Eindruck gemacht. Am Fuße, so weit das Auge sah, alles weiß, alles Eis und Firn und Schnee. Nur die Gratrippen schauten aus dieser riesigen Wintereinsamkeit schwarz heraus. Die Glocknerwand grüßte finster herüber, ganz nah mit ihren wilden Zähnen, die einst verwegene Menschenkinder zurückgeschleudert bis auf den Pasterzenboden hinab.

Und nun wandte ich mich nach Norden. Ueber die Pasterze, deren Spalten heraufgähnten als feine Risse, ging der Blick über Johannisberg und Burgstall zur Glockerin, zur kleinen, zahmen Glockerin, des Glockners ehelichem Gemahl, das doch von ihm geschieden ist auf ewige Zeiten durch die gewaltigsten Eislager Tirols. Aber sie trägt auch wohl keine Sehnsucht, kein Menschenverlangen im Herz, denn auch ihr Haupt ist tief in Eis und Firn gehüllt.

Unweit von ihr steigt das große Wiesbachhorn empor, in unerhört kühner, horngleicher Gestalt mit überhängender Schneehaube, die den, der sie beträte, wohl mit hinabrisse über zweieinhalbtausend Meter hohe Wände. Und nun finde ich den Watzmann wieder, den hohen Göll, die alten Bekannten aus Berchtesgaden. Nach Norden ist die Aussicht frei. Hier ahnt man etwas von dem Blick, der sich sonst bei wolkenlosem Himmel dem Auge bietet, der da reicht von den Karpathen bis zur Schweiz, vom Spiegel der Adria bis zum Böhmerwald, bis tief nach Bayern hinein.

Die bayrische Ebene glaubte ich auch zu sehen, nach Oesterreich hinein war jedoch alles Dunst und Nebel. Sonst muß man Heiligenblut erblicken, aber es war nichts zu schauen. Doch ein majestätischeres Schauspiel spielte sich dort ab, als die kleine Wohnstätte der Menschen es zu bieten vermag: die Sonne kämpfte mit dem Gewölk. Blutrot hatte sich der Himmel gefärbt, graue, weiße, violette, purpurne Wolkensäume und Schleier zuckten auf. Die Wolken schoben sich hin und her. Ganz jäh stieg ein Dunstfetzen dickgeballt senkrecht empor, teilte sich schnell, zerfloß in Bänder und löste sich schimmernd, schwindend auf. Dann wieder hob sich ein Vorhang langsam empor, immer dichter, immer breiter werdend, stand und ruhte, rollte sich zusammen und blieb endlich als langer, runder Streifen hängen, bis auf einmal ein Sonnenblick durch das Gewölk fuhr.

Meine Frau hatte den Abstieg mit Bergmann begonnen, und ich schickte ihr nun meinen Führer nach, um ihr bei dem für eine Dame immerhin sehr anstrengenden Aufstieg aus der Scharte zum Kleinglockner behilflich zu sein.

Nun war ich ganz allein auf dem Glockner.

Ich stieg ein Stück an der Nordseite hinab und blieb auf der scharfen Kante einer Platte stehen, überwältigende Gefühle im Herzen. Drüben rang das Tagesgestirn mit den Nebeln. Es konnte ihrer nicht Herr werden, wie die Weihnachtswintersonne sah es aus, matt durch die weißen Dunstwände scheinend, einem gedämpften Opallichte gleich.

Ich hatte davon gehört, daß welche von den ersten Besteigern, ihrer Ergriffenheit, des Sturmes ihrer Gefühle nicht mehr Herr, ein Tedeum angestimmt auf dieser Hochzinne, daß ein Tourist erzählt, wie seine Führer sich, so gut es der karge Raum gestattet, auf ein Knie niedergelassen und ein Vaterunser emporgesandt hätten. Und ich begriff es, ich fühlte es mit. Auch mir war erhoben zu Sinn, auch mir hatte sich ein grenzenloses Staunen auf die Seele gesenkt, auch meiner sich ein Gefühl der Beklommenheit, der Demut bemächtigt.

Ich fühlte mich so klein, so elend klein! Mir schien alles, was vorhergegangen, so nichtig und gering, so unendlich gleichgültig. Ich lächelte im Gedanken an meinen Entschluß, als wir in der Mittagsglut zur Stüdlhütte gestiegen, nie wieder einen Berg betreten zu wollen. Gegen dieses Schauspiel war es doch alles vergessen, alles . . . ach . . . wie konnte man nur an die Beschwerden der Tiefe denken!

Und doch haften sie uns an, und doch drücken sie uns nieder, und doch bedrängen sie uns und machen sie uns klein und verzagt und jammervoll. Und wir wollen doch einmal, wenigstens in kurzen Rauschmomenten, unsre Menschlichkeit vergessen! Wir wollen sie im Thale lassen, in der Ebene, wo die Luft dicker ist, man schwerer atmet! Wo wir von Tagessorgen, vom Dunst der Tiefe, von des Lebens Kampf, von unsrer Brüder Neid und Gemeinheit umgeben sind! Wo wir schwache Menschen sind, auch wir, wo wir unterliegen, täglich und stündlich!

O, das muß man vergessen können! Und das vergißt man dort oben zuerst! Man träumt und sehnt sich groß in dieser großen Natur. Man empfindet die Kleinlichkeit als eine Beleidigung, als unerhörte Kränkung. Hier, wo alles groß ist und erhaben, soll man sich auch aufschwingen können zur Größe des Gedankens, der Gefühle. Hier müßte man dem Feinde vergeben — nein, nein, man würde ihn nicht sehen, man dächte nicht seiner. Aber dem Freunde drückte man die Hand, dem Freunde, der gleich empfinden kann. Nur sprechen dürfte man nicht. Kein Wort dürfte über die Lippen.

Dann kommt der Siegesrausch der Gipfel, daß man die Schlacken der Erde abgeworfen, daß man hinter sich ließ all die kleinen Menschlichkeiten. Dann kommt und überschattet und umrauscht uns das Siegesgefühl, daß man seinem elenden Körper, der vielleicht sonst im Frondienst der Tagesplage hat krumm und still sitzen müssen, unter Schweiß und Stöhnen die zwölftausend Fuß abgerungen. Und man ist stolz, höher zu stehen denn man gestanden. Und wir freuen uns, einsam zu sein, wo nicht rundum tausend geschwätzige, selbstgefällige Protzen und Philister sitzen.

Hier oben gilt nicht Geld und Stellung und Ehre, hier ist der Bauer und der Hirt mein Bruder, sofern er den Gipfel aus eigner Macht gewonnen. Hier muß jeder mit eigner Leistung seinen Körper hinaufschleppen und sein Herz stählen und seine Lungen weiten und seine Kniee festigen. Da hilft ihm keiner, da kann er keinen einsetzen für sich, der ihm seine Arbeit thäte.

Fragt dann einer, wozu die Kletterei, warum über Gletscherspalten gehen, in die man sinken kann, wozu in enge, schmale, kleine Eisstufen treten, Tausende von Metern über der Erde, an schwindelnder Wand, und wirft einem die Philisterrede ins Gesicht: „Ich sehe mir die Berge lieber von unten an,“ — soll man ihm dann antworten, soll man es ihm erklären? Er verstünde es doch nicht, ahnte es nicht.

Aber man könnte ihm antworten und sagen: Dort oben suchen wir Gesundheit des Leibes und der Seele. Dort oben suchen wir Mut, Ausdauer, Thatkraft, alle Tugenden des Mannes! Wir wollen uns stärken und uns freuen, daß wir als höchstes Gnadengeschenk des Schicksals gesunde, kräftige Glieder in die Wiege bekommen haben. Wir wollen mit eignen Augen sehen, wie es ausschaut jenseits der bewohnten Bezirke der Menschen. Wir wollen uns klein fühlen und demütig in der gewaltigen Natur, die einen Eisblock lösen kann, uns zu zermalmen, wie sie nur ein winziges Steinchen herabzusenden braucht aus ihren großen Höhen, um unser armes Lebenslichtlein auszublasen.

Dort oben wollen wir uns freuen über unsre herrliche Erde! Dort oben lernen, nicht das Leben zu verneinen oder gleichgültig, gar ängstlich vielleicht der Frage aus dem Wege gehen, sondern dort oben wollen wir lernen, ja zu sagen, lernen wollen wir, zu finden, daß doch alles schön ist, daß es wert ist, dies Leben zu leben, daß es köstlich ist, zu ringen und zu kämpfen, damit einem das Brot schmeckt, das man sich sauer verdient. Wir wollen lernen, daß wir demütig sein sollen und unsre Endlichkeit erkennen, daß wir nur ein Atom, ein Staub, ein Sandkorn sind auf dieser Erde. Daß die Natur größer ist denn wir.

Wir wollen mit unsern Blicken einsaugen diese unerhörte Schönheit, wir wollen stärkeres, schärferes, doppeltes Leben leben. Sorgen wollen wir, der großen, übermächtigen Natur dort oben gewachsen zu sein; in Vorsicht kühn. Wir fordern sie nicht leichtsinnig heraus, wie die Philister wohl denken, sondern wir beugen uns demütig, wo es nicht vorwärts geht, aber soweit die Vernunft es gestattet, wollen wir hinauf, wir, die mittleren Steiger, genau wie die großen Alpinisten.

Wer den Gipfelrausch nicht einmal selbst empfunden, der wird vielleicht diese Worte überschwenglich finden. Aber der nüchternste Mann denke sich einmal zurück in Lagen, die auch ihm sein nicht leicht bewegliches Herz haben höher schlagen lassen. Er denke an Feierstunden seines Lebens, wie sie einmal doch auch in das ärmste Dasein treten: wie er den ersten Sieg über eine andre Seele errungen, wie er den ersten Erfolg seiner Laufbahn gehabt, und dann, wenn er sich erinnert, daß auch er sich auf einen Augenblick emporgehoben fühlte über die Erde, dann hat er eine Ahnung gehabt, wie es dem zu Sinn ist, dem ein freundliches Geschick und eigner Wille es gegönnt, dort oben zu stehen über den Wolken . . .

Der Abstieg geschah schnell, aber doch vorsichtig, Tritt um Tritt. Schnell ging es die Platten hinab, über die Scharte zurück, den Kleinglockner hinauf, langsam an dessen Kamme hin, langsam, nachdem die Pickel mitgenommen, die Stufen im Eise an der steilen Flanke hinab, dann über den Rücken. Wo er weniger jäh hinunterschoß, begegneten wir einer neuen Partie, die erst hinauf wollte. Zum Ausweichen wurden seitwärts ein paar Stufen geschlagen, dann nahm das Abstiegtempo von Minute zu Minute zu. Die Steigeisen wurden abgelegt, und im Pfeifen des Sturmes rannten wir fast der Adlersruhe zu.

Unterwegs brach Oberlohr bis zum Knie mit dem einen Beine ein: eine verborgene Spalte.

An der Adlersruhe wandten wir uns noch einmal um, nach dem Riesen zu schauen, der wie ein Zuckerhut regungslos in erhabener Ruhe vor uns stand, als habe ihn nie eines Menschen Fuß betreten. Dann gingen wir in die Hütte und ließen uns eine Suppe schmecken. Es wurde „gekreidet“, wie das Mädchen die Hüttenabrechnung nannte, und nach kurzer Zeit standen wir, nachdem wir die Rucksäcke gepackt, zum Abmarsch bereit.

Veit Oberlohr verließ uns. Wir tauschten den Führer mit einer Partie, die von Heiligenblut gekommen, so konnte er nach Kals zurückkehren und der Heiligenbluter mit uns zum Glocknerhaus. Zwei Wege konnten wir wählen, den Leiterweg über das Leiterkees auf der Kalser Seite nach Heiligenblut, ohne das Glocknerhaus zu berühren, oder den Hoffmannsweg über das äußere Glocknerkaar hinab auf die Pasterze, dann über Franz Josephs-Höhe und Glocknerhaus nach Heiligenblut.

Es gab keinen Zweifel: über die Pasterze mußten wir kommen, denn der Glockner ist ja nicht zu denken ohne sie. Ueber ein Firnfeld ging es hinab, dann über eine Gratrippe, an deren Ende wieder Steigeisen und Seil in ihr Recht traten, denn das äußere Glocknerkaarkees stürzt steil hinab zur Pasterze. Ueber den weichen Firn fuhren wir kleinere Strecken ab, bis Spalten zur Vorsicht mahnten.

Mittlerweile war Nebel eingefallen. Die Aussicht verschwand. Wir sahen nur immer dichte Schleier von unten heraufsteigen. Vom Eindruck des Glockners fühlte ich mich noch so befangen, daß ich — um so mehr, als das Wetter immer düsterer ward — eigentlich ziemlich stumpfsinnig die Wanderung unternahm. Nur wenn wir an ein Spaltengewirr kamen, wo es auf schmalen Schneebrücken und Eisrücken nicht auszurutschen galt, achtete ich genauer auf die Umgebung. Da es schon über die Hälfte des August war, mehrten sich die Spalten mit dem Steilerwerden des Gletschers. Das Eis leuchtete blau und grün, und während die Führer Stufen kratzten, schaute ich ab und zu in die gähnenden Schlünde hinab. Seil, Eisen, Brille wurden abgelegt.

Endlich betraten wir einen Felsgrat. Auf dem ging es nun eiligst hinab, bequem wie auf einer Treppe, immer zur Rechten den gewaltigen Gletscherabbruch. Aber wir gönnten uns keinen Augenblick, sondern liefen förmlich hinunter, bis wir auf der Seitenmoräne der gewaltigen Pasterze standen. Es wurde ein Imbiß eingenommen, ein Stück Brot, ein Schluck Wasser.

Dann bummelten wir über die Pasterze hin, und da die Wolken immer noch den Glockner verhüllten, schauten wir uns nicht weiter um. Die Spalten waren leicht zu umgehen, der Gletscher gutartig, so daß kein Seil mehr in Anwendung kam. Dafür erzählte der Führer, wie Peter Groder aus Kals auf dem äußeren Glocknerkaarkees, das wir eben herabgestiegen waren, in eine Spalte gefallen sei, und um zu zeigen wie tief, traten wir an eine Gletschermühle, deren es alle hundert Schritte gab, und schauten in das brunnenartige Eisloch hinab, das trichterförmig in wunderprächtigem, hellgrünem Eise nur auf einen Touristen zu warten schien.

Die Führer warfen eine mächtige Platte hinab, die mit fürchterlichem Getöse verschwand, ein Gepolter, das gar nicht wieder zur Ruhe kommen wollte. Hier sind die Eislöcher mehrere hundert Meter tief, eine Angabe, die nicht wunderbar erscheint, wenn man hört, daß die Pasterze über zehn Kilometer lang und über fünf breit ist.

Wir querten sie und stiegen dann, um den Gletscherabbruch zu umgehen, an der Freiwand zur Franz Josephs-Höhe hinauf. Als wollte uns der Glockner ein Lebewohl zurufen, teilten sich für einen Augenblick die Wolken und ließen den Riesen in seiner eleganten, schlanken, edlen Gestalt sehen mit dem scharfen Grat, dem überspitzen Gipfel.

Dann zogen sich von neuem Nebel zusammen. Der Glockner verbarg sich.

Nun blickten wir uns auch nicht mehr um, sondern stürmten dem Glocknerhause zu, entließen den Führer, nahmen einen Träger bis Heiligenblut und kamen dort nach einem ähnlichen Dauerlaufe wie jener von Huben nach Kals beinahe in der Hälfte der sonst gerechneten Zeit an. Es war 3 Uhr nachmittags, unser Tagewerk gethan. Ueber 11 Stunden waren wir heute wieder unterwegs gewesen. Aber der schlimme Teil des Tages stand erst bevor: es galt nach Lienz mit dem Wagen zu fahren. Wie es sich später herausstellte, ein schneckenartiger Einspänner, der unterwegs entzwei ging und ausgewechselt werden mußte, so daß wir erst um 1/2 11 Uhr in Lienz und 1/2 1 Uhr nachts in Innichen eintreffen sollten.

Ehe der Einspänner seine grausige Marterfahrt begann, gingen wir auf den Friedhof von Heiligenblut. Dort liegen die Abgestürzten, ruhig gebettet. Es ist ein schöner, stiller Ort, hoch gelegen um die schlanke, gotische Kirche herum, und an klaren Tagen schaut des Glockners Firnnadel kühl lächelnd über die Mauer auf die Gräber herab.

Des Markgrafen Pallavacini und seines Freundes, des belgischen Diplomaten Crommelin, Ruhestätte fanden wir dort, einfache Gräber mit kurzen, vielsagenden Worten. Und dann entdeckten wir einen kleinen Hügel mit schlichtem Kreuz, das gemeinsame Bett der beiden Führer, die einst Pallavacini begleitet und mit und für „ihren Herrn“ ihr Leben gelassen.

Wir lasen ernst und bewegt die kurzen, inhaltsschweren Worte über dem Datum:

„Hier ruhen
Rangetiner und Rubesoier,
an der Glocknerwand in Ausübung ihrer schweren Berufspflicht verunglückt.“

Unwillkürlich richteten sich unsre Blicke hinauf zum Glockner, aber er barg in Wolken sein eisiges, kühnes Haupt.

Von der Pariser Weltausstellung 1900.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

Fieberhafte Thätigkeit regt sich, allen politischen Wirren zum Trotz, auf dem Gelände, auf dem in Paris am 1. April 1900 die große Weltschau eröffnet werden soll. Sie erstreckt sich im wesentlichen über das schon von früheren Ausstellungen bekannte Terrain, doch ist dieses beträchtlich erweitert worden; vor allem sind neu hinzugekommen ein Teil der Champs Elysées, der Raum vor dem Invalidenpalast und eine bedeutende Fläche zwischen letzterem und dem Marsfelde. Viele der Bauten und Arbeiten befinden sich noch in den Anfängen, andre dagegen sind schon erheblich vorgeschritten, und von letzteren führen wir einige in dem Stadium, in dem sie sich gegenwärtig befinden, im Bilde vor. An der neuen, zur Alexanderbrücke führenden Prachtstraße auf den Champs Elysées erhebt sich das Grand Palais. Die vornehmste Schauseite desselben, von der wir einen Teil wiedergeben, ist an zweihundert Meter lang und besteht außer den breiten Vorsprüngen an den Ecken aus drei Abschnitten, wovon der schmälere in der Mitte mächtig hervortritt und drei Eingänge zwischen zwei kräftigen Eckstücken aufweist. Die Abschnitte auf beiden Seiten zählen je vierzehn freistehende Riesensäulen, die ein wuchtiges Gesims mit Gruppen als Bekrönung tragen. Im Mittelstück sind ebenfalls zehn dieser Säulen in verschiedenen Abständen angebracht. Das Innere wird hauptsächlich aus einer ungeheuren Halle mit Kuppel bestehen, die zu Kunst- und andern Ausstellungen wie zu großen Festlichkeiten dienen soll und von vielen Nebenräumen umgeben ist. Die andern Außenseiten des Palastes bieten große Abwechslung; auf der Rückseite, nach der Avenue d'Antin, erstreckt sich eine weitere, aber ganz anders gestaltete Säulenreihe. Links von der Prachtstraße erhebt sich der für die Werke der schönen Künste bestimmte „Petit Palais“, der bedeutend kleiner, auch niedriger ist als der Hauptpalast, aber in der Mitte eine hohe Kuppel aufweist. Auf beiden Seiten erstrecken sich Säulengänge von je acht Säulen. Der Palast bildet ein unregelmäßiges Viereck, da die Rückseite schmaler ist. Die nach dem Zaren Alexander III. benannte Brücke, die den auf der Invaliden-Esplanade belegenen Ausstellungsteil mit den Champs Elysées verbindet, wird nur von einem einzigen Bogen, der in 15 kleinere Bogen gegliedert ist, getragen. In ihrer Vollendung wird die Brücke, für die ein reicher Schmuck vorgesehen ist, zu den schönsten und prächtigsten Brücken der Welt gehören.

Der große Brand von Marienburg.

(Siehe die Abbildungen Seite 743.)

Von einer Feuersbrunst, wie sie in den Annalen der Brände glücklicherweise nur selten zu verzeichnen steht, ist am 26. Juli die altehrwürdige Ordensstadt Marienburg heimgesucht worden. Gegen 5 Uhr morgens erscholl der Schreckensruf „Feuer“, und mit Windeseile verbreitete sich die Kunde, daß beim Wurstfabrikanten Brünlinger ein Schadenfeuer ausgebrochen sei, das sich bereits auf einen großen Teil der Nachbarhäuser erstrecke. Es herrschte ein starker Sturm. Mit rasender Geschwindigkeit griff das verheerende Element um sich, in den bei dem genannten Fabrikanten lagernden, für den Export bestimmten Fleischvorräten reiche Nahrung findend. Brennende Speckseiten und Schinken flogen durch die von dickem Qualm angefüllte Luft, im Niederfallen neue Brandherde schaffend. Bald stand eine Reihe Häuser unter den Hohen Lauben in hellen Flammen. Die Lauben sind eigenartige, dem Verkehr dienende, gewölbte Vorbauten der Häuser am Marktplatz, die als ein charakteristisches Zeichen der Ordensbaukunst von Süden her nach Preußen verpflanzt wurden, und nirgends so gut erhalten sind als in Marienburg. Sie ziehen sich auf beiden Seiten um den Markt, der einerseits vom Marienthor, andrerseits vom Ordensschloß begrenzt wird. Die auf der Nogatseite gelegenen Hohen Lauben besitzen ausgedehnte Hintergebäude, die sich bis zu der ebenfalls zum Schlosse hinführenden Speicherstraße erstrecken. Auf der andern Seite der Speicherstraße erheben sich umfangreiche Speicher, Lagerräume für die größeren Geschäfte enthaltend. Bei dem herrschenden Sturm bot dieser enggebaute Stadtteil die größte Gefahr für die ganze Stadt dar.

Um 7 Uhr morgens sprang die Feuersbrunst auf die andre Seite der Lauben hinüber, den Rathausturm in Flammen setzend, nachdem vorher die historische Apotheke zum Schwarzen Adler ein Opfer der Flammen geworden war. Diese Apotheke sowie das Rathaus gehören zu den wenigen Häusern, die bei dem großen Brande verschont blieben, den der Hochmeister Heinrich von Plauen nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg 1410 anlegen ließ, damit die Stadt den sie belagernden Polen und Litauern keinen Stützpunkt darbiete. Einer Riesenfackel gleich, trug der brennende Rathausturm die Kunde von dem furchtbaren Ereignis weit ins Land hinein. Die Marienburger freiwillige Feuerwehr, die mit großem Heroismus gearbeitet hatte, sah sich nunmehr dem entfesselten Element machtlos gegenüber und ersuchte die Danziger und Elbinger Wehren um Hilfe. Den in Extrazügen herbeieilenden Berufswehren bot sich, auf dem Brandplatze angekommen, ein furchtbares Bild der Zerstörung: gewaltig züngelnde Flammen, kahle, geschwärzte Brandmauern, brennende Bäume, Möbel und Verkaufsgegenstände im wüsten Durcheinander, hin und her wogende Menschenmassen, Rettungskolonnen und so weiter. Es herrschte eine unbeschreibliche Gluthitze, die bei dem Sturm die Rettungsarbeiten ungemein erschwerte. Um 9 Uhr senkte sich der Rathausturm und brach mit lautem Krachen in sich zusammen, das Dach durchschlagend und das obere Stockwerk entzündend. Den riesigen Anstrengungen der wackeren Feuerwehrleute ist es zu danken, daß der übrige Teil des Rathauses erhalten blieb und die Feuersbrunst lokalisiert wurde. Am Nachmittage war die Gefahr vorüber, nachdem 49 Häuser, darunter 17 Wohnhäuser und 32 Hintergebäude beziehungsweise Speicher, ein Opfer der Flammen geworden waren. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen. Es wird langer Zeit bedürfen, bis sich Marienburg von dem harten Schlage erholen kann. Der materielle Schaden beläuft sich auf circa 1 bis 2 Millionen Mark.

Oscar Meyer-Elbing.

Sprüche.

Will die Wahrheit den Großen nahn,
Wird schwer nur die Thür ihr aufgethan,
Bequemt sie sich nicht, wie in alten Tagen,
Auch heut noch die Schellenkappe zu tragen.

*

Nicht der ist immer der tapferste Mann,
Der im Leben Sieg auf Sieg gewann!
Nein, der, der den Kampf nicht eingestellt,
Ob er zehnmal besiegt, ist der größere Held.

A. Stier.

Ein tönendes Erz.

Novelle
von
Margarete von Oertzen.

(Fortsetzung.)

Am Tage des Festes, kurz bevor die Gäste zu erwarten waren, überbrachte Nina, die Zofe, der Baronin Kelling einen Karton, der soeben aus der Stadt eingetroffen sei. Verwundert öffnete Elisabeth die Pappschachtel — einige Blüten fielen zu Boden. Lauter dunkle Rosen. Obenauf lag eine Karte: Rögge, Oberleutnant.

„Sehr chic," sagte Nina, „soll ich Frau Baronin die Blumen am Kleide befestigen?"

„Diese Blumen? Nein," sagte Elisabeth. „Stelle sie ins Wasser."

„Aber es ist ein Bouquet für die Taille, ein Tuff fürs Haar —"

„Kann sein. Stelle sie ins Wasser."

Elisabeth streifte die Handschuhe über die schlanken Arme.

Nina betrachtete sie verstohlen und achselzuckend. Pariser Arme waren das nicht, wenigstens keine modernen Pariser Arme. Im Louvre mochte es wohl so etwas geben, aber nur auf uralten Bildern — Madame Récamier und so weiter —, Nina fand überschlanke Damen „fad".

„Der Herr Baron," sagte sie mit einem infamen kleinen Lächeln. Sie hatte schon in der Gesindestube erzählt, daß Baron Kelling niemals ohne zu klopfen das Zimmer seiner Frau betrat, und daß er eine Art habe, die sie, Nina, jedesmal zum Lachen reize. Nina hatte einen Spitznamen für ihre Herrschaft erfunden: die beiden Lilien auf dem Felde.

„Komm herein!" rief Elisabeth.

Nina zog sich diskret zurück.

Daß Kelling sich diese Scheu nie abgewöhnen konnte! Elisabeth empfand sie fast wie einen Druck. Er umkleidete sie mit einem Nimbus, der ihr lästig war — sie brauchte keinen Nimbus, außer dem der Liebe.

Kelling trat ins Zimmer und sah sie mit warmen Blicken an. Im Moment vergaß sie Gesellschaft, Gäste, Festgewand und Blumen.

Die ersten Wagen fuhren vor — sie hörte es nicht einmal. Kelling zögerte eine kurze Sekunde, dann reichte er ihr den Arm. Seinen Durst nach ihren roten, weichen Lippen hatte er sieghaft bezwungen. —

Herr und Herrin von Schloß Kelling empfingen ihre Gäste.

Leutnant Rögge wechselte leicht die Farbe, als er seine Blumen nicht in Elisabeths Haar, nicht an ihrem Halse bemerkte.

„Ich danke Ihnen für Ihre schönen Rosen," sagte sie freundlich, „sie schmücken meinen Schreibtisch."

Galenz horchte hoch auf, während Rögge sich auf die Lippen biß. Es war ja kein Geheimnis, aber zu wissen brauchte es auch nicht jeder. Genug, daß Galenz mit unverkennbarer Ironie lächelte, und daß dieses Lächeln sich allen Umstehenden mitteilte.

Der alte Doktor Brandt schüttelte Kelling die Rechte. „Ich komme mir hier so quasi als Schwiegervater vor," sagte er behaglich. „Donnerw . . . . . was, da erscheinen ja auch Barils?"

Also auch diese hatten Kellings geladen — die Dame aus Serbien oder Bulgarien — man wußte nicht genau, woher — und den Marquis, der in Rußland Besitzungen hatte, man wußte nicht genau, wo. Seit einem Jahre lebten Barils in der Stadt, man wußte nicht, warum. Man munkelte, die kleine Marquise mit ihren Mausezähnchen sei die Tochter eines Pferdehändlers, und der Marquis habe eine große Vorliebe für den grünen Tisch. So ein bißchen „Bohème" war's jedenfalls, trotzdem öffneten sich alle Thore dem Barilschen Ehepaare. Niemand wollte für pedantisch gelten.

Von Lenia Baril wußte man ferner, daß sie ihrer Zofe zuweilen einen Pantoffel an den Kopf warf oder eine Bürste — von den weichen Gegenständen ganz zu schweigen.

Heut abend war sie gekleidet wie ein Kanarienvogel — alles gelb.

Mit unveränderter Miene begrüßte Elisabeth auch diesen Gast, und die Marquise Baril verstand es, mit bewundernswerter Unbefangenheit jede Anspielung auf eine frühere Begegnung zu vermeiden. Mit der Schwester Elisabeth hatte sie nichts zu schaffen. Die Baronin Kelling mußte sie wohl oder übel in Kauf nehmen.

Im Laufe des Abends traf sie den Baron, der stillvergnügt in einer Fensternische die Bowle darauf hin prüfte, ob nicht ein Zusatz von Fine Champagne, eine winzige Dosis, nötig sei.

„Nun, Baron," sagte Lenia Baril, „Sie sind nun ein so solider Ehemann geworden, daß man Sie wohl nicht mehr zu traulichen Theestunden erwarten darf?"

„Ich wüßte nicht, je anders als solide gewesen zu sein," sprach Kelling lächelnd, „und erinnere mich nicht sowohl traulicher Theestündchen, als eleganter Bälle in Ihrem Hause, Marquise."

„Gott, sind Sie schwerfällig! Die Krankenhausluft macht das, — übrigens mein Kompliment, die Baronin ist reizend. Als alte Freundin darf ich mir doch erlauben?"

„Um so eher, als ich dadurch zum erstenmal der Ehre teilhaftig werde, von einer alten Freundschaft zwischen uns zu erfahren."

Die Augen Lenias ruhten mit offenbarem Spott auf ihm. Sie nahm ein Glas schweren Rheinweins von dem Tablett, das der Bediente ihr reichte.

„Wieder ein Horreur für euch deutsche Männer! Sehen Sie, Ihre schöne Frau begnügt sich ganz vorschriftsmäßig mit Thee. Lassen Sie uns Platz nehmen, nicht? Ich hingegen — ein Königreich für ein gutes Glas Wein!"

„Und für einen grünen Pomeranzenliqueur, nicht wahr, Marquise?"

„Ja, mit Kaviarbrötchen," sagte sie unschuldig. „Ich esse den ganzen Tag und bin doch nicht mehr als ein kleiner, kleiner Mensch. Mein Mann sagt, ein Spatz!"

Kelling setzte sich neben sie und betrachtete sie amüsiert.

„Und dabei lesen Sie Romane?"

„Fällt mir nicht ein. Außer Gyp — nichts. Und sogar das kann man schließlich alles selber erleben. Gar nichts thu' ich den ganzen Tag — je fauler, desto besser. Baril sagt, er habe sich in mich verliebt, weil ich so faul bin . . ."

„Ich habe im Gegenteil Ihre Fingerfertigkeit rühmen hören."

„O, man spricht so vieles — und über jeden. Unter der Fingerfertigkeit verstehen Sie wohl meinen Hang, dann und wann mit Gegenständen um mich zu werfen? Sehen Sie — so! Paßt mir etwas nicht, so fliegt ein Buch durch die Luft oder ein Glas durchs Fenster — der Blumenstrauß, den Sie mir kurz vor Ihrem Sturz zum Geburtstage schickten, flog, wie er da war, meiner Maruscha an den Kopf."

„Warum, wenn ich fragen darf, waren Sie so grausam?"

„Das sag' ich Ihnen jetzt nicht mehr."

Kelling neigte sich über sie, lächelnd, mit jenem vielsagenden und doch oberflächlichen Blick, den auch ernste Männer manchen Frauen gegenüber anwenden. „Wollen Sie mir das anthun und ein so wichtiges Ereignis mir nicht aufklären?"

„Nun, es ärgerte mich, daß Sie nicht selber kamen. Doch jetzt versteh' ich es ganz gut."

„Warum jetzt?"

„Weil ich Ihren Geschmack kennen gelernt habe. Sie sind zu deutsch . . ."

Kellings Mienen veränderten sich sofort. „Ich war und bin ein ungelehriger Schüler in fremden Sprachen, Marquise," sagte er frostig.

Sie zuckte die Achseln und schwieg. Ihr Mann streifte an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Er hatte sich Elisabeths Fächer bemächtigt, den er schläfrig auf und zu klappte.

Er hielt es für ganz überflüssig, etwas zu sagen; manche Damen zogen eine stumme Bewunderung der vielsprechenden vor. Und stumm bewundern, darin war Baril Meister! Eine Wendung, ein melancholischer Blick, ein Zucken der Mundwinkel, Schweigen . . . er hatte es in der That zu einer Virtuosität gebracht.

Kurz vor Tisch flog Lenia auf ihn zu. „Ich bitte dich, Basti, mach dich nicht lächerlich mit der Klosterfrau, alle Welt redet schon davon."

„Ist mir einerlei."

„Siehst du denn nicht, daß die keinen Spaß versteht? Sie ist wie saurer Rahm, schwer und weiß, und wird dir schlecht bekommen."

„Was geht das dich an, wie sie mir bekommt!"

„Glaub ja nicht, daß ich eifersüchtig bin. Ich würde mich im Gegenteil freuen, wenn etwas deinen Geist beschäftigte."

„So verdirb mir nicht den Appetit."

„Als ob irgend etwas dir den verderben könnte."

„O, du, schweige, du hast vor der Fahrt einen gebratenen Fasan verspeist!"

„Mon cher, manchmal benimmst du dich wie ein Droschkenkutscher."

„Wirst du mir nicht den Fächer an den Kopf werfen?" . . .

„Die Baril ist wieder toll," flüsterte Galenz dem Leutnant Rögge zu.

„Ich sehe sie nicht gern hier. Ihrer Zunge ist nicht zu trauen. Sie pflegt die Baronin die bräutliche Witwe zu nennen."

„Nicht schön. Aber was ficht es dich an?"

„Rein menschliches Interesse," sagte Rögge nervös.

„Du, was war das mit den Blumen?"

„Das war ein Protest gegen jeden, der es wagt, das alte Lied wider die Pflegerin Kellings zu singen! Unter Umständen könnte aus den Rosen etwas andres werden . . ."

Galenz stutzte einen Augenblick. Dann drohte er ihm mit dem Finger. „Na, na — verfalle nicht dem Schwesternzauber!"

„Das ist ja gerade das Sonderbare," sprach Rögge sinnend, „man merkt ihr nichts mehr davon an; ich suche und suche — der bittere Ernst des Krankenhauses diente ihr so wundervoll als Hintergrund." —

„. . . Ich freue mich, Sie so glücklich zu sehen," sagte Doktor Brandt zu Kelling. „Ihre Frau wird ja bewundert wie der Vogel Phönix — sie spricht gerade mit der Marquise Baril. Apropos, was ich sagen wollte! Die Marquise leidet an einer eigentümlichen Augenkrankheit — fremde Ehemänner fallen ihr leicht ins Auge und bringen eine allgemeine Entzündung hervor."

*

Die Zimmereinrichtung der Marquise Baril hatte Platz im Koffer.

„Was wollen Sie?" pflegte sie zu sagen, „wir reisen von Ort zu Ort, bleiben hier ein Jahr, dort ein halbes Jahr, wir können keinen Haushalt mitschleppen."

So hatten sie auch hier nur eine möblierte Etage gemietet, und der Inhalt des Koffers diente dazu, den fremden Möbeln den Stempel der eignen Persönlichkeit aufzuprägen.

Da waren Seiden aus Brussah und Indien, lang, bunt und dünn wie Spinnweben. Gewirkte und geknüpfte Teppiche aus Persien, venezianische Gläser, Vasen aus Nilschlamm, perlmuttereingelegte winzige Tischchen aus Stambul, kleine Nichtse aus getriebenem Silber, Rauchgeräte aus Elfenbein mit kunstvoll geschnitzten Wappen, Chinesen als Bonbonniere, dazwischen irgend ein antikes Stück, überall an den Wänden diese irritierende, leichte, schillernde Seide in empörender Farbenzusammenstellung.

Niemand hatte Zeit, unter diesem Goldstaub die ärmlichen, polierten Möbel anzusehen, die in einem Stil ersonnen und ausgeführt waren, den Lenia Baril „die Sonntagsgedanken eines Schreiners" nannte. Manches war defekt, alles spießbürgerlich. Die Tischplatte war dafür mit einem goldgestickten Meßgewande bedeckt und ein Riß in der Tapete durch einen kostbaren Kupferstich verdeckt.

Die Marquise liebte es, hier ihre Besuche zu empfangen und ihnen Thee anzubieten. Maruscha, ihre Zofe, mußte ihn am Nebentische bereiten.

„Lenia, sieh, was ich wieder gemacht habe," sagte Baril, im Schlafrock eintretend. Er hielt ihr eine aufgespannte Leinwand entgegen.

„Du bringst einen Oelfarbengeruch mit," erwiderte sie nervös. „Und was ist das wieder?!"

„Ein Stillleben, das . . ."

„Nun, das seh' ich ja. Ein an den Hinterläufen aufgehängter Hase und zwei Hühner, die

Marienburg von der Westseite gesehen.

„Unter den Lauben". (Markt mit Rathaus vor dem Brand.)

Schlächterei Brünlinger, in welcher das Feuer ausbrach.

Speichergasse.

Die Brandstätte von der Nogat aus gesehen.

„Unter den Lauben". (Nach dem Brand.)

Der Brand in Marienburg in Westpreußen am 26. Juli 1899. Nach photographischen Aufnahmen.

Köpfe nach unten — du malst immer nur aufgehängtes Federvieh; zwanzig solcher Bilder liegen und stehen herum."

„Es ist doch schön, wenn ein Mann sich beschäftigt," sagte Baril phlegmatisch. „Und du ahnst nicht, wie rasch mir dies von der Hand geht. Die Federn gelingen mir vorzüglich."

„Eine Beschäftigung?" spottete sie. „Wenn du darüber nicht irrsinnig wirst, so werd' ich's, das ist ja eine permanente Kongestion ins Gehirn, die du da malst."

„Die — du — da!" wiederholte er ärgerlich. „Du führst eine unelegante Sprache!"

„Halt mir den Kopf. Ich hab' Migräne."

Baril lehnte das Bild an die Wand und legte gehorsam seine langen Hände auf ihre Stirn.

„Erwartest du heute Besuch?"

„Ich habe Rögge zum Thee aufgefordert. Er ist ganz in den Banden dieser ehemaligen Schwester..."

„Ich bitte dich, sei vorsichtig!"

„O, das sagt' ich ihm ins Gesicht."

„Und wenn er es übel nimmt?"

„Dann wirst du dich mit ihm schlagen — oder auch nicht."

„Bilde dir nur nicht ein, daß ich mich wegen deiner Capricen mit irgend jemand schlagen werde."

Sie zuckte die Achseln. „Weil du selbst verliebt bist in diesen Ausbund von Schönheit."

„Ja, das gebe ich zu. Du bist Paprika; von Zeit zu Zeit sucht man seinen Hunger mit weniger scharfen Mitteln zu stillen."

„Laß meinen Kopf los! Was wollte ich doch sagen? Der Doktor weiß irgend etwas Geheimnisvolles über die Kelling."

„So?"

„Und ich behaupte, was jeder Mensch hier sagt: aus Berechnung hat sie ihn geheiratet, — ihn, den Baron!"

„Was ereiferst du dich nur so? Was geht das denn dich an?"

Sie sprang auf und faßte ihn an einem Knopf seines Rockes.

„Ueber dem Malen von Federvieh ist dir der Verstand eingeschlafen! Was mich das angeht, fragst du? Meine Ehre gilt's..."

„Ehre?" stotterte Baril, „Ehre...?"

„Ich hatte mir einst vorgenommen, den wollt' ich zum Freund. Kelling nämlich. Wie es kam, weißt du ja. Nun, ich setze meine Ehre darein, ich erhalte ihn dennoch zum Freund."

„Bah..."

„Hast du etwas dagegen?"

„Ich? Nicht das geringste. Um so weniger, meine Liebe, als dein Bemühen um Kelling wohl ein fruchtloses bleiben wird."

„Bist du dessen sicher?" fragte sie böse.

„Ja, meine teure Lenia. Eine Frau wie Frau Elisabeth betrügt man nicht, auch nicht mit den Gedanken. Wenn — ja, wenn er dieser Schändlichkeit fähig wäre, auf Pistolen würd' ich ihn fordern... nicht um deiner, sondern um *ihrer* Ehre willen."

Lenia brach in lautes Lachen aus. Baril aber nahm sacht sein Stillleben zur Hand und begab sich zurück in sein Atelier.

Etwas fiel mit dumpfem Knall gegen die geschlossene Thür.

Es war Lenias Handspiegel.

*

Bald nach Sonnenaufgang, wenn der nächtliche Schwaden wie ein gespenstischer Schleier am Waldsaum durch die Stämme schwebte, in die Kronen der Bäume stieg und dann sich auflöste, zog Kelling schon aus zur Jagd. Die Morgenröte glänzte im Moor wie Tausende dunkler Nelken; und er dachte an Elisabeth.

Wer ihm früher gesagt hätte, wie das Glück aussieht! Da malt man sich's aus, und kein Reichtum der Welt, kein Ruhm, kein Glanz der Erde genügt der hungrigen Phantasie, die ihr „Mehr! Mehr!" dem grauen Alltag entgegenschreit, und endlich ist es da, — ein gedeckter Tisch, ein grüner Zweig, der von draußen ins Fenster winkt, und ein stilles Gesicht, das man lieb hat — sonst nichts.

Um zehn Uhr pflegte er mit leerer Jagdtasche, bespritzten Stiefeln und geröteten Wangen heimzukehren und mit Elisabeth zu frühstücken. Er erzählte dann, was er erlebt — Geschichten von Rehen, von Vögeln.

Heute fand er auf seinem Teller ein Billet mit dem Barilschen Wappen. Kein Mensch konnte unterscheiden, was es vorstellte. Rögge behauptete einst: „Eine Schlange mit langen Beinen", Galenz: „Ein heiliges Krokodil".

„Die Marquise Baril schreibt mir, sie erwarte mich zu einem Herrenthee," sagte er verstimmt. „Ihre Handschrift, diese modernen, steilen Riesenbuchstaben, genügt, mir die Laune zu verderben. Und ich gehe ohne dich nicht aus; ich finde es sonderbar von ihr, Herrenthees zu geben."

„Markwart," fragte Elisabeth leise, „habe ich dich zum Einsiedler gemacht?"

„Ja," sprach er und legte seine Serviette nieder. „Soll ich dir etwas ganz offen gestehen? Ich kenne dich noch nicht. Jeden neuen Tag muß ich dich anblicken wie ein Rätsel, wie ein Wunder. Tausend Dinge möcht' ich dich fragen."

„Ich bin kein Rätsel," sagte sie fast traurig. „Wann lernst du das begreifen?"

Und im Grunde ihrer Seele wünschte sie, daß er den Weg zurückfände zum pulsierenden Leben — in den Alltag. Sie vermied es geflissentlich, in seine forschenden Augen zu sehen. Er nahm ihr die Seele aus dem Körper, um sie andächtig zu verehren; aber was irdisch an ihr war, suchte vergebens das Irdische an ihm.

Waren das noch immer die Schatten der Cypressen von der Toteninsel?

„Lieber," sprach sie, zur Heiterkeit sich aufraffend, „warst du immer so menschenscheu?"

Er blickte verwundert auf. „Ich? Ich war und bin noch heute der Froheste unter den Frohen. Nur eines hab' ich nie gemocht — als Knabe nicht und nicht als Mann — das Uebertriebene, mit grellen Farben Gemalte, das Abenteuerliche. Barils hielt ich von jeher für adlige Mausefallenhändler."

„Markwart!" Elisabeth lachte.

„Kurz vor meinem Sturz mit dem Pferde machte ich die Entdeckung, daß die Marquise mir die Ehre anthat, mit mir zu kokettieren."

„Wie drollig — ich merkte es neulich."

„Es giebt Leute, deren Stammburg in Sodom oder Gomorrha stand."

„Ich weiß es wohl."

„Die Marquise Lenia Baril gehört zu diesen. Ich habe sie eingeladen, um für genossene Gastfreundschaft zu quittieren. Ich werde nie mehr hingehen."

„Markwart, ist das klug gehandelt?"

Er mußte lächeln. „Ich habe niemals die berechnende Klugheit über meinen Instinkt triumphieren lassen."

„Sie wird es tödlich übelnehmen."

Im stillen wunderte Kelling sich, daß Elisabeth ihm so unbefangen zuredete, diese Frau zu besuchen, von der er soeben erzählt, daß sie mit ihm kokettiere. Es bewegte ihn als ein Zeichen ihrer Reinheit und Güte.

„Geh hin," sagte sie nochmals, „ich bitte dich darum! Soll diese Frau sagen: er fürchtet meine Macht, darum kommt er nicht?"

Kelling stutzte einen Augenblick. „Du hast recht," erwiderte er dann, „aber ich rechne nicht mit ihren falschen Voraussetzungen, die mich nicht berühren können — ich folge meiner Erkenntnis ohne Wenn und Aber — da bin ich von einem Eigensinn und einer Störrigkeit —"

„Der Eigensinn, bei mir zu bleiben," sagte Elisabeth weich und schlang die Arme um seinen Nacken.

Jedoch in derselben Sekunde zog sie sie auch wieder zurück: Nina trat ein, um abzuräumen.

Geräuschlos und eilig that sie ihre Pflicht.

„Kinder," sagte sie zum Kammerdiener und der Pförtnerin, „den beiden sollte man die goldene Tugendrose auf einem Sammetkissen überreichen."

*

Tropfenweise regneten die Gäste in den Salon Baril, wo am hellen Tage eine Beleuchtung herrschte wie in einer Schaubude. Galenz hatte ihn auf den Namen „Kinematograph" getauft. Durch Lampen und Lämpchen in Tulpenform, von allen Farben, erzielte die Marquise jenen goldigen Ton, der so sehr dazu angethan ist, die Wirklichkeit zu verwischen und das nicht Vorhandene täuschend herbeizutaschenspielern.

Ein Parfüm, das niemand kannte, kitzelte Nase und Gaumen der Eintretenden. Der Thee und die Kuchen schmeckten danach.

Lenia Baril trug ein five o'clock à la baby und saß in einem niedrigen Stuhle.

Rögge und Galenz erschienen und ein paar blutjunge Offiziere, die hauptsächlich wegen des Pomeranzenliqueurs kamen, auch ein alter Professor, der einmal im Kaukasus gewesen war.

Lenia schwieg beharrlich, ungezogenerweise in einem Buche blätternd. Den Leutnants brannten vor Verlegenheit die Ohren. Rögge, der sich alle Mühe gab, um nicht laut aufzulachen, unterhielt mit Galenz ein mattes Gespräch.

Der Thee kam nicht, der Gemahl kam nicht... Lenia schwieg.

Nach zwanzig Minuten peinlichster Erwartung öffnete sich die Thür, und Baril erschien mit der Lässigkeit eines großen Neufundländers.

„Lenia," sagte er, nachdem er seine Gäste begrüßt, „warum giebt's keinen Thee? Ah so, du erwartest wohl Kelling? Der hat abgesagt, ich habe sein Billet noch da." Der Marquis befühlte seine Taschen. „Ich begegnete ihm selbst, er hat Geschäfte in der Stadt, da teilte er mir den Inhalt seines Billets mit — verzeih, es lag seit heut früh bei mir. Ich hatte es ganz vergessen."

Die Marquise sprang auf und nahm das Couvert aus seiner Hand. Ein Haß, tödlich wie Gift, züngelte aus ihren Pupillen dem lächelnden Manne entgegen.

„Tant pis," sagte sie nur und klingelte nach Thee.

Der war so schlecht, daß Rögge in der darauffolgenden Nacht kein Auge zuthun konnte. Er sah bei wachendem Hirn die tückischsten Wahngebilde.

‚Das ist sehr ungeschickt von Kelling, das hätt' er nicht machen sollen,' dachte Rögge. ‚Wer wird auf eine Schlange treten? Oder sollte Frau Elisabeth...'

*

Zwei Wagen begegneten sich in der breiten Lindenallee des Stadtparkes. Ein leichter Jagdwagen, mit Rassepferden bespannt, und ein Gefährt ohne Charakter mit Ponies.

In dem ersten saßen Kellings — Markwart fuhr selber —, in dem andern die beiden Barils.

„Die unmögliche Ponyequipage stammt offenbar von einem Affentheater," flüsterte Markwart seiner Frau zu. „Sie haben sie beim Pferdeverleiher gemietet. Da siehst du das Aber. Lieber gar keine Equipage als eine, die nicht ganz korrekt ist."

„Du bist streng," entgegnete Elisabeth nachdenklich. „Ich fasse so etwas harmloser auf. Warum soll sie nicht spazieren fahren, wenn es ihr Vergnügen macht? Ihre Mittel gestatten ihr nur Ponies — sie ist sehr vernünftig, daß sie sich mit ihnen begnügt!"

„Da kommen Kellings," sagte Baril zu Lenia, die ebenfalls selbst fuhr. „Ein paar famose Pferde. Da ist Rasse drin! Ich liebe nichts, das keine Rasse hat..."

Er zog den Hut mit sehr verbindlichem, fast ehrerbietigem Gruß.

„Höre, Basti, du hast eine unterwürfige Art, zu grüßen," sagte Lenia, die ganz weiß geworden war. Sie versetzte ihren Ponies einen sausenden Peitschenhieb.

„Ich mache dich darauf aufmerksam, daß es einer Dame nicht ansteht, die Peitsche zu gebrauchen."

„Sei still, oder ich werfe um — mit Absicht um —"

„Ich trau' es dir zu."

„Sie ist blaß geworden," sagte Elisabeth zu ihrem Manne.

Er hörte es nicht, da er die Pferde scharf parieren mußte.

Barils hatten in einer Nebenallee gewendet und jagten nun in vollem Galopp dem Kellingschen Wagen wieder entgegen. Elisabeth sah zwei Reihen kleiner Mausezähnchen blitzen, zwei Augen funkeln... Hatte Lenia die Macht über ihre Pferde verloren, oder wollte sie einen Scherz wagen, genug, ihr Gefährt sauste dicht an der Equipage Kellings vorbei, so dicht, daß Kelling es nur seiner Geistesgegenwart verdankte, wenn ein ernster Zusammenstoß vermieden wurde.

Die Pferde standen. Sie zitterten am ganzen Leibe.

Elisabeth hatte ihren Mann noch nie so gesehen, wie in dieser Minute. Straff aufgerichtet, bleich, mit bebenden Nasenflügeln, eine blaue Ader auf der Stirn.

Lenia war zu Boden gesprungen und kam herbeigeeilt.

„So geht's, wenn man Kindern Pferde anvertraut, — nicht wahr, ich bin sträflich tollkühn und unerlaubt ungeschickt? Sie sind doch nicht zu Schaden gekommen?"

„Marquise," sprach Kelling schneidend, „beunruhigen Sie sich in keiner Weise!"

Ein Gruß — Lenia trat zurück.

Der Wagen mit Kellings rollte davon auf den weichen, glatten Parkwegen.

„Da ist ja Rögge," sagte Markwart, nochmals haltend. Er forderte den Offizier auf, den leeren Platz neben seiner Frau einzunehmen.

„Was ist geschehen? Was fehlt Kelling?" fragte Rögge besorgt.

Sie erzählte es ihm. „Ich wünschte," sagte sie dann leise und errötend, „daß er mehr unter Menschen ginge. Wir würden uns sehr freuen, wenn seine Freunde öfters kämen. Schloß Kelling ist ja in zwanzig Minuten zu erreichen."

Rögge konnte sich nicht enthalten, einen kurzen, scharfen Blick in diese dunkeln Augen zu thun.

„Und wie gern kommen wir," sagte er mit leicht bewegter Stimme.

Kelling wandte sich um. „Na," fragte er gezwungen heiter, „was wird da wider mich verhandelt?"

„Hoffentlich nicht wider dich," sagte Rögge lächelnd, „deine Gemahlin war eben so liebenswürdig, mir zu sagen, daß wir dich zuweilen auf Schloß Kelling überfallen dürfen."

Elisabeth entging es nicht, daß Kelling ein wenig stutzte.

„Gewiß, das wäre reizend von euch, mein Alter," sagte er, dem Freunde zunickend.

Zu Hause angelangt, trat er in Elisabeths Zimmer und schickte Nina fort — zum erstenmal. Ehe Elisabeth Zeit fand, ihren Hut abzulegen, nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie lange auf den Mund.

„Warum lockst du und rufst du mir die Welt ins Haus, wo ich nur dich will? Warum? Warum?"

*

Sebastian Baril stand in seinem Atelier, das schläfrige Gesicht mit der slawischen Nase merkwürdig verändert; eine gewisse elementare Wildheit lauerte darauf, eine Wildheit, die sich zu entfesseln drohte, wie bei einem Tiger, den man lange mit Morphium betäubt hatte, und bei dem plötzlich die wahre Raubtiernatur durchbricht, wenn sein Bändiger es am wenigsten erwartet.

„Sei meinetwegen kokett, sei rachsüchtig, sei alles, was du bisher gewesen bist — aber die Infamie von heute —"

„Die Infamie, daß mir die Pferde durchgingen?" sagte Lenia achselzuckend. „Schmähe mich, ich lache darüber. Es ist leicht zu schmähen, nachdem du die Millionen verspielt, wegen deren du mich geheiratet hast."

„Ja," sagte er grimmig und zeigte all seine großen, weißen Zähne, „die hab' ich verspielt . . ."

„Und mich dazu."

„Lenia!"

„Hast du mich rufen lassen, um mir **das** zu sagen?"

„Ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß ich dir die Ponies wegnehme."

Sie lachte laut auf, warf ihm spöttisch eine Kußhand zu und verließ das Zimmer.

Baril warf sich ermattet in einen seiner leichten Bambussessel und schloß die Augen. Ein altes russisches Lied fiel ihm ein: „Näh nicht, liebes Mütterchen, den roten Sarafan . . ."

Die Zeit der alten Lieder war vorbei, er wunderte sich, daß er ihre Melodie noch kannte. In den Schmutz hinabgezogen! Entehrt durch die Gemeinschaft mit einem Weibe wie Lenia.

„Sklavennatur! Sklavennatur!" stöhnte er. „Ich Thor! Ich Elender! Wenn das meine Mutter geahnt hätte! Sie trug eine Sammetkasawaika, mit Zobel verbrämt, und Pelzhandschuhe, wenn sie ins Dorf ging und die Bauern sie hoch in die Luft hoben und ihren Namen riefen: Alexandra Dmitriewna! Alexandra Dmitriewna! Und die kleinen Kinder krochen auf dem Bauch vor ihr und küßten ihre Stiefel, die waren weich und sanft."

„Näh nicht, liebes Mütterlein, den roten Sarafan . ."

Der große Mensch fing an zu weinen und zu schluchzen.

„Mein Gott, das sind die Nerven," sagte er plötzlich. Dann nahm er Pinsel und Palette und begann einen großen Hummer zu malen, der neben einer Weintraube lag.

*

Still und schwer fiel der Regen. An den Fenstern rieselte er herab; Wolken verhängten die Landschaft. Und nun tauchte aus dem grauen Einerlei ein glänzender schwarzer Punkt auf: Kellings Coupé. Er war in der Stadt gewesen, und Elisabeth hatte zum erstenmal den Kamin heizen lassen, um ihn zu überraschen.

Ihr schien, als nähme er sich heute lange Zeit, den Mantel abzulegen. Sie mußte noch ein Scheit aufs Feuer thun, um die knisternde Glut rot, hell und heiter zu erhalten.

Endlich kam er.

Elisabeth prallte zurück.

„Markwart, hast du Unglück mit den Pferden gehabt?"

„Nein. Warum fragst du mich das?"

Sie sah ihm fest ins Gesicht.

„Ich kenne deine Augen, Markwart. Es ist etwas darinnen, wie neulich, als die Marquise uns mit ihren Ponies in die Flanke jagte."

Er wandte sich ab und trat an den Kamin.

„Der heimische Herd," sagte er heiser. „Die Flamme des Hauses. Unser erstes Kaminfeuer, Elisabeth."

„Ja," sprach sie bang. „Weißt du, wie wir uns darauf freuten, an langen Winterabenden auf niedrigen Stühlen am Kamin zu sitzen, und —"

„Und?" fragte er finster.

„Weißt du es denn nicht mehr?"

„Alles," brachte er kurz hervor.

„So komm!"

Das Kaminfeuer spiegelte sich in ihren Augen, warf eine sanfte Röte auf ihre Wangen. Lockend warm klang ihre Stimme, anders wie sonst.

„Lieber," sagte sie lächelnd, „wir wollten — rechte Kinder sein. Das war's. Thörichte, verliebte Kinder," schloß sie rasch. „Komm!"

Sie drückte ihn nieder auf den weichen Seidenstuhl und rückte den ihren neben ihn. Da strich er sich hastig mit der Hand über die Stirn.

„Ja," flüsterte er und preßte sie an sich, „ich hab' es mir einst so schön vorgestellt, am Kaminfeuer dich halb tot zu küssen."

Das war ein fremder Ton. Elisabeth blickte empor und sagte: „Thu's!"

Er zögerte. Er starrte sie unverwandt an.

„Unsre Brautzeit war so voll Qual und Angst," sprach sie leise. „Wir müssen vieles nachholen."

„Elisabeth!" sagte er langsam. „Rätsel, Rätsel, du!"

Sie wollte ihm antworten, da erschien Nina mit einem silbernen Teller, auf dem eine Visitenkartentasche aus rotem Juchten lag. In der oberen Ecke links in grüner Emaille mit Gold das merkwürdige Wappen mit dem „heiligen Krokodil".

„Entschuldigen, Frau Baronin, der Kutscher hat dies soeben im Wagen gefunden."

Elisabeth nahm die Tasche in die Hand und wendete sie nach allen Seiten.

„Es ist gut," sagte sie nur.

Nina entfernte sich geräuschlos.

Die Glut, die Kellings Schläfen färbte, war nicht durch die Hitze im Kamin verursacht.

„Das ist die Visitenkartentasche der Marquise Baril," sagte Elisabeth ruhig und ließ sie auf ein Tischchen fallen, das in der Nähe stand.

„Warum fragst du nicht mehr?" sprach er beinahe barsch.

„Weil du mir von selbst erzählen wirst, was ich wissen soll. Erzählst du mir nichts, so werde ich mich zufrieden geben."

„Bravo!" rief er und beugte sich vor. „Du bist das Muster einer Frau. Ist es dir wohl nie eingefallen, wie viel besser du bist als andre?"

Elisabeth begegnete seinem Blick.

„Ach," fuhr er fort, indem er sich erhob und etwas an der Garnitur der Kaminplatte ordnete, „die Sache ist lächerlich einfach! Ich traf die Marquise Baril ohne Schirm im strömenden Regen und saß selbst im Trockenen, da besiegte ich meine Antipathie und bot ihr einen Platz in meinem Wagen an bis zu ihrer Wohnung, und nun scheint es, daß sie dies lederne Ding vergessen hat."

„Ja," sagte Elisabeth, „du kannst ihr's ja bringen, wenn du wieder in die Stadt fährst."

„Meinst du wirklich?" fragte er scharf.

Elisabeth senkte in tiefem Befremden den Kopf. Sie fürchtete ihren Mann. Er war jetzt sehr blaß. Sie setzte sich still zu ihm, wie zu einem Kranken.

(Fortsetzung folgt.)

Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein.

Von

C. Rademacher.

Mit Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, letztere von A. Bonnet.

Unser liebliches Märchen vom schlummernden Dornröschen dürfte wohl keine sinnigere Auslegung finden, als wenn wir mit ihm die altersgraue, vorgeschichtliche Zeit vergleichen. Diese hat ja auch Jahrtausende in tiefem Schlummer geruht; nur sagenhafte Mär drang dunkel herüber, bis zuerst der Zufall und später der forschende Geist die hegende Hülle durchbrach und allgemach die Kenntnis der Urzeit im wirklichen Sinne aus der Erde gegraben wurde. Und gerade unsre Zeit, die man wohl mit Recht die unphilosophische nennt, hat auf dem Gebiete der Erforschung der Urzeit die schönsten Erfolge aufzuweisen, Erfolge, die nicht allein auf dem Boden spekulativer Induktion gewachsen sind, sondern durch die emsige Beobachtung der Ueberreste versunkener Kulturepochen gewonnen wurden. Ueberall wird der Spaten fleißig gehandhabt; ungeheure Schätze sind dem Schoße der Erde entstiegen, unsre Museen füllen sich mit den Kulturerzeugnissen fast aller Nationen der Welt.

Freilich, das wichtigste Beobachtungsobjekt bleibt stets der Mensch selbst. Die Werke seiner Hände lassen wohl einen Schluß auf die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten zu, mehr jedoch noch ist der Körper zu der wichtigen Entscheidung über die Frage der Rassenbildung und Veränderung geeignet.

Die Anthropologie, die diesen Zweig der Menschenkunde bearbeitet, hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Knochen überdauern nicht mit derselben Zähigkeit wie die Kunstobjekte Jahrhundert um Jahrhundert. Es wäre sehr wichtig, gerade über die Körperbeschaffenheit unsrer Vorfahren genaue Kenntnis zu besitzen, aber leider sind wir, was diesen Punkt anlangt, auf die nicht immer zuverlässigen Notizen der alten Schriftsteller und einige spärliche Skulpturen aus jener Zeit angewiesen. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem alten Germanien von etwa 600 vor Christus alle Toten verbrannt worden sind.

Es ist merkwürdig, wie die Art und Weise der Leichenbestattung stetigem Wechsel unterworfen war. In der Steinzeit, jener langen Epoche, die dem Zeitalter der Metallbereitung voranging, wurden in unserm Vaterlande die Toten in mächtigen Gräbern beigesetzt, wie wir sie in der Lüneburger Heide und an andern Orten noch so zahlreich finden. Man baute Steinkammern von schweren Blöcken, wölbte einen Hügel von Stein und Erde darüber und faßte das Grab noch mit vielen Steinen ein. Dolmen, megalythische Gräber pflegen wir sie zu nennen. In ihnen finden sich oft wohlerhaltene Skelette; ihnen zur Seite stehen Thongefäße, ohne Drehscheibe hergestellt; mannigfache Steinwaffen werden als Beigaben gehoben. Der Inhalt dieser Gräber läßt uns aus den Skeletten die Körperbeschaffenheit und Rassenzusammengehörigkeit der damaligen Menschen erkennen.

Als jedoch die Steinzeit der Epoche der Metallbereitung Platz machte, änderte sich nach und nach die Bestattungsweise, die Verbrennung herrschte, und zwar in Germanien bis zum ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christus, nach welcher Zeit man allmählich wieder zum Begraben zurückkehrte.

Durch die folgenden Zeilen möchte ich nun dem geneigten Leser Begräbnisstätten vorführen, die von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, etwa um die Zeit Christi angelegt worden sind. Sie befinden sich am Niederrhein, hauptsächlich auf dem rechten Ufer. Durch den Unterzeichneten wurden sie in den letzten Jahren im Auftrage des Königlichen Museums für Völkerkunde erforscht.*)

*) Die genauen Fundberichte befinden sich in den von Virchow und Voß herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Altertumskunde" 1893—1897.

Köpfe nach unten — du malst immer nur aufgehängtes Federvieh; zwanzig solcher Bilder liegen und stehen herum."

„Es ist doch schön, wenn ein Mann sich beschäftigt," sagte Baril phlegmatisch. „Und du ahnst nicht, wie rasch mir dies von der Hand geht. Die Federn gelingen mir vorzüglich."

„Eine Beschäftigung?" spottete sie. „Wenn du darüber nicht irrsinnig wirst, so werd' ich's, das ist ja eine permanente Kongestion ins Gehirn, die du da malst."

„Die — du — da!" wiederholte er ärgerlich. „Du führst eine unelegante Sprache!"

„Halt mir den Kopf. Ich hab' Migräne."

Baril lehnte das Bild an die Wand und legte gehorsam seine langen Hände auf ihre Stirn.

„Erwartest du heute Besuch?"

„Ich habe Rögge zum Thee aufgefordert. Er ist ganz in den Banden dieser ehemaligen Schwester ..."

„Ich bitte dich, sei vorsichtig!"

„O, das sagt' ich ihm ins Gesicht."

„Und wenn er es übel nimmt?"

„Dann wirst du dich mit ihm schlagen — oder auch nicht."

„Bilde dir nur nicht ein, daß ich mich wegen deiner Capricen mit irgend jemand schlagen werde."

Sie zuckte die Achseln. „Weil du selbst verliebt bist in diesen Ausbund von Schönheit."

„Ja, das gebe ich zu. Du bist Paprika; von Zeit zu Zeit sucht man seinen Hunger mit weniger scharfen Mitteln zu stillen."

„Laß meinen Kopf los! Was wollte ich doch sagen? Der Doktor weiß irgend etwas Geheimnisvolles über die Kelling."

„So?"

„Und ich behaupte, was jeder Mensch hier sagt: aus Berechnung hat sie ihn geheiratet, — ihn, den Baron!"

„Was ereiferst du dich nur so? Was geht das denn dich an?"

Sie sprang auf und faßte ihn an einem Knopf seines Rockes.

„Ueber dem Malen von Federvieh ist dir der Verstand eingeschlafen! Was mich das angeht, fragst du? Meine Ehre gilt's ..."

„Ehre?" stotterte Baril, „Ehre ...?"

„Ich hatte mir einst vorgenommen, den wollt' ich zum Freund. Kelling nämlich. Wie es kam, weißt du ja. Nun, ich setze meine Ehre darein, ich erhalte ihn dennoch zum Freund."

„Bah ..."

„Hast du etwas dagegen?"

„Ich? Nicht das geringste. Um so weniger, meine Liebe, als dein Bemühen um Kelling wohl ein fruchtloses bleiben wird.

„Bist du dessen sicher?" fragte sie böse.

„Ja, meine teure Lenia. Eine Frau wie Frau Elisabeth betrügt man nicht, auch nicht mit den Gedanken. Wenn — ja, wenn er dieser Schändlichkeit fähig wäre, auf Pistolen würd' ich ihn fordern ... nicht um deiner, sondern um *ihrer* Ehre willen."

Lenia brach in lautes Lachen aus. Baril aber nahm sacht sein Stillleben zur Hand und begab sich zurück in sein Atelier.

Etwas fiel mit dumpfem Knall gegen die geschlossene Thür.

Es war Lenias Handspiegel.

*

Bald nach Sonnenaufgang, wenn der nächtliche Schwaden wie ein gespenstischer Schleier am Waldsaum durch die Stämme schwebte, in die Kronen der Bäume stieg und dann sich auflöste, zog Kelling schon aus zur Jagd. Die Morgenröte glänzte im Moor wie Tausende dunkler Nelken; und er dachte an Elisabeth.

Wer ihm früher gesagt hätte, wie das Glück aussieht! Da malt man sich's aus, und kein Reichtum der Welt, kein Ruhm, kein Glanz der Erde genügt der hungrigen Phantasie, die ihr „Mehr! Mehr!" dem grauen Alltag entgegenschreit, und endlich ist es da, — ein gedeckter Tisch, ein grüner Zweig, der von draußen ins Fenster winkt, und ein stilles Gesicht, das man lieb hat — sonst nichts.

Um zehn Uhr pflegte er mit leerer Jagdtasche, bespritzten Stiefeln und geröteten Wangen heimzukehren und mit Elisabeth zu frühstücken. Er erzählte dann, was er erlebt — Geschichten von Rehen, von Vögeln.

Heute fand er auf seinem Teller ein Billet mit dem Barilschen Wappen. Kein Mensch konnte unterscheiden, was es vorstellte. Rögge behauptete einst: „Eine Schlange mit langen Beinen", Galenz: „Ein heiliges Krokodil".

„Die Marquise Baril schreibt mir, sie erwarte mich zu einem Herrenthee," sagte er verstimmt. „Ihre Handschrift, diese modernen, steilen Riesenbuchstaben, genügt, mir die Laune zu verderben. Und ich gehe ohne dich nicht aus; ich finde es sonderbar von ihr, Herrenthees zu geben."

„Markwart," fragte Elisabeth leise, „habe ich dich zum Einsiedler gemacht?"

„Ja," sprach er und legte seine Serviette nieder. „Soll ich dir etwas ganz offen gestehen? Ich kenne dich noch nicht. Jeden neuen Tag muß ich dich anblicken wie ein Rätsel, wie ein Wunder. Tausend Dinge möcht' ich dich fragen."

„Ich bin kein Rätsel," sagte sie fast traurig. „Wann lernst du das begreifen?"

Und im Grunde ihrer Seele wünschte sie, daß er den Weg zurückfände zum pulsierenden Leben — in den Alltag. Sie vermied es geflissentlich, in seine forschenden Augen zu sehen. Er nahm ihr die Seele aus dem Körper, um sie andächtig zu verehren; aber was irdisch an ihr war, suchte vergebens das Irdische an ihm.

Waren das noch immer die Schatten der Cypressen von der Toteninsel?

„Lieber," sprach sie, zur Heiterkeit sich aufraffend, „warst du immer so menschenscheu?"

Er blickte verwundert auf. „Ich? Ich war und bin noch heute der Froheste unter den Frohen. Nur eines hab' ich nie gemocht — als Knabe nicht und nicht als Mann — das Uebertriebene, mit grellen Farben Gemalte, das Abenteuerliche. Barils hielt ich von jeher für adlige Mausefallenhändler."

„Markwart!" Elisabeth lachte.

„Kurz vor meinem Sturz mit dem Pferde machte ich die Entdeckung, daß die Marquise mir die Ehre anthat, mit mir zu kokettieren."

„Wie drollig — ich merkte es neulich."

„Es giebt Leute, deren Stammburg in Sodom oder Gomorrha stand."

„Ich weiß es wohl."

„Die Marquise Lenia Baril gehört zu diesen. Ich habe sie eingeladen, um für genossene Gastfreundschaft zu quittieren. Ich werde nie mehr hingehen."

„Markwart, ist das klug gehandelt?"

Er mußte lächeln. „Ich habe niemals die berechnende Klugheit über meinen Instinkt triumphieren lassen."

„Sie wird es tödlich übelnehmen."

Im stillen wunderte Kelling sich, daß Elisabeth ihm so unbefangen zuredete, diese Frau zu besuchen, von der er soeben erzählt, daß sie mit ihm kokettiere. Es bewegte ihn als ein Zeichen ihrer Reinheit und Güte.

„Geh hin," sagte sie nochmals, „ich bitte dich darum! Soll diese Frau sagen: er fürchtet meine Macht, darum kommt er nicht?"

Kelling stutzte einen Augenblick. „Du hast recht," erwiderte er dann, „aber ich rechne nicht mit ihren falschen Voraussetzungen, die mich nicht berühren können — ich folge meiner Erkenntnis ohne Wenn und Aber — da bin ich von einem Eigensinn und einer Störrigkeit —"

„Der Eigensinn, bei mir zu bleiben," sagte Elisabeth weich und schlang die Arme um seinen Nacken.

Jedoch in derselben Sekunde zog sie sie auch wieder zurück: Nina trat ein, um abzuräumen.

Geräuschlos und eilig that sie ihre Pflicht.

„Kinder," sagte sie zum Kammerdiener und der Pförtnerin, „den beiden sollte man die goldene Tugendrose auf einem Sammetkissen überreichen."

*

Tropfenweise regneten die Gäste in den Salon Baril, wo am hellen Tage eine Beleuchtung herrschte wie in einer Schaubude. Galenz hatte ihn auf den Namen „Kinematograph" getauft. Durch Lampen und Lämpchen in Tulpenform, von allen Farben, erzielte die Marquise jenen goldigen Ton, der so sehr dazu angethan ist, die Wirklichkeit zu verwischen und das nicht Vorhandene täuschend herbeizutaschenspielern.

Ein Parfüm, das niemand kannte, kitzelte Nase und Gaumen der Eintretenden. Der Thee und die Kuchen schmeckten danach.

Lenia Baril trug ein five o'clock à la baby und saß in einem niedrigen Stuhle.

Rögge und Galenz erschienen und ein paar blutjunge Offiziere, die hauptsächlich wegen des Pomeranzenliqueurs kamen, auch ein alter Professor, der einmal im Kaukasus gewesen war.

Lenia schwieg beharrlich, ungezogenerweise in einem Buche blätternd. Den Leutnants brannten vor Verlegenheit die Ohren. Rögge, der sich alle Mühe gab, um nicht laut aufzulachen, unterhielt mit Galenz ein mattes Gespräch.

Der Thee kam nicht, der Gemahl kam nicht ... Lenia schwieg.

Nach zwanzig Minuten peinlichster Erwartung öffnete sich die Thür, und Baril erschien mit der Lässigkeit eines großen Neufundländers.

„Lenia," sagte er, nachdem er seine Gäste begrüßt, „warum giebt's keinen Thee? Ah so, du erwartest wohl Kelling? Der hat abgesagt, ich habe sein Billet noch da." Der Marquis befühlte seine Taschen. „Ich begegnete ihm selbst, er hat Geschäfte in der Stadt, da teilte er mir den Inhalt seines Billets mit — verzeih, es lag seit heut früh bei mir. Ich hatte es ganz vergessen."

Die Marquise sprang auf und nahm das Couvert aus seiner Hand. Ein Haß, tödlich wie Gift, züngelte aus ihren Pupillen dem lächelnden Manne entgegen.

„Tant pis," sagte sie nur und klingelte nach Thee.

Der war so schlecht, daß Rögge in der darauffolgenden Nacht kein Auge zuthun konnte. Er sah bei wachendem Hirn die tückischsten Wahngebilde.

‚Das ist sehr ungeschickt von Kelling, das hätt' er nicht machen sollen,' dachte Rögge. ‚Wer wird auf eine Schlange treten? Oder sollte Frau Elisabeth ...'

*

Zwei Wagen begegneten sich in der breiten Lindenallee des Stadtparkes. Ein leichter Jagdwagen, mit Rassepferden bespannt, und ein Gefährt ohne Charakter mit Ponies.

In dem ersten saßen Kellings — Markwart fuhr selber —, in dem andern die beiden Barils.

„Die unmögliche Ponyequipage stammt offenbar von einem Affentheater," flüsterte Markwart seiner Frau zu. „Sie haben sie beim Pferdeverleiher gemietet. Da siehst du das Aber. Lieber gar keine Equipage als eine, die nicht ganz korrekt ist."

„Du bist streng," entgegnete Elisabeth nachdenklich. „Ich fasse so etwas harmloser auf. Warum soll sie nicht spazieren fahren, wenn es ihr Vergnügen macht? Ihre Mittel gestatten ihr nur Ponies — sie ist sehr vernünftig, daß sie sich mit ihnen begnügt!"

„Da kommen Kellings," sagte Baril zu Lenia, die ebenfalls selbst fuhr. „Ein paar famose Pferde. Da ist Rasse drin! Ich liebe nichts, das keine Rasse hat ..."

Er zog den Hut mit sehr verbindlichem, fast ehrerbietigem Gruß.

„Höre, Basti, du hast eine unterwürfige Art, zu grüßen," sagte Lenia, die ganz weiß geworden war. Sie versetzte ihren Ponies einen sausenden Peitschenhieb.

„Ich mache dich darauf aufmerksam, daß es einer Dame nicht ansteht, die Peitsche zu gebrauchen."

„Sei still, oder ich werfe um — mit Absicht um —"

„Ich trau' es dir zu."

„Sie ist blaß geworden," sagte Elisabeth zu ihrem Manne.

Er hörte es nicht, da er die Pferde scharf parieren mußte.

Barils hatten in einer Nebenallee gewendet und jagten nun in vollem Galopp dem Kellingschen Wagen wieder entgegen. Elisabeth sah zwei Reihen kleiner Mausezähnchen blitzen, zwei Augen funkeln ... Hatte Lenia die Macht über ihre Pferde verloren, oder wollte sie einen Scherz wagen, genug, ihr Gefährt sauste dicht an der Equipage Kellings vorbei, so dicht, daß Kelling es nur seiner Geistesgegenwart verdankte, wenn ein ernster Zusammenstoß vermieden wurde.

Die Pferde standen. Sie zitterten am ganzen Leibe.

Elisabeth hatte ihren Mann noch nie so gesehen, wie in dieser Minute. Straff aufgerichtet, bleich, mit bebenden Nasenflügeln, eine blaue Ader auf der Stirn.

Lenia war zu Boden gesprungen und kam herbeigeeilt.

„So geht's, wenn man Kindern Pferde anvertraut, — nicht wahr, ich bin sträflich tollkühn und unerlaubt ungeschickt? Sie sind doch nicht zu Schaden gekommen?"

„Marquise," sprach Kelling schneidend, „beunruhigen Sie sich in keiner Weise!"

Ein Gruß — Lenia trat zurück.

Der Wagen mit Kellings rollte davon auf den weichen, glatten Parkwegen.

„Da ist ja Rögge," sagte Markwart, nochmals haltend. Er forderte den Offizier auf, den leeren Platz neben seiner Frau einzunehmen.

„Was ist geschehen? Was fehlt Kelling?" fragte Rögge besorgt.

Sie erzählte es ihm. „Ich wünschte," sagte sie dann leise und errötend, „daß er mehr unter Menschen ginge. Wir würden uns sehr freuen, wenn seine Freunde öfters kämen. Schloß Kelling ist ja in zwanzig Minuten zu erreichen."

Rögge konnte sich nicht enthalten, einen kurzen, scharfen Blick in diese dunkeln Augen zu thun.

„Und wie gern kommen wir," sagte er mit leicht bewegter Stimme.

Kelling wandte sich um. „Na," fragte er gezwungen heiter, „was wird da wider mich verhandelt?"

„Hoffentlich nicht wider dich," sagte Rögge lächelnd, „deine Gemahlin war eben so liebenswürdig, mir zu sagen, daß wir dich zuweilen auf Schloß Kelling überfallen dürfen."

Elisabeth entging es nicht, daß Kelling ein wenig stutzte.

„Gewiß, das wäre reizend von euch, mein Alter," sagte er, dem Freunde zunickend.

Zu Hause angelangt, trat er in Elisabeths Zimmer und schickte Nina fort — zum erstenmal. Ehe Elisabeth Zeit fand, ihren Hut abzulegen, nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie lange auf den Mund.

„Warum lockst du und rufst du mir die Welt ins Haus, wo ich nur dich will? Warum? Warum?"

*

Sebastian Baril stand in seinem Atelier, das schläfrige Gesicht mit der slawischen Nase merkwürdig verändert; eine gewisse elementare Wildheit lauerte darauf, eine Wildheit, die sich zu entfesseln drohte, wie bei einem Tiger, den man lange mit Morphium betäubt hatte, und bei dem plötzlich die wahre Raubtiernatur durchbricht, wenn sein Bändiger es am wenigsten erwartet.

„Sei meinetwegen kokett, sei rachsüchtig, sei alles, was du bisher gewesen bist — aber die Infamie von heute —"

„Die Infamie, daß mir die Pferde durchgingen?" sagte Lenia achselzuckend. „Schmähe mich, ich lache darüber. Es ist leicht zu schmähen, nachdem du die Millionen verspielt, wegen deren du mich geheiratet hast."

„Ja," sagte er grimmig und zeigte all seine großen, weißen Zähne, „die hab' ich verspielt . . ."

„Und mich dazu."

„Lenia!"

„Hast du mich rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß ich dir die Ponies wegnehme."

Sie lachte laut auf, warf ihm spöttisch eine Kußhand zu und verließ das Zimmer.

Baril warf sich ermattet in einen seiner leichten Bambussessel und schloß die Augen. Ein altes russisches Lied fiel ihm ein: „Näh nicht, liebes Mütterchen, den roten Sarafan . . ."

Die Zeit der alten Lieder war vorbei, er wunderte sich, daß er ihre Melodie noch kannte. In den Schmutz hinabgezogen! Entehrt durch die Gemeinschaft mit einem Weibe wie Lenia.

„Sklavennatur! Sklavennatur!" stöhnte er. „Ich Thor! Ich Elender! Wenn das meine Mutter geahnt hätte! Sie trug eine Sammetkasawaika, mit Zobel verbrämt, und Pelzhandschuhe, wenn sie ins Dorf ging und die Bauern sie hoch in die Luft hoben und ihren Namen riefen: Alexandra Dmitriewna! Alexandra Dmitriewna! Und die kleinen Kinder krochen auf dem Bauch vor ihr und küßten ihre Stiefel, die waren weich und sanft."

„Näh nicht, liebes Mütterlein, den roten Sarafan . ."

Der große Mensch fing an zu weinen und zu schluchzen.

„Mein Gott, das sind die Nerven," sagte er plötzlich. Dann nahm er Pinsel und Palette und begann einen großen Hummer zu malen, der neben einer Weintraube lag.

*

Still und schwer fiel der Regen. An den Fenstern rieselte er herab; Wolken verhängten die Landschaft. Und nun tauchte aus dem grauen Einerlei ein glänzender schwarzer Punkt auf: Kellings Coupé. Er war in der Stadt gewesen, und Elisabeth hatte zum erstenmal den Kamin heizen lassen, um ihn zu überraschen.

Ihr schien, als nähme er sich heute lange Zeit, den Mantel abzulegen. Sie mußte noch ein Scheit aufs Feuer thun, um die knisternde Glut rot, hell und heiter zu erhalten.

Endlich kam er.

Elisabeth prallte zurück.

„Markwart, hast du Unglück mit den Pferden gehabt?"

„Nein. Warum fragst du mich das?"

Sie sah ihm fest ins Gesicht.

„Ich kenne deine Augen, Markwart. Es ist etwas darinnen, wie neulich, als die Marquise uns mit ihren Ponies in die Flanke jagte."

Er wandte sich ab und trat an den Kamin.

„Der heimische Herd," sagte er heiser. „Die Flamme des Hauses. Unser erstes Kaminfeuer, Elisabeth."

„Ja," sprach sie bang. „Weißt du, wie wir uns darauf freuten, an langen Winterabenden auf niedrigen Stühlen am Kamin zu sitzen, und —"

„Und?" fragte er finster.

„Weißt du es denn nicht mehr?"

„Alles," brachte er kurz hervor.

„So komm!"

Das Kaminfeuer spiegelte sich in ihren Augen, warf eine sanfte Röte auf ihre Wangen. Lockend warm klang ihre Stimme, anders wie sonst.

„Lieber," sagte sie lächelnd, „wir wollten — rechte Kinder sein. Das war's. Thörichte, verliebte Kinder," schloß sie rasch. „Komm!"

Sie drückte ihn nieder auf den weichen Seidenstuhl und rückte den ihren neben ihn. Da strich er sich hastig mit der Hand über die Stirn.

„Ja," flüsterte er und preßte sie an sich, „ich hab' es mir einst so schön vorgestellt, am Kaminfeuer dich halb tot zu küssen."

Das war ein fremder Ton. „Elisabeth blickte empor und sagte: „Thu's!"

Er zögerte. Er starrte sie unverwandt an.

„Unsre Brautzeit war so voll Qual und Angst," sprach sie leise. „Wir müssen vieles nachholen."

„Elisabeth!" sagte er langsam. „Rätsel, Rätsel, du!"

Sie wollte ihm antworten, da erschien Nina mit einem silbernen Teller, auf dem eine Visitenkartentasche aus rotem Juchten lag. In der oberen Ecke links in grüner Emaille mit Gold das merkwürdige Wappen mit dem „heiligen Krokodil".

„Entschuldigen, Frau Baronin, der Kutscher hat dies soeben im Wagen gefunden."

Elisabeth nahm die Tasche in die Hand und wendete sie nach allen Seiten.

„Es ist gut," sagte sie nur.

Nina entfernte sich geräuschlos.

Die Glut, die Kellings Schläfen färbte, war nicht durch die Hitze im Kamin verursacht.

„Das ist die Visitenkartentasche der Marquise Baril," sagte Elisabeth ruhig und ließ sie auf ein Tischchen fallen, das in der Nähe stand.

„Warum fragst du nicht mehr?" sprach er beinahe barsch.

„Weil du mir von selbst erzählen wirst, was ich wissen soll. Erzählst du mir nichts, so werde ich mich zufrieden geben."

„Bravo!" rief er und beugte sich vor. „Du bist das Muster einer Frau. Ist es dir wohl nie eingefallen, wie viel besser du bist als andre?"

Elisabeth begegnete seinem Blick.

„Ach," fuhr er fort, indem er sich erhob und etwas an der Garnitur der Kaminplatte ordnete, „die Sache ist lächerlich einfach! Ich traf die Marquise Baril ohne Schirm im strömenden Regen und saß selbst im Trockenen, da besiegte ich meine Antipathie und bot ihr einen Platz in meinem Wagen an bis zu ihrer Wohnung, und nun scheint es, daß sie dies lederne Ding vergessen hat."

„Ja," sagte Elisabeth, „du kannst ihr's ja bringen, wenn du wieder in die Stadt fährst."

„Meinst du wirklich?" fragte er scharf.

Elisabeth senkte in tiefem Befremden den Kopf. Sie fürchtete ihren Mann. Er war jetzt sehr blaß. Sie setzte sich still zu ihm, wie zu einem Kranken.

(Fortsetzung folgt.)

Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein.

Von

C. Rademacher.

Mit Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, letztere von A. Bonnet.

Unser liebliches Märchen vom schlummernden Dornröschen dürfte wohl keine sinnigere Auslegung finden, als wenn wir mit ihm die altersgraue, vorgeschichtliche Zeit vergleichen. Diese hat ja auch Jahrtausende in tiefem Schlummer geruht; nur sagenhafte Mär drang dunkel herüber, bis zuerst der Zufall und später der forschende Geist die hegende Hülle durchbrach und allgemach die Kenntnis der Urzeit im wirklichen Sinne aus der Erde gegraben wurde. Und gerade unsre Zeit, die man wohl mit Recht die unphilosophische nennt, hat auf dem Gebiete der Erforschung der Urzeit die schönsten Erfolge aufzuweisen, Erfolge, die nicht allein auf dem Boden spekulativer Induktion gewachsen sind, sondern durch die emsige Beobachtung der Ueberreste versunkener Kulturepochen gewonnen wurden. Ueberall wird der Spaten fleißig gehandhabt; ungeheure Schätze sind dem Schoße der Erde entstiegen, unsre Museen füllen sich mit den Kulturerzeugnissen fast aller Nationen der Welt.

Freilich, das wichtigste Beobachtungsobjekt bleibt stets der Mensch selbst. Die Werke seiner Hände lassen wohl einen Schluß auf die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten zu, mehr jedoch noch ist der Körper zu der wichtigen Entscheidung über die Frage der Rassenbildung und Veränderung geeignet.

Die Anthropologie, die diesen Zweig der Menschenkunde bearbeitet, hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Knochen überdauern nicht mit derselben Zähigkeit wie die Kunstobjekte Jahrhundert um Jahrhundert. Es wäre sehr wichtig, gerade über die Körperbeschaffenheit unsrer Vorfahren genaue Kenntnis zu besitzen, aber leider sind wir, was diesen Punkt anlangt, auf die nicht immer zuverlässigen Notizen der alten Schriftsteller und einige spärliche Skulpturen aus jener Zeit angewiesen. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem alten Germanien von etwa 600 vor Christus alle Toten verbrannt worden sind.

Es ist merkwürdig, wie die Art und Weise der Leichenbestattung stetigem Wechsel unterworfen war. In der Steinzeit, jener langen Epoche, die dem Zeitalter der Metallbereitung voranging, wurden in unserm Vaterlande die Toten in mächtigen Gräbern beigesetzt, wie wir sie in der Lüneburger Heide und an andern Orten noch so zahlreich finden. Man baute Steinkammern von schweren Blöcken, wölbte einen Hügel von Stein und Erde darüber und faßte das Grab noch mit vielen Steinen ein. Dolmen, megalythische Gräber pflegen wir sie zu nennen. In ihnen finden sich oft wohlerhaltene Skelette; ihnen zur Seite stehen Thongefäße, ohne Drehscheibe hergestellt; mannigfache Steinwaffen werden als Beigaben gehoben. Der Inhalt dieser Gräber läßt uns aus den Skeletten die Körperbeschaffenheit und Rassenzusammengehörigkeit der damaligen Menschen erkennen.

Als jedoch die Steinzeit der Epoche der Metallbereitung Platz machte, änderte sich nach und nach die Bestattungsweise, die Verbrennung herrschte, und zwar in Germanien bis zum ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christus, nach welcher Zeit man allmählich wieder zum Begraben zurückkehrte.

Durch die folgenden Zeilen möchte ich nun dem geneigten Leser Begräbnisstätten vorführen, die von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, etwa um die Zeit Christi angelegt worden sind. Sie befinden sich am Niederrhein, hauptsächlich auf dem rechten Ufer. Durch den Unterzeichneten wurden sie in den letzten Jahren im Auftrage des Königlichen Museums für Völkerkunde erforscht.*)

*) Die genauen Fundberichte befinden sich in den von Virchow und Voß herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde" 1893—1897.

Fröhlicher Reigen.

Nach dem Gemälde von S. Glücklich.

Wir beginnen unsre Wanderung mit der Sieg.

Die letzten Ausläufer des rechtsrheinischen Schiefergebirges sind noch heute ziemlich angefüllt mit germanischen Begräbnisplätzen. In dem Dunkel der Forsten und auf den sonnigen Weiten der Heiden tauchen seltsame Hügel vor unserm Blicke auf, mit Kraut oder Strauchwerk, zuweilen auch mit Bäumen bestanden. Diese Hügel sind kreisrund und meistens gewölbt, doch nicht selten auch flach. Höhe und Durchmesser sind sehr verschieden. Während viele sich höchstens 1 bis 1½ Meter vom Boden erheben, erreichen andre die stattliche Höhe von 6 und 7 Metern; dementsprechend ist auch der Durchmesser; er schwankt von 10 bis 60 und mehr Meter. Neben diesen runden, glockenförmigen oder flachen Grabhügeln kommen auch niedrige Langgräber vor, oft bis 80 Meter lang, 2 Meter breit und kaum 1 Meter hoch. Hin und wieder liegen mehrere solcher Langgräber genau parallel dicht nebeneinander. Ein fortlaufender Zug solcher Begräbnisstellen läßt sich in nicht allzuweiter Entfernung vom Rhein auf den letzten Ausläufern des Gebirges verfolgen. Von der Sieg bis zur Wupper allein kennen wir noch acht, zum Teil bis tausend Hügel umfassende Begräbnisplätze. Kaum zwei Stunden von Köln befindet sich eine solche ausgedehnte Stätte, und bei Duisburg hat sich ebenfalls eine nicht minder große erhalten. Auf dem linken Rheinufer ist das Gebirge zwischen Niers und Rhein wieder mit den gleichen Hügeln besetzt.

Denken wir nun daran, daß im Laufe der vielen Jahrhunderte ein Stück Wald nach dem andern der Kultur zum Opfer gefallen ist, so gehen wir kaum fehl, wenn wir uns in der Vorzeit die Begräbnisplätze fast fortlaufend vorstellen, eine Annahme, die durch viele einzelne Hügel, die dem Sturme der Zeit widerstanden haben, besonders im Regierungsbezirk Düsseldorf, unterstützt wird.

Ungeachtet, ungekannt ruhen sie dort, die schlichten, aber beredten Denkmäler aus der Vorzeit. Den Landleuten ist ihre Bedeutung verloren gegangen, nur an einigen Stellen verrät die Bezeichnung „Hunnenhügel" noch einigermaßen den alten Sinn. Aber eine Sage fand ich gleichmäßig in den Dörfern an der Sieg, an der Wupper, an der Lippe, an der Niers, wo sich Grabstätten erhalten hatten. Ueberall weiß man von einem heidnischen Heerführer oder Könige zu erzählen, der hier mit großen Schätzen in einem silbernen oder goldenen Sarge begraben sei. Wohl wäre von Schatzgräbern oft nach der Stätte gesucht worden, niemals sei jedoch der Schatz zu Tage gekommen. Mir wurde diese Sage nicht selten ein Führer zur Auffindung neuer Begräbnisstätten.

Die einzelnen Friedhöfe bilden äußerlich stets dasselbe Bild, ein regelloses, wirres Durcheinander von Hügeln und Hügelchen, hie und da durch ein Langgrab unterbrochen.

In den Hügeln ruhen die verbrannten Gebeine unsrer Vorfahren. Ehe wir jedoch uns mit dem Inhalte der Gräber näher befassen, seien die beiden schriftlichen Quellen erwähnt, die uns von der Leichenverbrennung der Germanen berichten. Das ist zuerst Tacitus, der in der Germania, allerdings nur kurz, mitteilt, daß die alten Deutschen ihre Toten verbrannten und einen Hügel über die beigesetzte Asche wölbten. In welcher Weise wir uns die Verbrennung zu denken haben, darüber giebt uns nur die Edda in einem Liede, Brünhildens Rache (Sigurdharkvidha III), einzelne Andeutungen. Brünhilde, im Schmerze über die Ermordung Siegfrieds, hat sich den Dolch in die Brust gestoßen. Umgeben von ihren Mägden und Dienern, liegt sie auf dem Polster, verspricht jedem herrliche Gaben, der den Weg mit ihr in die Unterwelt antreten will. Aber alle schweigen zuerst, bis sie endlich bekennen, lieber wohl möchten sie leben, doch als Dienende müßten der Sitte sie sich fügen. Die sterbende Brünhilde erwidert, sie werde niemand zwingen, ihr zuliebe das Leben zu verlieren. Nun redet sie von Siegfrieds und ihrem eignen Leichenbrand:

> „Hohe Scheite schicht im Felde,
> Daß wir alle droben ruhen,
> Die selber zu Tode mit Siegfriede gehen.
> Umhängt die Scheite mit Hüllen und Schilden
> Und lasset die reichen Leichengewande,
> Die Menge der Toten mit uns brennen,
> Doch mir dicht zur Seite den deutschen Helden;
> Meine Knechte in kostbaren Ketten,
> Zwei ihm zu Häupten mit zweien Falken . . .
> So wird ihm des Götterthores goldberingter
> Flügel nicht auf die Ferse fallen,
> Wenn mein Gefolge mit ihm zieht;
> Denn ärmlich nicht wird unser Auszug von Erden."

Urne, mantelartig, mit Brandresten umgeben. — Grab ohne Hügel. — Urne, seitwärts davon Brandreste.

Urne, halb in den Kies eingegraben. — Grab mit Sandhügel, ohne Urne. — Ganz in den Kies eingegrabene Urne, seitwärts davon Brandreste.

Hügel mit zur Knochenaufnahme benutzten Urnen. — Hügel mit drei Urnen.

Glockenförmiger Hügel mit Nachbestattung. — Hügel mit zwei Urnen übereinander.

Urne mit Steinsetzung. — Ein abgepflügter Hügel.

Verschiedene Arten der altgermanischen Leichenbeisetzung.

Hieraus ergiebt sich, daß in den frühesten Zeiten die Leichenverbrennung eines Mächtigen mit allem Glanze geschah. Waffen und Kostbarkeiten werden auf den Scheiterhaufen gelegt, und, was wohl das auffallendste ist, Menschen, die in einem dienenden Verhältnisse zu dem Geschiedenen gestanden haben, müssen den Tod erleiden. Um den Eintritt der Herrschaft im Jenseits zu verherrlichen, sagt Brünhilde, obschon der eigentliche Gedanke, der dieser Tötung zu Grunde liegt, ein ganz andrer ist. Es ist derselbe Gedanke, der zum Verbrennen des Weibes beim Tode des Mannes in Asien geführt hat, und aus Afrika haben uns zahlreiche Forscher von wilden Negerstämmen berichtet, die beim Ableben eines Häuptlings eine ganze Anzahl Menschen gewaltsam zum Tode bringen, an einzelnen Orten sogar durch Lebendigbegraben der armen Opfer. Von den Geistern dieser Toten erwartete man Schutz für den Ort des Begräbnisses und den Stamm selbst — das ist der Urgedanke, dem jene barbarischen Sitten ihre Entstehung verdanken. In der Zeit nun, die unsre Grabhügel wölbte, war jener grausame Brauch verschwunden, denn bis jetzt ist noch nicht das geringste Anzeichen gefunden, das auf eine solche Sitte schließen ließe. Ganz verschollen aber war der Brauch zur Zeit der Völkerwanderung noch nicht, wie dies aus einzelnen Berichten (Alarichs Bestattung im Busento) hervorgeht. Im übrigen jedoch haben wir uns die Leichenverbrennung bei den alten Deutschen ähnlich zu denken, wie Brünhilde sie beschreibt. Der Tote wurde mit seinen Waffen und Kostbarkeiten auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. So konnten sich nur spärliche Reste von den Beigaben erhalten wie sich dies auch aus dem Inhalte der Hügel ergiebt. Die übriggebliebenen Knochen sammelte man, zerschlug die großen und barg diese Reste in einem Thongefäße, das meistens mit einem Deckel verschlossen wurde. Bisweilen setzte man auch die Knochen ohne Urne bei.

Die Urne brachte man zu der Stelle, die als Grab bestimmt war, schüttete den Rest des Scheiterhaufens, Kohle und Knochen, über oder neben das Gefäß und wölbte den Hügel. In den meisten Fällen wurde die Urne frei auf den Boden hingestellt, zuweilen jedoch in eine kleine Vertiefung in der Höhe der ganzen oder der halben Urne. Diese Stelle war schon vorher als Mittelpunkt eines Kreises kenntlich gemacht. In, auf oder neben die Urne stellte man oft kleinere Gefäße aus Thon, die bekannt sind unter dem Namen „Thränenkrüglein", auch die Reste der Schmuckgegenstände und Waffen fanden sowohl neben wie in und auf der Urne Platz. Nach welchen Grundsätzen man bei der Aufschüttung des Hügels verfuhr, ist noch nicht aufgeklärt. In den allermeisten Fällen enthält jeder Hügel nur eine Totenurne, genau in der Mitte; Fälle einer seitlichen Urnenstellung und einer zweiten oder gar dritten Urne in demselben Hügel neben- oder übereinander sind äußerst selten. Was ihren Inhalt anlangt, so unterscheiden sich die größeren Hügel nicht von den kleineren; aus letzteren wurden nicht selten schönere Grabgefäße zu Tage gefördert als aus den ersteren. Welche Mengen von Erde herbeigeschafft werden mußten, um beispielsweise einen Hügel von 25 Meter Durchmesser und 5 Meter Höhe herzurichten, liegt auf der Hand. Die Erde holte man meist von außerhalb des Friedhofes herbei. Einige Hügel haben jedoch eine grabenartige Vertiefung, die durch Entnahme des Materials entstanden ist. Kinder wurden in derselben Weise bestattet.

Ein Anklang oder eine Erinnerung an die Zeit, in der man das Grab von großen Steinen herrichtete, hat sich bei unsern Hügeln hin und wieder erhalten. Auf der Begräbnisstätte bei Duisburg entdeckte Herr Bonnet im Jahre 1895 eine Urne, die ganz in Steine eingepackt war. Zuweilen liegt eine Anzahl von faustdicken Kieselsteinen um die Urne, einige Male fand ich auch einen Steinkranz an der Peripherie des Hügels. In Ermanglung eines Deckels pflegte man die Urne auch mit einem flachen Steine zu verschließen.

Die Totenurnen sind gelbliche, rötliche, braune, graue oder schwarze Gefäße, alle ohne Drehscheibe hergestellt. Dem Thone sind Kies oder Quarzstücke beigemischt. Die

Innenfläche ist stets glattgestrichen, die Außenseite unten meistens sehr rauh; Bauch, Hals und Rand sind nicht selten poliert und verziert. Die Brennung der Urnen ist schwach, oft löst sich die obere Schicht von der unteren ab. Die Form und Größe der Gefäße ist sehr verschieden. Man unterscheidet Flachurnen, Eimerurnen, bauchige und konische Urnen. Die Höhe wechselt von 10 bis 30 Centimeter. Mannigfach ist der Urnenrand; bald fehlt er, bald ist er sehr niedrig oder verhältnismäßig hoch, bald nach außen geschrägt oder gewölbt. Der Fuß ist glatt, selten profiliert. Henkelurnen gehören zu den größten Seltenheiten; eine fand sich bei Duisburg, die sogar drei Henkel besaß. Die Deckel hängen bald schalenförmig über der Urne, bald passen sie genau in den Rand derselben, bald wurden sie umgekehrt in die Urne gestellt. Einige Male hatte die Urne zwei oder sogar noch mehrere Deckel übereinander. Oft besitzen die Deckel wulstige Ansätze, die hin und wieder durchbohrt sind; in andern Fällen sind es vollständige Henkel, die zuweilen Oesen zum Aufhängen hatten. Man kann also alle Stadien der Entstehung des Henkels bei den Gefäßen nachweisen. Die Deckel sind innen und außen glatt, ihr Aussehen ist das der Urnen. Einige Urnen und Deckel besitzen entweder innen oder außen einen weißlichen, gipsartigen Ueberzug.

Betrachten wir nun die Motive der Verzierungen. An erster Stelle sind die parallelen Linien zu erwähnen, mögen sie nun gerade, Wellen-, Kreis- oder Zickzacklinien sein. Der häufigste Ort der Anbringung dieser Parallelen ist der Hals und der obere Teil des Bauches. Punzen, regelmäßige und unregelmäßige, zieren den Rand und den Bauch, oft in Zwischenräumen zu je einer oder mehreren bis zu je sechs in Form eines Rechteckes angebracht. Einige Deckel waren mit dem sogenannten Kielfederornament geziert, das aus einer Mittellinie besteht, von der seitwärts parallele Querlinien auslaufen. Auch eine Art der Verzierung, die einem Spinngewebe nicht unähnlich sieht, fand ich in Deckelinnern. Bei manchen Urnen sind die Striche in der Art von Flechtwerk angebracht.

Wie wurden nun diese Verzierungen hergestellt? Man zog vermittelst eines Stäbchens Striche und Furchen, die entweder tiefer oder nur leicht eingerissen erscheinen. Mit dem Finger oder einem Instrumente wurden die Punzen, halbkugelförmige Eindrücke, angebracht. Mit Hilfe eines Kammes wußte man Systeme von Furchen und Strichen zu erzielen. Nicht selten geschah die Verzierung auch durch farbige, nämlich schwarze oder rote Striche und Strichsysteme.

Was die thönernen Beigefäße oder Thränenkrüge angeht, so gleichen sie im Aussehen den Urnen, nur sind sie seltener geglättet und poliert. Auch die Ornamentik fehlt auf ihnen, wenigstens sind nur einzelne mit Punzen und reliefartigen Halbkugeln aufgefunden worden. Durchweg härter gebrannt, klingen sie fast wie Steingut. Sie haben die Form von Schalen, Obertassen, Untertassen, Näpfchen mit Henkel oder Zapfen. Der Unterteil, nicht selten gewölbt, ist bisweilen spitz zulaufend. Ihre Größe wechselt von 5 bis 10 Centimeter. Bemerkenswert ist die Kelchform einiger Beigefäße, besonders noch durch den Umstand, daß diese in der Mitte durchgebrochen und an verschiedenen Seiten der Urne beigesetzt waren.

Im allgemeinen müssen die Thonurnen bei unsern Vorfahren nicht ohne Wert gewesen sein, denn zur Bestattung gebrauchte man beim Brennen verdorbene oder sonst beschädigte Urnen und ebensolche Beigefäße. Auf der Grabstätte bei Duisburg ward eine Urne gehoben, die an der Bauchseite ein großes Loch zeigte, das man durch einen Scherben geschlossen hatte. Beigefäße, beim Brennen ganz zerdrückt und verschoben, pflegten regelmäßig benutzt zu werden, und etliche Male fand ich ein zerbrochenes Thränenkrüglein, dessen Stücke sorgfältig ineinander gelegt waren.

So übereinstimmend im großen und ganzen nun auch der Inhalt aller Grabhügel ist, so müssen wir doch bewundern, wie unsre Vorfahren es verstanden haben, durch kleine Mittel die größte Mannigfaltigkeit und Abwechslung hervorzurufen. Jedes Grab bietet etwas Neues, keines ist gleich dem andern. Diese Verschiedenheit wurde bewirkt durch Gestalt und Verzierung der Urne, des Deckels, Lage des letzteren, durch die Beigefäße selbst und ihre Stellung, sowie endlich durch die Stellung der sonstigen Grabbeigaben.

Wie schon bemerkt, muß die Ausbeute an Schmuck und Waffen eine äußerst geringe sein, dafür sorgte der Scheiterhaufen. Die meisten bronzenen Schmuckgegenstände schmolzen zu unförmigen Klumpen oder Klümpchen zusammen; viele Knochen sind deshalb mit kleinen Bronzekügelchen bedeckt. Die nach dem Brande übriggebliebenen Reste fanden ebenfalls in, auf oder neben der Urne ihren Platz. Die Gerätschaften sind von Bronze, Eisen, Stein und Horn. Etwa 25 Prozent aller Gräber weisen Bronzespuren auf, kaum 5 Prozent Eisen, und von Stein und Horn ist erst je ein Fund gemacht worden. Hals-, Arm-, Fingerringe, Nadeln mit verzierten Köpfen kommen in Bronze und Eisen vor. Sie sind entweder hohl oder massiv, die hohlen häufig mit einer linearen Ornamentik versehen. Die Fingerringe, aus einem oder drei spiralförmigen Reifchen bestehend, verraten uns, daß die ehemaligen Besitzer keineswegs an Größe der Finger unsre Generation übertrafen. Bronzebleche, deren Bedeutung nicht zu erkennen ist, sind ebenfalls nicht selten. Was die Waffen von Eisen angeht, so scheint es fast, als ob sie zu wertvoll gewesen seien, als daß man sie mitverbrannt hätte. Auf dem ganzen Gebiete entdeckte man nur eine sehr beschränkte Anzahl und zwar fast regelmäßig in einiger Entfernung von der Urne. Deshalb sind die wenigen Stücke auch besser erhalten. Eine Schlachtsichel, zwei Lanzenspitzen, die eine mit hohler Schafttülle, sind die einzigen derartigen Funde. Außer diesen hob man noch bei Duisburg ein pinzettartiges Eisen und bei Siegburg ein andres, das einem Modellierlöffel gleicht. Eine Feuersteinwaffe, und zwar eine Lanzenspitze, kam zum Vorschein, sowie ein rätselhaftes Horngerät mit eingeritzten Rechtecken. Ein thönerner Spinnwirtel, anscheinend als Schmuck getragen, fand sich auf dem Boden eines Beigefäßes. Perlen und Glas fehlten ganz.

Weil die größeren Knochen nach dem Brande noch verkleinert werden mußten, um in der Urne Platz zu finden, so ist die anthropologische Ausbeute der Gräber äußerst gering. Von dem Schädel sind nur kleine Fragmente erhalten. Rückenwirbel, Gelenkköpfe und Gelenkpfannen werden schon in besserem Zustande gefunden. Einige Male steckte der noch wohlerhaltene Kiefer in dem Beigefäß, das auf den Knochen seinen Platz gefunden hatte. Die Zahnhöhlungen waren noch darin zu erkennen, und zwei Zähne steckten an ihrer ursprünglichen Stelle. Die Knochen haben oft einen grünen oder rotbraunen Ueberzug, ein Beweis, daß hier Metall oxydierte.

Aus den Funden ergiebt sich, daß wir die Errichtung der Hügel in die spätere La Tène-Zeit versetzen müssen, die bis 100 nach Christus gerechnet wird. Germanen also, die zur Zeit Cäsars lebten, sind demgemäß hier begraben. Stammverwandte Völker mit demselben Kulturbesitz wölbten einstens die Grabhügel, und dies stimmt mit der geschichtlichen Kunde überein. Ubier, Sigambrer, Usipiten, Tencterer, sie saßen auf dem rechten Rheinufer. Tief am Niederrhein war der Uebergang germanischer Völker, die, trotz der Vernichtung der Usipiten und Tencterer im Jahre 55 durch Cäsar, ebendaselbst festen Fuß gefaßt haben müssen. Im Jahre 8 vor Christus besiegte Augustus den führenden Stamm auf der rechten Rheinseite, die Sigambrer, und verpflanzte 40 000 derselben auf das linke Rheinufer, wo sie als Gugerner ein neues Volk bildeten. Goch erinnert noch an den Namen dieses Volkes.

Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß die Anlage und der Inhalt aller Grabhügel von der Sieg bis zur Lippe und an der Niers eine vollständige Uebereinstimmung aufweist. Bestattung, Gefäße und Beigaben sind überall dieselben.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Geschichte der Erforschung der germanischen Begräbnisstätten am Niederrhein.

Die erste Nachricht darüber findet sich in einem Berichte der „Kölnischen Zeitung“ vom Jahre 1820, verfaßt von Theodor von Haupt. Daselbst lesen wir, daß der Verfasser bei einer Fußwanderung von Huckingen nach Duisburg eine große Anzahl von Urnen gesehen habe, die beim Anlegen von Wegen und Gräben aufgefunden worden seien. Er fügt noch die Bemerkung hinzu, daß seit vierzig Jahren von den Bauern und Waldarbeitern derartige Altertümer ans Tageslicht gefördert würden. Wie zahlreich früher die germanischen Begräbnisstätten in jener Gegend gewesen sind, dafür spricht die Menge der Orte, bei denen sich bis in die neueste Zeit Ueberreste der Hügel erhalten haben. Nicht weniger als siebzehn führt die von Dr. Schneider entworfene und von A. Hofacker in Düsseldorf gestochene Karte des Kreises Düsseldorf auf.

In den vierziger Jahren öffnete der Vater des Schreibers dieser Zeilen im Verein mit dem verstorbenen Professor Schaafhausen-Bonn viele Gräber zwischen Sieg und Wupper, so daß seitdem hie und da den Grabhügeln dieser Gegend das Interesse weiterer Kreise entgegengebracht wurde. Wilms und Jenther erforschten und beschrieben zuerst in den Bonner Jahrbüchern 1871 die große Duisburger Begräbnisstätte, die dann 1895 von Ingenieur Bonnet, jetzt in Karlsruhe, in so umsichtiger Weise weitergeführt wurde, daß dieser Herr die größte und reichhaltigste Sammlung (120 Graburnen, dazu viele Beigefäße und sonstige Beigaben) zusammenbrachte. In hochherziger Weise hat Herr Bonnet bei seinem Scheiden von Duisburg diese wertvolle Sammlung der Stadt zum Geschenke gemacht. Das Gebiet zwischen Niers und Rhein ist ebenfalls in den dreißiger und vierziger Jahren von Dr. Jansen untersucht worden, der 40 Totenurnen der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Utrecht übergeben konnte. 42 Hügel wurden von mir 1895 bei Goch geöffnet. Die Ergebnisse meiner Grabungen auf den verschiedensten Gebieten von der Sieg bis zur Lippe sind der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin einverleibt.

1. Urne mit drei Deckeln übereinander. 2. Urne mit drei Henkeln. 3. Urne mit Verzierungen. 4a und 4b. Urne mit Graphitverzierung (das Innere des Deckels enthält die gleichen Verzierungen). 5. Urne mit Punzen. 6. Urne mit Verzierungen. 7a. Urne mit Deckel, 7b. Scherben zum Verschlusse des seitlichen Loches, 7c. Beigefäß. 8. Urne mit eingesetztem Deckel. 9. Deckelhenkel mit zwei Schnurösen. 10. Urne mit Kammstrichverzierung.

Verschiedene Arten altgermanischer Graburnen.

Die erste Bismarck-Feuersäule im Deutschen Reich zu Keilhau.

Die ehemaligen Zöglinge der Erziehungsanstalt zu Keilhau, erfüllt von dem nationalen Gedanken, der seit der Zeit der Gründer dieser Anstalt, der Lützowschen Jäger Fr. Fröbel, Middendorff und Langethal, hier immer treu gepflegt worden ist, faßten im vorigen Herbst nach dem Beispiel der deutschen Studentenschaft den Beschluß, in Keilhau eine Bismarck-Säule zu errichten. In kurzer Zeit war die Bausumme gezeichnet. Der Entwurf stammt von einem früheren Zögling Keilhaus, dem Leipziger Architekten Heinrich Tscharmann. Am 30. Juli wurde die Säule mit einer entsprechenden Feier ihrer Bestimmung übergeben. Von der höchsten Erhebung des Bergrückens unmittelbar hinter der Anstalt leuchtet das Denkmal auf dem dunkeln Hintergrunde des Tannenwaldes weit hinab in das schöne Saalthal. Wirksam gegliedert steigt der Steinbau in Form einer Pyramide zu der Höhe von 11 Metern kräftig empor, auf seiner Stirnseite trägt er in goldenen Buchstaben den Namen Bismarck und auf seinem Scheitel ein metallenes Becken von 1,30 Meter Durchmesser, in dem an den Bismarck-Gedenktagen der Feuerbrand alljährlich auflodern wird.

Die Mannschaft des französischen Kriegsschiffes „Ibis“ in Geestemünde.

Ein Teil der Mannschaft des vor Geestemünde liegenden französischen Kriegsschiffes „Ibis“ erhielt am Sonntag, 23. Juli, Urlaub und benutzte denselben, um den Tag am Lande zu verbringen. Die in dem benachbarten Lehe liegenden deutschen Matrosen-Artilleristen nahmen sich bei diesem Anlaß der französischen Kameraden in der liebenswürdigsten Weise an. Sie führten dieselben nach verschiedenen Schank- und Tanzlokalen in Geestemünde und Bremerhaven und vergnügten sich gemeinsam mit ihnen. In einzelnen der erwähnten Lokale sah man die französischen Matrosen sich mit schmucken deutschen Mädchen im Tanze drehen und sich bemühen, durch schneidiges Auftreten die Gunst der Schönen zu erwerben. „Sehr interessant war es, zu sehen,“ so bemerkt ein Augenzeuge, „wie die französischen Mannschaften und Unteroffiziere nach der Melodie ‚Wir halten fest und treu zusammen‘ im Volksgarten zu Bremerhaven ihre Schönen beim Tanze schwangen.“

Bürgermeister Dr. Versmann †.

Nach längerem Leiden ist am 28. Juli in Hamburg Bürgermeister Dr. Johannes Versmann verschieden. Der Verstorbene hat fast sein ganzes langes Leben dem Dienste seiner Vaterstadt geweiht und erfreute sich deshalb in den weitesten Kreisen der großen norddeutschen Handelsstadt einer Beliebtheit, wie sie nur selten einem seiner Mitbürger zu teil geworden ist. Am 7. Dezember 1820 als Sohn des Besitzers der Einhorn-Apotheke in St. Pauli geboren, besuchte Versmann zunächst das Hamburger Johanneum und gab sich dann in Heidelberg anfangs medizinischen und später juristischen und staatswissenschaftlichen Studien hin. Nachdem er am 20. August 1844 zum Doktor beider Rechte promoviert worden war, kehrte er nach Hamburg zurück, um sich dort der Anwaltspraxis zu widmen. Lebhaften Anteil nahm er an dem öffentlichen Leben, das in der alten Alsterstadt nach der großen Brandkatastrophe des Jahres 1842 in kommunaler wie in staatlicher Hinsicht reger als je zuvor sich entwickelte.

Der Name des jungen Dr. Versmann gehörte bald zu denjenigen, die als die führenden in der Bewegung um eine neue Organisation der städtischen und staatlichen Verhältnisse genannt wurden. Als der Kampf um Schleswig-Holstein entbrannte, zog Johannes Versmann mit seinem jüngeren Bruder Georg als Freischärler aus und beteiligte sich an dem Gefechte bei Bau, in dem Georg fiel. Als dem Gefechte bei Kolding am 26. August 1848 der Vertrag von Malmö folgte, der jede Aktion der freiwilligen Truppen unmöglich machte, kehrte Versmann nach Hamburg zurück und ließ sich dort als selbständiger Rechtsanwalt nieder. Im Jahre 1852 nahm er das ihm angebotene Amt eines Vizepräses des neubegründeten Handelsgerichtes an und wurde 1858 zum Präses desselben ernannt. Unausgesetzt war er während dieser Zeit bestrebt, mit seiner ganzen Kraft für die zeitgenössische Umbildung des gesamten Staatslebens einzutreten. Als es im Jahre 1859 in der Verfassungsfrage zu einer Einigung zwischen Senat und Bürgerschaft gekommen war und am 6. Dezember die daraufhin neugewählte Bürgerschaft zusammentrat, wurde Versmann, der als Deputierter des Handelsgerichts der Bürgerschaft angehörte, zum Vorsitzenden dieser Körperschaft gewählt. Am 16. Dezember erfolgte seine Ernennung zum Senator, und damit begann für ihn eine fast ununterbrochene Reihe von Arbeiten und Leistungen auf dem gesamten Gebiete des Hamburger Staatslebens. In den Jahren 1887, 1888, 1890, 1891, 1893, 1894, 1896, 1897 und 1899 fungierte er in dem von Verfassung und Gebrauch vorgeschriebenen Turnus als Bürgermeister. Als 1881 die große Frage des Zollanschlusses Hamburgs auftauchte, gehörte Bürgermeister Versmann zu den wenigen leitenden Männern Hamburgs, die von vornherein die Bedeutung dieses Schrittes für die Entwicklung der Vaterstadt klar erkannten. Er wurde zum Bevollmächtigten Hamburgs im Bundesrat an Stelle von Bürgermeister Kirchenpauer ernannt, und seinem Wirken ist es in erster Linie zu danken, daß der große Schritt unter so günstigen Verhältnissen und mit allen möglichen Zukunftskautelen für die organische Weiterbildung gethan werden konnte. Als Vertreter Hamburgs stand Bürgermeister Versmann am Sarge der beiden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., und bei der denkwürdigen Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888 erregte er unter den deutschen Fürsten und höchsten Würdenträgern in der ernsten, malerischen Tracht der hamburgischen Senatoren allgemeine Aufmerksamkeit.

Aufn. von Hofphotogr. Bieber, Berlin.

Bürgermeister Dr. Versmann †.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp).

Aufgabe 30.

Von G. von Broecker in Friedenau.

Schwarz.

Weiß.

Kann Weiß am Zuge Selbstmatt erzwingen?

Auflösung der Aufgabe 27:

W. 1. Th8—e8
S. 1. Tb7×e7 (—d7)
W. 2. Dd8(×)d7 und
W. 3. Sd2—e4 matt.

A.
S. 1. Lc5×e7
W. 2. Sd2—c4†
S. 2. Ke5×e6
W. 3. Dd8—d6 matt.

B.
S. 1. Ke5×e6
W. 2. Le7×c5†
S. 2. Tb7—e7
W. 3. Te8×e7 matt.

C.
S. 1. Ke5—d4 od. beliebig anders.
W. 2. Le7—f6†
S. 2. Kd4—d3, g7×f6, Se4, b5×f6)
W. 3. Sd5—f4, Dd8×f6, Sd2—e4 matt.

Richtige Lösungen sandten ein: Fedor Materne in Breslau zu 25; Senglier in Bulgrin zu 28.

Selbstmatts mit weniger als fünf Steinen giebt es nicht. Die noch unbekannte Stellung, die der Verfasser zum Gegenstand eines neuen Preisausschreibens gemacht hat, enthält sieben Steine, also nur zwei mehr als die theoretische Minimalzahl; auch dort ist die Frage zu beantworten: Kann Weiß am Zuge Selbstmatt erzwingen? Da dieses Preisausschreiben sehr interessant zu werden verspricht, auch seine Bedingungen infolge erheblicher, vom Verfasser gebrachter Opfer außerordentlich günstige sind, so kann die Beteiligung jedem Schachspieler nur angelegentlich empfohlen werden. Der ausführliche Prospekt ist vom Verfasser G. v. Broecker, Friedenau bei Berlin, Handjerystr. 60, III, gratis und portofrei zu beziehen.

Phot. Aufn. von C. Ehlers, Lehe.

Die Mannschaft des französischen Kriegsschiffes „Ibis“ in Geestemünde.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 46.

Aus Zeit und Leben.

Fassade des Grand Palais auf den Champs Elysées.

Im Innern des Grand Palais.

Petit Palais auf den Champs Elysées.

Palais de l'Industrie étrangère an der Esplanade des Invalides.

Legung der letzten Gewölbsteine am Pont Alexandre III.

Baggerarbeiten am Pont Alexandre III.

Bauten und Arbeiten für die Pariser Weltausstellung 1900. Nach phot. Aufnahmen von E. Gaillard in Paris. (Text Seite 741.)

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.–

REICHSBANK GIRO-CONTO.

ERSTE PREISE:
LONDON 1862. PARIS 1867. PHILADELPHIA 1876. MELBOURNE 1881. CHICAGO 1893.

IN LONDON: 6 GREAT ST HELENS, E.C.

IN NEW-YORK: 39, BEAVER STREET.

Dict: O.H.
Masch: 7.

Mainz, 8 Juli 1899.

Verehrl. Hamburg-Amerika Linie.
Hamburg.

Die langjährigen angenehmsten Beziehungen, die unser Haus mit Jhnen zu pflegen die Ehre hat, lässt uns Jhr Jnteresse für die Mitteilung voraussetzen, dass die Verträge für die Errichtung unserer Kellerneubauten nunmehr perfect geworden sind und wir innerhalb eines Jahres unseren Betrieb zu einem einheitlichen zusammengefasst haben werden.

Jn besonderer Schrift werden wir uns gestatten seinerzeit auf diesen nur aus Stahl, Cement, Eisen und Stein herzustellenden Bau zurückzukommen, durch den wir uns über 5000 qm Keller- und Arbeitsraum, d.i. Platz für weit über 3 Millionen Flaschen " Henkell Trocken " neuschaffen.
Die sechsfach übereinander liegenden Lagerräume für Schaumweine sind durch elektrisch betriebene Paternosterwerke und Aufzüge in bequemster Verbindung und glauben wir nach Vollendung unseres Projectes eine Musteranlage geschaffen zu haben.

Wir bitten um Erhaltung Jhres Jnteresses, das zu unserem Erfolge nicht unwesentlich beitrug und empfehlen uns

mit vorzüglichster Hochachtung:

Henkell & Co

Notizblätter.

Unterrichtswesen.

— Die Bewegung für die Ausdehnung des Hochschulunterrichts hat in der letzten Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht. In Berlin haben einige Hochschulprofessoren nach vergeblichen Versuchen, den Universitätssenat zu einem offiziellen Eintreten für die Hochschulkurse zu bewegen, die Sache selbst in die Hand genommen. Es galt zunächst, die Bedürfnisfrage festzustellen, und obwohl der Erfolg die Notwendigkeit der Kurse erwies, da die Zahl der Hörer aus allen Berufskreisen, namentlich dem der Arbeiterschaft, eine sehr große war, wurde eine offizielle Unterstützung diesen Bestrebungen gleichwohl auch jetzt nicht zu teil. So betraten denn die beteiligten Dozenten den Weg der Selbsthilfe, indem sie zu einer dauernden Organisation einen „Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern“ gründeten, der mit einem Vorstand von fünfzehn aus dem Lehrkörper sämtlicher Berliner Hochschulen genommenen Dozenten (darunter Professor Waldeyer, Professor Schmoller, Professor Max Delbrück, Professor Wedding, Professor Post von der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen) für den bezeichneten Zweck thätig sein wird. Die Vortragskurse sollen alle irgend zur populären Darstellung geeigneten Wissensgebiete berühren. Streng vermieden aber soll jedes Eintreten für politische, soziale oder kirchliche Partei-Ideale werden. — Berlin wird im Deutschen Reiche nicht vereinzelt bleiben; wie Jena und Leipzig, wie München, wo Brentano treibend wirkte, vorangegangen sind, so werden zunächst süddeutsche Plätze folgen. In Baden werden eine ganze Anzahl von Städten in gleichem Sinne vorgehen: Freiburg, Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe. Ebenso Würzburg und Kassel. Wie der „Sozialen Praxis“ zu entnehmen ist, haben sich die Städteverwaltungen der Provinz Hessen-Nassau auf ihrer Versammlung ernsthaft mit der Volkshochschulfrage beschäftigt. Nach einem Referat von Stadtrat Flesch-Frankfurt a. M. und lebhafter Diskussion konnte der Vorsitzende, Oberbürgermeister von Ibel-Wiesbaden feststellen, die einstimmige Ansicht gehe dahin, daß die Volksvorlesungen von den Gemeinden nach Thunlichkeit zu fördern seien.

Vereine.

— Die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig, die auf ein fast dreißigjähriges Bestehen zurückblickt, hat in ihrer letzten Generalversammlung die Auflösung und Liquidation beschlossen. Das nach der Liquidation etwa noch verbleibende Vermögen soll zu zwei Dritteln der Schillerstiftung in Weimar zufallen, während ein Drittel der Pensionskasse des Allgemeinen Musikerverbandes in Berlin überlassen wird. Alle Rechte und Verbindlichkeiten aus den Verträgen, die zwischen der Genossenschaft und den Bühnenvorständen bestehen, gehen vom 1. Oktober 1899 ab wieder an die betreffenden einzelnen Mitglieder der Genossenschaft über, wenn nicht das eine oder andre Mitglied erklärt, schon früher in diese Rechte eintreten zu wollen.

Museen.

— Das deutsche Kolonialmuseum in Berlin ist nach der Vollendung der Umbauten im Begriff, die Sammlungen aus den einzelnen Kolonien zu ordnen und zu gruppieren. Das Institut wird die deutschen kolonialen Interessen dadurch zu fördern suchen, daß es außer einer Import- und Exportausstellung eine Anzahl von Sonderausstellungen in charakteristischen Gebäuden veranstaltet. Die Verwaltung des Museums richtet an alle Kolonialfreunde die Bitte, seine Ziele durch Ueberlassung von Sammlungen, Photographien, Modellen und so weiter zu unterstützen.

Sport.

— Die deutsche Turnerschaft zählt nach der von ihrem Geschäftsführer, Professor Dr. Rühl (Stettin) gestellten Statistik 6303 Vereine (in 5373 Orten) mit 626 512 Vereinsangehörigen, gegen 5999 Vereine (in 5091 Orten) und 594 750 Mitgliedern im Vorjahre, also ein Zuwachs von 304 Vereinen (gleich 5 Prozent) und 31 762 Mitgliedern (gleich 5,3 Prozent). Auf je 51 Einwohner kommt ein Turner, das heißt, es gehören 2 Prozent aller Bewohner von Ortschaften, in denen Turnvereine bestehen, einem solchen Vereine an. Von der Gesamtbevölkerung Deutschlands kommt ein Turner auf 87 Einwohner, das heißt, es gehören 1,15 Prozent gegen 1,04 Prozent im Vorjahre einem Turnvereine an, wobei der XV. Turnkreis (Deutsch-Oesterreich) natürlich nicht mitgerechnet wurde. Vereine mit mehr als 1000 Mitgliedern giebt es 15, darunter die beiden Münchener mit 1309 und 1301 Vereinsangehörigen. Die Zahl der Zöglinge von 14 bis 18 Jahren beträgt 91 810 gegen 87 184 im Vorjahre, das heißt um 4626 gleich 5,3 Prozent mehr. Damenturnabteilungen bestehen 673 mit 20 588 Mitgliedern gegen 589 mit 18 410 im Vorjahre. Die Leitung der Uebungen der Männerabteilungen lag in den Händen von 31 618 Vorturnern. 879 Vereine haben eigne Turnplätze, 509 besitzen eigne Turnhallen.

Briefmappe.

E. F. in J., Rumänien. Wenn Sie Ihre „Dichtung“ ernst gemeint haben, wäre es zu bedauern; wenn Sie sich einen „Witz“ haben leisten wollen, so ist er mißlungen. Wir verzichten auf weitere Einsendungen.

M. O. in L. Mögen Sie beim Buchhändler die Reliefkarte Harzburg-Brocken bestellen, nach amtlichem Material bearbeitet durch die Herzoglich Braunschweigische Landesaufnahme (Harzburg, H. Woldag, Preis 1 Mark).

Lehrer R. in K. In der Edition Peters finden Sie wohl sämtliche der gesuchten Musikstücke, auch Schuberts „Müllerlieder“. Ueber Preis und so weiter giebt Ihnen jede Buch- und Musikalienhandlung Auskunft. Ihre Wünsche nach einer Ausgabe auf besserem Papier und größerem Notendruck würde die in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene wohlfeile Ausgabe der Schubertschen „Müllerlieder“ erfüllen, die überdies noch mit 60 herrlichen Illustrationen ausgestattet ist und sich als ein Prachtwerk präsentiert. Preis nur 6 Mark.

Johann B. in Wien. Wie kein zweiter Dichter verstehen Sie sich auf die scharfe Beobachtung der Natur. Zum Beweise hier zwei Ihrer sinnigen Vierzeiler:

Die Vögelein.

Oben und unten bauen
Die Vögelein ihr Nest,
Die meisten aber schauen,
Daß sie es bringen unter zwischen Aest'.

Frühlingsgruß.

Ich komm' nur alle Jahr einmal,
Wenn sind die Bäume kahl,
Und wenn ich gekommen bin,
Werden sie wieder grün.

Worträtsel.

Betet's still und abgeschieden
Für der Seele Ruh' und Frieden?

Hebt's das Haupt in Schneeregionen
Stolz mit eis'gen Demantkronen?

Jubiliert's in Lenzeslüften,
Baut das Nest bei Blumendüften?

Antwort kann auf meine Fragen
Eine einz'ge Silbe sagen. M. Sch.

Silbenrätsel.

Die Anfangssilben umgestellt,
Daß Vorrang nun gebührt der Zweiten,
So dienen früh und spät im Feld
Sie zu verschiednen Erntezeiten.

Wohl jedem, der die Dritte liebt
Und sie aus eigner Kraft sich gründet,
Auch dann, wenn sich der Himmel trübt,
Dort Trost und neue Stärkung findet!

Des Ganzen Name weckt noch heut
Erinnrung an die Liebesblüten,
Die ein Poet hier reich gestreut,
Nur daß sie, ach! zu schnell verglühten.

Doch hat sich hell ein Sonnenstrahl
Aus ihnen um das Bild gewoben
Der Holden, die des Dichters Wahl
Beglückt einst und emporgehoben. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 44:

Des Worträtsels: Geschwind — Schwindel — Schwind.
Des Umstellrätsels: Norden — Dornen — Ordnen — Donner.
Des Wörterumwandlungsrätsels:

Bonn	Maria	Milch	Rhein	Regen
Born	Doria	Milbe	Rubin	Renan
Bern	Korea	Salbe	Rupie	Denar
Kern	Kosel	Sahne	Ruine	Donau
Kerl	Josef		Seine	Donna
Kehl				Sonne.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg (2). Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küßnacht (2). A. Herdlitzka in Budapest (3). Alois Bremer in Wien (3). Emma Merk in Kiel. Frida Sauer in Coblenz (2). Th. v. Stern in Berlin (2). „Dreibund" in Prag (2). Hans Wittich in ? (2). „Gletschervogel", zurzeit Sulden (2). L. B. in La Roche sur Yon.

Litteratur.

— Aus dem Nachlasse Moltkes, dessen militärische Werke die Abteilung des Großen Generalstabs für Kriegsgeschichte herausgiebt, ist ein neuer Band in nächster Zeit zu erwarten. Er wird kritische kriegsgeschichtliche Arbeiten zur Geschichte der Feldzüge von 1809, 1859, 1864, 1866 und 1870/71 enthalten. Uebersichtskarten, Pläne und Skizzen sind beigefügt.

— „Ein neues Novellenbuch" benennt Hans Arnold eine Sammlung von fünf Erzählungen, von denen vier heiteren Gepräges sind, während eine, „Verzaubert", tragisch ausklingt (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Die Erzählungen sind lebendig geschrieben und haben durch die flotten Bildchen von Wilhelm Claudius eine gefällige Ergänzung erfahren. — Im gleichen Verlage erschien Ludwig Ganghofers Novellensammlung „Aus Heimat und Fremde" in zweiter Auflage. Die bedeutendste Gabe darunter ist die wirkungsvolle Erzählung „Rachele Scarpa", die zwei Drittel des Bandes füllt, aber auch die andern drei Geschichten gehören zu den vornehmeren Erzeugnissen der Unterhaltungslitteratur.

— Von Julius Mosens ausgewählten Werken, deren neue, durch Dr. Max Zschommler besorgte Ausgabe wir kürzlich empfahlen, liegt bereits der zweite Band vor (Leipzig, Arwed Strauch). Er enthält die Erinnerungen, in denen der Dichter anmutig von seiner Jugendzeit plaudert, die lyrischen Gedichte und als Anhang eine Auswahl aus den Gelegenheitsgedichten. Die weiteren zwei Bände werden neben den Epen den Roman „Kongreß von Verona" und die Dramen bringen.

— Wiederholt haben wir auf die trefflichen Ausgaben hinweisen können, die der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart von Mark Twains humoristischen Schriften veranstaltet hat. Jetzt liegt auch die illustrierte Ausgabe in sechs geschmackvoll ausgestatteten Bänden vor. An die lustigen Abenteuer von „Tom Sawyer" und „Huckleberry Finn" reiht sich das „Skizzenbuch", eine Sammlung kleiner Humoresken und Satiren, und diesen folgen „Leben auf dem Mississippi" und „Nach dem fernen Westen". Die Schilderungen aus „Gold- und Silberland", die der fünfte Band enthält, haben heute gewissermaßen aktuelle Bedeutung, denn ähnliches, wie es der Autor in Newada und Kalifornien erlebt hat, trägt sich jetzt wieder in dem neu erschlossenen Goldlande Klondyke zu. Im sechsten Bande ist unter dem Titel „Reisebilder" eine große Anzahl drolliger Histörchen vereinigt, deren Stoff der Autor sowohl aus seiner amerikanischen Heimat wie aus den von ihm besuchten fremden Ländern geschöpft hat. Auch Deutschland ist darin mit einigen ergötzlichen Schwänken vertreten. Sehr willkommen dürfte den Lesern auch die eingehende, frisch geschriebene Biographie Marc Twains sein. Die Abbildungen von H. Schrödter und Albert Richter, rund dreihundert an der Zahl, folgen in flotter Darstellung der übermütigen Laune des großen amerikanischen Humoristen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 47.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Goethe.

Nach der von J. H. Lips für seinen Kupferstich angefertigten, jetzt im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main befindlichen Originalzeichnung.

Ein tönendes Erz.

Novelle
von
Margarete von Oertzen.

(Fortsetzung.)

„Sieht man Sie auch mal?“ fragte Doktor Brandt den Baron Kelling, als der sich in Seelers Bierstube an seinem Tisch niederließ und dem Arzt flüchtig zunickte. „Es ist höchste Zeit gewesen. Das spinnt sich ein und kümmert sich den Deubel um die Welt und alle Aerzte.“

Kelling bestellte Bier. Der weiße Schaum sank zusammen, er dachte nicht daran, zu trinken. Das braune, schale Getränk sah nicht mehr einladend aus. Der Zigarrenrauch stieg ihm zu Kopf. Kelling war kein Raucher.

Der Doktor merkte, daß etwas nicht in Ordnung war. „Gehen wir, wenn es Ihnen recht ist,“ sagte er freundlich. „Machen Sie mir das Vergnügen in meiner Wohnung; der alte Junggeselle braut Ihnen eine Schale Punsch an dem kalten Herbstabend. Hier ist es so unwirtlich. Ja?“

„Gerade wollte ich Sie darum bitten,“ erwiderte Kelling.

‚Aha,‘ dachte der Doktor.

Eine Minute später wanderten die zwei der Brandtschen Wohnung zu.

Die Lampe brannte auf dem grünbezogenen Schreibtisch, der leichte Geruch von Aether, der in dieser ärztlichen Behausung nicht fehlte, weckte in Kelling die Erinnerung an seine glückliche Leidenszeit.

„Es ist eine fixe Idee von mir,“ begann er abrupt, „aber ich habe gestern eine Aeußerung vernommen —“

„Welche denn?“ fragte ruhig Doktor Brandt, in demselben Tone, in dem er seine Patienten zu fragen pflegte: Wie ist der Appetit?

„Es war von meiner Krankheit die Rede und vom schlechten Wetter. Sagen Sie mir, Doktor: als Elisabeth sich mit mir verlobte, dachte man damals, ich sei unrettbar verloren?“

„Na, das wissen Sie doch,“ sagte Brandt erstaunt. „Ich hatte Sie aufgegeben. Menschlichem Ermessen nach —“

„O,“ sagte Kelling heiser, „das hat man mir nie verraten. Ein Todeskandidat! Ein Sterbender, der sich verlobt — ha, ha! Nicht jede hätt' es gethan. War's nicht so, Doktor?“

Der alte Arzt wurde aufmerksam. Kellings Hochzeitstag fiel ihm ein und ein Beruhigungsmittel, das er der Marquise Baril verschrieben — Brom.

„Lieber Gott, mir scheint, die Baril hat Ihnen da was vorerzählt,“ sagte er trocken. „Nun, wenn Sie's nicht gewußt haben, was Sie für einen Engel von Frau haben, ich will's Ihnen gern bestätigen. Vor ihrer Thür war's — die Linden dufteten wie toll an dem Tag. Todesangst hatte sie in ihren lieben Schwesteraugen. ‚Wird es ihm schaden, wenn man ihm einen Herzenswunsch versagt?‘ fragte sie mich. Und ich — ich ahnte ja nichts — ja, antwortete ich.“

Kelling sprang empor. „Doktor!“

„Hätten Sie sie damals gesehen! Was kümmern Sie sich heute um die Worte einer Baril! Ich erzähle Ihnen das, mein lieber Geretteter, denn kein Schatten soll fallen auf das reine Bild Schwester Elisabeths; man hat eine Heilige verdächtigt, indem man die bitteren Vorwürfe gegen sie erhob, die ihr bis zum Traualtar folgten.“

„Vorwürfe ...?“

„Der Vorwurf der Berechnung, des Eigennutzes wurde ihr gemacht.“

Empört richtete Kelling sich auf. „Man hätte es mir sagen sollen,“ sprach er zwischen den Zähnen, „ich wäre Mann genug gewesen, den Schreiern den Mund zu stopfen.“

„Das zu besorgen hab' ich als alter Freund mir gestattet. Nicht mit der Pistole — ich halte das für kein überzeugendes Mittel. Wer auch was dabei wegkriegt, und ob es noch so sehr knallt morgens um fünf Uhr an dem bekannten Waldsaum und in dem üblichen, feinen Nebelgeriesel, schließlich denkt doch jeder, was er will. Das ist eklig — man soll die Leute zwingen, das Richtige zu denken. Deshalb hab' ich den Schmähern die Liebesthat Schwester Elisabeths vor die neidischen Augen gehalten, diese himmlische Liebesthat sondergleichen, begreifen Sie das nicht? ... Mensch, Mensch, so antworten Sie doch!“

„Ich begreife es,“ sagte Kelling tonlos. Er hielt inne und starrte auf den Fußboden.

„Na, dann ist's gut,“ sprach Doktor Brandt aufatmend.

Er erhob sich und zündete eine kleine Spiritusflamme an. Cognacflasche, Zucker, Gläser entnahm er einem zierlich geschnitzten Schränkchen.

„Sie werden einen Grog trinken, ehe Sie den Heimweg antreten,“ sagte er kurz. „Die ersten Oktobernebel steigen auf.“

Kelling hätte gern abgelehnt, doch wollte er den Arzt nicht kränken. Brandt merkte wohl den feinen Zug; ein freundliches Lächeln erhellte das durchfurchte Gesicht. Und so schlürften die beiden das dampfende Getränk, bis Kelling nach der Uhr sah und aufstand.

Der Zeiger wies auf neun.

„Sie nehmen doch einen Wagen? Oder darf ich Ihnen den meinigen anbieten? Es sind keine Droschken mehr auf dem Platze.“

„Ich danke. Mein Wagen ist in der Stadt. Christian hat in der Krone untergestellt.“

„Na, denn adieu. Grüßen Sie mir die Baronin.“

Kelling stand auf der Straße.

Ja, das waren die ersten Nebel. Ihn fröstelte...

Dunkeln Blickes starrten die Fensterscheiben von Schloß Kelling ins Feld hinaus. Nur zwei Fenster im Turmbau erglänzten in gelbem Lichte, in einem ruhigen, vollen Schein.

Es war sein Heim. Kelling preßte die Lippen fest aufeinander und suchte das Heiße, das ihm in die Augen stieg, niederzuzwingen.

Vor ihm lagen die abgeernteten Felder, braune, weite Flächen, schwarze Büsche. Ein Grab — ein Grab.

Tote sind still. Tote klagen nicht und toben nicht. Sie haben kein Herz mehr und keinen Willen. Und wenn man sie hindert am Sterben, so sind sie deshalb doch tot ...

Kelling gab mit nüchterner Stimme den Befehl, die Pferde tüchtig abzureiben. Auf dem Flur traf er Ledermann, den Bedienten, und ließ sich von ihm Hut und Mantel abnehmen. Alles wie immer.

Und dann ging er hinein zu Elisabeth in die hellerleuchtete Turmstube.

Mit so kurzen, festen Schritten trat er vor sie hin.

„Elisabeth,“ sagte er ganz ruhig und ganz leise, „warum hast du mich aus Barmherzigkeit geheiratet?“

Gleich einem dichten Tuch fiel es von ihren Augen.

„Wie mußt du auf meinen Tod gehofft haben,“ sagte er starr, „und ich blieb am Leben!“

Elisabeth erfaßte seine Hand. Ihre ganze Liebe lag in der einfachen Bewegung — und in ihrem Schweigen.

„Unbarmherzige!“ sprach er ganz leise und ruhig.

Sie wich zurück.

*

Aus Rußland war Besuch gekommen, blasser Besuch mit müden Augen, eine Schneestimmung von weiten, weiten Schneefeldern um sich verbreitend.

Es war Basils Vetter Eustach, ein Vierziger mit der Gestalt eines Fünfundzwanzigjährigen.

Lenia war sehr rasch verschwunden, nachdem er ihr die Hand geküßt und dabei die Nase gerümpft hatte.

Sébastien und Eustach Baril saßen einander gegenüber.

„Eh, und wie geht's sonst?“

„Eh, wie soll's sonst gehen, mein Lieber?“

„Malst du noch fleißig Stillleben?“

„Wie denn, wie werde ich keine mehr malen!“

„Gedenkst du, mit deiner Frau Rußland zu besuchen?“

„Wie denn, mit meiner Frau!“

Es trat eine Stille ein. Eustach schlug das rechte Bein über das linke Knie — er hatte einen langen, schmalen Fuß. Eustach zündete sich eine Zigarette an. „Sie ist eine Serbin, vielleicht eine Gorkovitsch?“

„Sie ist keine Gorkovitsch.“

„Die Oldoszs sind auch sehr gut.“

„Sie ist keine Oldosz. Sie ist eine Berez.“

„Berez — Berez —“ wiederholte Eustach prüfend und klopfte die Asche von seiner Zigarette. „Das muß eingewanderter Adel sein.“

„Mein Lieber, der Adel meiner Frau war ihr Geld, und sonst nichts.“

„Sapristi! So bist du glücklich?“

„Wie werde ich nicht glücklich gewesen sein, solange ich das Geld hatte!“

„Und ...?“

„Monte Carlo — sie spielt —, nämlich sie ist es, die spielt, und nicht ich, aber das weiß hier niemand.“

„Eh, parbleu —“

„Wenn sie alles verspielt hat, werde ich mich erschießen. Es wird ihr recht geschehen.“

„Mein Lieber —“ Eustach that einen langen Zug aus seiner Zigarette —, „das ist vulgär. Wie wirst du dich erschießen, nachdem du noch nichts fürs Vaterland gethan hast? Man wird sagen: Da hat einer zu atmen aufgehört, der nur gegessen und getrunken und niemals gearbeitet hat. Soll man deine Stillleben in der Barilschen Familiengruft aufhängen? Man wird sagen: Diese Hasen kennzeichnen ihn.“

„Man soll sagen, was man will, da ich es nicht höre.“

„Wenn ich nicht irre, ist es deine Frau, die dir unbequem ist!“

Sébastien trommelte nervös mit den Fingern auf seinem Knie.

„So reise mit ihr nach ihrer Heimat und sorge dafür, daß sie sich in einen hübschen Serben verliebt — die ja immer zu haben sind —, und dann reist du nach dem Kaukasus.“

„Eustach, das Reisen verursacht mir Rheumatismus ...“

„Sébastien, ich muß dir sagen, daß du um eine Stufe in der Gesellschaft herabgestiegen bist.“

„Nicht eine, zehn Stufen, mein lieber Eustach.“

„Ich will dir einen Vorschlag machen. Du bist dreißig Jahre alt, gesund, und Rußland hat weite Steppen und einsame Güter darinnen. „Geh mit mir, wir jagen den Wolf und auch den Bären, und du hast die Freiheit wieder.“

„Und Lenia?“

„Hinterlasse ihr ihr Geld und deine Stillleben, und wirf ab, was dich ärgert.“

„Eustach, als Kavalier —“

„Bah! Als Kavalier mußt du dich über kurz oder lang aus der Welt befördern. Ich sehe nicht ein, warum du als Kavalier nicht ebensogut nach Rußland gehen kannst?“

„Eustach, du bist ein Teufel. Sie trägt meinen Namen; sie würde mir folgen.“

„Ja, wenn du ihr deine Karte läßt, mit p. p. c.“

Sébastien stand auf, ging im Zimmer auf und ab und rückte ein Bild zurecht. Eustach verfolgte ihn mit ironischen Blicken.

„Ueberlege dir's mal,“ sagte er, sich reckend. „Ich lade dich ein. Schreibe mir ins Hotel. Die Sache ist häßlich, ich gebe es zu, aber wer sich die Welt um die Ohren geschlagen hat, der thut, was er für nötig hält, bewahrt kalt Blut dabei und bleibt trotzdem, was er vorher war — ein Krämer oder ein Fürst. Adieu.“

Eustach schlenderte zur Thür hinaus und auf die Straße.

„Komm einmal herein zu mir, Lenia,“ rief Baril, die Palette und die Pinsel in der Hand.

Sie gehorchte, weil sie sich gerade langweilte, und erschien mit einem herausfordernden kleinen Lachen.

„O Lenia, setze dich und erinnere dich, wie ich dich heiratete, — weißt du es noch?“

„Ja,“ sagte sie gähnend, „gieb mir ein Glas Portwein.“

„Jetzt nicht, keinen Wein jetzt. Du hast mich damals geküßt, und nachher vergaßen wir das Küssen, und du ließest dir die Cour machen; und in Rom und Nizza, Scheveningen und Baden-Baden wurde man kühl gegen uns, und wir suchten einen Ort, wo wir leben konnten, und wir kamen hierher, und wieder bebt die Erde —“

„Fürchtest du, daß sie dich verschluckt?“

„O, still, meine Liebe. Man hat mir heute den Vorschlag gemacht, ohne dich nach Rußland zu reisen, ohne es dir zu sagen.“

„So, man hat dich entführen wollen?"

„Ich hätte es thun können, du hättest es nicht besser verdient. Ich hätte eine unbefleckte Ehre in Rußland wiedergefunden."

„Ja, als durchgegangener Ehemann."

„Niemand hätte es gewußt."

„Warum thatest du es denn nicht?"

„Lenia!"

„Ich wäre nach Monte Carlo gegangen."

„Lenia! Es hört's kein Mensch. Mein Täubchen, wir wollen wieder Freunde sein. Wir wollen zusammen fortgehen von hier, wo der Boden brennt, wo die Damen dich nicht mehr einladen und die Herren ernst werden, wenn ich an ihren Tisch trete, — wir wollen zusammen fliehen und arm sein ..."

„Niemals!" sagte sie laut und hart. „Ich dachte, du ließest dich herbei, zu scherzen, — rühr mich nur nicht an, — wenn du sentimental wirst, bist du mir unausstehlich!"

Sie raffte die Schleppe ihres langen, losen Morgenkleides auf und ging mit zornigen Schritten aus der Thür.

Baril sah ihr nach. Erst verblüfft, dann lächelte er mit dem ihm eignen Phlegma. Er rieb sich die Hände und trat an den Schreibtisch. Wenige Zeilen warf er auf eine Karte. Ruhig öffnete er die Schieblade des Schrankes und entnahm ihr einen Kasten.

Noch immer lächelte Baril, als die Sonne einen Augenblick über das Stillleben hinspielte, an dem er gemalt. Auf den runden Beeren der Traube glänzte es wie Silber. ‚Eigentlich ist mir die Traube recht gut geraten,' dachte Baril.

*

Eustach lag im Schlafrock auf dem Sofa des Hotelzimmers. Erst jetzt sah man ihm sein Alter deutlich an, und auch eine gewisse ruhige Bosheit dort um die Mundwinkel.

Der Kellner brachte ihm einen Brief, den er liegend in Empfang nahm.

„Kommen Sie sofort. Basti hat sich erschossen. Lenia Baril."

Eustach ließ das Blatt sinken und rauchte seine Zigarette zu Ende. Alsdann kleidete er sich an, schloß den Koffer und zahlte seine Rechnung. Der Wagen fuhr vor.

Mit vornehm lässiger Handbewegung grüßte Eustach Baril den an der Treppe stehenden, dienernden Wirt.

„Kutscher, zum Bahnhof!"

*

Maruscha war schwarz gekleidet und ging mit verweinten Augen umher. Sie begriff das gar nicht: statt der Beileidsbriefe trafen lauter häßliche, blaue Couverts mit daraufgedruckten Firmen ein, Rechnungen vom Geflügelhändler, vom Konditor, vom Gärtner.

Maruscha wagte nicht, diese Couverts ihrer Herrin zu bringen.

Lenia lag auf dem niedern Diwan in Barils Atelier. Sie hatte sich mit seinen Stillleben umgeben, die rings an den Stühlen lehnten, hatte die Rollläden herabgelassen und lange Stücke Flor an den Bilderrahmen angebracht. Sie war bleich, rote Flecken brannten unter ihren Augen. Auf dem Kopfe trug sie eine seltsame Kreppheube mit Schleier. Ihre Schuhe von schwarzem Tuch ließen den Fuß größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Still lag sie seit Stunden. Von Zeit zu Zeit nur klingelte sie, Maruscha herbeizurufen.

„War niemand da?"

„Niemand."

„Keiner von den Herren, die sonst —"

„O doch, Frau Marquise, sie haben Karten abgegeben."

„Warum hast du sie nicht hereingelassen?"

„Gott, ich wollte sie hereinlassen, aber da sagten sie: ‚Wir wollen die Frau Marquise nicht inkommodieren.'"

„Gut."

Maruscha entfernte sich. Es wurde Mittag.

„Wer hat vorhin geläutet?"

„Ach, alle die Rechnungen, ach, gnädige Frau Marquise." —

„Rechnungen?" fragte Lenia stirnrunzelnd. „Wo sind sie?"

Maruscha brachte sie auf einem Teller von Aluminium. Mit unterwürfigem Gesicht blieb sie wartend stehen.

Lenias Stirn färbte sich dunkelrot. Ihre Hand faßte den Teller und warf ihn der Kammerjungfer vor die Füße.

„Das ist meine Antwort, die Antwort an die Rohen, die einen Tag nach dem Begräbnisse ..."

„Ach, gnädigste Frau Marquise," sagte Maruscha, die sich bückte, um die zahllosen Briefe aufzusammeln, „und ich wollte hiermit auch unterthänig um meine Entlassung bitten."

„Was?"

„Ich habe Heimweh — und meine Gesundheit" — sie blieb auf den Knieen liegen und rutschte in dieser Stellung ein paar Schritte zurück.

Lenia ballte die Faust. „Du? Fort willst du? Du hast den Mut, mir heute —"

„Ach, Frau Marquise, and auch um den rückständigen Lohn wollte ich gehorsamst gebeten haben."

„Steh auf. Ich will dich bezahlen. Pfui, du feige Sklavenseele ... pfui über dich!"

‚Sie wird mir das Geld an den Kopf werfen,' dachte Maruscha. ‚Möchte sie mich nur in Papierscheinen bezahlen!'

Lenia ging an ihren Schreibtisch und entnahm ihm ein Portefeuille, aus diesem mehrere Goldstücke, die sie Maruscha ruhig in die Hand gab.

„Und gehe gleich, hörst du?"

„Frau Marquise —"

„Gleich! Auf der Stelle!"

Maruscha schlich aus der Thür.

Der Hausbesitzer verlangte, vorgelassen zu werden — er kündigte Lenia die Wohnung. Nach dem eignen Wunsch der Barilschen Gatten hatten sie wöchentliche Kündigung ausgemacht, und nun kam er, im Zylinder, stark nach Tabak riechend, und bedauerte unendlich, aber er wolle bauen, und ein so trauriger Vorfall —

„Den traurigen Vorfall bitte ich nicht zu erwähnen, Herr — in acht Tagen wird die Wohnung geräumt sein ... Ach so, den Mietbetrag werde ich Ihnen hinaufschicken."

Der dicke Mann dienerte und fand seinen Weg rücklings aus der Thür. Lenia lachte hinter ihm her, sie preßte ihr Taschentuch gegen die Lippen. Hastig zählte sie die Scheine, die sie im Portefeuille gefunden.

Eine Stunde später waren alle Rechnungen bezahlt. Lenia lachte wieder in bitterem Triumph. Alle, alle sollten bezahlt werden, sie kamen nur, die Geld von ihr wollten. Die andern?

Totenstille um sie her — sie wartete bis zum Abend.

Zwei, drei Tage vergingen. Lenia hatte sich auf die Straße, in die frische Luft gewagt.

Sie begegnete mehreren Damen ihrer Bekanntschaft — mit kühl gemessenem Gruße schritten sie vorüber. Die Offiziere grüßten ernst, höflich, fremd.

Niemand — niemand! Lenia schloß sich in ihr Zimmer ein und zündete die Lampe an. Scheu und ängstlich sah sie sich um. Allein in diesen Räumen, wo er ... Es war zu furchtbar!

Sollte sie die Gemüsefrau heraufholen, die im Hause den Keller bewohnte? Sollte sie zu der Frau des Hausbesitzers gehen? Nein, nur das nicht!

Lenia stampfte mit dem Fuße auf und begann laut zu weinen in ihrer Herzensangst. Die toten Hasen und Hühner Barils flößten ihr ein unbeschreibliches Grauen ein.

Zuletzt lief sie im Zimmer hin und her wie eine Irre, und endlich setzte sie den Hut auf und rannte wieder hinaus, auf die Straße, in die Nacht.

Mehrere Herren, die in den Klub wanderten, stutzten beim Anblick der in schwarze Schleier gehüllten Erscheinung.

„Rögge — bei allem, was wahr ist — das war die Baril!"

„Nicht möglich!"

„Das ist doch stark ..."

Doktor Brandt trat aus einem Hause und starrte ihr nach. „Ich werde ihr Luftveränderung verschreiben," sagte er halblaut.

Erst gegen Mitternacht kehrte Lenia heim, vom Winde zerzaust, mit zerrissenem Schleier und nassen Schuhen, — sie fand das Haus verschlossen.

In blinder Angst polterte sie an die Thür, sie rief, sie schrie — endlich öffnete sich ein Fenster, und die Gemüsefrau steckte den Kopf hervor.

„Was is los, um Gottes willen?"

„Oeffnen Sie! Ich kann nicht hinein! Machen Sie schnell!"

Die Frau kreischte laut auf — das Fenster flog klirrend zu.

„Sein Geist!" hörte Lenia von drinnen zetern. „Sein Geist! Betet, Kinder!"

Lenias Augen funkelten. Sie wandte sich und lief weiter bis zum nächsten Hotel — dort fand sie Aufnahme.

Ein verschlafener Kellner leuchtete ihr in ein miserables, kleines Zimmer. Eine Mark fünfzig pro Tag stand da angeschrieben. Mißtrauisch legte er ihr den Zettel für die Anmeldung vor und schlurfte, nachdem sie den Schein ausgefüllt, auf seinen Pantoffeln der Portierloge zu.

„Marquise Baril," las er und blieb mit offenem Munde stehen.

*

Als Rögge den Bewohnern von Schloß Kelling die Nachricht von Barils gewaltsamem Tode brachte, war Markwarts erster Instinkt, Elisabeth daraufhin anzusehen, welchen Eindruck der Vorfall auf sie mache.

Sie wurde erschreckend bleich, weiß, bis in die Lippen.

„Seine Frau hat ihn dahingebracht," sagte Kelling hart.

Rögge neigte sich vor in leichtem Befremden. „Man sagt es."

„Sie wird nun wohl die Stadt verlassen?" fragte Elisabeth leise.

„Ich weiß nicht. Niemand weiß etwas."

„War denn niemand bei ihr?"

Leutnant Rögge fühlte, daß er wieder unbequem rot wurde. „Wir nicht," sagte er dann tapfer, „wir haben nur Karten dort gelassen. Wir müssen da dem Höheren weichen, gnädige Frau," fügte er wie entschuldigend hinzu, „aufpassen, wie der Wind von oben weht."

„Und die andern? Barils hatten doch täglich Theebesuch — oder irre ich mich?"

„Keineswegs," stammelte Rögge, dem das Blut bis in die Schläfen stieg, „aber, gnädige Frau, es ist da so manches ..."

„Ich verstehe," sagte Elisabeth tonlos. „Sie ist geächtet. Den einen ächtet man, weil er zu schlecht ist, den andern, weil er zu gut — scheint. Von jenem wendet man sich offen ab, von diesem heimlich, innerlich."

„Zwischen Teufel und Engel steht der Mensch," sagte Kelling.

Leutnant Rögge empfahl sich. Er war nicht zufrieden mit sich — Elisabeths große, vorwurfsvolle Augen verfolgten ihn.

Kaum hatte sich die Thür hinter Rögge geschlossen, als Elisabeth ihre Hand auf Markwarts Schulter legte. Er saß am Schreibtisch, sie stand hinter ihm.

„Markwart, erlaube mir, die Witwe nach Schloß Kelling zu holen, nur auf wenige Wochen."

Er sprang heftig auf. „In unser Haus? Zu uns? Diese Frau, die einmütig von der Gesellschaft abgelehnt wird?"

„Eben deshalb," sagte Elisabeth ruhig.

„Ach so, ich vergaß, ich vergaß deine unendliche Güte, Elisabeth, — übe dein Werk der Barmherzigkeit aus!"

Mit raschem Impulse schmiegte sie sich an seinen Arm, er zuckte zusammen.

„Warum bist du so bitter gegen mich?" flüsterte sie. „Wenn ich könnte, würde ich anders werden, — für dich. Was verlangst du denn von mir, was? Sieh, Markwart, ein Unrecht thät' ich für dich, denn ich bin ein Mensch, und weil du mir's nicht verzeihen kannst, daß ich dein erst später geworden bin, als ich dich kannte, darum demütige ich mich jetzt vor dir und frage: Was verlangst du von mir?"

Kelling sah ihr in das stolze, schöne, tiefgerötete Gesicht. Seine ganze Qual, seine ganze Enttäuschung stieg gebieterisch in ihm auf.

„Nichts," sagte er heiser. „Du hast ja alles für mich gethan. Du hast mir das Leben gerettet. Du würdest sterben für mich, deine Habe den Armen geben, hungern, damit andre satt werden, aus

Barmherzigkeit. Ohne Liebe. Ein tönendes Erz — ein tönendes Erz . . . Und sieh, Elisabeth, für ein bißchen Menschenliebe von dir, wirkliche, heiße, begehrende Menschenliebe gäb' ich die Welt hin, der deine Barmherzigkeit mich zurückgewonnen!"

Goethes Vater. Reliefporträt von J. P. Melchior.

Jugendbildnis Goethes. Von J. D. Bager.

Goethes Mutter. Reliefporträt von J. P. Melchior.

Schillers Garten und Wohnhaus in Jena. Nach einer Tuschzeichnung von Goethe.

Elisabeth hielt den Kopf gesenkt. Ein tönendes Erz war sie, ein klingende Schelle.

„Was weißt du von meiner Liebe?" fragte sie traurig und ließ ihn allein.

*

Am frühen Morgen kehrte Lenia zurück in ihre Wohnung, mit einem schlecht verhehlten, höhnischen Lächeln von ihrer neuen Zofe empfangen.

Sie sah aus zum Erbarmen. Seit gestern mittag hatte sie nichts genossen. Ganz still war sie geworden.

Ein Gedanke wie eine große, schwarze Wolke zog über ihr auf.

Wenn ich thäte, was Basti that? Ein Knall, und es war vorüber. Entsetzt zuckte sie empor. Sie hatte den Knall so deutlich gehört, er wiederholte sich jetzt, es war ein Pochen an der Thür.

„Herein!" rief sie bebend.

Lenia traute ihren Augen nicht. Sie waren vom Weinen gerötet und geschwollen.

„Liebe Marquise," sagte Elisabeths klare Stimme, „ich bin's, ich komme, Sie zu holen."

„Holen — mich? Wohin?"

„Nach Haus, zu uns, meine ich. Es ist so traurig allein für Sie."

Lenia blickte sie groß, erstaunt, fragend an. Elisabeth dachte, sie werde in Thränen ausbrechen, so veränderten sich ihre Mienen. Jedoch, es gelang ihr, zu lächeln.

„Sie sind sehr gütig," sagte sie leichthin, „aber ich kann leider Ihre Einladung nicht annehmen."

Elisabeth errötete.

„. . . Da ich morgen abzureisen gedenke, meine Freunde in Italien, in Serbien . . ."

Elisabeth fühlte, daß ihre Einladung von der Witwe Sebastien Barils als ein Almosen betrachtet wurde, und daß dies Almosen mit Stolz zurückgewiesen wurde.

Sie sprach ein paar Worte des Bedauerns, und Lenia bot ihr kühl einen Stuhl.

„Sie müssen schon wieder gehen?" fragte sie artig. „Meine Empfehlungen dem Baron. Adieu."

Elisabeth stand im Freien und mußte Atem schöpfen. Hatte sie etwas Häßliches gethan, etwas Erniedrigendes für jene Frau gewollt, oder warf es der Spiegel nur als Zerrbild zurück?

‚Ach, ich wünschte, ich verlernte die Liebe!' dachte sie.

Die Liebe verlernen! Das war's. Dann hörte auch die Qual auf.

*

Zwischen Weihnachten und Neujahr war Schnee gefallen — zwischen Weihnachten und Neujahr war Schloß Kelling besetzt bis in die Giebelstuben.

Fremde Dienerschaft glitt lautlos treppauf, treppab, saß abends an dem stark überheizten Ofen des Gesindezimmers und lebte von den Resten üppiger Mahlzeiten.

In dem getäfelten Saale brannten allabendlich die silbernen Kandelaber, von der Kredenz, die mit ihren geschnitzten Türmen und Säulen im gotischen Stil einem Monumente glich, schimmerten die Geräte

Blick auf den Vatikan und St. Peter in Rom. Nach einem Aquarell von Goethe, Anfang 1787.

Das Goethe-Familienbildnis von J. C. Seekatz.

von altem Meißener Porzellan, altfranzösischer Fayence und gemalten Sèvres.

Hochlehnige Stühle mit Bezügen von antikem Leder, rot und gold, waren an die massiven, braungebeizten Eichentische gerückt, und aus alten Rahmen blickten mit braunen Augen unter feingeschwungenen Brauen die Kellingschen Damen und Kavaliere des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hernieder.

Am Weihnachtsabend hatten sie hier den Dorfkindern beschert, und es war eine harte Geduldsprobe für Kelling gewesen, als Elisabeth die Kleinen ein Weihnachtslied singen ließ und sich dann mit jedem einzelnen der ungeschickten, verschüchterten Mädchen und Knaben eingehend beschäftigte. Puppen, Zinnsoldaten, Schiefertafeln, Aepfel und Nüsse, sie waren die Losung des Abends.

Weich und innig klang Elisabeths Stimme an Kellings Ohr. Er empfand etwas wie eine rasende Ungeduld, er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken . . . diese Stimme, ja, diese Stimme!

Eine Lieblingsträumerei von ihm war, daß er sich vorstellte, wie diese Stimme glühende Liebesbekenntnisse sprach, wie sie erstickt wurde von Leidenschaft. Doch dann kam die Wirklichkeit mit ihren sanften Worten, mit ihrer engelhaften Geduld und ihrem milden Schweigen!

Deshalb hatte Kelling sich das Haus voll Gäste geladen. Des Schellengeläutes war kein Ende mehr. Schlitten um Schlitten fuhr vor.

Auf pikante Erlebnisse war niemand hier gefaßt; eher auf eine solid ehrbare, feiertägliche Weihnachtsstimmung, auf Langweile mit vorzüglicher Küche und Gespenstergeschichten mit Punsch.

Sehr viele nahmen die Kellingsche Einladung lediglich aus dem Grunde an, „weil es mal was andres war."

Rögge, Galenz und ein Hauptmann von Frick brachten sechs Urlaubstage hier zu.

„Auf Schloß Kelling wird man besser," sagte die Frau des Hauptmanns.

„Ja," lachte Kelling, „es bleibt nur zu befürchten, daß man hier zu gut wird."

„Ne, das wäre langweilig," fiel ihm der dicke Hauptmann ins Wort, „fidel wollen wir sein, was, Kelling? Ich für mein Teil bin gern fidel, mein Ideal ist der Rodensteiner!"

„Der Rodensteiner ist seine schwache Seite," sagte die ältliche junge Frau, die zehn Jahre mit ihm verlobt gewesen, „zum Glück kam er nicht in die Gefahr, drei Dörfer zu vertrinken."

„Sie wissen doch, daß die Baril nach Monte Carlo abgereist ist?" fragte Galenz, Kelling beiseite nehmend. „Sie wird an ihrer Leidenschaft zu Grunde gehen."

„Ist immerhin etwas, kann auch nicht jeder," erwiderte Kelling. „Ein Mensch ohne Leidenschaft — stehendes Wasser."

*

Am nächsten Tage hatte niemand etwas vor.

Wer aus dem Fenster sah, erblickte einen grauen Himmel, von dem weißliche Nebel sich lösten, wer aufstand, betrachtete wehmütig seine Strümpfe, ehe er sie anzog, als ob es sich der Mühe kaum lohne.

„Das wird heut wieder sträflich langweilig werden," sagte der dicke Hauptmann, „Frau von Kelling balanciert ihre Tugendhaftigkeit immer auf der Nase, das giebt ein so beängstigendes Gefühl."

„Bist du gewiß, daß die Thürritzen verstopft sind? Wir haben einen Nachbarn, glaub' ich."

„Der hat schon gestern zwei Staubtücher zwischengestopft, er sagt, er leide an Alpdrücken."

Rögge öffnete gerade seinen Laden — alles weiß und still, die alten Bäume regungslos. Keine Fußspur auf dem frischen Schnee der Wege.

„Unsre liebe Frau vom Schnee," sprach er sinnend. „Das wird heute wieder ein Friedenstag werden."

Markwart Kelling schritt schon seit einer Viertelstunde in dem getäfelten Saale auf und nieder. Ledermann hatte wieder einmal seinen Spleen, er hatte in Erfahrung gebracht, daß er der Sohn eines Prinzen aus lustiger Studentenzeit sei, und fühlte sich nun hoch über seinen Herrn erhaben!

Elisabeth hantierte mit der Kaffeemaschine — ein feines Klirren von Silber kitzelte Kellings Ohr.

„Was ist das?"

Fremde, schrille Laute vermischten sich mit dem zarten Klirren, begleitet von einem regelmäßigen Brummen.

„Dorfmusik," sagte Elisabeth, ans Fenster eilend.

„Ja," bestätigte Ledermann, „es sind drei böhmische Musikanten im Dorfe angekommen. Sie spielen zum Tanze auf. Es sind Leute von der Straße, nichts Feines, nichts Standesgemäßes!"

„Ich möchte einmal tanzen, Markwart."

„Ist das dein Ernst, Elisabeth?"

Sie starrte mit heißen Augen durch die Scheiben auf die drei abenteuerlichen Gesellen mit ihrer Fiedel, Flöte und Guitarre.

„Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja, vergolden," murmelte sie.

Markwart besah seine Fußspitzen. „Wie du willst."

„Man will auch das versuchen," fuhr sie noch leiser fort, „auch das kosten."

Für ihn, mit ihm tanzen! Ihn emporrütteln! Ihm zeigen, daß auch sie aus Fleisch und Blut war.

Ledermann ging achselzuckend, die Musikanten zu holen. Sie sahen unglaublich abgerissen und unterwürfig aus. Der mit der Fiedel hieß Jucko und hatte nach Ledermanns Versicherung „Diebsaugen."

Aus den Gaststuben lief alles zusammen: es sollte getanzt werden, Musikanten waren bestellt! Das hätte man der stillen Frau Elisabeth gar nicht zugetraut.

„Räumt alles aus!" schrie der dicke Hauptmann mit heiserer Kommandostimme, „Tische, Stühle, Teppiche — 'raus da, aus dem Haus da!"

Leutnant Rögge saß mit verschränkten Armen auf dem Fenstersimse.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Elisabeth ihn mild.

„Ich habe schlecht geschlafen."

Elisabeth blickte ihn voll an und nahm prüfend seine Hand. „Sie müssen gestatten, daß ich die ehemalige Schwester aus langem Traum wecke," sagte sie mit einem halb traurigen, halb schelmischen Lächeln. „Der Puls ist unruhig."

Rögge erwiderte fest ihren Blick, obwohl seine Hand zuckte, wie unter großen körperlichen Qualen.

„Werden Sie die Tanzmusik ertragen?"

„Ja," unter einer Bedingung."

„Sie sei Ihnen gewährt."

„Also die erste Runde!"

„Es kann losgehen!" rief der Hauptmann.

„Auf alle Tänze spielen die Kerls die eine ländlerartige Melodie. Dieses Kreischen und Wimmern hat übrigens etwas Einschmeichelndes, Berauschendes, ja, etwas Gefährliches! Der Dorftanz ist schon manchem verhängnisvoll geworden . . ."

„Dir nicht," sagte seine Frau trocken. „Dir ist nur der Rodensteiner verhängnisvoll."

„Hör' mal einer die Frau an! Kinder, das ist zu fidel! Was?"

Die Musik setzte ein. Leutnant Rögge und Elisabeth eröffneten den Tanz.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und die „Moderne".

Zum hundertundfünfzigsten Geburtstage des Dichters.

(Siehe die Porträts und Abbildungen Seite 751 und 754.)

Am 28. August sind hundertundfünfzig Jahre verflossen, seit in dem damals schlichten und unscheinbaren Bürgerhause am Großen Hirschgraben in Frankfurt am Main der größte Dichtergenius, der in neuerer Zeit unserm Vaterlande geschenkt wurde, das Licht der Welt erblickte, Johann Wolfgang Goethe. Wenn weit und breit in deutschen Landen dieser Tag als ein festlicher begangen wird und die Liebe und Verehrung, die das deutsche Volk dem Andenken seines großen Sohnes zollt, sich allenthalben in sichtbaren Kundgebungen äußert, ist das nur gerechtfertigt. In dem Zeitraume, der seit der Geburt des Dichters dahingegangen ist, hat sich ein Wandel in allen Verhältnissen vollzogen, wie er wohl im Verlaufe der Geschichte noch nie in eine gleich knappe Spanne Zeit zusammengedrängt worden ist, und nicht am wenigsten ist von demselben unser Heimatland betroffen worden, aber in derselben ruhigen Größe ist, von dem Schimmer des Ideals umkleidet, die Gestalt des Dichters vor dem geistigen Auge der Generationen stehen geblieben, so viele deren seither auch einander abgelöst haben.

Das Eigenartige in der Begabung des Dichters hat seine Wirkung und Wertschätzung der Bannung an gewisse Schranken, sei es des Orts, sei es der Zeit, entrückt. Gewiß, das Zeit- und Weltbild spiegelt sich in den Augen des heutigen Geschlechts anders als in dem des vor hundert und mehr Jahren lebenden, aber wenn von den Führern der großen geistigen Bewegung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jemand ehrlich sein Teil dazu beigetragen hat, daß sich diese Aenderung vollziehe, ist es Goethe gewesen. Das sich in ihm verkörpernde Streben nach einheitlicher und harmonischer Entwicklung und Ausbildung der verschiedenen geistigen Seiten des Einzelwesens auf der Grundlage reinen und unverfälschten Menschentums ist der Leitstern auch für unsre Tage geblieben und wird vielleicht mehr noch als für sie der für eine kommende Zeit sein. Erst heute vermögen wir zu ermessen, wie sehr unser großer Dichter als Vermittler zwischen dem Einst und Jetzt erscheint. Wollen wir uns eines der gerade nicht sehr inhaltschweren Schlagworte unsers Tagesgetriebes bedienen, so mögen wir Goethe als die erste „moderne" Erscheinung in der Geschichte unsers Geisteslebens bezeichnen. Nach mehr als einer Richtung hin ist der Ausdruck sogar genauer zu nehmen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Schon die Thatsache, daß der Dichter, ohne daß seine Erziehung oder die Gestaltung seines Lebensschicksals ihm Anlaß dazu geboten hätte, bloß auf die von ihm aufgestellte Forderung hin, daß der Mensch sein Auge keiner Lebensseite verschließe, sich dem Studium eines wissenschaftlichen Zweiges zuwandte, der zu seiner Zeit mehr als irgend ein andrer von dem Gebiete allgemeiner Bildung ausgeschlossen war, dem der Naturwissenschaften, zeigt ihn uns auf einer Bahn, auf der er in seinen Tagen kaum Mitstrebende hatte. Und auf dieser Bahn sollte er sich nicht als einen nur zufällig dorthin Verschlagenen erweisen, sondern als einen zielbewußten Leiter und Führer, dem wir jetzt ohne jedes Bedenken den ihm gebührenden Platz neben den großen naturwissenschaftlichen Forschern unsrer Zeit anweisen.

Aber auch auf dem Gebiete der Dichtung war Goethe eine Erscheinung, die von den jetzigen „Modernen" direkt als eine der ihrigen in Anspruch genommen werden könnte. Wir lernen heutzutage unsre Litteraturgeschichte zu konventionell und oberflächlich, als daß wir uns gemeinhin noch eine Vorstellung von der Wirkung machen könnten, die Goethe mit seinen großen Jugendwerken wegen der Eigenart ihrer Erscheinung ausübte. Der „Götz von Berlichingen" erregte in der zeitgenössischen litterarischen Welt geradezu Verblüffen, und die Kritik stand dem Werk vollständig ratlos gegenüber: alle Regeln, an denen man bisher festgehalten, erschienen über den Haufen geworfen, die „kritischen Linnées" staunten, wie es in einem ausführlichen Essay des „Teutschen Mercurius" hieß, allein sie mußten zugeben, daß das Stück, „worin alle drey Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden," das weder Lust- noch Trauerspiel war, doch das schönste, interessanteste Monstrum sei, gegen das man hundert von den landläufigen komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, „deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus dem gewöhnlichen Gang gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Erregung heimgesucht werden." Der „Götz" war eben das erste national-historische Drama, das in Deutschland geschaffen wurde, zu einer Zeit, als hier ein Nationalbewußtsein erst am Aufdämmern war und der Begriff einer deutschen Geschichte mehr geahnt als erfaßt wurde. In künstlerischer Hinsicht war aber der „Götz" das erste Milieustück, das auf der deutschen Bühne erschien, das erste Werk, in dem weniger der Held und die Handlung als das glänzend

geschilderte Zeit- und Sittenbild die Teilnahme der Leser und Zuschauer fesselte.

Wie der „Götz“ als das erste deutsche Milieustück, so darf in gewissem Sinne der „Werther“ als der erste deutsche, ja überhaupt als der erste realistische Roman naturalistischer Färbung bezeichnet werden. Das Zetergeschrei, das gegen ihn erhoben wurde, unterschied sich denn auch in nichts von den heftigen, bis zum Zelotismus sich versteigenden Anfeindungen, die den Schöpfungen des modernen Realismus entgegengesetzt wurden. Der Inhalt des Romans wirkte so sehr als „Lebenswirklichkeit“, daß nicht nur die Leser, sondern auch die berufsmäßigen Kritiker ganz und gar vergaßen, daß sie es in ihm mit einem Kunstwerke zu thun hatten. Nur zwei bis drei Urheber der auf uns gekommenen Besprechungen wagen es, dem Werke gegenüber einen ästhetischen Standpunkt einzunehmen; bei der überwiegenden Mehrzahl dreht sich der ganze Streit, alles Für und Wider darum, ob das Buch ein unmoralisches sei oder nicht, und ob es wirklich den Selbstmord predige. Nur einmal wird der Grundsatz geltend gemacht, daß ein Kunstwerk nach ästhetischen und nicht nach moralischen Normen zu beurteilen sei, niemals aber wird auch von den schärfsten Beurteilern das wirklich ästhetische Gebrechen, der Dualismus in den Motiven, hervorgehoben, auf welchen den Dichter zuerst Herder und später Napoleon aufmerksam machten. Der Held der Erzählung galt unbewußt auch den gelehrten Kritikern nicht als eine Fiktion, sondern als eine lebende Person.

Daß der „Clavigo“ zur Zeit seines Erscheinens geradezu eine Aktualität war, daß heißt eine Geschichte, deren handelnde Personen größtenteils noch lebten, wird heute, wo man sich daran gewöhnt hat, in dem Drama ein „historisches“ Stück zu erblicken, vielfach vergessen. Auch daran muß immer wieder erinnert werden, daß Goethe dem schwierigsten Problem, das gerade unsre Zeit der Romandichtung stellt, dem Problem des soziologischen Romans, nahegetreten ist. Wäre der zweite Teil des „Wilhelm Meister“ das geworden, was der Dichter einst aus ihm zu machen beabsichtigte, dann würden wir wahrscheinlich darüber staunen, mit welcher intuitiven Kraft sein Dichterauge begabt war, und wie es in Tiefen zu dringen vermochte, deren Bewegung kaum erst durch eine leise Regung der Oberfläche angedeutet wurde.

Ueber Goethes Lyrik etwas zu sagen, ist überflüssig, sie ist heute so jugendfrisch und „modern“, wie sie es vor hundert Jahren war, denn ihre Wesenheit ist der Ausdruck von Gefühlen, wie sie stets im Menschengemüt einen Wiederhall finden werden, solange die Gesittung der Welt sich auf der Grundlage reinen Menschentums aufbaut.

Ludwig Holthof.

Adolph Schreyer †.

(Siehe das Porträt Seite 762 und die Abbildung Seite 763.)

Am 30. Juli ist Professor Adolph Schreyer nach längerem Leiden auf seiner Besitzung in dem Bergstädtchen Cronberg im Taunus verschieden. Mit ihm ist das Haupt jener Frankfurter Künstlerschar dahingegangen, die sich in dem genannten, durch seine malerische Lage ausgezeichneten Taunusorte zu einer Art Kolonie vereinigt hatte. Schreyers Ruhm ist weit über die Schranken seiner Heimat hinausgegangen, er war international, und die Werke des Meisters waren begehrt wie die weniger andrer zeitgenössischer Künstler. Am 9. Juli 1828 in Frankfurt a. M. geboren, erhielt der Verstorbene seine erste künstlerische Ausbildung im Städelschen Institut seiner Vaterstadt und vollendete seine Studien an den Akademien zu München und Düsseldorf. Im Jahre 1854 begleitete er die österreichische Armee in die Donaufürstentümer und führte dann mit österreichischen Offizieren einen Ritt durch Kleinasien aus. Die künstlerischen Errungenschaften dieser Fahrten sowie eines Aufenthaltes in Algerien (1861) erregten bei Schreyers Uebersiedelung nach Paris im Jahre 1862 die größte Bewunderung. Die bedeutendsten Galerien des In- und Auslandes erwarben Bilder des Meisters, und die Besitzer von Privatsammlungen schätzten sich glücklich, wenn sie sich ein Werk seiner Hand verschaffen konnten. Viele seiner Arbeiten sind durch Nachbildungen in den weitesten Kreisen bekannt geworden und haben sich geradezu einen Weltruf erworben. Schreyer interessierte sich bei seinen künstlerischen Schöpfungen hauptsächlich für die Tierwelt, aber auf ihn übte das Tier in seiner äußeren Erscheinung nicht den Reiz aus, der ihn hätte fesseln können, ihn zog mehr das Psychologische, das Tier in Momenten der Gefahr und Erregung an, und das war es denn auch, was er mit seltener Meisterschaft zur Darstellung zu bringen verstand und was seinen Ruhm begründete. Als typisch in dieser Hinsicht darf das Bild gelten, dessen Wiedergabe wir unsern Lesern bieten, „Brennender walachischer Poststall“, das im vorigen Jahre bei einer Versteigerung in Frankfurt den Preis von 18000 Mark erzielte. Schreyer war Mitglied der Akademien von Antwerpen und Amsterdam und erhielt Medaillen in Brüssel, Paris und München. Seine Bilder sind hauptsächlich vertreten in den großen Sammlungen von Hamburg, Berlin, Schwerin und Paris.

Die Stelzen in der französischen Landschaft „Les Landes‘.

Von

Paul Kauffmann.

I.

Noch vor vierzig Jahren war der ganze unter dem Namen der „Landes“ zusammengefaßte südfranzösische Landstrich, der sich zwischen dem Meer und den Thälern des Adour und der Garonne erstreckt, unbebaut und unbewohnt; vier bis fünf kleine Marktflecken, einige vereinsamte Hütten und hie und da ein Fichtengebüsch, das war alles, was sich dort verstreut vorfand.

Der Zugang war im Winter wegen der Ueberschwemmung der benachbarten Gebiete vollständig abgeschnitten. An manchen Stellen findet sich in dieser Gegend jetzt noch nichts als Sand und Sumpfboden vor; man möchte es eine Wüste nennen; trotzdem sind gewaltige Fortschritte gemacht worden, die Landes haben sich zu großem Teil mit reichem Ackerboden und fettem Weideland bedeckt, ja sogar mit recht ertragreichen Weinbergen, deren Produkt eines gewissen Wohlgeschmacks durchaus nicht entbehrt und in einzelnen Jahrgängen sehr geschätzt ist.

Die Landes haben sich bevölkert, an Dörfern herrscht kein Mangel, und der Boden hat eine andre Gestalt angenommen. Hie und da trifft man auf den von mächtigen Fichtenwaldungen umschlossenen freien Landstrecken, auf dem eigentlichen, von Stechginstergestrüpp bedeckten Landes-Boden, aus Holz gebaute und mit Stroh gedeckte Schutzhütten an, in denen die Hirten mit ihren Schafen Zuflucht finden. Diese Hirten, in der Landessprache „Lanusquets“ genannt, bilden eine Klasse von Einwohnern für sich. Auf Stelzen (escapes oder tschanques) durcheilen sie mit ihren Herden die weiten Landstrecken und weiden dort ihr Vieh, ohne daß sie dafür irgend einen Weidezoll zu entrichten hätten, dank einer Verfassung, die ihnen im sechzehnten Jahrhundert von den Großkapitänen von Buch, den Landesherren, aufgenötigt wurde, und die sich bis auf den heutigen Tag durch alle noch so stürmische Zeitläufte hindurch in Uebung erhalten hat.

In den Ruhepausen strickt der Hirte, wobei ihm sein langer Stab als Sitzstütze dient. Im Winter trägt er eine Art Dolman aus Schaffell, die rauhe Seite nach außen gekehrt, die Beine mit weichem Lammfell (camano) umwickelt, das auch seinen bloßen Füßen Schutz gewährt; der weite Kapuzenmantel aus grobem, weißem Tuch, auch manteau de charlemagne genannt, dessen Kragenzipfel rot gerändert sind und in Pferdehaarquästchen endigen, hüllt ihn ganz ein. Wird das Wetter gar zu kalt, so fügt der Hirte zu dieser Kleidung noch eine oder zwei Westen und bis unter das Knie herabreichende Beinkleider. So ausstaffiert, kann er getrost allen Unbilden der Witterung trotzen; im Sommer wandert er natürlich leichter gekleidet über den Moorboden und durch das Buschwerk einher, dabei strickend oder auf seiner Querpfeife oder seiner kurzen Hirtenpfeife (galoubet) blasend. Das Zurücklegen großer Strecken auf Stelzen verstehen die Lanusquets besser als irgend jemand auf der Welt. Auf ihre hölzernen Hilfsbeine gestützt, überwachen sie von oben herab ihre in dem Buschwerk sich verlierenden Schafe und setzen ungehindert über Wasserlachen, Sumpfstellen und Gräben hinweg. Dabei handhaben sie ihren langen Stab, der so viel zu der Eigentümlichkeit ihrer Erscheinung beiträgt, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit, ihn je nach den Umständen als Balancierstange, als Sitz oder als Greiforgan benutzend.

In den noch nicht aufgeschlossenen Teilen der Landes bedient sich der überwiegende Teil der Bevölkerung dieses Fortbewegungsmittels, das ihnen nicht nur gestattet, rasch von einem Ort zum andern zu gelangen, sondern auch über die zahlreichen sumpfigen Stellen hinwegzukommen, die sich dadurch bilden, daß eine sandige Bodenschicht von vegetabilischer Feuchtigkeit durchsetzt wird, wodurch eine Art organischen Zements entsteht, Alios genannt, der sich dem Durchsickern des von den atmosphärischen Niederschlägen herrührenden Wassers in den Landes entgegenstellt. Es sind übrigens umfassende Arbeiten unternommen worden, um durch Abzugsröhren dieses Wasser nach den in den Landes sich findenden Binnenseen abzuleiten, und um die Sanierung des Bodens zu einer vollständigen zu machen, hat man Fichtenpflanzungen angelegt, die sich zu einem großen Waldbestande mit tadellosem Kulturboden zusammengeschlossen haben, auf dem Kiefern, Korkeichen, Kastanien und Sandbeerbäume gedeihen, rings von den zarten Blüten der Ginster und Stechginster wie von einem goldenen Meer umwogt.

Der sandige Boden der Landes eignet sich übrigens, seit er kulturfähig gemacht worden ist, ganz vorzüglich zum

Hirt und Herde in den „Landes“.

Die Brandstifter.

Feuerruf.

Anbau, da er unter einem der günstigsten Himmelsstriche Frankreichs gelegen ist. Die Luft ist daselbst bewegt, und schon vom März an herrscht warmer, den Pflanzenwuchs begünstigender Sonnenschein, dabei fällt vom März bis Mai häufig Regen ein wegen der Nähe des Meeres und der von diesem her wehenden Winde, gegen welche die Landes zum Teil durch die hohen, am Küstensaum sich hinziehenden Sanddünen geschützt sind.

Die aufblühende junge Waldkultur hat wesentlich zur Hebung der Viehzucht beigetragen, wie sich denn der Kreuzschlag Bordeaux-Landes mit Recht einen Namen gemacht hat; das Rindvieh findet in den neuen Wäldern einen ausgedehnten Weidegrund und ein natürliches Futter, das dem der unangebauten und ungesunden, höchstens zur Haltung von Schafherden geeigneten Landes weit überlegen ist. Selbst im Winter sieht man die Kühe hinausgehen, um sich unter dem Schnee das am Fuße der Bäume aufsprießende junge Grün hervorzusuchen. Es kommt jedoch häufig vor, daß infolge der allzu großen Anhäufung der Dammerde das Vieh durch das Dorn- und Ginstergestrüpp an seinem freien Weidegang behindert wird; dann sieht man wohl Brände aufflammen, die von den Bewohnern der Landes angelegt werden; sie verschaffen sich dadurch für das nächste Jahr einen frischen und zarten Gras- und Kräuterwuchs, der unter der Asche hervorsprießt und dem Vieh eine vortreffliche Nahrung darbietet, durch die es Kraft gewinnt und sein Milcherträgnis gesteigert wird.

Leider schaden diese Brände, wenn sie zu häufig vorkommen, den Fichtenwaldungen nicht unbeträchtlich, weil sie den unteren Teil der Stämme zerstören. Manchmal nehmen sie größere Ausdehnung an und vernichten mehrere Hektare der zur Harzgewinnung angelegten Fichtenschonungen, wobei die Bäume der weiteren Ausbreitung des Feuers ein nur allzu günstiges Material darbieten. Die fast stets unbekannt bleibenden Brandstifter beginnen ihr Werk gewöhnlich mit Tagesanbruch, damit sie nicht durch den Lichtschein verraten werden, und machen sich dann unverzüglich davon.

Sobald das Unglück sich bemerkbar macht, geben die Forsthüter Hornsignale, um die Bevölkerung zur Bekämpfung des Feuers herbeizurufen. Alles verläßt sofort die Arbeit, legt die Stelzen an und begiebt sich, mit Hauen, Schaufeln und Grabscheiten bewaffnet, im Eilschritt zu der Unglücksstätte. Unter Anleitung der Forsthüter wird alsdann ein Graben ausgeworfen, der sich rings um die vom Brande ergriffene Stelle zieht. Auf ihren Stelzen schreiten die Herbeigeeilten ungefährdet durch die glimmende Asche und schlagen mit langen Baumästen auf das Feuer ein, wodurch die über die Bodenfläche hinzüngelnden Flammen niedergehalten werden und die Glut in der Dammerde erlischt. Der ganze Brand nimmt übrigens nur selten größere Dimensionen an, weil die Hilfe stets rasch bei der Hand ist; meist greift das Feuer kaum die Rinde der Bäume an, da die angesengten Bäume aber nichtsdestoweniger verloren sind, werden sie gefällt und später verkauft, um als Bauholz, hauptsächlich aber zu Eisenbahnschwellen, Material zu Schreinerarbeiten, Schiffsmaste oder Stützen beim Bergbau verwendet zu werden. Man hat berechnet, daß das Holzerträgnis der Landes sich gegenwärtig im jährlichen Durchschnitt auf 4 Millionen Tonnen beläuft, wovon ein beträchtliches Quantum zur Ausfuhr gelangt. Ein großer Teil dieser Fichtenstämme, die durch das Entrindungsverfahren ihres Harzes beraubt worden sind, gelangt als Feuerungsmaterial in die Mehrzahl der Pariser Bäckereien. Die Stadt Paris läßt übrigens, da das aus Schweden bezogene Fichtenholz nicht ausreicht, solches auch aus den Landes kommen, das sich als Pflasterungsmaterial vorzüglich bewähren soll.

Die Hauptindustrie der Landes besteht indes in Verwertung der Fichten zur Harzgewinnung. Diese Industrie soll einer, allerdings nichts weniger als

Aufbruch zur Brandstätte.

Auswerfen von Gräben bei der Bekämpfung des Waldbrandes.

Ausgießen des Harzes.

Jochschirrung der zum Harztransport verwendeten Maultiere.

Entrindung der Fichtenstämme zur Gewinnung des Harzes.

begründeten Sage nach durch die Bojer, einen Nebenzweig der Cimbern, eingeführt worden sein, die sich in den Wäldern der Teste de Buch in der Nähe des Beckens von Arcachon niedergelassen hätten.

Die in diesem Gewerbszweig Beschäftigten sind keine eigentlichen Lohnarbeiter, sondern das, was man in Frankreich „Metayers“ nennt, das heißt, sie teilen den Geschäftsgewinn mit ihrem Arbeitgeber, dem „Fabrikherrn“, wie er genannt wird, das heißt dem Leiter des Unternehmens, in dem das Rohprodukt des Harzes in Gebrauchsgegenstände, wie Kolophonium und so weiter, umgesetzt wird. Der Harzer (le résinier) — so lautet sein Name — lebt im Walde und gewinnt das Harz aus den Bäumen, die das Eigentum des Fabrikherrn sind, er baut sich dort eine einfache Bretterhütte, in der er still und ruhig mit seiner ganzen Familie lebt; anständig, wie er ist, führt er seine Arbeit unverdrossen aus, sein kleiner Gewinn verstattet ihm ein sorgloses Dasein und sogar einen bescheidenen Lebensgenuß. Er ist das Bild eines ursprünglichen Waldmenschen, gut in jedem Sinne, mutig, arbeitsam und, wie nochmals hervorgehoben sei, durchaus anständig.

Der erste Schritt zur Harzgewinnung besteht darin, daß die Rinde abgeschält wird, was zu Beginn des Februar geschieht. Alsdann befestigt der Harzer vermittelst eines Hakens an dem Baum einen kleinen irdenen Topf zum Einsammeln des Harzes, das, wenn der Stamm oberflächlich angeschnitten ist, an der Rinde herabläuft. Dieses Anschneiden erfolgt alle acht Tage; es wird mit einem Instrumente vorgenommen, das man hapchott nennt, einer Art gebogener Axt mit sehr scharfer Schneide. Das Entrinden erfolgt in einzelnen Feldern, die man carres nennt. Es beginnt über dem Wurzelansatz und wird in gerader Richtung nach oben fortgesetzt, im ersten Jahre bis zu einer Höhe von 55 Centimetern, dann jedes Jahr 75 Centimeter weiter und im fünften einen ganzen Meter, so daß die carre oder das Angriffsfeld im ganzen eine Höhe von 3,80 Meter erhält; in der Breite geht es nicht über 9 Centimeter hinaus, seine Tiefe beträgt nur 1 Centimeter.

Wenn das Angriffsfeld eine gewisse Höhe erreicht hat, bedient sich der Harzer zur Weiterführung desselben einer Art einfacher Stelze, pertey genannt, die aus dem Stamme einer jungen Fichte angefertigt wird, an dem man die einzelnen Astansätze hat stehen lassen, so daß man sich ihrer wie der Sprossen einer Leiter bedienen kann; diese Stelzen haben gewöhnlich 10 bis 12 derartiger Sprossen und wiegen durchschnittlich 10 Kilo. Der Harzer kann in einem Tag bis gegen 300 Stämme in Angriff nehmen; er geht dabei nicht der Reihe nach vor, sondern überschlägt immer einen oder mehrere, um an diesen die Arbeit an den folgenden Tagen vorzunehmen.

Das in den Töpfen angesammelte Harz — gemme genannt — wird aus diesen in hölzerne Sammelbecken entleert, die sich an einzelnen Stellen des Waldes finden. Von diesen aus wird es in Fässer abgefüllt und auf Wagen mit besonders großen Rädern (wegen des leichten Fortkommens auf dem sandigen Erdreich) verladen, um auf diesen nach der Fabrik gebracht zu werden, wo seine weitere Verarbeitung erfolgt. Eigentümlich ist die Schirrung der Maultiere vor diesen Wagen mittels eines Jochs, wie man es sonst nur bei Ochsenbespannung findet.

Fichten, die ordnungsmäßig in Angriff genommen werden, können während ihrer ganzen Lebensdauer Harz abgeben; die einzelnen Angriffsfelder bleiben fünf Jahre bestehen; wenn neue angelegt werden, wachsen die alten wieder zu. Im allgemeinen werden die Bäume gefällt, wenn sie ein Alter von 60 bis 75 Jahren erreicht haben; es ist ihnen dann alles Harz benommen, und sie eignen sich in diesem Zustande ganz besonders zur gewerblichen Verarbeitung. Nach der völligen Entharzung erhält das Holz auch die Eigenschaften, die es besonders zur Herstellung der Stelzen geeignet macht.

Diese ist ziemlich einfach; nachdem der Schaft zurechtgehobelt ist, wird mit vier Nägeln die Fußstütze daran befestigt und oberhalb derselben ein Loch gebohrt, um den Bügel durchzuziehen, der über die Fußspanne des Stelzengängers geht und diesem gestattet, während des Gehens die Stelze mit dem Bein zu erheben. Am unteren Ende wird ein ziemlich breites Holzstück angebracht, der sogenannte „Schuh“, welcher der Stelze Halt und Festigkeit verleiht. Das obere Ende wird unterhalb des Knies mit einem Lederriemen, der über Unterschenkel und Stelze geht, festgeschnallt, so daß die Stelze fest und unverrückbar am

Herstellung der Stelzen.

Bein anliegt. Ein Stock von 2 bis $2^1/_2$ Meter Länge erleichtert das Gehen und gestattet beim Ausruhen, wenn er mit den beiden Stelzen dreifußartig zusammengelegt wird, eine Art sitzender Stellung. Die Stelze selbst hat gewöhnlich eine Länge von $1^1/_2$ Meter, wovon 1 Meter auf das Stück vom Boden bis zur Fußstütze entfällt, sie ist $3^1/_2$ Centimeter breit und 6 Centimeter stark. Der Aufstieg auf die Stelzen erfolgt in der Landes derart, daß man sich zunächst die eine derselben anschnallt, sich dann mit Hilfe des Stocks und der mit der freien Hand ergriffenen zweiten Stelze aufschwingt, den freien Fuß auf die Fußstütze aufsetzt, in den Bügel schlüpft und dann das Schaftende mit dem Bein zusammenschnallt.

Der Abstieg wird in der entgegengesetzten Weise bewerkstelligt. Um einen Gegenstand vom Boden aufzuheben, stellt man die Beine kreuzweise übereinander, neigt den Körper nach vorne über, läßt sich mit Hilfe des Stocks seitwärts niedergleiten und erhebt sich wieder, indem man dieselben Bewegungen in umgekehrter Reihenfolge vornimmt.

Alle diese Bewegungen gehen deutlich aus unsrer Abbildung „Aufbruch zur Brandstätte" hervor. Ueber die

Stelzentanz.

Gestalt der Stelzen und ihre einzelnen Teile erhält man Aufschluß durch die Reihe von Bildchen, in denen wir die Herstellung der Stelzen veranschaulichen.

An Festtagen kommt es nur selten vor, daß bei den geselligen Zusammenkünften keine Spielpartien, wie Kegelschieben oder Wettlaufen oder Tanzbewegungen, auf Stelzen vorgenommen werden; die Tanzbelustigungen können selbstverständlich nicht von der Anmut und Leichtigkeit begleitet sein, wie sie bei den freien Tänzen vorherrschen, da die Stelzen den Tänzern nur eine bedingte Freiheit gestatten. Trotzdem bieten die Bewegungen, wenn sie von geschickten Beinen ausgeführt werden, dem Auge des Beschauers einen schon durch seine Eigenart fesselnden Anblick dar, der gar nichts Unbeholfenes an sich hat. Die Begleitung wird von den nicht übel zu einander stimmenden Tönen der Quer- und der kleinen, geraden Hirtenflöte geliefert. Die Figuren dieser ländlichen Tänze erinnern vielfach an diejenigen des alten französischen Contretanzes zur Zeit des Direktoriums; sie bleiben sich freilich nicht gleich; man ändert sie ab oder erweitert sie, je nachdem die Tanzenden sich von ihrer Stimmung oder ihrem Temperament hinreißen lassen.

Auf eine andre Verwendung der Stelzen werden wir noch zu sprechen kommen. Einstweilen möchten wir die zahlreichen Reisenden, die ihre Ausflüge bis in die Nähe der gascognischen Landes erstrecken, darauf aufmerksam machen, daß man sich vorderhand noch den Anblick der dortigen Stelzengänger verschaffen kann. Bald aber wird es anders sein. Die Verkehrserleichterung hat sich auch auf die Landes erstreckt. Bequeme Wege und gut unterhaltene Straßen durchziehen das allenthalben angebaute Land, so daß kein Anlaß mehr vorhanden ist, ein Beförderungsmittel beizubehalten, das nur noch in wenigen vereinzelten Fällen als ein berechtigtes angesehen werden kann. Diese Fälle wollen wir unsern Lesern demnächst vorführen.

Romeo und Julia.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

Als ich das letzte Mal mit meinem Freunde Matthias in seinem bescheidenen, aber sehr behaglichen Arbeitszimmer bei einer ganz erträglichen Zigarre beisammensaß, gestand er mir, daß er seit seinen Schülerjahren nur noch die Zeitung und seine philologischen Handbücher gelesen habe. Da bin ich denn leidlich sicher, daß ihm auch diese Erzählung seiner eignen Schicksale unbekannt bleiben wird, und ich mag nicht leugnen: das ist mir ganz recht. Keineswegs aus dem Grunde, weil ich etwas daran entstellen oder auch nur ausschmücken möchte, sondern im Gegenteil, eben weil ich alles der Wirklichkeit nachschreiben will. Matthias jedoch würde sagen: „Nur am Anfang und am Ende ist alles wahr, aber in der Mitte vieles ganz und gar erfunden," und er würde dies nicht bloß seiner guten, rundlichen Frau sagen, sondern auch sich selber. Kurz, er würde aussprechen, was er nun selbst seltsamerweise für richtig hält, und weil er eine grundehrliche Seele ist, so ist mir diese Selbsttäuschung eigentlich das Merkwürdigste an seiner Geschichte.

Eine grundehrliche Seele — wer wüßte das besser als ich?! Denn der Zeit, wo ich meinen Matthias noch nicht gekannt habe, kann ich mich nicht leicht mehr entsinnen; wir haben auf derselben Schulbank lesen und schreiben gelernt, und zwar bei seinem Vater, Herrn Wenzel Purscht. Das war ein kleiner, sanfter Mann mit einem großen, scharfen Lineal, von dem ich bis in meine Jünglingsjahre hinein bisweilen geträumt habe, weil es so unheimlich war. Nämlich kein totes, viereckiges Stück Holz, an den Rändern mit Messing beschlagen, sondern ein lebendiges, sehr boshaftes Wesen, das sich von selber gegen uns schwang und den dürftigen Arm, der daran hing, regierte.

So sah es wirklich aus, wenn Herr Purscht es handhabte, denn er war ein schwächliches Männchen mit einem gefurchten, betrübten Kindergesicht, das uns immer gleich zaghaft, sanft und traurig ansah, und auch die Stimme klang weich und mild, was immer er sagen mochte. Am sonderbarsten aber sah es aus, wenn das erbarmungslose Lineal auf den kleinen Matthias losschlug. Da standen sich die beiden Menschen gegenüber, die sich durch nichts unterschieden, als daß der eine um einige Zoll größer war als der andre; dasselbe struppige, fahlblonde Haar, dieselben kleinen, grauen Augen, dieselbe Stumpfnase, dieselben dünnen Lippen mit den trübselig nach unten gesenkten Winkeln, die langen Arme schlaff herabhängend, daß sie an den kurzen Beinchen fast bis an die Kniee reichten; es konnte einem ordentlich bange dabei werden. Nicht Vater und Sohn standen da Aug' in Aug', sondern derselbe alte, sorgenvolle Mensch in zwei Exemplaren.

Nun trugen sie obendrein ganz gleich geschnittene Anzüge von verschossenem, ursprünglich schwarzem, nun grau schimmerndem Tuch, was sich daraus erklärte, daß Mutter Purscht die feierlichen Amtskleider des Gatten, wenn sie aus Altersschwäche den Dienst versagten, durch rätselhafte Mittel für den einzigen Sohn verjüngte und zurechtschnitt. Aber mindestens die Mienen der beiden, sollte man denken, müßten in solchen Schicksalsmomenten verschieden gewesen sein, und sie glichen sich aufs Haar! Es war kaum zu entscheiden, ob Vater oder Sohn betrübter und zerknirschter aussah, und wenn Matthias schluchzend hervorstieß: „Verzeih mir, morgen werd' ich's können!" flehte die sanfte Knabenstimme des Vaters: „O, du Lump! Dir will ich die Faulheit austreiben!" Noch ein kurzer Kampf mit dem Lineal, und dann hatte das bösartige Ding gesiegt und begann sein Werk.

Indes, solche Freuden erlebte das unheimliche Lineal an jedem von uns öfter als an Matthias, und zwar nach Recht und Gebühr, denn er war der Fleißigste in der Klasse, eine kleine, brave, gehetzte Lernmaschine, die rastlos hinter der etwas größeren Lehrmaschine einherkeuchte und ihr alles nachthat, sogar das trübselige Knarren. Matthias sprach wie der Vater und dachte und benahm sich wie dieser, und da Herr Wenzel in der ganzen Stadt „Vater Purscht" hieß, so tauften wir unsern Mitschüler „Großvater Purscht", und er ist den Spitznamen lange nicht los geworden. Jedoch böse gemeint war das nicht, denn wir hatten ihn lieb trotz seiner Tugendhaftigkeit. Er war eben ein so harmloser, gutherziger, treuer Junge, daß wir ihm alles verziehen: seinen Fleiß, sein musterhaftes Stillesitzen, seine seltsamen Schulröcke und seine altklugen Reden. Nur ganz im Anfang bekam er zuweilen einen Puff, dann aber entwaffnete uns, so grausam wir nach Knabenart waren, seine Schwächlichkeit, und daß er keinen beim Vater verklagte. Wenn wir Indianer spielten und einen bestimmen mußten, der „tabu", das heißt unverletzlich sein sollte, so gab es darüber niemals Streit; natürlich war „Großvater" „tabu". Und da stand nun der blasse, schüchterne Junge inmitten der beiden Heerhaufen und sah blinzelnd zu, wie wir die hölzernen Tomahawks gegeneinander schwangen.

Aber für das Schicksal ist niemand „tabu"; das sollte auch unser armer Matthias erfahren. An einem Sonntag im Juli hatte Vater Purscht die Zeugnisse verteilt, die uns die Pforten des Gymnasiums erschlossen, und mit nassen Augen Abschied von uns genommen; einige Wochen darauf mußte er der ganzen Welt ade sagen. Das aber that er mit lächelnder Miene, so wunderbar hatte ihn ein Gespräch, das er vorher mit zweien seiner einstigen Schüler, einem Anwalt und einem Arzt, gehabt hatte, getröstet. Ihnen gestand das demütige Männchen die heimliche Sünde seines Lebens, seine, wie er's nannte, wahnwitzige Hoffart; er war nämlich immer der Meinung gewesen, daß er es bei seinen Fähigkeiten mit etwas mehr Glück sogar zum Gymnasiallehrer hätte bringen können. Und als sie dies milde aufnahmen, offenbarte er ihnen seinen letzten Wunsch: daß es seinem Matthias gelingen möge, die Höhe zu erklimmen, nach der er sich vergeblich abgehärmt hatte. Die beiden sicherten ihm zu, daß der Junge studieren werde, und weil Vater Purscht sie kannte, sahen wir Schüler sein Antlitz zum erstenmal heiter und verklärt, als er vor uns im Sarge lag. Wenn ich in das Dämmer meiner Kindheit zurückblicke und die Punkte zähle, von denen Licht ausgeht, gehört das Antlitz des armen toten Schulmeisters zu den hellsten, die mir entgegenschimmern. Und es mag immerhin sein, daß für mich all die Jahre auch etwas von dem Licht auf den Sohn gefallen ist.

Einige Wochen nach dem Begräbnis trat Matthias mit uns andern in die lateinische Schule, und wie es ihm da erging, ist bald gesagt. Er blieb all die Jahre, was er unter seines Vaters Lineal gewesen: eine rastlose Lernmaschine, der man das leise Knarren anhörte, auch wenn sie schwieg. Auf dem blassen, gespannten Gesicht stand deutlich zu lesen, daß er eigentlich immer still und beharrlich die für die kaiserlich königlichen österreichischen Gymnasien vorgeschriebene Wissenschaft in sich hineinstopfte, und bald auch in andre, denn er begann schon sehr früh mit Stundengeben. Das war ja alles notwendig, wenn sich der ehrgeizige Wunsch des Vaters erfüllen sollte, auch die Lektionen, denn die Gesellschaft, die sich gebildet hatte, um Matthias Purscht zu einem Gymnasiallehrer zu machen, wurde mit den Jahren durch Tod und Wegzug immer kleiner; das bißchen Gotteslohn als Dividende konnte neue Zeichner nicht locken. Aber wenn auch notwendig, achtungswert war dieser eiserne Fleiß doch, nur daß unsre Lehrer mehr Sinn dafür hatten als wir Jungen in den Flegeljahren.

„Großvater" wurde auf dem Gymnasium viel gehänselt, auch ein neuer, minder harmloser Spitzname: „Ruminans", zu deutsch „der Wiederkäuer", tauchte auf. Aber das hätte schon ein böser Bube sein müssen, um dies arme, beladene Menschenkind ernstlich zu kränken. Und versuchte es einer, so leuchteten wir andern ihm gründlich heim.

Kurz, „Großvater" blieb auch auf dem Gymnasium „tabu". Soll ich mein Verhältnis zu ihm und das stärkste Band, das uns neben der Erinnerung an das unheimliche Lineal verband, bezeichnen,

so muß ich sagen: es war unser aufrichtiges Mitleid füreinander. Ich fand es einen Jammer, daß er nicht rauchte, und er ein dunkles Verhängnis, das mich zwang, mir im Tabakladen immer wieder Ueblichkeiten für mich oder doch bösen Dunst für mein Stübchen einzuhandeln. Mir schien ein Jüngling, der nicht tanzte, ein Unding, ein Widerspruch in sich, und er sah mich schaudernd eine Stätte betreten, wo man sich im Kreise drehen mußte, bis einem der Atem ausging. „Und dann,“ murmelte er entsetzt, und die kleinen, grauen Augen wurden starr, „dann sind ja auch Mädchen auf Bällen!... Und wenn — wenn du dich in eine verliebst?!“ Als nun dies Furchtbare wirklich eintrat, kannte sein Mitleid keine Grenzen. Unglücklich aber, denn wir hatten uns wirklich gern, geradezu unglücklich machte ihn die Entdeckung, daß ich Verse machte. Er blieb eine Weile stumm und rief dann schmerzvoll:

„Um Gottes willen, ein Mensch wie du, der im griechischen Pensum ‚befriedigend‘ hat!...“

Das war kurz vor dem Abiturientenexamen. Dann bezogen wir verschiedene Universitäten, und als wir sechs Jahre später in Wien zusammentrafen, war alles schlimmer gekommen, als er selbst in seinen bösesten Ahnungen befürchtet hatte: ich war nun wirklich Schriftsteller geworden. So durfte ich mich mit Fug und Recht nennen, weil ich Sachen schrieb, die für den Druck bestimmt waren; daß sich niemand fand, der sie dieser Bestimmung zuführte, war doch eigentlich ein unwesentlicher Umstand. Anders Matthias. Das einzige, was er verfaßt hatte, eine Abhandlung über ein vierzeiliges Hymnenfragment, das einige dem Stesichoros aus Himera zuschrieben, während er es mit der Mehrzahl der Beurteiler für den Ibykos aus Rhegion in Anspruch nahm, wurde eben als Programm des Leopoldstädter Gymnasiums gedruckt, an dem er nun als Supplent wirkte. Der Traum des Wenzel Purscht hatte sich voll erfüllt; pünktlich und brav hatte Matthias alle Prüfungen bestanden, zuletzt auch das Lehrerexamen; im Herbst durfte er auf eine feste Anstellung in der Provinz rechnen.

„Aber du?!“ fügte er zögernd bei und sah mich mitleidvoll an.

„Großvater,“ sagte ich, „mach dir keine Sorgen um mich, ich thu's auch nicht.“ Und da log ich nicht einmal, denn einige Stunden vorher hatte mir ein bekanntes Stuttgarter Blatt ein Manuskript mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgeschickt, es wegen Raummangels nicht verwenden zu können, und dies Bedauern eines großen Blattes war doch immerhin ein Erfolg. Die Annahme wäre mir ja lieber gewesen, aber ein Erfolg war's doch. Und wenn auch nicht, meinen guten Matthias wollte ich nicht beneiden. Im Gegenteil, ein Jahr darüber brüten, welcher von den beiden alten Herren vor dritthalbtausend Jahren die vier Zeilen geschrieben hatte, und zur Belohnung in Horn oder Leitomischl den Buben das „mensa, mensae“ beibringen — mich überflog ein Schauder. Freilich, für Matthias paßte es, und daß er sein Ziel pünktlich erreicht hatte, wunderte mich nicht; er war eben in allem derselbe geblieben, sogar im Aeußern. Zwar so klein wie in der Linealzeit war er nun nicht, aber das Haar war nicht dunkler noch weicher, die Stumpfnase nicht spitzer geworden, und auch das trübselige Karpfenmündchen hatte sich nicht viel gerundet. Ein braver Mensch, mein guter Matthias, aber nicht schön, und was man so kurzweilig nennt, auch nicht. Und während wir in meinem Stammcafé, in das ich ihn gezogen hatte, als ich ihm zufällig auf der Straße begegnet war, einander gegenübersaßen und unsre Ansichten austauschten, da ergab es sich, daß es in dieser Riesenstadt schwerlich zwei Menschen gab, die sich in allen großen und kleinen Dingen so wenig verstanden. Und nachdem wir dies erkannt hatten, beschlossen wir, mindestens zweimal wöchentlich zusammenzukommen, am Mittwoch und Sonnabend nachmittags, wo er frei war. Denn Jugendfreundschaft hält wie Eisen, und alles andre ist Werg dagegen.

An diesen Nachmittagen also saßen wir im Frühling 1873 in jenem Café — „Café Troidl“ hieß es und lag in der Wollzeile, dicht an der alten Universität — zusammen, und wenn er redete, so schüttelte ich den Kopf, und redete ich, so that er das Gleiche. Zu dieser Bewegung hatte er aber noch weit öfter Anlaß als ich, weil auch meine Freunde regelmäßig kamen: der kleine Albin mit dem guten, hageren Gesicht, der ein Dramatiker werden wollte, es auch wirklich unter tausend Kämpfen geworden ist, aber nun seit langen, langen Jahren auf einem Berliner Friedhof von allen Mühen seines Lebens ausruht, und der hübsche, feine Max mit dem Mädchengesicht. Da er aber noch lebt und noch immer ein Mädchengesicht hat, so kann ich hier nicht mehr über ihn sagen. Damals aber waren die beiden zunächst Schriftsteller derselben Geltung wie ich, und so fand denn der gute Matthias gleich drei Menschen beisammen, die er bemitleiden und über deren Ansichten er sich entsetzen konnte. Einen Bundesgenossen aber hatte er nicht, denn der fünfte Mann der Runde begnügte sich in der Regel, zu allem „Hm, hm!“ zu sagen.

Es war dies ein Herr in mittleren Jahren mit einem breiten, biederen, klugen Gesicht und einem stattlichen Bäuchlein, mit dem wir zufällig — er bot sich Purscht zu einer Schachpartie an — bekannt geworden waren. Wir wußten von ihm nur, was auf seiner Karte stand: „Karl Roithner, Privatier“, aber das genügte uns, da er anständig gekleidet war, sehr vertrauenerweckend aussah und immer nur „Hm, hm!“ sagte. Den lieben langen Tag im „Café Troidl“ zu sitzen und diese Laute von sich zu geben, schien uns lange seine einzige Beschäftigung, aber dies stimmte uns weiter nicht bedenklich, denn ein Privatier kann sich dies erlauben.

Dann aber wurden wir gewahr, daß er sich mit den andern Stammgästen des Lokals, jungen Aerzten und Anwälten, doch minder lakonisch zu unterhalten pflegte. Er schien lange, ernsthafte Konferenzen mit ihnen zu haben, bei denen er fast immer das Wort führte, während der andre andächtig lauschte. Denn es waren in der Regel Unterredungen unter vier Augen, in einem Winkel des Cafés, wohin kein Lauscherohr reichte.

Unser Freund Max war der erste, dem dies auffiel, was freilich kein Wunder war, da er fast ebensolang im Café zu verweilen pflegte wie Roithner, nämlich acht bis zehn Stunden täglich.

„Der Mensch ist unheimlich,“ sagte er, „am Ende gar ein Geldverleiher.“

Mein andrer Kollege, Albin, horchte hoch auf, ihm waren solche Menschen nicht unheimlich. Der Privatier begann ihn zu interessieren.

„He, Anton!“ Er winkte den Zahlmarqueur herbei und fragte nach Roithners Beruf.

Der stattliche Mann strich sich lächelnd die Bartkotelettes. „Ein sehr, ein feiner Herr,“ versicherte er in seinem schönsten Hochdeutsch. „Sehr solid, sehr vorsichtig!“

„Aha!“ rief Albin freudig und machte die Gebärde des Halsabschneidens.

„Bedaure, Sie enttäuschen zu müssen, Herr Doktor,“ erwiderte Anton. „Der Herr von Roithner hat ein ganz andres Geschäft! Er macht die Leut' glücklich, nicht unglücklich...“

„Das könnte er aber auch bei uns versuchen,“ meinte Max. „Wir könnten's brauchen. Und uns sagt er immer nur ‚Hm! hm!‘ und sonst nichts...“

„Da müssen sich der Herr Doktor gefälligst gedulden,“ erwiderte der Marqueur. „An dem Tag, wo in dem Blatt da“ — er schwenkte eine große Zeitung, die er in der Hand hielt — „ein Feuilleton über Ihr neuestes Werk steht, spricht der Herr von Roithner auch mit Ihnen unter vier Augen...“

Sprach's und verschwand. Unsre Vermutungen auszutauschen, war zunächst nicht möglich, denn Roithner setzte sich eben zu uns, höflich, liebenswürdig, schweigsam wie immer. Einige Minuten darauf — es war Sonnabend — erschien auch Purscht, diesmal sehr feierlich angethan, in Bratenrock und Cylinder. Er komme von einer Kindtaufe, erklärte er, bei seinem Kollegen Doktor Müller.

„Das freut mich!“ rief Roithner lebhaft. Wieder ein Kinderl! — Das dritte in vier Jahren!... Ein glückliches Paar, der Herr Professor Müller und seine Frau. Eine geborene Schwingenschlögl, der Vater ist Hausbesitzer auf der Wieden. Eine liebe, hübsche, scharmante Frau!“

Erstaunt blickten wir ihn an; er glühte ordentlich vor freudiger Begeisterung. „Großvater“ aber sagte bedächtig wie immer:

„Gewiß, mein geehrter Herr Roithner, man hört allseitig das Beste über die Ehe meines Herrn Kollegen. Aber hübsch ist die Frau Doktor Müller vielleicht doch nicht so ganz, mindestens nicht im üblichen Sinn des Wortes —“

„Verzeihung, Herr Professor,“ sagte der Privatier bescheiden, aber fest. „Mir gefällt sie. Und ihrem Manne auch. Und wenn sie nicht hübsch wäre, was kommt's darauf an?! Für das Glück der Ehe entscheiden andre Eigenschaften der Frau: Gemüt, Bildung, Gesundheit, gute Familie, Geld.“

Diese fünf guten Dinge zählte der Privatier an den fünf dicken, ringgeschmückten Fingern seiner Rechten ab und ließ sie dann geballt auf den Tisch fallen. „So ist's, meine Herren!“

„Haben Sie keinen sechsten Finger?“ fragte Albin. „Ich meine: die Liebe. Denn wie der Dichter sagt: ‚Die Liebe ist der Inbegriff, und auf das andre pfeif' ich!‘“

„Sehr richtig!“ rief Roithner und hob die geballte Faust. „Das ist die Liebe! Die Liebe ist einbegriffen. Denn wo die fünf Dinge vorhanden sind, da kommt die Liebe.“

„Immer?“ fragte Albin spöttisch.

„Fast immer! Wo sie trotzdem nicht kommt, kann freilich von Heirat keine Rede sein. Ehe ohne Liebe —“ er schüttelte sich ordentlich. „Aber das sind Ausnahmen, in der Regel kommt sie!“

Da zog Albin die Brauen hoch und trat mir unter dem Tisch auf den Fuß, daß ich fast aufgeschrieen hätte. Der Tritt war sehr fühlbar, aber was er besagen sollte, wußte ich noch nicht.

Das wurde mir erst klar, als sich Purscht Schlag fünf, wie immer, erhob und Roithner gleichzeitig nach seinem Hut griff.

„Gestatten Herr Professor, daß ich Sie begleite,“ sagte er sehr höflich. „Ich will auch in die Leopoldstadt.“

„Es ist empörend,“ rief Albin, nachdem die beiden gegangen waren. „Der pure Menschenhandel!“

„Nun,“ meinte Max, „das eine muß man ihm lassen, daß er ein Menschenkenner ist. Uns dreien wagt er mit solchen Dingen nicht zu kommen.“

„Auch ‚Großvater‘ wird ihn abfallen lassen,“ sagte ich. „‚Großvater‘ ist in seiner Art auch ein Idealist. Er verdankt alles sich selber, da wird er doch wahrlich seine Frau nicht dem Vermittler danken wollen!“

Am nächsten, dem Sonntagmorgen brachte mir schon die erste Post einen Brief in Purschts seltsam verschnörkelten und doch knabenhaften Zügen. Er bat mich, ihn nachmittags fünf Uhr zu erwarten und auch für den Abend keine andre Verabredung einzugehen. „Der Freund meiner Kindheit und Jugend,“ fuhr er fort, „wird mir diese Bitte nicht weigern,“ und schloß mit dem Wort des Ennius: „Amicus certus in re incerta cernitur.“ (Den sicheren Freund erkennt man in unsicherer Sache.)

‚O Freund meiner Kindheit und Jugend,‘ dachte ich in der ersten Aufwallung, ‚dich hab' ich überschätzt! Statt den Menschenhändler sofort selbst zum Teufel zu schicken, willst du erst mit mir beraten, ob du es thun sollst. Indes, mein Rat soll dir werden.‘

Ich ging ins Café Troidl und frühstückte. Noch keine Viertelstunde war ich dort, da trat der Privatier auf mich zu und ließ sich trotz meiner abweisenden Miene an demselben Tisch nieder.

„Sie erlauben,“ sagte er unbefangen. „An Ihrem Gesicht seh' ich, daß Ihnen Herr Purscht schon geschrieben hat. Vielleicht stimmt es Sie aber freundlicher, wenn ich Ihnen versichere, daß der Herr Professor Sie auf meine Bitte beizieht.“

„Er hätte es auch sonst gethan!“

„Ganz meine Meinung!“ Er nickte mit liebenswürdigem Lächeln. „Eben darum hielt ich es für richtig, ihn selbst darum zu bitten... Und nun hören Sie mich gefälligst ruhig an. Ich kann mir denken, wie ihr jungen Schriftsteller über mein Geschäft urteilt. Aber das ist nicht gerecht. Es ist ein nützliches Geschäft, und nur ein ehrlicher Mann bringt's da zu etwas. Schon in der Auswahl der Herren, die man in Auftrag nimmt, kann man nicht ängstlich genug sein. Die Schlechten — nicht in die Hand! Niemals! Denn erstens —“

„Bringt man sie schwer an!“

„Sehr wahr! — Und bringt man sie an, so wird doch die arme Frau unglücklich, das bedrückt einem das Gewissen...“

„Und schadet dem Ruf der Firma.“

„Ganz richtig! Und auf den Ruf kommt alles an. Darum bin ich heute gottlob in meiner Spezialbranche, den akademisch gebildeten Herren, der erste Mann am Wiener Platze . . .“

„Wie sind Sie darauf gekommen?“

„Durch persönliche Beziehungen. Adel, Militär, Kaufmannsstand sind ja allerdings lukrativer, weil die Mitgift höher ist. Aber leben kann unsereins auch . . .“

„Das thut mir herzlich leid,“ sagte ich. „Nun, hoffentlich giebt es doch Eltern genug, die sagen: ‚Lieber mag unser Kind einsam bleiben, ehe wir es auf diesem Wege verheiraten,‘ und noch öfter finden sich wohl Herren, die sich schämen, Sie zu beauftragen oder Sie kurz abweisen, wenn Sie an sie herantreten.“

„Kommt vor. Gottlob seltener, als Sie glauben, aber es kommt vor. Und dagegen ist nichts zu thun; selbst Rothschild kann nicht jedes Geschäft machen, das er beabsichtigt.“

„Also die Besten schließen sich selbst aus?“

„Die Besten?! Nun ja, mit Menschen, die an Geist, Gemüt, Schönheit und Besitz gleich erlesen sind, habe ich es kaum zu thun, die brauchen mich nicht. Aber diese wenigen abgerechnet — ist jemand deshalb edel, weil er selber sucht, und deshalb gemein, weil er sich an mich wendet?! Es ist keine Frage des Charakters, sondern der Vernunft!“

„Nicht des Charakters?!“

„Bewahre! Und eigentlich ist sogar ‚Vernunft‘ da nicht das rechte Wort. Es ist eine Frage des Bedarfs! Wer's braucht, soll's thun, wer's nicht braucht, soll's lassen. Fehlt es Ihrer Tochter an Freiern nicht, oder können Sie als junger Mann junge Damen genug kennen lernen, so werden Sie den Roithner nicht rufen. Aber können Sie dies nicht, so thun Sie klüger, ihn zu betrauen, als auf Bälle zu laufen. Niemand kann Ihnen Ihr künftiges Glück verbürgen, aber eine größere Gewähr bietet Ihnen meine Arbeit, als der Zufall einer Ballbekanntschaft.“

„Und doch,“ wendete ich ein, „hat einer der klügsten Menschen gesagt, daß nichts auf Erden unvernünftiger ist als eine Vernunftheirat.“

„Ganz richtig, wenn man darunter eine Heirat versteht, wo nur Geld oder Rang stimmt und alles andre nicht. Bei einer richtigen Vernunftheirat aber muß alles Wesentliche so stimmen, daß sich die beiden Leute ineinander verlieben können . . .“

„Das überrascht mich nicht,“ sagte ich. „Schon im Meidinger steht die Geschichte von dem Vermittler, der einem Herrn auf den abweisenden Bescheid, er heirate nur aus Neigung, erwiderte: ‚Neigung? — solche Partien habe ich auch!‘“

„Ganz richtig! Alle guten Geschichten stehen schon im Meidinger. Aber es ist mehr als ein Witz; jeder richtige Vermittler muß im Ernste so antworten können.“

„Schön,“ sagte ich, „das ist so die Theorie Ihres Geschäfts, Herr Roithner. Aber wie gestaltet sich die Praxis? Gehen wir vom Nächstliegenden aus. Sie tragen da einen Ehering am Finger, haben Sie durch den Vermittler geheiratet?“

„Ich?!“ erwiderte er langgedehnt, und das behäbige Antlitz wurde verlegen. „Nein . . . Aber — wer sagt Ihnen, daß ich glücklich bin?! Gerade meine eigne Geschichte . . .“

Nach einer phot. Aufn. von C. Böttcher, Frankfurt a. M.

Professor Adolph Schreyer †.

Er seufzte tief auf.

„. . . hat Sie zum Ehevermittler gemacht?“ ergänzte ich. „Bitte, erzählen Sie! Ich mache Sie aber aufmerksam: Geschichten erfinden ist mein Geschäft . . .“

Er lachte fröhlich. „Dann fang' ich lieber gar nicht an. Aber wir wollen ja nicht von mir sprechen, sondern von Ihrem Freunde. Ist Großvater Purscht der Elitemensch, der mich nicht braucht? Hat er anderwärts Gelegenheit, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen? Hätte er, selbst wenn die Gelegenheiten nur so auf ihn niederregnen würden, auch nur die Courage, sich eine recht anzusehen? Hindert ihn sein Feingefühl, sich unter meine Fittiche zu begeben? Können Sie dies alles bejahen, so dürfen Sie ihm abraten. Sonst nicht!“

„Mir genügt's, daß ich die letzte Frage bejahen kann!“

„O, welcher Irrtum! Ihm war mein Vorschlag dreimal recht! Wie auch nicht? Ein braver, nüchterner Philister, der sich endlich bis ans Ziel durchgequält hat, nur noch eben eine Frau braucht, aber beim bloßen Gedanken an ein Mädchen in Todesangst ist. Und nun sagt ihm einer: ‚Ich schaffe dir die Gattin, die für dich paßt, ein braves, gutes, gebildetes Fräulein mit stattlicher Mitgift.‘ Er war vergnügt, sag' ich Ihnen, sehr vergnügt, und will auch gar nicht Ihren Rat, sondern Ihren Rockschoß, um sich daran zu halten, wenn sie naht . . .“

„Vederemo . . . Schön ist die Dame wohl nicht?“

„Nein! Sonst —“ er blinzelte mich schelmisch an. „Aber seit den Masern ist das Mädchen nie krank gewesen — auf Ehre!“

Ich erhob mich. „Ich bedaure dennoch, Ihnen nicht dienen zu können, Herr Roithner. Will Purscht meine Ansicht wissen, so werde ich sie ihm ehrlich mitteilen.“

Er zuckte die Achseln und machte mir lächelnd eine sehr tiefe Verbeugung.

Nachmittags fünf Uhr trat Purscht in mein Zimmer, festlich angethan wie gestern, nur daß ein Veilchensträußchen im Knopfloch des Bratenrocks das Feierliche der Erscheinung lieblich milderte. Schon dieser Strauß erschreckte mich, noch mehr der Rosenduft, der ihn umwitterte.

„Großvater,“ sagte ich schnuppernd, „wie kann ein humaner Mensch nur so duften?! . . . Du hast doch ums Himmelswillen nicht schon heute dein erstes Rendezvous?!“

Er errötete und strich sich verlegen über den Scheitel. Und wie ich mit den Augen seiner Bewegung folgte, sah ich ein neues Anzeichen, das auf das Aeußerste schließen ließ. Ich sah nämlich, was weder ich noch sonst ein Sterblicher je vorher gesehen, was auch niemand für möglich gehalten hätte: die fahlblonden Borsten waren mit Pomade an den Kopf glatt geklebt, daß er nun im Sonnenschein fettig glänzte. Nur am Schopf stand ein Büschel aufrecht, da war alle Mühe des Friseurs vergeblich gewesen. So glich sein Haupt einem der lebensmüden Igel, wie man sie zuweilen in Menagerien findet: nur am Rücken können sie die Stacheln noch sträuben.

Das Gleichnis paßte immer mehr, denn er senkte unter meinen prüfenden Blicken den Kopf tiefer und tiefer.

„Also wirklich!“ rief ich. „Wirklich ein Rendezvous?!“

„Nein —“ erwiderte er endlich unsicher und suchte den Blick zu heben, mußte ihn aber in seinem Schuldbewußtsein sofort wieder senken. „Wir —

Brennender walachischer Poststall. Nach dem Gemälde von Adolph Schreyer.

wir gehen heute abend ins Burgtheater ... ich habe die Sitze gleich mitgebracht ... Parkett, achte Reihe rechts ... Dagegen läßt sich doch nichts sagen!"

„Nein! Aber vor uns oder hinter uns oder neben uns oder in einer Loge wird sie sitzen, mit Vater und Mutter, mit Brüdern und Schwestern, das heißt, wenn diese Schwestern ihr gleichen; sind sie hübscher, so bleiben sie heute zu Hause ..."

„Sie — sie hat gar keine Schwestern!"

„Du gestehst also! Aber damit ist's noch nicht genug. Nach dem Theater gehen wir soupieren in irgend ein feines Restaurant, zum ‚Alten Stroblkopf' oder gar zum Sacher. Und sie sind auch da. Und Roithner stellt uns vor. Und wir setzen uns an ihren Tisch. Und beim Abschied laden sie uns ein, sie zu besuchen ..."

Er hatte sich wieder gefaßt. „Das hat dir wohl Roithner gesagt? ... Zum ‚Alten Stroblkopf' gehen wir ..."

„Nein, nichts hat er mir gesagt, sonst hättest du mich nicht zu Hause getroffen. Ich weiß es, weil diese Menschenhändler ihre jämmerliche Komödie immer nach demselben Programm in Scene setzen ... Nur hätte ich nun und nimmer geglaubt, daß du dich so wirst verhandeln lassen! ... Noch gestern sagte ich's meinen Freunden: mein Matthias thut's nicht ... Und nun!"

„Aber wenn wir ins Burgtheater gehen ..."

„Wir nicht! Du und der Makler deiner Reize, aber ich nicht ... Nein, nein, nein!"

Ich wollte es in feierlicher Entrüstung rufen, aber da mußte ich niesen. Trotz des offenen Fensters wurde der Rosenduft immer stärker. „Mensch, thue wenigstens das Parfüm von dir!"

„Aber wie?!" fragte er weinerlich. „Der Friseur hat mich damit besprengt und den Rest des Flacons in die Taschentücher gegossen ... Schon in der Pferdebahn habe ich bemerkt, daß es wohl zu viel ist, die Leute rückten alle von mir ab — aber was nun?"

„Dann thu wenigstens die Taschentücher weg!" Ich klingelte dem Dienstmädchen, und er langte, als sie eintrat, die Tücher gehorsam her; er hatte ihrer nicht weniger als drei zu sich gesteckt.

„Du hast dich wohl schon heute zu einer großen Rührscene gerüstet," sagte ich grimmig, und zu dem Mädchen: „Hängen Sie die Tücher an einen Ort, wo sie niemand stören ... Dem Herrn geben Sie drei von mir."

Ich stopfte mir mittlerweile meine Pfeife und setzte sie in Brand.

„So," sagte ich und begann mich in schützende Wolken zu hüllen. „Und nun höre!"

Es war eine kräftige Rede.

„Also," schloß ich, „ich gehe keinesfalls hin, aber du auch nicht! Denn du bist auch ein Idealist, eine Individualität, und darum kannst du dich nicht um schnöden Mammon verkaufen wie ein Herdenmensch!"

Er räusperte sich.

„Ein Idealist bin ich," erwiderte er dann bescheiden, aber fest. „Ich will immer meine Pflicht thun, bald den Titel Professor verdienen und in fünfzehn oder zwanzig Jahren Direktor werden. Auch will ich nur ein braves, gebildetes Mädchen heiraten. Ideale also habe ich auch ... Aber eine Individualität, ich verstehe nicht recht ... Ich glaube, ich bin keine Individualität ..."

Ich sah ihn an, wie er so dasaß, die dürftige Gestalt vom Bratenrock umwallt, das hagere Gesichtchen ängstlich und selbstbewußt zugleich ... ‚Hm,' dachte ich, ‚da hat mein Matthias doch nicht unrecht.'

„Dann genügt's, daß du ein Idealist bist," sagte ich. „Ich will gar nicht davon sprechen, daß dein Vorhaben geradezu gegen die Religion geht. Ehen werden im Himmel geschlossen und nicht im Café Troidl. Aber es geht gegen die Ehre. Aus eines solchen Menschen Hand gegen drei Prozent von der Mitgift sein Lebensglück empfangen?!"

„Da übertreibst du," erwiderte er sanft. „Er verlangt nur zwei Prozent. Aber auch sonst übertreibst du. Das haben sehr ehrenfeste Männer gethan. Mein Kollege Müller, mein Kollege Waisnix, ich glaube auch Schuppner, obwohl seine Frau hübsch ist. Und ich wüßte auch gar nicht, wie ich's sonst anfangen sollte ..."

„Wie?!" rief ich entrüstet. „Die Augen aufthun! Eine wählen! Sich rasend verlieben! Ihre Gegenliebe im Sturm erringen ..."

Er sah betrübt vor sich nieder. „Das ist leicht gesagt ... Eine wählen, sich verlieben, — so weit hab' ich's auch gebracht. Sogar rasend," fuhr er seufzend fort und strich seinen Cylinder glatt, „denn vor zwei Jahren habe ich ein Gedicht zu ihrem Geburtstag gemacht; sie war die Schwester eines meiner Schüler. Ein bescheidenes, geziemendes Gedicht — und was war die Folge? Sie hat mir ins Gesicht gelacht, und mein Schüler hat den Respekt vor mir verloren. Im Sturm also, wie damals, versuche ich es nie wieder. Und überhaupt nicht, auch ohne Sturm nicht. Ich kann mit jungen Damen nicht reden, ich bin zu ernst dazu. Auch zu ..."

„Furchtsam," ergänzte ich. „So fahre denn hin, du Idealist! Aber was soll ich bei der Geschichte? Du schriebst von einer ‚res incerta', aber nun bist du ganz entschlossen."

„Im Prinzip allerdings," erwiderte er fest. „Ich habe wenig Verkehr in Familien, bin nicht sehr gewandt und muß im September aufs Land. Als Junggeselle in einer Kleinstadt hausen, ist bitter; man nimmt dann in der Verzweiflung die erste beste, auch wenn sie häßlich ist und kein Geld hat. Da ist es doch viel klüger, ich benutze hier die Gelegenheit. Roithner sagt, sie passe für mich. Da sehe ich sie mir eben an. Aber es ist halb sieben. In einer halben Stunde beginnt die Vorstellung!"

„So geh. Gute Verrichtung!"

„Du kommst mit!" rief er flehend und faßte meine Hand. „Bei der alten Freundschaft beschwör' ich dich! Was fang' ich ohne dich an! Es ist ja im Grunde doch noch eine ‚res incerta' — und von welcher Wichtigkeit für mich! Ueber das Aeußere traue ich mir ja auch ein Urteil zu, aber nicht über die Toilette, das Benehmen, die Familie. Und dann — im Restaurant, was fang' ich unter den wildfremden Menschen an?!"

„Gut," sagt' ich. „Aber du versprichst mir: sieht sie nicht menschenähnlich aus, so ersparen wir uns die angenehme Bekanntschaft und gehen nicht zum ‚Stroblkopf', sondern in unser Stammbeisl."

Das versprach er, strich sich vor dem Spiegel noch einmal das Haar glatt, und wir gingen.

Auf dem Wege erzählte er mir alles Nähere. „Eine gute, solide Beamtenfamilie, der Vater ist Polizeikommissär in Pension, stammt aus Prag ..."

„Und heißt Kratochwil," ergänzte ich.

„Du kennst ihn?!"

„Nein! Aber solche Menschen heißen Kratochwil. Hab' ich's getroffen?"

„Ja. Das Mädchen soll recht gebildet sein und sehr, sehr häuslich. Die Mutter stammt aus einer wohlhabenden Wiener Bürgerfamilie ... Sie haben außer der Tochter, Pauline — der Name ist doch hübsch, nicht wahr? — nur einen Sohn. Darum wollen sie ihr auch zwanzigtausend Gulden mitgeben."

„Das ist auch hübsch," sagte ich. ‚Zu hübsch!' fügte ich in Gedanken bei, ‚die Geschichte hat einen Haken ...' Laut aber fragte ich: „Was wird denn heute im Burgtheater gegeben?"

„Ich habe gar nicht nachgesehen. Roithner sagte: ein passendes Stück."

Es war „Romeo und Julia". (Fortsetzung folgt.)

Wie sieht es im Innern der Erde aus?

Es hat wohl kaum einen Zeitraum in der Geschichte der Naturwissenschaften gegeben, der sich mit dem unsrigen hinsichtlich der Zahl der überraschendsten Neuentdeckungen vergleichen ließe. Den erschlossenen Wundern der Elektrotechnik folgte der auf dem Wege des Versuches beigebrachte Beweis, daß die Elektricität und das Licht von einerlei Wesen seien. Noch hatte man sich von dem Erstaunen über diese allerdings schon vorhergesagte Thatsache nicht erholt, als die Röntgenstrahlen die Beschränkung unsers Gesichtssinnes durch undurchsichtige Körper aufhoben. Ihnen folgte die Entdeckung eines neuen Bestandteiles der Atmosphäre, des Argons, sowie die Auffindung des in der Sonne enthaltenen Heliums auch in irdischen Körpern. Die inzwischen gelungene Verflüssigung der Gase endlich wurde — und das ist das Neueste — mittels des Lindeschen Apparates auch für technische Verwendung nutzbar gemacht. Es scheint in der That, als ob Goethes vernichtende Kritik des Hallerschen resignierten Ausrufs:

> Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist,
> Glückselig, wem sie nur die äuß're Schale weist!

nur zu sehr berechtigt wäre.

Doch aber giebt es Probleme, die bisher der andringenden Forschung immer wieder Halt geboten haben, und gerade auf eines der interessantesten davon, auf dasjenige, das die Frage beantwortet: „Wie sieht es im Innern der Erde aus?" scheinen die Worte Hallers auch jetzt noch wörtlich angewendet werden zu müssen. Können wir uns doch leichter ein Bild der Zustände im Innern der Sonne und der fernsten Fixsterne machen, als uns vorstellen, wie das Innere der Erde beschaffen ist, in deren Rinde wir bis zu einer keineswegs unbedeutenden Tiefe längst eingedrungen sind. So hat uns die Untersuchung des Lichtes der Sonne, des Lichtes eines Fixsternes mit dem Prisma belehrt, daß an der Oberfläche dieser Weltkörper Temperaturen von einer uns geradezu unfaßlichen Höhe herrschen. Ob die Hitze auf der Sonne, wie in neuester Zeit Paschen gefunden hat, 5130 Grad der hundertteiligen Skala beträgt, ob sie, wie andre wollen, zu 8000 Grad, ja zu einigen Millionen Graden anzunehmen ist, darüber können wir freilich endgültig noch nicht entscheiden. Das aber wissen wir, daß das Eisen, das zu schmelzen, aber nicht zu verdampfen unsre höchsten künstlichen Temperaturen, von denen des elektrischen Lichtbogens abgesehen, wohl hinreichen, auf der Sonne, wie bei uns das Wasser, in Dampfform vorkommt, Wolken bildet und sich in Regen ergießt. Unter solchen Verhältnissen ist es unmöglich, daß in der Sonne chemische Verbindungen bestehen. So genau wir nun auch Temperatur und Luftdruck, die an der Erdoberfläche herrschen, bestimmen können, über die Größe beider im Erdinnern können wir nur mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen machen. Von beiden hängt aber dessen Zustand ab, und so scheint es hoffnungslos, nach ihm forschen zu wollen.

Muß nun auch zugegeben werden, daß wir nie in das Innere der Erde werden eindringen können, so stehen uns doch Mittel zu Gebote, die uns in dem Streben, dieses Problem zu lösen, fördern können. Wir können gewisse Wirkungen, die vom Erdinnern ausgehen, untersuchen und so wenigstens die Grenzzustände kennen lernen, innerhalb deren der wirklich dort vorhandene Zustand liegen muß. So wissen wir, daß die ganze Erde etwas mehr wie fünfundeinhalbmal, die Erdrinde dagegen noch nicht dreimal so schwer ist, wie ein jedem von beiden gleicher Raumteil Wasser, und wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß die im Innern der Erde befindlichen Massen viel schwerer sind als die, welche ihre Rinde bilden. Wir wissen ferner, daß in der Erdrinde Teile von verschiedener Dichtigkeit vorkommen, daß die Erdrinde an einzelnen Stellen Massendefekte aufweist. Wir können endlich mit dem Thermometer die Temperatur in Erdtiefen bestimmen, die kein menschlicher Fuß jemals betreten hat.

Gerade diese Temperaturbestimmungen sind von höchster Wichtigkeit, und man hat sich deshalb schon seit geraumer Zeit keine Mühe verdrießen lassen, sie zu erhalten. Wäre uns nur die Thatsache bekannt, daß Bodenschichten in einer gewissen Tiefe stets die nämliche Temperatur behalten, so müßten wir daraus schließen, daß die Temperatur des Erdinnern eine ziemlich niedrige sei, die hohen Wärmegrade aber, die man in Bergwerken oft genug beobachtete, und die um so höher werden, je größer die Tiefen waren, in denen sie herrschten, bewiesen dagegen, daß die Temperatur mit der Annäherung an den Erdmittelpunkt wächst, und es galt nun, das Gesetz, nach dem dies geschieht, zu ermitteln.

Dazu trieb man Bohrlöcher in die die Erdrinde bildenden Gesteine und untersuchte die Temperatur in diesen. Diejenigen, welche die größten Tiefen erreicht haben, sind das 1867 bei Sperenberg unweit Berlin begonnene, das bis zu einer Tiefe von 1268 Meter, und das 1884 bei Schladebach in der Nähe von Dürrenberg angelegte, das zu einer solchen von 1716 Meter herabgetrieben ist und damit die höchste Tiefe erreicht hat, bis zu der man überhaupt in die Erde gedrungen ist. Indem man mit Thon kurze Wassersäulen zur Aufnahme geeigneter Thermometer abschloß und so den Zudrang kälterer von oben und wärmerer von unten kommender Wasser zum Thermometer verhütete, fand man, daß in dem Verhältnis, in dem die Tiefe wächst, auch die Temperatur zunimmt, und zwar für jede 33 Meter um einen Grad. Diese Ergebnisse nötigten zu der Annahme einer im Erdinnern gleichmäßig herrschenden hohen Temperatur, die als der Rest einer früher vorhandenen, noch höheren anzusehen ist. Im Vergleich zu dieser allgemeinen Erdwärme sind die Vulkane nur insofern von Bedeutung, als ihre Ausbrüche einen Wärmeverlust zur Folge haben müssen.

Nun ist freilich festzuhalten, daß wir die Wärmeverhältnisse in der Erdrinde nur bis zu einer im Vergleich zu der Größe des Erdhalbmessers verschwindenden Tiefe kennen. Die Möglichkeit ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß in größeren Tiefen die Erdtemperatur wieder abnimmt. Wäre das der Fall, dann müßte die Erdwärme in den Schichten, in denen sie beobachtet wird, entstehen, und dafür könnte nur das Bewegliche in diesen, könnte nur das durch sie hindurchsickernde Wasser die Ursache werden. Auf zweierlei Weise wäre dies möglich: die Wärme könnte durch Reibung oder durch chemische Prozesse hervorgerufen werden, wie man solche in manchen Bergwerken als höchst unwillkommene Wärmequellen in der That kennt. Waren aber beide Annahmen wegen der gleichmäßigen Verteilung der Wärme in der Erde von vornherein unwahrscheinlich, so wurden sie als unhaltbar durch die Beobachtungen in dem Bohrloch erwiesen, das man bei Jakutsk in Sibirien in den

dort ewig gefrorenen Boden getrieben hat. Auch in ihm erwies sich die Temperaturzunahme mit der Tiefe als eine ganz regelmäßige. Da aber dafür jene Ursachen nicht verantwortlich gemacht werden können, so weisen diese Beobachtungen auf eine im Innern der Erde herrschende sehr hohe Temperatur hin.

Wir müssen somit dem Erdinnern eine sehr große Dichtigkeit und zugleich eine sehr hohe Temperatur zuschreiben, Eigenschaften, die nur da nebeneinander bestehen können, wo zugleich ein so hoher Druck herrscht, wie er im Erdinnern wirklich vorhanden sein muß. Je nachdem man nun der Dichtigkeit oder der Temperatur die größere Bedeutung zuschrieb, kam man zur Annahme eines festen oder gasförmigen Erdinnern, der sich als dritte mögliche Annahme die eines flüssigen Erdkernes anschließt.

Der Umstand, daß bei vulkanischen Ausbrüchen in der Regel feuerflüssige Lava aus der Erde quillt, ließ die zuletzt aufgeführte Annahme als die nächstliegende erscheinen. Wir finden sie denn auch bereits bei Cartesius und bei Leibniz. Ehe man nun erkannt hatte, daß die Schmelztemperatur eines Körpers höher wird, wenn der Druck, unter dem er steht, wächst, glaubte man die geschmolzenen Massen bereits in einer Tiefe von höchstens sechs geographischen Meilen unterhalb der Erdoberfläche suchen zu dürfen; später mußte man dieser eine größere Dicke zuschreiben und nahm sie zu etwa zwanzig geographischen Meilen an — ein im Hinblick auf den ungeheuern Druck freilich immer noch recht kleiner Wert.

Der Annahme eines flüssigen Erdinnern hielt aber Poisson entgegen, daß mit wenigen Ausnahmen, wozu Eis, Wismut und Eisen gehören, sich die erstarrenden Körper zusammenziehen, der feste Körper also im flüssigen untersinkt. Die festgewordenen Schlacken müßten sich also auf den Grund des geschmolzenen Magmas begeben haben, und wenn sie hier auch wieder geschmolzen wären, so müßten sie doch endlich den Erdmittelpunkt erreichen, von hier also ein langsames Erstarren der Erdrinde seinen Anfang genommen haben, das jetzt längst bis zur Oberfläche fortgeschritten sein müßte. Der von Siemens, Ries und andern geführte Nachweis, daß die Laven zu jenen Ausnahmen gehören, oder der Hinweis darauf, daß, wenn dies auch nicht der Fall wäre, die Zähigkeit der Lava doch das Absinken der festgewordenen oberflächlichen Schichten verhindern würde, trifft nicht den Kern der Poissonschen Annahme, würde vielmehr nur die Anschauung über die Art, wie die Erstarrung stattgefunden hat, ob von unten nach oben oder umgekehrt, zu präzisieren geeignet sein.

Dagegen sind für die Annahme eines festen Erdkernes einige Forderungen der Astronomie von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Hopkins war der erste, der im Jahre 1847 darauf aufmerksam machte, daß die anziehenden Wirkungen der Sonne und des Mondes auf die Erde anders ausfallen würden, als sie wirklich beobachtet werden, wenn die Erde eine Flüssigkeitskugel mit dünner, fester Rinde wäre. Diese Wirkungen sind zweierlei Art; einmal hat die Anziehungskraft der Sonne das unausgesetzte Bestreben, infolge der größeren Anhäufung der Erdmasse um den Aequator diesen in die Ebene der Erdbahn zu stellen, die Erdachse also aus der gegen die Aequatorebene geneigten Lage aufzurichten. Dem widersteht die Erdachse in ihrer Eigenschaft als freie Achse, und das Ergebnis dieses Kampfes ist, daß sie, wie die Achse eines sich auf seiner Spitze drehenden Kreisels, den die Schwerkraft fortwährend umzustürzen sucht, einen Kegel beschreibt, in so langsamer Drehung freilich, daß sie dazu einen Zeitraum von 25 000 Jahren nötig hat. Daraus muß aber auf eine so beträchtliche Dicke der Erdrinde geschlossen werden, daß nur noch sehr wenig Raum für einen flüssigen Erdkern übrig bliebe. Die zweite dieser Wirkungen sind Ebbe und Flut. Lord Kelvin hat gezeigt, daß ein von einer dünnen Rinde umgebenes geschmolzenes Erdinneres diese Erscheinungen deshalb nicht zeigen könnte, weil die ganze Erde mit ihrer Rinde daran teilnehmen würde, das Wasser sich also nicht über die Erdoberfläche erheben könnte. Da die Gezeiten aber bestehen, so kann ein flüssiges Erdinnere von beträchtlicher Ausdehnung nicht vorhanden sein. Ja, der genannte englische Forscher schließt weiter, daß eine Kugel mit einem dem der Erde gleichen Durchmesser von der Starrheit des Glases oder des Stahles immer noch Plasticität genug besitzen würde, um die Fluthöhe auf etwa zwei Fünftel oder zwei Drittel der auf einer Wasserkugel mit absolut starrem Kerne stattfindenden herabzudrücken. Die wirkliche Fluthöhe nötigt also sogar zu der Annahme, daß der Erdkörper eine größere Starrheit wie Glas besitzt.

Ist das aber auch der Fall, dann muß doch die Erdfeste Gezeiten zeigen, wenn diese auch so klein sind, daß sie ohne Anwendung der feinsten Hilfsmittel sich der Beobachtung völlig entziehen. Solche Hilfsmittel hat man in der Anwendung eines Horizontalpendels gefunden, das die kleinsten Aenderungen der als wagerecht erscheinenden Ebene selbstthätig aufzeichnet. Durch Beobachtungen mit diesem ließe sich also der Beweis für das Vorhandensein eines festen Erdinnern direkt führen; sie sind vor mehreren Jahren durch den der Wissenschaft zu früh durch den Tod entrissenen Astronomen v. Rebeur-Paschwitz begonnen worden und scheinen, soweit man bis jetzt sehen kann, für die gemachte Annahme zu sprechen.

Seiner ganzen Masse nach wird dieser Erdkern freilich nicht fest sein. Er enthält wahrscheinlich Höhlungen mit geschmolzenem Magma, in das gelegentlich Steine der Decke, weithin bemerkbare Erschütterungen, sogenannte tektonische Erdbeben hervorrufend, hineinstürzen. Da die geschmolzene Masse unter starkem Drucke steht, so wird sie, wo sich ihr ein Ausgang öffnet, eine Spalte etwa aufreißt, als Lava-Erguß heraustreten, und das würde sogar der Fall sein müssen, wenn sie hoch erhitzt, sich in festem Zustand befände. Die plötzliche Erniedrigung des Druckes würde alsdann ihren Schmelzpunkt so weit erniedrigen, daß sie sich sofort verflüssigte. Diese Annahme, der sich auch Helmholtz angeschlossen hat, steht also mit allen den bekannten Annahmen im Einklange, selbst wenn die Temperatur im Mittelpunkte der Erde, wie neuere Rechnungen ergeben, die Höhe von 20 000 Grad erreichte, der Druck daselbst drei Millionen Mal so groß wäre wie der unsrer Atmosphäre.

Indessen haben die Forschungen über das Verhalten der Gase bei hohem Druck und hoher Temperatur auch noch eine andre Möglichkeit ergeben, sich die Konstitution des Erdinnern vorzustellen. Für alle Gase bestehen Temperaturen, die nicht überschritten werden dürfen, wenn es gelingen soll, sie zu verflüssigen, mag auch ein noch so hoher Druck hierfür zur Verwendung kommen. Diese „kritischen“ Temperaturen müssen für alle im Erdinnern befindlichen Körper aber überschritten sein, diese können also dort in einem Zustande verharren, der mit dem gasförmigen die Eigenschaft teilt, jeden Raum auszufüllen, sonst aber alle Eigenschaften fester Körper aufweist. So muß demnach die Annahme eines flüssigen Erdkernes fallen gelassen und durch diejenige eines festen oder eines wie ein solcher sich verhaltenden Gases ersetzt werden.

Aus der hohen Temperatur des Mittelpunktes der Erde erklärt sich ohne weiteres die Temperaturzunahme bei Annäherung an ihn. Aehnliches sollte man bei Annäherung an die Sonne erwarten, deren Temperatur der des Erdinnern nicht viel nachgiebt. Diese Erwartung wird aber getäuscht; je höher man sich in die Atmosphäre erhebt, in desto kältere Regionen gelangt man, die Teile eines Luftballons überziehen sich in großen Höhen mit dichten Eiskrusten. Indessen ist dieser Widerspruch nur scheinbar, die Sonnenstrahlen sind in großen Höhen wirklich heißer wie in der Tiefe, wie jeder weiß, der bei hellem Sonnenschein einen Alpengipfel erstiegen hat. Aber sie erwärmen die Luft nicht mehr, und deshalb herrscht in großen Höhen an den Stellen, zu denen die direkten Sonnenstrahlen keinen Zutritt haben, die bitterste Kälte. Trockene Luft läßt nämlich Licht und Wärmestrahlen durch, ohne etwas davon zurückzuhalten, während das Wasser beide, sich dadurch in Dampf verwandelnd, in beträchtlichem Maße absorbiert. Der so gebildete Wasserdampf ist aber ebenso durchlässig wie Luft. Kühlt er sich jedoch soweit ab, daß er sich verdichtet, so giebt er die aufgenommene Wärme wieder aus und erwärmt dadurch die Luft in seiner Umgebung. Mit Ausnahme der höchsten Berggipfel und der Wüsten befindet sich nur in der Luft über der Erdoberfläche Wasser, seine verhältnismäßige Menge nimmt mit der Annäherung an diese zu. Die Atmosphäre wird also dort immer mehr oder weniger erwärmt, sei es von den vom Wasser aufgenommenen Wärmestrahlen, sei es von denen, in die der Erdboden, sie wieder ausstrahlend, das auf ihn fallende Licht verwandelt.

So bietet die Erklärung der Wärmeverhältnisse der Luft kaum Schwierigkeiten im Verhältnis zu denen des Erdkörpers. Wenn wir uns hinsichtlich der letzteren auch noch nicht schmeicheln dürfen, sie gehoben zu haben, so ist es doch gelungen, Annahmen aufzustellen, die in Zukunft vielleicht durch manche Beobachtung, manchen Versuch bestätigt, hie und da wohl auch noch Abänderungen erfahren werden, die aber wohl geeignet sind, ein klares Bild der in Betracht kommenden Vorgänge zu geben und somit auf unserm gegenwärtigen Standpunkt unser Wissensbedürfnis zu befriedigen. Dr. E. G.

Phot. Carl Marisal, Berlin.

Das Schulze-Delitzsch-Denkmal in Berlin.

Das Schulze-Delitzsch-Denkmal in Berlin.

Am 4. August ist in Berlin auf dem freien Platze am Kreuzpunkte der Köpeniker- und Inselstraße das Schulze-Delitzsch, dem Begründer des deutschen Genossenschaftswesens, gewidmete Denkmal enthüllt worden. Dem Schöpfer des Werkes, dem Bildhauer Hans Arnold in Berlin, ist es gelungen, das zum Ausdruck zu bringen, was Wesen und Schaffensart des Mannes gekennzeichnet hat, der seine beste Kraft der sozialen Hebung des deutschen Kleinbürgertums gewidmet hat. Auf hohem, dreistufigem Granitpostament erhebt sich seine überlebensgroße Statue in Marmor. Sie zeigt Schulze-Delitzsch in kraftvoller Männlichkeit, die Rechte emporgehoben, als wollte er auf sein Lebenswerk zeigen. Die seitlichen Gruppen des Postaments sind in Bronze ausgeführt und versinnbildlichen das genossenschaftliche Prinzip. Auf der rechten Seite steht ein Bauer mit seinen landwirtschaftlichen Geräten, ein Handwerker im Schurzfell reicht ihm die Hand, als wollte er ihn einladen, nun vereint zusammenzugehen und den wirtschaftlichen Kampf aufzunehmen. Dieser kräftig herausgearbeiteten Gruppe entspricht zur Linken eine weibliche Idealfigur, sie hält in den Händen ein Buch, aus dem sie einem neben ihr stehenden Jüngling die Lehren vom Genossenschaftswesen vorträgt. Das in seinen einzelnen Teilen sehr vornehm wirkende Denkmal giebt dem Osten Berlins, der ohnedies nicht mit Bildwerken gesegnet ist, einen neuen, künstlerischen Schmuck und wird das Andenken Schulze-Delitzsch', das in seinem Lebenswerke kräftig fortlebt, auch in Marmor festhalten.

Das Denkmal für Eduard Pape.

(Siehe die Abbildung Seite 766.)

Mit dem 1. Januar 1900 tritt das neue Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft, das dem deutschen Volke die langersehnte Einheit im bürgerlichen Rechte giebt. Vorher soll noch dem Hauptschöpfer des großen Werkes eine Dankesschuld abgetragen werden: im September wird das Denkmal für den vor elf Jahren verstorbenen Wirklichen Geheimen Rat Dr. Eduard Pape enthüllt. Pape hatte sich schon in den sechziger Jahren um die Kodifikation des Handelsrechts verdient gemacht, und als Präsident des Bundesoberhandelsgerichtes zu Leipzig war er der erste, der im Namen des wiedererstandenen Reiches Recht zu sprechen hatte. Seine wichtigste Aufgabe löste er dann als Vorsitzender der ersten Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch; mit dem ersten Entwurf schuf er die Grundlage des bedeutsamen legislatorischen Werkes. Als es galt, Pape ein Denkmal zu errichten, übernahm der Reichskanzler Fürst Hohenlohe den Vorsitz im Komitee, und die Juristenwelt, sowie die Handelskreise beteiligten sich mit Beiträgen. Das

Das Denkmal für Eduard Pape. Modelliert von A. Künne.

Denkmal erhält in Verbindung mit einer reichen Sandstein-Architektur seinen Platz auf dem Markte zu Brilon, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Westfalen. Es ist die Vaterstadt Eduard Papes, der am 13. September 1816 dort geboren ist. Die auf einem antiken Richterstuhl sitzende Figur giebt ein schlichtes, feines Charakterbild des großen Rechtsgelehrten; er scheint, etwa in der Kommission, über eine wichtige Frage klaren, lichtvollen Aufschluß zu geben.

Ausrüstung Murphys zur Fahrt.

Zu seinen Füßen liegen zwei Bände, das Handelsrecht und das Bürgerliche Gesetzbuch, mit einem Lorbeerzweig geschmückt. Die Figur ist in Bronze gegossen und 2 Meter hoch. Sie ist ein Werk des jungen Berliner Bildhauers Arnold Künne, der, ein Westfale von Geburt, für seine Heimatprovinz schon manches monumentale Werk geschaffen hat.

Nikolaus Riggenbach †.

Im hohen Alter von 82 Jahren ist am 25. Juli in dem als Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes der Nordschweiz bekannten Oertchen Olten (Kanton Solothurn) Nikolaus Riggenbach, der Erbauer der ersten Zahnradbahn in Europa, der von Vitznau nach dem Rigi führenden, gestorben. Riggenbach war im besten Sinne des Wortes ein selfmade man. Aus einer schweizerischen, in Gebweiler im Elsaß ansässigen Familie stammend, sollte er sich in seiner Jugend dem Kaufmannsstande widmen, allein er selbst wählte sich die Laufbahn des Mechanikers und suchte sich auf eigne Faust in derselben weiter fortzubringen. Als einfacher Arbeiter fand er in Lyon und Paris Stellung und kam im Jahre 1840 als Monteur in die Keßlersche Maschinenfabrik in Karlsruhe (jetzt in Eßlingen). Wie bekannt, wurde in dieser Fabrik die erste Lokomotive in Deutschland gebaut, für die Riggenbach fast alle feineren Bestandteile selbst anfertigte. Vom einfachen Monteur schwang der thatkräftige Mann sich innerhalb eines Jahrzehnts zum technischen Direktor der Keßlerschen Lokomotivfabrik empor. Im Jahre 1853 in seine Heimat als Vorstand der Maschinenwerkstätte der schweizerischen Zentralbahn nach Olten berufen, gab er sich hier dem Studium der Bergbahnen hin und stellte ein Modell des von ihm ersonnenen, auf einer Verbindung von Zahnrad und Zahnstange beruhenden Systems her. Seiner Erfindung wurde jedoch vorerst mit großem Mißtrauen begegnet, und es bedurfte einer langen Reihe von Jahren, bis sein Plan einer Rigibahn verwirklicht werden konnte. Am 21. Mai 1871, elf Tage nach Abschluß des Frankfurter Friedens, wurde die Vitznau-Rigibahn feierlich eröffnet. Das System Riggenbachs hat seither allgemeine Aufnahme in die Technik gefunden und ist bei einer Reihe von Bergbahnen in der Schweiz wie im Auslande zur Anwendung gekommen.

Phot. P. Dees, Solothurn.

Nikolaus Riggenbach †.

Die größte bisher erzielte Fahrradgeschwindigkeit.

Die höchste Leistung auf dem Gebiete des Fahrradsports — den höchsten „Record", um in der Sportsprache zu reden — hat kürzlich der bekannte amerikanische Radfahrer Charles M. Murphy erzielt; er legte die Strecke von einer englischen Meile (1609,31 Meter) in nicht ganz 58 Sekunden zurück. Anlaß zu dieser eigenartigen Leistung bot die jüngste Versammlung des amerikanischen Radfahrerbundes auf Long Island, und als Schauplatz derselben diente eine Teilstrecke der Long Island-Railroad. Zur Ausführung des Experiments waren natürlich besondere Vorkehrungen erforderlich, deren wesentlichste darin bestand, daß eine Lokomotive mit angehängtem Personenwagen den Dienst des Schrittmachers versah. Der Anhängewagen war in seinem hinteren Teile zu einem gewaltigen Windschirm ausgestaltet; seine Seitenwände waren nach rückwärts verlängert und schräg nach innen gerichtet, so daß ihre unteren Kanten genau über den Schienen lagen. Murphy legte demnach seine Fahrt gewissermaßen innerhalb einer sich mit ihm fortbewegenden Schutzhütte zurück. Wie er selbst erklärte, läßt sich unter diesen Umständen, das heißt bei absolutem Schutze gegen den Widerstand der Luft, mit dem Rade die Schnelligkeit jeder Lokomotive erreichen. Zu der Leistung ist weniger Kraft und Ausdauer als Kaltblütigkeit und Schnelligkeit der Fußbewegungen erforderlich. Murphy legte mit seinem Rade bei jeder Umdrehung der Pedale über 31 Fuß zurück und führte mit seinen Füßen 2,91 Umdrehungen in der Sekunde oder 175 in der Minute aus. Der wissenschaftliche Wert des Experiments besteht darin, daß es bei der strengen Kontrolle, unter der es stattfand, überaus wichtige Daten zur Berechnung der Wirkung des Luftwiderstandes ergeben hat.

Rückansicht des Schrittmacher-Wagens.

Der Schrittmacher-Wagen während der Fahrt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer.

№ 47.

Aus Zeit und Leben.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Cetinje.

Am 27. Juli hat in Cetinje, der Hauptstadt des Fürstentums Montenegro, die Vermählung des Erbfürsten Danilo mit der Herzogin Jutta von Mecklenburg (der nunmehrigen Erbfürstin Militza) stattgefunden. Außer den geladenen Gästen war zu dieser Feier eine große Anzahl von Personen aus allen Teilen Europas nach der Hauptstadt der Schwarzen Berge geströmt. Der Tag war für das ganze Land ein besonders festlicher, denn durch die Verbindung des Thronfolgers mit der norddeutschen Prinzessin vollzieht sich ein Ereignis, das schon lange angestrebt worden ist: das Haus des Landesherrn tritt endgültig in den Kreis der europäischen Herrscherhäuser ein. Noch vor fünfzig Jahren wäre das kaum als möglich erschienen, das Schicksal des Landes war ungewiß und eine Festigung der Dynastie kaum zu hoffen. Fürst Danilo folgte seinem Oheim Peter II. als Mann der Kirche auf den Thron, und wenn er auch bald als weltlicher Gospodar seine Hand einer Dame aus uraltem Slawenstamme reichte, war diese doch, die schöne Darinka Kuestic, die Tochter eines Triester Großkaufmanns. Verhängnisvoller noch war, daß dem Fürsten für die Reformen, die er beabsichtigte, keine Zeit gelassen wurde; er starb unerwartet früh auf der Riva zu Catarro. Fürst Nikolaus gelangte mit achtzehn Jahren zur Regierung und wählte sich die Tochter des Serdar Petar Vuketic zur Gemahlin. Ihm endlich sollte es gelingen, was seine Vorgänger vergeblich erstrebt, das Fürstentum der Schwarzen Berge in die Reihe der europäischen Kulturstaaten einzuführen. Es galt nicht nur, die ewigen Fehden mit dem unversöhnlichen moslemitischen Nachbar beizulegen, sondern es mußte an der inneren Festigung des Landes gearbeitet und der materielle und geistige Stand der Bevölkerung gehoben werden. Unverdrossen gab er sich dem Werke, das er sich vorgesetzt, hin, und seine Energie und unermüdliche Arbeitskraft führten ihn zu dem gewünschten Ziel; die schönen Töchter des Fürstenpaares sind bereits in die verschiedensten Fürstenhäuser eingetreten, und nunmehr wählt der Thronfolger sich seine Gemahlin aus einer der ältesten und angesehensten der deutschen Dynastien.

Spät am Abend des 26. Juli brachte der Dampfer „Graf Wurmbrand“ die deutsche Prinzessin nach einem stürmischen Tage zu der Reede von Antivari, dem montenegrinischen Nizza, wo Fürst Mirko an der Spitze einer feierlichen Abordnung nach alter Landessitte der Ankommenden Brot und Salz bot und die finsteren und trotzigen Gestalten der Albanesenkapetane ihr ihre Huldigungen darbrachten. Erbprinz Danilo erwartete mit dem Großfürsten Konstantin seine Braut in dem entzückend gelegenen Schlößchen Topolitza. Dort traf am andern Morgen auf der Jacht „Jela“ das italienische Thronfolgerpaar ein, und in aller Stille erfolgte alsdann der Uebertritt der deutschen Prinzessin zur orthodox-griechischen Kirche. In früher Morgenstunde setzte sich am 27. Juli die lange Wagenkolonne nach dem entfernten Cetinje in Bewegung, wo sich inzwischen vor dem Palais des Erbprinzen alles zum Empfange der Braut versammelt hatte. Aus sämtlichen Teilen des Landes waren die höchsten Würdenträger, die Serdare, Brigadiers und Kapetane erschienen, deren malerische Tracht sich mit den von Gold und Stickereien strotzenden Uniformen der Diplomaten zu einem Bilde von eigenartig fesselndem koloristischem Reize verband. Fürst Nikolaus, eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung, empfing die Schwiegertochter, die jetzige Erbprinzessin Militza, die zum erstenmal in der kleidsamen Landestracht erschien, auf der Freitreppe des fürstlichen Palastes, während die versammelte Menge in jubelnde Zurufe ausbrach und die Militärkapelle die mecklenburgische Hymne intonierte. Nach kurzer Rast setzte sich dann um 3 Uhr nachmittags der feierliche Brautzug vom Palais des Fürsten aus in Bewegung.

Mit der Ausschmückung der Stadt war man schon seit geraumer Zeit beschäftigt gewesen; sie prangte in Blumen und Grün, trotzdem das letztere, von dem man auf den Abstürzen der grauen Steinwände in der näheren Umgebung des Ortes nichts gewahrt, mühevoll meist aus dem Innern des Landes hatte herbeigeschafft werden müssen.

Rückkehr des Hochzeitszuges zum Palaste.

Fürst Nicolaus und sein Hof.

Militärmusik vor dem Palaste des Fürsten.

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

Worträtsel.

Wie teuer ist es doch vor allen
Dem deutschen, innigen Gemüt,
Das hier bei unserm Erdenwallen
Sein reinstes Glück erblühen sieht.

Nicht an den Raum ist es gebunden,
Wohl aber dem, der's später dort
Durch eignes Schaffen neu gefunden,
Wo einst ihm klang der Eltern Wort! —

Verkleinerung der Namen lieben
Wir oft, indes dem Rätsel hier
Ist die Bedeutung nicht geblieben,
Geschicht ein Gleiches ihm von dir:

Verwandelt in ein lebend Wesen,
Wie die Natur sie zahllos nährt,
Wird es zur Residenz erlesen
Nicht selten lieber Haus und Herd. M. Sch.

Silbenrätsel.

Im Garten jüngst am Nachmittag
Im Schatten ich von Eins=Zwei lag;
Drauf standen allerlei Drei=Vier,
Ich pflückte sie zum Strauße mir.

Am Abend ging mit frohem Sinn
Ins Gasthaus ich zum Tanze hin:
Und dort im Saale an der Wand
Ich wieder Eins=Zwei=Drei=Vier fand. F. M.=S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 43:

Des Umwandlungsrätsels: Nase — Rang — Bein — Trab — Regine — Toga — Seine — Solo — Eider — Oskar — Heil — Arno — Riegel — Atom — Summe — Wieland — Pate — Aden — Bruch — Geibel — Mitra — Alter — Adel — Narbe — Anis — Than — Arcole — Lage — Leda — Kap — Sense — Grube.

„Du siehst mich an und kennst mich nicht."

Des Silbenrätsels: Pantomime.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (3). Erik Bensen in Hannover (3). A. B., Chalet Victoria (2). E. Riebow in Hamburg. ? in Paris. „Moselblümchen" in Coblenz (2). Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (2). „Maus und Muki" in Hamburg (2). Baronin W. W. aus Gaming (4).

Bilderrätsel.

Notizblätter.

Todesfall.

— Zu Storchnest in Posen verstarb am 27. Juli 1899 der Wirkliche Geheime Rat Tassilo von Heydebrand und der Lasa, in dem die deutsche Schachwelt ihren Nestor und einen ihrer stärksten praktischen Spieler, die Schachwelt des ganzen Erdballs den unermüdlichsten Forscher und Sammler auf dem Gebiete der Geschichte des Schachspiels wie auf dem der Theorie der Spieleröffnungen verehrte. Erst vor drei Vierteljahren, im Oktober 1898, beging der nunmehr Verstorbene seinen achtzigsten Geburtstag, bei welcher Gelegenheit seine hohe Bedeutung und die allgemeine Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, von der gesamten Schachwelt zur Kundgebung gelangte.

Versammlungen.

— In Paris werden während der Weltausstellung ungemein zahlreiche Kongresse tagen. Bis jetzt sind bereits weit über hundert den Behörden angekündigt, wohlbemerkt nur solche Versammlungen, die ernst zu nehmen sind und wissenschaftliche, soziale und gewerbliche humanitäre Fragen behandeln werden. Außer diesen sind aber noch andre Kongresse anberaumt, deren Einberufer von abenteuerlichen Ideen ausgehen oder gar auf die Dummheit ihrer Mitmenschen spekulieren. Die Versammlungen solcher Art werden natürlich nicht von den Behörden unterstützt.

Ausgrabungen.

— Am rechten Ufer der Narenta bei der Stadt Capljina in Bosnien ist durch den Spaten der Archäologen ein vollständiges altrömisches Lager mit wohlerhaltenen Mauern, Thoren, Türmen und Gängen ans Tageslicht gefördert worden. Interessante Mitteilungen über diesen Fund, nach denen man fast versucht wäre, von einem bosnischen „Pompeji" zu sprechen, bringt die Zeitschrift „Die Donauländer". Danach ist bisher das Areal eines römischen Lagers in der Länge von etwa 100 und in der Breite von 80 Metern bloßgelegt worden. Man ist im stande, die Einteilung genau zu erkennen; es stehen noch alle Mauern und zahlreiche gewölbte Gänge, die an dreißig Räumlichkeiten miteinander verbinden. Diese zeigen, soweit sie als Wohnzimmer gedient haben, gut erhaltenen Estrich und Wandmalereien. Die Funde an allerlei Gegenständen sind außerordentlich zahlreich: Lampen, Geschirre aller Art, Pflugscharen, Fibeln, Waffen, Katapulte, Ketten, Säulenfragmente, Statuenbasen und andres. Ferner wurde eine Anzahl von Gegenständen gefunden, die ein Bild von der Lebensweise der einstigen Bewohner des Lagers geben. Eine Reihe von Amphoren läßt auf Weinbau schließen, und Hirschstangen und Hauer von Keilern geben Zeugnis davon, daß die römischen Soldaten tüchtige Jäger waren. Haufen von Seemuscheln und Austernschalen lassen erkennen, daß sie auch Feinschmecker waren. Das Lager ist zweifellos unter der Regierung Kaiser Neros oder kurze Zeit nachher errichtet worden und hat sicher bis zur Zeit des Kaisers Theodosius bestanden. Münzen aus der Regierungszeit dieses Kaisers sind in der letzten Bodenschicht gefunden worden. Die weiteren Ausgrabungen werden von dem Kustos des Serajewoer Landesmuseums, Dr. Patsch, geleitet.

Denkmäler.

— Das Denkmal für **Ferdinand Lesseps**, ein Meisterwerk des berühmten Bildhauers Emanuel Frémiet, hat vor kurzem die Erzgießerei verlassen und wird nun, in sieben gewaltige Stücke geteilt, zu Schiff an den Eingang des **Suezkanals** gebracht, wo es zur Aufstellung gelangt. Die Statue hat eine Höhe von sechs Metern, den Sockel, der bereits am Suezkanal aufgestellt ist, nicht mitgerechnet. Die Enthüllung findet am 28. Oktober statt. Es werden dann nahezu dreißig Jahre seit der Einweihung des Kanals (16. November 1869) verflossen sein.

Litteratur.

— Unter dem Titel „Welt, Weib und Wagenpferd“ hat Emil Peschkau siebzehn heitere Geschichtchen vereinigt (Berlin, Freund & Jeckel). Sie erheben keinen Anspruch auf hohe litterarische Bedeutung, sind aber launig in der Erfindung und sparen geschickt die Pointe bis zum Schlusse auf. Einige der Histörchen bergen hinter der schalkhaften Form auch ernstere Gedanken.

— Die Zerstörung Jerusalems dient der Erzählung „Der Tempelhauptmann“ von Anton Ohorn zum geschichtlichen Hintergrund (Leipzig, Heinrich Bredt). Der Dichter entwirft sehr anschauliche Bilder von den Verhältnissen und Strömungen, die der Katastrophe vorausgingen, von den Parteiungen innerhalb des jüdischen Volkes, dem Uebermut und der Gewaltthätigkeit der römischen Zwingherren. Ebenso lebendig sind die Auflehnung und die Niederlage, die gegenüber der römischen Weltmacht unausbleiblich war, geschildert. Auch der herangewachsenen Jugend kann das Buch empfohlen werden.

— Den Roman „Baron Gottfrieds Enkelinnen“ von Rosa Nouchette-Carey bietet Margarete von Wenden in guter Uebertragung dar (Berlin, J. Harrwitz Nachfolger). Den starken Erfolg, den das Buch in der Heimat der Verfasserin errungen hat, dürfte es bei den deutschen Lesern kaum finden, denn die Darstellung verliert sich nicht selten in allzugroße Breite. Aber dem Tone stiller Behaglichkeit, der den ganzen Roman erfüllt, wird sich auch unser heimisches Publikum nicht entziehen, und besonders gern dürfte die Frauenwelt von dem grundbraven, aber sehr starrsinnigen Landedelmann und den Prüfungen, die er seinen Enkelinnen auferlegt, vernehmen.

— Seinen biographischen Werken zur Geschichte der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches reiht der Verlag von Schmidt & Günther zu Leipzig ein neues an: „Die Bürgerin Tallien“ von Joseph Turquan, übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Der Autor versteht es trefflich, aus jenen wildbewegten Tagen die Frauencharaktere zu schildern und damit zugleich ein sicheres Bild der Zeit zu geben. So auch hier gegenüber der vielgenannten Madame Tallien, die indirekt die Veranlassung zum Sturze Robespierres gab und die vertraute Freundin der Generalin Bonaparte und späteren Kaiserin Josephine war. Wiederum stützt sich der Verfasser auf die Aussagen und Memoiren von Zeitgenossen, zugleich aber auf bisher nicht veröffentlichte Dokumente und weiß somit vieles Neue und Interessante zu berichten.

Handschriften-Beurteilung.

Gust. G. N. 1317 in Amerika. Eine sensible, impressionable Natur, der es an Festigkeit fehlt. Sie sind für äußere Eindrücke sehr empfänglich und daher auch in Ihren Ansichten wechselnd. Erregbar und momentan heftig auffahrend. Im Verkehr mit andern können Sie anregend und heiter sein. Ihre Stimmung ist im ganzen zuversichtlich. Zu Traurigkeit und Entmutigung neigen Sie wenig.

F. A. in N. Sie streben nach Originalität und verfallen dabei leicht in Gesuchtheit. Sie möchten anders sein als andre Menschenkinder und lieben und pflegen das Besondere und Bizarre. Im Grunde genommen sind Sie recht gutherzig und wohlwollend — solange es ohne persönliche Opfer geht —, aber Sie legen sich eine gewisse Reserve auf. Sie machen Prätensionen und möchten gern irgendwie hoch hinaus. In Ihren Ausgaben sind Sie überlegt. Sie können sparen und wissen sich gut einzurichten.

L. in A. Ihr Auftreten ist sicher und bestimmt. Ohne viel Umwege steuern Sie auf Ihr Ziel los, und was Sie thun, thun Sie, ohne viel Lärm darüber zu machen, alles Nebensächliche beiseite lassend. Sie sind auch ziemlich unbiegsam und lassen sich von niemand in Ihre Angelegenheiten hineinreden. Gerne dominieren Sie. Ihre Interessen sind mehr materieller Art, Sie haben vorwiegend Sinn und Verständnis fürs Praktische. Irdische Freuden verschmähen Sie nicht.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz (Schweiz).

Schachbriefwechsel.

C. S. in Astr. Die von Ihnen gewünschte Mitteilung über das Londoner Turnier gaben wir sofort nach dessen Schluß zur Veröffentlichung; sie wird ja wohl nächstens erscheinen, jedenfalls noch vor der Drucklegung der gegenwärtigen Zeilen.

H. J. in Hermannsbad. Sie wollen Nr. 27 mit 1. Td1—e1† Kc5—d4 2. Sd5×b4† Lc5—d6 3. Dd8×d5 (matt) lösen! Da hat Schwarz doch noch verschiedene Hilfsmittel zur Verfügung: im ersten Zuge Sg3—e2 und Lc5—e3 (oder auch eins nach dem andern); und selbst wenn er nach Ihrem Wunsche sofort den König zieht, kann er immer noch mit 2. . . . . Tb7—d7 das Matt aufhalten.

Richtige Lösungen sandten ein: August Höse in Lodz zu 24. 26, 27; Fedor Materne in Breslau zu 26; Karl Fritsch in Klein-Neusiedl zu 26, 27, 28; J. B. in Hedewigenkoog zu 28.

Briefmappe.

B. K. in M. Eine Auswahl der besten deutschen Gedichte sollen wir Ihnen empfehlen? Wir nennen Ihnen Georg Scherers „Deutscher Dichterwald“ (kostet in prächtigem Einband 7 Mark), und die von dem feinsinnigen Herausgeber getroffene Auswahl wird nicht nur Sie, sondern sicherlich auch den Empfänger (oder ist's eine Empfängerin?) befriedigen, falls Sie das Buch zu einem Geschenk bestimmt haben.

P. T. in Weimar. Dankend abgelehnt.

Kaufen Sie Seide

nur in erstklassigen Fabrikaten zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise. An Private porto- u. zollfreier Versand. Das Neueste in unerreichter Auswahl in weiß, schwarz und farbig jeder Art. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Dopp. Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Dr. med. Weiser's Kuranstalt

Neustadt (Orla) — Thüringen.

Heilanstalt für Nerven-, Frauen- und chronische Krankheiten. In schönem Parke gelegen, vollständig neu und elegant eingerichtet. Kaltwasser-Kuren — Electricität — Massage — Diätetische Kuren. Das ganze Jahr geöffnet. Directe Bahnverbindung: Berlin, Dresden, Leipzig, München. Prospecte versenden kostenlos.

Drehkrähne
Laufkrähne
Bockkrähne
Derrickkrähne
Aufzüge
Transport-Vorrichtungen
Drehscheiben
für Dampf-, hydraulischen und elektrischen Betrieb,
verbesserte patentirte
Priestman-Greifbagger
Löffelbagger bauen
MENCK & HAMBROCK
Altona-Hamburg.

Naumanns Fahrräder
sind die besten!
Jährliche Production: 40,000 Fahrräder.
Im Gebrauche: Ueber 160,000 Fahrräder.
SEIDEL & NAUMANN
DRESDEN
2000 Arbeiter.

Kgr. Sachsen
Ingenieurschule Zwickau,
Direct.: Kirchhoff u. Hummel
Progr. kostenlos.

Technikum Strelitz i. M.
Ingenieur-, Techniker- u. Meisterkurse
Maschinen- u. Elektrotechnik
Gesammt. Hoch- u. Tief-Baufach
Täglicher Eintritt.

Kinetograph und Films
Nebelbilder und Apparate.
W. Hagedorn, Berlin, Alte Jakobstr. 5.
Preislisten gratis.

Wer berufslosen Damen zu befriedigendem Lebenszwecke verhelfen möchte, befrage kostenlos Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf.

Stellung. Prospect gratis. — Existenz. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Desinfizieret mit „Negrolin" und lasset die Wäsche mit Negrolin-Lösung behandeln, so
Diphterie-
Ansteckungsgefahr vorhanden.
Käuflich in Apothek. u. Drog-Handlungen.
P. Ovenbeck & Co., Hamburg.

Warum?

ist die beste Einmachebüchse der Welt die

Pat. Perfect-Conservebüchse?

Weil bei derselben der Inhalt, wie Gemüse, Obst u. dgl., nur mit Glas in Berührung kommt, somit die Reinheit des Geschmacks der Conserven erhalten bleibt.

Weil der Perfect-Verschluß absolut zuverlässig ist und viele Jahre halten kann.

Weil die Conserven niemals dem Verderben ausgesetzt sind, denn im Falle ungenügenden Einkochens hebt sich der Glasdeckel von selbst, welchen Vorzug kein anderes Glasdeckel-System aufweist.

Weil jede Büchse in der beigegebenen Patent-Schutz-Hülse sterilisirt wird, wodurch Zerspringen unmöglich ist und jeder beliebige Kochtopf verwendet werden kann.

Jeder Büchse ist eine genaue Gebrauchsanweisung über das Einmachen beigelegt.

Zu haben in allen besseren Glas-, Porzellan- und Haushaltungsgeschäften, wo nicht, direkt von den Erzeugern

Glashüttenwerke Adlerhütten A.-G. in Penzig i. Schl.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zu Goethes 150. Geburtstage.

Goethes Werke.

Mit 1058 Holzschnitt-Illustrationen und 14 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler.
Nebst Goethes Porträt und Lebensabriß.
Herausgegeben von Prof. Dr. **Heinrich Düntzer.**
Vierte Auflage.
5 Bände. In Original-Prachteinband M. 60. —

Eine prachtvoll ausgestattete und reich illustrierte Ausgabe! Mit Schiller und Shakespeare steht nun Goethe in gleich würdigem Gewande an der Spitze der deutschen Familienbibliothek. — **Wiener Fremdenblatt.**

Goethes Faust.

Mit einem Lichtdruckbild, 74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern. In Original-Prachteinband M. 12. —

Die solide technische Ausstattung in der Ausführung der Illustrationen, des schönen Druckes, in dem feinen Papier und prächtigen Einband erhöhen den Wert des Buches, welches wir als eine der schönsten „Faust"-Ausgaben der Aufmerksamkeit weitester Kreise empfehlen. — **Badische Landpost, Karlsruhe.**

Goethes Werke.

In einer Auswahl herausgegeben von **Heinrich Düntzer.** 1 Band von 1304 Seiten Lex.-Oktav. Elegant gebunden M. 4. —. Feine Ausgabe auf starkem Papier geheftet M. 8. —, in Halbfranz gebunden M. 10. —

Die Hauptwerke des Dichterheroen werden hier in einem Bande und zu einem Preise dargeboten, der als geradezu exceptionell im deutschen Buchhandel erscheint. Den ganzen Goethe in einem, wenn auch noch so starken Bande zu vereinigen, war allerdings nicht möglich, vielmehr mußte eine Auswahl getroffen werden, wobei als entbehrlich diejenigen Schriften erachtet wurden, die eigentlichen Boden im Volke nicht gefunden haben. Der billige Preis gestaltet diese Ausgabe zu einer

Goethe-Ausgabe für das Volk,

die in jedem deutschen Hause Aufnahme finden kann.

Dem Bande ist eine warm empfundene Würdigung von Goethes Leben und Schaffen vorausgeschickt, und dem Inhaltsverzeichnis sind Angaben über Art und Entstehung der einzelnen Schriften beigefügt.

Ein Goethe-Strauß. Jugendgedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters von 1788, biographisch erläutert von **Robert Keil.** Mit 10 Holzschnitt-Illustrationen und einem farbigen Lichtdruck. Geh. M. 5. —, elegant gebunden M. 6. —, in Liebhaberband M. 7. 50.

Jedermann wird diesem Buche, das von eingehendster Forschung zeigt, das größte Interesse entgegenbringen. — **Neue Freie Presse, Wien.**

Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König. Von Dr. **Joh. Froitzheim.** Geh. M. 2. 50, elegant gebunden M. 3. 50.

Eine interessante Studie über die Sturm- und Drangperiode. Viele ungedruckte Briefe aus dem Lenz-Nachlasse erscheinen darin verwertet, und auch das Verhältnis Goethes zu dem genialen Lenz erhält ganz neue Streiflichter. — **Neue Freie Presse, Wien.**

Wörterbuch zu Goethes Faust. Von **Fr. Strehlke.** Geheftet M. 3. —, elegant gebunden M. 4. 50.

Das mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Buch wird jedem Freunde des gewaltigen Werkes Goethes willkommen sein. — **Hamburgischer Correspondent.**

Paralipomena zu Goethes Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente, geordnet und erläutert von **Fr. Strehlke.** Geheftet M. 3. —, eleg. gebunden M. 4. 50.

Ein wertvoller Beitrag zu der Entwicklungsgeschichte der Faust-Dichtung. — **Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.**

Zur Goetheforschung. Neue Beiträge von **Heinrich Düntzer.** Geheftet M. 6. —, elegant gebunden M. 7. 50.

Das mit Fleiß und Sorgfalt geschriebene Buch bietet der großen Goethegemeinde viele neue Aufschlüsse und dankenswerte Belehrungen. — **Westermanns Monatshefte, Braunschweig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

BRENNABOR-RÄDER
Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europa's. 2500 Arbeiter.

Gesichtspickel,

Finnen, Pusteln, Mitesser, Hautröte, **einzig und allein** schnell, sicher und radikal zu beseitigen franko gegen 2.50 M. Briefmarke oder Nachnahme nebst neuem Buch:
„Die Schönheitspflege"
zur Belehrung. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. Berlin, Eisenbahnstr. 4.

BURCKHARDT & DIENER
Hohenstein in Sachsen
Photographische Apparate v. 10 M. an
Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Empfehlen unsere selbstgekelterten
Ahr-Rotweine,
garantirt rein von 90 Pfg. an pr. Liter, in Gebinden von 17 Liter an und erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen. Proben gratis u. franko. **Gebr. Both, Ahrweiler Nr. 219.**

Zu korpulent

7te Auflage der **Broschüre:** Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz **ohne** Einschränkung der Ernährungsweise auf chemischem Wege. Preis 80 Pfg.
Zu beziehen von **L. Pietsch,**
Chemisches Laboratorium,
Dresden-Blasewitz. V.

Berlins größtes Spezialhaus für
Teppiche
Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk.
Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe zu Fabrikpreisen.
Pracht-Katalog 144 Seiten stark! gratis u. franco.
Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Neu!
Langnese's „MITA" Biscuit gesetzl. gesch.
von hervorragendem Wohlgeschmack per Pfd. M 1.40
A. H. Langnese Wwe & Co.
BISCUIT-FABRIK HAMBURG

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo M. 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo M. 2,— u. M. 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo M. 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf M. 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet M. 0,25
käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.
Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 48.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Ein tönendes Erz.

Novelle
von
Margarete von Oertzen.

(Fortsetzung.)

In dem halben Dunkel des verschneiten Vormittags drehten sich die Paare, gellten die ohrenzerreißenden Töne der Geige, der Flöte und Guitarre.

Und doch hatte der Hauptmann recht. Es war etwas Berauschendes um dies Tanzen. Elisabeths Wangen röteten sich, und sie mußte an Markwart denken. Sie hatte eine Sehnsucht, in seine Arme zu fliegen und mit ihm fort und fort zu tanzen. Unwillkürlich preßte sie sich fester, schmiegte sie sich weicher an Nögges Brust.

Wie in einem Taumel sah sie Juckos lustige Diebsaugen blitzen.

„Donnerwetter, die tanzt mit Temperament,“ flüsterte der Hauptmann seiner Frau zu. „Da liegt Jugend drin! Ja, ja, diese ruhigen Weiber! Denen trau' der Deibel!“

Elisabeth und Nögge saßen in einem behaglichen Winkel, beide schwer atmend.

„Seit heute früh kommt mir das Bild einer tanzenden heiligen Elisabeth nicht aus dem Sinn,“ sprach er.

Sie lächelte müde. Ihr Auge hing an Markwart.

Eine Frau, die um ihren Mann kämpft! Die es sogar nicht verschmäht, sich in seine Seele hineinzutanzen, nachdem sie ihr Leben ihm verpfändet, was weiß die von andern Männern und dem Fieber, das Fremden das Blut vergiftet?

‚Ich will, daß er kommt und mit mir tanzt,‘ dachte sie, die Hände fest faltend, ‚ich will, ich will.‘ Und als Jucko übermütig mit dem Fuße stampfte und einen neuen Walzer begann, kam Markwart.

Der Boden wankte unter Elisabeths Füßen, sie wurde sehr, sehr blaß. Hinein in den Wirbel mit ihm, er fühlte ihr Herz klopfen, alle Pulse des warmen, zitternden Körpers pochen.

Und er tanzte mit ihr durch die offene Thür ins Nebenzimmer, und als sie ganz allein waren, ließ er seine Frau aus den Armen und stand ihr gegenüber, zornig, hoch aufgerichtet.

„Das war der Tanz der Barmherzigkeit,“ sprach er schneidend.

„Markwart!“

Eine Weile blieb es totenruhig zwischen ihnen. Dann fing sie an zu reden, langsam, tonlos.

„Du hast das heilige Wort Barmherzigkeit vor mir in den Staub getreten. Ich schwöre dir, daß du in Zukunft vergebens in mir suchen sollst, was deine Liebe in Spott verwandelt, deinen Glauben in Hohn.“

„Warum hast du mich nicht sterben lassen? Du hast doch auf meinen Tod gewartet?“

Adolf Pichler an seinem Lieblingsplatze unter dem Lindenbaum in Barwies.

„Ja, ich glaubte, eine Witwe zu sein, und was bin ich jetzt? Ich frage dich, was bin ich jetzt? Du lebst, und ich bin verwitwet, schwarze Kleider möcht' ich tragen, Trauer anlegen."

„Elisabeth, was ist mit dir vorgegangen?"

„Krisis," sagte sie hart. „Die ärmste Sünderin möcht' ich beneiden um ihre Liebe!"

Sie hielt inne und ließ die Augen durch den schmalen, hohen Raum schweifen, die dunkeln Wände entlang, über den gedeckten, weißen Tisch mit seinen funkelnden Gläsern.

„Und wenn eine Welt sich wider mich erhebt," sprach er, „wenn alle diejenigen mich verurteilen, die aus deiner milden Hand Wohlthaten empfingen, die deine Güte an sich erfahren, ich stehe und sag' es dir: du hast mich geheiratet aus Barmherzigkeit, und dies elende, gebrochene Leben, dir dank' ich's!"

Elisabeth that einen Schritt vorwärts. Die Augen gingen ihr über. Von draußen schrillte die Musik.

„Markwart," flüsterte sie, „willst du deine Freiheit wieder haben?"

Er lachte bitter auf und stieß ein Glas, das er in der Hand gehalten, heftig auf den Tisch.

„Wer gab dir die Macht, in Willkür zu binden und zu lösen?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß etwas in mir durch diese Stunde vernichtet ist ... Und nun werden wir zum Essen läuten."

„Elisabeth! Du denkst nicht daran — jetzt —"

„Du bist Hausherr, und ich bin Hausfrau. Wir werden unsre Pflicht erfüllen."

Mitleidlos gab sie das Zeichen. Ihre Züge versteinerten sich in Kälte, als sie an Markwart vorbeiging und die Thürflügel weit öffnete. Drinnen tanzte man noch immer.

Ledermann kam und bat die gnädige Frau um ein Wort.

„Es ist nur — wir haben den einen Musikanten, den Jucko, gefaßt, wie er zwei Flaschen Wein stibitzt und in seinen Geigenkasten gesteckt hat. Der Hausmeister meint, man solle ihn ohne Mittagbrot wegjagen. ‚Aber die gnädige Frau sind immer so gut, die gnädige Frau sind ein Engel', hat der arme Kerl gerufen, ‚und wir sind armes Diebsgesindel, das immer Durst und Hunger hat.'"

„Es soll ein Exempel statuiert werden," sagte Elisabeth. „Man schicke ihn fort."

Der Bediente blieb mit offenem Munde stehen.

„Nun?" fragte Elisabeth.

„Zu Befehl," stotterte er, stolperte über seine eignen Beine und zögerte noch kurz an der Thür. Seine Herrin nahm den Auftrag nicht zurück.

Mit unruhiger Brust, mit fest zusammengepreßten Lippen starrte sie vor sich nieder.

Eine dampfende Schüssel ward hereingetragen — eine lange Reihe von Paaren, lachend und schwatzend, schlängelte sich herbei.

Und wo war die Hausfrau?

Mit ihren dünnen Schuhen stand sie im Garten, im bläulich flimmernden Schnee, und spähte die Allee hinab, in deren Mitte eine einsame Gestalt mühselig und gebückt stapfte, die Geige auf dem Rücken.

Die andern mochten wohl in der Gesindestube beim Essen sein, denn Jauchzen und Plaudern scholl herüber, sogar durch die geschlossenen Fenster.

Elisabeth raffte ihr Kleid mit einer Hand und flog die Allee entlang. Die Aeste der kahlen Bäume schüttelten feinen Schneestaub auf ihr Haar. Kalt und klar war's draußen geworden.

Sie holte den einsamen Wanderer ein. Er sah betrübt und erstaunt in das Gesicht der Schloßherrin.

„Kommt," sagte Elisabeth hastig, „kommt! Ich hab' Euch weggeschickt, aber diesmal will ich's noch verzeihen, weil die Versuchung so groß war. Aber thut's nie mehr — kommt, Ihr sollt essen und trinken!"

Jucko sagte nichts, begann jedoch zu laufen, was ihn seine Beine trugen, dem Schloß wieder zu.

Bis an beide Ohren den Mund verziehend, trat er unter das lärmende Gesinde und lehnte seine alte Geige an den Ofen.

Elisabeth gab mit niedergeschlagenen Augen den Befehl, dem Manne eine Mahlzeit vorzusetzen.

Vor Scham glühend, machte sie Halt auf der Treppe.

„Ich konnte nicht," murmelte sie, „ich konnte wirklich nicht anders."

*

Der alte Doktor Brandt war bei Pastors zum Kaffee geladen, in die grüne Studierstube.

„Es thut mir leid," sagte der Pfarrer, sein weißes Haupt wiegend, „die Baronin Kelling hat nicht Abschied genommen von uns, eh' sie reiste."

„Sie will ja wohl ein Vierteljahr wegbleiben?" fragte Doktor Brandt vorsichtig.

„Ihrer Gesundheit wegen," sagte der Pfarrer bang. „Kaum einen halben Tag von hier, irgendwo in den Bergen, — ich weiß nicht, das will mir nicht einleuchten."

Die Pastorin schenkte heftig Kaffee ein.

„Ich hab's ja gleich gesagt!" sprach sie hart.

„Was denn, liebes Kind?" erkundigte sich der Pastor bekümmert.

„Ich hab' sie durchschaut," fuhr die Pastorin fort.

Die beiden Herren schwiegen. Gute Männer können es nur schwer ertragen, wenn eine Frau die andre in ihren Augen herabzusetzen sucht.

„Er ist wohl dahinter gekommen, was er an ihr hat!"

„Ich hoffe es," sagte der Doktor ernst.

Der Pastor aber seufzte tief auf und dachte an seine Jugendliebe, die im schwarzen Konfirmationskleide, die blonden Zöpfe um den Kopf gewunden, so schüchtern und glücklich ihre Hand in die seine gelegt, die er seine Taube genannt, seine Unschuld, seinen Frieden hier und dort. Es war seine jetzige Frau ...

Seltsam, das Bild stand so licht vor seinem Geiste, er wiederholte ihre Worte: „Er ist wohl dahintergekommen, was er an ihr hat."

*

Leutnant Rögge war in den letzten Tagen seinen Kameraden aus dem Wege gegangen. Auch seinen Verkehr mit Galenz hatte er auf das äußerste beschränkt.

Vierundzwanzig Stunden lang war er krank gemeldet, und jeder, der nach ihm sehen kam, fand eine verschlossene Thür und einen Burschen, der diese Thür hütete, mit dem Bescheid, der Herr Leutnant fiebere und bedürfe unbedingter Ruhe.

Nun sah Galenz den Freund eilig um eine Straßenecke biegen und unternahm es, ihm nachzulaufen.

„Donnerwetter, Mensch, am Ende warst du doch richtig krank," sagte Galenz erschrocken, als er die

abgezehrten Wangen und tiefliegenden Augen seines Freundes sah. „Du hast doch den Doktor gehabt?“

„Ja,“ sagte Rögge unruhig, „aber es ist nichts.“

„Unterdessen ist ja die Baronin Kelling ziemlich plötzlich abgereist.“

„Ja — ja.“

„Hast du etwas vor?“

„Ich? O nein. Nichts — gar nichts habe ich vor.“

„Wo wolltest du denn eben hin? Wenn ich nicht störe, begleit' ich dich.“

„Du störst mich nicht im geringsten. Ich glaube, daß ich in den Park wollte, ganz gleich, wohin.“

Galenz begleitete ihn eine Weile und verabschiedete sich dann taktvoll.

‚Es steht schlimm,‘ dachte er. ‚Irgend etwas hat ihn furchtbar mitgenommen — ich weiß nicht — es ist ein Schatten gefallen — woher, wer kann's sagen?‘

*

Elisabeth hatte Kelling gebeten, sie reisen zu lassen.

„Nach dem, was gestern zwischen uns geredet worden, wirst du mir nicht verweigern, worum ich dich bitte.“

„Und das wäre?“

„Gieb mir auf unbestimmte Zeit Freiheit, laß mich so lange fort von hier, bis ich mein Ziel erreicht. Ich werde dann wiederkommen.“

„Elisabeth, welch ein Ziel willst du erreichen?“

„Du wirst es einst erkennen. Heute würdest du's nicht verstehen.“

Kelling kämpfte schwer mit sich. Er wandte sich ab, um seine feuchten Augen zu verbergen; er dachte an die Einsamkeit seines Hauses, an die Leere seines Herzens, an sein Weib, das ihm Liebe geheuchelt aus — Barmherzigkeit.

Elisabeth verharrte in stolzer Haltung. Doch als er sie nicht ansah, flog ihm ein heißer Blick des Mitleids nach. Sie mußte mit Gewalt an sich halten.

‚Hart bleiben, hart werden,‘ dachte sie, ‚nur das eine, nur nicht weich sein!‘

„Geh, Elisabeth,“ sprach Kelling fest, „das mußt du mit deinem Gewissen abmachen.“

Wer sang ihr nur immer dies alte Lied?

„Ich kann's vor meinem Gewissen verantworten,“ sagte sie, tief Atem holend, „und so leb denn wohl, Markwart.“

„Leb wohl,“ erwiderte er rauh; „darf man wissen, wohin du dich wendest?“

„Ich hätte dich nicht darüber im unklaren gelassen. Drei Eisenbahnstunden von hier liegt das Dorf Kiefernbach. Ich denke mich dort bei einem Elfenbeinschnitzer einzumieten, der mir aus früherer Zeit bekannt ist und ein Haus hat. Ich werde dir alle vier Wochen schreiben.“

Kelling zuckte die Achseln. Sie reichte ihm die Hand. „Also heute abend.“

Er verließ das Zimmer. Seine Selbstbeherrschung war zu Ende.

Kurz nach Sonnenuntergang fuhr der Wagen vor. Kelling führte Elisabeth die Treppe hinab.

„Markwart, nun wirst du aufatmen,“ flüsterte sie ihm zu.

Er trat zurück. Die Pferde zogen an.

Von Stund' ab suchte Elisabeth ihr Herz zu verhärten.

Wie eine Vision sah sie sich selbst aus dem Wagen springen, in Markwarts einsames Zimmer eilen und schluchzend an ihm niedersinken: alles wieder gut, alles überwunden! Wie eine Vision sah sie sich bei den Armen und Kranken des Dorfes, sah sie den Leutnant Rögge.

Er hatte ihr so leid gethan. Sie hatte ihn mit Güte überschüttet; jetzt dachte sie anders darüber. Ihr Mitleid war vorbei.

„Helfe mir Gott, hart zu werden — hart — hart.“

*

Der alte Kiefernbacher Elfenbeinschnitzer Ehrenwert war Junggeselle, ein guter Sechziger.

Niemand nahm es wunder, daß er ledig geblieben, denn er war verwachsen, ein Zwerg, ein Ausbund von Häßlichkeit, doch durch seine formenschönen Marien- und Engelsgestalten aus Elfenbein weit im Lande bekannt. Nebenbei wußte jeder, daß er sich bissige Hunde hielt, und daß man, wenn man ihn in seinem Hause auf dem Bergkogel ob Kiefernbach aufsuchen wollte, zuerst im Dorfe beim Sternenwirt anfragen mußte. Der schickte alsdann seinen Buben zu ihm.

Der Wald, der das Häuschen umstand, und ein gut Teil des Berges gehörten dem Ehrenwert; er hatte sich das so nach und nach dazugekauft, um sich einen lebendigen Wall gegen die Neugier der Leute zu sichern.

Er war ein Menschenfeind, wer hätt' es ihm verargt? Wie soll ein buckliger Zwerg Menschenfreund sein? Liefen doch groß und klein vor ihm davon, seit er als Kind vor der Thür seiner Eltern in der Sonne gesessen hatte.

Monatelang lebte er allein in seinem Hause, niemand schickte des Sternenwirts Buben hinauf.

Seine Bulldoggen lagen friedlich zu seinen Füßen, mit den Zähnen fletschend vor Behagen. Auf dem Schaft vor ihm standen mehrere seiner wunderbaren Werke, Idealgestalten mit seltsam sprechenden Zügen, die Mater dolorosa mit dem thränenvollen Auge, der Erzengel mit dem Flammenschwert, eine Iphigenie, Sehnsucht auf den halbgeöffneten Lippen. Nur Amoretten und Heinzelmännchen schuf er nicht.

Vor einigen Monaten war er mit einem Teil seiner Kunstwerke in die Stadt gereist und hatte ein schweres Stück Geld damit verdient. Den Beutel straff, gehoben durch das Bewußtsein seines Könnens, war er abends in eine Weinstube getreten, um einen teuern Rheinwein aus grünem Römer zu trinken. Er hatte vor, die Rheintöchter in Elfenbein zu schaffen und behauptete, daß er vorher zur Anregung des edeln Tropfens aus ihrem Keller bedürfe.

Einsam und zufrieden saß er hinter seinem Glase, ausgesöhnt mit seinem Schicksal. Er beneidete nicht einmal die schönen, schlanken Männer, die soeben die Weinstube betraten. Da schlug ein Wort an sein Ohr. Er hörte etwas von einem Kamel mit einem Höcker, das Rheinwein trinkt . . .

Lässig hob er das Glas, trank es aus und zielte damit nach dem Glase des Spötters; es zersprang, und der billige Rote ergoß sich daraus wie Blut.

Eine halbe Stunde später trugen sie ihn mit einem Messerstich im Arm in das Diakonissenhaus, wo man ihn, den Fluchenden, Scheltenden, Ungebärdigen, in weiches, weißes Linnen bettete und behandelte wie ein neugeborenes Kind.

Die ihn pflegende junge Schwester schien seine Häßlichkeit gar nicht zu bemerken, wohl aber vernahm sie seine menschenfeindlichen Reden.

Und als man ihn für gesund entließ, reichte er der Schwester die Hand: „Schwester Elisabeth, über meiner Hausthür steht zwar angeschrieben: ‚Ein jeder ist mir hier willkommen, Narren und Weiber ausgenommen‘, wenn Sie aber einmal im Leben Lust hätten, bei mir vorzusprechen, so schwör' ich's bei meinem Buckel, Sie sollen mit Ehren und Freuden empfangen werden!“ Und er schwang in der Rechten ein paar mächtige Maulkörbe für Scylla und Charybdis, die beiden Bulldoggen.

Schwester Elisabeth hatte ihn schier vergessen — die Frau Elisabeth dachte an ihn und seine Menschenfeindlichkeit. Sie schrieb ihm einen Brief.

*

Sie kam im Dorfe Kiefernbach an und stieg im „Sternen“ ab, um einen Imbiß zu nehmen, eh' sie die Fußwanderung zu Ehrenwert antrat.

Der Wirt brachte Eier, Wein und Brot und stieß so viele Seufzer dabei aus, daß Elisabeth aufmerksam wurde.

„Zum Ehrenwert wollen Sie, dem alten Zwerg, den eher heut als morgen der Teufel holt?“ fragte er mit aufrichtiger Betrübnis. „Ein Zimmer mieten wollen Sie in seinem Käfig, in den sich kein Christenmensch hineintraut? Voriges Jahr hat der Wald gebrannt, und die ganze Feuerwehr ist ausgezogen, Mann für Mann, des Feuers Herr zu werden — was geschieht? Der Ehrenwert steht an der Grenze mit seinen verdammten Hunden, und es scheint fast, als spränge das Feuer von ihm zurück. ‚Wen geht es was an, wenn mein Wald brennt?‘ schreit er uns zu, ‚macht, daß ihr den Berg hinunterkommt!‘ Nun, wir fragten ihn nicht lang, er hat der Uebermacht weichen müssen, samt seinen Höllenhunden.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ sagte Elisabeth lächelnd. „Er ist kein Mensch, ein Stein ist er. Wenn im Dorfe ein Unglück geschieht, meinen Sie, er erkundigt sich auch nur mit einem Worte nach dem Wieso und Warum?“

Elisabeth lächelte wieder. Sie zog ihren Beutel, um zu zahlen, und winkte dem Buben, der sie führen und ihre Handtasche tragen sollte.

Je höher sie stiegen, desto deutlicher vernahmen sie ein lautes Bellen und Heulen. An seiner Hausthür stand Ehrenwert, der Zwerg, und rechts und links von ihm Scylla und Charybdis mit blutunterlaufenen Augen, wie rasend die Köpfe am Boden reibend. Sie trugen riesige, nagelneue Maulkörbe, und der Schaum trat ihnen zwischen die Zähne vor Wut.

Der Führer lief davon, so schnell ihn seine Beine trugen.

„Willkommen!“ rief Ehrenwert seinen Gast an. „Hier atmen Sie frische Luft, Frau Baronin! Sind Sie in dem Hundedorf gewesen, bei den zweibeinigen Katzen?“

‚Das ist ja ein guter Empfang,‘ dachte Elisabeth, mißtrauisch die beiden Bulldoggen anblickend, die indessen vollauf mit ihren Maulkörben beschäftigt waren.

„Guten Abend, Herr Ehrenwert. Das hätten Sie sich nie träumen lassen, daß Schwester Elisabeth Ihre Ruhe stören werde? Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir ein Zimmer abtreten. Mein Essen koche ich mir selbst.“

„Ich fürchtete schon, Sie würden eine gelbschnäbelige Gans als Köchin mitbringen,“ sagte er grimmig. „So ist's besser. Meine Küche ist klein, aber sauber wie das ganze Haus. Genieren Sie sich nicht, und ich geniere mich nicht. Rücksicht hab' ich mein Lebtag auf niemand nehmen können.“

„Brav so,“ sagte Elisabeth und dachte: ‚Da hab' ich den rechten gefunden. Da bin ich in einer guten Schule.‘

„Hier ist meine Wohnstube, zugleich Atelier. Machen Sie sich's bequem, Schwester — Frau Baronin, wollt' ich sagen. Hier, bei der Lampe.“

Er schob sein Werkzeug beiseite und rückte ihr die Lampe näher.

Zwei Minuten später saß er stumm in seine Arbeit vertieft, ohne sich nur einmal umzusehen. Er hatte die Gegenwart der Fremden offenbar völlig vergessen.

Elisabeth hörte das Kratzen der Feile im Elfenbein und von Zeit zu Zeit ein verzweifeltes Stöhnen der Hunde, die vor sich hinglotzten, den Kopf zwischen den Pfoten.

Es wurde gar so ruhig. Eine Uhr tickte laut — draußen fuhr ein Windstoß über den Wald hin.

*

Kiefernbach ist an das Ufer eines wilden Bergwassers gebaut, das sich sein Bett tief in steiniges Erdreich gerissen hat und einige Meilen von hier in dem Felsenland entspringt. In jähen Zackenlinien faßte der Bach den Bergkogel Ehrenwerts zur Hälfte ein wie ein silberner Gürtel, sandte ein Gleißen und Glänzen empor in die düstere Waldeinsamkeit und zog weiter, an graubemoosten, halbzerfallenen Mauern vorbei, unter steinernen Brückenbogen, hinaus in die Ebene. Die Giebel und Türme des alten Dorfes Kiefernbach, vielfach geborsten, vielfach Spuren von Malerei aufweisend, spiegelten sich im Wasser, dort, wo es plötzlich ruhig ward, breit, still wie ein See, um nach einigen tausend Bootlängen wie toll sich über ein Wehr zu stürzen in wildem Schwall.

Und das Wasser wühlte und wühlte, und die uralten Häuser hielten stand.

Kleine Altane sprangen da aus der Wand, sechseckige Erker mit kunstvoll vergitterten, trüben Fensterchen. Die Wirtsstube im „Sternen“ mit ihren weitauslaufenden hohen Spitzbogen und hölzernen Galerien mit ihren Säulen, Stufen und ihrer Täfelung wußte von mehr denn zwei Jahrhunderten eine Geschichte zu erzählen. Durch die Butzenscheiben erblickte man die hohen, roten Dächer des Dorfes, dazwischen den viereckigen Koloß des Rathausturmes mit seiner Sonnenuhr. Vor Zeiten hatte ein Römerkastell auf dem Berge gestanden, wo jetzt Ehrenwerts Häuschen aus dem Dickicht hervorlugte, und man glaubte allgemein, Ehrenwert habe beim Setzen der Grundmauern noch römische Hausteine verwendet.

Elisabeth blickte ins Thal hinab, lange, lange. Sie stützte die gefalteten Hände auf den Fenstersims. In Sonne badete sich das Land, in Sonne und Schnee.

Hier oben nicht ein Laut. Nur das Knistern des Feuers nebenan in der Küche. Und nun entsann sie sich ihrer Mahlzeit, die sie selbst zubereiten wollte.

„Guten Tag!“ sagte Ehrenwert. „Sie finden alles, was Sie brauchen. Wasser im Brunnen.“

Elisabeth lachte, daß er sich nicht erboten, das Wasser zu holen. Indessen ging sie selbst mit dem Krug und füllte ihn und suchte sich zwei oder drei Kartoffeln aus, die sie in die heiße Asche legte. Das duftete köstlich.

Die Pfanne aufs Feuer, ein Stück Butter, das prustend und schnalzend darin umherschwamm, einige Eier, die in die zischende Masse glitschten, eine Prise Salz, das Schwarzbrot aus der Lade und eine Scheibe Speck — und das Essen war fertig.

Sie verstand es immer, hübsch anzurichten; ein Aestchen Petersilie und eine Serviette, eine halbe Zitrone — man glaubt nicht, wie das den Appetit reizt.

„Herr Ehrenwert,“ rief sie schüchtern, „ich habe für Sie mitgekocht, kommen Sie kosten!“

Er trat in die Thür.

„Man muß niemals jemand etwas Angenehmes thun,“ brummte er. „Nichts geben und nichts verlangen, das ist das beste.“

„Sie mögen wohl recht haben,“ entgegnete Elisabeth, „Ihre Weisheit ist bitter, aber ich bin gekommen, um sie von Ihnen zu hören. Ich wußte nicht mehr ein noch aus.“

„Ich dachte mir wohl, daß etwas der Art Sie zu mir getrieben,“ sagte er, sich setzend. „Ich esse mit Ihnen, denn ich bin hungrig.“

Beide schwiegen während der Mahlzeit.

Dann lehnte sie sich zurück und sprach leise vor sich hin.

„Ich habe einmal einem Menschen eine Liebesthat erwiesen; eine That der Nächstenliebe. Das kann er mir nicht verzeihen. Ich bin niemals Weltdame geworden, das kann die Welt mir nicht verzeihen. Es giebt für mich nur eins: mich betäuben oder — hart werden. Sehen Sie, ich ertrag' es nicht mehr. Im Grunde bin ich schon hart — bin ich schon bitter. Ich will nicht mehr leiden und kein Leiden mehr verursachen. Alles soll gehen in seinem Geleise, ohne daß ich mit einer Wimper zucke. Meine Hand soll weder Gutes noch Schlechtes erweisen ...“

Ehrenwert schüttelte den Kopf.

„Ich hab' ja wohl einen netten Ruf, daß Sie zu mir kommen, diese Wissenschaft bei mir zu studieren. Ja, ja, ich verdiene ihn. Nur irren Sie: bitter bin ich nicht. Ich sag' bloß: die Menschen sind elende Kreaturen, alle, auch Sie und ich, undankbarer als die Hunde, selbstsüchtig wie ein Tier, auch Sie und ich, und wer einen Finger rührt, um Gutes zu thun, der ist dümmer als die Bäume im Wald. Wer das weiß, handelt danach; wer danach handelt, braucht nicht hart zu werden. Streben Sie nicht nach Härte, sondern nach Weisheit, und merken Sie sich's: Wer Liebe verschwendet, gleicht einem Mann, der einen Sack voll Edelsteine trägt und sie alle verschenkt — und wie er heimkommt und seine Kinder eilen ihm entgegen und bitten ihn um einen Edelstein, da ist sein Sack leer.“

„Meiner ist leer,“ sagte Elisabeth dumpf.

Der alte Zwerg holte eine Rindendose aus der Tasche und nahm eine Prise.

„Hören Sie,“ sagte er geheimnisvoll, „man soll für sein Herz drei Särge haben: einen aus Tannenholz, über den man weint; einen aus Zinn, der noch schmilzt, wenn er in starke Glut gebracht wird; einen aus dem weißesten und kernigsten Marmor, der aufzutreiben ist. Das ist der letzte. Wer den hat, schläft sicher.“

„Wer den hat, liegt hart,“ murmelte Elisabeth.

„Ich bin nicht gern jemand gefällig. Trotzdem will ich Ihnen nicht verhehlen, auf welchem Wege ich häßliches Geschöpf geworden bin, was ich bin. Ich hatte nämlich eine Leidenschaft — die Schönheit. Schon als junger Mensch schnitzte ich mir Heiligenbilder, eines schöner als das andre. Endlich warf ich sie alle weg, denn ein Mädchen war mir begegnet. Das Mädchen erwies mir Liebe und Güte, so viel, daß mir die Augen übergingen und ich nachts nicht schlafen konnte. Ich wußte, ich war häßlich; ich wußte, ich sei gescheit und gut und obendrein ein Künstler — und die Seele und das Herz, das ist die Hauptsache. So rechnete ich, Schwester Elisabeth. Ich bot dem Mädchen meinen Edelstein — meine Liebe, die ich so recht wie ein Geizhals bis dahin aufgespart hatte, im Winkel versteckt, vergraben. Ich bildete mir ein, das Leuchten meines Edelsteins sei heller als das der andern, die ihn schon oftmals verspielt und verloren hatten und getrübt und zerstoßen wieder gewonnen ...“

„Und sie?“ fragte Elisabeth atemlos.

„Sie? Sie blickte mich mitleidig an. Erraten Sie's nicht? Aus Mitleid hatte sie mir Freundlichkeit gezeigt. Und das war alles. Ihr Mitleid war so groß, daß sie mich nicht einmal auslachte. Ich nahm meinen Edelstein wieder — man wird ihn mit mir ins Grab legen, denn auf dieser Erde ist kein Mensch würdig, ihn von mir zu empfangen.“

Der Alte stockte und nahm einen Schluck Wasser.

„Von Stund' ab hatt' ich ausgewirtschaftet mit den kriechenden, begehrlichen, eigennützigen, neidischen Geschöpfen, die man Menschen nennt. Ich sag' Ihnen, das ganze Dorf dürfte abbrennen, und ich säße hier und schnitzte meine Figuren, und nicht einmal rot würd' mir's vor Augen.“

Elisabeth schwieg. Es griff ihr kalt ans Herz. Der alte Mann erhob sich und pfiff Scylla und Charybdis.

„Einsamkeit,“ sagte er dann, „wirkt aufs Herz wie das Wasser auf ein Stück Holz, das tausend Jahre lang im Schoß des Meeres lag — es versteinert. Man sieht ihm seine ursprüngliche Gestalt noch an, doch es ist zu Stein geworden.“

*

Kelling war ein Mann, der sich immer beschäftigte und es nicht liebte, müßig auf bequemen Sesseln herumzuliegen. Nach Elisabeths Abreise hatte er durch Ledermann, den „Sohn des Prinzen“, einige mächtige Folianten aus der Bücherei in sein Studierzimmer bringen lassen, philosophische Schriften, eine Weltreise, naturwissenschaftliche Werke — die sollten seine Gedanken ausfüllen.

Er hatte nur Ledermann zum Gesellschafter. Der arme Junge hatte fast weinend erklärt, seine Mutter habe ihm gestanden, daß sein Vater kein Prinz, sondern ein Friseur gewesen sei. Kelling tröstete ihn, so gut er konnte, und dachte dabei: ‚Was für Schmerzen!‘

Zu jeder andern Zeit hätte er ihn einen Schafskopf gescholten. Jetzt indessen war er so weich, so traurig und verlassen. Und Ledermann war doch ein Mensch, der bei ihm aushielt.

Rögge kam zwar einmal zu einem Spielchen, und sie saßen einander gegenüber, trübe, blaß und schweigsam. Aber mit Rögge war überhaupt „etwas los“, nach Galenz' Versicherung. „Er sieht seinen eignen Geist.“ Der zählte also nicht.

Wenn Kelling sich nur hätte ärgern können, — er suchte sich in gerechten Zorn hineinzudenken, hineinzufühlen. Doch immer sah er die Augen der Frau, der er nicht verzeihen konnte, ihren Mund. Den hatte er besonders an ihr geliebt.

‚Ich bin toll,‘ dachte er, als er abends vor seinen Büchern saß. ‚Sie hat mir ihr ganzes Leben geopfert, um das meinige etwas länger zu fristen, und ich werfe ihr's vor, ich verbittere ihr jede Stunde deshalb, ich vertreibe sie, ich klage sie an, als habe sie mich bestohlen ...‘

Er sprang auf, starrte in die Leere, ging unruhig auf und ab, Todesangst befiel ihn um die Frau, die er mit dem Gift seines schmerzlichen Hohnes vergiftet.

Er begann einen Brief an sie.

„Schwester, geliebte, ich war verblendet. Unbarmherzige, sei barmherzig, komm zu mir. Sieh, ich liege auf den Knieen und flehe: Sei barmherzig ...“

Er legte das Blatt in seine Mappe, um es nicht mehr zu sehen. Fortschicken wollte er's nicht, zerreißen konnte er's nicht, es hatte ihn beruhigt.

‚Sie werden Elisabeth im Dorfe vermissen,‘ dachte er weiter.

So oft er in das Buch blickte, das vor ihm lag, war ihm, als lege Elisabeth eine Hand darauf und hindere ihn am Lesen. Er ging früh zu Bett, und die blaue Wintersternennacht blickte zu ihm herein wie damals die Sternennacht des Sommers, als er Elisabeth zum erstenmal gesehen.

(Schluß folgt.)

Adolf Pichler.

Mit vier Abbildungen nach Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer“ von Aug. Wilcke in Innsbruck.

Das Bild eines Achtzigjährigen steht an der Spitze des Musenalmanachs „Jungtirol“, den die Modernsten an Inn und Etsch vor kurzem herausgaben. Um seinen Geburtstag, der eigentlich mitten in die Ferien, auf den 4. September, fällt, mit studentischer Frische zu feiern, wurde ihm von Innsbrucks Jugend schon am 7. Juli ein begeisterter Fackelzug gebracht. In Versen und Prosa verkündet die neue Generation sein Lob. Wenn die Heimat so ihren Propheten ehrt, gegen das Sprichwort, muß er ein eigenartig hervorragender Mann sein.

Was der Innsbrucker Jugend an Pichler vor allem gefällt, ist wohl, daß er ein echter, kerndeutscher Tiroler ist, ohne klerikales Zwittertum in nationalen Fragen, ohne großstädtische Fremdtümelei in Kunstfragen. Gerade die Rauheit, mit der er römische und wienerische Verlockungen abwies, hat ihm auf die Dauer Bewunderung eingetragen. Der Charakter des Bauern, der sich auf der eignen Scholle, und sei sie noch so kärglich, als König fühlt, ist ihm von seinen Vorfahren — sie saßen zu Neumarkt in Südtirol — her eigen und selbst noch in Gesicht und Tracht anzumerken.

An der Zollstätte Erl bei Kufstein 1819 geboren, zwischen Land und Landstädtchen in Nordtirol aufgewachsen, erfüllte er sich in der Kindheit mit dem Hofer- und Speckbachergeist, der in den dreißiger Jahren Tirol noch viel stärker beherrschte als heutzutage, wo Eisenbahnen, Politik und Fremdenkolonien das angestammte Volkstum durchsetzen. In den vierziger Jahren haben ihn politischer Druck und harte Studentenjahre — Pichler mußte sich selbst durch Stundengeben erhalten — auch nicht beeinflußbarer gemacht. Dann, zur Naturwissenschaft übergehend und bald nach München, bald nach Italien wandernd, ward er sich mit dem Verstande der künstlerischen Vorteile bewußt, die seine Phantasie auf der Alpenschneide zwischen Nord und Süd genoß, und mit stolzer Freude pflegte er jetzt den tirolischen Lokalcharakter, der ihm von Haus aus eine glückliche Originalität sicherte. Daher sein Epigramm auf „Tirol“:

> Stark die Natur und der Stamm, wie nah Italias Grenze:
> Sei's dir, Schicksal, gedankt, daß du hieher mich gestellt!

Eine zweite Eigentümlichkeit, durch die sich Pichler auszeichnet, besteht darin, daß er vorher ein gewaltig Stück Leben durchkämpfte und dann erst als Dichter auftrat, nicht umgekehrt. Auf einem Floß fuhr der arme Student von Tirol nach Wien, wo er bald als Hauslehrer in vornehmen Familien, bald mit Messer und Schere im anatomischen Institut thätig war. Die Liebe zauste ihn; dann, im Sturm des Jahres 1848, stellte ihn sein feuriges Wesen an die Spitze einer akademischen Legion, die an den Gardasee zog und tapfer die alte Reichsgrenze gegen die Welschen verteidigte. Nach Innsbruck zurückgekehrt, gründete er einen eignen Hausstand und erweiterte sein Wissen mit solcher Vielseitigkeit, daß er bald für drei Universitätsprofessuren in Betracht kommen konnte: für Germanistik, Mineralogie und Kunstgeschichte. Gesiegt hat schließlich die Naturforschung; als ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie hat er die Innsbrucker Lehramtskandidaten viele Jahre hindurch über Berg und Thal geführt, die Dinge sehen gelernt, wie sie sind, und dabei sich selbst frisch bewahrt, so daß ihn die heutige Jugend auch aus diesem Grunde, als Mann der Wahrheit, auf den Schild hebt.

Eine Anekdote aus seiner Frühzeit hat mir Pichler einmal mit sichtlichem Behagen erzählt, gerade weil sie Zartes und Derbes in urtirolischer Art vereinigt. Früh an einem Sonntag war er von Innsbruck nach Absam gewandert, um da ins Gebirge einzubrechen. Am Bognerwirtshaus, das noch heute in der Absamer Dorfstraße steht, vorüberstreifend, sieht er auf dem Söller das Wirtstöchterchen stehen, das berühmte Bogner Burgele, die Dichterin anmutiger Blumenritornellen. Zu flüchtigem Gruß wirft er ihr eine Kußhand hinauf und hört im Vorübereilen gerade noch, wie ein Bauer, der sehr früh seinen Platz im Wirtshaus belegte, zu seinem Nachbarn sagte: „Na, für einen solchen Flegel hätte ich den Pichler doch nicht gehalten; jetzt hat er gar zum Burgele hinaufgeschneuzt!“

Die Anekdote verrät zugleich, wie sich Pichler durch die Bildung, die er gewann, dem Verständnis seiner gewöhnlichen Landsleute entrückte. Aber mit merkwürdiger Beharrlichkeit wandte er alles, was er lernte, wieder auf die Heimat an. Er las Pindar: daraus erwuchsen seine Hymnen auf den Achensee — „Ich jauchze hinaus über die Flut.“ In Deutschland blühte die Novelle: Pichler schrieb „Allerlei Geschichten aus Tirol“, von glücklicher und unglücklicher Bauernliebe, frischer und wahrer als Auerbach seine Dorfstatuettchen ziselierte. Seumes Wanderbilder hatten Schule gemacht: Pichler gab Schilderungen „Aus den Tirolerbergen“ heraus (1861), die von Scharnitz über Innsbruck nach dem Achensee und Brenner führen und in der Erschließung des Landes für den Fremdenverkehr keine geringe Rolle gespielt haben. In der Vorrede dazu sagt er selbst schlicht und ehrlich, welche Stellung er den damaligen Verhältnissen Tirols gegenüber einnahm: „Ich habe lang genug das Brot der Fremde gegessen, um einen unbefangenen

Originalzeichnung von E. T. Compton.

Die Jungfrau.

Alpenkönigin! — Hoch ruhst du auf schwellenden Polstern,
  Adler bringen den Gruss, wenn dich der Morgen umfliesst.
Einsam schaust du hinab; es donnern finstre Gewitter
  Dir zu Füssen, den Strom sendest du segnend ins Thal.
Rings erblüht die Fülle des Glücks, die Völker begrüssen
  Dich in friedlicher Pracht, dich von den Wolken umhüllt.
Wehe jedoch, wenn du von Freveln empört der Lawine
  Zeigst den furchtbaren Pfad, den sie mit Trümmern bedeckt.
Weh', wenn deines Mantels Saum: schwer lastende Gletscher
  Unwiderstehlich die Flur füllen mit bläulichem Eis,
Dass die Priester das Kreuz erheben vergeblich zum Schutze:
  Nicht vor dem Heiligen weicht, nicht vor Gebeten die Macht,
Die sich selber gehorcht! — Es flicht des Abends die Sonne
  Dir von Rosen den Kranz um das erhabene Haupt.
Aber gelassen nimmt die Nacht ihn dann von der Stirne,
  Legt das Diadem leuchtender Sterne darauf.
Ueber den Wolken hehr siehst du sie steigen und sinken,
  Ewigen Harmonien horchst du mit ruhigem Blick,
Bis am Ende der Zeit in ungezählten Aeonen
  Schweigend des Ewigen Wink löset die Welten in Staub.

Barwies, 15. August 1899.

Adolf Pichler.

HW.

Auf dem Söller.

Maßstab für die Zustände meiner Heimat zu besitzen; es scheint mir daher nicht alles so unvergleichlich gut, wie mancher meint; ich liebe aber mein Land zu innig, um ungerecht zu verkleinern, was daran groß und ehrenwert ist."

Es ist Pichler, als einem von Haus aus körnigen Gestein, nicht leicht geworden, sich dichterisch zu krystallener Formschönheit durchzubilden. Mancher feinsinnige Mann, dem ich seine Verse zu lesen gab, fand sie holperig. Glatte Zuckerbäckerware und bequemen Redefluß darf man in der That bei ihm nicht suchen. Er gehört zu den Schriftstellern, die zu viel Gehalt haben, um ihn leicht in Worte zu zwängen; die knapp schreiben, wie in Marmor, und mit einem tief sich eingrabenden Griffel. Jeder Zeile merkt man an, daß eine markante Persönlichkeit hinter ihr steckt. Das giebt seinen Epigrammen einen besonderen Reiz. Wenn dem älteren Tirolerdichter Gilm das musikalische Lied am besten gelang, und Rosegger mit besonderem Glück in Prosa vom Leben seiner Steirer erzählt, erschließt Pichler seinen Ideenreichtum am liebsten in der Form des Spruches. Wie er über Poeten und Künstler urteilt, hat er früh in der Spruchsammlung „In Lieb' und Haß" dargelegt (neue Auflage 1898). Aber auch ernste und humoristische Bilder aus dem Leben, Philosophisches und Politisches, Liebe und Klage, Totenklänge und Fabeln haben sich dazu gesellt (Spätfrüchte", 1896). Ein Beispiel mag zeigen, wie voll und bedeutsam er einen umfänglichen Naturvorgang in einem einzigen Distichon auszuprägen vermag:

Die Wolken.

Kommt in wütendem Sturm nur gegen die Zinne des Berges:
Ruhig gießt er als Quell euch in die Thäler herab.

Wer sich in Pichler hineinlesen will, thut vielleicht gut, mit diesen Ergüssen des Augenblicks zu beginnen, durch die man den Mann und seine Weltanschauung außerordentlich nahe kennen lernt. Sein höchstes Können aber hat er wohl in der Form kurzer Verserzählungen bethätigt, wie sie besonders in den „Marksteinen" (2. Auflage 1898) und „Neuen Marksteinen" gesammelt sind; und unter diesen wieder möchte ich den „Hexenmeister" und „Fra Serafico" voranstellen.

Der Hexenmeister bewohnt eine Hütte in der Bergwildnis bei Thaur im Unterinnthal. Das Volk traut dem scheuen, selbstgenügsamen Mann ein unheimliches Wissen von den Elementen zu, und wenn der Priester das Thal gegen Blitz und Hagel segnet, hält er die Monstranz gegen seine Gegend. Der Dichter als Geologe — so pflegt sich Pichler selbst mit einzuführen — erfährt bei einem plötzlichen Gewitter seine Gastlichkeit und seine Lebensgeschichte: was den Hexenmeister aus der menschlichen Gesellschaft getrieben, war ein Weib. Sogar ins Zuchthaus hat sie ihn gebracht, bis ihn endlich die Flucht in die Wildnis rettete, und allheilender Balsam der Natur. Inzwischen verzog sich das Gewitter, dessen Donner die Geschichte passend eingeleitet hatten; mit einem Strauß beschenkt, ging der Dichter sinnend hinweg

Und dachte staunend noch des Greises lang
Und kehrte oft, bis endlich rot der Brand
Zum Himmel lohend abends mir verkündet
Des Klausners und der Hütte Untergang.

In „Fra Serafico" ist es ebenfalls enttäuschte Liebe, doch für ein edles Weib, was den Helden zum Klausner macht; und zugleich weiß er sich geistiger zu beschäftigen als der Hexenmeister mit seinem Kater und seinen Geißen. Er ist ein Student in Padua, im Jahre 1848, und Maria, der Gegenstand seiner Neigung — für Leidenschaft ist er noch nicht gewichtig genug — giebt ihm selbst das Gewehr in die Hand, damit er für die Befreiung der Heimat ausziehe. Der Krieg macht ihn zum Mann, und noch mehr die Art, wie er Maria wiederfindet: auf der Bahre. Das Getriebe der Stadt hat jetzt für ihn keinen Reiz mehr; er zieht in die Apenninen zu schlichten Hirten, als ihr Arzt und Priester, und wird da von Pichler wieder auf einem geologischen Streifzug entdeckt. Eine Jungfrau als Befreierin des Mannes von irdischer Gewöhnlichkeit, als Pförtnerin zu einem Garten der Vollkommenheit — unwillkürlich denkt man an Dante und Beatrice, und in der That ist das kleine, tiefgedachte Epos voll ausgesprochener Begeisterung für die Divina Commedia, an deren Vaterland zu grenzen Pichler oft als einen großen Vorzug seiner tirolischen Heimat bezeichnet hat. Unsre Poesie aber hat dadurch zwei typische, ja symbolische Gestalten von eigenartiger Schönheit gewonnen, an die ein natürliches, nicht bloß naturalistisches Dichtergeschlecht noch einmal anknüpfen kann.

Auf dem Anstand.

Weltflucht, ohne Feindschaft gegen die Welt, außer gegen die Gemeinheit in ihr, ist überhaupt das Lieblingsmotiv der Pichlerschen Poesie. Es geht durch seine übrigen Epen: bald steigt er auf die Almen und läßt sich von den Standesgenossen des homerischen Sauhirten Eumäos Legenden und Liebesgeschichten erzählen, wie in „Jahr und Tag"; bald zeigt er, wie ein Leidenschaftsmüder — „Der Teufelmaler" — in der Kunst ein Asyl findet. Vereinzelt nur blitzt die Rachlust auf, im „Studenten", der die von den Franzosen erlittene Schmach blutig im Kriege heimzahlt. Sonst fühlt sich der Dichter zu gut für Vergeltung; er überläßt die Sünder den Furien und begnügt sich, durch Entsagen den Frieden erkauft zu haben. Ein herbes „Entsagen sollst du, sollst entbehren", liegt am Grunde seines Wesens; es blieb ihm als ein Erbe seiner harten Jugend, seines kargen Heimatlandes, seiner mannigfachen Erlebnisse; es ist die Wurzel, aus der seine Vornehmheit entsprang. Denn eine vornehme Natur ist Pichler, trotzdem er die überschäumenden Sitten des Unterinnthals gern schildert und immer einen Spaß bereit hat, manchmal auch einen derben, den wenig Stadtfräulein vertrügen. Sein Grundsatz ist: Schauen alles, aber genießen mögen andre; ich will frei und unabhängig sein, immer mit dem Ewigen vor Augen, denn dies allein — hier spielt die Religiosität seiner Heimat herein — macht das Leben lebenswert. Ich traf ihn einmal in seiner

Im Studierzimmer.

früheren Sommerfrische, der Pertisau, unweit seines Häuschens auf einem Spaziergang; Kinder waren bei mir, und für jedes hatte er ein Witzwort, oder einen interessanten Stein zu zeigen, oder eine Tiersitte zu erzählen. Aber auf einmal war unser Pichler im Walde dahin; niemand hatte den Mut, ihn zu halten; ohne Abschied entschwand er uns langsam zwischen den Bäumen, dem Geist der Einsamkeit folgend. — Was in Tirol die Natur, ist ihm in Italien die Kunst. Besonders hängt er an dem zum Himmel blickenden, in Ekstase aufgehenden Kopf der Tizianischen Assunta; lange sah ich ihn vor dem Original stehen, Tag für Tag, manchmal mit feuchten Augen; daheim in seinem Zimmer hängt immer ihr Bild; es verkörpert das Aufwärtssehen seiner Seele, die ernst religiös ist und sich nur deshalb über Wunderglauben und Priesterpolitik oft mit beißender Schärfe ausläßt. Darum kann auch kein Kapuziner mit dem Tod auf vertrauterem Fuße stehen als Pichler. Mit Behagen malt er in den „Totentänzen“ den Sensenmann, wie er die Eitelkeit und den Flitter der Welt hinwegfegt; nicht etwa mit pessimistischem Lachen, sondern mit der frohen Zuversicht des Idealisten, daß Schönheit und Erhabenheit doch nicht aussterben können. Der einzelne Mensch mag unter den Rasen sinken, das Große aber, wofür er gelebt hat, bleibt. Sterben ist daher nur eine andre Art von Weltflucht, eine endgültige Abkehr vom Irdischen, nicht ein Enden, wie es Pichler im „Letzten Lied der Lerche“ klassisch ausgedrückt hat:

Wenn das Grün zum Golde reift,
Zur Ernte der Schnitter geht,
Eh' noch die Sichel die Aehren streift,
Bin ich zum Staube verweht. —

Und wenn mein Lied auf der Erde schweigt,
Sie bleibt nicht stumm und tot,
Denn eine andre Lerche steigt
Und jubelt im Morgenrot.

Pichler ist der Welt nicht nachgegangen, wohl aber die Welt allmählich ihm; er gilt heute unbestreitbar für den größten lebenden Dichter Oesterreichs. Dem Gemüt nach ist er immer ein Achtundvierziger gewesen, und gerade diesem Stadium scheint sich Oesterreich heutzutage wieder zuzuwenden: dies, und nicht bloß das Hinwegsterben von Anzengruber und den altberühmten Wiener Dichtern, hat die Augen seiner Landsleute seit einigen Jahren kräftig auf ihn gelenkt. Dazu kam, daß er an Georg Heinrich Mayer in Leipzig einen liebevollen und unternehmenden Verleger fand, der seine bisher zerstreuten, den Lesern ganz entrückten Schriften sammelte und in geschmackvollen Neuausgaben zu Markte brachte. So verschönt ihm jetzt das Gefühl, nicht umsonst gerungen und gesungen zu haben, den achtzigsten Geburtstag. Befriedend gesellt sich dazu noch seine poetische Lebensführung, im Winter in Innsbruck, im Sommer auf dem anmutigen, stillen Mittelgebirge bei Obermiemingen, wo er trotz seines Alters noch den Versteinerungen und Eichhörnchen nachstellt, „der Schönheit offen die Sinne,“ mit Homer, Dante und Shakespeare als treuen Genossen, wie er vor wenigen Wochen erst in einer Selbstschilderung sich ausdrückte:

So verrinnt mir der Tag, es fließen die Stunden wie Wellen,
Bis das Abendgeläut' mich zu den Sternen entführt,
Die in der Stille der Nacht — erwach' ich einsam — mich leiten
Hoch in die Ewigkeit über die Zeit und den Raum.
Oft ergreif' ich den Griffel und zeichn' in das Dunkel Gestalten
Einer anderen Welt, wie sie die Muse mir malt.
Alt zwar bin ich, — nicht arm; so nimm als Spende des Greises
Dieses verspätete Lied, das er zum Gruße dir schickt.

A. Brandl.

Die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals.

In feierlicher Weise ist am 11. August im Beisein des Kaisers, des Reichskanzlers und der Minister Thielen, Freiherr von Hammerstein und Freiherr von der Recke der Dortmund-Ems-Kanal eröffnet worden. Der Kaiser traf vormittags früh in Rauxel ein und begab sich nach dem Empfang durch die dortigen Behörden zu Wagen dem Kanal entlang bis zum Pavillon, wo er die Kanalkommission empfing, und weiter auf dem Dampfer „Strewe“ zu dem Hebewerke von Henrichenburg, wo auch das Kaiserschiff das Hebewerk passierte. An der ganzen langen Strecke bildeten Schulen der umliegenden Ortschaften und Vereine aller Art aus der ganzen Provinz Spalier, ebenso am Dortmunder Hafen und auf dem Wege zur Stadt. Der Hafenplatz war prächtig dekoriert. Die großen Transportschiffe hatten über Toppen geflaggt. Die Tribünen waren dicht besetzt. Anwesend waren der Oberpräsident, die Spitzen der Behörden, die Geistlichkeit, der Oberbürgermeister und die städtischen Behörden. Als das Kaiserschiff in Sicht kam, flogen mehrere tausend Brieftauben auf. Posaunen und Böllerschüsse ertönten. Der Kaiser landete um $9^1/_4$ Uhr im Hafen; er schritt die aufgestellte Ehrencompagnie ab und begab sich alsdann unter tausendstimmigen Hurrarufen zum Kaiserpavillon zur Feier der Hafeneinweihung. Gesang leitete die Feier ein, dann richtete Oberbürgermeister Schmieding eine Ansprache an den Kaiser, worin er mit Hinweis auf die einmütige Begeisterung der Bevölkerung der Hoffnung auf den Schutz des Staates bei der schwierigen Lage der Kanalverhältnisse Ausdruck gab.

Hierauf hielt der Kaiser die Ansprache, deren Wortlaut inzwischen allgemein bekannt geworden ist. Baurat Mathies gab sodann eine technische Darstellung über die Art und Bedeutung des Kanals und überreichte dem Kaiser eine hierauf bezügliche Denkschrift. Die Einweihung wurde durch Gesang geschlossen. Der Kaiser begab sich darauf über die Brücke, auf der sich eine Anzahl Jungfrauen aufgestellt hatte, unter brausenden Hurrarufen zur Dortmunder Union.

Nach viertelstündigem Aufenthalt daselbst ging die Fahrt unter dem Geleite der Münsterer Kürassiere zum alten Markt, wo das alte Rathaus besichtigt wurde. Dasselbe, eine Perle frühgotischer Baukunst, ist, wie bekannt, in der jüngsten Zeit von allem entstellenden Beiwerk befreit und in seiner ganzen ursprünglichen Stilreinheit wiederhergestellt worden. In dem prächtigen altertümlichen Saale, an dessen Thür Herolde Wache hielten, begrüßte Oberbürgermeister Schmieding nochmals den Kaiser und überreichte ihm in einem goldenen Pokal, der von den Beigeordneten gestiftet war, den Ehrentrunk.

Rathaus in Dortmund.

Der städtische Hafen in Dortmund.

Der Kaiser dankte, unternahm hierauf eine Rundfahrt durch die Stadt und besuchte den Kaiser Wilhelms-Hain, wobei das Publikum begeisterte Huldigungen darbrachte. Mittags $12^1/_4$ Uhr erfolgte die Abfahrt nach der Villa „Hügel“. Bei der Ankunft auf der Station Hügel wurde der Kaiser vom Kommerzienrat Krupp empfangen. Der Bahnhof war mit Teppichen belegt und mit Fahnen geschmückt. Nachmittags trafen daselbst auch der Reichskanzler und Minister Thielen ein. Am folgenden Tage stattete der Kaiser von der Villa „Hügel“ aus der Thalsperre bei Remscheid, sowie dem Schlosse Burg an der Wupper einen Besuch ab. In dem Schlosse wurde der Kaiser feierlich empfangen; der Vorsitzende des Schloßvereins und der Provinzialkonservator der Rheinprovinz erläuterten die Pläne zur Wiederherstellung des Schlosses, für das kürzlich vom Kaiser eine erhebliche Summe ausgeworfen worden ist.

Nun ging es im Triumphzug durch das Bergische Land nach der Brücke, die des Kaisers Namen trägt. Hier ließ er sich die Geschichte des Baues erklären; dann wurde die Fahrt durch das reichgeschmückte Solingen nach dem Solinger Südbahnhof fortgesetzt, von wo die Rückreise nach der Villa „Hügel“ erfolgte.

Zum Empfang des Kaisers waren im ganzen Kanalgebiet gewaltige Vorbereitungen getroffen worden. Die Strecke, die der Kaiser am 11. bis Dortmund durchfuhr, war mit Guirlanden geschmückt. Die Stadtverordneten von Remscheid hatten zum Empfang des Kaisers einen „unbeschränkten Kredit“ bewilligt. Die Stadt Solingen widmet dem Kaiser ein kostbares Erzeugnis der Solinger Waffenindustrie in Gestalt eines Ehrenpallasches, der ihm später überreicht werden wird.

hf.

Momentaufn. von Hofphotograph Schmitz, Köln.

Die Eröffnungsfeier.

Romeo und Julia.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Aus der Bank, in der wir unsre Plätze aufsuchten, grüßte uns bereits Roithners behagliches Gesicht.

„Liebenswürdig, daß Sie Wort halten!" rief er mir herzlich entgegen und schüttelte mir die Hand. Und zu Matthias: „Famos! ... Aber —"

Er schnupperte; es war ja nun allerdings eine merkwürdige Mischung: Rosenduft und Knaster.

Dann ließ er ihn in der Mitte Platz nehmen. „Bitte, zu meiner Rechten ... sonst giebt's Verwechslungen!"

Die andern waren also schon im Theater, und wir wurden beobachtet. Auf Purscht übte dies zunächst die Wirkung, daß er sich durchaus auf seinen Cylinder setzen wollte, und dann, als Roithner dies mit sanfter Gewalt verhütet hatte, mit geschlossenen Augen dasaß.

Ich ließ meinen Blick über die Logen schweifen. Da mußten sie sitzen, und ich dachte: ‚Kratochwils wirst du doch erkennen.‘ Richtig, da waren sie in der Loge rechts, wenige Schritte von unsern Sitzen.

Ein Kunststück war's nicht, sie herauszufinden. Der tschechische Polizeibeamte ist ein Typus; das stumpfe Amtsgesicht mit den breiten Backenknochen, den runden, von buschigen Brauen umschatteten Augen, dem kurzen, borstigen Schnurr- und Backenbart, der nach aufwärts gereckten Knollennase, dem plumpen Kinn, das in der hohen schwarzen Binde zwischen den Vatermördern verschwindet — man trifft's zwischen Elbe und Adria wirklich nicht bloß in den Witzblättern, sondern auf allen Wegen. Der eine ist dick, der andre dünn, der eine blond, der andre schwarz, der eine lustig, der andre trüb, aber sie gleichen sich doch wie Brüder, was vielleicht der Gesichtsausdruck bewirkt, der allen gemein ist, der Ausdruck einer gewissen feierlichen Borniertheit. So würdevoll freilich wie Herr Kratochwil nun auf seinem Logenplatz dasaß, in schwarzem Rock und weißer Weste, unter der sich ein Spitzbäuchlein mächtig wölbte, sehen selbst unter seinen Amtsgenossen nicht viele aus. Und auch diese nur in dem Augenblicke, wo ihnen ein recht armer Sünder vorgeführt wird — möglich, daß er diese Empfindung hatte, als er nun meinen armen Matthias anstarrte.

Das that auch die dicke Frau an seiner Seite, sie hielt sogar die Lorgnette vors Auge, aber sie gefiel mir doch weit besser, trotz des überbreiten Gesichts mit der niedrigen Stirn und dem in drei Etagen abfallenden Unterkinn, trotz des Juwelenladens auf dem Seidenkleid und den ringbedeckten, fetten Fingern. Es war etwas Gutes, Gemütliches in dem Gesicht — so sehen die Wiener Fleischerfrauen aus; ‚auch du bist,‘ dacht' ich, ‚sicherlich zwischen Würstchen und Karbonaden erblüht.‘

Aber im nächsten Augenblick wandelten sich meine Empfindungen für die Dicke. Enttäuscht, ja zornig ließ sie die Lorgnette fallen, fächelte sich dann mit dem Fächer heftig Kühlung zu, und der Blick, den sie Roithner zuwarf, war ein Dolchstoß: ‚Was? So an schiechen Traumichnöt für meine Paulin'?‘

‚Gemach,‘ dachte ich, ‚wie sieht denn dein Fräulein Tochter aus?‘ Im Sitzen konnte ich zwischen den beiden nur eine blaue Schleife im schwarzen Haar erkennen, so erhob ich mich von meinem Eckplatz und sah hin ...

Eine Sekunde genügte — oh! oh!

Und dann wandte ich mich zu Roithner und warf ihm einen Blick zu, der ihn hinschmettern mußte, wenn er nicht von Eisen war.

Er schien aber von Eisen, denn er lächelte nur. „Ein netter, kleiner Käfer — was? Gefällt Ihnen wohl selber?"

„Herr," schnarrte ich, aber da hob sich der Vorhang. Das Gesinde der Montecchi und Capuletti hänselte und raufte sich, Romeo klagte dem Benvolio seine Liebesnot, die alte Gräfin bereitete Julia auf die Werbung des Paris vor, mir aber war schon beim ersten Akt der Tragödie zu Mute wie sonst erst beim fünften; Mitleid und Entsetzen erfüllten mein Herz. Mein ahnungsloser Freund aber kam im Halbdunkel langsam wieder zu sich, öffnete die Augen und blickte auf die Bühne, dann jedoch verstohlen auf die Logen hin und fragte endlich flüsternd: „Wo sind sie?"

„Matthias," erwiderte ich ebenso leise, „begehre nimmer und nimmer zu schauen ..."

„Ist sie ... schlecht gewachsen?"

„Wenn's nur das wäre! Aber sie ist überhaupt nicht gewachsen!"

Er fuhr zusammen. „Nicht ge—"

Aber da brachten uns die Nachbarn durch ein energisches „Pst!" zum Schweigen. Romeo tauschte eben mit Julia seinen ersten Kuß.

Als der Vorhang gefallen war und das Haus sich erhellte, machte mein Matthias flugs die Augen wieder zu. Da aber faßte ich seine Hand.

„Blick hin, Matthias!" Ich bezeichnete ihm die Loge. „Und das soll deine Strafe sein ..."

Er blieb aber sitzen und blinzelte nur scheu nach rechts.

Herr Roithner musterte uns lächelnden Blickes.

„Ihr Freund hat recht," sagte er wohlwollend. „Dazu sind Sie ja hier. Auch kann sich die junge Dame wirklich sehen lassen ..."

‚Allerdings,‘ dachte ich, ‚sogar gegen Eintrittsgeld.‘ Laut aber wiederholte ich nur: „Auf, Matthias!"

Es blieb vergeblich, er wurde nur immer röter und röter, wie wir so von rechts und links auf ihn einsprachen, bis der zweite Akt begann.

Erst das Dunkel machte ihn wieder mutiger. Während Romeo mit Julie im Garten koste, reckte er den Hals und spähte nach der Loge.

Plötzlich seufzte er tief auf, wandte sich ab und folgte nun der Vorstellung.

Nachdem der gute Frater Lorenzo die Liebenden zusammengegeben hatte und der Vorhang gefallen war, drängte alles in die Korridore hinaus; nach dem zweiten Akt war die große Pause. Auch Kratochwils waren aus ihrer Loge verschwunden; mein Matthias hingegen schien kein Bedürfnis nach frischer Luft zu haben. Aber da faßte ich seine Hand und zog ihn sachte hinaus; wehren konnte er sich nicht, da Roithner von hinten nachdrängte. Diese Bundesgenossenschaft kam mir unerwartet; mir lag daran, daß Matthias die junge Dame schon jetzt aus der Nähe sehe, aber warum half mir Roithner?

Gleichviel, er half. Denn draußen übernahm er die Führung und lenkte uns so, daß wir dicht an Kratochwils vorbei mußten. Beide Häuflein kamen im Gänsemarsch gezogen: Roithner, „Großvater" und ich, und uns entgegen Frau Kratochwil, Fräulein Pauline und endlich der Polizeikommissär. Es sah aus, als hätten ein mächtiger Dampfer und ein dräuendes Kriegsschiff eine winzige Schaluppe in die Mitte genommen. Während der breite Dampfer schnaubend vorbeizog, litt ich, daß Matthias die Lider geschlossen hielt, dann aber kniff ich ihn in den Arm, daß er sie weit aufriß und die Schaluppe sehen mußte, die mit gesenkten Wimpeln vorbeiglitt.

„Nun?" sagte Roithner triumphierend. „Aber — später, Herr Professor, Sie sollen mir Ihr Entzücken später sagen."

Und er eilte Kratochwils nach.

„Nun?" fragte auch ich, als wir wieder allein waren, und zog Matthias in eine Ecke.

Er trocknete sich mit einem meiner drei Taschentücher den Schweiß von der Stirn.

„Ich ... ich glaube, sie ist nicht groß ..."

„Nur zu wahr!" erwiderte ich. „Du erinnerst dich wohl noch an Amanda, die schöne Zwergin, die wir am letzten Sonntag im Würstelprater gesehen haben?"

„O, die war viel kleiner!"

„Schön," sagte ich, „ein paar Millimeter sollen alte Freunde nicht trennen. Amanda war wirklich noch kleiner, aber dafür im Vergleich zu deiner Zukünftigen von einer wahrhaft berauschenden Ueppigkeit der Formen ..."

Er seufzte tief auf. „Auch recht brünett ist sie."

„Wieder nur zu richtig ... Ich habe in meinem ganzen Leben nichts Schwärzlicheres gesehen ..."

Die Klingel ertönte, wir kehrten auf unsre Plätze zurück. Roithner aber kam während des ganzen Akts nicht wieder; er blieb bei Kratochwils in der Loge. Freilich ward er nicht sichtbar, weil er im Hintergrunde oder im Korridor abwechselnd mit dem Kommissär oder dessen Frau verhandelte.

Eine ganze Weile saß sogar Paulinchen allein da. Sie starrte nach der Bühne, aber viel hörte sie wohl von dem unsterblichen Streit nicht, ob es die Nachtigall oder die Lerche gewesen. Und folgte sie der Handlung, wie mochte dies Hohelied der Liebe in diesem Augenblick auf sie wirken?! Sie wußte, was vorging; man sah es ihrer gedrückten Miene, der befangenen Haltung an. Und vielleicht war's nicht das erste, vielleicht das zehnte Mal in ihrem Leben, daß sie so in der Loge saß, während die Eltern und Roithner über ihr Schicksal verhandelten. Mich faßte plötzlich ein Mitleid mit dem armen Geschöpf, das ja schließlich nichts für sein Aeußeres konnte. Freilich, eine Augenweide war sie nicht. Zug um Zug glich sie dem Vater, nur daß sich bei ihr Brauen und Mundwinkel ebenso auffallend nach oben bogen wie bei ihm nach unten. Das gab dem kleinen, hageren Gesicht den Ausdruck ewigen lächelnden Staunens, der sich doppelt seltsam ausnahm, wenn sie, wie offenbar jetzt, recht betrübt war.

Auch meinem Matthias war nicht wohl zu Mute. Es geschah schwerlich aus Mitgefühl mit Juliens Los, wenn er während der Strafrede des alten Capulet gegen die Tochter immer wieder tief aufseufzte.

„So stöhne doch nicht so!" flüsterte ich ihm endlich zu. „Natürlich gehen wir nicht zum ‚Alten Stroblkopf.‘"

„Nein!" erwiderte er. „Aber es ist schade... Alles andre hätte so gut gepaßt!"

Knapp ehe der Vorhang fiel, kehrte Frau Kratochwil wieder auf ihren Platz zurück, hochrot im Gesicht und sichtlich nicht in angenehmster Stimmung. Dann flüsterte sie der Tochter etwas zu, worüber auch diese nicht eben glücklich schien. Endlich nahm auch der Herr Kommissär seinen Platz wieder ein, beantwortete einen vorwurfsvollen Blick seiner Gattin mit einem Achselzucken und sah dann starr vor sich nieder.

Was da vorging, war nicht allzu schwer zu erraten. Dieselbe Empfindung, die den guten Purscht beim Anblick des Mädchens ergriffen hatte, erfüllte offenbar auch Frau und Fräulein Kratochwil.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag."

Das Dichterwort hatte sich erfüllt; sie wollten auch nicht zum „Alten Stroblkopf". Aber da hatte Roithner mit Kratochwils Hilfe gesiegt — sie mußten hin.

Als Roithner sichtbar wurde, stand ihm der Aerger noch deutlich auf dem Gesicht zu lesen. Freilich verzog er es flugs ins Strahlende, als er wieder neben uns Platz nahm.

„Ich gratuliere," sagte er herzlich und faßte Matthias' Hand. „Ich sage Ihnen offen, ich habe mir von Ihrer Unterhaltung, Ihrem Charakter Eindruck versprochen, aber von Ihrem Aeußeren eigentlich —" er räusperte sich — „eigentlich auch, aber weniger! Und nun schwärmen die Damen von Ihnen, wirklich — sie schwärmen. ‚Man sieht ihm gleich den geistvollen Gelehrten an,‘ sagte Fräulein Pauline, und Frau Kratochwil meinte, Sie sähen so solid, so vertrauenerweckend aus. Nun, ich konnte den Damen ja zum Glück Aehnliches von Ihrem Enthusiasmus —"

„Das konnten Sie freilich," fiel ich ihm ins Wort. „Warum auch nicht? Es war ebenso wahr wie alles, was Sie uns von drüben erzählen."

Herr Roithner lächelte. „Pardon! Doch nicht! Hier kann ich die volle Wahrheit sagen, drüben mußte ich ein wenig aufschneiden. Nur ein wenig! Denn die junge Dame gefällt Ihnen ja wirklich —"

„Hm!" Matthias räusperte sich verlegen.

„Bitte, sprechen Sie nicht! Wozu auch! Ich weiß ohnehin alles!"

„Alles?" fragte ich. „Auch daß mein Freund nicht zum ‚Alten Stroblkopf‘ kommt?"

Herrn Roithners Lächeln ward zum Lachen, zum herzlichen, harmlosen Lachen. „Gut! Sehr gut! Was die Herren von der Feder für Einfälle haben! Eine solche Mitgift, eine solche Familie, ein so gebildetes, häusliches Fräulein — da müßte der Herr Professor ja rein ver— Pardon! Ha! ha! ha! So lachen Sie doch auch, Herr Professor!"

Aber Matthias lachte nicht.

Glücklich herüber! Originalzeichnung von George Roller.

„Herr Roithner,“ begann er. „Nämlich — allerdings — bei näherer Ueberlegung —“

„Ah so?!“ rief Roithner fröhlich. „Sie wünschen mich noch unter vier Augen zu sprechen? Bitte!“ Der Vorhang zum vierten Akt hob sich eben. „Aus der Komödie machen wir uns ja beide nichts!“

Und flugs hatte er Matthias zur Bank hinausgedrängt und war mit ihm im Korridor verschwunden.

Erst kurz vor Beginn des letzten Aktes traten die beiden wieder ein. Ein Blick auf ihre Miene, und ich sah, daß Roithner gesiegt hatte, denn Matthias schlug die Augen nieder, und der Privatier nickte mir mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zu. ‚Lächle nur,‘ dachte ich. ‚Wenn die dicke Frau da meinem Matthias den Standpunkt klar macht, nützen dir all deine Lügen nichts mehr.‘ In der That, wie sie nun mit puterrotem Gesicht dasaß und hinter dem Fächer auf den Gatten einsprach, sah sie ganz danach aus, als ob sie das gründlich könnte. Plötzlich erhellte sich ihr Gesicht, und sie winkte mit dem Fächer Roithner herbei! Sie hatte gesiegt!

Auch dem Privatier war dies anzusehen. Er wurde blaß und biß sich auf die Lippen. Schon während der Schlußworte des Prinzen erhob er sich. „Auf Wiedersehen! Ich komme nach!“ Und er stürzte in die Loge.

Als ich mit Matthias auf dem Michaelerplatz vor dem Theater stand, begann ich:

„Nun, Großvater?“

„Zum — zum ‚Alten Stroblkopf‘ ...“ sagte er stotternd.

„Dann brichst du aber dein Wort!“

„Doch nicht!“ verteidigte er sich zaghaft und betrübt. „Du sagtest — hm! — ‚menschenähnlich‘, sagtest du ... Und das wirst du doch — hm! — gelten lassen ...“

Ich mußte laut auflachen. Dann aber redete ich ihm ernst ab, wenn auch jetzt nur noch deshalb, um ihm die Demütigung des vergeblichen Harrens zu ersparen.

Es nützte nichts. Er wurde nur ungehalten. „Wenn du wüßtest,“ sagte er, „wer sich um sie bewirbt. Zwei Advokaten, ein Privatdozent der Medizin ...“

„Wenn er Anatom ist, so mag's wahr sein ... Aber im Ernst, glaubst du Roithner alles?“

„Dann müßte er ja lügen wie ein —“ Er suchte nach dem passendsten Vergleich.

„Wie ein Vermittler,“ sagte ich.

„Aber es ist doch nicht alles Lüge. Die gute Familie — Kratochwil hat den Franz Josephs-Orden — und die Bildung — und so weiter ... Auch hat Roithner recht, sie hat auch äußere Vorzüge, hübsche Augen, sehr reiches Haar —“

„Das ist wahr,“ sagte ich. „Um ihr Schnurrbärtchen hätte ich sie noch als Fuchs sehr beneidet.“ Und den Ton hielt ich fest, obwohl er ihn verdroß. ‚Er wird's mir danken,‘ dachte ich, ‚wenn erst Mitternacht ist und wir noch immer allein dasitzen.‘

Es schien so zu kommen. Wir hatten im Restaurant auf Purschts Wunsch an einem großen Tisch im letzten Zimmer Platz genommen, wo es wenig Gäste gab, unser Abendessen war verzehrt; es ging auf elf, und niemand kam.

Immer unruhiger rückte Matthias hin und her. „Es wird doch kein Mißverständnis sein!“ murmelte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wärest du denn wirklich unglücklich,“ fragte ich, „wenn sie nicht kämen?“

„Nein,“ gestand er. „Eigentlich im Gegenteil — im Gegenteil ... Von allem andern abgesehen — mir ist so bang davor ... Aber der Aufschub nützt ja nichts ... Dann muß es eben nächsten Sonntag —“

Da zuckte er zusammen, und die kleinen Augen wurden starr.

Ich wandte mich um. Roithner hatte den Kopf ins Zimmer gesteckt und blieb wie vor Staunen gebannt stehen, als er uns erblickte.

„Was Teufel!“ rief er. „Da sitzen Sie? Und wir im Extrazimmer! Seit einer Stunde! Aber ich sagte Ihnen doch, lieber Herr Professor: Ex—tra—zim—mer!“ Er betonte jede Silbe.

„Pardon,“ erwiderte Matthias fest. „Im letzten Zimmer geradeaus, sagten Sie!“

„Sie irren!“

Da zog mein ehrlicher Matthias sein Notizbuch hervor. „Wichtige Dinge pflege ich mir immer aufzuschreiben. Sehen Sie her: das habe ich mir gestern nach Ihrem Diktat notiert!“

„Wirklich?!“ rief Roithner und schlug sich dann auf die Stirn. „Aber bitte, meine Herren, kommen Sie nun, kommen Sie — die Herrschaften sind schon ganz mißvergnügt vor Ungeduld ...“

Das schien allerdings der Fall. Als wir in das Extrazimmer traten, erwiderte nur Kratochwil unsern Gruß, würdevoll und gemessen, jeder Zoll ein Kaiserlich Königlicher Polizeikommissär, aber es war doch ein sichtbares Neigen des Hauptes. Für die Dicke zu seiner Rechten, das Töchterchen zu seiner Linken waren wir Luft. Purscht bemerkte es freilich nicht; er war als der letzte in das kleine Zimmer gestolpert, in dem die drei als einzige Gäste saßen, und stand nun dunkelrot und schwer atmend da, das mitgebrachte halbgeleerte Bierglas fest an die Brust gepreßt.

„Die Herrschaften gestatten,“ rief Roithner und stellte uns vor. „Wie der Zufall spielt! Da treffe ich meine jungen Freunde hier wieder, die Herren waren nämlich auch im Burgtheater! Und da habe ich sie gleich mitgebracht. Bitte, nehmen Sie Platz!“

Ich setzte mich auf seinen Wink neben die Dicke, er selbst nahm seinen Platz Kratochwil gegenüber ein, so blieb für Großvater nur der Stuhl neben dem Fräulein.

„Bitte, Herr Professor!“

Aber es währte lange, bis Matthias endlich dasaß. Dem armen Kerl schwamm es offenbar vor den Augen, denn er setzte sein Bierglas auf ein Salzfaß, daß es überschlug und die braune Flut auf sein Beinkleid floß.

„Thut nix!“ rief Roithner fröhlich. „Das bebeutet Kindstauf' — Hochzeit!“ verbesserte er sich hastig. Und er reichte dem Aermsten seine Serviette.

Frau Kratochwil war bisher schweigend, wenn auch nicht geräuschlos dagesessen, denn sie atmete recht hörbar. Nun aber that sie den Mund auf:

„Meinen S', Herr von Roithner? ... Manchmal bedeutet's auch nur Ungeschicklichkeit!“

„Allerdings,“ stimmte der Privatier liebenswürdig zu. „Aber — was wollt' ich nur sagen? Richtig, wir sprachen vorhin über das Stück ... Wie hat's denn Ihnen gefallen, Herr Professor?“

Matthias hatte noch mit seinem Beinkleid zu thun, war aber wohl auch sonst nicht in der Verfassung, seine Ansichten über „Romeo und Julia“ eingehend darzulegen. Er fuhr bei Roithners Frage zusammen, schnappte nach Luft und sagte dann stockend: „Es ist ... eine Tragödie ... von Shakespeare ...“

„Was Sie nöt sagen?!“ rief die Dicke. „Und wir haben gedacht: es is eine Posse von Nestroy.“

Da fühlte ich mich verpflichtet, einzugreifen.

„Das war dann ein Irrtum, meine Gnädige,“ erwiderte ich. „Es ist wirklich eine Tragödie von Shakespeare ... Und kein gebildeter Mensch wird auf Herrn Roithners Frage eine andre Antwort geben als die ironische meines Freundes ... Denn Gebildete unterhalten sich nicht darüber, ob ‚Romeo und Julia‘ ein gutes Stück ist ... Meinen Sie nicht auch, mein Fräulein?“

Pauline wurde rot.

„Ja ... Ein großer Dichter!“ Sie hatte ein Quiekstimmchen, dessen Dünne zu allem andern an ihr paßte.

„Die kennt sich aus!“ sagte Frau Kratochwil voll mütterlichen Stolzes. „Sie kann ja aber auch diesen Schöcksbier auf französisch lesen ...“

„Englisch, Mama!“

„Aber doch auf französisch auch? Warst ja fünf Jahr bei die Sakrekör (Filles du sacré coeur, ein klösterliches Erziehungsinstitut in Wien) ... Und mit 'n Schöcksbier hat sie's besonders. Vor zwei Monat' hab'n mir die schreckliche G'schicht' von ihm anhören müssen — wie heißt's nur — wo der Baumeister als Bauer so rabiat wird —“

„Der Richter von Zalamea,“ half ich höflich ein. Jetzt gefiel mir die Frau ganz gut.

„Ja — na, und jetzt hat sie wieder gepenzt und gepenzt. ‚Romeo und Julia‘ — sie muß, sie muß! Der Krastel soll so gut sein und die Bognar — und überhaupt so a Stück hat selbst der Schöcksbier nöt mehr g'schrieben, sagt sie, er hat's als junger Mensch g'schrieben, sagt sie, es is voller — was hast du gesagt, daß es voller is —?“

„Voll Lyrik, Mama,“ sagte Pauline.

„Richtig! ... Und jetzt grad hast ja noch was g'sagt. Wirklich was Hübsches ... Sag's doch, Madel, genier dich nöt ...“

„Aber, Mama!“

„Ich schaff' dir's aber!“ rief Frau Kratochwil energisch. „Geh, Mann,“ wandte sie sich an den Gatten, „schaff du's ihr .. Na, wird's?!“

„Ich meinte,“ quiekte Fräulein Pauline mit niedergeschlagenen Augen — „aber ich traue mich wirklich nicht — es ist mir ja nur so durch den Kopf gegangen — ich meinte: ‚Romeo und Julia‘ ist das glühendste, süßeste und leidenschaftlichste von Shakespeares Werken ...“

„Na, was sagt man dazu?“ rief Frau Kratochwil und legte mir die Hand auf den Arm. „Wie kommt sie nur auf so was? Woher hat sie das? Können S' mir sagen, woher?“

Wie gesagt, die dicke Frau gefiel mir nun sehr, und weil ich ihre Frage zufällig wirklich beantworten konnte, so hielt ich mich verpflichtet, dies zu thun.

„Das hat Ihr Fräulein Tochter,“ erwiderte ich also, „aus Meyers Konversationslexikon.“

Undank ist der Welt Lohn. Frau Kratochwil wandte sich zornig ab, und Fräulein Pauline war gleichfalls ungehalten.

„Na, jetzt haben wir aber genug vom ‚Hecheren‘ (Höheren) geredet!“ rief Herr Roithner in dies Schweigen hinein. „Darf ich Ihnen was Lustig's erzählen? Mein Barbier hat jetzt den persischen Sonnen- und Löwenorden gekriegt! Und wissen S', warum?!“

Herr Kratochwil war bisher schweigend und würdevoll dagesessen, nun aber nahm er eine geradezu imponierende Haltung an.

„Ich muß ich ferrr bitten,“ sagte er in seinem harten Tschechisch-Deutsch. „Solche Geschichten passen für Damakraten, nicht hirr. Hirr sitzen zwei gaiseliche Staatsbiamte, ich und der Herr Professor. Ueber Orden macht man kaine Witz', isse zu hailige Gegenstand ...“

„Ganz richtig ... Aber ein persischer ...“

„Isse sich gleich! Orden isse Orden, Majestät hat gegeben. Und ich hab' ich selbst Sonnen- und Lebenorden, sehrr scheene Orden. So isse heutige Zeit! Ueber Orden macht man Witz', über Staat, sogar über Pulizei! Und was isse Welt ohne Pulizei! — ich bitt' ich Ihne, was? Das hamme hait auf Theater gesehen! Was war in Verona ganze Unglück?! Keine Pulizei!“

„O, wie wahr!“ rief ich begeistert. Auch mein Matthias benutzte die Gelegenheit, endlich einen Laut von sich zu geben. „So ist es!“ sagte er etwas unsicher, aber doch ganz vernehmlich.

„Natürlich!“ fuhr Herr Kratochwil geschmeichelt fort. „Muß ja Kind einsehen. Da raufens sich die Bediente von die Grafen immer zu — wu is Pulizei?! Da laufens Romeo und Freunde vermaskiert auf Gassen herum, schleichens sich in fremde Haus — wu is Pulizei? Da klettert Romeo über Mauer — Pulizei sieht nix, hört nix! Romeo hat Schwert, Tybalt hat Schwert, Julia hat Dolich — isse das eine Ordnung? ...“

„Und von einem Waffenpaß,“ fügte ich bei, „ist sogar nirgendwo auch nur die Rede! Kein Mensch denkt daran, und geschieht dann ein Totschlag, so wird der Schuldige verbannt, statt daß ihn die Polizei einsperrt.“

„Sie scheinen S' vernünftige Mann,“ sagte der Polizeikommissär außer Dienst wohlwollend. „Aber was war in Verona allergrößte Malhör?! Ungenügende Ueberwachung des Medikamentenhandels! ‚Meine Herren,‘ hat mein seliger Chef, der Hofrat Pawlitschek, immer g'sagt, ‚ich bitt' ich Sie, schaun S' den Drogisten auf die Finger und den Aputhekern.‘ Dasse hamme auch gethan. Aber dort? Lorenzo giebt Schlaftrunk, Aputheker verkauft Gift! Isse Skandal!“

„Wie wahr!“ jauchzte ich wieder. „Und wie neu! — Das hat ja noch kein Mensch vor Ihnen herausgefunden!“

Herrn Kratochwils dramaturgische Lorbeeren ließen seine Gattin nicht ruhen.

„Daran is ja was!“ sagte sie. „Aber ich hab' mir immer gedacht: das größte Unglück is doch der schlechte Dienstbot' im Haus! Nein, diese Amme! Wie die red't, und was die thut! Statt zu der

Gräfin zu gehen und ihr zu sagen: ‚Geben S' acht auf das Fräuln!‘ läuft sie hin und kuppelt. So a nixnutzige alte Gredl! — No ja, mit schlechte Dienstboten kann man was erleben, das sag' ich immer. Und —“

Fräulein Pauline war schon seit einigen Minuten unruhig hin und her gerückt. „Mama!“ sagte sie nun sehr bestimmt, „es geht auf zwölf!“

Die Familie erhob sich und rief nach dem Zahlkellner. Während der Herr Kommissär die Zeche berichtigte, trat Roithner auf die Dicke zu.

Aber sie wies ihn kurz ab. „Sie gehn ja mit,“ erwiderte sie, „da können wir uns aussprechen.“

‚Gottlob,‘ dachte ich, ‚eingeladen werden wir also nicht!‘

Und so war es auch. Noch mehr, nur der Herr Kommissär versicherte uns, es sei ihm „ein Vergnügen“ gewesen.

Stumm blieben Matthias und ich noch eine Weile sitzen, tranken unsre Gläser leer und wandelten dann ebenso schweigsam ins Café Troidl. Auch da wollte sich lange kein Gespräch finden. Endlich fragte er: „Wie — hm! — wie erklärst du dir das?“

„Daß sie uns nicht eingeladen haben?“ Ich dachte nach. Nein, ich wollte es ihm nicht sagen, er war ja ohnehin verschüchtert genug.

„Das ist ja ganz gleichgültig!“ sagte ich dann. „Die Hauptsache ist doch, wie du denkst! Würdest du sie nehmen — ja oder nein?“

Er blickte lange schweigend vor sich nieder.

„Nein!“ sagte er dann. „Ich weiß, ich bin auch kein Adonis ... Aber die ... Nein! Und wenn sie eine Million hätte, nein!“

Und mit einer Entschiedenheit, die ich wahrlich nicht an ihm gewohnt war, hieb er auf das Marmortischchen, daß Tassen und Gläser aneinanderklirrten.

Als ich am nächsten Morgen an demselben Tischchen frühstückte, war der fleißige Privatier bereits im Lokal. Er erledigte einige ausgiebige Unterredungen mit jungen Advokaturskandidaten, ehe sie ihre Kanzleien aufsuchten, und setzte sich dann zu mir.

„Nach der Arbeit das Vergnügen,“ sagte er sehr liebenswürdig. „Hoffentlich sind auch Sie nun mit meinem Versuch ausgesöhnt. Denn erstens danken Sie ihm viel Spaß, und zweitens ist er ja gescheitert, was Sie auch nicht kränkt!“

„Nein!“ erwiderte ich. „Also Sie geben's auf? Es ist ja auch nichts zu machen. Beide wollen eben nicht. Und eine Ehe ohne Neigung ist ja gegen Ihr Prinzip!“

„Ganz richtig! Aber es ist schade ... Ein großer Verlust ...“

„Vierhundert Gulden von Purscht — und was hätte Ihnen der Kommissär gegeben?“

„Ebenso viel. Achthundert Gulden — viel Geld! Gewiß, auch darum thut's mir leid. Mein Gott, man ist Familienvater ...“ Er seufzte tief auf. „Auch hätten ja beide vortrefflich zu einander gepaßt!“

„Na! na!“ sagte ich, „nach beiden Richtungen werden Sie Ersatz wissen!“

„Hm!“ Er schüttelte den Kopf. „Mit ihr versuch' ich's noch — aber mit Purscht ist nichts zu machen! Ja, wenn er wenig Geld wollte, aber er will viel Geld! ... Offen gesagt, ich habe ihn nur für Kratochwils herangezogen, und da dies nicht ging — Schwamm drüber!“

Er seufzte nochmals tief auf und empfahl sich.

Als ich meinen Freunden Max und Albin am Nachmittag meine Sonntagsfreuden schilderte, wäre fast ein Buch daraus entstanden. Wir beschlossen, eine Dramaturgie vom Standpunkt der Polizei zu schreiben, aber dann lockte uns wieder die Dienstbotenfrage in der tragischen Dichtung. Und so wurde schließlich nichts daraus, weil für jeden der beiden Pläne der Stoff zu reichlich floß.

Mit einiger Spannung sahen wir Purschts Erscheinen am nächsten Mittwoch entgegen. Aber er blieb aus und ließ sich auch in nächster Zeit nicht blicken. Und als nun vierzehn Tage seit jenem Theaterabend verstrichen waren, da dacht' ich: ‚Der arme Kerl würgt an seiner Blamage und vermeidet dich darum. Das darf nicht sein!‘ Ich beschloß, ihn am nächsten Sonntagmorgen in seiner Wohnung aufzusuchen.

Da brachte am selben Morgen die erste Post einen Brief von ihm. Ohne sonderliche Neugierde entfaltete ich das Blatt und — prallte zurück. Denn der Brief lautete kurz und bündig:

„Lieber Freund!

Ich habe mich gestern abend mit Fräulein Pauline Kratochwil verlobt. Sie und ihre Eltern bitten Dich, heute nachmittag drei Uhr bei ihnen zu speisen. Rasumofskygasse 5, 1. Stock links. Sonst nur Familie, aber Du bist ja mein ältester Freund.

Dein Matthias.

Ich bin sehr zufrieden. Wenn das meine Eltern erlebt hätten!“

Ich las zum zweiten, zum dritten Male, aber von den steifen, verschnörkelten Buchstaben rückte keiner von seinem Platze. Es war wirklich so, ‚Großvater‘ hatte sich mit Fräulein Kratochwil verlobt, und ‚Großvater‘ war sehr zufrieden. Er war's, sonst hätte er's nicht geschrieben.

In einem seltsamen Zwiespalt der Empfindungen ging ich ins Café. Auf dem Wege dahin kam mir's erst zum Bewußtsein, wie geflissentlich mich Roithner in den beiden letzten Wochen vermieden hatte. Jetzt aber trat er, kaum daß ich Platz genommen hatte, freudestrahlend auf mich zu.

„Ich gratuliere,“ sagte ich. „Achthundert Gulden ... Ist aber auch dem armen Matthias zu gratulieren?!“

„Und ob! Die beiden sind ja wie füreinander geschaffen!“

„Aber wie in aller Welt ist es Ihnen schließlich doch gelungen? Sie hatten's ja schon aufgegeben!“

„Bewahre! Etwas aufgeben, was so vernünftig, so in jeder Beziehung passend war?! Da kennen Sie den Roithner schlecht! Ich sagte das Ihnen, weil ich —“ Er lachte. „Nun ja! Unbequem ist ja in derlei Sachen jeder Unbeteiligte, und nun gar einer, der — verzeihen Sie — die Dinge nicht so sieht, wie sie sind ... Was stand denn zwischen den beiden? Sie fanden ihr Aeußeres gegenseitig nicht bezaubernd, und weil sie darin beide nicht unrecht hatten, so sprach eben dies für die Sache. Aber schon jetzt gefallen sie einander recht gut. Sie werden ja sehen!“

Natürlich fuhr ich sofort zu Matthias, um ihm Glück zu wünschen. Er war noch zu Hause und vollendete eben seine Toilette, indem er eine weiße Krawatte von unerhörten Dimensionen umlegte. Bei meinem Anblick wurde er ein wenig verlegen, schüttelte mir dann aber freudestrahlend die Hand.

„Du — du warst wohl etwas erstaunt?“ fragte er dann. „Denn heut vor vierzehn Tagen war ich zuletzt ja noch unentschieden ...“

„Ja — a!“ sagte ich langgedehnt und nicht wenig verblüfft. Mein Matthias sagte sonst immer die Wahrheit.

Aber er log auch diesmal nicht bewußt. „Das heißt,“ sagte er, „im Innern war ich unentschieden. Ich ärgerte mich wirklich, als sie gingen, ohne uns zu einem Besuch aufzufordern. Das sah ja wie eine Ablehnung aus, war's aber wahrhaftig nicht. Roithner klärte mich schon am nächsten Tage auf. Der Grund — aber das darfst du nicht übelnehmen —“

„War ich!“ ergänzte ich. „Aber darf ich dann heute —“

„Wie du nur so reden kannst! Meine liebe Paulitschka — mein Schwiegervater, der Herr Kommissär, nennt sie so, und ich will mir's auch angewöhnen, weil ich den Namen so herzig finde —, meine Braut also sagte mir gestern: ‚Dein Freund ist unser Freund! Und,‘ sagte sie, ‚jemand muß doch den Toast auf meine Eltern sprechen.‘ Du siehst, du bist herzlich willkommen ... Du wirst doch sprechen?“

„Unter einer Bedingung,“ sagte ich. „Du erzählst mir haarklein, wie sich eure Herzen gefunden haben!“

„Gern; aber du wirst enttäuscht sein, denn es ist alles so verständig und ordentlich zugegangen. Am Montag also lud mich Roithner ein, des Abends mit ihm ins dritte Kaffeehaus im Prater zu gehen. Kratochwils waren da, ich unterhielt mich fast nur mit dem Herrn Kommissär, er war sehr liebenswürdig und fragte mich nach meinen verstorbenen Eltern, meinem Beruf, meinen Aussichten für die Zukunft. Meine Braut that, als interessiere sie dies nicht, und Frau Kratochwil meinte sogar, sie sei nur auf Befehl ihres Mannes in den Prater gegangen, auch lud mich der Herr Kommissär diesmal noch nicht ein, aber Roithner klärte mich dann auf: die Damen wollten mir eben nicht zeigen, daß ich Eindruck gemacht hatte. Auch mußt du bedenken, daß Frau Kratochwil eine geborene Weißkappel ist. Ich weiß nicht, ob dir klar ist, was das bedeutet ...“

„Gewiß! Erste Wiener Fleischhackeraristokratie!“

„Ja. Die Einladung aber hatte der alte Herr vergessen ...“

„Und deine Braut gefiel dir nun?“

„Nein, damals noch nicht ... Erst so allmählich ... Es ist ein Gesicht, das sehr gewinnt, wenn man es öfter sieht ... Paulitschka meint, ich hätte auch ein solches Gesicht ... Nun, am Dienstag waren Roithner und ich im Cirkus Renz und Kratochwils auch. Da wurde ich eingeladen, machte auch schon am nächsten Tage meinen Antrittsbesuch, und von da ab sahen wir uns fast täglich ...“

„Und nun sprachst du natürlich auch mit den Damen?!“

„Ja, das heißt mit Frau Kratochwil; Paulitschka war sehr schweigsam, und du weißt, ich bin leider nicht sehr gewandt. Aber schon am vorigen Sonntag wagte ich eine Anspielung — und mit Erfolg, ja wirklich! Wir sprachen über Familiennamen, und der Herr Kommissär meinte: ‚Kratochwil ist häufig, aber Kratochwil ist schön.‘ Und darauf ich zu ihr gewendet: ‚Purscht ist selten, aber leider nicht schön!‘ — Weiß Gott, woher ich den Mut dazu nahm, aber ich sagte es. — Und darauf sie: ‚Ja!‘ und wurde rot und ging aus dem Zimmer.

„Das war alles?“ fragte ich.

„Aber, mein Gott, was noch?! Bin ich ein Romeo und sie eine Julia?! Nun, und so sprachen wir auch in den nächsten Tagen über verschiedenes, und gestern morgen ging ich auf Roithners Rat hin und hielt um sie an ...“

„Wie nahm sie dein Geständnis auf?“

Er räusperte sich. „Offen gesagt, ich habe ihr eigentlich nichts gestanden. Ich kam um zwölf hin, und da war sie zufällig allein im Salon. Als ich eintrat, wurde sie, soviel ich sehen konnte, sehr verlegen und fragte dann: ‚Warum im Frack, Herr Professor?‘ Darauf wollte ich etwas sagen, konnte aber nicht, und wie wir so dastanden, traten ihre Eltern ein und segneten uns ...“

„Und du bist zufrieden?“

„Ja!“ sagte er. „Denn es ist eine für mich durchaus passende Partie. In fast allen Beziehungen sind meine Wünsche erfüllt, in einer sogar übertroffen ...“ (Schluß folgt.)

Landbriefträger.

Die Stelzen in der französischen Landschaft „Les Landes“.

Von

Paul Kauffmann.

II.

Wenn wir bisher die Stelzen in den südfranzösischen Landes als ein jetzt auf dem Aussterbeetat stehendes, ehemals aber allgemein übliches Verkehrs- und Beförderungsmittel betrachtet haben, müssen wir nunmehr einige Fälle ins Auge fassen, in denen sie eine ganz besondere Verwendung gefunden haben, und in denen sie sich, teilweise wenigstens, auch wohl erhalten werden. Hierher ist unter anderm und unsrer Ansicht nach in erster Linie der Postdienst in der ganzen Ausdehnung der gascognischen Landes

Legung der Drähte für einen Feldtelegraphen.

zu rechnen. Die 800000 Hektare, die der Landstrich umfaßt, sind heutzutage fast ganz der Kultur erschlossen und angebaut, sie weisen, je nach Beschaffenheit der Gegend, größere und kleinere Marktflecken auf und neben diesen zerstreut im Land umher Meierhöfe (bordes) und „Oustaous“, Niederlassungen der Harzgewinner, die sich mit dem Sammeln und der Verwertung des aus den Fichten ausfließenden Harzes beschäftigen, des Hauptproduktes der im Lande betriebenen Forstwirtschaft.

Dank seiner angeschnallten Hilfsbeine legt der Landbriefträger mit Leichtigkeit die weiten Wegstrecken zurück, die weit über diejenigen hinausgehen, auf welchen anderwärts sein armer Berufsgenosse sich abmühen muß. Ohne Stelzen würde es ihm gar nicht möglich sein, die ihm anvertrauten Sendungen an die überall in seinem weiten Bezirk umher wohnenden Empfangsberechtigten gelangen zu lassen, zumal einzelne Stellen des Landesinnern noch sumpfig und ohne jeden gangbaren Pfad sind

In manchen Gegenden beginnt das mit unsern Fin de siècle-Lebensgewohnheiten so sehr verwachsene Zweirad bei den Landbriefträgern Eingang zu finden, allein das Instrument ist verhältnismäßig immer noch teuer und geht zumeist über die bescheidenen Mittel eines ländlichen Postboten hinaus — und die französische Postverwaltung! Sie läßt sich lieber die Ohren vollschreien, als daß sie von sich aus einen Pfennig ausgiebt. Und doch, wie praktisch würde das zerlegbare Fahrrad nicht nur für den Militärdienst, sondern auch für den Landbriefträger sein. Warum greift man aber einstweilen nicht zu dem Auskunftsmittel der bescheidenen Stelze? Sie kostet gewiß nicht viel und würde der Beschleunigung des Dienstes ebenso zu statten kommen, wie sie unsern armen Angestellten die Last ihres Amtes erleichtern würde. Aber die heilige Routine hat es einstweilen noch nicht so gewollt. Der auf einer Schildkröte reitende Fortschritt nickt schlaftrunken ein und wartet darauf, daß ihn der Ruf seiner allgewaltigen Gebieterin wecke.

Bei der französischen Militärverwaltung sind gleichwohl in jüngster Zeit Versuche mit Stelzen gemacht worden, und zwar beim 18. Armeecorps.

Diese Versuche haben nicht zur Nacheiferung bei andern Corps geführt, obwohl das Ergebnis für eine erste Probe, wenn auch nicht über jeden Zweifel erhaben, so doch recht zufriedenstellend ausgefallen war. Die Militärbehörde denkt daran, die Versuche in größerem Maßstab wieder aufzunehmen und sie auf weitere Corps auszudehnen. Ueber das Wann und Wo ist indes von den Verwaltungsstellen noch nichts entschieden worden, doch ist es immerhin möglich, daß bei den nächsten größeren Manövern ein Anfang mit dem neuen System gemacht werden wird.

Da das Corps, bei dem die Versuche angestellt worden waren, in der Gegend der Landes stationiert war, hatte man sich, wie das in der Natur der Sache lag, an junge Leute gewandt, die aus dieser Gegend stammten und im Gebrauch der Stelzen erfahren waren, und einzelne von ihnen mit dem Amte betraut, als Instruktoren oder Lehrmeister für das Stelzenlaufen aufzutreten.

Die Stelzenläufer im Wettbewerb mit den Radfahrern! Was für ein wunderlicher Fin de siècle-Gedanke, wie wir vorhin sagten, und was werden wir demnächst wohl noch zu bewundern bekommen?

Wenn ich nicht irre, wurden beim 34. Infanterieregiment mit Zuhilfenahme von Feldtelegraphisten diese interessanten Versuche in der Gegend von Mont-de-Marsan am Ufer des Adour angestellt.

Die mit ihren sämtlichen Apparaten und Ausrüstungsgegenständen versehenen Telegraphisten erhielten den Befehl, zwei Sektionen des Manövers miteinander in Verbindung zu setzen. Die Bewegungen wurden dank der Stelzen, welche die Telegraphisten erhalten hatten, sehr exakt und sehr rasch ausgeführt. Ohne sich der lästigen Leitern bedienen zu müssen, wie sie zum Verlegen der Telegraphendrähte an Baumästen und Häusern erforderlich sind, konnten die aus den Landeskindern ausgewählten Telegraphisten auf ihren bis zur Fußstütze 1,20 Meter messenden Stelzen ihren Draht in einer Höhe von 3 Metern in aller Geschwindigkeit legen, weil die Stelzen ihnen gestatteten, große Schritte zu machen und dadurch ihre Zeit wohl auszunutzen; sie schlossen die hauptsächlichsten Kommandostellen an den Feldpostwagen an oder setzten sie mit den verschiedenen, über das Manöverfeld verbreiteten fliegenden Telephonstellen in Verbindung.

Bei demselben Manöver hatte ein Infanteriebataillon, dem einige Stelzengänger beigegeben worden waren, den Befehl erhalten, über einen Nebenfluß des Adour zu

Rekognoscierung.

setzen; der Oberst ordnete die mit Stelzen versehenen Leute ab, um eine Furt zu suchen. Die Stelzengänger bewegten sich langsam in dem Flusse vorwärts, mit ihren Stöcken das Wasser sondierend, und als sie die Furt in ihrer ganzen Ausdehnung gefunden, folgten die Truppen mühelos der Zickzacklinie, die von den voranschreitenden Stelzengängern angegeben wurde. Selbstverständlich tragen die Stelzengänger, wenn sie aufsteigen, Leinwandschuhe; sie hängen dann ihre ledernen Halbstiefel an den Tornister. Während

Auf der Suche nach einer Furt.

des Marsches werden die Stelzen kreuzweise auf dem Rücken getragen; den Stelzengängern werden in diesem Falle die Tornister auf den Compagniewagen nachgefahren.

In der Morgenfrühe eines nebeligen Tages wurden Stelzengängerpatrouillen ausgesandt, um das Terrain zu rekognoszieren; der Kundschafterdienst erwies sich bei dieser Art der Fortbewegung als sehr vorteilhaft, nicht nur, weil er rascher von statten ging, sondern auch weil sich von der Höhe der Stelzen herab ein weit größerer Ueberblick über das in Betracht kommende Gelände ergab, und sumpfige Stellen, die sonst beschwerlich und mit Zeitverlust im Bogen hätten umgangen werden müssen, kein Hindernis mehr bildeten. Diese verschiedenen Erfahrungen waren überzeugend, und es darf wohl vorausgesetzt werden, daß man sie verwerten wird, sobald die Umstände es erfordern.

Jedenfalls hat sich in den zuletzt erwähnten Fällen wieder gezeigt, welchen Nutzen die Stelzen in militärischer Hinsicht gewähren.

Die Wälder der Landes sind reich an Wild aller Art, das den Jagdliebhabern und gewerbsmäßigen Jägern den Weidgang zu einem äußerst lohnenden macht. Abgesehen von den verschiedenen Arten des Rauh- und Federwildes, an denen nirgendwo Mangel herrscht, richten in einzelnen Gegenden die Wildsauen manchmal nicht unbeträchtlichen Schaden an. Wenn ein Jagdzug gegen dieses verheerende Wild unternommen werden soll, fordern die Forstbeamten eine Anzahl Stelzenläufer auf, sich an dem allgemeinen Treiben zu beteiligen. Zu Zügen formiert, folgen diese dann den Forstgehilfen und Treiberführern und bewegen sich mit großer Geschwindigkeit durch das Waldgehege, soweit das Bodengestrüpp dies verstattet, dabei das Wild aufscheuchend und die gehetzten Sauen mit wildem Geschrei in die Schußlinie treibend, wo die Jagdgesellschaft sie zu Fuß und zu Pferde erwartet. Unfälle kommen dabei zwar selten, immerhin aber noch häufiger vor, als gut ist; die Stelzenläufer verwirren sich manchmal in den am Boden wuchernden Ginstern und Stechginstern, und wenn sie dann zu Fall kommen, können sie äußerst schmerzhafte Verwundungen davontragen. Sind diese auch nicht lebensgefährlich, so vermögen sie doch den Treibern, die davon betroffen werden, sehr leicht die Lust am Jagdvergnügen zu verleiden, obwohl es Leute sind, die ihrer Natur nach nichts weniger als wehleidig sind.

Saujagd.

Sumpfjäger.

Arcachon, die wegen ihrer gesunden Lage so berühmte Stadt, die mit ihrem milden Klima namentlich von Brustleidenden gern als Winteraufenthalt aufgesucht wird, veranstaltet jedes Jahr Stelzenwettlaufen. Dieselben werden ebenso geschickt wie erfolgreich von dem berühmten Stelzenläufer Dornon geleitet, dessen Name auch in Deutschland noch in der Erinnerung sein dürfte. Er hat bekanntlich im März 1891 auf Stelzen eine Reise von Paris nach Moskau zu der dortigen großen Ausstellung unternommen und auf dieser auch einige Teile Deutschlands berührt, da ihn sein Weg nach Rußland über Kassel, Berlin, Konitz, Königsberg und Kibarty führte. In Deutschland gestaltete sich seine Reise, wie man sich vielleicht erinnern wird, nicht gerade zu einem Triumphzug, und es ist das leicht begreiflich, da er sich durch Gegenden zu bewegen hatte, wo die gewählte Art der Fortbewegung als eine etwas ungewöhnliche und auffallende erscheinen mußte; die Bauern und die liebe Straßenjugend ließen ihn das denn auch in ihrer beliebten Art entgelten.

Im gewöhnlichen Leben Bäcker in Arcachon, widmet er sich in seinen Mußestunden mit größtem Erfolg der Veranstaltung der verschiedenen Stelzenwettrennen, an denen sich die geschicktesten Stelzenläufer aus den Landes beteiligen. Diese Rennen finden teils in Mont-de-Marsan, teils in Bordeaux, teils in Arcachon statt und ziehen eine große Zuschauermenge an, die mit Interesse dem eigenartigen Schauspiele folgt.

Zum Schlusse dieser Skizzen möchte ich den Wunsch aussprechen, es möge der eine oder andre Leser, durch meine Schilderungen angeregt, einmal den Versuch mit dieser Art von Leibesübung wagen. Sie ist nicht schwer zu erlernen, der Apparat kostet nicht viel, und sie könnte dem Radfahrsport eine nicht unwillkommene Ablenkung geben. Das Stelzenlaufen gewährt ein nicht minderes Vergnügen, es ist ebenso gesund und weniger gefährlich als das Radfahren.

Stelzenwettlauf.

Sylvain Dornon auf seiner Reise durch Deutschland.

Robert Wilhelm Bunsen †.

Nun ist auch der letzte des großen Dreigestirns, das einst von der altberühmten Ruperto-Carola aus sein Licht über die ganze Welt verbreitete, dahingegangen, Robert Wilhelm Bunsen. Nachdem er erst Kirchhoff und dann Helmholtz hatte scheiden sehen, ist er selbst am 16. August hochbetagt an dem Sitze seiner langjährigen Wirksamkeit verschieden.

In Bunsen verliert die wissenschaftliche Welt eine ihrer hervorragendsten Zierden und Deutschland einen seiner besten und getreuesten Söhne, denn so groß die Schöpferkraft dieses hervorragenden Gelehrten gewesen sein mag, so wurde sie nach einem Worte, das am Vorabend seines fünfundachtzigsten Geburtstages geäußert wurde, doch fast noch von der Größe seines bescheidenen und edeln Charakters übertroffen. Der Dahingegangene gehörte zu denjenigen wissenschaftlichen Forschern, deren Dasein in Arbeit aufgeht, und die mit Verleugnung der eignen Persönlichkeit kein andres Ziel kennen, als der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen, um sie der Menschheit dienstbar zu machen. Er erzielte seine Erfolge durch die Weite seines Blickes und die Vielseitigkeit seiner Begabung, die ihm neben dem Gebiete seines engeren Wirkens, dem der Chemie, das damit so eng verwandte der Physik, sowie nicht minder die der Astronomie, Geologie, Botanik und Medizin unterthänig machte. So konnte er (vor mehr als 44 Jahren schon!) die Darstellung des Aluminiums auf elektrolytischem Wege zeigen, so konnte er den nach ihm benannten Brenner konstruieren, der nicht nur der Wissenschaft unvergleichliche Dienste leistete, sondern auch die ganze Gaskochindustrie ins Leben rief und neuerdings in Verbindung mit dem Gasglühlicht eine Umwälzung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens hervorgerufen hat, und so konnte er endlich mit Kirchhoff die Spektralanalyse entdecken, die uns auf chemischem Wege Aufschluß über das Wesen und die Natur der Himmelskörper giebt, wie sie auf anderm nicht zu erlangen war.

Ueber die äußeren Lebensschicksale des großen Gelehrten ist wenig zu sagen. Bunsen wurde am 31. März 1811 in Göttingen geboren, wo er seine Jugendzeit verbrachte, seine Gymnasialbildung empfing und auch das Universitätsstudium begann. Das Studium der Chemie und Physik setzte er dann in Paris, Berlin und Wien fort, sich gleichzeitig in fast allen naturwissenschaftlichen Disciplinen weiter ausbildend. Im Jahre 1833 habilitierte er sich als Privatdozent in Göttingen, erhielt aber nach wenigen Jahren bereits einen Ruf als Professor der Chemie an das polytechnische Institut in Kassel, ging als ordentlicher Professer 1838 nach Marburg, 1851 nach Breslau, wo er den Plan zu dem chemischen Institut entwarf, und 1852 nach Heidelberg, wo man damals für den verstorbenen Gmelin, einen älteren bedeutenden Chemiker, eine jüngere Kraft suchte. An der Ruperto-Carola übte Bunsen sein Lehramt bis zum Jahre 1889 aus, aber auch nachdem er sich von ihm zurückgezogen, ließ die naturwissenschaftliche Fakultät von Jahr zu Jahr seinen Namen pietätvoll an der Spitze des Professorenverzeichnisses erscheinen, um ihn, mehr indes noch sich selbst zu ehren.

Bunsen hatte die Berufung nach Heidelberg unter der Bedingung angenommen, daß ihm an Stelle des sehr veralteten kleinen Laboratoriums ein größeres Gebäude nach seinen Angaben erstellt würde. Der betreffende Minister machte jedoch unter Hinweis auf die großen Ausgaben Schwierigkeiten in der Hoffnung, Bunsen würde mit sich handeln lassen und seine Forderungen heruntersetzen: der Bau war ihm zu teuer, das Laboratorium zu groß. Die Sache blieb liegen. Als jedoch Bunsen immer mehr drängte, bot ihm der Minister einen höheren Gehalt an, wenn er in eine Verkleinerung des Laboratoriums einwillige. Bunsen war entrüstet über einen solch beleidigenden Vorschlag und schrieb unter Umgehung des Ministers an den Großherzog von Baden: er habe den Ruf nach Heidelberg nur unter der Bedingung angenommen, daß ihm eine genügend große, den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Arbeitsstätte erbaut würde, wo er auch mit Erfolg lehren könne; der Minister suche diesen Neubau zu hintertreiben, und so könne er den ihm angebotenen Lehrstuhl nicht übernehmen. Auf direkten Befehl des Großherzogs wurden die versprochenen Bedingungen erfüllt, und im Jahre 1852 begann Bunsens ruhmreiche Thätigkeit in Heidelberg.

Ueber die in ihrer Art einzig dastehende Bescheidenheit des großen Mannes sei folgendes angeführt, was einer seiner Schüler berichtete, als es galt, den fünfundachtzigsten Geburtstag des Gelehrten zu begehen. Von sich, so etwa lautete es in dem Berichte, sprach Bunsen nie. Nie hörte man ihn im Kolleg seinen Namen nennen, geschweige denn eine Andeutung machen, daß dieses oder jenes von ihm entdeckt worden sei. Wenn man ihn hörte, so hätte man glauben können, er wäre an all den großen Fortschritten der Chemie und Physik so unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Und dabei war er einer der fleißigsten und fruchtbarsten Männer in seiner Wissenschaft. Sein Geschick, den eigenen Namen bei Spektralanalyse, Elektrolyse, Gasanalyse, Cäsium, Rubidium und so weiter zu umgehen, war

Phot. Ed. Schultze, Heidelberg.

Geheimrat Professor Dr. Robert Bunsen.

bewundernswert — ja selbst im persönlichen Verkehr war es schwer, ihn zum Geständnis zu bringen, daß diese oder jene Methode von ihm angegeben worden sei. „Man hat gefunden“ — „man hat einen Brenner konstruiert“ — so lauteten selbst bei Spektralanalyse und Bunsenbrenner seine Worte. Diese Bescheidenheit war aber seinen Zuhörern oft zu arg, und nicht selten unterbrach ihn dann ein langandauerndes, donnerndes Beifallsgetrampel. Doch auch dieses machte ihn nicht irre, nach einer verlegenen Verbeugung fuhr er in seinem Vortrag fort, wie wenn nichts geschehen wäre.

Das allerdings war das Holz, aus dem nicht nur große Gelehrte, sondern auch große Männer geschnitzt werden.

L. H.

Dr. Karl du Prel †.

In Heiligkreuz bei Hall in Tirol ist am 5. August Baron Dr. Karl du Prel, der Vorkämpfer des Okkultismus in Deutschland, gestorben. Sein Name ist durch seine zahlreichen geistvollen Schriften zur Erklärung der mystischen Phänomene des Seelenlebens in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Karl du Prel entstammte einem Zweige des ursprünglich in Burgund und Luxemburg ansässigen Geschlechtes der Marquis und Barone du Prel, der bereits vor längerer Zeit nach Bayern übersiedelte. Er wurde am 3. April 1839 als der dritte Sohn des königlichen Advokaten du Prel in Landshut geboren. Als Zögling der königlichen Pagerie besuchte er das königliche Ludwigsgymnasium in München und bezog sodann die Münchener Universität, um sich den juristischen Studien zu widmen, wandte sich aber bald der militärischen Laufbahn zu. Als Leutnant machte er den Feldzug von 1866 und die Schlacht bei Kissingen mit. Im Jahre 1870/71 wurde ihm in Anbetracht seiner hervorragenden Kenntnisse der französischen Sprache das Kommando über die in Neuburg a. D. cernierten Kriegsgefangenen übertragen. Nach dem Friedensschluß nahm er als Hauptmann aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied und konnte sich nun ungestört seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien widmen, die er auch während seiner Aktivität so eifrig betrieben hatte, daß er im Jahre 1868 mit seiner Schrift „Oneirokritikon, der Traum vom Standpunkte des transscendentalen Idealismus“ in Tübingen promoviert wurde.

Er publizierte sodann mehrere Werke, in denen er seine Anschauungen über die Entwicklungshypothese darlegte („Der Kampf ums Dasein am Himmel“, 1874; 3. Auflage unter dem Titel „Entwicklungsgeschichte des Weltalls“, 1882; „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese“, Leipzig, 1880). Diese Werke liefern den Beweis dafür, daß du Prel keineswegs von Anfang an dem Ideenkreis des damals schon verbreiteten Spiritualismus sich zugewandt hat, sondern daß er erst allmählich durch seine naturwissenschaftlichen Studien veranlaßt wurde, die okkultistischen Probleme näher in Betracht zu ziehen und sein System des transscendentalen Individualismus auf deren Basis weiter zu entwickeln.

Sie fanden sogar Büchners Beifall in so hohem Grade, daß er manche Ideen du Prels für sein Werk „Kraft und Stoff“ in Betracht zog.

Bald nach seinem Abschiede unternahm der Philosoph mit seinem Freunde Martin Greif große Fußtouren in Tirol, Italien und Dalmatien und schilderte sodann seine Reiseeindrücke in dem bekannten Werke „Unter Tannen und Pinien“. Im Jahre 1880 verheiratete er sich und wählte nun München zum dauernden Aufenthalte.

Im Jahre 1885 erschien sein Hauptwerk „Die Philosophie der Mystik“, das eine lebhafte Polemik hervorrief; es wurde später auch ins Englische übersetzt. Demselben folgten im Jahre 1888 die größeren Werke „Die monistische Seelenlehre“ und „Die Mystik der alten Griechen“, im Jahre 1890 die „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (2 Bände), im Jahre 1894—1895 „Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften“ und noch kurz vor dem Tode des Gelehrten, im Jahre 1899, „Die Magie als Naturwissenschaft“ und „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits“. Auch einen zweibändigen hypnotistisch-spiritistischen Roman, betitelt „Das Kreuz am Ferner“ (1893) hat du Prel geschrieben, um dadurch das Interesse für den Okkultismus in weitesten Kreisen zu erwecken; aus gleichem Grunde hat er sodann noch die beiden kleineren Werke „Das Rätsel des Menschen“ und „Der Spiritismus“ bei Reclam in Leipzig in der Universalbibliothek herausgegeben. Du Prel war fest davon überzeugt — wie er in diesen Schriften erklärte —, daß die „okkultistische“ Weltanschauung noch einmal die materialistische vollständig verdrängen, und daß sie dann „die Synthese von Religion und Wissenschaft, von Metaphysik und Naturforschung auf Grundlage von Erfahrungsthatsachen, die sogar experimentell erforscht werden können,“ bilden werde.

Der Verstorbene wurde von allen seinen Bekannten wegen der Offenheit seines Charakters und seines liebenswürdigen Wesens hochgeschätzt. Stets war er bereit, denen, die an den okkultistischen Forschungen sich beteiligen wollten, behilflich zu sein und ihnen seine reichen Bücherschätze zur Verfügung zu stellen. Er hörte auch gerne jeden Einwand gegen die okkultistischen Anschauungen und suchte dann ruhig zu widerlegen. Daß er in seinen Schriften mitunter den Ton scharfer Polemik anschlug, war wohl lediglich durch die maßlosen Angriffe einiger seiner Gegner verschuldet. Der Vorkämpfer des „Okkultismus“ ist übrigens keineswegs

Dr. Karl du Prel.

den Anhängern des Materialismus allein entgegengetreten. Vielmehr hat er gelegentlich auch in schärfster Weise die Absurditäten gewisser moderner Spiritistenkreise gebrandmarkt, welche die von ihm verfochtene Sache diskreditierten. Anläßlich seines sechzigsten Geburtstages (3. April 1899) sind ihm zahlreiche Ehrungen im In- und Auslande zu teil geworden, die darauf schließen lassen, daß auch vielfach in gegnerischen Kreisen an Stelle der anfangs so scharfen Opposition gegen die von ihm verteidigten Anschauungen eine ruhige Beurteilung und Anerkennung seiner philosophischen Individualität getreten ist, die jedenfalls Anspruch auf eine ehrende Erwähnung in der Geschichte der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts hat. Ch. Thomassin.

Georg Daniel Teutsch.

Am 19. August dieses Jahres wurde zu Hermannstadt in Siebenbürgen das Denkmal des weiland Bischofs der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche Georg Daniel Teutsch enthüllt. Ein monumentum aere perennius hat der Mann durch sein gottgesegnetes Wirken über den kleinen Kreis seiner engeren Landsleute hinaus in der Geistesgeschichte des deutschen Volkstums sich selbst errichtet, davon zeugte nicht nur die starke Vertretung der protestantischen Landeskirchen und Universitäten des Deutschen Reiches bei der Festfeier; auch der rasche Fortgang der Sammlungen für das Denkmal des erst vor sechs Jahren, am 2. Juli 1893, Dahingegangenen beweist eine dankbare Anerkennung der Verdienste und der Persönlichkeit des Mannes, die bei uns Deutschen keineswegs Regel ist.

Ueber ein halbes Jahrhundert ist Georg Daniel Teutsch im Dienste der protestantischen Landeskirche der Siebenbürger Sachsen gestanden, fast 26 Jahre an deren Spitze als gewähltes Oberhaupt. Die äußeren und die inneren Verhältnisse des Stammes der Siebenbürger Sachsen haben in dieser Zeit eine tiefgreifende Umbildung erfahren. Es war gutenteils sein Verdienst, daß inmitten der zerstörenden und zersetzenden Einflüsse das Gefühl der geistigen Einheit und Zusammengehörigkeit durch die neue Verfassung der protestantischen Landeskirche einen festen Halt erhielt (1861/62), der seit der Vernichtung der historischen Selbständigkeit der „sächsischen Nation“ und der Zerschlagung des „Königsbodens“ (1876) sich durchaus erprobt hat. Auf dem Boden der presbyterialen Gemeinde aufgebaut, auf der Wahl aller Geistlichen und Lehrer durch das Laienelement, selbst die Entscheidung über dogmatische Bestimmungen der Landeskirchenversammlung überlassend, stellt sie eine wahre Volkskirche dar, in unbefangener Ausgestaltung des Grundgedankens der deutschen Reformation. Georg Daniel Teutsch war als Referent bei der Ausarbeitung und Beratung dieser Kirchenordnung die treibende Kraft, die auch den stillen und offenen Widerstand zu überwinden wußte. Sein Name hatte auch schon im Mutterlande einen guten Klang, man kannte ihn als den Verfasser einer trefflichen „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ für das sächsische Volk (1852—58), als eifrigen Pfleger historischer Studien.

Geboren am 12. Dezember 1817 zu Schäßburg in Siebenbürgen, hatte Teutsch nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums zuerst in Wien, dann in Berlin akademische Studien betrieben und unter dem Einfluß Leopold Rankes sein Augenmerk schon als siebenundzwanzigjähriger Jüngling eingehenden Forschungen über die reiche historische Vergangenheit seiner Heimat zugewendet. Seit 1842 wirkte er als Gymnasiallehrer in der Vaterstadt, 1848 war er Abgeordneter derselben auf dem siebenbürgischen Landtag in Klausenburg, die ausbrechende Revolution der Magyaren gegen das Haus Habsburg sah ihn als Bürgerwehrhauptmann an der Seite der kaiserlichen Truppen; das Jahr 1850 brachte ihm die Wahl zum Rektor des Schäßburger Gymnasiums. In den fünfziger Jahren entstand die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“, von Häusser, Wattenbach und andern freudig begrüßt als frische und anmutige Verarbeitung des Quellenmaterials, getragen von dichterisch-schöpferischer Kraft, die allein vermöge, die ferne Vergangenheit wieder zu beleben und dem Leser anschaulich vor Augen zu führen — dann das „Urkundenbuch zur Geschichte Siebenbürgens“ (in den Fontes rerum Austriacarum II. Abt. 15 Bd.), das „Urkundenbuch der sächsischen Landeskirche“ 1862, denen sich im Laufe der Jahre eine lange Reihe andrer historischer Arbeiten angeschlossen hat. Die Berufung in den Gelehrtenausschuß des Germanischen Nationalmuseums (1855), die Ernennung zum Jenaer Ehrendoktor (1858) bedeuteten nicht nur eine Ehrung seiner Person, sondern zugleich eine neue Verknüpfung der Siebenbürger Sachsen mit dem Mutterland, die zu pflegen ihm dann zeitlebens Herzenssache geblieben und als wahrhaft typischem Vertreter der besten Züge seines Stammes im weitesten Umfang gelungen ist. Im Jahre 1863 trat Georg Daniel Teutsch zufolge der herkömmlichen Verbindung des theologischen und philologischen Studiums in das Pfarramt über; schon vier Jahre später ward er zum Bischof gewählt; es war die allgemeine Auffassung, was Kaiser Franz Joseph bei der Audienz sagte, die siebenbürgisch-sächsische Kirche habe keinen Besseren wählen können. Unermüdlich widmete er sich den vielseitigen Pflichten seiner Stellung an der Spitze des gesamten Kirchen- und Schulwesens der Siebenbürger Sachsen, das trotz ihrer geringen Zahl von noch nicht einer Viertelmillion 253 Pfarrgemeinden, 273 Volksschulen, 5 vollständige und 2 unvollständige Gymnasien, ein Lehrerseminar, mehrere Realschulen und höhere Töchterschulen umfaßt. In welchem Geist Teutsch seine Stellung ausfüllte, das kennzeichnete einer seiner deutschen Freunde, der Heidelberger Jurist Heinze, treffend mit den Worten: „Wohin er den Fuß setzte, gewann er die Herzen, wenn er den Mund öffnete, erhob er die Geister, woran er die Hand legte, dem drückte er den Stempel der Weihe auf.“ In der That, wie einer der gewaltigen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, so steht er vor uns in dem von Donndorfs Meisterhand geschaffenen Denkmal.

Dr. F. G. Schultheiß.

Georg Daniel Teutsch-Denkmal in Hermannstadt.

Labori.

(Zu dem Porträt auf Seite 782.)

Von den vielen aufregenden Ereignissen, die der zurzeit die ganze Welt beschäftigende Dreyfus-Handel im Gefolge gehabt hat, ist das aufregendste jedenfalls der am 14. August in Rennes auf Labori, den Leiter der Verteidigung in dem an dem dortigen Kriegsgericht sich abspielenden Prozeßverfahren gegen Dreyfus, gemachte Mordversuch gewesen. Der kühne junge Pariser Advokat hatte sich schon als Verteidiger Zolas allgemeine Sympathie erworben, und diese steigerte sich durch die mannhafte Art, mit der er sich später der Sache des auf der Teufelsinsel Schmachtenden annahm. Labori hat sich in seinem ganzen bisherigen Auftreten als eine Zierde seines Standes erwiesen, aber er war und ist mehr noch, eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen, die Frankreich in Augenblicken darbietet, in denen man an dem Schicksale dieses alten, dem entfesselten Treiben fast aller kulturfeindlichen Mächte wie willenlos preisgegebenen Kulturlandes geradezu verzweifeln möchte.

Die belgischen Luxuswagen.

(Zu dem Bilde Seite 782.)

Das kleine, industriereiche Land Belgien hat sich das unbestreitbare Verdienst erworben, im europäischen Verkehrswesen die größte Vollkommenheit erzielt zu haben. Das Anwachsen des Eisenbahnverkehrs hatte bereits Neuerungen zur Folge gehabt, die heute zum Gemeingut aller europäischen Nationen geworden sind. Das Beispiel der Schlafwagengesellschaft, die ihre Schlaf- und Salonzüge von Westen nach Osten und von Westen nach Süden zu entsenden begann, hatte die Erschaffung unsrer D-Züge zur Folge. Das Problem, dem Reisenden während der Fahrt die größtmögliche Bewegungsfreiheit und Bequemlichkeit verschaffen zu können, war in einem Teile wenigstens glücklich gelöst worden. Nicht beseitigt aber wurden bis heute die engen Sitze in den engen Abteilen, in denen man noch immer nicht, sozusagen, die Füße zu lassen weiß. Alle diese Einschachtelungskonstruktionen der heutigen Personenwagen auf den europäischen Eisenbahnen sollten eigentlich bereits ein überwundener Standpunkt sein; sie machen das Reisen, selbst in den beiden ersten Klassen, zur Last und setzen den Reisenden in Fällen von Zusammenstößen und Entgleisungen einer mitunter gräßlichen Gefahr aus. Der belgischen Regierung im Verein mit der internationalen Schlafwagengesellschaft schwebte daher der Plan vor, zunächst die oberste Klasse der belgischen Eisenbahnen durch eine Einrichtung zu ersetzen, die das Reisen bequem macht und jede Gefahr im Falle eines Unglücks beseitigt. Man schuf deshalb einen Wagen, der in seiner äußeren Erscheinung den bekannten Schlafwagen gleicht, in seinem Innern aber einen vollkommenen Salon auf Rädern darstellt. In diesem Salon sind die Sitzgelegenheiten fast willkürlich angeordnet, ebenso wie die Wand- und Mitteltische. Man hat also durchaus die Wahl, seinen Platz so zu nehmen, wie man sich ihn gemäß der augenblicklichen Laune wünscht. Man hat selbst die Freiheit, seinen bequemen Lehnsessel nach allen Richtungen zu drehen, um bald die Landschaft durch die großen Krystallscheiben zu bewundern, bald mit dem und jenem Nachbar, wie es sich für einen so vornehmen Salon schickt, eine Konversation anzuknüpfen. Mit einem Worte, der Reisende weiß in einem solchen, mit fürstlicher Pracht ausgestatteten, von einem Ventilator gut durchlüfteten, mit Rauchkabinett und einem Büffett ausgestatteten belgischen Luxus-Ersatzwagen erster Klasse für die seitdem gänzlich eingegangene erste Klasse kaum, daß er viele Meilen weit fortgeführt wird. Der auf ganz vorzüglichen Achsen laufende Wagen läßt während der Fahrt kaum ein Erzittern verspüren, das durch die dicken Teppiche ohnehin gemildert wird. Die Bezeichnung als Luxus- und Salonwagen braucht aber niemand abzuschrecken. Man hat zu diesem hypermodernen Verkehrsvehikel Zutritt mit einer Fahrkarte zweiter Klasse, und der kleine Kilometerzuschlag, der für seine Benutzung erhoben wird, bleibt trotzdem noch weit hinter dem Preise der früheren ersten Klasse zurück. Natürlich sind die Wagen infolgedessen stets vollständig besetzt. R.

Fürst Münster.

(Zu dem Porträt Seite 782.)

Selten ist in der politischen Welt ein Ereignis mit größerer Befriedigung aufgenommen worden, als die Erhebung des gegenwärtigen deutschen Botschafters in Paris, des Grafen Münster, in den Fürstenstand. Der nunmehrige Fürst Georg Herbert von Derneburg — so genannt nach einer alten Besitzung der Münsterschen Familie — gehört zweifellos zu denjenigen deutschen Diplomaten, die, in kritischer Zeit auf einen verantwortlichen Posten gestellt, sich auf diesem so zu halten wußten, daß sie dadurch ihrem Vaterlande ganz wesentliche Dienste leisten konnten. Wenn sich in jüngster Zeit der schroffe Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich entschieden herabgemindert hat, darf das in erster Linie dem taktvollen Wirken des Grafen Münster auf seinem Pariser Botschafterposten zugeschrieben werden, ebenso wie seine gewinnende Liebenswürdigkeit es fertig gebracht hat, daß sich auf der Haager Konferenz ein ungezwungener und fast freundschaftlicher Verkehr zwischen den deutschen und französischen Delegierten herausbildete. Der greise Diplomat blickt überhaupt auf eine erfolgreiche Laufbahn zurück. Graf Münster war einer der ersten hannoverschen Edelleute, die sich rückhaltlos den neuen Zuständen anpaßten und nicht wie viele ihrer Standesgenossen auch über 1870 hinaus in der Opposition gegen Preußen und das neue Deutschland verharrten. Einem alten westfälischen Adelsgeschlechte entstammend, das 1792 die Reichsgrafenwürde erhielt, wurde er am 23. Dezember 1820 in London als Sohn des bekannten hannoverschen Diplomaten Ernst Grafen zu Münster-Ledenburg geboren, der seit 1814 am Londoner Hofe den verantwortlichen Posten eines hannoverschen Kabinettsministers bekleidete. Graf Georg Herbert studierte in Bonn, Heidelberg und Göttingen und widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn. Von 1856 bis 1864 war er außerordentlicher Gesandter Hannovers am Petersburger Hofe und bemühte sich im Jahre 1866 vergebens, König Georg V. zu einer preußenfreundlichen Politik zu bestimmen. Nach der Annexion Hannovers wurde er im Jahre 1869 in das preußische Herrenhaus berufen; von 1867 bis 1870 vertrat er den Wahlkreis Goslar im Norddeutschen Reichstag und gehörte von 1871 bis 1873 dem Deutschen Reichstag an. In dem zuletzt erwähnten Jahre zum deutschen Botschafter in London ernannt, verließ er die Weltstadt an der

Themse, zwölf Jahre später, um den durch die Berufung des Fürsten zu Hohenlohe zum Statthalter der Reichslande freigewordenen Botschafterposten in Paris einzunehmen.

Fürst Münster.

Labori,
der Leiter der Verteidigung im Dreyfus-Prozesse.

Aufn. von Hofphot. Schiller, Berlin.

Dr. Hermann Rollett.

Hermann Rollett.

Am 20. August feiert ein deutscher Dichter und Schriftsteller seinen achtzigsten Geburtstag, der seinem poetischen Wirken nach der heutigen Generation wenig mehr bekannt ist, während seine kunstkritischen Schriften sich auch jetzt noch allgemeiner Beachtung erfreuen, Hermann Rollett, der unermüdliche Sammler und Veröffentlicher der Goethe-Bildnisse. Als Dichter lenkte Rollett zuerst die Beachtung weiterer Kreise auf sich während der freiheitlichen Bewegung der vierziger Jahre, in die er mit manchem frischen und kecken Liede eingriff. In Baden bei Wien geboren, widmete er sich nach Absolvierung seiner Schulzeit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien an der Wiener Hochschule. Seine erste Gedichtsammlung „Liederkränze" (Wien 1842) ließ er noch als Student erscheinen. Dem jungen Sänger behagten die Verhältnisse seiner Heimat wenig, er begab sich nach Norddeutschland, wo das öffentliche Leben sich reger und mehr in seinem Sinn zu entfalten begann, und gab hier seine inzwischen entstandenen freiheitlichen Gedichte unter dem Titel „Frühlingsboten aus Oesterreich" heraus (Jena 1845). Damit machte er sich die Rückkehr nach Oesterreich vorerst unmöglich; das focht indes den jungen Freiheitssänger wenig an, der nunmehr für seine Ideale nur um so rückhaltloser in einer Reihe von Werken eintrat, in dem „Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankfurt 1846), in den „Frischen Liedern" (Ulm 1847), in dem bürgerlichen Trauerspiel „Eine Schwester" und in dem eigenartigen Poem „Ein Waldmärchen aus unsrer Zeit" (Leipzig 1847). Durch die der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 gewidmeten „Kampflieder" (Leipzig 1848) machte sich Rollett auch in Norddeutschland unmöglich; er wurde zu einem unsteten Wanderleben genötigt und suchte ein Asyl in der Schweiz. Während dieser Zeit ließ er verschiedene dramatische Dichtungen erscheinen, wie „Thomas Münzer" und „Flamingo"; in der Schweiz dichtete er die Erzählung „Jucunda", und hier gab er auch seine „Heldenlieder und Sagen" heraus (St. Gallen 1854). Die Abkehr vom politischen Leben ermöglichte ihm mit der Zeit auch die Rückkehr in seine Heimat. Er ließ sich an seinem Geburtsorte Baden nieder und bekleidete daselbst nacheinander mehrere öffentliche Stellungen, zuletzt die eines städtischen Archivars. Rollett ließ noch mehrere lyrische und epische Dichtungen erscheinen, fand in späterer Zeit jedoch mehr Beachtung als mit ihnen mit seinen kunstkritischen Arbeiten. Er veröffentlichte unter anderm „Die drei Meister der Gemmoglyptik, Antonio, Giovanni und Luigi Pichler" (Wien 1874) und bearbeitete die Abteilung Glyptik in Buchers „Geschichte der technischen Künste" (Stuttgart 1875). Allgemein bekannt ist sein mit ebenso viel Liebe wie Sorgfalt hergestelltes Werk „Die Goethe-Bildnisse" (Wien 1881 bis 1883).

Das Innere eines Luxuswagens der belgischen Staatsbahn.

Amateuraufn. von Dr. Schmitt, Völklingen a. d. Saar.

Im Heu.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 31.
Von Hieronymus Fischer in Bamberg.
(„Sammler".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem sechsten Zuge mattzusetzen. (Selbstmatt.)

Auflösung der Aufgabe 28:

W. 1. Db8–b3
S. 1. e7×f6
W. 2. Td6–d4 und
W. 3. Db3–e3, d5, e3, Td4–e4 matt.

A.
S. 1. e7×d6 (Ke5–f4)
W. 2. Sf6–h5(†)

B.
S. 1. Se8×d6
W. 2. Db3–e3†

C.
S. 1. Ke5×d6
W. 2. Sf6–e8†

D.
S. 1. Se8–b6
W. 2. Db3–e3†

E.
S. 1. beliebig anders
W. 2. Db3–d5†
S. 2. Ke5–f4, ×f6
W. 3. Sh5–g3, Dd5–d4 matt

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 48.

Aus Zeit und Leben.

Advokat Demange. Advokat Labori. Dreyfus auf dem Wege vom Lyceum zum Militärgefängnis.

R Carniel 99

Oberst Jouaust, Präsident. Kommandant Carrière, Regierungskommissär. Dreyfus. General Gonse. General de Pellieux. Ober-Greffier Coupais.

Die Verhandlungen vor dem Kriegsgerichte in Rennes. Originalzeichnung von R. Carniel.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Versteckrätsel.

Ob ihr ein chemisches Element,
Ein leichtes, silberglänzendes, kennt?
Man macht draus Bleche und Drähte fein,
Die leicht verbrennen mit hellem Schein.
Seht zu, ob in diesem Metall versteckt
Einen Mädchennamen ihr entdeckt!
F. M.=S.

Worträtsel.

Kaum jemals es in dieser Welt
Sich einem Leben nicht gesellt,
Und wenn es Schritt u. Tritt verbunden,
So hätten wir's oft gern gefunden.
Ob auch in seinem großen Reich
Ein jeder wohl dem andern gleich,
Freiwillig streben doch nicht viele
Hin nach dem unbekannten Ziele.
M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 46:

Des Worträtsels: Mönch.
Des Silbenrätsels: Sesenheim.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg. Erik Bensen in Hannover (2). Theon Stern in Berlin (2). „Dreibund" in Prag (3). Emmy von M. in B. P. Möller in Stockholm (2). L. L. in St. Gallen. Anton Kr. in Heilbronn (2). „Rätselneffe", zurzeit in Thusis (2).

Litteratur.

— „Die Technik des Sprechens. Ein Handbuch für Redner und Sänger", nennt Karl Hermann, Mitglied des Schauspielhauses zu Frankfurt a. M. und Lehrer am dortigen Hochschen Konservatorium, ein Werkchen, das sich vorteilhaft vor vielen ähnlichen auszeichnet (Kesselringsche Hofbuchhandlung, Leipzig und Frankfurt a. M.). Seine Vorzüge bestehen vor allem in der Klarheit und Knappheit der Darstellung. Der Verfasser vermeidet es (ungleich vielen seiner Vorgänger und Mitstrebenden), Gebiete zu streifen, die mit seinem Thema nur in lockerer Verbindung stehen, und führt statt dessen den Schüler oder Lernbegierigen direkt praktischen Uebungen zu, es ihm dabei ermöglichend, sich fortschreitend von der Stichhaltigkeit der ihm vorgetragenen Lehren zu überzeugen. Das Büchlein ist Julius Stockhausen, dem großen Vortragsmeister in Ton und Rede, gewidmet, und trägt damit eine gewichtige Empfehlung an der Stirn, doch wird es dieser kaum bedürfen, um in den weiten Kreisen, an die es sich wendet, Verbreitung zu finden.

— In dem hübsch ausgestatteten Büchlein „Tausend und ein Gedanke" von Sirius (München, C. Andelfinger) wird der Leser manchen Bekannten finden, denn die „Gedanken", um die es sich hier handelt, sind der Mehrzahl nach bereits in den Münchener „Fliegenden Blättern" in alle Welt hinausgeflattert. Das ist aber kein Grund, daß sie, „zum Buch gebunden", nicht erfreuen sollten, im Gegenteil, man sieht erst recht, wenn sie so in Reih' und Glied auftreten, was für eine stattliche Schar sie ausmachen, ganz abgesehen davon, daß die Buchform es gestattet, ruhig Umschau unter ihnen zu halten, sich das zu wählen, was einem behagt, und über andres leicht hinwegzugleiten. „Umschau bringt Einsicht," sagt der Verfasser, und wir urteilen von seinen gesammelten „Gedanken" ähnlich wie er selbst von den Sprichwörtern, wenn er diese „ein Konversationslexikon der Lebenserfahrung" nennt.

Briefmappe.

L. P. in Ischl. Von „Uebersetzungen aus dem Norwegischen" kann streng genommen nicht die Rede sein, ebensowenig wie von einer norwegischen Litteratur. In Norwegen, das von 1397 bis 1814 politisch mit Dänemark vereinigt war, ist heute noch die Sprache der Kirche und der Schule das Dänische; die großen Zeitungen erscheinen dänisch, und die meisten norwegischen Schriftsteller (bis vor kurzem auch Ibsen) lassen ihre Werke in Kopenhagen herauskommen. Das Norwegische wird, etwa so wie in Deutschland das Plattdeutsche oder Oberösterreichische, nur als Dialekt gesprochen. Neuerdings sucht man in Norwegen der Umgangssprache durch Einstreuung der Dialektsprache entnommener Worte und Redewendungen ein spezifisches Gepräge zu verleihen. Die Versuche der sogenannten „Maalmaend", auf diese Weise eine allgemeine, vom Dänischen unabhängige „Landsmaal" zu bilden, sind indes bis jetzt nicht von Erfolg gekrönt gewesen.

Oenophilus in Lauterburg. Ueber die neuerdings für ältere Rheingauer Weine erzielten Preise finden Sie (übrigens neben manchem andern Interessanten und Artigen) zuverlässige Angaben in dem Schriftchen „Der Rheingau und seine Weine" von A. Ammann (Köln a. Rh., Dumont-Schauberg). Die rationelle Rebenzucht behandelt R. Erdmann in dem Schriftchen „Moderner Weinbau" (Erfurt, J. Frohberger). Sie finden in demselben namentlich eine gründliche Beleuchtung der modernen Kulturverfahren, die auch in einer Reihe von Abbildungen zur Darstellung gelangen.

M. von B. in Gg. Sie sind ganz recht berichtet worden. Zolas Roman „Der Zusammenbruch" behandelt die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, hat also für Sie als damaligen Mitkämpfer ein ganz spezielles Interesse. Wir raten Ihnen: besiegen Sie Ihre Abneigung gegen den französischen Romancier und kaufen Sie sich das in deutscher Uebersetzung erschienene Buch (3 Bände, geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und lesen Sie es. Die Großartigkeit der Darstellung wird auch auf Sie Ihre Wirkung nicht verfehlen.

L. M. in W. Ihre Anfrage beantwortet Ihnen vielleicht eingehender, als wir es können, die Redaktion der „Zeitschrift des Vereins deutscher Zeichenlehrer" in Stade. Ein Werk, wie Sie es wünschen, dürfte übrigens Langs „Theorie und Technik des Zeichnens" (Erlangen 1884) sein.

Als
Kräftigungsmittel
für
Kinder und Erwachsene
unerreicht
Dr. med. Hommel's Haematogen
Depots in den Apotheken.
Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Herr **Dr. med. Beese** in **Neuhaldensleben** schreibt: „Obschon ich eigentlich Aversion gegen die Unzahl neuer Präparate habe, hatte ich doch einmal in einem verzweifelten Fall, wo ich kaum noch wusste, „was verordnen“, Dr. med. Hommel's Haematogen verschrieben. **Der Erfolg war ein überraschend günstiger.** Ich schätze das Haematogen sehr und verordne es im Wochenbett, bei verschiedenen Magen- und Darmaffektionen, sowie bei allgemeinen Schwächezuständen. Nach meinen Erfahrungen wirkt es bei Frauen und jungen Mädchen ganz besonders gut.“

Herr **Dr. med. Carl Hirsch** in **Honetschlag** (Böhmen): „Dr. Hommel's Haematogen habe ich bei einem rhachitischen Knaben, der nicht stehen, noch viel weniger gehen konnte, mit **überraschend gutem Erfolge** angewendet und denselben geheilt, nachdem alle früheren für diese Krankheit gebrauchten Heilmittel erfolglos waren.“

ist 70,0 konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81 391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chem. reines Glycerin 20,0, Malagawein 10,0. **Preis per Flasche** (250 Gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.

Nicolay & Co., Hanau a/M., Zürich und London.

Kufeke's Kindermehl
im
SOMMER UNENTBEHRLICH
regelt Verdauung, kein
BRECHDURCHFALL DARMKATARRH etc.

VIOLA BELLA
Hochfeine Toilette-Seife mit natürlichem Wohlgeruch.
CHASALLA-PARFÜMERIE
C. RUPERT & Co, CASSEL.
Man verlange ausdrücklich „Viola Bella.“

Ganz vortreffliche
Bilder erzielt Jedermann bei Benützung unserer
photogr. Apparate
einfacher bis vollendetster Konstruktion.
— Rasche und sachkundige Bedienung. —
Ausführliche Preisliste mit Probebildern 20 Pfg.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Mit
SODOR
(flüssige Kohlensäure in Stahlkapseln) und einer **immer verwendbaren Spezialflasche** bereitet **Jedermann sofort, billig** und **bequem** die ihm zusagenden **herrlich durststillenden kohlensäurehaltigen Getränke aller Art. Große Sodorflasche** (0,7 Liter Gehalt) ausgezeichnet **für Familien, kleine** bisherige **zum Einzelgebrauch.**
10 Stück Sodorkapseln in Schachteln, große Mk. 1.—, kleine 70 Pfg. Verkaufsstellen in allen größeren Städten und Ortschaften.
(Sodorfabrik Zürich)

Naumann's Fahrräder
! sind die besten !
Jährliche Production: 40,000 Fahrräder.
Im Gebrauche: Ueber 160,000 Fahrräder.
SEIDEL & NAUMANN
DRESDEN
2000 Arbeiter.

№ 4711
Captol
Einziges nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestelltes
Haarwasser
nach Dr. med. J. EICHHOFF
Specialarzt für Hautkrankheiten in Elberfeld
zur Verhütung und gegen **Kopfschuppen** und das dadurch verursachte **Ausfallen der Haare.**
Alleiniger Fabrikant: **FERD. MÜLHENS • № 4711 • KÖLN.**
Der Erfolg dieses ersten nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellten Haarwassers ist eclatant und von vielen medicinischen dermatologischen Autoritäten u. Fachblättern bestätigt.
Täglich neue Anerkennungen. ◉ Ueberall käuflich in Flaschen à **M. 3,—** und **M. 2,—.**

PÂTE DENTIFRICE GLYCÉRINE
Zahn Pasta, Schönheit der Zähne
GELLÉ FRÈRES
6, Avenue de l'Opéra, 6
PARIS

Mellin's Nahrung
für Säuglinge, Kinder jeden Alters, Kranke, Genesende, Magenleidende.
In ganzen und halben Gläsern.

Mellin's Nahrung macht Kuhmilch leicht verdaulich, **enthält kein Mehl.**
Mellin's Nahrung wird von den zartesten Organen sofort absorbirt.
Mellin's Nahrung erzeugt Blut, Fleisch, Nerven und Knochen.
Mellin's Nahrung ist die beste für **Magenkranke.**
Mellin's Nahrung ist **ausgiebiger** und bekömmlicher als mehlhaltige Nährmittel.
Mellin's Nahrung nach Vorschrift angewendet, **bester Ersatz für Muttermilch.**

Zu haben in **Apotheken, Drogerien** oder **direkt** durch die **Haupt-Depôts:**
J. C. F. Neumann & Sohn, Berlin W., Taubenstr. 51/52,
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
Mellin's Food, Ltd. Hamburg, Hahntrapp 2.

Otto E. Weber
Weber's Würfel-Thee
Radebeul - Dresden.

aus garantirt ächt chinesischen Theeblättern gepresst, haltbarer (aromatischer), praktischer und ausgiebiger als loser Thee — daher **sparsamer.**

*Behufs rascher, allgemeiner Einführung liefert die Fabrik von **Otto E. Weber, Radebeul-Dresden,** nach Orten, wo noch keine Niederlagen, Probeaufträge von M. 3 an, franko Nachnahme an Jedermann.*

Kinetograph und Films Nebelbilder und Apparate.
W. Hagedorn, Berlin, Alte Jakobstr. 5.
Preislisten gratis.

Gefahrlos
rasirt sich in 2 Min. jed. Ungeübte mit dem patentirten
FIGARO-
Sicherheits-Rasirmesser
v. Stück 3 M. gegen Nachn. Umtausch nach 8 Tagen Probe oder Betrag zurück. Umsonst Pracht-Catalog über Stahlwaaren, Musik-Instrumente, Gold- und Silberwaaren, Uhren ꝛc.
E. von den Steinen & Cie., Wald/Solingen 5.

INDISCHE BLUMENSEIFE
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE & WIEN.
SAVON AUX FLEURS DES INDES.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Braut-Seidenstoffe

in unerreichter Auswahl, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Königl. Hoflieferanten.

Vegetabile Milch

(Pflanzenmilch)

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch löst vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem vollwerthigen Ersatz für Muttermilch zu machen.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch bildet, der Kuhmilch zugesetzt, ein wirkliches beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbares Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch kostet die Büchse Mk. 1,30 und reicht für 8 Tage. Tausende Anerkennungsschreib. v. Aerzten u. Müttern.

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaarenhandlungen. Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinig. Fabrikanten

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik-Marke

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Hewel & Veithen in Köln a. Rh. und Wien.

Name als „Marke“ geschützt.

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke Höchst a. M.,** Deutschland.

„Pulver“ verlange man in den Apotheken ausdrücklich mit der Aufschrift „Migränin“.

Bauschule Döbeln i. S.

„Hebezeugfabrik“ (Georg Kieffer) Köln (Sülz)

Flaschenzüge u. Winden

Ketten, Aufzüge, Kettenräder

Marke: Securapid.

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881, Wien 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr., „ „ 260 „, „ „ 700 „

C. H. Burk Stuttgart. Schutz-Marke.

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen.

Burk's Pepsinwein (Essenz)

Verdauungsflüssigkeit.

In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4.—

Burk's Eisenchinawein.

wohlschmeckend u. leicht verdaulich.

In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein“, „Burk's China-Malvasier“ etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: C. H. Burk, Stuttgart.

= Export nach überseeischen Ländern. =

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle hässl. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.

Enthaarung.

Schönheit

Zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisches Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë,** gesetzl. geschützt. Unübertroffen bei roter und spröder Haut, Sommersprossen und Hautunreinigkeiten. Unter Garantie frko. geg. Mk. 2.50, Briefmarken od. Nachn., nebst Gratisbeigabe d. lehrr. Buches: „Die Schönheitspflege“ als Ratgeber. Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. **Berlin,** Eisenbahnstr. 4.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden,

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel

bauen als Spezialität und halten auf Lager

Menck & Hambrock, ALTONA-HAMBURG.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Reizende Schmucksachen zu äusserst billigen Preisen bezieht man von

F. Todt, Fabrikation von Juwelen, Gold- und Silberwaren, Pforzheim.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Nr. 2174. Ring, 14 kar. Gold, massiv, mit 2 echten Diamanten u. 2 Rubinen. M. 19.50.

Nr. 1640. Ring, 14 kar. Gold, massiv, m. 1 echt. Brillant M. 95.—, etwas kleiner. Stein M. 60.—.

Nr. 2689. Brosche, 14 karat. Mattgold, mit echtem Smaragd und Perlen, M. 17.25.

Nr. 16. Weinkühler, Metall, solid versilbert, mit reichem Schild, M. 21.50.

Nr. 2171. Brosche, 14 karat. Gold mit echten Perlen, M. 27.—.

Bestecke massiv Silber 800 fein

Nr. 1605. Nadel, 14 kar. Mattgold, m. echt. Perle und Smaragd, M. 10.50.

Nr. 833. Ohrringe, 14 karat. Gold, mit echten Brillanten M. 50.—, mit Diamant-Rosen M. 25.—.

Nr. 1873. Rococo-Bestecke. 12 Löffel oder Gabeln, 750 Gramm schwer, M. 90.—, 12 Kaffeelöffel M. 40.—, 12 Tafelmesser M. 53.—.

Nr. 2416. 1 Hemdknopf, 14 karat. Gold, mit echtem Brillant, M. 12.—, mit grösserem Stein M. 32.—.

Nr. 36. Taschenfeuerzeug, versilbert und oxydiert, M. 1.30.

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko.

Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert. Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Ueberall käuflich.

In welchen Betten schläft man am besten?

In solchen mit

PATENT-Springfeder-Matratzen

von

Westphal & Reinhold, Berlin 21.

Grösste Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Anerkannt bestes und bewährtestes Fabrikat.

Höchste staatliche Auszeichnung:

Königl. Preuss. Goldene Staatsmedaille.

Man schütze sich vor Nachahmungen und verlange ausdrücklich:

Westphal & Reinhold's Patent-Matratzen.

Ueberall käuflich.

---

85 ₰ — 100 ₰

21 Medaillen & Diplome. In Apotheken & Drogenhandlungen.

J. Paul Liebe. **Liebe's Malz-Extract rein** DRESDEN. Kräftigend, schleimlösend.

Dasselbe m. Eisen, Kalk, Leberthran. Malzextract-Bonbons u. s. w.

Kräftigend für Kinder, Frauen, Genesende; bei Husten schleimlösend.

Malzextrakt, rein — Malzextrakt-Pulver — Malzextrakt-Kugeln

Liebe's fordern!

BURCKHARDT & DIENER Hohenstein in Sachsen

Photographische Apparate v. 10 M. an

Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Wer beruflosen Damen zu befriedigendem Lebenszwecke verhelfen möchte, befrage kostenlos Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf.

CACAO SUCHARD

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt

Arthur Seyfarth, Köstritz, Thüringen.

Gegründet 1864.

Lieferant vieler europ. Höfe. Prämiirt mit höchsten Auszeichnungen. Vorsand aller Spezialitäten moderner Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshunde, Windhunde, Bernhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Doggen, Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Coleys, Schäferhunde. Illustr. Album 1.25 Mk. Katalog franco. Das interessante Werk: „Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten.“ Mark 6 franco.

Export nach allen Welttheilen!

„Schlafe patent“.

Ich schlief patent! Unicum.

Patent-Sofa, Chaiselongue, Stühle, Schränke alles verwandelbar von 10 Mk. an. Vielfach prämiirt. 90 seitiger Catalog gratis und franko.

Für Beamte coulante Bedingungen.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Jedermann kann photographiren

Illustrirte Anleitung u. Preisverz. kostenfrei

FABRIK photogr. Apparate

C. P. Goerz Optische Anstalt Berlin-Friedenau, Rheinstr. Nr. 54.

Goldene Preussische Staatsmedaille.

OTTO RING'S SYNDETIKON

KLEBT LEIMT KITTET ALLES

Zu haben in Flaschen und Tuben à 25 und 50 Pfg.

Zur Probe 3 Tuben franco gegen Einsendung von 50 Pfg. Otto Ring & Co., Friedenau-Berlin.

BUCHFÜHRUNG durch brieflichen Unterricht ebenso Schönschrift

Correspondenz, Comtoirkunde von F. Simon Berlin O. 27

Verlangen Sie gratis Prospekt und Probebrief. Bessere Stellung. Höheres Gehalt.

Kranken-Fahrstühle f. Straße u. Zimmer, Schlaf-, Ruhe- u. Tragsessel, stellbare Kopfkissen, Krankenmöbel u. A. Katal. frco. Köhler & Cie., Hoflief., Heidelberg.

PATENTE schnell und sorgfältig durch RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Backt mit **Dr. Oetker's Backpulver**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 49.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Ein tönendes Erz.

Novelle

von

Margarete von Oertzen.

(Schluß.)

Im Februar trat Tauwetter ein. Es rieselte und tropfte vom Dach, von den Bäumen, von den Fenstern. Die Ebene glich einer braunen, mit Perlmutter belegten Platte, denn überall im Lande hatten sich kleine bläulich, rötlich, silbern schimmernde Seen, Teiche, Tümpel gebildet.

Mit dem Tauwetter zogen mancherlei Fieber und Gebresten in das Dorf, die Leute brachten die Nässe in die überheizten Stuben und trugen den geschmolzenen Schnee an den Sohlen auf die Dielen.

Ledermann erzählte seinem Herrn, daß im Hause eines armen Taglöhners das Fieber wüte. Zwei Kinder waren ihm schon gestorben. Es gehe ihm schlecht. Kelling reichte Ledermann eine Summe Geldes für die Armen und beauftragte ihn, Wein und Fleischbrühe bei sämtlichen Kranken zu verteilen.

„Und sag, ich käme selbst."

„Herr Baron wollten —"

Kelling winkte ihm ab. Elisabeth wäre auch selbst gegangen.

Am Nachmittag besuchte er den Taglöhner und sah auch die kleinen Leichen, kraß herausgeputzt mit künstlichen Blumen, so unheimlich still und gelb. Er konnte kein Wort sprechen; schweigend schüttelte er dem Manne die Hand.

„Es ist nichts mehr daran zu ändern," wiederholte der fortwährend, „es ist nichts mehr daran zu ändern."

In dieser Minute hätte Kelling viel darum gegeben, wenn er das rechte Wort hätte finden können, das Wort der barmherzigen Liebe. An den Leichen dieser armen Kinder erkannte er, was ihm bisher dunkel geblieben.

„Lieber Mann," sprach er zu dem Vater, „meine Frau ist nicht hier — ich komme an ihrer Statt."

Der Mann verzog das Gesicht mühsam zu einem Lächeln.

„Wenn die hier gewesen wäre, meine Kinder lebten noch. Herr Baron, es geht bei uns im Dorf die Rede: Wen die anschaut, der kann nicht sterben — wen die behalten will, der bleibt ihr. Sie hat's in den Augen, Herr Baron."

Er sah erschrocken auf. Kelling hatte seinen Hut genommen und war davongestürzt.

*

Elisabeth erhielt einen Brief von Kelling.

„Ich bitte Dich nicht, zu mir zu kommen. Ich bitte Dich, der armen Leute zu gedenken. Sie verlangen nach Dir . . ."

Jedes Wort in diesen Zeilen wirkte wie Frost auf Elisabeth. Das kam, weil sie selbst schon kalt geworden war. Was früher ihr Innerstes bewegt

Schloß Wiligrad bei Schwerin.

hätte, spielte sich vor ihrer Phantasie wie ein Bühnenspiel ab. Sie sah die zwei kleinen Särge und den Friedhof mit den rostigen Kreuzen. Sterben mußte jeder, der früher, der später. Sie konnte die toten Kinder nicht zum Leben zurückrufen, wohl aber mußte sie ihr eignes Leben ertragen lernen. Und das war jetzt die große Hauptsache. Alles andre mußte davor weichen.

Gestern hatte sie den bissigen Hunden furchtlos selbst die Maulkörbe abgenommen, weil sie Mitleid mit ihnen hatte. Dankbar hatten sie sich zu ihren Füßen gelagert, und Elisabeth meinte, es sei doch unrichtig, wenn Ehrenwert von den Menschen sage, sie seien undankbar wie die Hunde. Das Tier ist dankbarer als der Mensch!

„Schlafen Sie darüber, eh' Sie antworten," riet ihr Ehrenwert. „Und thun Sie das, was Ihr Instinkt Ihnen zuraunt. Ich bin nicht sehr für künstlich gezogene und hochgeschraubte gute Vorsätze; es ist was Herrliches um einen unverfälschten, frischen Instinkt, — es braucht ja kein schlechter zu sein," schloß er listig. „Schauen Sie den Bach an. Alle paar Jahre bringt er Hochwasser. Ich seh's von oben, und mein Instinkt sagt mir: das ist der Zwerg, der sich empört und zum Riesen wird. Jeder Zwerg kann zum Riesen werden und wachsen — und wachsen — so hoch!"

Der kleine Mann starrte mit glühenden Augen in Elisabeths Gesicht.

„Bedenken Sie wohl, was Sie sein wollen, sein werden. Wer schwankt, ist schwach. Die Halbheit ist verächtlich. Denken Sie nicht, daß Gott die schwachen Menschen um ihrer Schwäche willen liebt. Gott ist die Kraft. Gott ist die Stärke."

Ehrenwert nahm seine Mütze vom Nagel und ging in seine Stube.

Elisabeth wagte nicht, sich zu rühren, so groß war ihre Furcht vor diesem Zwerg mit der Stimme und den Augen eines Propheten.

*

„Sie haben sich einen elenden Lehrmeister ausgesucht," sagte Ehrenwert am Abend, indem er eine halbvollendete Madonna aus Elfenbein prüfend hin und her wendete. „Was ich erlebe, erlebt nicht jeder. Vor einem Monat etwa stand ich mit Scylla und Charybdis unter meiner Thür und verlustierte mich und die Hunde mit Schneeballen. Sie fressen sie, als ob's Brot wär'! Sie fräßen auch glühende Kohlen, wenn ich sie ihnen zuwürfe. Plötzlich bemerkte ich einen Buben, zitternd und schlotternd, erdfahl wie ein Kiesel!"

„‚Zurück, Scylla!' rief ich und hatte alle Mühe, die Biester am Halsband zu halten. ‚Mach dich doch fort, Bub, dummer!'

„Hinter ihm sah ich noch so ein paar Gesichter. Das war mir jetzt doch zu bunt; ich die Hunde ins Haus gejagt und den Gaffern nach, und was hör' ich? Der erdfahle Bub' hat mir's gestanden. Drei Kerle hätten ihn gedungen; sie hätten vernommen, ich hetze die Hunde auf arme Leute. Man wolle es einmal konstatieren ..."

Elisabeth sprang empor, daß die Lampe klirrte.

„Hören Sie auf!" rief sie atemlos, „ich kenne mich nicht mehr, da möchte man ja mit der Peitsche ..."

„Nicht wahr?" sagte der Zwerg, „das ist so die Sorte. Unter der leb' ich. Sie sind blaß geworden! Aber nur nicht blaß werden, weinen oder sich selbst bedauern, daß man diese Dinge kennen lernen muß; frisches Wasser ins Gesicht und durch die Kehle, damit Sie nüchtern bleiben, Zorn berauscht, Schmerz macht trunken; nur immer nach Nüchternheit streben, alles hören, alles sehen können, ohne daß sich etwas rührt in einem."

Eine Weile später fragte er: „Können Sie einen Frosch anfassen?"

„Nein."

„Das müssen Sie lernen. Sehen Sie ihn so lange an, bis er Ihnen weder fremd noch häßlich scheint. Man muß seine Hände an den Frosch gewöhnen und sein Herz an die Kälte der Kalten."

*

„Ich kann noch nicht kommen. Geduldе Dich bis zum Frühjahr. Du wirst ja den Armen nichts abgehen lassen ..."

So lautete Elisabeths Antwort an Markwart Kelling.

Sie hatte die Höhe des Berges erklommen an einem frostigen, klaren Morgen. Die Sonne vergoldete das Nebelmeer, das im Thale wogte; Elisabeth sah es und empfand nichts dabei. Die Glocken läuteten in dem kleinen, alten Dorfe, sie läuteten zum Gottesdienst, und der Wind trug den Klang dieser ernsthaften alten Glocken über den rauschenden Bach zu ihr empor. Elisabeth hörte es und empfand nichts dabei. Weder Freude noch Schmerz. Sie litt nicht, sie war nicht unzufrieden.

An dem südlichen Hange des Berges war die dürre, gelbe Grasfläche bloßgelegt; der Schnee sickerte in trüben Wasserrinnen durch Wurzelwerk und rote Erde. Wo die Tropfen sich sammelten, sproßten winzige grüne Blättchen: Waldmeister und eine wilde Art Immergrün.

Elisabeth beobachtete dies alles, die welken Reste und die grüne, ihre Hüllen sprengende Jugend.

Da streifte etwas dicht über ihrem Kopfe hin, ein Lockruf, ein Flügelschlagen ...

„Der Frühling ist nah," sagte Ehrenwert bei Tisch und blickte Elisabeth scharf an. „Und wenn erst die Amseln singen —"

„Ich höre sie nicht."

Ehrenwert beugte sich weit vor. „Wenn erst die Amseln singen, Schwester Elisabeth, wird im Menschen eine große Veränderung, eine Umwälzung stattfinden. Leichen stehen auf, Schlummernde erwachen. Und was Sie mühsam an Weisheit erwerben, das wird dahinschmelzen unter dem ersten Ton, den die Amseln singen. Wer den erträgt und nicht jeden Blutstropfen mitsingen läßt, wem es nicht schwillt in der Brust, wenn dieses geheimnisvolle Locken, Bitten, Jubeln selig und ohne Ende die ganze Erde erfüllt, der hat überwunden. Der andre nicht."

Elisabeth ballte die Hand und warf den Kopf in den Nacken.

„Sie sollen singen," sprach sie hart. „Ich habe überwunden."

*

Ein Telegramm: „Bin morgen abend in Schloß Kelling. Elisabeth."

Markwart faltete die Hände und stützte den Kopf darauf. Er war älter geworden in den Tagen der Einsamkeit. Doch nun war alles gut. Sie kam.

Er wehrte der Freude seines ganzen Hauses, dem Jubel der Dörfler, die den Einzug ihrer Schloßherrin wie ein Frühlingsfest zu feiern gedachten; er wollte sie allein feiern, allein empfangen, in heiliger Stille, alles gedämpft, alles verhüllt; er wollte Schleier breiten zwischen die Welt und ihn und sie, Teppiche legen, keinen Schritt sollte man hören, keine laute Stimme.

Versöhnung! Wie die Feierlichkeit dieses Wortes ihm ans Herz griff. Erst durch die Versöhnung gewinnt die Seele eine Seele.

Er füllte hier eine Schale mit Veilchen, dort einen Krystallkelch mit den schlanken Stengeln der ersten Maiglöckchen, ein braunes Bunzlauer Töpfchen mit Schneeglöckchen.

Als der Wagen vorfuhr, stand er ganz allein vor der Thür.

„Elisabeth!" sagte er halblaut, und die Hand, die er ihr beim Aussteigen reichte, zitterte heftig. „Schwester, geliebte —"

Da sah sie ihn an, fremd, wie eine Fremde, als kenne sie den Mann nicht, der diese Worte sprach, und sie begrüßte ihn wie einen Fremden.

Die kleinen Dorfkinder, die mit Blumensträußen im Schloß gewesen waren, kehrten enttäuscht zu den Eltern zurück. Aepfel und warme Kleider hatten sie erhalten; sie waren so reich beschenkt wie nur je. Aber Nina, die Kammerzofe, die stets so laute, schmatzende Küsse gab, hatte ihnen die Blumen abgenommen und ihnen die schönen Sachen gereicht. Die Baronin hatte mit einer Stickerei in ihrem Stuhl gesessen und nur zum Gruß mit dem Kopf genickt.

Im Dorfe schaute man lange vergebens aus nach der heiß Ersehnten, fromm Verehrten. Sie fuhr einmal in ihrer eleganten Equipage über die Straße, streng vor sich hinblickend ...

Und in den Hecken sangen die Amseln.

*

Markwart streifte allein durch den Wald, die Flinte auf dem Rücken. Es hieß, er wolle einen Fuchs schießen. Aber er dachte nicht an den Fuchs. Heute keinen Tod, keine Vernichtung. Alles war ja so jung, so jung. Und die Dämmerung kam von den Wiesen, wie ein Reigen von sanftverschleierten Mädchen sich nähert, voll Duftes, eine Gestalt und doch wieder nur ein Schatten, zerfließend, zergehend.

Die Tropfen perlten auf seiner Stirn an dem warmen Märzabend.

Er war einsam. Kampflos hatte er sich in sein Schicksal ergeben. In das schwere Schicksal, eine kalte Frau zu haben. Was nutzte ihm der Frühling? Er hatte ja den Winter im Haus.

Plötzlich begann es leise zu locken ...

‚Bin ich ein Narr, daß ich den Amseln nachrenne?' dachte er bitter. ‚Oder will ich von ihnen lernen, wie man lockt, unaufhörlich, unermüdlich? Wie man bettelt um diese elende Liebe, die uns zum Fluch ...' Er brach ab. Heftig stieß er den Kolben seiner Flinte auf den Boden. Ueber sein Gesicht zuckte eine dunkle Röte.

Vor ihm in der Lichtung sah er den Leutnant Rögge stehen. Ach ja, den hatte Elisabeth für den Abend eingeladen — jetzt erinnerte er sich —, er wollte ihn anreden.

„Wo ist meine Frau?"

Ohne Ueberraschung wandte der Leutnant ihm seine merkwürdig leuchtenden Augen zu. Er schwieg. Etwas wie eine wilde, verzweiflungsvolle Freude sprühte daraus, ein rücksichtsloser Trotz.

„Lieber Freund, was ist Ihnen? Sind Sie auch krank geworden in dem finsteren Schlosse Kelling? Haben Sie sich ebenfalls erkältet in seinen eisigen Räumen?"

„Ja," sagte Rögge. „Ich bin krank geworden. Deshalb hab' ich mich verabschiedet, — drei Monate Urlaub."

„Aber das ist mir ja neu, und nun essen Sie doch mit uns."

„Ich habe Galenz versprochen ..."

Kelling drang nicht weiter in ihn. Wie ein Blitz kam ihm ein Gedanke.

„Na, dann gute Reise, und — werden Sie gesund! Ich sag' Ihnen —" seine Stimme wurde heiser — „es lohnt sich nicht, krank zu sein... Nur gesund bleiben und die Zähne zusammenbeißen ... so ..."

„Adieu und auf Wiedersehen," sagte Rögge mechanisch.

„Und Ihr Wagen?"

„Ich war zu Fuß da."

Die beiden trennten sich. Merkwürdig! Beim Anblick Rögges und seiner mutlosen Passivität hatte Kellings Blut begonnen, rascher zu fließen.

‚Er liebt meine Frau,' dachte er, ‚und diese Liebe hat ihn unglücklich gemacht. Es ist mir jetzt ganz klar! Wie kann man so schwach werden, so elend, weil man liebt? Ich glaube, ich war selber nahe daran, zu leiden. Ich Thor! Ich Thor! Unterliegen? Sich geben? Ich will nicht mehr. Ich bin der Herr, und ist sie Eis, so will ich, will ich ...'

Und immer rascher tastete er seinem Heim zu, immer freier ward seine Brust.

„Gott hat uns die Sprache gegeben, damit wir uns aussprechen," sagte er laut. „Ich will meine Seele vor ihr ausbreiten wie ein offenes Buch und ihre Seele dafür fordern."

Wie er da war, im Jagdrock, suchte er Elisabeth in ihrem Zimmer auf. Sie saß müßig am Schreibtisch, die gefalteten Hände im Schoß.

„Rögge war hier, sich zu verabschieden?" begann Kelling und richtete sich bequem in dem niedrigen Kaminsessel ein. Offenbar hatte er die Absicht, gegen seine Gewohnheit länger bei seiner Frau zu verweilen.

„Ja," erwiderte Elisabeth, „er war hier."

„Du hättest ihn zum Essen dabehalten sollen."

„Es war besser so."

„Elisabeth, was hast du ihm gethan?"

„Gethan? Nichts!" sagte sie mit müdem Erstaunen. „Ich sehe die Menschen vor mir und um mich und thue nichts. Einer ist traurig, und der andre ist froh, und ich thue nichts dazu ..."

Kelling mußte mühsam an sich halten.

„So ist es dir gleichgültig, wenn der beste Freund — leidet?"

„Gleichgültig? Nein. Ich bedaure jeden, der leidet, unendlich . . . Ich bedaure auch den Leutnant Rögge, aber er wird sich im Süden erholen."

„Bedauerst du vielleicht auch mich?"

„Nein."

„Weshalb nicht, wen ich fragen darf?"

„Weil du nicht leidest."

Markwart stand vor ihr und blickte auf sie nieder.

„Weißt du das so gewiß?" fragte er langsam. „Ich habe gelitten. Durch meine Schuld. Aber es liegt in der Mannesnatur, nach der verlorenen Schlacht den Kampf von neuem zu beginnen —"

Elisabeth erhob sich rasch und streckte ihm abwehrend die Hände entgegen.

„Ich habe dich noch immer lieb, Elisabeth. Sieh, diese Stunde kommt nie wieder. Einst, als du mir lauter Liebe erwiesest, zweifelte ich an deiner Liebe. Heute, da du kalt und hart vor mir stehst, Kälte und Härte und Trauer mir ins Herz senkst, heute sag' ich: Du liebst mich doch, Elisabeth!"

„Das ist ein fremdes Wort," sprach sie mit klarer, leiser Stimme.

Doch dann schwieg sie — Kelling preßte sie in seine Arme und küßte sie.

Ruhig strich sie sich das Haar aus dem Gesicht und berührte den Knopf der elektrischen Glocke.

„Wir wollen um die Lampe klingeln — ja?"

*

Der greise Pastor sagte seiner Frau kein Wort und nahm sich einen Wagen.

Da gingen Gerüchte in der Stadt um; er mußte sich selbst von deren Wahrheit überzeugen.

Von fern schon sah er den gedeckten Kaffeetisch auf der Kellingschen Veranda.

‚Das ist gut,' dachte er befriedigt. ‚Solange sie einen gedeckten Kaffeetisch im Freien haben, steht es nicht so schlimm.'

„Die gnädige Frau ist allein," sagte Nina, „aber ich glaube, sie empfängt heute keine Besuche."

Elisabeth beugte sich über die Balustrade.

„Ich empfange," rief sie kurz.

‚Sonderbar,' dachte der Pastor und schüttelte den Kopf, ‚ist das Elisabeths Stimme, oder ist sie's nicht?' Und als er sie begrüßte, dachte er: ‚Sind das Elisabeths Augen, oder sind sie's nicht?'

Mit dem stillen Lächeln eines Mannes, der an sich das Unglück andrer erlebt hat und längst den Sieg errungen, mit der sonnigen Miene des Alten wehrte er der jungen Frau, die ihm Kaffee einschenkte, den Kuchen reichte, die Zuckerdose bot.

„Ach, liebe Frau Elisabeth," sagte er milde, „warum wollen wir miteinander Verstecken spielen? Sie sind nicht mehr, was Sie waren."

Hochatmend begegnete sie seinem Blick. „Ich habe nur gelernt. Jeder versucht, sein Leben sich erträglich zu gestalten. Kann er das Leben nicht ändern, so ändert er sich selbst."

„Sie haben einen schlechten Lehrmeister gefunden," sprach der Pastor ernst.

„Rühren Sie mir nicht an meinen Lehrmeister!" fuhr Elisabeth fast heftig auf. Und sanfter setzte sie hinzu: „Herr Pastor, Sie können das nicht begreifen. Sie kennen den Gram nicht, der aus hundert Kränkungen ersteht, aus Kränkungen, die uns unverdient widerfahren — ach, lassen wir das, lieber Herr Pastor, — reden ist gut und schön, aber wir reden uns keine neue Seele ein, auch die alte nicht mehr, die wir fortgeworfen —"

„Ihr Mann kommt," sagte der Pastor mitleidig. Er wagte nicht, den Baron Kelling anzusehen. ‚Wer hätte das geahnt!' dachte er. ‚Es ist wirklich nicht geglückt. Mir scheint, die Schwester hat es nicht verstanden, ein Weib zu werden.'

„Elisabeth, hier ist ein Brief für dich . . . Guten Tag, Herr Pastor. Ja, es wird Frühling — man behauptet es wenigstens."

„Die Amseln müssen es doch wissen," meinte Pfarrer Simon heiter.

Kelling hörte es nicht. Er beobachtete seine Frau. Sie erhielt sehr oft Briefe von Kiefernbach. Kelling haßte Kiefernbach und alles, was von dort kam.

Sie las und ließ das Blatt sinken.

„Hast du schlechte Nachrichten?" fragte Kelling, schneidend höflich.

„Schlechte? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist jemand so gütig und liest mir vor, damit ich es höre, ganz deutlich höre."

„Diesen Brief?"

„Ja. Es ist kein Geheimnis. Die ganze Welt soll, darf es wissen."

„Lesen Sie." Kelling reichte dem Pastor den Brief.

Der alte Mann hielt ihn eine Weile in Händen, eh' er begann:

„Kiefernbach, .. März ....

„Nichts für ungut, hochverehrte, gnädige Frau, wenn ich, der unterzeichnete Sternenwirt, zugleich Bürgermeister von Kiefernbach, hiermit die Feder ergreife, um Sie mit dem Ereignis bekannt zu machen, das unser Dorf betroffen. Nämlich der Bach hat plötzlich Hochwasser gebracht und ist am vorigen Dienstag früh binnen weniger Stunden zu einer nie dagewesenen Höhe angeschwollen und furchtbar gestiegen. Meinen Hühnerstall hat's gleich mitgenommen. Oberhalb in den Bergen muß Tod und Entsetzen eingekehrt sein, denn Hausrat, als da sind Betten, Schränke, tote Kühe und Kastenuhren, hat es mit sich geschleppt.

„Gnädige Frau, die Feuerwehr hat ihre Schuldigkeit gethan, aber Mensch ist Mensch, und die Weiber und Kinder machen einen mit Geschrei dumm. Früh um sechs Uhr waren alle an der Brücke; die Wogen hatten ein ganzes Holzlager unterwegs aufgefangen und Stamm um Stamm gegen die Pfeiler gejagt, daß der Boden zitterte. Und, gnädige Frau, jeder mußte an sich und seine Familie denken; niemand erinnerte sich des Häusleins am Wehr, wo eine Witwe mit ihren drei Kindern wohnt. Sie hätte davonlaufen können, wie das Wasser kam.

„Und droben auf dem Berge stand der Elfenbeinschnitzer Ehrenwert mit seinen Höllenhunden; Gott verzeih' uns die Sünde, wir verwünschten ihn und meinten, daß dem nun bei unsrer Not und bei unserm Unglück das Herz im Leibe lache. Hatte er uns nicht alles Ueble an den Hals gewünscht? Ein paar waren da, die drohten mit der Faust hinauf, und das Wasser donnerte, und die Weiber schrieen. Alles war Angst und Zittern, Brausen und Rauschen.

„Plötzlich begann der Ehrenwert zu rennen, bergab, seine zwei Tiere neben ihm; uns verging Hören und Sehen.

Ein furchtbarer Krach — die Brücke stürzte zusammen! Und weil die Menschen ihre Furcht und ihren Zorn an jemand auslassen mußten, riefen sie: ‚Werft den Höllenhund ins Wasser!' Denn, gnädige Frau, der war da, wie aus dem Boden gestampft, und seinen Hunden hing die Zunge wohl schier ellenlang aus den Mäulern.

„‚Der Zwerg ist ein Riese geworden!' schrie er und breitete die Arme aus, ‚laßt mich durch, ihr Gewürm!'

„Und alles wich zurück, alles floh vor ihm und den Hunden.

„‚Sternenwirt!' rief er, ‚Sternenwirt, Mensch, jetzt ist es Zeit, den Edelstein herzugeben, die Zeit ist da! Die Zeit ist da!'

„Mir lief es kalt über den Rücken. Er riß den Rock auf, griff in die Tasche und gab mir einen geschlossenen Brief.

„‚Da! Mein Vermächtnis! Schickt es der Baronin Elisabeth Kelling auf Schloß Kelling. Es ist mein Vermächtnis an sie.'

„Und eh' ich antworten konnte, fort war er.

„Es hatte sich niemand zu der Witwe am Wehr getraut, ein jeder hatte eben Familie, ein paar brave Burschen haben es versucht, es war ein Ding der Unmöglichkeit.

„An allen Ecken und Enden Verderben. Was thun, wenn Gott nicht hilft?

„Gnädige Frau, der Zwerg Ehrenwert sprang ins Wasser, daß es aufkochte, seine Hunde hinter ihm. Doch die verschwanden gleich, ohne einen Laut.

„Zwei Kinder hat er noch lebend an Land gebracht, mit dem dritten ist er ertrunken.

„Es hat ihn eine halbe Stunde von da auf die Wiese geworfen. Das tote Kind hielt er noch fest an der Brust. Wir haben es mit ihm in den Sarg gelegt.

„Und so habe ich denn die Ehre, seinen letzten Auftrag zu erfüllen und Ihnen den geschlossenen Brief mit seinem Vermächtnis zu senden. Er wird Ihnen darin sein ganzes Besitztum vermachen, und die Gemeinde beabsichtigt, dieses sein Testament, das ungültig ist, weil nicht rechtskräftig abgefaßt, nicht anzufechten, sondern auf ihre Rechte zu verzichten, um den letzten Willen des braven Mannes heilig zu achten.

„Wir werden ihm einen Denkstein setzen."

Der Pastor hielt inne. Niemand sprach. Elisabeths Augen blickten groß aufgeschlagen in die Ferne. Das Rätsel, das große Rätsel . . . sie fühlte, hier war etwas, das sie nie verstanden, die Gestalt des Menschenfeindes erhob sich vor ihr, und nun erst meinte sie, alles, was er gesprochen, noch einmal zu hören und es jetzt anders zu begreifen.

Dies Horchen in die Ferne, wer kennt es nicht? Wer, der jemals sich gesehnt hat, kennt es nicht?

„Hier ist noch das Vermächtnis," sagte der Pastor leise und reichte das Couvert Elisabeth.

„Lesen Sie's."

Der Pastor faltete das Blatt auseinander und überflog es.

Er stutzte und zögerte.

„Was ist damit?" fragte Elisabeth bebend.

Der alte Mann wandte sich ab und hielt das Schriftstück gegen das Licht.

„Mein Vermächtnis an Elisabeth Kelling.

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts . . ."

Kelling saß noch immer stumm, die Stirn in die Hand gestützt.

Da erhob sich der Pastor, legte das Blatt zu den andern Blättern und entfernte sich.

An der Thür blickte er zurück. Elisabeth kniete vor Markwarts Stuhl, und er hielt ihren Kopf zwischen beiden Händen.

Schloß Wiligrad bei Schwerin.

(Siehe die Abbildung Seite 783.)

Zu den interessantesten Bauten, die in den letzten Jahren aufgeführt worden sind, dürfte das in der Nähe von Schwerin gelegene, kürzlich vollendete Schloß Wiligrad des Herzog-Regenten Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin zählen. Nach den Plänen des Architekten Haupt in Hannover ausgeführt, ist der Schloßbau in dem Uebergangsstil zwischen Spätgotik und Renaissance gehalten. Er wirkt hauptsächlich durch den günstigen Gesamteindruck und die Lage inmitten von Waldungen an dem prächtigen Schweriner See. Die Residenzstadt Schwerin hat in Schloß Wiligrad einen neuen Anziehungspunkt für ihre an landschaftlichen Reizen ohnehin schon so reiche Umgebung gewonnen.

Die Enthüllungsfeier des Denkmals des 1. Garderegiments zu Fuß bei St. Privat.

(Siehe die Abbildungen Seite 786 und 788.)

Die neunundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages der Schlacht von Gravelotte-St. Privat erhielt dadurch eine ganz besondere Weihe, daß Kaiser Wilhelm die Enthüllung und Einweihung des von ihm entworfenen Denkmals für die Gefallenen des 1. Garderegiments zu Fuß damit verband und nicht nur sein persönliches Erscheinen hierfür zugesagt, sondern auch die Offiziere des genannten Regiments und die Leibcompagnie desselben von Potsdam zu der Feier befohlen hatte. Zu diesem Ehrentage des Regiments hatte sich außerdem eine große Anzahl (über 400) Veteranen und frühere Angehörige des 1. Garderegiments nach Metz begeben, die dort Tage patriotischen Stolzes verlebten in Erinnerung an das heiße Ringen und Siegen um Metz, in dem so viele der Ihrigen Blut und Leben hatten dahingeben müssen, die nun seit einem Menschenalter der Rasen deckt. Das Regiment war fast das einzige gewesen, dem auf dem Schlachtfelde vom 18. August noch kein Denkmal errichtet worden war. Es lag dem Kaiser daher daran, dasselbe zu ehren; und zwar um so mehr, als er als junger Offizier seine militärische Laufbahn in dem 1. Garderegiment begonnen hatte, welches ganz besonders ruhmreichen Anteil an dem Entscheidungskampfe auf dem linken deutschen Flügel am 18. August 1870 nahm.

Die Feier trug im allgemeinen ein rein militärisches Gepräge. Der Kaiser war gegen $8^1/_4$ Uhr mittels Sonderzuges mit Gefolge in Amanweiler eingetroffen und begab

Nach der Enthüllung des Denkmals.

sich von dort durch das mit einer Ehrenpforte, Fahnen und Laubgewinden geschmückte Dorf St. Privat, an dessen Eingang der Bürgermeister und der Gemeinderat Aufstellung genommen hatte, nach dem Festplatz. Der kommandierende General des XVI. Armeecorps, Graf v. Häseler, kam dem Kaiser entgegen und überreichte den Tagesrapport. Der Kaiser ritt darauf erst die inneren und dann die äußeren Fronten der aufgestellten Truppenteile ab. Die Aufstellung ist derart zu denken, daß die Truppen des XVI. Armeecorps ein äußeres großes Hufeisen bildeten, das nach dem Denkmal zu offen ist. Dicht vor dem letzteren, das hinter dem Ausgange von St. Privat ungefähr zwischen dem Denkmal des Gardecorps und dem des XII. Armeecorps (Sachsen) gelegen ist, von welcher Stelle aus man einen sehr schönen Ueberblick über das Schlachtfeld und weit hinein nach Frankreich hat, war ein Feldaltar für den protestantischen und katholischen Militärgottesdienst errichtet.

Dem Denkmal gegenüber hatte die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß mit Musik und Spielleuten und vier Fahnen sich aufgestellt; zur Rechten derselben die ehemaligen Offiziere des Regiments, links die Veteranen, von denen ein großer Teil unliebsamer Zugverspätung zufolge erst eine Weile nach dem Beginn der Feier eintreffen konnte. Rechts und links neben dem Denkmal befanden sich die Fahnen der Truppenteile des XVI. Armeecorps, daran sich anschließend die Generale mit ihren Stäben und die Stabsoffiziere, soweit sie nicht in Parade standen und die Spitzen der Behörden und sonst Geladene, darunter fünfzehn Mitglieder des Metzer Gemeinderats. Zwischen den beiden letzteren Gruppen, der Generalität und den Spitzen der

Die Fahnencompagnie vor dem Bezirkspräsidium in St. Privat.

Nach Momentaufnahmen von Hofphotograph Jacobi in Metz.

In der Dorfgasse. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

Behörden einesteils und der Leibcompagnie des 1. Garderegiments anderenteils, stand die 1. Compagnie des Infanterieregiments Graf Barfus Nr. 17 und die 1. Compagnie des Infanterieregiments Nr. 67 mit den Fahnen vor der Front, dahinter die 1. Schwadron des Dragonerregiments Nr. 6 und des Ulanenregiments Nr. 14, sowie die 1. Schwadron der Dragonerregimenter Nr. 9 und 13, Teile jener Regimenter des XVI. Armeecorps, die bereits im Feuer gestanden hatten. Hinter dem Denkmal befand sich der Sängerchor des XVI. Armeecorps; wieder hinter diesem die Spielleute der Infanterieregimenter Nr. 67 und Nr. 98 und des Königs-Infanterieregiments Nr. 145, sowie die Musikcorps derselben; seitlich halblinks davon die Zöglinge der Metzer Kriegsschule.

Der Kaiser nahm nach dem Abreiten der Truppen zwischen dem vor dem Denkmal errichteten Feldaltar und der Leibcompagnie des 1. Garderegiments Aufstellung, und die eigentliche Feier verlief in programmmäßiger Weise.

Laut dröhnten die Geschütze, als die Hülle des Denkmals fiel, und mächtig war der Eindruck, den dasselbe auf die Beschauer ausübte. Nach Beendigung der Feier unterhielt sich der Kaiser mit den beiden Militärgeistlichen, sowie mit dem Pfarrer von St. Privat, welcher bereits im Jahre 1870 Geistlicher dortselbst war und in der Pflege der Verwundeten am Abend der Schlacht vom 18. August rühmlich sich hervorgethan hatte; ebenso mit dem Bildhauer Schott, der das Denkmal nach dem Entwurfe des Kaisers ausgeführt, und dem Bauunternehmer Mungenast, der dasselbe aufgestellt hatte. Der Kaiser unterzog darauf das Denkmal einer eingehenden Besichtigung, und es erfolgte nunmehr die Niederlegung einer Anzahl Kränze an demselben.

Nachdem der Kaiser sodann sich noch eine Weile mit dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, unterhalten hatte, befahl er, daß die Veteranen des 1. Garderegiments vor ihm nach Compagnien geordnet Aufstellung nehmen sollten, und wechselte mit jedem einzelnen Mann einige Worte.

Gegen $^3/_4$10 Uhr verließ der Kaiser, der die Uniform seines 1. Garderegiments zu Fuß mit Generalsabzeichen trug, den Platz und ritt nach dem Pachthofe Jerusalem, an der Wendung der Straße von St. Privat nach Amanweiler gelegen, um dort den Vorbeimarsch der Truppen abzunehmen. An der Spitze seiner Leibcompagnie vom 1. Garderegiment, den „langen Kerlen“ des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., der „Potsdamer Wachtparade“, die mit ihren hohen Blechmützen noch größer erschienen, als sie waren, und bei der lothringischen Bevölkerung ganz besonderes Aufsehen und Bewunderung erregten, begab sich der Kaiser sodann zu Pferde auf der Straße über Saulny nach Metz zurück, woselbst um $^1/_2$2 Uhr der Klang der Mütte, der großen Glocke des Domes, den Einzug des Kaisers verkündete.

Das Denkmal besteht aus einem $3^1/_2$ Meter hohen Unterbau aus Jaumont-Sandstein, auf dessen Seiten sich

Kaiser Wilhelm, sich mit den Veteranen unterhaltend.

die folgenden Inschriften befinden: „Den braven Kameraden Wilhelm II. und Sein 1. Garderegiment zu Fuß.“ — „Das Regiment verlor seinen Kommandeur, 35 Offiziere, 104 Unteroffiziere, 982 Grenadiere und Füsiliere.“ — „Nach dem Entwurf Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II. modelliert von Walter Schott, Berlin 1899“. — Auf diesem Unterbau erhebt sich die zum Teil aus erbeutetem Kanonenmaterial gegossene, ebenfalls $3^1/_2$ Meter hohe bronzene Figur des Erzengels Michael, der, auf sein Schwert gestützt, friedlich-ernsten Blickes nach der Richtung hinschaut, wo einst das 1. Garderegiment in heißem Kampfe vorging. Der Leib des Engels ist gepanzert. Die Flügel wachsen aus dem langen, hinten über den Sockel herabhangenden Gewande heraus. Das Schwert, auf das er sich stützt, ist geziert mit dem Motto des Regiments: „Semper talis“.

Das Denkmal.

So soll die erzene Figur nach den Worten des Kaisers dastehen gleichsam als Wächter für alle hier gefallenen braven Soldaten beider Heere, sowohl des französischen wie des unsrigen … „Und wenn unsre Fahnen sich grüßend vor dem erzenen Standbilde neigen und wehmutsvoll über den Gräbern unsrer lieben Kameraden rauschen, so mögen sie auch über den Gräbern unsrer Gegner wehen, ihnen raunen, daß wir der tapfern Toten in wehmutsvoller Achtung gedenken. Mit tiefem Danke gegen den Herrn der Heerscharen für seine unserm großen Kaiser gnädig bewährte Führung wollen wir uns vergegenwärtigen, daß auf den heutigen Tag die um des Höchsten Richterthron gescharten Seelen **aller** derer, die sich einst in heißem Ringen auf dieser Stelle gegenüberstanden, in ewigem Gottesfrieden vereint auf uns herabsehen.“

Die neunhundertjährige Jubelfeier der Stadt Villingen.

(Siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

Am 13. August beging die badische Stadt Villingen die Erinnerungsfeier an den Tag, an dem sie vor 900 Jahren unter dem Grafen Berthold von Kaiser Otto III. mit Stadt- und Marktrecht begabt wurde. Als Ortschaft hatte sie schon Jahrhunderte vorher bestanden, ja ihre Ursprünge sind fast bis über die Schwelle der historischen Zeit zu verfolgen, wie das vor einigen Jahren in ihr aufgedeckte Hügelgrab und die sich rings um sie findenden Pfahlbautenreste bekunden. Dem überaus glänzend verlaufenen Feste wohnte der Landesherr mit seiner Gemahlin an. Den Glanzpunkt der Feierlichkeit bildete ein imposanter Festzug, in dem vor allem die reich bewegte geschichtliche Vergangenheit der Stadt ihren Ausdruck fand. Gut waren in demselben auch die Trachten von Villingen, Nordstetten und Unterkirnbach vertreten. Wir führen die betreffende Gruppe, die allein das Material zur Veranstaltung eines Trachtenfestes dargeboten hätte, mit ihrem Wagen unsern Lesern im Bilde vor. Das Ansichtsbild zeigt die freundliche, in stetem Erblühen begriffene Hauptstadt des badischen Schwarzwaldes von Südosten aus. Das von den früheren Befestigungswerken erhaltene Rietthor bildet eines der Wahrzeichen der Stadt.

’s Geschichtenmanna.

Märchen

von

C. C. Ries.

„’s Geschichtenmanna kommt, ’s Geschichtenmanna,“ riefen die Engel und stürzten von den Himmelsfenstern weg in den Himmel hinein, um es zu verkünden.

Dann liefen sie zum Himmelsthor. Jedes wollte einen Blick auf das Geschichtenmanna erhaschen, wie der Tod es herauftrug.

Sie umringten den schwarzen Engel und geleiteten ihn lärmend und jubelnd zum Himmelsthron: „Lieber Herrgott, ’s Geschichtenmanna ist da!“

„Nun, nun, beruhigt euch nur,“ sagte der liebe Herrgott. „Und du, Tod, lasse ihn nieder.“

Nichts als der Kopf des Geschichtenmanna ragte aus dem Mantel hervor, den der Tod zart und behutsam um ihn geschlungen hielt; aber der Kopf nickte freundlich grüßend nach allen Seiten und schmiegte sich dann wieder vertraulich an die Brust des Todesengels.

„Nun?“ sagte der liebe Gott ganz erstaunt.

Da löste der bleiche Engel zögernd die Falten des Mantels. Zu dem Kopf des Geschichtenmanna gesellten sich zwei sehr hohe Schultern, ein kurzer, breiter Oberkörper folgte, und endlich zwei ganz kleine, dünne Kinderbeinchen; Beinchen, wie ich sie nur einmal im Leben bei meinem lieben, seligen Onkel Manna gesehen habe, als der Diener ihn aus dem Fahrstuhl hob. Und meinen lieben, seligen Onkel Manna hatte die Amme, wie er noch ein ganz kleines Knäbchen war, vom Arme fallen lassen, und deshalb, sagten die Leute, wären seine Beinchen nie nachgewachsen.

„Ach du mein lieber Gott!“ riefen mitleidig sämtliche Engelein, und zwei sprangen eiligst herbei, um das Geschichtenmanna zu stützen.

„Ach du mein Himmel,“ sagte auch der liebe Gott. „Du armes Kerlchen.“

„Laß dir’s nicht leid sein, lieber Herrgott,“ sprach rasch das Geschichtenmanna. „Es war gar nicht so schlimm. Ich habe lustig gelebt und bin lustig gestorben.“

„Du?“ sagte der liebe Gott, „hast ja nicht mal gehen können mit deinen zwei Beinchen.“

„Hab’s um so nobler gemacht, lieber Herrgott. Ich bin gefahren. Immer ein Diener hinten mit Tressen, und zur Seite der Hofstaat. Just wie ein König.“

„Der Hofstaat?“

„Ja freilich. Früh, wenn ich aufstand, wartete er schon vor meiner Thür, Männer und Frauen und Kinder; und kam ich heraus, rief alles ‚Hurra!‘ Und fuhr ich durchs Städtchen, drängte sich alles um meinen Fahrstuhl: ‚Leute, kommt her, ’s Geschichtenmanna.‘ Dann, abends, wenn’s Feierabend war, scharte er sich um mich her und bat und bettelte: ‚Eine Geschichte, Geschichtenmanna!‘ Kein Kind wollte ins Bettchen. Ja, das war eine lustige Zeit. Ich war glücklich.“

„Was? Immer? Nie traurig?“

„Schon, lieber Herrgott, manchmal; aber dann erzählte ich Geschichten, um so lustigere, je trauriger ich war. Wenn dann alles um mich von Herzen lachte, lachte ich endlich mit und ward wieder fröhlich.“

„Hm! hm! Deine Geschichten! Das müssen Schnurren gewesen sein. Weißt du wohl noch eine davon? Unsereins hört nicht viel. Sieh, die Engel brennen vor Neugier, und mein alter Petrus am Thor spitzt auch schon die Ohren.“

„Hundert für eine, lieber Herrgott. Gelt, du möchtest eine von den extra komischen, nicht?“ Damit stieß das Geschichtenmanna den lieben Herrgott mit dem Ellbogen in die Seite und lächelte ihn verschmitzt aus seinen gutmütigen, klugen Aeuglein an. „Gleich erzähl’ ich dir was.“

„So laßt ihn niedersitzen und macht’s ihm bequem.“

Da betteten die Engel das Geschichtenmanna bequem auf Wolkenkissen, gerade dem lieben Herrgott zu Füßen. Seelenvergnügt schlug es die kleinen Beinchen unter sich wie ein Türke zusammen, sagte: „Hab Dank, lieber Tod,“ und reichte dem Todes-

engel, der sich just vor dem Himmelsthron ehrerbietig beurlaubt hatte und schon die schwarzen Schwingen entfaltete, freundlich die Hand zum Abschied. Dann wandte er sich zu dem lieben Gott und hub an zu erzählen, erst eine Geschichte und noch eine, und die Engelein kicherten; Petrus rasselte am Thor vor Vergnügen mit seinem Schlüsselbund, und selbst der ernste, alte Herrgott strich sich schmunzelnd einmal über das andre den weißen Bart.

„Weiter, weiter!“ schrieen die Engelein, just wie die Kinder auf Erden. „Noch eine, noch eine, Geschichtenmanna!“

„Weißt, Alter,“ sagte der liebe Gott zu Sankt Petrus, „das wird eine famose Sitzung. Schließ auch am Ende das Himmelsthor und komm her. Es braucht jetzt grad' niemand herein.

Das ließ sich Petrus nicht zweimal sagen, schloß ab, hing das Schlüsselbund an den Gürtel und gesellte sich zu den andern, hörte zu und lachte, und schließlich bekam er das Schlucken vor lauter Lachen, und die Engel mußten ihn noch auf den Rücken klopfen, daß er nur zu sich kam.

Das Geschichtenmanna zwinkerte immer schelmischer mit den braunen Augen unter den dichten, schwarzen Brauen, und um seinen ausdrucksvollen Mund zuckte es immer übermütiger. Und wenn man schon glaubte, so Lustiges hätte man noch nicht gehört, dann kam immer noch Närrischeres hinterdrein, und zuletzt schossen die Engel vor lauter Freude Kobolz und standen Köpfchen.

Mehr als einmal pochte es an dem großen Thor; aber wer nicht hörte, war Petrus. Und weil der Tod doch die Seelen nicht wieder hinabnehmen mochte, setzte er sie ab vor der Himmelsthür und bedeutete ihnen, ein wenig zu warten: „Der Peter ist sicher beim Wettermachen und kommt gleich.“

Aber der Peter kam nicht; der ließ sich Geschichten erzählen.

Schließlich standen die Seelen zu Hauf' vor der Himmelsthür und warteten und begriffen durchaus nicht, daß man nicht öffnete. Und wenn das fröhliche Gelächter zu ihnen herausschallte, wurde ihnen ganz wehmütig zu Mute; denn sie wären gar zu gern bei der Belustigung zugegen gewesen.

Aber da drinnen dachte niemand an sie, trotzdem doch der Tag schon zur Rüste ging. Die Sonnenuhr war dem Ablaufen nahe, und da die Engel über dem Zuhören vergaßen, die Nachtlichter anzuzünden, wurde es stockfinstere Nacht.

Da strich der Herrgott erschreckt einen Blitz an und sah nach der Uhr.

„Himmel, bald elfe. Das ist eine schöne Geschichte. Der Petrus denkt nicht ans Wetter, und unten gießt es und plumpt. Und ihr, Lumpengesindel, habt natürlich auch keine Arbeit gethan. Nein, den Kerl kann man hier oben nicht lassen, der bringt ja den Himmel aus Rand und aus Band. Die Menschen könnten wahrhaftig denken, der alte Gott wär' gar nicht mehr. Hör du, Geschichtenmanna, verdreh denen unten die Köpfe. Aus dem Himmel mußt 'naus. Ich kann mir denken, wie du's auf der Erde getrieben hast.“

„Ach je!“ machte das Geschichtenmanna. „Die schöne, schöne Zeit.“

„Möchtest wohl gar wieder hinunter? He?“

„Ach ja, lieber Herrgott.“

„Du Tausendsassa! — Na, für dich thu' ich ein übriges. — Willst Traumwalt werden? 's Zeug hätt'st du dazu mit deinen Geschichten.“

„Lieber Herrgott, das thät' mir wundervoll passen.“

„Das glaub' ich,“ lachte der liebe Gott. „Da wärst du in deinem Element. Na, abgemacht,“ und er hielt ihm die Hand hin.

„Topp!“ sagte das Geschichtenmanna und schlug ein.

Die Engel brachten nun zwei schneeige Fittiche und banden sie dem Geschichtenmanna an die Schultern. Und dann holten sie ein Engelsgewand und legten's ihm an.

Was machten da noch die dünnen, kleinen Beinchen?

Jetzt konnte er fliegen wie die Engel im Himmel und trug lange, faltige, glitzernde Himmelsgewänder.

„So!“ sagte der liebe Gott. „Jetzt bist du Traumwalt. Nun schieb ab und walt deines Amtes. — Und du, Petrus, schließ endlich das Thor auf. Mir deucht, ich hör' jämmerlich klopfen. Es werden die Seelen sein. Bring sie für die Nacht irgendwo unter; morgen wird man ja sehen. Daß mir die Engel aber wenigstens noch ein paar Nachtlichter anzünden, ehe sie sich schlafen legen, hörst du?“

Damit stieg der liebe Gott von seinem Himmelsthron, ging auf die Sonnenuhr zu und zog sie auf für den nächsten Tag. Dann machte er sich's selber bequem auf Wolkenkissen. — Ein Auge aber behielt er auf die ganze Nacht.

's Geschichtenmanna ist von der Zeit an immer Traumwalt gewesen, und bleibt's auch. Denn so wie es eignet sich niemand dazu.

Und zu jedem Kind kommt es in der Nacht und erzählt Geschichten. Aber wenn ein Kind dies Märchen nicht glauben will, dem träumt hernach nichts.

Der Simplon-Tunnel.

Von

Woldemar Horst.

(Siehe die Abbildungen Seite 790 und 791.)

Der Simplon-Tunnel, der größte der Welt, 20 Kilometer lang“ — das liest und hört man heute allerorten. Und verwundert mag sich mancher schon gefragt haben: „Ja, ist denn diese abermalige Alpendurchbohrung auch nötig, wird sie sich rentieren? Wir haben doch schon die Brennerbahn, den Mont Cenis-Tunnel, den St. Gotthard-Tunnel, genügt denn das alles nicht für den Verkehr mit Italien?“ Darauf giebt es nur eine Antwort, die allerdings schon ein wenig abgenutzt ist, aber dennoch die Sachlage treffend zeichnet: „Wir stehen im Zeichen des Verkehrs.“ Der Verkehr aber ist nichts andres als ein rastloser räumlicher Fortschritt, dem bald die früheren Bahnen und Straßen zu eng und zu veraltet werden.

Der Durchstich des Simplon ist zunächst eine Lebensfrage für die Schweizer Jura-Simplonbahn, die im Rhonethale bei Brig, einem freundlichen Städtchen von zwei- bis dreitausend Einwohnern, vor dem Simplon Halt machen mußte. Die Bahn braucht den Anschluß an den Weltverkehr nach Italien hinüber. Aber indirekt werden auch die meisten Städte und Ortschaften im Kanton Wallis und im Rhonethal erhebliche Vorteile aus dem Ausbau der neuen Verkehrsstraße nach Italien ziehen. Geplant war die Durchstechung des Simplon zu Eisenbahnzwecken schon seit vielen Jahren, doch hatte niemand den rechten Mut, der Sache näher zu treten. Die beim St. Gotthard gemachten bösen Erfahrungen, besonders die hohe Temperatur von mehr als 30 Grad Celsius, auf die man in der Mitte des Tunnels gestoßen war, wirkten um so abschreckender, als man bei dem tiefer liegend geplanten, in der Anlage also erheblich längeren Simplon-Tunnel auf eine noch weit höhere Wärmeentwicklung gefaßt sein mußte. Denn letztere, die sogenannte Gesteinstemperatur, läßt sich ungefähr nach der Höhe des über der Tunnelwölbung sich erhebenden Gesteins berechnen. Eine tiefere Lage des Simplon-Tunnels als die der andern Alpentunnels war aber im Hinblick auf seine künftige Rentabilität von hervorragender Wichtigkeit. Der durch den St. Gotthard führende Tunnel liegt an seiner höchsten Erhebung 1155 Meter über dem Meeresspiegel, der des Mont Cenis sogar noch mehr als 100 Meter höher. Der Simplon-Tunnel ließ sich bequem in einer Höhe von etwa 700 Metern anlegen, wodurch die hohen Steigungen in Wegfall kommen, die den Transport von Waren durch den Mont Cenis und St. Gotthard so ungemein erschweren. Die Jura-Simplonbahn wäre mithin in der Lage gewesen, den Güterverkehr auf der Strecke Paris-Mailand billiger und rascher zu bewirken als irgend eine andre Bahnlinie.

Die Aussichten auf eine Rentabilität des Simplon-Tunnels waren also günstig. Es fragte sich vor so und so vielen Jahren nur, ob es möglich sei, den Simplon in einer absoluten Höhe von 700 Metern zu durchstechen. Die Gelehrten sahen sich die Profile an und rechneten und kamen zu dem Ergebnis, daß bei der tieferen Lage des Simplon-Tunnels und der infolgedessen größeren über ihm aufstehenden Gesteinsmenge die Temperatur in der Mitte etwa 40 bis 42 Grad Celsius betragen würde. Da eine so hohe Temperatur ein fortgesetztes Arbeiten völlig ausschloß, so blieb der Simplon-Tunnel vorläufig ein Projekt.

Eines Tages erbot sich aber der deutsche Ingenieur A. Brandt (ein Hamburger), den Simplon-Tunnel für den Preis von nicht ganz 3 Millionen Franken pro Kilometer zu bauen, und zwar fast in der Hälfte der Zeit, die der St. Gotthard-Tunnel zu seiner Fertigstellung benötigt hatte. Außerdem verpflichtete sich der Unternehmer noch, dicht neben dem ersten einen diesem parallel laufenden zweiten Tunnel anzulegen und ihn gegen ein Aufgeld von etwa 15 Millionen Franken später auszubauen. Der Bau sollte in $5\frac{1}{2}$ Jahren vollendet sein (am 13. Mai 1904). Bei Nichteinhaltung des Termins hatte der Unternehmer (die nunmehrige Tunnelbaufirma Brandt, Brandau & Co.) pro Tag Versäumnis 5000 Franken zu zahlen, erhielt dagegen für jeden Tag früherer Vollendung ebenfalls 5000 Franken als als Prämie zugesagt. So lauteten die Abmachungen, auf die beide Parteien eingingen, und im November vorigen Jahres nahmen die Arbeiten zum Tunnelbau ihren offiziellen Anfang, und zwar an jener Stelle, die dasjenige unsrer Bilder zeigt, welches den Eingang zu dem sogenannten Nebenstollen, dem zweiten zum Haupttunnel parallel laufenden Tunnel wiedergiebt, dessen voller Ausbau für später vorbehalten ist.

Vom Haupttunnel ist zurzeit bei Brig von außen noch nichts zu erblicken, aus welchem Grunde, werden wir gleich sehen.

Mit den Vorarbeiten zum Tunnelbau wurde dagegen schon im August vorigen Jahres begonnen.

Damals nahm man die außerhalb des Tunnels liegenden Bauten in Angriff, welche eines unsrer weiteren Bilder vor Augen führt. Das große Gebäude in der Mitte ist das Hauptbureau der Gesellschaft; rechts befinden sich die Maschinenhäuser und die Schuppen; links sieht man einen Teil des Simplon; zwischen den Bergen im Hintergrund, aber auf dem Bilde nicht sichtbar, liegt Brig.

Die Hauptarbeiten begannen also im November. Man schlug von zwei Seiten aus gleichzeitig in den Felsen ein, zunächst an jener Stelle, die auf unserm Bilde sichtbar ist, und dann an einer andern, einen Steinwurf links davon und rechts neben den Baracken im Hintergrunde. Hier wurde der „Richtstollen“ angelegt, der die gerade Linie nach Isella, nach dem Südausgang des Tunnels in Italien, angeben soll.

Der Haupttunnel und auch der Nebentunnel endigen später im Norden und im Süden in einer leichten Krümmung, sonst ist die Tunnelbahn schnurgerade geführt. Auf einem weiteren unsrer Bilder sehen wir die Südausgänge des Tunnels bei Isella. Vor dem geradlinigen Richtstollen steht noch ein Balkengerüst; die andern Tunnelausgänge sind noch nicht völlig fertig, denn der Haupttunnel wird im Süden sowohl wie im Norden von innen heraus erbrochen.

Das ist der Grund, weshalb von ihm bei Brig äußerlich noch nichts zu bemerken ist.

Man arbeitet am Simplon zum erstenmal nach dem von Brand eingeführten Doppeltunnelsystem. Der Nebentunnel ist vorläufig nur dazu bestimmt, dem Haupttunnel frische Luft zuzuführen. Denn es ist klar, daß man in der Lage ist, einen Tunnel zu ventilieren, sobald ein zweiter dem ersten parallel läuft und, wie es hier der Fall ist, alle 200 Meter durch Querschläge mit ihm in Verbindung steht. Der Abstand beider Tunnels beträgt nur 17 Meter.

Eine sehr sinnreiche Ventilationseinrichtung, die darin besteht, daß im Richtstollen ein Ventilationsschacht nach oben durch den Berg getrieben worden ist, sichert dem Tunnel bis auf eine gewisse Strecke das ununterbrochene Einströmen von frischer Luft. Im Ventilationsschacht des Richtstollens brennt nämlich fortwährend ein Holzfeuer, und der Eingang zum Richtstollen läßt sich durch eine Holzthür fest abschließen. Da nun die erwärmte Luft durch den Ventilationsschacht, den „Schornstein“, nach oben entweichen muß, so erfolgt von selbst ein Nachströmen reiner Luft durch den Eingang des offenen Nebentunnels. Damit dies ungehindert geschehen kann, hat man vorläufig von einer Durchbrechung des Haupttunnels nach Brig zu abgesehen. Außerdem ist im ventilierten Tunnel eine kleine Maschine aufgestellt, welche die gute Luft aufsängt und in Röhren bis „vor Ort“ hintreibt, das heißt bis zu jener Stelle, wo die Sprengungen erfolgen und die Luftverhältnisse sonst am ungenügendsten zu sein pflegen. Später sollen noch größere Ventilationsanlagen geschaffen werden, um den Tunnel in seiner ganzen Länge mit frischer Luft zu versorgen.

Diese sinnreichen Vorkehrungen bieten eine Gewähr dafür, daß die späteren Arbeiten ohne Stocken durchgeführt werden können. Sobald die Temperatur im Tunnel erheblich zu steigen beginnt, sollen breite Wasserbrausen in Thätigkeit treten, die durch eine Röhrenleitung Zufluß erhalten und das kalte Gebirgswasser wie durch ein Sieb pressen und es zerstäuben, so daß es wie ein feiner Regen niederfallen und die Temperatur abkühlen wird.

Das Wasser spielt überhaupt beim Tunnelbau eine äußerst wichtige Rolle. Der Betrieb der Bohrmaschinen, die das harte Gestein zermalmen und Löcher für die Sprengpatronen bohren, erfolgt hydraulisch. Gleichzeitig fließt aber das Wasser auch durch die mehrere Meter langen, dicken, innen hohlen Stahlbohrer hindurch, kühlt sie bei der Arbeit ab und spült das zerkleinerte Gestein aus den Bohrlöchern heraus. Binnen kurzem wird man das Wasser auch noch in eine Riesenwasserkanone laden, das heißt als Geschoß auf eine Säule von komprimierter

Ansicht von Brig von dem Tunnel-Etablissement aus.

Der Tunneleingang bei Brig (Nebenstollen).

Luft aufsetzen, die in dem etwa 100 Meter langen Rohre der Wasserkanone eingeschlossen ist. Sobald man ein Ventil öffnet, dehnt sich die Luft aus und schleudert 3 bis 4 Kubikmeter Wasser mit furchtbarer Gewalt gegen das Gestein „vor Ort“. Dieses Losfeuern geschieht, nachdem die Minenexplosionen „vor Ort“ erfolgt sind. Dadurch will man erreicht, daß das abgesprengte Gestein, der „Schotter“, in einem Nu von „vor Ort“ weg und nach rückwärts geschwemmt und der Weg für die auf Schienen laufenden, während des Schießens zurückgenommenen Bohrmaschinen wieder frei wird.

Also der Tunnel verschlingt ungemein viel Wasser, und um ihm genügende Mengen davon zuzuführen, sind im Norden und Süden großartige Wasserleitungen angelegt worden, die sich besonders im Diveriathale, bei Isella, wo sie ganz freiliegen, recht malerisch ausnehmen. Die Wasserleitung ist schon bei Brig 3000 Meter lang, aber bei Isella noch 1300 Meter länger. Dagegen halten die Röhren bei Brig einen inneren Durchmesser von 1,60 Meter, bei Isella nur einen solchen von 0,90 bis 1 Meter.

Auf unserm hierher gehörigen Bilde sieht man im herrlichen Diveriathale, bei Isella, die Wasserleitung direkt auf einen Felsen zu und in diesen hineingehen. Ein weiteres Bild zeigt auf der rechten Seite die Leitung wieder freiliegend, nach ihrem Austritt aus dem eigens für sie angelegten, einige hundert Meter langen Felsentunnel. Auf demselben Bild erblickt man links die Poststraße von Isella nach Domo D'Ossola; auch sie ist, wie ersichtlich, an mehreren Stellen durch Felsen gehauen. Dicht hinter den beiden vorspringenden Felsen desselben Bildes liegen die Anlagen der Südtunnel-Gesellschaft, die auf einem unsrer Bilder bereits zur Darstellung gelangt sind.

Das wild schäumende Wasser ist die Diveria. Die Brücke links führt direkt auf die Poststraße hinüber; die Geleise ganz im Vordergrund münden in den auf einem unserer ersten Bilder bereits gezeigten Richtstollen ein.

Die Tunnelarbeiten schreiten zurzeit im Norden besser vorwärts als im Süden, wo das Gestein von breiten Quarzadern durchzogen ist und sich nur schwer bohren läßt. Bei Brig hat man sich im Haupttunnel (durch Dolomitgestein) schon über 1500 Meter weit vorgearbeitet (in noch nicht Jahresfrist!) Bei Isella dagegen ist der Einschlag nur etwa 900 Meter weit gediehen. Man klagt über die große

Die Anlagen der Simplon-Gesellschaft in Isella (Diveriathal).

Isella. Eingang zum Richtstollen.

Isella. Von innen heraus erbrochener Tunneleingang.

Elasticität des Gesteins, die der bis jetzt angewendeten Sprengmasse, der Sprenggelatine, obgleich diese der stärkste Sprengstoff ist, den wir kennen, großen Widerstand entgegensetzt. Wie es heißt, soll in nächster Zeit eine neue Sprengmasse, die aus einem Präparate von flüssiger Luft gewonnen wird, die Sprenggelatine ersetzen. Aus dem soeben veröffentlichten offiziellen Bericht geht wenigstens hervor, daß bereits seit Mai dieses Jahres ohne Unterbrechung Versuche mit dem neuen Sprengstoff vorgenommen wurden und noch fortgesetzt werden. Die flüssige Luft ist ausdehnungsfähiger als jedes Präparat aus Nitroglycerin und auch billiger als solche. Augenblicklich bahnt man sich aber im Tunnel den Weg noch mit Sprenggelatine (Nitroglycerin und Kollodiumwolle), und zwar finden täglich etwa drei „Attacken“ statt, deren Zahl von der Härte des Gesteins abhängig ist.

Isella. Die 4300 Meter lange Wasserleitung, bevor sie in einen auf einige hundert Meter durchtunnelten Felsen einmündet.

Das Etablissement der Simplon-Gesellschaft vom Tunneleingang gesehen.

Eine Attacke nennt man die Zeit vom Beginn der Bohrungen bis nach dem Auffliegen der Minen. Man bohrt bis zu zehn etwa 2 Meter tiefe Löcher in das Gestein, ladet sie mit Sprengmasse, befestigt die Zündschnuren, verstopft alles sorgfältig und setzt die Zündung in Brand. Nach 6 bis 10 Minuten erfolgen die Zündungen, und zwar, damit sie sich gegenseitig nicht in der Wirkung aufheben, nacheinander, denn die Zündschnuren sind verschieden lang. Nachdem die letzte Mine aufgeflogen, ist die Attacke beendet, und es beginnt ungesäumt eine neue.

Mit jeder Attacke gewinnt man ungefähr 2 Meter Tunnellänge; da zuweilen auch mehr als drei Attacken täglich stattfinden, so berechnet man den Fortschritt pro Tag im Durchschnitt auf 7 Meter. Es ist aber mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß in nächster Zeit die Zahl der Attacken erheblich steigen wird.

Man setzt große Hoffnungen auf die erwähnte Wasserkanone und auf die Verwendung der flüssigen Luft. Unbedingt sicher ist, daß die Simplon-Tunnelgesellschaft den Tunnel viel früher fertigstellen wird, als kontraktlich ausbedungen worden ist.

Isella. Die durchtunnelte Poststraße im Divanathal, rechts die durch den Felsen gelegte Röhrenleitung für den Tunnel; in der Schlucht, unmittelbar hinter den beiden Felsen im Vordergrund, liegen die Tunnelbauten.

Romeo und Julia.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Wir schieden voneinander, Matthias ging in die Rasumofskygasse und ich heim, mich umzukleiden. Allzugern that ich's nicht; in der Komödie mitzuspielen, machte mir geringes Vergnügen. Denn es schien mir auch jetzt eine recht, recht traurige Komödie ... Ich mußte immer — kaum wußte ich selbst warum — an meinen alten Lehrer Wenzel Purscht denken, und wie ich zuletzt sein Antlitz verklärt im Sarge gesehen. ‚Was deine Züge leuchten gemacht, armer alter Schulmeister,‘ dachte ich, ‚war der Gedanke an das Glück deines Sohnes, aber du hast dabei an ein andres Glück gedacht, als ihm nun wird, das stille, echte Glück, das uns nur dann zufällt, wenn wir allzeit redlich thun, was unser Herz uns gebietet. Wer weiß, ob es gar so zu bedauern ist, daß du die Verlobung deines Matthias nicht erlebt hast. In fast allen Beziehungen sind seine Wünsche erfüllt und in einer sogar übertroffen — aber du, armer alter Schulmeister, wärest darüber vielleicht doch nicht entzückt gewesen ...‘

Als ich um drei Uhr vor dem Hause der Rasumofskygasse aus dem Wagen stieg, empfingen mich freundliche Zurufe einer ebenso stattlichen als erlesenen Festgesellschaft, die sich vor dem Hausthor versammelt hatte. „Der is noch nöt recht ausg'füttert!“ riefen die einen. „San S' auch a Fleischhacker?“ fragten die andern. „Aber na, er hat ja Glasaugen (Brille), der is nur a Lehrer!“ riefen die dritten. Es war die liebenswürdige Jugend der Gasse, die ihrer Teilnahme an dem Kratochwilschen Feste Ausdruck gab.

„Nur a Lehrer,“ schien auch der Lohndiener im Vorzimmer zu denken, denn er musterte mich fast mitleidigen Blickes. Dieser Blick und die Zurufe des freiwilligen Empfangskomitees wurden mir verständlich, als ich den Salon betrat. Verblüfft, verschüchtert blieb ich an der Thür stehen. Alle Wetter, eine so wohlgenährte Gesellschaft hatte ich noch nie beisammen gesehen. Etwa zwanzig ältere Damen und Herren, von denen keiner unter drei Zentnern wog, daneben einige junge Herrschaften beiderlei Geschlechts, die eine mindestens ebenso gedeihliche Entwicklung für die Zukunft verbürgten. Kein Wunder, daß der Raum eng war und ich nicht hätte vorwärts kommen können, selbst wenn ich nicht durch die Ehrfurcht vor solchen Massen von Frauenschönheit und Manneswürde an der Thür festgebannt geblieben wäre.

Da gewahrte mich ein etwa sechzehnjähriger Jüngling, der gleichfalls wie ein überfütterter junger Bacchus aussah, und drängte sich zu mir durch. „San Sö der Herr,“ fragte er, „der die Red' halten soll? Der Freund von mein' Schwagern?“ Also der Sohn des Hauses. „Schieben S' nur mir nach!“ Und er geleitete mich zu Herrn und Frau Kratochwil. „Muatta, der Schurnalist!“

Sie empfingen mich herablassend, aber nicht ohne Wohlwollen.

„Ja, ja!“ erwiderte der Herr Kommissär mit liebenswürdigem Humor auf meinen Glückwunsch. „Das hätte mir bei ‚Alte Stroblkopf‘ nicht gedacht. Aber solche Malhör is bald g'schehn. Wo Zucker is, seins auch gleich Fliegen da. Kummte da fremde Mensch, nimmte mir meine Paulitschka weg!“

Frau Kratochwil aber sagte:

„Zu gratulieren is eigentlich mehr Ihnerem Freund als wie uns! Aber wann sich a Madel verliebt, was will man machen?! ... Was lachst, du Mistbub?“ fuhr sie den Sohn an.

„Verliebt?!“ grinste der angenehme Jüngling. „Was hab'n der Vatter und der Roithner in sie hineing'redt, bis sie —“

„Halt 's Maul!“ rief sie heftig, „sonst —“

Sie erhob die beringte Hand.

„So a freche Lug'! Wissen S', die andern kennen unsern Schurschl schon, aber Ihnen muß ich's sagen: halt a kecker Schnabel! ... Sonst kein übles Bürschl, aber halt —“

„Natürlich ... Der junge Herr ist noch auf dem Gymnasium?“

„Nein! An Kopf fehlt's nöt, aber er hat halt nöt g'wollt. Jetzt is er bei mein'n Bruder Weißkappel in der Lehr' ...“

„O,“ sagte ich, „das ist ein sehr nahrhafter Beruf ... Aber wo ist das Brautpaar?“

Sie blickte sich um. „Richtig! Da sind s' wieder ausg'rückt und schmatzen sich irgendwo ab ... Wahrscheinlich da ...“

Sie deutete auf das Nebenzimmer und schob mich, als ich zögernd stehen blieb, mit kräftigem Ruck in die Richtung. „Stören Sie sie nur! ... Und essen gehn mir noch lang nöt! Wir erwarten noch die Herren Kollegen von meinem Mann, den Herrn Hofrat Nawratil und den Herrn Oberkommissär Pritschkowski ...“

„O!“ murmelte ich ehrfürchtig und trat dann in das nächste Zimmer.

Es war aber nicht ganz so, wie sie vermutet hatte, das junge Paar hielt nur Blick in Blick versenkt, saß aber auf fünf Schritte Distanz voneinander.

Gleichwohl schnellten beide bei meinem Eintritt errötend auf. Er blieb auch verlegen, während sie mich unbefangen begrüßte. So glückte es denn auch, ein gleichgültiges Gespräch in Gang zu bringen.

Da riß Frau Kratochwil die Thür auf. „Kinder!“ rief sie befehlend.

Die beiden Würdenträger waren eingetroffen, und das junge Paar wurde ihnen vorgestellt. Herr Nawratil war klein und grau, Herr Poitschkowski war groß und blond, trotzdem sahen beide Herren Kratochwil ähnlich.

Unmittelbar darauf ergriff die Hausfrau den Arm des Hofrats, auch die andern Paare formierten sich.

Auf mich trat eine schlanke, nicht mehr ganz junge Dame mit klugem, angenehmem Gesicht zu.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ sagte sie lächelnd. „Marie Kratochwil, städtische Lehrerin. Ich bin eine Cousine der Braut, ich weiß zufällig, daß Sie mein Tischherr sind.“

Die Tafel war überreich mit schwerem Silbergerät geschmückt. „Der Hausschatz der Weißkappels,“ sagte meine Nachbarin. In derselben Tonart nannte sie mir auf meine Bitte — ich war ja niemand vorgestellt worden — die Gäste: „Fünf Weißkappel mit Gemahlinnen, neun junge Weißkappel, ferner vier geborene Weißkappel mit ihren Gatten. Aber Schriftsteller sind immer auf Studien aus — wünschen Sie auch Vornamen und Adressen?“

Ich dankte. „Von Ihrer Familie —?“ sagte ich dann zögernd.

„Bin nur ich geladen,“ erwiderte sie lächelnd. „Meine Eltern nicht. Mein Vater, der Bruder des Hausherrn, ist Schustermeister in der Alservorstadt, meine Mutter war Köchin. So etwas darf man einer Runde von Weißkappels nicht bieten!“

„Aber sie haben ja sonst gleichfalls mit Fellen zu thun,“ wandte ich ein, „und mit —“

„Mit Köchinnen auch,“ ergänzte sie lachend. „Aber eben darum ...“

Dann wurde sie ernst. „Sie wundern sich wohl, warum dann ich gekommen bin? Es fiel mir nicht leicht, aber Pauline bat mich darum, und ich bin nicht bloß ihre Cousine, sondern auch ihre beste Freundin. Derlei muß man eben thun, wenn es gewünscht wird ... Sie sind ja in gleicher Lage ...“

„Ich?!“ rief ich verlegen und wollte abwehren. Aber diesen klugen, klaren Augen war nicht standzuhalten. „Sie haben recht,“ sagte ich ernst.

Sie nickte. „Das ist ja auch so natürlich. Herr Purscht ist Ihr Jugendfreund, und darum freut es Sie nicht, daß er nach einigem Zögern einzig um der Mitgift willen ein unhübsches Mädchen nimmt. Und mich freut's nicht, daß sich meine brave, kluge Pauline schließlich doch zu der ‚Versorgung‘ hat überreden lassen. Nun, unser Trost ist nur: das Unsre haben wir gethan, es zu hindern ...“

Ich mußte lächeln. „Wir führen da ein seltsames Gespräch für ein Brautdiner.“

„Lieber seltsam als unehrlich,“ erwiderte sie. „Und wollen Sie mir nun ebenso ehrlich sagen, was Sie von Herrn Purscht wissen?“

Ich that es und bat dann um das Gleiche bezüglich der Braut.

„Wie gesagt,“ war die Antwort, „ein braves, kluges Mädchen. Auch ist es in keiner Weise ihre Schuld, daß es nun so gekommen ist. Ich bin neunundzwanzig, sie zwei Jahre jünger. Als ich vor zehn Jahren beschloß, Lehrerin zu werden, bestürmte sie ihre Eltern, mir darin folgen zu dürfen, und aus den gleichen Gründen. Ich wählte einen Lebensberuf, um des entsetzlichen Wartens auf einen Mann überhoben zu sein, und weil ich mir sagte, daß ich vermutlich umsonst warten würde. Ein gebildeter Mann nimmt eine arme Schusterstochter nur aus aufrichtiger Liebe — und wie sollte ich in meinen Kreisen einen solchen Mann kennen lernen?! Für einen Handwerker taugte aber leider ich nicht mehr; dazu hatte ich schon zu viel gelernt. Pauline aber sagte sich: ‚Auch ich will selbst was sein. Ich bin zu unhübsch, um eine Neigung einzuflößen, und um meines Geldes willen mag ich nicht genommen werden.‘ Aber der Vater war dagegen, und nun gar die Mutter! ... Uebrigens, wir wollen das Beste hoffen. Es kann ja auch gut ausgehen. Aber gegen die Verwerflichkeit solcher Vernunftehen spräche dies wahrlich nicht! Warum sollte ein Mädchen wie Pauline nicht einen Mann finden, dem sie sympathisch ist und er ihr? Warum Ihr Freund nicht ein solches Mädchen?! Hier aber ist die Basis des Glückes die Zungenfertigkeit eines Agenten. Eine schwankende Basis!“

Ich füllte unsre Gläser. „Da stimmen Sie gewiß einem kleinen Privattoast zu: Pereat die Roithnerei!“

„Pereat!“ stimmte sie lachend ein.

Gleich darauf erhob sich Herr Hofrat Nawratil zu seinem Toast auf das Brautpaar. Er würdigte zuerst die Verdienste, die sich sein alter Freund Kratochwil in vierzigjähriger Dienstzeit namentlich auf dem Gebiet der Fleischbeschau und des Markthallenverkehrs um Oesterreich erworben. Schon dieser historische Teil der Rede fand vielen Beifall, noch mehr die Würdigung des Brautpaares.

„Wie ich höre,“ schloß er, „hat ein Zufall, die Begegnung bei dem Stück eines Dichters, den berufene Litteraten einen unsterblichen Briten genannt haben, den Bund geknüpft. Liebe und Poesie haben seine Wiege bekrönt, dies ist leider heutzutage eine Seltenheit, um so lauter wollen wir rufen: Hoch das Brautpaar!“

Stürmisch fiel das Geschlecht der Weißkappel ein; nach seiner Auffassung war also eine Liebesheirat äußerst selten. Doch vernahm ich auch einen scharfen Tadel gegen die Rede.

„A alter Hofrat,“ sagte die dicke Frau zu meiner Linken, „sollt' besser wissen, was sich g'hört. Bei einer Hochzeit darf man von einer Wiegen reden, aber bei einer Verlobung noch lang nöt.“

Diese Kritik, noch mehr das ernste Gespräch mit meiner Nachbarin lähmten meine Schwingen. Ich hatte vorgehabt, die Geschlechter der Kratochwil und Weißkappel mit Enthusiasmus zu feiern, aber das durfte ich nun der armen Braut nicht anthun. Ich begnügte mich mit einigen kurzen Sätzen und machte geringen Effekt.

„A Schurnalist,“ sagte die Kritikerin von vorhin, „sollt' schon schöner reden. Dem kann's ja auf a Lug' mehr oder weniger nöt ankommen!“

Im übrigen verlief das Mittagessen glänzend. Die Fleischberge verschwanden im Nu, der Vöslauer, dann der Champagner flossen in Strömen. Die Unterhaltung wurde immer geräuschvoller und schließlich sehr laut. Das einzige Paar, das schweigend dasaß, waren die Brautleute.

Es dunkelte schon, als man sich erhob, ich drückte mich, so bald ich konnte.

In der nächsten Zeit ließ Matthias nichts von sich hören. Bei dem Dankbesuch, den ich am Sonntag darauf bei Kratochwils machte, waren weder er noch die Braut sichtbar.

Wohl aber erfuhr ich bei der Gelegenheit des genaueren, wie sich die Verlobung eigentlich gefügt hatte. Gleichzeitig mit mir war auch eine Dame aus der Nachbarschaft mit ihrer Tochter zur Gratulation erschienen. Auf ihre Frage erzählte meine dicke Gönnerin mit liebenswürdiger Offenheit:

„Das kann ich Ihnen sagen, das darf a jeder wissen! Wir sitzen im Burgtheater bei ‚Romeo und Julia‘, Sie wissen, Frau von Kreutinger, das traurige Stück, wo die Bognar so gut is, und da fällt uns ein junger Mann im Parkett auf, der meine Paulin' immer anschaut, als wollt' er sie fressen. Wie wir aus'n Theater gehn zum ‚Alten Stroblkopf‘, merken

wir, er geht mit noch einem Herrn hinter uns her. Mir war das unangenehm, obwohl's ja nöt das erste Mal war, aber was laßt sich dagegen machen?! Wir setzen uns beim ‚Stroblkopf' hin, und richtig — in fünf Minuten sind die zwei da, setzen sich zu uns, stellen sich vor. Ein Wort giebt 's andre, drei Tag drauf laßt er sich bei uns einführen, acht Tag drauf hält er um die Paulin' an. Ordentlich romantisch — daß so was heutzutag noch passiert!"

Frau Kreutinger lächelte süß-säuerlich. „Das muß ich aber gleich der Frau von Hinterpfoitner erzählen — wissen S', was die sagt?!"

„Da bin ich neugierig! Bitte — was?!"

„Aber Sie werden sich ärgern, Frau von Kratochwil!"

„Ich ärger' mich nöt so leicht — also bitte!"

„Sie sagt — aber das ist wirklich nicht recht von der Frau von Hinterpfoitner — sonst keine üble Frau, aber das is nicht recht. Na — sie wird's halt g'hört haben —"

„Na, also — bitte!"

„Sie sagt — aber wie gesagt, 's is gewiß nöt bös gemeint: das hätt' der Roithner gemacht!"

Frau Kratochwil saß starr vor Staunen. „Der Roithner — wer und was is das? Wir kennen kein Roithner!"

„Der Vermittler —"

„Ein Vermittler!" rief Frau Kratochwil. „Ein Mädchen wie meine Paulin' und ein Vermittler! Das is unerhört von der Hinterpfoitner! ... Nein, was die Welt bös is! Aber gottlob, da hab' ich einen Zeugen! Das is von unserm Matthi der Freund, der damals mit war. Bitte, bestätigen Sie's mir. Waren Sie an jenem Abend mit ihm im Burgtheater?"

„Ja!"

„Und dann beim ‚Alten Stroblkopf'?"

„Ja."

„Na, also! ... Nein, was die Leut' schlecht sind!"

Die einzigen Nachrichten, die mir seither vom Bräutigam zukamen, erhielt ich durch Roithner. An unsern Tisch setzte er sich nun nicht mehr — es hatte ja nun keinen Zweck — doch flüsterte er mir zuweilen zu: „Es geht alles famos!" Und einmal sagte er mir geradezu: „Sie lieben sich schon! ... Wenn Sie diese Zärtlichkeit sehen könnten!"

„Danke," sagte ich. „Ich muß nicht von allem haben ... Wann ist die Hochzeit?"

„Sobald er zum Gymnasiallehrer ernannt ist, also hoffentlich Ende Juli. Das arme junge Paar — sie zählen schon die Tage."

Endlich stand die Ernennung in den Zeitungen, Purscht kam an ein mährisches Gymnasium. Aus diesem freudigen Anlaß gaben Kratochwils ein Abendfest und luden mich auch ein. Ich lehnte unter einem Vorwand ab, machte ihnen aber wieder einen Dankbesuch.

Ganz wie bei dem Verlobungsfest wies mich Frau Kratochwil auch nun ins Nebenzimmer: „Sie thun mir nur einen Gefallen, wenn Sie die ewige Schmatzerei unterbrechen!" — Aber diesmal lag Julie wirklich in Romeos Armen, und als sie sich ihnen entwand, geschah es ohne allzu große Hast. Auch Großvater war gefaßter, als ich dies in solcher Situation bei ihm je für möglich gehalten hätte.

Kein Zweifel, sie waren das Gestörtwerden gewohnt. Ich glaube, ich war verlegener als die beiden, und empfahl mich rasch wieder. Nur so viel bemerkte ich in den wenigen Augenblicken: eine verschönernde Wirkung übte die Liebe nicht auf sie, nein, wahrhaftig nicht! ...

Einige Wochen darauf war die Hochzeit. Ich war nicht in Wien und erfuhr nur durch Roithner, wie schön das Fest gewesen. Aber auch er wußte es nur von den alten Kratochwils.

„Ich war nicht geladen," sagte er mit elegischem Lächeln. „Nicht einmal in die Kirche durfte ich kommen und mich an dem Glück erfreuen. Wie der alte Ovid sagt: ‚Sic vos, non vobis —'"

„Es ist Vergil," berichtigte ich. „Aber woher haben Sie den Brocken?"

„Erlauben Sie," sagte er liebenswürdig wie immer, „ich bin ja ein verdorbener Jurist! Nach einigen Semestern habe ich mich verbummelt. Lange hat's mich gereut, jetzt bin ich froh darüber. Was ist ein schönerer Beruf: als Richter Ehen zu scheiden oder sie als Vermittler zu stiften?! Notabene: so glückliche Ehen, wie ich sie zu stiften pflege! Fragen Sie, wenn Sie mir nicht glauben wollen, Kratochwils, wie glücklich die beiden sind. Nur jetzt noch etwas zu zärtlich, zu stürmisch, aber das wird sich ja geben ... Nun, mein Herr," er steckte die Hand in den Westenausschnitt und sah mich triumphierend an, „wie denken Sie heute über mein Geschäft?"

„Nicht anders als früher," erwiderte ich. „Was gegen die Menschenwürde geht, kann nicht gut sein und ist es auch nicht. Sie stiften mehr Unheil als Heil, das sagt die Vernunft. Und wenn auch der Handel einmal glücklich ausgeht, schön ist er doch nicht ... Mit welchen Empfindungen mag Purscht Ihre Quittung über die vierhundert Gulden österreichischer Währung betrachten?!"

Er lachte. „Da können Sie ruhig sein! Er hat keine solche Quittung! Er gab mir das Geld und ich ihm seinen Provisionsbrief. Den hat er natürlich zerrissen, und damit ist die Geschichte aus. Ganz aus! Wenn Sie wüßten, wie rasch die Menschen mich vergessen!"

Kurz darauf ging ich nach Italien und habe Roithner nie wieder gesehen. Nur einmal noch las ich seinen Namen in den Zeitungen anläßlich eines argen Prozesses. Er hatte einen Aristokraten, der den Provisionsbrief nicht eingelöst hatte, auf Zahlung verklagt; der antwortete mit einer Betrugsanzeige, und die Untersuchung brachte unschöne Dinge an den Tag. Der Mann, der nach seiner Versicherung so viele glücklich gemacht hatte, endete recht schlimm ...

Was aber Purscht betrifft, kam er mir ganz aus den Augen, freilich nicht ganz aus dem Sinn. Wie wäre dies auch möglich gewesen?! — Der eignen Jugend gedenkt man ja immer wieder ... Aber irgend eine Kunde kam mir nicht zu.

Da erhielt ich im vorigen Jahr neben andern Einladungen zu Vorlesungen in Oesterreich auch eine aus einer Mittelstadt, der ich sonst — der Ort lag etwas abseits vom Wege — schwerlich entsprochen hätte. Aber unter dem Brief stand im Namen der „Ressource": „Matthias Purscht, Kaiserlich Königlicher Gymnasialdirektor," und auf eine Visitenkarte hatte er in den wohlbekannten Zügen, die in dem Vierteljahrhundert noch knabenhafter und noch verschnörkelter geworden waren, geschrieben: „Hoffentlich kannst Du mir und meiner Gattin die Freude des Wiedersehens bereiten. Oft erinnern wir uns des alten Freundes, der einst meinen Liebesklagen ein geduldiges Ohr geliehen und dann den endlich Vereinigten den ersten Gruß dargebracht hat." Ich las es staunend, aber so stand es auf der Karte geschrieben.

Ich sagte zu, und da Purscht nun darum bat, richtete ich es so ein, daß ich schon mit dem Mittagszug eintraf. Auf dem Perron stand ein kleiner, sehr runder Herr mit langem, graublondem Haar, und um ihn, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, drei Buben mit Stumpfnasen und Karpfenmündchen und langen Armen. Den Herrn hätte ich kaum erkannt — aber die Buben! Mir wurde ordentlich traumhaft zu Mute, als wären die vierzig Jahre ein Tag gewesen, und ich säße wieder auf der Schulbank und sähe das unheimliche Lineal die Hand Wenzel Purschts regieren, wie ihm beliebte.

Dann fuhren wir ins Hotel und von da ins Gymnasium, wo mein glücklicher Freund seine Amtswohnung hatte. Auf dem Wege grüßte alt und jung, und Matthias erwiderte gemessen, aber huldvoll. „Ja," sagte er auf eine Bemerkung, die ich darüber machte, „ich habe mir allerdings das Vertrauen meiner Mitbürger erworben, aber auch das meiner Vorgesetzten. Auch haben mir Seine Majestät den Franz Josephs-Orden verliehen. Aber das beste Glück meines Lebens ist doch das häusliche ..." Dann streckte er sanft und traurig, wie es seines Vaters Art gewesen, die Hand aus und gab dem jüngsten seiner Buben eine ungeheure Maulschelle. „Du hast dem Schusterjungen die Zunge entgegengestreckt, und dies schickt sich nicht ... Meine Paulitschka — nun, du wirst ja sehen ..."

Im Wohnzimmer begrüßte mich eine andre alte Bekannte, deren ich mich freilich erst entsann, als sie mir ihren Namen nannte: „Marie Kratochwil" — sie war Direktorin der höheren Töchterschule des Orts.

„Noch immer Fräulein!" sagte die muntere Dame lachend, als ich in der Anrede stockte. „Selbst Paulinens Beispiel," fügte sie bei, als sich Matthias empfahl, um noch vor Tische einige Amtsgeschäfte zu erledigen, „hat mich nicht verlockt, mich unter Roithners Schutz zu stellen ..."

„Also die Ehe ist gut geworden?"

„Vortrefflich! Freilich war hier die Frau sehr klug und der Mann sehr gutmütig. Auch haben sie äußerlich erreicht, was sie anstrebten, haben Kinder, die ihnen Freude machen, das wiegt sehr schwer ..."

Da trat Frau Pauline ein. Auch an ihr war nichts dünn geblieben, etwa die Stimme ausgenommen, und der Ausdruck heiteren Staunens paßte nun zu den runden Wangen.

Wir gingen zu Tische, und welche Gespräche wir dabei führten, soll hier nicht verzeichnet sein, da ja ohnehin niemand daran zweifeln wird, daß mein Matthias ein guter Pädagog und ein begeisterter Patriot ist. Aber was er dann beim schwarzen Kaffee sagte, wo die Kinder nicht mehr dabei waren, muß ich hierhersetzen:

„Du hast eben ‚Großvater' zu mir gesagt — du darfst es sagen! Denn du warst es auch, der mir damals, am Abend nach der Vorstellung von ‚Romeo und Julia', wo ich meine Paulitschka zuerst gesehen hatte, den Rat gab, daß wir ihr eben nachgehen sollten: ‚Warum sollten wir nicht im selben Wirtshaus zu Abend essen!' Haha! Und du warst es, der sich zuerst an ihren Tisch setzte, du warst es, der mir dann im Café Troidl Mut einsprach. Du weißt doch noch, was ich damals sagte?!"

Ich traute meine Ohren nicht. „Ja ..." sagte ich dann doppelt eifrig.

„Nun, dann wiederhole es! Meine Paulitschka soll es auch einmal von dir selbst hören ..."

Ich war arg verlegen. „Du sagtest ..." begann ich unsicher, „daß dir das Fräulein einen guten Eindruck ..."

„Was nicht noch!" rief mein Matthias mit behaglichem Lächeln. „So zahm habe ich mich damals nicht ausgedrückt. ‚Die oder keine!' sagte ich ... Du mußt dich ja noch erinnern ..."

„Ja, allerdings!"

Frau Pauline lächelte liebenswürdig-gutmütig, aber es war doch ein eigentümliches Lächeln, dann zog sie sich einen Augenblick zurück, um das Abdecken der Tafel zu überwachen; auch mein Matthias stahl sich ins nächste Zimmer zum Mittagsschläfchen. So blieb ich mit meiner Tischdame von einst allein. Wir sprachen über allerlei Gleichgültiges, bis sie scheinbar ohne jede Beziehung sagte:

„Glücklich ist, wer Unangenehmes vergessen kann. Glücklich, wer sich eine Notlüge, nachdem er sie hundertmal gebraucht hat, schließlich felsenfest selber glaubt. Ich kenne sehr ehrliche Menschen, denen dies Glück gegönnt ist ..."

„Sie haben recht, aber —"

„Kein Aber!" fiel mir die liebenswürdige alte Dame ins Wort. „Ich habe immer recht — und nun muß ich obendrein zu meinen Mädeln! Meine Zeit reicht nur noch knapp zu einem kleinen Toast. Natürlich etwas höchst Unlogisches — wär' ich sonst ein Frauenzimmer? Also, bitte, ergreifen Sie Ihr Glas" — sie schwenkte ihre Kaffeetasse und hielt sie mir entgegen — „und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Vivat das Glück unsrer Freunde!"

„Vivat!"

„Und pereat die Roithnerei!"

„Pereat!" rief ich lachend und ließ meine Kaffeetasse an der ihrigen anklingen.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Morgendämmerung im Spielsaal von Ostende.

Nach dem Gemälde von F. Klein-Chevalier.

Gemsbrunft.

Jagdskizze

Von

Anton Freiherrn von Perfall.

Der Frühling gilt nun einmal als die einzig und allein von den Poeten konzessionierte Liebeszeit. Rosen — Rosen — Liebe — Triebe — das Gereimsel will man sich nicht rauben lassen. Der Herbst bleibt das Symbol des Absterbens, der Vergänglichkeit, die Wimmer- und Klagezeit. Tod — Not — Schauer — Trauer. Der Reim ist an allem schuld.

Nur der Jäger weiß es besser, dem zieht neue Lust in die Brust, wenn die Blätter fallen, und ein Liebesspiel beginnt für ihn, gegen das die Lust des Frühlings, aller Nachtigallenjubel und alles Taubengirren nicht ankann.

Der Hirschschrei tönt durch den farbenprächtigen Wald, nicht lyrisch werbend, sondern trotzig fordernd das ewige Recht, und dann, wenn er verstummt, wenn das stürmische Blut des Edlen gekühlt ist, dann beginnt erst der höchste und späteste der Freier seinen Hochzeitsreigen, allen Dichtern zum Trotz, mitten im Schneegestöber und Sturmprall — der Gemsbock!

Ja, je lustiger die weißen Flocken wirbeln, desto ausgelassener ist sein Mut.

Der Gemsbock zur Sommerzeit, in seiner schmutziggelben Decke, zuerst von des Winters Not abgemagert, entstellt, dann träge, apathisch, in seiner Fettleibigkeit die niedere Abstammung vom Ziegengeschlecht nur zu deutlich verratend, oder auch nach der Treibjagd auf der Strecke, abgehetzt, zerfallen, zerschossen, ein Fetzen, — und der Gemsbock im November zur Brunftzeit, in seiner schneidigen Beweglichkeit, seinem rastlosen Treiben, in zottigem schwarzen Pelz, mit dem kurz gedrungenen Hals, auf dem der helle, herrlich gezeichnete Grind so kräftig aufsitzt, daß es für den Jäger keine Täuschung mehr giebt im Geschlecht, und der ersehnte Preis, der wachelnde Bart, das Kreuz entlang — das sind Unterschiede, wie sie keine andre Wildart aufzuweisen hat.

Nur der, dem es schon vergönnt war, zu dieser Zeit den Gemsbock zu jagen, kann mitsprechen über den unerschöpflichen Reiz dieses Weidwerks. Mag der Sommer in den Bergen noch so viele Schönheiten bieten, in ihrer Pracht, in ihrem feierlichen Ernst zeigen sie sich doch erst, wenn in dem Schnee der Gipfel und Schneiden der Lichtzauber sein Spiel treibt: bald pomphaftes Erglühen, bald ernstes Erkalten in tief bläulichem Schatten. Und die Almen leer, kein Unberufener mehr unterwegs, der den Frieden dieser gewaltigen Natur störte durch Gejohl und Geplärr, Steinablassen, Bergstockgeklapper — „kein Schroffentrottel“, wie ein mir befreundeter Förster gewisse übereifrige Jünger des an sich gewiß völlig berechtigten Bergsports zu nennen pflegt.

Ein Morgen, blitzblank, weiß wie der erste Kommunionstag; selbst die brennenden Kerzen fehlen nicht, ringsum stehen sie. Die jungen, frischbeschneiten Fichtenwipfel glitzern und lohen im Frühsonnenschein.

Zwischen den auf und ab ziehenden Nebelschwaden, den letzten Flüchtlingen vor dem glorreichen Tagesgestirn, lachen Himmelsflöckchen in tief gesättigtem Blau.

Die Schönfällalm ist unser Ziel, die laßt net aus!

Mit freiem Auge erkenne ich die auf dem steilen „G'schwand“ sich kreuzenden Gemsfährten. Das giebt Kraft. Braucht es aber auch. Das unschuldige „Schneeei“ wächst uns bereits über die Kniee.

„Heut müassen ma's schon dersitzen,“ meint Jackl, mein Begleiter, sich den perlenden Schweiß von der Stirn trocknend, während ich einen sehnsüchtigen Blick hinaufwerfe auf die „Wilden Fräul'n“, vier spitze Felsnadeln, die auf der Höhe des steilen „G'schwands“ silberklar in die Bläue hineinragen. Und da jagt es schon unter ihnen durch, zwei schwarze Teufel — ein Schneewölkchen stäubt auf.

Das giebt frischen Atem.

Die treiben's noch lange da oben.

Ein Weg, der im Sommer kaum eine halbe Stunde beansprucht, erfordert jetzt zwei. Endlich! Ein schmaler Birschsteig biegt unter den „Wilden Fräul'n“ ein.

Ein bißl verschnaufst, dann vorsichtig vorwärts, dem Lochgraben entlang. Jenseits im luckigen, gegen den Jägerkamp ansteigenden Latschenfeld zeigt sich ein Rudel von zwanzig Stück, lauter „G'raffel“. Aber das ist schon recht zu dieser Zeit, die Werber bleiben nicht aus.

Der Wind zieht in den Graben hinunter, nur der Schnee ist harschig und klirrt wie Glas unter den noch so vorsichtigen Tritten. Man wünscht sich die Leichtigkeit einer Bachstelze, wagt den Fuß kaum zu heben.

Alles umsonst! Der gefürchtete Pfiff ertönt doch. Das Schaar'l wird unruhig, eine Kitzgeiß läßt uns nicht mehr aus den Augen. Zu verderben ist nichts mehr, nur vorwärts! Ungeschoren geht's da nie durch.

Der Steig führt abwärts in den Graben, dann hinauf auf den sogenannten „Melkstadl“, eine steile, gegen den weiten Almkessel abfallende Mulde zwischen dem Gehänge des Jägerkamps und den „Wilden Fräul'n“, eine phantastische, latschenbewachsene Felsformation. Ein Hauptplatz, wen's Sitzen nicht verdrießt. Jetzt gilt es höchste Vorsicht.

Noch zwei Schritte im meterhohen Schnee, und der ganze Kessel, die wilden Schroffen und Kamine, die zum Kamm aufsteigen, liegt vor uns. Der alte Sitz wird eingenommen. Zwei Patronhülsen liegen noch da vom vorigen Jahre, frohe Hoffnung weckend.

Zuerst scheint alles ausgestorben, am Boden des Kessels liegt das Almdorf im Winterschlaf. Dann gehen einmal Steine, das treibt schon das Blut. Die Musterung mit dem Perspektiv beginnt.

Natürlich auf der andern Seite des Kessels die ganze Bande!

Zwei gute Böcke jagen, in eine Schneewolke gehüllt, ein schwächerer drückt sich in respektvoller Entfernung um das Rudel herum. Alle Mühe ist vergessen. Dieses Beobachten, dieses gespannte Abwarten der Entwicklung ist ja schon Jägerlust.

Jeden Augenblick verändert sich das Bild, treten neue Wendungen ein, werden neue Entdeckungen gemacht.

Auch im Kessel unter uns raschelt es verdächtig. Jeder Nerv lebt zwiefach, eine Stunde schwindet wie eine Minute.

Wenn nur der Nebel uns nicht zu schaffen macht, der drohend heraufblickt aus dem Graben.

„Auf der ‚Reisen‘, das war halt der recht'!“ flüstert jetzt Jackl. „Und komma thuat er aa.“

Richtig, da ist er! Wie auf meinem Stammkrügel auf der „Post“, kohlschwarz, steif hinabäugend in den Kessel, gerade auf dem Wechsel, der zwischen den Schroffen zu uns führt — dann mit einem jähen Sprung hinab und uns aus den Augen. Und ein Steingerassel und ein „Geglätter“ *) hebt an, unter uns durch, wieder zurück.

Offenbar hat er einen Rivalen erblickt. Und war bolzengerade auf uns her! Pech! — Dann wieder lautlose Stille.

Die Sonne brennt wie im Juli.

Auf der andern Seite ist's still geworden. Aber unter uns läßt das Steingerassel nicht aus, und mit ihm nicht die Hoffnung.

Der Wind wechselt schon. Vorwärtsbirschen geht nicht mehr.

Plötzlich erscheint ein gelber Grind, keine hundert Schritte unter mir, über einen Latschenboschen. Er wär' es schon, aber zuerst mit dem Glas anschauen ist oberstes Gesetz.

Gott sei Dank! Höchstens vierjährig. Und das gespannte Rückwärtsschauen kenne ich.

Plötzlich ein Ausriß, in rhythmischem Wiegen geht's den Kamm hinauf, und ein ganz andrer Bursche steht schon in dem Augenblick auf demselben Platz.

Da braucht es kein Schauen mehr, und die Zeit ist auch bemessen; wohl daß der Wind hinunterstieß — er wirft schon auf — pfeift —

„A sakrische Krucken, weit und hoch! Schiaßen 'S!“ flüstert Jackl.

Welche Wonne, wenn das Korn sich senkt in den schwarzen, zottigen Leib, ein wilder jäher Drang jeden Nerv durchbebt!

Ein kurzer Knall, wie ein Peitschenhieb am Gewänd sich brechend.

Ein gutes Zeichen — vorne auf, dann abwärts in eine Schneewolke gehüllt, dann ein Kollern vom Gestein, ein Rutschen, Gleiten, dann ein dumpfer Fall.

„Hat'n schon!“ rief Jackl.

Zu verderben ist nichts mehr, von allen Seiten rasselt's, pfeift's — und unser Tagewerk ist beendet.

Im Sprung geht's abwärts, der Schnee hält uns ja; die Neugierde ist doch zu groß, und der echte Jäger fühlt immer wieder die gleiche Freude.

Da liegt er schon mitten in der Sandreise, den Schnee mit seinem heißen Schweiße färbend. Die Krucken wird sorgfältig geprüft. So arg, wie der Jackl es gemacht, ist's gerade nicht. Ein sechsjähriger Bock. Krucken stark und weit, Bart aber mittelmäßig. Stark ausgebrunftet. Nun, mir langt er, und dem Jackl auch.

Jetzt ist's noch einmal so schön, das reinste Frühjahr, und ein Kraftgefühl, eine Lebenslust zieht in das Herz, die nur der Jäger kennt.

Ich bin gewohnt, solche Augenblicke gierig auszuschlürfen; nicht die stolze Beute rasch hineingestopft in den Rucksack und davon! Eine frische Pfeife wird angezündet, ein Platz gewählt zur stillen Betrachtung des schönen Wildes, der ganzen Scenerie. Da beruhigt sich dann erst die Leidenschaft, das raubtierartige Begehren; die Freude schwingt sich harmonisch aus, und der Blick wird frei für die Schönheit der ganzen Umgebung, das Reizvolle der dramatischen Entwicklung.

So prägt sich ein unauslöschliches Bild in meinen Geist, das mir in späteren Jahren noch Freude und Genuß bereitet.

Und dazu braucht die Sonne nicht zu scheinen wie heute, — o nein, auch wenn dumpf die Nebel brauen ringsum in feierlichem Schweigen oder melancholisches Geflock sich senkt, immer fügt sich ein neues, originelles Bild voll Stimmungsreiz.

Probatum est! Ich habe bereits eine ganze Galerie davon erworben und tauschte nicht mit denen der größten Meister, — bei denen ich aber stets am liebsten verweile, das sind die mit der Aufschrift: „Gemsbrunft“.

*) Stimme des Bockes während der Brunft.

Belgisches Volkswesen.

Von

F. A. Bacciocco.

Die Volksstämme, die an den Ufern der Schelde, Senne und Maas wohnen, gelten als ganz ausnehmend fleißig und intelligent auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit. Sie haben im Laufe der Zeiten Außerordentliches und Bewunderungswürdiges geleistet im Ackerbau und Gartenbau, in unzähligen Zweigen der Industrie, im Bergbau und Maschinenfach, im Straßenbau und Eisenbahnwesen, in der Architektur und in der Kunst, nicht zuletzt im Handel und Verkehr. Und welchen Zweig der Arbeit und Industrie immer man prüfen und untersuchen mag, man wird bei den Belgiern überall eine gewisse und scharf ausgeprägte Eigenart in der Arbeit und Industrie erkennen, die man nicht anders bezeichnen kann als die belgische Eigenart.

Diese belgische Art und Weise, der Charakter des Volkes, der in der Thätigkeit und in den Produkten der Arbeit zum Vorschein kommt, unterscheidet sich scharf von der benachbarten französischen Produktion und auf der andern Seite von der holländischen und niederdeutschen. Die Belgier, die Hauptstämme des Landes, Vlämen, Brabanter und Wallonen, sind in einem vielhundertjährigen Nebeneinander, das nicht immer friedlich war, doch derart zu einer Nation geworden, daß die Produkte ihrer Thätigkeit immer und überall denselben Stempel zeigen und wie aus einer großen nationalen Fabrik zu kommen scheinen. Man erkennt hier den Einfluß und die Macht der Tradition. Wenn man einem französischen oder deutschen Messer- oder Waffenschmied ein Messer, eine Klinge oder eine Flinte aus Lüttich zeigt, dann erklärt er sofort: Das ist belgisches Fabrikat. Zeigt man einem Pariser Dentellisten Brüsseler Spitzen, dann sagt er sofort: Das ist Brüsseler Arbeit; oder einem Aachener Tuchfabrikanten ein Stück Tuch aus Verviers, dann sagt er: as Dist belgische Ware. Sogar auf die Tiere und Pflanzen erstreckt sich der Einfluß der „nationalen Eigenart“, wenn man die Sache so nennen kann. Die schweren vlämischen Rosse, die belgischen Spitzhunde, die Foxterriers, die belgischen Kampfhähne, die berühmten belgischen Brieftauben gehören eben nur diesem Lande an. Eine große Anzahl von Obstsorten, Blumen und Pflanzenspezialitäten erscheinen im Handel als Besonderheiten der Kunstgärten in Gent, Brügge, Brüssel.

Geht man weiter und sucht zu erkennen, ob die Arbeit der einzelnen Volksstämme, der Vlämen oder Wallonen, in diesem oder jenem Produkt zum Vorschein kommt, dann hat man sich vor eine schwerere Aufgabe gestellt. In den meisten Fällen ist es nicht zu erkennen. Man kann nicht sagen, ob der vortreffliche Lütticher Messerschmied oder der Tuchmacher in Verviers, ob der Erbauer eines neuen Dampfschiffes auf der Maas ein Wallone, Brabanter oder Flamländer war. Die einen wie die andern arbeiten in den Ateliers, Werkstätten, Fabriken meistens nebeneinander.

Nur im allgemeinen weiß man, daß der Wallone mit Vorliebe die Eisenindustrie betreibt; im Borinage ist er jedoch der harte Grubenarbeiter, in Namur und Brüssel der feine Pelzfabrikant, in Verviers Tuchmacher. Der Vläme und Brabanter und der Friese an der Schelde bebauen mit Vorliebe den Boden; aber es wäre nicht richtig, zu sagen, daß der Wallone nicht ein ebenso trefflicher Kunstgärtner ist wie die vlämischen Züchter. Vor Jahrhunderten schon waren in den alten niederländischen Städten die Angehörigen der verschiedenen Stämme in ihren großen Kunst- und Industriezweigen nebeneinander thätig, und trotz der oft auftauchenden sozialen Reibungen fanden sie sich immer wieder zusammen in der Konkurrenz und zu der gemeinsamen Arbeit.

Eine völlige Vermischung hat gleichwohl nicht Platz gegriffen. Man erkennt es sofort an einer Gegend, in welcher vorwiegend Vlämen oder in welcher Wallonen sitzen. Nur in den Städten sind oft genug die Vertreter der einzelnen Stämme nicht mehr heraus zu erkennen; sie nennen sich einfach Belgier: Je suis Belge! In den Kreisen der Wohlhabenden und Reichen, so besonders in Brüssel, geht man der Frage nach der Zugehörigkeit zum Volksstamme gern aus dem Wege. Aber es traten Wortführer und litterarische Vorkämpfer unter den Wallonen auf, welche nachweisen wollten, daß man in dem Volksstamme der Wallonen die Nachkommen der eigentlichen, „alten Belgier“, der kriegerischen Belgier Julius Cäsars, zu suchen habe; sogar als die Autochthonen des Landes, auch als Reste der Kelten, die Belgien und Frankreich kultivierten, wollen einige die Wallonen ansehen. Indessen ist in neuerer Zeit ein Dialektforscher aufgetreten, Professor Seelmann in Paderborn, der den hochinteressanten Nachweis erbracht hat, daß ein Teil der Wallonen ohne Zweifel mit jenen Sachsen identisch ist, die vor mehr als tausend Jahren durch Karl den Großen, dessen Erinnerung bei allen Wallonen als „Charlemagne“ in hohem Ansehen gehalten wird, aus den Wesergegenden nach den Vogesen und Ardennen verpflanzt worden sind. Was heute als Wallonensprache gilt, ist ein ganz wundersames Gemengsel von romanischen und niederdeutschen, nämlich altfränkischen Worten und Lauten, wie des weiteren dargethan werden soll.

Neben den Wallonen verweisen die Vlämen auf die Bataver und kriegerischen Nordlandfahrer, auf Normannen und Friesen als ihre Vorfahren und berufen sich auf

die reiche Geschichte der alten niederländischen Städte und auf ihre prächtige und hochentwickelte Litteratur.

In hohem Grade merkwürdig sind viele volkstümliche Traditionen, dann die Volksspiele in Belgien, und auch hier wieder finden wir die beiden oder die drei Volksstämme durchweg vereinigt im Wetteifer. Jüngsthin wurde in Brüssel das „Glockenspiel“ abgehalten. Die Bevölkerung sammelte sich auf dem Rathausplatz und hörte dem Spiel der konkurrierenden Glockenmänner zu, von welchen der Sieger zum Stadtglöckner gewählt wird. Bei dem letzteren wurde nicht gefragt, ob er Vläme oder Wallone sei; die Hauptsache war das feine Spiel. So wird es auch in andern Städten gehalten, welche Glockenspiele besitzen. Bei den Volksbelustigungen konkurrieren meistens friedlich Vlämen und Wallonen.

Wenn man die Belgier als ein außerordentlich arbeitsames Volk bezeichnen muß, so darf man auf der andern Seite zugeben, daß es auch ein außerordentlich vergnügungssüchtiges Volk ist. Schon die große Zahl von Volksfesten und Kirmessen beweist es. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Gemeinde hat ihre großen und kleinen Kirmessen, und sie verteilen dieselben in der Art, daß auch die Nachbargemeinden teilnehmen können, so daß man sich gegenseitig Revanche geben kann. Außerdem hat man eine Menge von festlichen Traditionen, welche mit erstaunlicher Pietät gepflegt werden. Fast alle Städte haben ihre besonderen Faschingspiele; dann hat man die Bogenschützen- und Fahnenfeste, die Hahnenkämpfe, die oft auch nur Beigaben der Feste sind; die Gansryders, die vorwiegend in der Provinz Antwerpen vorkommen. Es ist ein grausamer Sport. Die Burschen der Dörfer und Gemeinden versammeln sich auf einem Platze, auf welchem eine lebende Gans mit dem Kopf nach unten an eine Art Galgen gehängt wird. Die Burschen steigen zu Pferde und galoppieren unter dem Galgen durch, indem sie den Versuch machen, der Gans den Kopf abzureißen. Dabei wird das Gansryderlied gesungen. Der Sieger wird für ein Jahr der König der Gansryders. Auch das Entenstoßen und Hahnenschlagen gehört in diese Art von niederländischen Volksspielen. Ein Hahn wird unter einen Topf gesetzt; ein Bursche oder ein Mädchen, dem die Augen verbunden sind, bekommt einen langen Stecken in die Hand, wird im Kreise herumgedreht und muß dann den Topf mit einem Schlag zertrümmern gehen. Kletterbäume, Saufangen, Hasardspiele, Tanzböden und so weiter gehören zu den Volksbelustigungen, bei welchen sich durchweg Vlämen, Friesen, Brabanter und Wallonen zusammenfinden. Die Gemeinden erkennen sich oft an den Farben der Plüschröcke oder an den Falten der blauen Kittel. Gesprochen wird vlämisch, wallonisch, französisch und oft ein Patois, das dem Fremden unverständlich ist.

Die Volkssprachen in Belgien sind, wie gesagt, besonderer Art. In den Städten, noch mehr aber in einigen Landstrichen, dort, wo die Bevölkerung sich gemischt hat, stoßen wir, abgesehen von der französischen Verkehrssprache, auf eine merkwürdige Sprache mit ganz eigentümlichen Ausdrücken und Bezeichnungen, von denen man nicht weiß, ob sie romanischen oder altgallischen, keltischen oder niederdeutschen und altfränkischen Ursprungs sind. Jemand, der viel spricht, wird Babelcus genannt bei Wallonen und Plattdeutschen. Babeln und bubeln ist die ursprüngliche niederdeutsche Bezeichnung für plaudern; „cus“ bedeutet den Mund und ist vielleicht dasselbe wie Kuß. Babelcus heißt wörtlich übersetzt der plaudernde Mund.

Auf dem Markte verkaufen die Wallonen im Frühjahr die ersten Früchte und Gemüse; sie nennen dieselben die Premuren. Die Franzosen, so in Paris, haben daraus die „Premièren“, das sind die ersten Gemüse, die in den Markthallen erscheinen, gemacht. Bei den Wallonen bedeutet es aber die primi muri, das heißt die Früchte, Gemüse, die zuerst reif sind. Das Wörtchen murich und mürich für reif und weich ist wieder landläufig bei den Niederdeutschen. Die Wallonen nennen die Schwarzwurzel skoschenile, ebenso die Plattdeutschen. In Italien und Spanien hat man es aber mit der scorzo nera (schwarze Natter und Schwarzwurzel) zu thun. Verschiedene Gemüse und Früchte, die aus Italien stammen, haben eine verstümmelte romanische Bezeichnung beibehalten oder erhielten auch eine plattdeutsche Färbung: Kirsche, cerisi, peri, pomi und so weiter. Der weiße Kohl heißt bei Wallonen und Plattdeutschen Schavoï, dieses Schavoï bedeutet nichts anderes als Savoyen: der Kohl, der aus Savoyen stammt. Die Wachtel heißt Quattel. Im „Ekkehard“ befindet sich die Bemerkung: „In Glossen sanktgallischer Handschriften wird indes die Wachtel quasquila und quatala genannt.“ Am Niederrhein hat sich diese Bezeichnung bis zum heutigen Tag erhalten; die Wachtel heißt überall die Quattel. Beim Zutrinken sagt man am Niederrhein, an Maas und Schelde: Trink, Korebitke! Das bedeutet: Koste ein wenig. Das Koren, Küren ist altdeutsch und das bitken ebenfalls. Der komische Ausdruck „Pschütt“, den die Pariser acceptiert haben, ist ebenfalls plattdeutschen Ursprungs. Er bedeutet ein kraftloses, wenig nahrhaftes Brot. Die holländischen und belgischen Matrosen haben keinen Zwieback an Bord, sondern „Pschütt“. Im übertragenen Sinne bedeutet es ein einfältiges Frauenzimmer. In diesem Sinne ist wahrscheinlich der Ausdruck nach Frankreich gewandert und spielt heute noch in Paris eine Rolle. Das Wort „Beschüdde“ kommt in Aachen und Köln schon im 12. Jahrhundert vor und bedeutete das Einstands- (Gutstehungs)-Recht der Bürger. Der Pariser Jargon wimmelt von solchen niederdeutschen und wallonischen Ausdrücken. Die Worte Brott, Bier, Bock, Krach, Snapps, Trink, Trinkaus und so weiter hört man in Paris in allen Kreisen.

In hohem Grade merkwürdig sind ferner in sprachlicher Hinsicht im Niederland verschiedene Städte- und Ortsnamen. Da haben wir die Stadt Verviers. Im Volksmunde heißt die Stadt am ganzen Niederrhein bis hinauf nach Mainz Vervisch; die Stadt Lüttich, Liège, heißt desgleichen im Volke Lück. Vervisch und Lück sind offenbar die uralten niederdeutschen Bezeichnungen. In Lüttich hat man bekanntlich die erste und älteste deutsche Universität zu suchen, und im Mittelalter gingen die Studenten nicht nach Liège oder Lüttich, sondern nach Lück. Die interessanteste Ortsbezeichnung finden wir bei Mastricht in dem alten Städtchen Argenteau. Im 13. und 14. Jahrhundert lagen die Bürger von Aachen häufig in Fehde mit den Herren von Arkendeil oder Argendöl. Diese Ritter nahmen Bürger gefangen und schleppten sie auf ihre Burg Arkendeil. Wörtlich übersetzt und im Sinne der Volkssprache heißt das Wort das „arge döl“, oder das arge (schlimme) Thal, die schlimme Gegend. Bei der Burg befindet sich eine Bodenvertiefung, eine Döll, Thalsenkung. Im 15. Jahrhundert erscheinen die Ritter von Arkendeil als Ritter und Grafen von Argenteau und Argenteuil! So kommen sie in der Aachener Chronik und in den Urkunden vor. Es kann doch kein Zweifel sein, daß die niederdeutsche Bezeichnung als die ursprüngliche angenommen werden muß! Aber auch in der Nähe von Paris liegt ein Ort Argenteuil, der bekannte Wallfahrtsort. Wie kommt dieser zu dem Namen? Man weiß nur, daß Ritter von Argenteau von der Maas nach Frankreich auswanderten.

Zwischen Aachen und Mastricht haben wir noch den Ort Falkenburg nebst gleichnamiger Ruine. Die Herren von Falkenburg waren ebenfalls ein berühmtes Rittergeschlecht. Die Franzosen nennen den Ort Fauclemont, ursprünglich aber hieß er Valkenberg oder Walkenberg. In dem Städtchen saßen seit alter Zeit Gerber. Man hat es augenscheinlich mit einem Walker- oder Gerberorte zu thun. In dieser Art bereiten die Verschiebungen und Verschlingungen der plattdeutschen, altfränkischen Worte mit den romanischen und wallonischen dem Sprachforscher mancherlei Schwierigkeiten.

Phot. Franz Rompel, Hamburg-Barmbeck.

Die silberne Bowle für den neu erbauten Kreuzer „Hansa“.

Ganz dasselbe ist der Fall bei dem Volkswesen selbst. Die Städte Verviers, Lüttich, Namur, Charleroi werden als Wallonenstädte bezeichnet. Es wird in ihnen vom Volke vorwiegend wallonisch gesprochen. In Verviers und Lüttich wurde aber im Mittelalter niederdeutsch gesprochen, und heute würde es schwer halten, hier ein reines wallonisches Volkselement nachzuweisen. Rein wallonisch dagegen dürfte das bekannte Kohlenrevier „Borinage“ sein. In Mastricht wird plattvlämisch und holländisch gesprochen, in Falkenburg deutsch, holländisch und wallonisch, desgleichen in Moresnet, in Löwen brabantisch, vlämisch und französisch, in Gent und Antwerpen vlämisch und französisch, in Brüssel in den wohlhabenden Klassen französisch; die Volkssprache aber ist brabantisch und vlämisch. Im ganzen Lande ist die französische Sprache die Umgangs- und Salonsprache. Die rein vlämischen Gegenden haben wir an der unteren Schelde, im alten Flandern, Ost- und Westflandern, die Brabanter Laute in Alt-Brabant zu suchen. Auf dem Lande sitzen nahezu drei Millionen solcher Bauern unvermischt. In den Städten kann von einer reinen Nationalität nicht die Rede sein. Hier kommt der Sammelname „Belge“ zur Geltung, auf welchen alle gleich stolz sind.

Das stark ausgeprägte Staats- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Belgier wird fortwährend erschüttert durch vier Parteiströmungen: die nationale, die republikanische, die ultramontane und die sozialistische. Die Annahme, daß in Belgien auch eine starke Partei besteht, die den Anschluß des Landes an Frankreich anstrebt, ist heute hinfällig geworden. Dagegen beschäftigen sich hervorragende Köpfe in Belgien und in Holland mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung der Länder. Die Republikaner und Ultramontanen in Belgien haben wir vorwiegend in den besitzenden Klassen zu suchen; es sind zugleich die Freunde Frankrei[illegible], die aber [illegible] eine Annexion durch Frankreich nicht denken. Vor hundert Jahren lagen die Verhältnisse im Lande ganz ähnlich, aber die Erfahrungen, die man seit jener Zeit mit Frankreich erlebt, haben die Leute kühler gemacht. Stärker ist die sozialistische Bewegung, die von den Arbeiterzentren Gent, Antwerpen, Lüttich, Brüssel, dem Borinage und so weiter ausgeht. Schon diese Namen deuten an, daß Wallonen und Vlämen fast gleichmäßig von der Agitation berührt erscheinen. Die Verbindungen der belg schen Sozialisten mit den französischen und deutschen sind längst nachgewiesen worden, und es wird überhaupt daraus kein Hehl gemacht. Bis heute fanden die Sozialisten und Communards den nachdrücklichsten Widerstand in der großen Wohlhabenheit des Landes, die jene aller andern Länder des Kontinents übertrifft. Allerdings ist der Reichtum nicht gleichmäßig verteilt, aber der kleine, gesicherte Besitz und der kleine Rentner haben weitaus das Uebergewicht. Die nationale Partei der Vlämen, die mit jedem Tage mächtiger wird, bildet an und für sich den stärksten Gegensatz gegen die Franzosenfreunde und gegen die Republikaner, die sich vorwiegend aus den Wallonen rekrutieren.

Die Bemühungen der Wallonen im belgischen Parlamente, ihre Sprache zu derselben Geltung zu bringen wie die vlämische, scheiterten an dem Widerspruch und an der Gleichgültigkeit der französisch redenden Abgeordneten. Der Vorgang ist in hohem Grade charakteristisch. Was soll man im Parlament, in der Schule und im Gerichtssaal mit einer Sprache machen, die in so zahlreiche Dialekte zerfällt, daß jede Wallonengegend ihren besonderen Jargon hat? Es wäre ungefähr so, als wenn im Kölner oder im Aachener Gemeinderate ein Stadtvertreter für die Einführung des heimischen „Platt“ plädierte, oder ein Metzer für die Einführung des „Messin“ oder des „Saarditsch“, der Volkssprache. Zudem wäre das Wallonische, das in Charleroi gesprochen wird, dem Abgeordneten aus Verviers nicht ganz verständlich. Wieder anders lautet das Wallonische auf preußischem Boden, in der sogenannten „preußischen Wallonei“.

Das nachstehende St. Martinssprüchlein aus der Gegend von Malmedy mag als Probe der Wallonensprache dienen:

„On stokon ramon po fé les vieues du St.-Martin,
D'jan don s'iff plaît bin?
On banse sinn con, on chènat sinn anse,
On péce, on d'jambe du strin,
On fadhai, on tonnai,
Tott à fait es bin set bon
Po fé les vieues du Saint-Martin ...“

Das ist gewiß eine ganz sonderbare Sprache! Für den Deutschen und Franzosen gleich unverständlich.

Indessen ist die Sprache nicht vollkommen unverständlich für den Kenner der rheinfränkischen niederdeutschen Dialekte; dieser allein, wie auch Professor Seelmann dargethan hat, ist in der Lage, die niederdeutschen Worte und Ausdrücke von den romanischen zu scheiden, und sicher ist, daß der Forscher nahezu ebenso viele plattdeutsche, niederdeutsche Wurzeln entdecken kann wie romanische.

Und daß diese Volkssprachen älter sind als die französische und hochdeutsche Sprache, kann auch nicht bezweifelt werden.

Die silberne Bowle für den Kreuzer „Hansa".

(Zu der Abbildung Seite 789.)

Im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg gelangte kürzlich die silberne Bowle zur Ausstellung, die der Senat für den neuerbauten Kreuzer „Hansa" hat herstellen lassen, dessen Taufe im März vorigen Jahres Bürgermeister Dr. Mönckeberg auf Ersuchen des Kaisers vollzogen hat. Der Entwurf des prächtigen Silberstücks rührt von Alexander Schönauer her. Mit Rücksicht auf die Größe der Bowle hat der Künstler eine massige und gedrungene Form für dieselbe gewählt. Um so leichter und gefälliger legt sich das Schmuckwerk um den gebuckelten Körper des sich von einem breiten, friesgeschmückten Fuße erhebenden Gefäßes. Der Deckel der Bowle ist an zwei Seiten mit dem in Email ausgeführten Hanseatenkreuz belegt. Bekrönt wird derselbe von einer Nachbildung eines der hamburgischen Orlogschiffe des siebzehnten Jahrhunderts, des „Wapen von Hamburg".

Der Neubau des königlichen Marstalls in Berlin.

Nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

Gegenüber der gewaltigen Schlüterschen Südfront des alten Königsschlosses an der Spree, eingefaßt von zwei berühmten Skulpturen, dem stolzen Kurfürsten-Denkmal von Schlüter und dem Neptunsbrunnen von Reinhold Begas, erhebt sich jetzt ein stattliches Bauwerk mit schöner Sandsteinfassade, der neue Marstall. Uebers Jahr erst wird die ganze umfangreiche Anlage mit ihren mächtigen Ställen, die 276 Pferden Raum bieten, mit ihren Parade- und Remisehallen, den Geschirrkammern, Höfen und Reitbahnen vollendet dastehen. Aber schon jetzt gewinnt man von dem äußeren Bau ein freies und vollständiges Bild. Der Hofarchitekt Geheimrat Ihne ist der Schöpfer des Werkes, an dessen Gestaltung der kaiserliche Bauherr thätigsten Anteil genommen hat Natürlich mußte die Schloßplatzfront das reichste Gepräge erhalten, und sie war vor allem mit der imposanten Architektur Schlüters in Einklang zu bringen. Kraftvoll wirkt das Hauptportal mit den übereinandergestellten wuchtigen Doppelsäulen und dem wappengeschmückten, von Rossebändigern flankierten Giebel. Vornehm erscheint die ganze Fassade mit den barocken Imperatoren- und sonstigen dekorativen Gruppen auf der Attika, mit den ionischen Pilastern, welche die Fenster der oberen Stockwerke einfassen, und den beiden säulengeschmückten Risaliten. Hier lenken in erster Reihe die kolossalen Wandbrunnen das Auge auf sich. Es sind 7,5 Meter hohe, aus Sandstein gemeißelte Gruppen in riesigen Nischen. Auf der Spreeseite, neben dem Kurfürsten-Denkmal, ist die Prometheussage dargestellt: Finster, verzweiflungsvoll blickt der an den Felsen geschmiedete Heros auf den von Zeus entsandten Adler, der mit seinen Fängen zu neuen Qualen ausholt; vergebens ist die Klage und die Abwehr der beiden Okeaniden, welche mit den die Wellen verkörpernden Rossen, den Hippokampen, emporgetaucht sind. In der andern Nische, an der Breitenstraße, ist die Befreiung der Andromeda behandelt: Auf ihrem Felsen sitzt die mit orientalischem Kopfputz geschmückte Jungfrau, ihr zur Seite hält der Pegasus mit gespreiztem Flügel, voll Spannung folgt sie dem Verlauf des Kampfes, der zu ihren Füßen sich abspielt. Entschlossen geht Perseus mit dem dräuenden Gorgonenschild und dem kurzen Schwert dem sich windenden Drachenungetüm zu Leibe Der Ausgang scheint nicht mehr zweifelhaft. Von den Felsen wird später Wasser herabsprudeln. Die Brunnen hat Otto Lessing modelliert, in dessen Werkstatt auch die rein dekorativen Arbeiten entstanden sind.

Dr. Römer-Berlin.

Der Neubau des königlichen Marstalls in Berlin.

Prometheus-Gruppe.

Perseus-Gruppe.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 49.

Aus Zeit und Leben.

Villingen.

Das Riettor.

Trachten von Villingen und Umgebung, im Hintergrund Bürgermilitär zu Pferde.

Schreiber, dm

Die 900jährige Jubelfeier der Stadt Villingen am 13. August 1899. Nach photographischen Aufnahmen von Alb. Schittenhelm in Villingen.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.–

Füllrätsel.

Dort geht mit ernstem Amtsgesicht
Herr Müller auf das Amtsgericht,
Die Stirn voll krauser Falten.
Die Sonne brennt, es wird ihm warm,
Schwer drückt das Päckchen unterm Arm —
Was mag es nur enthalten?
Wär nur ein i noch in dem Wort!
Herr Müller würde wohl sofort
Gern stundenlang es halten.

F. M.-S.

Silbenrätsel.

Hoffähig war die Erste nie,
Doch darf sie manchen Hof betreten,
Auch lehrt uns die Mythologie,
Daß Zeus selbst sie sich nicht verbeten.

Im andern Paar viel Blut oft fließt
Für den Erfolg, der ihm verbunden,
Nur wenn es an ein Wort sich schließt,
Verläuft es ohne äußre Wunden.

Daß eine Riesenmenge heut
Das Ganze jubelnd noch bewundert,
Spricht nicht für edle Menschlichkeit
Am Schluß vom neunzehnten Jahrhundert.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 47:

Des Worträtsels: Heim — Heimchen.
Des Silbenrätsels: Mauerblümchen.
Des Bilderrätsels:
Ein leichtes Wort, das achtlos ausgesprochen,
Hat oft ein ganzes Menschenglück zerbrochen.

Bilderrätsel.

Landwirtschaftliches.

— Unter den landwirtschaftlichen Hochschulen, die heutzutage die Gelegenheit zu gründlichem Studium der Landwirtschaft bieten, dürfte besonders die Königliche Landwirtschaftliche Akademie Hohenheim (Württemberg) Beachtung verdienen. Seit 1818 bestehend, hat sie nahezu 5000 Landwirten aus den verschiedensten Ländern ihre wissenschaftliche Ausbildung und mancherlei Anregung auf praktischem Gebiete gewährt, sowie zur weiteren Förderung der Landwirtschaftslehre beigetragen. Im Gegensatz zu den meisten andern landwirtschaftlichen Hochschulen ist Hohenheim nicht einer Universität angegliedert, sondern besteht für sich, in landschaftlich schöner und gesunder Lage, 11 Kilometer von Stuttgart entfernt und durch eine Dampfstraßenbahn an die Hauptstadt angeschlossen. Sehr anregend und nützlich wirkt der Umstand, daß mit der Akademie ein circa 300 Hektar großes Gut verbunden ist. Dadurch bleibt der studierende junge Landwirt in steter Berührung und Fühlung mit dem praktischen Betrieb der Landwirtschaft, was von außerordentlichem Wert ist. Wesentliche Verbesserungen wurden in der jüngsten Zeit eingeführt. Nachdem vor zwei Jahren die Mittel für den Neubau der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation mit 97 000 Mark verwilligt worden waren, sind jetzt auch reiche Mittel zur Verfügung gestellt worden für den Neubau eines botanischen Instituts und eines Instituts für Pflanzenschutz, sowie eines Elektricitätswerkes für Beleuchtung, den Antrieb der landwirtschaftlichen Maschinen und für Pflugarbeit. Daraus dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß man in Hohenheim eifrig bestrebt ist, allen Fortschritten der Neuzeit auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete gerecht zu werden.

Handschriften-Beurteilung.

Wächter, Wien. Die Schreiberin steht unter irgend einem Druck oder Zwang, der sie in der freien Bewegung hindert. Sie ist geistig rege und innerlich viel lebhafter und unruhiger, als sie es Wort haben will. Auch hat sie ein tiefes und warmes Gemüt und neigt dazu, alles schwer und ernst zu nehmen, doch kann dies ein oberflächlicher Beobachter nur ahnen; denn sie macht einen kühlen, reservierten Eindruck und verhält sich oft fast schroff abweisend. Sie ist charakterfest, pflichtgetreu und gewissenhaft, dabei verständig in ihren Ansichten und in ihrer Lebensauffassung. Im Auftreten giebt sie sich einfach und natürlich. Bei aller scheinbaren Ruhe und Gleichgültigkeit weiß die Schreiberin doch sehr genau, was sie will, und kann eigensinnig und hartnäckig auf ihrer Ansicht bestehen, auch ist sie wenig anpassungsfähig. Kurz: ein tüchtiger, im intimen Verkehr gewinnender, aber kein liebenswürdiger, schmiegsamer Charakter.

Abonnent in Wien. Umgänglich und liebenswürdig im Verkehr, nicht ohne eine gewisse Gewandtheit, aber auch selbstbewußt. Begeisterungsfähig. Spricht gern und viel. Sowohl geistige als materielle Interessen. Sorglos im Geldausgeben.

Friederike B. Eine sympathische Natur. Treu und warm in den Gefühlen, offen und wahr in den Mitteilungen, klar und objektiv im Urteil. Sie wissen Ihrer Umgebung das Leben angenehm zu gestalten und sind meist in zuversichtlicher und heiterer Stimmung. In der Lebensauffassung sind Sie verständig. Mehr fein als groß angelegt, haben Sie auch mehr Sinn für Häuslichkeit als für großartiges geselliges Leben.

Max Z. in L. Ein sehr lebhaftes, bewegliches Naturell, das Mühe hat, sich zu konzentrieren und die jeweilig zusammengehörigen Dinge auseinanderzuhalten. Klarheit und ruhige Ueberlegung fehlen Ihnen. Man thut besser, wenn man sich nicht zu viel auf Ihre Aussagen stützt, denn bei all Ihrer Geradheit und Wahrheitsliebe lassen Sie sich oft von der Phantasie und dem lebhaften Einbildungsvermögen etwas vorspiegeln, was nicht ist. Ein gleichmäßiges Vorgehen in einer Sache kennen Sie nicht, es geht alles stoßweise, Sie treten mit großer Energie auf, um gleich darauf wieder zu erlahmen. Ihr Wesen entbehrt der Harmonie und inneren Ausgeglichenheit. Im Verkehr nach außen höflich und entgegenkommend.

W. 13. In Ihrem Wirkungskreis sind Sie thätig, pflichtgetreu und gehen mit Eifer und Energie vor. Sie können mitunter scharf werden und sind ein richtiger Kampfesgeist. Lebhaft im Empfinden, beharrlich in dem, was Sie sich in den Kopf gesetzt haben. Weniger selbständig produzierend als praktisch im Verwerten von Ideen. Sie denken logisch und kombinieren richtig. Auf Beobachtung des guten Tones wird gehalten.

Baronesse M. A. Eine echt weiblich empfindende Frauennatur. Weite des Horizontes und Größe der Auffassung findet man bei Ihnen nicht, wohl aber Freude am Zierlichen und Netten, guten Geschmack und so weiter. Sie haben Sinn für Humor, widersprechen gerne und können heiter und anregend sein. Selbstbewußtsein, aristokratischer Stolz und persönliche Eitelkeit fehlen keineswegs. Sie halten auch auf Vornehmheit, Beobachtung der Formen und des guten Tones. Sie sind ziemlich egoistisch.

Bedingungen, unter welchen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, wo möglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gr.) extra beigefügt ist. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Fl. 1.50. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Fl. 2.60 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.50, Fl. 5.20. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis. L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe.

Frl. M. K., Markt Tüffers. Wir vermögen Ihre Anfrage nur so weit zu beantworten, als die Verhältnisse des Deutschen Reichs dabei in Betracht kommen. Welche Unklarheit hier über die ganze Angelegenheit bis in die jüngste Zeit geherrscht hat, haben die Verhandlungen des kürzlich in Frankfurt am Main abgehaltenen zahnärztlichen Kongresses dargethan, die Ihnen wohl nicht zur Kenntnis gelangt sind. Thatsache ist, daß nach einem Beschlusse des Bundesrates und einem Erlasse des Reichskanzlers innerhalb des Deutschen Reiches auch Damen als Aerzte, Zahnärzte und Apotheker zu approbieren sind. Dem Umstande, daß der betreffende ministerielle Erlaß erst wenige Wochen alt ist, mag es zuzuschreiben sein, daß bisher nur wenige oder gar keine Frauen sich zur zahnärztlichen Staatsprüfung, zu der sie unbedingt zuzulassen sind, gemeldet haben. Ueber die betreffenden Verhältnisse in Oesterreich dürfte Ihnen wohl am besten der Vorstand einer der vielen dort bestehenden zahnärztlichen Vereine Aufschluß geben.

E. M., Bad Lipik (Slawonien). Erscheinungen wie die in Rede stehende können wir unserm Leserkreise nur einfach zur Kenntnis bringen. Kontroversen oder Polemiken daran zu knüpfen, ist uns beim besten Willen nicht möglich.

A. v. S., Prenzlau; A. K., Hamburg IX.; A. G. Motz; A. H., Agram; Eduard Faldner, Wien; O. W. Mettmann; R. E. Alt-Reetz im Oderbruch. Dankend abgelehnt.

Litteratur.

— In seinem Werke „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn) giebt Joachim Graf Pfeil auf Grund eigner Studien und Beobachtungen neue und wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute der Inseln des Bismarck-Archipels. Das mit bildlichem Material reich ausgestattete Buch zeichnet sich durch die Anschaulichkeit der in ihm enthaltenen Schilderungen aus und gewinnt namentlich dadurch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser die Eingeborenen jenes für unsre kolonialen Zwecke so wichtigen Inselreichs nicht lediglich als ethnographisches Objekt, sondern stets vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet. Nachdem uns in einer allgemeinen Ueberficht Aufschluß über die orographischen Verhältnisse des in seinem Innern noch wenig erforschten Festlandes von Neu-Guinea und des bekannter und zugänglicher gewordenen Teiles unsers Schutzgebietes, des sogenannten Bismarck-Archipels und der deutschen Salomonen, gegeben worden ist, werden wir zunächst mit den Lebensverhältnissen der Kanaken (Sammelname für Melanesier) bekannt gemacht. Geburt, Erziehung, Heirat, Tod und alles, was sonst noch das Dasein der auf primitivster Kulturstufe stehen gebliebenen Inselbewohner erfüllt, zieht in einer Reihe interessanter Schilderungen an uns vorüber. Wir erfahren Genaueres über ihre eigenartigen Familienverbindungen und ihre Beschäftigung, ihren Ackerbau, ihre Fischerei, ihre Handfertigkeiten, ihren Handel und ihre Kriegführung. Ein besonderes Kapitel ist den metaphysischen Vorstellungen der Kanaken und ihren eigentümlichen, hiermit in Verbindung stehenden Zeremonien und Gebräuchen gewidmet, namentlich den Festen des „Duk-Duk“, des „Einetz“ und des „Marawot“, die mit einer Art von Ahnenkultus in Verbindung stehen und zu ganz seltsamen Veranstaltungen, Aufzügen und Schaustellungen geführt haben. Nachdem der Verfasser sich dann noch über die Scenerie des Inselreichs verbreitet, die durch den Vulkanismus einem mehr oder minder großen Wechsel unterworfen zu sein scheint, und uns nähere Aufschlüsse über das Klima, die Vegetation, sowie die Fauna des Landes und des Meeres gegeben, entwickelt er seine Ansichten darüber, wie das Land und seine Bewohner der Kultur zugänglich gemacht, für sie gewonnen und dadurch in ersprießlicher Weise dem Besitzstande unsers Vaterlandes angegliedert werden könnten. Kann man auch nicht mit allem einverstanden sein, was er in dieser Hinsicht vorbringt, so unterbreitet er in seinen Darlegungen doch jedem Kolonialpolitiker anregende Gedanken und ein sehr schätzenswertes Material. Graf Pfeil ist vorurteilslos genug, für sich keine Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen; er teilt uns — und darin gerade liegt der Wert seines Werkes — Anschauungen mit, die, wenn auch persönlicher Natur, sich gleichwohl auf Grund von gewissenhaft und sorgfältig ermittelten Thatsachen aufbauen. Der Grundgedanke des Buchs, daß der Kanake nur durch Zwang zur Arbeit einer höheren Kulturstufe zuzuführen ist, dürfte sich kaum anfechten lassen.

— Von dem monumentalen Prachtwerke „Geschichte der Stadt Gmunden“ von Dr. Ferdinand Krackowizer, das die Stadtgemeinde Gmunden im Anschlusse an das im vorigen Jahre gefeierte Kaiserjubiläum herausgiebt, liegt nunmehr der zweite Band vor (Kommissionsverlag von E. Mänhardt in Gmunden). Derselbe schließt sich in jeder Weise ebenbürtig dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Bande an. Er setzt die in jenem begonnene eigentliche Stadtgeschichte fort, und der Verfasser legt dabei wiederum das Schwergewicht auf die kulturgeschichtlichen Momente. Zur Behandlung gelangen die Kapitel „Unterricht und Erziehung“, „Religionsgenossenschaften“ und „Handel und Wandel“, und zwar wie in dem früheren Teile so, daß jedes derselben eine abgeschlossene Monographie für sich bildet. Ein jedes dieser Kapitel weist eine Fülle von kulturgeschichtlichem Material auf, das in seiner Bedeutung weit über den lokalen Boden hinausgeht und vielfach helles Licht über die allgemeine deutsche Städtegeschichte verbreitet. Den breitesten Raum nimmt natürlich das Kapitel „Handel und Wandel“ ein, dessen Hauptrubrik der „Salzhandel“ bildet. Wir finden hier eine eingehende Darstellung der Salinenverhältnisse des „Kammerguts“, für die Gmunden von jeher die Hauptstätte gebildet hat. Wie von dem ersten, so läßt sich auch von dem zweiten Bande des vorliegenden Werkes sagen, daß auf ihn die gleiche Summe von Fleiß und Gewissenhaftigkeit wie von darstellerischem Geschick verwendet worden ist. Um den künstlerischen Schmuck des Bandes haben sich wiederum Adolf Fischer, der Leiter der landesbehördlich konzessionierten Zeichen- und Malschule in Gmunden, und Hofphotograph Karl Jagerspacher daselbst verdient gemacht.

Notizblätter.

Kunstblätter.

— Eine der hübschesten Festgaben zu der diesjährigen Goethefeier hat der Kunstverlag von L. Klement in Frankfurt am Main geliefert, das Goethe-Bildnis von Georg Oswald May in einem kunstvoll hergestellten Farbendruckblatte. Das im Jahre 1779 von May gemalte Original gehört zu den wenigen, die uns den Dichter in der Blüte seiner Mannesjahre vergegenwärtigen; es befindet sich zurzeit im Besitze von Freiherrn F. Cotta von Cottendorf in Stuttgart, mit dessen Bewilligung Professor Ege in Stuttgart eine Faksimilekopie für das Goethe-Museum in Frankfurt am Main angefertigt hat. Nach dieser Egeschen Kopie ist das Klementsche Kunstblatt in der Kunstanstalt von J. Schroot in Frankfurt am Main hergestellt worden. Das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main hat eine Verkleinerung des Egeschen Werkes für eine mit seinem Stempel versehene offizielle Gedenk-Postkarte benutzt, die gleichfalls durch den Klementschen Verlag vertrieben wird.

Anschauungsunterricht.

— Von den von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst mit Unterstützung des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegebenen „Bilderbogen für Schule und Haus“ ist jetzt das 3. Heft, enthaltend Bogen 51—75, erschienen. Besser noch als die früheren Blätter lassen die vorliegenden das Ziel des Unternehmens erkennen, das auf nichts mehr und nichts minder als eine vollständige Reformation des Unterrichtswesens, namentlich der unteren und mittleren Stufen hinausgeht, und die Aufgabe zu lösen strebt, den gesamten Lehrstoff in lebensvolle, anschauliche Bilder umzusetzen. Die neue Lieferung zeigt deutlich, daß die zur Arbeit berufenen Künstler sich immer mehr in die von der ungewöhnlichen Aufgabe geforderte Ausdrucksweise hineingelebt haben. Es beweisen das namentlich die historischen Blätter, auf denen wir unter anderm in das Innere einer romanischen Stadt und in das Leben in Haus und Burg der gotischen Zeit eingeführt werden. Blätter von Haßmann und Schwaiger veranschaulichen mittelalterliches Straßenleben und Volks- und Lagertreiben zur Zeit Maximilians I. Von den Darstellungen der späteren Zeit sind besonders gut die verschiedenen Schilderungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ausgefallen.

An die verehrlichen Abonnenten von „Ueber Land und Meer“.

Ueber Land & Meer Photographien

Siehe die Ankündigung auf dem der Nummer 1 des laufenden Jahrgangs beiliegenden Prospekt.

Unser Anerbieten,

die von den verehrlichen Abonnenten eingesandten Original-Photographien in Mattphotographie zu vervielfältigen, **hat nur noch bis zum Schluß des gegenwärtig laufenden Jahrgangs, also bis Ende September 1899, Geltung.**

Wir empfehlen allen verehrlichen Abonnenten, sofern sie von unserm Anerbieten bis dahin noch Gebrauch zu machen beabsichtigen, die betreffenden Photographien, wie auch Nachbestellungen früher gelieferter Mattphotographien, sobald als möglich entweder durch die Buchhandlung, die unser Journal liefert, oder, falls seitens dieser Schwierigkeiten gemacht werden, direkt an uns einzusenden.

Nach dem 30. September 1899 eingehende Bestellungen können wir nicht ausführen.

Stuttgart, Neckarstraße 121/123. — Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 50.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.

Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Geschichte einer Beziehung.

Novelle
von
Emil Roland.

Eins habe ich im Großstadtleben gelernt: Zeitökonomie! Darin bin ich Meister — komme täglich genau mit vierundzwanzig Stunden aus — alles eingeteilt! Ueberflüssige Beschäftigungen, Gefühle und dergleichen, einfach gestrichen — das heißt, gewisse Gefühle," — er sah in seinen Hut, ließ die Stimme um eine Tonlage sinken und setzte hinzu: „Liebe lasse ich gelten . . ."

Die alte Dame lächelte, wollte etwas erwidern, aber er fuhr bereits lauter fort:

„Dagegen das Wundern, das hab' ich auf ein Minimum beschränkt. Wundern ist zeitraubend, muß möglichst abgekürzt werden. Wozu nützt es auch? Was heute wunderbar erscheint, ist morgen schon als etwas Vorhandenes und somit Natürliches in den Kreis der Dinge, mit denen man zu rechnen hat, aufgenommen. Zum Beispiel: alle Entdeckungen. Nehmen wir allein Röntgens neue Strahlen! Meine Verwunderung über den Fall dauerte genau drei Minuten — ich sah nach der Uhr! Käme morgen die Nachricht, daß Amerika in den Ozean gesunken sei — nun, ich gäbe mir vielleicht drei und eine halbe Minute zum Wundern — mehr keinesfalls."

„Und wundern Sie sich niemals über sich selbst?" wandte die alte Dame freundlich ein, „zum Beispiel nie über Ihre glänzende Beredsamkeit?"

„Ueber sich selbst nachdenken, ist auch Zeitvergeudung — kommt bei mir nicht vor!"

Die Thür wurde geöffnet. Ein zweiter Gast trat ein, ein älterer Herr etwa in der Mitte der fünfzig, mit blassen, klugen Zügen und Augen, die einst wohl sehr schön gewesen waren. Er küßte der Dame die Hand, grüßte den jungen Besucher und setzte sich in den Schatten.

„Ich möchte das Thema nicht unterbrechen," sagte er.

Sein Blick kreuzte sich sekundenlang mit dem der alten Dame; sie verständigten sich, den gesprächigen Bekannten mit Fassung zu ertragen.

„Wir sprachen von der Zeit," nahm der junge Mensch das Wort sofort wieder auf. „Eine seltsame Erscheinung ist auch, daß jede Zeit ihre Krankheiten hat — wie jedes Alter. In der Kindheit bekommt man die Masern, in der Jugend die Verliebtheit; diese beiden treffen fast jeden. Die späteren Leiden dagegen hängen vom Milieu ab, in dem man lebt. In Kleinstädten stellt sich Gedankenverengung ein, in Afrika der Tropenkoller. In Großstädten befallen einen die Metropolenkrankheiten, als da sind: ruiniertes Nervensystem —" (er zählte sie mit der Hand an seinem tadellosen Cylinder ab), „Blasiertheit — vor allem das typische Leiden unsrer Tage, das die Franzosen ‚sécheresse de coeur' nennen, diese abscheuliche Erfindung des fin de siècle — eine Krankheit, aus Indolenz und Freudlosigkeit gemischt — in physischer Hinsicht schmerzlos, daher in dieser Beziehung längst nicht so schlimm wie Kopfweh — und doch entsetzlich! Es ist ein Aufhören jedes starken, warmen Gefühls, ein Altern der Seele, ein einfaches Nicht-mehr-mit-können. Ich gedenke, demnächst ein Buch über dies Leiden zu schreiben."

„Darf man fragen, ob Sie darin auch ein Heilmittel angeben werden?" fragte der Mann im Schatten etwas ironisch.

Die Villenkolonie Grunewald bei Berlin: Am Hubertussee. (Text Seite 803.)

„Selbstmord — alles andre verschlägt nicht," versetzte der junge Autor. „Dagegen schlägt meine Stunde!" Er warf einen raschen Blick auf die alte Wanduhr. „Ich schätze mich glücklich." ... Er küßte der Dame die Hand, aber nicht so behutsam und leise wie der andre vorhin, sondern mehr mit einem Ruck, so daß sie förmlich geängstigt zu ihm aufblickte. „Glücklich ..." wiederholte er, verbeugte sich in die dunkle Ecke hinein und verschwand.

Die Zurückbleibenden schwiegen längere Zeit; sie ruhten sich aus! Dann nahm der Herr den freigewordenen Platz ein.

„Verzeihung," sagte er, „ich glaube, meine Cousine hat ihn an Sie empfohlen. Er ist eigentlich furchtbar mit seiner Universalweisheit!"

Sie lächelte. „Er opfert mir so gutmütig von seiner kostbaren Zeit. Alte Frauen erkennen das an. Und alle meine Besucher können doch auch nicht von Ihrer Qualität sein!"

Er küßte ihr nochmals die Hände und strich ihr dann leise und liebevoll über die Finger.

„Wie er Ihnen an der Hand riß, wie an einem Klingelzug, der Mann mit dem Buch vom vertrockneten Herzen!"

„Sie sind zu hart gegen ihn."

„Nein, nein!" wehrte er ab, „ich will sogar zugestehen, daß, was er sagte, gar nicht so übel war, das mit der ‚sécheresse' nämlich; ich habe ja selber zeitweilig stark an ihr gelitten. Nur irrt er sich mit dem Heilmittel. Es giebt doch eins, das heißt: ‚nostalgia d'amor'."

Er starrte in das Kaminfeuer, und plötzlich zog es in seinen Augen wie später, jugendlicher Glanz herauf.

„Heimweh nach Liebe," übersetzte er.

Die alte Dame betrachtete ihn teilnehmend, aber sie schwieg und klingelte.

Der Diener brachte Thee; sie tranken und sprachen wenig dabei. Sie kannten sich genug, um feinfühlig die gegenseitige Stimmung herauszutasten und sich danach zu richten.

Er kannte die alte Dame, so lange er zu denken vermochte, und neben ihren andern Vorzügen besaß sie den, der ihr in seinen Augen den höchsten Adel verlieh: sie erinnerte ihn an seine Mutter, deren langjährige Jugendfreundin sie einstmals gewesen.

Nach dem Thee setzten sich beide an den Kamin.

„Besinnen Sie sich noch auf meine Eskapade nach Florenz vor sieben Jahren?" fragte er, „auf jene achttägige Frühlingsfahrt? Sie behaupteten damals immer, es sei eine mysteriöse Reise gewesen."

„Weil niemand den Grund wußte und Sie keinen angaben! Ja, wenn Sie behauptet hätten, eine brennende Sehnsucht habe Sie nach der Madonna del Granduca ergriffen, oder ähnliches, das hätte man begriffen, aber so ..."

„Brennende Sehnsucht?" fragte er. „Wie hätte ich in jener Zeit an die geraten sollen? Ich stak damals mitten drin in jener Metropolenkrankheit, der ‚sécheresse de coeur'."

„O ja, Sie haben viele Wandlungen durchgemacht, mein Freund! Aber ich kann Ihnen die Schmeichelei nicht ersparen, daß Sie mit jeder Periode besser geworden sind!"

„In Ihren Augen," sagte er förmlich entschuldigend.

„Nur, daß Sie nicht geheiratet haben, thut mir doch leid — um Sie und auch um Therese ..."

„Daran ist nun nichts mehr zu ändern; sie hat einen andern geheiratet."

„Sagen Sie lieber: sie hat zweimal einen andern geheiratet! Diesen Roman habe ich nie verstanden, und das Ende hat mich nie befriedigt," setzte sie ein wenig vorwurfsvoll hinzu.

Er stand auf und ging ein paarmal durch das Zimmer.

„Wir korrespondieren übrigens noch," sagte er.

Sie lächelte ihn an. „O ja! Eine Briefschreibenatur sind Sie immer gewesen. Es giebt Menschen, die leben ihre Liebesgeschichten, und andre, die machen's durch die Post ab und fühlen ihr Herz vollkommen befriedigt, wenn nur jeden Morgen auf dem Frühstückstisch ein Doppelbrief von der schriftlich Angebeteten liegt. Andre Verehrer brennen auf ein Wiedersehen — diese Art brennt nur auf den Postboten; sie findet es ganz in der Ordnung, daß Goethe die Gräfin Stolberg überhaupt niemals zu Gesicht bekommen und Marianne von Willemer nach dem erstenmal auch nicht wiedergesehen hat, worüber ich als junges Mädchen in der Litteraturstunde schon den Kopf sehr mißbilligend geschüttelt habe, und wo normale Menschen sich danach sehnen, geliebten Menschen um den Hals zu fallen, genügt dieser Sorte der tote Buchstabe und das seelenlose Papier ..."

„Sie haben vollkommen recht!" sagte er, „und da Sie diese meine Herzensschwäche doch einmal erkannt haben, sollen Sie auch einmal alles hören — nicht wie es mir damals schien, aber wie ich es jetzt aus der Vogelperspektive der Entfernung ansehe."

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe die Tugend der Ordnungsliebe stets in sehr hohem Maße besessen; ja, ich war so ordentlich — und da lag der Fehler! — daß ich auch mein Leben nach einer pedantischen, wohlerwogenen Disposition herunterzuleben gedachte — und heruntergelebt habe! Die Disposition — wenn die Zahlen Sie nicht langweilen — lautete so: bis zu fünfundzwanzig Jahren das Amüsement; dann der Ehrgeiz, die Carrieresorgen und um die vierzig herum bei geordneten Verhältnissen irgendwo das Heiraten eingeschoben.

„Sie wissen, daß ich das Amüsement mit viel Hingebung betrieb. Dann kam ich in die Großstadt und fing an, mit vollem Ernst an meine Laufbahn zu denken. Ich war inzwischen ein Mann geworden."

„Ja," warf sie ein, „ein Mann, der zahllose Flammen gehabt und nie eine wahre Liebe kennen gelernt hatte! Es schwirrte in dem Flammenmeer so von Namen, daß ein ganz neuer Kalender damit auszusteuern gewesen wäre, und wenn im Januar von einer Helene die Rede war, so mußte man im Herbst schon von einer Margarete hören. O ja, ich besinne mich."

Er nickte zustimmend. „Ich war auch darin ordentlich. Ich habe grundsätzlich bereits nach kurzer Zeit jede dieser Flammen wieder ausgelöscht. Verlängerungen kamen nicht vor."

„Bis Therese auf den Schauplatz trat," wandte sie ein.

„Zu einer Zeit, als es gar nicht in meine Dispositionen paßte!" fuhr er fort.

„Und da Sie nicht die Disposition opfern wollten, opferten sie Therese ..."

„Ja," sagte er, „so war's, aber doch nicht ganz. Denn ich glaube, daß Therese beide Male gut daran that, wenn sie einen andern nahm als mich."

„Nun," und sie lehnte sich tiefer in ihren Lehnstuhl zurück, „ich weiß allerdings nicht, ob Sie der bequemste Ehemann geworden wären — der bescheidenste gewiß nicht! Ich glaube, das Quantum Liebe und Leidenschaft, das Sie stets von Ihrer Frau gefordert hätten, würde Ihnen nicht leicht groß genug erschienen sein, obschon Theresens Quantum ein beträchtliches war. Insofern hätte sie es nicht leicht gehabt! Aber diese Art von Unbescheidenheit lassen sich Frauen, wo sie lieben, noch am ersten gefallen. Und gerade weil Therese Sie liebte, war es nicht gut für sie, daß sie einen andern nehmen mußte ..."

„Mußte?" fuhr er auf. „Das ist der Punkt in Theresens Charakter, den ich nie begriff! Warum mußte sie beide Male einen andern nehmen?"

„Ah, Sie meinen, sie hätte weiterleben sollen von Ihren Briefen, durch Monate und Jahre? Sie vergessen, daß dazu eine Genügsamkeit gehört hätte, die Therese nie besaß. Sie zählte doch nun einmal zum ‚sexe joli et impétueux'."

Er wurde unruhig. „Wenn es mir genügte ..." meinte er unsicher.

„Sie waren nie impétueux."

„Und nie joli, das weiß ich!"

„Und immer ein wenig décadent!" fuhr sie fort. „Die Liebe ist für Sie nie eine Leidenschaft gewesen. Sie waren viel zu zersplittert dazu und hatten immer empfindsame Nerven. Sie interessierten sich für Politik und Kunst, für Dichter und Astronomen, und ein wenig Streber wurden Sie auch, ein erfolgreicher allerdings, wie die Zeit gelehrt hat. Aber in der Liebe blieben Sie stets ein Dilettant! Sie haben sie als nette Spielerei aufgefaßt, als den hübschesten, süßesten Zierat auf dem Lebenstisch — aber doch immer nur als Zierat! Sie war ein Gefühlsbad für Sie, in das Sie in müden Stunden gern hinabtauchten, weil Sie einerseits, wie Sie selbst sagten, etwas Genußmensch sind und Ihnen andrerseits ein gewisses Bedürfnis nach Romantik anhaftet oder etwas aus der Zeit der Freundschaftsbündler — aber lieben, wie Therese Sie geliebt hat, frisch, fromm, fröhlich, mit der rechten Mischung von Ernst, Heiterkeit und Hingebung ..."

Sie brach ab, weil sie merkte, daß seine Züge immer unruhiger wurden.

Er sprang auf. „Verzeihung," sagte er, „aber ich merke, mit der Vogelperspektive ist es Irrtum. Die Sache liegt doch nicht weit genug unter mir, als daß ich sie gelassen besprechen könnte! ... Vergebung! ... Auf ein andres Mal."

Er suchte nach seinem Hut und ging.

*

Draußen in der heißen Nacht des Sommers kam es über ihn, unbezwinglich wie ein schwüler Gewittertraum: nostalgia d'amor!

Mit trostlosen Blicken sahen ihn die Sterne an. Mitleidig rauschte es in den Kastanien. Schwer und gequält klang das Hinfließen des Kanals herauf, in dem sich die Großstadtstraße spiegelte.

Schmerz war es nicht, was er empfand, aber ein wehes und wundes und schweres Gefühl, als habe er sich selbst ein Leids angethan, das er nun nicht zu bannen wußte, als ginge ein unheimlicher Schatten neben ihm, in jeder Minute bereit, eine kalte Hand auf seine zuckenden Schultern zu legen.

Seine Jugend war es, die in diesem Gefühl wieder aufzuleben begann, die letzten späten Zuckungen unwiederbringlicher Kraft und Lust — einer Kraft, die er nicht genug geübt — einer Lust, die ihm erst jetzt am verlorensten erschien, nun sie ungreifbar hinter ihm zerfloß.

Heimweh war's, das ihn packte, nicht nach einer Scholle Landes, nicht nach einem bestimmten Gesicht, aber nach all der ungenutzten Seligkeit, die mit den vergangenen Jahren hinter ihm zurückgeblieben war und nun nichts mehr für ihn bedeuten konnte als einen bloßen Begriff — Heimweh nach Liebe — nostalgia d'amor! ...

*

Ein Nachmittag war's gewesen vor fünfzehn Jahren, er damals um die Wende der vierzig.

Er hatte gerade eine schwierige Geschäftssache im Kopf und ging unmutig zu einem Pflichtdiner.

Die Hausfrau empfing in der Dämmerung. Die menschlichen Umrisse, die einander in diesem Zwielicht vorgestellt wurden, blieben sich gegenseitig in mystischem Dunkel, bis der Eßsaal sein Licht über die Gäste fluten ließ.

In diesem Augenblick sah er das fremde Mädchen an, dem die Hausfrau seinen Arm zudiktiert hatte... und im selben Moment sah auch sie ihn an mit einer gewissen Scheu, denn man hatte ihr vorher Andeutungen über ihn gemacht, über seine Chancen, seine Klugheit, sein weites Herz.

Er vergaß, an seine Arbeit zu denken, und fing an, ihr den Hof zu machen, halb, weil er sich darin von dem „jungen Dachs", der an ihrer andern Seite saß, nicht den Rang ablaufen lassen wollte, halb, weil sie ihm gefiel.

Mit den Lippen redete er gescheite Sachen über dritte Dinge; mit den Augen sprach er ihr sein Wohlgefallen aus. Der „junge Dachs" an der andern Seite hatte gar keinen Erfolg ...

Sie wußte von Stund ab, daß die einzige, wirkliche Passion ihres Lebens mit diesen Augen zusammenhängen werde! Und sie fand sich geduldig darein, ja sie fühlte sogar eine gewisse Befriedigung über den Umstand, daß sie, die man oft genug angeschwärmt und die auch einige Male versuchshalber wiedergeschwärmt hatte, endlich an ein echtes und heißes Gefühl geriet, endlich den Weg fand, einmal aus dem wahren Born des Lebens zu schöpfen.

Die Leichtigkeit des Begegnens in der großen Stadt, der Zufall und Cäsars Geschicklichkeit führten von dem Tage dieses Diners an unzählige Wiedersehen herbei. Er besuchte ihre Tante, bei der sie seit dem Tode ihrer Eltern lebte; er erneute lang vernachlässigte Bekanntschaften mit Menschen, bei denen sie verkehrte. Er erklärte ihr Bilder in den Ausstellungen, er schenkte ihr die schönsten Rosen und die neuesten Bücher. Er bewies ihr auf hundert Arten sein Interesse und seine Zuneigung und erschöpfte seine galante Phantasie förmlich, um sie zu erfreuen und ihre Gedanken sich zuzuwenden.

Sie behauptete, daß sie weder schön noch geistreich sei; daß sie aber hübsch und gescheit sei, konnte sie selbst nicht leugnen. Sie hatte eine herrliche Singstimme und sah, wenn sie sang, „süß" aus — ein Wort, das er häufig gebrauchte, und das in seinem Munde den sonstigen faden Beigeschmack verlor.

Er gehörte nicht zu den Musikalischen. Ihr Talent war zudem der einzige Punkt, in dem sie sich nicht verstanden. Er fand, daß sie leichtsinnig mit diesem Talent umgehe, er mochte sie nur ernste, getragene Weisen singen hören, während sie mit besonderer Vorliebe heitere Lieder sang, die ihrem Temperamente entsprachen, deren wertloser Inhalt ihn jedoch nervös machte.

Aber über die Lieder und die Nervosität hinweg liebten sie sich — sie ihn stärker, als er es merkte, er sie auf seine Manier. Er machte ihr die Cour, kompromittierte sie gelassen vor andern, schrieb ihr jeden zweiten Tag einen Brief und genoß im übrigen das Wohlgefühl, wieder eine Flamme zu haben, an der er sein erkaltetes Herz erwärmen konnte.

Ihr Name, Therese, war einer, der seltsamerweise in seinem reichen Erinnerungsalmanach noch nicht vertreten war. —

Unter der Flagge der Freundschaft segelte diese Beziehung eine Zeitlang unbeirrt auf dem Gesellschaftsmeer. Ihn wagte niemand mit Glossen zu behelligen, und wenn jemand sie kopfschüttelnd nach dieser so sorgsam gepflegten Beziehung fragte, so behauptete sie stolz und vergnügt, das Ganze sei nur „schöngeistiger Natur".

Im Grunde wußte sie sehr wohl, daß es Freundschaft unter diesen Verhältnissen nicht giebt, aber seit wann hätte es Naturen wie sie nicht gereizt, einmal auf schwankendem Seil selbst über den Niagara zu gehen?!

Therese war davon durchdrungen, daß jedes Mädchen unsrer Zeit, wenn es nur die nötige Energie hat, auch den Weg zu gehen durchsetzt, zu dem sie besondere Neigung spürt. Sie hatte für zwei Dinge stets besondere Vorliebe gehabt: für Selbständigkeit und Reisen. Der Heiratsfrage stand sie gleichgültig gegenüber, erstens, weil sie wußte, daß sie ja noch immer heiraten könne, zweitens, weil sie die Kurzlebigkeit ihrer eignen Schwärmereien kannte und ihrer flüchtigen Ideale oft so rasch satt geworden war, daß sie auf diesem Punkt zuweilen ein dumpfes Grauen vor sich selber empfand. Da sie bereits ein Vierteljahrhundert überschritten hatte, belastete schon ein ansehnliches Sündenregister auf dem Gebiet der Mädchenunvorsichtigkeiten ihre Seele. Sie ahnte, daß sie vom Schicksal dafür noch einmal gestraft werde — nach jenem Diner kannte sie auch die Art der Strafe.

Für seine Gefühlsexperimente eignete sie sich vortrefflich. Er war jetzt in dem Stadium, wo man die Liebe als Kunst betreibt wie Klavierspiel oder Aquarellzeichnen, friedlich und zur Daseinsverschönerung, als Oase nach der Aktenwüste. Wenn sie einmal kühler als gewöhnlich war, machte es ihn unglücklich, aber diese Art von Unglück that nicht sehr weh, war mehr eine Art gesunder Herzmassage. Hatte sie ihren freundlichen Tag, so fühlte er sich erwärmt wie nach einem Spaziergang in der Sonne.

Ging sie auf Reisen, so wurde ihm der Abschied so schwer, daß sie es nicht über das Herz brachte, anders als sie gegangen wiederzukommen. Vergessen konnte sie ihn auch nicht, denn wohin sie kam, waren mit ihr zugleich seine Expreßbriefe da, und wenn irgendwelche Konkurrenz zu befürchten stand, so sicherte er sich ihre Gedanken unmittelbar per Draht.

So hielt er sie über Länder und Gebirge hinweg immer an der Kette.

Hätte es in sein Lebensprogramm gepaßt, so würde er sie geheiratet haben. Wenn ihm aber einmal dieser Gedanke kam, so schob er ihn auf fünf Jahre hinaus. Vorher fand er auch sein Gehalt für die Ansprüche nicht groß genug, die er an ein „verheiratetes" Dasein stellte. Und im übrigen war die Beziehung so ganz nach seinem Geschmack. Wäre er mit ihr verheiratet gewesen, so hätten sie ja nicht mehr so fleißig korrespondieren können . . .

*

Aus Theresens Tagebuch.

Florenz, 4. Mai.

Florenz! la Fiorente — die blühende!

Ach ja, und das im Frühling . . .

Wie der gelbe Arno rauscht! Wie es sonnengoldig über die alten Brücken strahlt und ihre massiven Bogen, alle ihre architektonischen Sonderbarkeiten sich treulich widerspiegeln im Strom!

Architektonisch . . . dabei fällt mir der Baumeister ein. Der sitzt nun in Korsika und baut die luftige, weiße, kleine Villa für den enorm reichen französischen Marquis, der sie doch nur beziehen wird, um darin zu sterben.

Er baut mit viel Talent. Am liebsten würde er Göttertempel errichten, wie in Pästum und Girgenti, aber in vernünftiger Einsicht der Verhältnisse und Zeiten muß er es bei Villen und Kasinos bewenden lassen.

Im Herbst hat er eine Bestellung in Griechenland — dauert drei Jahre! Wer ihn heiratet, kommt drei Jahre nach Athen.

„Ich schwamm auf purpurner Galeere
Durchs dunkelblaue Griechenmeer —"

Das las ich neulich. Ich hätte wohl Lust dazu. Angehalten hat er, und die Tante ist für ihn. Ich habe ihm zwar einen Korb gegeben, aber diese edeln Italiani, die die leichtgereizte Empfindlichkeit deutscher Aspiranten nicht kennen, gehören zu der Sorte, die zweimal anhält.

Der Weg nach Griechenland steht mir also noch immer offen.

Aber Cäsar vertritt mir diesen Weg, Cäsar — immer wieder Cäsar.

Morgen kommt er. Nur meinetwegen macht er die weite Reise um eines kurzen Sehens willen. An seiner Liebe zu zweifeln, ist mir bisher noch nie in den Sinn gefahren, und doch thun es alle sonst, weil er aus seinem Gefühl nicht die nötigen Schlußfolgerungen zieht.

Ach, ihr Klatschmäuler zu Hause! Stört mir meine Florentiner Träume nicht!

Ja, morgen ist er da! Der Tante, die ihre malariakranke Freundin pflegt, soll er nicht gerade verheimlicht werden, aber offiziell anzeigen thue ich ihn ihr auch nicht.

Wozu? Das ist meine Angelegenheit.

Selbständig sein ist gut. Ja, es ist das beste, was der heutige Mensch sein kann. Es ist Schutz und Rüstzeug, Sicherheit und Selbstgefühl. Es ist das, womit man seine eigne Persönlichkeit durchsetzt, und darauf kommt's doch schließlich an.

Morgen früh um zehn Uhr will er am Ponte vecchio stehen — das ist ganz er!

abends.

Ich bin übrigens heut den ganzen Tag entrüstet über mich gewesen. Ich saß eine Stunde in Santa Croce, in der hohen Gräberkirche mit den weiten, kühlen Hallen und dem unsichtbaren Reigen großer Geister, der schauernd über dem Marmor schwebt.

Ich fuhr nach San Marco, schritt durch die kleinen Klosterzellen, an den rührend frommen Fresken Fra Angelikos vorüber, die von schmuckloser Wand so lange niedersahen auf ruhevoll mönchisches Dasein. Ich trat in Savonarolas Zelle und wollte mich andächtig hineinversenken in das alte, traurige Drama eines Märtyrers der Idee . . .

Dann in die Mediceerkapelle, zu dem Heiligsten und Größten, das die Kunst jemals erschuf, in die Sphäre der ernstesten Erhabenheit, der schwermutsvollsten Trauer . . .

Ich habe alles versucht und genossen, aber durch alles zog immer wieder wie ein roter Faden der Gedanke: „Morgen kommt Cäsar — wenn du nur beau-jour hast!"

Marmor und große Erinnerungen vermochten nicht, diese profane Eitelkeitsidee zu ersticken.

So ist man! Die meisten in meiner Lage, nur daß viele es nicht eingestehen.

Drei Tage wird's währen; dann muß ich mit der Tante nach Korsika zurück.

Wenn es ein Wetter ist wie heute, steigt dann vor uns die Insel in rotviolettem Abendschimmer aus dem Meer und duftet uns über die Wellen entgegen, süß und zaubervoll — jener seltsame Wohlgeruch, nach dem der heimatferne Korse brennend zurückverlangt, wenn er in der Fremde an seine Isola denkt.

Ich liebe dies korsikanische Parfüm so sehr, als wäre ich dort geboren. Es sind die Macchien, die so duften, die zahlreichen Sträucher. Verbunden mit dem wilden landschaftlichen Reiz der Insel, giebt der Duft einen schönen Zweiklang, wenn man so sagen kann — etwa wie ein vollendeter Text zu einer unvergleichlichen Melodie.

Und an seiner von Neuheit glänzenden Villa lehnt abends mein Palladio und liest in Goethes „Faust", denn er ist sehr gebildet und hat sich in das Deutsche verliebt, weil ich es rede.

Ich möchte ihn wohl heiraten; ich kann nur nicht. Beschlagnahmte Herzen sind oft ein unbequemer Besitz.

In drei Tagen . . .

Ach, wenn es doch vorher würde, wie ich möchte und wie ich doch fürchte, daß es nicht wird.

5. Mai.

Also er stand am Ponte vecchio.

Pünktlich ist er immer.

Ich thue für solche Momente immer dreierlei: ich frisiere mich eine halbe Stunde lang, denn er hat ein besondres Tendre für wohlgeordnetes Haar; ich binde einen neuen Schleier um und trinke ein Glas starken Wein, der eine gute Farbe giebt.

Er ist nicht für Blässe — das gestattet er nur sich selbst.

Ich hatte so viel Mut, als ich das Hotel verließ. Doch er schwand, je näher ich ihm kam. Ich verwünschte das Ganze. Das ist immer so, wenn er auf mich zuschreitet; in solchen Momenten balanciere ich stets auf der Grenze zwischen Tartarus und Elysium . . .

„Therese," sagte er, „liebe Therese —"

Und so weiter . . .

6. Mai.

Er besuchte die Tante, und sie lud ihn zum Essen ein. Sein plötzliches Erscheinen in Florenz bringt sie auf falsche Gedanken, sie hält die Sache für perfekt.

Nach Tisch fuhren wir in die Cascinen, die Tante höchst redselig dank dem Asti spumante — er und ich schweigend, uns betrachtend, Florenz ignorierend — das schöne, blühende! Eigentlich Barbarei!

Die Tante erzählte zum tausendsten Mal, wie sie als Kind mit ihrem Vater in Florenz gewesen und ihr nichts von dieser Reise im Gedächtnis geblieben sei als der dunkelbraune Kopf des Mohrenfürsten, der am Ende der Anlagen sein Denkmal hat, wie sie dann, erwachsen, wiedergekommen, zuerst nach diesem Kindheitsideal geeilt und angesichts des schokoladefarbenen Muselmannes so bitter enttäuscht gewesen wäre — ein Ideal, das versank!

Da stand er, der braune Mann, am Ende der Allee, auf stattlichem Postament und von Blumen umblüht. Links rauschte der Arno unter den Bäumen dahin. Geradeaus grüßten abendlich die Berge. Musik erklang, und Reiter und Amazonen sprengten über die Sandwege.

Wenn die Tante nicht hersah, reichte er mir die Hand.

Und wieder zieht der alte, süße Frühlingstaumel durch die Welt, das Lenzfieber, die Krankheit des Mai . . .

Sehnsucht und Verlangen schlagen in tausend Menschenseelen noch einmal die Augen auf — Sehnsucht nach dem süßen Wahnsinn einer großen Schwärmerei, Verlangen nach dem betäubenden Duft irgend einer Frühlingsleidenschaft, eines thörichten Traumes, der in keinem Monat so schön zu träumen ist als gerade im Mai . . .

Ich liebe dich ja auch die andern Monate des Jahres, aber nicht so, nicht so süß und stark wie in diesem!

Im Dezember zum Beispiel hat meine Liebe zu dir etwas ernsthaft Wägendes. Sie fragt zuweilen, wieviel du eigentlich wert seist? In den Sommermonaten zieht eine wehmütig müde Schlaffheit über sie hin — mir ist dann mitunter, als wärst du mir doch nicht so ganz unentbehrlich als im Mai . . .

Der September macht meine Liebe am kräftigsten; dann wird sie begeisterungsvoll und möchte dir tausend Dithyramben singen!

Aber zart und lind, bescheiden und doch verwegen in ihren stummen Bitten ist sie nur im Mai! Es ist die beste Liebe, die Liebe des Mai! Sie fängt da an, wo das Gefühl sich von jeder irdischen Störung losgelöst hat und nun vergeistigt dich umschwebt wie Musik . . .

Die Liebe im Mai ist die musikalischste in der Natur, aber es giebt Menschen, die kein Gehör für solche Musik haben . . .

Und zu denen gehörst du! (Fortsetzung folgt.)

Doppelhaus, Ecke Königsallee und Fontanestraße

Landhaus Kalisch-Lehmann.

Villa Arons.

Villa Hoffmeister.

Villa Kahle.

Die Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Die Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Von

Fred Hood.

Mit elf Abbildungen.

Wohn- und Ateliergebäude des Prof. Otto Lessing.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte das Verlangen des wohlsituierten Berliner Bürgers, während der heißen Sommermonate dem Staub und Rauch der Großstadt zu entfliehen, zur Errichtung von Landhäusern am Rande des Tiergartens, später zur Begründung größerer Ansiedelungen außerhalb des städtischen Weichbildes. Bei der schnellen Entwicklung der Residenz während der letzten Jahrzehnte konnten jedoch naturgemäß nur ferner liegende Orte, wie Wannsee und Neubabelsberg, den Charakter vornehmer Villenansiedelungen bewahren, während alle näher liegenden Plätze, wie Friedenau, Steglitz, Wilmersdorf, Schöneberg, zu ansehnlichen Ortschaften heranwuchsen und großenteils mit hohen Mietskasernen schrecklichster Art besetzt wurden. Von einem Landleben konnte hier nicht mehr die Rede sein. Aecker, Wald- und Wiesenland wurden zu Bauterrains zerschnitten, jedes grüne Fleckchen hinwegrasiert, und immer weiter rückten die Häuserreihen der Weltstadt vor, soweit es nur der Geldbeutel oder der Kredit der Unternehmer gestattete.

Als sich die Bauspekulation auch der großen Gelände im Westen von Berlin bemächtigte und selbst dem Grunewald, dem „Bois de Boulogne der Berliner", wie ihn Bismarck einmal bezeichnete, große Gefahr drohte, da begannen sich Kaiser Wilhelm I. und der Altreichskanzler für eine vornehme, villenartige Bebauung des in Betracht kommenden Waldgebietes (zwischen den Ringbahnstationen Grunewald und Halensee) lebhaft zu interessieren.

Es war der Wunsch des alten Kaisers, ein Projekt Friedrich Wilhelms IV. zu verwirklichen, nämlich durch Verlängerung des Kurfürstendammes eine breite und prächtige Straße zur Verbindung des Westens mit dem Grunewald zu gewinnen. Allen fiskalischen Einwendungen gegen die Durchführung dieses groß angelegten Planes, für den Bismarck mit besonderer Entschiedenheit eintrat, begegnete der Kaiser schließlich dadurch, daß er einen Teil der erforderlichen Mittel aus seiner Privatschatulle bewilligte. Auch später wurden die Verhandlungen zwischen der Königlichen Forstverwaltung und den Baugesellschaften wegen Ueberlassung des Waldterrains lediglich durch das thätige Eingreifen des Monarchen zum glücklichen Ende geführt.

Halle der Villa Lessing.

Auf Grund des Statuts vom 4. März 1889 trat die Kurfürstendammgesellschaft mit einem Grundstock von 8 Millionen Mark ins Leben, begann sofort mit der Parzellierung der Grundstücke, dem Abholzen des planmäßig festgelegten Straßengebietes, der Ausführung von Wegebauten und so weiter, und im Laufe von wenigen Monaten war der größte Teil der sehr umfassenden Vorarbeiten bewältigt. Unter anderm wurden mehrere langgestreckte Moorsümpfe, die das Gebiet quer durchzogen, ausgehoben und in klare, von hübschen Schmuckanlagen umgebene Seen umgewandelt, die eine zusammenhängende Wasserfläche von insgesamt 1500 Metern Längenausdehnung ergaben. Diese künstlichen „Seen", die einen Bodenaushub von mehr als 250000 Kubikmetern erforderten, werden jetzt durch artesische Brunnen gespeist.

Den Berlinern am bekanntesten ist der Hubertussee, an dessen Ufern sich das von Ausflüglern, insbesondere von Radfahrern viel besuchte Restaurant St. Hubertus erstreckt. Man genießt von hier aus eine reizende Fernsicht nach der Bismarck-Brücke, dem Herthasee bis hinein in den dunkelgrünen Fichtenwald, aus dem hie und da freundliche Villen hervorleuchten.

Um der Ansiedelung den vornehmen Charakter dauernd zu wahren, wurde die Art der Bebauung durch entsprechende Eintragungen in das Grundbuch gesichert. Es wurden Bestimmungen in die Verträge aufgenommen, welche die Höhe der Gebäude auf zwei Stockwerke beschränken, die Isolierung der Villen von den Nachbargrundstücken, sowie die Anlage von Vorgärten und so weiter zur Pflicht machten. Diese Beschränkungen waren vorzüglich geeignet, die Bauspekulation fernzuhalten. Die Grundstücke wurden fast ausschließlich von Leuten erworben, die sich hier selbst in ländlicher Stille ansiedeln wollten. Künstler, Industrielle, Kaufleute, Schriftsteller, Beamte besitzen hier ihr Landhaus, das sie während der Sommermonate oder auch während des ganzen Jahres bewohnen.

Die Architekten, denen die dankbare Aufgabe zufiel, hier innerhalb oder am Rande des Waldgebietes ein Land- oder Wohnhaus zu errichten, wetteiferten miteinander, Neues und Eigenartiges zu schaffen, indem sie unter liebevoller Berücksichtigung der Landschaft auf die malerische Wirkung des Ganzen das Hauptgewicht legten. Nicht allen ist es gelungen, dieser Aufgabe ganz gerecht zu werden, aber rohen, ungegliederten, das Gesamtbild beeinträchtigenden Baumassen begegnet man doch nur selten. Es ist eine ländlich heitere Architektur, unbeeinflußt von den Schranken der Berliner Baupolizei, die nur zu häufig den Geist des schaffenden Baukünstlers fesselt und hemmt.

Nächst der ländlichen Umgebung sind es vorzüglich die Neigungen und Gewohnheiten der Eigentümer — zum Teil bekannte Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft —, die bestimmend auf die Architektur eingewirkt haben. Dies gilt insbesondere von zahlreichen, für Künstler und deren Familien errichteten Landhäusern. Wer selbst ein Werk, gleichgültig welcher Art, künstlerisch zu gestalten vermag, wird sich auch von dem zu gründenden Heim zweifellos ein Idealbild schaffen, das er wenigstens bis zu einem gewissen Grade verwirklicht sehen möchte. So muß der Architekt häufig sein „eignes Ich" verleugnen und sein Projekt gleichsam aus dem Geiste eines andern Künstlers heraus gestalten. Die Schöpfer einiger Grunewald-Landhäuser haben diese Aufgabe glänzend gelöst.

Da ist zunächst das vom Regierungsbaumeister H. Solf errichtete Landhaus für den Königlichen Opernsänger Paul Kalisch und dessen berühmte Gattin Lilli Lehmann. Auf ihren häufigen, weit ausgedehnten Reisen in Amerika hat das Künstlerpaar das dortige Landleben kennen und schätzen gelernt und viele Gewohnheiten desselben angenommen. So wünschten sie auch ihr Heim im Grunewald in mancher Hinsicht nach amerikanischen Mustern einzurichten und auszustatten. Die Stockwerke wurden zum Beispiel niedriger gehalten, als dies sonst bei herrschaftlichen Wohnungen üblich ist, das Treppenhaus behaglich als bewohnbare Diele eingerichtet, vor mehreren Fenstern ganz flache, reizvolle Erkerchen angelegt und diese wie der Erkerturm und der Ausbau der Dachzimmer mit amerikanischen Cypressenschindeln bekleidet. Es ist dies eine frische, anmutige Architektur, die obendrein mit recht bescheidenen Mitteln erreicht ist.

Einem andern wohlbekannten Berliner Bühnenkünstler, dem früheren Hofschauspieler Kahle, hat Regierungsbaumeister Ludwig Otte, der auch mit einigen größeren stattlichen Villen von äußerst reizvoller Erscheinung im Grunewald vertreten ist, ein recht idyllisches Heim geschaffen. Die Architektur des von Wein und Epheu berankten und mit Blumen reich geschmückten Barockhäuschens weist mancherlei Beziehungen zu dem ehemaligen Künstlerleben seiner Bewohner auf.

Ein ganz eigenartiges Landhaus hat Bernhard Sehring, der Schöpfer des bekannten „Künstlerheims" in der Fasanenstraße zu Charlottenburg und des Theaters des Westens, für den Bildhauer Professor Hoffmeister errichtet. Das in letzter Zeit leider umgebaute Häuschen vereinigte ursprünglich in sich das Atelier und die Wohnung des Künstlers. Nur ein kleiner Teil der reich mit Wandgemälden geschmückten Räume ist unter einem gemeinsamen Satteldach zusammengefaßt; die übrigen Teile sind flach abgedeckt, wodurch das Haus einen mehr südlichen Charakter erhält. Diese Wirkung wird durch das geringe Maß der Fensteröffnungen an der Straßenfront noch gesteigert. Die Wahl der Baustoffe verrät eine ausgesprochene Neigung für ländlich einfache Dekorationsmittel, und in der That ist Sehring in der Kunst, mit dem bescheidensten Material eine gefällige Wirkung zu erzielen, bisher nicht übertroffen worden.

Eine weit reichere, fast könnte man sagen üppige Architektur zeigt das vom Architekten Heinrich Jassoy für den Bildhauer Professor Otto Lessing erbaute Wohnhaus. Die Anordnung einer weiten, durch zwei Geschosse reichenden Halle, die in der Architektur hervorragend betont ist, und die anschließenden Nebenräume verraten uns, daß diese prächtige Villa auch den Zwecken einer in großen Verhältnissen sich bewegenden festlichen Geselligkeit zu dienen bestimmt ist.

Wenn wir die Straßen der Kolonie durchstreifen und vorzüglich nach solchen Landhäusern Umschau halten, die eine gewisse freie und selbständige Gestaltungskraft des Baukünstlers offenbaren, so finden wir jeden Stil, jedes Zeitalter, jede Mode vertreten, und wo nur irgend jemand ein neues Motiv oder einen neuen, farbenprächtigen Baustoff ausfindig machte, beeilten sich sogleich einige Dutzend minder originelle Köpfe, es ihm nachzuthun, so gut es gehen wollte. Wir finden hier kleine Bauernhütten, mehr oder minder reizvolle bürgerliche Wohnstätten und prächtige Villen, deren Architektur schon weit über das Maß eines Landhauses hinausreicht. Im Grunde teilt sich die gesamte Bevölkerung der Kolonie in zwei große Klassen, von denen die eine dem rein ländlichen Charakter des Wohnhauses, die andre dem stilgerecht gegliederten und teilweis sogar monumentalen Steinbau den Vorzug gab. — Einige der hervorragendsten Villen beider Richtungen sind in unsern Abbildungen

Villa Imelmann.

dargestellt. Die mehr ländlich gehaltene Architektur entbehrt fast ganz des ornamentalen und figürlichen Schmuckes und gewährt fast allein durch die interessante Gliederung der Massen und die bunte, frische Farbengebung der einzelnen Bauteile den Häusern jenen ländlichen, heiteren Charakter, der so sehr dem Naturfreunde zusagt und nimmermehr durch Glanz und Pracht ersetzt werden kann. Dies gilt zum Beispiel von dem idyllischen, vom Baurat Otto March errichteten Doppelhause. Die weißen Putzflächen sind teilweise mit grünen Spalieren bekleidet, Fenster und Thüren mit roten Ziegeln eingefaßt und das Dach mit Rathenower Steinen eingedeckt. Die satte rote Farbe des Steinmaterials harmoniert trefflich mit dem Grün der Kieferwaldung und den gärtnerischen Anlagen, die das freundliche Haus umgeben. Aehnliche Wirkungen sind bei den andern hier dargestellten Häuschen von ländlichem Charakter erreicht, wenn sie auch auf einen wesentlich andern Grundton gestimmt sind.

Die mit reicherer Werksteingliederung versehenen und zum Teil mit prächtigem ornamentalen Schmuck ausgestatteten Gebäude entbehren in der Regel dieses belebenden Farbenschmuckes; sie wollen eher vornehm-stolz als idyllisch erscheinen, und einige dieser Gebäude, wie das von Solf errichtete Haus Arons, das prächtige, von Otte erbaute Landhaus Griebenow in französischer Barockarchitektur, die reizvolle Villa des Bankiers Imelmann und einige andre, haben sogar einen mehr schloßartigen Charakter erhalten.

Aber gerade dieser bunte Wechsel der Stimmung und die reiche Fülle origineller Architekturmotive, die mit der märkischen Landschaft harmonisch verschmelzen oder auch dagegen herbe Kontraste bilden, gewähren dieser Kolonie einen ganz eignen Reiz und heben sie hoch über alle andern Vororte und Vorstädte Berlins empor. Zwar wird auch diese Ansiedelung, die zurzeit noch erweitert und verschönert wird, vielleicht bald von der rapide anwachsenden Weltstadt verschlungen werden, aber dank der Vorsicht ihrer Begründer wird sie trotzdem den Charakter einer vornehmen Villenstadt selbst inmitten der Residenz bewahren.

Plauderei über Forstwirtschaft.

Von

Hans Wedding, Forstassessor.

I. Die Wissenschaft in der Forstwirtschaft.

Was haben Sie als Forstmann eigentlich zu thun?" Wie oft ist diese Frage schon an mich gerichtet worden, ohne daß ich im stande gewesen wäre, sie in kurzen Worten ausführlich genug zu beantworten. Denn selbst in den gebildeten Kreisen herrschen recht unklare Vorstellungen über die Berufsthätigkeit eines Oberförsters. Manche, besonders aus dem „schönen Geschlechte", haben eine Vorstellung von unserm Fache, die sie etwa in den Ausspruch kleiden: „Sie sind doch eigentlich zu beneiden, daß Sie so den ganzen Tag im Walde spazieren gehen können" — während andre wiederum von dem besonders in neuerer Zeit viel gesungenen Klageliede des Grünrocks gehört haben, daß der Forstmann von heutzutage eigentlich nichts mehr zu thun hätte, als den ganzen Tag am grünen Tisch zu sitzen, endlose Exempel zu rechnen und die Tinte literweise zu verschreiben. Beide Ansichten sind nicht falsch, die letztere leider sehr berechtigt! Die Frage ist jedoch damit nicht erledigt, und ich möchte in folgendem versuchen, sie in etwas präziserer und für den gebildeten Laien verständlicher Weise zu beantworten.

Zum besseren Verständnis schicke ich einen kurzen Ueberblick über den Ausbildungsgang des Forstmannes voraus, wobei ich — wie überhaupt bei meinen Ausführungen — mich auf die höhere (Verwaltungs-) Carriere beschränken will.

Im Innern der Villa Imelmann.

Abgesehen von den mehr oder weniger belanglosen Verschiedenheiten, die der Ausbildungsgang in den einzelnen deutschen Staaten aufweist, zerfällt derselbe in den theoretischen und praktischen Teil. Nach Absolvierung des Gymnasiums oder Realgymnasiums wird dem jungen Forstmanne — als Lehrling bei einem Oberförster — in einem einjährigen Lehrkurse eine nähere Einsicht in seine spätere Thätigkeit gewährt. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre," sagt ein altes und sehr wahres Sprichwort. Und doch glaube ich behaupten zu können, daß dieses Wort bei dem jungen Grünrock in gewisser Beziehung zu schanden wird, daß ihm meist die Lehrzeit eine goldene Zeit ist, wenn der Chef seine Aufgabe gegenüber seinen Zöglingen richtig erfaßt hat und es versteht, dem jungen Manne Augen und Ohren zu öffnen, damit er sieht, was in dem aufgeschlagenen Buche — dem Walde — geschrieben steht, und hört, was sich der Wald erzählt.

Nachdem der junge Forstbeflissene, wie der offizielle Titel lautet, seine Lehrzeit beendet hat, begiebt er sich auf die Universität oder Forstakademie — je nach den bestehenden Vorschriften —, um nun erst eine gründliche theoretische Ausbildung durchzumachen. Hat er im Lehrjahre zum großen Teile die praktische Seite seines Berufes kennen gelernt, so wird er jetzt erfahren, daß Forstmann sein nicht *nur* darin besteht, im Walde spazieren zu gehen! Darf ich den geneigten Leser bitten, mir einmal auf einem Rundgange durch die Hörsäle der Universität zu folgen, die der nunmehrige „stud. forest." nacheinander besuchen wird — oder wenigstens besuchen sollte?! Da wird er zuerst die Collegia über die Naturwissenschaften, welche die Grundlage für das spätere Spezialstudium der Forstwissenschaft bilden, hören. Zunächst Physik und Chemie, von letzterer die anorganische sowohl als die organische, und mit spezieller Berücksichtigung des forstlichen Berufes die Pflanzenchemie und die Chemie des Wald- und Ackerbodens. Auf den ersten Blick dürfte zwar das Studium der Chemie für den Forstmann — auf der Forstakademie pflegt ja der Akademikus den ominösen Namen „Chemikus" zu führen — etwas überflüssig erscheinen, thatsächlich aber ist das nicht der Fall. Denn wenn er in der anorganischen Chemie nicht Bescheid weiß, so wird ihm der Vorgang bei der Verwitterung der Gesteine, die Entstehung des Bodens aus denselben, die chemischen Umsetzungen seiner einzelnen Bestandteile und so weiter nicht verständlich sein, und die organische Chemie bildet wiederum die Grundlage für das Verständnis der Physiologie der Pflanzen, die den zukünftigen Oberförster darüber aufklärt, wie eigentlich die Bäume seines Waldes wachsen, wie aus der winzigen Eichel die Jahrhunderte überdauernde Eiche wird, wie der Baum sein Holz, seine Blätter, Blüten und Früchte bildet aus den Stoffen des Erdbodens, in dem seine Wurzeln stehen, und unter der Einwirkung von Sonne, Luft und Regen.

Hierbei habe ich schon ein andres Gebiet berührt, das

Haus Griebenow.

für den Forstmann von größerer Wichtigkeit zu sein scheint, die Botanik. Von dieser Wissenschaft soll er sich nicht nur die Systematik aneignen — die er übrigens sofort nach bestandenem Examen wieder vergißt, weil es ihm meist sehr gleichgültig ist, ob das Leberblümchen in die XXII. Ordnung des Linnéschen Systems oder in irgend eine andre Ordnung eines natürlichen Systems hineingehört —, sondern vor allen Dingen ist für ihn von größtem Interesse die Anatomie und Physiologie der Pflanzen. In diesem Fache werden ihm Wunder der Natur offenbart, von denen er sich als Forstbeflissener, wenn er den Wald durchstreifte, nie etwas hat träumen lassen. Hier wird er lernen, den Wald nicht ferner nur als eine große Menge von Bäumen zu betrachten, sondern als eine Versammlung von lebenden Wesen (wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne), denen lebendige Kräfte innewohnen, und der Wald wird ihm erst durch das Studium der Botanik eine unerschöpfliche Quelle des Belehrenden und Interessanten bieten.

Zu diesen Fächern kommen nun teils als ergänzende, teils als grundlegende die Mineralogie und Geologie, in denen er nähere Bekanntschaft macht mit unsrer Erde, mit ihrer Zusammensetzung, Entstehung und Entwicklung, wo ihm die Zeiten vor sein geistiges Auge geführt werden, da das ganze nördliche Europa von den Bergen Norwegens bis zur norddeutschen Tiefebene ein einziger kolossaler Gletscher war, da der Mensch noch eine unbekannte „Tierform“ war, da der Ichthyosaurus und Pterodaktylus ihr Wesen trieben, jene Tiere, die wir jetzt nur noch in Museen als versteinerte Ueberreste längst vergangener Jahrtausende — nein, Jahrmillionen — bewundern.

Denn was bedeuten tausend Jahre in der Entwicklungsgeschichte unsrer Erde! Sie sind wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache! Doch was soll der Forstmann mit Sauriern und dergleichen „Drachen“? Sind sie doch längst erschlagen von Siegfried und seinen Zeitgenossen, und kommt doch der Forstmann heutzutage höchstens einmal in die Verlegenheit, mit einem grimmen Keiler den Kampf aufnehmen zu müssen!

Und doch ist die Geologie in Verbindung mit der Mineralogie eine Wissenschaft, deren Studium der Forstmann nicht entbehren kann. Denn es kann ihm nicht gleichgültig sein, welcher geologischen Formation der Boden angehört, auf dem sein Wald wächst, welche Gesteine diese Formation bilden, wie die mineralische Zusammensetzung dieser Gesteine ist und, als Schlußfolgerung hiervon, welche chemische und physikalische Beschaffenheit der Boden hat. Denn das muß er wissen, um beurteilen zu können, welche Holzarten er auf einem gegebenen Boden mit Vorteil kultivieren kann, wobei allerdings das Klima noch berücksichtigt werden muß. Ja, auch Meteorologie und Klimatologie gehören zu denjenigen Fächern, denen der Forstmann einen Teil seiner Studienzeit widmen muß, nicht etwa, damit er die Kunst des „Wettermachens“ sich aneigne, sondern weil Wind und Wetter von ganz hervorragendem, manchmal leider recht ungünstigem Einflusse auf das Gedeihen des Waldes sind.

Jetzt kämen wir zur Zoologie.

Natürlich, in dieser Wissenschaft muß der Forstmann genau Bescheid wissen, wie soll er denn sonst seine Hirsche und Hasen schießen? Gemach, lieber Leser, das Hirsche- und Hasenschießen besorgt der Forstmann von heute mehr mit Tinte und Feder als mit der Flinte. Die Zeiten, in denen Jäger und Forstmann unter einen Begriff fielen, gehören längst der Vergangenheit an, und der „orthodoxe“ Forstwirt von heute rechnet Rot- und Rehwild unter die „forstschädlichen“ Tiere, also zu seinen Feinden! Sic transit gloria venandi — könnte man hier nach bekanntem Muster sagen.

Außer diesen „Schädlingen“ hat der Forstmann aber noch mit solchen zu rechnen, die wohl weniger ins Auge fallen, dafür aber um so wirksamer den Bäumen Schaden zufügen. Dahin gehören vor allen Dingen die Ordnungen Coleoptera und Diptera, auf Deutsch: Käfer und Schmetterlinge. Der „Holzwurm“ und die berüchtigte und gefürchtete „Nonne“ sind wohl den meisten Laien bekannt, und ich brauche sie nur zu erwähnen, um dem Leser zu zeigen, daß die zoologischen Kenntnisse des Grünrocks sich auch auf die niedriger organisierten Tiere zu erstrecken haben.

Das wären also die Naturwissenschaften, die zum Studium der Forstwissenschaft mehr oder weniger nötig sind. Dem jungen „stud. forest.“ wird allerdings manchmal ein Grauen angehen, wenn er in der Chemie den Professor von primären, sekundären und tertiären Alkoholen reden hört, während er doch bisher nur gewußt hat, daß man Alkohol in Form von Cognac, Wein und Bier zu sich nimmt, oder wenn der Botaniker ihm etwas von der intramolekularen Atmung der lebenden Substanz in der Pflanze erzählt, aber späterhin wird er einsehen, daß alle diese Sachen mehr oder weniger nötig sind, um ihn zu einem tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Forstwirt zu erziehen. Ja, mehr als das, er wird ein gut Teil von diesem ihm zuerst als purer Ballast erscheinenden wissenschaftlichen Sammelsurium zu seinem geistigen Eigentum machen, und wenn er andrerseits manchmal unbefriedigt von seinem Studium sein wird, weil die Zeit ihm nicht erlaubte, sich tiefer in ein ihn besonders interessierendes Fach zu versenken, so wird er daraus doch eine Fülle von Anregungen mit in sein späteres Leben nehmen, die das Interesse an der Wissenschaft in ihm nicht erkalten lassen und ihn in der Einsamkeit des Waldes nicht das werden lassen, was man mit dem Namen „Stukenförster“ bezeichnet.

Aber mit den Naturwissenschaften ist das Studium des Forstmannes noch nicht halb erfüllt, jetzt kommen erst die speziellen forstlichen Fächer.

Das wichtigste all dieser Fächer ist der „Waldbau“, das heißt die Lehre von den Holzarten, die wir in unsern Forsten erziehen, ihre Ansprüche an den Boden und die klimatischen Verhältnisse, ihre Vereinigung zu Beständen und ihr Verhalten als solche, sowie die Begründung, Erziehung und Pflege der Bestände mit Rücksicht auf eine möglichst hochwertige Ausbeute an Holz. Erziehung und Pflege der Bestände? Ja, lieber Leser, mit dem Abhauen und Wiederpflanzen ist es noch lange nicht gethan! Allerdings, das Säen und Pflanzen ist zuerst die Hauptsache, aber wenn wir die Bäume weiterwachsen lassen wollten, ohne uns um sie zu bekümmern, so würden wir etwa einen künstlichen Urwald bekommen, in dem alles kreuz und quer durcheinander wüchse, und der uns nach Menge und Güte des Holzes nicht annähernd dasselbe liefern würde, als der nach forstlichen Grundsätzen erzogene Bestand. Der Landwirt erzieht seine Rüben auch und entfernt das Unkraut aus seinen Kartoffeln. Genau so macht es der Forstwirt, indem er die untauglichen Bäume abhaut. Hat der Forstmann nun seine Bäume gepflanzt und wachsen sie zu seiner Freude heran, so muß er auch seine Augen offen halten, daß ihnen kein Schaden zugefügt wird. Wie er das am besten verhindert, oder wie er geschehene Beschädigungen wieder gut macht, sagt ihm die Lehre vom „Forstschutz“. Denn leider hat der Wald viele Feinde, unter den Menschen sowohl als unter den Tieren; besonders aber hat er von den himmlischen Mächten Not und Elend zu fürchten. Der brausende Sturm, der wirbelnde Schnee, der prasselnde Hagel, der leuchtende Blitz und — wehe! wenn sie losgelassen, die Gabe des Himmels — das entfesselte Feuer. Tausende von Stämmen fallen alljährlich diesen Feinden zum Opfer, bevor sie die Hiebsreife — den Zeitpunkt ihrer besten Verwertbarkeit — erreicht haben, und müssen fortgeschafft und verkauft werden. Der Wald, der ein Jahrhundert überdauerte, der Menschen kommen und gehen sah, den unsre Großväter gepflanzt haben, in einer Stunde kann er — ein Opfer des Sturmes — ein unentwirrbares Chaos sein, gebrochen, geknickt, aus dem Boden gerissen, zersplittert und zerzaust, ein Trümmerhaufen.

Und doch steht der Mensch nicht ganz machtlos diesen Elementen gegenüber, wenn auch seine Stärke hier hauptsächlich in der Anwendung von Vorbeugungsmaßregeln besteht. Denn heilen läßt sich der Schaden nicht, den die gefräßige Nonnenraupe, der wütende Sturm oder die lohende Feuersglut dem Walde zugefügt haben. Hier giebt es nur ein Mittel: von vorn wieder anfangen! Aber es ist teuer; daher ist der „Forstschutz“ nächst dem „Waldbau“ das wichtigste Fach.

Der Forstmann muß aber auch Kaufmann sein, und damit er den Anforderungen des Holzmarktes genügen kann und die gepflanzten, erzogenen und geschützten Stämme in vorteilhafter und gewinnbringender Weise verwertet, muß er näher bekannt sein mit denjenigen Gewerben und Fabrikationen, die überhaupt Holz verarbeiten, und diese Kenntnisse eignet er sich durch das Studium der Lehre von der „Forstbenutzung“ an. Hier lernt er, welche Hölzer der Stellmacher, der Bau- und Möbeltischler, der Wagenbauer, der Schiffsbauer und so weiter hauptsächlich gebrauchen, und welches die technischen Eigenschaften sind, auf die die verschiedenen Konsumenten sehen müssen. Er erfährt hier auch, wie er seine Bäume am besten fällt und zum Transport vorbereitet, und welches die vorteilhaftesten Arten der Abgabe und Verwertung des Holzes, also des Verkaufs, sind, und welche sonstigen Nutzungen außer dem Holze (Rinde, Laub, Gras, Steine und so weiter) ihm der Wald noch bietet. Früher bildete auch der Wege-, Wasser- und Brückenbau einen Teil der „Forstbenutzung“, doch hat sich der Wegebau in neuerer Zeit zu einer besonderen Wissenschaft entwickelt, weil das Vorhandensein guter und zweckmäßiger Wege zur Abfuhr des Holzes von maßgebendem Einflusse auf den Preis der Hölzer ist. Die so übelberüchtigten „Holzwege“ giebt es zwar auch heute noch in den forstlich bewirtschafteten Wäldern, sie nehmen aber von Jahr zu Jahr ab.

Der Wald stellt ein bedeutendes Kapital dar, dessen Rente wir alljährlich in der Form von Holz nutzen, und da ist es nur natürlich, daß beim Walde auch Zinsen und Prozente eine Rolle spielen; und das Stück, in dem sie als handelnde Personen auftreten, betitelt sich „Waldwertberechnung“. Dieser Zweig der Forstwissenschaft lehrt uns die verschiedenen Methoden, mittels deren wir den Wert von Beständen oder größeren Waldkomplexen berechnen, und hierzu findet der Forstmann Gelegenheit bei Verkäufen, Austauschungen und Waldbeschädigungen (ich nenne nur das Wort „Hüttenrauch“). Einer sehr großen Beliebtheit erfreut sich dieser Zweig bei dem praktischen Forstwirte allerdings nicht, und kaum ein Fach hat wohl in der forstlichen Litteratur so viel Staub aufgewirbelt als dieses. Kurz gesagt, liegt das daran, weil niemand sagen kann, wieviel ein Baum, der jetzt vielleicht zehn Jahre alt ist, in hundert Jahren wert sein wird, und den Wert eines Baumes oder Bestandes auf den Zeitraum von hundert Jahren hinaus auch nur annähernd berechnen zu wollen, ist eben ein Unding.

Nun käme eine andre Gruppe von Fächern, die unter sich zusammenhängen und einander ergänzen, das sind die „Forstvermessung“, bei der der Forstmann seine trigonometrischen und geodätischen Kenntnisse im Walde zur Anwendung bringt, und die „Holzmeßkunde“, die forstliche Stereometrie, welche lehrt, wie einzelne Bäume und ganze Bestände ihrem Inhalte, dem Kubikgehalte, nach berechnet werden. Diese beiden Fächer sind eine notwendige Vorbedingung für ein drittes, die „Forsteinrichtung“, welche die Aufstellung der Wirtschaftspläne zum Zwecke hat. Die Forstwirtschaft, wenigstens im staatlichen Betriebe, ist eine sehr konservative Wirtschaft, die nicht nur die rationelle Ausnutzung der Forsten zum Ziele hat, sondern auch die Erhaltung des Waldes sich angelegen sein läßt, damit uns nicht die Bilder in Deutschland vor Augen geführt werden, wie sie Amerika mit seiner Waldverwüstung zeigt und deren Folgen wir an andern Ländern (zum Beispiel Spanien und Griechenland) sehen. Daß die Forsteinrichtung eine ziemlich schwierige Wissenschaft ist, kann der Leser leicht begreifen, wenn ich ihm sage, daß von uns Forstleuten der Spruch gilt: „Was wir säen, werden wir nicht ernten, und was wir ernten, das haben wir nicht gesät.“ Daher müssen wir auch hier mit Zeiträumen von hundert und mehr Jahren rechnen, und die Beobachtungen und Erfahrungen vergangener Jahrzehnte müssen zum Anhaltspunkte für einen Wirtschaftsplan dienen, dessen Prinzipien noch nach hundert und mehr Jahren gelten sollen. Wie einfach hat es dagegen der Landwirt, der innerhalb eines einjährigen Zeitraums sät und erntet und im nächsten Jahre wieder gut zu machen Gelegenheit findet, was er im vorhergehenden versehen hat, oder was ungünstige Witterung hat mißraten lassen. Infolgedessen muß der Forstwirt bei der Aufstellung seiner Pläne noch vorsichtiger zu Werke gehen, und er muß seine Wirtschaft noch mehr nach konservativen Grundsätzen einrichten — eine Thatsache, die von seiten Unkundiger dem Staate sehr häufig zum Vorwurfe gemacht wird.

Zu den verschiedenen Grund- und Fachwissenschaften kommen nun noch die Hilfswissenschaften, zu denen wir die Finanzwissenschaft und Volkswirtschaftslehre, sowie von der Rechtswissenschaft die Grundzüge des Staats- und Privatrechts zu rechnen haben. Auch ein andres Fach könnte man hier noch anführen, obgleich das eigentlich etwas wie „Hohn“ klingt; denn im forstlichen Examen wird wohl kaum jemals eine Frage aus diesem Fache gestellt, und für das Leben pflegt sich der Forstmann, der Interesse daran hat, die nötigen Kenntnisse in diesem Fache meist schon von selbst anzueignen — ich meine die Jagdkunde. In früheren Zeiten war das anders, da kam diese Wissenschaft an erster Stelle; aber das wollen wir der Welt, die sich so geändert hat, gern verzeihen, solange noch der Schrei des Hirsches in unsern Forsten erschallt. Und das ist ja — Hubertus sei's gedankt! — noch an vielen Stellen unsers deutschen Vaterlandes der Fall.

Ich habe versucht, im vorstehenden einen Ueberblick über den Ausbildungsgang des modernen Forstwirtes zu geben. Es sollte mich nicht wundern, wenn der geneigte Leser vielleicht zu der Ansicht kommen würde, daß wir Forstleute so voll Wissenschaft gepfropft sein müßten, daß wir den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen! Aber das ist glücklicherweise nicht der Fall, und selbst der verstockteste Professor der Forstwissenschaft wird sich des Zaubers nicht erwehren können, den der brausende, flüsternde, tiefstille Wald auf jeden fühlenden Menschen ausübt. Und der Wald läßt sich nun einmal nicht in chemische und mathematische Formeln zwängen; aber wie überall, so ist auch in der Forstwirtschaft die graue Theorie die beste Helferin und Stütze der grünen Praxis. Und wie es in der letzteren aussieht, werde ich im weiteren auszuführen versuchen.

Der Blumenkorso auf der Alster in Hamburg.

Hamburg eignet sich ganz besonders zur Veranstaltung von Wasserfesten, denn alle Vorbedingungen dazu sind vorhanden. Die Alster, dieser herrliche Nebenfluß der Elbe, bietet eine Wasserfläche, die wie geschaffen ist, sich darauf zu tummeln. Und das versteht man in Hamburg. Man weiß dort mit dem Ruder umzugehen, denn von früher Kindheit an treiben sich die jungen Hamburger auf dem Wasser herum. Hinzu kommt noch, daß bei den vielen Verbindungen nach allen Teilen der Erde, die die Hamburger von jeher unterhalten, diejenigen, die „drüben“ gewesen sind, vieles mit zurückbringen oder in die Heimat schicken, und unter diesem auch Ruderboote vielgestaltiger Art, die man in der Hansestadt sehr bald zu benutzen versteht.

Auch der 20. August dieses Jahres sah die weiten Ufer der Binnen- und Außenalster dicht von einer schaulustigen Menge besetzt, die sich eingestellt hatte, um dem Blumenkorso des Allgemeinen Alsterklubs zuzuschauen. Und es war der Mühe wert, auszuharren. Vierzig und einige Fahrzeuge der verschiedensten Art, vom einruderigen, von zarter Damenhand geruderten Boot, bis zum mächtigen Floß hatten sich eingefunden, um das Fest herrlich zu gestalten.

Um $3^1/_2$ Uhr hatten sich die prächtig geschmückten Fahrzeuge an dem abgesteckten Platz vor der Alsterlust eingefunden, um dann genau um 4 Uhr die Korsofahrt zu beginnen. An der Spitze des Zuges fuhr die Komiteebarkasse mit dem Musikcorps, der die einzelnen Boote folgten, die sich von der Alsterlust durch die Lombardsbrücke nach der Binnenalster begaben. An den Ufern dieses herrlichen Wasserbeckens entlang ging die langsame Fahrt. Ueberall wurden die in schönem Blumenschmuck prangenden Boote mit Jubel begrüßt. Einen besonders prächtigen Eindruck machte das Festboot „Hamburgs Rudersport, der Hammonia huldigend“. Einen wirksamen Gegensatz zu diesem mächtigen Fahrzeug bildeten ein von vier Damen in hübscher Matrosentracht geruderter und von einer Dame gesteuerter Vierer und ein von einer Dame gerudertes leichtes, elegantes Boot, unter dessen aus rosa Gaze und gleichfarbigen Blumen gebildetem Baldachin ebenfalls eine Dame am Steuer saß. Dann kamen die langen, von zehn Ruderern fortbewegten Gigs, besetzt von Damen in hellen Sommertoiletten. Einen entzückenden Eindruck machte auch ein von Herren gerudertes Boot, dessen Bug den Kopf und den Hals eines Schwans aus farbensatten Granatblüten nachahmte, während den Mittelteil ein Baldachin aus roten Granatblüten bildete. Imposant wirkte auch das große Floß: „Allemannenbrautfahrt zu vorchristlicher Zeit“, das vom „Ruderklub Allemannia von 1866“ gestellt war.

Nachdem der Zug, wie er gekommen war, die Binnenalster wieder verlassen hatte, um nach seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, löste er sich, hier angekommen, auf. Und nun begann ein Blumenwerfen von Boot zu Boot, von den Ufern zu den Booten und zurück. Unmengen von Blumen durchflogen die Luft, und als die mitgebrachten losen Blüten nicht mehr ausreichten, da ging man daran, die Boote, die eben noch an den Preisrichtern vorbeigeführt worden waren, zu plündern, und als Wurfgeschoß diente, was man nur aus den Blumen-Arrangements herauszureißen vermochte.

M. S.

Der Blumenkorso auf der Alster am 20. August 1899. Nach Momentaufnahmen von J. Dehé in Hamburg.

Am Gartenzaun.

Von

Charlotte Niese.

Heinz Bartels stand am Zaun seines elterlichen Gartens und spielte mit seinem Butterbrot. Er hatte am Mittag von seiner Lieblingsspeise so viel gegessen, daß er noch keinen Appetit verspürte. Nun bröckelte er einige Krümchen von seinem Brot ab und warf sie über den Zaun. Am Graben pfiff eine Amsel, und in den Weißdornhecken zankten sich einige Sperlinge. Vielleicht würden die kommen und sein Brot fressen.

Es war Frühling. Die Luft war zwar noch kalt; der Himmel aber hatte ein scharfes Blau, und überall sproßte und grünte es. Die Hecken hatten sich ein weißes Gewand übergeworfen, und an ihren Abhängen dufteten die Veilchen.

Von dem Platz, an dem Heinz stand, konnte man weit über die Felder sehen. Mitten zwischen ihnen hindurch schlängelte sich ein schmaler Fußweg, der von der weiter entfernten Landstraße kam, sich am Gartenzaun entlang zog und sich dann in einigen Windungen verlor.

Ueber diesen Fußweg ging jetzt eine alte Frau, die ein kleines Mädchen an der Hand führte. Beide kamen gerade auf den Zaun zu, wo Heinz stand, und der Junge schob sich ein wenig zur Seite, so daß die Alte ihn nicht sehen konnte. Das Mädchen aber sah zu ihm herauf und lachte. Er hob jetzt sein Butterbrot in die Höhe, und sie legte blitzschnell den Finger auf die Lippen. Dann verschwand sie mit ihrer Begleiterin, kehrte aber nach kurzer Zeit allein zurück.

„Nu, Heinz, hast was for mir?“ fragte sie, sich neben ihn zwischen die Dornen kauernd.

Er gab ihr sein Butterbrot.

„Hier, Magrete!“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich mochte es doch nicht. Ich war zu satt!“

Sie biß ohne weiteres in das verschmähte Brot und aß es hastig auf. Dann wischte sie sich den Mund und seufzte etwas.

„Ach Heinz, wenn ich doch auch mal satt wär'!“

Der Knabe setzte sich auf eine Zaunlatte und rückte die Mütze fester auf sein blondes Haar.

„Alle Leute können nicht satt sein!“ sagte er altklug. „Mama sagt, es muß arme Leute geben, das hat der liebe Gott so eingerichtet. Und deshalb müssen die armen Leute nicht unzufrieden sein, das wäre sehr unrecht von ihnen!“

Magrete antwortete nicht, sondern leckte ihre Finger ab. Sie waren sehr schmutzig, auch ihr Gesicht hatte schmutzige Streifen, und ihre dunkeln Haare fielen ihr wild über die großen und strahlenden Augen.

„Wenn Köhlersch mir man nich auch ümmer hauen wollt'!“ sagte sie nach einer Weile. „Ich bettel ja ümmerlos; abers ich krieg' nich ümmer was; und denn haut Köhlersch da auf los. Das thut bannig weh, kann ich dich sagen!“

Heinz nickte ernsthaft. „Ja, Köhlersch ist eine alte, greuliche Person. Sie hat gestohlen und ist auch schon im Zuchthaus gewesen. Deshalb darf ich zu Haus auch gar nicht erzählen, daß ich mit dir spreche und dir manchmal mein Butterbrot gebe. Mama würde sehr böse werden!“

„Abers wenn ich nu so gräsig hungrig bin?“ fragte Magrete kläglich. „Und wenn kein ein mich was zu essen giebt und ich bloß Prügels krieg'?“

„Dann mußt du Geduld haben!“ erwiderte Heinz nachdrücklich. „Mama sagt, wenn arme Leute nur Geduld hätten, dann würde es ihnen viel besser gehen!“

Magrete wischte sich die Augen. „Ich wollt', daß ich noch ein klein büschen zu essen hätte. Denn wollt' ich auch ganzen zufrieden sein. Gestern hab' ich auch nix gekriegt, und mein Leib thut mich weh!“

Sie saß noch immer zusammengekauert, und ihr Gesicht hatte einen so hungrigen Ausdruck, daß der Junge sie mit einem flüchtigen Mitleid betrachtete.

„Du bist eigentlich sehr unbescheiden,“ meinte er dann. „Mama sagt, Kinder dürfen nie unbescheiden sein. Aber warte nur einen Augenblick, ich will dir ein Stück Brot holen.“

Er sprang vom Zaun hinunter und lief durch den Garten nach dem ziemlich entfernt liegenden Wohnhause. Magrete blieb zwischen den Dornen sitzen und sah ihm nach.

Seit einigen Wochen waren die beiden befreundet. Heinz Bartels, der reiche Bauernsohn, und Magrete, das Bettelkind, das keinen Namen hatte und von einer alten, trunkfälligen Frau großgezogen wurde. Die Freundschaft der beiden so verschieden gestellten Kinder war daher gekommen, daß Magrete neulich den Jungen aus dem Wasser gezogen hatte. Er hatte, dem Verbot der Eltern zum Trotz, auf der dünnen Eisfläche des Teiches Schlittschuh laufen wollen und war eingebrochen. Wäre Magrete nicht gerade des Weges gekommen, hätte es ihm schlimm ergehen können. Denn der Teich war tief und kein andrer Mensch in der Nähe. Aber das kleine Bettelmädchen brachte es fertig, den großen, schreienden Jungen über das knisternde Eis aufs Trockene zu ziehen; und da er ihr ein Stück Kuchen versprach, wenn sie reinen Mund über die Geschichte hielte, so besuchte sie ihn am nächsten Tage und holte sich ihre Belohnung. Sie war an die Gartenecke bestellt worden, die weit draußen, hart an den Feldern lag und wo eigentlich niemals ein Mensch ging; und seit der Zeit trafen sich die Kinder öfters an demselben Platz. Heinz hatte manchmal ein Butterbrot zu verschenken, weil er eigentlich niemals hungrig war, und Magrete war noch nie satt gewesen. Da paßten sie also ganz gut zusammen.

Heinz kam jetzt wieder aus dem Hause. Er hatte eine Blumenschüssel voll kalter Grütze in der Hand und ein großes Stück Brot.

„Hier!“ sagte er; und dann setzte er sich wieder auf seinen Platz und sah zu, wie Magrete alles

Blumenkorso auf der Alster in Hamburg.

heißhungrig verschlang. „Du mußt nicht so gierig essen!“ ermahnte er schließlich; „das schickt sich nicht!“

Aber Magrete stopfte sich den Mund voll Grütze und hörte nicht auf ihn. Da kehrte er ihr verächtlich den Rücken und sah über die Felder. Im nächsten Augenblick hatte er Magrete am Arm gefaßt und sie hinter die Hecke gezogen.

„Was is los?“ fragte die Kleine, die sich unwillig wehrte.

Aber er drückte sie kräftig nieder und antwortete erst nach einer Weile. „So, nun komm nur wieder in die Höhe,“ sagte er jetzt. „Mein Onkel Reimers ging hier gerade vorbei; er sollte dich doch nicht sehen!“

„Warum nich?“ fragte sie, indem sie neugierig einem Manne nachsah, der langsam über die Felder schritt.

„Warum nicht?“ wiederholte Heinz entrüstet. „Weißt du nicht, daß Onkel Reimers der reichste Mann in der Stadt ist? Er wohnt dort hinten in dem weißen Hause mit dem roten Dach, und er hat einen ganzen Schrank voll Geld. Einen ganzen Schrank voll, sage ich dir: neulich habe ich's einmal gesehen, wie die Thür offen stand. Das war großartig! Nein, Onkel Reimers darf dich hier nicht sehen, sonst wundert er sich, und ich werde gescholten, weil ich mit dir spreche!“

Magrete hatte jetzt die Grütze aufgegessen und biß in das Brot.

„Ich hab' auch 'n Unkel,“ sagte sie, mit vollen Backen kauend.

„Du?“ Heinz sah sie ungläubig an. „Du hast ja nicht einmal eine Mutter und nie einen Vater gehabt!“

„Nee, hab' ich auch nich. Köhlersch zieht mir auf und kriegt ein büschen Kostgeld von der Stadt. Abers sie sagt, das is nicht genug, und dafor krieg' ich so viel Prügels; aber 'n Unkel hab' ich doch!“

„Mein Onkel Reimers ist viel besser als dein Onkel!“ erklärte Heinz. „Er ist nicht allein sehr reich, sondern auch sehr klug. Denke dir, er war gar nicht reich, als er jung war; aber da hat er die reichste Frau in der ganzen Gegend geheiratet. Sie war dreißig Jahre älter als er, und deshalb ist sie auch bald gestorben. Und nun hat er ihr Geld bekommen. War das nicht klug von ihm? Und Papa sagt, wenn ich immer sehr nett gegen Onkel Reimer bin, dann erbe ich viel von ihm, denn wir sind seine nächsten Verwandten. Nun kannst du doch begreifen, daß er dich nicht bei mir sehen darf!“

Magrete steckte sich die letzte Rinde des Brotes in den Mund.

„Ich hab' auch 'n Unkel!“ sagte sie mit einer Art Trotz, „und der ...“

Heinz schlug nach ihr. „Von deinem Onkel will ich gar nichts wissen. Solch feinen Onkel wie ich hast du doch nicht. Deiner wird schrecklich genug sein. Köhlersch ist auch schrecklich. Die ist im Zuchthaus gewesen, und ich darf eigentlich gar nicht mit dir sprechen. Geh nur jetzt!“

Aber am nächsten Tage stand er doch wieder am Gartenzaun und sah nach Magrete aus. Er war der einzige Sohn seiner Eltern und langweilte sich manchmal, besonders seit einiger Zeit, wo seine Mutter eine kleine Tochter bekommen hatte, deren Pflege sie ganz in Anspruch nahm. Heinz war elf Jahre lang die Hauptperson im Hause gewesen, und daß er einem kleinen, schreienden Ding seinen Platz hatte einräumen müssen, ärgerte ihn etwas.

„Mit Anna ist gar nichts anzufangen,“ erzählte er heute Magrete. „Sie ist ganz rot und hat keine Haare und keine Zähne. Und du solltest hören, wie sie schreien kann. Aber Mama küßt sie immerlos, und wenn Papa sie sieht, fängt er an zu singen!“

„Ich möcht' ihr auch wohl sehen!“ sagte Magrete. Sie hatte die Hände gefaltet und sah mit ihren dunkeln Augen sehnsuchtsvoll nach dem Hause hinüber. Heute war sie nicht so hungrig wie gestern und aß ihr Butterbrot mit Langsamkeit.

Heinz lachte erstaunt.

„Du möchtest Anna sehen? An der ist gar nichts, kann ich dir sagen. Ich finde sie ziemlich gräßlich!“

„Ich möcht' ihr sehen!“ murmelte Magrete.

„Das geht nicht!“ erwiderte Heinz. „Bettelkinder dürfen meine Schwester nicht sehen!“

„Ich wollt' ihr ja nich anbetteln!“ meinte die Kleine schüchtern. „Ganzen gewiß, ich will nix von sie. Bloß ihr aus die Ferne ansehen!“

„Dummes Zeug!“ Der Junge steckte die Hände in die Taschen. „An der ist nichts zu sehen, sage ich dir, und dann darfst du sie auch nicht sehen. Du hast nicht einmal eine Mutter und gar keinen Vater. Solche Kinder dürfen nicht in unser Haus!“

„Mein' Mutter hieß Kathrine!“ sagte Magrete schnell.

„Wie weißt du das?“

„Das hat Köhlersch mich neulich gesagt. Sie war ein büschen duhn, und denn snackt sie manchmal mit mich. Mein' Mutter hieß Kathrine und war ein ganzen nüdliche Deern; abers was mein Vater war, der hatt' all ein Frau. Und Kathrine is aus 'n Haus gejagt, und denn is sie bald tot geblieben.“

„Und da?“ fragte Heinz, als Magrete schwieg.

Sie pflückte einen Zweig von dem blühenden Dornbusch und steckte sich ihn in die Haare.

„Da war kein Da mehr,“ entgegnete sie gleichmütig. „Kathrine is tot, und was der Vauer war, der hatt' ein Frau!“

Bei diesen Worten sprang sie von der Hecke hinunter und lief davon. Heinz sah ihr noch einen Augenblick nach; dann fielen ihm seine Schularbeiten ein, und er ging ins Haus.

Sein Vater, ein großer Mann mit dunkeln Haaren und dunkeln Augen, trat ihm auf dem Hausflur entgegen.

„Mit wem hast du am Gartenzaun gesprochen?“ fragte er unfreundlich.

Heinz wurde dunkelrot. „Mit Magrete!“ sagte er endlich.

„Wer ist das?“

Der Junge räusperte sich. „Sie hat keinen Vater, und ihre Mutter hieß Kathrine. Die ist aber tot, und ihr Vater hatte schon eine Frau, und —“

Er sah sich überrascht um. Sein Vater war von der Diele gegangen und hatte die Thür von draußen hinter sich zugeschlagen.

Mehrere Tage lang erwartete Heinz irgend eine Strafe. Herr Bartels war ein sehr eigner und auch ein hochmütiger Mann. Er war natürlich sehr böse, daß Heinz mit dem Bettelkind gesprochen hatte. Aber da Herr Bartels gar nichts sagte, beruhigte sich Heinz und stand an einem schönen Nachmittage wieder an dem altgewohnten Platz.

Als er aber Magrete sah, die langsam den Fußweg entlang kam, hatte er die Empfindung eines großen Edelmutes.

„Eigentlich darf ich gar nicht mit dir sprechen!“ sagte er. „Mein Papa hat dich schon gesehen und war ganz böse. Es ist doch sehr schlimm, daß du keinen Vater hast.“

Magrete hörte nicht viel auf seine Worte. Sie kauerte sich auf ihren alten, dornigen Platz und zog ihr dünnes Kleid über die Kniee.

„Ich krieg' ein neues Kleid!“ berichtete sie triumphierend. „Das is von ein klein Mädgen, die tot geblieben is, und Unkel Kunrad kriegt es billig. Is das nich fein?“

Heinz ärgerte sich immer, wenn er hörte, daß Magrete auch einen Onkel hätte. Das konnte er nicht vertragen und wurde dann leicht verdrießlich.

„Dein Onkel ist gewiß ein gräßlicher Kerl!“ rief er. „Ich habe den besten Onkel in der ganzen Stadt. Der hat neulich zu Papa gesagt, Anna sollte auch Geld von ihm bekommen!“

Magrete sah schnell nach dem Hause.

„Anna, die klein', süße Anna?“

Heinz lachte. „Süß ist sie gar nicht. Sie hat die ganze Nacht geschrieen, weil sie Zähne bekommt. Es war schrecklich, sage ich dir. Besonders für mich. Denn ich bin zweimal von ihrem Geschrei aufgewacht!“

„Wenn ich ihr doch bloß einmal sehen könnt'!“ seufzte Magrete mit glänzenden Augen. „Wenn ich nu mein neues Kleid krieg', Heinz, und wenn ich mich das Gesicht wasch' und auch die Ohrens, und wenn ich mich die Haarens mit Wasser kämm', kann ich ihr denn nich sehen?“

„Iß dein Butterbrot!“ rief Heinz verdrießlich. Er hatte Magrete nämlich wieder ein großes Butterbrot gebracht; aber sie hielt es gedankenlos in der Hand.

„Bist du nicht hungrig?“ fragte er.

Sie fuhr zusammen. „Nich so furchbar, Heinz. Unkel Kunrad hat mich Speck und Klöße abgegeben. Ach Gott, wenn ich man bloß die klein Anna sehen könnt'!“

Aber Heinz dachte an den Onkel Konrad.

„Mein Onkel ist viel besser als dein Onkel. Onkel Reimers hat einen ganzen Schrank voll Geld!“

Magrete sah nach einem Vogel, der in den Dornen sein Nest baute. „Unkel Kunrad sagt, kein ein hier in die Stadt hat 'n Schrank voll Geld!“ sagte sie dann.

„So? Dein Onkel Konrad kennt natürlich meinen Onkel Reimers nicht. Der hat einen ganzen Schrank voll Geld; und er steht in der Hinterstube, die nach dem Garten hinaus führt. Durchs Fenster kann man ihn ganz gut sehen, und ich kenne ein Loch in der Hecke, durch das man gleich in den Garten kommt. Wenn Onkel Reimers aus ist, bin ich schon manchmal im Garten gewesen und auf die Bank gestiegen, die unterm Fenster steht. Dann kann man den Schrank beinahe greifen!“

Er hatte prahlerisch gesprochen, aber Magrete lächelte doch ungläubig. „Unkel Kunrad sagt, kein ein hat hier ein Schrank mit Geld!“

Heinz wurde böse. „Dein Onkel ist ein Esel. Wenn Onkel Reimers einmal aus ist, wollen wir zusammen durch die Hecke kriechen, und ich will dir den Schrank im Hinterzimmer zeigen!“

„Ich wollt' lieber klein Anna sehen!“ meinte Magrete.

Heinz zuckte die Achseln. „Bettelkinder bekommen meine Schwester nicht zu sehen. Wo wohnt dein Onkel Konrad denn?“ fragte er plötzlich.

„Dicht bei Köhlersch!“ entgegnete Magrete. „Er is lang verreist gewesen, nu is er wieder da und is ein sehr netten Mann!“

Es that ihr entschieden wohl, auch einmal von ihrem Onkel sprechen zu können. Heinz steckte ein Stückchen Holz in den Mund und versuchte ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Ueber diesen Onkel ärgerte er sich. Er wollte alles besser haben als Magrete, und er hatte auch alles besser. Aber daß sie einen Onkel hatte, der so nett gegen sie war, konnte er nicht vertragen.

„An deinem Onkel ist natürlich nichts!“ meinte er hochmütig. „Mama sagte noch neulich, an allen armen Leuten wäre nicht viel!“

Magrete zupfte von einigen Hundeblumen die Stengel und machte eine Kette daraus. „Kuck, Heinz, wenn ich nu mit klein Anna spielen dürft', denn schenkt' ich ihr ein feine Blumenkette. Heinz, kann ich ihr nich mal sehen?“

„Erzähle mir etwas von deinem Onkel!“ rief er ungeduldig. „Wie kommt es, daß er Geld hat und dir etwas schenken kann? Arme Leute haben doch sonst kein Geld.“

Magrete rieb sich den Kopf.

„Ich weiß nich, ob er Geld hat; abers er schenkt mich was. Neulich auch ein Stück Seife mit 'n Bild auf. Gott, wo roch das schön! Abers Köhlersch nahm mich das weg, weil es nix for mir war. Wenn ich mir mal schrubben will, kann ich 'n Hand voll Sand nehmen. Sie sagt, Unkel Kunrad is so komisch mit die Reinlichkeit, weil daß er so lange in ein Haus gewesen is, wo jedweden Morgen Wäsche war. Da haben alle Männers ganz kahle Köppe, und denn kriegen sie ein Leinenanzug, und denn müssen sie gräsig arbeiten. Köhlersch sagt, sie hat da nich sein mögen; abers Unkel Kunrad sagt, so slimm wär' es gar nich gewesen.“

„Onkel Konrad ist sicher nicht dein richtiger Onkel!“ sagte Heinz, den dieser Onkel immer mehr beschäftigte, obgleich er das natürlich nicht eingestanden haben würde.

„Mein richtigen Unkel?“ wiederholte Magrete. „Ich weiß nich, was das is. Köhlersch sagt, Unkel Kunrad hat Kathrine heiraten wollen, weil daß sie so 'n nüdliche kleine Deern war; abers das is nu nich gegangen, und er is ein büschen wild geworden. Abers nu is er ganzen nett mit mich!“

Heinz stand langsam auf und reckte sich. „Wir haben auch einmal ein Dienstmädchen gehabt, das Kathrine hieß,“ sagte er nachlässig. „Unsre alte Haushälterin hat es mir neulich erzählt. Aber sie hat sich schlecht betragen, und meine Mama schickte

sie aus dem Dienst. Wir haben nämlich nur anständige Leute!" setzte er hinzu.

Magrete sah ihn voll Bewunderung an. „Nu, natürlich, ihr seid ja so gräsig fein. Köhlersch sagt ümmer: Bartels sind so fein, daß sie einen nie und nümmer was geben!"

„Ja, wir sind sehr fein!" Ueber das Gesicht des Knaben ging ein Lächeln befriedigter Eitelkeit. „Komm nur morgen wieder, Magrete. Dann bringe ich dir vielleicht ein Stück Kuchen!"

„Laß mir dein klein Anna sehen!" bat sie. Aber er lief kopfschüttelnd davon.

Am nächsten und auch an den folgenden Nachmittagen stand Heinz vergeblich am Gartenzaun und wartete. Aber Magrete erschien nicht. Das verdroß ihn, denn erstens hatte er sich ein Stück Kuchen vom Munde abgespart, das er nun allerdings selbst verzehrte, und zweitens fand er es unverschämt von dem Bettelmädchen, ihn warten zu lassen. Er nahm sich also vor, sich gar nicht mehr um Magrete zu bekümmern und sie niemals mehr zu kennen. An demselben Tage begegnete er ihr auf der Straße. Da wandte er den Kopf zur Seite und spuckte aus. Aber sie ging auch mit gesenktem Kopf und schien ihn nicht zu bemerken. Das ärgerte ihn sehr, und er nahm einen Stein auf, um ihn nach ihr zu werfen. Er traf aber nicht das Mädchen, sondern einen großen Schuljungen, der gerade aus einer Hausthür kam. Karl Michels fragte nicht, ob ihn der Steinwurf aus Versehen getroffen hätte. Er lebte so wie so schon in Feindschaft mit dem verwöhnten Hofbesitzersohn und benutzte mit Freuden diese Gelegenheit, ihn durchzuprügeln. Heinz wehrte sich nach besten Kräften, aber er zog doch den kürzeren und kam in ziemlich jämmerlicher Verfassung nach Hause.

Natürlich grollte er Magrete aufs tiefste, und als er ihr bald darauf wieder auf dem freien Felde begegnete, lief er eiligst auf sie zu, um sie zu bestrafen. Sie trug einen großen Korb und ging gerade vorsichtig über einen Steg, der über einen breiten Graben führte. Heinz wollte sie in den Graben stoßen, aber er glitt selbst aus und fiel in das trübe und morastige Wasser. Es war nicht sehr tief, aber der Junge rief doch mit gellender Stimme um Hilfe.

„Ich helf' dich nich!" sagte Magrete. Sie stand jetzt am Rande des Grabens und sah gleichmütig auf ihren mit Schlamm bedeckten Freund nieder.

„Weshalb nicht?" rief er zornig. „Bin ich nicht immer gut gegen dich gewesen? Habe ich dir nicht Kuchen gegeben und Butterbrot? Aber so seid ihr Bettelleute! Mama sagt auch, ihr taugt alle nichts!"

Er versuchte jetzt allein aus dem Graben zu kommen. Aber es gelang ihm nicht, weil die Seitenwände zu schlammig waren.

„Magrete, hilf mir!" befahl er. „Sonst schlage ich dich tot, und du bekommst niemals mehr ein Stück Kuchen von mir!"

Aber sie schüttelte den Kopf. „Gestern hast mir mit 'n Stein geschmissen, und heute wollst mich auch was thun. Und einmal hab' ich dir all aus 'n Wasser gezogen!" Damit wandte sie sich zum Gehen.

„Ich zeige dir auch meine Schwester!" rief er hinter ihr her.

Sie kehrte sich um. „Das thust doch nich!" sagte sie zögernd.

„Wenn ich es verspreche, thue ich es, Magrete."

„Is es auch ganzen gewiß wahr?" fragte sie mit glänzenden Augen.

Heinz stieß einen gräßlichen Schwur aus, den er gelegentlich in der Gesindestube gehört hatte, und Magrete reichte ihm alsbald die Hand. Es war nicht ganz leicht, den schweren Jungen aus dem weichen Schlamm herauszuziehen; die Kleine wurde selbst ganz schmutzig dabei. Aber es gelang ihr doch, und Heinz stand nach einigen Minuten hochatmend auf festem Grund und Boden.

Er sah Magrete nicht gerade freundlich an, aber er hatte geschworen, und seinen Eid wollte er halten. „Komm morgen nachmittag an den Gartenzaun, dann will ich dir sagen, wann du Anna sehen kannst!" Mit diesen Worten lief er eilig davon.

Als er am andern Tage zögernd den Garten entlang ging, stand Magrete schon an der Hecke. Sie trug ein dunkelrot wollenes Kleid, dicke Lederstiefel und einen Filzhut mit grasgrünem Band. Ihr Haar war mit Wasser glatt aus dem Gesicht gestrichen, und ihre Wangen waren verschrammt.

„Ich hab' mir ein büschen mit Sand rein gemacht," flüsterte sie eifrig. „Und denn hab' ich mich auch mein Sonntagsstaat angezogen, was Unkel Kunrad mich geschenkt hat. Is es nich fein? Bloß die Stiefelns sind gräsig anzuhaben; abers Unkel sagt, Stiefelns gehören damit zu."

Während sie sprach, wischte sie sich den Schweiß vom Gesicht, denn es war ein heißer Tag, und die Sonne brannte über der Hecke.

Heinz betrachtete sie mit Mißfallen. Er hatte Magrete immer ein bißchen hübsch gefunden; nun fand er sie sehr häßlich.

„Ich glaube nicht, daß du Anna heute sehen kannst," begann er.

„Weshalb nich?" Magretens Augen sahen ihn so entsetzt an, daß er eine Art Mitleid mit ihr empfand.

„Nun, ich will einmal sehen," meinte er. „Wenn sie heute in den Garten kommt, kannst du sie dir aus der Ferne ansehen. Ins Haus kannst du natürlich nicht. Mama erlaubt nicht, daß Bettelkinder ins Haus kommen!"

„Abers ich bettel ja gar nich, und denn hab' ich so 'n feines Kleid an, Heinz. So'n schrecklich feines, was so heiß is, daß ich ümmer switzen muß. Kann ich ihr denn nich von ganz nahbei sehen?"

Heinz wollte schon nein sagen, aber da fiel ihm sein Schwur wieder ein und auch, daß der Großknecht noch neulich gesagt hatte, daß man diesen Eid halten müsse.

Mürrisch zeigte er den Weg entlang, der zu einer großen Linde führte. Hier stand der Wagen seines Schwesterchens fast den ganzen Tag, und da es so nahe am Hause war, stand er oft stundenlang allein.

Auch heute konnten die Kinder ungesehen durch den Garten schlüpfen, und Magretens grellrotes Kleid regte nur einige Sperlinge auf, die zwitschernd von den Kirschbäumen flogen.

Heinz machte doch ein ängstliches Gesicht und hätte Magrete am liebsten wieder weggejagt. Aber sie stand schon vor dem dichtverhängten Wagen und schob die Vorhänge leise auseinander. Und dann beugte sie sich mit dunkelroten Wangen über ein fest schlafendes Kind. Heinz war auch näher getreten. Er warf mit einem Stein nach einem Vogel; aber er war doch sehr gespannt darauf, was Magrete sagen würde.

„Nun?" fragte er etwas von oben herab. „Nicht wahr, an der ist nicht viel zu sehen?"

„O Heinz!" Magrete atmete tief auf. „Was 'n nüdlichen, kleinen Kopp, und denn ordentlich ein Berg Haarens! Und denn so 'n süßen, kleinen Mund!"

„Es ist nur ein Zahn darin," erklärte Heinz, der sich dicht neben den Wagen stellte und sein Schwesterchen mit dem Recht des Eigentümers betrachtete. „Nur ein Zahn, und die Haare sind auch furchtbar dünn. Aber Mama sagt, daß Anna wunderhübsch werden wird, weil sie so schöne Augen hat. Du kannst sie nicht sehen, weil sie schläft; aber ihre Augen mag ich auch leiden. Sie sind nicht blau wie meine; sie sind ganz dunkel, gerade so wie Papas, so schwarz wie —" Er sah Magrete an. „Ja, gerade so schwarz wie deine Augen. Mama sagt, solche Augen sind eine Seltenheit; ich habe sie auch nicht von Papa geerbt. Wie kommt es eigentlich, daß du solche Augen hast?" fuhr er fort. „Das schickt sich gar nicht. Bettelkinder dürfen nicht so hübsche Augen haben!"

Magrete hörte nicht auf ihn. Sie stand regungslos vor dem Wagen, nur ihre Augen leuchteten.

„O klein Anna!" sagte sie. „Wo lieb hab' ich dir; wo einmal lieb! Wenn ich doch so'n klein Swester hätt'!"

Heinz lachte verächtlich. „Du hast ja nicht einmal eine Mutter, wie kannst du dann eine Schwester bekommen?"

„Nee, ich kann nich!" meinte sie betrübt. „Abers ich wollt', daß ich klein Anna mal küssen konnt'!"

„Du bist zu schmutzig!" erwiderte Heinz rauh. Als Magrete ihm aber ihr reingeriebenes Gesicht zeigte, ließ er es doch geschehen, daß sie ihre Lippen auf die rosige Stirn des Kindes drückte.

„Das erlaube ich auch nur, weil du mir aus dem Graben geholfen hast," sagte er mit einem Anflug von Großmut. „Ich hätte natürlich allein herauskommen können, aber wie es war, so war es einmal!"

Mit diesem unverständlichen Satz zog er Magrete aus dem Garten. Denn er fürchtete, sein Vater würde kommen. Die Kleine ging auch gutwillig mit ihm, und an der Hecke wollte sie auf die andre Seite springen, als Heinz sie noch einmal zurückhielt.

„Dein Onkel Konrad hat ja wohl Geld, daß er dir so viel schenken kann!" sagte er.

Magrete warf einen zufriedenen Blick auf ihre Stiefel, in denen sie nur mühsam ging.

„Ja, das hat er woll. Er schenkt mich was, und er giebt mich was zu essen. Köhlersch sagt, er hätt' mein' Mutter heiraten wollen, abers da is nix aus geworden!"

„Woher hat er denn das Geld?" fragte Heinz. „Ist er Arbeiter oder Knecht, oder sonst etwas?"

„Ich weiß nich!" erwiderte Magrete gleichgültig. „Er is gut mit mich und paßt auf, daß Köhlersch mir nich zu viel prügelt!"

„Mein Onkel ist viel besser!" behauptete Heinz. „Von dem erbe ich noch einmal etwas!"

„Klein Anna nich?" fragte Magrete.

„O ja!" Heinz machte ein wichtiges Gesicht. „Onkel Reimers hat bei Anna Gevatter gestanden, und gestern abend hat Mama zu Papa gesagt, sie glaube sicher, Onkel Reimers würde Anna in seinem Testament bedenken!"

Magrete nickte zufrieden. „Das is man gut. Klein Anna muß auch Geld haben. Wer Geld hat, der is vergnügt, sagt Unkel Kunrad, und klein Anna soll ümmer vergnügt sein!"

Sie lief jetzt über die Felder davon, und Heinz sah ihr noch einige Augenblicke nach. Es war doch ganz nett mit ihr zu sprechen, wenn sie auch nur ein Bettelkind war.

Mit schnellen Schritten kam der Sommer gezogen. Eben noch hatte der Flieder geblüht; nun begannen schon die Kirschen zu reifen und die Erdbeerbeete rot zu schimmern.

Heinz war jetzt viel im Garten, der ihm eine angenehme Beschäftigung gewährte. In den Nachmittagsstunden hatte er dann den Auftrag, auf den Wagen seines Schwesterchens ein wachsames Auge zu haben. Aber dieser Auftrag sagte ihm wenig zu, und er freute sich, daß Magrete ihm das Amt des Kindermädchens eigentlich immer abnahm. Er brauchte nur den Wagen etwas mehr nach dem Ende des Gartens zu schieben. Dort war auch ein schattiges Plätzchen, und dort konnte Magrete unbemerkt neben dem Kinde sitzen, während Heinz Erdbeeren aß oder mit einer Luftbüchse nach Sperlingen zu schießen versuchte.

Klein Anna war wohlgeborgen unter der Obhut des Bettelkindes; Heinz merkte es wohl, und obgleich er immer that, als erweise er Magrete eine Gnade, wenn er ihr gestattete, bei dem Wagen zu sein, so sah er doch sehr nach ihr aus, wenn sie einmal ausblieb.

Einmal blieb sie mehrere Tage aus.

„Wo warst du?" fragte Heinz verdrießlich, als ihr dunkler Kopf eines Nachmittags wieder aus den Dornen auftauchte.

„Ich konnt' nich kommen!" entschuldigte sie sich. „Köhlersch war krank, und Unkel Kunrad war verreist. Da konnt' ich nich abkommen! O, mein klein süße Deern!" setzte sie hinzu, während sie neben dem Wagen hinkniete. „Wenn du doch mein Swester wärest!"

„So etwas Scheußliches darfst du nicht wünschen!" sagte Heinz strenge. „Anna soll doch reich und glücklich und kein Bettelkind werden!"

Magrete seufzte. „Nee, ich weiß all. Klein Anna muß auch reich werden! Denn bin ich ganzen zufrieden!"

„Was fehlt Köhlersch?" fragte Heinz.

„Sie sieht Fliegens und Mäusens!" erzählte Magrete. „Und allens ins Haus hat sie kaputt gehauen. Nu war heut der Pollerzei da, und sie kommt ein büschen ins Armenhaus!"

„Du auch?"

„Nee!" Sie lachte vergnügt. „Ich bleib' bei mein Unkel Kunrad. Der Pollerzei hat es erlaubt!"

„Da bekommst du es natürlich gut!" meinte Heinz etwas verdrießlich.

„Fein!“ sagte sie. „Denk dich, Unkel Kunrad hat fünf Würsteus in Rauchfang hängen, und denn auch noch ein paar Schinkens. Und ich krieg' ordentlich was zu Mittag zu essen!“

„Großartig!“ spottete er. „Dein Onkel Konrad muß ein feiner Kerl sein, gegen meinen Onkel Reimers kommt er aber doch nicht an. Denke dir, unser Großknecht sagt, klein Anna bekäme wohl das meiste von seinem Geld. Eigentlich ist es ja schade; denn ich kann sein Geld auch brauchen. Aber ich bekomme hier den Hof, und dann nehme ich mir natürlich eine reiche Frau. Da will ich klein Anna das Geld von Onkel Reimers gönnen!“ Bei diesen Worten warf er einen wohlwollenden Blick auf sein Schwesterchen. Sie lag hell wach im Wagen und griff nach den Sonnenflecken, die durch das Laub über ihre Decke huschten.

„Natürlich mußt ihr das Geld gönnen!“ sagte Magrete. Sie küßte die kleinen, ungeschickten Hände und stand dann auf.

„Klein Anna muß reich sein!“ wiederholte sie und sah dabei sehnsüchtig in die Ferne. Beide Kinder schwiegen eine Weile. Heinz aß eine Hand voll Kirschen, deren Kerne er geschickt ausspuckte, und Magrete rührte leise den Wagen. Denn klein Anna war unruhig geworden und schien nicht recht zu wissen, ob sie lachen oder weinen sollte. Endlich aber entschloß sie sich wieder zum Schlafen, und Heinz verschwand, um auch für Magrete einige Kirschen zu holen. Er blieb ziemlich lange aus, und als er wiederkam, war er etwas aufgeregt.

„Eben war ich auf dem Hof und habe mit unserm jüngsten Knecht gesprochen. Denke dir einmal, hier in der Gegend sind Diebe! Sie haben auf dem Lande schon mehrmals eingebrochen und Schinken und Würste, ja sogar auch Geld gestohlen. Ist das nicht schrecklich?“

„Sind Diebens slimme Leute?“ fragte Magrete zerstreut. Heinz hatte ihr eine Menge Kirschen in den Schoß geschüttet, die sie behaglich aß.

Der Junge lachte höhnisch über ihre Frage.

„Ob es schlimme Leute sind? Nun, das will ich meinen. Mama sagt immer, Diebe sind gerade so schlimm wie Mörder, weil man solche Angst vor ihnen bekommt. Köhlersch ist auch eine Diebin gewesen, dafür hat sie im Zuchthaus gesessen, und ich darf eigentlich nicht mit dir sprechen. Vielleicht gehört Köhlersch jetzt auch zu den Dieben!“

„Köhlersch sieht Mäusens und schreit. Die kann nich stehlen!“ entgegnete Magrete ruhig, und Heinz sah wohl selbst die Grundlosigkeit seiner Behauptung ein.

„Nein, ich meinte auch nur. Hier in der Stadt stehlen die Leute nicht. Hier sind zwei Polizeidiener, und der Bürgermeister ist auch stark, hier wird es niemand wagen.“

„Ich meint, daß der Pollerzei gräsig alt wär', und daß der Burmeister nich mehr ordentlich sehen konnt',“ meinte Magrete.

Aber Heinz machte eine so glühende Beschreibung von den Kräften der zwei alten Polizeidiener, daß sie demütig schwieg.

Nach dieser Unterhaltung kam sie nicht mehr so häufig wie früher. Aber ein- oder zweimal in der Woche stand sie ganz gewiß an dem Wagen der kleinen Anna und betrachtete sie liebevoll.

Heinz hatte in dieser Zeit viel im Kopf. Die Knechte erzählten ihm Geschichten von den Diebstählen auf dem Lande, und er träumte jede Nacht von Dieben und Mördern. Mit dem Munde war er sehr mutig; aber er hatte eine Todesangst davor, allein im Dunkeln zu sein.

Im Juli kam eine Regenzeit. Das war schlimm für die Ernte, und Herr Bartels wurde sehr übler Laune. Auch Heinz wurde davon angesteckt, und wenn er jetzt Magrete sah, klagte er ihr vor, was er der Unterhaltung der Eltern abgelauscht hatte.

„Wir bekommen wieder eine schlechte Ernte, das ist schlimm für Papa und auch schlimm für mich. Denn ich komme später einmal schwer zu sitzen!“

„Klein Anna kriegt doch ihr Geld?“ fragte Magrete besorgt.

„Ja, die bekommt einmal viel von Onkel Reimers. Solange der Geld hat, ist für sie gesorgt!“

„Das is man gut!“ sagte Magrete. Sie stand wieder am Wagen und sah auf die Kleine. Die kannte jetzt ihre Freundin und streckte die Arme nach ihr aus.

„Sie hat dich lieber als mich!“ murrte Heinz.

„Ich hab' ihr ja auch lieb, so ganz gräßlich lieb!“ rief Magrete, und Heinz sah verwundert in ihre glänzenden Augen.

An diesem Nachmittage schien die Sonne, dann versteckte sie sich wieder wohl eine Woche hinter schweren Wolken, und klein Anna konnte nicht ins Freie kommen. Heinz war auch mißmutig. Er hatte Schulferien und konnte sie nicht genießen, wie er wohl gemocht hätte.

Als er an einem späten Nachmittage über die Straße ging, kam Magrete ihm entgegen. „Heinz, ich muß dich was sagen!“ sagte sie eilfertig.

Er sah sie verdrießlich an. „Auf der Straße spreche ich nicht mit dir!“

Magrete ließ den Kopf hängen.

„Ich muß nach Haus, zu Unkel. Er schilt mir, wenn ich so lang ausbleibe. Abers ich wollt' man sagen, paß ein büschen auf klein Anna ihr Geld!“

Heinz war so erstaunt, daß er stehen blieb. „Anna hat ja gar kein Geld!“ sagte er.

„Nu, ich mein' das, was Herr Reimers for ihr hat. Das is ja in den Schrank, und man kann ihm vom Garten aus sehen!“

Herr Bartels kam über die Straße gegangen, und Magrete schlüpfte eilig davon, während Heinz in eine grenzenlose Aufregung geriet.

Also nun wollten die Diebe an das Geld von Onkel Reimers! Dann konnte er nichts von ihm erben und sein Schwesterchen auch nicht. Und dann würde er vielleicht arm, ganz arm werden. Denn neulich noch hatte der Großknecht zu ihm gesagt, sein Vater wäre gar nicht so reich, und es wäre nur ein Glück, daß Onkel Reimers da sei.

Heinz wurde von seiner Mutter früh ins Bett geschickt, weil er so verstört aussah. Er schlief auch ein. Als es aber gerade zwölf vom Kirchturm schlug, wachte er mit einem Schreck auf und setzte sich aufrecht im Bett hin. Das Haus war ganz still, und nur von draußen hörte man das leise Rauschen der Bäume. Aber gerade diese Stille erschreckte Heinz so, daß er aufstand, seine Kleider anzog und in das angrenzende Zimmer huschte. Dies war die Stube seines Vaters, mit glatten, weißen Wänden und harten, blanken Möbeln; hell schien der Mond hinein und zeichnete flimmernde Lichter auf die Wand und auf die Beschläge von zwei Gewehren, die über dem Sofa hingen. Heinz hatte das eine, kleinere Gewehr schon öfters in der Hand gehabt, auch ein- oder zweimal damit geschossen. Jetzt nahm er die Waffe eilig herunter, schlich sich durch die unverschlossene Hofthür leise in den Garten und kletterte über den Zaun. Und dann begann er zu laufen, als ob er gejagt würde.

Was er eigentlich wollte, wurde ihm jetzt erst klar. Wie er so im Mondlicht über die stillen Felder lief und sein eigner Schatten unablässig neben ihm herhuschte, fürchtete er sich über die Maßen. Aber er wollte doch zu Onkel Reimers laufen und aufpassen, daß die Diebe nicht kämen. Und dann wollte er morgen ganz früh seinen alten Onkel bitten, den Schrank mit dem vielen Gelde doch anderswo hinzustellen oder einen Polizeidiener anzunehmen, daß der ihn bewache.

Heinz stand jetzt vor Onkel Reimers Garten und kroch durch ein Heckenloch hinein, nachdem er das Gewehr vorsichtig vor sich hergeschoben hatte. Auch hier war alles totenstill. Nur die Blätter an den Bäumen knisterten leise, und irgend ein Nachtvogel huschte durch das Gebüsch. Hell spiegelte sich das Mondlicht in den blanken Fenstern des stillen Hauses, und Heinz setzte sich auf die Bank, die an der Hausmauer stand. Ihm klapperten die Zähne vor Furcht, aber er nahm doch die Flinte in die Hand und legte den Finger an den Drücker. Er wollte aufpassen, daß kein Dieb käme.

Und dann dachte er an Onkel Reimers. Eigentlich machte er sich nicht viel aus dem alten Mann, der so selten mit ihm sprach und ihm noch nie etwas geschenkt hatte. Aber er war reich, und sein Vater hatte auch gesagt, er würde etwas von ihm erben. Klein Anna ganz gewiß. Deshalb durften die Diebe nicht kommen und ihm sein Erbteil nehmen.

(Schluß folgt.)

Die Schöpfungssagen bei den Ureinwohnern Amerikas.

Von

L. Holthof.

In seinen mythologischen Ueberlieferungen pflegt ein Volk sich das zu erhalten, was es sich von Erinnerungen an die Anfänge seines geistigen Daseins bewahrt hat. Die Bildung des Mythus fällt vor die geschichtliche Zeit. In ihm sucht der zum Bewußtsein seiner selbst erwachte Mensch sich Klarheit über die ihn umgebende Natur und die in ihr waltende Gesetzmäßigkeit zu verschaffen. Er beobachtet den Wechsel von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht, von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Jahr zu Jahr, und was sein Auge erschaut, verkörpert sich ihm in ein Bild, in ein Sinn- und Gedankenbild. Die Kräfte der Natur nehmen die Gestalten lebender Wesen an, und in diesen Wesen, die zu ethischen Gewalten geworden, erkennt der Mensch die Lenker seines Geschicks. Die Geschichte der Mythenbildung erforschen, heißt das geistige Dasein eines Volkes bis zu seinen Anfängen verfolgen. Leider stellen sich dieser so anziehenden und fesselnden Forschung die größten Hindernisse entgegen: nirgendwo haben sich mythologische Ueberlieferungen vollständig oder rein erhalten; was auf unsre Zeit gekommen, ist lückenhaft und getrübt, und vielfach stellen sich uns die verschiedenen Kreise der Ueberlieferung als ineinander überfließend dar. Von diesen Kreisen vermögen wir bei den heutigen Kulturvölkern nur noch zwei zu unterscheiden, den arischen und den semitischen, letzteren jedoch nur in ganz allgemeinem Umriß. Bei den arischen Völkern hat die fortschreitende Kultur sich als eine der Erhaltung der alten Ueberlieferung feindliche Macht erwiesen. In Indien erstickte die spekulative Weisheit der Brahmanen die einstige Volksreligion. Bei den Griechen und Römern hatte die Kunstdichtung sich frühzeitig der aus der Vorzeit stammenden Sagenstoffe bemächtigt, und bei den modernen Völkern wehrte das Christentum der Erhaltung der „heidnischen“ und darum verdammenswerten Ueberlieferung. Wenn Germanen, Kelten und Slawen sich trotzdem manches aus dem Sagen- und Liederschatze der Vorzeit zu erhalten vermochten und das von ihnen Erhaltene in erster Linie die wissenschaftliche Forschung in den Stand gesetzt hat, sich die Natur des Mythus zu erschließen und den Spuren der Mythenbildung nachzugehen, so reicht es doch nicht aus, uns eine vollkommene und in sich abgeschlossene Anschauung einer der alten, auf Naturanschauung beruhenden Volksreligionen zu geben.

Hierzu hat uns glücklicherweise eines der absterbenden Naturvölker oder vielmehr ein amerikanischer Forscher verhelfen sollen, der es sich zum Ziele gesetzt hat, die Volksüberlieferungen einiger der im Verschwinden begriffenen Indianerstämme Nordamerikas der Nachwelt zu erhalten. Es ist dies Jeremiah Curtin, dem wir bereits eine ganze Reihe wertvoller Werke über mythologische Ueberlieferungen in Irland, Rußland, den südslawischen Ländern und Ungarn verdanken. In seinem kürzlich erschienenen Buche über die „Schöpfungssagen im alten Amerika“ *) ist er in der Lage, uns ein mythologisches System zu veranschaulichen, das, vollständiger als irgend ein andres, sich so, wie es sich seit unvordenklicher Zeit bis zur Entdeckung Amerikas entwickelt hatte, in ungetrübter Reinheit bis auf diesen Tag erhalten hat. Das Buch des amerikanischen Forschers dürfte eines der interessantesten der in jüngster Zeit erschienenen sein, es bahnt der Mythenforschung vollständig neue Wege und ist dabei in seinen einzelnen Teilen so unterhaltend, wie es nur irgend eine der klassischen Sagen- oder Märchensammlungen der Weltlitteratur sein kann.

Der Verfasser giebt uns zweiundzwanzig Erzählungen, von denen neun auf den Stamm der Wintu- und dreizehn auf den Stamm der Yana-Indianer entfallen. Beide Stämme bewohnen das Thal des Sacramentoflusses in Kalifornien; einst volkreich und mächtig, sind sie heute bis auf kümmerliche, wenn vielleicht auch noch widerstandsfähige Reste zusammengeschmolzen. Sie stehen in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnisse zu einander und reden vollständig verschiedene Sprachen. Dementsprechend haben auch die Erzählungen in ihrem Inhalt nichts miteinander gemein; in jeder Sammlung treten andre Persönlichkeiten auf, und in jeder handelt es sich um besondere Begebenheiten. In allen jedoch tritt ein und dasselbe mythologische System hervor, und dieses System ist das gleiche, das uns bei allen Indianerstämmen Amerikas begegnet. Es handelt sich daher um religiöse und sittliche Anschauungen, die einst über fast einen ganzen Erdteil verbreitet waren und viele Millionen von Anhängern hatten.

In diesem System treten zunächst die Schöpfungssagen hervor. Sie geben eine vollständige und genaue Schilderung von dem Ursprunge der Welt und aller in ihr begegnenden Dinge und Geschöpfe. In den verschiedenen

*) Creation Myths of Primitive America in Relation to the History of Mankind and Mental Development of Mankind. By Jeremiah Curtin. Williams and Norgate, London and Edinburgh.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Margot Lenbach. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Erzählungen, aus denen der erwähnte Sagenkreis sich zusammensetzt, wird uns eine frühere Welt geschildert, mit Daseinsbedingungen und sittlichen Gesetzen, nach denen sich das Leben der ersten Menschen in Amerika gebildet hat. In dem Dasein dieser Vorwelt lassen sich zwei verschiedene Zeiträume unterscheiden, Tage, die in ungestörtem Frieden und vollkommener Eintracht verliefen, und solche, in denen es zu Gewaltthat, Zwietracht und Kampf kam. Der Abschluß und das Ergebnis der zweiten Periode war die Erschaffung alles dessen, was es auf Erden außer dem Menschen von lebenden Wesen giebt. Der Mensch nimmt in dem amerikanischen Schöpfungsplan eine absolute Sonderstellung ein; er ist ein Wesen für sich, das mit den übrigen nichts gemein hat. Vor allem aber gehört er dem amerikanischen Boden an. Als die amerikanischen Mythen sich bildeten, kannte man von den Weißen noch nichts, ebenso wie jeder andre Volksstamm und jeder andre Weltteil als der der westlichen Hemisphäre außer Betracht blieb.

Ein Indianer hat seine Schöpfungsgeschichte kurz in folgenden Worten zusammengefaßt: „Vor der Welt, in der wir gegenwärtig leben, war eine andre vorhanden. Es war das die Welt der ersten Leute, die von uns ganz und gar verschieden waren. Diese Leute waren äußerst zahlreich, so zahlreich, daß, wenn man alle Sterne am Himmel, alle Federn der Vögel, alle Haare und alles Pelzwerk der Tiere und alle Haare auf unsern Häuptern zusammenzählen wollte, sie doch nicht eine Zahl ergeben würden, die so groß wie die der ersten Leute wäre! Diese ersten Leute lebten lange zufrieden und glücklich. Niemand aber vermag zu sagen, wie lange das dauerte. Schließlich änderte sich, von ganz wenigen abgesehen, ihre Sinnesart. Sie gerieten in Streit miteinander; einer trat dem andern zu nahe, einer verletzte den andern, bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich, einer wollte irgend ein bestimmtes Ding haben, und ein andrer begehrte gleichfalls nach demselben. Dadurch kam es zum Kampf, und es folgte nun eine Zeit der Unruhe und des Unfriedens, die erst ein Ende nahm, als der größere Teil der ersten Leute — das heißt alle bis auf eine ganz kleine Anzahl — in die verschiedenen Arten von lebenden und sonstigen Dingen verwandelt worden waren, die sich mit Ausnahme des Menschen nunmehr auf Erden befinden oder sich von jeher dort befunden haben, das heißt in alle Arten sowohl von vierfüßigen Tieren, Vögeln, Kriechtieren, Fischen, Würmern und Insekten wie auch von Bäumen, Pflanzen und Gräsern, aber auch in Felsen und einige Berge; sie wurden in alles verwandelt, was wir jetzt am Himmel und auf Erden sehen. Die kleine Anzahl der ersten Leute aus jenen Tagen, die friedfertig und eines Sinnes blieben, verließ die Erde, segelte westwärts, passierte die Linie, wo der Himmel bis auf die Erde herabreicht und mit ihr zusammenstößt, und segelte weiter nach darüber hinaus gelegenen Orten; dort blieben sie oder zogen aufwärts nach höheren Regionen und lebten dort einträchtig miteinander; und das thun sie heute noch, und sie werden auch später so fortleben."

Man sieht, die amerikanische Mythologie beginnt mit einer weiter nicht bekannten, großen und unbestimmten Anzahl unerschaffener Wesen, mit andern Worten, unabhängig voneinander bestehender Persönlichkeiten oder Gottheiten. Diese Gottheiten waren anfangs überall vorhanden, es gab nichts außer ihnen, nichts neben ihnen und nichts über ihnen. Sie erhielten sich ungemessene Zeiträume hindurch, oder vielmehr während einer Zeit, die in einzelne Abschnitte zerfallen würde, wenn es einen Maßstab zu ihrer Messung gäbe. Sie lebten in vollkommener Eintracht nebeneinander in der Ruhe eines vorweltlichen chaotischen Gemütszustandes, der eine bezeichnende Aehnlichkeit mit der noch ungeschiedenen und in Trägheit verharrenden Materie hat, die nach der Nebulartheorie den Weltraum erfüllte, bevor ihr der erste Anstoß zur Bewegung gegeben wurde.

Schließlich nimmt dieser lange Zeitraum ein Ende; die meisten der anfänglichen Leute scheiden sich nach ihrer Gemütsart, der Charakter entwickelt sich und tritt sichtbar hervor; es kommt zu Nebenbuhlerschaften, Zusammenstößen und Kämpfen.

Die amerikanischen Schöpfungssagen bilden, soweit wir sie kennen, einfach eine Reihe von Berichten über Kämpfe, Ereignisse und die verschiedenen Arten, auf welche die ursprüngliche Welt in die jetzt vorhandene verwandelt wurde. Diese Verwandlung ging auf verschiedene Weise vor sich. Nach den Ueberlieferungen gewisser Stämme oder Völkerschaften wurde sie hauptsächlich durch Kämpfe zwischen feindlichen Persönlichkeiten bewirkt. Ein großer und starker Gott überwältigt eine beträchtliche Zahl von Gegnern und verwandelt jeden von ihnen in ein vierfüßiges Tier, einen Vogel, ein Insekt oder eine Pflanze; immer aber entspricht das so entstehende Tier oder sonstige Geschöpf irgend einer geistigen Fähigkeit oder einer Charaktereigenschaft der Gottheit, aus der es hervorgegangen ist. In gewissen vereinzelten Fällen sind die Gegner an Macht einander fast gleich; der Kampf schwankt hin und her und nimmt lange Zeit in Anspruch. Gewinnt endlich der eine den Sieg, dann sagt er: „Ich wünsche, du sollst dieses oder jenes sein," und er nennt dann ein Wesen, in das der Unterlegene verwandelt werden soll. In dem gleichen Augenblick wendet sich indes der Besiegte gegen den Sieger und entsendet gegen ihn sein Parthergeschoß. Er sagt: „Du sollst nichts mehr sein als das oder das," und er nennt dann gleichfalls den Gegenstand, zu dem der Gegner umgeschaffen werden soll. Die Verwandlung tritt auf beiden Seiten sofort ein, und jeder geht in der Gestalt von dannen, die anscheinend der Gegner ihm auferlegt hat, die in Wirklichkeit aber die ihm schon lange zukommende war.

Es giebt Fälle, in denen der Gott zahlreiche und mächtige Gegner indirekt durch eine ihm beiwohnende besondere Wunschgabe verwandelt. So weiß es unter anderm der Held einer Sage einzurichten, daß eine große Anzahl der ursprünglichen Erdbewohner sich bei ihm zu einem festlichen Gelage zusammenfindet. Während sie mitten in ihrem fröhlichen Treiben begriffen sind, schleicht er sich vor das Haus und spricht dabei die Zauberformel aus: „Ich wünsche, die Wände dieses Hauses wären Feuerstein und das Dach gleichfalls." Im nächsten Augenblick ist das Haus seinem Wunsche entsprechend verwandelt. Darauf sagt er: „Ich wünsche, dieses Haus befände sich in Gluthitze." Sofort trifft auch das zu. Seine Feinde befinden sich drinnen in höchster Not; sie rennen wild hin und her, sie schreien und suchen einen Ausweg. Sie finden keinen, sie sind rettungslos verloren. Der Kopf zerspringt ihnen vor Hitze. Aus dem Kopfe des einen entweicht eine Eule und fliegt durch das Rauchloch davon, aus dem eines andern geht eine Weihe hervor, die den gleichen Ausweg nimmt, aus dem eines dritten fliegt ein Habicht auf, der den beiden ersten folgt, und so geht es fort, bis jeglicher Kopf in dem Feuersteinhause zerspringt und seinen Insassen herausläßt. Alle fliegen fort, und die ganze Gesellschaft wird verwandelt. Jeder wird das, was seinem Charakter entspricht; er wird das äußerlich und sichtbar, was er innerlich und insgeheim schon lange gewesen ist.

Der Held konnte in dem vorliegenden Falle seine Gegner nicht direkt durch seine Wunschgabe verwandeln, er konnte das ihm innewohnende Vermögen nicht bethätigen, wann es ihm beliebte, und nicht überall, wo er eine große Gesellschaft fand; er mußte sie veranlassen, sein Haus zu betreten, und dann verwandelte er dieses in Feuerstein und versetzte es in glühenden Zustand. Als der Augenblick der furchtbaren Todesangst kam, offenbarte sich der wahre Charakter der einzelnen Gäste; jeder einzelne Kopf zersprang, und es trat nun die wirkliche Persönlichkeit hervor.

In manchen Fällen vollzieht sich die geistige Umwandlung der ursprünglichen Erdbewohner so, daß sie sich dessen bewußt sind, was mit ihnen vorgeht. Sie sind auf die Verwandlung vorbereitet und willig, sich ihr zu unterziehen, aber es ist kein unmittelbarer Anlaß dazu vorhanden, es droht kein Kampf, in dem der Sieger Gelegenheit hätte, die Wunschformel auszusprechen. Diese Leute verwandeln sich selbst, indem sie den Verwandlungswunsch verlautbaren lassen und so die Metamorphose bewirken. Andre wieder wissen gleich allen, daß ein neues Geschlecht kommen soll, und daß sie, wenn die Verwandlung nicht vorher schon eingetreten ist, sobald es erscheint, von ihr betroffen werden. Die noch nicht verwandelten ersten Erdbewohner, deren es verhältnismäßig nur noch wenige giebt, suchen dem ihnen drohenden Schicksale zu entgehen, doch vergeblich, ihre Bemühen bleibt ohne Erfolg. Im fernen Osten gewahren sie den Rauch von den Feuern der herannahenden neuen Erdbewohner, der Indianer Amerikas, oder hören das Bellen ihrer Hunde, und in diesem Augenblick nehmen sie die Gestalten an, die ihnen vorbehalten sind. Andre retten sich eine Zeitlang und halten sich an dunkeln Orten verborgen, allein die Indianer dringen überallhin, und die Verwandlungen gehen fort, bis sich das Schicksal der „ersten Leute" vollendet hat.

Mit der Verwandlung des letzten der ursprünglichen Erdbewohner oder der Gottheiten ist die gegenwärtige Ordnung der Dinge hergestellt. Es giebt jetzt in der Welt Wesen von drei verschiedenen Arten und Abstufungen. Zunächst die kleine erhaltene Zahl der „ersten Leute", deren innere Natur sich nie verändert hat, diejenigen Götter, die sich zurückgezogen haben und heute noch in ihrer ursprünglichen Reinheit und Eintracht an Oertlichkeiten außerhalb des Himmels oder über demselben leben, dann die große Mehrzahl der Götter, die zu allem geworden sind, was jetzt die Welt mit alleiniger Ausnahme der Indianer erfüllt, und schließlich die Indianer selbst.

Nachdem dieser Kreis sich geschlossen, eröffnet sich ein weiterer Ausgangspunkt, und wir treffen eine neue Gruppe von Mythen an, die sich mit der gegenwärtigen Welt beschäftigen, so wie diese sich jetzt mit ihren Vorgängen darstellt — Erzählungen von Konflikten, die stets wiederkehren, die begannen, bevor die Verwandlung der ursprünglichen Erdbewohner sich vollständig vollzogen hatte, Konflikten, die jetzt noch fortdauern und beständig fortdauern werden, Kämpfen zwischen Licht und Finsternis, Wärme und Kälte, Sommer und Winter, Winden, die in verschiedener Richtung wehen — kurz, mit der Darstellung von Vorgängen und Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit von wilden Menschen mehr auf sich lenken als die von andern, weil die Wilden ein Leben führen, das sich in ihrer unmittelbaren Gegenwart abspielt. Diese zweite Gruppe enthält eine Anzahl von Sagen, die zum Teil von wunderbarer Schönheit und durchaus geeignet sind, das Interesse auch des Gebildeten zu fesseln. Sie beschäftigen sich mit dem Verhältnisse der Erde zu dem Himmel und der Sonne, wobei Himmel und Sonne bald als eine einzige Persönlichkeit, bald als gesonderte Wesen erscheinen. Zu ihnen treten eine, zuweilen aber auch zwei auf Erden geborene Persönlichkeiten in bestimmte Beziehungen. In der einfachsten Gestalt dieser Sagen wird die Erdjungfrau dadurch, daß die Sonne sie erblickt, Mutter und schenkt einem großen Helden das Leben, dem hauptsächlichsten Wohlthäter der Indianer. Dieser Held verleiht seinem Stamme alle Gaben, die zur Fristung des Lebens nötig sind, und durch ihn leben und gedeihen die Menschen. Unter welchem Namen dieser Held auch auftreten mag, immer ist er in Wirklichkeit das warme Licht, das wir bei schönem Wetter über dem Erdboden in schwingender, zitternder und tanzender Bewegung gewahren. Er ist der Sohn der jungfräulichen Erde, die keinen andern Gemahl erkannt hat als den, der von der Höhe des Himmels auf sie herabgeblickt hat.

Das Leben der ersten Erdbewohner wird in den Schöpfungssagen beschrieben und als ein Muster aufgestellt, nach dem der gläubige Indianer das seinige stets und überall einzurichten hat. Alle Einrichtungen der Urbewohner Amerikas wurden nach denen der „ersten Leute" gemodelt. Jede Handlung des Indianers in Krieg und Frieden erhielt, mochte er nun als Einzelwesen oder als Stammesmitglied in Betracht kommen, Rechtfertigung nur aus der Welt der „ersten Leute", der Gottheiten des amerikanischen Altertums. In dem ganzen Erdteile gab es keine Einrichtung, kein Herkommen, kein Recht, keinen Gebrauch, nichts dieser Art, was theoretisch nicht göttlichen Herkommens gewesen wäre. Die Indianer Amerikas handelten bei jeder Gelegenheit stets nach vorgeschriebener Weise, weil die Götter, das heißt die Bewohner der Welt, die der jetzigen vorhergegangen war, unter den gleichen Verhältnissen und Bedingungen ebenso gehandelt hatten. Kein Volk konnte religiöser als die Urbevölkerung dieses Erdteils sein, denn in ihrem Leben konnte nichts vorkommen, für das es nicht eine Verhaltungsmaßregel göttlichen Ursprungs gegeben hätte.

Der Wert dieses Religionssystems liegt vor allem darin, daß es vollständig und für jeden seiner indianischen Bekenner wohl begründet und symmetrisch entwickelt ist. In der Religion der Urbewohner Amerikas hat die Spekulation keinen Raum, alles beruht auf einfacher thatsächlicher Feststellung; Abstraktionen sind unbekannt, weil die Eigenschaften sich stets mit Persönlichkeiten decken.

Zutreffend bemerkt in dieser Hinsicht der Verfasser in der geistvollen Einleitung zu seinem Werk:

„Als die Europäer zum ersten Male das Festland Amerikas betraten, war das mythologische System der Ureinwohner noch unerschüttert und vollkommen. Fremde Eroberer und fremde Ideen waren noch nicht nach diesem Erdteil gedrungen. Die Einwohner hatten in geistiger Abgeschlossenheit gelebt, ganz und gar unberührt von jedem auswärtigen Einfluß. Die Weltgeschichte hat kein zweites Beispiel eines Systems geistiger Vorstellungen aufzuweisen, das seine Entwicklung auf einem gleich großen Gebiete gefunden hätte. Das bewohnte Amerika erstreckte sich von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von mehr als neuntausend englischen Meilen, das heißt in einer Ausdehnung, die fast ein Drittel des Erdumfangs und beträchtlich mehr als den Erddurchmesser beträgt. Dieses Landgebiet maß im Norden sowohl wie im Süden, da, wo es am breitesten war, mindestens dreitausend Meilen. Ueber diesen gewaltigen Teil der Erdoberfläche mit seinem endlosen Wechsel von Boden, Klima, Landschaft und Lebensbedingungen hatte sich ein System ursprünglicher Lebensweisheit verbreitet, dem an Vollständigkeit und an Reichtum seiner Gedankenbilder kein andres zur Seite zu stellen ist. Man darf daher wohl sagen, daß wir in Amerika ein Denkmal menschlichen Geistes haben, das absolut unerreicht dasteht, das einzig ist, so weit menschliche Erfahrung reicht. Sein Hauptwert liegt aber darin, daß es ursprünglich ist und sich in ihm die Gedankenarbeit von Jahrhunderten birgt, die weiter zurückliegen als diejenigen, deren auf der östlichen Hemisphäre in heiligen Schriften, Geschichtswerken oder einer auf Ziegeltafeln, Thoncylindern oder Papyrusrollen gedacht wird."

Wir unsrerseits möchten zum Schlusse noch einmal auf den litterarischen Charakter der mitgeteilten amerikanischen Sagen hinweisen. Die einzelnen Erzählungen, die von Wort zu Wort so wiedergegeben werden, wie sie sich im Volksmunde der Indianer erhalten haben, geben ein in seiner schlichten Eindringlichkeit so liebenswürdiges Erzählertalent zu erkennen, daß man die Sammlung nur noch reichhaltiger wünschen möchte. Auffallend ist die Aehnlichkeit einzelner Züge mit europäischen Sagen und Märchen, wie mit unsern Däumlingsmärchen und der Sage von der trojanischen Helena. Jeder Gedanke an eine Urverwandtschaft schließt sich von selbst aus; wir finden einfach wieder einmal den alten Satz bestätigt, daß gleiche Ursachen unter gleichen äußeren Verhältnissen zu den gleichen Ergebnissen führen.

Hofrat Dr. Gallus Ritter von Hochberger.

Ein seltenes Fest feierte am 29. August dieses Jahres der Nestor der Karlsbader Aerzte, ja vielleicht überhaupt das älteste derzeit lebende Mitglied dieses Berufsstandes, k. k. Hofrat Dr. med. Gallus Ritter von Hochberger, dem es vergönnt war, am obigen Tag bei voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische das siebzigjährige

Aufn. von Hofphot. C. Pietzner, Karlsbad.

Hofrat Dr. Gallus Ritter von Hochberger.

Jubiläum seiner Promotion und seiner ärztlichen Wirksamkeit zu begehen. Gallus Hochberger wurde am 15. Oktober 1803 zu Wehlau in Böhmen geboren, steht also jetzt im sechsundneunzigsten Lebensjahre; seine Studien absolvierte er in Prag, wo er am 29. August 1829 zum Doktor der Heilkunde promovierte und bis 1832 im allgemeinen Krankenhause thätig war; später erbaute er mit Hilfe gesammelter Fonds, zu denen auch Kaiser Franz Joseph beisteuerte, das große Militärbadehaus in Karlsbad und wirkt seitdem dort als Badearzt. Für seine ersprießliche Thätigkeit wurde er vielfach ausgezeichnet, auch vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Ritterstand erhoben. Dr. von Hochberger ist einer der beliebtesten und bekanntesten Aerzte des Weltkurortes Karlsbad, was er insbesondere auch seiner gewinnenden Persönlichkeit zu danken hat; er sah Generationen von Kurgästen kommen und gehen, von denen sich beim Anblicke des von uns veröffentlichten Porträts wohl viele des liebenswürdigen alten Herrn gern und sympathisch erinnern werden.

Johann Michael.

Kryptotelephonie und Kryptophonie.

Es hat selbst in Friedenszeiten häufig sein Gutes, wenn man in unverfänglicher Sprache eine geheime Nachricht telephonieren kann; im Kriege ist das stets der Fall, ja hier wird es zu einem dringenden Bedürfnis. Wenn man weiter nichts will, als durch das Telephon eine nach irgend einem System abgefaßte Geheimbotschaft übermitteln, wird es mit dieser Botschaft wohl gehen wie mit jeder chiffrierten Depesche: da die befremdende Fassung der telephonischen Nachricht Verdacht erregt, werden dritte sich veranlaßt sehen, sie sich aufzuzeichnen, um ihren kombinatorischen Scharfsinn an ihr zu üben. Die Geheimbotschaft muß daher bei wichtigen Veranlassungen in unverfänglicher Sprache telephoniert werden können, ohne den Verdacht des Geheimnisses zu erregen.

Nach meinem ursprünglichen System der Geheimtelephonie, wie ich es in der Pariser „Illustration“ vom 13. November 1897 (Nr. 2855) auseinandergesetzt habe, mußte man sich, ehe man an den Apparat herantrat, die sämtlichen zu telephonierenden Sätze aufgezeichnet haben, und zwar so, daß jeder von ihnen eine bestimmte, nach dem vereinbarten Schlüsselalphabet geregelte Anzahl von Silben umfaßte; die Lücken wurden, wie es übrigens auch bei meinem neuen System der Fall ist, durch Pausen markiert, die der Empfänger der Nachricht durch gleichgültige, weiter nicht in Betracht kommende Redensarten ausfüllte. Der Empfänger mußte sich mit einem Bleistift auf einem Blatt Papier durch Punkte oder Striche alle Silben merken, die er vernahm, und acht darauf haben, nach jeder Pause eine neue Zeile zu beginnen.

Wenn man bedenkt, daß man bei meinem neuen, auf die neue Kryptotelegraphie begründeten Verfahren (vergleiche die früher in diesem Blatte veröffentlichten Artikel) nicht mehr nötig hat, im voraus seine Sätze aufzuschreiben, daß man sie beinahe aus dem Stegreif bilden kann, und der Empfänger nicht mehr zu dem mühseligen Geschäft verurteilt ist, sich die einzelnen Silben jeden Satzes, die der Anrufende scharf hervorheben mußte, mit besonderen Zeichen zu merken, wird man wohl den ungeheuren Fortschritt begreifen, der bei diesem Verfahren erzielt worden ist.

Nehmen wir einmal den folgenden bestimmten Fall an: Ein Banquier vernimmt, daß ein Wechsel auf den Namen Pfeiffer gefälscht worden ist und einem seiner Geschäftsfreunde in einer benachbarten Stadt präsentiert werden soll, mit dem er vereinbart hat, telephonisch nach Art der Geheimtelegraphie zu verkehren.

Der Satz, den die beiden Banquiers übereingekommen sind, als Schlüssel gelten zu lassen, soll „Mundus vult decipi“ sein. Es würde sich dann folgendes Schlüsselalphabet ergeben:

a b c d e f g h i k l m n o p r s t u v w z
m u n d s v l t e c i p a b f g h k o r w z

Soll nun der geheim zu telephonierende Text sein:

Den Wechsel Pfeiffer nicht annehmen, er ist falsch,

so würde sich das Kryptogramm dieses Textes wie folgt darstellen:

d s a w s n t h s i f v s e v v s g a e n t k m a a s t p s a s g e h k v m i h n t.

Nachdem einige Worte der Verständigung gewechselt sind, stellt sich der die Nachricht telephonierende Banquier, als höre er seinem in der Nachbarstadt angerufenen Kollegen zu, der in Wirklichkeit aber gar nicht spricht, sondern sich darauf beschränkt, sich die Anfangsbuchstaben der ihm herübertelephonierten, meist ganz kurzen Sätze zu notieren; diese Anfangsbuchstaben, die stets nach den die Lücken beim Geheimtelegraphieren ersetzenden Pausen kommen, sind alles, was er nötig hat, um ein Kryptogramm zu bilden, das er sich mit Hilfe des vereinbarten Schlüsselalphabets mühelos in gewöhnliche Sprache übersetzen kann.

Man könnte zum Beispiel in dem uns beschäftigenden Falle telephonieren:

Das wohl . . .
So! . . .
Also weiter! . . .
Weiter! . . .
So! . . .
Nein . . .
Tollheit! . . .
Habe nichts dagegen . . .
So! . . .
In der That? . . .
Fahren Sie fort! . . .
Vor einem Monat unmöglich . . .
So! . . .
Einstweilen, ja! . . .
Vollends! . . .
Viel gesagt! . . .
So! . . .
Gehen Sie doch! . . .
Also weiter! . . .
Erwidern will ich nicht. .
Nanu! . . .
Toll! . . .
Kann unmöglich richtig sein . . .
Meinetwegen . . .
Also weiter! . . .
Also weiter! . . .
So! . . .
Telephonieren Sie mir das später . . .
Possen! . . .
So! . . .
Also weiter! . . .
So! . . .
Gar nicht . . .
Ein oder zweimal . . .
Habe nichts dagegen . . .
Können Sie es beweisen? . . .
Verflucht! . . .
Meinerseits nicht . . .
Ist das alles? . . .
Haben Sie die Güte . . .
Nein . . .
Trösten Sie sich . . .

Man sieht also, der Absender der geheimen Nachricht braucht, wenn er sich zum Apparate begiebt, nur sein Kryptogramm vor sich zu haben, und kann dann eine Reihe beliebiger Redensarten telephonieren, wobei es nur nötig ist, daß diese der Reihe nach mit den Anfangsbuchstaben der Worte des in Rede stehenden Kryptogramms beginnen; der Angerufene hat sich dann seinerseits nur die Anfangsbuchstaben hinter den jeweiligen Pausen zutelephonierten Gesprächsbruchteile aufzuzeichnen.

Beim Telephonieren macht sich aber noch eine weitere Frage geltend, die nach der Identität der anrufenden Persönlichkeit; diese Frage wird indes bei meinem Verfahren unschwer gelöst.

Irgend jemand wünscht mit uns in telephonische Verbindung zu treten; er nennt Stand und Namen; aber wer bürgt einem dafür, daß er nicht mißbräuchlich falsche Angaben macht? Der Klang seiner Stimme? Man telephoniert nicht ausschließlich mit Leuten, die man kennt, und dann können auch Witterungsverhältnisse derart störend auf das Funktionieren des Telephons einwirken, daß man beim besten Willen die verschiedenen Stimmen nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Unter diesen Umständen wird nur eine telephonische Botschaft, die zu erkennen giebt, daß sie nach einem bestimmten vereinbarten Schlüsselalphabet abgefaßt ist, uns die volle Gewähr dafür darbieten, daß sie aus zuverlässiger Quelle stammt, denn wenn die im Telephon uns auf Grundlage eines Schlüsselalphabets ansprechende Person nicht dieselbe ist, mit der wir das Schlüsselalphabet vereinbart haben, so muß es doch eine sein, die sich so sehr des Vertrauens derselben erfreut, daß ihr die betreffende Mitteilung hat gemacht werden können.

In Kriegszeiten ist die Notwendigkeit einer Sicherstellung der besprochenen Art gar nicht zu umgehen.

Wenden wir uns nunmehr der Kryptophonie zu.

Es handelt sich dabei darum, sich mit wenigen Worten insgeheim mit einer Person zu verständigen, die sich in großer Gesellschaft befindet und nicht im stande ist, diese, ohne Aufsehen zu erregen, zu verlassen, während ihr doch sehr viel daran gelegen ist, noch in demselben Augenblicke und an dem gleichen Orte irgend eine Nachricht zu erhalten.

Man wendet darum dasselbe Verfahren an wie bei der Geheimtelephonie, nur daß man, weil man doch nicht offen vor aller Welt ein Notizbuch hervorziehen und sich Notizen über öffentlich an einen gerichtete Worte machen kann, bei diesem Anlasse das Gedächtnis zu Hilfe nehmen muß. Da das Gedächtnis aber nicht eine ganze Litanei von Lauten in sich aufnehmen kann, aus denen sich keine Worte in gewöhnlicher Sprache ergeben, muß man auf die Zuhilfenahme eines Schlüsselalphabets verzichten. Soll zum Beispiel die geheim zu übermittelnde Nachricht lauten:

Um neun Uhr,

so muß man sich rasch neun unverfänglich lautende Sätze zurecht machen, von denen der erste mit einem u, der zweite mit einem m, der dritte mit einem n und so weiter beginnt. Der Angeredete wird sich wegen des Interesses, das er an der Sache hat, wenn auch eine gewisse geistige Gewandtheit dazu gehört, nicht allzu schwer die Worte zusammensetzen, die man ihm auf diese freilich etwas ungewöhnliche Weise vorbuchstabiert.

Ob die Pausen etwas kürzer oder länger gemacht werden, fällt bei der Kryptophonie nicht sonderlich ins Gewicht; es muß sich das hauptsächlich nach dem Verlauf der allgemeinen Unterhaltung der anwesenden Personen richten.

A. Boetzel, Madrid, Calle de la Victoria.

Weihbischof Dr. Hermann Joseph Schmitz,

der als voraussichtlicher Nachfolger des vor vier Monaten verstorbenen Kardinals Dr. Krementz auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln galt, ist am 21. August daselbst, kaum 58 Jahre alt, nach längerem Leiden verschieden. Der

Weihbischof Dr. Hermann Joseph Schmitz.

Verewigte, 1866 zum Priester geweiht, war zwei Jahre lang (bis Juli 1868) in bewegter Zeit Kaplan an der Kirche dell' Anima in Rom, bis August 1870 Kaplan in Düsseldorf, während des Krieges Feldgeistlicher der Corps-Artillerie und der 7. Division des IV. Armeecorps (Maasarmee), waltete bei Beaumont und Sedan im Kugelregen, vor Paris in zwölf ihm unterstellten Feldlazaretten seines Amtes und kehrte, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, nach dem Frieden auf seine Kaplanei in Düsseldorf zurück, bis er am 4. Oktober 1886 Oberpfarrer in Krefeld wurde. Vom Papste zum Titularbischof von Zela ernannt, war er

seit Dezember 1893 Weihbischof in Köln. Obwohl Dr. jur. und theol., hat er zeitlebens in der Seelsorge gewirkt; sein Lehrstuhl war die Kanzel, von der aus er mit hinreißender Beredsamkeit zu fesseln, zu erbauen und zu bessern wußte. Als echter Geistlicher kümmerte er sich auch um die materiellen Interessen seiner Pfarrkinder; wo katholische Bestrebungen in die Oeffentlichkeit traten, stand er mit an der Spitze. Er war ein echter Kölner im besten Sinne des Wortes, eine eigenartige, derb-joviale Kraftnatur, tieffromm, ein überzeugter Patriot, ein wahrer Volksfreund und unermüdlicher Arbeiter, kurz aus einem Holze, aus dem man Kirchenfürsten für große Aufgaben in bewegter Zeit schnitzt. Er hatte manche Gegner, aber keine Feinde, da er trotz strengster Wahrung seines Standpunktes jedem einzelnen menschlich näherzutreten verstand. Man erwartete noch Großes von ihm, und allgemein ist das Bedauern über sein Hinscheiden im besten Mannesalter.

J. L. Algermissen.

Jules Guérin.

Jules Guérin,

der Held der Rue de Chabrol in Paris, hat etwas erreicht, wonach bedeutende und ehrliche Leute oftmals vergeblich streben: die ganze Welt spricht von ihm. Allerdings ist es nur ein herostratischer Ruhm, den er durch seine unsinnige Auflehnung gegen Gesetz und Recht errungen hat, aber in Paris, wo alles Außergewöhnliche wenigstens für kurze Zeit seine Anziehungskraft ausübt, fehlt es ihm nicht an Bewunderern. Haben ihm doch sogar die „Damen der Halle“ ihre Sympathien feierlich bekundet! Von langer Dauer wird freilich diese Popularität nicht sein, und vielleicht befindet sich zu der Zeit, da diese Zeilen vor das Auge der Leser gelangen, der abenteuerliche Mann, dem eine sehr bedenkliche Vergangenheit nachgejagt wird, schon in den Händen der Behörde, die seinem kurzen Heldentum ein sehr empfindliches Nachspiel anreihen wird.

Das internationale Lawn Tennis-Turnier in Bad Homburg.

Mit zwei Abbildungen nach Momentaufnahmen von Hofphotograph Voigt in Homburg v. d. H.

Das vornehme Taunusbad Homburg v. d. H., das seine Blüte in erster Linie der großen Frequenz seitens angesehener Engländer verdankt, hat in Würdigung der sportlichen Neigungen der Söhne und Töchter Albions internationale Lawn Tennisspiele ins Leben gerufen, die in diesem Jahre eine ganz besondere Anziehungskraft durch die zum ersten Male dort ausgefochtene „Meisterschaft von Europa“ erhielten. Unter aktiver Teilnahme hervorragender Spieler aller Nationen und unter regstem Interesse eines gewählten Zuschauerkreises erstreckte sich das Turnier über volle acht Tage und zeitigte Ergebnisse von hohem sportlichen Interesse. Die „Meisterschaft von Europa“ behauptete der Dubliner Champion A. S. Mahony, nachdem der berühmte, wohl noch nie besiegte R. F. Doherty (London), der den Homburger Pokal gewonnen hatte, zurückgetreten war. Im Kampf um die „Meisterschaft von Deutschland“ unterlag jedoch Mahony gegen den ausgezeichneten amerikanischen Champion Hobart. Die „deutsche Meisterschaft“ unter den Damen fiel der englischen Meisterspielerin Miß Cooper zu, die über Gräfin Schulenburg Siegerin blieb. Die Preisverteilung erfolgte durch den Herzog von Cambridge, der den Wunsch aussprach, daß sich das Lawn Tennis, das „vornehmste aller Spiele“, immer mehr auf dem Kontinent einbürgere. Die Kurdirektion hatte durch Veranstaltung glänzender Festlichkeiten, wie Blumenkorso, Bazar, Festspiele und so weiter, zu dem anziehenden sportlichen Bilde einen würdigen Rahmen geschaffen.

Hobarts Sieg gegen Mahony.

Der Herzog of Cambridge überreicht Mr. Hobart einen Preis.

Das Heinrich Noë-Denkmal in Bozen.

Im Stadtpark zu Bozen, der Stadt, die er am meisten geliebt und in der er auch vor zwei Jahren seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ist am 26. August, bei der Wiederkehr seines Todestages, das Denkmal für Heinrich Noë, den feinsinnigen Dichter und unübertroffenen Schilderer der Alpenwelt, feierlich enthüllt worden. Bald nach seinem Dahinscheiden hatte die Sektion des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins den Beschluß gefaßt, das Andenken des Toten durch Errichtung eines würdigen Monumentes zu ehren, und mit der Ausführung desselben den Bozener Bildhauer Andre Kompatscher betraut, der sich seiner Aufgabe mit rühmlichstem Geschick entledigte. Auf dem aus südlicher Alpenflora aufragenden Sockel erhebt sich in sprechender Lebenswahrheit die in Marmor ausgeführte Büste des Verewigten. Die Gedenkrede auf Noë hielt bei der Enthüllung Dr Angerer, der Alterspräsident des Tiroler Landesverbandes für Fremdenverkehr, worauf Bürgermeister Perathoner das Denkmal in den Schutz der Stadtgemeinde übernahm. Alsdann brachte Martin Greif, der Münchener Dichter, den Manen des verewigten Freundes eine poetische Huldigung dar.

Phot. F. Largajolli, Bozen.

Das Denkmal für Heinrich Noë in Bozen.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 50.

Aus Zeit und Leben.

Hauptmann Voulet.

Oberstleutnant Klobb.

Hauptmann Chanoine.

Die Vorgänge im französischen Sudan.

Zu den sonderbaren Vorgängen im Innern Frankreichs hat sich in dessen Kolonien noch ein Ereignis gesellt, das zunächst ganz unglaublich erschien, inzwischen aber in seiner traurigen Wahrheit vollauf bestätigt worden ist. Es war noch unter dem Ministerium Dupuy, als bekannt wurde, daß die Expedition, die unter den Hauptleuten Voulet und Chanoine vom Senegal nach dem Tschadsee aufgebrochen war, an den Negern Abscheulichkeiten der allerschlimmsten Art begehe. Die Anklagen wurden von den Negerstämmen, die sich an die unter ihnen weilenden Offiziere der Residentschaften gewandt hatten, alsbald bestätigt. Darauf wurde eine Untersuchung der Vorgänge beschlossen und Oberstleutnant Klobb mit der Aufgabe betraut, die Befehlshaber der Expedition zu vernehmen, denn man wollte die Offiziere nicht verurteilen, bevor man sie selbst gehört hatte. Oberstleutnant Klobb, ein im Sudan ergrauter Offizier, erschien hierzu besonders geeignet. Man glaubte bei ihm die Sache in guter Hand, als plötzlich die Schreckensnachricht von seiner Ermordung wie derjenigen des Leutnants Meynier und der Begleitmannschaft eintraf. Das Weitere ist aus den Tageszeitungen bekannt. Die Expedition Voulet-Chanoine wird jetzt von den französischen Behörden als im Aufstande befindlich betrachtet, aber um die Empörer unschädlich zu machen und zu bestrafen, bedarf es der Absendung starker militärischer Streitkräfte, deren Aufgabe nicht leicht sein wird.

Nach einer phot. Aufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.

Denkmal Kaiser Karls IV.

Die neuen Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin,

die am 26. August in Gegenwart des Kaisers Wilhelm II. enthüllt wurden, stellen den Deutschen Kaiser Karl IV., der 1373 die Mark Brandenburg an das Luxemburger Haus brachte, und den großen König Friedrich II. dar. Bildhauer Ludwig Cauer hat den Kaiser Karl als wohlwollenden, doch klug berechnenden Herrscher aufgefaßt. Der Kopf trägt sinnende Züge; die rechte Hand ruht auf einer Geldtasche, während die linke das „große Landbuch“ hält, dessen Bestimmungen in der zerrütteten Mark Ordnung und Recht zurückführen sollten. Das Standbild flankieren die Büsten des markgräflichen Hofmeisters Klaus von Bismarck, eines Ahnherrn vom Eisernen Kanzler, und des Erzbischofs Dietrich Portitz von Magdeburg. Professor Joseph Uphues läßt Friedrich den Großen in der Vollkraft des Mannesalters erscheinen, doch erinnert der Krückstock in der Rechten an den „alten Fritz“. Zu beiden Seiten erheben sich die Büsten des Feldmarschalls Schwerin, der bei Prag den Heldentod fand, und — als Anspielung auf die Vorliebe des Königs für die Musik — von Johann Sebastian Bach, dem größten deutschen Tonmeister der friedericianischen Zeit. Die Marmorbank ist ganz glatt, an den Abschlüssen leuchten Königskronen in vergoldeter Bronze. Die dekorative Ausstattung zeigt heitere Rokoko-Ornamente. Auf Befehl des Kaisers wird Professor Uphues das Friedrich-Standbild auch für Sanssouci ausführen. Die treffliche Figur hatte schon im Modell die volle Anerkennung Adolph von Menzels gefunden, dem der Kaiser auch eine Verkleinerung der Figur in Bronze gewidmet hat.

Nach einer phot. Aufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.

Denkmal Friedrichs des Großen.

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.—

„Strandleben.“

Stiftung der deutschen Industrie.

— Nachdem vorher schon einleitende Schritte geschehen waren, ist am 24. Juni in Berlin eine Vereinigung von Industriellen aus allen Teilen Deutschlands zusammengetreten, um den Gedanken zu verwirklichen, anläßlich der auf den 19. Oktober fallenden hundertjährigen Jubelfeier der Technischen Hochschule in Berlin einem aus Vertretern der Industrie, der technischen Hochschulen und Bergakademien zusammengesetzten Kuratorium ein Stiftungskapital zu dem Zwecke einer dauernden Förderung der technischen Wissenschaften zu übergeben. Unter dem Vorsitze des Fabrikbesitzers E. Borsig (Berlin) wurde an genanntem Tage ein Arbeitsausschuß gebildet, der sich nunmehr mit einem Aufrufe an alle diejenigen Kreise, die an dem Blühen und Gedeihen der deutschen Industrie irgendwie Anteil nehmen, mit der Bitte wendet, nach besten Kräften zu dem Unternehmen beizusteuern. Noch bevor der Aufruf erlassen werden konnte, sind von mehr als hundert Mitgliedern des Gesamtausschusses Zeichnungen gemacht worden, die, sich von 500 bis zu 100000 Mark steigernd, jetzt schon ein stattliches Grundkapital verbürgen. Anmeldungen von Beitragszeichnungen zu dem hochverdienstlichen Werke sind an A. Borsig, Berlin NW., Luisenplatz 9, zu richten.

Alpines.

— Am 16. August führten zwei Mitglieder des Akademischen Alpenklubs in Innsbruck, Dr. Otto Ampferer und Karl Berger, die erste Besteigung der Guglia di Brenta (Campanile Basso) in der Brentagruppe durch. Die Guglia di Brenta erhebt sich aus einer tiefen Schlucht als riesiger Obelisk, 2908 Meter, kühner noch als die Dent du Géant in der Montblancgruppe, vielleicht das wunderbarste Felsgebilde in der Alpenwelt. Gegen 300 Meter steigt die Säule schlank und so senkrecht wie eine Felszinne nur zu sein vermag, über ihre Grundlinie empor. Selbst dem berühmten Winklerturm im Rosengarten ist sie an Unnahbarkeit dem Aussehen nach überlegen. Zahlreiche Versuche wurden schon gemacht, diesem kühnsten Gipfel den Fuß auf den Nacken zu setzen. Am höchsten hinauf gelangte früher der Trientiner Garbari mit den Führern Tavernaro und Povoli, den erst etwa 30 Meter unter dem Gipfel die letzten Wandabsätze zur Umkehr zwangen. Nachdem ein Angriff an eben dieser Stelle zurückgewiesen worden war, gelang es Ampferer und Berger, bei einem zweiten Ansturme etwas seitwärts von Garbaris Umkehrpunkt, auch dieses letzte Hindernis zu überwinden.

Schachbriefwechsel.

C. W. in Leipzig. Die Idee Ihres Dreizügers ist recht hübsch, wenn auch schon dagewesen, die Ausführung jedoch noch mangelhaft. Der erste Zug ist deshalb nicht schön, weil er lediglich Felder abschneidet, ohne andrerseits solche freizugeben. Außerdem aber ist die Aufgabe nebenlösig durch 1. Ld6—e7 (f8); denn auf Kd5—e6 folgt Matt durch 2. Db8—b7, auf e7—e6 durch 2. Sg4—e3 oder 2. Db8—g8, auf Kd5—c4 schließlich durch 2. Lc2—b3† a4×b3 3. Db8×b3.

S. in Bulgrin. Zur Lösung des Selbstmatts in Nr. 30 brauchen Sie einen Zug mehr als nötig.

Briefmappe.

E. G. in L. An der Auszeichnung, die dem Bürgermeister von Wien, Dr. Karl Lueger, durch Verleihung eines hohen türkischen Ordens widerfahren ist, hat allerdings auch unsre Zeitschrift ihren Anteil. Bekanntlich wurde im vorigen Jahre von der Wiener Kommune zum Andenken an das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph eine Medaille geprägt und ein Erinnerungswerk herausgegeben, das im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als Beiblatt der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ erschien. Sowohl das Werk als die Medaille wurden seinerzeit auf Veranlassung der Wiener Kommune durch die dort beglaubigten Botschafter sämtlichen Souveränen Europas übermittelt. Zum Danke hierfür ließ der Sultan durch die türkische Botschaft in Wien dem Bürgermeister Dr. Lueger den Großkordon des Medschidieordens überreichen, und die Erlaubnis zur Annahme und zum Tragen desselben ist jetzt durch die amtliche „Wiener Zeitung“ veröffentlicht worden.

Georg D. in B. Ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, ein Buch, das in jeder christlichen Familie eine Heimstätte beanspruchen darf, ist „Ben Hur“, eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. Verlangen Sie in Ihrer Buchhandlung die in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienene autorisierte Ausgabe (einfach geb. 2 Mark, in elegantem Geschenkband 3 Mark).

M. B. in N. Nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch wird der Zweikampf mit Festungshaft von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft. Auch die Kartellträger werden bestraft, wenn sie nicht ernstlich bemüht gewesen sind, das Duell zu verhindern. Sekundanten, Zeugen und Aerzte sind straffrei. Auch die studentische Mensur fällt unter diese Bestimmungen. aber damit nimmt man es nicht so ängstlich, denn der gestrenge Richter bestraft keinen, der sich nicht hat erwischen lassen.

F. K. in D. Ansichten vom Semmering bringt eine neue Folge der von Philipp & Kramer in Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten. Dem derben Scherz dienen die vom gleichen Verlage hergestellten Junggesellenpostkarten.

R. L. in M. Hermann Allmers hat unsers Wissens keine Schrift über Bismarck verfaßt, aber eine lustige Erinnerung aus der Studienzeit des eisernen Kanzlers veröffentlicht der greise Marschendichter im neuen Jahrgange des Kalenders „Volksbote“ (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung).

G. T. in U. Der Ausdruck „Hammelsprung“ ist so gebräuchlich geworden, daß Verletzendes darin nicht gefunden werden kann. Dieser Modus der Abstimmung wird im Parlament derart ausgeführt, daß die Mitglieder des Hauses den Saal verlassen, dessen Thüren nunmehr bis auf zwei verschlossen werden. Auf ein Glockenzeichen des Präsidenten kehren die Mitglieder in den Saal zurück: wer durch die eine Thür (gewöhnlich die östliche) eintritt, stimmt mit Ja, wer über die Schwelle der andern Thür (der westlichen) schreitet, stimmt mit Nein. An jeder der beiden Thüren stellen sich zwei Schriftführer auf, die laut die Eintretenden zählen. Zum Schluß geben noch der Präsident und die genannten Schriftführer ihr Votum ab. Natürlich ist der Hammelsprung zeitraubend, aber doch nicht entfernt in dem Maße wie die namentliche Abstimmung, die im Deutschen Reichstag, wenn wir nicht irren, nur auf Antrag von mindestens fünfzig Mitgliedern erfolgt.

M. A. in St. Die ausgewählten Werke von Jeremias Gotthelf, dem trefflichen Schweizer Volksdichter, erscheinen jetzt in der „Bibliothek der Gesamtlitteratur“ (Halle a. S., Otto Hendel). Bisher liegen „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“, die beiden Hauptwerke, vor. Dieselben werden in der Bearbeitung von Dr. Franz Kwest dargeboten, welche die schwierige Bernische Mundart dem allgemeinen Verständnis nahe rückt.

Gr. v. W. in B. Ihr Wunsch wird demnächst in ausgiebiger Weise erfüllt werden.

J. J. in Sch., M. B. in L., R. v. H. in W., B. N. in Berlin, A. Z. in Wien, Abonnentin in H—g., Joseph M. in F., Rudolf L. in Breslau, H. de F. in C. Mit Dank abgelehnt.

— Sehr zeitgemäß und gewiß einem großen Teile unsrer Leser erwünscht kommt ein Werk, das sich mit dem in Frankreich bereits hoch entwickelten und sich auch in Deutschland immer mehr einbürgernden Automobilismus beschäftigt, eine von Dr. R. v. Stern besorgte autorisierte Uebertragung von L. Baudry de Sauniers „Das Automobil in Theorie und Praxis“ (A. Hartleben, Wien). Einstweilen liegt der mit Abbildungen reich ausgestattete erste Band vor, der das Motocycle und die Voiturette mit Benzinmotor behandelt. Aus diesem Teile des Werkes ersieht man, daß der Verfasser etwas hat schaffen wollen, was in erster Linie von praktischer Bedeutung sein soll, und daß ihm das zweifelsohne gelungen ist. Er will zuverlässige Motorfahrer ausbilden, beziehungsweise jeden Leser in den Stand setzen, ein solcher zu werden, auch wenn er nicht über besondere Kenntnisse in der Mechanik und dem Maschinenbau verfügen sollte. Die Aufgabe ist nicht leicht, aber auch nicht so schwer, wie sie manchem erscheint, denn in der That dürfte demjenigen, der einmal die Funktionen der einzelnen Teile eines Motorwagens in der richtigen Weise begriffen hat, die Behandlung und Lenkung eines solchen keine Schwierigkeiten mehr bieten. Die Motorfahrzeuge, die in mancherlei Gestalt bereits in dem Straßenleben unsrer größeren Städte heimisch geworden sind, erscheinen allerdings auf den ersten Blick dem mit ihnen nicht Vertrauten als überaus komplizierte und heikle Maschinen; man sieht ein Gewirr von rätselhaften Einzelheiten vor sich, von sich kreuzenden Rohren und Stangen, von eigenartigen Griffen und Ventilen, von befremdlichen Ketten und Schaltvorrichtungen, aber dieses wirre Durcheinander löst sich demjenigen, der sich näheren Aufschluß über die einzelnen Teile hat geben lassen, in einen Mechanismus auf, der sich auf verhältnismäßig einfacher Grundlage aufbaut und sich durch die, man möchte sagen eiserne Folgerichtigkeit seiner gesamten Anordnung auszeichnet. In meisterhafter Weise löst der Verfasser das Problem, den Leser mit der Einrichtung dieses Mechanismus vertraut zu machen, indem er gewissermaßen vor seinen Augen das Modell eines Benzinmotors entstehen läßt. Hat man einmal die Natur dieser eigenartigen Kraftmaschine erfaßt, deren schematische Darstellung den Leser durch das ganze Buch begleitet, dann ist es ein Leichtes, den Bau eines jeden Motorwagens zu verstehen, in welcher Gestalt er auch auftrete. Beim Lesen des Buchs läßt diese grundlegende Aufgabe sich in etwa einer Viertelstunde abmachen; der weitere Text des starken Bandes macht dann keine Schwierigkeiten mehr; nach seiner Bewältigung aber wird man den Verfasser verstehen und ihm beipflichten, wenn er sich in der Vorrede in einer Weise äußert, die einem anfangs vielleicht ein Lächeln abgerungen hat: „Mein einziger Wunsch geht dahin, daß jeder Mann und sogar jede Frau mit gesundem Menschenverstande, wenn sie meine Arbeit gelesen haben, die Ueberzeugung gewinnen, daß ein Automobil ein sanftes Wesen ist, das niemals wild wird, das nichts verlangt, als ein bißchen sorgfältige Behandlung und Beaufsichtigung; sozusagen durch das Auge des Herrn, und daß dasselbe, wenn man ihm diese geringe Pflege angedeihen läßt, seinen Eigentümer geduldig, willenlos durch alle Länder und Gegenden, die er zu bereisen wünscht, führt, ohne daß ihm eine Entfernung zu weit, eine Leistung zu schwer wäre.“ Wir zweifeln nicht daran, daß das Werk Baudry de Sauniers sich auch in Deutschland einen ausgedehnten Leserkreis erringen wird.

Notizblätter.

Versammlungen.

— Der seit dem Jahre 1881 bestehende Deutsche Verein für Knabenhandarbeit veranstaltet vom 30. September bis 2. Oktober eine allgemeine Versammlung seiner Freunde und Förderer in Karlsruhe. Eine große Reihe von Vorträgen und Berichten aus dem Munde erster Fachautoritäten ist angemeldet. Ausführliche Programme sind zu beziehen vom Direktor des Deutschen Lehrerseminars für Knabenhandarbeit zu Leipzig, Herrn Dr. Pabst, Scharnhorststraße 19.

Naturwissenschaft.

— Auf Helgoland fand am 20. August die Einweihung des zur Königlichen biologischen Anstalt gehörigen Nordseemuseums statt. Die Feier galt zugleich dem Gedächtnis N. Pringsheims, des vor vier Jahren verstorbenen Berliner Pflanzenphysiologen, dessen Töchter im Sinne ihres heimgegangenen Vaters der Station zur Gründung des Museums eine ansehnliche Stiftung überwiesen hatten. Professor Dr. Heincke, der Direktor der biologischen Station, schilderte in gedankenreicher Rede die Bedeutung Helgolands für die Wissenschaft. Das kleine, kaum einen halben Quadratkilometer haltende Eiland, so etwa führte der Redner aus, wurde in den dreißiger Jahren, etwa gleichzeitig mit der Eröffnung des Bades, der Wallfahrtsort der jüngeren Naturforscher, die mit dem Mikroskop eine neue Entwicklung der exakten Biologie heraufführen halfen. Schleiden, Johannes Müller, Ehrenberg, Alexander Braun, Leuckart, Häckel und viele andre bedeutende Forscher besuchten die kleine Felseninsel, um an den Organismen des Meeres den Geheimnissen des Lebens nachzuspüren, und machten Helgoland zu einer klassischen Stätte mariner Forschungen. Nachdem 1890 die Insel wieder in deutschen Besitz gelangt war, hatte Pringsheim einen wesentlichen Anteil daran, daß in der im Frühjahr 1892 gegründeten Anstalt auch die Botanik eine Stätte fand, und sein Name ist durch die „Stiftung Pringsheim“ für immer mit ihrer Geschichte verknüpft. Klein, wie alles auf Helgoland, sind freilich bisher auch die Räume der Anstalt und des Nordseemuseums, aber dank dem Interesse, das der Kaiser an der Anstalt nimmt, der Unterstützung der preußischen Staatsregierung und dem freundlichen Entgegenkommen der Gemeinde Helgoland kann die Station mit Dank auf das bisher Geschaffene zurückblicken. Den geringen, durch die räumlichen Verhältnisse gebotenen Umfang der Sammlung versucht sie durch eine vorzügliche Auswahl, Konservierung und Aufstellung der Objekte zu ersetzen.

— Der Marquis von Gravina hat der Universität Catania in Sizilien den kleinen, an der Küste Siziliens gelegenen Archipel der Cyklopeninseln geschenkt. Der Wert der Inselgruppe für die Universität wird erst klar, wenn man berücksichtigt, daß sie sich durch nahezu tropischen Pflanzenwuchs, durch eine eigenartige Meeresfauna an ihren Küsten, sowie durch eine höchst interessante geologische Formation mit einer Reihe seltenster Mineralien auszeichnet. Die Universität Catania will daher auf den Inseln Laboratorien für geologische, mineralogische und namentlich biologische Stationen einrichten.

Umstellrätsel.

Suche im Morgenland auf den wichtigen Platz für den Handel,
Wo die Nationen der Welt, denen Poseidons Gebiet
Durch ihre Schiffe erschlossen, zeigen die Flaggen im Hafen,
Bringend und holend was dort und was daheim wird begehrt.

Stellen die Zeichen sich um, wie schnell ist versunken die Größe,
Daß eine menschliche Hand nun das Gebilde umschließt!
Aber ob klein und gering, es soll doch ein Hoffen erfüllen,
Welches nach sorgsamer Wahl, lebende Frucht von ihm heischt.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Nach manchem Fall mag es gelingen,
Sich zu erheben wieder neu,
Wie aber kann empor sich ringen,
Wer nicht der Ersten hielt die Treu'?

Die andern drei sich oft verbinden
Zum Spiel sowie in Freud' und Leid,
Und nur zu sicher sie sich finden
Auch zum Verbrechen jederzeit.

Das Ganze hielt in frühern Tagen
Das Eisen höher als das Gold,
Und seinem todesmut'gen Wagen
Blieb nicht versagt der Freiheit Sold. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 48:

Des Versteckrätels: Magnesium, Agnes.
Des Worträtsels: Schatten.

Kryptogramm.

Richtige Lösungen sandten ein: Hermann Johannsen in Hamburg. Gräfin P. in Ch. (2). Eginhard Lowell in Baltimore (3). Dr. K. in St. Luise Zehrmann in Berlin. „Ada und Hugo" in Karlsruhe. Werner Müller in Aarau (4). Mary v. T. in Nizza. Leonie X. in Kaiserslautern. Robert Williger in Graz. Stefanie Baldruff in Kaluga (2). „Zwei Freundinnen" in Dordrecht. „Köbi" in Bern. „Sommerfrischler" in Berchtesgaden. „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (3). Wilh. Herkendell in Bonn-Poppelsdorf. Erik Bensen in Hannover (7). Fr. Ida Kremer in Robschütz (4). Joh. P. Stoppel in Hamburg (2). Jak. Fr. Maier in Magstadt (2). „Schulhaus Schwegenheim", Pfalz (5). W. Rotzenberg in Charlottenburg (3). A. C. Claussen, Rittergut Melz (4). Freundliche Grüße! A. Herdlitzka in Budapest (2).

Litteratur.

— „Nachklänge" benennt Ferdinand von Saar eine Sammlung neuer Gedichte und Novellen, die das litterarische Ansehen des feinsinnigen und eigenartigen Poeten nur befestigen und erhöhen können (Heidelberg, Georg Weiß). An rein lyrische Schöpfungen reihen sich solche epischen Charakters und einige, die aus besonderer Veranlassung entstanden, Gelegenheitsgedichte im vornehmen Sinne, ferner zwei dramatische Fragmente: „Ludwig XVI.", wovon der erste Akt vollendet ist, und „Benvenuto Cellini" (nur die Eingangsscene). Den Schluß bilden drei Erzählungen, Kabinettsstücke der Novellistik, in denen der Dichter mit gleicher Künstlerschaft den Humor wie den tragischen Ernst walten läßt.

— Weit erhebt sich über die landläufigen Reisehandbücher der „Führer durch Dalmatien" von Reinhard E. Petermann (Wien, Hof- und Universitätsbuchhändler Alfred Hölder). Allerdings entspricht das Werk auch dem Zwecke als Reisebuch durch die Einteilung nach Routen, die praktischen Reisewinke und die dem Text über die größeren Städte vorangestellten „kleinen Fremdenführer", im übrigen aber ist der trockene Reisebuchstil vermieden und durch eine lebendige feuilletonistische Darstellung ersetzt. Zur Kenntnis des Landes findet sich manch neuer Beitrag, beispielsweise in den Schilderungen der Gebirgstouren, wovon das Werk eine große Anzahl aufweist. Neben acht geographischen Karten und Stadtplänen enthält der starke Band 165 Abbildungen von Ludwig Hans Fischer.

— Drei Miniaturbändchen heiterer Unterhaltungslektüre bietet der Verlag von Robert Mohr zu Wien in zierlicher Ausstattung dar. Unter dem Titel „‚Benimm dich anständig' und andre anständige Sachen" hat Paul von Schönthan eine Reihe lustiger Plaudereien und Skizzen vereinigt; „Landsleute" benennt Eduard Pötzl eine neue Folge seiner ergötzlichen Schilderungen aus dem Wiener Volksleben, und die Tragikomödie einer jungen Ehe behandelt S. Fritz in dem von flotten Bildchen begleiteten Büchlein „Ein Jahr". Alles dies ist nur leichte Ware, aber vergnüglich zu lesen.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt
innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren
werden
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Damen-Konfektion.

Blusen für Damen.

Nr. 4305. Einfache Hausbluse aus **sehr gutem, kräftigen Biber, grau-schwarz, rot-schwarz** oder **blau-schwarz gemustert** . . . . **M. 2.–.**

Nr. 4306. Gefällige Bluse aus **kräftigem, karierten Baumwollstoff** mit gerauhter Rückseite. Steh-Umlegkragen und Falte vorn herunter mit Sammet garniert, **heliotrop** mit **weiss** und **bunt kariert** und heliotropfarbenem Sammet, **schwarz** mit **rot kariert** und schwarzem Sammet, **schwarz** mit **weiss kariert** und schwarzem Sammet . . . . **M. 4.–.**

Nr. 4307. Preiswerte Bluse aus **gutem, reinwollenen, tuchartigen Stoff, schwarz, marine** oder **bordeaux.** Vorn kollerartig und Stehkragen mit schwarzem Soutache benäht . . . . **M. 4.75.**

Nr. 4308. Moderne Bluse aus **gutem, reinwollenen, tuchartigen Stoff, schwarz, bordeaux** oder **resedagrün.** Revers, Aermel und Steh-Umlegkragen mit schwarzweissem Sammetbändchen besetzt . . . . **M. 5.75.**

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 4000 Abbildungen ausgestattetes
Preisverzeichnis
versenden wir
unberechnet und **portofrei.**

Nr. 4306. Nr. 4307. Nr. 4308.

Kleiderröcke.

Nr. 4365. Ausserordentlich preiswerter Kleiderrock, glatte Form, aus **glattem, schwarzen, reinwollenen Stoff,** durchweg gefüttert, untere Weite ungefähr 2,9 Meter . . . . **M. 9.–.**

Nr. 4366. Vorteilhafter Kleiderrock, Form wie Nr. 4365, aus **gemustertem, schwarzen, reinwollenen Stoff,** durchweg gefüttert, untere Weite ungefähr 2,9 Mtr. **M. 9.–.**

Nr. 4367. Praktischer Kleiderrock, Form wie Nr. 4365, aus **gutem, reinwollenen Cheviot, schwarz** oder **marine,** untere Weite ungefähr 3,2 Meter . . . **M. 11.50.**

Nr. 4368. Moderner Kleiderrock aus **schwarzem, reinwollenen, gemusterten Stoff,** durchweg gefüttert, mit gefälliger Garnitur von angekraustem Atlasbändchen, untere Weite ungefähr 2,8 Meter . . . . **M. 12.–.**

Nr. 4371. Höchste Neuheit! Hochmoderner Kleiderrock, sog. Doppelrock aus **sehr gutem, reinwollenen Cheviot, schwarz oder marine,** effektvoll mit schwarzer Tresse garniert, vorn an der Seite zu schliessen, hinten ohne Falten gearbeitet, untere Weite ungefähr 2,9 Meter **M. 31.–.**

Stoffproben
versenden wir
unberechnet und **portofrei.**

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin N.W. 7.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	90 M.	175 M.	300 M.
Vierteljahres-Abonnements:					
10 M.	13 M.	15 M.	30 M.	50 M.	90 M.

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Jede Dame kauft **Seidenstoffe, Sammte u. Velvets** am besten u. billigsten direkt v. **von Elten & Keussen Krefeld,** Fabrik und Handlung.
Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

V. E. & K.

YORKSHIRE RELISH

THE CELEBRATED YORKSHIRE RELISH
GOODALL BACKHOUSE & Co.
LEEDS

die beste, schmackhafteste und piquanteste aromatische
GEWÜRZ-SAUCE
verleiht Fisch- u. Fleischspeisen einen delikaten u. piquanten Geschmack

Fabrikanten:
GOODALL, BACKHOUSE & Co. LEEDS.
General-Vertreter & Depositär:
OTTO FÜRST HAMBURG.

MASCHINEN-FABRIK **GRITZNER** DURLACH BADEN
FAHRRÄDER UND **NÄHMASCHINEN**
1872 BEGRÜNDET — 2200 ARBEITER
MUSTERGILTIGE QUALITÄTSMARKE

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON WUND-PUDER Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Zu beziehen durch die Apotheken.

Frankfurt a. M.
Rosenapotheke.

Karl Engelhard,
Fabrik pharmaceutischer Präparate.

Chocolat SUCHARD

Sprengel's Union
UNION B. S. & Co. HANNOVER
ist der feinste Butter-Cakes
Cakes Fabrik B. Sprengel & Co. HANNOVER

BURCKHARDT & DIENER Hohenstein in Sachsen
Photographische Apparate v. 10 M. an
Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Locomobilen
mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, D. R. G. M.,
fahrbar und feststehend
bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

Backt mit
Dr. Oetker's Backpulver

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke

Görbersdorf in Schlesien

Chefarzt Dr. Carl Schloessing,
früher Assistent der Professor von **Strümpell**'schen Klinik zu **Erlangen.**
Sommer- und Winterkuren von bekanntem hervorragenden Erfolg.
Prospekte kostenfrei durch **Die Verwaltung.**

Dr. med. Weiser's Kuranstalt

Neustadt (Orla) — Thüringen.

Heilanstalt für Nerven-, Frauen- und chronische Krankheiten. *In schönem Parke gelegen, vollständig neu und elegant eingerichtet. Kaltwasser-Kuren — Electricität — Massage — Diätetische Kuren. Das ganze Jahr geöffnet.* ***Directe Bahnverbindung: Berlin, Dresden, Leipzig, München.*** *Prospecte versenden kostenlos.*

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 51.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Die Geschichte einer Beziehung.

Novelle
von
Emil Roland.
(Fortsetzung und Schluß.)

7. Mai.

Die Tante ließ uns allein wandern. Wir gingen am Fluß entlang in der Morgenkühle.

„Nicht wahr?" sagte er, „es hat jede Stadt einen bestimmten Zug, der einem immer wieder ins Auge fällt, der gleichsam ihre Charakteristik giebt. So ist Florenz in erster Linie schön. Es ist so viel toskanischer Wohllaut in allem. Sehen Sie nur die Linien dieser Berge! Sie sind weich wie ein Liebeslied; sie haben nichts Heroisches, nichts Kühnes; sie sind sanft und beruhigend! Es ist eine Stadt, die den Empfindungen schmeichelt. Wie gediegen, wie wohlhabend und vornehm stehen diese alten Paläste da! Nichts von der gewaltsamen Trümmerwirtschaft Roms ... Und die vielen Blumen überall, und die hundert Statuen in den Fenstern, und die Loggia dei Lanzi, ist sie nicht vor allem schön? In der Nacht, weil sie sich wie ein geisterhaftes Märchen ausnimmt, das die alte Zeit der neuen erzählt; in der Sonne, weil die Statuen im Tagesglanz so feierlich verzaubert dastehen, daß man fast den Atem anhält, um sie nicht zu stören. Florenz ist die Stadt meiner Seele. Und wahrlich, die Liebe ist nirgends so schön als in Florenz. In Rom zum Beispiel hat man sie gar nicht nötig. Die starken Kontraste dort beanspruchen die Gedanken viel zu sehr. Florenz aber ist wie geschaffen zum reinsten Genuß der Gefühle. Man schlendert von Schönheit zu Schönheit und hat für jeden liebevollen Gedanken Zeit und Raum. Meinen Sie nicht auch, Therese?"

„Nein," erwiderte ich, „es sind zu viele Galerien in Florenz, als daß man Zeit zu oberflächlichen Dingen hätte. Die Liebe gehört auf Inseln, wo es keine Museen giebt. Capri, Korsika — das ist Boden für Liebe ..."

„Sie thun mir weh, Therese!" versetzte er.

Ich lachte. Gottlob, daß ich in gewissen Momenten noch lachen kann! Er mag es zwar nicht, ebenso wenig wie das Singen leichter Lieder, ebensowenig wie Heinesche Schlußaccorde, ebensowenig wie alles, was ein wenig scharf ist oder an Mißton grenzt.

Er kann nicht von Herzen lachen. Fin de siècle-Naturen können das überhaupt nicht.

Wir kehrten schweigend ins Hotel zurück.

Nachmittags waren wir in San Miniato. Wie kühl diese Kirchenhallen nach der Sonnenglut!

Beim Ave Maria-Läuten stiegen wir hinab.

Vor uns lag der weite Platz mit dem Daviddenkmal, dieses Bildnis leuchtender Schönheit — der strenge Jüngling mit der Schleuder, der so trotzig kühn aus dunkelm Auge niederblickt in das gesegnete Thal, wie stolz er dastand! Wie alles rings zu frohlocken schien im Jubel dieses unvergleichlichen Frühlings! Und der Domkuppel zitterndes Braun wie durchsichtig über den Dächern schwebend! Und des Palazzo vecchio Turm so mutig aufsteigend in die Lüfte! Und überall der Duft von Magnolien und Narzissen, süß und herrlich.

„Was haben Sie, Therese?"

Aufgenommen in Schloß Urville von Hofphotogr. E. Jacobi in Metz.

Prinzessin Viktoria Luise und Prinz Joachim, die jüngsten Sprossen des deutschen Kaiserpaares.

fragte er plötzlich. „Sie sind so ganz verändert, Therese!"

„Nicht doch."

„Wir müssen uns aussprechen," fuhr er fort; „es war etwas in Ihren Briefen die letzte Zeit, was mich tief beunruhigt hat — dieser Baumeister —"

„Ah! Reden wir nicht von Baumeistern!"

Es war schwül geworden. Wir fuhren zum Hotel und verstummten beide.

Er selbst will mich nicht heiraten, aber andern gönnt er mich auch nicht. Von seinen Briefen soll ich leben, von seiner mir zugemessenen Gnade! Als wenn ein hungerndes Herz je von Briefpapier satt geworden wäre!

Ich habe zum erstenmal das Gefühl, daß diese platonische Verehrung eigentlich kränkend für mich ist, als dürfe ich sie mir nicht mehr gefallen lassen.

Wer bin ich eigentlich? Ein leidlich hübsches Mädchen, das gut singt, von Haus aus heiteren Temperamentes ist, zwar nie viel Gutes, aber auch nie viel Böses gethan hat, ziemlich harmlos, wenn auch nicht von jener robusten Harmlosigkeit, die er so wenig goutieren kann, elternlos und darum bequem zu umschwärmen, von einer guten Tante etwas verwöhnt, mit einem unklaren Ideal irgend eines Höheren im Herzen, das sich nie verwirklichen wird, und mit zu geringem Vermögen, als daß es für Cäsar in Betracht käme, weshalb er auch nie einige seiner Bequemlichkeiten um meines Besitzes willen opfern wird ...

Eigentlich toll!

Wer weiß? Vielleicht raffe ich mich auf und werde energisch.

Seine Liebe verkleidet sich in eine Form des Egoismus, die nach Menschenquälerei schmeckt.

8. Mai.

Wir wanderten lange durch die Florentiner Straßen.

Lange standen wir vor Or San-Michele und schauten auf den heiligen Georg, den Lindwurmtöter.

„Welch ein Meister, dieser Donatello!" sagte Cäsar. „Das sind keine unbeseelten Fabelwesen, keine raffaelisch linienglatten Gestalten — das sind Menschen von Fleisch und Blut, die mit beiden Füßen sicher und trotzig dastehen auf dem Boden der Wirklichkeit. Wie er die Hände auf den Schild stützt! Wie sein Auge in Kampfessehnen ausschaut! Er ist ein starker Held und ein eigensinniger. Helden dürfen eigensinnig sein, wenn sie die Kraft haben, ihren Eigensinn durchzusetzen und andre Menschen unter ihr Joch zu zwingen. Ihm glaubt man seine Kraft. Darin liegt die Größe Donatellos, daß man ihm alles glaubt ..."

Jawohl, das kann er! Kunsthistorische Tiraden! Er hat's in allen Fingerspitzen, das ästhetische Feingefühl. Aber es ist auch, als wäre er damit abgekauft.

Echtes, natürliches Gefühl, das kennt er nicht.

Bei ihm kommt nichts von Herzen; alles in ihm sind Nerven.

Er hat tausend Vorzüge, aber einen Mangel. Er hat die ursprüngliche Natürlichkeit verloren in seiner verfeinerten, von hundert Stimmungen abhängigen Denkungsart.

O Fabriccio!

*

Die Aussprache kam, abends in Fiesole.

Vor dem kleinen, cypressenumschatteten Kloster saßen wir und sahen dem Sonnenuntergang zu, der sein gelbrotes Licht in verklärtem Abendschein über alle Wunder von Florenz ergoß.

Das Rollen der Wagen klang von der Landstraße herauf, singende Kinderstimmen aus den nahen Häusern, eine Klosterglocke, die über uns leise und klagend anschlug.

„Welch schöne Stunde!" begann er; dann, mir gerade ins Auge sehend, fuhr er schneller fort: „Therese, was ist das eigentlich mit jenem Baumeister? Wenn man Ihre Tante hört, so muß man ja eine Musterausgabe des italienischen Volkes vermuten. Wissen Sie übrigens, daß italienische Ehemänner ihre Frauen zu prügeln pflegen?"

„Ich will's ausprobieren und Ihnen das Resultat schreiben," sagte ich.

„Solche Scherze thun mir weh, Therese! Ich hoffe nicht, daß er Ihnen im Ernst gefällt. Ist er denn wenigstens hübsch?"

„Südlich sieht er aus, brünett und auch viel Rasse, und dazu die Poesie der Jugend, die natürliche Anmut seines Volkes ... wem das gefällt —"

„Und Ihnen gefällt es?"

Ich zuckte die Achseln. „Er ist das Gegenteil von Ihnen, innerlich und äußerlich. Fast muß ich hoffen, daß er mir gefällt, denn es wäre schlimm für mich, wenn ich nur noch an Ihrem Genre Geschmack finden könnte!"

„Weshalb schlimm? Mehr als einen wahren Freund kannst du doch nicht wollen, Therese?" Er nahm meine Hand. „Wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommt, in der ich Sie um mehr bitten darf, Therese, — aber jetzt ..."

So weit kam er. Die Sonne sank gerade hinab.

Man hat zuweilen ein innerliches Abwägesystem, das unbemerkt in einem arbeitet. Ich wog in diesem Augenblick ihn und den andern, den Mann da drüben in Korsika.

Und Cäsars Schale schnellte in die Höhe ...

Angesichts dieser kühlen, unsicheren Liebe, dieses verschwommenen, nicht recht zu Atem kommenden Gefühls vom Ende des Jahrhunderts, wurde die Empfindungswärme des andern in meiner Erinnerung zum Feuer, nach dessen Wärme mich verlangte ...

Wir brachen auf. Wir holten die Tante ab, die vor dem Hotel Aurora saß, und fuhren in die Stadt zurück.

Einzelne Sterne über Florenz — kühle Nacht nach dem heißen Tag — ich fror ...

9. Mai.

Am Morgen reisten die Tante und ich ab.

Er brachte uns Blumen an den Zug und war in jener Erregung, die ihm so gut steht, weil sie seinen arbeitsblassen Zügen erhöhte Farbe verleiht.

Die kranke Freundin der Tante reist mit uns nach Korsika. Die Tante stieg viel früher als nötig ein. Sie gehört überhaupt zu den wenigen Tanten, die niemals unbequem sind.

Ich blieb bei ihm stehen, solange es ging.

„Therese," flüsterte er, „versprechen Sie mir, daß ich Sie bald wiedersehen werde, und zwar gerade so, wie Sie heute von mir scheiden."

„Ich verspreche nichts," sagte ich; „kein Mensch soll im voraus gut sagen für sich, auch nicht für einer Woche Länge."

„Therese, Sie können mir kein Unrecht thun. Sie sind zu gut dazu!"

„Unrecht? Nein!"

„Dann bin ich beruhigt!" entgegnete er und küßte mir die Hand zum letztenmal.

Der Schaffner stolperte banal durch diesen Abschied. Es war so, wie er es nicht mochte!

Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Also, ich habe ihn verloren! Aber zweierlei bleibt mir: Korsika und Fabriccio!

Nach Hause mag ich nicht zurück, nicht in die alten Bande, den alten Klatsch, das alte Lied! Etwas Neues muß in mein Leben — eine neue Liebe — ein neues Land! Mir klingt's wieder im Ohr von der „purpurnen Galeere" und dem „dunkelblauen Griechenmeer ..."

*

Einen Monat später erhielt Cäsar die Anzeige der Heirat seiner Freundin Therese mit dem italienischen Baumeister Fabriccio.

Hierauf schrieb er ihr folgenden Brief, den er, da er ihre Adresse nicht mehr wußte, durch die Tante besorgen ließ.

„Teuerste Therese!

„Wüßten Sie, wie weh mir das that, Sie hätten mir diesen Schmerz erspart! So wenig würdig schien ich also Ihrer Liebe, daß Sie mich von sich abthaten, wie man einen verbrauchten Handschuh abstreift! So zählen Sie also die Jahre unsrer Freundschaft für nichts und zerstören grausam alle meine Luftschlösser, um dem Villenbauen Ihres Palladios zuzusehen!

„Therese! Daß Du mir das anthun konntest!

„Und warum mir die Verlobung verschweigen? Warum gleich diese schreckliche Thatsache? O, weil Du nur zu gut wußtest, daß ich ohne diese Thatsache umgehend nach Korsika geeilt wäre, um meine Rechte zu wahren.

„Ich hätte es nie geduldet!

„Mein Herz ist schwer und matt, und die Nebel des Nordens lasten auf mir. Und wenn ich denke, daß gerade in den letzten Tagen meine Gedanken unausgesetzt bei Ihnen weilten, meine Luftschlösser anfingen, festere Fundamente zu bekommen!

„Nun bin ich zur Einsamkeit verdammt, und von Ihnen! Das schmerzt, Therese ...

„Oder darf ich etwa nicht mehr Therese sagen? Warum nicht? Ich bitte Sie mit ganzer Seele: lassen Sie mir wenigstens diesen Namen noch!

„Sie haben mich die letzten Wochen sehr mit Nichtschreiben gequält. Sie haben überhaupt viel Talent zum Quälen. Sie wissen das und wollen es.

„Warum, Therese, warum?

„Entziehen Sie mir Ihre Briefe nicht! Ich brauche etwas Sonnenschein in meinem grauen Leben — griechische Sonne, oder wo Sie nun gerade weilen. Bei Ihnen ist immer Sonne!

„Schreiben Sie bald, und nicht zu kurz und nicht kalt, Therese, es würde mich zu sehr schmerzen.

„Gedenken Sie noch zuweilen der schönen Tage von Florenz? Ich denke immer daran.

„Ich küsse die Hände meiner Gebieterin.

„Truly yours for ever.

Cäsar."

Therese erhielt diesen Brief in Athen.

Sie war jedoch in dieser Zeit noch zu sehr eingenommen von Griechenland und Fabriccio, als daß er ihr tieferen Eindruck gemacht hätte; ja, die für Cäsar so charakteristische Auffassung der Sachlage schien ihr eigentlich empörend!

Sie nahm sich vor, Cäsar nicht zu antworten, aber nach vierzehn Tagen that sie es doch. Er gehörte trotz allem zu sehr in ihr Leben, als daß sie ihn ganz daraus hätte streichen mögen.

„Verehrter Freund!" schrieb sie. „Den größten Teil Ihres Briefes habe ich nicht verstanden und beantworte ihn daher nicht. Ich gehöre keineswegs zu den schwer Begreifenden, wie Sie wissen, aber wo alle Logik mangelt, da hört mein Verständnis auf.

„Wenn Sie übrigens auf unsre weitere Korrespondenz Wert legen, so bitte ich Sie, die ‚schreckliche' Thatsache meines Glückes stets im Auge zu behalten und mir von diesem point de vue aus zu schreiben.

„Gegen freundschaftliche Beziehungen hat Fabriccio nichts.

„Um Ihr ‚graues Leben' kann ich Sie nicht sonderlich bedauern. Sie, der Sie ja von jeher ein ambitieux de race und dazu succesful gewesen sind, bedürfen nur der Sonne, die von Ministerien und Vorgesetzten ausstrahlt — andre Strahlen haben Sie ernstlich nie zu erwärmen vermocht, weder die Sonne von Florenz noch irgend eine andre.

„Was Sie über den Zustand Ihres Herzens schreiben, bringt mir die Behauptung in Erinnerung, daß alle Menschen mit Vorliebe von den Dingen reden, die sie nicht besitzen.

„Wozu auch ein Herz? Wie Sie sind, so sind Sie ja gut und können so bleiben. So ist man ja bei uns zu Lande. Mir erscheint es jetzt allerdings wie ein Traum, daß ich es so lange aushielt in der komplizierten, nebelschweren Atmosphäre der deutschen Großstadt. Ich komme mir jetzt so gerettet vor! Die herrlichen Berge Griechenlands, das leuchtende Athen, weltberühmte Ruinen, deren Name schon das Herz zu begeistern vermag — schlichte, natürliche Menschen mit goldechtem Empfinden und warmem Herzschlag ringsum und die selige Sicherheit, nie wieder zurück zu müssen in die nordische Gedankenblässe — fürwahr, ich bin sehr glücklich!

„In ein paar Jahren schlagen wir unser Zelt in Algier auf — wieder ein neues Land! Sie wissen, ich bin eine reisehafte Natur — ich klebe nicht gern an der Scholle.

„Alle Abende singe ich Fabriccio lustige Lieder vor; er mag die ernsten nicht.

„Schreiben Sie, wenn Sie mögen, aber ohne Vorwurf, das ist nicht am Platz!

Ihre glückliche

Therese."

*

Mit der Zeit kam die Korrespondenz völlig in das alte Geleise zurück, ja, das Merkwürdige geschah, daß die kluge Therese sich von Cäsars anhaltenden, sanften Vorwürfen schließlich wirklich einreden ließ, sie hätte ihm durch ihre rasche Heirat ein großes Unrecht zugefügt, das nur durch häufige Briefe wieder gutzumachen sei.

Und sie machte ihr Unrecht nach Kräften gut. Sie bildete sich ein, daß es ihre Pflicht wäre, und merkte nicht oder wollte es nicht merken, daß sie nur nicht von Cäsar lassen konnte. Er war ihr Verhängnis.

Fabriccios liebenswürdige Natürlichkeit fing mit der Zeit an, ihr langweilig zu werden. Sie war von Cäsar verbildet; alles Nichtkomplizierte vermochte nicht mehr, sie zu interessieren.

Fabriccio prügelte sie zwar nicht, aber er bekam mit der Zeit eine immer größere Vorliebe für das Sitzen in Kaffeehäusern. Er war doch eigentlich ein Mißgriff gewesen! Seine ehrliche Harmlosigkeit konnte sie ihm auf die Dauer nicht vergeben. Sie hatte unter Cäsars Einfluß etwas von jener modernen Frau angenommen, die in einem neueren Lustspiel ihrem braven und heiteren Ehemann vernichtend zuruft: „Und womit willst du deine ewige Heiterkeit entschuldigen?"

Es rächte sich an ihr, daß sie es gemacht hatte, wie es im Heine-Liede heißt:

„Das Mädchen heiratet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen . . ."

Wer trug die Schuld? — Cäsar!

*

Cäsar saß indessen jahraus jahrein in seiner behaglichen Großstadtwohnung mit seinem berühmten rassereinen Neufundländer, seinem alten Diener und seiner Sammlung alter Kupferstiche, in die er verliebt war.

Außerdem war er noch in seinen Schmerz verliebt, in den Schmerz um die ungetreue Therese, die ihm so schweres Leid zugefügt. Er züchtete diesen Schmerz, wie man liebevoll eine Blume pflegt. Er that ihm nicht etwa weh; er war anregend wie das Gewürz, das Aroma seines Lebens.

Im übrigen hatte er ja auch die Briefe, die zahlreichen Episteln mit den ausländischen Marken, die immer so pünktlich zu seinen Sonntagen eintrafen, die immer länger, immer freundschaftlicher wurden von Jahr zu Jahr . . .

Nun war schon ein halbes Jahrzehnt vergangen seit jenen Florentiner Tagen!

Er hatte dem Kalender gegenüber nie Sentimentalität gekannt. Auch über die Thatsache seines Aelterwerdens dachte er kaum nach. Und doch fing das Haar an seinen Schläfen merklich an zu ergrauen, doch lagerte sich ein immer müderer Zug auf seiner hohen Stirn.

Sein Neufundländer wurde älter; sein Diener wurde älter; seine Kupferstiche auch — doch denen that es ja nur gut! Aber daß er selber älter wurde, das fiel ihm niemals ein.

Das kam, weil er mit der Zeit immer mehr eben von jener großen Metropolenkrankheit ergriffen worden war, der sécheresse de coeur, die ihre Opfer gleichgültig macht gegen alle warmlebendigen Regungen, gleichgültig gegen ernste Liebe und echtes Leid — stumpf und müde, ohne daß sie es merken und einsehen . . .

In diesem Zeitabschnitt erreichte er auch die hohe, bevorzugte Stellung, die seine Finanzen so rangierte, daß er — auch ohne die kleinste Einschränkung für sich — ein so wenig vermögendes Mädchen wie Therese hätte heiraten können.

Er saß an seinem Kamin, von einer lärmenden, spannenden Sitzung heimgekehrt, und dachte an Kairo, wo Fabriccio jetzt mit Therese lebte. Im Grunde war es doch besser so, das empfand er, der Mann mit dem trockenen Herzen!

Dennoch hielt ihn diese Einsicht nicht ab, Therese am selben Abend einen langen Brief zu schreiben, in dem er ihr in seinem schönen, etwas gewundenen Deutsch auseinandersetzte, wie es nun hätte werden können, wenn sie nicht treulos gewesen wäre.

Ist es nötig, zu sagen, daß Cäsar bei allen seinen Bekannten für einen zweifellos ehrenwerten, sehr gescheiten und sehr anziehenden Ausnahmsmenschen galt?

*

Im nächsten Frühling hörten mit einem Male Theresens Briefe auf.

Cäsar wartete wochenlang — keine Nachricht kam. Halb beunruhigte es ihn, halb machte er mit einem gewissen Behagen die Entdeckung, daß die Lücke, die dadurch in seinem Leben entstand, doch nicht so schwer ertragbar sei, wie er geglaubt.

Schließlich schrieb er aber doch an einen Bekannten beim Konsulat in Kairo und erhielt die Nachricht, daß Fabriccio auf einer Reise ins afrikanische Inland am Fieber gestorben und seine Witwe mit einer andern Familie nach Palästina gegangen sei. Das war alles.

Monate vergingen — noch immer kein Brief!

Die Tante, mit der Therese früher so viel gereist, war tot; ihre andern heimatlichen Beziehungen hatte sie, mit Ausnahme von ihm, seit lange vernachlässigt. Niemand wußte von ihr. Ihr Schweigen kränkte ihn. Hatte sie denn nicht gerade jetzt einen Freund nötig?

Er begriff sie nicht und kam zu dem Schluß, daß die Jahre Therese verändert haben müßten, daß es nicht mehr die alte Therese sei . . .

Es brach eine Zeit für ihn an, in der selbst der Anblick des Postboten seine Pulse nicht mehr höher schlagen ließ . . .

Ja, er war sehr metropolenkrank!

*

Noch ein Jahr verging.

Cäsar trank bei einer alten Freundin Thee und hielt tiefsinnige Reden über Litteratur und Kunst. Seine hellbraunen Augen wechselten, wenn er sprach, sehr oft Ausdruck und Farbe. Er hatte so schöngeistige Augen.

Da wurde ihm aus seiner Wohnung ein Telegramm nachgesandt. Es war aus Florenz von Therese! Sie schlug ihm ein Wiedersehen am Arno vor, so bald als möglich.

Im ersten Augenblick verstimmte es ihn, daß sie nicht lieber geschrieben hatte; er war sehr sensitiv, und Telegramme wirken zuweilen brüsk. Dann wachte die alte Lust nach romanhaften Erlebnissen in ihm auf — das Dasein ganz ohne Herzensgeschichten war doch zuweilen langweilig!

Er brachte die Rede auf Therese, und die Hausfrau sprach mit Interesse und Lob von ihr. Das feuerte sein Blut an, er kam in leibliche Stimmung.

Am nächsten Tag nahm er sich seinen Pfingsturlaub voraus und fuhr zwei Abende später wirklich nach Florenz ab . . .

Als der Zug Bologna hinter sich gelassen und auch die lange Reihe der Gebirgstunnel durchsaust hatte, öffnete Cäsar das Fenster. Die süße Abendluft des toskanischen Frühlings fächelte ihm das Gesicht. Rötlich glühend sank die Sonne hinter den weichen Linien der Berge. Bläuliche Dämpfe wogten empor, und eingeschleiert vom matten Licht dieser sanftgetönten Farben sah er die Stadt wieder, wo er vor sieben Jahren Therese lebewohl gesagt.

Ihm war, als gehöre Florenz recht eigentlich ihm und ihr allein, als wären sie mit jeder Faser der Seele verwachsen mit der blühenden Mediceerstadt, als sei ein Wiedersehen nur hier möglich zwischen diesen ruhevollen Bergzügen, die des Abends Majestät allmählich einzuhüllen begann.

Ein feiner Regen rieselte herab, als er den Bahnhof verließ — jener sanfte, italienische Frühlingsregen, in dem es wie Orangenblüten und feuchte Erde duftet . . .

Zaubervoll leuchtete hinter dem nassen Schleier eine schöngeformte Fassade.

„Maria Novella," sagte er vor sich hin. Und die Reize von Florenz umstrickten ihn heute wie damals. Alles, was zu unterst in seiner Seele gelegen, was so lange niedergehalten war von Berufszwang und dem Alltagsschwalle nüchterner Gedanken, jetzt versuchte es, aus der Tiefe mächtig emporzusteigen und ihm das kaltgewordene Herz zu erwärmen!

So fühlte er sich gerade in der rechten Stimmung, um eine alte Liebe wiederzusehen.

Er trat in das wohlbekannte Hotel am Arno. Derselbe Portier von damals dienerte ihn an; derselbe Oberkellner glitt ihm eilfertig von der Treppe entgegen. Alles wie einst, auch der Arno rauschte noch den alten Sang!

Während er sich sorgsam zurechtmachte, hörte er italienische Laute von der Straße heraufschallen. Durstig lauschte er dem Wohllaut der Silben da unten. Alles nahm ihn gefangen, was diesem seligen Lande eigen war.

Und dann erst, als er wieder über die bekannten Straßen schritt . . . Die Blumen überall in den Ladenfenstern, üppig, farbenglühend, von schwülem Duft beseelt, und das Heer von Göttern und Amoretten dazwischen, schimmernd in Alabaster und Marmor. Kunst und Frühling, wohin er sah! Und blendend aufblühend aus dem nächtlichen Schatten der Bogen die bewegungslosen Gestalten der Loggia bei Lanzi — Arme, wie mitten im Aufruhr gebändigt, Heldenleiber, gewaltig und stolz, aber fast unheimlich in ihrer reglosen Starrheit.

Auf dem regennassen Asphalt schimmerten die Lichter wieder. Der Brunnengott, der steinerne Gigant, schaute tragisch gelangweilt darein, und des Palazzo vecchio riesiger Umriß zeichnete sich über die Piazza . . .

Er bog rechtsab dem Arno zu, schritt an den hohen Mauern entlang, die die berühmtesten Meisterwerke einschließen, wo die Heimat der Niobiden ist und das Heiligtum der mediceischen Venus.

Wie gut er das alles kannte, wie sonderbar ihm zu Mute wurde, als er nun über die Arnobrücke schritt, dem Hause entgegen, hinter dessen Fenstern Therese auf ihn wartete!

Lichter schimmerten zwischen den grünen Läden hervor. Stimmen schwirrten ins Freie. Ihm war, als vernähme er ihre Stimme . . .

Er wollte an der Klingel ziehen, aber mit einem Male hielt er inne.

Ihm war, als werde er sich plötzlich einer Komödie bewußt, die er mit sich selber gespielt, als sei das alles doch nur Schatten von einst, nicht echt, nicht ganz und voll! Irgend etwas, das nach Lüge aussah, nach Truggold oder wie welke Mumien von Blumen, die wir in einem langvergangenen Lenz gepflückt . . .

Er ließ die Klingel fahren, schritt eilig davon und verschob das Wiedersehen auf morgen.

Im Hotel angekommen, schrieb er ihr sofort ein Billet, daß er sehr reisemüde sei, und schlug ihr vor, ob sie sich tags darauf um zehn Uhr nicht noch einmal am Ponte vecchio begegnen wollten, „aus Pietät für die schönste Reminiscenz seines Lebens" . . .

Vor dem Einschlafen redete er sich ein, daß seine plötzliche Abspannung einzig von der langen Bahnfahrt herrühre.

*

Ja, der alte Ponte war es noch mit seinem Wellen-, Gold- und Sonnengeflimmer, aber das übrige war eine Enttäuschung gewesen.

Er saß in dem eleganten Restaurant von Doney zwischen einem alten Italiener, der zwei priesterliche junge Landsleute dort abfütterte, und einer mittelalterlichen Französin, die vergebens mit einem fischblütigen Engländer kokettierte.

Die Jalousien waren herabgelassen. Es herrschte eine angenehme Dämmerung im Zimmer, durch das lautlos die alten Kellner über die roten Teppiche glitten, und während er in sein Weinglas hinabsah, freute er sich, daß dieses Wiedersehen hinter ihm lag.

Nicht, daß sie sich etwa schlecht konserviert hatte, im Gegenteil! Er fand die Metamorphose, die das heiße Klima mit diesem holden Angesicht vorgenommen, sogar kleidsam. Er liebte jene eigentümlichen Ränder um die Augen, die langes Leben in warmen Ländern verraten und so geheimnisvoll aussehen, so vielsagend; er liebte die mattfarbenen, gedankenvollen Gesichter . . .

Und ihre Art, sich zu kleiden, war so tadellos geworden. Sie hatte den vielen, eleganten Globetrotters, denen sie begegnet sein mochte, jede Feinheit abgelernt.

Das bemerkte er sofort! Dagegen hatte er nicht bemerkt, wie sehr ihre Hand in der seinen gezittert. Der seinen war das Zittern nicht eingefallen!

Und was sie gesprochen?

Eigentlich waren es nur Gemeinplätze gewesen. Das Anknüpfen nach sieben Jahren ist nicht so leicht! Es liegt so viel Erleben zwischen dem Heute und Damals, so viel Abgründe von Gedanken.

Und Kunstpausen hatte es auch gegeben, aber keine von jenen süßen, schweigsamen Minuten, in denen man sich ohne Worte erst recht versteht — Pausen von der fatalen Art, wo jeder aus seinem Hirn möglichst schnell ein neues Thema herausquälen will . . .

Neue Pariser Mode.

Die große Hitze des vergangenen Sommers führte in Paris dazu, Droschkengäule und Arbeitspferde mit Strohhüten gegen den Einfluß der sengenden Sonnenstrahlen zu versehen. Die neue „Mode" wurde zunächst sehr angestaunt und belacht, fand aber bald vielfache Nachahmung. Uebrigens sind derartige Sommerhüte für Pferde in Südfrankreich schon längst eingeführt und seit Jahren auch in New York gebräuchlich, das bekanntlich oft unter außergewöhnlicher Hitze zu leiden hat.

Der Arno rauschte die begleitende Melodie zu den Worten — das war das beste an ihnen gewesen!

Therese war schuld. Sie hatte nicht mehr den rechten Ton mit ihm zu finden vermocht. Ja, im ersten Moment, als die zehn Glockenschläge von den Florentiner Türmen niederzuzittern begannen, als sie aus dem Photographienladen plötzlich auf ihn zutrat — ja, da war es noch das alte, süße Angesicht gewesen mit jenem Gemisch von Befangenheit und Liebe, das es einst für ihn gehabt. Aber dann hatte sie plötzlich so unbefriedigt dreingeschaut, gerade als wäre sie enttäuscht von ihm.

Und er war doch enttäuscht von ihr!

Und dann ihr plötzliches Verschwinden in die Droschke hinein, aus der ein paar blonde, blauäugige, etwas ungepflegt aussehende Kinder ihr zuwinkten — Kinder, die sie aus ihrer Pension kannte, die nicht so allein in Florenz herumvagieren sollten, mutterlose Wildlinge, die alle Augenblicke dem Vater davonliefen und schon einmal nur mit polizeilicher Hilfe wiedergefunden waren. Sie setzte ihm das alles ganz kaltblütig auseinander, während sie behende einstieg. Beim Himmel! Was gingen ihn diese Kinder an!?

Und dann war sie davongerollt mit dieser halbwüchsigen Jugend, und er hatte das Nachsehen gehabt! Und ein junger Tourist, der die Scene zufällig mit angesehen, war lächelnd an ihm vorübergegangen wie an einem, der einen Korb erhalten.

Und darum war er über die Alpen geeilt!

Er trank aus und goß sich ein neues Glas ein.

Darum? Ja, warum denn eigentlich? Was hatte er sich unter diesem Wiedersehen nur gedacht?

Er liebte die direkten Fragen nicht; er tastete in Sachen der Liebe immer gern im Unbestimmten.

Sie heiraten?

Ja, wenn das Wiedersehen anders gewesen wäre! Wenn ein hinreißendes, enthusiastisches Gefühl ihn auf seine Schwingen genommen und emporgerissen hätte aus dem trockenen Sande, in dem sein Herz so lange vegetiert.

Aber zur Enttäuschung war's geworden . . .

Solche Wiedersehen müssen mißtonlos sein, ohne Störung, gleichsam hochgespannt, als spielte jemand dabei auf Saiten, die eben vor dem Zerspringen sind, aber harmonisch und fein, damit das Zerspringen doch noch vermieden wird.

Sonst —

Trotzdem beschloß er, am Nachmittag zu ihr zu gehen. So weit war er doch noch in ihrem Bann!

Er wollte ihr sagen, daß ihr kalter Ton ihn verletzt, daß er das nicht um sie verdient habe — gerade um sie nicht! Daß er kaum mehr wage, die Frage an sie zu richten, die ihm doch eigentlich auf den Lippen brenne.

Nein — „auf den Lippen brenne“ war zu viel gesagt!

Die Frage, die Therese nach seinem Verhalten erwarten und verlangen mußte!

Dunkel schwebte ihm diese Fassung vor — aber er strich sie sofort.

Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, sich zu binden — er sah den Zweck nicht mehr ein . . . Er wollte keinen Heiratsroman, er wollte nur ein kleines romantisches Kapitel mit sentimentalem Anflug und Situationspoesie, zart hingemalt auf den Hintergrund von Florenz.

Und dann: Vorhang herunter!

Das genügte ihm.

*

Therese empfing ihn im einsamen Lesezimmer ihrer Pension, das sie seit einer Stunde, zigarettenrauchend und ihren Schlachtplan machend — durchschritt.

Sie hatte gewußt, daß er kommen werde.

Ihr tadellos sitzendes Kleid aus weißer Seide mit den Narzissen im Gürtel, das die voller gewordene Gestalt fest umschloß, sprach aufs beredteste zu seinem künstlerischen Geschmack.

Sobald er eintrat, erbaute sich sein ästhetisches Gefühl daran. Das machte seine Begrüßung ein paar Noten wärmer als am Morgen.

Sie ließ ihn in einem Rohrstuhl Platz nehmen, gab ihm eine Zigarette und Feuer und sagte dann im leichtesten Konversationston, während jedoch ihre Nasenflügel zitterten:

„Und nun rede, Cäsar!“

Er erschrak über diesen unerwarteten Befehl. Sie hatte ihn noch niemals du genannt, noch nie so kameradschaftlich — fast ein wenig formlos — zu ihm gesprochen; er verstand die Situation nicht, oder wollte sie nicht verstehen, und machte eine Bemerkung über Florenz. Das schien ihm das einzig Richtige.

Sie blitzte ihn eine Sekunde an; er hatte diesen harmlosen Sternen einen so temperamentvollen Augenhieb gar nicht zugetraut. Dann rief sie — und die Stimme klang fast hart, die einst so weich und einschmeichelnd zu ihm gesprochen:

„Was geht uns Florenz an in dieser Stunde? Kein Wort davon! Die Zeit ist vorbei, als ich von deinen Kunstkritiken und glänzenden Tiraden lebte. Es handelt sich jetzt um andre Dinge, darum rede, Cäsar!“

Er schwieg verstimmt. Daß Frauen allerhand Metamorphosen durchmachen und oft ganz anders werden als das Horoskop, das man vielleicht dem Mädchen stellte — nun, das wußte er längst, aber auf diese Metamorphose war er nicht gefaßt gewesen.

„Ja,“ fuhr sie fort, „du sollst reden, Cäsar! Ich setze dir die Pistole auf die Brust. Das ist ungewöhnlich in unsern Sphären, aber ich bin eine Frau und als solche eine Schwärmerin für Klarheit. Es ist mißlich, derartige Fragen anzurühren, aber wer rasch ins Feuer greift, verbrennt sich nicht so leicht als der, der zögernd und langsam um die Flamme herumtastet. Ich habe dich noch nie du genannt. Heute gedenke ich es aber zu thun, da wir uns vielleicht zum letztenmal sehen.“

„The—re—se,“ sagte er.

Sie lachte kurz auf. „The—re—se! Ja, so warst du immer! Wenn du nichts Entscheidendes sagen mochtest, wolltest oder konntest, dann hast du meinen Namen moduliert. Aber ich habe die unausgesprochenen Worte satt! Du hast mich durch Jahre verfolgt mit offenen und versteckten Vorwürfen, daß ich dir unrecht gethan hätte, als ich Fabriccio nahm. Du bist nun auf meine Bitte über die Alpen geeilt! Du stehst jetzt vor mir, und wir beide sind frei . . . Und nun rede, Cäsar!“

Sie stand auf und ging durch das Zimmer. Er erhob sich ebenfalls, aber langsamer. Dann begann er mit künstlichem Groll:

„Du liebst mich nicht mehr, Therese!“

Sie war am Bücherregal angelangt und fingerte nervös an den roten Bänden; dabei wandte sie den Kopf halb nach ihm um.

„Schade, daß du kein eigentlicher Diplomat geworden bist!“ sagte sie. „Das künstliche Durchwinden zwischen dem schlichten Ja und Nein — darin liegt deine Force!“

Er biß sich auf die Lippen und griff nach seinem Hut.

„Nein,“ rief sie; „ich will dich nicht kränken, damit du mir nicht davonläufst, ehe ich mein Pensum hergesagt habe. Siehst du, Cäsar! Ich will dir ja keinen Vorwurf machen für die Jahre, die hinter mir liegen. Dir kann ich's ja sagen, weil dich zu belügen keinen Sinn hat: meine Ehe war keine glückliche. Aber sie wäre besser ausgefallen, hättest du mir deine Vorwürfe erspart! Das war das Gift in meinem Becher! Der arme Fabriccio hat's gespürt. Ich habe ihn viel gequält, und dann, als er tot war, da hab' ich's bereut! Wie ich dann unter sternenklarem Himmel im Gelobten Lande hingeritten bin auf dem Wege nach Damaskus oder am schlafenden See von Genezareth, in diesen fabelhaften, heiligen biblischen Einsamkeiten, da habe ich Buße gethan! . . . Und weil der Mensch nun einmal schwach ist und weil ich doch nur halb die Schuld trug, da habe ich nach einem Jahr mit der Buße Schicht gemacht und einen Strich unter das alles und habe dich gerufen, um dir das Unrecht abzubitten, das du mir so lange vorgeworfen. Und du kamst! Und heute standest du am Ponte vecchio! Und die Minute, die ich millionenmal ersehnt, von der ich geträumt in zahllosen Nächten, unter den Zelten Palästinas, in den Schiffskajüten auf blauen Meeren — die war da! Und alles war wie einst, nur du nicht!“

Sie griff nach einem kleinen, edelsteinbesetzten Dolch, der auf dem Tische lag.

„Ja, Cäsar,“ fuhr sie fort, „am liebsten stäche ich dir den ins Herz! Verdient hättest du's um mich! Aber man ist heutzutage leider nicht mehr so. Man ist zu zivilisiert geworden, wenigstens in dem Lande, aus dem wir stammen. Man hält's mit Ibsen: ‚So etwas thut man doch nicht‘!“

Cäsar hatte ihr verwundert zugehört. Es war, als rüttle ihre Stimme gewaltsam an den Pforten seines Herzens, um ein Echo wachzurufen — als werde auch wirklich etwas wach in ihm, leise und allmählich . . . die alte Erinnerung, das veränderte Jetzt, ihre Schönheit und ihr Groll fingen an, ihn zu bezaubern, und er ging auf sie zu, küßte ihre Hände und warf sich vor ihr auf die Kniee.

Er war ganz in der Stimmung, in der der Mensch Dinge zu thun pflegt, die er hinterher nicht verantworten kann und bitter bereut.

„Therese!“ rief er. „Wenn du mich noch willst!“

Er ersehnte in diesem Augenblick ein Ja von ihren Lippen. Er erwartete einen Ausbruch jener Liebe zu ihm, von der sie gesprochen.

Aber ihre Miene war kalt geworden; ihre Augen flammten nicht mehr; es schien, als seien Zorn und Liebe in ihnen ausgelodert. Sie versetzte gelassen und fast etwas mitleidig:

„Laß doch, Cäsar! Das ist ja Strohfeuer bei dir und nützt nichts. Sobald du fort von mir bist, würde es verflogen sein, und du würdest bereuen. Ich kenne dich! Gestern am Ponte vecchio habe ich dich kennen gelernt. Deine Seele ist alt geblieben, während die meine jung geblieben ist, jung durch das Gefühl zu dir. Ich habe dir viel zu danken dafür, denn ein junges Herz ist viel wert in dieser kalten Welt! Das deine aber ist trocken. Du bist großstadtkrank und kannst nicht mit, wo von erhabenen Gefühlen die Rede ist. Du bist ein hoffnungsloser Fall, darum leb wohl! Wir sind beide enttäuscht voneinander, und wollten wir uns jetzt in das Gegenteil hereinreden, wir würden diese Phantasie teuer zu zahlen haben! Darum laß uns ein Ende machen!“

Er war enttäuscht aufgestanden.

„Du kränkst mich ein über das andre Mal,“ sagte er.

Ihr Blick ruhte auf ihm; sie überhörte die Worte.

„Wie braun doch deine Augen sind, Cäsar!“ sagte sie; „sie haben mir die ganze Zeit über grau vorgeschwebt . . .“

Dann ließ sie ihn stehen und ging davon.

Er ging auch.

Draußen strich der Duft von Narzissen ihm um die Schläfe, die eine alte Frau am Brückengeländer feilbot. Sie erinnerten ihn an die, die sie im Gürtel getragen.

Ja, sie hatte recht gehabt: sie war jung geblieben!

Und er? Sie hätte ihn zu jeder Thorheit bringen können vor wenigen Minuten! Jetzt sah er ein, wie vernünftig sie gewesen war!

Er hatte ihr seine Freiheit zu danken!

Er atmete erleichtert auf, indem er am Ufer dahinschritt.

*

Als er sich am nächsten Morgen — mit einem großen Narzissenstrauß bewaffnet — nach Theresens Befinden erkundigen wollte, erfuhr er durch die Pensionsvorsteherin, daß Therese gestern abend plötzlich mit dem schwedischen Professor Svendson aus Lund und dessen Kindern abgereist sei.

Die Dame lächelte, als sie von „il professore“ sprach.

Es chokierte ihn.

Noch ein Mißton im stilvollen Florenz!

Er verbrachte die letzten Tage seines Urlaubs in Perugia und schwelgte — außer in den Vorzügen eines vortrefflich geleiteten Hotels — in den Werken der Kunst, die ihn von jeher über die Enttäuschungen seines Lebens zu trösten vermocht hatten.

Dann kehrte er nach Berlin zurück, wo seine Carriere im gleichen Tempo Fortschritte machte wie die Krankheit seines Herzens.

*

Aus dem Bankerott ihrer Liebe retteten aber beide eins heraus: ihre Korrespondenz! Nicht sofort, aber allmählich trat sie wieder in ihre alten Rechte.

Nachdem Cäsar einige Monate lang nach seiner Florentiner Frühlingsfahrt vergebens auf einen Brief

von Therese gewartet hatte, schrieb er an den schwedischen Professor, dessen Namen er sich sorgsam gemerkt, und erkundigte sich in wohlgewählter Form nach Theresens Verbleib. Der Professor antwortete, daß Theresens Adresse die Adresse seiner Frau sei. Sie hätten sich vor einem Vierteljahr in der Schweiz geheiratet.

Erst empörte es ihn. Dann fand er sich mit der Thatsache ab.

Er schrieb an sie, diesmal ohne Vorwurf.

Er schrieb ihr vier Briefe, auf die nichts erfolgte; aber den fünften beantwortete sie doch.

Sie behauptete, „unendlich glücklich“ zu sein.

Das war übertrieben. Der Professor, der ein namhafter Astronom war, beschäftigte sich weit mehr mit den Sternen des Himmels als mit denen der Augen seiner Frau. Und das war ihr recht. Er gehörte nicht zu den Persönlichkeiten, die man liebt.

Aber in die vier Kinder war sie verliebt gewesen, und darum hatte sie den Vater mit in den Kauf genommen, in die vier blondhaarigen, helläugigen Schwedenkinder, die alle so außer Rand und Band geraten waren während der mutterlosen Jahre, des häufigen Herumreisens in Städten und Gebirgen. Sie boten ein unerschöpfliches Material für Erziehungsgelüste, und die Pädagogik war, seit sie ihre Stimme vorloren, nun einmal Theresens Steckenpferd.

Sie fühlte sich nicht glücklich, aber sozusagen leidlich befriedigt.

Die Zeit verging. Cäsars Jugend war lange vorbei. Je älter er wurde, um so öfter empfand er aber, wie es sich an ihm rächte, daß er sie nicht genug gewürdigt, daß er ihres Fühlens Höhepunkt nie erklommen hatte.

Wie oft — durch zufällige Gelegenheiten heraufbeschworen, durch ein Lied, ein Gespräch, durch ein Liebespaar, das auf abendlicher Straße an ihm vorüberwanderte — kam es über ihn, das Heimweh nach Liebe, nostalgia d'amor . . .

Therese gegenüber behauptete er natürlich auch, „glücklich“ zu sein; er war aber nur resigniert.

Nach einem Wiedersehen verlangte weder ihn noch sie. Sie wußte, daß ein solches sie nur noch mehr auseinanderbringen würde; er konnte ihr die Erinnerung an Florenz doch nicht ganz vergeben, daß sie ihm damals eine Scene gemacht hatte. Scenen waren ihm das schrecklichste.

Ihre Korrespondenz segelte unter der Flagge der Freundschaft — ganz wie am Anfang. Sie schrieben sich schöngeistige Briefe über Kunst und Bücher und Philosophie. Ein unberechtigtes „Du“ verirrte sich nie mehr in seine Zeilen.

Der Astronom hatte nichts gegen diese Beziehung seiner Frau einzuwenden. Kometen interessierten ihn mehr als die in die Weite schweifenden Gedanken seiner Frau . . .

Eines Tages stand Therese am Fenster ihres Hauses und sah träumend nieder auf die Straßen von Lund.

Frühlingshell wogten die grünen Lindenbäume um die alte Kathedrale. Studenten mit weißen Mützen sangen ein Lied.

Sie dachte an Cäsar.

Sie that es in jedem Frühling, wenn die Florentiner Tage sich näherten, die Todestage ihrer Liebe . . .

Sie dachte über die Korrespondenz nach, in der sie einander von ihrem Glücke vorlogen und sich einbildeten, gute alte Freunde zu sein.

Die Truhe mit seinen Briefen stand neben ihr. Da fiel ihr ein, diese Briefe doch einmal zu wiegen, spaßeshalber, zum Zeitvertreib . . .

Sie ließ die Wage kommen und packte alle die bandumschnürten Päckchen darauf, eins nach dem andern.

Es waren sechzehn und ein halbes Pfund geworden mit der Zeit!

Sie seufzte.

Sechzehn und ein halbes Pfund Briefpapier wiegen ein verfehltes Leben nicht auf . . .

Plauderei über Forstwirtschaft.

Von

Hans Wedding, Forstassessor.

II. Die Praxis der Forstwirtschaft.

Ein für jedes Revier besonders aufgestellter „Wirtschaftsplan“ zeigt dem Revierverwalter in großen Zügen, nach welchen Grundsätzen er seine Wirtschaft zu führen hat. Dieser Plan zerfällt im wesentlichen in drei Gruppen, nämlich die „Kulturen“ oder Gründung der Bestände, die „Hauungen“ oder die Ernte derselben und die Wegebauten.

Bei der Bestandesgründung unterscheidet man im wesentlichen zwei Methoden, die natürliche und die künstliche. Bei der ersteren verwenden wir den von den Bäumen getragenen Samen direkt dazu, um unter und zwischen einzelnen stehenbleibenden Bäumen eines alten Bestandes den neuen, jungen Bestand anzusamen. Der Boden unter einem geschlossenen Bestande ist mit einer Decke von Nadeln, Laub, Moos, Gras und so weiter bedeckt, in welcher der abgefallene Same in den meisten Fällen nicht auf die Dauer Wurzeln zu treiben im stande ist; es wird daher bei einer beabsichtigten Neubegründung aus dem alten Bestande, der „natürlichen Verjüngung“, allmählich eine große Anzahl von Bäumen herausgehauen, wodurch Luft und Licht an den Boden gelangen und die Bodendecke zersetzen können. In dem hieraus entstehenden Humus findet dann der Same ein geeignetes Keimbett.

Die „künstliche Bestandesgründung“ geschieht durch Saat oder Pflanzung, und hierbei bedarf der Boden häufig einer besonderen Vorbereitung und Bearbeitung, die unter Umständen mit Pflug und Egge, meist aber durch Handarbeit bewerkstelligt wird.

Die Pflanzen, die man zur Begründung eines Bestandes verwendet, werden in sogenannten „Kämpen“, Pflanzschulen erzogen und bleiben dort so lange unter besonderer Aufsicht und Pflege stehen, bis sie stark genug sind, um ins Freie gesetzt werden zu können. Bei der Erziehung des Pflanzmaterials in den Kämpen hat man in neuerer Zeit fast allgemein eine künstliche Düngung mit Lupinen, Kainit, Thomasmehl und so weiter, je nach den vorhandenen Bodenverhältnissen, zur Anwendung gebracht. Denn der Wald hat sich vor der Landwirtschaft auf die weniger fruchtbaren Böden zurückziehen müssen, und der Waldboden bedarf daher dort, wo er in intensivere Kultur genommen wird, eines Ersatzes der ihm entzogenen Nährstoffe. Im allgemeinen zwar erhebt der Wald ungleich weniger Ansprüche an den Boden als die landwirtschaftlich kultivierten Gewächse. Er düngt sich aber alljährlich selbst durch seinen Laubabfall; denn die Blätter sind reich an Nährstoffen, die durch die Zersetzung dem Boden zurückgegeben werden und dem Baum wiederum zur Nahrung dienen. Außerdem hält die Laubdecke die Feuchtigkeit länger im Boden zurück, sie ist das wichtigste Wasserreservoir für den Wald, und darum würde dieser, wenn wir ihm alljährlich sein Laub nehmen wollten, aus Mangel an Nährstoffen und Wasser mehr und mehr zurückgehen.

Ist der junge Bestand nun auf die eine oder andre Weise begründet, so darf er noch nicht aus dem Auge gelassen werden. Denn wie jedes lebende Wesen, so ist auch der Baum in seiner zarten Jugend sehr empfindlich, und zahlreiche Feinde machen ihm von Anfang an das Leben schwer. Das Gras, überaus anspruchsvoll an den Boden bezüglich der mineralischen Nährstoffe und des Feuchtigkeitsgehaltes, wuchert empor auf der Kulturfläche und droht die jungen Pflanzen zu ersticken. Die Sonne sendet ihre Strahlen hernieder, dörrt den Boden aus und verursacht mannigfachen Abgang durch Vertrocknen. Spätfröste verderben manchmal in einer Nacht eine unter Anwendung von viel Zeit und Geld fertiggestellte Kultur. Kleine, winzige Rüsselkäfer erscheinen zu Tausenden, benagen die Rinde der jungen Pflanzen und bringen sie zum Absterben. Mühevolles, wochenlang täglich vorgenommenes Absammeln dieser kleinen Kulturverderber ist das einzige Gegenmittel. Ein andermal ist es die gefürchtete Nonne, deren Raupen nicht nur einen jungen Bestand, sondern auch einen fast zur Reife während eines Jahrhunderts herangewachsenen Waldkomplex innerhalb weniger Jahre einer frühzeitigen, notgedrungenen Abholzung preisgeben. Nach Beendigung der Ernte auf den Feldern kommen die Mäuse in Scharen in den schützenden Wald und zerstören die hoffnungsvollen Bäumchen in wenigen Wochen. Da muß der Forstmann auf der Hut sein, die jungen Kulturen stets im Auge behalten und Vorbeugungsmaßregeln treffen, soweit es möglich ist.

Sind nun erst einige Jahre verstrichen, während welcher eine wiederholte Nachbesserung des durch Abgang junger Pflanzen lückig gewordenen Bestandes stattfindet, so tritt bald für den Jungwuchs eine Zeit der Ruhe ein, nämlich wenn der Bestand „sich geschlossen“ hat, das heißt die einzelnen Bäumchen sich gegenseitig mit den Zweigen berühren. Von nun an kann der junge Bestand einige Jahrzehnte sich selbst überlassen bleiben, bis die „Durchforstungen“ kommen, Aushiebe, welche die Fortnahme schlechter, kranker und trockener Stämme und dadurch zugleich eine Wuchsförderung der stehenbleibenden zum Zwecke haben. Diese Durchforstungen wiederholen sich für jeden einzelnen Bestand alle fünf bis zehn Jahre, und jedesmal wird eine solche Anzahl von Stämmen herausgehauen, daß die übrigen sich gegenseitig nicht mehr bedrängen, aber auch keine zu großen Lücken zwischen sich lassen. Da heutzutage das Holz als Brennmaterial nur noch verhältnismäßig geringen Wert hat, so muß der Forstmann sein Auge darauf richten, daß er bei den Aushieben diejenigen Stämme in seinem Walde begünstigt, die ihm das meiste Nutzholz zu liefern versprechen, und unter Berücksichtigung dieses Punktes werden die Durchforstungen ausgeführt, die man auch als „Vorhiebe“ bezeichnet im Gegensatz zu den „Verjüngungshieben“. Unter den letzteren versteht man diejenigen Operationen, die einen Bestand ganz oder zum größten Teile fortnehmen, so daß auf derselben Fläche die Begründung des neuen Bestandes erfolgen kann.

Nun klingt das, was ich hier über Durchforstungen und Hauungen im allgemeinen gesagt habe, ganz einfach; in der Wirklichkeit ist die Sache aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und bei keinem Zweige der forstlichen Thätigkeit muß der Forstwirt mehr individualisieren als bei diesem. Wollte man aus einem Eichenbestande ebensoviele Stämme heraushauen als aus dem nebenanstehenden gleich alten Buchenbestande, so würde sich das Verkehrte dieser Maßregel sehr bald zeigen. Denn die Eiche mit ihrer lockeren Belaubung verlangt eine ganz andre Stellung im Bestande als die Buche, deren Krone dicht und dunkel ist; erstere ist eine „Lichtholzart“, das heißt sie bedarf zu ihrem Gedeihen viel Licht, letztere kann als „Schattenholzart“ viel mehr Schatten vertragen. Darum kann und muß man aus dem Eichenbestande verhältnismäßig viel mehr Stämme herausnehmen als aus dem Buchenbestande, der sonst die gleichen Bedingungen aufweist. Aber auch ein und dieselbe Holzart verhält sich ganz verschieden unter verschiedenen Bedingungen. Die Fichte auf dem fruchtbaren, frischen Schwemmlandboden ist ein ganz andrer Baum als ihre Schwester, die ihr Dasein in einem trockenen, flachgründigen Kieselschieferboden fristen muß. Der auf letzterem stehende Bestand muß viel vorsichtiger behandelt werden, als wenn er unter den günstigeren Bedingungen eines fruchtbaren Nährbodens erwächst. Würde man aus ihm zu viel Stämme bei der Durchforstung herausnehmen, so daß Licht und Luft an den Boden gelangen könnten, so würde die Bodendecke sich schnell zersetzen, die durch dieselbe festgehaltene Feuchtigkeit würde verdunsten und ablaufen, und der Boden würde aushagern und unfruchtbarer werden, als er vorher war. Und trotzdem er so viel weniger Stämme zu ernähren hätte, würden die letzteren doch eine Wachstumsminderung auf viele Jahre hinaus zeigen, weil der schon an und für sich an Nährstoffen arme Boden durch die Bloßstellung noch unfruchtbarer werden würde. So spielen die verschiedensten Verhältnisse eine große Rolle im Leben des einzelnen Bestandes, und die angeführten Beispiele zeigen, daß der Forstmann nicht gedankenlos oder auch nur nach einem bestimmten Schema seinen Wald behandeln kann.

Ist nun eine Hauung beendigt, so kommt die Nachmessung der sämtlichen Sortimente des Schlages, dann die Abnahme des Holzes, bei der jede einzelne Holzbank, bezüglich jeder Stamm eine (fortlaufend geführte) Nummer erhält und zugleich in ein Buch eingetragen wird; und endlich, nachdem auf Grund dieser „Nummerbücher“ die Lohnverschreibung geschehen ist, eine nochmalige Numerierung zum Verkauf, wobei meist mehrere Abnahmenummern zu einem Lose zusammengefaßt werden. Nach dem Verkaufe des Holzes, der zum größten Teile in öffentlichen Versteigerungen, aber auch, je nach den Vorteilen, die sich der Revierverwalter davon verspricht, durch schriftliches Angebot, submissionsweise oder auch durch direkte gegenseitige Vereinbarung geschieht, wird das Holz an Ort und Stelle dem Käufer überwiesen.

Von wesentlichem Einflusse auf den Preis des Holzes ist der Umstand, ob es bequem und leicht zur Abfuhr liegt. Denn der Transport aus dem Walde nach der Verbrauchsstelle ist ein so wichtiger Faktor, daß von der Möglichkeit, respektive Leichtigkeit der Beförderung häufig überhaupt die Absetzbarkeit abhängt. Was nutzt dem Käufer der schönste Eichenstamm, wenn er irgendwo in einem Winkel des Waldes liegt, wohin weder ein schiffbarer Fluß noch eine Eisenbahn oder auch ein einfacher fahrbarer Weg führt. Daher muß der Forstmann darauf bedacht sein, daß er überall da, wo Holz gefällt wird, auch einen Weg hat, auf dem es vom Käufer abgefahren werden kann. (Der Transport des Holzes auf dem Wasser — die Flößerei — ist vor allen Dingen von dem Vorhandensein eines entsprechend benutzbaren Wasserlaufes abhängig und wird in neuerer Zeit wegen der mancherlei Nachteile für das geflößte Holz nicht mehr in gleichem Maße betrieben als früher.) Zu dem Zwecke wird schon bei der Aufstellung des Betriebsplanes ein über das ganze Revier sich erstreckendes Netz von miteinander zusammenhängenden Wegen projektiert, dessen allmählicher Ausbau in einer der Aberntung der einzelnen Bestände sich anschließenden, beziehungsweise ihr voraufgehenden Reihenfolge Sache des Revierverwalters ist. Die Wegebauten werden in der für solche Arbeiten günstigsten Jahreszeit, nach Fertigstellung der Kulturen, im Spätfrühling und Sommer ausgeführt, und manches schwierige Problem wird hier dem Revierverwalter

gestellt bei Ueberbrückung eines reißenden Gebirgsbaches oder der Ueberführung eines Weges über grundlose Brüche. Verhältnismäßig einfach gestaltet sich dieser Zweig der forstwirtschaftlichen Praxis in der Ebene, wo meist die Schneisen fahrbar sind und zur Abfuhr der Hölzer ohne weiteres oder nach geringer Instandsetzung — Einebnung, Trockenlegung durch Seitengräben und so weiter — zu benutzen sind, während im Gebirge die Wege eines sorgfältigen Ausbaues und die am meisten benutzten Holzabfuhrwege einer Festigung durch Steinschlag bedürfen, da die stärkere Abnutzung derselben durch die Fuhrwerke insbesondere beim Bremsen und durch die auf denselben abfließenden Regenwasser auch einen stärkeren und festeren Oberbau nötig macht.

Die vorstehend geschilderten Arbeiten der „grünen“ Praxis machen die ständige Anwesenheit des Oberförsters das ganze Jahr hindurch draußen im Walde notwendig, außerdem aber sind noch die laufenden schriftlichen Arbeiten zu erledigen, und diese bilden — die Kehrseite der Medaille und haben, besonders in neuerer Zeit, schon zu manchem, gewiß oft berechtigten Stoßseufzer Veranlassung gegeben. Was der Grünrock heutzutage alles zu schreiben hat, läßt sich in einer kurzen Abhandlung nur in großen Umrissen schildern, und ich will versuchen, auch in diesem Punkte dem Leser einen ungefähren Ueberblick zu geben. Der Revierverwalter hat auf seinem Bureau eine Anzahl Manuale zu führen, in denen er seine Wirtschaftsergebnisse übersichtlich geordnet einträgt. Da ist zum Beispiel das „Hauerlohn-Manual“, in dem die zum Einschlage gekommenen Hölzer nach Abteilungen und den verschiedenen Sortimenten geordnet nebst den für deren Einschlag ausgegebenen Löhnen verzeichnet werden. Dann kommt das Manual über Einnahme und Ausgabe; aus diesem ist ersichtlich, wieviel Holz er eingenommen und wieviel er verkauft hat und zu welchen Preisen. Die Abrechnung hieraus hält ihn stets auf dem Laufenden darüber, wieviel und welche Sortimente er noch abzugeben hat. In einem dritten Manuale werden die Gelder gebucht, die durch den Verkauf von Gras, Steinen, Sand, Laub oder durch Verpachtung von Forstgrund, Steinbrüchen, Wiesenflächen und so weiter eingehen, sowie die Ausgaben für die Verwaltung des Reviers, Unterstützung, Versicherung, Pensionen der Waldarbeiter und so weiter. Ebenso werden die bei den Kulturen und Wegebauten ausgeführten einzelnen Arbeiten in besonderen Büchern dargestellt. Für die einzelnen Operationen hat der Revierverwalter, wie schon bemerkt, alljährlich seine Voranschläge aufzustellen, und zwar getrennt für Hauungen, Kulturen und Wegebauten, und nach Fertigstellung der Arbeiten wird sodann der „Ausführungsnachweis“ auf Grund der einzelnen Wirtschaftsbücher aufgestellt, der ausführlich zur Anschauung bringt, was in den einzelnen Zweigen fertiggestellt ist und welche Kosten die Ausführung der Arbeiten veranlaßt hat.

Eine Menge Schreibereien veranlassen die mannigfachen Anträge auf pacht- oder kaufweise Ueberlassung von Forstgrund zur Anlegung von Steinbrüchen, Wasserleitungen, Schießplätzen, Erbauung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Aussichtspunkten, Promenadenwegen und so weiter. Da soll zum Beispiel eine Eisenbahn gebaut werden, die quer durchs Revier führt. Der arme Oberförster muß seine Einwilligung dazu geben, daß ein langer Streifen für dieselbe abgeholzt wird, und ohne Unterschied muß der im besten Wuchse stehende Eichenbestand und der eben erst gepflanzte Kiefernjungwuchs — sein Stolz und seine Hoffnung — der Axt verfallen. Die Bahn macht dem Oberförster nicht nur einen großen Strich durch sein Revier, sondern auch einen Strich durch seine ganze Rechnung. Holzabfuhrwege werden durch die Bahn abgeschnitten und müssen neue Verbindungen haben nach dem Hauptausfuhrwege aus dem Revier, Schneisen müssen verlegt werden, die Wirtschaftsführung muß wohl gar zum Teil geändert werden, weil dieser oder jener Bestand infolge der Freistellung durch den Bahnaufhieb eine andre Behandlung verlangt. Dann kommen Anträge seitens der Bahngesellschaft auf Anlage von Betriebsgebäuden innerhalb des Reviers, Wasserleitungen, Verbindungswegen zu einer etwa projektierten Haltestelle und so weiter. Und über alles muß vom Revierverwalter zunächst an seine vorgesetzte Behörde berichtet werden; hier wird eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse, dort eine Zeichnung oder Skizze, ein Gutachten und dergleichen verlangt, und wenn endlich alles erledigt ist, so braust und pfeift die Bahn durch sein Revier — jagt ihm seine Hirsche und Rehe fort, die ihm eine Erholung von seinen Schreibarbeiten und ein Anblick der Freude gewesen sind. Aber alles hat seine zwei Seiten, und so hat die Bahn für ihn vielleicht den Vorteil, daß er von seiner einsamen Oberförsterei zum Dämmerschoppen im benachbarten Städtchen gerade noch recht kommen kann!

Wie mit dem Bahnbau, so geht es mit allen andern Sachen, bei denen Forstgrund in Anspruch genommen wird; umfangreiche Vorarbeiten, Berichte, Aufnahme von Protokollen, Vermessungen und Berechnungen sind anzustellen, bis alles geregelt ist und der abzuschließende Kontrakt endlich von den beiderseitigen Parteien — der Forstverwaltung und dem Kontrahenten — unterzeichnet werden kann.

In größeren Zeitabschnitten, etwa viertel- oder halbjährlich, hat der Oberförster sodann über alle in dem verflossenen Zeitabschnitte gemachten Einnahmen und Ausgaben in der Forstrechnung zahlenmäßig Nachweis zu führen, und wenn er am Schlusse des Wirtschaftsjahres seinen Exekutionsetat aufstellt und findet, daß er dem Staate einige tausend, vielleicht auch hunderttausend Mark als Reingewinn abliefern konnte, so wird ihm das nicht nur eine Befriedigung und eine Anspornung zu neuer Pflichterfüllung sein, sondern auch eine kleine Entschädigung dafür, daß er so manche Stunde am Schreibtisch zu sitzen hatte, während er doch lieber im grünen Walde sein Wissen und Können zur Anwendung gebracht hätte. Denn „was er schwarz auf weiß besitzt“, zeigt ihm und andern die Erfolge seiner Thätigkeit draußen im Reviere besser als der grüne Wald selbst, der zwar alljährlich unter der Pflege seines Beschützers durch Verjüngung, Erziehung und Ernte im einzelnen einem ständigen Wechsel unterliegt, dessen Gesamtbild sich aber für das Laienauge innerhalb eines Jahrzehntes kaum verändert.

Vinzenz Prießnitz.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Im Anfange unsers Jahrhunderts trat ein Mann auf, der das alte Pindarsche Wort: „Das Beste ist das Wasser“ in die That umsetzte. Es war dies Vinzenz Prießnitz, der geniale Bauer vom Gräfenberge in Oesterreichisch-Schlesien. Prießnitz verlieh dem Wasser gleichsam einen neuen Wert, indem er es nicht nur zum Waschen, Trinken, Kochen, Mühlendrehen und so weiter angewendet wissen wollte, sondern in ihm auch einen mächtigen Heilfaktor sah. Ihm galt es als das beste prophylaktische und therapeutische Mittel, das bei strenger Individualisierung von größtem Segen begleitet sein müsse. Prießnitz war allerdings nicht der erste, der das Wasser in gesunden und kranken Tagen anwandte; aber keiner der alten Aerzte (Hippokrates, Celsus, Galen, Boerhaave, Floyer und so weiter) haben es mit diesem Nachdruck, mit dieser Konsequenz und in so erfolgreicher Mannigfaltigkeit anzuwenden verstanden. Die Wissenschaft hat darum in Prießnitz mit Recht den Begründer der Wasserheilkunde erkannt. Vor Prießnitz gab es nur ein planloses Kurieren in den seltensten Notfällen, und die einzelnen wenigen Anwendungsformen waren so schroff, daß man nur von „Roßkuren“ reden konnte. Von diesem Vorwurf ist auch der bekannte Dr. Johann Sigmund Hahn zu Schweidnitz in Schlesien nicht freizusprechen, dessen Büchlein: „Von der wunderbaren Heilkraft des frischen Wassers“ solche Fälle zur Genüge bietet. Von Prießnitz sagt Geheimrat Professor Dr. Winternitz in seinem Werke: „Die Hydrotherapie auf wissenschaftlicher und klinischer Grundlage“: „Dieser Mann, ein ungeschulter Bauer, wurde durch seine natürliche und scharfe Beobachtungsgabe, durch die von Wissen und Theorien ungehemmte Energie und durch seinen seltenen Scharfsinn für die Technik schöpferisch, für die Therapie zum großen und glücklichen Empiriker. Seine wahrhaft geniale Erfindungsgabe machte ihn zum Schöpfer der hydriatischen Technik. Es ist dies Prießnitz' großes und dauerndes Verdienst, das durch kindisches Verschweigen nicht geschmälert wird.“

Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien.

Es ist denn auch seit Prießnitz kein Arzt und kein Laie aufgetreten, der die Wasserheilkunde auch nur durch eine einzige wirklich neue Wasserkurform bereichert hätte — es ist auf dem Gräfenberge alles dagewesen und in der reichhaltigen Prießnitz-Litteratur, die mehr als 200 Bände umfassen dürfte, festgelegt. Zu diesem einen Großen sind sie alle, direkt oder indirekt, in die Schule gegangen, alle, die da in unserm Jahrhundert je mit Wasser kuriert haben.

Prießnitz, der weder von einem alten Wasserarzte eine Ahnung hatte, noch je auch durch irgend ein Buch beeinflußt worden ist, hat uns ein völlig ausgebautes Wasserheilsystem hinterlassen. Von der einfachsten Wundbehandlung an sich selbst war er ausgegangen und nach und nach, durch die Verhältnisse gedrängt, zur Besiegung der inneren Krankheiten fortgeschritten.

Vinzenz Prießnitz.

Als jüngster Sohn des „bürgerlichen Wirtschafters“ Franz Prießnitz in der Kolonie Gräfenberg am 4. Oktober 1799 geboren, mußte Vinzenz Prießnitz schon als Knabe die Wirtschaftsbestellung für den erblindeten Vater übernehmen. An den Besuch der Trivialschule zu Freiwaldau war darum nur sehr selten zu denken, so daß er zwar notdürftig lesen und rechnen lernte, das Schreiben aber erst Ende der zwanziger Jahre unter Anleitung eines Wiener Lehrers, den er den Winter über als Kurgast bei sich beherbergte, gründlicher zu üben begann. Während des Viehhütens oben im fürstbischöflichen Bergwalde am sagenumwobenen „Prießnitz-Brünnlein“ sah er, wie sich ein Reh die frische Schußwunde ausspülte und badete. Diese Beobachtung erregte in dem fünfzehnjährigen Knaben die erste Idee vom Wasser als Heilmittel. Da er sich nachher beim Holzschleifen einen Finger zerquetschte, so wandte er auch frisches Wasser an, und zwar in Form von Handbädern und sogenannten „Prießnitz-Umschlägen“, ohne die heute kaum ein Arzt mehr praktizieren möchte. Im Jahre 1816 wurde Prießnitz durch den eignen, schwer beladenen Wagen lebensgefährlich überfahren. Und da die Verordnungen des Stadtarztes das Uebel (Rippenbruch und innere Verletzungen) nur verschlimmerten, so kurierte er sich abermals selbst: durch Herauspressen der Rippen an einer Stuhlkante und durch unausgesetzte Leibumschläge. Dieser Erfolg war für ihn ausschlaggebend. Bei allen Verletzungen an Menschen und Vieh wandte er nur Wasser an und gelangte bald zu großem Rufe als Wundarzt und „Schwammeldoktor“ bei allen inneren Krankheiten. Er wusch in der ersten Zeit alle Patienten mit einem Schwamm ab. Da man sich aber die Erfolge nicht anders als durch Hexerei erklären konnte, so wurden das Gräfenberger Wasser und der Schwamm vor Gericht chemisch untersucht und ihm verboten, den Schwamm fernerhin zu gebrauchen. Prießnitz bediente sich fortan der bloßen Hand und sagte lächelnd: „Um so besser, denn nun kommt Leben auf Leben!“ Jahrelang wurde er als Kurpfuscher verfolgt. Da ihm die Aufstellung von zwei Badewannen verboten war, so badete er die Patienten in einem Backtroge. Trotzdem fanden sich immer mehr Kurgäste, selbst aus den höchsten und gebildetsten Ständen, bei ihm ein; auch war er 1826 schon zur Kaiserin-Mutter nach Wien berufen worden. Auf eine Anfrage der württembergischen Regierung, die durch hohe Beamte Kenntnis von Prießnitzens wunderbaren Heilerfolgen hatte, entsandte die österreichische Regierung 1832 den Hofrat Dr. med. Freiherrn von Türckheim nach dem Gräfenberge, um die Verhältnisse genau zu prüfen. Türckheim reichte eine begeisterte Denkschrift ein, so daß Prießnitz die Erlaubnis zum Kurieren in vollem Umfange erhielt und Gräfenberg zur öffentlichen Kuranstalt erhoben wurde. Nun trafen Kurgäste aus aller Welt ein, und Prießnitz wußte trotz der zahlreichen Neubauten seine Patienten kaum unterzubringen. 1839 waren 120 Aerzte auf dem Gräfenberge, um die Wasserkur zu studieren.

Das alte, durch Ueberfahren hervorgerufene Uebel, das durch mehrfache Unglücksfälle (Abstürze vom Pferde) wieder hervorgerufen worden war, und verschiedene andre Momente, die hier zu erwähnen der Raum fehlt, führten zu einer langsamen Desorganisation der inneren Organe, so daß Vinzenz Prießnitz am 28. November 1851 seinen Tod fand. Er ist aber bis an sein Ende auf seinem Posten verblieben, als edler Mensch und als genialer Helfer in Krankheitsnot. Sein Werk lebt fort. Die Wissenschaft hat sich seiner Ideen immer mehr bemächtigt und ist jetzt eifrig bemüht, an allen Universitäten Lehrstühle für Hydrotherapie zu gründen. So ist Vinzenz Prießnitz zu einem der bedeutendsten Reformatoren auf dem Gebiete der Heilkunde geworden, und sein Name wird nie vergessen werden!

Philo vom Walde.

Die Rennen in Baden-Baden.

Mit 15 Abbildungen nach Momentaufnahmen

von

Jungmann & Schorn,
Hofphotographen in Baden-Baden.

Mailcoach des Freiherrn v. Oppenheim, zum Rennen fahrend (oben rechts Prinz Hermann von Sachsen-Weimar).

Alljährlich in der zweiten Hälfte des Monats August, wenn die lähmende Schwüle gewichen ist, die der Juli über die „Perle des Schwarzwaldes“ gebreitet hat, entfaltet sich in Baden-Baden ein wechselvolles Getriebe. Die herrlichen Parkanlagen zeigen sich im höchsten Schmucke. In den Alleen und um das Kurhaus flutet ein höchst elegantes Publikum. Vom Bahnhof kommen nach jedem Zuge die berüchtigten Badener Packdroschken mit hochaufgetürmten Riesenkoffern. In den Hotels sind sämtliche Zimmer bis unters Dach zu fabelhaften Preisen besetzt, und ein Meer von elektrischem Licht übergießt abends das internationale Treiben und Gewoge, aus dem alle Sprachen der zivilisierten Welt in buntem Gemisch hervortönen. Aus dem Kurhause locken die Klänge der Musik, herrliche Künstlerkonzerte finden Abend für Abend statt, in tausend bunten Lichtern erglühen Park und Anlagen, Feuergarben prasseln in die Luft, und in den luxuriösen Kursälen, den ehemaligen Spieltempeln, erklingen verlockende Tanzweisen. Schöne, elegante Frauen, graziöse Französinnen, vornehme Engländerinnen, schlank bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit, brillantenbedeckte Amerikanerinnen, aristokratische deutsche und österreichische Damen, alle in den wundervollsten Toiletten, promenieren auf und ab. Die Herrenwelt ist ebenso elegant, ebenso vornehm. Viel scharfgeschnittene, energische Gesichter, denen man den Offizier sofort ansieht, viele englische Gentlemen und elegante Franzosen.

Draußen aber auf dem Rennplatze in Iffezheim herrscht regstes Leben und Treiben. Extrazüge mit kostbarem Inhalte kommen an und bringen die illustren Gäste, um derentwillen all dieses elegante Publikum sich versammelt, um deren Wohl und Wehe in diesen Tagen sich alles dreht, um deren „Form“, „Kondition“ nnd „Chancen“ leidenschaftlich gestritten wird, deren Sieg oder Niederlage das große Ereignis des Tages ist. Vornehme Gäste sind es aus altem Geschlecht! Ihre Stammbäume und Geschlechtstafeln weisen sechzehn und mehr Ahnen auf; sie empfangen die Besuche hoher Herrschaften, die sich's nicht verdrießen lassen, am frühesten Morgen bereits nach Iffezheim hinauszufahren, um bei ihrer „Morgenpromenade“ zugegen zu sein. Ihr Befinden wird mit ängstlichster Sorgfalt überwacht. Ein Hustenanfall „Namounas“ oder eine Indisposition „Gobsecks“ wäre ja auch geradezu fürchterlich.

Gräfin Festetics und Herzog von Cambridge.

Und das alles um einiger „Rennpferde“ willen? fragt sich wohl so mancher! Aber der Kenner der Dinge weiß es besser. Hier handelt es sich um mehr als einige Dutzend Rennpferde. Das Meeting von Baden-Baden ist der Glanzpunkt des gesamten internationalen Sportlebens, in dem die besten Produkte der deutschen Zucht gegen die hervorragendsten Vertreter des Auslandes in die Schranken treten. In dieser Hinsicht steht Baden-Baden einzig da. Lange Jahre wurde es allerdings in nationaler Empfindlichkeit von den Franzosen gemieden. Kein französisches Pferd betrat die Iffezheimer Bahn, so verlockend die überaus hohen Preise auch winken mochten. Das ist jetzt anders geworden, und daß dem so ist, muß auch als ein Beweis für die allmählich sich anbahnenden besseren Beziehungen zwischen den beiden Ländern gelten. Es ist eins der großen Verdienste des Internationalen Klubs, dem die hervorragendsten Sportsmen aller Länder angehören, diese Annäherung wieder herbeigeführt zu haben, die in stetem Steigen begriffen ist und auch in diesem Jahre einen erfreulichen Fortschritt aufzuweisen hat.

Ankunft des Großherzogs von Baden.

Die Badener Festwoche — immer in die zweite Hälfte des August gelegt — beginnt mit einem großen Renntage am Sonntag, den am Abend Künstlerkonzerte, Feuerwerk und Beleuchtung schließen. Den Badener Rennen eigentümlich ist die sogenannte Auffahrt, das heißt die Abfahrt der Wagen von Baden-Baden nach Iffezheim. Schon am frühen Morgen ist ganz Baden auf den Beinen. Vom Theaterplatz aus, neben dem das Gebäude des Internationalen Klubs gelegen ist, werden durch die herrlichen Anlagen hindurch an der Straße nach Iffezheim unendliche Stuhlreihen für die Zuschauer aufgestellt. Wer nur einige Stühle entbehren kann, schleppt sie an, um sie zu mehr oder minder hohen Preisen zu vermieten. In der Nähe des Klubs und des Kurhauses sind die Preise am höchsten und das Gedränge am größten, aber auch noch weit hinaus staut sich die Menge, um ihre Schaulust zu befriedigen. Und wahrlich, das Schauspiel ist eigenartig genug. Wagen auf Wagen rollt heran, vollbesetzte Mailcoaches kommen unter nervenerregendem Tuten vorbei, prächtige Equipagen mit tadelloser Bespannung, kleine, zierliche Selbstfahrer, dazwischen die Badener Droschken, die alle mobil gemacht sind, und deren Kutscher an diesen Tagen unglaubliche Preise erzielen. Die Damen in diesen Gefährten entwickeln eine Eleganz und ausgesuchte Eigenart der Toilette, wie man sie bei keiner andern Veranlassung zu sehen Gelegenheit hat. In diesem Jahre überwogen die wundervollsten Spitzenkleider von geradezu märchenhafter Pracht und Kostbarkeit, die handschuhglatt über zartfarbige seidene Unterkleider gezogen und mit spinnwebfeinen Crêpe- und Seidenrüschen ausgeputzt waren. Die Hüte sind wahre Wunderwerke der Blumenmacherinnen. Ganze Rosenbüsche in allen Farben, rote, lila, blaue Hortensienballen. Feldblumen in allen Farben sind so graziös darauf arrangiert, daß die Natur beinahe übertroffen zu sein scheint. So rollt Wagen auf Wagen vorbei, jeder ein andres reizendes Bild bietend, länger als eine Stunde, bis endlich der letzte vorüber ist und die Menge sich verläuft, bis die Rückfahrt am Abend beginnt.

Herzog von Cambridge und Graf Festetics.

Draußen aber in Iffezheim findet sich all die Herrlichkeit zusammen, und auf Tribünen und Sattelplatz ist das Bild, das so viel raffinierteste Eleganz und Schönheit bietet, förmlich überwältigend. Und all diese Tausende sind beherrscht von dem einen Gedanken, dem einen großen Interesse: „Wer wird siegen?“

Fünfmal wiederholt sich das Schauspiel; Sonntag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag sind die Renntage. An den Zwischentagen und den Abenden der Renntage wechseln Monstrekonzerte und Feuerwerke, Reunions im Kursaal und Bälle im Internationalen Klub miteinander ab. Der Mittwoch-Nachmittag ist dem Blumen-

„Gobseck“ erringt den großen Preis von Iffezheim.

Start zum Fürstenberg-Memorial.

Korso vorbehalten, der sich in der herrlichen Lichtenthaler Allee in vollster Pracht entfaltet. Die Wagen sind wahrhaft überschüttet mit den herrlichsten Blumenarrangements, die originellsten Ideen werden verkörpert, und die reizenden Insassinnen werden von dem zuschauenden Publikum mit Blumen, Confetti und zahllosen farbigen Papierschlangen förmlich bombardiert. Am lebhaftesten ist das bunte Treiben vor dem Hause des Internationalen Klubs, an dessen Fenstern sämtliche Mitglieder, soweit sie nicht am Korso teilnehmen, wahre Blumen- und Confettischlachten eröffnen und an Angelruten befestigte kleine Brezeln und Süßigkeiten verlockend vor den Fahrenden auf- und niedertanzen lassen. Die schönsten Wagen werden mit Ehrenpreisen in Gestalt kleiner seidener Banner bedacht, von denen das von der Großherzogin von Baden gestiftete das begehrteste ist. In diesem Jahre errang den Preis die rosengeschmückte, vierspännige Viktoria der Frau Hiller aus Pforzheim; der Preis des Internationalen Klubs wurde dem lila und blauen Fliederwagen der Frau Friedländer aus Berlin zuerkannt. Die Rennen selbst, aus deren Veranlassung all diese Pracht entfaltet wird, sind ungewöhnlich hoch dotiert, und neuerdings sind für die ausländischen Pferde bedeutende Gewichtserleichterungen geschaffen worden, so daß in Zukunft eine noch stärkere Beteiligung der fremden Ställe zu erwarten ist.

Lange Zeit spielte Deutschland in diesem internationalen Wettbewerb eine ziemlich untergeordnete Rolle. Die Hauptrennen wurden fast immer von englischen, französischen und österreich-ungarischen Pferden gewonnen, gegen die unsre erste Klasse nur vereinzelt etwas auszurichten vermochte. Im vergangenen Jahre aber fielen fast alle großen Rennen an deutsche Pferde, und in unsern Sportkreisen begann man zu hoffen, daß dieser Ausfall das Ergebnis einer allgemeinen Hebung der deutschen Zucht sei. Mit um so größerer Spannung sah man daher dem diesjährigen Meeting entgegen, das um so lehrreicher zu werden versprach, als nicht sowohl England und Oesterreich-Ungarn gut vertreten waren, sondern auch Frankreich mit einer auserlesenen Schar von elf Pferden auf den Kampfplatz trat. Es ist daher hocherfreulich, daß die heimische Zucht die große Probe sehr gut bestanden hat. Allerdings haben wir auch einige Niederlagen zu verzeichnen, aber im allgemeinen ist das Resultat so günstig, daß man nunmehr die deutschen Pferde, ohne sich einer Selbsttäuschung schuldig zu machen, als auf der Höhe der internationalen Form stehend bezeichnen kann. Der erste Renntag (20. August) setzte allerdings nicht gerade vielversprechend ein. Unsre notorisch mittelmäßigen Dreijährigen hatten sich hier im „Preis von Iffezheim“ mit drei erstklassigen Ausländern, dem Franzosen „Gobseck“, dem Engländer „Royal Whistle“ und dem Oesterreicher „Dominik“, zu messen. Der letztere endete im geschlagenen Felde, Graf Juignés „Gobseck“ aber schlug „Royal Whistle“ aus dem Stall des Sir Blundell Maple sehr leicht mit anderthalb Längen, und erst weitere anderthalb Längen zurück endete die von Herrn C. von Lang-Puchhof gezüchtete deutsche Stute „Liebelei“.

„Gobseck“, vom Rennen um den großen Preis zurückkehrend.

Aber schon der nächste Dienstag brachte den erfreulichen Beweis, daß die Zukunft den deutschen Pferden zu gehören scheint, denn im Zukunftsrennen, der großen Zweijährigen-Probe des Meetings, schlug Freiherrn von Oppenheims brauner Hengst „Don José“ alle Mitbewerber siegreich aus dem Felde. Auch der zweite Platz wurde von einem deutschen Pferde, Herrn H. Mansles „Smaragda“ belegt, und erst den dritten Platz konnte Graf T. Festetics' „Attila“ belegen, während der als heißer Favorit gestartete Engländer „Longy“ und die Franzosen „Horace“, „Margrave“ und „Lanercost“, ebenso wie der Oesterreicher „Simandl“ unplaciert endeten. Der Donnerstag brachte dann den Großen Preis von Baden-Baden, zu dessen 100 000 Mark der Großherzog von Baden alljährlich noch einen wertvollen Goldpokal als Ehrengabe spendet. Hier war allerdings wiederum „Gobseck“ mit Halseslänge vor seinem Landsmann „Sospiro“ Sieger, aber „Ramouna“ als Trägerin der deutschen Farben war auch nur um einen Hals von dem zweiten getrennt, so daß der Unterschied in der Leistungsfähigkeit der drei Pferde als ein ganz minimaler zu be-

Herzog von Cambridge und Großherzog von Baden.

Finish des Prince of Wales stakes.

Wiesenbeleuchtung vor dem Konversationshause.

zeichnen ist; dagegen endeten zwei ausgezeichnete Ausländer, „Galifard“ (Oesterreich) und „Germain“ (Frankreich), von denen namentlich der letztere allgemein als Favorit galt, im geschlagenen Felde. Erwägt man noch, daß „Namouna“ als Stute unter den Schwächen ihres Geschlechts zu leiden hatte, so kann auch der Ausgang dieses großen Rennens als ein sehr befriedigender bezeichnet werden. Der Sonnabend brachte dann wieder eine kleine Enttäuschung mit den „Badener Prince of Wales Stakes“, die von einem Oesterreicher, Herrn Drehers braunem Hengst „Tip Top“, leicht mit dreiviertel Längen gegen „Connex“, einen vierjährigen Fuchshengst des Kommerzienrats Naumann in Dresden, gewonnen wurden. Den dritten Platz belegte „Gomba“, ein Fuchshengst des Ritters Wiener von Welten, während andre sehr gute Ausländer, wie „Retour Chaise“ und „Ivan IV.“, unplaciert blieben. Am Schlußtage des Meetings (27. August) machte „Liebelei“ dann auch noch ihre Niederlage im Preis von Iffezheim wieder einigermaßen gut, indem sie den Franzosen „Ivan IV.“ aus dem Stalle des Herrn E. Veil-Picard um zwei Längen schlug. Den dritten Platz belegte ebenfalls ein deutsches Pferd, die braune Stute „Bayreuth“ des Herrn von Bleichröder. In der großen Badener Handicap-Steeplechase dagegen siegte wieder eine Oesterreicherin, die fünfjährige Schimmelstute „Hableany“ des Herrn von Markhof, die den deutschen Fuchswallach „Peterzell“ aus dem Stalle des Mr. B. in Hamburg um Halseslänge schlagen konnte.

Ist dieses Abschneiden der deutschen Pferde an sich schon ein sehr günstiges, so hätte sich das Verhältnis zweifellos noch viel vorteilhafter gestaltet, wenn das königliche Hauptgestüt Graditz in der Lage gewesen wäre, mit seinem reichen Material in die Kämpfe einzugreifen. Leider mußten wir auf diese Waffe verzichten, da in Graditz eine Hustenepidemie herrscht, die das Herausbringen der Pferde verbot. Der Umstand, daß wir auch ohne die Mitwirkung des fiskalischen Stalles so gut abgeschnitten haben, berechtigt zu den besten Hoffnungen für die steigende Entwicklung der deutschen Pferdezucht.

Adolph Schulze.

Am Gartenzaun.

Von

Charlotte Niese.

(Schluß.)

Ein lauer Wind strich über den Garten. Heinz hörte einen Augenblick auf das Rauschen, dann wurde er müde, und sein Kopf fiel ihm auf die Brust. Aber das Gewehr hielt er noch immer in der Hand, und er schlief auch nur halb. Denn als er nach einer Weile ein leises Knistern vernahm, wachte er gleich wieder auf und legte den Finger an den Drücker. Irgend etwas kam durch die Hecke, er konnte nicht sehen, was es war. Aber es war natürlich der Dieb. Und dann huschte ein Schatten über den mondhellen Weg, und er erschrak so, daß er abdrückte. Der Schuß ging los, und ein erstickter Schrei antwortete ihm.

„Heinz, bist du es? Was willst einmal hier?“

Er war aufgesprungen und stand vor Magrete, die sich im tiefen Schatten an einen Baumstamm lehnte.

„Bist du der Dieb?“ fragte er zornig. Aber sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich.

„Komm doch, komm doch! Nu wird das ganze Haus wach, und mir dürfen sie nich finden!“

Aber das Haus wurde nicht wach. Nichts rührte sich hinter den Fenstern, und Heinz begann zu lachen. Er war erleichtert, daß er Magrete hier gefunden hatte, und fürchtete sich nicht mehr.

„Ich glaube, Onkel Reimers ist etwas taub, und seine Haushälterin kann auch nicht mehr gut hören. Nun komm, Magrete, wir wollen nach Hause gehen! Die Diebe kommen wohl nicht mehr!“

Aber Magrete blieb regungslos stehen.

„Was wollst auch mit dein Gewehr?“ sagte sie weinerlich. „Mich deuch, das hat mir getroffen!“

„Was wolltest du hier im Garten?“ rief er ärgerlich dagegen.

„Ich wollt' ja bloß nach klein Anna ihr Geld sehen,“ antwortete sie entschuldigend. „Was mein Unkel Kunrad is — er is ja sonst ganzen gut — abers er hat ümmer gesagt, er könnt' dein' Vater nich leiden, und bei Herr Reimers wollt' er auch

Dogcart des Herrn Pfeiffer-Stuttgart.

mal nachsehen, ob da woll so viel Geld wär'. Und ich denk' ümmer, wenn er nu klein Anna ihr Geld nimmt, denn hat sie nix, und denn is sie nich vergnügt. Und wenn er hier gewesen wär', denn hätt' ich ihm gebeten —“

Sie faßte mit der Hand nach der Schulter.

„Mich deuch, das thut gräsig weh!“ klagte sie. „Komm, Heinz, laß mir aus 'n Garten kommen!“

„Das ist deine eigne Schuld!“ rief er. Aber er faßte sie doch sorgsam an und schob sie durch das Heckenloch.

Draußen im Mondschein sah er, wie blaß sie war.

„Ich habe keine Schuld!“ sagte er noch einmal.

„Nee, nee!“ Sie versuchte zu lachen. „Laß man, ich wollt' ja auch man bloß auf klein Anna ihr Geld passen. Unkel is ja ganzen gut; abersten mich deuch —“ Sie setzte sich auf einen Erdhaufen und strich sich die Haare aus der Stirn.

„Laß mir man hier sitzen, Heinz. Ich komm' all nach Haus. Und wenn Unkel Kunrad mir fragt, was ich gethan hab' und wo ich gewesen bin, denn lüg' ich ein büschen. Köhlersch sagt, lügen muß man, sonsten kommt man nich durch die Welt!“

Sie stöhnte leise, und Heinz stand ratlos vor ihr. Aber er konnte ihr doch nicht helfen und wußte auch nicht recht, was ihr eigentlich fehlte. Und er sehnte sich nach seinem Bett. Langsam drehte er sich um; da rief sie ihn noch einmal.

„Grüß klein Anna von mich, Heinz, und ich wollt', daß sie mein Swester wär'!“

Blumenkorso in Baden-Baden, 23. August: Fliederwagen der Frau Friedländer-Berlin (Preis des Internationalen Klubs).

In der Ferne hörte man das Rollen eines Wagens. Da überkam Heinz plötzlich eine wahnsinnige Angst, und er stürzte nach Haus. Wie er wieder in sein Bett gekommen war, wußte er nicht mehr. Am andern Morgen aber konnte er nicht aufstehen, weil er steife Glieder hatte und weil sein Kopf so schmerzte, daß er ihn nicht heben konnte. Er war lange krank und hatte so oft böse Träume, daß er laut schrie.

Rosengeschmückte Viktoria der Frau Hiller-Pforzheim (Preis der Großherzogin von Baden).

Allmählich aber kam die Genesung, und eines Tages konnte er wieder am Gartenzaun stehen und über die Felder sehen. Sie waren kahl geworden, und ein kalter Wind trieb dürre Zweige und Blätter vor sich her; aber er hatte doch sein Butterbrot in der Hand, um es Magrete zu geben. Sie mußte kommen, davon war er überzeugt. Alle diese Zeit hatte er an sie gedacht und von ihr geträumt; nun mußte sie auch hier sein.

Aber niemand kletterte von der andern Seite über die Hecke. Kein lachendes Gesicht tauchte aus den Zweigen auf; nur der Wind wurde heftiger und trieb ihm feinen Sand ins Gesicht.

Heinz war noch schwach; daß Magrete nicht kam, kränkte ihn so, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Schon wollte er von der Hecke hinabsteigen, als er auf dem Fußweg zwischen den Feldern Köhlersch daherkommen sah.

Sie ging noch gebückter als sonst, im übrigen schien sie von ihrer Krankheit geheilt. Heinz wollte gerade ins Feld springen und sie nach Magrete fragen, als von der andern Seite sein Vater kam; da schämte er sich, mit der Alten zu sprechen, und kauerte sich lieber zwischen die Dornen, damit ihn sein Vater nicht sehen sollte.

Herr Bartels, das wußte er nur zu gut, war viel zu stolz, um zu wünschen, daß sein Sohn mit einer Bettlerin spräche. Aber zu seinem Erstaunen sah Heinz, daß sein Vater vor Köhlersch stehen blieb.

Er machte allerdings ein hochmütiges Gesicht, aber er sprach doch mit ihr.

„Nun, Köhlersch," fragte er, „sind Sie mal wieder auf den Beinen? Ich meinte, Sie hätten Delirium!"

Köhlersch war gleichfalls stehen geblieben und wischte sich die Augen.

„Gottogott, Herr Bartels, die Leute snacken heutzutag zu viel. Ich bin gesund as 'n Fisch, und wenn ich mannichmal ein lütten Köhm (Schnaps) krieg', denn geht es mich noch besser!"

„Wo sind denn die Kinder, die Sie von der Stadt in der Kost haben?" fragte der Hofbesitzer.

Die Alte warf ihm einen schnellen Blick zu; dann hob sie die spitzen Schultern.

„Ich hatt' bloß ein, und das is mich nu entschwunden."

„Verschwunden?" Die Stimme des Mannes klang

Blumenkorso in Baden-Baden. 23. August: Preisverteilung in der Lichtenthaler Allee.

streng. „Köhlersch, Köhlersch, was Ihnen anvertraut ist, dafür müssen Sie auch einstehen!“

„Du mein Gott!“ Köhlersch lachte ein wenig. „Sei'n Sie man nich so, Herr Bartels. Mich deuch, wo klein Magrete is, das konnt' Ihnen eingal sein. Und wenn Kunrad Löhmann, was so 'n Art Nevöh von mich is, ihr ein büschen auf Reisen mitgenommen hat, denn muß man sich doch darüber freuen!“

„Konrad Löhmann?“ wiederholte Herr Bartels. „Der schon zweimal im Zuchthaus gewesen ist, und den man im Verdacht hat —“

„Er is ein sehr netten Menschen!“ unterbrach ihn die Bettlerin trotzig. „Und wenn er ein paar dumme Streichens gemacht hat, denn konnt' ihn das kein ein verdenken. Wo er doch der richtige Bräudgam von Kathrine war und ihr auch heiraten wollte. Was nu nicht ging, weil daß Magrete kam und Kathrine tot blieb. Und —“

Herr Bartels stellte sich dicht vor die alte Frau. „Wo ist Magrete?“ fragte er drohend. „Sie sollen's mir sagen, Köhlersch, oder —“

„Oder?“ wiederholte sie. „Was will so 'n feinen Herr, wie Herr Bartels, mit Magrete? Die nich mal 'nen Vater hat? Und wo die Mutter in Schimpf und Schande aus Ihren Haus gejagt is? Und wenn ich mal bei Madamm Bartels gebettelt hab', denn bin ich auch 'rausgeschmissen worden!“

Herr Bartels wandte sich ab. „Der Polizei werden Sie schon antworten!“ sagte er kalt, obgleich seine dunkeln Augen zornig blitzten.

Köhlersch humpelte ihm nach.

„Lassen Sie der Pollerzei man in Ruh!“ murrte sie. „Die weiß doch nix und kann erst recht nix. Ich hab' es all gesagt, Magrete is mit mein Nevöh auf Reisen gegangen. Sie war mit einmal ganzen krank, und kein ein wußt', wo sie das Loch in die Brust her hatt', und sie wollt' es auch nich sagen. Kunrad pflegte ihr, weil er mit allens Bescheid weiß, und denn kriegt sie Fieber und snackt von allens möglichen. Von klein Anna, die sie gern ein Kuß geben wollt', und von Herr Reimers, der sein Geld nicht verlieren sollt', weil klein Anna vergnügt sein muß, und denn noch einen ganzen Berg, was ich nich weiß, denn ich war dazumal ins Armenhaus und sollt' mir auskurieren von 'ne Krankheit, die ich nicht hatt'. Kunrad hat mich bloß allens verzählt. Und er sagt auch, daß er doch ein büschen verreisen und denn Magrete mit sich nehmen wollt', denn sie spuckte Blut und war ein büschen slecht von Gesundheit, was woll von das Loch in die Brust kam. Abers mein Nevöh meinte, wenn sie anderswohin käm', denn könnt' sie noch besser werden. Und er hat sich auch ein büschen Geld gespart, da wollt' er das denn anwenden.“

„Und Sie wissen nicht, wohin Konrad Löhmann gegangen ist?“ Herrn Bartels Stimme klang heiser.

Köhlersch schüttelte den Kopf.

„Wo sollt' ich das her wissen, Herr? Kunrad thut, was er will, und jung is er auch noch, kaum in die Dreißigen. Wenn er noch ein paar Jahrens wartet, kann Magrete sein Frau werden. Ganzen nüdlich is sie ja, und sie kriegt ein' guten Mann. Und wenn er vielleicht noch ein büschen ins Zuchthaus kommt — Gott, was thut es? Wir sind allzumal Sünders; nich, Herr Bartels? Und wo Magrete kein ein hat, der for ihr sorgt, kein Vater und kein Mutter, is es da nich fein, wenn sie ein' guten Mann kriegt? Nich, Herr Bartels?“

Kichernd humpelte die Alte davon. Sie schien sehr guter Laune zu sein. Und Herr Bartels, der stolze Herr Bartels, stand regungslos im Wege, ohne zu merken, daß ihm der Wind den Hut vom Kopfe geweht hatte.

Heinz ging unbemerkt in den Garten zurück. Von der Unterredung hatte er nicht alles verstanden, aber er wußte, daß Magrete niemals wieder kommen würde. Am Gartenzaun stand er nicht mehr, um nach ihr auszuschauen; aber er saß oft stundenlang ganz still und träumte vor sich hin. Wenn seine Mutter ihn fragte, was ihm fehle, dann antwortete er meistens: „Mir fehlt gar nichts. Aber ich wundere mich nur!“

Er wollte aber niemals sagen, was denn seine Verwunderung erregte.

*

Jahre waren vergangen. Herr Bartels hatte durch eine falsche Spekulation, zu der man ihn überredet hatte, den größten Teil seines Vermögens verloren, und seine Frau war vor Kummer über diesen Verlust gestorben. Onkel Reimers, auf den Heinz so große Hoffnungen gesetzt und den er so hoch gehalten hatte, war noch in seinen alten Tagen in die klug ausgeworfenen Netze einer hübschen Haushälterin gekommen und hatte sich mit ihr verheiratet. Am Hochzeitstage hatte er sein Testament geändert, und als nach Jahresfrist bei ihm eine großartige Taufe gefeiert wurde, da waren die Erbaussichten der kleinen Anna Bartels für immer dahin. Heinz hatte Medizin studiert, nicht aus besonderer Liebe für diese Wissenschaft, sondern weil er durch dieses Studium am leichtesten selbständig zu werden hoffte.

Sein Vater hatte die meisten Felder seines Besitzes verkaufen müssen, aber er wohnte noch in dem alten Haus mit dem großen Garten, und wenn Heinz in Ferienzeiten daheim war, dann stand er wohl noch gelegentlich am Gartenzaun und sah über die Felder, die ihm niemals gehören sollten.

Und sein Schwesterchen stand oft neben ihm. Sie liebte den großen Bruder zärtlich, und er hatte längst vergessen, daß sie ihm einst sehr gleichgültig gewesen war, und daß er sie häßlich gefunden hatte. Jetzt war sie ein schlankes Mädchen von sechzehn Jahren, die mit schönen, dunkeln Augen ernsthaft in die Welt sah.

Der Frühling war wieder einmal gekommen, und die Weißdornhecken blühten. Ueber die Felder strich ein linder Wind, den Heinz Bartels zufrieden um seine Schläfen spielen ließ.

Er hatte als Schiffsarzt mehrere Seereisen gemacht und war einmal wieder in die Heimat gekommen, hauptsächlich, um nach seiner Schwester zu sehen, deren Leben einförmig und abwechslungslos verstrich. Seitdem Herr Bartels sein Vermögen verloren hatte, war er ein in sich gekehrter und verdrießlicher Mann geworden, dessen Umgang nicht sehr erfreulich war. Heinz hatte schon lange den Wunsch, seine Schwester mit sich zu nehmen und sie etwas Vernünftiges lernen zu lassen; aber er hatte kein Geld, um diesen Wunsch zu befriedigen. Beide Geschwister standen am Gartenzaun, und die klare Sonne des Frühlings schien auf sie. Die Vögel sangen, von den Feldern kam ein frischer Erdgeruch, und in der Ferne jubelten Kinder.

Ueber den Fußweg, der am Garten entlang führte, kam eine schlanke Frauengestalt. Als sie bei Heinz und Anna angekommen war, blieb sie stehen und sah sie an. Sie hatte große, dunkle Augen, ein feingeschnittenes Gesicht und war mit vornehmer Einfachheit gekleidet.

„Wohnt hier noch immer Herr Bartels?“ fragte sie. Ihre Stimme klang etwas belegt, und ihr Deutsch hatte einen fremdartigen Ausdruck.

Ehe Heinz antworten konnte, hatte sie sich von ihm abgewandt und ihre Augen auf seine Schwester gerichtet.

„Sind Sie Anna Bartels?“ forschte sie.

Einen Augenblick sahen sich zwei dunkle Augenpaare schweigend an, dann bejahte Anna die Frage.

„Und wer sind Sie?“ setzte sie mit ernsthafter Kindlichkeit hinzu.

„Vielleicht erkennt Ihr Bruder mich,“ sagte die Fremde, sich zu Heinz wendend.

Aber Heinz schüttelte den Kopf. Die fremde, elegante Dame hatte er nie gesehen, und sie kam ihm fast unheimlich vor hinter den Weißdornhecken auf dem schmalen Fußpfad, wo wohl Bettelkinder und arme Leute wanderten, wohin sich aber selten ein gut gekleideter Mensch verirrte.

Einige Augenblicke stand die Fremde unschlüssig. Sie öffnete den Mund zum Sprechen und sah sich mit einem langen Blick um. Dann neigte sie den Kopf zum Gruß und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

Die Geschwister sahen ihr nach. Anna mit verwundertem Gesicht und Heinz mit einem absonderlichen Gefühl. Fast empfand er Lust, der schönen Frau nachzueilen, dann aber sagte er sich, daß es Unsinn sei, mit jemand zu sprechen, der ihm ganz unbekannt sei — denn Heinz war sehr vernünftig geworden. Aber als seine Schwester ihn dann verlassen hatte, blieb er noch eine Weile am Gartenzaun stehen und horchte in die Ferne. Gerade so, als ob sie ihm etwas sagen müßte. Aber sie sagte ihm nichts, und er vergaß den kleinen Vorfall über dem Kampf mit dem Leben. Bis er fast nach Jahresfrist einen Brief aus den Vereinigten Staaten erhielt.

„Mein lieber Heinz,“ so begann der Brief, „Du hast mich zwar nicht erkannt, als ich im vorigen Jahr an Deinem Gartenzaun stand; aber ich will Dir Deine Vergeßlichkeit nicht nachtragen. Wenn ich als Heinz Bartels zur Welt gekommen wäre, würde ich vielleicht auch ein so kurzes Gedächtnis haben. Als Magrete, die weder Vater noch Mutter hatte, und deren einzige Abwechslung die Prügel von Köhlersch waren, sind die Hauptmomente meines damaligen Lebens mir für immer ins Gedächtnis eingegraben. Nämlich, daß ich Dich aus dem Wasser zog, und daß Du mir dafür Dein Butterbrot gabst. Später durfte ich Dich noch einmal aus dem Schlamme ziehen, und dann hast Du dieselbe Arbeit bei mir gethan, freilich auf andre Art und Weise: indem Du mir nämlich eine Kugel in die Schulter schossest. Aber diese Kugel hat mich auch aus dem Schlamm gezogen, denn ohne sie wäre ‚Onkel Konrad‘ schwerlich mit mir in die Weite gezogen. Er hatte schon damals eine Schwäche für mich, dieser Onkel, von dem Du niemals etwas wissen wolltest, und der lange nicht so gut sein sollte wie Dein Onkel Reimers. Nun, soweit ich in Erfahrung gebracht habe, ist Dein Onkel doch nicht so nett gegen Dich gewesen wie der meine gegen mich. Denn Onkel Konrad hat mich schon seit Jahren zu seiner Frau gemacht und ist aus einem Mann mit sehr zweifelhafter Vergangenheit ein reicher Minenbesitzer und Vorsteher von verschiedenen Kirchen geworden.

„Und alles ist eigentlich durch Dich gekommen, lieber Heinz, durch Dich und Dein Schwesterchen. Denn wenn ich nicht damals die große Angst gehabt hätte, Onkel Konrad und seine Helfershelfer könnten ihre begehrlichen Hände nach dem Gelde von Onkel Reimers ausstrecken, das nach meiner Ansicht klein Anna zukommen mußte, dann wäre ich wohl nicht in der Mondnacht in den Garten gekrochen und hätte also von Dir nicht diese Begrüßung erhalten. Onkel Konrad hat mir später erzählt, daß er in dieser Nacht gerade auf dem Wege zu Deinem Onkel war. Du hattest den Geldschrank zu verlockend geschildert, lieber Heinz, und ich hatte in aller Unschuld davon erzählt, denn ich wußte nichts von Onkel Konrads Handwerk und bin damals erst dahinter gekommen. Damals, als der Mond schien, und ich nicht schlafen konnte und an klein Anna denken mußte. Sie sollte nicht arm werden.

„Heute finde ich die Armut nicht mehr so erschreckend; das kommt daher, daß ich reich geworden bin.

„‚Arme Leute müssen bescheiden sein!‘ sagte ich kürzlich zu jemand, der mich für die Armen bat. In der folgenden Nacht träumte mir, daß ich am Zaun Deines Gartens stände und hungrig auf Dein Butterbrot wartete. Köhlersch hatte mich tüchtig geschlagen, und auf meinem Arm waren blutige Striemen. Du aber sagtest: ‚Arme Leute müssen bescheiden sein.‘ Ich erwachte, weil ich vor Schmerz und Hunger weinte.

„Am andern Tage schickte ich dem Bittsteller eine so große Geldsumme, daß mein Mann lächelnd den Kopf schüttelte. Er ist so gut gegen mich, aber er kann mich nicht immer verstehen. Er hat ein so bequemes Gewissen. Als er arm war, stahl er und machte sich nichts daraus. Und jetzt, wo er reich ist, könnte er auch noch im großen stehlen, ohne deswegen weniger gut zu schlafen oder weniger andächtig in seinem Kirchenstuhl zu sitzen. Als es ihm in Amerika gut ging, hat er mich auf viele Jahre in eine vornehme Schule geschickt, nicht allein, um mich etwas lernen zu lassen, sondern auch, um mich vergessen zu machen. Aber ich kann nicht vergessen. Und wenn ich am Tage vergesse, dann kommt es in der Nacht, dann erscheint Köhlersch und schilt und schlägt mich, oder ich stehe am Gartenzaun und hungere, oder ich sehne mich. Wonach? Ich weiß es nicht immer. Jahrelang habe ich mich nach Deinem Schwesterchen gesehnt; dann legte mir der liebe Gott ein eignes Töchterchen in die Wiege. Aber ich habe es nicht lange behalten dürfen. Es ist wieder in ein fernes Land gegangen; so weit entfernt, daß ich es vielleicht niemals wieder finden kann. In der Nacht, da sie starb, stand Köhlersch an meinem Bett und lachte. Und Deine Stimme

Hochmühle bei den Mirafällen in Niederösterreich. Nach der Natur aufgenommen von Josef Ferber in Wiener-Neustadt.

kam auch. Sie sagte: ‚Alle Leute können nicht satt sein!‘ Nein, das können sie auch nicht. Ich habe es längst eingesehen. An irgend einer Stelle wird es mich auch immer schmerzen: einerlei, ob Köhlersch mich schlägt oder das Leben.

„Die alte Frau ist lange tot. Nachdem ich an ihrem eingesunkenen Grabe gestanden habe, weiß ich es ganz genau, und nun erscheint sie mir auch nicht so oft mehr im Traume. Hätte sie nicht so gelacht, als mein Kind starb, würde ich ihr Blumen gebracht haben, obgleich sie sich aus Blumen nichts machte. Und hättest Du nicht, lieber Heinz, am Gartenzaun ein so verdrossenes, gleichgültiges Gesicht gemacht, dann würde ich Dir die Hand gereicht und Dich an die alte Zeit erinnert haben. Aber ich empfand plötzlich dieselbe Scheu, die ich immer vor Dir empfunden habe — die Scheu des Getretenen vor dem, der erbarmungslos tritt. Du warest überhaupt eine Enttäuschung für mich. In meinen Träumen standest Du trotzig und selbstbewußt an Deiner Gartenhecke — ein Kind des Reichtums und wohlausgerüstet mit allem, was das Leben lebenswert macht. Und nun hattest Du einen müden Zug um die Lippen, und auf Deiner Stirn waren schon Falten. Dein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob Du nicht mehr Dein Butterbrot wegschenken würdest, und Dein Schwesterchen machte so ernsthafte Augen. Früher wünschte ich, daß es auch mein Schwesterchen sei, und später habe ich erfahren — aber ich will nichts darüber schreiben. Dein Vater ist tot: zufällig habe ich es gestern in einer deutschen Zeitung gelesen. Vielleicht ruht er in Frieden. Wir können's nicht wissen. Jedenfalls bin ich zu müde, um Groll gegen ihn zu empfinden, und ich habe auch niemals von ihm geträumt. Ich hatte nur Furcht vor ihm. Aber da ich erfahren habe, daß ihr nicht mehr viel Geld habt, so lege ich einen Wechsel auf ein Hamburger Haus bei, der auf Deiner Schwester Namen ausgestellt ist. Sie soll ein Heiratsgut haben, und sie kann's von mir nehmen, denn ohne sie wäre ich nicht in Reimers Garten gelaufen, und ohne die Kugel in meiner Schulter würde Onkel Konrad nicht mit mir davongegangen sein, um allen Weiterungen und lästigen Nachfragen zu entgehen. Vielleicht säße ich dann jetzt irgendwo im Zuchthause und zupfte Wolle, anstatt in seidenen Kleidern einherzugehen und wegen meiner offenen Hand belobt zu werden.

„Neulich sind wir an einem Zuchthause vorübergefahren. Es waren mehrere von einer hohen Mauer umgebene Gebäude, und ich schauderte, als ich diese düstere Ansiedlung sah. Mein Mann wunderte sich über mich. Als ich ihm sagte, daß ich an ihn denken müßte, an Köhlersch und an mich, da wunderte er sich noch mehr. Er bat mich, von so unangenehmen Dingen nicht mehr zu sprechen. Er sei ein anständiger Mann geworden und habe die Jugendsünden lange hinter sich gelassen. Und er thäte so viel wie möglich für die Armen. Das thut er auch. Aber ich habe doch gehört, daß er unserm Prediger abschlug, einen ehemaligen Zuchthaussträfling in Arbeit zu nehmen. Er sagte, auf solche Leute könne man sich so schlecht verlassen.

„Ich saß nachher am Kaminfeuer und sah mich in Gedanken am Gartenzaun stehen. Und aus weiter Ferne klang Deine Stimme zu mir herüber. Was sie sagte, konnte ich nicht verstehen, aber ich hörte die Vögel in den Weißdornhecken singen, und ich sah, wie klein Anna die Arme nach mir ausstreckte, und ich empfand ein thörichtes, unbegreifliches Heimweh nach allem, was niemals mein gewesen war. Aber das Heimweh ist vorüber. Hast Du mir nicht auch gesagt, daß alle Leute nicht satt sein können? Du bist es auch nicht, mein lieber Heinz: an Deinem Gesicht habe ich's gesehen.

„Nun wirst Du nach meinem Namen fragen; aber ich schreibe ihn Dir nicht. Onkel Konrad hat sich einen guten Namen ausgesucht, und wir zwei tragen ihn in äußeren Ehren. Für Dich aber bleibe ich, was ich war, die vater- und mutterlose

Magrete.“

*

Nach Empfang dieses Briefes hat Heinz Bartels noch oft am Gartenzaun gestanden und auf den kleinen Fußpfad gesehen. Mancher Mensch ist auf ihm gewandelt, die aber, nach der er aussah, ist niemals wiedergekommen.

Tolstojs „Auferstehung“.

Ostern, die Feierzeit des Erwachens aus Sünde, Leid und Tod, ist unter allen christlichen Festen das einzige, an dem auch die vorgeschrittensten Denker, die unversöhnlichsten Gegner der christlichen Lehre nicht ungerührt vorübergehen. Zumal die Dichtkunst hat aus dem Osterfest, seiner Weihe und seiner Bedeutung Anregung in reicher Fülle geschöpft. Bei dem Klange der Osterglocken feiert die Seele Fausts ihre Auferstehung und erhebt sich aus der Nacht des Zweifels und der Verzweiflung zum Lichte einer neuen Lebensfreude, einer neugewonnenen Thatenlust.

Offenbart sich so der Zauber des bedeutungsreichen Festes auch an Geistern, die dem Christentum verständnislos oder feindlich gegenüberstehen, so bedarf es wohl kaum der Erklärung, wenn ein Denker, den ein Leben rastloser Forschung nach Wahrheit zur Erkenntnis geführt hat, daß nur in der strengen Befolgung der Grundlehren des Christentums allein das Heil zu suchen ist, sich des Einflusses dieses christlichen Festes nicht erwehren konnte. Es reicht über Wert und Bedeutung bloßer Symbolik hinaus, wenn Tolstoj sein jüngst veröffentlichtes, aber bereits vor einiger Zeit verfaßtes Buch „Auferstehung“ nennt.*) Mit dem Gram des bekümmerten Frommen blickt der russische Denker auf seine Zeit, auf sein Land, und mit dem eifernden Grimm des zürnenden Propheten hält er seinem Volke — und nicht diesem allein — seine Sünden vor. Ihm ist, als ob ein ungeheures Leichentuch die Welt umschlossen hielte, als ob alles darunter schliefe, was Segen und Glück, Wohlfahrt und Frieden der Welt ausmachte; und an dieser Riesenbahre des Heils wacht hohnlachend pharisäischer Lügengeist, feilschender Maklersinn, freche Zügellosigkeit. Aus dem heißen Wunsche heraus, daß der erstarrte Geist eines neuen, besseren Lebens kraftvoll sich erheben möge, die Feinde bezwingend, die Heilsbegierigen zum Siege führend, aus diesem Wunsche heraus ist die „Auferstehung“ entstanden.

Man kann Tolstoj ohne Zwang den Prediger unsrer Zeit nennen. Er rührt an die Gewissen wie keiner. Aber er ist weder der widerwärtige Zelot, der in der Schilderung greulicher Strafen schwelgt, mit der er die Freude an seiner Lehre verkümmert; noch ist er der bleiche Asket, der, in luftigen Bezirken wandelnd, sich dem Verständnisse der großen Scharen entzieht. Man kann sein fast unvermitteltes Auftreten in unsrer Zeit mit der Wirksamkeit des Tacitus vergleichen, der in seinen Historien seinen Zeitgenossen einen gewaltigen Spiegel vorhielt, aus dem die Fratze ihrer Sünden ihnen entgegengrinste; aber auch des Tacitus, dessen Germania von der ungebrochenen Kraft eines neuen Volkes berichtet, von dem Frieden der Flur, von dem Segen des bestellten Ackers, von dem unvergänglichen, unveräußerlichen Heil der Unschuld, der Herzenseinfalt, der Sittenreinheit. Aber stärker als in dem ernsten, gelehrten Römer ist in dem genialen Russen *ein* Element klarer und feiner geprägt: das Künstlertum.

Tolstoj hätte seinen innersten Ueberzeugungen Genüge gethan, wenn er die aus Spencerscher Philosophie geborenen nationalökonomischen Grundsätze des Amerikaners Henry George in einer theoretischen Abhandlung weitergesponnen und so einem erlesenen Kreise von Denkern eine wertvolle Gabe geboten hätte. Das aber lag seinen letzten Absichten fern. Das reiche Pfund künstlerischer Empfindung und künstlerischer Ausdrucksfähigkeit, mit dem eine verschwenderische Natur ihn begabt hat, wollte er nicht vergraben. Er machte es nur seinen Lehren zinsbar und schuf einen überaus lebenswahren und lebensvollen Roman, wohl wissend, daß eine bittere Mahnung, in der süßen Schale einer vollendeten Kunstform gereicht, einen größeren und aufmerksameren Hörerkreis sammelt. So findet auch der leichte Sinn eines Lesers, der nur zu augenblicklichem Genuß ein Buch zur Hand nimmt, eine freie und lockende Bahn.

Im Vordergrunde der Handlung steht Nechljudow, ein vornehmer Russe, der, durch die Sünde seiner Jugend in ein Netz von Elend — eignem und fremdem — verstrickt, nach einem Ausweg sinnt, seine Schuld zu sühnen und mit dem Frieden seiner Seele auch das Glück andrer zu begründen. Dieser durch Rückfälle und falsche Reue verzögerte Läuterungsprozeß bildet den Hauptvorwurf des Romans. Aber diese Reise von Irrtum zur Wahrheit führt Nechljudow auf mannigfach verschlungene Pfade. Wir waten in den Sümpfen des Lasters, des vermummten und des nackten, wir wirbeln mit ihm durch das Maskentreiben der Gesellschaft, wir treten unter das elende Dach der Bauernhütte und in den Palast des hohen Regierungsbeamten — und überall tritt uns das Gespenst der Lüge auf der Schwelle entgegen, der Lüge, die sich hinter gleißendem Glück verbirgt, und der Lüge, die gellend zum Himmel schreit. Aus der Sünde, die in einer schwülen Sommernacht geschah, aus einer Sünde, die einem jungen, der lockenden Stunde lebenden Manne kaum zum Bewußtsein kam — aus dieser Sünde erhob sich das große Gewebe von Schuld und Jammer und Elend, das in diesem Roman mit jener ernsten, strengen Kunst, jenem herben Reiz der Darstellung geschildert wird, der auch die erbittertsten Feinde Tolstojs gefangen nimmt. Die düstersten Regionen des modernen Lebens schildert der Dichter mit ganz besonderer Kraft, mit erlesener Schärfe des Geistes. Mit welcher elementaren Wucht wird nicht das russische Gerichts- und Gefängniswesen gegeißelt! Die Worte, die der Dichter da aus seiner übervollen Seele holt, gleichen nicht der Rede des einfachen Bergmannes, der in die tiefsten Schachte fuhr und uns nun stammelnd von den Schrecken der Tiefe berichtet. Es ist der vornehme Forscher, der, ausgerüstet mit dem strahlenden Grubenlicht seines spürenden Geistes, in die Unterwelt dringt und nun in erschütternden Lauten und mit zwingender Kunst der Rede verkündet, was sein Seherauge gesehen, geprüft, erkannt hat.

Es sind Bilder aus der Nachtseite des Lebens, die Tolstoj in seiner jüngsten Schöpfung festgehalten hat. Und wer den Titel liest, darf nicht an das Frohlocken denken, mit dem die erste Auferstehungsbotschaft die zagenden Jünger erfüllte. Viel eher gemahnt das Buch an die bange Frage der bleichen Frauen, die am Auferstehungsmorgen aus ihrer gequälten Seele stieg: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Und doch — die Harmonie des Kunstwerkes, jene innere Harmonie, die der Prüfstein der künstlerischen Gestaltungskraft ist, die fehlt auch der „Auferstehung“ nicht. Wenn von einem seiner Bücher, so gilt das Schlagwort von der versöhnenden Macht der Kunst von Tolstojs letztem Roman. Man fühlt es deutlich: der Dichter ermuntert, wo er höhnt, er baut, wo er zerstört, er tröstet, wo er erschüttert. Und gerade dort, wo er zum furchtbaren Ankläger wird, wo seine Rede mit der elementaren Wucht eines rächenden Strafgerichts einherfährt, da weist seine segnende Hand auch nach dem Pfade, der zur Freiheit, zur Erlösung, zur Auferstehung führt.

In einer Uebersetzung, die keine der zahlreichen Feinheiten des Originals unberücksichtigt läßt, bietet jetzt die Deutsche Verlags-Anstalt in dem gewaltigen Werk Tolstojs dem deutschen Volke eine vornehme Gabe. Deutschland wird so seinem wertvollen Bestand an Meisterwerken aus fremden Zungen eine der monumentalsten Schöpfungen moderner Kunst und moderner Sittengeschichte einreihen können. Bei der unter den Deutschen nur spärlich vorhandenen Kenntnis russischer Sprache und russischer Verhältnisse ist es doppelt wertvoll und doppelt zu begrüßen, wenn der jüngste, in rätselhaften Lauten verfargte Roman Tolstojs in deutscher Sprache eine fröhliche Auferstehung feiert.

Dr. G. A. Crüwell.

*) Der Roman „Auferstehung“ ist in deutscher Uebertragung in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veröffentlicht worden. Der gleiche Verlag läßt jetzt das Werk auch in Buchform, und zwar in einer neuen, eigens für diese angefertigten Uebersetzung erscheinen.

Nordamerikanische Eisenbahnen.

Von

W. Junker.

Die Schilderungen, die man in Europa über das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten zu hören bekommt, und die ziemlich allgemein hierüber verbreiteten Ansichten weichen in sehr vielen Punkten von den Thatsachen ab. Manches ist nicht allein übertrieben, sondern rein erfunden, vieles andre hingegen übersehen. Die Erklärung dafür ist wohl darin zu suchen, daß den Worten wirklicher Fachleute, das heißt zur Prüfung des Eisenbahnwesens nach Amerika hinübergeschickter Ingenieure, seitens der Laien kein Glaube geschenkt wird, während man dagegen die Erzählungen solcher Leute, die alles übertreiben, um sich selbst interessant zu machen, für bare Münze nimmt. Dies betrifft insbesondere die Geschwindigkeit der amerikanischen Eisenbahnzüge. Allgemein ist in Europa der Glaube verbreitet, daß jene eine geradezu schauererregende Geschwindigkeit erreichen. Sucht nun ein Kundiger zu beweisen, daß viele unsrer europäischen Züge den amerikanischen wenig in dieser Hinsicht nachstehen, so stößt er auf Unglauben; die Hörer vermuten wohl gar Neid von seiten Angestellter der heimischen Bahnverwaltungen und verharren im alten Irrtum, daß im Vergleich zu den amerikanischen unsre Züge Schnecken sind. Dazu kommt noch, daß amerikanische Fahrpläne mit Kilometer- oder Meilenangaben in Europa gar nicht zu finden sind. Ich kann darum nur jedermann empfehlen, der sich dafür interessiert, solche Fahrpläne zu prüfen. Einige davon befinden sich zur freien Verfügung der Reisenden auf den Dampfern der Mittelmeerlinie (New York-Genua), des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-linie. Auch sind in allen Hotels von New York Fahrpläne in großer Anzahl vorhanden.

Daß in Amerika das Eisenbahnmaterial auf den ersten, großen Linien im allgemeinen besser ist als in Europa, unterliegt keinem Zweifel. Die Wagen sind durchweg äußerst solid gebaut. Betreffs der Bequemlichkeit läßt sich nicht gerade behaupten, daß die gewöhnlichen Personenwagen unsre Wagen zweiter Klasse um vieles übertreffen, von den eleganten Parlor-Cars (Pullman und Wagner), die in beinahe allen Schnellzügen laufen, kann man jedoch mit Recht sagen, daß sie dem Reisenden einen Komfort bieten, der in Europa kaum zu finden ist. Eine Ausnahme machen allerdings die Schlafwagen (Pullman-Cars). Der Pullman-Car mit der großen Schlafabteilung ist in seiner

inneren Einrichtung wenig angenehm. Die Luft ist beengt, in der Abteilung der Unterbetten infolge der Schutzgardinen geradezu unerträglich. Der Staub, der morgens beim Umklappen der vierundzwanzig Betten aufgewirbelt wird, verleidet einem das Reisen mit den Nachtzügen. Ein schreiendes Kind genügt, um alle andern dreiundzwanzig Reisenden in der Nachtruhe zu stören. Ferner ist es zuweilen recht peinlich, seine Toilette bei so zahlreicher Nachbarschaft hinter der Gardine in Ordnung zu bringen. Freilich giebt es auch einen „drawing room“, das heißt einen Salon mit Betten und anschließendem Toilettenzimmer. Die Einrichtung dieser Räume übertrifft bei weitem diejenige unsrer Luxuszüge, der Preis stellt sich aber auch viel höher, da jeder einzelne Reisende drei Plätze bezahlen muß. Auf vielen amerikanischen Strecken laufen jetzt auch die noch schöneren „Private compartment Cars“, die unsern europäischen Schlafwagen ganz gleich sind. Die Wagner-Company war die erste Gesellschaft, welche diese Wagen einführte, doch bald folgte Pullman ihrem Beispiel. Die Parlor-Cars (auch Coach-Cars) sind für die Tagesstrecke äußerst bequem; sie enthalten ebenfalls prächtig und bequem eingerichtete drawing-rooms für solche, die gern einen eignen Salon haben.

Die großen durchgehenden Züge, wie die Lake Shore Limited, North Shore Limited, South-Western Limited, Pennsylvania Limited können ein richtiges Hotel genannt werden. Lese- und Schreibzimmer, Bade- und Barbierstube, kurzum alles, was ein Mensch nur braucht, steht dem Reisenden zur Verfügung. Die Sauberkeit in diesen Zügen ist musterhaft. Wie viele habe ich schon über die Unsauberkeit der Toilettenräume in den deutschen D-Zügen klagen gehört, und allerdings hatte ich selbst recht oft Gelegenheit, die bedauernswerte Thatsache zu konstatieren, daß das Wasser in der Waschschale oft schwarz von Staub und Ruß war. Das liegt größtenteils daran, daß der Platz für die Toiletten ungeschickt gewählt ist. Beinahe überall sind diese am Eingang des Wagens angebracht, wo durch die Seitenthüren Wind und Staub eindringen. In den Pullman- sowie Wagner-Cars sind die Waschräume mit dem Damensalon, respektive Herrenrauchzimmer direkt verbunden, so daß sie stets sauber gehalten werden können. Auch das Trinkwasser bleibt in den Behältern, über denen ein großes Stück Eis eingeschoben wird, stets klar und frisch.

Die Einrichtung mit den gewöhnlichen Eisenbahnklassen und dem Salonwagen ist jedenfalls unsern europäischen drei oder vier Klassen vorzuziehen. Man könnte eigentlich behaupten, daß in Europa fünf Klassen sind, denn über der ersten steht noch der Schlafwagen. Viel einfacher ist das amerikanische System: der gewöhnliche Mann reist im allgemeinen Wagen, der Reiche und Vornehme im Salonwagen.

Dazu kommt noch, daß unsre europäischen Preise sehr viel höher sind als die amerikanischen. Für den Pullman-, beziehungsweise Wagner-Car ist bloß ein ganz mäßiger Zuschlag zu entrichten, wogegen die Taxe für unsre Luxuszüge eine außerordentlich hohe ist und in keinem richtigen Verhältnis zu den Eisenbahntarifen steht. So kostet zum Beispiel der Zuschlag für den Méditerranée-Expreß (Train de lux limité) 100 Franken für die Strecke Paris-St.-Raphaël, das Eisenbahnbillet erster Klasse 114,80 Franken, und außerdem werden noch Vorvermerkgebühren und Stempeltaxen erhoben. In Amerika findet man den weit größeren Luxus für viel weniger Geld.

Die amerikanischen Lokomotiven sind von ungeheurer Stärke und riesenhafter Dimension. Die allergrößten Maschinen unsrer europäischen Bahnen reichen noch lange nicht an jene heran; allenfalls, was Höhe anbetrifft, könnte man mit ihnen die großen Lokomotiven der Main-Neckarbahn (Venus, Mars 2c.) vergleichen, sowie die neuen „Coupe-vent“, die großen, einem Messer gleich zugespitzten Maschinen der Compagnie Paris-Lyon-Méditerranée. Die größten Maschinen befinden sich auf der New York Central and Hudson-River Railroad, auf der Pennsylvania Railroad, Royal Blue Line und Lehigh-Valley Railroad. Von der Gewaltigkeit dieser Lokomotiven kann man sich kaum eine Vorstellung machen; sie ziehen selbst die allerschwersten Züge mit größter Leichtigkeit, nur selten helfen kleine Lokomotiven beim Ausfahren vom Bahnhof durch Schieben nach. Die riesenhaft langen Palastzüge, wie der Pennsylvania Limited, der North Shore Limited und so weiter, werden stets nur von einer Lokomotive gezogen; dabei sind diese Züge aus zwölf bis vierzehn der allerschwersten sechsachsigen Wagen zusammengesetzt. Bei uns würde das kaum möglich sein. Unsre schwersten D-Züge haben doch noch lange nicht das Gewicht dieser amerikanischen Palastzüge und sind trotzdem zuweilen mit zwei Maschinen bespannt. So wird zum Beispiel der kaiserliche Sonderzug, wenn er aus neun Wagen besteht, sehr oft von zwei Lokomotiven gezogen.

Eine unangenehme Zugabe der amerikanischen Bahnen ist das Läuten mit der Glocke. Wenn diese Art Warnungs-Zeichen am Beginn des Bahnbaues in Amerika notwendig war, zu einer Zeit, in der noch Tausende von Meilen nur öde, unbewohnte Gegenden durchsaust wurden und daher die Kosten für ein regelrechtes Bahnpersonal zum Absperren der Straßen gespart werden mußten, so haben sich doch inzwischen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten so weit verändert, daß ein solches primitives Warnungssignal, das bei uns nur noch hie und da auf Sekundärbahnen geduldet wird, schon längst hätte abgeschafft werden müssen. Es ist zum Erstaunen, daß viele Einrichtungen der amerikanischen Bahnen äußerst unpraktisch und unbequem sind, im Gegensatz zu so vielen vorgeschrittenen und der Nachahmung werten Verbesserungen. Der Mangel an Barrieren bei Straßenübergängen zum Beispiel ist doch ein unverzeihlicher Leichtsinn. Täglich ereignen sich infolge dieses Mangels Unglücksfälle, und doch geschieht seitens der Behörden nichts, diesen Uebelstand zu beseitigen. Auch muß man sich darüber wundern, daß in vielen Gegenden die großen Hauptbahnen mitten auf der Straße fahren, häufig Ortschaften direkt durchschneiden. Wir hätten ja eigentlich nicht das Recht, uns darüber tadelnswert zu äußern, denn unwillkürlich müssen wir dabei an Hamburg denken, wo sogar die D-Züge sich wie Trambahnen durch den Straßenverkehr Bahn brechen müssen; aber dies ist ja zum Glück nur eine Ausnahme in Europa.

Das reisende Publikum und alle Leute, die sich in der Nähe einer Bahn aufhalten, sind in Amerika ständig Gefahren ausgesetzt; die Bahnverwaltungen geben sich nicht die geringste Mühe, Unglücksfälle zu verhüten. Ich meine nicht die großen, durch irgend welches Verhängnis herbeigeführten Katastrophen, gegen die drüben, ebensowenig wie bei uns, keine Vorsicht schützt; in dieser Hinsicht wäre es unrecht, die Amerikaner zu beschuldigen, denn ihre Blocksystems sind zum Teil ausgezeichnet, und die Ordnung auf den Bahnen ist eine vorzügliche. Vielmehr meine ich Unglücksfälle, die durch das Dienstpersonal oder auch durch die Reisenden selbst verschuldet werden. Die Züge fahren unvorsichtig in die Bahnhöfe ein, und niemand sorgt für die Sicherheit derjenigen, die in dem Augenblick die Geleise überschreiten. Ueber die Straßenübergänge sausen die Züge dahin, ohne Rücksicht, ob sie den Verkehr gefährden oder nicht. Sehr vieles ist aber wieder drüben besser als in Europa und könnte uns als Muster dienen. Vor allem muß man die Pünktlichkeit rühmen, mit der die Fahrzeit innegehalten wird. Der Fahrplan wird genau befolgt; Verspätungen, wie sie bei uns täglich vorkommen, kennt man in Amerika nicht. Dies liegt in erster Linie daran, daß die Fahrpläne besser zusammengestellt sind; es wird dort weniger an Zügen gespart, und daher verteilt sich die Masse der Reisenden besser. Die Anzahl der großen Expreßzüge auf den Linien New York-Washington, New York-Buffalo ist zum Beispiel eine kolossale; dabei sind alle Verhältnisse genau erwogen. Die Schnellpost wird durch einen separaten Zug befördert, der auch Passagiere, jedoch kein Gepäck mitnimmt. Bei uns zu Lande sind auf vielen Strecken die guten Züge viel zu selten. Daher erfolgt während der großen Reisesaison ein so schauderhafter Andrang, der es nötig macht, an allen großen Stationen Wagen anzuhängen und den Aufenthalt über alle Maßen auszudehnen. Die wenigen Schnellzüge sind dann stets überfüllt, weil ein jeder bemüht ist, in einem derselben Platz zu finden, während die zahlreichen Personenzüge oft beinahe unbenutzt bleiben. Würden die Bahnverwaltungen, dem amerikanischen Beispiel folgend, eine große Anzahl durchgehender Schnellzüge einführen, so würde dadurch der Verkehr erleichtert werden.

Alsdann die Frage des Gepäcks!

Kann man sich eine traurigere Einrichtung denken als das Bekleben der Koffer mit Papierzetteln und das Ausschreiben der Scheine, während eine Anzahl ungeduldiger Reisenden am Schalter harrt? In Amerika werden die Scheine durch Blechnummern ersetzt, und dank einem sehr praktischen System geht das Einregistrieren des Gepäcks unendlich schneller von statten als bei uns. Ferner sorgt auch die dortige Bahnverwaltung dafür, daß die Züge durch das Gepäck nicht aufgehalten werden. In vielen Fahrplänen ist bekannt gemacht, daß dieser oder jener Zug keine Garantie übernimmt, Gepäck zu befördern; in dem Falle folgen die Koffer mit dem nächsten Zuge oder müssen mit dem vorhergehenden expediert werden. Bei dem regen Verkehr der raschen Züge brauchen aber die Reisenden selten lange auf das Eintreffen ihres Gepäcks zu warten. Gewogen wird das Gepäck nur dann, wenn ein Reisender ungewöhnlich viel Koffer besitzt, denn alle Bahnen gewähren 150 Pfund Freigepäck und sind auch in betreff des Uebergewichts sehr nachsichtig.

In Europa aber ist das Wiegen und das Ein- und Ausladen der Koffer sehr oft die Ursache der Verspätungen. In Amerika sind solche Vorfälle ganz unmöglich. Auf die Minute fahren die Züge ab, und auf die Minute treffen sie ein, selbst bei Strecken von Tausenden von Meilen.

Infolge des vorzüglichen Verkoppelungssystems wird auch das An- und Abhängen der Lokomotiven und Wagen äußerst schnell vorgenommen; die Wagen werden auf automatische Weise aneinander befestigt. Dank diesem System können auch die Wagen während der Fahrt abgekettet werden. So fahren zum Beispiel viele Züge in die großen Kopfstationen ohne Lokomotive ein. Dies wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Kurz vor Ankunft wird die Maschine während der Fahrt vom Zuge losgekettet; solange der letztere nun bremst, beschleunigt die Lokomotive ihr Tempo und wird auf ein Nebengeleise geführt; der Wagenzug läuft statt dessen in den Bahnhof ein. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß sich keine Lokomotiven in der Kopfstation ansammeln, die sonst leicht die Geleise für andre Züge absperren. Beim Ausfahren aus den großen Bahnhöfen sind die Amerikaner weniger vorsichtig als die Europäer; die Züge folgen einander oft unmittelbar, ohne das Signal der Blockstation abzuwarten. In der vierten Avenue in New York kann man stündlich beobachten, wie unzählige Züge aus dem Grand Central Depot in ganz kurzen Intervallen ausfahren; häufig berührt die Lokomotive beinahe den letzten Wagen des vorhergehenden Zuges. Selbstverständlich fahren dann die Züge ganz langsam.

Die Frage der Geschwindigkeit der amerikanischen Züge ist, wie schon vorher erwähnt, sehr oft der Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten gewesen. Viele Leute lassen sich dadurch irreleiten, daß sie meinen, die Geschwindigkeit aus eignem Empfinden taxieren zu können, das heißt bloß durch Hinaussehen aus dem Fenster. Dabei aber tritt leicht eine Täuschung ein. In Amerika fährt man vielfach ganz anders als bei uns. Beim Durchfahren der Bahnhöfe wird selten die Geschwindigkeit vermindert, ebensowenig bei Kurven. Diese sind oft viel schärfer als bei uns, da alles rollende Material der amerikanischen Bahnen Drehachsen hat, wogegen bei uns die Mehrzahl der Wagen mit festen Achsen versehen ist. Von den fahrplanmäßig kursierenden Zügen sind uns bloß zwei an Geschwindigkeit über, und zwar der Empire State Expreß (New York Central und Hudson-River Railroad; New York-Buffalo), der zwischen Albany und Utika eine fahrplanmäßige Durchschnittsgeschwindigkeit von 89,94 Kilometer erreicht, und der Black Diamond Expreß (Lehigh-Valley Railroad, New York-Buffalo über Bethlehem) mit 86,4424 zwischen Sayre und Geneva. Diese Züge sind aber keineswegs mit dem großen Luxus ausgestattet, der in den berühmten amerikanischen Palastzügen zu finden ist; sie sind bloß aus drei bis vier Wagen zusammengesetzt (ein Gepäck- und Postwagen, zwei Personenwagen und ein Wagner-Coach-Car). Die großen Palastzüge, wie der Lake Shore Limited, der South-Western Limited, Fast Mail und Pennsylvania Limited und so weiter, die, wie schon gesagt, äußerst schwer sind, überschreiten selten 70—72 Kilometer Geschwindigkeit, also etwa die gewöhnliche Durchschnittsgeschwindigkeit unsrer besseren Schnellzüge und der meisten D-Züge. Nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht von der Geschwindigkeit der schnellsten Züge aller Länder. Wir ersehen daraus, daß der Mediterranée-Expreß (Train de luxe limité, Paris-Vintimille) der Compagnie Paris-Lyon-Mediterranée, bekanntlich der schnellste Zug Europas, schon als drittschnellster darin figuriert.

Empire State Expreß (Albany-Utika)	89,94	Kilom
Black Diamond Expreß (Sayre-Geneva)	86,4424	„
Mediterrannée-Expreß (Avignon-Valence)	86,2	„
London-Manchester (London ab 2 Uhr nachmittags)	85,775	„
London-Edinburgh (London ab 11 Uhr abends . . . . } Berlin-Altona D-Züge 4 und 6 (Wittenberg und Hamburg) . . . }	81,90	„
New York-Washington Limited (Wilmington-Baltimore)	81,22	„
Basel-Heidelberg Nr. 6 und 40 (Freiburg-Offenburg)	80,—	„
Berlin-Köln Nr. 8 (Stendal-Hannover)	79,—	„
„ „ „ 7 „	78,20	„
Brüssel-Ostende (Brüssel ab 9 Uhr vormittags)	76,30	„
Vintimille-Paris Nr. 16 und 20 (Avignon-Valence)	75,75	„
Süd-Expreß (Lamotte-Dax)	75,30	„
Lake Shore Limited (New York-Albany)	73,209	„
North Shore „ „ „ „	72,08	„

Ein großer Vorzug der amerikanischen Züge ist das seltene Anhalten derselben. So fahren zum Beispiel die North Shore Limited und Lake Shore Limited über drei Stunden, ohne zu halten (New York-Albany), der Pennsylvania Limited und der Fast Mail zwischen Harrisburg-Altona ebenfalls über drei Stunden (212 Kilometer). Wir könnten in dieser Hinsicht viel Zeit sparen, wenn unsre Einrichtungen bezüglich der Lokomotiven und des Personals danach wären.

Hochmühle bei den Mirafällen in Niederösterreich.

(Siehe die Abbildung Seite 818.)

Einen landschaftlichen Glanzpunkt Niederösterreichs bilden die Mirafälle mit der unweit davon belegenen Steinwandklamm. Vom Eingang des freundlichen Piestingthales aus fährt man mit der Eisenbahn längs der Piesting dahin, eines schnell strömenden Nebenflüßchens der Donau, verläßt aber in Pernitz den Zug, um über Muckendorf aufwärts zu steigen und zu den Fällen zu gelangen. Brausend und schäumend stürzt der Wildbach über bemooste Felsblöcke, zahlreiche Wasserfälle bildend und den Wanderer, der bald auf schmalem Steige, bald auf einfacher Holzbrücke höher steigt, mit seinem Gischt übersprühend. Hie und da sind die Wasserkräfte, wie wir auf unserm Bilde sehen, dem Menschen dienstbar gemacht.

Jowan Ristic †.

Jowan Ristic †.

Mit Jowan Ristic, der am 4. September in Belgrad verstarb, hat Serbien einen seiner bedeutendsten Staatsmänner verloren. In Kragujewatz 1831 geboren, trat er, nachdem er in Heidelberg, Berlin und Paris studiert hatte, 1854 in den Staatsdienst und rückte bald zum Sektionschef im Ministerium des Innern auf. Im Jahre 1860 ging er als Gesandter nach Konstantinopel, wurde 1863 Minister des Aeußern und zwei Jahre darauf Ministerpräsident. Nach Ermordung des Fürsten Michael Obrenovic wurde er Mitglied der Regentschaft während der Minderjährigkeit des nachmaligen Königs Milan, und 1872 bis 1873 wiederum Ministerpräsident. Durch Marinowitsch verdrängt, schloß er sich der Omladina, der panslawistischen Partei, an und ward 1876 zum dritten Male Kabinettschef und zugleich Minister des Aeußern. Ihre größten Erfolge errang seine Staatskunst während des Krieges mit der Türkei und in der Zeit des Berliner Kongresses, dessen Beschlüsse Serbien die Unabhängigkeit und einen beträchtlichen Gebietszuwachs brachten. Der „serbische Bismarck", wie man ihn nannte, betrieb nun weitere Ausdehnungspläne, wurde jedoch 1880 auf Betreiben der österreichisch-ungarischen Regierung entlassen. Nun übernahm er die Führung der liberalen, russenfreundlichen Partei und stand 1887—88 wieder an der Spitze des Ministeriums. In dem Streite des Königs Milan mit seiner Gemahlin Natalie trat er auf die Seite des ersteren und war 1889—93 führendes Mitglied der Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs Alexander. Der Staatsstreich vom 13. April 1893 führte seine Absetzung herbei. Im Jahre 1895 erfolgte eine Aussöhnung zwischen dem Hofe und Ristic, doch trat dieser in der Oeffentlichkeit nicht mehr hervor.

Momentaufn. von Hugo Rudolphy, Berlin.

Feuermelder auf der Straße in Berlin.

Die Goethe-Feier in Frankfurt a. M.: Festakt am Denkmal.

Die Goethe-Feier in Frankfurt a. M.

Nach Momentaufnahmen von C. F. Fay in Frankfurt a. M.

Der hundertundfünfzigste Geburtstag Goethes ist allenthalben in Deutschland festlich begangen worden, nirgendwo aber unter Entfaltung größeren Glanzes und unter allgemeinerer Beteiligung der Bevölkerung als in Frankfurt a. M., der Vaterstadt des Dichters. Festvorstellungen in den beiden Theatergebäuden, akademische Vorträge, musikalische Veranstaltungen, gesellige Vereinigungen und feierliche Aufzüge lösten mehrere Tage hindurch einander ab. Glanzpunkte der Feierlichkeiten bildeten am 28. August mittags der Huldigungsakt vor dem Denkmale des Dichters und abends die große Musikaufführung im Hippodrom, bei der nur Goethesche Dichtungen in der Komposition unsrer ersten Tonmeister zur Aufführung gelangten. Ueber viertausend Personen wohnten dieser Aufführung bei, darunter die Kaiserin Friedrich, Prinz und Prinzessin Karl von Hessen, sowie der König und die Kronprinzessin von Griechenland. Unsre beiden Abbildungen veranschaulichen den im Festschmuck prangenden, nach dem Dichter benannten Platz mit dem von Schwanthaler herrührenden Standbild desselben und den Huldigungsakt, der sich an dieser Stätte abspielte. Für letztere Darstellung ist der Augenblick gewählt, in welchem vom Römerberg her die Abordnungen und Vereine auf dem Goetheplatz anlangten, um an dem Denkmale Kranzspenden niederzulegen. Vor dem Denkmal gewahren wir die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, die Vertreter der königlichen Regierung, den kommandierenden General des 18. Armeecorps, General von Lindequist, den Stadtkommandanten, sowie Vertreter der deutschen Hochschulen, der Goethe-Gesellschaft und des Wiener Goethe-Vereins.

Feuermeldung auf der Straße in Berlin.

Ein Berliner Straßenbild hat hier der Photograph auf seine Platte gebannt. Neugierig steht da Groß und Klein um einen Feuerwehrmann, der an einem Apparat mit seiner Wache sich telephonisch in Verbindung gesetzt hat. Auch ein Schutzmann ist zur Stelle, um die Ordnung zu hüten. Der Feuerwehrmann hat hier nur die Aufgabe, den Apparat auf seine Funktionsfähigkeit zu prüfen. Sonst spielen sich da zuweilen lebhaftere Scenen ab. Denn es handelt sich um einen der selbstthätigen Feuermelder. Da ist irgendwo plötzlich ein Brand entstanden; ein Sendbote eilt herbei, zerschlägt die Glasscheibe des Apparates, holt einen Schlüssel heraus, öffnet und setzt durch Ziehen die Feuerwache in Alarm. Nun wartet er, bis die immer hilfsbereite Wehr zur Stelle kommt, und giebt ihr über die Oertlichkeit nähere Auskunft; er kann aber auch zur Brandstätte zurückkehren und sich damit begnügen, einen Zettel zu hinterlassen, etwa mit der Meldung: „Mittelfeuer bei Schulze, Zossenerstraße 7." Manchmal ist es auch „blinder Lärm", der die Feuerwehr herbeiruft. Aber die Berliner üben scharfe Kontrolle und lassen solchen „groben Unfugstifter" selten aus den Fingern.

Die Goethe-Feier in Frankfurt a. M.: Der Goetheplatz im Festschmuck.

 — Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Leopold Rosner in Wien. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer
No 51.

Aus Zeit und Leben.

Die Eisenbahn-Kriegsbrücke bei Küstrin.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Georg Schoppmeyer in Küstrin.

An den Ufern des mächtigen Oderstromes, zwischen der Festung Küstrin und dem an den Reitweiner Höhen lieblich gelegenen Orte gleichen Namens, herrscht seit dem 5. August reges militärisches Leben, das alt und jung aus nächster und weitester Umgebung anzieht. Und in der That giebt es dort sehr Interessantes zu sehen. Eine mächtige Eisenbahn-Kriegsbrücke, innerhalb der staunenswert kurzen Zeit von zwanzig Tagen hergestellt, überspannt den stolzen Strom von Deich zu Deich, um auf dem rechten Ufer vermittelst einer Rampe den Anschluß an das Gelände und weiterhin durch Gleisanlage die Verbindung mit dem Bahnhof Göritz zu suchen. Es sind etwa 50 Offiziere, 1500 Eisenbahnpioniere, und zwar zur Hälfte eingezogene Reservemannschaften, zur kriegsmäßigen Ausführung des Baues unter Leitung des Majors von Cordier in Thätigkeit getreten. Die Konstruktion der Brücke ist im wesentlichen aus den Abbildungen zu ersehen. Die Unterstützungen, aus tiefgerammten Pfahljochen und Böcken bestehend, tragen in schwindelnder Höhe die Fahrbahn. Zur Freilassung des Schiffsverkehrs ist in der Mitte des Stromes ein künstlich gezimmerter Träger eingebaut, der in einer Wölbung von mehr als 20 Metern die Fahrstraße überspannt. Die Brücke, einschließlich Rampe etwa 650 Meter lang, ist für den Betrieb mit den größten und schwersten Militärzügen geeignet und, wie unser erstes Bild zeigt, bereits der Belastungsprobe unterzogen worden.

Umstellrätsel.

Wo ein Firnis nur die Spur
Europäischer Kultur,
Ohne tiefer einzudringen,
Segen Land und Volk zu bringen;
Wo ein gläub'ger Autokrat
Noch tyrannisiert den Staat —
Dort such auf die Residenz,
Mach ihm deine Reverenz!

Wenn die Lettern klug versetzt,
Zeigen sich die Söhne jetzt
Einer Stadt, der einst verbunden
Macht und Größe, längst entschwunden,
Doch viel Schönes blieb bis heut,
Aber was in unsrer Zeit
Zum Besuch lockt fort und fort,
Das ist nicht das Rätselwort.

Scherzplural-Rätsel.

Wie man es ersehnen
Und entbehren kann,
Seinen Mangel dehnen,
Seiner Wohlthat Bann.

Es verkürzt die Stunden,
Daß im Nu sie fliehn,
Lindernd manche Wunden
Im Vorüberziehn.

Willst's im Plural geben,
Doppelt es uns bleibt,
Und das warme Leben
Drin sein Wesen treibt.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 49:

Des Füllrätsels: Akten, Aktien.
Des Silbenrätsels: Stiergefecht.
Des Bilderrätsels: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg (5). G. A. Hansen in Hamburg (3). Gräfin P. in Ch. A. C. Claussen, Rittergut Melz. Erik Bensen in Hannover (2). Joh. P. Stoppel in Hamburg. „Lea" in Wien (2). Anatol Habicht in München. Georg Gerlach in Tarnowitz (6). „Köbi" in Bern. Maud Lassen in Boston (4). E. Riebow geb. Kruse in Hamburg (2). Ella v. Drentz in Cannes. Anita Prischel in Linz (3).

Litteratur.

— Einen interessanten Einblick in das poetische Empfinden der Bewohner des Himmlischen Reiches eröffnen die „Blüten chinesischer Dichtung", die A. Forke, ein genauer Kenner Chinas und seiner Litteratur, in metrischer Uebertragung darbietet (Magdeburg, A. und R. Faber). Ueber das Wesen chinesischer Dichtung im allgemeinen wie der hier mitgeteilten Proben unterrichtet eine lichtvolle Einleitung. In wie weit die Uebersetzung den Originalen treu bleibt, können wir nicht beurteilen, jedenfalls aber wird dem Leser die Ueberzeugung erwachsen, daß hier Ergüsse einer echten, natürlichen, aus tiefem Innern hervorquellenden Poesie vorliegen. So liefert das Buch, das durch 21 Reproduktionen chinesischer Pinselzeichnungen einen reizvollen Schmuck erhielt, einen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis des chinesischen, uns Deutschen noch so fremden Gemütslebens.

— In neuer Bearbeitung durch Professor Dr. Otto Wilhelm Thomé erscheint im Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn zu Braunschweig das bekannte Werk „Ausländische Kulturpflanzen" von Hermann Zippel und Karl Bollmann. Die bisher vorliegende erste Abteilung enthält 22 Großfoliotafeln mit 23 großen Pflanzenbildern und 144 Abbildungen charakteristischer Pflanzenteile, und zwar sämtlich in den natürlichen Farben. Dazu gesellen sich in dem begleitenden Texthefte noch zahlreiche Illustrationen. Die Neubearbeitung aus der Feder eines hervorragenden Fachgelehrten bringt mancherlei Verbesserungen und Ergänzungen und rückt namentlich die dem Menschen nützlichen Pflanzen in den Vordergrund. Das Werk, das sich auch für Schulen empfiehlt — die großen Pflanzenbilder können als Wandtafeln dem Anschauungsunterricht dienen — hat heute eine erhöhte Bedeutung, nachdem Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte getreten ist und nunmehr auch uns die Kultur zahlreicher ausländischer Nutzpflanzen obliegt.

Briefmappe.

F. A. in N. Wie Sie sich überzeugt haben werden, ist Ihr Wunsch inzwischen erfüllt worden.

Gisela R. in W. In Fragen der Kosmetik erteilen wir keine Auskunft.

E. P. in S. Das 13. Deutsche Bundesschießen wird vom 8. bis 15. Juli 1900 in Dresden stattfinden.

L. M. in O. Nach Ihrer Darlegung scheint es sich um ganz verwickelte Dinge zu handeln, über die Fernstehende nicht urteilen können. Mögen Sie sich an den Rechtsanwalt wenden.

J. K. in Sch., Paula B. in M., Gustav G. in Sch., P. Sch. in W. Mit Dank abgelehnt.

O. B. in L. Reizvolle Ansichten von Millstatt am See in Kärnten bringt eine neue Folge der von Philipp & Kramer in Wien herausgegebenen Künstlerpostkarten.

E. G. F. in Brooklyn. Besten Dank für freundliche Aufklärung.

Neugieriger in B. 1. Näheres über die fragliche Komposition von Lassen erfahren Sie in einer dortigen Musikalienhandlung. 2. Nein. Gegenwärtig gelangt Emile Zolas Roman „Fruchtbarkeit" in der Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes „Aus fremden Zungen" (monatlich 2 Hefte à 50 Pfennig, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zur Veröffentlichung. Die einzig vom Verfasser autorisierte deutsche Buchausgabe des Romans erscheint noch im Laufe dieses Jahres im gleichen Verlage.

An die verehrlichen Abonnenten von „Ueber Land und Meer".

Ueber Land & Meer Photographien

Siehe die Ankündigung auf dem der Nummer 1 des laufenden Jahrgangs beiliegenden Prospekt.

Unser Anerbieten, die von den verehrlichen Abonnenten eingesandten Original-Photographien in Mattphotographie zu vervielfältigen, **hat nur noch bis zum Schluß des gegenwärtig laufenden Jahrgangs, also bis Ende September 1899, Geltung.**

Wir empfehlen allen verehrlichen Abonnenten, sofern sie von unserm Anerbieten bis dahin noch Gebrauch zu machen beabsichtigen, die betreffenden Photographien, wie auch Nachbestellungen früher gelieferter Mattphotographien, sobald als möglich entweder durch die Buchhandlung, die unser Journal liefert, oder, falls seitens dieser Schwierigkeiten gemacht werden, direkt an uns einzusenden.

Nach dem 30. September 1899 eingehende Bestellungen können wir nicht ausführen.

Stuttgart, Neckarstraße 121/123. Deutsche Verlags-Anstalt.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Damen-Wäsche.

Nachtjacken.

Form 789. Köper Nr. 122.
Besatz: Madapolam-Stickerei.

Grösse	I	II	III
Stück M.	4.20.	4.40.	4.60.
Dtzd. „	48.—.	50.30.	52.60.

Anstandsröcke.

Nr. 837.
Reinwollener gestreifter Flanell.
Besatz: Handlanguetten.
Vorrätig:
weiss mit rosa,
weiss mit blau,
hell mit dunkelmode,
hell- mit dunkelgrau,
bordeaux mit schwarz.

Grösse	I	II	III
	M. 5.—.	5.50.	6.50.

Taghemden.

Form 75. Elsässer Renforcé Nr. 71.
Besatz: Handlanguetten.

Grösse	I	II	III
Stück M.	3.20.	3.35.	3.50.
Dtzd. „	36.60.	38.40.	40.20.

Form 1504. Elsässer Madapolam (feinfädig).
Besatz: Batist-Stickerei-Ein- und Ansatz.

Grösse	I	II	III
Stück M.	6.30.	6.50.	6.70.
Dtzd. „	72.—.	74.20.	76.40.

Nachthemden.

Form 1506.
Renforcé Nr. 312.
Besatz: Batist-Stickerei-Ein- und Ansatz.
Stück M. 5.50.
Dutzend M. 63.—.

Beinkleider.

Form 1278. Hemdentuch Nr. 311.
Besatz: Batist-Stickerei.

Grösse	I	II	III
Stück M.	3.20.	3.35.	3.50.
Dtzd. „	36.60.	38.40.	40.20.

Form 1544. Köper-Barchent Nr. 169. Besatz: Handstickerei.

Grösse	I	II	III
Stück M.	3.60.	3.75.	3.90.
Dtzd. „	41.40.	43.20.	44.60.

Seidene Wäschebänder (verstellbar).
Aeusserst praktisch!
Vorrätig in 3 Längen: 50 Cm., 70 Cm., 90 Cm., und in den Farben: blau, rosa, fraise, bordeaux und gold.
Stück M. 0.40, Dutzend M. 4.50.

Anfertigung von Wäsche jeglicher Art nach Probe oder Angaben in kürzester Zeit. | Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir unberechnet und portofrei.

Kufeke's Kindermehl

im SOMMER unentbehrlich, kein BRECHDURCHFALL, DARMKATARRH etc.

Dr. Lahmann's

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik-Marke

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

Neu! Langnese's „MITA" Biscuit

gesetzl. gesch.

von hervorragendem Wohlgeschmack per Pfd. M 1.40

A. H. Langnese Wwe & Co.
BISCUIT-FABRIK HAMBURG

BRENNABOR-RÄDER

Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Europas. 2500 Arbeiter.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke

Görbersdorf in Schlesien

Chefarzt Dr. Carl Schloessing,
früher Assistent der Professor von **Strümpell**'schen Klinik zu **Erlangen.**
Sommer- und Winterkuren von bekanntem hervorragenden Erfolg.
Prospekte kostenfrei durch **Die Verwaltung.**

Gossmann's Natur-Heilanstalt. Anerkannt schönste

Wilhelmshöhe bei Cassel.

Naturheilanstalt, direkt am weltberühmten Wilhelmshöher Park (Lieblingsaufenthalt der kaiserl. Familie). Reinste ozonr. Luft. Physikal.-diätet. Heilmethode. Hervorr. Einricht. f. Luft-Lichtstationen, Sonnenbäder. Erfolgr. Behandlung bei Erkrankung der Nerven, Atmungsorgane, Magen-, Leber-, Nieren- u. Blasenleiden, Schwächezuständen und Folgen der Quecksilberbehandlung, Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden (Thure Brandt-Massage d. d. Aerztin).

Vorzügliche Heilerfolge bei Tropenkrankheiten, bes. Malaria, auch Winterkur bei allem Comfort. — **Herrlicher Aufenthalt für Erholungsbedürftige.** Approbierter Arzt und Aerztin. Näheres im Prospekt.

B. Stahringer's Sanatorium Grüna

Herrliche, geschützte Lage. Reine Wald- und Gebirgsluft. Centralheizung. Electrisch. Licht. Quellwasserleitung. Vorzügliche Küche.

Heilfactoren: Diät. Hydro- und Electrotherapie, Massage (Thure Brandt), Gymnastik. Luft- u. Terrain-Kuren. Hypnose. **Aufnahme** von Kranken **jeder Art,** ausser solche mit bösartigen Neubildungen, ansteckenden Hautkrankheiten, Geisteskrankheiten, Epilepsie, vorgeschritt. Tuberkulose. **Vorzügliche Heilerfolge,** besonders bei Frauen- und Nervenleiden.

i. Sächs. Erzgeb. 400 m ü. M. Kuranstalt f. physikalische u. diätetische Heilmethoden. Station der Dresden-Chemnitz-Reichenbacher Eisenbahn. — **Das ganze Jahr geöffnet.** Dirig. Aerzte: **Dr. E. Ottmer** und **Dr. K. Schulze.** — ☛ **Prospecte kostenfrei.**

Ariston

aus der
„Fabrik Leipziger Musikwerke" vorm. Paul Ehrlich & Co. A.-G.
Leipzig-Gohlis
ist das beste, beliebteste und weitverbreitetste

Musikinstrument mit auswechselbaren Musikstücken.

Dasselbe wird in den verschiedensten Grössen und Ausstattungen fabricirt und hat ein Musik-Repertoir von mehreren Tausend Stück für alle Länder passend. — Jedes Musikstück trägt den Namen des Erfinders „Ehrlich".

Zu beziehen durch jede bessere Musikinstrumenten- und Spielwaarenhandlung.

Weltberühmt

sind **Jmhoff's** Gesundheitspfeifen m. Giftreinigungs-Patronen. **Einzige wirkliche Gesundheitspfeife.** 8fach prämiirt. Aerztlich empfohlen, auch von Sr. Majestät mit Vorliebe geraucht. **Pfeifenköpfe künstlich angeraucht.** Rauchen aus solchen Hochgenuss. Für Anfänger und schwächere Naturen unentbehrlich. Lange Ahorn, elegant, M. 2.50, echt Weichsel Mk. 4.50, 1/2 lang M. 4, kurze Jagdpfeifen M. 2 und theuerer, Anfängerpfeife, unersetzlich, 1/2 lang M. 2.

Gesundheits-Cigarren- u. Cigaretten-Spitzen von echt Weichsel- oder Veilchenholz à M. 0,50, 0,60, 0,75, 0,85, 1,00, 1,25, 1,50, 1,75 und 2,75. Versandt gegen Nachnahme oder Briefmarken. Wiederverkäufer Rabatt. Preisliste umsonst.

Feiner Canaster

Preisgekrönt. **W. Jmhoff, Cassel 63, Hessen-Nassau.**

!!! Warnung vor Nachahmungen, man achte auf meine Stempelung !!!

Gesichtspickel,

Finnen, Pusteln, Mitesser, Hautröte, einzig und allein schnell, sicher und radikal zu beseitigen franko gegen 2.50 ℳ Briefmarken oder Nachnahme nebst neuem Buch:

„Die Schönheitspflege"

zur Belehrung. **Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit.** Glänzende Dank- und Anerkennungsschreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel,** Spc. Ab. **Berlin, Eisenbahnstr. 4.**

☛ Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

Gelegenheitskauf in Sopha- und Salongröße à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 500 Mk. **Gardinen, Portièren, Steppdecken, Möbelstoffe** zu **Fabrikpreisen.**

Pracht-Katalog 144 Seiten stark gratis u. franco.

Emil Lefèvre, Berlin S.
Teppich-Spezialhaus Oranienstr. 158.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

№ 52.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Am Klavier.

Von

Karl von Heigel.

Ballade Nr. 3 (op. 47) As-Dur von Fr. Chopin.

Bejahrte Münchener werden sich noch des Gasthofes zum „Goldenen Hirsch" in der Theatinerstraße erinnern. Es war kein Grand Hotel im Stil der europäischen und amerikanischen Karawansereien von heute und doch ein feines Haus mit feinen Gästen. Der letzte Besitzer des Goldenen Hirschen war ein gewisser Anatole Huvard. Sein Vater, ein Stockfranzose, hatte sich vor vielen Jahren in München niedergelassen und mit einer Münchnerin vermählt. Das einzige Kind des Ehepaares, Anatole getauft, artete, was Rasseneigentümlichkeit anbelangt, entschieden nach dem Papa. Wie Anatole aussah, wie er die Sprache seiner Mutter behandelte, würde man ihn für einen Pariser Pflastertreter gehalten haben, auch wenn er Xaver Huber oder Hans Müller geheißen hätte. Doch während Huvard senior — von der Gattin bestens unterstützt — bis an seinen letzten Tag den Gasthof musterhaft verwaltete und zu einer Goldgrube machte, war Anatole zum Gastwirt entschieden nicht geschaffen. Er hatte Neigungen, die Geld kosteten, aber nichts eintrugen. Ein musikalischer Wirt — warum nicht? Anatole spielte zwar stümperhaft, aber zum Tanz hätt's wohl gereicht, allein Anatole ging bei seinem geringen Können nur an schwere Stücke. So sehr es ihm heute zum Ruhm gereicht, daß er für die Musik schwärmte, die damals wirklich noch Zukunftsmusik war, so sicher ist es, daß *sein* Spiel die schöne Sache nicht gerettet hätte. Anatole war auch Maler. Er hatte über die Bilder andrer ein gesundes Urteil und war in den Werkstätten der Münchener Meister gern gesehen. Doch auch der höflichste Hofmaler ermunterte ihn niemals, im Malen fortzufahren, und der offenherzige Moritz von Schwind nannte die veilchenblauen Gebirge und spinatgrünen Thäler Anatoles eine „Patzerei".

Ueber Kochkunst konnte der junge Mann an der Wirtstafel ausgezeichnet reden, doch war es sicherlich

Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin.
Dr. Robert Bosse,
früherer Unterrichtsminister.

Phot. Krüger & Skowranek, Berlin.
Eberhard Freiherr von der Recke,
früherer Minister des Innern.

Georg Freiherr von Rheinbaben,
Minister des Innern.

Phot. F. Hundt Nachf., Münster i. W.
Konrad Heinrich Gustav Studt,
Unterrichtsminister.

Der Ministerwechsel in Preußen. (Text Seite 838.)

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer.

Nº 52.

82. Band. Einundvierzigster Jahrgang. Oktober 1898—1899.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Am Klavier.

Von

Karl von Heigel.

Ballade Nr. 3 (op. 47) As-Dur von Fr. Chopin.

Bejahrte Münchener werden sich noch des Gasthofes zum „Goldenen Hirsch" in der Theatinerstraße erinnern. Es war kein Grand Hotel im Stil der europäischen und amerikanischen Karawansereien von heute und doch ein feines Haus mit feinen Gästen. Der letzte Besitzer des Goldenen Hirschen war ein gewisser Anatole Huvard. Sein Vater, ein Stockfranzose, hatte sich vor vielen Jahren in München niedergelassen und mit einer Münchnerin vermählt. Das einzige Kind des Ehepaares, Anatole getauft, artete, was Rasseneigentümlichkeit anbelangt, entschieden nach dem Papa. Wie Anatole aussah, wie er die Sprache seiner Mutter behandelte, würde man ihn für einen Pariser Pflastertreter gehalten haben, auch wenn er Xaver Huber oder Hans Müller geheißen hätte. Doch während Huvard senior — von der Gattin bestens unterstützt — bis an seinen letzten Tag den Gasthof musterhaft verwaltete und zu einer Goldgrube machte, war Anatole zum Gastwirt entschieden nicht geschaffen. Er hatte Neigungen, die Geld kosteten, aber nichts eintrugen. Ein musikalischer Wirt — warum nicht? Anatole spielte zwar stümperhaft, aber zum Tanz hätt's wohl gereicht, allein Anatole ging bei seinem geringen Können nur an schwere Stücke. So sehr es ihm heute zum Ruhm gereicht, daß er für die Musik schwärmte, die damals wirklich noch Zukunftsmusik war, so sicher ist es, daß *sein* Spiel die schöne Sache nicht gerettet hätte. Anatole war auch Maler. Er hatte über die Bilder andrer ein gesundes Urteil und war in den Werkstätten der Münchener Meister gern gesehen. Doch auch der höflichste Hofmaler ermunterte ihn niemals, im Malen fortzufahren, und der offenherzige Moritz von Schwind nannte die veilchenblauen Gebirge und spinatgrünen Thäler Anatoles eine „Patzerei".

Ueber Kochkunst konnte der junge Mann an der Wirtstafel ausgezeichnet reden, doch war es sicherlich

Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin.
Dr. Robert Bosse,
früherer Unterrichtsminister.

Phot. Krüger & Cleemann, Berlin.
Eberhard Freiherr von der Recke,
früherer Minister des Innern.

Georg Freiherr von Rheinbaben,
Minister des Innern.

Phot. F. Hundt Nachf., Münster i. W.
Konrad Heinrich Gustav Studt,
Unterrichtsminister.

Der Ministerwechsel in Preußen. (Text Seite 838.)

zum Heil des Hauses und seiner Gäste, daß in der Küche die noch rüstige Mama Huvard das Wort führte.

Als Reiter, Kutscher und Roßtäuscher dagegen verdiente Anatole unbeschränktes Lob. So hingen denn in seinem Empfangszimmer außer den Porträts berühmter Tänzerinnen zahlreiche Bildnisse ebenso schlanker und ebenso berühmter englischer Rennpferde. Der Rennsport in München war damals noch in den Anfängen. Die „Rennbuab'n“ beim Oktoberfest pflegten nicht auf Rassepferden zu sitzen.

Bei allen seinen Schwächen war Anatole ein braver Kerl und guter Kamerad, „leben und leben lassen“ seine Losung.

Anatole wohnte im Erdgeschoß. Erwähnter Salon stieß an das allgemeine Lesezimmer. Die Verbindungsthür stand häufig offen, und Anatole hatte nichts dagegen, wenn ein musikkundiger Gast die Schwelle überschritt und auf dem prächtigen Flügel, der augenfällig genug und immer offen war, seine Kunst versuchte. War's eine hübsche Dame, um so besser. Dann rührte sich in Anatole das väterliche Blut, und er war der gesprächige, gewandte, galante Franzos, wie's in Büchern steht.

An einem Frühlingstag, einem Münchener Frühlingstag, saß Monsieur Huvard selbst am Klavier. So eifrig war er beim Spiel, daß er in der Maikühle glühte und schwitzte. Dann brach er mitten im Spiel ab. „Hol' mich der Teufel!“ rief er — natürlich auf französisch — „ich zwing' es nicht.“

„Wer wird so schnell den Mut verlieren!“ erwiderte ihm eine Stimme von angenehmem Klang, und ein schönes junges Mädchen, das im Lesezimmer Ohrenzeugin gewesen war, wie Anatole sich abquälte, erschien auf der Schwelle.

„Wer wird so schnell den Mut verlieren,“ wiederholte die Schöne auf deutsch, mit der Schärfe einer slavischen Zunge. Und das Mädchen, das mit achtzehn Jahren schon die Sicherheit einer Weltdame besaß, trat ohne Umstände in das Herrenzimmer. „Chopin verlangt und verdient Geduld.“

Anatole hielt, während er verzweifelt auf das Notengetümmel starrte, seine ansehnliche Nase umfaßt. Er fuhr vom Sessel auf. „Prinzessin, wenn ich geahnt hätte —“

Sie warf einen Blick auf das Notenheft. „Richtig: Chopins Ballade Nr. 3. Ungefähr war's aus Ihrem Spiel zu erraten. Mama schwärmt für dieses Musikstück. Sie würde nach den ersten Takten auf und davon gelaufen sein. Sie hörte die Ballade von Liszt spielen — und ein Liszt sind Sie nicht.“

„Ach nein,“ murmelte Anatole zerknirscht.

Sie lachte. Diese Prinzessin, die mit ihrer Mutter, der russischen Fürstin Tatarinow, seit mehreren Wochen im ‚Goldenen Hirsch‘ wohnte, lachte sehr gern und hatte gut lachen, denn ihr fehlte noch kein Zahn.

Sie setzte sich ans Klavier, strich die Aermel des weichen Morgenkleides zurück und schlug ein paar Accorde an. Während sie in das Notenheft blickte, schaute Anatole auf ihre blanken, festen Arme.

„Auch ich“, sagte sie, „habe mich an die Ballade gewagt. Sie ist sehr schwer — so schwer! Und warum heißt es Ballade? Eine Ballade ist eine kleine Geschichte in Versen. Hier haben wir nur Töne. Wovon handelt die Ballade?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen,“ erwiderte Anatole, „das wenigstens wurde mir bei der Tantalusarbeit klar. — Ein junger Mann reitet in den Wald. Er ist in eine schöne, vornehme Dame verliebt. Leider ist sie schon versagt, allein so ganz hoffnungslos ist er nicht. Er ahnt, er fühlt, daß seine Liebe erwidert wird, und weil er als ein kühner Reitersmann in allen Stücken verwogen ist, schrieb er der Schönen einen leidenschaftlichen Brief und bat um ein Stelldichein. Nun ist er der erste da, auf der mondhellen Wiese am Waldessaume. Wir wollen seinen Dunkelfuchs Viens-tu nennen. Das paßt zur Frage, die den Reiter beschäftigt: Kommt sie oder kommt sie nicht?“

„Allerdings, das ist die Frage!“

„Das Stelldichein ist ein Wagnis. Ein eifersüchtiger Bräutigam, ein griesgrämiger Vater bewachen das Fräulein ... Horch, dumpfer Hufschlag! Jemand kommt den Waldweg heraufgeritten. Sie ist es! Freudige Begrüßung, dann leidenschaftliches Zwiegespräch. Sie liebt ihn, aber schwankt noch zwischen Wunsch und Pflicht. Plötzlich wird's im Walde laut und lebendig. Don Ottavio, oder wie sonst der Verlobte heißen mag, der Vater, Vettern und Diener nahen! Doch die Gefahr entmutigt die Liebenden nicht, sondern entflammt sie. Jetzt ist Mademoiselle bereit zur Flucht, und windschnell, unerreichbar stürmt das Paar durch die Nacht in die weite Welt.“

Die Russin hatte mit einem unergründlichen Lächeln zugehört. Doch das blasse Gesicht färbte sich, und die Augen glänzten.

„Muß die Liebeserklärung zu Pferde geschehen?“

„Unbedingt! Wenn ich's wie Liszt in den Fingern hätte, würde ich Ihnen aus der Ballade beweisen, daß Chopin dabei an Rassepferde und schneidige Reiter gedacht hat.“

„Sie könnten mich verleiten, das Stück abermals zu studieren — doch es ist schwer — o, so schwer, besonders der stürmische Schluß!“

„Jetzt sage ich: Nur Mut! Ich bin überzeugt, Sie spielen das Stück hundertmal besser als ich.“

„Das nicht, aber ich werde die Ballade spielen. Nicht jetzt — ich muß Mama das Journal de St. Petersbourg vorlesen — ich erwarte sie jeden Augenblick – , da ist sie!“

„Sascha!“

Fürstin Tatarinow, weiland eine Schönheit, schminkte sich mit großer Kunst und hielt sich noch sehr gut, nur die Augendeckel waren schlaff und schläfrig. Die Anwesenheit der Prinzessin im Heim Monsieur Huvards beunruhigte sie nicht; sie trat mit freundlichster Miene näher.

„Man treibt Musik? Sehr gut. Ich habe selbst leidenschaftlich Klavier gespielt, bis ich die Bekanntschaft Liszts machte. Da verlor ich den Mut.“ Sie hob ihr Doppelglas vor die Augen. „Chopin!? Auch mit Chopin war ich persönlich bekannt. Doch war ich damals noch sehr jung und er schon sehr krank.“

„Die Prinzessin will die Ballade auf meinem Flügel einstudieren. Für mich eine große Ehre!“

„Sascha ist musikalisch begabt, aber nicht fleißig. Ich tadle sie nicht. Sie soll ihre Jugend genießen. — Wo will sie einstudieren? Hier? Ich hätte nicht das geringste dagegen, aber Ihre Mama, mein Bester — Ihre Mama ist eine ausgezeichnete Frau, nur hat sie für alles das Maß einer kleinen Stadt. Sie verstehen ... Schade, daß in Ihrem Hotel ein Musikzimmer fehlt.“

Anatole rieb nervös die Hände. „Ich wüßte schon Rat. Wenn Durchlaucht erlauben, lasse ich meinen Flügel in Ihr Vorzimmer bringen. Es ist hell und geräumig; Lord Turnbull und Milady empfingen darin ihre Besuche.“

„Und Sie? Ich könnte das Opfer nur annehmen, wenn Sie sich durch unsre Nachbarschaft in Ihren Uebungen nicht stören ließen. Eigentlich haben wir das Vorzimmer nicht nötig. Gut, betrachten wir es als neutrales Gebiet!“

„Monsieur ist auch in unserm Salon willkommen,“ fiel die Prinzessin ein. „Die Abende sind lang, und wir plaudern gern. Sie dürfen Mama das Wort über die Kleinstadt nicht übelnehmen. München ist eine große Kunststadt. Und Mama schwärmt für die Kunst wie ich. Trinken Sie Ihre Tasse Thee bei uns — ich weiß, Sie trinken Thee. In München! Also kommen Sie! Es wird uns immer freuen.“

Die Worte bezauberten, der Blick, der sie begleitete, berauschte Anatole. Er glaubte, wie sehr viele junge und manche alte Herren, daß ihm keine Frau widerstehen könne, doch eine Prinzessin war noch nicht auf seiner Liste.

Während die Damen mittags einen Spaziergang machten, ließ Huvard den Flügel nach oben schaffen. An der Wirtstafel, an der immer eine gewählte Gesellschaft saß, erschienen die Tatarinow heute ausnahmsweise nicht. Sollte er nun schon diesen Abend vorsprechen oder nicht? Anatole bangte den ganzen Nachmittag zwischen Ja und Nein, unnützerweise, denn die Tatarinow verbrachten den Abend auswärts: beim russischen Gesandten war großer Empfang.

Im ‚Goldenen Hirsch‘ ging es in der Trink- und Rauchstube abends zwar sehr lebhaft zu — die Stammgäste in zweierlei Tuch waren vollzählig da, und an einem andern Tisch saß der neuberufene Intendant des Hoftheaters, Franz Dingelstedt, mit seinen Regisseuren, — doch Anatole war heute für alle Hof-, Stadt- und Stallgeschichten taub, und sogar zum Theater zog es ihn nicht. Er horchte und horchte auf die Ankunft des Wagens, der die Damen zurückbringen mußte. Bis nach Mitternacht saß er, um schließlich zu erfahren, daß die Tatarinow schon seit elf in ihren Zimmern seien. Sie waren in der schönen Mondnacht zu Fuße heimgekehrt.

Anatole schlief lange nicht ein. Der Kehrsatz der Ballade ging ihm nicht aus dem Kopf, und als endlich der Sandmann sich einstellte, kamen unsinnige, ängstigende Träume. Einmal ritt Anatole mit der Prinzessin über Stock und Stein, und Franz Liszt in Siebenmeilenstiefeln, mit fliegendem Haar, mit weitauslangender Riesenhand war hinter ihnen her.

Es war bald Mittag, als Huvard sein Frühstück einnahm. Wie immer blank und nett vom Scheitel bis zu den Stiefeln. Die Haare an den Schläfen und der Schnurrbart waren kunstvoll gekräuselt; der Knoten der blauseidenen Halsbinde à la Byron war vorzüglich gelungen, der neue Rock — havannabraun, mit Kragen und Patten von grauer Seide — saß tadellos; trotzdem blickte Anatole verdrießlich darein, wie eben ein Mensch nach einer schlechten Nacht.

Um so aufgeweckter war sein Besuch, der Klavierkünstler Wenzel Stolzenberg. Dieser kam von Petersburg, wo er Lorbeeren und Dukaten die Fülle eingeheimst hatte, nach München und wohnte seit einer Stunde im Goldenen Hirsch. Er und Anatole waren Freunde, soweit Freundschaft zwischen zwei Menschen möglich ist, von denen der eine, wie Wenzel Stolzenberg, immer zu nehmen, doch niemals und in keinem Fall zu geben bereit ist. Seinem Familiennamen zum Trutz hielt Stolzenberg zu den Tschechen, vielleicht weil er in Tschaslau geboren war, oder weil im Ausland damals der Deutsche als ein armer Teufel galt.

„Was hatten Sie gestern so Schweres zu thun, daß Sie heute bis Mittag schliefen? Bin ich in Petersburg keine Nacht vor zwei zu Bett gegangen und war doch immer schon um sieben auf, um zu üben. Denn untertages ... Aber —“ Wenzel sah sich im Zimmer um, — „aber sagen Sie mir, wo ist Ihr Flügel hin? War ein ausgezeichnetes Instrument. Wieviel haben Sie dafür bekommen?“

Anatole berichtete dem Künstler, im großen und ganzen wahrheitsgetreu, den gestrigen Vorfall.

„Tatarinow?!“ sagte Wenzel nachdenklich. „Bin ich in Petersburg mit einem General Tatarinow bekannt geworden. Vielleicht ist er Gemahl Ihrer Fürstin. Ist sie reich?“

„So genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Nach deutschen Begriffen hat sie jedenfalls genug.“

„Und Tochter ist jung, hübsch? Werde mich sofort ihnen vorstellen; denn ich muß noch vor Mittagmahl kleinen Finger linker Hand üben.“

Ein Schatten zog über Anatoles Gesicht. Soviel er wisse, seien die Damen nicht zu Hause.

„Sind, sind!“ rief Wenzel und deutete nach oben. „Horchen Sie! Im ersten Stock wird geübt. — Horch!“ Er sang mit einer Rabenstimme ein paar Takte. „Chopins Ballade Nr. 3. Mein Leibstück! ... Prinzessin, schön — aber Klavier spielt sie wie ein Holzhacker. Ich halt' es nicht aus, kommen Sie! Werde ich Tatarinows zeigen, wie Wenzel Stolzenberg die Ballade spielt!“

Zehn Minuten später saß Wenzel im Vorzimmer der Russinnen am Flügel, dehnte und bog die langen Finger, daß sie knackten, und sah schon jetzt mit einem Siegerlächeln auf die Damen, die seitwärts auf einem Rohrsofa Platz genommen hatten.

„Prinzessin spielt ausgezeichnet, aber die Ballade hat ihre Tücken.“ Da Stolzenberg im Russischen schwach, im Französischen noch schwächer war, wurde deutsch gesprochen. „Ist Ihnen bekannt, was Schumann über die Ballade schreibt? Weiß ich auswendig. ‚Der feine, geistreiche Pole‘, schreibt er, ‚der feine, geistreiche Pole, der sich in den vornehmsten Kreisen der französischen Hauptstadt zu bewegen gewohnt ist, dürfte in dieser Ballade vorzugsweise zu erkennen sein.‘ Damit ist viel zu wenig gesagt. Wie sollte auch der deutsche Schumann die Tiefen slavischen Gemütes, slavischer Leidenschaft und Begeisterung erfassen! Die Ballade ist ein hohes Lied der Liebe und zugleich ein politisches

Glaubensbekenntnis! Der Pole Chopin schwärmt für eine Dame am russischen Hofe, und sie schwärmt für ihn, erzählt uns die Ballade. Doch das Freundschaftsband zwischen Rußland und Polen ist zerrissen. Chopin liebt die Dame, aber — sagt die Ballade — Chopin liebt auch sein unglückliches Vaterland. Er entschließt sich mit blutendem Herzen, auf die Russin zu verzichten, und nimmt von ihr Abschied. Sie hat seinen geheimen Schmerz längst erraten. Jetzt redet sie: ‚Wir lieben uns beide — und warum dürften wir nicht! Sind wir nicht beide Eines Blutes? Die Zeit wird kommen, wo wir Slaven alle Geschwister und die Könige der Erde sind.' — ‚Wahr! wahr!' ruft der Pole, und sie stürzen sich in die Arme, selig in ihrer Liebe und im Gedanken an die große slavische Verbrüderung. Das ist der Inhalt der Ballade!"

„Sehr hübsch," meinte die Fürstin, „aber —"

„Hätte Chopin wirklich politische Hintergedanken dabei gehabt?" fiel Sascha ein und lächelte den verblüfften Hausherrn an.

„Werde ich Ihnen beweisen!" antwortete Wenzel, schüttelte seine rotblonde Mähne aus der Stirn und drückte den Kneifer fester auf die Stumpfnase.

Dann spielte er die Ballade. —

Frau Tatarinow klatschte beim Schluß sanft in die Hände.

„Herrlich! Ich begreife, daß man Sie in Petersburg, wie Sie sagen, vergöttert hat. Aber von Politik konnte ich in der Ballade auch heute nichts entdecken. Um so besser! — Ich bin Ihnen dankbar. Kommen Sie, ich zeige Ihnen, was mir Liszt in mein Album geschrieben!"

Da Anatole die handschriftlichen Schätze der Fürstin schon kannte, blieb er bei Sascha zurück. Während des Spieles konnte er das Mädchen nicht beobachten, denn er hatte die Seiten umzublättern.

„Durchlaucht sind bezaubert."

„Soll ich es nicht sein?"

„Nun ja; der Mann thut aber auch seit seiner Kindheit nichts andres, als von früh bis spät auf dem Klavier zu hämmern."

„Sie sprechen von Ihrem Freund, ich dachte zunächst an die Ballade. Sein Spiel entzückte mich, aber es ist nicht — ist nicht das!"

„Was nicht?"

„Ja, wie soll ich ausdrücken, was Ihnen und mir und auch Ihrem Freunde fehlt! Nehmen wir an, es gäbe ein verzaubertes Schloß — wie heißt die schlafende Königstochter in Ihrem Märchen?"

„Ah! La Belle au bois dormant! Dornröschen!"

„Von uns beiden nicht zu reden, aber auch die Musik Ihres Freundes würde die Prinzessin nicht erlösen."

Anatole war vor Freude großmütig. „O, ich glaube doch, — er spielt wirklich famos. Ein zweiter Liszt!"

„Ich habe Liszt noch nie gehört. Doch nach allem, was Mama erzählt —" Sie brach ab.

„Die Frau Fürstin scheint von Liszt sehr begeistert zu sein?"

„Sie betet ihn an." — — —

Auf der Treppe packte Stolzenberg seinen Begleiter am Arm. „Die Prinzessin — wie!?"

„Ich verstehe nicht."

„Verstellen Sie sich doch nicht! Sie müssen den Eindruck bemerkt haben, den ich auf die Junge machte. Ich kenne die Frauen. Der Banquier oder Leutnant oder Künstler — einer von den dreien ist ihr Ideal. Dieser Alexandra Tatarinow bin ich gefährlich."

„Sie sind ja sehr zuversichtlich!"

„Warten wir ab!"

Obwohl Prinzeß im Spiele Stolzenbergs ein Aber gefunden hatte, war Anatole unruhig, und die Vorgänge an der Wirtstafel steigerten seinen Mißmut. Der dreiste Böhme hatte gegenüber den Tatarinow einen Platz belegt; der Hausherr saß, wie immer, weit davon an der Schmalseite zwischen zwei alten Stammgästen, einem mageren General a. D. und einem dicken Oberstleutnant z. D. Die Russinnen unterhielten sich mit ihrem Gegenüber offenbar sehr gut. Sie luden den Schwätzer ein, den Kaffee in ihrem Salon zu trinken. Anatole jedoch spielte nach Tisch mit seinen militärischen Nachbarn Billard. Gewohnheit, nachgerade Verpflichtung! Aber heute fiel ihm das Kugelstoßen schwer. Er hörte im ersten Stock Klavierspiel — ihm klang's wie Löwengebrüll. Und kaum war das schreckliche Geräusch verstummt, meldete der Zimmerkellner, daß die Durchlaucht den Landauer befehle, die Damen wollten mit Nummer 12 nach der Menterschwaig fahren.

Die folgenden Tage brachten ähnliche Qualen. Stolzenberg blieb den Russinnen an den Fersen. Wenn droben das Klavier zu donnern begann, war's Anatole, als hämmerten die ehernen Finger Wenzels auf seinem Schädel. Und hörte das Klavierspiel auf, bedrückte ihn die Stille.

Von den drei Unzertrennlichen wurden große und kleine Ausflüge unternommen. Warum lud man Anatole nicht ein? Sich aufzudrängen, lag ihm ferne. Anatole war ein Schwerenöter, doch nicht von der wölfischen Art Stolzenbergs. Dieser machte übrigens dem Hausherrn jeden Mittag seinen Besuch und berichtete ausführlich, wo und wie man das Gestern verbracht hatte. Ein Sieg war noch nicht zu melden, doch wuchs die Zuversicht des Böhmen mit jedem Tage. Und — war's Einbildung oder Thatsache? — nach Anatoles Schätzung schaute Alexandra Tatarinow den Maëstro schon nicht mehr mit günstigen, sondern mit verliebten Augen an.

Eines Morgens, nach einem nahrhaften Frühstück, ließ der gekränkte Gastwirt seinen Gaul satteln und ritt in den maigrünen Englischen Garten. Er wählte wider alle Gewohnheit die abgelegenen Wege und ritt — Trab und Schritt, zuweilen auch Galopp — in die Kreuz und Quer, bis Mann und Tier müde waren. In einer Waldwirtschaft — beim Aumeister — kehrte er ein, saß in schwermütigen Gedanken unter den Bäumen und trank Milch. Im Hause sang eine Amsel. ‚Wenn ich's in den Fingern hätte wie du in der Kehle!' dachte Anatole. ‚Aber ich bin nur ein armer Spatz ... Da!' Er verteilte seine Semmel unter das zahlreiche Sperlingsvolk. —

Fünf schlug's von den Kirchtürmen, als Anatole in die Theatinerstraße einritt. Von seinem Thorwart hörte er, daß Nummer 12 wiederholt nach ihm gefragt habe, und kaum war er im Zimmer, so trat der Künstler ein, mit bestaubten Stiefeln, ganz erhitzt. Sein Haar bäumte sich über der Stirn und stürzte hüben und drüben in wirren Strähnen nieder; obwohl rotblond, heute mehr Pudel- als Löwenmähne.

„Bravo! reiten spazieren, während unsereins sich zu Tode ärgert! Ich hatte schon Musje im Verdacht ... O diese Tatarinow, diese Schlangen!"

„Wieso?"

„Fahren aus, ohne mir ein Wort zu sagen, kamen auch nicht zu Tisch — wie Sie! Fünf Stunden waren sie aus! Nachmittags jage ich durch alle Straßen, trinke Kaffee bei Tambosi, Kaffee bei Neubel. Meine Damen tauchen nirgend auf. Jetzt endlich sind sie zu Hause — was sagt mir Kammerjungfer? Die Durchlauchten seien für niemand zu sprechen, hätten einen sehr lieben Freund zum Besuch. Bin ich nicht auch ein sehr lieber Freund?"

„Vielleicht ist ein russischer Großfürst eingetroffen."

Der Böhme warf sich in die Brust: „Ich bin Wenzel Stolzenberg! — Sapperment, meine Zeit ist Geld! Bin ich am Ersten nicht in Baden-Baden, verlier' ich ein Vermögen ... Diese Prinzessin! Aber sie irrt sich in mir. Beim Deutschen kann die Jugendeselei fünfzig Jahre dauern. Ich litt nie daran. Ich sage: biegen oder brechen! Wenn die schöne Alexandra mir heute nicht — um deutsch zu reden, — mir heute nicht aus der Hand frißt, verlass' ich sie, reise schon morgen nach Baden-Baden!"

Dem jungen Herbergsvater hüpfte das Herz. „Keine Ueberstürzung! Sie waren doch bisher Hahn im Korb!"

„Werden wir gleich sehen! In einer halben Stunde, ließ mir die Fürstin sagen, möchte ich ihr die Ehre geben. Und ich soll Sie mitbringen — sie will uns überraschen."

„Ich — ich soll mitkommen?"

„Ja. Die Damen werden sich einen Brillantschmuck oder dergleichen gekauft haben. Solche Ueberraschungen lassen mich furchtbar kalt."

„Jedenfalls müssen wir sofort ... Liebster Stolzenberg, in fünf Minuten — in zehn Minuten bin ich bereit!" —

Droben wartete schon die Kammerjungfer und führte die Herren nicht erst in das Vorzimmer, sondern sofort in den Salon.

Frau Tatarinow, die allein im Zimmer war, empfing das Paar mit heiterster Laune. „Meine Sascha ist nebenan; wir wurden durch eine außerordentliche, eine sehr liebe Begegnung erfreut. — Ah! ist das ein schöner Tag heute, der erste wahre Frühlingstag! ... Bitte, nehmen Sie Platz, legen Sie ab!"

„Ist der Herr musikalisch?" fragte Wenzel, noch immer gereizt.

„Woher wissen Sie, daß unser Besuch ein Herr ist? Doch Sie haben recht; es ist ein Herr, und er ist musikalisch ... „Sascha!" rief sie vom Sofa aus, denn die Thür zum Vorzimmer stand halb offen. „Sascha, bitte doch unsern lieben Freund um die Ballade!"

Die Herren saßen mit dem Rücken gegen jene Thür. Anatole hörte die Stimme Alexandras. Sie klang ihm süßer, sanfter schmeichelnd denn je.

Ein Stuhl wurde drin gerückt; einen Augenblick war Stille; dann begann der Unsichtbare, der geheimnisvolle Gast zu spielen.

Nach den ersten Takten fuhr Stolzenberg wie elektrisiert vom Sessel auf und sank wieder zurück. — —

Das Spiel war zu Ende. Wie ein großartiges, ein herrliches Gewitter — wie ein holdester Gesang — erschütternd, rührend, glorreich war's gewesen! Unter dem Eindruck saßen alle drei noch mäuschenstill, als ein hochaufgeschossener, hagrer Herr mit langem Haar, Sascha am Arm, aus dem Klavierzimmer trat: Franz Liszt!

Die Fürstin stellte ihre Gäste vor. „Dem Namen nach kenn' ich Sie ja längst!" sagte Liszt und streckte dem Musiker herzlich beide Hände hin.

„Unser liebenswürdiger Wirt, Monsieur Huvard, wirbt in München warm für Meister Richard."

„Bravissimo!"

„Liszt stieg im ‚Bayrischen Hof' ab, siedelt aber morgen in den ‚Goldenen Hirsch' um. Nicht wahr, lieber Huvard, Ihre schönsten Zimmer!"

„Nummer 1 und 2 wurden heute morgen frei."

„Herrlich! Sie haben nur fünf Schritte zu Herrn Huvards Flügel! — Lieber Liszt, sagte ich Ihnen schon, daß Herr Stolzenberg aus Petersburg kommt? Großfürstin Helene —"

Anatole wandte sich nach Sascha um. Sie blieb so still.

„Nun? war's noch immer nicht das?" sagte er leise, mit spöttischem Ton bei schwerem Herzen. „Ich denke, der würde La Belle au bois dormant erlösen!?"

Das Mädchen wurde über und über rot, gab aber der Wahrheit die Ehre: „Ja!"

Stolzenberg und der Hausherr empfahlen sich bald. Als sie vor der Thür zum Speisesaal standen, zupfte Anatole seinen Begleiter am Aermel.

„Ja, die Ballade! Sie hatten eine Erklärung, ich auch. Heute ging's ohne jeden Kommentar. Aber eins steht für mich bombenfest: Chopin wollte die Ballade so gespielt haben!"

„Hol' mich der Teufel, Sie haben recht!" ... Uebrigens lassen Sie mir meine Rechnung schreiben. Die Wagen zahlt selbstverständlich die Fürstin. — Ja, meine Rechnung! Ich reise morgen."

„Morgen? Morgen früh? Wissen Sie was: ich bin mir schon lange eine Erholung schuldig, — ich begleite Sie nach Baden-Baden."

Was ist das Lied...

Was ist das Lied? Im höchsten Glück
Aus tiefster Brust ein Jubellaut,
Ein Zephyrhauch, ein Sonnenblick,
Ein Tropfen, der vom Himmel thaut.

Im herbsten Schmerz – was ist das Lied?
Ein Schatten, der sich trauernd neigt
Und über Thränen schauernd zieht,
Ein Seufzer, der gen Himmel steigt.

Und wenn so Glück wie Leid zerrann
Was ist das Lied? Im Zeitenschwung
Ein leises Mahnen dann und wann,
Das Echo der Erinnerung...

M. K.

M.K.Co

Nach einer Lithogr. im Verlag von E. H. Schröder in Berlin.

Friedrich Chopin.

Mit Benutzung des Reliefs von A. Bovy (1837) gez. und lith. von P. Rohrbach 1870.

Nach dem Gemälde von C. Lengenfelder.

Die drei Romane Friedrich Chopins.

Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages.

Von

A. von Winterfeld.

(Siehe das Porträt Seite 835.)

Friedrich Chopin, der geniale Poet auf dem Klavier, war als echte Dichternatur in hohem Grade empfänglich für den Reiz weiblicher Schönheit und Anmut, aber eine Liebe, die sein ganzes Herz erfüllte, hat er nur dreimal empfunden. Daher darf man wohl, wenn man über sein Herzensleben berichten will, von den drei Romanen Chopins sprechen.

Das erste weibliche Wesen, in welchem der schwärmerische Jüngling die Verwirklichung seines Ideals sah, war eine Jüngerin derselben Kunst, der er sein Leben gewidmet hatte, Konstantia Gladkowska, eine Gesangsschülerin des Konservatoriums seiner Vaterstadt Warschau. Neben ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut bezauberte den Zwanzigjährigen nicht zum wenigsten ihre herrliche Stimme und ihr starkes musikalisches Talent. Chopin war äußerlich wie innerlich eine höchst delikate, diskrete, zurückhaltende Natur. Daher blieb auch lange Zeit seine Verehrung der Geliebten vollständig stumm, ihr selbst wahrscheinlich unbekannt. Sogar seinem vertrautesten Freunde Titus Woyciekowski gegenüber blieb er in dieser Hinsicht verschlossen. Die erste Andeutung über den Zustand seines Herzens finden wir in einem Briefe an diesen Freund, worin er sagt: „Ich habe — vielleicht zu meinem Unglück — schon mein Ideal gefunden, welches ich treu und aufrichtig verehre. Sechs Monate sind verflossen, und noch habe ich keine Silbe mit ihr gesprochen, von der ich jede Nacht träume. Während meine Gedanken bei ihr weilten, schrieb ich das Adagio meines Konzerts, und heute morgen gab sie mir den Walzer ein, den ich dir hiermit schicke."

Endlich macht Chopin zufällig die persönliche Bekanntschaft der Angebeteten. Er trifft mit ihr bei Henriette Sontag zusammen, die damals ganz Warschau in einen Taumel des Entzückens versetzte. Von da an scheint sich einiger Verkehr entsponnen zu haben, und Konstantia müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht, trotz Chopins schüchterner Zurückhaltung, bemerkt hätte, wie es um sein Herz stand. Ihr glückliches Debut auf der Warschauer Opernbühne giebt seiner Begeisterung für sie neue Nahrung, jedem Auftreten der Geliebten folgt er mit wachsendem Interesse, und die schon lange beschlossene Reise nach Wien und Paris wird immer wieder verschoben.

Schließlich kommt es doch zum Packen des Koffers, und nachdem er noch ein Abschiedskonzert gegeben, in welchem auch die Geliebte mitwirkte, findet er — es war am 1. November 1830 — endlich den Mut, in den Postwagen zu steigen, der ihn, wie er es vorausgeahnt, für immer seinem geliebten Vaterlande entführen sollte.

Die Eindrücke der Reise, das bewegte Leben in Wien vermögen Chopins Gedanken nicht von der Heimat und von der Geliebten abzulenken. „Mir fehlt der innere Friede," schreibt er an seinen Freund Titus, „und ich bin nur ruhig, wenn ich eure Briefe lese oder den Ring (Konstantias Abschiedsgeschenk), dies teure Juwel, anstarre ... Gott verhüte, daß sie in irgend einer Weise durch mich zu leiden hätte! Beruhige sie deswegen und sage ihr, solange mein Herz schlägt, werde ich nicht aufhören, sie anzubeten. Sage ihr, daß nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füße gestreut werden soll. Ich würde ihr selbst schon geschrieben haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, der Brief könnte in fremde Hände fallen und ihrem Rufe schaden."

Und war Konstantia einer so tiefen und treuen Neigung würdig? Kaum dürfen wir es annehmen, denn sie, die

Chopin wie eine Heilige verehrt hatte, ging bald nach der Trennung einen prosaischen Ehebund ein. Wie betrübt und erbittert Chopin sich fühlte, als er diese Nachricht in Paris erhielt, kann man sich vorstellen.

Allein die Zeit bewährte sich auch hier als allheilende Trösterin und machte sein der Liebe bedürftiges Herz fähig, von neuem eine starke Neigung zu fassen. Fehlte es ihm, dem verhätschelten Liebling der polnischen und französischen Aristokratie, doch keineswegs an Gelegenheit zum Verkehr mit schönen und liebenswürdigen Frauen. Die reizende junge **Gräfin Maria Wodzika** war es, die nun sein Herz entflammte. Von Jugend auf mit ihrer Familie befreundet, kannte er sie seit ihrem fünften Jahre und war einst ihr Spielgefährte gewesen. Ihre Brüder waren in der Erziehungsanstalt von Chopins Vater in Warschau erzogen worden, und während der Ferien war er ein gern gesehener Gast auf dem Schlosse der gräflichen Familie gewesen. Wie intim sein Verkehr mit den Mitgliedern derselben war, geht aus einem Briefe Chopins an einen der Brüder Marias hervor, worin er schreibt: „Deine Schwester war so freundlich, mir ihre Komposition zu schicken; sie macht mir das größte Vergnügen, und da ich zufällig am Abend ihrer Ankunft in einem unsrer Pariser Salons improvisieren sollte, so nahm ich als Stoff das hübsche Thema von einer gewissen Maria, mit der ich vor Zeiten Versteck spielte. Heute — je prends la liberté d'envoyer à mon estimable collègue, Mlle. Marie, une petite valse, que je viens de publier. Möge er ihr den hundertsten Teil des Vergnügens machen, den ich bei der Ankunft ihrer Variationen empfand. Umarme Anton und Kasimir, und was Fräulein Maria anlangt, so mache ihr eine graziöse und respektvolle Verbeugung."

Im Sommer 1835 traf Chopin, auf der Rückreise von Karlsbad nach Paris, verabredetermaßen in Dresden mit der Familie Wodzinski zusammen, die aus der Schweiz nach Warschau zurückkehrte, und fand seine einstige Spielgefährtin als eine reizend erblühte neunzehnjährige Jungfrau wieder. Maria muß nicht nur sehr schön, sondern auch in nicht geringem Grade künstlerisch begabt gewesen sein, wenn man der Schilderung ihres Bruders glauben darf, der von ihr sagt: „Sie war hoch gewachsen und schlank, leicht und anmutig in ihren Bewegungen. Ihre Gesichtszüge waren, ohne regelmäßig und klassisch schön zu sein, doch von undefinierbarem Reiz. Ihre dunkeln Augen waren voll Zärtlichkeit, Träumerei und innerem Feuer, ihr üppiges Haar, dunkel wie Ebenholz, umwallte sie wie ein Mantel, bis zum Boden reichend. Die Musen Dantes und Virgils, Raphaels und Titians, Mozarts und Palestrinas liebkosten sie bei ihrer Geburt . . ."

Chopin und Maria sahen sich täglich im Hause des in Dresden lebenden Onkels Marias, des Palatins Grafen Wodzinski, wo sie miteinander musizierten und Gelegenheit zu langen Unterhaltungen fanden. So entspann sich zwischen den beiden jungen Leuten ein zarter, poetischer Liebesroman. Er blieb aber nicht unbemerkt von dem Oheim Marias, der die Mutter warnen zu müssen glaubte. Diese jedoch hielt das Ganze für eine nicht ernst zu nehmende „amitié d'enfance", die bei der nahe bevorstehenden Trennung von selbst ein Ende nehmen würde, und fand es nicht für nötig, einzuschreiten. So nahmen denn die Dinge ihren Fortgang bis zur Abreise der Familie Wodzinski. Als die Abschiedsstunde schlug, reichte Maria Chopin eine Rose aus ihrem Strauß, und er wiederum ihr einen Walzer, den sie „L'Adieu" betitelte. Zu einer Aussprache scheint es damals noch nicht gekommen zu sein.

Im nächsten Sommer trafen die Liebenden in Marienbad zusammen, wohin Maria mit ihrer Mutter von Warschau, Chopin von Paris gekommen war. Hier fanden sie vollauf Gelegenheit, ihre Musikübungen, ihre Unterhaltungen und langen Spaziergänge wieder aufzunehmen. Auch zeichnete Maria Chopins Bild.

Endlich wagte es Chopin, Maria seine Liebe zu gestehen und sie um ihre Hand zu bitten. Sie, die ihm bleich und bewegt, mit Thränen in den Augen angehört, antwortete mit bebender Stimme: welcher Art auch ihre Gefühle seien, so dürfe sie doch nicht hoffen, jemals die Einwilligung ihrer Eltern zu dieser Verbindung zu erlangen. Gegen den Willen derselben aber könne und wolle sie nicht handeln. Doch werde sie Chopin nie vergessen.

Zwei Tage später reiste sie mit ihrer Mutter ab. Die Gräfin Maria heiratete ein Jahr darauf einen Grafen Skarbeck, doch wurde die Ehe eine sehr unglückliche und mußte getrennt werden.

So hatte auch der zweite Roman mit einer grausamen Enttäuschung geendet, und tief verwundet kehrte Chopin — es war im August 1836 — nach Paris zurück. Dennoch waren diese beiden ersten Romane, so tief sie auch Chopins Inneres ergriffen haben mochten, gewissermaßen nur Präludien zu dem dritten, der eigentlichen großen Liebes- und Leidenssymphonie, von welcher der Rest seines Lebens erfüllt wurde und deren Abschluß ein tragisches Finale bilden sollte.

Nicht ein junges, von der Liebe bisher unberührt gebliebenes Mädchen war es diesmal, die das Herz des jungen Künstlers eroberte, sondern eine geniale, gereifte Frau, um fünf Jahre älter, die im Zenit ihres Ruhmes stehende Schriftstellerin Aurora Dudevant, bekannt unter dem Namen **George Sand**, eine Urenkelin des Marschalls von Sachsen, des Sohnes August des Starken und der schönen Aurora von Königsmark.

Im Jahre 1837 fand die erste Begegnung zwischen beiden statt. George Sand, die den Wunsch hegte, den genialen jungen Künstler kennen zu lernen, bat Liszt, sie mit ihm bekannt zu machen. Chopin, dem Liszt den Wunsch der berühmten Frau mitteilte, verhielt sich eher widerstrebend als entgegenkommend, weil er eine Abneigung gegen schriftstellernde Frauen hegte.

Allein die energische Frau ließ nicht nach, in Liszt zu drängen, und so nahm sie denn dieser, ohne Chopin vorher gefragt zu haben, eines Abends nebst seiner Freundin, der Gräfin d'Agoult, mit zu ihm. Damit war das Eis gebrochen, und Chopin und George Sand trafen sich nun häufig in den Häusern gemeinsamer Bekannter.

Doch fühlte sich Chopin anfänglich von der berühmten Frau eher abgestoßen als angezogen, allein es sollte ihm gehen wie vorher Alfred de Musset, der sie auch zuerst nicht leiden mochte, allmählich aber zu heftiger Leidenschaft entflammt wurde. In beiden Fällen war die Frau der stärkere Charakter, der seinen Willen durchzusetzen und die anfängliche Antipathie, vorzüglich durch den unwiderstehlichen Zauber ihres Geistes, in Sympathie, die Abneigung in Liebe zu verwandeln wußte.

Während Chopin, äußerst aristokratisch in seinen Gewohnheiten, aufs peinlichste bestrebt war, die feine Sitte überall zu beobachten, und fast ausschließlich in vornehmen Kreisen verkehrte, hegte George Sand eine große Geringschätzung für die sogenannte gute Gesellschaft und deren Umgangsformen, über die sie sich gern hinwegsetzte.

Trotz dieser Gegensätze, die Chopin abstoßen mußten, verstand es die Menschenkennerin, ihn bald völlig einzunehmen. Obgleich nicht hervorragend musikalisch, besaß sie doch, vermöge ihrer dichterischen Natur, ein feines Verständnis für sein Spiel und für seine musikalischen Schöpfungen, wie denn überhaupt das vorwiegende poetische Element in beiden das fast einzige, aber starke Band der Kongenialität zwischen ihnen bildete. Zudem war Chopin sehr empfänglich für Anerkennung und Lob, und George Sand wußte ihm aufs feinste zu schmeicheln. Auch eine gewisse Fürsorge um seine Gesundheit und sein häusliches Behagen berührte den kränkelnden Chopin wohlthuend und wurde ihm allgemach zu einer schwer entbehrlichen Gewohnheit.

So wurde denn das Verhältnis immer intimer, und wenn sie auch in Paris anfänglich verschiedene Wohnungen hatten, so brachte doch stets Chopin den Sommer mit George Sand auf ihrem Schlosse Nohant zu, wo vorübergehend auch häufig andre Gäste erschienen. Vor diesen war Chopin stets bemüht, den Schein zu retten, indem er sich wie ein geladener Gast benahm und der Herrin des Hauses die größte Ehrerbietung erwies. George Sand, obgleich sie selbst sich nicht selten herrisch, eigenwillig und wenig rücksichtsvoll gegen Chopin benahm, war dies ganz recht, denn auch sie, die stets die Tugenden an sich rühmte, die sie am wenigsten besaß, wünschte, daß die Welt das Verhältnis ansehen möchte, wie sie es darzustellen liebte, das heißt als ein vorwiegend mütterlich-freundschaftliches. Uebrigens muß zugegeben werden, daß sie in Zeiten, wo er körperlich leidend war, wirklich eine Art mütterlicher Fürsorge ausgeübt hat.

Diese Fürsorge zu bethätigen, gab ihr zunächst der Aufenthalt auf der Insel Majorka im Winter 1838—1839 Gelegenheit, den sie zur Kräftigung der Gesundheit ihrer beiden Kinder gewählt und wohin mitzugehen sie Chopin bewogen hatte. Ihre Wohnung nahmen sie in einem alten, verlassenen, in einsamer, erhaben schöner Gegend gelegenen Kloster. Bekam der Aufenthalt dort George Sand und ihren Kindern gut, so wirkte er auf Chopins Befinden äußerst nachteilig. Schon die lange Reise hatte ihn sehr angegriffen, und nun brachte ihn, den Verwöhnten, die ungeeignete Beköstigung und der Mangel an häuslichem Komfort noch mehr herunter, zumal fast beständiger Regen den Aufenthalt im Freien unmöglich machte. Er begann auf beängstigende Weise zu husten, seine Kräfte nahmen ab, und seine Stimmung wurde äußerst reizbar.

Trotz seines leidenden Zustandes hat Chopin in der Einsamkeit von Valdemosa — dies war der Name des alten Klosters — fleißig gearbeitet und mehrere seiner schönsten Werke, namentlich Präludien, Balladen, Polonaisen, meistens schwermütigen Charakters, geschaffen.

Hierbei liegt die Frage nahe, ob Chopin durch George Sand schöpferisch angeregt und inspiriert worden ist. Man wird sie bejahen dürfen, denn George Sand, die sich viel lebhafter für Chopins Kunst interessierte, als er sich für ihre litterarischen Produktionen, liebte es, mit ihm über sein Schaffen zu sprechen, und ihre geistvollen Auslassungen dürften nicht ohne Eindruck und Einwirkung auf ihn geblieben sein. Sonst kennt man nur wenige Beispiele, daß sie ihn direkt zu einer bestimmten Komposition angeregt hätte, und diese sind mehr zufälliger Art. So besaß George Sand ein kleines Hündchen, das die Gewohnheit hatte, sich um sich selbst zu drehen, um seinen Schwanz zu erfassen. Als es dieses Manöver eines Tages wieder einmal machte, sagte George Sand zu Chopin: „Wenn ich Ihr Talent hätte, würde ich daraus ein Musikstück machen." Sofort setzte er sich ans Klavier und improvisierte den die Kreiselbewegung nachahmenden reizenden Walzer op. 64 Nr. 1, der daher den Namen „Valse du petit chien" erhalten hat.

Ein andres Mal hatte sie mit dichterischer Begeisterung über den Zauber des friedlichen Landlebens gesprochen. „Wie schön war das, was Sie gesagt haben!" meinte Chopin voll Bewunderung. — „Wenn Sie das finden," antwortete sie, „gut, so setzen Sie mich in Musik." Hierauf improvisierte er eine förmliche Pastoral-Symphonie, der sie entzückt lauschte, die aber nicht gedruckt worden ist.

Chopin war von Majorca nach Paris leidend zurückgekehrt und ist auch nie wieder völlig gesund geworden. George Sand pflegte ihn daher ihren „malade ordinaire" oder auch — wenig geschmackvoll und delikat — ihren „petit cadavre" zu nennen. Anerkannt aber muß werden, daß sie sich die Pflege seiner Gesundheit stets angelegen sein ließ, obgleich er ein anspruchsvoller, nicht leicht zufriedenzustellender Kranker war. Da sie fand, daß Chopins Wohnung in Paris kalt und feucht war, so trat sie ihm, auch um ihn bequemer pflegen zu können, einen abgesonderten Teil der ihrigen ab.

Im allgemeinen darf man behaupten, daß, wenn ihre Naturen und Neigungen auch vielfach auseinander gingen und beiden nicht wenig Qual daraus erwuchs, Chopin doch in dem langjährigen Verhältnis mehr Glück als Leid empfunden hat. Wenn schließlich auch George Sand ihn treulos verließ, so darf man doch die langen Jahre aufopfernder, liebevoller Freundschaft nicht vergessen.

Der äußeren Veranlassungen zum Bruch gab es verschiedene: Streitigkeiten Chopins mit George Sands Sohn, in denen die Mutter auf des letzteren Seite stand, nicht beachteter Einspruch gegen die Verlobung ihrer Tochter mit dem Bildhauer Clesinger, die Chopin mit Recht für unheilvoll hielt, und vor allem die rücksichts- und taktlose Benutzung seiner Person als Modell in George Sands Roman „Lucrezia Floriani".

Die innere Ursache aber lag tiefer. George Sand war es müde geworden, beständig die barmherzige Schwester zu spielen, und sehnte sich nach Freiheit. Sie erhob daher keinen Widerspruch, als Chopin nach einem Streit erklärte, er werde Nohant verlassen und nach Paris zurückkehren. Dies geschah im Sommer 1847, nachdem das Verhältnis zehn Jahre lang bestanden hatte.

Es blieb eine endgültige Trennung.

Fühlte George Sand sich durch den Bruch erleichtert, so war er dagegen für den kranken, an Körper und Seele leidenden Chopin ein furchtbarer Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Wie ihm nach der Trennung ums Herz war, geht aus einem Briefe an einen seiner vertrauten polnischen Freunde hervor, worin er sagt: „Ich habe niemals jemandem geflucht, jetzt aber bin ich so lebensmüde, daß ich nahe daran bin, Lucrezia zu verfluchen." In Lucrezia, der Heldin des gleichnamigen Romans, hatte sich George Sand selbst geschildert; aber diese Schilderung war ebenso schmeichelhaft für sie, als die des Fürsten Carol für Chopin herabsetzend.

Chopins Krankheit, ein chronisches Brust- und Herzleiden, machte seit dem Bruche reißende Fortschritte und führte nach kaum zwei Jahren, am 17. Oktober 1849, den Tod eines Künstlers herbei, der in seiner Eigenartigkeit bisher unerreicht geblieben ist und dessen Werke noch fünfzig Jahre nach seinem frühen Scheiden ihre Frische und ihren Reiz voll bewahrt haben. In seinem Herzensleben ist ihm, wie wir gesehen haben, wahres Glück und wahre Befriedigung nicht beschieden gewesen; aber dafür hat sein künstlerischer Genius ihn hoch über irdisches Leid emporgehoben.

Andante

Nocturne

dolce legato

F. Chopin

Die Wasserrutschbahn.

Von

B. Rauchenegger.

(Siehe die Abbildung Seite 839.)

Der gellende Aufschrei einer weiblichen Stimme tönt vom Flusse her, aber nur kurz, dann ist's wieder still.

„Is wo was passiert?“

„Warum net gar; dös thun s' auf der Rutschbahn!“

Eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Sprößlingen im Alter von sieben und neun Jahren, geht den Promenadenweg entlang, der zur Wasserrutschbahn führt.

„Muatta,“ läßt sich der kleine Pepi vernehmen, „fahr'n ma auf der Rutschen?“

„Ja, bitt' gar schön!“ stimmt der Mari ein, „fahr'n ma, bloß amal!“

„Ja, Buab'n,“ erwidert sie, „das geht net so — da müaßt's den Vatern frag'n!“

Nun stürmen sie auf den Familien- und Haushaltungsvorstand ein. „Vata, thun mir amal Rutschbahn fahr'n?“

Der aber bleibt entrüstet stehen. „I? I sollt' mi ins Wassa eineschiaß'n lassen, wia da Bäcka an Loab Brot in Ofa neischiaßt? Und ins Wassa? Na, mit 'n Wassa kriagt mi scho zerst neamad net dro, verstanden! Wenn d' Muatta mit enk aberutscht, nachha meinetweg'n!“

Ein Jubelschrei ist die Antwort; die beiden Rangen ziehen ihre Mutter an den Rockfalten zum Eingang der Rutschbahn.

„Da habt's drei Zehnerln,“ sagt der Vater in überströmender Großmut, „i wart' derweil da!“

Der Rest der Familie eilt zur Kasse. „Drei Billeter!“

„Neunzig Pfennige!“

Die gute Frau macht einen Satz rückwärts. Die Kassiererin erläutert: „Die Person kostet dreißig Pfennige!“

„Wär' net aus!“ entgegnet die entsetzte Mutter, „dös san ja no gar keine Personen net!“

„Bedaure, Kinder werden gleich den Erwachsenen behandelt!“

Sichtlich niedergeschlagen wendet sich die gute Mutter ihrem seitwärts stehenden Gatten zu. „Vata,“ sagt sie kleinlaut, „denk dir amal, was die für die Rutscherei verlanga! Neunzig Pfenning!“

„Was?“ schreit der Vater entrüstet auf, „neunzig Pfenning, sonst nix? Um neunzig Pfenning rutschen wir alle mitnander zwoa Stund' im Kella umananda! Wär' net bitta — kehrt euch, marsch — glei genga ma in Kella und rutsch'n a bißl ins Bier eine — schaugt's ma dö na — fürs Wasserrutsch'n a Markl!“

Nun verziehen die beiden Jungen, denen die getäuschte Hoffnung beinahe das Herz abdrückt, die Gesichter und fangen jämmerlich zu heulen an. Der grausame Vater schleppt die unglücklichen Kleinen vom Orte der Wonne weg, verabreicht den sich Sträubenden noch einige Klapse hinter die Ohren, und dann wandelt die Familie ungerntscht von dannen. Das bewirkt aber noch keinen Geschäftsstillstand bei der Rutschbahn. Die Passagiere drängen sich förmlich, eine Minute lang das Gefühl absoluter Hilflosigkeit ohne jede Gefahr zu genießen. Ein Herr in der bekannten Uniform des reisenden Sachsen bemüht sich, seiner Dame die Herrlichkeit der beabsichtigten Fahrt klarzulegen.

„Weeßte, Guste, von Gefährlichkeet nich die Bohne — aber das Gefihl, was sich durch Leib und Säle bohrt, wenn man so egal hinabsaust, is eenfach großartig!“

„Ach nee!“ entgegnet sie und besteigt mit ihm den verhängnisvollen Nachen. Dann kommt ein junger Herr, still, in sich gekehrt und erwartungsvoll; er nimmt ganz vorne Platz. Eine Familie, um eine junge Dame gruppiert, findet auch noch ein Unterkommen. Die schöne Hilda wollte „rutschen“; Mama ließ sie aber nicht allein den bedenklichen Schritt unternehmen, und nachdem Mama mitgegangen, mußte auch Papa die Fahrt mitmachen.

Nun besteigt der Luft- und Wassermatrose die hinterste Bank des Kahnes; der Hebel, an dem die ganze Geschichte hängt, wird gelöst — wie der Wind geht es abwärts — rrrrr! tschsch!!! Hoch spritzt das Wasser auf, Hilda schmettert einen Angstschrei in die Luft, der junge Mann verzieht seine Gesichtsmuskeln bis zur Blödigkeit; der Sachse legt sich zurück, als sei wirklich eine Durchbohrung vor sich gegangen — die ganze Gesellschaft ist einen Augenblick von einer undefinierbaren Macht gebannt; gleich darauf wird sie aber ans Land gesetzt, und der Ausdruck voller Befriedigung spricht aus allen Mienen.

Dann wieder findet sich ein junges Paar beim Einsteigeplatz ein; selige Vorahnung verklärt ihre Gesichter, dicht aneinandergeschmiegt wollen sie Lust und Gefahr miteinander teilen, Seite an Seite ins Verderben stürzen, eines für das andre — o höchster Triumph der Liebe — und das um dreißig Pfennige pro Fahrt!

Ein behäbiger Herr mit Gattin findet sich auch am Start ein; maliziös bemerkt er: „Jetzt paß auf, Alte. Du hast scho so oft aus der Haut fahren wollen; jetzt fahr'n wir da abe, nachher hast wenigstens eine Idee davon!“

„Jawohl, spott nur,“ erwidert sie, „so, wie's hier hinuntergeht, möcht' ich mich oft vor Entrüstung mitten in die Menschheit hineinstürzen —“

„Glaub's schon,“ lacht er, „und wie dort drunten an die Luft g'setzt werd'n!“

Eine Rotte junger, fröhlicher Radaubrüder besetzt einen ganzen Kahn; das giebt eine lustige Fahrt mit Hurra und Hallo!

Leider dauert sie viel zu kurz und muß deshalb öfter wiederholt werden.

Personen und Gruppen wechseln in rascher Folge, und nach ihrem Gebaren richtet sich das Maß des Wohlgefallens der vielen hundert Zuschauer.

Am jenseitigen Flußufer lagern nämlich große Scharen von Vorstädtern, besonders Weiber und Kinder, die sich an den wechselvollen Vorgängen der Wasserrutschpartien erfreuen. Sie betrachten das ganze Unternehmen als ein für sie insceniertes Schauspiel, an dem sie sich stundenlang ergötzen, und gar manche feine Dame, mancher Elegant, die im Vollgenusse ihres Vergnügens etwas von oben herab auf das lärmende Zuschauervolk sehen, ahnen nicht, daß sie diesen gegenüber eigentlich zu den Veranstaltern einer allerdings harmlosen Volksbelustigung zählen!

Der Ministerwechsel in Preußen.

(Zu den Porträts Seite 831.)

Von den beiden Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums, die ihr Portefeuille niedergelegt haben, befand sich am längsten im Amte der Unterrichts- und Kultusminister Robert Bosse, der jetzt im 67. Lebensjahre steht. Die Laufbahn seiner jüngeren Jahre übergehend, erwähnen wir, daß er 1876 vom Konsistorium in Hannover als vortragender Rat in das Kultusministerium nach Berlin berufen wurde. Im Jahre 1881 zum Direktor im Reichsamt des Innern ernannt, rückte er 1889 zum Unterstaatssekretär auf und hatte in dieser Stellung lebhaften Anteil an der Ausarbeitung und parlamentarischen Vertretung der sozialpolitischen Gesetzgebung. 1890 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, wurde er im Januar 1891 Staatssekretär des Reichsjustizamts und damit zugleich Vorsitzender der Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Er blieb aber nur wenig über ein Jahr in dieser Stellung, denn bereits am 23. März 1892 wurde er zum Kultusminister ernannt.

Sein Nachfolger Konrad Heinrich Gustav Studt steht im einundsechzigsten Lebensjahre. Er trat 1858 in den Staatsdienst, wurde 1865 Gerichtsassessor, 1868 Landrat des Kreises Obornik in der Provinz Posen. Im Jahre 1876 kam er als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern und wurde 1880 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium des Innern ernannt. 1882 zum Regierungspräsidenten in Königsberg befördert, wurde er 1887 Unterstaatssekretär in Elsaß-Lothringen und erhielt 1889 die Berufung als Oberpräsident der Provinz Westfalen. In juristischen und Verwaltungskreisen ist Studt besonders dadurch bekannt geworden, daß er gemeinsam mit dem Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Braunbehrens, eine wertvolle Ausgabe der Verwaltungsreformgesetze veranstaltet hat. Auch hat er sich große Verdienste als Vorsitzender des Gesamtverbandes deutscher Verpflegungsstationen erworben.

Das Oberpräsidium von Westfalen, das bisher Studt inne hatte, übernimmt der frühere Minister des Innern, Freiherr Eberhard von der Recke von der Horst. Im Jahre 1847 geboren, wurde er 1873 Gerichtsassessor und war von 1874 bis 1877 Kreisassessor in Kolmar und Mülhausen. Alsdann zum Landrat in Eckernförde ernannt, wurde er 1881 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen und im folgenden Jahre vortragender Rat. 1887 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Königsberg, von wo er 1889 nach Düsseldorf kam. Seit 8. Dezember 1895 war er Minister des Innern.

Georg Freiherr von Rheinbaben, der neue Minister des Innern, gelangt in verhältnismäßig sehr jungen Jahren auf seinen hohen Posten. Er wurde im Jahre 1855 geboren, ist also 44 Jahre alt. 1882 zum Gerichtsassessor ernannt, wurde er 1885 als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen und 1888 zum Regierungsrat, 1889 zum Geheimen Finanzrat und vortragenden Rat im Finanzministerium ernannt. 1892 wurde er Geheimer Oberfinanzrat. Als Nachfolger des Freiherrn von der Recke, den er auch jetzt im Ministerium des Innern ablöst, wurde er 1896 zum Regierungspräsidenten in Düsseldorf ernannt. Bedeutsam bei dem Ministerwechsel ist, daß die neuberufenen Männer bisher an der Spitze gerade der preußischen Verwaltungsdistrikte gestanden haben, die in erster Linie an dem Ausbau des Rhein-Elbe-Kanals interessiert sind.

Schnell gefreit.

Humoreske

von

Hans Arnold.

„Vom Platzregen als Eheprokurator habe ich wohl schon gehört,“ sagte der Geheimrat Wesendorf, „aber das Taschentuch als Eheprokurator — das ist mir allerdings ganz etwas Unbekanntes! Sie haben uns mit diesem Stichwort ordentlich neugierig gemacht, mein lieber Herr von Sandow, und ich möchte wetten, da baumelt wieder mal eine Ihrer netten Geschichten daran! Habe ich nicht recht?“

Der Angeredete, ein alter Herr mit einem noch immer auffallend hübschen Gesicht, zu dem das volle, silberweiße Haar vortrefflich stand, lächelte ein bißchen.

„Das könnte wohl sein,“ sagte er, „und wenn die Uhr noch nicht gar zu stark auf Mitternacht zeigt, läßt sich am Ende die kleine Affaire noch berichten. Lang ist sie so wie so nicht, da sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden abspielte — ich bin mein ganzes Leben hindurch für beschleunigtes Tempo gewesen, bis mir die Jahre einen gemütlichen Zuckeltrab zur Notwendigkeit machten.

„Also — zur Sache! Ich hatte soeben meinen Abschied vom Militär eingereicht, da ich mein väterliches Gut selbst übernehmen und bewirtschaften wollte. In den allerletzten Tagen meines Aufenthaltes in der bisherigen Garnison wurde ich noch zu einer Hochzeit eingeladen.

„Eigentlich sollte ich so ein bißchen den Lückenbüßer spielen — ein Kamerad von mir war im letzten Moment krank geworden oder sonstwie verhindert, — dessen weiß ich mich nicht mehr genau zu entsinnen —, und man hatte mich gebeten, an seiner Stelle in dem mir ziemlich fremden Hause als Hochzeitsgast zu erscheinen.

„Ich lebte aber damals mehr wie je nach dem Prinzip, jede Blume zu pflücken, die mir am Wege blühte, und sah gar nicht ein, warum ich einen vergnügten Tag nicht mitnehmen sollte, wo er sich bot. Auch war mir, ehrlich gesagt, die Gelegenheit nicht ganz unwillkommen, mich noch einmal im Glanz meiner lieben blauen Dragoneruniform vor ein paar Dutzend schöner Augen präsentieren zu dürfen — kurz, ich sagte zu.

„Ich ließ mir ein schönes Bouquet für meine voraussichtliche Brautjungfer binden, warf mich in Wichs und fuhr, mit dem angenehm gesteigerten Gefühl, das die Jugend, und nur sie allein, unbekannten Erlebnissen entgegenzubringen hat, in die Kirche, wo alles sich versammeln sollte.

„Solche Zeiten im Leben, wo man gewissermaßen noch mit einem Fuß in den alten, mit dem andern schon in den neuen Verhältnissen wippt, haben für den Menschen etwas Eigenartiges, etwas unbestimmt Erwartungsvolles. Man denkt immer, es müßte sich da — gerade da! — an der Schwelle andrer Lebensabschnitte, noch etwas ganz Besonderes begeben — ich meine, das hat wohl jeder mehr oder weniger an sich selbst erfahren!

„Ich habe nun speziell immer zu den enragiertesten Luftarchitekten gehört, ich konnte mir förmliche Pläne entwerfen für ganz eingebildete Geschichten, und so redete ich mir ein, diese Hochzeit werde für mich ein durchaus entscheidendes Ereignis bringen — die unbekannte Brautjungfer, der ich beim Eintritt in die Kirche meinen gekrümmten Ellbogen zur Disposition zu stellen berufen war, werde sich zugleich als diejenige herausstellen, die ich einmal wirklich zum Altar und durchs Leben führen sollte! In dieser Phantasiemalerei wollte ich mich durch nichts stören lassen, ich vermied es mit größter Absichtlichkeit und Geschicklichkeit, mich nach dem unbekannten Wunderwesen zu erkundigen; ich dachte sie mir eben nur aus, wie sie sich etwa präsentieren sollte. Nach meinem damals vorherrschenden Geschmack, der so ein paar Schattierungen in der Art durchgemacht hat, mußte sie groß sein, stattlich, mit schwarzen Haaren und Augen wie die Schokoladenthaler. Sie gefiel mir wirklich ausgezeichnet — so ausgezeichnet, ehe ich sie überhaupt zu Gesicht bekommen hatte, daß sie schon sehr hübsch hätte sein müssen, wenn sie mir in Wirklichkeit so gefallen wollte und sollte.

Die Wasserrutschbahn der Münchener Sportausstellung. Originalzeichnung von Hans Stubenrauch.

„Nun, der große Moment kommt wie andre große Momente auch! Ich fahre vor, steige aus, begebe mich nach der Sakristei, wo sich alles versammelte. Dort stehe ich in meiner ganzen respektabeln Länge, die mir den Ueberblick über das Leben immer sehr erleichtert hat, und lasse die eben ankommenden Brautjungfern Revue passieren. Ehe sie noch alle versammelt sind, nimmt mich der Unhold von Festarrangeur liebend an der Hand. ‚Hier, Herr von Sandow, Ihre Dame!‘

„Und dabei stellt er mich einem freundlich lächelnden Fräulein gegenüber, die es viel bequemer gehabt hätte, sich in mein Knie wie in meinen Arm zu haken, so kurz war sie geraten, und bei deren Anblick ich an nichts weiter zu denken vermochte wie an einen sehr gut aufgegangenen Kartoffelkloß. Na, das ist ja an und für sich nichts Verwerfliches, aber in meinem Fall — als Sturzbad auf ein aufflammendes Phantasiegebilde — prosit Mahlzeit!

„Mein erstes Gefühl war denn: Fliehe, so weit und so rasch dich deine Füße zu tragen vermögen! Aber als Kulturmensch widerstand ich dieser natürlichen Regung — ich verbeugte mich mit einer Ernsthaftigkeit, die der Verzweiflung entsprang, mir aber als Hingabe an die kirchliche Feier entschieden vorteilhaft ausgelegt wurde und mich zum ‚gediegenen‘ Charakter stempelte.

„Der Kartoffelkloß, der übrigens sehr gutmütig aussah, wirft mir denn einen schmelzenden Blick aus zwei sehr wasserblauen Augen zu. ‚Himmel, die hat auch noch was Herzinniges an sich!‘ denke ich voll machtlosen Ingrimms in mich hinein. Ich ziehe aber natürlich ergeben mit ihr ab, noch dazu in dem kompromittierenden Gefühl, daß sie mir neben allem andern den ganzen Eindruck meiner sieghaften Persönlichkeit verdarb. Hart — was?

„Die Brautjungfern und Brautführer wurden um den Altar herum nach dem Grundsatz verteilt und plaziert, daß die Damen rechts, die Herren links vom Brautpaar saßen und man somit Gelegenheit hatte, sich während der ganzen Sache mit Muße und Genauigkeit zu beaugenscheinigen. Als wir unsre Plätze eingenommen hatten, entdecke ich neben mir einen Kameraden — es war ein Leutnant von Tiefenhausen —, mit dem ich mich öfter bei aller Verträglichkeit ein bißchen schraubte, nicht eben schlimm, aber doch so, daß jeder den andern fürs Leben gern neckte bis aufs Blut und es sich nie entgehen ließ, ihm einen kleinen Streich zu spielen, wo Ort und Gelegenheit es ermöglichten.

„Dieser Tiefenhausen hatte nun schon die ganze Zeit ein so heillos fideles Gesicht gemacht, das ich kannte und das er nur bei oder nach verübter Missethat aufzusetzen liebte.

„Jetzt grinste er und stieß mich an.

„‚Nun, Sandow,‘ flüstert er und blinkt mit den Augen, ‚habe ich dir nicht eine allerliebste Brautjungfer ausgesucht?‘

„‚Du Elender!‘ knirsche ich, ‚das hast du gethan?‘

„Er will vor Vergnügen umkommen und muß sich das Taschentuch vor den Mund halten, um nicht laut loszulachen.

„‚Was ist denn?‘ fragt er, als er wieder zu sich gekommen ist, und thut wie die liebe Arglosigkeit in Person, ‚ich denke, du wirst hochbeglückt sein. Es ist ein nettes Ding, sag' ich dir; ein bißchen langweilig, aber eine Seele von einem Mädchen!‘

„‚Warum hast du sie dir denn nicht genommen?‘ frage ich so recht wütend, ‚nach dem alten Sprichwort: Kloß und Kloß gesellt sich gern!‘

„Da hatte er's, dem seine kleine, dicke Kugelgestalt ein rechter bohrender Schmerz war. Ehe er aber anfangen konnte zu zanken, hub der Prediger an, mit einer wahren Donnerstimme die beiden Brautleute zu ermahnen, und wir beide verstummten erschrocken und hörten zu.

„Das heißt — wir beide, mich ausgenommen! Ich hörte nicht zu! Ich verwandte die ganze lange — kurze Zeit, die etwa anderthalb Stunden, die die Feierlichkeit beanspruchte, dazu, mich zu verlieben, aber in einer Weise, wie ich es vorher und nachher nie fertig bekommen habe! Und das will eine ganze Menge sagen, denn ich hatte eine nicht ganz unbedeutende Uebung in dieser Hinsicht.

„Mir gegenüber — neben meinem Kartoffelklößchen — saß nämlich ein Mädchen, ein ganz junges Ding von wohl knapp siebzehn Jahren, groß und schlank wie eine Gerte. Sie trug ein einfaches weißes Kleidchen — sehr einfach, viel weniger elegant und geputzt wie alle andern, und guckte unter einem schief aufgesetzten Kränzchen von feuerroten Bohnenblüten mit einem so reizenden, sonderbaren, süß-trotzigen Gesichtchen hervor, mit solchen funkelnden, wechselnden, sprechenden, gewitterblauen Augen, — na, ich kann nur sagen, es war etwas ganz Unglaubliches!

„Ich verwandte keinen Blick mehr von ihr, ich studierte, phantasierte und philosophierte mir aus dem Ausdruck dieses Gesichtchens wieder einmal eine ganze Geschichte zusammen. Und wie ich eben so recht verzückt und verhimmelt dasitze, pufft mich Tiefenhausen schon wieder in die Seite.

„Ich ziehe die Augenbrauen zusammen.

„‚Störe mich nicht in meiner Andacht!‘ sage ich durch die Zähne.

„Er lacht.

„‚Ja, du bist der Richtige!‘ sagt er im Flüsterton, weist mit den Augen auf die entzückende Kleine, dann tippt er sich selbst- und wohlgefällig mit dem Zeigefinger auf den Magen: ‚Das ist meine Brautjungfer, wenn du es wissen willst!‘ zischelt er mir zu.

„‚Das arme Ding!‘ seufze ich so recht aus tiefstem Herzen.

„Er versuchte nach mir zu treten, es gelang ihm aber vorbei. Und in dem Augenblick war die Trauung zu Ende; wir standen auf, die Damen gegenüber folgten unserm Beispiel, alles oder doch einiges umarmte sich, war gerührt, bewegt, erleichtert, je nachdem.

„Ich mache mich nun mit männlicher Resignation bereit, meine Dame mit möglichst verhehltem Abscheu zu ergreifen. Da sehe ich, daß nicht mein Nachbar, sondern ein andrer, ein steif verlegen dastehender Peter, mit Haaren, die wie bei einer Mastbonna gescheitelt sind, dumm und tölpisch zu dem reizenden Mädchen geht und ihr den Arm bietet, sehe, daß sie ein klein wenig, fast unmerklich, die Achseln zuckt und den kleinen Mund verzieht, dann ihre Fingerspitzen, wie mir scheint, nicht allzu willig auf seinen Aermel legt, und dann gehen sie zusammen ab.

„‚Schwindler!‘ sage ich zu Tiefenhausen, der neben mir steht, ‚du führst ja die Schönste gar nicht!‘

„‚Nein,‘ sagt er und reibt sich die Hände, ‚aber ich sitze an der andern Seite. Und ihr Tischherr, nebenbei der reichste, dümmste, ödeste Michel im ganzen Königreich, der kann gegen meinen weltberühmten Sprechanismus natürlich nicht aufkommen, und ich werde mich fein amüsieren! Und du hast an der andern Seite den alten Oberstleutnant Schulten, du kannst dich ganz deiner bezaubernden Dame widmen. Gratulor, alter Freund, gratulor!‘

„Und damit geht er ab und lacht in sich hinein, daß der ganze Kerl wackelt. Ich finde noch gerade Zeit, zu denken: ‚Na, warte!‘, steige mit dem mir angehexten Kloß in den bereitstehenden Wagen und kratze an Liebenswürdigkeit zusammen, was der geringe Vorrat hergiebt — was sollt' ich auch machen?

„Im Hochzeitshause angelangt, drängt sich nun alles um das Brautpaar — lächelt, gratuliert, trocknet nach Anlage und Temperament eine Thräne, schwatzt und verbeugt sich — ich mache es in dem Gewirr möglich, hinter meiner kleinen Schönheit stehen zu bleiben, die sich mit der mir zuerteilten Brautjungfer etwas erzählt.

„Sie bemerkten mich beide nicht.

„‚Wen hast du denn zum Tischnachbar, Lore?‘ fragt die kleine Dicke angelegentlich.

„Also Lore — der Name gefiel mir wie das ganze Mädchen; wo hatte ich ihn doch schon öfter nennen hören?

„Die schöne Lore warf einen Blick an die Stubendecke.

„‚Natürlich den gräßlichen Feodor!‘ sagte sie, ‚wer kann es denn anders sein? An den bin ich ja immer geschmiedet! Und du, Klara?‘

„Und die dicke Klara sagte mit verschämtem Selbstgefühl und sichtlichem Wohlgefallen — Pardon für die wörtliche Wiedergabe ihrer Aeußerung, aber die Wahrheit über alles! — sie sagte: ‚Ich habe den famosen Dragoner, den großen, hübschen, der uns in der Kirche gegenüber saß!‘

„Von der Antwort, die Lore jetzt geben würde, hing für mich alles — und noch etwas — ab, das fühlte ich mit klarster Deutlichkeit. Wenn sie jetzt sagte: ‚Na, da hast du auch etwas Rechtes!‘, so wäre vielleicht in dieser wahren Geschichte manches anders gekommen. Aber sie sagte — Musik der Sphären! — ‚Da kannst du lachen!‘ Und dieser tiefe Ausspruch, der eben so viel Menschenkenntnis wie Geschmack verriet, der entschied über meine Zukunft!

„Ich hakte den Säbel ein, daß er nicht klirrte, ging oder schlich auf den Zehenspitzen auf den verschmitztesten Umwegen in den großen Speisesaal, wo die Tafel schon in vollem Blumenschmuck der Gäste wartend prangte. Ich flog und raste um den Tisch, immer die Augen auf die Tischzettel geheftet wie ein Stoßvogel auf seine Beute — ich trotzte den devot verwunderten Blicken der Lohndiener mit eiserner Stirn — ich fand meinen Zettel — fand Tiefenhausens Zettel — ich tauschte sie mit Blitzesgeschwindigkeit gegeneinander um!

„Ich setzte Tiefenhausen neben den freundlichen Kartoffelkloß, und mich plazierte ich neben die Schöne, die ich als Fräulein Lore von Feldern rasch entdeckt hatte, und bei deren Namensklang mir wieder das unbestimmte Gefühl durch den Kopf ging, schon von ihr gehört zu haben.

„Aber zum Nachdenken war jetzt keine Zeit und kein Anlaß; ich verließ den Schauplatz meiner Schreckensthaten und ging mit einem so unbefangenen Gesichtsausdruck in das Gästezimmer zurück, als wenn ich nicht bis drei zählen könnte, geschweige denn bis vier.

„Das Geschick war mir anscheinend freundlich zugethan, die Brautjungfern hatten vor Beginn der Tafelfreuden noch eine kleine Art Aufführung oder Deklamation zu leisten, die zwar den Hunger in unliebsamster Weise verschärfte, aber das regelrechte zwei und zwei Zu-Tisch-gehen störte und teilweise vereitelte.

„Ich ersah mit Geistesgegenwart den richtigen Augenblick, ließ meinen Kloß Kloß sein, turnte mit affenartiger Geschwindigkeit nach meinem betrügerisch erschlichenen Platz und saß mit der Miene der vollendetsten Unbefangenheit neben der schönen Lore.

„Dem mit fieberhafter Angst und zuckender Lebhaftigkeit protestierenden und gestikulierenden Tiefenhausen rief ich mit Entschiedenheit zu: ‚Nein, nein, es stimmt ja alles!‘ und sah ihn, der, wie schon erwähnt, keine Dame hatte, also sich ohne wirkliche Ungezogenheit nicht sichtlich sträuben durfte, mit Klara am Arm die Grube betreten, die er mir gegraben hatte! Und ich rieb mir so recht von Herzen die Hände.

„Daß ich ihm mit meinem ersten Glase lachend und seelenvergnügt zuprostete, daß er mir einen Blick an den Kopf warf, von dem es mir noch heute lieb ist, daß er kein Ziegelstein war, das erwähne ich nur in Parenthese. Denn ich vergaß vom Augenblick des Tafelns an alle Menschen, alle, mich selbst nicht ausgenommen.

„Für mich gab es nur noch eine, und diese eine saß zum größten Glücke neben mir, und keine Macht der Erde konnte mich für die nächsten Stunden aus ihrer Nähe vertreiben. Ach, und welch endlose Zeit dünken der glücklichen, gedankenlosen, liebenden Jugend solche Stunden!

„Das reizende Geschöpf neben mir war zunächst absolut schweigsam. Sie saß mit zugekniffenem Mündchen und sah wieder mit jenem Ausdruck finsteren Trotzes auf ihren Teller nieder, den ich vorhin schon an ihr bemerkt und mir nicht zu deuten gewußt hatte.

„Auf die verschiedenen verlegenen Versuche ihres Nachbarn, sie zu unterhalten, hatte sie nur ein kurzes ‚Ja!‘ oder ‚Nein!‘

„Der arme Mensch fing mich beinahe an zu dauern, er schien zu den gutmütigsten und schüchternsten Tölpeln dieses und des vorigen Jahrhunderts zu gehören, nebenbei war er so sichtlich bis über seine beiden, weit abstehenden Ohren in seine junge Nachbarin verliebt, daß es einen Hund hätte jammern können.

„Ich überlegte mir inzwischen immerfort, wie ich als erbärmlicher Egoist aus dieser Konstellation meinen Vorteil ziehen könnte. Ich suchte nach irgend einem Anfang, um mich mit dem anziehenden Mädchen zu unterhalten; sie sah bisweilen mit einem ganz flüchtigen Blick nach mir hin, aber wandte den Kopf sofort wieder ab, als wenn sie erschrocken

wäre; ich verstand das kleine Fräulein gar nicht.

„Da mit einemmal fällt ihr das Taschentuch, das sie während einer besonders empressierten und wohl auch gefühlvollen Anrede ihres Tischnachbars ungeduldig und ärgerlich zwischen den Fingern zerknittert hatte, neben mir zur Erde.

„Ich bin natürlich sofort in der Versenkung und hebe es auf; wie ich es in die Finger bekomme, besehe ich es mir und stecke es dann sehr kaltblütig in meine Tasche.

„Das Fräulein bemerkte natürlich diese überraschende Wendung der Dinge und sah mich mit halb geschlossenen Augen sehr vornehm und erstaunt an.

„‚Bitte!‘ sagte sie von oben herab, ‚das ist mein Taschentuch!‘

„Ich kopierte sie ein kleines bißchen, sehr geschickt und fast unmerklich, wie sich das ja wohl von selbst versteht, aber ich that es doch.

„‚Bitte!‘ sagte ich und sah sie auch so recht überlegen an, ‚das ist mein Taschentuch!‘

„Sie lächelte ein kleines bißchen, wie gegen ihren eignen Willen. Hätte sie es mir noch nicht angethan gehabt, so wäre es jetzt geschehen — aber wie!

„‚Beweise!‘ sagte sie gebieterisch.

„‚Zu Befehl!‘ erwiderte ich lachend und griff in meine Tasche, holte ihr Tuch heraus, holte mein Tuch heraus und hielt ihr beide hin: ‚Darf ich bitten? Hier! Dasselbe Tuch, derselbe Rand, dasselbe Wappen, von schöner Hand gestickt — entweder waltet nun hier ein unbegreiflicher Zauber, oder ich habe das noch viel unbegreiflichere Glück, mit Ihnen verwandt sein zu dürfen, mein gnädiges Fräulein!‘

„Und während ich spreche, sehe ich, wie auf ihrem entzückenden Gesichtchen ein zartes, klares Rot aufblüht und immer tiefer wird — sie läßt den Kopf hängen und ist eine ganze Weile ganz still, dann sagt sie auf einmal so recht trotzig vor sich hin: ‚Na ja, das kommt davon!‘

„Ich sah sie schweigend und lächelnd an und wartete auf eine Erklärung der sonderbaren Geschichte. Der Nachbar mit dem Madonnenscheitel spitzt schon die Ohren und will an unsrer Konferenz teilnehmen. Da wendet sie sich nach ihm um: ‚Bitte, drehen Sie sich jetzt mal sofort nach der andern Seite und hören Sie kein Wort von dem, was ich sage; bitte, Feodor!‘ fügt sie mit Nachdruck hinzu.

„Feodor? Was? Vorname? Sie nennt den Anhänger der glatten Scheitelung mit Vornamen? ‚Hölle und Teufel! Das wird doch kein Bräutigam sein?‘ dachte ich bei mir und sah mir schon meine Gabel auf Erstechen an.

„Feodor, der mir das gutmütigste Schaf in des Schöpfers großem Riesenstall zu sein schien, wendet denn nun gehorsam sein tadellos gekämmtes Haupt nach der andern Seite. Zu seinem Unglück und zu meinem Glück fällt er bei dieser Gelegenheit einer Dame in die Finger, die schon seit zwanzig Minuten verzweifelt und vergeblich nach einem Abnehmer für ein paar Meter der langweiligsten und weitläufigsten Geschichte gelechzt hatte, und die sich nun hocherfreut in den armen Feodor moralisch einkrallte und ihn für die nächste Zukunft rettungslos fest hatte.

„‚So, mein gnädiges Fräulein,‘ sagte ich nunmehr, sehr erfreut über diese angenehme Wendung der Dinge, ‚Feodor wären wir glücklich los geworden.‘ (‚Nimmt sie das übel,‘ dachte ich, ‚dann, Hoffnung, fahre wohl!‘)

„Aber keine Spur von Uebelnehmen, im Gegenteil, sie lacht so recht frisch heraus, und ich fasse die Gelegenheit am Stirnhaar und fange nun an, sie wegen des Taschentuches zu necken. Ich habe immer die Theorie gehabt und verfochten, daß man eines Menschen wahre Natur sehr deutlich an der Art und Weise erkennt und durchfühlt, wie er neckt und wie er sich necken läßt, wie er angreift und wie er pariert. Und wie nahm meine kleine Nachbarin den Kampf auf, wie verteidigte sie sich! Sie parierte meine plumpen Keulenschläge mit den reizenden Waffen graziösesten Uebermuts, sie wußte mit kleinen, anmutigen Wendungen von einer Gesprächsecke in die andre zu fliehen, und erst, als ich resigniert den Kopf an die Stuhllecke zurücklegte und ganz erschöpft sagte: ‚Ich gebe es auf, Sie sind mir im Wortgefecht über‘, da lachte sie und sagte: ‚Nun, so weit wollte ich Sie nur haben, jetzt werde ich Ihnen denn ganz ehrlich beichten, wie die Sache gekommen ist. Dieses Taschentuch nämlich‘ — sie unterbrach sich und sah mich bittend an — ‚muß ich's erzählen? Ein bißchen schäme ich mich!‘

„‚Ach, wo werden Sie denn!‘ erwiderte ich gemütlich, ‚erzählen Sie nur frisch drauf los — es ist gewiß eine ganz besonders niedliche Geschichte, die ich da zu hören bekomme!‘

„Sie schüttelte energisch den Kopf.

„‚Die ist es nun gar nicht!‘ sagte sie kleinlaut, ‚dieses Taschentuch fand sich vor einiger Zeit — ich glaube, es ist schon anderthalb Jahre her — unter unsern Tüchern vor, niemand wußte, wem es gehörte, niemand in der Familie oder Bekanntschaft kannte das Wappen, und so lag es in meiner Kommode, und ich sah es alle Tage!‘

„Ums Leben nicht hätte ich hier die alberne Wendung zu unterdrücken vermocht: ‚Glückliches Taschentuch!‘

„Sie warf mir einen verweisenden Blick zu: ‚Dumm!‘ sagte sie ziemlich hörbar, ‚aber wahr!‘ erwiderte ich und verbeugte mich.

„Sie machte einen Versuch, sehr ernsthaft auszusehen: ‚Soll ich nun erzählen, oder soll ich's nicht? Wenn Sie mich noch ein einziges Mal unterbrechen, sage ich kein Wort weiter, und Sie können sich in alle Ewigkeit den Kopf zerbrechen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt!‘

„Ich bekundete durch eine lebhafte Gebärdensprache völlige Unterwerfung und völlige Sprachlosigkeit und sah die Erzählerin nur in Ermangelung andrer Aeußerungen sehr aufmerksam an, was mir nicht allzu große Ueberwindung kostete!

„‚Also,‘ fuhr sie fort, nachdem sie sich vorsichtshalber erst noch einmal überzeugt hatte, daß der gesittete Feodor noch immer in den Klauen des Schwatzengels sich befand, ‚also, die Einladung zu dieser Hochzeit kam. Ich war eigentlich noch nie in einer größeren Gesellschaft gewesen, und die Eltern wollten mir zuerst gar nicht erlauben, herzugehen, wenn nicht der dumme —‘

„Sie warf einen scheu erschrockenen Blick auf Feodor und verstummte und errötete.

„‚Ich meine,‘ fuhr sie dann eilig und verlegen fort, ‚schließlich bekam ich doch die Erlaubnis, ein kleines bißchen hatte ich darum gequält!

„‚Und die Eltern schenkten mir dieses Kleid hier und diese Blumen, und ich freute mich schon im voraus so, daß ich die letzten acht Tage gar nicht mehr recht schlafen konnte und wie im Traum herumging. Immer dachte ich: Wenn es nur schon erst so weit wäre, und du könntest in deinem Staat in den Wagen steigen! Ich hatte mir alles schon lange zurecht gelegt und fertig gemacht und dachte wirklich, ich hätte nichts vergessen. Da, im letzten Moment — der Wagen hält schon vor der Thür — alle rufen nach mir, ich laufe die Treppe herunter, so schnell ich kann, und wie ich am Wagen eben den Fuß auf das Wagentrittbrett setze, da fällt mir ein, daß ich mein Taschentuch vergessen habe! Papa war ärgerlich über die Verzögerung und über meine Zerstreutheit, ich — eins zwei drei — die Treppe wieder hinauf, Kommodenkasten aufgezogen, hineingegriffen, das erste beste Tuch eingesteckt, das ich fand, und nun in den Wagen. Und als ich mir den Schaden besah, habe ich das fremde Tuch ergriffen statt meines eignen, und fahre mit andrer Leute Eigentum in die Welt hinein! Finden Sie das sehr schlimm?‘

„‚Sehr!‘ erwiderte ich ernsthaft.

„‚Ich ja eigentlich auch,‘ fuhr sie ganz bedrückt fort, ‚aber ich habe es doch nun einmal gethan, und nun muß es noch so kommen, daß von allen, allen Leuten auf der ganzen weiten Welt gerade der neben mir sitzt, dem das Tuch gehört, so recht zur Strafe!‘

„Ich lachte.

„‚Nun, ich spreche Ihnen meinen verbindlichsten Dank aus, mein gnädiges Fräulein!‘ sagte ich.

„‚Wofür?‘ fragte sie verwundert.

„‚Daß Sie es so ganz unbefangen als Strafe auffassen und aussprechen, neben mir zu sitzen, das ist ja höchst schmeichelhaft!‘

„‚Ach, so meinte ich's doch nicht!‘ sagte sie, wieder in der geraden, niedlichen Art, die mir so zu Herzen ging, ‚und das wissen Sie auch ganz gut. Aber gestraft bin ich doch, denn ich habe nun einem wildfremden Menschen alles beichten müssen, und mein hübsches Tuch hat sich auch wieder wie ein rechtes, treues Hündchen zu seinem Herrn zurückgefunden,‘ schloß sie mit einem halben Seufzer.

„Und nun gab ein Wort das andre! Ich erkundigte mich, wann, wie und wo das Tuch sich in das Elternhaus meiner Nachbarin verirrt hatte, und es stellte sich heraus, daß es irrtümlich zwischen die Tücher ihres Bruders geraten war, mit dem ich über ein Jahr in Garnison zusammen und gut Freund gewesen war. Ich erzählte ihr das und erzählte ihr auch, wie mir ihr Name gleich als bekannt vorgeschwebt habe, wie mir aber erst jetzt eingefallen sei, daß mir der Kamerad damals immer von seiner kleinen Schwester Lore erzählt habe, und daß ich sogar mal eine Puppe für sie hätte mit aussuchen müssen, die der Bruder nach Hause geschickt habe.

„Ihre Augen funkelten vor Vergnügen bei dieser harmlosen Reminiscenz an ihren ‚lieben Jungen‘, wie sie den Bruder nannte, und wir wurden in dem Gespräch und in unendlichen Beziehungen, die sich daraus ergaben, so vertraut, als hätten wir uns schon lange Zeit gekannt! Kurz, ich segnete das Taschentuch mit einer Inbrunst, wie das Taschentüchern selten begegnen mag.

„Nach einer langen Zeit, in der wir uns mit jeder Minute besser unterhielten, verstanden und — heut darf ich's sagen — auch gefielen, begann ich vorsichtig, wie einer, der auf dünnes Eis gerät:

„‚Mein gnädiges Fräulein, darf ich eine Frage stellen, als Sühne für Ihren Raub eine kleine Indiskretion begehen?‘

„Sie lachte wieder.

„‚Wenn's wirklich eine kleine ist,‘ sagte sie mutwillig.

„‚Ja, das ist eine zweifelhafte Frage,‘ fuhr ich fort, ‚aber wir wollen's mal drauf ankommen lassen: — wer ist Feodor?‘

„‚Ein Greuel!‘ sagte sie, ohne eine einzige Sekunde mit diesem Verdammungsurteil zu zögern.

„‚Hoffentlich ein taubes Greuel!‘ gab ich zurück, ‚denn sonst muß er sein erfreuliches und ehrenvolles Signalement ohne jede Frage vernommen haben!‘

„Sie warf einen unendlich gleichgültigen Blick auf ihren sanften Verehrer.

„‚Nein, taub ist er nicht,‘ sagte sie mit großer Geringschätzung, ‚aber sonst alles mögliche!‘

„‚Sieht aber unglaublich gutmütig aus,‘ verteidigte ich den ahnungslosen Feodor, der mit dumpfer Ergebung noch immer den Redestrom seiner Dame über sich ergehen ließ und nur noch halb bei Bewußtsein schien; er mochte sich den Verlauf dieses Hochzeitsmahles auch wohl ein bißchen anders vorgestellt haben!

„‚Gutmütig sieht er aus,‘ wiederholte ich nach einem erneuten, prüfenden Blick auf das liebe Schafsgesicht des Feodor.

„Lore sah mich eine ganze Weile sehr nachdenklich an.

„‚Gutmütig — ja, das ist er wohl!‘ sagte sie dann und seufzte so recht von Herzen, ‚er ist mein Vetter!‘

„‚Aha — darum Feodor!‘ dachte ich, von meinen Qualen über das Vornamenverhältnis erlöst, und fuhr dann laut, wenn auch immer noch in vorsichtigem Ton fort: ‚Und nun, darf ich noch weiter indiskret sein?‘

„Sie zuckte die Achseln: ‚Wenn's nicht anders geht!‘

„‚Nein,‘ sagte ich sehr energisch, ‚es geht entschieden nicht anders — also, der Vetter betet Sie natürlich an?‘

„Sie sah mich aus ihren großen Augen mit dem ehrlichsten Erstaunen an.

„‚Woher wissen Sie denn das?‘ fragte sie und wurde in der nächsten Sekunde dunkelrot über das unfreiwillige Zugeständnis.

„‚Ich habe ein ganz auffallendes Kombinationstalent!‘ sagte ich mit tiefem Ernst.

„Sie nickte auch ganz ernsthaft.

„‚Das scheint so!‘ erwiderte sie bekümmert.

„‚Nun, und zu diesem erfreulichen Zugeständnis machen Sie ein so tief unglückliches Gesicht?‘ fragte ich teilnehmend; ‚ist es denn ein so unangenehmes Gefühl, angebetet zu werden?‘

Fortsetzung siehe Seite 844.

König Wilhelm II. von Württemberg auf dem Manöverfelde.

Die Kaisermanöver des Jahres 1899.

Von

E. Fischer.

Mit neun Abbildungen nach Momentaufnahmen von Hans Hildenbrand in Stuttgart.

Welchem Angehörigen unsers deutschen Volkes, des wirklichen Volkes in Waffen, geht es nicht wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, wenn er das Wort „Kaisermanöver" hört, Uebungen von Truppenmassen, wie sie sonst nur im Kriege als ganze Armeeabteilungen — allerdings dann in fast doppelter Stärke — auftreten. Die drei südlichsten deutschen Armeecorps, das XIII. (Königlich württembergische), das XIV. (Großherzoglich badische) und XV. Armeecorps (das elsässische) aus Straßburg waren die hiezu bestimmten, wozu noch zwei Kavalleriedivisionen zum Teil aus weiter Ferne zusammengezogen waren, um zwölf Regimenter stark mit der nötigen reitenden Artillerie als Rückhalt zu dienen. Die Infanterie hatte am letzten Manövertag die Stärke von 71½ wirklichen Bataillonen, die Kavallerie von 60 Eskadronen und die Artillerie von 43 Batterien, gegen 48 Bataillone, 30 Eskadronen und 24 Batterien, welche der markierte Feind stark war. Welch gewaltige Massen!

Solche großen Körper aber, wenn sie nicht immer in demselben Truppenverbande sind, wollen erst von den Führern sich in die Hand gearbeitet sein, wenn sie in gleichartiger Ausbildung gebrauchsfähig werden sollen. Dies traf besonders für die Kavalleriedivisionen zu, von denen die eine auf der Schwäbischen Alb bei Münsingen unter Generalmajor Freiherrn von Scheele als Division A und die andre B unter Generalleutnant von Engelbrecht im Elsaß übten. Die erstere war aus 4 württembergischen, 2 Dragoner- (25. und 26.) und Ulanenregimentern (19. und 20.) und 2 preußischen Ulanenregimentern (11. und 15.), sowie einer reitenden Artillerieabteilung aus Saarburg gebildet.

Bekanntlich herrschte in den letzten Augusttagen eine drückende Hitze. Wohl war es ein herrliches landschaftliches Bild, das die Schwäbische Alb mit ihren bewaldeten Höhen, dem freundlichen Schloß Lichtenstein bei der Fahrt nach dem Truppenübungsplatz Münsingen und seinem Barackenlager bot, aber der Boden war so rissig und hart, daß nach einigen Tagen einzelne Pferde zu lahmen begannen und der Divisionär deshalb den Antrag auf Verlegung der Uebung auf günstigere Felder, mehr gegen Ulm und Blaubeuren bei Nellingen und Merklingen, stellte, der auch Genehmigung fand.

Dorthin kam nun in jenen Tagen sowohl der König von Württemberg als der Generalinspekteur der III. Armee-Inspektion, Generaloberst der Kavallerie Graf von Waldersee, um die Regimenter im Divisionsverband zu mustern. Das eine unsrer Bilder zeigt den König Wilhelm von Württemberg im Manöverfeld, und auch den Grafen Waldersee gewahren wir, wie er bei einer Infanteriedivision scharfen Ausguck gegen den geworfenen Gegner hält.

Sobald die Uebung der Kavalleriedivision beendigt war, bei welcher prachtvolle Bilder sich dem Auge boten, zum Beispiel ein Angriff von 6 Regimentern mit über 3000 Pferden gegen eben etwas zu rasch vorgefahrene Artillerie, so folgte die Kritik am „Feldherrnhügel", und die Truppen durften meist der Hitze wegen in die Quartiere abrücken, um die Pferde wieder in stand zu setzen und zu ruhen.

Aber nicht lange dauerte manchmal die Ruhe! — Bei den Vedetten und Vorposten beginnt es zu knattern, der Gegner sucht durch einen Handstreich sich in den Besitz der Höhe zu setzen, von der er während des Gefechts vertrieben wurde. „An die Gewehre! — Umhängen! — Gewehr in die Hand!"

In der Dorfgasse.

Abkochen.

so folgen sich unmittelbar hintereinander die Kommandos, und bald ist die Infanterie über Kayh vorgegangen, während die Artillerie und Kavallerie soeben im Begriff ist, sich durch die Dorfstraße vorzuziehen, um auf der Höhe rechts des Dorfes Stellung zu nehmen. Während die Artillerie rasch auffährt, decken die Ulanen deren rechte Flanke.

Nun ist das Gros der Vorposten herangekommen und marschiert eben, durch die Böschungen des Hohlwegs geschützt, hinter einer leichten Anhöhe in einer Falte des Geländes gegen Hopfengärten, um in diesen einstweilen zu verschwinden und dann in Compagniekolonne plötzlich den „Störenfried“, der ihr idyllisches Lagerleben so rauh gestört, anzufallen. Aber — es sollte nicht so weit kommen, der Feind zog es vor, den Angriff nicht abzuwarten, sondern auszuweichen.

Fesselballon.

Graf Waldersee.

Der Gegner hatte nämlich durch seinen Fesselballon, der, von der Luftschifferabteilung bedient, in etwa 500 Meter Höhe seinen Offizier in der Gondel zur Beobachtung befähigte, von dort aus telephonische Nachrichten über die geplante Bewegung erhalten, und daher kam sein vorsichtiger Rückzug.

Noch folgten zwei Uebungstage der 26. (1. württembergischen) Infanteriedivision an der Enz und dem Strudelbach gegen die Glems, also auf der Linie Illingen gegen Markgröningen, dann aber wurden bei allen drei genannten Armeecorps größere Märsche gemacht, um zu den Paraden bei Straßburg, Cannstatt und Forchheim zusammengezogen zu werden.

Zu den Kaisertagen in Straßburg, Cannstatt und Forchheim hatte sich nach leichter Trübung doch während der Paraden selbst sonnig schönes Wetter eingestellt, nicht so aber zu den sich daran anreihenden Manövern. Stuttgart glich einem großen Heerlager. An Fürsten hatten sich außer dem Kaiser Wilhelm die Könige von Sachsen und Württemberg, Prinz Ludwig von Bayern, der Großherzog von Hessen, Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Leopold von Bayern, der Erbgroßherzog von Baden, außerdem noch eine große Anzahl von Prinzen und ein riesiges Gefolge eingefunden. Ueberall wurden die Fürsten — besonders der Kaiser — mit Jubel begrüßt; der Großherzog von Baden schloß sich in Karlsruhe an, wo sich das Große Hauptquartier befand.

Am Samstag den 9. September wurde vom Ausgangspunkt der Leitung in Karlsruhe aus (Großer Generalstab der Armee) unter den vom Kaiser ausgegebenen Ideen die erste Schlacht geschlagen, die sich von der Nagold, wo das XV. Armeecorps stand, gegen die Würm bei Weil der Stadt hinzog, von wo im allgemeinen das XIII. Armeecorps vorging. Der Kaiser war von Althengstett zu Pferde dem Vorgehen des XV. Armeecorps gefolgt, doch endigte schon um $10^1/_2$ Uhr mit einem Kampf um den Galgenberg bei Weil der Stadt die Uebung. Der Kampf vorwärts Simmozheim, wo eine große Artillerielinie aufgefahren war, bot ein prächtiges Bild. — Montags fiel das Gefecht aus, dagegen hatten die Truppen lange Märsche gegen Ludwigsburg, wo die Entscheidung am 12. September unter Führung des Kaisers fallen sollte. Der Kampf drehte sich um eine Höhe südlich des Aspergs auf dem Langen Feld, wohin schließlich der Kaiser seine siegreichen beiden Armeecorps führte.

Am letzten Manövertage fochten die vereinigten drei Armeecorps unter Führung des Königs von Württemberg, während der Kaiser die ganze (12Regimenter starke) Kavallerie übernahm, gegen einen markierten Feind bei Münchingen und Kornthal; ein großer Reiterangriff in Richtung von Kornwestheim, vom Kaiser prächtig ausgeführt, brachte die Entscheidung.

Biwak.

„Sie warf den kleinen Mund auf.

„‚Kommt darauf an, von wem! Meinen Sie nicht?‘

„‚Ich weiß nicht,‘ sagte ich lachend, ‚ich bin noch zu selten in der Lage gewesen, mich anbeten zu lassen, ich habe kein unparteiisches Urteil. Aber was verstimmt Sie denn dabei so sehr?‘

„‚Ach,‘ begann sie, verstummte, schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. ‚Sprechen wir von etwas anderm!‘ sagte sie dann mit auffällig veränderter, gepreßter Stimme.

„Und als ich mich bückte, um ihr ins Gesicht zu sehen, bemerkte ich, daß sie Thränen in den Augen hatte.

„‚Mein gnädiges Fräulein, was ist denn?‘ fragte ich so recht eindringlich und treuherzig. ‚Kann ich Ihnen nicht irgendwie raten oder beistehen? Glauben Sie mir, es würde mich glücklich machen! Was ist denn der Grund Ihres plötzlichen Kummers?‘

„Sie zögerte noch.

„‚Soll ich's Ihnen denn wirklich sagen?‘ fragte sie befangen und zweifelhaft; ‚ich kenne Sie ja doch eigentlich noch gar nicht!‘

„‚Meinen Sie das wirklich?‘ gab ich zurück; ‚mir scheint, Sie kennen mich sehr gut, und außerdem bin ich doch ein alter Freund Ihres Bruders; nehmen Sie mal an, ich vertrete dessen Stelle.‘

„Sie sah mich einen kurzen Augenblick vertrauend an, dann hing sie den Kopf.

„‚Nun gut,‘ begann sie dann mit sichtlicher Ueberwindung, ‚ich weiß selbst nicht, warum ich es Ihnen erzählen will — aber ich will! Also, dieser da‘ — ein Blick nach dem armen Feodor vervollständigte den Satz — ‚dieser da — ich will ihn lieber nicht nennen, sonst paßt er auf — der will mich heiraten! Und die Eltern wollen es auch — wollen es sogar schrecklich gern — und er hat gestern den Papa gefragt, und heut will er mich fragen, und wenn er fragt — der Papa hat gesagt, dann muß ich ja sagen!‘

„Sie sah mich hilflos und angstvoll an und wurde blaß bis in die Lippen.

„‚Und was soll ich denn nun thun?‘ brachte sie endlich mühsam hervor.

„Ich sah ein paar Augenblicke in tiefen Gedanken vor mich nieder. So seltsam es klingt — mir war in dieser kurzen Stunde doch schon ganz klar geworden, daß mein Luftschloß und meine Träume Wahrheit, daß wirklich dieses Fest für mich und mein Leben entscheidend war und noch mehr werden würde. Ich fühlte doch aber andrerseits wieder die ungeheure Verantwortlichkeit, die ich auf mich nahm, mir gegenüber und ihr gegenüber, wenn ich jetzt, nach einer Bekanntschaft von wenigen Stunden, schon so sprach, wie mir ums Herz war.

„‚Mein gnädiges Fräulein,‘ begann ich ernst und nachdrücklich, so ernst, daß mir die Stimme ein paarmal unsicher wurde, ‚ich bin Ihnen vor allen Dingen aus tiefstem Herzen dankbar, daß Sie mir so viel Vertrauen bewiesen haben! Und Sie sollen es, so Gott will, nicht bereuen dürfen. Ich würde dieses Vertrauen schlecht belohnen, wenn ich Ihnen nicht ehrlich und rückhaltlos, nach meiner besten Ueberzeugung, sagte, was Sie nach meiner Ansicht thun sollen. Ja sagen, weil man ja sagen muß — nicht weil das Herz dies „Muß“ diktiert, sondern ein Einfluß von außen her — ein solches Jasagen halte ich unter allen Umständen für eine Sünde und für ein Verbrechen! Und wenn ich Ihnen in diesem Fall — in diesem einen einzigen Fall und aus bestem Gewissen zum Ungehorsam gegen Ihren Herrn Vater raten will, so geschieht es in der sicheren Voraussicht, daß er Ihnen den Ungehorsam selbst noch einmal danken wird. Sie müssen Ihr Leben leben, und keine andre Hand, auch die wohlmeinendste nicht, darf diesem Leben gegen Ihren innersten Willen Form und Inhalt verleihen.‘

„Sie hatte mich, während ich so in bewegtem Tone sprach, mit aufleuchtenden, verstehenden Augen angesehen, jetzt hielt sie mir plötzlich in überwallendem Gefühl die Hand hin:

„‚Ich danke Ihnen tausendmal!‘ sagte sie rasch und warm, ‚und ich thu's auch nicht!‘

„In diesem kritischen Augenblick, der mich im nächsten durch einen öffentlichen Fußfall und regelrechteste Liebeserklärung vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft blamiert hätte — denn so weit war ich —, hatte sich die Nachbarin des schon halb zu Tode geschwatzten Feodor an einem Semmelkrümchen verschluckt. Sie hustete, und Feodor, vielleicht mehr aus Selbsterhaltungstrieb wie in erster Linie aus Liebe, machte, so rasch es anging, linksumkehrt und begann nun allen Ernstes, auch etwas von seiner reizenden Cousine haben zu wollen, was ihm niemand verdenken konnte.

„Ich ließ ihm das Reich großmütig, ich dachte bei mir: ‚Du armer Schlucker, du wirst heute doch noch allerhand Peinliches zu erleben haben!‘ Und während er mit seiner steifleinenen Galanterie versuchte, den Liebenswürdigen bei dem reizenden Mädchen zu spielen, wob ich aus Gegenwart und Zukunft, aus Hoffnung, Liebe, Zagen, Träumen und Wollen ein schimmerndes, flimmerndes Gedankennetz, in dessen goldenen Maschen ich mich und meine ganze Persönlichkeit so tief verstrickte, daß ich, als man durch Stühlerücken das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab, in dem seltenen und erfreulichen Fall war, ganz genau zu wissen, was ich wollte und was ich zu thun hatte.

„Zunächst, ehe die Musik aus ihrem quiekenden, quäkenden, schreienden Stimmen sich zu einem schwungvollen Walzer emporgeschwungen hatte, schlängelte ich mich an den alten Herrn von Feldern, Lores Vater, heran, der, ahnungslos, wie sehr ich mich soeben in seine Erziehung gemischt hatte, mich sehr liebenswürdig aufnahm. Ich führte die alte Bekanntschaft mit seinem Sohne ins Treffen, warf dem Vater ein paar faustdicke Komplimente über seinen vorzüglichen und liebenswürdigen Filius an den Kopf, was Vätern im allgemeinen erfreulich ist, und führte mich somit aufs angenehmste ein.

„Dann begann ich, um mich neben Feodor hervorzuthun, eine blühende Schilderung meines Gutes und wurde förmlich farbenprächtig dabei. Der alte Herr kannte es zum Glück, was meiner Sucht zur Renommage einerseits heilsame Zügel anlegte und mir andrerseits zu einem soliden Eindruck verhalf.

„Durch alle diese Zusammenwirkungen fanden wir uns denn schnell — man kann überhaupt Menschen, meiner Erfahrung nach, viel leichter fangen als Fische oder Mäuse, wenn man es richtig darauf anlegt. Und als der erste Walzer erklang, den ich natürlich mit meiner reizenden Lore eröffnete — sie tanzte gerade so allerliebst, wie sie alles that —, als ich mit ihr so auf den Wellen der Töne hinflog, da hatte ich die Empfindung und das erfreuende Bewußtsein, mit meinem künftigen Schwiegervater sehr gut zu stehen, was, in Parenthese bemerkt, auch von Dauer geblieben ist.

„Daß ich, was mir dem Vater gegenüber geglückt war, bei der Tochter nicht verabsäumte, das brauche ich wohl nicht erst zu versichern, das glaubt mir gewiß jeder, der sich in meine Lage versetzen kann. Ich wich nicht von der Seite des lieblichen Geschöpfchens, das mich mit jeder Minute mehr bezauberte. Dem armen Feodor und seinen Anstrengungen, doch auch einmal heranzukommen, setzte ich eine Dickfelligkeit entgegen, die in mir selbst die höchste Bewunderung hervorrief — er kam thatsächlich nicht heran! Zum größten Glück war der Papa an einem Whisttisch festgemacht und sah nicht, wie mit seinem Schützling umgesprungen wurde. Feodor wurde mit jeder Minute kleiner, ich wuchs dagegen zu schwindelnder Höhe — der Mann mag mir an dem Abend so recht von Herzen gut gewesen sein!

„Daß er aber seine Erklärungsabsichten trotzdessen festhielt und nur auf einen geeigneten Augenblick wartete, das war mir ganz ersichtlich.

„Ich war halb und halb entschlossen, ihm mit meiner Erklärung zuvorzukommen und ihn möglichst um eine Nasenlänge zu schlagen: im schlimmsten Fall dachte ich mir die Situation so, daß wir uns vierhändig dem Vater der Angebeteten zu Füßen geworfen hätten! Er konnte ja dann mit einer Münze nach dem bewährten Grundsatz von ‚Kopf oder Schrift‘ zwischen uns entscheiden, da er als gewaltthätiger Herr von altem Schrot und Korn der Tochter keine Stimme in der Sache zuzuerkennen schien.

„So weit schien ja alles glatt zu verlaufen, und ich war innerlich ganz darauf vorbereitet, daß ich vor dem Verstreichen der nächsten Viertelstunde programmäßig einen Augenblick erhaschen würde, um mit einer sehr schön überlegten und innerlich fein ausgearbeiteten Liebeserklärung zu explodieren. Ich überhörte mir in aller Eile noch einmal die effektvollsten Wendungen, und die Sache war auf dem besten Wege. Da tönt der unheilvolle Ruf: ‚Damenwalzer!‘ in meine gehobene Stimmung hinein, meine Träume fliegen aufgescheucht in alle Ecken des Zimmers, eine gewisse fieberhafte Unruhe kommt in die Tanzerei, und ich sehe mit Ingrimm, daß ich meine Erklärung noch kalt werden lassen muß, die ich an der Flamme meiner Gefühle eben so schön zur Siedehitze und dicht vors Ueberkochen gebracht hatte — ein kulinarischer Vergleich, der, zu meiner Ehrenrettung sei's gesagt, mir in jenem hochgespannten Moment aber nicht beifiel!

„Der Damenwalzer nahm also seinen Verlauf und war diesmal bestimmt, mich, wie den heiligen Laurentius, auf einem Rost im Feuer der Ungeduld zu braten. Da bin ich schon wieder in der Küche — es ist ein Leiden!

„Ich hatte gehofft, als bescheidenes Mauerblümchen in Dragoneruniform zu figurieren, und nie hat mir weniger am ‚Glück bei Damen‘ gelegen als in jener Stunde! Aber Fortuna dachte anders und verhalf mir zu einem ebenso unerwünschten wie unbequemen Erfolge. Die eingangs erwähnte Klara, der Kartoffelkloß mit dem seelenvollen Blick, die sich bei Tisch um mich betrogen fand, wollte nun — ob aus unerklärlichem Wohlgefallen an meiner Persönlichkeit oder aus Bosheit und Tücke, das lasse ich dahingestellt — aber sie wollte in jedem Fall auf ihre Unkosten kommen.

„Sie stellt sich vor mich hin, knickst, lächelt mich an — was bleibt mir auch andres übrig? Ich lächle ebenfalls, neige mich ehrfurchtsvoll und dankbar, ergreife sie und versuche, mich mit ihr im Reigen zu drehen.

„Aber das war nicht so leicht gethan wie gesagt. Der Kloß hatte erstens ein Schwergewicht, als wenn er aus bestem Granit geformt gewesen wäre. Sodann stand er in einem entschieden unfreundlichen Verhältnis zu den bescheidensten Anforderungen des Taktes und der rhythmischen Fortbewegung. Er zählte schon immer laut und angstvoll, ehe er loshopste — das ist ein böses, böses Zeichen! Kurz, die Sache gestaltete sich derartig anstrengend für mich, daß mir der altbekannte maliziöse Ausdruck für schlecht tanzende Damen: ‚Das ist ja beinahe wie Möbelrücken!‘ nicht aus dem Sinn kam, und ich nach zweimal herum ungefähr die Empfindung hatte, eigenhändig einen recht kompletten Umzug bewerkstelligt zu haben.

„Leider schien diese niederdrückende Empfindung nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Ich mochte mich drehen und wenden, wohin ich wollte — ich verschmähte es sogar nicht, hinter den Fenstervorhang zu schlüpfen — alle Künste waren vergeblich! Ehe ich mich's versah, stand wieder der Kartoffelkloß vor mir und knickste. Ich glaube, das kleine Ungeheuer hat mich in diesem Damenwalzer wohl fünfzehnmal an Leben und Gesundheit zu schädigen versucht.

„Und dabei sah ich noch Tiefenhausens schadenfrohes Gesicht, der bei unsern verzweifelten Anstrengungen sich königlich amüsierte und mir immer, wenn ich an ihm vorbeikam, mit diabolischer Fröhlichkeit zuflüsterte: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten!‘

„Und zweimal, als ich eben wieder mit dem Kloß herumspringen mußte, tanzte Tiefenhausen mit Lore an mir vorbei — es war wirklich zum Krankärgern!

„Nun, alles nimmt ein Ende, warum nicht dieser Damenwalzer, obwohl ich damals die Empfindung hatte, als wenn er ungefähr acht Tage gedauert hätte.

„Als ich nun aber hocherfreut sehe, wie die Musikanten ihre Instrumente absetzen und zum Glase Bier greifen, als ich so recht aufatmend denke: ‚Nun ist meine Stunde herangekommen,‘ zeigt mir ein Blick, daß Lore sich nicht mehr im Tanzsaal befindet. Und nicht nur Lore ist verschwunden, sondern auch Feodor kann ich beim besten Willen nirgends entdecken.

„Na, das war ja hübsch! Mein Schreck — ich finde keine Worte!

„Ich flitze denn mit größter Vorsicht und Besorgnis um meinen Kloß herum, der die entschiedenste Neigung zeigt, mich Unseligen noch in eine schalkhafte Unterhaltung zu verwickeln, ich stelle mich hart-

hörig und schüttle sie ab wie einen Maikäfer. Dann gehe ich, die Augen immer nach rechts und links wandern lassend, durch eine Reihe von Zimmern, die sich an den Tanzsaal schließen, und in deren einem das verschwundene Paar sich doch unbedingt aufhalten muß!

„Und richtig, in einem gemütlichen, tiefen Raum, anscheinend der Wohnstube der Familie, bietet sich mir ein ebenso unerwarteter wie merkwürdiger Anblick!

„In der Mitte des Gemachs steht der unglückselige Feodor, ein Bild der tödlichsten, ratlosesten Verlegenheit, trommelt mit den Fingern der einen Hand auf der andern Hand herum, wagt sich anscheinend nicht zu rühren und zu bewegen und macht ein Gesicht, wie man es ohne weiteres auf die Ausstellung für Schafsgesichter schicken und sich eines ersten Preises versichert halten könnte.

„Und ihm gegenüber — die reizendste Ursache seiner sprachlosen Verwirrung — in einem bequemen Großvaterstuhl am Fenster zusammengeschmiegt, die kleinen Hände lässig im Schoß gefaltet, sitzt Lore, das Köpfchen an die Seitenlehne des Stuhles gedrückt, mit festgeschlossenen Augen, ruhig und gleichmäßig atmend und allem Anschein nach im tiefsten Schlaf.

„Der Anblick war zugleich so allerliebst, so erheiternd und so rätselhaft, daß ich wohl zwei Minuten in der offenen Thür stand, von niemand bemerkt, und mit Lachlust und Vergnügen so vollauf zu thun hatte, daß ich mich nicht losreißen konnte.

„Das Rätselhafte freilich sollte mir bald gelöst werden, denn ich sah, wie es plötzlich einmal, nur eine Sekunde, ja kaum so lang, aber doch, um den Mund der kleinen Schläferin verräterisch zuckte und wie unter den langen, dunkeln Wimpern hervor ein ganz, ganz flüchtiger, schelmischer Blitz von einem Blicke nach dem armen, schwer blamierten Feodor hinüber huschte. Der in seiner Bestürzung und Tölpelhaftigkeit merkte nichts davon, er sah immer noch aus wie ein verängstigter Hase und stand und stand, entschieden in der Furcht, daß gerade das, was er in der nächsten Minute unternehmen könnte, das Allerthörichtste und Ungeschickteste sein würde.

„Als nun die Angebetete nach einer geraumen Zeit noch immer keine Miene machte, aus dem Schlaf zu erwachen, der sie allem Anschein nach so plötzlich überkommen hatte, als sie im Gegenteil den Kopf so recht bequem tief in die Polster sinken ließ, da gab der arme Freier verzweifelt seine verlorene Position auf, er begann, sich, auf den Zehenspitzen schleichend, mit der äußersten Diskretion zurückzuziehen, glücklicherweise nicht an mir vorüber, sondern nach einem zweiten Ausgange des Zimmers.

„Kaum hatte er diesen Rückzug — wirklich mit einer für männliche Stiefel nicht genug anzuerkennenden Zartheit — bewerkstelligt, kaum war er aus der Thür, allerdings nicht, ohne sich noch etwa fünfundzwanzigmal umgesehen zu haben, ob das Cousinchen denn immer noch nicht aufzuwachen Neigung zeige, so war ich an seiner Statt drinnen.

„Ich stand im ersten Moment noch unbemerkt, aber als die Thür sich sachte, sachte hinter ihm schloß und Fräulein Lore mit ihrem reizendsten Schelmengesicht aus dem vortrefflich dargestellten Scheinschlaf erwachte, da erschrak sie freilich nicht wenig.

„Denn in dem Zimmer, das sie im Gefühl eines glücklich, wenn auch nicht redlich errungenen Sieges leer zu finden geglaubt hatte, stand ich in Lebensgröße und sah sie sehr fidel und verständnisvoll an.

„Ich glaube, sie hatte im ersten Moment die Absicht, die Augen sofort wieder zuzumachen. Aber sie besann sich ziemlich rasch eines Besseren, stand in großer Befangenheit vom Lehnstuhl auf und blieb schweigend, mit tief gesenkten Wimpern vor mir stehen, als wenn sie nun in aller Ruhe abwarten wollte, was ich zunächst sagen werde.

„Und ich sagte natürlich: ‚Guten Morgen!‘ und erkundigte mich, ob sie gut geschlafen hätte.

„Sie nickte fröhlich und mit wiederkehrender Unbefangenheit.

„‚Nun aber,‘ begann ich in verwundertem Ton, ‚nun erzählen Sie mir wenigstens, mein gnädiges Fräulein, was denn diese merkwürdige Sache hier zu bedeuten hatte?‘

„Sie lachte hell auf.

„‚Ach, er ließ mich ja nicht in Ruhe!‘ sagte sie, halb ungeduldig und halb lustig, ‚er wollte doch um jeden Preis seine Rede halten — sechsmal hatte er schon angefangen — ich lief ihm immer aus einer Stube in die andre fort, und er lief ebenso unermüdlich hinter mir her, und als ich schließlich gar nicht mehr wußte, wie ich ihn loswerden sollte — denn irgendwo mußte die Wohnung ja ein Ende haben —, da that ich ganz schnell, als wenn ich eingeschlafen wäre. Und der dumme Junge glaubte das auch!‘ setzte sie verächtlich hinzu.

„‚Der arme Kerl!‘ sagte ich, ‚aber wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, Sie haben alle Ursache, sich zu beglückwünschen, daß der junge Mann anscheinend nicht sehr bewandert in der Litteratur ist!‘

„Sie sah mich erstaunt an.

„‚Weshalb denn?‘ fragte sie voll Verwunderung.

„‚Nun, denken Sie, wenn er die Geschichte vom Dornröschen gekannt hätte, das wäre doch am Ende schlimm gewesen!‘ sagte ich.

„Jeder Sachkundige wird mir zugeben, daß man eine bessere Einleitung zur Erklärung und Verlobung nicht zu haben braucht. Mir schien es auch so, und ehe mein Dornröschen Zeit gefunden hatte, sich aus ihrer lachenden Verwirrung wieder zu einiger Fassung durchzukämpfen, hatte ich alles gesagt, was ich zu sagen hatte, und vielleicht noch ein bißchen mehr, hatte ihr mein übervolles Herz zu Füßen gelegt, und — sie hat es nicht liegen lassen!

„Daß es mir gelang, die Eltern meiner kleinen Braut damit auszusöhnen, daß ich den von ihnen gewünschten Schwiegersohn so mir nichts dir nichts aus dem Sattel gehoben und in den Sand gestreckt hatte, das habe ich wohl weniger meinem Verdienst zuzuschreiben als dem mir noch heut und immer unbegreiflichen Glück, daß Lore mich so schnell liebgewonnen hatte wie ich sie! Der arme brave Feodor hat sich später auch getröstet und eine ganz resolute kleine Frau gefunden, die ihn an einem rosaseidenen Bändchen hinter sich her zerrt und den guten Hammel auf eine ganz angenehme Weide geführt hat.

„Was aus meinem Kartoffelkloß geworden ist, das weiß ich nicht; mir ist es jetzt in meinen alten Tagen noch ein beruhigendes Gefühl, daß er jetzt wohl sicher niemand mehr im Damenwalzer holen kann.

„Das Taschentuch aber, das die Bekanntschaft zwischen mir und Lore so schön eingeleitet hat, das liegt in einem ganz besonderen Raritätenkästchen bei uns zu Hause, und wenn unsre älteste Tochter Hochzeit macht, was nächstens der Fall sein wird, dann soll sie es als Brauttaschentuch benützen.

„Hoffentlich bringt es ihr ebenso viel Glück, wie es ihren Eltern gebracht hat — unberufen übrigens!“

Schloß Ledenburg.

Der angebliche Grabstein des Johann Parricida.

Schloß Ledenburg und der angebliche Grabstein des Johann Parricida.

Das eigentliche Stammschloß des Fürsten Münster-Derneburg ist nicht das Schloß Derneburg bei Hildesheim, nach dem der Botschafter seinen neuen Namen führt, sondern Schloß Ledenburg bei Osnabrück, ein Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, belegen an den Ausläufern des Teutoburger Waldes. Uralte Linden von riesiger Dimension umgeben das Schloß, das in tiefer Einsamkeit daliegt. Während Schloß Derneburg modernen Prunk zeigt, ist Ledenburg ein verfallender Bau, deshalb aber nicht minder interessant für den Beschauer. Wenige Minuten vom Schloß entfernt erhebt sich ein einfacher Obelisk, der die Inschrift „Johann Parricida“ trägt und nach dem Volksglauben für den Grabstein des Königsmörders gilt. Johann von Schwaben hatte am 1. Mai 1308 im Thale der wilden Reuß seinen Oheim, den deutschen König Albrecht I., von dem er sich benachteiligt glaubte, ermordet. Dann wandte er sich, von Entsetzen ergriffen, von dem Orte der That hinweg. Wohin? Darüber vermag die Forschung keinen genauen Aufschluß zu geben. Man nimmt vielfach an, und auch Schiller folgt im fünften Akt seines „Tell“ dieser Auffassung, daß er vom Papste Verzeihung erfleht habe und später in Pisa gestorben sei. Diese Annahme nun wird durch die Forschung nicht beglaubigt. In Niedersachsen aber besteht die Tradition, daß Johann Parricida, nachdem er lange unstet umhergeirrt, an jener Stelle gestorben und beerdigt worden sei.

Der Große Preis von Deutschland.

(Zu der Abbildung Seite 846.)

Schon seit Jahren bildet Deutschland das gelobte Land für die Rennfahrer aller Nationen. Nirgends in der Welt, selbst Paris nicht ausgenommen, giebt es so zahlreiche und hochdotierte Rennen als auf den großen deutschen Rennbahnen. Vielleicht nie waren aber so viele internationale Renngrößen gleichzeitig an einem Platze versammelt als am 27. August und 3. September, wo auf der Berliner Kurfürstendammbahn der mit insgesamt 6000 Mark dotierte „Große Preis von Deutschland“ zum Austrag kam. Außer Bourrillon und Tommaselli waren so ziemlich alle erstklassigen Fahrer Europas anwesend. Um nur die bedeutendsten aufzuzählen, nennen wir den vorjährigen Weltmeisterfahrer Banker (Amerika), die Franzosen Bocquillon, Gougoltz, Nieuport, Bourotte, Jacquelin, Louvet, Ruinart, die Italiener Pontecchi, Singrossi, Minozzi, Momo, die Belgier Grogna und Delen, endlich die Holländer Meyers und Jaap Eden. Es ist begreiflich, daß die deutschen Fahrer diesen ausländischen Größen gegenüber einen schweren Stand hatten; um so rühmlicher ist dafür aber auch der von ihnen erstrittene Erfolg. Zum ersten Male, solange es große

Pontechi (Italien). Seidl nach Absolvier. d. Ehrenrunde. Büchner.

Momentaufn. von P. Kricheldorff, Berlin.

Das Rennen um den Großen Preis von Deutschland.

Preise in Deutschland giebt, wurde der Entscheidungslauf lediglich von Deutschen bestritten; alle Ausländer waren in den Vor- und Zwischenläufen geschlagen worden. Es handelte sich diesmal nicht nur um einen Großen Preis von Deutschland, sondern auch um einen solchen für Deutsche, da Arend, Huber, Büchner und Seidl zu dem von den zehntausend Zuschauern mit fieberhafter Spannung erwarteten Entscheidungslauf antraten. Nachdem das Feld die übliche tote Runde zurückgelegt hatte, zog es in gutem Tempo bei abwechselnder Führung über die Bahn. Erst in der vorletzten Geraden wurde der Zug schärfer. Etwa 300 Meter vor dem Ziel setzte sich Arend an die Spitze und kam als Erster in die Einlaufseite, dann aber schoß Seidl blitzschnell an ihm vorbei und erstritt mit zwei Längen Vorsprung einen glänzenden Sieg, der vom Publikum mit stürmischem Beifall begrüßt wurde. Huber, der als Letzter endete, legte gegen Büchner Protest ein, weil dieser ihn in der Kurve behindert hatte, worauf das Schiedsgericht ihm den dritten Preis zusprach, während Büchner sich mit dem vierten Gelde begnügen mußte. Mit einem riesigen Lorbeerkranze geschmückt, mußte Seidl eine Ehrenrunde fahren, wobei ihn das über den Sieg der deutschen Fahrer begeisterte Publikum unaufhörlich mit stürmischen Hochrufen begrüßte.

A. S.

Scheik Soliman ben Nasr,

der Bürgermeister von Dar es Salaam.

Am 26. August traf in Berlin ein interessanter Gast ein, Scheik Soliman ben Nasr, der Bürgermeister von Dar es Salaam, der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika. Soliman, der schon unter dem Sultan Said Bargaich von Sansibar seinen Posten innegehabt hatte, behielt denselben auch unter der deutschen Herrschaft und hat sich im Gegensatz zu manchem andern eingeborenen Häuptling allzeit als ein treuer und zuverlässiger Beamter bewährt. Dies ist auch an allerhöchster Stelle anerkannt worden, und als Soliman vor neun Jahren in Begleitung Wißmanns zum ersten Male nach Berlin kam, durfte er vor Kaiser Wilhelm erscheinen, der ihn durch reiche Geschenke erfreute. Auch diesmal ehrte ihn der Kaiser durch Gewährung einer Audienz und ließ ihn der großen Herbstparade des Gardecorps beiwohnen, die am 1. September auf dem Tempelhofer Felde stattfand. Unsre Abbildungen zeigen den Scheik, der in seinem Aeußeren den echten Araber verrät, in Begleitung des Legationsrates Bumiller.

Momentaufn. von Hugo Rudolphy, Berlin.

Soliman ben Nasr, Bürgermeister von Dar es Salaam, besichtigt mit Legationsrat Bumiller die Parade über das Gardecorps.

August Schmidt,

der letzte Freiheitskämpfer von 1813—15 †.

Mit August Schmidt, der am 12. September, 104 Jahre alt, zu Wolgast in Pommern verstarb, ist der letzte der Veteranen aus dem Befreiungskampfe von 1813—15 dahingegangen. Im März 1813 trat er, erst achtzehnjährig, in die Armee ein, machte den Feldzug bis zu Ende mit und schloß sich nach der Rückkehr Napoleons von Elba abermals den Vaterlandsverteidigern an. Er focht bei Bautzen, Jüterbog, Großbeeren und Dennewitz, ebenso in der Völkerschlacht bei Leipzig und schritt mit Vater Blücher über den Rhein. Gern erzählte er, wie beim ersten Male der „Marschall Vorwärts“ seine Truppen mit den Worten begrüßte: „Na, ji ollen Pommern, nu sollt ji Französisch liern.“ Bei Ligny und Belleallliance stand August Schmidt im heftigsten Feuer. Der Winterfeldzug brachte auch ihm viel Beschwerde; er mußte hungern, frieren und viel marschieren. In dem Besitze des Greises befand sich eine Karte, auf der er jeden Ort, den er passiert, unterstrichen hatte. Die Karte sieht bunt genug aus.

August Schmidt,
der letzte Freiheitskämpfer von 1813/15.

Aber überall hatte Schmidt sich bewährt, und mit Recht war er stolz auf das Zeugnis eines „unerschrockenen, tapferen und zuverlässigen Kriegers“, das ihm die Vorgesetzten in seinen Militärpapieren ausgestellt hatten. In guten äußeren Verhältnissen, von liebender Sorgfalt der Seinigen umgeben, verbrachte der alte Herr frischen Herzens und Geistes den ruhigen Spätabend seines Lebens. Ein goldiger Humor war sein hervorstechendster Charakterzug. Als er vor vier Jahren, bei der Feier seines hundertsten Geburtstages, hörte, daß außer ihm noch vier Veteranen am Leben seien, meinte er lächelnd: „Ich will gern der letzte bleiben, ich habe mich nie vorgedrängt und will das auch hierbei nicht thun.“ So hat er denn auch die vier alten Kameraden überlebt. Das Bildnis des letzten der Befreiungskämpfer veröffentlichen wir mit Genehmigung der Deutschen Kriegerbund-Buchhandlung zu Tempelhof-Berlin.

Die Hochwasser-Katastrophe in München.

Von

Hermann Roth.

Mit 7 Abbildungen nach Aufnahmen der Hofphotographen G. Stuffler und Max Dietrich in München.

München und die Isar sind zwei unzertrennliche Begriffe. Der smaragdgrüne Bergfluß, der aus dem Karwendelgebirge kommt, ist ein unlöslicher Bestandteil des Landschaftsbildes, das einen der Hauptreize der bayrischen Landeshauptstadt ausmacht. Jeder Fremde, der Isar-Athen besucht, läßt gern den Blick auf dem rauschenden Wasser ruhen, das in munterem Lauf, umsäumt von prächtigen Anlagen, die Stadt in zwei Hälften teilt; aber auch der Einheimische ist ordentlich verliebt in das Panorama, das zum Beispiel von der zum Maximilianeum führenden Maximiliansbrücke dem Beschauer sich bietet.

Daß die Isar, wie die meisten Bergwässer, eine wilde, ungebärdige Tochter der Alpen ist, die sich nur mit vieler Mühe und dem Aufwand großer Mittel „stellenweise" zur nutzbringenden Hausfrau erziehen ließ, ist bekannt. Da, wo der Fluß nicht reguliert ist, verlegt er, namentlich im Frühjahr, willkürlich seinen Lauf oder wälzt graue Fluten über sein

Prinzregenten-Brücke nach dem Einsturz.

kiesiges Bett, bis in München zwei große Arme, zahlreiche Dämme und Stauwehre, die Stadt unterirdisch durchfließende Bäche die Wassermengen sorgsam verteilen. In den jüngsten Septembertagen aber erwiesen alle Schutzvorrichtungen sich als unzureichend, ein Hochwasser, wie es die wenigsten der gegenwärtigen Generation auch nur ähnlich gesehen, bedrohte München mit ernster Gefahr.

Am 7. September hatte es zu regnen begonnen; die anfänglichen Gewitterbildungen wichen bald einem soliden Landregen, während im Gebirge verschiedentlich Wolkenbrüche niedergingen. Das hatte ein rapides Steigen der schon hochgehenden Isar zur Folge, und der 13. September ward, wie für viele Ortschaften in den

Kalkinsel.

Vorbergen und den Alpenländern, auch ein Unglückstag für München, wenn auch lange nicht in dem Umfange wie der 13. September des Jahres 1813, an dem Hochwasser eine hölzerne Brücke fortriß und an 300 Menschen in den Wellen begrub.

Schlimme Botschaften aus der Stadt und ihrer weiteren Umgebung folgten rasch einander. Die vor kurzem erst neugebaute Brücke zu dem großen Floßländeplatz bei Thalkirchen stürzte unter gewaltigem Krachen ein. Der Flurwächter, der eben noch auf der Brücke gestanden hatte, konnte sich mit einem Sprung auf ein kleines Inselreich retten. Dort stand er, von tosenden Wogen umgeben, bis beherzte Männer in Kähnen ihn retten konnten. Die Situation auf eben diesem Ländeplatz konnte für ganz München verhängnisvoll werden. Wenn die dort aufgestapelten Triftkölzer, Balken und Flöße frei wurden und die Isar abwärts trieben, waren alle Brücken bedroht. Es galt also, schnell ein Notstauwehr zu schaffen und dem Treibholz den Eintritt aus diesem Seitenarme in den Hauptfluß abzuschneiden. Unter übermenschlichen Anstrengungen gelang das schwierige Werk, indem man Balken durch schwere Eisenketten miteinander verband und diese wieder an Bäumen oder auf festem Grunde verankerte. Mehrere große Holzlagerplätze, deren Vorräte den Wert von vielen Tausenden repräsentieren, wurden abgeschwemmt, das Treibholz aber

Maria-Einsiedel.

dort aufgestapelt. — Dieser Brückeneinsturz war aber nur ein Vorspiel zu den kommenden Ereignissen. Dort, wo die Isar sich in zwei Arme scheidet, ist eine von der mächtigen Ludwigsbrücke überspannte Insel in sie eingeschoben. Ihr südlicher, größerer Teil, die Kohleninsel, trägt die Bauten der Deutschen Sportausstellung. Auf dem rückwärtigen, kleineren Teil, der Kalkinsel — kurzweg „Insel" genannt — die zur Isarluft hinabschaut, stehen noch einige alte Häuser, die einen merkwürdigen Kontrast zu den an der gegenüberliegenden Steinsdorfstraße sich erhebenden großstädtischen Monumentalbauten bilden. An der Kalkinsel setzte zuerst die unterminierende Kraft des Wassers ein, das hier, von massiven Quaimauern auf der andern Seite abgewiesen, vollen Druck ausüben konnte. Ein Rückgebäude, dessen Bewohner sich zum Glück rechtzeitig hatten retten können, stürzte mit dem sinkenden Erdreich, mit einem Gartenland von etwa 1000 Quadratfuß Umfang, bestanden mit alten Bäumen, in die Wellen. Die übrigen Häuser der Insel wurden schleunigst geräumt. Mit größter Schnelligkeit wurde Beton bereitet und in Säcke gefüllt, die man zur Abwehr des gefräßigen Elements an der Böschung der Insel aufstapelte.

Der Insel gegenüber erhebt sich der Neubau des von Ingenieur Müller gestifteten Volksbades und dahinter das Muffatwerk, Münchens größte städtische Elektricitätsanlage. In alle Erdgeschoßräume des neuen Bades drang das Wasser, aber auch in das Muffatwerk drängten sich die schmutzigen Wogen und löschten einige Kessel. Das Maximilians-Elektricitätswerk, das — ein schmucker Barockbau — unterhalb der Maximiliansbrücke

Prinzregenten-Brücke vor dem Einsturz.

Elektricitätswerk bei der Maximiliansbrücke.

dem Flusse am nächsten steht, war bald von Wasser umgeben, mit wildem Ungestüm zerbrach es die stärksten Thüren und die Fenster, sich die Bahn durch die Maschinenräume erzwingend. An diesem ersten Tage mußte der elektrische Trambahnverkehr ganz eingestellt, an den folgenden wesentlich beschränkt werden. Seinen Ruf als bestbeleuchtete Stadt des europäischen Kontinents drohte München zu verlieren. Aber unter gänzlicher Einstellung des elektrischen Trambahnbetriebs gelang es doch, die Hälfte der Bogenlampen des Abends zu entzünden.

Neben Licht- und Kraftmangel drohte eine weitere Kalamität. Die aus ihren Ufern austretende Mangfall war in die Schachte der Quellwasserleitung eingedrungen. Nicht nur wurde das Wasser getrübt, sondern es bestand auch die Gefahr, daß einer der Schachte einstürzen oder die unter der Isar geführten Leitungsrohre platzen könnten. Zum Glück war diese Besorgnis unbegründet, ebenso die um die Ausstellung, wo die verschiedenen Hallen sowie das der Isar am nächsten liegende Hauptrestaurant schon vorsorglich geräumt worden waren.

Von den Brücken galt die Reichenbach- oder Frauenhoferbrücke für am meisten bedroht. Sie ist die älteste Brücke Münchens, ganz aus Holz und zu einer Zeit gebaut, da man von moderner Ingenieurkunst nichts wußte. Dicht an ihre Bogen reichte die schwellende Flut, die in der Auenstraße Fahrbahn und Trottoir überschwemmte und in die Keller eindrang. Die alte Holzbrücke kam indes nicht zu Fall, wohl aber ihre jüngste Schwester, die in massiver Eisenkonstruktion hergestellte Max Joseph- oder Bogenhauser Brücke, die den Englischen Garten mit Bogenhausen verband. Eine Anzahl Menschen sah dort am Abend des 13. September von der Brücke herab dem wilden Treiben der Isar zu, als sie plötzlich eine heftige Erderschütterung verspürten. Durch schleunige Flucht gelang es ihnen, sich zu retten, aber gleich darauf stürzte der nördliche Pfeiler ein. Die starken Eisenteile der Geländer und Verspannung brachen wie Zündhölzer, und die Brücke krachte ins Wasser nieder. Der traurige Rest, der noch stehen blieb, sank am andern Morgen in das nasse Element. Die Hälfte der Brücke wurde am Ufer der Anlagen des Englischen Gartens angespült; in dem Eisenwerk verfingen sich Strauchwerk und entwurzelte Bäume, im Wasser eine große Barrikade bildend.

Am Vormittage des 14. September wurde auch die prächtige Prinzregenten-Brücke als einsturzverdächtig gesperrt. Die schmutzigen, von weißgrauen Schaumkämmen bedeckten Wogen wühlten ständig an dem Niveau der von prächtigen Neubauten bestandenen Wiedenmayer-Straße, die an dem alten Lehel hinabführt. Man muß bedenken, daß diese neue Straße, wie ihr gegenüber die Prinzregenten-Terrasse und die sie umgebenden Anlagen, auf aufgeführtem Material entstanden ist. Zum Teil ist sie allerdings durch hohe Quaimauern geschützt. Hinter der Regentenbrücke bröckelte sich nun ständig Straßenterrain ab, und schließlich fiel ein breiter Streifen dem Fluß zum Opfer. Manch alter Baumriese wurde aus den Wurzeln gehoben, und das reizende Landschaftsbild isarabwärts ist nicht zu seinem Vorteil verändert.

Am 14. September nachmittags $5^1/_4$ Uhr ward die Befürchtung der Behörden zur betrübenden Wirklichkeit: der unterspülte und vom Erdreich entblößte südliche Pfeiler der Prinzregenten-Brücke — am rechten Flußufer — stürzte, mit einem Geräusch, das einer in der Ferne niedergehenden Lawine verglichen werden kann. Der Steinsockel des Pfeilers barst, der ihn krönende Pylon aus rotem Sandstein verschwand in den Wellen. Kurz darauf stürzte die Eisenkonstruktion der Brücke, die in einem einzigen Bogen von 48 Metern Spannweite sich über die Isar wölbte, dem Pfeiler nach. Die Brücke drehte sich im Fall, und nur einige Eisenteile ragten noch über die Wellen hinaus.

Der Prinzregent Luitpold hatte die Brücke mit einem Aufwand von 300 000 Mark auf seine Kosten erbauen lassen. Am gleichen Abend noch kehrte der Regent von den Jagden im Allgäu nach München zurück, ließ sich eingehenden Bericht erstatten, besichtigte andern Tags die Unglücksstätte und stellte den Wiederaufbau der Brücke aus seinen Mitteln den Vertretern der schwer geschädigten Stadt in Aussicht. Zu der eingeleiteten Hilfsaktion spendete der hohe Herr 50 000 Mark.

Das gute Herz der Münchener zeigte sich auch in diesen trüben Tagen. Reichlich flossen die Gaben zu den von allen Blättern eröffneten Sammlungen.

Bogenhauser Brücke.

Durch die Katastrophe sind Staat und Gemeinde gleichermaßen betroffen. An $4^1/_2$ Millionen dürften nötig sein, das Unheil wieder gut zu machen, das sich erst dann wird ganz überblicken lassen, wenn das Wasser sich vollständig verlaufen hat. Der Schaden, den das Wasser einzelnen Privaten an Hab und Gut zugefügt, wird sich kaum annähernd ermessen lassen. Fuhr man doch im nahen Maria-Einsiedel in Kähnen, um den Verkehr zwischen den von den Fluten umringten Häusern herzustellen, und aus dem ganzen Isarthal erschallen die Notrufe. Viele Familien sind um ihren Besitz gekommen, viele Existenzen bedroht! So eröffnet sich der Wohlthätigkeit ein weites Feld der Bethätigung.

Bogenhauser Brücke, westlicher Teil.

 — Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 52.

Aus Zeit und Leben.

Empfang des Kaisers auf dem Bahnhof in Stuttgart.

Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz.

Auf dem Paradefeld bei Straßburg.

Das Radfahrer-Detachement.

Von den Kaisertagen in Süddeutschland

führen wir heute eine Reihe Bilder vor. Das eine derselben zeigt uns den Kaiser Wilhelm auf dem Polygon bei Straßburg, wo am 5. September die große Parade stattfand. Der Monarch trug bei dieser Gelegenheit die Uniform der Königsulanen, die er selbst in Parade vorführte. Unter Glockenläuten von allen Kirchtürmen fuhr am Nachmittag des 6. September der kaiserliche Sonderzug auf dem Bahnhof in Stuttgart ein, wo König Wilhelm von Württemberg und die Prinzen seines Hauses, die Generalität und die Vertreter der Behörden den Kaiser begrüßten. Am nächsten Vormittag fand auf dem Cannstatter Wasen die große Parade über das XIII. (württembergische) Armeecorps und vier hinzugezogene Kavallerieregimenter statt. Auf unserm Bilde sehen wir in unmittelbarer Nähe des Kaisers, der die Uniform seines württembergischen Regiments Nr. 120 trug, die Königin Charlotte und die Herzogin Wera von Württemberg. Besonders bemerkt wurde bei der Parade das tadellose Vorbeifahren der württembergischen Radfahrer im Schritt.

Parade auf dem Cannstatter Wasen.

Von den Kaisertagen in Süddeutschland. Nach Momentaufnahmen von Hans Hildenbrand in Stuttgart.

1899 (Bd. 82).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.-

An unsre Leser!

Mit dieser Nummer bezw. diesem Hefte schließt „Ueber Land und Meer" den einundvierzigsten Jahrgang. An den bewährten Traditionen festhaltend, die „Ueber Land und Meer" zu dem verbreitetsten deutschen Familienblatte vornehmen Stils gemacht haben, führen wir, dem Geiste der modernen Zeit entsprechend, im neuen Jahrgange, der unsre Zeitschrift vom gegenwärtigen zum kommenden Jahrhundert hinüberleitet, mancherlei Neuerungen und Vervollkommnungen ein, die sicherlich den Beifall unsrer alten Freunde finden und neue Freunde uns gewinnen werden. Wie der litterarische Inhalt, gefördert von den ersten deutschen Dichtern und Schriftstellern, auch fernerhin die großen geistigen Strömungen der Gegenwart frisch und lebendig widerspiegeln wird, so sind wir, dank den rastlosen Fortschritten der Technik, in der Lage, den fesselnden Erscheinungen der Zeit im Bilde schnell zu folgen und in gleicher Weise die hervorragenden Werke der Kunst in bisher kaum erreichter Treue und Vollkommenheit vorzuführen.

Schon die erste Nummer, das erste Heft des neuen Jahrganges werden zeigen, daß nach diesen Grundsätzen „Ueber Land und Meer" eine bemerkenswerte Neugestaltung erfährt, die gewiß von unsern Lesern freudig begrüßt werden wird. Mögen sie uns zustimmen in dem herzlichen Wunsche:

Glück auf vom alten zum neuen Jahrhundert!

Von Werken der Erzählungskunst haben wir für den neuen Jahrgang eine stattliche Reihe von Romanen und Novellen erster deutscher Autoren erworben.

Wir bringen zunächst: **Johannes Richard zur Megede: „Félicie, aus den Briefen eines Thoren".**

Der schnell zu litterarischer Berühmtheit emporgestiegene Autor zeigt hier seine glänzende Begabung zum Teil von ganz neuer Seite. Sein Werk ist ein Künstlerroman aus dem Leben der Gegenwart, ergreifend in dem zur Veranschaulichung gewählten Konflikt, fesselnd in der Schilderung des zwischen Italien und Norddeutschland wechselnden Schauplatzes und anregend in der reichen Fülle der Gedanken.

Hierzu gesellt sich: **Georg Freiherr von Ompteda: „Der Treffer"**, eine ergötzliche Humoreske.

Weiter sind für den neuen Jahrgang vorgesehen:

Richard Voß: „Römisches Fieber", ein handlungsreicher Roman, der in den Kunststädten München und Rom spielt und in der farbenreichen Sprache des Dichters packende Schilderungen bringt, namentlich aus der Ewigen Stadt.

Bernhardine Schulze-Smidt: „Demoiselle Engel", eine heiter-liebenswürdige Erzählung aus Bremischer Vergangenheit, mit feingestimmten Bildern von Wilhelm Hoffmann.

Gertrud Franke-Schievelbein: „Der Unkenteich", ein Roman, der mit scharfer Charakterzeichnung eine Handlung von wachsender Spannung verbindet und wohl noch in höherem Grade als die im vorigen Jahrgang veröffentlichten „Hungersteine" die Leser fesseln wird.

Wilhelm Meyer-Förster: „Heidenstamm", ein Roman aus der Sport- und Lebewelt, der von Deutschland nach Amerika hinüberspielt und aus beiden Hemisphären markante Charakterfiguren vorführt.

Georg Freiherr von Ompteda: „Nerven", eine ergreifende, die Duellfrage behandelnde Erzählung aus Offizierskreisen.

—— **„Die Führerlosen"**, eine Novelle, die mit fesselnder Gewalt die Gefahren des Alpensports schildert.

Lou Andreas-Salomé: „Eine erste Erfahrung", Novelle von feinster seelischer Stimmung und vornehmer Ausführung.

Paul von Szczepański: „Sie emanzipiert sich", eine Künstlernovelle mit interessanter Streifung der Frauenfrage.

Otto von Leitgeb: „Der arme Herr Moretti", italienische Kleinstadt-Geschichte von sprühendem Humor.

—— **„Das Gespenst"**, eine spannende Novelle von kriminalistischer Färbung.

Adolf Palm: „Das Lob der Armut", eine feinpointierte auf Capri spielende Erzählung aus dem gesellschaftlichen Leben unsrer Zeit.

—— **„Im Lindenhof"**, stimmungsvolle Novelle vom Bodensee.

Margarete von Oertzen: „Herzfeuer und Herzschnee", humoristische Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, mit flotten Illustrationen von Wilhelm Hoffmann.

Bianca Bobertag: „Die Rückkehr", eine packende Geschichte aus dem schlesischen Volksleben.

Emil Roland: „Das Schicksalsbuch", feingestimmte Novelle aus der modernen Gesellschaft.

Eugen Probst: „Der Herr von Mezökut", schalkhafte Erzählung aus der ungarischen Kleinstadt.

Otto Behrend: „Die büßende Magdalena", Münchener Ateliergeschichte voll fröhlichen Humors, doch mit ernsten Grundgedanken.

Rudolf Greinz: „Der Stiegelbader", frische Tiroler Dorfhumoreske.

Luise Westkirch: „Episode aus dem Leben einer Weltdame", feine Charakterstudie.

August Sperl: „Der Jaquin", ergötzlicher Schwank aus der guten alten Zeit.

Der zweiundvierzigste Jahrgang von „Ueber Land und Meer" (Oktober 1899/1900) Groß Folio-Ausgabe erscheint wieder

in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten zum Preise von M. 3.50, mit Postaufschlag M. 3.75, pro Quartal,

und in 14tägigen Heften von je mindestens 40 Seiten in farbigem, künstlerischem Umschlag.

Der Preis eines jeden Heftes beträgt **60 Pfennig** im Abonnement.

Abonnements auf den zweiundvierzigsten Jahrgang von „Ueber Land und Meer" werden von **allen Buch- und Kunsthandlungen, Postämtern** und **Journal-Expeditionen** des In- und **Auslandes** entgegengenommen, von den Postämtern jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe. (Post-Zeitungs-Preisliste für Deutschland unter Nr. 7202, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 3573.)

„Ueber Land und Meer"-Preisausschreiben!

Wir eröffnen hiermit eine Preis-Konkurrenz für die **beste Novellette, Plauderei oder Humoreske.**

Die Arbeiten müssen aus der Feder deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen stammen, dürfen noch nirgend veröffentlicht sein und sollen einen Umfang von mindestens einer Spalte bis höchstens drei Spalten von „Ueber Land und Meer" haben.

Die Wahl des Sujets bleibt den Preisbewerbern freigestellt; Sujets rein wissenschaftlichen und belehrenden Charakters sind jedoch von der Konkurrenz ausgeschlossen.

Für die beste Novellette, Plauderei oder Humoreske setzen wir einen Preis von 1000 Mark aus.

Der zweite Preis ist mit 500 Mark, der dritte Preis mit 300 Mark dotiert.

Mit der Zuerkennung des Preises erwerben wir die preisgekrönten Arbeiten zur ausschließlichen Veröffentlichung in „Ueber Land und Meer". Bezüglich aller anderen, nicht prämiierten Arbeiten behalten wir uns das Recht vor, sie zu den bei uns üblichen Honorarsätzen für die eine oder andere unsrer Zeitschriften anzukaufen.

Die Arbeiten müssen leserlich nur auf einer Seite des Papiers geschrieben sein und, mit einem Motto versehen, in verschlossenem Couvert eingesandt werden. In einem anderen ebenfalls verschlossenen Couvert, das dasselbe Motto trägt, müssen sich Name und genaue Adresse des Autors befinden. Einsendungen, die vorstehenden Bedingungen nicht entsprechen, finden keine Berücksichtigung. Die Manuskripte sind ausschließlich zu adressieren: „Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart" mit dem Vermerk **„Ueber Land und Meer: Preisausschreiben"**.

Letzter Einsendungstermin ist der 31. Dezember 1899. Die Publikation des Urteils der Preisrichter erfolgt am 31. März 1900.

Als Preisrichter fungieren die Herren **Dr. Ludwig Fulda, Georg Freiherr von Ompteda, Richard Voß und die Redaktion von „Ueber Land und Meer".**

Stuttgart, 1. Oktober 1899.

Redaktion und Verlag von „Ueber Land und Meer".

Die **„Deutsche Romanbibliothek"**, die ihren siebenundzwanzigsten Jahrgang beendet, wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische, vom modernen Geiste erfüllte Romanlitteratur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Litteraturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Charakter des Blattes entsprechend, stets auf der Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums beruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen drei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

„Svante Ohlsen" von Franz Rosen,

eine stimmungsvolle Geschichte aus den norwegischen Hochlanden, die mit prächtiger Lokalfarbe eine reich bewegte Handlung verbindet,

„Die Eidechse" von Agnes Gräfin Klinckowström,

ein spannender, in den deutschen Künstlerkreisen der Weltstadt Paris sich abspielender Roman, der auch die Frage des Frauenstudiums geistvoll behandelt, und

„Die beiden Kosaken" von Stanislaus Lucas, eine romantische Erzählung aus dem Kaukasus.

Von weiteren Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang vorgesehen:

Ernst Zahn: „Hergottsfäden", Schweizer Bauernroman von urwüchsiger Kraft.
J. H. Rosny: „Die goldene Nadel", spannender Roman von den Goldfeldern Transvaals.
Marianne Wittich: „Der Sonntagsmann", schalkhafte Erzählung aus Alt-Florenz.
Martha Renate Fischer: „Die Liebesfüße", ein lustiges Dorfidyll.
Arthur Achleitner: „In der Pasterze", ergreifende Tragödie aus der Alpenwelt.
M. Roda-Roda: „Grete Müller", launige Humoreske aus der ungarischen Gesellschaft.
Rudolf Greinz: „Der Herr Expositus", feingetöntes Stimmungsbild aus den Tiroler Bergen.
Karl Herold: „Die Orden des Prinzen Riza", ein drolliger Schwank aus dem heutigen Aegypten.
Helen Mathers: „Was der Spiegel zeigte", eine in der vornehmen Gesellschaft Englands spielende, von scheinbar unlöslichem Problem ausgehende Herzensgeschichte.

Der achtundzwanzigste Jahrgang der **„Deutschen Romanbibliothek"** erscheint in **52 wöchentlichen Nummern** und **in 26 vierzehntägigen Heften** in künstlerisch ausgestattetem Umschlag. — Der überaus billige **Abonnementspreis** beträgt nur **2 Mark vierteljährlich in Nummern** oder **35 Pfennig für das Heft.**

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek" bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark so viel Lesestoff, daß — wenn dieser in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt würde — diese einen Buchwert von mindestens 18 Mark repräsentierten; er erwirbt also die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller beinahe um den Preis der Leihbibliotheksgebühr!

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von **„Deutsche Romanbibliothek"** nehmen alle **Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen,** sowie **jeder** mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe. (Post-Zeitungs-Preisliste für Deutschland unter Nr. 1838, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 934.)

Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang sowohl von „Ueber Land und Meer" als „Deutsche Romanbibliothek" bei der Bezugsquelle, welche den Jahrgang 1899 lieferte, **gefl. sogleich zu erneuern.** Ein Subskriptionsschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 33.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu London am 16. Juni 1899.

Damengambit.

Weiß: W. Steinitz-New York. — Schwarz: J. H. Blackburne-London.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**d2–d4**	**d7–d5**	17.	Tf1–d1	Sb6–d7
2.	**c2–c4**	**d5×c4** [1]	18.	Lh4–g3	Sd7–f6
3.	e2–e4 [2]	e7–e5 [3]	19.	Lc4–d3 [7]	e5–e4
4.	d4–d5	Sg8–f6	20.	Ld3–b1	Sf6–h5
5.	Sb1–c3	Lf8–c5	21.	De2–b5 [8]	Sg4×h2
6.	Lf1×c4	Sf6–g4 [4]	22.	Lg3×h2 [9]	Lf5×h3
7.	Sg1–h3	f7–f5	23.	Db5–f1	Ld6×h2†
8.	Lc1–g5	Dd8–d6	24.	Kg1×h2	Lh3–g4
9.	e4×f5	Lc8×f5	25.	Td1–d4	Sh5–f6
10.	0–0	Dd6–g6	26.	d5–d6 [10]	Dg6–h5†
11.	Sc3–b5	Lc5–d6	27.	Kh2–g1	Lg4–e2
12.	Lg5–h4	h7–h6	28.	d6–d7	Sf6–g4!!
13.	Ta1–c1	Sb8–d7	29.	d7–d8D†	Ta8×d8
14.	Dd1–e2	0–0	30.	Td4×d8†	Kg8–f7
15.	Sb5×c7	Sd7–b6 [5]	31.	Tc1–c7†	Kf7–e6
16.	Sc7×a8 [6]	Tf8×a8		Weiß giebt die Partie auf. [11]	

[1] Die Annahme des Gambits ist bei weitem nicht so beliebt wie die Ablehnung, kann aber unbedenklich geschehen.

[2] Für besser gilt 3. e2–e3 oder auch 3. Sg1–f3.

[3] Die richtige Entgegnung.

[4] Es ist nun ein ganz offenes Spiel herausgekommen, in welchem Schwarz den Angriff übernimmt und festhält.

[5] Schwarz giebt außer dem Bauern auch noch die Qualität her, um dann desto energischer den Angriff fortzusetzen.

[6] Falls etwa 16. Sc7–e6, so Sb6×c4 17. Se6×f8 Ta8×f8 nebst 18. ..... Lf5–d3, wodurch Schwarz die Qualität zurückgewinnt.

[7] Hierdurch unterstützt Weiß den Angriff des Gegners.

[8] Dies giebt dem Nachziehenden Gelegenheit zu einer glänzenden Schlußkombination.

[9] Falls 22. Kg1×h2, so Sh5×g3 23. f2×g3 Dg6×g3† 24. Kh2–g1 Lf5×h3. Auf 22. Lg3×d6 kann Lf5×h3 23. g2–g3 Sh2–f3† 24. Kg1–h1 Dg6×d6 25. Lb1×e4 Dd6×g3!! die Folge sein.

[10] Hiernach ist das weiße Spiel verloren. 26. Kh2–g1 (Dg6–h5 27. Lb1×e4, oder 26. ..... Lg4–f5 27. Dd1–e2 Lf5–g4 28. Lb1×e4) gewährte noch einige Aussicht.

[11] Nur mit 32. Td8–e8† Ke6–d6! (nicht Dh5×e8 wegen 33. Df1×e2) 33. Te8–d8† Kd6×c7 34. Df1–c1† Kc7×d8 35. Dc1–f4 kann Weiß dem unmittelbaren Matt entgehen, ohne indessen die geringste Aussicht auf Ausgleich zu erhalten.

Schachbriefwechsel.

Die Aufgabe 29 ist leider auch durch 1. De2–e3† Kd4–c4 2. Kf1–e2 lösbar; und wenn sich dies auch durch Hinzufügung eines schwarzen Bauern auf f2 beseitigen ließe, so bleibt doch die weitere Nebenlösung durch 1. De2–d1 (d2)† Kd4–c4 2. Dd1(d2)–c2† und 3. De2(×)c3 matt. Der letztere Uebelstand läßt sich wohl nur durch eine gründliche Umarbeitung, die der Aufgabe eine ganz andre Gestalt geben würde, beseitigen.

A. R. in Berlin. In Nr. 26 haben Sie den Gegenzug g4×h3 übersehen, durch welchen dem schwarzen König die Felder f2 und f4 freigegeben werden, und in Nr. 27 scheinen Sie überhaupt nur die Ihnen passenden Züge beachtet zu haben. Man soll aber nach jedem Zuge von Weiß alle Züge, die Schwarz zur Verfügung hat, in Rechnung ziehen.

U. H. in Zürich. Ihre Lösung zu 18 (wiederum sehr spät!) scheint richtig, ist aber sehr wenig übersichtlich geschrieben.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Professor Karl Wagner in Oeblarn zu 26 und 27; Fedor Materne in Breslau zu 27 und 28; August Höse in Lodz zu 28 und 29 (mit Nebenlösung); Senglier in Bulgrin, Karl Fritsch in Klein-Neusiedl und W. Scheuler in Striegau zu 29 (letzterer mit Nebenlösung); F. Schneider in Neunkirchen zu 29, 30, 31; Emil Berger in Dresden zu 30.

Briefmappe.

L. G. in H. Sie vergessen, daß eine illustrierte Zeitschrift nicht, wie eine Tageszeitung, von heute auf morgen hergestellt werden kann und somit eine Weile vergehen muß, bis der Bescheid sich erteilen läßt. Inzwischen werden Sie sich überzeugt haben, daß Ihrem Wunsche entsprochen ist.

O. G. in F., P. E. in S., B. v. P. in D., Anna in W., M. R. in St., H. M. in N., R. St. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

P. R. in G. Ein Denkmal des „Kanonenkönigs“ Alfred Krupp wird, zugleich mit einem solchen für Werner von Siemens, am 19. Oktober in den Gartenanlagen der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg enthüllt werden. Beide sind in Bronze ausgeführt, und zwar ist das erstere von Herter, das letztere von Wandschneider modelliert. Die Denkmäler sind das Geschenk des Vereins deutscher Ingenieure zum hundertjährigen Jubiläum der genannten Hochschule.

A. W. in U. Die deutsche Bauausstellung findet im nächsten Jahre in Dresden statt. Fast alle deutschen Regierungen haben ihre Beteiligung zugesichert.

E. L. in W. Mögen Sie sich an eine Fachzeitschrift wenden; wir können auf so streng technische Dinge, die sich nur auf einen besonderen Beruf erstrecken, nicht eingehen.

Abonnentin in Karlsruhe. Das Kinderbildchen ist allerliebst, leider eignet sich die Photographie, weil zu blaß, nicht zur Reproduktion. Vielleicht überlassen Sie uns das Negativ; wir würden alsdann versuchen, eine schärfere Kopie zu bekommen.

Notizblätter.

Alpines.

— Der Bergverein in Tsintau erklärte sich, entsprechend einer vom Deutschen Reichsmarineamt ausgegangenen und durch das dortige Gouvernement an ihn gerichteten Anregung, zum Anschluß an den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein bereit. Der Beschluß wurde dem Reichsmarineamt telegraphisch übermittelt. Zur Zeit hat der Bergverein, wie die „Deutsch-Asiatische Warte" mitteilt, 80 Mitglieder. Erster Vorsitzender ist Major Dürr, stellvertretender Vorsitzender Oberstabsarzt Dr. Lerche. Anläßlich seiner Gründung sind dem Verein aus Deutschland und Oesterreich zahlreiche Glückwünsche zugegangen.

— Die zweite, unlängst eröffnete Haltestelle der Jungfraubahn befindet sich beim ersten Ausblick aus dem Tunnel durch den Eiger und heißt „Rothstock". Die Zahnradbahn wird elektrisch betrieben mittels Oberleitung und nimmt ihren Ausgang von der Kleinen Scheidegg in einer Höhe von 2050 Metern. Nach 15 Minuten hält der Zug an der ersten Station „Eigergletscher", an dem gleichbenannten Eisfelde, 2360 Meter hoch. Gewissenhafte Reisende legen hier blaue Brillen und Nackenschleier an; im übrigen bietet aber die Umgebung das Bild vollendeter „Gletschergemütlichkeit". Zwar hat das Eisfeld namhafte Spalten — unlängst wurde aus ihnen ein vorwitziger Tourist nach langer Arbeit mit Mühe befreit — allein es stellt sich gleichwohl als einen reinen „Prater" auf dem Eise dar. Es giebt da eine lange Eisgrotte, Schlittenfahrer, Führer, die furchtsame Passagiere ans Seil nehmen, Obsthausierer und Ansichtskartenhändler, die in Ermanglung eines Postamtes den Ursprung der Karte mit einem Kautschukstempel beglaubigen. Junge Bernhardiner und Schnitzereien werden zum Verkaufe angeboten, und man kann das Eis durch farbige Gläser beschauen. Nun fährt der Zug weiter nach „Rothstock". Schon 20 Minuten weit von der Station fährt der erleuchtete Zug in den Eigertunnel ein. Nach etwa 10 Minuten hält er in einer Höhe von etwa 2500 Metern, mitten im Tunnel. Man steigt aus, um durch einen Seitengang zu einer Terrasse zu gelangen, von der sich ein schöner Blick auf die wild zerklüfteten, steil abfallenden Felswände des Eiger eröffnet. Gut gehauene Stufen, die durch Drahtseile versichert sind, führen in die Höhe, auf die „Kanzel" und den „Rothstock", auf deren Höhe die Schweizer Flagge weht. Von dort kann man über Eisfelder zum Eigergletscher zurückkehren. Der Aengstliche besteigt jedoch wieder den hell beleuchteten Zug, um in verglasten Wagen bequemer nach „Eigergletscher" zurückzugelangen.

Sport.

— Ein teurer Sport sind nach Angaben englischer Blätter die großen Segelregatten. Die einmaligen Ausgaben für den Bau und die Ausrüstung einer Segeljacht schwanken zwischen 2000 und 2 Millionen Mark, und die fortlaufenden Kosten in jedem Jahr zwischen 2000 und 200 000 Mark. Der Besitzer einer Jacht von 50 Tonnen, die er nur zu seinem Vergnügen hält, muß, ohne daß dabei die Abnutzung und die Zinsen für die Kaufsumme in Anrechnung gebracht wären, jährlich auf etwa 10 000 Mark für Auslagen rechnen, für eine Jacht von 100 Tonnen auf 14 000 bis 20 000 Mark. Die Schätzungen gelten aber nur für Vergnügungsjachten; für Rennjachten kommen noch ganz wesentliche Beträge hinzu. Um eine Jacht wie den „Meteor", die „Britannia" oder den „Rainbow" für die Rennen einer einzigen Saison auszurüsten und in stand zu halten, ist ein Aufwand von 60 000 Mark erforderlich, ganz abgesehen von unvorhergesehenen Zwischenfällen und der Abnutzung; wenn man dann noch die kurze Zeit der Renntüchtigkeit in Betracht zieht und ihren Kaufpreis auf die wenigen Jahre ihrer Existenz verteilt, so steigt der jährliche Aufwand auf Hunderttausende. Selbst ein gewonnener Preis wird oft zum größten Teile durch Extraausgaben aufgezehrt. Es ist Brauch, daß der Besitzer einer Jacht, die gewonnen hat, jedem Manne der Besatzung 20 Mark spendet. Bei einem Schiffe wie der „Britannia" verursacht dies also eine Ausgabe von 800 Mark, mit andern Extrahonoraren, zum Beispiel für den Lotsen und für Getränke, zusammen etwa 1000—1200 Mark. Daraus ergiebt sich, daß selbst bei einem Boot, das so erfolgreich ist wie der „Meteor" in der vergangenen Saison, die Preise gegenüber dem jährlichen Aufwand kaum zu erwähnen sind. Man hat geschätzt, daß die Kosten für den Bau und die Rennen des „Shamrock" und der „Columbia" im letzten Sommer allein sich auf 4 Millionen Mark belaufen. Die 39 Matrosen auf der „Columbia" erhalten monatlich jeder 140 Mark, so daß eine Saison von fünf Monaten allein ihre Gehälter 27 300 Mark betragen; ihre Beköstigung kostet etwa 40 000 Mark. Wenigstens einmal in jeder Woche muß ferner die Jacht aus dem Wasser genommen werden, damit der Boden gereinigt wird. Auf der Bronze, mit der er gedeckt ist, setzt sich schnell Seeunkraut an, das bald beseitigt werden muß, wenn die Schnelligkeit des Bootes nicht Schaden leiden soll.

Forschungsreisen.

— Die russische Polarexpedition, die unter Leitung des Barons von Toll Forschungen auf den Neusibirischen Inseln ausführen und das bisher noch nicht betretene Sannikow-Land aufsuchen soll, tritt ihre Reise im Juni 1900 an. Die Abfahrt erfolgt mit einem in Norwegen gekauften starken Fangschiffe von einem norwegischen Hafen aus, und es wird dann zuerst Alexandrowska, die neue russische Stadt am Eismeer, besucht, worauf das Schiff um das Kap Tscheljuskin zur Mündung der Lena fährt, den Strom hinaufgeht und da an einer geeigneten Stelle überwintert. Hier versieht sich die Expedition, für die der Zar eine namhafte Summe angewiesen hat, mit Hunden für die Schlittenreisen und tritt im Sommer 1901 die Reise nordwärts an. Kurz vorher wird eine Schlittenexpedition nach den Neusibirischen Inseln gehen, um dort eine Proviantniederlage zu errichten. Diese Expedition soll entweder rechtzeitig zur Lenamündung zurückkehren oder, wenn dies nicht möglich ist, auf den Neusibirischen Inseln bleiben und sich mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigen, bis sie nach Eintreffen des Schiffes an Bord genommen wird.

Museen.

— In Jena ist vor kurzem ein Stadtmuseum eröffnet worden, das bereits eine Fülle interessanter Gegenstände enthält. Den wertvollsten Teil bildet eine reiche Sammlung von Erinnerungen an die Schlacht von Jena (Waffen, Kugeln, Uniformen und andres), die im Verein mit Bildern, Proklamationen und Briefen aus jener Zeit ausgestellt sind.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 50:

Des Umstellrätsels: Beirut — Brutei.

Des Silbenrätsels: Eidgenossen.

Des Kryptogramms: „Frohe Fahrt!" Man verfolgt die Wellenlinien von links nach rechts zu den Buchstaben von oben nach unten.

Richtige Lösungen sandten ein: F. K. in St. Ingbert (3. War uns eine rechte Freude — und so lesbar! Wir gratulieren!) E. Riebow geb. Kruse in Hamburg. Gräfin P. in Ch. (4). Elisa Van den Broek in Amsterdam. „Johanna und Tristan" in Hartford. Anatol Habicht in Jena (3). Ellen Nieschе in Philadelphia (4). ? in Paris. Frau Ida Kremer in Robschütz. A. B. Chalet Viktoria, Schweiz. A. C. Claussen, Rittergut Melz (2). Erik Bensen in Hannover (3). Frau Bankvorstand Müller in Lüdenscheid (3).

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Jährlich 26 Hefte = M.

Heft 26

1899

Ueber Land und Meer

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Alle 14 Tage erscheint ein Heft

Preis des Heftes 60 Pfennig

An unsre Leser!

Mit dieser Nummer bezw. diesem Hefte schließt **„Ueber Land und Meer“** den einundvierzigsten Jahrgang. An den bewährten Traditionen festhaltend, die „Ueber Land und Meer“ zu dem verbreitetsten deutschen Familienblatte vornehmen Stils gemacht haben, führen wir, dem Geiste der modernen Zeit entsprechend, im neuen Jahrgange, der unsre Zeitschrift vom gegenwärtigen zum kommenden Jahrhundert hinüberleitet, mancherlei Neuerungen und Vervollkommnungen ein, die sicherlich den Beifall unsrer alten Freunde finden und neue Freunde uns gewinnen werden. Wie der litterarische Inhalt, gefördert von den ersten deutschen Dichtern und Schriftstellern, auch fernerhin die großen geistigen Strömungen der Gegenwart frisch und lebendig widerspiegeln wird, so sind wir, dank den rastlosen Fortschritten der Technik, in der Lage, den fesselnden Erscheinungen der Zeit im Bilde schnell zu folgen und in gleicher Weise die hervorragenden Werke der Kunst in bisher kaum erreichter Treue und Vollkommenheit vorzuführen.

Schon die erste Nummer, das erste Heft des neuen Jahrganges werden zeigen, daß nach diesen Grundsätzen „Ueber Land und Meer“ eine bemerkenswerte Neugestaltung erfährt, die gewiß von unsern Lesern freudig begrüßt werden wird. Mögen sie uns zustimmen in dem herzlichen Wunsche:

Glück auf vom alten zum neuen Jahrhundert!

Von Werken der Erzählungskunst haben wir für den neuen Jahrgang eine stattliche Reihe von Romanen und Novellen erster deutscher Autoren erworben.

Wir bringen zunächst: **Johannes Richard zur Megede: „Félicie, aus den Briefen eines Thoren“**

Der schnell zu litterarischer Berühmtheit emporgestiegene Autor zeigt hier seine glänzende Begabung zum Teil von ganz neuer Seite. Sein Werk ist ein Künstlerroman aus dem Leben der Gegenwart, ergreifend in dem zur Veranschaulichung gewählten Konflikt, fesselnd in der Schilderung des zwischen Italien und Norddeutschland wechselnden Schauplatzes und anregend in der reichen Fülle der Gedanken.

Hierzu gesellt sich: **Georg Freiherr von Ompteda: „Der Treffer“**, eine ergötzliche Humoreske.

Weiter sind für den neuen Jahrgang vorgesehen:

Richard Voß: „Römisches Fieber“, ein handlungsreicher Roman, der in den Kunststädten München und Rom spielt und in der farbenreichen Sprache des Dichters packende Schilderungen bringt, namentlich aus der Ewigen Stadt.

Bernhardine Schulze-Smidt: „Demoiselle Engel“, eine heiter-liebenswürdige Erzählung aus Bremischer Vergangenheit, mit feingestimmten Bildern von Wilhelm Hoffmann.

Gertrud Franke-Schievelbein: „Der Unkenteich“, ein Roman, der mit scharfer Charakterzeichnung eine Handlung von wachsender Spannung verbindet und wohl noch in höherem Grade als die im vorigen Jahrgang veröffentlichten „Hungersteine“ die Leser fesseln wird.

Wilhelm Meyer-Förster: „Heidenstamm“, ein Roman aus der Sport- und Lebewelt, der von Deutschland nach Amerika hinüberspielt und aus beiden Hemisphären markante Charakterfiguren vorführt.

Georg Freiherr von Ompteda: „Nerven“, eine ergreifende, die Duellfrage behandelnde Erzählung aus Offizierskreisen.

— **„Die Führerlosen“**, eine Novelle, die mit fesselnder Gewalt die Gefahren des Alpensports schildert.

Lou Andreas-Salomé: „Eine erste Erfahrung“, Novelle von feinster seelischer Stimmung und vornehmer Ausführung.

Paul von Szczepański: „Sie emanzipiert sich“, eine Künstlernovelle mit interessanter Streifung der Frauenfrage.

Otto von Leitgeb: „Der arme Herr Moretti“, italienische Kleinstadt-Geschichte von sprühendem Humor.

— **„Das Gespenst“**, eine spannende Novelle von kriminalistischer Färbung.

Adolf Palm: „Das Lob der Armut“, eine feinpointierte auf Capri spielende Erzählung aus dem gesellschaftlichen Leben unsrer Zeit.

— **„Im Lindenhof“**, stimmungsvolle Novelle vom Bodensee.

Margarete von Oertzen: „Herzfeuer und Herzschnee“, humoristische Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, mit flotten Illustrationen von Wilhelm Hoffmann.

Bianca Bobertag: „Die Rückkehr“, eine packende Geschichte aus dem schlesischen Volksleben.

Emil Roland: „Das Schicksalsbuch“, feingestimmte Novelle aus der modernen Gesellschaft.

Eugen Probst: „Der Herr von Mezökut“, schalkhafte Erzählung aus der ungarischen Kleinstadt.

Otto Behrend: „Die büßende Magdalena“, Münchener Ateliergeschichte voll fröhlichen Humors, doch mit ernsten Grundgedanken.

Rudolf Greinz: „Der Stiegelbader“, frische Tiroler Dorfhumoreske.

Luise Westkirch: „Episode aus dem Leben einer Weltdame“, feine Charakterstudie.

August Sperl: „Der Jaquin“, ergötzlicher Schwank aus der guten alten Zeit.

Der zweiundvierzigste Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** (Oktober 1899/1900) Groß Folio-Ausgabe erscheint wieder

in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten zum Preise von M. 3.50, mit Postaufschlag M. 3.75, pro Quartal,

und in 14 tägigen Heften von je mindestens 40 Seiten in farbigem, künstlerischem Umschlag.

Der Preis eines jeden Heftes beträgt **60 Pfennig** im Abonnement.

Abonnements auf den zweiundvierzigsten Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** werden von allen **Buch- und Kunsthandlungen, Postämtern** und **Journal-Expeditionen des In- und Auslandes** entgegengenommen, von den Postämtern jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe. (Post-Zeitungs-Preisliste für Deutschland unter Nr. 7202, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 3573.)

„Ueber Land und Meer“-Preisausschreiben!

Wir eröffnen hiermit eine Preis-Konkurrenz für die **beste Novellette, Plauderei oder Humoreske.**

Die Arbeiten müssen aus der Feder deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen stammen, dürfen noch nirgend veröffentlicht sein und sollen einen Umfang von mindestens einer Spalte bis höchstens drei Spalten von „Ueber Land und Meer“ haben.

Die Wahl des Sujets bleibt den Preisbewerbern freigestellt; Sujets rein wissenschaftlichen und belehrenden Charakters sind jedoch von der Konkurrenz ausgeschlossen.

Für die beste Novellette, Plauderei oder Humoreske setzen wir einen Preis von 1000 Mark aus.

Der zweite Preis ist mit 500 Mark, der dritte Preis mit 300 Mark dotiert.

Mit der Zuerkennung des Preises erwerben wir die preisgekrönten Arbeiten zur ausschließlichen Veröffentlichung in „Ueber Land und Meer“. Bezüglich aller anderen, nicht prämiierten Arbeiten behalten wir uns das Recht vor, sie zu den bei uns üblichen Honorarsätzen für die eine oder andere unsrer Zeitschriften anzukaufen.

Die Arbeiten müssen leserlich nur auf einer Seite des Papiers geschrieben sein und, mit einem Motto versehen, in verschlossenem Couvert eingesandt werden. In einem anderen ebenfalls verschlossenen Couvert, das dasselbe Motto trägt, müssen sich Name und genaue Adresse des Autors befinden. Einsendungen, die vorstehenden Bedingungen nicht entsprechen, finden keine Berücksichtigung. Die Manuskripte sind ausschließlich zu adressieren: „Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart“ mit dem Vermerk **„Ueber Land und Meer-Preisausschreiben“.**

Letzter Einsendungstermin ist der 31. Dezember 1899. Die Publikation des Urteils der Preisrichter erfolgt am 31. März 1900.

Als Preisrichter fungieren die Herren **Dr. Ludwig Fulda, Georg Freiherr von Ompteda, Richard Voß und die Redaktion von „Ueber Land und Meer“.**

Stuttgart, 1. Oktober 1899.

Redaktion und Verlag von „Ueber Land und Meer“.

Die **„Deutsche Romanbibliothek“**, die ihren siebenundzwanzigsten Jahrgang beendet, wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische, vom modernen Geiste erfüllte Romanlitteratur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Litteraturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Charakter des Blattes entsprechend, stets auf der Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums beruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen drei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

„Svante Ohlsen“ von **Franz Rosen**, eine stimmungsvolle Geschichte aus den norwegischen Hochlanden, die mit prächtiger Lokalfarbe eine reich bewegte Handlung verbindet,

„Die Eidechse“ von **Agnes Gräfin Klinckowström**, ein spannender, in den deutschen Künstlerkreisen der Weltstadt Paris sich abspielender Roman, der auch die Frage des Frauenstudiums geistvoll behandelt, und

„Die beiden Kosaken“ von **Stanislaus Lucas**, eine romantische Erzählung aus dem Kaukasus.

Von weiteren Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang vorgesehen:

Ernst Zahn: „Hergottsfäden“, Schweizer Bauernroman von urwüchsiger Kraft.

J. H. Rosny: „Die goldene Nadel“, spannender Roman von den Goldfeldern Transvaals.

Marianne Wittich: „Der Sonntagsmann“, schalkhafte Erzählung aus Alt-Florenz.

Martha Renate Fischer: „Die Liebesüße“, ein lustiges Dorfidyll.

Arthur Achleitner: „In der Pasterze“, ergreifende Tragödie aus der Alpenwelt.

M. Roda-Roda: „Grete Müller“, launige Humoreske aus der ungarischen Gesellschaft.

Rudolf Greinz: „Der Herr Expositus“, feingetöntes Stimmungsbild aus den Tiroler Bergen.

Karl Herold: „Die Orden des Prinzen Riza“, ein drolliger Schwank aus dem heutigen Aegypten.

Helen Mathers: „Was der Spiegel zeigte“, eine in der vornehmen Gesellschaft Englands spielende, von scheinbar unlöslichem Problem ausgehende Herzensgeschichte.

Der achtundzwanzigste Jahrgang der **„Deutschen Romanbibliothek“** erscheint in **52 wöchentlichen Nummern** und in **26 vierzehntägigen Heften** in künstlerisch ausgestattetem Umschlag. — Der überaus billige **Abonnementspreis** beträgt nur **2 Mark vierteljährlich in Nummern oder 35 Pfennig für das Heft.**

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in jedem Vierteljahr für nur 2 Mark so viel Lesestoff, daß — wenn dieser in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt würde — diese einen Buchwert von mindestens 18 Mark repräsentierten; er erwirbt also die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller beinahe um den Preis der Leihbibliotheksgebühr!

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von **„Deutsche Romanbibliothek“** nehmen alle **Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen**, sowie **jeder** mit einer solchen in Verbindung stehende **Bücheragent** entgegen; die Postämter jedoch nur auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe. (Post-Zeitungs-Preisliste für Deutschland unter Nr. 1838, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 934.)

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang sowohl von „Ueber Land und Meer“ als „Deutsche Romanbibliothek“ bei der Bezugsquelle, welche den Jahrgang 1899 lieferte, **gefl. sogleich zu erneuern.** Ein Subskriptionsschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes.

Text:

Illustrationen:

Aus Zeit und Leben:

Unsern geehrten Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit diesem Hefte vollständig vorliegenden Jahrgangs 1899 die in unsrer Buchbinderei elegant, geschmackvoll und dauerhaft ausgeführten

neuen Original-Einband-Decken zu „Ueber Land und Meer“,

Großfolio-Ausgabe, 41. Jahrgang, 1899

Band I:

in brauner Leinwand nach Zeichnung von Peter Schnorr, mit dem auf dem Umschlag von Heft 13 in verkleinertem Maßstab wiedergegebenen — in vielfarbigem Kunstdruck reproduzierten Bilde,

Band II:

in brauner Leinwand nach Zeichnung von Peter Schnorr, mit dem — nebenseitig in verkleinertem Maßstabe wiedergegebenen — in vielfarbigem Kunstdruck reproduzierten Bilde

zu dem billigen Preise von nur

1 Mark 70 Pfennig pro Stück.

(In Oesterreich-Ungarn kommt hierzu noch ein kleiner Eingangszoll.)

(Nr. 1—26 oder Heft 1—13 und Nr. 27—52 oder Heft 14—26 des Jahrgangs bilden je einen Band, es sind also für den ganzen Jahrgang zwei Decken — für Band I und II — nötig.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen auf diese prächtigen Einbanddecken an, ebenso vermitteln sämtliche **Journal-Expeditionen, Austräger und Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Postabonnenten wollen sich an eine **Buchhandlung** wenden, da durch die Postämter Decken nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankierte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der unterzeichneten Verlagshandlung direkt geliefert.

Da von andrer Seite Einband-Decken für „Ueber Land und Meer“, jedoch **in ganz andrer Ausführung,** angekündigt werden, so bitten wir, zur Vermeidung jedes Irrtums ausdrücklich die **von der Verlagshandlung angekündigte Original-Einband-Decke** zu verlangen und zu der Bestellung den dem vorigen Hefte beiliegenden Bestellschein zu benutzen. Wird dann dennoch eine andre Decke geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent zur Annahme derselben in keiner Weise verpflichtet.

Zum Einbinden der Jahrgänge 1896, 1897 und 1898 können die Decken auch jetzt noch in der Ausführung mit Gold- und Farbendruck zum Preise von à M. 1.70, und zu früheren Jahrgängen in den früheren Ausführungen zum Preise von M. 2.—, bezw. M. 1. 25 pro Decke nachbezogen werden.

Mappen zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern liefern wir in gepreßter Leinwand mit Goldtitel zum Preise von M. 1. 25 pro Stück. = **Diese Mappen sind namentlich allen Lesekabinetten, Hotels, Cafés, Restaurationen etc. sehr zu empfehlen.** =

Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

= Billige und vornehm ausgestattete Ausgabe. =

„Auferstehung“

der neue Roman von Leo Tolstoj

Vollständige Uebersetzung aus dem Russischen von Adolf Heß

Ein starker Band. **Preis geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—**

gelangt in allernächster Zeit zur Ausgabe.

Um Verwechslungen mit andern Ausgaben des Romans zu vermeiden, bitten wir, bei der Bestellung stets die **„Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt“** verlangen zu wollen.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Werke von Graf Leo Tolstoj.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die erste Sprosse.

Aus dem Russischen

von

Leo Tolstoj.

Preis geheftet *M.* 1. —; fein in Leinwand gebunden *M.* 2. —

In diesem Schriftchen giebt Tolstoj zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung seiner Moralphilosophie. Von der Selbstverleugnung ausgehend, wie das Urchristentum sie gelehrt, kommt er zu äußerst radikalen Resultaten, denen auch der Gegner Logik und Größe nicht versagen kann. Frappierende Ausblicke auf die Lehren der verschiedenen christlichen Konfessionen und die ganze geistige Bewegung unsrer Tage findet man auf jeder Seite, und sie machen das Buch in der originellen, innerlich bewegten, machtvollen Darstellung des großen Schriftstellers zu einer ungewöhnlich anregenden und packenden Lektüre.

Das Reich Gottes ist in Euch

oder

Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre.

Von **N. Leo Tolstoj.**

Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung von R. Löwenfeld.

Preis geheftet *M.* 5. —; fein in Leinwand gebunden *M.* 6. —

Nach der geschichts-politischen Anschauung Tolstojs giebt es drei Lebensauffassungen: die persönliche oder tierische, die gesellschaftliche oder heidnische und die universelle oder göttliche. Nach der ersten besteht das Leben des Menschen nur in seiner Person, der Zweck des Lebens in der Befriedigung des Willens dieser Person. Nach der zweiten Lebensauffassung besteht das Leben des Menschen nicht bloß in seiner Person, sondern in der Gemeinschaft und der Nachfolge der Persönlichkeiten im Namen, in der Familie, im Geschlecht, im Staat; der Zweck des Lebens besteht in der Befriedigung des Willens dieser Gemeinschaft der Persönlichkeiten. Nach der dritten Lebensauffassung besteht das Leben des Menschen weder in seiner Person noch in der Gemeinschaft und Nachfolge der Personen, sondern in dem Anfange und dem Quell des Lebens in Gott. Das sind die Grundsteine, auf welchen das Gebäude des Buches sich aufrichtet, und wenn man den Prämissen zustimmt — und jeder gläubige Christ muß es — so kann man den Deduktionen Größe, Schärfe und Logik nicht absprechen.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. =

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.